Friedrich Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Erſter Band.

Judith. — Herodes und Mariamne. —
Ein Trauerſpiel in Sicilien.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mit der Herausgabe von Hebbel's Werken betraut, glaube ich nicht, an dieſem Orte Hebbel's literar-hiſtoriſche Stellung einer Beſprechung unterziehen zu ſollen. Der Tod, der einzige Beſchwichtiger literariſcher Kämpfe und Parteien, er hat auch bei Hebbel ſein Amt angetreten. Mit dem hingeſchiedenen Dichter ſind die leidenſchaftlichen Urtheile für und gegen ihn verſtummt. Daß ſeine Werke oft und reichlich zu ſolcher Heftigkeit Anlaß gegeben, iſt bekannt, und daß dies nicht den gleichgültigen Erſcheinungen begegnet, iſt eine durch die Erfahrung längſt beſtätigte Thatſache. Die Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke wird ſicherlich beitragen, das Verſtändniß dieſes Dichters zu erleichtern und zu verbreiten, die Meinungen über ihn zu berichtigen und zu ergänzen, weil erſt durch die Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke die Einſicht in den Zuſammenhang derſelben ermöglicht iſt.

Es war Hebbel nicht gegönnt, einen ſeiner Lieblingsgedanken ſelbſt verwirklicht zu ſehen: das Erſcheinen der Geſammt-Ausgabe ſeiner Schriften. Noch auf dem Sterbebette hatte er mit dieſem Gedanken geſpielt und den geiſtigen Gewinn überſchlagen, der dem Poeten in ſeinem Verhältniſſe zur Nation aus dem Unternehmen erwachſen werde. Nun, der Dichter in Hebbel iſt nicht entſchlummert, und ihm wird auch jetzt zu Gute kommen, was dem Menſchen verſagt geblieben. Verzichte! hieß ja die Mahnung, welche ſchon frühzeitig an ihn ergangen war. — Es iſt nicht Hebbel's Art geweſen, längſt abgeſchloſſene und abgethane Werke nachträglich zu bearbeiten oder gar umzuarbeiten. Nur bei den Gedichten war dies ſchon vor Jahren geſchehen und beim „Diamant“ damit ein Anfang gemacht worden. Wie Hebbel über die Zuläſſigkeit ſolcher Verbeſſerungen dachte, das ſagt uns die Stelle in einem ſeiner Briefe aus dem Jahre 1856, als er eben die Redaction ſeiner Gedichte beendigt hatte. Die Stelle lautet: „Im Ernſt: ich bin eine ſchwere Laſt vom Herzen los, und wenn man den Verbeſſerungen poetiſcher Werke nach oft gemachten Erfahrungen auch keineswegs immer trauen kann, ſo darf ich auf die meinigen doch vielleicht deßhalb mit einigem Vertrauen blicken, weil ich nirgends Hand angelegt habe, als da, wo ich gleich bei der Entſtehung des Gedichtes nicht zufrieden war. Denn das ſcheint mir die Grenze: am Gehalt, an den Gefühlen und Gedanken, wie dürftig ſie ſich auch ausnehmen mögen, wenn man von einer höheren Lebensſtufe auf ſie herabſchaut, muß man nicht corrigiren, nicht mäkeln und meiſtern wollen, aber der Ausdruck läßt ſich ſchärfen.“ Dennoch hatte er für die Geſammt Ausgabe durchgreifende Aenderungen an ſeinen Jugendproductionen beabſichtigt, und ſo würde er auch bei manchem der ſpäteren Stücke Einzelnes ausgeſchieden oder hinzugefügt haben.

Es ſollte anders kommen! Friedrich Hebbel ſtarb, ohne die beſſernde Hand an die Werke gelegt zu haben. Unter dieſen Umſtänden iſt der bei der Herausgabe einzuhaltende Weg deutlich vorgezeichnet. Hebbel's Werke müſſen ſo, wie er ſelbſt ſie veröffentlicht oder hinterlaſſen, nur mit jenen wenigen Berichtigungen, die er ausdrücklich als endgültig beſchloſſen angegeben hatte, in der Geſammt Ausgabe erſcheinen. Andere in ſeinen Aufſchreibungen angedeutete Aenderungen ſollen dem Kenner nicht verloren gehen, allein ſie dürfen den Leſer nicht ſtören. Sie werden daher in Anmerkungen am Schluſſe des betreffenden Bandes zu finden ſein.

Die auf 12 Bände berechnete Ausgabe ſoll in nachſtehender Weiſe geordnet werden:

I. Judith. — Herodes und Mariamne. — Ein Trauerſpiel in Sicilien.
II. Maria Magdalena. — Julia. — Michel Angelo.
III. Genoveva. — Agnes Bernauer.
IV. Der Diamant. — Der Rubin. — Gyges und ſein Ring.
V. Die Nibelungen.
VI. Demetrius. — Poſthume dramatiſche Fragmente.
VII. Gedichte.
VIII. Mutter und Kind. — Epigramme.
IX. Schnock. — Novellen. — Reiſebriefe und vermiſchte poetiſche Proſa.
X—XII. Vermiſchte Schriften: Abhandlungen, Kritiken.

Aus äußerlichen Gründen ging es nicht an, die Dramen, der Zeitfolge ihres Entſtehens nach aneinander zu reihen. Die Poſthuma im Bande VI. werden unter Andrem das Fragment des „Moloch“ enthalten. Während ſeines Aufenthaltes in Italien begonnen wurde der „Moloch“ von Hebbel, als er ſich in Wien dauernd anſiedelte, mit beſonderer Liebe weiter geführt, aber nur bis zum Schluſſe des zweiten Acts. Neue Stoffe drängten ſich an ihn heran und vereitelten die Vollendung des Werkes. Doch ſchon aus dem Bruchſtücke dürfte man die gigantiſche Anlage des Ganzen und die Ziele, denen er zuſteuerte, erkennen. Bei den Gedichten wird die Eintheilung maßgebend ſein, welche Hebbel ſelbſt getroffen, die umfangreichen und bedeutungsvollen Epigramme ausgenommen, die für ſich abgeſondert, neben dem kleinen Epos ſtehen und ſo den zweiten Band der Gedichte bilden werden. Dieſelben empfangen aus dem Nachlaſſe eine ſtattliche Vermehrung. Viele dieſer Nova zählen zu dem Schönſten und Rührendſten, das Hebbel überhaupt geſchaffen. Die von ihm ausgeſchiedenen Gedichte werden im Anhange ihre Stelle finden. Denn manches hätte er, wie ich weiß, ſelbſt wieder aufgenommen und von den übrigen gilt das Wort Aug. Wilh. Schlegels: daß der Dichter zwar mit ſeinen Hervorbringungen nach Willkühr ſchalten, aber nichts einmal Gegebenes zurücknehmen könne. Die Bände X—XII werden die äſthetiſchen und kritiſchen Arbeiten enthalten, deren er eine große Zahl in Zeitſchriften anonym veröffentlicht hat. Dieſen Bänden werden auch die der „Maria Magdalena“ und der „Julia“ zufällig angefügten Abhandlungen an ſchicklichem Orte einverbleibt, wie andererſeits die mit den Dramen enge verknüpften Vorreden unter die Anmerkungen verwieſen werden. Es geſchieht dieß vollkommen im Geiſte des Dichters, der einſt mit Immermann klagte, daß unſere Zeit den Künſtler oft nöthige, mit dem Stock herumzugehen und die Bilder zu erklären.

Meinem verehrten Freunde Profeſſor Julius Glaſer ſage ich warmen Dank für die rege Mühe und Sorgfalt, die er für die Herausgabe der Schriften Friedrich Hebbel's bis jetzt aufgewendet hat.

Zugleich richte ich an die Perſonen, welche dem Verewigten mehr oder minder nahe geſtanden, die dringende Bitte: ſie mögen mich durch Mittheilung von Briefen, Ergebniſſen, Nachrichten, die von Hebbel herrühren und ſich auf ihn beziehen, zum Zwecke der Biographie des Dichters, mit deren Abfaſſung ich mich beſchäftige, gütig unterſtützen.

Wien, September 1865.

Emil Kuh.

Inhalt.

Seite

Judith 1

Herodes und Mariamne 113

Ein Trauerſpiel in Sicilien 305

Anmerkungen 357

Judith.

Eine Tragödie in fünf Acten.

Perſonen:

Judith.
Holofernes.
Hauptleute des Holofernes.
Kämmerer des Holofernes.
Geſandte von Lybien.
Geſandte von Meſopotamien.
Soldaten und Trabanten.
Mirza, die Magd Judiths.
Ephraim.
Die Aelteſten von Bethulien.
Prieſter in Bethulien.
Bürger in Bethulien, darunter:
Ammon.
Hoſea.
Ben.
Aſſad, und ſein Bruder
Daniel, ſtumm und blind, gottbegeiſtert.
Samaja, Aſſads Freund.
Joſua.
Delia, Weib des Samaja.
Achior, der Hauptmann der Moabiter.
Aſſyriſche Prieſter.
Weiber, Kinder.
Samuel, ein uralter Greis, und ſein Enkel.

Die Handlung ereignet ſich vor und in der Stadt Bethulien.

Erſter Act.

Das Lager des Holofernes. Vorn, zur rechten Hand, das Zelt des Feldhauptmanns. Zelte. Kriegsvolk und Getümmel. Den Hintergrund ſchließt ein Gebirge, worin eine Stadt ſichtbar iſt.

Der Feldhauptmann Holofernes

tritt mit ſeinen Hauptleuten aus dem offenen Zelt hervor. Muſik erſchallt. Er macht nach einer Weile ein Zeichen. Die Muſik verſtummt.

Holofernes. Opfer!

Oberprieſter. Welchem Gott?

Holofernes. Wem ward geſtern geopfert?

Oberprieſter. Wir looſ'ten nach Deinem Befehl, und das Loos entſchied für Baal.

Holofernes. So iſt Baal heut' nicht hungrig. Bringt das Opfer Einem, den ihr Alle kennt, und doch nicht kennt!

Oberprieſter (mit lauter Stimme). Holofernes befiehlt, daß wir einem Gott opfern ſollen, den wir Alle kennen und doch nicht kennen!

Holofernes (lachend). Das iſt der Gott, den ich am meiſten verehre.

(Es wird geopfert.)

Holofernes. Trabant!

Trabant. Was gebietet Holofernes?

Holofernes. Wer unter meinen Kriegern ſich über ſeinen Hauptmann zu beſchweren hat, der tret' hervor. Verkünd' es!

Trabant (durch die Reihen der Soldaten gehend). Wer ſich über ſeinen Hauptmann zu beſchweren hat, der ſoll hervor treten. Holofernes will ihn hören.

Ein Krieger. Ich klage meinen Hauptmann an.

Holofernes. Weßhalb?

Der Krieger. Ich hatt' mir im geſtrigen Sturm eine Sclavin erbeutet, ſo ſchön, daß ich ſchüchtern vor ihr ward, und ſie nicht anzurühren wagte. Der Hauptmann kommt gegen Abend, da ich abweſend bin, in mein Zelt, er ſieht das Mägdlein, und haut ſie nieder, da ſie ſich ihm widerſetzt.

Holofernes. Der angeklagte Hauptmann iſt des Todes! (Zu einem Reiſigen) Schnell. Aber auch der Kläger. Nimm ihn mit. Doch ſtirbt der Hauptmann zuerſt.

Der Krieger. Du willſt mich mit ihm tödten laſſen?

Holofernes. Weil Du mir zu keck biſt. Um Euch zu verſuchen, ließ ich das Gebot ausgehen. Wollt' ich Deinesgleichen die Klage über Eure Hauptleute geſtatten: wer ſicherte mich vor den Beſchwerden der Hauptleute!

Der Krieger. Deinetwegen verſchont' ich das Mädchen; Dir wollt' ich ſie zuführen.

Holofernes. Wenn der Bettler eine Krone findet, ſo weiß er freilich, daß ſie dem König gehört. Der König dankt ihm nicht lange, wenn er ſie bringt. Doch, ich will Dir Deinen guten Willen lohnen, denn ich bin heut' morgen gnädig. Du magſt Dich in meinem beſten Wein betrinken, bevor man Dich tödtet. Fort!

(Der Soldat wird von dem Reiſigen abgeführt in den Hintergrund.)

Holofernes (zu einem der Hauptleute). Laß die Kameele zäumen!

Hauptmann. Es iſt bereits geſchehen.

Holofernes. Hatt' ich's denn ſchon befohlen?

Hauptmann. Nein, aber ich durfte erwarten, daß Du's gleich befehlen würdeſt.

Holofernes. Wer biſt Du, daß Du wagſt, mir meine Gedanken aus dem Kopfe zu ſtehlen? Ich will es nicht, dies zudringliche, zuvorkommende Weſen. Mein Wille iſt die Eins und Euer Thun die Zwei, nicht umgekehrt. Merk' Dir das!

Hauptmann. Verzeihung! (Geht ab.)

Holofernes (allein). Das iſt die Kunſt, ſich nicht auslernen laſſen, ewig ein Geheimniß zu bleiben! Das Waſſer verſteht dieſe Kunſt nicht; man ſetzte dem Meer einen Damm und grub dem Fluß ein Bett. Das Feuer verſteht ſie auch nicht, es iſt ſo weit herunter gekommen, daß die Küchenjungen ſeine Natur erforſcht haben, und nun muß es jedem Lump den Kohl gar machen. Nicht einmal die Sonne verſteht ſie, man hat ihr ihre Bahnen abgelauſcht, und Schuſter und Schneider meſſen nach ihrem Schatten die Zeit ab. Aber ich verſteh' ſie. Da lauern ſie um mich herum und gucken in die Ritzen und Spalten meiner Seele hinein und ſuchen aus jedem Wort meines Mundes einen Dietrich für meine Herzenskammer zu ſchmieden. Doch mein Heute paßt nie zum Geſtern, ich bin keiner von den Thoren, die in feiger Eitelkeit vor ſich ſelbſt niederfallen und einen Tag immer zum Narren des andern machen, ich hacke den heutigen Holofernes luſtig in Stücke und geb' ihn dem Holofernes von morgen zu eſſen; ich ſehe im Leben nicht ein bloßes langweiliges Füttern, ſondern ein ſtetes Um- und Wiedergebären des Daſeins; ja, es kommt mir unter all dem blöden Volk zuweilen vor, als ob ich allein da bin, als ob ſie nur dadurch zum Gefühl ihrer ſelbſt kommen können, daß ich ihnen Arm und Bein abhaue. Sie merken's auch mehr und mehr, aber ſtatt nun näher zu mir heran zu treten und an mir hinauf zu klettern, ziehn ſie ſich armſelig von mir zurück und fliehn mich, wie der Haaſe das Feuer, das ihm den Bart verſengen könnte. Hätt' ich doch nur einen Feind, nur Einen, der mir gegenüber zu treten wagte! Ich wollt' ihn küſſen, ich wollte, wenn ich ihn nach heißem Kampf in den Staub geworfen hätte, mich auf ihn ſtürzen und mit ihm ſterben! Nebucad Nezar iſt leider nichts als eine hochmüthige Zahl, die ſich dadurch die Zeit vertreibt, daß ſie ſich ewig mit ſich ſelbſt multiplicirt. Wenn ich mich und Aſſyrien abziehe, ſo bleibt Nichts übrig, als eine mit Fett ausgeſtopfte Menſchenhaut. Ich will ihm die Welt unterwerfen, und wenn er ſie hat, will ich ſie ihm wieder abnehmen!

Ein Hauptmann. Von unſerm großen König trifft ſo eben ein Bote ein.

Holofernes. Führe ihn augenblicklich zu mir. (Für ſich.) Nacken, biſt du noch gelenkig genug, dich zu beugen? Nebucad Nezar ſorgt dafür, daß du's nicht verlerneſt.

Bote. Nebucad Nezar, vor dem die Erde ſich krümmt, und dem Macht und Herrſchaft gegeben iſt vom Aufgang bis zum Niedergang, entbietet ſeinem Feldhauptmann Holofernes den Gruß der Gewalt.

Holofernes. In Demuth harr' ich ſeiner Befehle.

Bote. Nebucad Nezar will nicht, daß fernerhin andre Götter verehrt werden neben ihm.

Holofernes (ſtolz). Wahrſcheinlich hat er dieſen Entſchluß gefaßt, als er die Nachricht von meinen neueſten Siegen empfing.

Bote. Nebucad Nezar gebietet, daß man ihm allein opfern und die Altäre und Tempel der andern Götter mit Feuer und Flamme vertilgen ſoll.

Holofernes. Einer, ſtatt ſo vieler, das iſt ja recht bequem! Niemand aber hat's bequemer, als der König ſelbſt. Er nimmt ſeinen blanken Helm in die Hand und verrichtet ſeine Andacht vor ſeinem eigenen Bilde. Nur vor Bauchgrimmen muß er ſich hüten, damit er nicht Geſichter ſchneide und ſich ſelbſt erſchrecke. (Laut.) Nebucad Nezar hat gewiß im letzten Monat kein Zahnweh mehr gehabt?

Bote. Wir danken den Göttern dafür.

Holofernes. Du willſt ſagen, ihm ſelbſt.

Bote. Nebucad Nezar gebietet, daß man ihm jeden Morgen bei Sonnen-Aufgang ein Opfer darbringen ſoll.

Holofernes. Heute iſt's leider ſchon zu ſpät; wir wollen ſeiner bei Sonnen-Untergang gedenken!

Bote. Nebucad Nezar gebietet endlich noch Dir, Holofernes, daß Du Dich ſchonen und Dein Leben nicht jedem Unfall preisgeben ſollſt.

Holofernes. Ja, Freund, wenn die Schwerter ohne die Männer nur etwas Erkleckliches ausrichten könnten. Und dann, — ſieh, ich greife mein Leben durch nichts ſo ſehr an, als durch Trinken auf des Königs Geſundheit, und das kann ich doch unmöglich einſtellen.

Bote. Nebucad Nezar ſagte, keiner ſeiner Diener könne dich erſetzen, und er habe noch viel für Dich zu thun.

Holofernes. Gut, ich werde mich ſelbſt lieben, weil mein König es befiehlt. Ich küſſe den Schemel ſeiner Füße.

(Bote ab.)

Holofernes. Trabant!

Trabant. Was gebietet Holofernes?

Holofernes. Es iſt kein Gott außer Nebucad Nezar. Verkünd' es.

Trabant (geht durch die Reihen der Soldaten). Es iſt kein Gott außer Nebucad Nezar.

(Ein Oberprieſter geht vorüber.)

Holofernes. Prieſter, Du haſt gehört, was ich ausrufen ließ?

Prieſter. Ja.

Holofernes. So gehe hin und zertrümm're den Baal, den wir mit uns ſchleppen. Ich ſchenke Dir das Holz.

Prieſter. Wie kann ich zertrümmern, was ich angebetet habe?

Holofernes. Baal mag ſich wehren. Eins von Beidem: Du zertrümmerſt den Gott, oder Du hängſt Dich auf.

Prieſter. Ich zertrümm're. (Für ſich.) Baal trägt goldene Armbänder.

Holofernes (allein). Verflucht ſei Nebucad Nezar! Verflucht ſei er, weil er einen großen Gedanken hatte, einen Gedanken, den er nicht zu Ehren bringen, den er nur verhunzen und lächerlich machen kann! Wohl fühlt' ich's längſt: die Menſchheit hat nur den Einen großen Zweck, einen Gott aus ſich zu gebären; und der Gott, den ſie gebiert, wie will er zeigen, daß er's iſt, als dadurch, daß er ſich ihr zum ewigen Kampf gegenüber ſtellt, daß er all' die thörichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor ſich ſelbſt, des Zurückſchwindelns vor ſeiner ungeheuren Aufgabe unterdrückt, daß er ſie zu Staub zermalmt, und ihr noch in der Todesſtunde den Jubelruf abzwingt? — Nebucad Nezar weiß ſich's leichter zu machen. Der Ausrufer muß ihn zum Gott ſtempeln, und ich ſoll der Welt den Beweis liefern, daß er's ſei!

(Der Oberprieſter geht vorüber.)

Holofernes. Iſt Baal zertrümmert?

Prieſter. Er lodert in Flammen; mög' er's vergeben.

Holofernes. Es iſt kein Gott, als Nebucad Nezar. Dir befehl' ich, die Gründe dafür aufzufinden. Jeden Grund bezahl' ich mit einer Unze Goldes und drei Tage haſt Du Zeit.

Prieſter. Ich hoffe, dem Befehl zu genügen. (Ab.)

Ein Hauptmann. Geſandte eines Königs bitten um Gehör.

Holofernes. Welches Königs?

Hauptmann. Verzeih'. Man kann die Namen all' der Könige, die ſich vor Dir demüthigen, unmöglich behalten.

Holofernes (wirft ihm eine goldene Kette zu). Die erſte Unmöglichkeit, die mir gefällt. Führe ſie vor.

Geſandte (werfen ſich zu Boden). So wird der König von Lybien ſich vor Dir in den Staub werfen, wenn Du ihm die Gnade erzeigſt, in ſeiner Hauptſtadt einzuziehn.

Holofernes. Warum kamt Ihr nicht ſchon geſtern, warum nicht vorgeſtern?

Geſandte. Herr!

Holofernes. War die Entfernung zu groß, oder die Ehrfurcht zu klein?

Geſandte. Weh' uns!

Holofernes (für ſich). Grimm füllt meine Seele, Grimm gegen Nebucad Nezar. Ich muß ſchon gnädig ſein, damit dies Wurmgeſchlecht ſich nicht überhebt und ſich für den Quell meines Grimmes hält. (Laut.) Stehet auf und ſagt Eurem König —

Hauptmann (tritt auf). Geſandte von Meſopotamien!

Holofernes. Führe ſie herein.

Meſopotamiſche Geſandte (werfen ſich zur Erde). Meſopotamien bietet dem großen Holofernes Unterwerfung, wenn es dadurch ſeine Gnade erlangen kann.

Holofernes. Meine Gnade verſchenk' ich, ich verkauf' ſie nicht.

Meſopotamiſcher Geſandter. Nicht ſo. Meſopotamien unterwirft ſich unter jeder Bedingung, es hofft bloß auf Gnade.

Holofernes. Ich weiß nicht, ob ich dieſe Hoffnung erfüllen darf. Ihr habt lange gezögert.

Meſopotamiſcher Geſandter. Nicht länger, als es der weite Weg mit ſich brachte.

Holofernes. Einerlei. Ich habe geſchworen, daß ich das Volk, welches ſich zuletzt vor mir demüthigen würde, vertilgen will. Ich muß den Schwur halten.

Meſopotamiſcher Geſandter. Wir ſind die Letzten nicht. Unterwegs hörten wir, daß die Ebräer, unter Allen die Einzigen, Dir trotzen wollen und ſich verſchanzt haben.

Holofernes. Dann bringt Eurem König die Botſchaft, daß ich die Unterwerfung annehme. Auf welche Bedingungen: das wird er durch denjenigen meiner Hauptleute erfahren, den ich wegen der Erfüllung an ihn abſenden werde. (Zu den Lybiſchen Geſandten.) Sagt Eurem König daſſelbe. (Zu den Meſopotamiſchen Geſandten.) Wer ſind die Ebräer?

Meſopotamiſcher Geſandter. Herr, dies iſt ein Volk von Wahnſinnigen. Du ſiehſt es ſchon daraus, daß ſie ſich Dir zu widerſetzen wagen. Noch mehr magſt Du es daran erkennen, daß ſie einen Gott anbeten, den ſie nicht ſehen, noch hören können, von dem Niemand weiß, wo er wohnt, und dem ſie doch Opfer bringen, als ob er wild und drohend, wie unſ're Götter, vom Altar auf ſie herabſchaute. Sie wohnen im Gebirge.

Holofernes. Welche Städte haben ſie, was vermögen ſie, welcher König herrſcht über ſie, wie viel Kriegsvolk ſteht ihm zu Gebot?

Meſopotamiſcher Geſandter. Herr, dies Volk iſt verſteckt und mißtrauiſch. Wir wiſſen von ihnen nicht viel mehr, wie ſie ſelbſt von ihrem unſichtbaren Gott wiſſen. Sie ſcheuen die Berührung mit fremden Völkern. Sie eſſen und trinken nicht mit uns, höchſtens ſchlagen ſie ſich mit uns.

Holofernes. Wozu redeſt Du, wenn Du meine Frage nicht beantworten kannſt? (Macht ein Zeichen mit der Hand; die Geſandten, unter Kniebeugungen und Niederfallen, gehen ab.) Die Hauptleute der Moabiter und Ammoniter ſollen vor mir erſcheinen. (Trabant ab.) Ich achte ein Volk, das mir Widerſtand leiſten will. Schade, daß ich Alles, was ich achte, vernichten muß.

(Die Hauptleute treten auf, unter ihnen Achior.)

Holofernes. Was iſt das für ein Volk, das im Gebirge wohnt?

Achior. Herr, ich kenn' es wohl, dies Volk, und ich will Dir ſagen, wie es damit beſtellt iſt. Dies Volk iſt verächtlich, wenn es auszieht mit Spießen und Schwertern, die Waffen ſind eitel Spielwerk in ſeiner Hand, das ſein eigener Gott zerbricht, denn er will nicht, daß es kämpfen und ſich mit Blut beflecken ſoll, er allein will ſeine Feinde vernichten; aber furchtbar iſt dies Volk, wenn es ſich demüthigt vor ſeinem Gott, wie er es verlangt, wenn es ſich auf die Knie wirft, und ſich das Haupt mit Aſche beſtreut, wenn es Wehklagen ausſtößt und ſich ſelbſt verflucht; dann iſt es, als ob die Welt eine andere wird, als ob die Natur ihre eigenen Geſetze vergißt, das Unmögliche wird wirklich, das Meer theilt ſich, alſo, daß die Gewäſſer feſt auf beiden Seiten ſtehen, wie Mauern, zwiſchen denen eine Straße ſich hinzieht, vom Himmel fällt Brod herab und aus dem Wüſtenſand quillt ein friſcher Trunk!

Holofernes. Wie heißt ihr Gott?

Achior. Sie halten es für Raub an ihm, ſeinen Namen auszuſprechen, und würden den Fremden, der dies thun wollte, gewiß tödten.

Holofernes. Was haben ſie für Städte?

Achior (deutet auf die Stadt im Gebirge). Bethulien heißt die Stadt, die uns zunächſt liegt und die Du dort ſiehſt. Dieſe haben ſie verſchanzt. Ihre Hauptſtadt aber heißt Jeruſalem. Ich war dort und ſah den Tempel ihres Gottes. Er hat auf Erden ſeines Gleichen nicht. Mir war's, wie ich bewundernd vor ihm ſtand, als ob ſich mir etwas auf den Nacken legte und mich zu Boden drückte; ich lag mit einmal auf den Knieen, und wußte ſelbſt nicht, wie das kam. Faſt hätten ſie mich geſteinigt, denn als ich mich wieder erhob, fühlt' ich einen unwiderſtehlichen Drang, in das Heiligthum einzutreten, und darauf ſteht der Tod. — Ein ſchönes Mädchen vertrat mir den Weg und ſagte mir das; ich weiß nicht, war's aus Mitleid mit meiner Jugend, oder aus Furcht vor der Verunreinigung des Tempels durch einen Heiden. Nun höre auf mich, o Herr, und achte meine Worte nicht gering.] Laß forſchen, ob dies Volk ſich verſündigt hat wider ſeinen Gott; iſt das, ſo laß uns hinauf ziehn, dann giebt ihr Gott ſie Dir gewiß in die Hände und Du wirſt ſie leicht unter Deine Füße bringen. Haben ſie ſich aber nicht verſündigt wider ihren Gott, ſo kehre um; denn ihr Gott wird ſie beſchirmen und wir werden zum Spott dem ganzen Lande. Du biſt ein gewaltiger Held, aber ihr Gott iſt zu mächtig; kann er Dir Niemand entgegenſtellen, der Dir gleicht, ſo kann er Dich zwingen, daß Du Dich wider Dich ſelbſt empörſt und Dich mit eigener Hand aus dem Wege räumſt.

Holofernes. Weiſſageſt Du mir aus Furcht, oder Argliſt des Herzens? Ich könnte Dich ſtrafen, weil Du Dich erfrechſt, neben mir noch einen Andern zu fürchten. Aber ich will's nicht thun, Du ſollſt Dir ſelbſt zum Gericht geſprochen haben. Was die Ebräer erwartet, das erwartet auch Dich! Ergreift ihn und führt ihn ungefährdet hin! (Es geſchieht.) Und wer ihn bei Einnahme der Stadt niedermacht und mir ſein Haupt bringt, dem wäg' ich's auf mit Gold! (Mit erhobener Stimme.) Nun auf gen Bethulien!

(Der Zug ſetzt ſich in Bewegung.)

Zweiter Act.

(Gemach der Judith. Judith und Mirza am Webſtuhl.)

Judith. Was ſagſt Du zu dieſem Traum?

Mirza. Ach, höre lieber auf das, was ich Dir ſagte.

Judith. Ich ging und ging und mir war's ganz eilig, und doch wußt' ich nicht, wohin mich's trieb. Zuweilen ſtand ich ſtill und ſann nach, dann war's mir, als ob ich eine große Sünde beginge; fort, fort! ſagt' ich zu mir ſelbſt und ging ſchneller wie zuvor.

Mirza. Eben ging Ephraim vorbei. Er war ganz traurig.

Judith (ohne auf ſie zu hören). Plötzlich ſtand ich auf einem hohen Berg, mir ſchwindelte, dann ward ich ſtolz, die Sonne war mir ſo nah', ich nickte ihr zu und ſah immer hinauf. Mit einmal bemerkt' ich einen Abgrund zu meinen Füßen, wenige Schritte von mir, dunkel, unabſehlich, voll Rauch und Qualm.

Und ich vermochte nicht zurück zu gehen, noch ſtill zu ſtehen, ich taumelte vorwärts; Gott! Gott! rief ich in meiner Angſt, — hie bin ich! tönte es aus dem Abgrund herauf, freundlich, ſüß; ich ſprang, weiche Arme fingen mich auf, ich glaubte, Einem an der Bruſt zu ruhen, den ich nicht ſah, und mir ward unſäglich wohl, aber ich war zu ſchwer, er konnte mich nicht halten, ich ſank, ſank, ich hört' ihn weinen, und wie glühende Thränen träufelte es auf meine Wange. —

Mirza. Ich kenne einen Traumdeuter. Soll ich ihn zu Dir rufen?

Judith. Leider iſt's gegen das Geſetz. Aber das weiß ich, ſolche Träume ſoll man nicht gering achten! Sieh, ich denke mir das ſo. Wenn der Menſch im Schlaf liegt, aufgelöſ't, nicht mehr zuſammengehalten durch das Bewußtſein ſeiner ſelbſt, dann verdrängt ein Gefühl der Zukunft alle Gedanken und Bilder der Gegenwart, und die Dinge, die kommen ſollen, gleiten als Schatten durch die Seele, vorbereitend, warnend, tröſtend. Daher kommt's, daß uns ſo ſelten oder nie etwas wahrhaft überraſcht, daß wir auf das Gute ſchon lange vorher ſo zuverſichtlich hoffen und vor jedem Uebel unwillkürlich zittern. Oft hab' ich gedacht, ob der Menſch wohl auch noch kurz vor ſeinem Tode träumt.

Mirza. Warum hörſt Du nie, wenn ich Dir von Ephraim ſpreche.

Judith. Weil mich's vor Männern ſchaudert.

Mirza. Und haſt doch einen Mann gehabt?

Judith. Ich muß Dir ein Geheimniß anvertrauen. Mein Mann war wahnſinnig.

Mirza. Unmöglich. Wie wäre mir das entgangen?

Judith. Er war es, ich muß es ſo nennen, wenn ich nicht vor mir ſelbſt erſchrecken, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich ein grauenhaftes, fürchterliches Weſen bin. Sieh, keine vierzehn Jahr war ich alt, da ward ich dem Manaſſes zugeführt. Du wirſt des Abends noch gedenken, Du folgteſt mir. Mit jedem Schritt, den ich that, ward mir beklommener, bald meint' ich, ich ſollte aufhören zu leben, bald, ich ſollte erſt anfangen. Ach, und der Abend war ſo lockend, ſo verführeriſch, man konnt' ihm nicht widerſtehen; der warme Wind hob meinen Schleier, als wollt' er ſagen: nun iſt's Zeit; aber ich hielt ihn feſt, denn ich fühlte, wie mein Geſicht glühte, und ich ſchämte mich deſſen. Mein Vater ging an meiner Seite, er war ſehr ernſthaft und ſprach Manches, worauf ich nicht hörte, zuweilen ſchaut' ich zu ihm auf, dann dacht' ich: Manaſſes ſieht gewiß anders aus. Haſt Du denn all' das nicht bemerkt? Du warſt ja auch dabei.

Mirza. Ich ſchämte mich mit Dir.

Judith. Endlich kam ich in ſein Haus, und ſeine alte Mutter trat mir mit einem feierlichen Geſicht entgegen. Es koſtete mir Ueberwindung ſie Mutter zu nennen; ich glaubte, meine Mutter müſſe das in ihrem Grabe fühlen und es müſſe ihr weh thun. Dann ſalbteſt Du mich mit Narden und Oel, da hatt' ich doch wahrlich eine Empfindung, als wäre ich todt und würde als Todte geſalbt; Du ſagteſt auch, ich würde bleich. Nun kam Manaſſes, und als er mich anſchaute, erſt ſchüchtern, dann dreiſt und immer dreiſter, als er zuletzt meine Hand faßte und etwas ſagen wollte und nicht konnte, da war mir's ganz ſo, als ob ich in Brand geſteckt würde, als ob es lichterloh aus mir herausflammte. Verzeih', daß ich dies ſage.

Mirza. Du preßteſt Dein Geſicht erſt einige Augenblicke in Deine Hände, dann ſprangſt Du ſchnell auf und fielſt ihm um den Hals. Ich erſchrack ordentlich.

Judith. Ich ſah es und lachte Dich aus, ich dünkte mich mit einmal viel klüger als Du. Nun höre weiter, Mirza. Wir gingen in die Kammer hinein; die Alte that allerlei ſeltſame Dinge und ſprach etwas, wie einen Segen; mir ward doch wieder ſchwer und ängſtlich, als ich mich mit Manaſſes allein befand. Drei Lichter brannten, er wollte ſie auslöſchen; laß, laß, ſagte ich bittend; Närrin! ſagte er, und wollte mich faſſen — da ging eins der Lichter aus, wir bemerktens kaum; er küßte mich — da erloſch das zweite. Er ſchauderte und ich nach ihm, dann lacht' er und ſprach: das dritte lösch' ich ſelbſt; ſchnell, ſchnell, ſagte ich, denn es überlief mich kalt; er that's. Der Mond ſchien hell in die Kammer, ich ſchlüpfte in's Bett, er ſchien mir gerade in's Geſicht. Manaſſes rief: ich ſehe Dich ſo deutlich wie am Tage, und kam auf mich zu. Auf einmal blieb er ſtehen; es war, als ob die ſchwarze Erde eine Hand ausgeſtreckt und ihn von unten damit gepackt hätte. Mir ward's unheimlich; komm', komm'! rief ich, und ſchämte mich gar nicht, daß ich's that. Ich kann ja nicht, antwortete er dumpf und bleiern, ich kann nicht! wiederholte er noch einmal und ſtarrte ſchrecklich mit weit aufgeriſſenen Augen zu mir herüber, dann ſchwankte er zum Fenſter und ſagte wohl zehnmal hinter einander: ich kann nicht! Er ſchien nicht mich, er ſchien etwas Fremdes, Entſetzliches, zu ſehen.

Mirza. Unglückliche!

Judith. Ich fing an, heftig zu weinen, ich kam mir verunreinigt vor, ich haßte und verabſcheute mich. Er gab mir liebe, liebe Worte, ich ſtreckte die Arme nach ihm aus, aber ſtatt zu kommen, begann er leiſe zu beten. Mein Herz hörte auf zu ſchlagen, mir war, als ob ich einfröre in meinem Blut; ich wühlte mich in mich ſelbſt hinein, wie in etwas Fremdes, und als ich mich zuletzt nach und nach in Schlaf verlor, hatt' ich ein Gefühl, als ob ich erwachte. Am andern Morgen ſtand Manaſſes vor meinem Bett, er ſah mich mit unendlichem

Mitleid an, mir ward's ſchwer, ich hätte erſticken mögen; da war's, als ob etwas in mir riß, ich brach in ein wildes Gelächter aus und konnte wieder athmen. Seine Mutter blickte finſter und ſpöttiſch auf mich, ich merkte, daß ſie gelauſcht hatte, ſie ſagte kein Wort zu mir und trat flüſternd mit ihrem Sohn in eine Ecke. Pfui! rief er auf einmal laut und zornig, Judith iſt ein Engel! ſetzte er hinzu und wollte mich küſſen, ich weigerte ihm meinen Mund, er nickte ſonderbar mit dem Kopf, es ſchien ihm recht zu ſein. (Nach einer langen Pauſe.) Sechs Monate war ich ſein Weib — er hat mich nie berührt.

Mirza. Und —?

Judith. Wir gingen ſo Eins neben dem Andern hin, wir fühlten, daß wir zu einander gehörten, aber es war, als ob etwas zwiſchen uns ſtände, etwas Dunkles, Unbekanntes. Zuweilen ruhte ſein Auge mit einem Ausdruck auf mir, der mich ſchaudern machte; ich hätte ihn in einem ſolchen Moment erwürgen können, aus Angſt, aus Nothwehr, ſein Blick bohrte, wie ein Giftpfeil, in mich hinein. Du weißt, es war vor drei Jahren in der Gerſten-Ernte, da kam er krank vom Felde zurück und lag nach drittehalb Tagen im Sterben. Mir war's, als wollt' er ſich mit einem Raub an meinem Innerſten davon ſchleichen, ich haßte ihn, ſeiner Krankheit wegen, mir ſchien's, als ob er mich mit ſeinem Tode, wie mit einem Frevel bedrohte. Er darf nicht ſterben — rief's in meiner Bruſt — er darf ſein Geheimniß nicht mit in's Grab hinunter nehmen, du mußt Muth faſſen und ihn endlich fragen. Manaſſes — ſprach ich und beugte mich über ihn — was war das in unſ'rer Hochzeitsnacht? — Sein dunkles Auge war ſchon zugefallen, er ſchlug es mühſam wieder auf, ich ſchauderte, denn er ſchien ſich aus ſeinem Leibe, wie aus einem Sarge, zu erheben. Er ſah mich lange an, dann ſagte er: ja, ja, ja, jetzt darf ich's Dir ſagen, Du — — Aber ſchnell, als ob ich's nimmermehr wiſſen dürfte, trat der Tod zwiſchen mich und ihn, und verſchloß ſeinen Mund auf ewig. (Nach einem großen Stillſchweigen.) Sag', Mirza, muß ich nicht ſelbſt wahnſinnig werden, wenn ich aufhöre, Manaſſes für wahnſinnig zu halten?

Mirza. Ich ſchaudere.

Judith. Du haſt oft geſehen, daß ich manchmal wenn ich ſtill am Webſtuhl oder bei ſonſt einer Arbeit zu ſitzen ſcheine, plötzlich ganz zuſammen falle und zu beten anfange. Man hat mich deswegen fromm und gottesfürchtig genannt. Ich ſage Dir, Mirza, wenn ich das thue, ſo geſchieht's, weil ich mich vor meinen Gedanken nicht mehr zu retten weiß. Mein Gebet iſt dann ein Untertauchen in Gott, es iſt nur eine andere Art von Selbſtmord, ich ſpringe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Waſſer — —

Mirza (mit Gewalt ablenkend). Du ſollteſt lieber in ſolchen Augenblicken vor einen Spiegel treten. Vor dem Glanz Deiner Jugend und Schönheit würden die Nachtgeſpenſter ſcheu und geblendet entweichen.

Judith. Ha, Thörin, kennſt Du die Frucht, die ſich ſelber eſſen kann? Du wäreſt beſſer nicht jung und nicht ſchön, wenn Du es für Dich allein ſein mußt. Ein Weib iſt ein Nichts; nur durch den Mann kann ſie etwas werden; ſie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das ſie gebiert, iſt der einzige Dank, den ſie der Natur für ihr Daſein darbringen kann. Unſelig ſind die Unfruchtbaren, doppelt unſelig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib!

Mirza. Wer verbietet's Dir, auch für Andere, auch für einen geliebten Mann jung und ſchön zu ſein? Haſt Du nicht unter den Edelſten die Wahl?

Judith (ſehr ernſt). Du haſt mich in Nichts verſtanden. Meine Schönheit iſt die der Tollkirſche: ihr Genuß bringt Wahnſinn und Tod!

Ephraim (tritt haſtig herein). Ha, Ihr ſeid ſo ruhig, und Holofernes ſteht vor der Stadt!

Mirza. So ſei Gott uns gnädig!

Ephraim. Wahrlich, Judith, wenn Du geſehen hätteſt, was ich ſah, Du würdeſt zittern. Man möchte ſchwören, Alles, was Furcht und Schrecken einflößen kann, ſei im Solde des Heiden. Dieſe Menge von Kameelen und Roſſen, von Wagen und

Mauerbrechern! Ein Glück, daß Wälle und Thore keine Augen haben! Sie würden vor Angſt einſtürzen, wenn ſie all' den Gräuel erblicken könnten!

Judith. Ich glaube, Du ſaheſt mehr, wie Andere.

Ephraim. Ich ſage Dir, Judith, es giebt Keinen in ganz Bethulien, der jetzt nicht ausſieht, als ob er das Fieber hätte. Du ſcheinſt wenig vom Holofernes zu wiſſen, ich weiß um ſo mehr von ihm. Jedes Wort aus ſeinem Munde iſt ein reißendes Thier. Wenn es des Abends dunkel wird — —

Judith. So läßt er Lichter anzünden.

Ephraim. Das thun wir, ich und Du! Er läßt Dörfer und Städte in Brand ſtecken und ſagt: dies ſind meine Fackeln! ich hab' ſie billiger, wie andere. Und er meint ſehr gnädig zu ſein, wenn er bei der Gluth einer und derſelben Stadt ſein Schwert putzen und ſeinen Braten ſchmoren läßt. Als er Bethulien erblickte, ſoll er gelacht und ſeinen Koch ſpöttiſch gefragt haben: Meinſt Du, daß Du ein Straußen-Ei dabei röſten kannſt?

Judith. Ich möcht' ihn ſehen! (Für ſich.) Was ſagt' ich da!

Ephraim. Wehe Dir, wenn Du von ihm geſehen würdeſt! Holofernes tödtet die Weiber durch Küſſe und Umarmungen, wie die Männer durch Spieß und Schwert. Hätte er dich in den Mauern der Stadt gewußt: Deinetwegen allein wäre er gekommen!

Judith (lächelnd). Möcht' es ſo ſein! Dann braucht' ich ja nur zu ihm hinaus zu gehen, und Stadt und Land wäre gerettet!

Ephraim. Du allein haſt das Recht, dieſen Gedanken auszudenken.

Judith. Und warum nicht? Eine für Alle, und Eine, die ſich immer umſonſt fragte: wozu biſt du da? Ha, und wenn er nicht meinetwegen kam, wär' er nicht dahin zu bringen, daß er meinetwegen gekommen zu ſein glaubte? Ragt der Rieſe mit ſeinem Haupt ſo hoch in die Wolken hinein, daß Ihr ihn nicht erreichen könnt, ei, ſo werft ihm einen Edelſtein vor die Füße: er wird ſich bücken, um ihn aufzuheben, und dann überwältigt Ihr ihn leicht.

Ephraim (für ſich). Mein Plan war einfältig. Was ihr Angſt einjagen und ſie mir in die Arme treiben ſollte, macht ſie kühn. Ich komme mir wie gerichtet vor, wenn ich ihr in's Auge ſchaue. Ich hoffte, ſie ſollte in dieſer allgemeinen Noth ſich nach einem Beſchützer umſehen, und wer war ihr näher, wie ich. (Laut.) Judith, Du biſt ſo muthig, daß Du aufhörſt, ſchön zu ſein.

Judith. Wenn Du ein Mann biſt, ſo darfſt Du mir das ſagen!

Ephraim. Ich bin ein Mann und darf Dir mehr ſagen. Sieh', Judith, es kommen ſchlimme Zeiten, Zeiten, in denen Niemand ſicher iſt, als die in den Gräbern wohnen. Wie willſt Du ſie beſtehen, die Du nicht Vater, nicht Bruder, nicht Gatten haſt?

Judith. Du willſt doch den Holofernes nicht zu Deinem Freiwerber machen?

Ephraim. Spotte nur, aber höre. Ich weiß, daß Du mich verſchmähſt, und hätte ſich die Welt um uns her nicht ſo drohend verändert, ich wäre Dir nicht wieder unter die Augen getreten. Siehſt Du dies Meſſer?

Judith. Es iſt ſo blank, daß ich mein eigenes Bild darin erblicken kann.

Ephraim. Ich ſchliff es den Tag, an dem Du mich hohnlachend von Dir ſtießeſt, und wahrlich, ſtünden jetzt die Aſſyrier nicht vor dem Thor, ſo ſtäcke es ſchon in meiner Bruſt! Dann hätteſt Du es nicht als Spiegel gebrauchen können, denn mein Blut würde es roſtig gemacht haben!

Judith. Gieb her. (Sie ſticht nach ſeiner Hand, die er zurückzieht.) Pfui! Du wagſt von Selbſtmord zu reden, und zitterſt vor einem Stich in die Hand.

Ephraim. Du ſtehſt vor mir, ich ſehe Dich, ich höre Dich, jetzt lieb ich mich ſelbſt, denn ich fühle mich nicht mehr, ich bin voll von Dir! So etwas gelingt nur in finſtrer Nacht, wo im Herzen nichts mehr wacht, als der Schmerz, wo der Tod die Seele zuſammendrückt, wie der Schlaf die Augen, und wo man nur willenlos auszuführen glaubt, was eine unſichtbare Macht gebietet. O, ich kenn's, denn ich war ſo weit, daß ich ſelbſt nicht weiß, warum ich nicht weiter ging! Das hat mit Muth und Feigheit nichts zu thun, es iſt wie ein Abriegeln der Thür, wenn man ſchlafen will!

Judith (reicht ihm die Hand).

Ephraim. Judith, ich liebe Dich, Du liebſt mich nicht. Du kannſt für das Eine nicht, ich kann nicht für das Andere. Aber weißt Du, was das heißt, zu lieben und verſchmäht zu werden? Das iſt nicht wie ſonſt ein Leid. Nimmt man mir heute etwas, ſo lern' ich morgen, daß ich's entbehren kann. Schlägt man mir eine Wunde, ſo hab ich Gelegenheit, mich im Heilen zu verſuchen. Aber, behandelt man meine Liebe wie eine Thorheit, ſo macht man das Heiligſte in meiner Bruſt zur Lüge. Denn, wenn das Gefühl, was mich zu Dir hinzieht, mich betrügt, welche Bürgſchaft hab' ich, daß das, was mich vor Gott darnieder wirft, Wahrheit iſt?

Mirza. Fühlſt Du's nicht, Judith?

Judith. Kann Liebe Pflicht ſein? Muß ich dieſem meine Hand reichen, damit er ſeinen Dolch fallen läßt? Faſt glaub' ich's!

Ephraim. Judith, ich werb' noch einmal um Dich! Das heißt, ich werb' um die Erlaubniß, für Dich zu ſterben. Ich will nichts, als der Schild ſein, an dem die Schwerter, die Dich bedrohen, ſich ſtumpf hacken!

Judith. Iſt dies derſelbe Menſch, den ein Blick auf das Lager der Feinde entſeelt zu haben ſchien? Der mir vorkam, wie Einer, dem ich einen von meinen Röcken borgen müſſe? Sein Auge flammt, ſeine Fauſt ballt ſich! O Gott, ich achte ſo gern, mir iſt, als ſchnitt' ich in mein eignes Fleiſch hinein, wenn ich Jemanden verachten muß! Ephraim, ich habe Dir weh gethan! Es ſchmerzt mich! Ich wollte aufhören, in Deinen Augen liebenswerth zu ſein, denn ich konnte Dir Nichts gewähren, darum ſpottete ich Dein. Ich will Dich belohnen, ich kann's! Aber weh Dir, wenn Du mich jetzt nicht verſtehſt, wenn, ſo wie ich das Wort ausſpreche, die That nicht, gebietend, wie die Nothwendigkeit ſelbſt, vor Deine Seele hintritt, wenn Dir's nicht iſt, als lebteſt Du nur, um ſie zu vollbringen. Geh hin und tödte den Holofernes! Dann — dann fordere von mir den Lohn, den Du willſt!

Ephraim. Du raſeſt! Den Holofernes tödten in der Mitte der Seinen? wie wär's möglich!

Judith. Wie es möglich iſt? Weiß ich's? Dann thät' ich's ſelbſt! ich weiß nur, daß es nöthig iſt.

Ephraim. Ich ſah ihn nie, aber ich ſeh' ihn.

Judith. Ich auch, mit dem Antlitz, das ganz Auge iſt, gebietendes Auge, und mit dem Fuß, vor dem die Erde, die er tritt, zurück zu beben ſcheint. Aber, es gab eine Zeit, wo er nicht war, darum kann eine kommen, wo er nicht mehr ſein wird!

Ephraim. Gieb ihm den Donner und nimm ihm ſein Heer, und ich wag's, aber jetzt —

Judith. Wolle nur! Und aus den Tiefen des Abgrunds herauf und von der Veſte des Himmels herunter ruſſt Du die heiligen, ſchützenden Kräfte, und ſie ſegnen und ſchirmen Dein Werk, wenn nicht Dich! Denn Du willſt, was Alles will: worüber die Gottheit brütet in ihrem erſten Zorn, und worüber die Natur, die vor der Rieſengeburt ihres eigenen Schooßes zittert und die den zweiten Mann nicht erſchaffen wird, oder nur darum, damit er den erſten vertilge, knirſchend ſinnt in qualvollem Traum!

Ephraim. Nur weil Du mich haſſeſt, weil Du mich tödten willſt, forderſt Du das Undenkbare.

Judith (glühend). Ich hab' Dir recht gethan! Was? ſolch ein Gedanke begeiſtert Dich nicht? Er berauſcht Dich nicht einmal? Ich, die Du liebſt, ich die ich Dich über Dich ſelbſt erhöhen wollte, um Dich wieder lieben zu können, ich leg' ihn Dir in die Seele, und er iſt Dir Nichts als eine Laſt, die Dich nur tiefer in den Staub drückt? Sieh, wenn Du ihn mit Jauchzen empfangen, wenn Du ſtürmiſch nach einem Schwert gegriffen, und Dir nicht einmal zum flüchtigen Lebewohl die Zeit genommen hätteſt, dann, o, das fühl' ich, dann hätt' ich mich Dir weinend in den Weg geworfen, ich hätte Dir die Gefahr ausgemalt mit der Angſt eines Herzens, das für ſein Geliebteſtes zittert, ich hätte Dich zurückgehalten oder wäre Dir gefolgt. Jetzt — ha! ich bin mehr, als gerechtfertigt; Deine Liebe iſt die Strafe Deiner armſeligen Natur, ſie ward Dir zum Fluch, damit ſie Dich verzehre; ich würde mir zürnen, wenn ich mich auch nur auf einer Regung des Mitleids mit Dir ertappte. Ich begreife Dich ganz, ich begreife ſogar, daß das Höchſte Dir ſein muß wie das Gemeinſte, daß Du lächeln mußt, wenn ich bete!

Ephraim. Verachte mich! Aber erſt zeig' mir den, der das Unmögliche möglich macht!

Judith. Ich werd' ihn Dir zeigen! Er wird kommen! Er muß ja kommen! Und iſt Deine Feigheit die Deines ganzen Geſchlechts, ſehen alle Männer in der Gefahr Nichts, als die Warnung, ſie zu vermeiden, — dann hat ein Weib das Recht erlangt auf eine große That, dann — ha, ich hab' ſie von Dir gefordert, ich muß beweiſen, daß ſie möglich iſt!

Dritter Act.

Gemach der Judith.

Judith
(in ſchlechten Kleidern, mit Aſche beſtreut, ſitzt zuſammengekauert da).

Mirza (tritt ein und betrachtet ſie). So ſitzt ſie nun ſchon drei Tage und drei Nächte. Sie ißt nicht, ſie trinkt nicht, ſie ſpricht nicht. Sie ſeufzt und wehklagt nicht einmal. „Das Haus brennt!“ ſchrie ich ihr geſtern Abend zu und ſtellte mich, als hätt' ich den Kopf verloren. Sie veränderte keine Miene und blieb ſitzen. Ich glaube, ſie will, daß man ſie in einen Sarg packen, den Deckel über ſie nageln und ſie forttragen ſoll. Sie hört Alles, was ich hier rede, und doch ſagt ſie Nichts dazu. Judith, ſoll ich den Todtengräber beſtellen?

Judith (winkt ihr mit der Hand fortzugehen).

Mirza. Ich gehe, aber nur um gleich wieder zu kommen. Ich vergeſſe den Feind und alle Noth über Dich. Wenn Einer den Bogen auf mich anlegte, ich würd's nicht bemerken, ſo lange ich Dich dort lebendig todt ſitzen ſehe. Erſt hatteſt Du ſo viel Muth, daß die Männer ſich ſchämten, und nun — Ephraim hatte Recht; er ſagte: ſie fordert ſich ſelbſt heraus, um ihre Furcht zu vergeſſen. (Ab.)

Judith (ſtürzt auf die Kniee). Gott, Gott! Mir iſt, als müßt' ich Dich am Zipfel faſſen, wie Einen, der mich auf ewig zu verlaſſen droht! Ich wollte nicht beten, aber ich muß beten, wie ich Odem ſchöpfen muß, wenn ich nicht erſticken ſoll! Gott! Gott! Warum neigſt Du Dich nicht auf mich herab? Ich bin ja zu ſchwach, um zu Dir empor zu klimmen! Sieh, hier lieg' ich, wie außer der Welt und außer der Zeit; ich harre mit Angſt eines Winkes von Dir, der mich aufſteh'n und handeln heißt! Mit Frohlocken ſah ich's, als die Gefahr uns nahe trat, denn mir war ſie Nichts, als ein Zeichen, daß Du Dich unter Deinen Auserwählten verherrlichen wolleſt. Mit ſchaudernder Wonne erkannt' ich, daß das, was mich erhob, alle Andere zu Boden warf, denn mir kam es vor, als ob Dein Finger gnadenvoll auf mich deutete, als ob Dein Triumph von mir ausgehen ſolle! Mit Entzücken ſah ich's, daß Jener, dem ich das große Werk abtreten wollte, um in Demuth das höchſte Opfer zu bringen, ſich davor feig und zitternd wie ein Wurm in dem Schlamm ſeiner Armſeligkeit verkroch. „Du biſt's, du biſt's!" rief ich mir zu, und warf mich vor Dir nieder und ſchwur mir mit einem theuren Eid, niemals wieder aufzuſtehen, oder erſt dann, wenn Du mir den Weg gezeigt, der zum Herzen des Holofernes führt. Ich lauſchte in mich ſelbſt hinein, weil ich glaubte, ein Blitz der Vernichtung müſſe aus meiner Seele hervorſpringen; ich horchte in die Welt hinaus, weil ich dachte: ein Held hat dich überflüſſig gemacht; aber in mir und außer mir bleibt's dunkel. Nur Ein Gedanke kam mir, nur Einer, mit dem ich ſpielte und der immer wiederkehrt: doch, der kam nicht von Dir. Oder kam er von Dir? — (Sie ſpringt auf.) Er kam von Dir! Der Weg zu meiner That geht durch die Sünde! Dank, Dank Dir, Herr! Du machſt mein Auge hell. Vor Dir wird das Unreine rein; wenn Du zwiſchen mich und meine That eine Sünde ſtellſt: wer bin ich, daß ich mit Dir darüber hadern, daß ich mich Dir entziehen ſollte! Iſt nicht meine That ſo viel werth, als ſie mich koſtet? Darf ich meine Ehre, meinen unbefleckten Leib mehr lieben, wie Dich? O, es löſ't ſich in mir wie ein Knoten. Du machteſt mich ſchön; jetzt weiß ich, wozu. Du verſagteſt mir ein Kind; jetzt fühl' ich, warum, und freu' mich, daß ich mein eigen Selbſt nicht doppelt zu lieben hab'. Was ich ſonſt für Fluch hielt, erſcheint mir nun wie Segen! — (Sie tritt vor einen Spiegel.) Sei mir gegrüßt, mein Bild! Schämt euch, Wangen, daß ihr noch nicht glüht; iſt der Weg zwiſchen euch und dem Herzen ſo weit? Augen, ich lob' euch, ihr habt Feuer getrunken und ſeid berauſcht! Armer Mund, dir nehm' ich's nicht übel, daß du bleich biſt, du ſollſt das Entſetzen küſſen. (Sie tritt vom Spiegel weg.) Holofernes, dieſes Alles iſt Dein; ich habe keinen Theil mehr daran; ich hab' mich tief in mein Innerſtes zuſammengezogen. Nimm's, aber zittre, wenn Du es haſt; ich werde in einer Stunde, wo Du's nicht denkſt, aus mir herausfahren, wie ein Schwert aus der Scheide, und mich mit Deinem Leben bezahlt machen! Muß ich Dich küſſen, ſo will ich mir einbilden, es geſchieht mit vergifteten Lippen; wenn ich Dich umarme, will ich denken, daß ich Dich erwürge. Gott, laſſ' ihn Gräuel begehen unter meinen Augen, blutige Gräuel, aber ſchütze mich, daß ich nichts Gutes von ihm ſehe!

Mirza (kommt). Riefſt Du mich, Judith?

Judith. Nein, ja. Mirza, Du ſollſt mich ſchmücken.

Mirza. Willſt Du nicht eſſen?

Judith. Nein, ich will geſchmückt ſein.

Mirza. Iß, Judith. Ich kann's nicht länger aushalten!

Judith. Du?

Mirza. Sieh, als Du gar nicht eſſen und trinken wollteſt, da ſchwur ich: dann will ich auch nicht! Ich that's, um Dich zu zwingen; wenn Du nicht Mitleid mit Dir ſelbſt hatteſt, ſo ſollteſt Du's mit mir haben. Ich ſagte es Dir, aber Du haſt's wohl nicht gehört. Es ſind nun drei Tage.

Judith. Ich wollt' ich wäre ſo viel Liebe werth.

Mirza. Laß uns eſſen und trinken. Es wird bald zum letzten Mal ſein, wenigſtens das Trinken. Die Röhren zum Brunnen ſind abgehauen; auch zu den kleinen Brunnen an der Mauer kann Niemand mehr kommen, denn ſie werden von den Kriegsleuten bewacht. Doch ſind ſchon welche hinausgegangen, die ſich lieber tödten laſſen, als noch länger durſten wollten. Von Einem ſagt man, daß er, ſchon durchſtoßen, ſterbend zum Brunnen kroch, um ſich noch einmal zu letzen; aber eh' er das Waſſer, das er ſchon in der Hand hielt, an die Lippen brachte, gab er den Geiſt auf. Keiner verſah ſich dieſer Grauſamkeit vom Feind, darum ward der Waſſermangel in der Stadt gleich ſo allgemein. Wer auch noch ein wenig hat, hält's geheim, wie einen Schatz.

Judith. O, gräulich, ſtatt des Lebens, das man nicht nehmen kann, die Bedingung des Lebens zu nehmen! Schlagt todt, ſengt und brennt, aber raubt dem Menſchen nicht mitten im Ueberfluß der Natur ſeine Nothdurft! O, ich habe ſchon zu lange geſäumt!

Mirza. Mir hat Ephraim Waſſer für Dich gebracht. Du magſt die Größe ſeiner Liebe daran erkennen. Seinem eig'nen Bruder hat er's verſagt!

Judith. Pfui! Dieſer Menſch gehört zu denen, die ſogar dann ſündigen, wenn ſie etwas Gutes thun wollen!

Mirza. Das gefiel mir auch nicht, aber dennoch biſt Du zu hart gegen ihn.

Judith. Nein, ſag' ich Dir, nein! Jedes Weib hat ein Recht, von jedem Mann zu verlangen, daß er ein Held ſei. Iſt Dir nicht, wenn Du Einen ſiehſt, als ſähſt Du, was Du ſein möchteſt, ſein ſollteſt? Ein Mann mag dem Andern ſeine Feigheit vergeben, nimmer ein Weib. Verzeihſt Du's der Stütze, daß ſie bricht? kaum kannſt Du verzeihen, daß Du der Stütze bedarfſt!

Mirza. Konnteſt Du's denn erwarten, daß Ephraim Deinem Befehl gehorchen werde?

Judith. Von Einem, der Hand an ſich ſelbſt gelegt, der dadurch ſein Leben herrenlos gemacht hatte, durfte ich's erwarten. Ich ſchlug an ihn, wie an einen Kieſel, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn behalten oder wegwerfen ſoll; hätt' er einen Funken gegeben — der Funke wäre in mein Herz hineingeſprungen. Jetzt tret' ich den ſchnöden Stein mit Füßen!

Mirza. Wie aber ſollt' er's ausführen?

Judith. Der Schütz, welcher frägt, wie er ſchießen ſoll, wird nicht treffen. Ziel — Auge — Hand — da iſt's! (Mit einem Blick gen Himmel.) O, ich ſah's über der Welt ſchweben, wie eine Taube, die ein Neſt ſucht zum Brüten, und die erſte Seele, die in der Erſtarrung erglühend aufging, mußte den Erlöſungsgedanken empfangen. Doch, Mirza, geh' und iß, dann ſchmücke mich!

Mirza. Ich warte ſo lange als Du warteſt!

Judith. Du ſiehſt mich ſo traurig an. Nun, ich geh' mit Dir! Aber nachher nimm all Deinen Witz zuſammen, und ſchmücke mich, wie zur Hochzeit. Lächle nicht! Meine Schönheit iſt jetzt meine Pflicht!

(Geht ab.)

(Oeffentlicher Platz in Bethulien. Viel Volk. Eine Gruppe junger Bürger, bewaffnet.)

Ein Bürger (zum Andern). Was ſagſt Du, Ammon?

Ammon. Ich frage Dich, Hoſea, was beſſer iſt, der Tod durch's Schwert, der ſo ſchnell kommt, daß er Dir gar nicht die Zeit läßt, ihn zu fürchten und zu fühlen, oder dies langſame Verdorren, das uns bevorſteht?

Hoſea. Wenn ich Dir antworten ſollte, müßte mir der Hals nicht ſo trocken ſein. Man wird durſtiger durch's Sprechen.

Ammon. Du haſt Recht.

Ben, (ein dritter Bürger). Man kommt ſo weit, daß man ſich ſelbſt wegen der Paar Blutstropfen beneidet, die Einem noch in den Adern ſickern. Ich möchte mich anzapfen, wie ein Faß.

(Steckt den Finger in den Mund.)

Hosea. Das Beſte iſt, daß man über den Durſt den Hunger vergißt.

Ammon. Nun, zu eſſen haben wir noch.

Hosea. Wie lange wird's dauern? Beſonders, wenn man Leute, wie Dich, unter uns duldet, die mehr Victualien im Magen als auf den Schultern tragen können.

Ammon. Ich zehre vom Eigenen. Das geht Keinen was an.

Hosea. In Kriegszeiten iſt Alles allgemein. Man ſollte Dich und Deines Gleichen dahin ſtellen, wo die meiſten Pfeile fallen. Man ſollte überhaupt die Unmäßigen immer vorausſchieben; ſiegen ſie, ſo braucht man nicht ihnen, ſondern den Ochſen und Maſtkälbern zu danken, deren Mark in ihnen rumort; kommen ſie um, ſo iſt auch das ein Vortheil.

Ammon (gibt ihm eine Ohrfeige).

Hosea. Glaube nicht, daß ich wiedergebe, was ich empfange. Aber das merk' Dir: Wenn Du in Gefahr kommſt, ſo erwarte nicht von mir, daß ich Dir beiſpringe. Ich trag's dem Holofernes auf, mich zu rächen.

Ammon. Undankbarer! Einen prügeln, heißt, ihm einen Panzer aus ſeiner eigenen Haut ſchmieden. Die Ohrfeige von heute macht Dich unempfindlich gegen die, welche Dich morgen erwartet.

Ben. Ihr ſeid Narren. Zankt Euch, und vergeßt, daß Ihr gleich den Wall beziehen ſollt.

Ammon. Nein, wir ſind kluge Leute, ſo lange wir mit einander hadern, denken wir nicht an unſ're Noth.

Ben. Kommt, kommt! wir müſſen fort.

Ammon. Ich weiß nicht, ob es nicht beſſer wäre, wenn wir dem Holofernes öffneten. Den, der das thäte, tödtete er gewiß nicht!

Ben. So tödtete ich ihn. (Sie gehen ab.)

(Zwei ältere Bürger im Geſpräch.)

Der Eine. Haſt Du wieder einen neuen Gräuel vom Holofernes gehört?

Der Andere. Freilich.

Der Eine. Wie treibſt Du's nur auf! aber erzähl' mir doch!

Der Andere. Er ſteht und ſpricht mit einem ſeiner Hauptleute allerlei Heimlichkeiten. Auf einmal bemerkt er in der Nähe einen Soldaten. „Haſt Du gehört, — fragt er den, — was ich ſprach?" Nein, antwortet der Menſch. „Das iſt ein Glück für Dich, — ſagt der Tyrann, — ſonſt ließe ich Dir den Kopf herunterſchlagen, weil Ohren daran ſitzen!"

Der Eine. Man ſollte glauben, man müßte leblos niederfallen, wenn man ſo etwas vernimmt. Das iſt das Niederträchtigſte an der Furcht, daß ſie Einen nur halb tödtet, nicht ganz.

Der Andere. Mir iſt die Langmuth Gottes unbegreiflich. Wenn er einen ſolchen Heiden nicht haßt, wen ſoll er noch haſſen? (Sie gehen vorüber.)

Samuel,

ein uralter Greis, von ſeinem Enkel geführt, tritt auf.

Enkel. Singet dem Herrn ein neues Lied, denn ſeine Güte währet ewiglich!

Samuel. Ewiglich! (Er ſetzt ſich auf einen Stein.) Samuel dürſtet. Enkel, warum gehſt du nicht, und holſt ihm einen friſchen Trunk?

Enkel. Ahn, der Feind ſteht vor der Stadt! Wieder vergaß er's!

Samuel. Den Pſalm! Lauter! Was ſtockſt Du!

Enkel. Zeuge von dem Herrn, o Jüngling, denn Du weißt nicht, ob Du ein Greis wirſt! Rühm' ihn, o Greis, denn Du wurdeſt nicht alt, um das zu verhehlen, was der Barmherzige an Dir gethan hat!

Samuel (zornig). Hält der Brunnen nicht mehr ſo viel Waſſer, als Samuel braucht, wenn er zum letzten Mal trinken will? Kann der Enkel nicht ſchöpfen, ob der Mittag gleich heiß iſt?

Enkel (ſehr laut). Schwerter halten den Brunnen bewacht, Speere ſtarren, die Heiden haben große Gewalt über Iſrael.

Samuel (ſteht auf). Nicht über Iſrael! Wen ſuchte der Herr, als er Wellen und Winden Macht gab über das Schifflein, daß es hinauf- und hinunter flog? Nicht den, der am Steuer ſaß, noch ſonſt einen Anderen, den trotzigen Jonas allein, der ruhig ſchlief. Vom ſichern Schiff trieb er ihn in die tobende Meerfluth hinein, aus der Meerfluth in des Leviathans Rachen, aus dem Rachen des Unthiers durch die Klippen der Zähne in den finſtern Bauch. Aber, als Jonas nun Buße that, war der Herr da nicht ſtark genug, ihn noch aus dem Bauch des Leviathans wieder zu erretten? Stehet auf, ihr heimlichen Miſſethäter, die Ihr in Euch ſelber ſchlaft, wie Jonas ſchlief, wartet nicht, bis man das Loos über Euch wirft, tretet hervor und ſprecht: wir ſind's, damit nicht der Unſchuldige vertilgt werde mit dem Schuldigen! (Er faßt ſeinen Bart.) Samuel ſchlug den Aaron, ſpitz war der Nagel, weich war das Hirn, tief war Aarons Schlummer in ſeines Weibes Schooß. Samuel nahm des Aaron Weib, und zeugte den Ham mit ihr, aber ſie ſtarb vor Entſetzen, als ſie das Kind erblickte, denn des Kindes Haupt trug das Zeichen des Nagels, wie des Todten Haupt, und Samuel ging in ſich, und kehrte ſein Angeſicht gegen ſich ſelbſt!

Enkel. Ahn! Ahn! Du ſelbſt biſt Samuel und ich bin der Sohn des Ham!

Samuel. Samuel ſchor ſich das Haupt und ſtellte ſich vor ſeine Thür, und harrte der Rache, wie man des Glückes harrt, ſiebzig Jahre und länger, bis er ſeine Tage nicht mehr zu zählen vermochte. Aber die Peſt ging vorüber, und ihr Athem traf ihn nicht, und das Elend ging vorüber, und kehrte nicht bei ihm ein, und der Tod ging vorüber, und rührte ihn nicht an. Die Rache kam nicht von ſelbſt, und er hatte nicht den Muth, ſie zu rufen.

Enkel. Komm' komm'! (Er führt ihn auf die Seite.)

Samuel. Aarons Sohn, wo biſt Du, oder ſeines Sohnes Sohn, oder ſein Bruder, daß Samuel den Stoß Eurer Hand nicht fühlt, noch den Tritt Eurer Füße? Auge um Auge, ſprach der Herr, Zahn um Zahn, Blut um Blut!

Enkel. Aarons Sohn iſt todt und ſeines Sohnes Sohn, und ſein Bruder, der ganze Stamm!

Samuel. Blieb kein Rächer? Sind dies die letzten Zeiten, daß der Herr die Sünde aufgeſchoſſen ſtehen läßt und die Sicheln zerbricht? Wehe! Wehe!

(Der Enkel führt ihn ab.)

Zwei Bürger.

Erſter. Wie ich Dir ſage, nicht allenthalben fehlt's an Waſſer. Es gibt Leute unter uns, die ſich nicht allein voll ſaufen, ſondern die ſich ſogar täglich mehrere Male waſchen.

Zweiter. O, ich glaub's. Ich will Dir doch etwas vertrauen. Mein Nachbar Aſſaph hatte eine Ziege, die in ſeinem Gärtlein luſtig weidete. Ich ſehe gerade in's Gärtlein hinab und mir wurde jedesmal zu Muthe, wie einer ſchwangeren Frau, wenn ich das Thier mit ſeinen vollen Eutern erblickte. Geſtern ging ich zu Aſſaph und bat ihn um ein wenig Milch. Als er mir's abſchlug, griff ich zum Bogen, tödtete die Ziege mit einem raſchen Schuß und ſchickte ihm, was ſie werth iſt! Ich that Recht, denn die Ziege verleitete ihn zur Hartherzigkeit gegen ſeinen Nächſten.

Erſter. Von Dir konnte man den Streich erwarten! Du haſt ja ſchon als ganz kleines Kind eine Jungfrau zur Mutter gemacht!

Zweiter. Was!

Erſter. Ja! ja! Biſt Du nicht der Erſtgeborne? (Gehen vorüber.)

(Einer der Aelteſten tritt auf.)

Der Aelteſte. Hört, hört, ihr Männer von Bethulien! (Das Volk verſammelt ſich um ihn.) Hört, was Euch durch meinen Mund der fromme Hoheprieſter Jojakim zu wiſſen thut!

Aſſad, (ein Bürger; ſeinen Bruder Daniel, der ſtumm und blind iſt, an der Hand). Gebt Acht, der Hoheprieſter will, daß wir Löwen ſein ſollen. Dann kann er um ſo beſſer Haſe ſein.

Ein Anderer. Läſtere nicht!

Aſſad. Ich laſſe keine Troſtgründe gelten, als die ich aus dem Brunnen ſchöpfen kann.

Der Aelteſte. Ihr ſollt gedenken an Moſes, den Diener des Herrn, der nicht mit dem Schwert, ſondern mit Gebet den Amalek ſchlug. Ihr ſollt nicht zittern vor Schild und Speer, denn ein Wort der Heiligen macht ſie zu Schanden.

Aſſad. Wo iſt Moſes? Wo ſind Heilige?

Der Aelteſte. Ihr ſollt Muth faſſen und gedenken, daß das Heiligthum des Herrn in Gefahr iſt.

Aſſad. Ich meinte, der Herr wolle uns ſchützen. Nun läuft's darauf hinaus, daß wir ihn ſchützen ſollen!

Der Aelteſte. Und vor Allem ſollt Ihr nicht vergeſſen, daß der Herr, wenn er Euch umkommen läßt, Euch Euren Tod und Eure Marter in Kindern und Kindeskindern bis zum zehnten Glied hinab vergüten kann!

Aſſad. Wer ſagt mir, wie meine Kinder und Kindeskinder ausſchlagen? Können's nicht Burſche ſein, deren ich mich ſchämen muß, die mir zum Spott herumlaufen! (Zum Aelteſten.) Mann, Deine Lippe zittert, Dein Auge irrt unſtät, Deine Zähne möchten die klingenden Worte zerreißen, hinter denen ſich Deine Angſt verſteckt. Wie kannſt Du den Muth von uns verlangen, den Du ſelbſt nicht haſt? Ich will einmal im Namen dieſer Aller zu Dir reden. Gieb Befehl, daß die Thore der Stadt geöffnet werden. Unterwürfigkeit findet Barmherzigkeit! Ich ſag's nicht meinetwegen, ich ſag's dieſes armen Stummen wegen, ich ſag's wegen der Weiber und Kinder! (Umſtehende geben Zeichen des Beifalls.) Gieb Befehl, augenblicklichen, oder wir thun's ohne Deinen Befehl.

Daniel (reißt ſich von ihm los). Steiniget ihn! Steiniget ihn!

Volk. War dieſer Mann nicht ſtumm?

Aſſad (ſeinen Bruder mit Entſetzen betrachtend). Stumm und blind. Er iſt mein Bruder. Dreißig Jahre iſt er alt und ſprach nie ein Wort.

Daniel. Ja, das iſt mein Bruder! Er hat mich erquickt mit Speiſ' und Trank. Er hat mich gekleidet und ließ mich bei ſich wohnen! Er hat mich gepflegt bei Tag und bei Nacht. Gieb mir die Hand, Du treuer Bruder. (Als er ſie faßt, ſchleudert er ſie, wie von Entſetzen gepackt, von ſich.) Steiniget ihn, ſteiniget ihn!

Aſſad. Wehe! Wehe! Der Geiſt des Herrn ſpricht aus des Stummen Mund! Steiniget mich!

(Das Volk verfolgt ihn, ihn ſteinigend.)

Samaja (ihnen beſtürzt nacheilend). Was wollt Ihr? (Ab.)

Daniel (begeiſtert). Ich komme, ich komme, ſpricht der Herr, aber Ihr ſollt nicht fragen woher! Meint Ihr, es ſei Zeit? Ich allein weiß, wann es Zeit iſt!

Volk. Ein Prophet, ein Prophet!

Daniel. Ich ließ Euch wachſen und gedeihen, wie das Korn zur Sommerzeit! Meinet Ihr, daß ich den Heiden meine Ernte überlaſſen werde? Wahrlich, ich ſage Euch, das wird nimmermehr geſchehen!

(Judith mit Mirza erſcheint unter dem Volk.)

Volk (wirft ſich zu Boden). Heil uns!

Daniel. Und ob Euer Feind noch ſo groß iſt, ſo brauche ich doch nur ein Kleines, um ihn zu vernichten! Heiliget Euch! heiliget Euch! denn ich will wohnen bei Euch und will Euch nicht verlaſſen, wenn Ihr mich nicht verlaßt! — (Nach einer Pauſe.) Bruder, Deine Hand!

Samaja (zurückkehrend). Todt iſt Dein Bruder! Du haſt ihn getödtet! Das war Dein Dank für all' ſeine Liebe! O, wie gern hätt' ich ihn gerettet! Wir waren ja Freunde von Jugend auf! Was aber konnt' ich ausrichten gegen ſo Viele, die Deine Thorheit verrückt gemacht hatte. „Nimm Dich Daniels an!" rief er mir zu, als mich ſein brechendes Auge erkannte. Ich leg' Dir dies Wort als ein glühendes Vermächtniß in die Seele!

Daniel (will ſprechen und kann's nicht; er wimmert).

Samaja (zum Volk). Schämet Euch, daß Ihr auf den Knieen liegt, ſchämet Euch noch mehr, daß Ihr einen edlen Mann, der es mit Euch Allen wohl meinte, gemordet habt! Ha, Ihr verfolgtet ihn ſo wüthend, als könntet Ihr in ihm Eure eigenen Sünden zu Tode ſteinigen! Alles, was er hier gegen den Aelteſten, nicht aus Feigheit, ſondern aus Mitleid mit Eurem Elend vorbrachte, war zwiſchen uns heute morgen verabredet; dieſer Stumme ſaß dabei zuſammengekauert und theilnahmslos, wie immer; er verrieth ſeinen Abſcheu mit keiner Miene. — (Zum Aelteſten.) Alles, was mein Freund verlangte, verlang' ich noch; ſchleuniges Oeffnen der Thore, Unterwerfung auf Gnad' und Ungnade. — (Zu Daniel.) Nun zeige, daß der Herr aus Dir ſprach. Fluche mir, wie Du dem Bruder fluchteſt!

Daniel (in höchſter Angſt, will reden und kann nicht).

Samaja. Sehet Ihr den Propheten? Ein Dämon des Abgrunds, der Euch verlocken wollte, entſiegelte ſeinen Mund, aber Gott verſchloß ihn wieder, und verſchloß ihn auf ewig. Oder könnt Ihr glauben, daß der Herr die Stummen reden macht, damit ſie Brudermörder werden?

Daniel (ſchlägt ſich).

Judith (tritt in die Mitte des Volkes). Laſſet Euch nicht verſuchen. Hat es Euch nicht gepackt, wie Gottesnähe, und Euch in heiliger Vernichtung zu Boden geworfen? Wollt Ihr es jetzt dulden, daß man Euer tiefſtes Gefühl der Lüge zeiht?

Samaja. Weib, was willſt Du? Siehſt Du nicht, daß dieſer verzweifelt? Ahnſt Du nicht, daß er verzweifeln muß, wenn er ein Menſch iſt? (Zu Daniel.) Reiß' Dir die Haare aus, zerſtoß' Dir den Kopf an der Mauer, daß die Hunde Dein Gehirn lecken; das iſt das Einzige, was Du noch auf der Welt zu thun haſt! Was gegen die Natur iſt, das iſt gegen Gott!

Stimmen im Volk. Er hat Recht!

Judith (zu Samaja). Willſt Du dem Herrn den Weg vorſchreiben, den er wandeln ſoll? Reinigt er nicht jeden Weg dadurch, daß er ihn wandelt?

Samaja. Was gegen die Natur iſt, das iſt gegen Gott! Der Herr that Wunder unter den Vätern; die Väter waren beſſer, wie wir. Wenn er jetzt

Wunder thun wollte, warum läßt er nicht regnen? Und warum thut er nicht ein Wunder im Herzen des Holofernes und bewegt ihn zum Abzug?

Ein Bürger (dringt auf Daniel ein). Stirb, Sünder, der Du uns verleitet haſt, uns mit dem Blute eines Gerechten zu beflecken!

Samaja (tritt zwiſchen ihn und Daniel). Niemand darf den Kain tödten! So ſprach der Herr. Aber Kain darf ſich ſelbſt tödten! So ſpricht in mir eine Stimme! Und Kain wird's thun! Dies ſei Euch ein Zeichen: lebt dieſer Menſch noch bis morgen, kann er ſeine That einen ganzen Tag und eine ganze Nacht tragen, ſo thut nach ſeinen Worten und harret, bis Ihr todt hinſinkt, oder bis Euch ein Wunder erlöſ't. Wo nicht, ſo thut, was Aſſad Euch ſagte: öffnet die Thore und ergebt Euch. Und wenn Ihr im Druck Eurer Sünden nicht zu hoffen wagt, daß der Herr das Herz des Holofernes rühren wird, ſo legt Hand an Euch ſelbſt; tödtet Euch unter einander und laßt nur die Kinder am Leben; die werden die Aſſyrier verſchonen, denn ſie haben ſelbſt Kinder, oder wünſchen Kinder zu haben. Macht ein großes Morden daraus, wo der Sohn den Vater niederſticht und wo der Freund dem Freunde dadurch ſeine Liebe beweiſ't, daß er ihm die Gurgel abſchneidet, ohne ſich erſt bitten zu laſſen. (Faßt den Daniel bei der Hand.) Den Stummen nehm ich in mein Haus. (Für ſich.) Wahrlich, die Stadt, die ſein Bruder retten wollte, ſoll nicht durch ſeine Raſerei zu Grunde gehen! Ich will ihn in eine Kammer einſchließen, ich will ihm ein blankes Meſſer in die Hand drücken, ich will ihm in die Seele reden, bis er vollbringt, was ich im Namen der Natur und als ihr Prophet voraus verkündigt habe. Gott Lob, daß er nur ſtumm und blind iſt, daß er nicht auch taub iſt. (Er geht mit Daniel ab.)

Volk (durch einander). Warum gehen uns die Augen ſo ſpät auf! Wir wollen nicht länger warten. Keine Stunde! Wir wollen die Thore öffnen. Kommt!

Joſua (ein Bürger). Wer war Schuld, daß wir uns nicht demüthigten, wie die übrigen Völker? Wer verführte uns, daß wir die ſchon gebeugten Nacken trotzig empor hoben? Wer hieß uns in die Wolken blicken, und die Erde darüber vergeſſen?

Volk. Wer anders, als Prieſter und Aelteſte?

Judith. O Gott, jetzt hadern die Unſeligen mit denen, die ſie aus Nichts zu Etwas machten! — (Laut.) Seht Ihr im Unglück, das Euch trifft, nur eine Aufforderung, es Euch durch Gemeinheit zu verdienen?

Joſua (geht unter den Bürgern herum). Als ich vom Zug des Holofernes hörte, da war mein erſter Gedanke, daß wir ihm entgegen gehen, und ſeine Gnade erflehen ſollten. Wer unter Euch dachte anders? (Alle ſchweigen.) Warum kam Holofernes? Nur, um uns zu unterwerfen; hätte er die Unterwerfung auf der Hälfte des Weges angetroffen, er hätte den ganzen nicht gemacht und wäre umgekehrt, denn er hat genug zu thun. Dann ſäßen wir jetzt in Frieden und labten uns an Speiſ' und Trank; nun iſt unſer kümmerliches Leben nichts, als eine Anweiſung auf alle Martern, die möglich ſind.

Volk. Wehe! Wehe!

Joſua. Und wir ſind unſchuldig, wir haben nie getrotzt, wir haben immer gezittert. Aber Holofernes war noch fern, und Aelteſte und Prieſter waren nah und bedrohten uns! Da vergaßen wir die eine Furcht über die andere. Wißt Ihr was? Wir wollen Aelteſte und Prieſter aus der Stadt heraustreiben, und zum Holofernes ſagen: da ſind die Empörer. Mag er ſich ihrer erbarmen, ſo iſt's gut; wo nicht, ſo wollen wir doch lieber um ſie klagen, als um uns ſelbſt!

Volk. Wird das uns retten?

Judith. Das iſt, als ob Einer mit dem Schwert, womit er ſich nicht zu vertheidigen vermag, den Waffenſchmied, der es ihm gab, ermorden wollte.

Volk. Hilft es wohl?

Joſua. Wie ſollt' es nicht? Kopf ab, heißt's, nicht Fuß ab, oder Hand ab.

Volk. Du haſt Recht! Das iſt der Weg!

Joſua (zu dem Aelteſten, der den Auftritt ernſt angeſehen hat). Was ſagſt Du dazu?

Der Aelteſte. Ich würde ſelbſt dazu rathen, wenn's helfen könnte. Ich bin heute gerade dreiund ſiebzig Jahr alt geworden, und mögte wohl zu den Vätern eingehen; auf ein paar Athemzüge mehr oder weniger kommt's nicht an. Zwar glaube ich ein ehrliches Grab verdient zu haben und möchte lieber in der Erde, als im Magen eines wilden Thieres ruhen; doch wenn Ihr meint, daß ich für Euch Alle genug thun kann, ſo bin ich bereit. Ich ſchenk' Euch dieſen grauen Kopf, macht aber ſchnell, damit der Tod Euch nicht zuvorkomme, und das Geſchenk hohnlachend in eine Grube hineinwerfe. Nur Einmal erlaubt mir noch, dieſen Kopf, der nun Euch gehört, zu brauchen. Nicht von mir allein, von allen Aelteſten und allen Prieſtern iſt die Rede. Wollt Ihr Euch, bevor Ihr zu opfern beginnt, nicht die Mühe nehmen, die Opfer zu zählen?

Judith (wild). Das hört Ihr an, und ſchlagt nicht an Eure Bruſt und werft Euch nicht nieder und küßt dem Greis die Füße? Bei der Hand faſſen möcht' ich jetzt den Holofernes und ihn hereinführen und ihm ſelbſt das Schwert ſchleifen, wenn es ſtumpf würde, ehe es jeden dieſer Köpfe abgemäht hätte!

Joſua. Der Aelteſte ſprach klug, ſehr klug. Widerſetzen konnt' er ſich nicht, das ſah er, da gab er ſich denn drein und auf eine Weiſe — ich wette, wenn die Lämmer ſprechen könnten, es würde kein einziges geſchlachtet. — (Zu Judith.) Gewiß hat er Dich nicht allein gerührt.

Judith. Widerſetzen konnt' er ſich nicht, aber er konnte Euren ſchlechten Plan doch zu Schanden machen, er konnte ſich tödten! Und er griff krampfhaft nach dem Schwert, ich bemerkt' es wohl und trat ihm näher, um ihn zu hindern; aber gleich brach's wie innerer Sieg aus ſeinem Angeſicht hervor, er zog die Hand, wie beſchämt, zurück, und blickte nach oben.

Der Aelteſte. Du denkſt zu edel von mir. Nicht mir ſelbſt galt das, es galt dem da!

Volk. Dein Rath iſt ſchlecht, Joſua, wir wollen Dir nicht folgen!

Judith. Habt Dank!

Joſua. Aber darauf, daß die Thore geöffnet werden, beſteht Ihr doch? Bedenkt, daß ein Feind, dem Ihr öffnet, nie ſo grauſam ſein kann, wie Einer, der ſich ſelbſt öffnen muß! — (Zum Aelteſten.) Gieb Befehl. Wegen meines Vorſchlags will ich Dich um Verzeihung bitten, das heißt morgen, wenn ich dann noch lebe.

Judith (zum Aelteſten). Sag' Nein!

Der Aelteſte. Ich ſage Ja, denn ich ſehe ſelbſt nicht, woher uns Hülfe kommen ſoll.

Achior (tritt unter das Volk). Oeffnet, nur erwartet keine Gnade vom Holofernes. Er hat geſchworen, das Volk, welches ſich ihm zuletzt unterwerfen würde, von der Erde zu vertilgen, daß auch ſeine Spur nicht bleibe. Ihr ſeid die Letzten.

Judith. Das hat er geſchworen!

Achior. Ich ſtand dabei. Und ob er ſeinen Schwur halten wird, mögt Ihr daran erkennen: Er ergrimmte über mich, als ich von der Macht Eures Gottes ſprach, und ſein Zorn iſt Tod. Aber, ſtatt mich nieder zu hauen, befahl er, wie Ihr wißt, daß ich zu Euch geführt werde. Ihr ſeht, ſo wenig zweifelt er an Eurem Untergang, daß er den Mann, den er haßt, und deſſen Kopf er mit Gold aufwiegen will, aus der Hand giebt, weil er ſich an ihm erſt dann rächen mag, wenn er ſich zugleich an Euch rächen kann. Und ſo fern iſt ihm jeder Gedanke an Gnade, daß er für ſeinen Feind keine härtere Strafe auszuſinnen weiß, als diejenige iſt, die er Euch zugedacht hat!

Volk. Es ſoll nicht geöffnet werden. Wenn wir durch's Schwert umkommen wollen, ſo haben wir ja ſelbſt Schwerter!

Joſua. Laſſet uns eine Zeit beſtimmen. Alles muß ein Ende haben.

Volk. Eine Zeit! eine Zeit!

Der Aelteſte. Liebe Brüder, ſo habt noch fünf Tage Geduld, und harrt der Hülfe des Herrn!

Judith. Und wenn der Herr nun noch fünf Tage länger braucht?

Der Aelteſte. Dann ſind wir todt! Will der Herr uns helfen, ſo muß es in dieſen fünf Tagen geſchehen; wir werden ohnehin ihr Ende nicht alle erleben!

Judith (feierlich, als ob ſie ein Todesurtheil ſpräche). Alſo in fünf Tagen muß er ſterben!

Der Aelteſte. Wir müſſen das Aeußerſte thun, um uns nur noch ſo lange zu halten. Wir müſſen das Opfer des Herrn, den heiligen Wein und das Oel, unter uns vertheilen! Wehe mir, daß ich einen ſolchen Rath geben muß!

Judith. Ja, wehe Dir! Warum räthſt Du nicht lieber ein anderes Aeußerſtes? — (Zum Volk.) Ihr Männer von Bethulien, wagt einen Ausfall! Die kleinen Brunnen liegen dicht an der Mauer; theilt Euch in zwei Hälften; die Eine muß den Rückzug und das Thor decken, während die Andere in Maſſe anſtürmt; es kann gar nicht fehlen, Ihr bringt Waſſer herein!

Der Aelteſte. Du ſiehſt, Keiner antwortet.

Judith (zum Volk). Wie ſoll ich das verſtehen! (Nach einer Pauſe.) Doch, es freut mich. Wenn Ihr nicht das Herz habt, es mit ein paar hundert Soldaten aufzunehmen, ſo werdet Ihr noch weniger ſo vermeſſen ſein, die Rache des Herrn herauszufordern, und Eure Hand frevelnd nach der Speiſe des Altars auszuſtrecken!

Der Aelteſte. Dies iſt nöthig, und hundertfältig ſoll es erſetzt werden. Das Andere iſt zu bedenklich; ein offenes Thor wäre die Todeswunde der Stadt. Auch David aß die heiligen Brode, und er aß ſich nicht den Tod.

Judith. David war ein Geweihter des Herrn. Wollt Ihr eſſen, wie David, ſo werdet zuvor, wie David. Eſſet und trinket, aber heiliget Euch erſt!

Einer im Volk. Warum hören wir auf die!

Ein Anderer. Schäme ſich, wer es nicht thut. Iſt ſie nicht wie ein Engel?

Ein Dritter. Sie iſt das gottesfürchtigſte Weib in der Stadt! So lange es uns wohl ging, ſaß ſie ſtill in ihrem Kämmerlein; hat Jemand ſie öffentlich geſehen, außer, wenn ſie beten oder opfern wollte? Aber nun, da wir verzweifeln wollen, verläßt ſie ihr Haus und wandelt mit uns und ſpricht uns Troſt ein!

Der Vorige. Sie iſt reich und hat viele Güter. Aber wißt Ihr, was ſie einmal ſagte? „Ich verwalte dieſe Güter nur, ſie gehören den Armen.“ Und ſie ſagt's nicht bloß, ſie thut's. Ich glaube, ſie nimmt nur darum keinen Mann wieder, weil ſie dann aufhören müßte, die Mutter der Bedürftigen zu ſein! Wenn der Herr uns hilft, ſo geſchieht's ihretwegen!

Judith (zu Achior). Du kennſt den Holofernes. Sprich mir von ihm.

Achior. Ich weiß, daß er nach meinem Blut dürſtet, aber glaube nicht, daß ich ihn ſchmähe! Wenn er mit dem erhobenen Schwerte vor mir ſtände, und mir zuriefe: Tödte mich, ſonſt tödt' ich Dich: ich weiß nicht, was ich thäte!

Judith. Das iſt Dein Gefühl. Er hatte Dich in ſeiner Gewalt, und ließ Dich frei!

Achior. O, es iſt nicht das! Das könnte mich eher empören. Das Blut ſteigt mir in die Wangen, wenn ich bedenke, wie gering er einen Mann achten muß, den er ſelbſt, die Waffen in der Hand, zu ſeinem Feind hinüber ſchickt.

Judith. Er iſt ein Tyrann!

Achior. Ja, aber er wurde geboren, es zu ſein. Man hält ſich und die Welt für Nichts, wenn man bei ihm iſt. Einmal ritt ich mit ihm im wildeſten Gebirg. Wir kommen an eine Kluft, breit, ſchwindlich tief. Er ſpornt ſein Pferd, ich greif' ihm in die Zügel, deute auf die Tiefe und ſage: ſie iſt unergründlich! „Ich will ja auch nicht hinein, ich will hinüber!" ruft er und wagt den grauſigen Sprung. Ehe ich noch folgen kann, hat er Kehrt gemacht und iſt wieder bei mir. „Ich meinte dort eine Quelle zu ſehen — ſagt er — und wollte trinken, aber es iſt Nichts. Verſchlafen wir den Durſt." Und wirft mir die Zügel zu und ſpringt herab vom Pferd und ſchläft ein. Ich konnte mich nicht halten, ich ſtieg gleichfalls ab, und berührte ſein Kleid mit meinen Lippen und ſtellte mich gegen die Sonne, damit er Schatten habe. Pfui über mich! Ich bin ſo ſehr ſein Sclave, daß ich ihn lobe, wenn ich von ihm ſpreche.

Judith. Er liebt die Weiber?

Achior. Ja, aber nicht anders, wie Eſſen und Trinken.

Judith. Fluch ihm!

Achior. Was willſt Du? Ich hab' Eine meines Volks gekannt, die verrückt ward, weil er ſie verſchmähte. Sie ſchlich ſich in ſein Schlafgemach und trat plötzlich, als er ſich eben in's Bett gelegt hatte, mit gezücktem Dolch drohend vor ihn hin.

Judith. Was that er?

Achior. Er lachte, und lachte ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt durchſtach.

Judith. Hab' Dank, Holofernes! Nur an dieſe brauch' ich zu denken, und ich werde Muth haben, wie ein Mann!

Achior. Was iſt Dir?

Judith. O, ſteigt vor mir empor aus Euern Gräbern, Ihr, die er morden ließ, daß ich in Eure Wunden ſchaue; tretet vor mich hin, Ihr, die er geſchändet hat, und ſchlagt die auf ewig zugefallenen Augen noch einmal wieder auf, daß ich drin leſe, wie viel er Euch ſchuldig ward! Ihr Alle ſollt bezahlt werden! Doch warum denk' ich Eurer, warum nicht der Jünglinge, die ſein Schwert noch freſſen, der Jungfrauen, die er in ſeinen Armen noch zerdrücken kann! Ich will die Todten rächen und die Lebendigen beſchirmen. — (Zu Achior.) Ich bin doch für ein Opfer ſchön genug?

Achior. Niemand ſah Deinesgleichen.

Judith (zu dem Aelteſten). Ich hab' ein Geſchäft bei dem Holofernes. Wollt Ihr mir das Thor öffnen laſſen?

Der Aelteſte. Was haſt Du vor?

Judith. Niemand darf es wiſſen, als der Herr unſer Gott!

Der Aelteſte. So ſei er mit Dir! Das Thor ſteht Dir offen!

Ephraim. Judith! Judith! Nimmer vollbringſt Du's!

Judith (zu Mirza). Haſt Du den Muth, mich zu begleiten?

Mirza. Ich hätte noch weniger den Muth, Dich allein ziehen zu laſſen.

Judith. Und Du thateſt, was ich Dir befahl?

Mirza. Wein und Brod iſt hier. Es iſt nur wenig!

Judith. Es iſt zu viel!

Ephraim (für ſich). Hätt' ich das geahnt, ſo hätt' ich nach ihren Worten gethan! Grauſam werd' ich geſtraft!

Judith (geht ein paar Schritte, dann wendet ſie ſich noch einmal zum Volk). Betet für mich, wie für eine Sterbende! Lehrt die kleinen Kinder meinen Namen und laſſet ſie für mich beten.

(Sie geht auf das Thor zu, es wird geöffnet, ſo wie ſie heraus iſt, fallen Alle, außer Ephraim, auf die Knie.)

Ephraim. Ich will nicht beten, daß Gott ſie ſchützen ſoll. Ich will ſie ſelbſt ſchützen! Sie geht in des Löwen Höhle — ich glaube, ſie thut's nur, weil ſie erwartet, daß alle Männer ihr folgen werden. Ich folge; wenn ich ſterbe, ſo ſterb' ich ja nur etwas früher, als alle die Andern. Vielleicht kehrt ſie um! (Ab.)

Delia (tritt in größter Bewegung unter das Volk). Wehe! Wehe!

Einer der Aelteſten. Was haſt Du!

Delia. Der Stumme! Der furchtbare Stumme! Er hat meinen Mann erwürgt!

Einer aus dem Volke. Das iſt des Samaja Weib!

Der vorige Aelteſte (zu Delia). Wie konnte das geſchehen?

Delia. Samaja kam mit dem Stummen zu Hauſe. Er ging mit ihm in die hintere Kammer und riegelte hinter ſich zu. Ich hörte Samaja laut reden und den Stummen ächzen und ſchluchzen. „Was iſt's?" denk' ich und ſchleiche mich an die Kammerthür und lauſche hinein durch einen Spalt. Der Stumme ſitzt und hält ein ſcharfes Meſſer in der Hand, Samaja ſteht neben ihm und macht ihm ſchwere Vorwürfe. Der Stumme kehrt das Meſſer gegen ſeine Bruſt, ich ſtoß' einen Schrei aus und entſetze mich, da ich ſehe, daß Samaja ihn nicht in ſeiner Raſerei zu hindern ſucht. Aber auf einmal wirft der Stumme ſein Meſſer weg und fällt über Samaja her; er reißt ihn, wie mit übermenſchlicher Gewalt, zu Boden, und packt ihn bei der Kehle. Samaja kann ſich ſeiner nicht erwehren, er ringt mit ihm; ich rufe um Hülfe. Nachbarn kommen herbei, die Thür, die von innen verriegelt iſt, wird eingerannt. Zu ſpät. Der Stumme hat Samaja ſchon erwürgt; wie ein Thier wüthet er noch gegen den Todten, und lacht, da er uns eintreten hört. Als er mich an der Stimme erkennt, wird er ſtill und rutſcht auf den Knieen zu mir heran; Mörder! ruf' ich; da weiſ't er mit dem Finger gen Himmel, dann ſucht er das Meſſer am Boden, hebt es auf, reicht es mir und deutet auf ſeine Bruſt, als ob er wolle, daß ich ihn durchſtoßen ſolle.

Ein Prieſter. Daniel iſt ein Prophet. Der Herr hat den Stummen reden laſſen; er hat ein Wunder gethan, damit Ihr an die Wunder, die er noch thun will, glauben könnt! Samaja iſt zu Schanden worden mit ſeiner Prophezeihung! An Daniel hat er gefrevelt, durch Daniels Hand hat er ſeinen Lohn empfangen.

Stimmen im Volk. Hin zu Daniel, damit ihm kein Leid geſchehe!

Der Prieſter. Der Herr hat ihn geſandt, der Herr wird ihn ſchützen. Gehet hin und betet.

(Das Volk zerſtreut ſich zu verſchiedenen Seiten.)

Delia. Weiter haben ſie keinen Troſt für mich, als daß ſie ſagen: Er, den ich liebte, ſei ein Sünder geweſen. (Sie geht ab.)

Vierter Act.

(Zelt des Holofernes. Holofernes und zwei ſeiner Hauptleute.)

Einer der Hauptleute. Der Feldhauptmann ſieht aus wie ein Feuer, das ausgehen will.

Der Zweite. Vor ſolch' einem Feuer muß man ſich in Acht nehmen. Es verſchlingt Alles, was ihm nahe kommt, um ſich zu ernähren.

Der Erſte. Weißt Du, daß Holofernes in der letzten Nacht nahe daran war, ſich ſelbſt zu tödten?

Der Zweite. Das iſt nicht wahr!

Der Erſte. Doch! Ihn drückt der Alp, und er glaubt im Schlafe, daß ſich Jemand auf ihn wirft und ihn würgen will. Er greift, in ſeinen Traum verſtrickt, nach dem Dolch, und meint den Feind hinterrücks zu durchbohren und ſtößt ihn in die eigne Bruſt. Glücklicherweiſe gleitet das Eiſen an den Rippen ab. Er erwacht und ſieht's, und ruft, als der Kämmerer ihn verbinden will, lachend aus: Laſſ' laufen, mich kühlt's, ich hab' des Blutes zu viel!

Der Zweite. Es klingt fabelhaft.

Der Erſte. Frag' den Kämmerer.

Holofernes (wendet ſich raſch). Fragt mich ſelbſt! (Sie erſchrecken.) Ich ruf's Euch zu, weil ich Euch gern hab', und nicht mag, daß zwei Helden, die ich brauchen kann, ſich aus Langeweile durch allerlei ſchnöde Betrachtungen und Vergleiche um den Hals reden. (Für ſich.) Sie wundern ſich, daß ich ihr Geſpräch hörte; Schande genug für mich, daß ich Zeit und Aufmerkſamkeit dafür hatte! Ein Kopf, der ſich nicht ſelbſt mit Gedanken auszufüllen weiß, der für die Grillen und Einfälle Anderer Platz übrig hat, iſt nicht werth, daß man ihn füttert; die Ohren ſind Almoſenſammler des Geiſtes, nur Bettler und Sclaven bedürfen ihrer, und man wird Eins von Beidem, wenn man ſie braucht. (Zu den Hauptleuten.) Ich hadere nicht mit Euch; es iſt meine Schuld, daß Ihr Nichts zu thun habt, und daß Ihr Worte machen müßt, um Euch vorlügen zu können: Ihr lebt. Was geſtern Speiſe war, iſt heute Koth; weh' uns, daß wir darin wühlen müſſen. Aber ſagt mir doch, was hättet Ihr gethan, wenn Ihr mich nun wirklich heute morgen todt im Bett gefunden?

Die Hauptleute. Herr, was hätten wir thun ſollen?

Holofernes. Wenn ich's auch wüßte, ſo würd' ich's nicht ſagen. Wer ſich aus der Welt wegdenken und ſeinen Erſatzmann nennen kann, der gehört nicht mehr hinein! Ich dank's doch meinen Rippen, daß ſie von Eiſen ſind! Das wär' ein Tod geweſen, wie eine Poſſe! Und gewiß hätte dieſer Irrthum meiner Hand irgend einen magern Gott, zum Beiſpiel den der Ebräer, fett gemacht. Wie würde Achior ſich mit ſeiner Vorherverkündigung gebrüſtet und Reſpect vor ſich ſelbſt bekommen haben! — Eins möcht' ich wiſſen: was iſt der Tod?

Einer der Hauptleute. Ein Ding, um deſſenwillen wir das Leben lieben!

Holofernes. Das iſt die beſte Antwort. Ja wohl, nur weil wir es ſtündlich verlieren können, halten wir's feſt, und preſſen's aus und ſaugen's ein, bis zum Zerplatzen. Ging's ewig ſo fort, wie geſtern und heut', ſo würden wir in ſeinem Gegentheil ſeinen Werth und Zweck ſehen; wir würden ruhen und ſchlafen und in unſern Träumen vor Nichts zittern, wie vor dem Erwachen. Jetzt ſuchen wir uns durch's Eſſen gegen das Gegeſſenwerden zu ſchützen und kämpfen mit unſern Zähnen gegen die Zähne der Welt. Darum iſt's auch ſo einzig ſchön, durch's Leben ſelbſt zu ſterben! den Strom ſo anſchwellen zu laſſen, daß die Ader, die ihn aufnehmen ſoll, zerſpringt! die höchſte Wolluſt und die Schauder der Vernichtung in einander zu miſchen! Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir ſelbſt geſagt: Nun will ich leben! Da ward ich losgelaſſen, wie aus zärtlichſter Umſchlingung, es ward hell um mich,

mich fröſtelte, ein Ruck und ich war da! So möcht' ich auch einmal zu mir ſelbſt ſagen: Nun will ich ſterben! Und wenn ich nicht, ſo wie ich das Wort ausſpreche, aufgelöſ't in alle Winde verfliege und eingeſogen werde von all den durſtigen Lippen der Schöpfung, ſo will ich mich ſchämen, und mir eingeſtehen, daß ich Wurzeln aus Feſſeln gemacht habe. Möglich iſt's; es wird ſich noch Einer tödten durch den bloßen Gedanken!

Einer der Hauptleute. Holofernes!

Holofernes. Du meinſt, man muß ſich nicht berauſchen. Das iſt wahr, denn wer den Rauſch nicht kennt, weiß auch nichts davon, wie ſchaal die Nüchternheit iſt! Und doch iſt der Rauſch der Reichthum unſerer Armuth, und ich mag's ſo gern, wenn's wie ein Meer aus mir hervorbricht und Alles, was Damm und Gränze heißt, überfluthet! Und wenn's einmal in Allem, was lebt, ſo drängte und ſtrömte, ſollte es dann nicht durchbrechen und zuſammenkommen und wie ein großes Gewitter in Donner und Blitz über die naſſen, kalten, fetzenhaften Wolken triumphiren können, die der Wind nach Luſt und Laune herumjagt? O gewiß! (Zu den Hauptleuten.) Ihr wundert Euch über mich, daß ich aus meinem Kopf eine Spindel mache und den Traum- und Hirnknäuel darin Faden nach Faden abzwirne, wie ein Bündel Flachs. Freilich, der Gedanke iſt der Dieb am Leben; der Keim, den man aus der Erde an's

Licht hervorzerrt, wird nicht treiben! daß weiß ich recht gut, doch heute, nach einem Aderlaß, mag's gehen! Wir haben jetzt ja Zeit, denn die in Bethulien ſcheinen nicht zu wiſſen, daß der Soldat ſein Schwert ſo lange ſchärft, als ſie ihn hindern, es zu brauchen.

Ein Hauptmann (tritt herein). Herr, ein ebräiſch Weib, das wir auf dem Berg aufgegriffen haben, ſteht vor der Thür.

Holofernes. Was für eine Art Weib?

Der Hauptmann. Herr, jeder Augenblick, daß Du ſie nicht ſiehſt, iſt ein verlorener. Wär' ſie nicht ſo ſchön, ich hätte ſie nicht zu Dir geführt. Wir lagen am Brunnen und harrten, ob ſich Jemand heran wagte. Da ſahen wir ſie kommen; ihre Magd hinterdrein, wie ihr Schatten. Sie war verſchleiert und ging Anfangs ſo ſchnell, daß die Magd ihr kaum zu folgen vermochte; dann hielt ſie plötzlich inne, als wollte ſie umkehren, und wandte ſich gegen die Stadt und warf ſich zu Boden und ſchien zu beten. Nun kam ſie auf uns zu und ging zum Brunnen. Einer der Wächter trat ihr entgegen, ich dachte ſchon, er wolle ihr ein Leides thun, denn die Soldaten ſind grimmig ob dem langen Müſſiggang, aber er bückte ſich, und ſchöpfte und reichte ihr das Gefäß. Sie nahm es, ohne zu danken, und führte es an ihre Lippen, doch bevor ſie noch getrunken hatte, ſetzte ſie es wieder ab und goß es langſam aus. Dies verdroß den Wächter, er zog ſein Schwert und zückte es gegen ſie; da ſchlug ſie ihren Schleier zurück und ſah ihn an. Es fehlte wenig, ſo hätt' er ſich ihr zu Füßen geworfen; ſie aber ſprach: führt mich zum Holofernes, ich komme, weil ich mich vor ihm demüthigen und ihm die Heimlichkeiten der Meinigen offenbaren will.

Holofernes. Führe ſie herein! (Der Hauptmann ab.) Alle Weiber der Welt ſeh' ich gern, ausgenommen eins, und das hab' ich nie geſehen und werd' es nie ſehen.

Einer der Hauptleute. Welche iſt das?

Holofernes. Meine Mutter! Ich hätt' ſie ſo wenig ſehen mögen, als ich mein Grab ſehen mag. Das freut mich am meiſten, daß ich nicht weiß, woher ich kam! Jäger haben mich als einen derben Buben in der Löwenhöhle aufgeleſen, eine Löwin hat mich geſäugt; darum iſt's kein Wunder, daß ich den Löwen ſelbſt einſt in dieſen meinen Armen zuſammendrückte. Was iſt denn auch eine Mutter für ihren Sohn? Der Spiegel ſeiner Ohnmacht von geſtern oder von morgen. Er kann ſie nicht anſehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo er ein erbärmlicher Wurm war, der die Paar Tropfen Milch, die er ſchluckte, mit Schmätzen bezahlte. Und wenn er dies vergißt, ſo ſieht er ein Geſpenſt in ihr, das ihm Alter und Tod vorgaukelt und ihm die eigene Geſtalt, ſein Fleiſch und Blut, zuwider macht.

Judith

(tritt herein; ſie wird von Mirza und dem Hauptmann, die beide an der Thür ſtehen bleiben, begleitet; ſie iſt Anfangs verwirrt, faßt ſich aber ſchnell, geht auf Holofernes zu und fällt ihm zu Füßen).

Du biſt der, den ich ſuche, Du biſt Holofernes.

Holofernes. Du denkſt, der muß hier der Herr ſein, auf deſſen Kleid das meiſte Gold ſchimmert.

Judith. Nur Einer kann ſo ausſehen!

Holofernes. Fänd' ich den Zweiten, ſo würd' ich ihm den Kopf vor die Füße legen, denn auf mein Geſicht glaub' ich allein ein Recht zu haben.

Einer der Hauptleute (zum andern). Ein Volk, das ſolche Weiber hat, iſt nicht zu verachten.

Der Zweite. Man ſollt' es allein der Weiber wegen bekriegen. Nun hat Holofernes einen Zeitvertreib. Vielleicht erſtickt ſie mit Küſſen ſeinen ganzen Zorn.

Holofernes (in ihre Betrachtung verloren). Iſt's Einem nicht, ſo lange man ſie anſchaut, als ob man ein köſtlich Bad nähme? Man wird das, was man ſieht! Die reiche, große Welt ging in das Bischen ausgeſpannte Haut, worin wir ſtecken, nicht hinein; wir erhielten Augen, damit wir ſie ſtückweiſe einſchlucken könnten! Nur die Blinden ſind elend! Ich ſchwör's, ich will nie wieder Jemand blenden laſſen. (Zu Judith.) Du liegſt noch auf den Knieen? Steh' auf! (Sie thut's; er ſetzt ſich auf ſeinen Fürſtenſtuhl unter den Teppich.) Wie heißt Du?

Judith. Ich heiße Judith.

Holofernes. Fürchte Dich nicht, Judith; Du gefällſt mir, wie mir noch Keine gefiel.

Judith. Dies iſt das Ziel aller meiner Wünſche.

Holofernes. Nun ſag' an, warum haſt Du die in der Stadt verlaſſen und biſt zu mir gekommen?

Judith. Weil ich weiß, daß Dir Niemand entgehen kann! Weil unſer eig'ner Gott Dir die Meinigen in die Hand geben will.

Holofernes (lachend). Weil Du ein Weib biſt, weil Du Dich auf Dich ſelbſt verläſſeſt, weil Du weißt, daß Holofernes Augen hat, nicht wahr?

Judith. Höre mich gnädig an. Unſer Gott iſt erzürnt über uns, er hat längſt durch ſeine Propheten verkündigen laſſen, daß er das Volk ſtrafen wolle um ſeiner Sünde willen.

Holofernes. Was iſt Sünde?

Judith (nach einer Pauſe). Ein Kind hat mich das einmal gefragt. Dies Kind hab' ich geküßt. Was ich Dir antworten ſoll, weiß ich nicht.

Holofernes. Sprich weiter.

Judith. Nun ſtehen ſie zwiſchen Gottes Zorn und Deinem Zorn, und zittern ſehr. Dazu leiden ſie Hunger und müſſen verſchmachten vor Durſt. Und ihre große Noth verleitet ſie zu neuem Frevel. Sie wollen das heilige Opfer eſſen, das auch nur anzurühren ihnen verboten iſt. Es wird in ihrem Eingeweide zu Feuer werden!

Holofernes. Warum ergeben ſie ſich nicht?

Judith. Sie haben nicht den Muth! Sie wiſſen, daß ſie das Aergſte verdient haben: wie könnten ſie glauben, daß Gott es von ihnen abwenden werde! (Für ſich.) Ich will ihn verſuchen. (Laut.) Sie gehen weiter in ihrer Angſt, als Du in Deinem Grimm gehen kannſt. Deine Rache würde mich zermalmen, wollt' ich Dir ſagen, wie ihre Furcht den Helden und den Mann in Dir zu beflecken wagt! Ich ſchaue zu Dir empor, ich erſpähe in Deinem Angeſicht die edlen Gränzen Deines Zorns, ich finde den Punct, über den er in ſeiner wildeſten Flamme gar nicht hinaus lodern kann. Da muß ich erröthen, denn ich erinn're mich dabei, daß ſie ſich erfrechen, jeden Gräuel von Dir zu erwarten, den ein ſchuldiges Gewiſſen in feiger Selbſtpeinigung nur irgend auszuſinnen vermag, daß ſie ſich erkühnen, in Dir einen Henker zu ſehen, weil ſie ſelbſt des Todes würdig ſind. (Sie fällt vor ihm nieder.) Auf meinen Knieen bitt' ich Dich wegen dieſer Beleidigung meines verblendeten Volks um Vergebung.

Holofernes. Was machſt Du? Ich will nicht daß Du vor mir knieen ſollſt.

Judith (ſteht auf). Sie meinen, daß Du ſie alle tödten willſt! Du lächelſt, ſtatt empört zu ſein? O, ich vergaß, wer Du biſt! Du kennſt die Gemüther der Menſchen, Dich kann Nichts überraſchen, Dich reizt es nur noch zum Spott, wenn Dein Bild in einem trüben Spiegel entſtellt und verzerrt erſcheint. Aber, dieß muß ich doch zum Ruhm der Meinigen ſagen: ſie ſelbſt hätten einen ſolchen Gedanken nimmermehr gefaßt. Sie wollten Dir das Thor öffnen, da trat Achior, der Moabiter-Hauptmann, unter ſie und erſchreckte ſie; „was wollt Ihr thun, — rief er — wißt Ihr auch, daß Holofernes Euch Allen den Untergang geſchworen hat?“ Ich weiß, Du haſt ihm Leben und Freiheit geſchenkt; Du haſt, weil Du Dich an einem Unwürdigen nicht rächen mogteſt, ihn zu uns hinübergeſandt, ihn großmüthig in die Reihen Deiner Feinde geſtellt. Er dankt es Dir dadurch, daß er Dein Bild in Blut malt und Dir jedes Herz abwendig macht. Nicht wahr, mein kleines Volk bildet ſich zu viel ein, wenn es ſich Deines Zornes würdig dünkt? Wie könnteſt Du haſſen, die Du gar nicht kannteſt, Die Du nur zufällig auf Deinem Weg antraffſt und die Dir nur darum nicht auswichen, weil die Angſt ſie erſtarrte und ihnen Leben und Beſinnung raubte? Und wenn wirklich etwas wie Muth ſie beſeelt hätte, könnte das Dich reizen, von Dir ſelbſt abzufallen? Könnte Holofernes ſich ſelbſt, Alles, was ihn groß und einzig macht, in Anderen anfeinden und verfolgen? Das iſt wider die Natur und geſchieht nimmermehr! (Sie ſieht ihn an. Er ſchweigt.) O, ich mögte Du ſein! Nur einen Tag, nur eine Stunde! Dann wollt' ich dadurch, daß ich das Schwert einſteckte, einen Triumph feiern, wie ihn noch keiner durch das Schwert gefeiert hat. Tauſende zittern jetzt vor Dir in jener Stadt; Ihr habt mir getrotzt — würd' ich ihnen zurufen — doch eben, weil Ihr mich beleidigt habt, ſchenk' ich Euch das Leben; ich will mich rächen an Euch, aber durch Euch ſelbſt; ich laſſe Euch frei ausgehen, damit Ihr ganz meine Sclaven ſeid!

Holofernes. Weib, ahnſt Du auch, daß Du mir dies Alles unmöglich machſt, indem Du mich dazu aufforderſt? Wäre der Gedanke in mir ſelbſt aufgeſtiegen, vielleicht hätt' ich ihn ausgeführt. Nun iſt er Dein und kann nimmer mein werden. Es thut mir leid, daß Achior Recht behält!

Judith (bricht in ein wildes Gelächter aus). Vergieb; geſtatte mir, daß ich mich ſelbſt verhöhne. Es ſind Kinder in der Stadt, ſo unſchuldig, daß ſie lächeln werden, wenn ſie das Eiſen blinken ſehen, das ſie ſpießen ſoll. Es ſind Jungfrauen in der Stadt, die vor dem Lichtſtrahl zittern, der durch ihren Schleier dringen will. Ich dachte an den Tod, der dieſe Kinder erwartet, ich dachte an die Schmach, die dieſe Jungfrauen bedroht; ich malte mir das Gräßliche aus, und ich glaubte, Niemand könne ſo ſtark ſein, daß er vor ſolchen Bildern nicht zuſammenſchauderte. Verzeih', daß ich Dir meine eigne Schwäche unterlegte!

Holofernes. Du wollteſt mich ſchmücken, und das verdient meinen Dank, wenn die Art mir auch nicht anſteht. Judith, wir müſſen nicht mit einander rechten. Ich bin beſtimmt, Wunden zu ſchlagen, Du, Wunden zu heilen. Wär' ich in meinem Beruf läſſig, ſo hätteſt Du keinen Zeitvertreib. Auch mit meinen Kriegern mußt Du's nicht ſo genau nehmen. Leute, die heute nicht wiſſen, ob ſie morgen noch da ſind, müſſen ſchon dreiſt zugreifen und ſich den Magen etwas überladen, wenn ſie ihren Theil von der Welt haben wollen.

Judith. Herr, Du übertriffſt mich an Weisheit eben ſo weit, wie an Muth und Kraft. Ich hatte mich in mir ſelbſt verirrt, und nur Dir dank' ich's, daß ich mich wieder zurecht fand. Ha, wie thöricht war ich! Ich weiß, daß ſie Alle den Tod verdient haben, daß er ihnen längſt verkündigt worden iſt; ich weiß, daß der Herr, mein Gott, Dir das Rächeramt übertragen hat, und dennoch werf' ich mich, von erbärmlichem Mitleid überwältigt, zwiſchen Dich und ſie. Heil mir, daß Deine Hand das Schwert feſthielt, daß Du es nicht fallen ließeſt, um die Thränen eines Weibes zu trocknen. Wie würden ſie in ihrem Uebermuth beſtärkt worden ſein! Was bliebe ihnen noch zu fürchten, wenn Holofernes an ihnen vorüberzöge, wie ein Gewitter, das nicht zum Ausbruch kommt! Wer weiß, ob ſie nicht Feigheit in Deiner Großmuth ſehen und Spottlieder auf Deine Barmherzigkeit machen würden! Jetzt ſitzen ſie im Sack und in der Aſche und thun Buße, aber für jede Stunde der Enthaltſamkeit würden ſie ſich vielleicht durch einen Tag wilder Luſt und Raſerei entſchädigen! Und all' ihre Sünden würden auf meine Rechnung kommen, und ich müßte vergehen vor Reue und Schaam. Nein, Herr, gedenk' Deines Schwurs und vertilg' ſie! Dies läßt der Herr, mein Gott, Dir gebieten durch meinen Mund; er will Dein Freund ſein, wie Du ihr Feind biſt!

Holofernes. Weib, es kommt mir vor, als ob Du mit mir ſpielteſt. Doch nein, ich beleidige mich ſelbſt, indem ich dies für möglich halte. (Nach einer Pauſe.) Du klagſt die Deinigen hart an.

Judith. Meinſt Du, daß es mit leichtem Herzen geſchieht? Es iſt die Strafe meiner eignen Sünden, daß ich ſie wegen der ihrigen verklagen muß. Glaube nicht, daß ich bloß darum von ihnen geflohen bin, weil ich dem allgemeinen Untergang, den ich vor Augen ſah, entgehen wollte. Wer fühlte ſich ſo rein, daß er, wenn der Herr ein großes Gericht hält, ſich ihm zu entziehen wagte? Ich kam zu Dir, weil mein Gott es mir gebot. Ich ſoll Dich nach Jeruſalem führen, ich ſoll Dir mein Volk in die Hand geben, wie eine Heerde, die keinen Hirten hat. Dies hat er mir geheißen in einer Nacht, wo ich im verzweifelnden Gebet vor ihm auf den Knieen lag, wo ich tauſendfaches Verderben auf Dich und die Deinigen von ihm herabflehte, wo jeder meiner Gedanken Dich zu umſchnüren und zu erwürgen ſuchte.

Seine Stimme erſcholl und ich jauchzte hoch auf, aber er hatte mein Gebet verworfen, er ſprach über mein Volk das Todesurtheil, er lud auf meine Seele das Henkeramt. O, das war ein Wechſel! Ich erſtarrte, aber ich gehorchte, ich verließ eilig die Stadt, und ſchüttelte den Staub von meinen Füßen, ich trat vor Dich hin und ermahnte Dich, die zu vertilgen, für deren Rettung ich kurz zuvor noch Leib und Blut geopfert hätte. Siehe, ſie werden mich ſchmähen und meinen Namen brandmarken für immer; das iſt mehr, als der Tod, dennoch beharr' ich und wanke nicht!

Holofernes. Sie werden's nicht thun. Kann Dich Einer ſchmähen, wenn ich Keinen am Leben laſſe? Wahrlich, wenn Dein Gott ausrichten wird, was Du geſagt haſt, ſo ſoll er auch mein Gott ſein, und Dich will ich groß machen, wie noch nie ein Weib! (Zum Kämmerer.) Führe ſie in die Schatzkammer und ſpeiſe ſie von meinem Tiſch.

Judith. Herr, ich darf noch nicht eſſen von Deiner Speiſe, denn ich würde mich verſündigen. Ich kam ja nicht zu Dir, um von meinem Gott abzufallen, ſondern um ihm recht zu dienen. Ich habe etwas mit mir genommen, davon will ich eſſen.

Holofernes. Und wenn das auf iſt?

Judith. Sei gewiß, bevor ich dies Wenige verzehren kann, wird mein Gott durch mich ausführen, was er vor hat. Auf fünf Tage hab' ich genug, und in fünf Tagen bringt er's zu Ende. Noch weiß ich die Stunde nicht und mein Gott wird ſie mir nicht eher ſagen, als bis ſie da iſt. Darum gieb Befehl, daß ich, ohne von den Deinigen gehindert zu werden, hinaus gehen darf in's Gebirg bis vor die Stadt, damit ich anbete und der Offenbarung harre.

Holofernes. Die Erlaubniß haſt Du. Ich ließ die Schritte eines Weibes noch nie bewachen. Alſo in fünf Tagen, Judith!

Judith (wirft ſich ihm zu Füßen und geht zur Thür). In fünf Tagen, Holofernes!

Mirza, (die ihr Entſetzen und ihren Abſcheu längſt durch Geberden zu erkennen gab). Verfluchte, ſo biſt Du gekommen, Dein Volk zu verrathen?

Judith. Sprich laut! Es iſt gut, wenn Alle hören, daß auch Du an meine Worte glaubſt!

Mirza. Sag' ſelbſt, Judith, muß ich Dir nicht fluchen?

Judith. Wohl mir! Wenn Du nicht zweifelſt, ſo kann Holofernes gewiß nicht zweifeln!

Mirza. Du weinſt?

Judith. Freudenthränen darüber, daß ich Dich täuſchte. Ich ſchaudere vor der Kraft der Lüge in meinem Munde. (Ab.)

Fünfter Act.

Abend. Das erleuchtete Zelt des Holofernes. Hinten ein Vorhang, der das Schlafgemach verdeckt.

Holofernes. Hauptleute. Kämmerer.

Holofernes (zu einem der Hauptleute). Du haſt gekundſchaftet? Wie ſteht es in der Stadt?

Der Hauptmann. Es iſt, als ob ſich Alle darin ſelbſt begraben hätten. Diejenigen, welche die Thore bewachen, ſind, wie aus dem Grabe emporgeſtiegen. Auf Einen legte ich an, doch bevor ich noch abdrückte, fiel er ſchon von ſelbſt todt zu Boden.

Holofernes. Alſo Sieg ohne Krieg. Wär ich jünger, ſo mißfiele mir's. Da glaubt' ich mein Leben zu ſtehlen, wenn ich's mir nicht täglich neu erkämpfte; was mir geſchenkt wurde, meinte ich gar nicht zu beſitzen.

Der Hauptmann. Prieſter ſieht man ſtumm und ernſthaft durch die Gaſſen ſchleichen. Lange, weiße Gewänder, wie bei uns die Todten tragen. Hohle

Augen, die den Himmel zu durchbohren ſuchen. Krampf in den Fingern, wenn ſie die Hände falten.

Holofernes. Daß man mir ſolche Prieſter nicht tödtet! Die Verzweiflung in ihrem Geſicht iſt mein Bundesgenoſſe.

Der Hauptmann. Wenn ſie jetzt zum Himmel emporſchauen, ſo gilt es nicht dem Gott, den ſie dort ſuchen, es gilt einer Regenwolke. Aber die Sonne zehrt die dünnen Wolken auf, die einen Tropfen der Erquickung verſprechen, und auf die zerſpringenden Lippen fällt ihr heißer Strahl. Dann ballen ſich Hände, dann rollen Augen, dann zerſtoßen ſich Köpfe an den Mauern, daß Blut und Gehirn fließt!

Holofernes. Wir ſahen das öfter! (Lachend.) Haben wir doch ſelbſt eine Hungersnoth erlebt, wo der Eine ſcheu zurückwich, wenn der Andere ihn küſſen wollte, aus bloßer Furcht vor einem Biß in die Backe. Halloh, bereitet das Mahl, laßt uns luſtig ſein! (Es geſchieht.) Iſt nicht morgen der fünfte Tag?

Der Hauptmann. Ja.

Holofernes. Da wird ſich's entſcheiden! Uebergiebt ſich Bethulien, wie dieſe Ebräerin verkündigte, kommt ſie von ſelbſt herangekrochen, die halsſtarrige Stadt, und legt ſich mir zu Füßen . . . .

Der Hauptmann. Holofernes zweifelt?

Holofernes. An Allem, was er nicht befehlen kann. Aber geſchieht's, wie das Weib verhieß, wird mir aufgemacht, ohne daß ich mit dem Schwerdte anzuklopfen brauche, dann . . . .

Der Hauptmann. Dann?

Holofernes. Dann bekommen wir einen neuen Herrn. Wahrlich, ich habe geſchworen, daß der Gott Iſraels, wenn' er mir einen Gefallen thut, auch mein Gott ſein ſoll, und bei Allen, die ſchon meine Götter ſind, bei'm Bel zu Babel und beim großen Baal, ich werd's halten! Hier, dieſen Becher mit Wein bring' ich ihm dar, dem Je . . Je . . (Zum Kämmerer.) Wie ſagteſt Du doch, daß er heiße?

Kämmerer. Jehovah.

Holofernes. Laß Dir das Opfer gefallen, Jehovah. Ein Mann bringt's Dir, und ein ſolcher, der es nicht nöthig hätte.

Der Hauptmann. Und wenn Bethulien ſich nicht ergiebt?

Holofernes. Schwur gegen Schwur. Dann laſſ' ich den Jehovah auspeitſchen, und die Stadt — doch ich will meinem Zorn nicht ſchon jetzt die Gränze abmeſſen! Es heißt den Blitz ſchulmeiſtern. Was macht die Ebräerin?

Der Hauptmann. O, ſie iſt ſchön. Aber ſie iſt auch ſpröde!

Holofernes. Haſt Du ſie verſucht?

Der Hauptmann (ſchweigt verlegen).

Holofernes (mit wildem Blick). Du wagteſt das, und wußteſt, daß ſie mir wohlgefällt? Nimm das, Hund!

(Er haut ihn nieder.) Schafft ihn weg und führt mir das Weib her. Es iſt eine Schande, daß ſie unberührt unter uns Aſſyriern einhergeht! — (Der Körper wird fortgeſchafft.) Weib iſt Weib, und doch bildet man ſich ein, es ſei ein Unterſchied. Freilich fühlt ein Mann nirgends ſo ſehr, wie viel er werth iſt, als an Weibesbruſt. Ha, wenn ſie ſeiner Umarmung entgegenzittern, im Kampf zwiſchen Wolluſt und Schamgefühl; wenn ſie Miene machen, als ob ſie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an ſeinen Hals fliegen, wenn ihr letztes Bischen Selbſtſtändigkeit und Bewußtſein ſich aufrafft und ſie, da ſie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verrätheriſche Küſſe in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft, und ſie ihn auffordern, wo ſie Widerſtand leiſten ſollten, — ja, das iſt Leben, da erfährt man's, warum die Götter ſich die Mühe gaben, Menſchen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maaß! Und vollends, wenn ihre kleine Seele noch den Moment zuvor von Haß und feigem Groll erfüllt war, wenn das Auge, das jetzt in Wonne bricht, ſich finſter ſchloß, als der Ueberwinder hereintrat, wenn die Hand, die jetzt ſchmeichelnd drückt, ihm gern Gift in den Wein gemiſcht hätte! Das iſt ein Triumph, wie keiner mehr, und den hab' ich ſchon oft gefeiert. Auch dieſe Judith — zwar iſt ihr Blick freundlich, und ihre Wangen lächeln, wie Sonnenſchein; aber in ihrem Herzen wohnt Niemand, als ihr Gott, und den will ich jetzt vertreiben! In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einem Feind begegnete, ſtatt mein eignes Schwert zu ziehen, ihm das ſeinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen. So will ich auch dieſe vernichten; ſie ſoll vor mir vergehen durch ihr eignes Gefühl, durch die Treuloſigkeit ihrer Sinne!

Judith (tritt mit Mirza ein). Du haſt befohlen, hoher Herr, und Deine Magd gehorcht.

Holofernes. Setze Dich, Judith, und iß und trink, denn Du haſt Gnade vor mir gefunden.

Judith. Das will ich, Herr, ich will fröhlich ſein, denn ich bin mein Lebelang nicht ſo geehrt worden!

Holofernes. Warum zögerſt Du?

Judith (ſchaudernd, indem ſie auf das friſche Blut deutet). Herr, ich bin ein Weib.

Holofernes. Betrachte es recht, dies Blut. Es muß Deiner Eitelkeit ſchmeicheln, denn es iſt gefloſſen, weil es für Dich entzündet war.

Judith. Wehe!

Holofernes (zu dem Kämmerer). Andere Teppiche her! (Zu den Hauptleuten.) Entfernt Euch!

(Die Teppiche werden gebracht. Die Hauptleute gehen ab.)

Judith (für ſich). Mein Haar ſträubt ſich, aber doch dank' ich Dir, Gott, daß Du mir den Entſetzlichen auch in dieſer Geſtalt zeigteſt. Den Mörder kann ich leichter morden.

Holofernes. Nun laß Dich nieder. Du biſt blaß geworden, Dein Buſen fliegt. Bin ich Dir ſchrecklich?

Judith. Herr, Du warſt freundlich gegen mich!

Holofernes. Sei aufrichtig, Weib.

Judith. Herr, Du müßteſt mich verachten, wenn ich —

Holofernes. Nun?

Judith. Wenn ich Dich lieben könnte.

Holofernes. Weib, Du wagſt viel. Vergieb. Du wagſt Nichts. Solch ein Wort hört' ich noch nicht. Nimm die goldne Kette für dies Wort.

Judith (verlegen). Herr, ich verſtehe Dich nicht!

Holofernes. Wehe Dir, wenn Du mich verſtündeſt! Der Leu blickt ein Kind, das ihn verwegen an der Mähne zupft, weil es ihn nicht kennt, mit Freundlichkeit an. Wollte das Kind, nachdem es groß und klug geworden, daſſelbe verſuchen, der Leu würde es zerreißen. Setz' Dich zu mir, wir wollen plaudern. Sag' mir, was dachteſt Du, als Du zuerſt vernahmſt, daß ich mit Heeresmacht Dein Vaterland bedrohte?

Judith. Ich dachte Nichts.

Holofernes. Weib, man denkt an Manches, wenn man von Holofernes hört.

Judith. Ich dachte an den Gott meiner Väter.

Holofernes. Und fluchteſt mir?

Judith. Nein, ich hoffte, mein Gott werde es thun.

Holofernes. Gieb mir den erſten Kuß. (Er küßt ſie.)

Judith (für ſich). O, warum bin ich Weib!

Holofernes. Und als Du nun das Rollen meiner Wagen hörteſt, und das Stampfen meiner Kameele und das Klirren meiner Schwerter, was dachteſt Du da?

Judith. Ich dachte, Du wäreſt nicht der einzige Mann in der Welt und aus Iſrael würde einer hervorgehen, der Dir gleich ſei.

Holofernes. Als Du nun aber ſaheſt, daß mein Name allein hinreichte, Dein Volk in den Staub zu werfen, daß Euer Gott das Wunderthun vergaß, und daß Eure Männer ſich Weiberkleider wünſchten —

Judith. Da rief ich Pfui aus und verhüllte mein Angeſicht, ſobald ich einen Mann erblickte, und wenn ich beten wollte, ſo empörten ſich meine Gedanken gegen mich ſelbſt und zerfleiſchten ſich unter einander, und ringelten ſich wie Schlangen um das Bild meines Gottes herum. O, ſeit ich das empfand, ſchaudere ich vor meiner eigenen Bruſt; ſie kommt mir vor, wie eine Höhle, in die die Sonne hineinſcheint, und die dennoch in heimlichen Winkeln das ſchlimmſte Gewürm beherbergt.

Holofernes (betrachtet ſie von der Seite). Wie ſie glüht! Sie erinnert mich an eine Feuerkugel, die ich einſt in dunkler Nacht am Himmel aufſteigen ſah. Sei mir willkommen, Wolluſt, an den Flammen des Haſſes ausgekocht! Küſſe mich, Judith (ſie thut's). Ihre Lippen bohren ſich ein, wie Blutigel, und ſind doch kalt. Trink Wein, Judith. Im Wein iſt Alles, was uns fehlt!

Judith (trinkt, nachdem ihr Mirza eingeſchenkt hat). Ja, im Wein iſt Muth, Muth!

Holofernes. Alſo Muth bedarfſt Du, um mit mir an meiner Tafel zu ſitzen, um meine Blicke auszuhalten und meinen Küſſen entgegen zu kommen? Armes Geſchöpf!

Judith. O Du — (Sich faſſend.) Vergieb. (Sie weint.)

Holofernes. Judith, ich ſchaue in Dein Herz hinein. Du haſſeſt mich. Gieb mir Deine Hand und erzähle mir von Deinem Haß!

Judith. Meine Hand? O Hohn, der die Axt an die Wurzeln meiner Menſchheit legt!

Holofernes. Wahrlich, wahrlich, dies Weib iſt begehrungswerth!

Judith. Spring auf, mein Herz! Halte Nichts mehr zurück! (Sie richtet ſich auf.) Ja, ich haſſe Dich, ich verfluche Dich, und ich muß es Dir ſagen, Du mußt wiſſen, wie ich Dich haſſe, wie ich Dich verfluche, wenn ich nicht wahnſinnig werden ſoll! Nun todte mich!

Holofernes. Dich todten? morgen vielleicht; heute wollen wir erſt mit einander zu Bett gehen.

Judith (für ſich). Wie iſt mir auf einmal ſo leicht! Nun darf ich's thun!

Kämmerer (tritt ein). Herr, ein Ebräer harret draußen vor dem Zelt. Er bittet dringend vor Dich gelaſſen zu werden. Dinge von höchſter Wichtigkeit — — —

Holofernes (erhebt ſich). Vom Feind? Führ ihn herein! (Zu Judith.) Ob ſie ſich ergeben wollen? Dann nenne mir doch ſchnell die Namen Deiner Vettern und Freunde! Die will ich verſchonen!

Ephraim (ſtürzt ihm zu Füßen). Herr, ſicherſt Du mir mein Leben?

Holofernes. Ich ſichre es Dir!

Ephraim. Wohlan! (Nähert ſich ihm, zieht raſch ſein Schwert und haut nach ihm. Holofernes weicht aus).

Kämmerer (tritt haſtig herein). Schurk', ich will Dir zeigen, wie man Männer niederhaut! (Will Ephraim niederhauen.)

Holofernes. Halt!

Ephraim (will ſich ſelbſt in ſein Schwert ſtürzen). Das ſah Judith! Ewige Schande über mich!

Holofernes (verhindert ihn). Unterſteh' Dich's nicht zum zweiten Mal! Willſt Du mir das Halten meines Worts unmöglich machen? Ich ſicherte Dir Dein Leben, ich muß Dich alſo auch gegen Dich ſelbſt ſchützen! Ergreift ihn! Iſt nicht mein Lieblings-Affe verreckt? Steckt ihn in deſſen Käfig und lehrt ihn die Kunſtſtücke ſeines ſchnurrigen Vorgängers. Der Menſch iſt eine Merkwürdigkeit, er iſt der Einzige, der ſich berühmen kann, nach dem Holoſernes gehauen zu haben und mit heiler Haut davon gekommen zu ſein. Ich will ihn bei Hofe zeigen! (Kämmerer mit Ephraim ab.) (Zu Judith.) Giebt's viele Schlangen in Bethulien?

Judith. Nein, aber manchen Raſenden.

Holofernes. Den Holofernes tödten: auslöſchen den Blitz, der mit dem Weltbrande droht; eine Unſterblichkeit im Keim erdrücken, einen kühnen Anfang zum großmauligten Prahler machen, indem man ihn um ſein Ende verkürzt, — o, das mag verlockend ſein! Das heißt eingreifen in die Zügel des Geſchicks! Dazu könnt' ich mich ſelbſt verführen laſſen, wenn ich nicht wäre, der ich bin! Aber das Große auf kleine Weiſe thun wollen, dem Löwen erſt ein Netz aus ſeinem eignen Edelmuth ſpinnen und ihm dann mit dem Mord auf den Leib rücken, die That wagen und die Gefahr feig und klug vorher abkaufen: nicht wahr, Judith, das heißt Götter machen aus Dreck, dazu wirſt Du doch pfui! ſagen müſſen, und wenn's Dein beſter Freund gegen Deinen ärgſten Feind verſucht?

Judith. Du biſt groß und Andere ſind klein. (Leiſe.) Gott meiner Väter, ſchütze mich vor mir ſelbſt, daß ich nicht verehren muß, was ich verabſcheue! Er iſt ein Mann.

Holofernes (zum Kämmerer). Bereite mir das Lager! (Kämmerer ab.) Siehe, Weib, dieſe meine Arme ſind bis an den Ellenbogen in Blut getaucht, jeder meiner Gedanken gebiert Gräuel und Verwüſtung, mein Wort iſt Tod: die Welt kommt mir jämmerlich vor, mir däucht, ich bin geboren, ſie zu zerſtören, damit was Beſſeres kommen kann. Die Menſchen verfluchen mich, aber ihr Fluch haftet nicht an meiner Seele, ſie rührt ihre Schwingen und ſchüttelt ihn ab, wie ein Nichts: ich muß alſo wohl im Recht ſein. „O, Holofernes, Du weißt nicht, wie das thut!“ ächzte Einmal Einer, den ich auf glühendem Roſt braten ließ. „Ich weiß das wirklich nicht,“ ſagte ich und legte mich an ſeine Seite. Bewundere das nicht, es war eine Thorheit.

Judith (für ſich). Hör' auf, hör' auf! Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knieen ſoll.

Holofernes. Kraft! Kraft! Das iſt's. Er komme, der ſich mir entgegen ſtellt, der mich darnieder wirft. Ich ſehne mich nach ihm! Es iſt öde, Nichts ehren können als ſich ſelbſt. Er mag mich im Mörſer zerſtampfen und, wenn's ihm ſo gefällt, mit dem Brei das Loch ausfüllen, das ich in die Welt riß. Ich bohre tiefer und immer tiefer mit meinem Schwert; wenn das Zetergeſchrei den Retter nicht weckt, ſo iſt keiner da. Der Orkan durchſauſ't die Lüfte, er will ſeinen Bruder kennen lernen. Aber die Eichen, die ihm zu trotzen ſcheinen, entwurzelt er, die Thürme ſtürzt er um und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wird's ihm klar, daß es ſeines Gleichen nicht giebt, und vor Ekel ſchläft er ein. Ob Nebucad Nezar mein Bruder iſt? Mein Herr iſt er ganz gewiß. Vielleicht wirft er meinen Kopf noch einmal den Hunden vor. Wohl bekomm' ihnen die Speiſe. Vielleicht fütt're ich mit ſeinen Eingeweiden noch einmal die Tiger Aſſyriens. Dann — ja dann weiß ich, daß ich das Maaß der Menſchheit bin, und eine Ewigkeit hindurch ſtehe ich vor ihrem ſchwindelnden Auge als unerreichbare, ſchreckenumgürtete Gottheit! O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch ſchon da! „Kommt her, Alle, denen ich wehe that, — ruf' ich aus, — ihr, die ich verſtümmelte, ihr, denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt und erſinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab, und laßt mich's trinken, ſchneidet mir Fleiſch aus den Lenden, und gebt mir's zu eſſen!“ Und wenn ſie das Aergſte mir gethan zu haben glauben, und ich ihnen doch noch etwas Aergeres nenne, und ſie freundlich bitte, es mir nicht zu verſagen, wenn ſie mit grauſendem Erſtaunen umherſtehen und ich ſie, trotz all meiner Pein, in Tod und Wahnſinn hinein lächle: dann donn're ich ihnen zu: Knieet nieder, denn ich bin Euer Gott, und ſchließe Lippen und Augen und ſterbe ſtill und geheim.

Judith (zitternd). Und wenn der Himmel ſeinen Blitz nach Dir wirft, um Dich zu zerſchmettern?

Holofernes. Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich ſelbſt es ihm geböte, und der Todesſtrahl umkleidet mich mit düſt'rer Majeſtät.

Judith. Ungeheuer! Grauenvoll! Meine Empfindungen und Gedanken fliegen durch einander, wie dürre Blätter. Menſch, entſetzlicher, Du drängſt Dich zwiſchen mich und meinen Gott! Ich muß beten in dieſem Augenblick, und kann's nicht!

Holofernes. Stürz' hin und bete mich an!

Judith. Ha, nun ſeh' ich wieder klar! Dich? Du trotzeſt auf Deine Kraft. Ahnſt Du denn gar nicht, daß ſie ſich verwandelt hat? daß ſie Dein Feind geworden iſt?

Holofernes. Ich freue mich, etwas Neues zu hören.

Judith. Du glaubſt, ſie ſei da, um gegen die Welt Sturm zu laufen; wie, wenn ſie da wäre, um ſich ſelbſt zu beherrſchen? Du aber haſt ſie zum Futter Deiner Leidenſchaft gemacht, Du biſt der Reiter, den ſeine Roſſe verzehren.

Holofernes. Ja, ja, die Kraft iſt zum Selbſtmord berufen, ſo ſpricht die Weisheit, die keine Kraft iſt. Kämpfen mit mir ſelbſt, aus meinem linken Bein den Knochen machen, über den das rechte ſtolpert, damit es nur ja den benachbarten Ameiſenhaufen nicht zertrete. Jener Narr in der Wüſte, der mit ſeinem Schatten focht, und der, als die Nacht hereinbrach, ausrief: „nun bin ich geſchlagen, nun iſt mein Feind ſo groß, wie die Welt," — jener Narr war eigentlich ſehr geſcheit, nicht wahr? O, zeigt mir doch das Feuer, das ſich ſelbſt ausgießt! Findet Ihr's nicht? So zeigt mir das, das ſich durch ſich ſelbſt ernährt! Findet Ihr's auch nicht? So ſagt mir, ſteht dem Baum, den es verzehrt, der Richterſpruch über das Feuer zu?

Judith. Ich weiß nicht, ob man Dir was antworten kann. Wo der Sitz meiner Gedanken war, da iſt jetzt Oede und Finſterniß. Selbſt mein Herz verſteh ich nicht mehr.

Holofernes. Du haſt ein Recht, über mich zu lachen. Man muß einem Weibe ſo etwas nicht begreiflich machen wollen.

Judith. Lerne das Weib achten! Es ſteht vor Dir, um Dich zu ermorden! Und es ſagt Dir das!

Holofernes. Und es ſagt mir das, um ſich die That unmöglich zu machen! O Feigheit, die ſich für Größe hält! Doch Du willſt's auch wohl nur, weil ich nicht mit Dir zu Bette gehe! Um mich vor Dir zu ſchützen, brauch' ich Dir bloß ein Kind zu machen!

Judith. Du kennſt kein ebräiſch Weib! Du kennſt nur Creaturen, die ſich in ihrer tiefſten Erniedrigung am glücklichſten fühlen.

Holofernes. Komm, Judith, ich will Dich kennen lernen! Sträube Dich immerhin noch ein wenig, ich will Dir ſelbſt ſagen, wie lange. Noch einen Becher! (Er trinkt.) Nun ſtell' das Sträuben ein, es iſt genug! — (Zum Kämmerer.) Fort mit Dir! Und wer mich in dieſer Nacht ſtört, den koſtet's den Kopf! (Er führt Judith mit Gewalt ab.)

Judith (im Abgehen). Ich muß — ich will — pfui über mich in Zeit und Ewigkeit, wenn ich nicht kann!

Kämmerer (zu Mirza). Du willſt hier bleiben?

Mirza. Ich muß meiner Gebieterin warten!

Kämmerer. Warum biſt Du nicht ein Weib, wie Judith? Dann könnt' ich eben ſo glücklich ſein, wie mein Herr!

Mirza. Warum biſt Du nicht ein Mann, wie Holofernes?

Kämmerer. Ich bin, der ich bin, damit Holofernes ſeine Bequemlichkeit habe. Damit der große Held ſich nicht ſelbſt die Speiſen aufzutragen und den Wein einzuſchenken braucht. Damit er Einen hat, der ihn zu Bett bringt, wenn er betrunken iſt. Nun aber gieb auch Du mir Antwort. Wozu ſind die häßlichen Weiber in der Welt?

Mirza. Damit ein Narr ſie verſpotten kann.

Kämmerer. Ja wohl, und damit man ihnen bei Licht in's Geſicht ſpeie, wenn man das Unglück hatte, ſie im Dunkeln zu küſſen. Holofernes hat einmal ein Weib, das zur ungelegenen Zeit vor ihn trat, nieder gehauen, weil er es nicht ſchön genug fand. Der trifft immer das Rechte. Verkriech' Dich in eine Ecke, ebräiſche Spinne, und ſei ſtill! (Er geht ab.)

Mirza (allein). Still! Ja, ſtill! Ich glaube, dort (ſie deutet auf das Schlafgemach) wird Jemand ermordet; ich weiß nicht, ob Holofernes oder Judith! Still! ſtill! Ich ſtand einmal an einem Waſſer, und ſah, wie ein Menſch darin ertrank. Die Angſt trieb mich, ihm nachzuſpringen; die Angſt hielt mich wieder zurück. Da ſchrie ich, ſo laut ich konnte, und ich ſchrie nur, um ſein Schreien nicht zu hören. So red' ich jetzt! O Judith! Judith! Als du zum Holofernes kamſt und ihm mit einer Verſtellung, die ich nicht faßte, dein Volk in die Hände zu liefern verſprachſt, da hielt ich dich einen Augenblick für eine Verrätherin. Ich that dir Unrecht, und ich fühlte es gleich. O, möchte ich dir auch jetzt unrecht thun! Möchten deine halben Worte, deine Blicke und Geberden mich auch jetzt täuſchen, wie damals! Ich habe keinen Muth, ich fürchte mich ſehr; aber nicht die Furcht ſpricht jetzt aus mir, nicht die Angſt vor dem Mißlingen. Ein Weib ſoll Männer gebären, nimmermehr ſoll ſie Männer tödten!

Judith

(ſtürzt mit aufgelöſ'ten Haar, ſchwankend herein. Ein zweiter Vorhang wird zurückgeſchlagen. Man ſieht den Holofernes ſchlafen. Zu ſeinen Häupten hängt ſein Schwert).

Es iſt hier zu hell, zu hell! Löſch' die Lichter, Mirza, ſie ſind unverſchämt!

Mirza (aufjauchzend). Sie lebt und er lebt! — (Zu Judith.) Wie iſt Dir, Judith? Deine Wangen glühen, als wollte das Blut herausſpringen! Dein Auge blickt ſcheu!

Judith. Sieh' mich nicht an, Mädchen! Niemand ſoll mich anſehen! (Sie ſchwankt.)

Mirza. Lehne Dich an mich, Du ſchwankſt!

Judith. Wie, ich wäre ſo ſchwach? Fort von mir! Ich kann ſtehen, o, ich kann noch mehr, als ſtehen, ich kann unendlich viel mehr!

Mirza. Komm, laſſ' uns fliehen von hier!

Judith. Was? Biſt Du in ſeinem Solde? Daß er mich mit ſich fort zerrte, daß er mich zu ſich riß auf ſein ſchändliches Lager, daß er meine Seele erſtickte, Alles dies duldeteſt Du? Und nun ich mich bezahlt machen will für die Vernichtung, die ich in ſeinen Armen empfand, nun ich mich rächen will für den rohen Griff in meine Menſchheit hinein, nun ich mit ſeinem Herzblut die entehrenden Küſſe, die noch auf meinen Lippen brennen, abwaſchen will, nun errötheſt Du nicht, mich fortzuziehen?

Mirza. Unglückliche, was ſinnſt Du?

Judith. Elendes Geſchöpf, das weißt Du nicht? Das ſagt Dir Dein Herz nicht? Mord ſinne ich! — (Da Mirza zurücktritt.) Giebt's denn noch eine Wahl? — Sag' mir das, Mirza. Ich wähle den Mord nicht, wenn ich — Was red' ich da! Sprich kein Wort mehr, Magd! Die Welt dreht ſich um mich.

Mirza. Komm!

Judith. Nimmermehr! Ich will Dir Deine Pflicht lehren! Sieh, Mirza, ich bin ein Weib! O, ich ſollte das jetzt nicht fühlen! Höre mich, und thu', warum ich Dich bitte. Wenn meine Kraft mich verlaſſen, wenn ich ohnmächtig hinſinken ſollte, dann beſpritz' mich nicht mit Waſſer. Das hilft nicht. Ruf' mir in's Ohr: Du biſt eine Hure! Dann ſpring' ich auf, vielleicht pack ich Dich und will Dich würgen. Dann erſchrick nicht, ſondern ruf' mir zu: Holofernes hat Dich zur Hure gemacht und Holofernes lebt noch! O, Mirza, dann werd' ich ein Held ſein, ein Held, wie Holofernes!

Mirza. Deine Gedanken wachſen über Dich hinaus!

Judith. Du verſtehſt mich nicht! Aber Du mußt, Du ſollſt mich verſtehen. Mirza, Du biſt ein Mädchen. Laſſ' mich hinein leuchten in das Heiligthum Deiner Mädchenſeele. Ein Mädchen iſt ein thörichtes Weſen, das vor ſeinen eigenen Träumen zittert, weil ein Traum es tödtlich verletzen kann, und das doch nur von der Hoffnung lebt, nicht ewig ein Mädchen zu bleiben. Für ein Mädchen giebt es keinen größeren Moment, als den, wo es aufhört, eins zu ſein, und jede Wallung des Bluts, die es vorher bekämpfte, jeder Seufzer, den es erſtickte, erhöht den Werth des Opfers, das es in jenem Moment zu bringen hat. Es bringt ſein Alles, — iſt es ein zu ſtolzes Verlangen, wenn es durch ſein Alles Entzücken und Seligkeit einflößen will? Mirza hörſt Du mich?

Mirza. Wie ſollt' ich Dich nicht hören!

Judith. Nun denk' es Dir in ſeiner ganzen nackten Entſetzlichkeit, nun mal' es Dir aus bis zu dem Punkt, wo die Schaam ſich mit aufgehobenen Händen zwiſchen Dich und Deine Vorſtellungen wirft, und wo Du eine Welt verfluchſt, in der das Ungeheuerſte möglich iſt!

Mirza. Was denn? Was ſoll ich mir ausmalen?

Judith. Was Du Dir ausmalen ſollſt? Dich ſelbſt in Deiner tiefſten Erniedrigung — den Augenblick, wo Du an Leib und Seel' ausgekeltert wirſt, um an die Stelle des gemißbrauchten Weins zu treten und einen gemeinen Rauſch mit einem noch gemeineren ſchließen zu helfen, — wo die einſchlafende Begier von Deinen eigenen Lippen ſo viel Feuer borgt, als ſie braucht, um an Deinem Heiligſten den Mord zu vollziehen, — wo Deine Sinne ſelbſt, wie betrunken gemachte Sclaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen Dich aufſtehen, — wo Du anfängſt, Dein ganzes voriges Leben, all Dein Denken und Empfinden, für eine bloße hochmüthige Träumerei zu halten, und Deine Schande für Dein wahres Sein!

Mirza. Wohl mir, daß ich nicht ſchön bin!

Judith. Das überſah ich, als ich hieher kam. Aber, wie ſichtbar trat es mir entgegen, als ich (ſie zeigt auf die Kammer) dort einging, als mein erſter Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Kniee warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und ſtöhnte: verſchone mich! Hätte er auf den Angſtſchrei meiner Seele gehört, nimmer, nimmer würd' ich ihn — — doch, ſeine Antwort war, daß er mir das Bruſttuch abriß und meine Brüſte pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige deine Gluth! du gehſt zu weit!“ hohnlachte er und — o, mein Bewußtſein wollte mich verlaſſen, ich war nur noch ein Krampf, da blinkte mir was Glänzendes in's Auge. Es war ſein Schwert. An dies Schwert klammerten ſich meine ſchwindelnden Gedanken an, und hab ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daſeins eingebüßt: mit dieſem Schwert will ich's mir wieder erkämpfen! Bete für mich! jetzt thu' ich's!

(Sie ſtürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter.)

Mirza (auf den Knieen). Weck' ihn auf, Gott!

Judith (ſinkt in die Knie). O Mirza, was beteſt Du?

Mirza (erhebt ſich wieder). Gott ſei gelobt, ſie kann's nicht!

Judith. Nicht wahr, Mirza, der Schlaf iſt Gott ſelbſt, der die müden Menſchen umarmt; wer ſchläft, muß ſicher ſein! (Sie erhebt ſich und betrachtet Holofernes.) Und er ſchläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord ſein eignes Schwert wider ihn zückt. Er ſchläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören ſollte, macht dich mitleidig? Dieſer ruhige Schlaf nach einer ſolchen Stunde, iſt er nicht der ärgſte Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten, und als ob Nichts geſchehen wäre, ruhig einſchlafen darf? Ich bin kein Wurm. (Sie zieht das Schwert aus der Scheide.) Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln; ſo lächelte er, als er mich zu ſich niederzog, als er — — Tödt' ihn, Judith, er entehrt Dich zum zweitenmal in ſeinem Traum, ſein Schlaf iſt Nichts, als ein hündiſches Wiederkäuen deiner Schmach. Er regt ſich. Willſt Du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und —

(ſie haut Holofernes Haupt herunter.)

Siehſt Du, Mirza, da liegt ſein Haupt! Ha, Holofernes, achteſt du mich jetzt?

Mirza (wird ohnmächtig) Halte mich!

Judith (von Schauern geſchüttelt). Sie wird ohnmächtig — iſt denn meine That ein Gräuel, daß ſie dieſer hier das Blut in den Adern erſtarren macht und ſie wie todt danieder wirft? (Heftig.) Wach' auf aus Deiner Ohnmacht, Thörin, Deine Ohnmacht klagt mich an, und das duld' ich nicht!

Mirza (erwachend). Wirf doch ein Tuch darüber!

Judith. Sei ſtark, Mirza, ich flehe Dich! ſei ſtark! Jeder Deiner Schauer koſtet mich einen Theil meiner ſelbſt; dies Dein Zurückſchwindeln, dies grauſame Abwenden Deiner Blicke, dies Erblaſſen Deines Geſichts könnte mir einreden, ich habe das Unmenſchliche gethan und dann müſſt' ich ja mich ſelbſt . . . (ſie greift nach dem Schwert).

Mirza (wirft ſich ihr an die Bruſt).

Judith. Juble, mein Herz, Mirza kann mich noch umarmen! Aber weh mir, ſie flüchtet ſich wohl nur an meine Bruſt, weil ſie den Todten nicht anſehen kann, weil ſie vor der zweiten Ohnmacht zittert. Oder koſtet Dich die Umarmung die zweite Ohnmacht? (Stößt ſie von ſich.)

Mirza. Du thuſt mir weh! und Dir noch mehr!

Judith (faßt ihre Hand, ſanft). Nicht wahr, Mirza, wenn's ein Gräuel wäre, wenn ich wirklich gefrevelt hätte, Du würdeſt mich das ja nicht fühlen laſſen; Du würdeſt ja, und wollt' ich ſelbſt über mich zu Gericht ſitzen und mich verdammen, freundlich zu mir ſagen: Du thuſt Dir unrecht, es war eine Heldenthat!

Mirza (ſchweigt).

Judith. Ha! bild' Dir nur nicht ein, daß ich ſchon als Bettlerin vor Dir ſtehe, daß ich mich ſchon verdammt habe, und von Dir die Begnadigung erwarte. Es iſt eine Heldenthat, denn Jener war Holofernes und ich — ich bin ein Ding, wie Du! Es iſt mehr, als eine Heldenthat; ich möchte den Helden ſehen, den ſeine größte That nur halb ſo viel gekoſtet hat, wie mich die meinige.

Mirza. Du ſprachſt von Rache. Eins muß ich Dich fragen. Warum kamſt Du im Glanz Deiner Schönheit in dies Heidenlager? Hätteſt Du es nie betreten, Du hätteſt Nichts zu rächen gehabt!

Judith. Warum ich kam? Das Elend meines Volks peitſchte mich hierher, die dräuende Hungersnoth, der Gedanke an jene Mutter, die ſich ihren Puls aufriß, um ihr verſchmachtendes Kind zu tränken. O, nun bin ich wieder mit mir ausgeſöhnt. Dies Alles hatt' ich über mich ſelbſt vergeſſen!

Mirza. Du hatteſt es vergeſſen. Das alſo war's nicht, was Dich trieb, als Du Deine Hand in Blut tauchteſt!

Judith (langſam, vernichtet). Nein, — nein, — Du haſt Recht, — das war's nicht, — Nichts trieb mich, als der Gedanke an mich ſelbſt. O, hier iſt ein Wirbel! Mein Volk iſt erlöſ't, doch wenn ein Stein den Holofernes zerſchmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank ſchuldig, als jetzt mir! Dank? Wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen und ſie zermalmt mich!

Mirza. Holofernes hat dich umarmt. Wenn Du ihm einen Sohn gebierſt: was willſt Du antworten, wenn er Dich nach ſeinem Vater fragt?

Judith. O, Mirza, ich muß ſterben, und ich will's. Ha! ich will durch das ſchlafende Lager eilen, ich will das Haupt des Holofernes emporheben, ich will meinen Mord ausſchreien, daß Tauſende aufſtehen und mich in Stücke zerreiſſen! (Will fort.)

Mirza (ruhig). Dann zerreiſſen ſie auch mich.

Judith (bleibt ſtehen). Was ſoll ich thun! Mein Hirn löſ't ſich in Rauch auf, mein Herz iſt wie eine Todeswunde. Und doch kann ich Nichts denken, als mich ſelbſt. Wär' das doch anders! Ich fühl' mich wie ein Auge, das nach innen gerichtet iſt. Und wie ich mich ſo ſcharf betrachte, werd' ich kleiner, immer kleiner, noch kleiner, ich muß aufhören, ſonſt verſchwind' ich ganz in Nichts.

Mirza (aufhorchend). Gott, man kommt!

Judith (verwirrt). Ruhig! Ruhig! Es kann Niemand kommen! Ich hab' die Welt in's Herz geſtochen (lachend), und ich traf ſie gut! Sie ſoll wohl ſtehen bleiben! Was Gott nur dazu ſagt, wenn er morgen früh herunterſchaut und ſieht, daß die Sonne nicht mehr gehen kann und daß die Sterne lahm geworden ſind. Ob er mich ſtrafen wird? O nein, ich bin ja die Einzige, die noch lebt; wo käme wieder Leben her? wie könnt' er mich tödten?

Mirza. Judith!

Judith. Au, mein Name thut mir weh!

Mirza. Judith!

Judith (unwillig). Laß' mich ſchlafen! Träume ſind Träume! Iſt's nicht lächerlich? Ich könnte jetzt weinen! Hätt' ich nur Einen, der mir ſagte, warum.

Mirza. Es iſt aus mit ihr! Judith, Du biſt ein Kind!

Judith. Ja wohl, Gott Lob. Denk Dir nur, das wußt' ich nicht mehr, ich hatte mich ordentlich in die Vernunft hineingeſpielt, wie in einen Kerker, und es war hinter mir zugefallen, ſchrecklich, feſt, wie eine eherne Thür. (Lachend.) Nicht wahr, ich bin morgen noch nicht alt, und übermorgen auch noch nicht! Komm, wir wollen wieder ſpielen, aber was Beſſeres. Eben war ich ein böſes Weib, das Einen umgebracht hatte! Hu! Sag' mir, was ich nun ſein ſoll!

Mirza (abgewandt). Gott! Sie wird wahnſinnig.

Judith. Sag' mir, was ich ſein ſoll! Schnell! Schnell! Sonſt werd' ich wieder, was ich war.

Mirza (deutet auf Holofernes). Sieh!

Judith. Meinſt Du, daß ich's nicht mehr weiß? O doch! doch! Ich bettle ja bloß um den Wahnſinn, aber es dämmert nur hin und wieder ein wenig in mir, finſter wird's nicht. In meinem Kopf ſind tauſend Maulwurfslöcher, doch ſie ſind alle für meinen großen dicken Verſtand zu klein, er ſucht umſonſt, hinein zu kriechen.

Mirza (in höchſter Angſt). Der Morgen iſt nicht mehr fern; ſie martern mich und Dich zu Tode, wenn ſie uns hier finden; ſie reißen uns Glied nach Glied ab.

Judith. Glaubſt Du wirklich, daß man ſterben kann? Ich weiß wohl, daß Alle das glauben und daß man's glauben ſoll. Sonſt glaubt' ich's auch, jetzt ſcheint mir der Tod ein Unding, eine Unmöglichkeit. Sterben! Ha! Was jetzt in mir nagt, wird ewig nagen, das iſt nicht wie Zahnweh oder ein Fieber, es iſt ſchon Eins mit mir ſelbſt, und es reicht aus für immer. O, man lernt was im Schmerz. (Sie deutet auf Holofernes.) Auch der iſt nicht todt! Wer weiß, ob nicht er es iſt, der mir dies Alles ſagt, ob er ſich nicht dadurch an mir rächt, daß er meinen ſchaudernden Geiſt mit dem Geheimniß ſeiner Unſterblichkeit bekannt macht!

Mirza. Judith, hab' Erbarmen und komm!

Judith. Ja, ja, ich bitte Dich, Mirza, ſag' Du mir immer, was ich thun' ſoll, ich hab' eine Angſt, noch ſelbſt etwas zu thun.

Mirza. So folge mir.

Judith. Ach, du mußt aber das Wichtigſte nicht vergeſſen. Steck' den Kopf dort in den Sack, den laß' ich hier nicht zurück. Du willſt nicht? Dann geh' ich keinen Schritt! (Mirza thut's mit Schaudern.) Sieh, der Kopf iſt mein Eigenthum, den muß ich mitbringen, damit man mir's in Bethulien glaubt, daß ich, — — weh, weh, man wird mich rühmen und preiſen, wenn ich's nun verkünde, und noch einmal wehe, mir iſt, als hätt' ich auch daran vorher gedacht?

Mirza (will gehen). Jetzt?

Judith. Mir wird's hell. Hör' Mirza, ich will ſagen, Du haſt's gethan!

Mirza. Ich?

Judith. Ja, Mirza! ich will ſagen, mir ſei in der Stunde der Entſcheidung der Muth abtrünnig geworden, aber über Dich ſei der Geiſt des Herrn gekommen und Du habeſt Dein Volk von ſeinem größten Widerſacher erlöſ't. Dann wird man mich verachten, wie ein Werkzeug, das der Herr verworfen hat und Dir wird Preis und Lobgeſang in Iſrael.

Mirza. Nimmermehr.

Judith. O, Du haſt Recht! Es war Feigheit. Ihr Jubelruf, ihr Cymbelklang und Paukenſchall wird mich zerſchmettern, und dann hab' ich meinen Lohn. Komm!

(Beide ab.)

(Die Stadt Bethulien, wie im dritten Act. Oeffentlicher Platz mit Ausſicht auf das Thor. Wachen am Thor. Viel Volk, liegend und ſtehend, in mannigfaltigen Gruppen. Es wird Morgen.)

Zwei Prieſter

(von einer Gruppe Weiber, Mütter u. ſ. w. umringt).

Ein Weib. Habt Ihr uns betrogen, als Ihr ſagtet, daß unſer Gott allmächtig ſei? Iſt er wie ein Menſch, daß er nicht halten kann, was er verſpricht?

Prieſter. Er iſt allmächtig. Aber Ihr ſelbſt habt ihm die Hände gebunden. Er darf Euch nur helfen wie Ihr's verdient.

Weiber. Wehe, wehe, was wird mit uns geſchehn!

Prieſter. Sehet hinter Euch, dann wiſſet Ihr, was vor Euch ſteht!

Eine Mutter. Kann eine Mutter ſich ſo verſündigen, daß ihr unſchuldiges Kind verdurſten muß? (Hält ihr Kind empor.)

Prieſter. Die Rache hat keine Gränzen, denn die Sünde hat keine.

Mutter. Ich ſage Dir, Prieſter, eine Mutter kann ſich nicht ſo verſündigen! In ihrem Schooß mag der Herr, wenn er zürnt, ihr Kind noch erſticken; iſt's geboren, ſo ſoll's leben. Darum gebären wir, daß wir unſer Selbſt doppelt haben, daß wir's im Kinde, wo es uns rein und heilig anlacht, lieben können, wenn wir's in uns haſſen und verachten müſſen.

Prieſter. Du ſchmeichelſt Dir! Gott läßt Dich gebären, damit er Dich in Deinem Fleiſch und Blut züchtigen, Dich noch über's Grab hinaus verfolgen kann!

Der zweite Prieſter (zum Erſten). Giebt's nicht ſchon genug Verzweifelte in der Stadt?

Erſter Prieſter. Willſt Du müſſig ſein, da Du ſäen ſollteſt? Treib' Deine Wurzel, da der Boden locker iſt!

Mutter. Mein Kind ſoll nicht für mich leiden. Nimm's hin! ich will mich in meine Kammer verſchließen und mich auf all' meine Sünden beſinnen und mir für jede eine zweifache Marter anthun; ich will mich peinigen, bis ich ſterbe, oder bis Gott ſelbſt vom Himmel herunter ruft: hör' auf!

Zweiter Prieſter. Behalt Dein Kind und pfleg's. Das will der Herr, Dein Gott!

Die Mutter (drückt es an die Bruſt). Ja, ich will es ſo lange anſehen, bis es bleich wird, bis ſein Wimmern in ſich ſelbſt erſtickt und ſein Athem ſtockt; ich will keinen Blick von ihm verwenden, ſogar dann nicht, wenn die Qual ſein Kindesauge vor der Zeit klug macht, und es mich wie ein Abgrund von Elend daraus anſchauert. Ich will's thun, um zu büßen wie Keine. Aber wenn es nun noch klüger wird und nach oben blickt und die Hände ballt?

Erſter Prieſter. Dann ſollſt Du ſie falten! Und ſollſt mit Schaudern erkennen, daß auch ein Kind ſich gegen Gott empören kann.

Die Mutter. Moſes Stab ſchlug an den Felſen und ein kühler Quell ſprang hervor. Das war ein Fels! (Schlägt ſich an die Bruſt.) Verfluchte Bruſt, was biſt Du? Von innen drängt die glühendſte Liebe; von außen preſſen dich heiße, unſchuldige Lippen, doch giebſt Du keinen Tropfen! Thu's! thu's! Saug' mir jede Ader aus und gieb dem Wurm noch einmal zu trinken!

Zweiter Prieſter (zum Erſten). Rührt's Dich nicht?

Erſter Prieſter. Ja. Aber ich ſehe in der Rührung immer nur eine Verſuchung zur Untreue an mir ſelbſt und unterdrücke ſie. Bei Dir löſ't ſich der Mann in Waſſer auf, Du kannſt ihn im Schnupftuch auffangen, oder ein Veilchen damit erquicken.

Zweiter Prieſter. Thränen von denen man ſelbſt Nichts weiß, ſind erlaubt.

Ein anderes Weib (auf die Mutter deutend). Haſt Du keinen Troſt für die?

Erſter Prieſter (kalt). Nein!

Das Weib. Dann ſitzt Dein Gott nirgends, als auf Deinen Lippen!

Erſter Prieſter. Dies Wort allein verdient, daß Bethulien dem Holofernes in die Hände fällt. Dir auf die Seele wälz' ich den Untergang der Stadt. Du fragſt, warum die leidet? Weil Du ihre Schweſter biſt! (Gehen vorüber.)

Zwei Bürger,

(die den Auftritt anſahen, treten hervor).

Erſter. Durch mein eignes Leid hindurch fühl' ich dieſes Weibes Leid. O, es iſt entſetzlich!

Zweiter. Es iſt das Entſetzlichſte noch nicht. Das tritt erſt dann ein, wenn es dieſer Mutter einfällt, daß ſie ihr Kind eſſen kann! (Er ſchlägt ſich vor die Stirn.) Ich fürchte, meinem Weibe iſt das ſchon eingefallen.

Erſter. Du raſeſt!

Zweiter. Um ſie nicht todtſchlagen zu müſſen, bin ich aus dem Hauſe geflohen. Lüg' nicht! Ich rannte fort, weil mich's ſchauderte vor der unmenſchlichen Speiſe, nach der ſie lüſtern ſchien, und weil ich mich doch fürchtete, daß ich miteſſen könnte.

Unſer Söhnlein lag im Verſcheiden; ſie, in ungeheurem Jammer, war zu Boden geſtürzt. Auf einmal erhob ſie ſich und ſagte, leiſe, leiſe: „iſt's denn ein Unglück, daß der Knabe ſtirbt?" Dann beugte ſie ſich zu ihm nieder und murmelte, wie unwillig: „noch iſt Leben in ihm!" Mir ward's gräßlich klar; ſie ſah in ihrem Kinde nur noch ein Stück Fleiſch.

Erſter. Ich könnte hingehen, und Dein Weib niederſtechen, ob ſie gleich meine Schweſter iſt!

Zweiter. Du käm'ſt zu früh oder zu ſpät. Wenn ſie ſich nicht tödtete, bevor ſie aß, ſo that ſie's gewiß, als ſie gegeſſen hatte.

Ein dritter Bürger (tritt hinzu). Vielleicht kommt uns noch Rettung. Heut iſt der Tag, an welchem Judith wiederkehren wollte!

Zweiter. Jetzt noch Rettung? Jetzt noch! Gott! Gott! Ich widerrufe alle meine Gebete! Daß Du ſie erhören könnteſt, nun es zu ſpät iſt, das iſt ein Gedanke, den ich noch nicht dachte, den ich nicht ertrage. Ich will Dich rühmen und preiſen, wenn Du Deine Unendlichkeit auch am wachſenden Elend darthun, wenn Du meinen ſtarrenden Geiſt über ſein Maaß hinaus treiben, wenn Du einen Gräuel vor mein Auge ſtellen kannſt, der mich die Gräuel, die ich ſchon erblickte, vergeſſen und verlachen macht. Aber ich werde Dich verfluchen, wenn Du nun noch zwiſchen mich und mein Grab trittſt, wenn ich

Weib und Kind begraben, und ſie mit Erde, ſtatt mit dem Lehm und Moder meines eigenen Leibes bedecken muß! (Gehen vorüber.)

Mirza. (Vor dem Thor.) Macht auf, macht auf!

Wachen. Wer da?

Mirza. Judith iſt's. Judith mit dem Kopf des Holofernes.

Wachen (rufen in die Stadt hinein, während ſie öffnen). Halloh! Halloh! Judith iſt wieder da!

Volk verſammelt ſich. Aelteſte und Prieſter kommen. Judith und Mirza treten in's Thor.

Mirza (wirft den Kopf hin). Kennt ihr den?

Volk. Wir kennen ihn nicht!

Achior (tritt herzu und fällt auf die Knie). Groß biſt Du, Gott Iſraels, und es iſt kein Gott, außer Dir! (Er ſteht auf.) Das iſt des Holofernes Haupt! (Er faßt die Hand der Judith.) Und dies iſt die Hand, in die er gegeben ward? Weib, mir ſchwindelt, wenn ich Dich anſehe!

Die Aelteſten. Judith hat ihr Volk befreit! ihr Name werde geprieſen!

Volk (ſammelt ſich um Judith). Judith Heil!

Judith. Ja, ich habe den erſten und letzten Mann der Erde getödtet, damit Du (zu dem Einen) in Frieden Deine Schafe weiden, Du (zu einem Zweiten) Deinen Kohl pflanzen und Du (zu einem Dritten) Dein Handwerk treiben und Kinder, die Dir gleichen, zeugen kannſt!

Stimmen im Volk. Auf! Hinaus in's Lager! Jetzt ſind ſie ohne Herrn!

Achior. Wartet noch! Noch wiſſen ſie nicht, was in der Nacht geſchah! Wartet bis ſie uns ſelbſt das Zeichen zum Angriff geben! Wenn ihr Geſchrei erſchallt, dann wollen wir unter ſie fahren!

Judith. Ihr ſeid mir Dank ſchuldig, Dank, den Ihr mir nicht durch die Erſtlinge Eurer Herden und Eurer Gärten abtragen könnt! Mich trieb's die That zu thun; an Euch iſt's, ſie zu rechtfertigen! Werdet heilig und rein, dann kann ich ſie verantworten! (Man hört ein wildes, verworrenes Geſchrei.)

Achior. Horcht, nun iſt's Zeit!

Ein Prieſter (deutet auf den Kopf). Steckt den auf einen Spieß und tragt ihn voran!

Judith (tritt vor den Kopf). Dies Haupt ſoll ſogleich begraben werden!

Wachen (rufen von der Mauer herunter). Die Wächter am Brunnen fliehen in wilder Unordnung. Einer der Hauptleute tritt ihnen in den Weg — ſie zücken das Schwert gegen ihn. Einer der Unſrigen kommt ihnen entgegen gerannt. Es iſt Ephraim. Sie ſehen ihn gar nicht.

Ephraim (vor'm Thor). Oeffnet, öffnet!

(Das Thor wird geöffnet. Ephraim ſtürzt herein. Das Thor bleibt offen. Man ſieht vorüberfliehende Aſſyrer.)

Ephraim. Spießen, auf dem Roſt braten hätten ſie mich können. All' dem bin ich entgangen. Nun

Holofernes kopflos iſt, ſind ſie's Alle. Kommt, kommt! Ein Narr, der ſich noch fürchtet!

Achior. Auf, auf!

(Sie ſtürmen aus dem Thor; man hört Stimmen rufen: Im Namen Judith's!)

Judith (wendet ſich mit Ekel). Das iſt Schlächtermuth!

(Prieſter und Aelteſte ſchließen um ſie einen Kreis.)

Einer der Aelteſten. Du haſt die Namen der Helden ausgelöſcht und den Deinigen an ihre Stelle geſetzt!

Der erſte Prieſter. Du haſt Dich um Volk und Kirche hoch verdient gemacht. Nicht mehr auf die dunkle Vergangenheit, auf Dich darf ich von jetzt an deuten, wenn ich zeigen will, wie groß der Herr, unſer Gott iſt!

Prieſter und Aelteſte. Fordre Deinen Lohn!

Judith. Spottet Ihr mein? (zu den Aelteſten). Wenn's nicht heilige Pflicht war, wenn ich's laſſen durfte, iſt's dann nicht Hochmuth und Frevel? (Zu den Prieſtern.) Wenn das Opfer verröchelnd am Altar niederſtürzt, quält Ihr's mit der Frage, welchen Preis es auf ſein Blut und Leben ſetzt? (Nach einer Pauſe, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.) Und doch, ich fordre meinen Lohn! Gelobt mir zuvor, daß Ihr ihn nicht weigern wollt!

Aelteſte und Prieſter. Wir geloben's! Im Namen von ganz Iſrael!

Judith. So ſollt Ihr mich tödten, wenn ich's begehre!

Alle (entſetzt). Dich tödten?

Judith. Ja, und ich hab' Euer Wort.

Alle (ſchaudernd). Du haſt unſer Wort!

Mirza (ergreift Judith beim Arm und führt ſie vorwärts, aus dem Kreis heraus). Judith! Judith!

Judith. Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schooß unfruchtbar ſei. Vielleicht iſt er mir gnädig!

* * *

Herodes und Mariamne.

Eine Tragödie in fünf Acten.

Perſonen:

König Herodes.
Mariamne, ſeine Gemahlin.
Alexandra, ihre Mutter.
Salome, Schweſter des Königs.
Soemus, Statthalter von Galliläa.
Joſeph, Vicekönig in Abweſenheit von Herodes.
Sameas, ein Phariſäer.
Titus, ein römiſcher Hauptmann.
Joab, ein Bote.
Judas, ein jüdiſcher Hauptmann.
Artaxerxes, ein Diener.
Moſes, }
Jehu, } desgleichen, ſo wie noch einige andere Diener.
Silo, ein Bürger.
Zerubabel und }
ſein Sohn **Philo**, } Galliläer.
Ein römiſcher Bote.
Aaron und fünf andere Richter.
Drei Könige aus dem Morgenlande, von der chriſtlichen Kirche
ſpäter die heiligen zubenannt.

Ort: Jeruſalem. Zeit: Um Chriſti Geburt.

Erſter Act.

Burg Zion. Großer Audienz-Saal. Joab. Sameas. Serubabel
und ſein Sohn. Titus. Judas und viele Andere.
Herodes tritt ein.

Erſte Scene.

Joab
(tritt dem König entgegen).

Ich bin zurück!

Herodes.

Dich ſpreche ich nachher:
Das Wichtigſte zuerſt!

Joab
(zurücktretend, für ſich).

Das Wichtigſte!
Ich dächte doch, das wäre, zu erfahren,
Ob unſer Kopf noch feſt ſitzt oder nicht!

Herodes
(winkt Judas).

Wie ſteht es mit dem Feuer?

Judas.

Mit dem Feuer?
So weißt Du ſchon, was ich zu melden kam?

Herodes.

Um Mitternacht brach's aus. Ich war der Erſte,
Der es bemerkte und die Wache rief.
Irr' ich mich nicht, ſo weckte ich Dich ſelbſt!

Judas.

Es iſt gelöſcht! (Für ſich.) So iſt es alſo wahr,
Daß er verkleidet durch die Gaſſen ſchleicht,
Wenn And're ſchlafen! Hüten wir die Zunge,
Sie könnte ſeinem Ohr einmal begegnen.

Herodes.

Ich ſah, als Alles ſchon in Flammen ſtand,
Ein junges Weib durch's Fenſter eines Hauſes,
Das ganz betäubt ſchien. Ward dies Weib gerettet?

Judas.

Sie wollte nicht!

Herodes.

Sie wollte nicht?

Judas.

Bei'm Himmel,
Sie wehrte ſich, als man ſie mit Gewalt
Hinwegzubringen ſuchte, ſchlug mit Händen
Und Füßen um ſich, klammerte am Bett,
Auf dem ſie ſaß, ſich feſt und ſchrie, ſie habe
Mit eig'ner Hand ſich eben tödten wollen,
Nun komme ihr ein Tod von ungefähr!

Herodes.

Sie wird verrückt geweſen ſein!

Judas.

Wohl möglich,
Daß ſie's in ihrem Schmerz geworden iſt!
Ihr Mann war Augenblicks zuvor geſtorben,
Der Leichnam lag noch warm in ſeinem Bett.

Herodes
(für ſich).

Das will ich Mariamnen doch erzählen
Und ihr dabei in's Auge ſchau'n! (laut) Dies Weib
Hat wohl kein Kind gehabt! Wär' es der Fall,
So ſorg' ich für das Kind! Sie ſelber aber
Soll reich und fürſtengleich beſtattet werden,
Sie war vielleicht der Frauen Königin!

Sameas
(tritt zu Herodes).

Beſtattet werden? Geht doch wohl nicht an!
Zum wenigſten nicht in Jeruſalem!
Es ſteht geſchrieben —

Herodes.

Kenne ich Dich nicht!

Sameas.

Du haſt mich einmal kennen lernen können;
Ich war die Zunge des Synedriums,
Als es vor dir verſtummte!

Herodes.

Sameas,
Ich hoffe doch, Du kennſt mich auch! Du haſt
Den Jüngling hart verfolgt, Du hätteſt gern
Mit ſeinem Kopf dem Henker ein Geſchenk
Gemacht; der Mann und König hat vergeſſen,
Was Du gethan: Du trägſt den Deinen noch!

Sameas.

Wenn ich ihn darum, weil Du mir ihn ließeſt,
Nicht brauchen ſoll, ſo nimm ihn hin; das wäre
Ja ſchlimmer, als ihn eingebüßt zu haben.

Herodes.

Weswegen kamſt Du? Niemals ſah ich Dich
Bis jetzt in dieſen Mauern?

Sameas.

Deshalb eben
Siehſt Du mich heut'! Du haſt vielleicht geglaubt,
Daß ich Dich fürchtete! Ich fürcht' Dich nicht!
Auch jetzt nicht, wo Dich Mancher fürchten lernte,
Der Dich bisher, ich meine bis zum Tode
Des Ariſtobolus, nicht fürchtete!
Und nun ſich die Gelegenheit mir beut,
Dir zu beweiſen, daß ich dankbar bin,
Nehm' ich ſie wahr und warne Dich mit Ernſt
Vor einer Handlung, die der Herr verdammt.
Die Knochen dieſes Weibes ſind verflucht,
Sie hat die Rettung heidniſch abgewehrt,

Das iſt, als hätte ſie ſich ſelbſt getödtet
Und da —

Herodes.

Ein ander Mal!

(Zu Serubabel.)

Aus Galliläa!
Und Serubabel, der mich — Sei gegrüßt!
Du ſelbſt biſt Schuld, daß ich Dich jetzt erſt ſah.

Serubabel.

Viel Ehre, König, daß Du mich noch kennſt!

(Deutet auf ſeinen Mund.)

Nun freilich, dieſe beiden großen Zähne,
Die mich zum Vetter eines Ebers machen —

Herodes.

Mein eigenes Geſicht vergeſſ' ich eher,
Als das des Mannes, der mir treu gedient!
Du warſt, als ich bei Euch die Räuber jagte,
Mein beſter Spürhund. Was bringſt Du mir jetzt?

Serubabel

(winkt ſeinem Sohn).

Nicht eben viel! Den Philo, meinen Sohn!
Du brauchſt Soldaten, ich, ich brauche keine,
Und dieſer iſt ein Römer, aus Verſeh'n
Durch ein ebräiſch Weib zur Welt gebracht!

Herodes.

Aus Galliläa kommt mir Nichts als Gutes!
Ich laſſe Dich noch rufen!

Serubabel
(tritt mit ſeinem Sohn zurück).

Titus
(tritt vor).

Ein Betrug,
Den ich entdeckte, zwingt mich —

Herodes.

Deck' ihn auf!

Titus.

Die Stummen reden!

Herodes.

Deutlich!

Titus.

Dein Trabant,
Der Dir mit einem meiner Centurionen
Die letzte Nacht das Schlafgemach bewachte, —

Herodes
(für ſich).

Den Alexandra, meine Schwiegermutter,
In meinen Dienſt gebracht —

Titus.

Er iſt nicht ſtumm,
Wie alle Welt von ihm zu glauben ſcheint;
Er hat im Traum geſprochen, hat geflucht!

Herodes.

Im Traum?

Titus.

Er war im Stehen eingeſchlafen,
Mein Centurione weckte ihn nicht auf;

Er glaubte die Verpflichtung nicht zu haben,
Weil er nicht mit in der Cohorte dient,
Doch ſah er ſcharf auf ihn, um, wenn er fiele,
Ihn aufzufangen, daß er Dich nicht ſtöre,
Denn früh noch war es und Du lagſt im Schlaf.
Wie er das thut, fängt dieſer Stumme plötzlich
Zu murmeln an, ſpricht Deinen Namen aus
Und fügt den fürchterlichſten Fluch hinzu!

Herodes.

Der Centurione hat ſich nicht getäuſcht?

Titus.

Dann müßt' er ſelber eingeſchlafen ſein
Und wär' ein ſchlimm'res Zeichen für die Zukunft
Der ew'gen Stadt, als jener Blitz, der jüngſt
Die Wölfin auf dem Capitol verſehrt.

Herodes.

Ich danke Dir! Und nun —
(er verabſchiedet Alle bis auf Joab).
Ja, ja, ſo ſteht's!
Verrath im eig'nen Hauſe, off'ner Trotz
Im Phariſäerpöbel, um ſo kecker,
Als ich ihn gar nicht ſtrafen kann, wenn ich
Nicht aus den Narren Märt'rer machen will:
Bei jenen Galliläern etwas Liebe,
Nein, eigennützige Anhänglichkeit,
Weil ich der Popanz bin mit blankem Schwert,
Der aus der Ferne ihr Geſindel ſchreckt:
Und — dieſer Menſch bringt ſicher ſchlechte Botſchaft.

Er war zu eilig, mir ſie zu verkünden.
Denn der ſogar, obgleich mein eig'ner Knecht,
Thut gern, was mich verdrießt, wenn er nur weiß,
Daß ich mich ſtellen muß, als merkt' ich's nicht!
(zu Joab).
Wie ſteht's in Alexandrien?

Joab.

Ich ſprach
Antonius!

Herodes.

Ein wunderlicher Anfang!
Du ſprachſt Antonius? Ich bin's gewohnt,
Daß meine Boten vorgelaſſen werden;
Du biſt der Erſte, der es nöthig findet,
Mir zu verſichern, daß ihm das gelang.

Joab.

Es ward mir ſchwer gemacht! Man wies mich ab,
Hartnäckig ab!

Herodes
(für ſich).

So ſteht er mit Octav
Noch beſſer, als ich dachte! (laut) Das beweiſ't,
Daß Du die rechte Stunde nicht gewählt.

Joab.

Ich wählte jede von den vierundzwanzig,
Woraus der Tag beſteht; wie man auch trieb,
Ich wich nicht von der Stelle, nicht einmal,
Als die Soldaten mir den Imbiß boten

Und, da ich ihn verſchmähte, ſpotteten:
Er ißt nur, was die Katze vorgekoſtet
Und was der Hund zerlegt hat mit dem Maul!
Am Ende glückte mir —

Herodes.

Was einem Klügern
Sogleich geglückt wär' —

Joab.

Bei ihm vorzukommen.
Doch war's ſchon Nacht und anfangs mußt' ich glauben,
Er hätt' mich rufen laſſen, um den Spaß
Der höhnenden Soldaten fortzuſetzen;
Denn wie ich eintrat, fand ich einen Kreis
Von Trinkern vor, die ſich auf Polſtern ſtreckten,
Er aber füllte ſelbſt mir einen Becher
Und rief mir zu: Den leere auf mein Wohl!
Und als ich deſſ' mich höflich weigerte,
Da ſprach er: Wenn ich den da tödten wollte,
So brauchte ich ihn nur acht Tage lang
An meinen Tiſch zu zieh'n und den Tribut,
Den Erd' und Meer mir zollen, d'rauf zu ſtellen,
Er würde müſſig ſitzen und verhungern
Und noch im Sterben ſchwören, er ſei ſatt.

Herodes.

Ja, ja, ſie kennen uns! Das muß ſich ändern!
Was Moſes blos gebot, um vor dem Rückfall
In ſeinen Kälberdienſt dies Volk zu ſchützen,

Wenn er kein Narr war, das befolgt dies Volk,
Als hätt' es einen Zweck an ſich und gleicht
Dem Kranken, der nach der Geneſung noch
Das Mittel, das ihn heilte, fort gebraucht,
Als wären Arzenei und Nahrung Eins!
Das ſoll — Fahr' fort!

Joab.

Doch überzeugte ich
Mich bald, daß ich mich irrte, denn er that
Beim Trinken alle Staatsgeſchäfte ab,
Ernannte Magiſtrate, ordnete
Dem Zeus das Opfer an, vernahm Auguren
Und ſprach die Boten, wie ſie eben kamen,
Nicht mich allein. Es ſah beſonders aus.
Ein Sclav ſtand hinter ihm, das Ohr geſpitzt,
Die Tafel und den Griffel in der Hand
Und zeichnete mit lächerlichem Ernſt
Das auf, was ihm in trunk'nem Muth entfiel.
Die Tafel lieſ't er dann, wie ich vernahm,
Am nächſten Morgen durch im Katzenjammer
Und hält ſo treu an ihren Inhalt ſich,
Daß er, dies ſoll er jüngſt geſchworen haben,
Sich ſelbſt mit eig'ner Fauſt erdroſſeln würde,
Wenn er die Welt, die ihm gehört, am Abend
Im Rauſch verſchenkt und ſich dabei des Rechts
Auf einen Platz darin begeben hätte.
Ob er dann auch im Zickzack geht, wie Nachts,

Wenn er ſein Lager ſucht, ich weiß es nicht,
Doch däucht mir Eins dem Andern völlig gleich.

Herodes.

Du ſiegſt, Octavian! Es fragt ſich blos,
Ob früher oder ſpäter. Nun?

Joab.

Als endlich
An mich die Reihe kam und ich den Brief
Ihm überreichte, den ich für ihn hatte,
Da warf er ihn, anſtatt ihn zu eröffnen,
Verächtlich ſeinem Schreiber hin und ließ
Ein Bild durch ſeinen Mundſchenk bringen; dieſes
Sollt' ich betrachten und ihm ſagen,
Ob ich es ähnlich fände oder nicht.

Herodes.

Das war das Bild —

Joab

(hämiſch).

Des Ariſtobolus,
Des Hohenprieſters, der ſo raſch ertrank.
Es war ihm längſt durch Deine Schwiegermutter,
Durch Alexandra, die mit ihm verkehrt,
Schon zugeſchickt, doch er verſchlang's mit Gier,
Als hätte er es niemals noch erblickt.
Ich ſtand verwirrt und ſchweigend da. Er ſprach,
Als er dies ſah: Die Lampen brennen wohl
Zu düſter hier! und griff nach Deinem Brief,

Steckt ihn in Brand und ließ ihn vor dem Bild
Langſam verflackern, wie ein weißes Blatt.

Herodes.

Kühn! Selbſt für ihn! Doch — es geſchah im Rauſch!

Joab.

Ich rief: Was machſt Du da? Du haſt ihn ja
Noch nicht geleſen! Er erwiederte:
Ich will Herodes ſprechen! Das bedeutet's!
Er iſt bei mir verklagt auf Tod und Leben!
Nun ſollt' ich ſagen, wie der Hoheprieſter
Geſtorben ſei. Und als ich ihm erzählte,
Bei'm Baden hab' der Schwindel ihn gepackt,
Da fuhr er d'rein: Gepackt! Ja, ja, das iſt
Das rechte Wort; der Schwindel hatte Fäuſte!
Und ich vernahm — verzeihſt Du's, wenn ich's melde?
Daß man in Rom nicht glaubt, der Jüngling ſei
Ertrunken, ſondern daß man Dich bezüchtigt,
Du habeſt ihn durch Deine Kämmerer
Erſticken laſſen in dem tiefen Fluß.

Herodes.

Dank, Alexandra, Dank!

Joab.

Jetzt winkt' er mir
Zu gehen und ich ging. Doch rief er mich
Noch einmal um und ſprach: Du biſt die Antwort
Auf meine erſte Frage mir noch ſchuldig,
D'rum wiederhol' ich ſie. Gleicht dieſes Bild

Dem Todten? Und als ich gezwungen nickte:
Gleicht Mariamne denn auch ihrem Bruder?
Gleicht ſie dem Jüngling, der ſo ſchmählich ſtarb?
Iſt ſie ſo ſchön, daß jedes Weib ſie haßt?

Herodes.

Und Du?

Joab.

Erſt höre, was die Andern ſagten,
Die ſich erhoben hatten und das Bild
Mit mir umſtanden. Lachend riefen ſie,
Zweideut'ge Mienen mit Antonius wechſelnd:
Sprich Ja! wenn Dich der Todte je beſchenkte,
Dann ſiehſt Du ihn auf jeden Fall gerächt!
Ich aber ſprach: ich wüßte Nichts davon,
Denn niemals anders, als verſchleiert, hätt' ich
Die Königin geſeh'n, und das iſt wahr!

Herodes

(für ſich).

Ha, Mariamne! Aber — dazu lach' ich;
Denn davor werd' ich mich zu ſchützen wiſſen,
So oder ſo, es komme, wie es will! —
(Zu Joab.)
Und welchen Auftrag gab er Dir für mich?

Joab.

Gar keinen! Wenn ich einen Auftrag hätte,
So hätt' ich Dir dies Alles nicht erzählt!
Nun ſchien's mir nöthig!

Herodes.

Wohl! — Du gehſt ſogleich

Zurück nach Alexandrien mit mir
Und darfſt die Königsburg nicht mehr verlaſſen!

Joab.

Ich werd' auch in der Burg mit Keinem reden!

Herodes.

Ich glaub's! Wer ſtirbt den Tod am Kreuz auch gern,
Beſonders, wenn die Feige eben reift!
Mein Stummer wird erwürgt und ſollt' er fragen
Warum, ſo ſagt man: Weil Du fragen kannſt!
(Für ſich.) Nun weiß ich's denn, durch wen die alte Schlange
So oft erfuhr, was ich — Ein böſes Weib!
(Zu Joab.) Beſorge das! Ich muß den Kopf noch ſeh'n,
Ich will ihn meiner Schwiegermutter ſchicken! —
(Für ſich.) Sie braucht ein Warnungszeichen, wie es ſcheint.

Joab.

Sogleich!

Herodes.

Noch Eins! Der junge Galliläer
Tritt für ihn ein, der Sohn des Serubabel.
Den will ich auch noch ſprechen, eh' wir zieh'n!

Joab

(ab).

Zweite Scene.

Herodes

(allein).

Nun gilts! Noch einmal! hätt' ich bald geſagt.
Allein ich ſeh' kein Ende ab. Ich gleiche

Dem Mann der Fabel, den der Löwe vorn,
Der Tiger hinten packte, dem die Geier
Mit Schnäbeln und mit Klau'n von oben drohten,
Und der auf einem Schlangenklumpen ſtand.
Gleichviel! Ich wehre mich, ſo gut ich kann,
Und gegen jeden Feind mit ſeiner Waffe,
Das ſei von jetzt mir Regel und Geſetz.
Wie lang' es dauern wird, mich ſoll's nicht kümmern,
Wenn ich nur bis an's Ende mich behaupte
Und Nichts verliere, was ich mein genannt,
Dies Ende komme nun, ſobald es will!

Dritte Scene.

Ein Diener
(tritt ein).

Die Königin!

Mariamne
(folgt ihm auf den Fuß).

Herodes
(geht ihr entgegen).

Du kommſt mir nur zuvor!
Ich wollte —

Mariamne.

Doch nicht in Perſon den Dank
Für Deine wunderbaren Perlen holen?
Ich wies Dich zweimal ab, es noch einmal
Verſuchen, ob ich meinen Sinn gewendet,
Das wär' für einen Mann zu viel geweſen
Und ganz gewiß zu viel für einen König.

O nein, ich kenne meine Pflicht und da Du
Seit meines muntern Bruders jähem Tod
Mich jeden Tag ſo reich beſchenkſt, als würbeſt
Du neu um mich, ſo komme ich auch endlich
Und zeige Dir, daß ich erkenntlich bin!

Herodes.

Ich ſehe es!

Mariamne.

Zwar weiß ich nicht, wie Du
Es mit mir meinſt. Du ſchickſt für mich den Taucher
Hinunter in das dunkle Meer, und wenn
Sich keiner findet, der um blanken Lohn
Des Leviathans Ruhe ſtören will,
So thuſt Du Deine Kerker auf und gibſt
Dem Räuber den verwirkten Kopf zurück,
Damit er Dir die Perlen fiſcht für mich.

Herodes.

Und ſcheint Dir das verkehrt? Ich ließ wohl auch
Den Mörder ſchon vom Kreuz herunternehmen,
Als es ein Kind aus einer Feuersbrunſt
Zu retten galt, und ſagte ihm: Wenn Du's
Der Mutter wieder bringſt, ſo gilt mir das,
Als hätteſt Du dem Tod die Schuld bezahlt.
Er ſtürzte auch hinein —

Mariamne.

Und kam er wieder
Heraus?

Herodes.

Es war zu ſpät! Sonſt hätt' ich ihm
Mein Wort gehalten, und ihn als Soldat
Nach Rom geſchickt, wo Tiger nöthig ſind.
Man ſoll mit Allem wuchern, denke ich,
Warum nicht mit verfall'nem Menſchenleben?
Es kommen Fälle, wo man's brauchen kann!

Mariamne
(für ſich).

O, daß er nicht die blut'gen Hände hätte!
Ich ſag' ihm Nichts! Denn was er auch gethan,
Spricht er davon, ſo ſcheint es wohl gethan,
Und ſchrecklich wär' es doch, wenn er mich zwänge,
Den Brudermord zu finden, wie das And're,
Nothwendig, unvermeidlich, wohl gethan!

Herodes.

Du ſchweigſt?

Mariamne.

So ſoll ich reden? Wohl, von Perlen!
Wir ſprachen ja bis jetzt von Perlen nur,
Von Perlen, die ſo rein ſind und ſo weiß,
Daß ſie ſogar in blut'gen Händen nicht
Den klaren Glanz verlieren! Nun, Du häufſt
Sie ſehr bei mir!

Herodes.

Verdrießt es Dich?

Mariamne.

Mich nicht!
Du kannſt mir dadurch nimmer eine Schuld
Bezahlen wollen, und mir däucht, ich habe
Als Weib und Königin ein volles Recht
Auf Perlen und Kleinodien. Ich darf
Vom Edelſtein, wie Cleopatra, ſagen:
Er iſt mein Diener, dem ich es verzeihe,
Daß er den Stern ſo ſchlecht bei mir vertritt,
Weil er dafür die Blume übertrifft!
Doch haſt Du eine Schweſter, Salome —

Herodes.

Und dieſe —

Mariamne.

Nun, wenn ſie mich morden ſoll,
So fahr' nur fort, das Meer für mich zu plündern,
Sonſt — gib dem Taucher endlich Ruh! Ich ſtehe
Schon hoch genug in ihrer Schuld! Du ſiehſt
Mich zweifelnd an? Doch! Doch! Als ich vor'm Jahr
Im Sterben lag, da hat ſie mich geküßt.
Es war das erſte und das einz'ge Mal,
Ich dachte gleich: Das iſt dein Lohn dafür,
Daß Du von hinnen gehſt! So war es auch,
Ich aber täuſchte ſie, denn ich genas.
Nun hab' ich ihren Kuß umſonſt und das
Vergaß ſie nicht. Ich fürchte ſehr, ſie könnte
Sich d'ran erinnern, wenn ich ſie beſuchte,

Die Wunderperlen um den Hals, durch die
Du mir zuletzt gezeigt, wie Du mich liebſt!

Herodes
(für ſich).

Es fehlt nur noch, daß meine linke Hand
Sich gegen meine rechte kehrt!

Mariamne.

Ich würde
Zum Wenigſten den Willkommstrunk verſchmäh'n!
Und böte ſie mir ſtatt gewürzten Weins
Auch im Kryſtall unſchuld'ges Waſſer dar,
Ich ließe ſelbſt dies Waſſer unberührt!
Zwar würde das Nichts heißen! Nein! es wäre
Auch ſo natürlich; denn das Waſſer iſt
Mir jetzt nicht mehr, was es mir ſonſt geweſen:
Ein mildes Element, das Blumen tränkt
Und mich und alle Welt erquickt, es flößt
Mir Schauder ein und füllt mich mit Entſetzen,
Seit es den Bruder mir verſchlungen hat.
Ich denke ſtets: im Tropfen wohnt das Leben,
Doch in der Welle wohnt der bitt're Tod!
Dir muß es noch ganz anders ſein!

Herodes.

Warum?

Mariamne.

Weil Du durch einen Fluß verleumdet wirſt,
Der ſeine eig'ne, grauſam tück'ſche That

Dir aufzubürden wagt! Doch fürcht' ihn nicht,
Ich widerſprech' ihm!

Herodes.

In der That?

Mariamne.

Ich kann's!
Die Schweſter lieben und den Bruder tödten,
Wie wär' das zu vereinen?

Herodes.

Doch vielleicht!
Wenn ſolch' ein Bruder ſelbſt auf's Tödten ſinnt,
Und man nur dadurch, daß man ihm begegnet,
Ja, ihm zuvor kommt, ſich erhalten kann!
Wir ſprechen hier vom Möglichen! Und weiter!
Wenn er, an ſich zwar arglos, ſich zur Waffe
In Feindeshänden machen läßt, zur Waffe,
Die tödtlich treffen muß, wenn man ſie nicht
Zerbricht, bevor ſie noch geſchwungen wird.
Wir ſprechen hier vom Möglichen! Und endlich!
Wenn dieſe Waffe nicht ein Einzelhaupt,
Nein, wenn ſie eines Volkes Haupt bedroht!
Und Eins, das dieſem Volk ſo nöthig iſt,
Wie irgend einem Rumpf das ſeinige.
Wir ſprechen hier vom Möglichen, doch denk' ich,
In allen dieſen Fällen wird die Schweſter,
Als Weib aus ſchuld'ger Liebe zum Gemal,
Als Tochter ihres Volks aus heil'ger Pflicht,

Als Königin aus beiden ſagen müſſen:
Es iſt geſcheh'n, was ich nicht ſchelten darf!
(Er faßt Mariamnens Hand.)
Wenn eine Ruth mich auch nicht faſſen mag,
Wie hätte ſie's gelernt bei'm Aehrenleſen?
Die Maccabäerin wird mich verſtehn!
Du konnteſt mich in Jericho nicht küſſen,
Du wirſt es können in Jeruſalem!
(Er küßt ſie.)
Und wenn der Kuß Dich doch gereuen ſollte,
So höre, was Dich mir verſöhnen wird:
Ich habe ihn zum Abſchied mir genommen,
Und dieſer Abſchied kann für ewig ſein!

Mariamne.

Für ewig?

Herodes.

Ja! Antonius läßt mich rufen,
Doch, ob auch wiederkehren, weiß ich nicht!

Mariamne.

Du weißt es nicht?

Herodes.

Weil ich nicht weiß, wie hart
Mich meine — Deine Mutter bei ihm verklagte!

Mariamne
(will reden).

Herodes.

Gleichviel! Ich werd's erfahren. Ein's nur muß ich
Aus Deinem Munde wiſſen, wiſſen muß ich,
Ob ich und wie ich mich vertheid'gen ſoll.

Mariamne.

Ob Du —

Herodes.

O Mariamne, frage nicht!
Du kennſt den Zauber, der mich an Dich knüpft,
Du weißt, daß jeder Tag ihn noch verſtärkte,
Du mußt es ja empfinden, daß ich jetzt
Nicht für mich kämpfen kann, wenn Du mir nicht
Verſicherſt, daß Dein Herz noch für mich ſchlägt!
O, ſag' mir, wie, ob feurig oder kalt,
Dann werde ich Dir ſagen, ob Antonius
Mich Bruder nennen, oder ob er mich
Zum Hungertod im unterird'ſchen Kerker,
In dem Jugurtha ſtarb, verdammen wird!
Du ſchweigſt? O, ſchweige nicht! Ich fühl' es wohl,
Daß dies Bekenntniß keinem König ziemt:
Er ſollte nicht dem allgemeinen Loos
Der Menſchheit unterworfen, ſollte nicht
Im Innern an ein Weſen außer ſich,
Er ſollte nur an Gott gebunden ſein!
Ich bin es nicht! Als Du vor einem Jahr
Im Sterben lagſt, da ging ich damit um,
Mich ſelbſt zu tödten, daß ich Deinen Tod
Nur nicht erlebte, und — dies weißt Du nun,
Ein And'res wiſſe auch! Wenn ich einmal,
Ich ſelbſt, im Sterben läge, könnt' ich thun,
Was Du von Salome erwarteſt, könnte

Ein Gift Dir miſchen und im Wein Dir reichen,
Damit ich Dein im Tod noch ſicher ſei!

Mariamne.

Wenn Du das thäteſt, würdeſt Du geneſen!

Herodes.

O nein! o nein! Ich theilte ja mit Dir!
Du aber ſprich: ein Uebermaß von Liebe,
Wie dieſes wäre, könnteſt Du's verzeihn?

Mariamne.

Wenn ich nach einem ſolchen Trunk auch nur
Zu einem letzten Wort noch Odem hätte,
So flucht' ich Dir mit dieſem letzten Wort!
(für ſich). Ja, um ſo eher thät' ich das, je ſich'rer
Ich ſelbſt, wenn Dich der Tod von hinnen riefe,
In meinem Schmerz zum Dolche greifen könnte:
Das kann man thun, erleiden kann man's nicht!

Herodes.

Im Feuer dieſer Nacht hat ſich ein Weib
Mit ihrem todten Mann verbrannt; man wollte
Sie retten, doch ſie ſträubte ſich. Dies Weib
Verachteſt Du, nicht wahr?

Mariamne.

Wer ſagt Dir das?
Sie ließ ja nicht zum Opferthier ſich machen,
Sie hat ſich ſelbſt geopfert, das beweiſ't,
Daß ihr der Todte mehr war, als die Welt!

Herodes.

Und Du? Und ich?

Mariamne.

Wenn Du Dir ſagen darfſt,
Daß Du die Welt mir aufgewogen haſt,
Was ſollte mich wohl in der Welt noch halten?

Herodes.

Die Welt! Die Welt hat manchen König noch,
Und Keiner iſt darunter, der mit Dir
Den Thron nicht theilte, der nicht Deinetwegen
Die Braut verließe und das Weib verſtieße,
Und wär's am Morgen nach der Hochzeitsnacht!

Mariamne.

Iſt Cleopatra todt, daß Du ſo ſprichſt?

Herodes.

Du biſt ſo ſchön, daß Jeder, der Dich ſieht,
An die Unſterblichkeit faſt glauben muß,
Mit welcher ſich die Phariſäer ſchmeicheln,
Weil Keiner faßt, daß je in ihm Dein Bild
Erlöſchen kann; ſo ſchön, daß ich mich nicht
Verwundern würde, wenn die Berge plötzlich
Ein edleres Metall, als Gold und Silber,
Mir lieferten, um Dich damit zu ſchmücken,
Das ſie zurückgehalten, bis Du kamſt;
So ſchön, daß — — Ha! Und wiſſen, daß Du ſtirbſt,
Sobald ein And'rer ſtarb, aus Liebe ſtirbſt,
Um Dem, der Dir voranging, nachzueilen,

Und Dich in einer Sphäre, wo man iſt
Und nicht mehr iſt, ich ſtell' mir das ſo vor,
Als letzter Hauch zum letzten Hauch zu miſchen —
Das wär' freiwill'gen Todes werth, das hieße
Jenſeits des Grabes, wo das Grauen wohnt,
Noch ein Entzücken finden: Mariamne,
Darf ich dies hoffen, oder muß ich fürchten,
Daß Du — Antonius hat nach Dir gefragt!

Mariamne.

Man ſtellt auf Thaten keinen Schuldſchein aus,
Viel weniger auf Schmerzen und auf Opfer,
Wie die Verzweiflung zwar, ich fühl's, ſie bringen,
Doch nie die Liebe ſie verlangen kann!

Herodes.

Leb' wohl!

Mariamne.

Leb' wohl! Ich weiß, Du kehrſt zurück!
Dich tödtet (ſie zeigt gen Himmel) Der allein!

Herodes.

So klein die Angſt?

Mariamne.

So groß die Zuverſicht!

Herodes.

Die Liebe zittert!
Sie zittert ſelbſt in einer Heldenbruſt!

Mariamne.

Die meine zittert nicht!

Herodes.

Du zitterſt nicht!

Mariamne.

Nun fang' ich an! Kannſt Du nicht mehr vertrauen,
Seit Du den Bruder mir — Dann wehe mir
Und wehe Dir!

Herodes.

Du hältſt das Wort zurück,
Das ſchlichte Wort, wo ich auf einen Schwur
Von Dir gehofft; worauf noch ſoll ich bau'n?

Mariamne.

Und leiſtete ich den, was bürgte Dir,
Daß ich ihn hielte? Immer nur ich ſelbſt,
Mein Weſen, wie Du's kennſt. D'rum denke ich,
Du fängſt, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n
Doch enden mußt, ſogleich mit beiden an!
Geh! Geh! Ich kann nicht anders! Heut' noch nicht! (Ab.)

Vierte Scene.

Herodes.

Heut' nicht! Doch morgen, oder übermorgen! —
Sie will mir nach dem Tode Gutes thun!
Spricht ſo ein Weib? Zwar weiß ich's, daß ſie oft,
Wenn ich ſie ſchön genannt, ihr Angeſicht
Verzog, bis ſie es nicht mehr war. Auch weiß ich's,
Daß ſie nicht weinen kann, daß Krämpfe ihr,
Was Ander'n Thränengüſſe ſind! Auch weiß ich's,
Daß ſie mit ihrem Bruder kurz vorher,

Eh' er im Bad den Tod fand, ſich entzweit
Und dann die Unverſöhnliche geſpielt,
Ja, obend'rein, als er ſchon Leiche war,
Noch ein Geſchenk von ihm erhalten hat,
Das er bei'm Gang ins Bad für ſie gekauft.
Und doch! ſpricht ſo ein Weib in dem Moment,
Wo ſie Den, den ſie liebt, und wenigſtens
Doch lieben ſoll — — Sie kehrt nicht wieder um,
Wie einſt, als ich — — Sie ließ kein Tuch zurück,
Das ihr als Vorwand — — Nein, ſie kann es tragen,
Daß ich mit dieſem Eindruck — — Wohl, es ſei!
Nach Alexandria — in's Grab — Gleichviel!
Doch Eins zuvor! Eins! Erd' und Himmel hört's!
Mir ſchwurſt Du Nichts, Dir will ich Etwas ſchwören:
Ich ſtell' Dich unter's Schwert. Antonius,
Wenn er mich Deinetwegen fallen läßt,
Und Deiner Mutter wegen thut er's nicht!
Soll ſich betrügen. Sei's auch zweifelhaft,
Ob mir das Kleid, das mich im Sterben deckt,
Mit in die Grube folgt, weil mir ein Dieb
Es ja noch ſtehlen kann, Du ſollſt mir folgen!
Das ſteht nun feſt! Wenn ich nicht wiederkehre,
So ſtirbſt Du! Den Befehl laß' ich zurück!
Befehl! Da ſtößt ein böſer Punct mir auf:
Was ſichert mich, daß man mir noch gehorcht,
Wenn man mich nicht mehr fürchtet? O, es wird
Sich Einer finden, denk' ich, der vor ihr
Zu zittern hat!

Fünfte Scene.

Ein Diener.

Dein Schwäher!

Herodes.

Iſt willkommen!
Das iſt mein Mann! Dem reiche ich mein Schwert
Und hetz' ihn dann durch Feigheit in den Muth
So tief hinein, bis er es braucht, wie ich!

Joſeph
(tritt ein).

Ich höre, daß Du gleich nach Alexandrien
Zu gehen denkſt und wollte Abſchied nehmen!

Herodes.

Abſchied! Vielleicht auf Nimmerwiederſehn!

Joſeph.

Auf Nimmerwiederſehn?

Herodes.

Es könnte ſein!

Joſeph.

Ich ſah Dich nie, wie jetzt!

Herodes.

Das ſei Dir Bürge,
Daß es noch nie ſo mit mir ſtand, wie jetzt!

Joſeph.

Wenn Du den Muth verlierſt —

Herodes.

Das werd' ich nicht,
Denn, was auch kommt, ich trag' es, doch die Hoffnung
Verläßt mich, daß was Gutes kommen kann.

Joſeph.

So wollte ich, ich wäre blind geweſen
Und hätte Alexandra's Heimlichkeiten
Nie aufgeſpürt!

Herodes.

Das glaube ich Dir gern!

Joſeph.

Denn hätte ich das Bildniß nicht entdeckt,
Das ſie vom Ariſtobolus im Geheimen
Für den Antonius malen ließ, und hätt' ich
Ihr Botenſenden an Cleopatra
Nicht ausgeſpäht, und noch zuletzt den Sarg,
Der ſie und ihren Sohn verbarg, im Hafen
Nicht angehalten und die Flucht verhindert,
Die ſchon begonnen war —

Herodes.

Dann hätte ſie
Dir Nichts zu danken, und mit Ruhe konnteſt
Du ihre Tochter auf dem Throne ſeh'n,
Den ſie, die kühne Maccabäerin,
Gewiß beſteigt, wenn ich nicht wiederkehre
Und wenn vor ihr kein And'rer ihn beſetzt.

Joſeph.

So mein' ich's nicht. Ich meine, Manches wär'
Dann unterblieben!

Herodes.

Manches! Allerdings!
Doch manches And're wär' dafür gekommen.
Das gilt nun gleich. — Du zählteſt Vieles auf,
Eins haſt Du noch vergeſſen!

Joſeph.

Und das wäre?

Herodes.

Du warſt doch mit im Bade, als —

Joſeph.

Ich war's!

Herodes.

Du rangſt doch auch mit ihm?

Joſeph.

Im Anfang. Ja.

Herodes.

Nun denn!

Joſeph.

In meinen Armen hat der Schwindel
Ihn nicht erfaßt und wäre es geſcheh'n,
So hätt' ich ihn gerettet, oder er
Mich mit hinabgezogen in den Grund.

Herodes.

Ich zweifle nicht daran. Doch wirſt Du wiſſen,
Daß Keiner, der dabei war, anders ſpricht,

Und da der böſe Zufall will, daß Du
Ihn nicht bloß hinbegleitet, ſondern auch
Mit ihm gerungen haſt —

Joſeph.

Was hältſt Du ein?

Herodes.

Mein Joſeph, Du und ich, wir alle Beide
Sind hart verklagt!

Joſeph.

Ich auch?

Herodes.

Mein Schwäher freilich
Nicht bloß, auch mein vertrauter Freund biſt Du!

Joſeph.

Deß ſchmeichl' ich mir!

Herodes.

O, wärſt Du's nie geweſen,
Hätt' ich, wie Saul, den Spieß nach Dir geworfen,
Könnt'ſt Du durch Todeswunden das beweiſen,
Dir wäre beſſer, die Verleumdung hätte
Kein gläubig Ohr gefunden und Du würdeſt
Für eine Blutthat, die Du nicht begingſt,
Auch nicht enthauptet werden!

Joſeph.

Ich? Enthauptet?

Herodes.

Das iſt Dein Loos, wenn ich nicht wiederkehre
Und Mariamne —

Joſeph.

Aber ich bin ſchuldlos!

Herodes.

Was hilft es Dir? Der Schein iſt gegen Dich!
Und ſind denn nicht, geſetzt, daß man Dir glaubte,
Die vielen, vielen Dienſte, die Du mir
Erwieſen haſt, in Alexandra's Augen
So viel Verbrechen gegen ſie? Wird ſie
Nicht denken: Hätte Der mich fliehen laſſen,
So lebte noch, der jetzt im Grabe liegt?

Joſeph.

Wahr! Wahr!

Herodes.

Kann ſie denn nicht mit einer Art
Von Recht Dein Leben für ein and'res fordern,
Das ſie durch Deine Schuld verloren glaubt,
Und wird ſie's nicht durch ihre Tochter thun?

Joſeph.

O Salome! Das kommt von jenem Gang
Zum Maler! Jahr für Jahr will ſie von mir
Ein neues Bild!

Herodes.

Ich weiß, wie ſie Dich liebt!

Joſeph.

Ach, wär' es weniger, ſo ſtünd' es beſſer!
Hätt' ich das Bild des Ariſtobolus
Entdeckt, wenn ich — Nun kann ſie denn ja bald
Mein letztes haben, ohne Kopf!

Herodes.

Mein Joſeph,
Den Kopf vertheidigt man!

Joſeph.

Wenn Du den Deinen
Verloren gibſt?

Herodes.

Das thu' ich doch nur halb,
Ich werd' ihn dadurch noch zu retten ſuchen,
Daß ich ihn ſelbſt freiwillig in den Rachen,
Des Löwen ſtecke!

Joſeph.

Einmal glückt' es Dir!
Als Dich die Phariſäer —

Herodes.

Jetzt ſteht's ſchlimmer,
Doch was mit mir auch werde, Dein Geſchick
Will ich in Deine eig'nen Hände legen:
Du warſt ſchon ſtets ein Mann, ſei jetzt ein König!
Ich hänge Dir den Purpurmantel um
Und reiche Dir den Scepter und das Schwert,
Halt's feſt und gib es nur an mich zurück!

Joſeph.

Verſteh' ich Dich?

Herodes.

Und daß Du den Beſitz
Des Thron's Dir und mit ihm Dein Leben ſicherſt,
So tödte Mariamne, wenn Du hörſt,
Daß ich nicht wiederkehre.

Joſeph.

Mariamne?

Herodes.

Sie iſt das letzte Band, das Alexandra
Noch mit dem Volk verknüpft, ſeit ihr der Fluß
Den Sohn erſtickte, iſt der bunte Helmbuſch,
Den die Empörung tragen wird, wenn ſie
Sich gegen Dich erhebt —

Joſeph.

Doch Mariamne!

Herodes.

Du ſtaunſt, daß ich — Ich will nicht heucheln, Joſeph!
Mein Rath iſt gut, iſt gut für Dich, bedarf's
Der Worte noch? Doch geb' ich Dir ihn freilich
Nicht Deinetwegen bloß — G'rad aus, ich kann's
Nicht tragen, daß ſie einem Andern jemals —
Das wär' mir bitt'rer, als — Sie iſt zwar ſtolz; —
Doch nach dem Tod — Und ein Antonius —
Und dann vor Allem dieſe Schwiegermutter,
Die Todten gegen Todten hetzen wird — —
Du mußt mich faſſen!

Joſeph.

Aber —

Herodes.

Hör' mich aus!
Sie ließ mich hoffen, daß ſie ſelbſt den Tod
Sich geben würde, wenn ich — Eine Schuld

Darf man doch einzieh'n laſſen, wie? — Man darf
Selbſt mit Gewalt — Was meinſt Du?

Joſeph.

Nun, ich glaube!

Herodes.

Verſprich mir denn, daß Du ſie tödten willſt,
Wenn ſie ſich ſelbſt nicht tödtet! Uebereil's nicht,
Doch ſäum' auch nicht zu lange! Geh' zu ihr,
Sobald mein Bote, denn ich ſchicke Einen,
Dir meldet, daß es mit mir aus iſt, ſag's ihr
Und ſieh, ob ſie zu einem Dolche greift,
Ob ſie was And'res thut. Verſprichſt Du's?

Joſeph.

Ja!

Herodes.

Ich laſſe Dich nicht ſchwören, denn man ließ
Noch Keinen ſchwören, daß er eine Schlange
Zertreten wolle, die den Tod ihm droht.
Er thut's von ſelbſt, wenn er bei Sinnen bleibt,
Da er das Eſſen und das Trinken eher
Gefahrlos unterlaſſen kann, als dies.

Joſeph

(macht eine Bewegung).

Herodes.

Ich kenn' Dich ja! Und dem Antonius
Werd' ich Dich als den Einzigen empfehlen,
Dem er vertrauen darf. Du wirſt ihm das
Dadurch beweiſen, daß die Blutsverwandte

Dir nicht zu heilig iſt, um ſie zu opfern,
Wenn es Empörung zu erſticken gilt.
Denn dies iſt der Geſichtspunct für die That,
Aus dem Du ihm ſie zeigen mußt. Ihr wird
Ein Straßen-Auflauf folgen und Du meldeſt
Ihm, daß ein Aufruhr ihr vorher gegangen,
Und nur durch ſie bezwungen worden ſei.
Was dann das Volk betrifft, ſo wird es ſchaudern,
Wenn es Dein blut'ges Schwert erblickt, und Mancher
Wird ſprechen: Dieſen kannt' ich doch nur halb!
Und jetzt —

Joſeph.

Ich ſeh' Dich noch! Und nicht blos heut'
Ich weiß gewiß, Du kehrſt, wie ſonſt zurück.

Herodes.

Unmöglich iſt es nicht, darum noch Eins! — —

(Lange Pauſe.)

Ich ſchwur jetzt Etwas in Bezug auf Dich!

(Er ſchreibt und ſiegelt.)

Hier ſteht's! Nimm dieſes Blatt verſiegelt hin!
Du ſiehſt, die Aufſchrift lautet —

Joſeph.

An den Henker!

Herodes.

Ich halte Dir, was ich Dir d'rin verſprach,
Wenn Du vielleicht ein Stück von einem König
Erzählen ſollteſt, der —

Joſeph.

Dann gib mir auf,
Dies Blatt dem Henker ſelbſt zu überreichen! (Ab.)

Sechste Scene.

Herodes

(allein).

Nun lebt ſie unter'm Schwert! Das wird mich ſpornen,
Zu thun, was ich noch nie gethan, zu dulden,
Was ich noch nie geduldet, und mich tröſten,
Wenn es umſonſt geſchicht! Nun fort! — (Ab.)

Zweiter Act.

Burg Zion. Alexandra's Gemächer.

Erſte Scene.

Alexandra und Sameas.

Alexandra.

Dies weißt Du nun!

Sameas.

Es überraſcht mich nicht!
Nein, vom Herodes überraſcht mich Nichts!
Denn, wer als Jüngling dem Synedrium
Schon Krieg erklärt, wer mit der blanken Waffe
Vor ſeinen Richter hintritt und ihn mahnt,
Daß er der Henker iſt, und daß der Henker
Kein Todesurtheil an ſich ſelbſt vollzieht,
Der mag als Mann — — Ha, ich erblick' ihn noch,
Wie er, dem Hohenprieſter gegenüber,
Sich an die Säule lehnte und, umringt
Von ſeinen Söldnern, die im Räuberfangen

Sich ſelbſt in Räuber umgewandelt hatten,
Uns Alle überzählte, Kopf für Kopf,
Als ſtände er vor einem Diſtelbeet
Und ſänne nach, wie es zu ſäubern ſei.

Alexandra.

Ja, ja, es war ein Augenblick für ihn,
An den er ſich mit Stolz erinnern mag!
Ein junger Tollkopf, der die Zwanzig kaum
Erreicht, wird vor's Synedrium geſtellt,
Weil er in frevelhaftem Uebermuth
Sich einen Angriff auf's Geſetz erlaubt,
Weil er ein Todesurtheil, das von Euch
Noch nicht geſprochen ward, vollzogen hat.
Des Todten Witwe tritt ihm an der Schwelle
Mit ihrem Fluch entgegen, d'rinnen ſitzt,
Was alt und grau iſt in Jeruſalem.
Doch weil er nicht im Sack kommt und mit Aſche
Sein Haupt beſtreut, ſo wird's Euch ſchwach zu Muth;
Ihr denkt nicht mehr daran, ihn zu beſtrafen,
Ihr denkt nicht einmal d'ran, ihn zu bedräuen,
Ihr ſagt ihm Nichts, er lacht Euch aus und geht!

Sameas.

Ich ſprach!

Alexandra.

Als es zu ſpät war!

Sameas.

Hätt' ich's eher
Gethan, ſo wäre es zu früh geweſen,

Ich ſchwieg aus Ehrfurcht vor dem Hohenprieſter,
Dem ſtand das erſte Wort zu, mir das letzte,
Er war der Aelteſte, der Jüngſte ich!

Alexandra.

Gleichviel! Wenn Ihr in jenem Augenblick
Den ſchlichten Muth der Pflicht bewieſen hättet,
So würde jetzt kein größ'rer nöthig ſein!
Doch nun ſeht zu, ob Ihr — — Ei was, Euch bleibt
Auch wohl ein and'rer Ausweg noch! Wenn Ihr
Mit ihm nicht kämpfen wollt, und in der That,
Es wär' gewagt, ich rath' Euch ab, ſo braucht
Ihr mit dem Löwen oder mit dem Tiger
Den Kampf nur einzugeh'n, den er befiehlt!

Sameas.

Was redeſt Du?

Alexandra.

Du kennſt die Fechterſpiele
Der Römer doch?

Sameas.

Gott Lob, ich kenn' ſie nicht!
Ich halt' es für Gewinn, Nichts von den Heiden
Zu wiſſen, als was Moſes uns erzählt:
Ich mache jedesmal die Augen zu,
Wenn mir ein römiſcher Soldat begegnet,
Und ſegne meinen Vater noch im Grabe,
Daß er mich ihre Sprache nicht gelehrt.

Alexandra.

So weißt Du nicht, daß ſie die wilden Thiere
Aus Afrika zu Hunderten nach Rom
Hinüberſchaffen?

Sameas.

Nein, ich weiß es nicht!

Alexandra.

Daß ſie ſie dort in ſteinerner Arena
Zuſammentreiben, daß ſie ihnen Sclaven
Entgegenhetzen, die auf Tod und Leben
Mit ihnen kämpfen müſſen, während ſie
Im Kreis herum auf hohen Bänken ſitzen
Und jubeln, wenn die Todeswunden klaffen,
Und wenn das rothe Blut den Sand beſpritzt?

Sameas.

Das hat der wildeſte von meinen Träumen
Mir nicht gezeigt, doch freut's mich in der Seele,
Wenn ſie es thun. Es ſchickt ſich wohl für ſie!
(Mit erhobenen Händen.)
Herr, Du biſt groß! Wenn Du dem Heiden auch
Das Leben gönnſt, ſo muß er Dir dafür
Doch einen gräßlichen Tribut bezahlen,
Du ſtrafſt ihn durch die Art, wie er es braucht!
Die Spiele möcht' ich ſeh'n!

Alexandra.

Der Wunſch wird Dir
Erfüllt, ſobald Herodes wiederkehrt,
Er denkt ſie einzuführen!

Sameas.

Nimmermehr!

Alexandra.

Ich ſagt' es Dir! Warum auch nicht? Wir haben
Der Löwen ja genug! Der Berghirt wird
Sich freuen, wenn ſich ihre Zahl vermindert,
Er ſpart dann manches Rind und manches Kalb.

Sameas.

Vom Uebrigen noch abgeſeh'n, wo ſände
Er Kämpfer? Sclaven gibt es nicht bei uns,
Die ihm auf Tod und Leben pflichtig ſind.

Alexandra.

Den Erſten — ſeh' ich vor mir!

Sameas.

Wie?

Alexandra.

Gewiß!
Du wirſt, wie jetzt, Dein Angeſicht verzieh'n,
Du wirſt vielleicht ſogar die Fäuſte ballen,
Die Augen rollen und die Zähne fletſchen,
Wenn Du den großen Tag erlebſt, an dem
Er feierlich, wie Salomo den Tempel,
Die heidniſche Arena weihen wird.
Das wird ihm nicht entgehn, und deß zum Lohn
Wird er den Wink Dir geben, einzutreten
Und allem Volk zu zeigen, was Du kannſt,
Wenn Du dem Löwen gegenüber ſtehſt,

Der Tage lang vorher gehungert hat.
Denn, da es uns an Sclaven fehlt, ſo ſollen
Die todeswürdigen Verbrecher ſie
Erſetzen, und wer wär' noch todeswürdig,
Wenn Der nicht, der dem König offen trotzt!

Sameas.

Er könnte —

Alexandra.

Zweifle nicht! Es wäre ſchlimm,
Wenn ihm zu früh der Kopf genommen würde,
Es würden Pläne mit ihm untergeh'n,
Die ſelbſt Pompejus, der doch heidenkeck
In's Allerheiligſte zu treten wagte,
Vielleicht —

Sameas
(ausbrechend).

Antonius, wenn Du ihn packſt,
So will ich Dich ein Jahr lang nicht verfluchen!
Und thuſt Du's nicht, ſo — — Nun, wir ſind bereit!

Alexandra.

Er meint, wenn unſer Volk ſich mit den andern
Nicht miſchen ſollte, würden wir den Erdball
Von Gott für uns allein erhalten haben!

Sameas.

Meint er?

Alexandra.

Da dem nun aber nicht ſo ſei,
So thu' es noth, die Dämme zu durchſtechen,

Die uns, wie einen ſteh'nden See vom Meer,
Von allen übrigen noch immer trennten,
Und das geſchehe dadurch, daß wir uns
In Brauch und Sitte ihnen anbequemten.

Sameas.

In Brauch und — (gen Himmel) Herr! wenn ich nicht raſen ſoll,
So zeig' mir an, wie dieſer ſterben wird!
Zeig' mir den Tod, der jedem ander'n Tod
Die Schrecken abborgt und verkünde mir,
Daß es Herodes iſt, für den er's thut.

Alexandra.

Mach' Du den Todes-Engel!

Sameas.

Wenn an ihm nicht,
So an mir ſelbſt! Ich ſchwör's! Wenn ich den Gräuel
Nicht hindern kann, ſo will ich meine Ohnmacht
Durch Selbſtmord ſtrafen,
(mit einer Bewegung gegen die Bruſt).
eh' der Tag noch kommt,
Den er zum erſten Mal beflecken ſoll!
Das iſt ein Schwur, der eine Miſſethat
Mir abdringt, wenn ich einer Heldenthat
Nicht fähig bin. Wer ſchwur noch Größeres?

Alexandra.

Wohl! Nur vergiß nicht: wenn der eig'ne Arm
Nicht ſtark genug iſt, um den Feind zu ſtürzen,
So muß man einen fremden nicht verſchmäh'n!

Sameas.

Und dieſen fremden?

Alexandra.

Waffneſt Du Dir leicht!

Sameas.

Sprich deutlicher!

Alexandra.

Wer ſetzte den Herodes
Zum König ein?

Sameas.

Antonius! Wer ſonſt?

Alexandra.

Weßwegen that er's?

Sameas.

Weil er ihm gefiel!
Vielleicht auch bloß, weil er uns nicht gefiel!
Wann hat ein Heide einen beſſern Grund!

Alexandra.

Und weiter! Was erhält ihn auf dem Thron?

Sameas.

Des Volkes Segen nicht! Vielleicht ſein Fluch!
Wer kann es ſagen!

Alexandra.

Ich! Nichts, als der Pfiff,
Den Zins, den wir dem Römer zahlen müſſen,
Alljährlich, vor'm Verfalltag einzuſchicken
Und ihn ſogar freiwillig zu verdoppeln,

Wenn ſich ein neuer Krieg entzündet hat.
Der Römer will nur unſer Gold, nicht mehr,
Er läßt uns unſer'n Glauben, unſer'n Gott,
Er würde ihn ſogar mit uns verehren,
Und neben Jupiter und Ops und Iſis
Ihm auf dem Capitol den Winkel gönnen,
Der unbeſetzt geblieben iſt bis heut,
Wär' er nur auch, wie die, von Stein gemacht.

Sameas.

Wenn dem ſo iſt, und leider iſt es ſo,
Was haſt Du von Antonius zu hoffen?
In dieſem Punct, Du ſelber ſprachſt es aus,
Verſäumt Herodes Nichts. Noch jetzt — ich habe
Ihn ziehen ſeh'n! Dem einen Maulthier brach
Der Rückgrat, eh' es noch das Thor erreichte!
Für jeden Tropfen Bluts in ſeinen Adern
Bringt er ihm eine Unze Goldes dar:
Glaubſt Du, er weiſ't es Deinethalb zurück?

Alexandra.

Gewiß nicht, führt' ich meine Sache ſelbſt!
Allein das thut Cleopatra für mich,
Und hoffentlich thut's Mariamne auch.
Du ſtaunſt? Verſteh' mich recht! Nicht in Perſon,
Da kehrt ſie ſich wohl eher gegen mich,
Nur durch ihr Bild, und nicht einmal durch das,
Nein, durch ein and'res, das ihr freilich gleicht.
Denn wie ein wilder Wald nicht bloß den Löwen

Beherbergt, auch den Tiger, ſeinen Feind,
So niſtet auch in dieſes Römers Herzen
Ein ganzes Wurmgeſchlecht von Leidenſchaften,
Die um die Herrſchaft mit einander ringen,
Und wenn Herodes auf die erſte baut,
Ich baue auf die zweite, und ich glaube,
Daß die der andern überlegen iſt.

Sameas.

Du biſt —

Alexandra.

Kein Hirkan, wenn auch ſeine Tochter!
Doch, daß Du nicht mißdeuteſt, was ich that:
Ich bin auch Mariamne nicht! Und wenn
Antonius den Gemal, der ſie beſitzt,
Vertilgt, um ſich den Weg zu ihr zu bahnen:
Sie bleibt die Herrin ihrer ſelbſt und kann
Sich hüllen in ein ew'ges Witwenkleid.
Deß aber halt' ich mich gewiß, ſchon hat er
Die Hand an's Schwert gelegt, und wenn er's noch
Nicht zog, ſo hielt ihn nur die Rückſicht ab,
Daß dieſer glückliche Soldat Herodes
Den Römern für den Ring von Eiſen gilt,
Der Alles hier bei uns zuſammenhält.
Schaff' Du ihm den Beweis des Gegentheils,
Erreg' Empörung, ſtör' den ſchlaffen Frieden,
So wird er's ziehn!

Sameas.

Den ſchaffe ich ihm leicht!

Schon ſchlug das Volk ihn in Gedanken todt,
Es wird erzählt —

Alexandra.

Drück' Du Dein Siegel d'rauf,
Und dann eröffne raſch ſein Teſtament!
Den Inhalt kennſt Du jetzt, die Fechterſpiele
Steh'n obenan, und wenn ein Jeder ſich
Durch ſeinen Tod um hundert Ruthenſtreiche
Verkürzt glaubt, oder um das Marterkreuz,
So glaubt ein Jeder, was er glauben darf.
Denn Dinge ſtehen Israel bevor,
Die manchem Herzen den Verzweiflungswunſch
Abdringen werden, daß das rothe Meer
Das ganze Volk, die heiligen zwölf Stämme,
Verſchlungen hätt', und Moſes ſelbſt zuerſt.

Sameas.

Ich geh! und eh' der Mittag kommt —

Alexandra.

Ich weiß,
Was Du vermagſt, wenn Du den Sack ergreifſt
Und Wehe! rufend, durch die Gaſſen ziehſt,
Als wär' Dein Vorfahr Jonas wieder da.
Es wird ſich zeigen, daß es nützlich iſt,
Zuweilen bei dem Fiſcher vorzuſprechen,
Und mit dem Herrn Gevatter zu verzehren,
Was er ſich ſelbſt gönnt, weil es Niemand kauft.

Sameas.

Es wird ſich zeigen, daß wir Phariſäer
Die Schmach, die wir erlitten, nicht vergaßen,
Wie Du zu meinen ſcheinſt. Vernimm denn jetzt,
Was Du erſt durch die That erfahren ſollteſt:
Wir ſind ſchon längſt verſchworen gegen ihn,
Wir haben ganz Judäa unterwühlt,
Und in Jeruſalem, damit Du ſiehſt,
Wie feſt wir auf das Volk zu zählen haben,
Iſt ſelbſt ein Blinder mit in unſerm Bund!

Alexandra.

Was nützt Euch der?

Sameas.

Nichts! Und er weiß es ſelbſt!
Doch iſt er ſo von Haß und Grimm erfüllt,
Daß er das Unternehmen mit uns theilen
Und lieber ſterben, als in dieſer Welt,
Wenn es mißlingt, noch länger leben will.
Ich denke doch, daß dies ein Zeichen iſt! (ab.)

Zweite Scene.

Alexandra
(allein).

Schon ſchlug das Volk ihn in Gedanken todt!
Ich weiß! Ich weiß! Und daran kann ich ſeh'n,
Wie ſehr man's wünſcht, daß er nicht wiederkehrt.
Es traf ſich gut, daß ihn der Heuſchreck Schwarm

Bedeckte, als er fortzog, denn das gilt
Als Omen, daß man's nicht vergebens wünſcht.
Auch iſt es möglich, daß er wirklich jetzt
Schon ohne Kopf — — Das nicht! Sprich, wie Du denkſt,
Der Phariſäer lauſcht nicht vor der Thür!
Antonius iſt zwar Antonius,
Doch auch ein Römer, und ein Römer fällt
Das Urtheil langſam, wie er's ſchnell vollzieht.
Gefang'ner mag er ſein, wenn er auch nicht
Im Kerker ſitzt! Und wenn man das benutzt,
Kann's weiter führen. Darum iſt es gut,
Wenn jetzt ein Aufſtand kommt, obgleich ich weiß,
Was es an ſich bedeutet, und nicht minder,
Was es für Folgen haben wird, wenn er
Doch noch zurückkehrt. Wenn! Es kann geſcheh'n,
Bedenk' es wohl! Er ſchickte, als er ging,
Dir einen abgeſchlag'nen Kopf zum Abſchied,
Das zeigt Dir — pfui, ich ſprech' ja, wie mein Vater!
Es zeigt mir, daß er raſch iſt, wie Tyrannen
Es ſind, und auch, daß er mich ſchrecken möchte.
Das Eine wußt' ich längſt, das And're ſoll
Ihm nicht gelingen! Wenn das Schlimmſte käme,
Wenn Alles mir mißglückte und wenn er,
Trotz ſeiner Leidenſchaft für Mariamne,
Die eher ſteigt, als fällt, und die mich ſchützt,
Sobald ſie ſelbſt nur will, das Aergſte wagte —
Was wär's? Um Rache ſetzt' ich Alles ein
Und Rache würde mir im Tode noch,

Rache an ihm, der's thät', und an ihr,
Die es geſchehen ließe. Nimmer ſähe
Das Volk, und nimmer Rom, geduldig zu.
Und was mich ſelbſt betrifft, ſo würde ich
In dieſem blut'gen Fall nur um ſo beſſer
Zu meinen Ahnen paſſen! Mußten doch
Die Meiſten meines Stamms, die Aeltermütter,
Wie Aeltervätter, ohne Kopf die Welt
Verlaſſen, weil ſie ihn nicht beugen wollten.
Ich theilte dann ihr Loos, was wär' es mehr?

Dritte Scene.

Mariamne

(tritt ein)

Alexandra

(für ſich).

Sie kommt! Ja, wär' ſie von ihm abzuzieh'n
Und zu bewegen, mir nach Rom zu folgen,
Dann — Doch, ſie haßt und liebt ihn jetzt zugleich!
Wag' ich noch einen letzten Sturm? Es ſei!

(Sie eilt auf Mariamne zu.)

Du ſuchſt den Troſt, wo er zu finden iſt!
Komm' an mein Herz!

Mariamne.

Den Troſt?

Alexandra.

Brauchſt Du ihn nicht?
Dann hab' ich Dich verkannt! Doch hatt' ich Grund,

Dich für ein Weib, wie Du kein's biſt, zu halten,
Du warſt bei mir verleumdet!

Mariamne.

Ich? Bei Dir?

Alexandra.

Man ſprach mir von Umarmungen und Küſſen,
Die Du dem brudermörd'riſchen Gemahl
Gleich nach dem Mord — Verzeih', ich hätte es
Nicht glauben ſollen.

Mariamne.

Nicht?

Alexandra.

Nein! Nimmermehr!
Aus mehr als einem Grund nicht! Hätteſt Du
Dem blut'gen Schatten Deines Bruders auch
Das ſchweſterliche Opfer einer Rache
Herzlos entziehen können, die Du nicht
Durch Judith's Schwert und nicht durch Rahab's Nagel,
Nein, einzig durch ein Wenden Deines Mundes
Und durch ein ſtilles Kreuzen Deiner Arme
Dir nehmen und dem Todten weihen ſollteſt:
Er ſelbſt, der Mörder, hätte nicht gewagt,
Sich Dir zu nähern, denn Du gleichſt dem Todten,
Du wärſt ihm vorgekommen wie der Leichnam
Des Ariſtobolus, den man geſchminkt,
Er hätt' ſich ſchaudernd von Dir abgewandt.

Mariamne.

Er that das Eine nicht, noch ich das And're!

Alexandra.
So ſei — Doch nein! Vielleicht blieb Dir ein Zweifel
An ſeiner Schuld noch. Willſt Du den Beweis?

Mariamne.
Ich brauch' ihn nicht!

Alexandra.
Du brauchſt —

Mariamne.
Er gilt mir Nichts!

Alexandra.
Dann — Doch ich halt' den Fluch auch jetzt zurück,
Es hat Dich ja ein and'rer ſchon getroffen!
Du gehſt noch in den Ketten einer Liebe,
Die niemals ruhmvoll war —

Mariamne.
Ich dächte doch,
Ich hätt' mir den Gemal nicht ſelbſt gewählt,
Ich hätte mich nur in das Loos gefügt,
Das Du und Hirkan über mich, die Tochter
Und Enkelin, mit Vorbedacht verhängt.

Alexandra.
Ich nicht, mein feiger Vater ſchloß den Bund.

Mariamne.
So that er, was Dir nicht gefiel?

Alexandra.
Das nicht!
Sonſt wäre ich zuvor mit Dir entfloh'n,

Mir ſtand die Freiſtatt in Egypten offen.
Ich ſag' nur, der Entſchluß ging aus von ihm,
Dem erſten Hohenprieſter ohne Muth,
Und ich bekämpfte bloß den Widerwillen,
Mit dem ich Anfangs ihn vernahm. Allein
Ich that es, denn ich fand des Feiglings Handel
In Kurzem gut, und gab für Edoms Schwert
Die Perle Zions, als er drängte, hin!
Ja, wär' die Schlange, die Cleopatra
Um jene Zeit geſtochen, eine gift'ge
Geweſen, oder wär' Antonius
Auch nur auf ſeinem Zug hierher gekommen,
Ich hätte Nein geſagt! Nun ſagt' ich Ja!

Mariamne.

Und dennoch —

Alexandra.

Ich erwartete von Dir,
Daß Du den Kaufpreis nicht vertändeln würdeſt,
Und daß Du den Herodes —

Mariamne.

O, ich weiß!
Ich hätte mir von ihm für jeden Kuß
Im Voraus einen Kopf, der Dir mißfiel,
Bedingen und zuletzt, wenn keiner Dir
Mehr trotzte, als ſein eig'ner, ihn zum Selbſtmord
Bewegen, oder auch, wenn das nicht ging,
An ihm in ſtiller Nacht die Katzenthat

Der Judith wiederholen ſollen,
Dann hätt'ſt Du mich mit Stolz Dein Kind genannt!

Alexandra.

Mit größerem, als jetzt, ich läugn' es nicht.

Mariamne.

Ich zog es vor, dem Mann ein Weib zu ſein,
Dem Du mich zugeführt, und über ihn
Die Maccabäerin ſo zu vergeſſen,
Wie er den König über mich vergaß.

Alexandra.

Du ſchienſt Dich doch in Jericho auf ſie
Noch einmal zu beſinnen, wenigſtens
Warſt Du die Erſte, die mit einer Klage
Hervortrat, als ich ſelbſt ſie noch zurückhielt,
Um Dich zu prüfen. War's nicht ſo?

Mariamne.

In Jericho
Verwirrte mich das gräßliche Ereigniß,
Es kam zu ſchnell, vom Tiſch in's Bad, vom Bad
In's Grab, ein Bruder, ja, mir ſchwindelte!
Doch, wenn ich meinem König und Gemahl
Argwöhniſch und verſtockt die Thür verſchloß,
Bereu' ich's jetzt, und kann's mir nur verzeih'n,
Weil es geſcheh'n iſt wie in Fiebers Glut!

Alexandra.

In Fiebers Glut!

Mariamne
(halb für ſich).

Auch hätt' ich's nicht gethan,
Wär' er in Trauerkleidern nicht gekommen!
Roth, dunkelroth hätt' ich ihn ſehen können,
Doch —

Alexandra.

Ja, die fand er raſch! Er hatte ſie
Voraus beſtellt, wie and're Mörder ſich,
Wo möglich, Waſſer ſchöpfen, eh' ſie morden —

Mariamne.

Mutter, vergiß nicht!

Alexandra.

Was? Daß Du das Weib
Des Mörders biſt? Das biſt Du erſt geworden,
Und biſt es nur ſo lange, als Du willſt,
Ja, biſt's vielleicht, wer weiß! ſchon jetzt nicht mehr;
Des Todten Schweſter aber warſt Du ſtets
Und wirſt es bleiben, wirſt es dann ſogar
Noch ſein, wenn Du — Du ſcheinſt dazu geneigt —
In's Grab ihm nachrufſt: Dir iſt recht geſcheh'n!

Mariamne.

Ich bin Dir Ehrfurcht ſchuldig, und ich möchte
Sie nicht verletzen, darum halte ein!
Ich könnte ſonſt —

Alexandra.

Was könnteſt Du?

Mariamne.

Mich fragen,
Wer Schuld iſt an der That, ob der, der ſie
Vollbrachte, weil er mußte, oder die,
Die ſie ihm abdrang! Laß' den Todten ruh'n!

Alexandra.

So ſprich zu Einer, die ihn nicht gebar!
Ich trug ihn unter'm Herzen, und ich muß
Ihn rächen, da ich ihn nicht wecken kann,
Daß er ſich ſelber räche!

Mariamne.

Räch' ihn denn,
Doch räch' ihn an Dir ſelbſt! Du weißt recht gut,
Daß es der Hoheprieſter war, der rings
Vom Volk Umjauchzte, ſelbſt ſchon Schwindelnde,
Und nicht der Jüngling Ariſtobolus,
Der gegen ſich hervorrief, was geſchah.
Wer trieb den Jüngling nun, das ſag' mir an,
Aus ſeiner Selbſtzufriedenheit heraus?
Es fehlt' ihm ja an bunten Röcken nicht,
Die Blicke ſchöner Mädchen anzuzieh'n,
Und mehr bedurft' er nicht zur Seligkeit.
Was ſollt' ihm Aaron's Prieſtermantel noch,
Den Du zum Ueberfluß ihm überhingſt?
Ihm kam von ſelbſt ja kein Gedanke d'rin,
Als der: Wie ſteht er mir? Doch And're hielten
Ihn ſeit dem Augenblick, daß er ihn trug,

Für's zweite Haupt von Israel, und Dir
Gelang es bald, ihn ſelbſt ſo zu bethören,
Daß er ſich für das erſte, einz'ge hielt!

Alexandra.

Du läſterſt ihn und mich!

Mariamne.

Ich thu' es nicht!
Wenn dieſer Jüngling, der geboren ſchien,
Der Welt den erſten Glücklichen zu zeigen,
Wenn er ſo raſch ein dunkles Ende fand,
Und wenn der Mann, der jeden ander'n Mann,
Wie er ſein Schwert nur zieht, zum Weibe macht,
Wenn er — ich weiß nicht, ob er's that, doch fürcht' ich's:
Dann tragen Ehrſucht, Herrſchgier zwar die Schuld,
Doch nicht die Ehrſucht, die der Todte hegte,
Und nicht die Herrſchgier, die den König plagt!
Ich will Dich nicht verklagen, mir geziemt's nicht,
Ich will dafür, daß Du uns ein Geſpenſt,
Ein blut'ges, in die Ehekammer ſchickteſt,
Von Dir nicht eine Reuethräne ſeh'n,
Obgleich wir nie jetzt mehr zu Zweien ſind,
Und mir der Dritte ſo den Sinn verſtört,
Daß ich verſtumme, wenn ich reden ſollte,
Und daß ich rede, wenn zu ſchweigen wär';
Ich will nicht einmal Deinen Rachedurſt
Erſticken, will nicht fragen, was Du rächſt,
Ob Deine Pläne, oder Deinen Sohn:

Thu', was Du willſt, geh' weiter, halte ein,
Nur ſei gewiß, daß Du, wenn Du Herodes
Zu treffen weißt, auch Mariamne triffſt;
Den Schwur, den ich zurückhielt, als er ſcheidend
Ihn forderte, den leiſt' ich jetzt: Ich ſterbe,
Wenn er ſtirbt. Handle denn und ſprich nicht mehr!

Alexandra.

So ſtirb! Und gleich! Denn —

Mariamne.

Ich verſtehe Dich!
Und deshalb glaubteſt Du, ich brauchte Troſt?
O nein! Du irrſt! Es ſchreckt mich nicht,
Wenn das Geſindel, das die Auserwählten
Nur, weil ſie menſchlich-ſterblich ſind, erträgt,
Ihn mit dem Mund ſchon todtgeſchlagen hat.
Was bleibt dem Sclaven übrig, wenn der König
In Pracht und Herrlichkeit vorüberbrauſ't,
Als ſich zu ſagen: Er muß d'ran, wie ich!
Ich gönn' ihm das! Und wenn er an den Thron
Ganz dicht ein Schlachtfeld rückt mit tauſend Gräbern,
So lob' ich's, es erſtickt in ihm den Neid!
Doch daß Herodes lebt und leben wird,
Sagt mir mein Herz. Der Tod wirft einen Schatten,
Und der fällt hier hinein!

Vierte Scene.

Ein Diener.

Der Vicekönig!

Alexandra.

Gewiß bewaffnet, wie er immer iſt,
Wenn er zu uns kommt, ſeit es ihm mißlang,
Durch Schmeichelei den Sinn uns zu bethören,
Wie er's im Anfang zu verſuchen ſchien.
Weißt Du, daß Salome in jener Zeit
Vor Eiferſucht verging?

Mariamne.

Sie thut's noch jetzt!
Denn lächelnd und vertraulich ſag' ich ihm,
Wenn ſie dabei iſt, ſtets die ſchlimmſten Dinge,
Und da ſie ſelbſt nicht müde wird zu ſpäh'n,
So werde ich nicht müde, ſie zu ſtrafen
Für ihre Thorheit!

Joſeph

(tritt ein).

Alexandra

(auf Joſeph's Waffen deutend).

Siehſt Du?

Mariamne.

Mag er doch!
Sein Weib verlangt's, damit ſie träumen kann,
Sie habe einen krieg'riſchen Gemahl.

Alexandra

(zu Joſeph).

Ich bin noch da!

Joſeph.

Ein ſeltſamer Empfang!

Alexandra.

Mein Sohn iſt auch noch da! Er hat, wie einſt,
In einer Todtenkiſte ſich verſteckt.
Jag' ihn heraus, ich will's dafür verzeih'n,
Daß Du das einmal ungeheißen thatſt.
Du mußt die Kiſte aber diesmal nicht
Auf einem Schiff, das nach Egypten ſegelt,
Du mußt ſie ſuchen in des Kirchhof's Bauch!

Joſeph.

Ich bin nicht der, der Todte wecken kann!

Alexandra
(mit Hohn gegen Mariamne).

Wohl wahr! Sonſt wär'ſt Du ſicher mitgezogen,
Um Deinen Herrn, wenn ihn ſein Knie'n und Fleh'n
Vor dem Lictoren-Beil nicht ſchützen ſollte —

Mariamne.

Er kniet und fleht!

Joſeph
(zu Mariamne).

Ich kann Dir zeigen wie!
„Man hat mich deß gezieh'n!" Ich räum' es ein.
„Deß aber nicht!" Ich füg' es gleich hinzu,
Damit Du Alles weißt! — So wird er's machen.

Alexandra.

Prahlſt Du für ihn?

Joſeph.

So hat er's ſchon gemacht!
Ich ſtand dabei, da ihn die Phariſäer

Verklagen wollten bei'm Antonius.
Er hatte es ſtatt ihrer ſelbſt gethan,
Vorausgeeilt in's Lager, wie er war,
Und ſagte, als ſie kamen, Punct für Punct
Die Rechnung wiederholend und ergänzend:
Sprecht, ob ich etwas ausließ oder nicht!
Den Ausfall kennſt Du, mancher von den Klägern
Verlor den ſtarren Kopf, als ſie nicht wichen,
Er trug des Römers volle Gunſt davon.

Alexandra.

Da waren Beide jünger, wie ſie jetzt ſind.
Des Einen Uebermuth gefiel dem Andern,
Und um ſo mehr, weil er auf fremde Koſten
Geübt ward, nicht auf eig'ne. Kann dem Römer
Der Phariſäer denn was ſein, deß Zunge
Beſtändig Aufruhr predigt gegen Rom?
Wer dem den Bart rauft, kürzt ſein Anſeh'n! dachte
Antonius und lachte; doch ich zweifle,
Ob er das auch geſcheh'n läßt an ſich ſelbſt!

Joſeph.

Du ſprichſt, als wünſchteſt Du —

Alexandra.

Ob unſ're Wünſche
Zuſammengehn, ob nicht, was kümmert's Dich?
Halt Du den Deinen feſt! Für Dich iſt's wichtig,
Daß er zurückkehrt!

Joſeph.

Meinſt Du? Wenn für mich,
So auch für Dich!

Alexandra.

Ich wüßte nicht warum!
Es gab ſchon einmal eine Alexandra,
Die eine Krone trug in Israel,
Die zugriff, als ſie frei geworden war,
Und ſie nicht liegen ließ für einen Dieb.
Es ſoll, bei Gott! nicht an der zweiten fehlen,
Wenn's wirklich (zu Mariamne) Maccabäerinnen gibt,
Die kind'ſche Schwüre halten!

Joſeph
(aufhorchend).

Es iſt wahr!
Solch' eine Alexandra gab's einmal,
Doch wer ihr Ziel erreichen will, der muß
Ihr Beiſpiel ganz befolgen, nicht nur halb.
Sie ſöhnte ſich, als ſie den Thron beſtieg,
Mit allen ihren Feinden aus, nun hatte
Niemand von ihr zu fürchten, nur zu hoffen,
Kein Wunder, daß ſie feſt ſaß bis zum Tod!

Mariamne.

Das find' ich kläglich! Wozu ein Scepter,
Wenn nicht, um Haß und Liebe zu befried'gen?
Die Fliegen zu verſcheuchen g'nügt ein Zweig!

Joſeph.

Sehr wahr! (zu Alexandra) Und Du?

Alexandra.

Sie ſah im Traum wohl nie
Den Ahnherrn ihres Stamm's, den großen Judas,
Sonſt hätt' ſie wahrlich keinen Feind geſcheut,
Denn noch vom Grab' aus ſchützt er ſeine Enkel,
Weil er in keinem Herzen ſterben kann.
Wie ſollt' er auch! Es kann ja Niemand beten,
Der ſich nicht ſagen muß: Ich dank' es ihm,
Daß ich noch knieen darf vor meinem Gott
Und nicht vor Holz, vor Erz und Stein!

Joſeph
(für ſich).

Der König
Hat Recht gehabt! Ich muß die That vollbringen,
Und zwar an Beiden, oder ſie erleiden.
Ich muß mir auf das Haupt die Krone ſetzen,
Wenn ich's vor'm Beil des Henkers ſichern will.
Hier ſtarrt mir eine Welt von Haß entgegen!
Wohlan, ſie ſprachen ſich das Urtheil ſelbſt;
Ich hab' ſie jetzt zum letzten Mal geprüft,
Und wäre nur ſein Bote da, ich würde
Es mitleidslos den Augenblick vollzieh'n!
Jedwede Vorbereitung iſt getroffen.

Fünfte Scene.

Ein Diener.

Der Hauptmann Titus bittet um Gehör!

Joſeph.

Sogleich! (will gehen).

Alexandra.

Warum nicht hier?

Der Diener.

Da iſt er ſchon!

Titus

(tritt ein; zu Joſeph, heimlich).

Was Du befürchteteſt geſchieht, das Volk
Empört ſich!

Joſeph.

Thu' denn raſch, was ich befahl
Stell' die Cohorte auf und rücke aus!

Titus.

Das that ich ſchon. Nun komm' ich, Dich zu fragen,
Ob Du Gefang'ne oder Todte willſt?
Mein Adler packt ſo gut, als er zerfleiſcht,
Und Du mußt wiſſen, was Dir beſſer frommt.

Joſeph.

Blut darf nicht fließen!

Titus.

Gut! So hau' ich ein,
Eh' ſie die Steinigung begonnen haben,
Sonſt thät ich's ſpäter!

Joſeph.

Sahſt Du Sameas?

Titus.

Den Phariſäer, der ſich einſt die Stirn

An meinem Schild faſt einſtieß, weil er ſtets
Die Augen ſchließt, ſobald er mich erblickt?
Den ſah ich allerdings!

Joſeph.

Und wie? Sprich laut!

Titus.

Auf off'nem Markt, von Tauſenden umringt,
Herodes laut verfluchend!

Joſeph
(zu Alexandra).

Sameas
Ging erſt vor einer Stunde fort von Dir!

Alexandra.

Sahſt Du's?

Titus
(zu Joſeph).

Erſcheinſt Du ſelbſt?

Joſeph.

Sobald ich kann!
Einſtweilen —

Titus.

Wohl! Ich gehe! (Will gehen.)

Alexandra
(ruft ihn um).

Ein Wort noch Hauptmann!
Warum entzogſt Du uns die Wache?

Mariamne.

Fehlt ſie?

Alexandra.

Seit geſtern Abend. Ja!

Joſeph.

Weil ich's gebot!

Titus.

Und weil der König, als er ging, mir ſagte:
Dies iſt der Mann, der meinen Willen weiß,
Was er gebietet, das gebiet' ich ſelbſt! (Ab.)

Alexandra
(zu Joſeph).

Und Du?

Joſeph.

Ich dachte, Judas Maccabäus
Wär' Schutz genug für Dich und Deine Tochter.
Im Uebrigen, Du hörſt, wie's draußen ſteht:
Ich brauche die Soldaten! (Für ſich.) Wenn die Römer
So nahe wären, könnt' es mir mißglücken!
Heut' ſchickt' ich Galliläer!

Alexandra
(zu Mariamne).

Meinſt Du noch,
Mein Argwohn habe keinen Grund?

Mariamne.

Ich weiß nicht,
Doch jetzt ſteckt er mich an. Dies find' ich ſeltſam!
Obgleich — Wenn aus der Wand ein Wurfſpieß führe,
Es käme mir nicht unerwarteter!

Alexandra.

Zwei Stöße, und der Weg zum Thron iſt frei;
Denn, gibt es keine Maccabäer mehr,
So kommen die Herodianer d'ran.

Mariamne.

Ich würde Dich noch jetzt verlachen, wäre
Nicht Salome ſein Weib! — Bei meinem Bruder,
Ihr Kopf iſt mein! Ich ſpreche zu Herodes:
Wie Du mich rächſt an ihr, ſo liebſt Du mich!
Denn ſie, nur ſie iſt's! Der da nimmermehr!

Alexandra.

Du triumphirſt zu früh! Erſt gilt's zu handeln,
Und dieſen Aufſtand, dächt' ich, nutzten wir!

Mariamne.

Mit dieſem Aufſtand hab' ich Nichts zu ſchaffen,
Denn wenn Herodes wiederkehrt ſo bleibt
Mir Nichts zu fürchten, und wenn nicht, ſo kommt
Der Tod in jeglicher Geſtalt mir recht!

Alexandra.

Ich geh'! (will ab.)

Joſeph
(vertritt ihr den Weg).

Wohin?

Alexandra.

Für's Erſte auf die Zinne
Und dann, wohin es mir gefallen wird!

Joſeph.

Zur Zinne ſteht der Weg Dir frei! Die Burg
Iſt abgeſperrt!

Alexandra.

So wären wir Gefang'ne?

Joſeph.

So lange, bis die Ruhe hergeſtellt iſt,
Muß ich Dich bitten —

Alexandra.

Was erkühnſt Du Dich?

Joſeph.

Ein Stein iſt blind, ein röm'ſcher Wurfſpieß auch,
Sie treffen Beide oft, was ſie nicht ſollen,
D'rum muß man ihnen aus dem Wege geh'n!

Alexandra
(zu Mariamne).

Ich ſteig' hinauf und ſuche meinen Freunden
Durch Zeichen kund zu thun, wie's mit uns ſteht.

Mariamne.

Durch Zeichen — Deinen Freunden — Mutter, Mutter!
So biſt Du's wirklich ſelbſt und nicht das Volk?
Wenn Du Dir ſelbſt nur nicht die Grube gräbſt!

Alexandra
(will gehen).

Joſeph.

Du wirſt geſtatten, daß Dich mein Trabant
Begleitet! Philo!

Alexandra.

Alſo off'ner Krieg?

Philo

(tritt ein).

Joſeph

(redet mit ihm, Anfangs leiſe, dann laut).

Du haſt verſtanden?

Philo.

Ja!

Joſeph.

Im ſchlimmſten Fall!

Philo.

Den wart' ich ab, dann —

Joſeph.

Und mir bürgt Dein Kopf!

(für ſich).

Mir däucht, Herodes Geiſt iſt über mir!

Alexandra

(für ſich).

Ich gehe doch! Vielleicht iſt der Soldat,
Obgleich ein Galliläer, zu gewinnen!
Verſuchen will ich es! (ab).

Philo

(folgt ihr).

Joſeph

(für ſich).

Ich kann nicht anders,
Wie ſehr es mich verdächt'gen mag, der Aufruhr

Zwingt mich zu dieſem Schritt, ich darf ſie jetzt
Nicht aus den Augen laſſen, wenn ich mir
Die That nicht ſelbſt unmöglich machen will,
Denn jede Stunde kann ſein Bote kommen!
Ihn ſelbſt erwarte ich ſchon längſt nicht mehr.

Mariamne.

Wann ſtarb Herodes?

Joſeph.

Wann er ſtarb?

Mariamne.

Und wie?
Du mußt es wiſſen, da Du ſo viel wagſt!

Joſeph.

Was wag' ich denn? Du gibſt mir Räthſel auf!

Mariamne.

Nichts, wenn Du glaubſt, ich finde keinen Schutz,
Sobald die Römer hören, daß mein Leben
Bedroht iſt, Alles, wenn Du darin irrſt.

Joſeph.

Und wer bedroht Dein Leben?

Mariamne.

Fragſt Du noch?
Du!

Joſeph.

Ich?

Mariamne.

Kannſt Du das Gegentheil mir ſchwören?
Kannſt Du's bei Deines Kindes Haupt? — Du ſchweigſt!

Joſeph.

Du haſt mir keine Schwüre abzufordern.

Mariamne.

Wer ſo verklagt wird, leiſtet ſie von ſelbſt.
Doch weh' Dir, wenn Herodes wiederkehrt!
Ich ſag' ihm Zweierlei vor'm erſten Kuß,
Ich ſag' ihm, daß Du ſannſt auf meinen Mord,
Ich ſag' ihm, was ich ſchwur: ermiß nun ſelbſt,
Welch Schickſal Dich erwartet, wenn er kommt!

Joſeph.

Und was — was ſchwurſt Du? Wenn's mich ſchrecken ſoll,
So muß ich's wiſſen!

Mariamne.

Hör's zu Deinem Fluch!
Daß ich mit eig'ner Hand mich tödten will,
Wenn er — O, hätt' ich das geahnt! Nicht wahr?
Dann hätte ich an einen kalten Gruß
Mich nie gekehrt, ich hätte fortgefahren,
Wie ich begann, und Alles ſtünde wohl!
Denn Anfangs warſt Du ein ganz and'rer Mann!

Joſeph.

Ich habe Nichts zu fürchten!

Mariamne.

Weil Du meinſt,
Es ſei unmöglich, daß er wiederkehrt!
Wer weiß! Und wenn! Ich halte meinen Schwur,
Doch eher nicht, bis ich an Dir mich rächte,

Bis ich an Dir, erzitt're, ſo mich rächte,
Wie er mich rächen würde! Zieh' doch jetzt
Sogleich Dein Schwert! Du wagſt es nicht? Ich glaub's!
Und wie Du mich auch hüten magſt, ich finde
Zum Hauptmann Titus ſicher einen Weg!
Verloren iſt Dein Spiel, ſeit ich's durchſchaut.

Joſeph
(Für ſich.)

Wahr, wahr! (zu Mar.) Ich halte Dich beim Wort! Du rächſt
Dich ſo, ganz ſo, wie er Dich rächen würde!
Das haſt Du mir gelobt! Vergiß es nicht!

Mariamne.

So ſpricht der Wahnwitz! Daß Herodes mich
Mehr liebt, wie ich mich ſelber lieben kann,
Wird Keiner, wird nicht einmal Salome,
Dein tück'ſches Weib, bezweifeln, wenn ſie mich
Auch eben darum doppelt haſſen, wenn ſie
Auch eben darum Dir den Mordgedanken
Rachſüchtig eingegeben haben mag!
Daß er von ihr kommt, weiß ich und ich will
Sie treffen, daß ſie's fühlt, ihr Schmerz um Dich
Soll meine letzte Luſt auf Erden ſein!

Joſeph.

Du irrſt Dich! Doch gleichviel! Ich hab' Dein Wort!

Mariamne.

Du wiederholſt es noch einmal? Verruchter,
Welch' einen Aufruhr nächtlicher Gedanken

Weckſt Du mir in der Bruſt und welchen Argwohn!
Du ſprichſt, als ob Herodes ſelber mich
Zum Opferthier und Dich zum Opferprieſter
Erkoren hätte. Iſt es ſo? Beim Abſchied
Entfiel ihm, mit Entſetzen denk' ich d'ran,
Ein dunkles Wort. Gib Antwort!

Joſeph.

Dieſe geb' ich
Sobald es nöthig iſt, ſobald ich weiß,
Daß er —

Mariamne.

Dich nicht mehr Lügen ſtrafen kann,
Wenn Du ihn feig und ſchlecht des Schrecklichſten,
Des Maßlos-Ungeheuerſten verklagteſt,
Bloß um Dich ſelbſt vor mir zu reinigen?
Ich ſage Dir, ich höre Dich nur jetzt,
Wo er vielleicht, eh' Du noch endigteſt,
Schon in die Thür tritt und Dich niederſtößt!
Schweig denn auf ewig, oder ſprich ſogleich!

Joſeph.

Und wenn es wär'? Ich ſag' nicht, daß es iſt!
Doch wenn es wär'? Was würd' es and'res ſein,
Als die Beſtätigung deſſen, was Du fühlſt,
Als ein Beweis, daß er Dich liebt, wie nie
Ein Mann ſein Weib noch liebte?

Mariamne.

Was iſt das?
Mir däucht, ſchon einmal hab' ich das gehört!

Joſeph.

Ich dächte doch, es könnte Dir nur ſchmeicheln,
Wenn ihm der Tod nicht halb ſo bitter wär',
Als der Gedanke, Dich —

Mariamne.

Was gilt die Wette,
Ich ſelber bring' es jetzt für Dich zu Ende!
Als der Gedanke, mich zurückzulaſſen
In einer Welt, wo ein Antonius lebt!

Joſeph.

Nun ja! Ich ſag' nicht, daß er das geſagt —

Mariamne.

Er hat's geſagt! Er hat — Was hat er nicht!
O, daß er endlich käme!

Joſeph.

Mariamne! —
(für ſich) Wie hab' ich mich verſtrickt! Zwar that ich Nichts,
Als was ich mußte! Doch mich packt ein Grauen,
Daß er — ich ſeh' den Ariſtobolus.
Verflucht die That, die einen Schatten wirft,
Eh ſie in's Leben tritt!

Mariamne.

So war das mehr,
Als eine tolle Blaſe des Gehirns,
Wie ſie zuweilen aufſteigt und zerplatzt,
So war's — Von jetzt erſt fängt mein Leben an,
Bis heute träumt' ich!

Sechſte Scene.

Ein Diener

(tritt ein; ihm folgt Salome)

Salome

(zum Diener).

Ward's Dir unterſagt,
Hier ungemeldet Jemand einzulaſſen?
Ich nehm's auf mich!

Joſeph.

Du, Salome?

Salome.

Wer ſonſt?
Kein böſer Geiſt! Dein Weib! Dein armes Weib,
Um das Du warbſt, wie Jacob warb um Rahel,
Und das Du nun — (zu Mar.) Verfluchte, war es Dir
Noch nicht genug, daß Du das Herz des Bruders
Mir abgewendet haſt? Mußt Du mir jetzt
Auch den Gemal noch rauben? Tag und Nacht
Denkt er an Dich, als wäreſt Du ſchon Witwe,
Und ich noch weniger, als das! Bei Tage
Folgt er auf Schritt und Tritt Dir nach! Bei Nacht
Träumt er von Dir, nennt ängſtlich Deinen Namen,
Fährt aus dem Schlummer auf — (zu Joſeph) Hielt
ich's Dir nicht
Noch dieſen Morgen vor? Und heut' ſogar,
Wo ganz Jeruſalem in Aufruhr iſt,
Heut' iſt er nicht bei mir, nicht auf dem Markt,

Wo ich, weil er nicht kam, ihn ſuchen ließ,
Er iſt bei Dir und Ihr — Ihr ſeid allein!

Mariamne.

Die iſt es ſicher nicht. So iſt er's ſelbſt!
Wenn noch ein Zweifel übrig blieb, ſo hat
Die blöde Eiferſucht ihn jetzt erſtickt! —
Ich war ihm nur ein Ding und weiter Nichts!

Joſeph
(zu Salome).

Ich ſchwör' Dir —

Salome.

Daß ich blind bin? Nein! Ich ſehe!

Mariamne.

Der Sterbende, der ſeinen Feigenbaum
Abhauen ließe, weil er ſeine Früchte
Nach ſeinem Tode keinem Andern gönnte,
Der Sterbende wär' ruchlos, und er hätte
Den Baum vielleicht doch ſelbſt gepflanzt und wüßte,
Daß er den Dieb, daß er ſogar den Mörder
Erquicken müßte, der ihn ſchüttelte.
Bei mir fällt Beides weg! Und doch! Und doch!
Das iſt ein Frevel, wie's noch keinen gab.

Salome
(zu Joſeph).

Du ſprichſt umſonſt! Ein Auftrag! Welch ein Auftrag?

Mariamne.

Ein Auftrag! Dies das Siegel! — Wär' es möglich,
Jetzt müßt' es doch am erſten möglich ſein!

Allein es iſt nicht möglich! Keine Regung
Unedler Art befleckt mein Innerſtes,
Wie es auch ſtürmt in meiner Bruſt! Ich würde
Antonius in dieſem Augenblick
Dieſelbe Antwort geben, die ich ihm
An unſ'rem Hochzeitstag gegeben hätte,
Das fühl' ich, darum trifft's mich, wie's mich trifft,
Sonſt müßte ich's ertragen, ja verzeih'n!

Salome
(zu Mariamne).

Ich bin für Dich nicht da, wie's ſcheint?

Mariamne.

Doch! Doch!
Du haſt ſogar die größte Wohlthat mir
Erzeigt, ich, die ich blind war, ſehe jetzt,
Ich ſehe hell und das allein durch Dich!

Salome.

Verhöhnſt Du mich? Auch das ſollſt Du mir büßen,
Wenn nur mein Bruder wiederkehrt! Ich werde
Ihm Alles ſagen —

Mariamne.

Was? Ja ſo! Das thu'!
Und hört er d'rauf — — Warum denn nicht? Was lach' ich?
Iſt das denn noch unmöglich? — — Hört er d'rauf,
So nimm mein Wort, ich widerſprech' Dir nicht!
Ich liebe mich nicht mehr genug dazu!

Siebente Scene.

Alexandra
(ſtürzt herein).

Der König!

Joſeph.

In der Stadt?

Alexandra.

Schon in der Burg!

Dritter Act.

Burg Zion. Alexandra's Gemächer.

Erſte Scene.

Alexandra. Joſeph. Salome. Herodes (tritt ein). Sein Gefolge. Soemus.

Herodes.

Da wär' ich wieder! (zu Soemus). Blutet's noch? Der Stein
Hat mir gegolten und er traf Dich nur,
Weil Du gerade kamſt mir was zu ſagen,
Dein Kopf war diesmal Deines Königs Schild!
Wär'ſt Du geblieben, wo Du warſt —

Soemus.

So hätt' ich
Die Wunde nicht, doch auch nicht das Verdienſt,
Wenn es ein ſolches iſt. In Galliläa
Wird höchſtens der geſteinigt, der es wagt,
Sich Dir und mir, der ich Dein Schatten bin,
Dein Sprachrohr, oder, was Du immer willſt,
Zu widerſetzen.

Herodes.

Ja, da ſind ſie treu!
Dem eig'nen Vortheil nämlich, und weil dieſer
Mit meinem Hand in Hand geht, meinem auch.

Soemus.

Wie ſehr, das ſiehſt Du daran, daß Du mich
In Deiner Hauptſtadt findeſt.

Herodes.

In der That,
Dich hier zu treffen, hätt' ich nicht erwartet:
Denn wenn der König fern iſt, thun die Wächter
Den ſtörrigen Provinzen doppelt noth!
Was trieb Dich denn von Deinem Poſten fort?
Doch ganz gewiß was And'res, als der Wunſch,
Mir zu beweiſen, daß er ungefährdet
Verlaſſen werden könne, und die Ahnung,
Daß hier ein Steinwurf aufzufangen ſei!

Soemus.

Ich kam herüber, um dem Vicekönig
Entdeckungen von wunderbarer Art
In ſchuld'ger Eile mündlich mitzutheilen.
Ich wollt' ihm melden, daß die Phariſäer
Sogar den ſtarren Boden Galliläa's,
Wenn auch umſonſt, zu unterhöhlen ſuchen,
Doch meine Warnung kam zu ſpät, ich fand
Jeruſalem in Flammen vor und konnte
Nur löſchen helfen!

Herodes
(reicht ihm die Hand).
Und das thateſt Du
Mit Deinem Blut! — Sieh, Joſeph, guten Tag!
Dich hätt' ich anderswo geſucht! — Schon gut!
Jetzt aber geh' und ſchaff' den Sameas,
Den Phariſäer, den der Hauptmann Titus
Auf Scythen-Art gefangen hält, hierher.
Der ſtarre Römer ſchleppt ihn, an den Schweif
Des Roſſes, das er reitet, feſtgebunden,
Mit ſich herum, weil er im heil'gen Eifer
Auf off'nem Markt nach ihm geſpieen hat.
Nun muß er rennen, wie er niemals noch
Gerannt ſein mag, wenn er nicht fallen und
Geſchleift ſein will. Ich hätte ihn ſogleich,
Wie ich vorüberkam, erlöſen ſollen!
Verdanke ich's doch ſicher ihm allein,
Daß ich jetzt alle Schlangen, die bisher
Sich ſtill vor mir verkrochen, kennen lernte!
Nun kann ich ſie zertreten, wann ich will!

Joſeph
(ab).

Herodes
(zu Alexandra).
Ich grüße Dich! Und vom Antonius
Soll ich Dir melden, daß man einen Fluß
Nicht vor Gericht zieh'n kann, und einen König,
In deſſen Land er fließt, noch weniger,

Weil er ihn nicht verſchütten ließ! (zu Soemus). Ich wär'
Längſt wieder hier geweſen, doch wenn Freunde
Zuſammenkommen, die ſich ſelten ſeh'n,
So halten ſie ſich feſt! Das wird auch Dir,
Ich ſag' es Dir voraus, bei mir geſcheh'n,
Nun ich Dich endlich einmal wieder habe.
Du wirſt mit mir die Feigen ſchütteln müſſen,
So wie ich dem Antonius die Muränen,
Pfui, Schlemmerei! in Strömen von Falerner
Erſticken helfen und für manchen Schwank
Aus unſ'rer frühern Zeit ihm das Gedächtniß
Auffriſchen mußte! Mach' Dich nur gefaßt,
Mir gleichen Dienſt zu leiſten. Hab' ich auch
Vom Triumphator nicht genug in mir,
Daß ich Dich ſo zu mir entboten hätte,
Wie er mich ſelbſt zu ſich entbot, zum Schein
Auf eine abgeſchmackte Klage hörend,
Die Stirn wie Cäſar runzelnd und den Arm
Mit Blitz und Donnerkeil zugleich bewaffnend,
Bloß um gewiß zu ſein — dies war der Grund,
Warum er's that — daß ich auch wirklich käme,
So mach' ich mir den Zufall, der Dich heute
Mir in die Hände liefert, doch zu nutz,
Und ſprech', wie er, wenn Du von Deinem Amt
Zu reden anfängſt: Führſt Du's, wie Du ſollſt,
So braucht es Dich nicht jeden Augenblick!
Du kommſt ſo ſelten, daß es ſcheint, als wärſt
Du hier nicht gern!

Soemus.

Du thuſt mir unrecht, Herr,
Doch hab' ich Urſach', nicht zu oft zu kommen!

Herodes

(zu Salome).

Auch Du biſt hier? So lernteſt Du es endlich
Dir einzubilden, wenn Du Mariamnen
Begegneſt, daß Du in den Spiegel ſiehſt
Und Deinen eig'nen Widerſchein erblickſt?
Oft rieth ich's Dir, wenn Du ihr grollteſt, niemals
Gefiel der Rath Dir! Nimm den Scherz nicht krumm!
Man kann nichts Uebles in der Stunde thun,
Wo man ſich wiederſieht! Doch, wo iſt ſie?
Man ſagte mir, ſie ſei bei ihrer Mutter,
D'rum kam ich her!

Salome.

Sie ging, als ſie vernahm,
Daß Du Dich näherteſt.

Herodes.

Sie ging? Unmöglich!
Doch wohl! Sie that es, weil die Einſamkeit
Dem Wiederſehen ziemt! — (für ſich) Willſt Du ihr zürnen,
Statt abzubitten, Herz? — Ich folge ihr,
Denn ihr Gefühl hat Recht!

Salome.

Betrüg' Dich nur,
Und leg' den Schreck, Dich auferſteh'n zu ſeh'n,
Die Scham, an Deinen Tod geglaubt zu haben,

Die größere, kaum Witwe mehr zu ſein,
Leg' ihr das Alles aus, als wär's die Scheu
Des Mägdleins, das noch keinen Mann erkannt,
Nicht die Verwirrung einer Sünderin!
Sie ging aus Furcht!

Herodes.

Aus Furcht? — Sieh um Dich her,
Wir ſind hier nicht allein!

Salome.

Das iſt mir recht,
Bring' ich vor Zeugen meine Klage an,
So wird ſie um ſo ſicherer gehört,
Und um ſo ſchwerer unterdrückt!

Herodes.

Du ſtellſt
Dich zwiſchen mich und ſie? Nimm Dich in Acht,
Du kannſt zertreten werden!

Salome.

Dies Mal nicht,
Obgleich ich weiß, was dir Die Schweſter gilt,
Wenn's um die Maccabäerin ſich handelt,
Dies Mal —

Herodes.

Ich ſag' Dir Ein's! Wär' an dem Tag,
An dem ich ſie zum erſten Mal erblickte,
Ein Kläger aufgeſtanden wider ſie,
Er hätt' nicht leicht Gehör bei mir gefunden,

Doch leichter noch, wie heut! Das warne Dich!
Ich bin ihr ſo viel ſchuldig, daß ſie mir
Nichts ſchuldig werden kann, und fühl' es tief!

Salome.

So hat ſie einen Freibrief?

Herodes.

Jede Larve
Zu tragen, die ihr gut ſcheint, Dich zu täuſchen,
Wenn ſie ſich Kurzweil mit Dir machen will!

Salome.

Dann — ja, dann muß ich ſchweigen! Wozu ſpräch' ich!
Denn was ich Dir auch ſagen möchte, immer
Wär' Deine Antwort fertig: Mummerei!
Nun dieſe Mummerei iſt gut geglückt,
Sie hat nicht mich allein, ſie hat die Welt
Mit mir berückt und koſtet Dir die Ehre,
Wie mir die Ruh, ob Du auch ſchwören magſt,
Daß Joſeph nur gethan, was er geſollt,
Wenn er — Sieh zu, ob es ein Menſch Dir glaubt!

Herodes.

Wenn er — Was unterdrückſt Du? Endige!
Doch nein — — Noch nicht!

(Zu einem Diener.)

Ich laß die Königin
Erſuchen zu erſcheinen! — Iſt es nicht,
Als wär' die ganze Welt von Spinnen rein,
Und alle niſteten in meinem Hauſe,

Um, wenn einmal für mich der blaue Himmel
Zu ſehen iſt, ihn gleich mir zu verhängen
Und Wolken-Dienſt zu thun? Zwar — ſeltſam iſt's,
Daß ſie nicht kommt! Sie hätt' mich küſſen müſſen,
Der Allgewalt des Augenblicks erliegend,
Und dann die Lippen ſich zerbeißen mögen,
Wenn das Geſpenſt denn noch nicht von ihr wich!

(Zu Salome).

Weißt Du, was Du gewagt haſt? Weißt Du's, Weib?
Ich freute mich! Verſtehſt Du das? Und nun — —
Die Erde hat mir einmal einen Becher
Mit Wein verſchüttet, als ich durſtig war,
Weil ſie zu zucken anfing, eh' ich ihn
Noch leerte, ihr verzieh ich, weil ich mußte,
An Dir könnt' ich mich rächen!

Zweite Scene.

Mariamne

(tritt auf).

Herodes.

Wirf Dich nieder
Vor ihr, die Du vor ſo viel Zeugen kränkteſt,
Dann thu' ich's nicht!

Salome.

Ha!

Alexandra.

Was bedeutet das?

Herodes.

Nun, Mariamne?

Mariamne.

Was befiehlt der König?
Ich bin entboten worden und erſchien!

Alexandra.

Iſt dies das Weib, das ſchwur, ſich ſelbſt zu tödten,
Wenn er nicht wiederkehrte?

Herodes.

Dies dein Gruß?

Mariamne.

Der König ließ mich rufen, ihn zu grüßen?
Ich grüße ihn! Da iſt das Werk vollbracht!

Alexandra.

Du irrſt Dich ſehr! Du ſtehſt hier vor Gericht!

Herodes.

Man wollte Dich verklagen! Eh' ich noch
Die Klage angehört, ließ ich Dich bitten,
Hierherzukommen, aber wahrlich nicht,
Daß Du Dich gegen ſie vertheidigteſt,
Nur, weil ich glaube, daß ſie in ſich ſelbſt
Erſticken wird vor Deiner Gegenwart!

Mariamne.

Um das zu hindern, ſollt' ich wieder geh'n!

Herodes.

Wie, Mariamne? Nie gehörteſt Du
Zu jenen Seelen jammervoller Art,

Die, wie ſie eben Antlitz oder Rücken
Des Feindes ſeh'n, verzeih'n und wieder grollen,
Weil ſie zu ſchwach für einen echten Haß
Und auch zu klein für volle Großmuth ſind.
Was hat Dich denn im Tiefſten ſo verwandelt,
Daß Du Dich ihnen jetzt noch zugeſellſt?
Du haſt doch, als ich ſchied, ein Lebewohl
Für mich gehabt; dies, däucht mir, gab mir Anſpruch
Auf Dein Willkommen, und Du weigerſt das?
Du ſtehſt ſo da, als lägen Berg und Thal
Noch zwiſchen uns, die uns ſo lange trennten?
Du trittſt zurück, wenn ich mich nähern will?
So iſt Dir meine Wiederkunft verhaßt?

Mariamne.

Wie ſollte ſie? Sie gibt mir ja das Leben
Zurück!

Herodes.

Das Leben? Welch ein Wort iſt dies!

Mariamne.

Du wirſt nicht läugnen, daß Du mich verſtehſt!

Herodes.

(für ſich).

Kann ſie's denn wiſſen? (zu Mariamne) Komm!
(da Mariamne nicht folgt.)
Laßt uns allein!
(zu Alexandra)
Du wirſt verzeih'n!

Alexandra.

Gewiß!

(ab. Alle Andern folgen ihr.)

Mariamne.

So feig!

Herodes.

So feig?

Mariamne.

Und auch — wie nenn' ich's nur?

Herodes.

Und auch? — (Für ſich.) Das wär'
Entſetzlich! Nimmer löſcht' ich's in ihr aus!

Mariamne.

Ob ihm ſein Weib in's Grab freiwillig folgt,
Ob ſie des Henkers Hand hinunter ſtößt —
Ihm gleich, wenn ſie nur wirklich ſtirbt! Er läßt
Zum Opfertod ihr nicht einmal die Zeit!

Herodes.

Sie weiß es!

Mariamne.

Iſt Antonius denn ein Menſch,
Wie ich bisher geglaubt, ein Menſch wie Du,
Oder ein Dämon, wie Du glauben mußt,
Da Du verzweifelſt, ob in meinem Buſen
Noch ein Gefühl von Pflicht, ein Reſt von Stolz
Ihm widerſtehen würde, wenn er triefend
Von Deinem Blut als Freier vor mich träte

Und mich beſtürmte, ihm die Zeit zu kürzen,
Die die Aegypterin ihm übrig läßt?

Herodes.

Doch wie? Doch wie?

Mariamne.

Er müßte Dich ja doch
Getödtet haben, eh' er werben könnte,
Und wenn Du ſelbſt Dich denn — ich hätt' es nie
Gedacht, allein ich ſeh's! — ſo nichtig fühlſt,
Daß Du verzagſt, in Deines Weibes Herzen
Durch Deines Männerwerthes Vollgehalt
Ihn aufzuwägen, was berechtigt Dich,
Mich ſo gering zu achten, daß Du fürchteſt,
Ich wieſe ſelbſt den Mörder nicht zurück?
O Doppelſchmach!

Herodes
(ausbrechend).

Um welchen Preis erfuhrſt
Du dies Geheimniß? Wohlfeil war es nicht!
Mir ſtand ein Kopf zum Pfand!

Mariamne.

O Salome,
Du kannteſt Deinen Bruder! — Frage den,
Der mir's verrieth, was er empfangen hat,
Von mir erwarte keine Antwort mehr!
(wendet ſich).

Herodes.

Ich zeig' Dir gleich, wie ich ihn fragen will!
Soemus!

Dritte Scene.

Soemus
(tritt ein).

Herodes.
Iſt mein Schwäher Joſeph draußen?

Soemus.
Er harrt mit Sameas.

Herodes.
Führ' ihn hinweg!
Ich gab ihm einen Brief! Er ſoll den Brief
Alsbald beſtellen! Du begleiteſt ihn
Und ſorgſt, daß Alles treu vollzogen wird,
Was dieſer Brief befiehlt!

Soemus.
Es ſoll geſcheh'n! (ab.)

Herodes.
Was du auch ahnen, denken, wiſſen magſt,
Du haſt mich doch mißkannt!

Mariamne.
Dem Brudermord
Haſt Du das Siegel der Nothwendigkeit,
Dem man ſich beugen muß, wie man auch ſchaudert,
Zwar aufgedrückt, doch es gelingt Dir nie,
Mit dieſem Siegel auch den Mord an mir
Zu ſtempeln, der wird bleiben, was er iſt,
Ein Frevel, den man höchſtens wiederholen
Doch nun und nimmer überbieten kann!

Herodes.

Ich würde nicht den Muth zur Antwort haben,
Wenn ich, was ich auch immer wagen mogte,
Des Ausgangs nicht gewiß geweſen wäre,
Das war ich aber und ich war es nur,
Weil ich mein Alles auf das Spiel geſetzt!
Ich that, was auf dem Schlachtfeld der Soldat
Wohl thut, wenn es ein Allerletztes gilt.
Er ſchleudert die Standarte, die ihn führt,
An der ſein Glück und ſeine Ehre hängt,
Entſchloſſen von ſich in's Gewühl der Feinde,
Doch nicht, weil er ſie preiszugeben denkt:
Er ſtürzt ſich nach, er holt ſie ſich zurück,
Und bringt den Kranz, der ſchon nicht mehr dem Muth,
Nur der Verzweiflung noch erreichbar war,
Den Kranz des Siegs, wenn auch zeriſſen, mit.
Du haſt mich feig genannt. Wenn der es iſt,
Der einen Dämon in ſich ſelber fürchtet,
So bin ich es zuweilen, aber nur,
Wenn ich mein Ziel auf krummem Weg erreichen,
Wenn ich mich ducken und mich ſtellen ſoll,
Als ob ich der nicht wäre, der ich bin.
Dann ängſtigt's mich, ich mogte mich zu früh
Aufrichten, und um meinen Stolz zu zähmen,
Der, leicht empört, mich dazu ſpornen konnte,
Knüpf' ich an mich, was mehr iſt, als ich ſelbſt,
Und mit mir ſtehen oder fallen muß.
Weißt Du, was meiner harrte, als ich ging?

Kein Zweikampf, und noch minder ein Gericht.
Ein launiſcher Tyrann, vor dem ich mich
Verläugnen ſollte, aber ſicher nicht
Verläugnet hätte, wenn — ich dachte Dein,
Nun knirſcht' ich nicht einmal — und was er auch
Dem Mann und König in mir bieten mogte,
Von Schmaus zu Schmaus mich ſchleppend und den Freiſpruch
Mir doch, unheimlich ſchweigend, vorenthaltend,
Geduldig wie ein Sclave, nahm ich's hin!

Mariamne.

Du ſprichſt umſonſt! Du haſt in mir die Menſchheit
Geſchändet, meinen Schmerz muß Jeder theilen,
Der Menſch iſt, wie ich ſelbſt, er braucht mir nicht
Verwandt, er braucht nicht Weib zu ſein, wie ich.
Als Du durch heimlich-ſtillen Mord den Bruder
Mir raubteſt, konnten die nur mit mir weinen,
Die Brüder haben, alle Andern mogten
Noch trock'nen Auges auf die Seite treten
Und mir ihr Mitleid weigern. Doch ein Leben
Hat Jedermann und Keiner will das Leben
Sich nehmen laſſen, als von Gott allein,
Der es gegeben hat! Solch einen Frevel
Verdammt das ganze menſchliche Geſchlecht,
Verdammt das Schickſal, das ihn zwar beginnen,
Doch nicht gelingen ließ, verdammſt Du ſelbſt!
Und wenn der Menſch in mir ſo tief durch Dich

Gekränkt iſt, ſprich, was ſoll das Weib empfinden,
Wie ſteh' ich jetzt zu Dir und Du zu mir?

Vierte Scene.

Salome
(ſtürzt herein).

Entſetzlicher, was ſinnſt Du? Meinen Gatten
Seh' ich von hinnen führen — er beſchwört mich,
Dich um Erbarmung anzufleh'n — ich zaud're,
Weil ich ihm grolle und ihn nicht verſtehe —
Und nun — nun hör' ich grauſe Dinge flüſtern —
Man ſpricht — Man lügt, nicht wahr?

Herodes.

Dein Gatte ſtirbt!

Salome.

Eh' er gerichtet wurde? Nimmermehr!

Herodes.

Er iſt gerichtet durch ſich ſelbſt! Er hatte
Den Brief, der ihn zum Tod verdammt, in Händen,
Eh' er ſich gegen mich verging, er wußte,
Welch' eine Strafe ihn erwartete,
Wenn er es that; er unterwarf ſich ihr
Und that es doch!

Salome.

Herodes, höre mich!
Weißt Du das denn gewiß? Ich habe ihn
Verklagt, ich glaubte es mit Recht zu thun,
Ich hatte Grund dazu — Daß er ſie liebte,

War offenbar, er hatte ja für mich
Nicht einen Blick mehr, keinen Händedruck —
Er war bei Tage um ſie, wann er konnte,
Und Nachts verriethen ſeine Träume mir,
Wie ſehr ſie ihn beſchäftigte — Das Alles
Iſt wahr, und mehr — — Doch folgt aus dieſem Allen
Noch nicht, daß ſie ihn wieder lieben mußte,
Noch weniger, daß ſie — O nein! o nein!
Mich riß die Eiferſucht dahin — vergib!
Vergib auch Du (zu Mariamne) Ich habe Dich gehaßt!
O Gott, die Zeit vergeht! Man ſprach — Soll ich
Dich lieben, wie ich Dich gehaßt? Dann ſei
Nicht länger ſtumm, ſprich, daß er ſchuldlos iſt
Und bitt' für ihn um Gnade, wie ich ſelbſt!

Mariamne.

Er iſt's!

Herodes.

In ihrem Sinn — in meinem nicht!

Mariamne.

In Deinem auch!

Herodes.

Dann müßteſt Du Nichts wiſſen!
Jetzt kann ihn Nichts entſchuldigen! Und wenn ich
Den Tod ihm geben laſſe, ohne ihn
Vorher zu hören, ſo geſchieht's zwar nicht,
Weil ich Dir zeigen will, daß ich von Dir
Nicht niedrig denke und das raſche Wort,
Das mir im erſten Zorn entfiel, bereue.

Doch mehr noch, weil ich weiß, daß er mir Nichts
Zu ſagen haben kann!

Fünfte Scene.

Soemus.

Das blut'ge Werk
Iſt abgethan! Doch ganz Jeruſalem
Steht ſtarr und fragt, warum der Mann, den Du
Zu Deinem Stellvertreter machteſt, als Du
Von hinnen zogſt, bei Deiner Wiederkehr
Den Kopf verlieren mußte!

Salome
(taumelt).

Wehe mir!

Mariamne.
(will ſie auffangen).

Salome.

Fort! Fort! (zu Herodes). Und Die?

Herodes.

Gib Dich zufrieden, Schweſter!
Dein Gatte hat mich fürchterlich betrogen —

Salome.

Und Die?

Herodes.

Nicht ſo, wie Du es meinſt —

Salome.

Nicht ſo?
Wie denn? Die willſt Du retten? Wenn mein Gatte

Dich fürchterlich betrog, ſo that ſie's auch,
Denn wahr iſt, was ich ſagte und ein Jeder
Soll's wiſſen, der es noch nicht weiß! Du ſollſt
In ihrem Blut Dich waſchen, wie in ſeinem,
Sonſt wirſt Du niemals wieder rein! Nicht ſo!

Herodes.

Bei Allem, was mir heilig iſt —

Salome.

So nenne
Mir ſein Verbrechen, wenn es das nicht war!

Herodes.

Wollt' ich es nennen, würde ich's vergrößern!
Ich hatt' ihm ein Geheimniß anvertraut,
An dem mein Alles hing, und dies Geheimniß
Hat er verrathen, ſoll auch ich das thun?

Salome.

Elende Ausflucht, die mich ſchrecken wird!
Meinſt Du, daß Du mich täuſchen kannſt? Du glaubſt
An Alles, was ich ſagte, doch Du biſt
Zu ſchwach, um Deine Liebe zu erſticken,
Und ziehſt es vor, die Schande zu verhüllen,
Die Du nicht tilgen magſt. Doch wenn Du mich,
Die Schweſter, nicht wie meinen Gatten tödteſt,
So wird Dir das mißlingen! (zu Mariamne). Er iſt todt,
Nun kannſt Du ſchwören, was Du willſt, er wird
Nicht widerſprechen! (ab.)

Herodes.

Folg' ihr nach, Soemus,
Und ſuch' ſie zu begütigen! Du kennſt ſie,
Und eh'mals hat ſie gern auf Dich gehört!

Soemus.

Die Zeiten ſind vorüber! Doch, ich geh! (ab.)

Mariamne
(für ſich).

Für den, der mich ermorden wollte, hätt' ich
Wohl nicht gebeten! Dennoch ſchaud're ich
Daß mir nicht einmal Zeit blieb, es zu thun!

Herodes
(für ſich).

Er mußte doch daran! Im nächſten Krieg
Hätt' er den Platz des Urias bekommen!
Und dennoch reut mich dieſe Eile jetzt!

Sechste Scene.

Ein Bote
(tritt auf).

Mich ſchickt Antonius!

Herodes.

So weiß ich auch,
Was Du mir bringſt. Ich ſoll mich fertig machen,
Der große Kampf, von dem er ſprach, beginnt!

Bote.

Octavianus hat nach Afrika
Sich eingeſchifft, ihm eilt Antonius

Entgegen, mit Cleopatra vereint,
Um gleich bei Actium ihn zu empfangen —

Herodes.

Und ich, Herodes, ſoll der Dritte ſein!
Schon gut! Ich zieh noch heut! Soemus kann,
So ſchlecht es hier auch ſteh'n mag, mich erſetzen.
Gut, daß er kam!

Mariamne.

Er zieht noch einmal fort!
Dank, Ew'ger, Dank!

Herodes

(ſie beobachtend).

Ha!

Bote.

Großer König, nein!
Er braucht Dich nicht bei Actium, er will,
Daß Du die Araber, die ſich empörten,
Verhindern ſollſt, dem Feind ſich anzuſchließen!
Das iſt der Dienſt, den er von Dir verlangt.

Herodes.

Er hat den Platz, wo ich ihm nützen kann,
Mir anzuweiſen!

Mariamne.

Noch einmal! Das löſ't
Ja Alles wieder!

Herodes

(wie vorher).

Wie mein Weib ſich freut!

(Zum Boten.)

Sag' ihm — Du weißt's ja ſchon! —
(für ſich).
Die Stirn entrunzelt,
Die Hände wie zum Dankgebet gefaltet —
Das iſt ihr Herz!

Bote.

Sonſt haſt Du Nichts für mich?

Mariamne.

Jetzt werd' ich's ſeh'n, ob's bloß ein Fieber war,
Das Fieber der gereizten Leidenſchaft,
Das ihn verwirrte, oder ob ſich mir
In klarer That ſein Innerſtes verrieth!
Jetzt werd' ich's ſeh'n!

Herodes
(zum Boten).

Nichts! Nichts!

Bote
(ab).

Herodes
(zu Mariamne).

Dein Angeſicht
Hat ſich erheitert! Aber hoffe nicht
Zu viel! Man ſtirbt nicht ſtets in einem Krieg,
Aus manchem kehrt' ich ſchon zurück!

Mariamne
(will reden, unterbricht ſich aber).

Nein! Nein!

Herodes.

Zwar gilt es diesmal einen hitz'gern Kampf
Wie jemals. Alle andern Kämpfe wurden

Um Etwas in der Welt geführt, doch dieſer
Wird um die Welt geführt, er ſoll entſcheiden,
Wer Herr der Welt iſt, ob Antonius,
Der Wüſt- und Lüſtling, oder ob Octav,
Der ſein Verdienſt erſchöpft, ſobald er ſchwört,
Daß er noch nie im Leben trunken war.
Da wird es Streiche ſetzen, aber dennoch
Iſt's möglich, daß Dein Wunſch ſich nicht erfüllt,
Und daß der Tod an mir vorübergeht.

Mariamne.

Mein Wunſch! Doch wohl! Mein Wunſch! So iſt es gut!
Halt' an Dich, Herz! Verrath' Dich nicht! Die Probe
Iſt keine, wenn er ahnt, was Dich bewegt!
Beſteht er ſie, wie wirſt Du ſelbſt belohnt,
Wie kannſt Du ihn belohnen! Laß Dich denn
Von ihm verkennen! Prüf' ihn! Denk' an's Ende
Und an den Kranz, den Du ihm reichen darfſt,
Wenn er den Dämon überwunden hat!

Herodes.

Ich danke Dir! Du haſt mir jetzt das Herz
Erleichtert! Mag ich auch an Deiner Menſchheit
Gefrevelt haben, das erkenn' ich klar,
An Deiner Liebe frevelte ich nicht!
D'rum bettle ich denn auch bei Deiner Liebe
Nicht um ein letztes Opfer mehr, doch hoff' ich
Daß Du mir eine letzte Pflicht erfüllſt.
Ich hoffe das nicht meinetwegen bloß,

Ich hoff' es Deinetwegen noch viel mehr.
Du wirſt nicht wollen, daß ich Dich nur noch
Im Nebel ſehen ſoll, Du wirſt dafür,
Daß ich den Mund des Todten ſelbſt verſchloß,
Den Deinen öffnen und es mir erklären,
Wie's kam, daß er den Kopf an Dich verſchenkte,
Du wirſt es Deiner Menſchheit wegen thun,
Du wirſt es thun, weil Du Dich ſelber ehrſt!

Mariamne.

Weil ich mich ſelber ehre, thu' ich's nicht!

Herodes.

So weigerſt Du mir ſelbſt was billig iſt?

Mariamne.

Was billig iſt! So wär es alſo billig,
Daß ich, auf Knieen vor Dir niederſtürzend,
Dir ſchwüre: Herr, Dein Knecht kam mir nicht nah!
Und daß Du's glauben kannſt — denn auf Vertrau'n
Hab' ich kein Recht, wenn ich Dein Weib auch bin —
So hör' noch dies und das! O pfui! pfui!
Herodes, nein! Fragt Deine Neugier einſt,
So antwort' ich vielleicht! Jetzt bin ich ſtumm!

Herodes.

Wär' Deine Liebe groß genug geweſen,
Mir Alles zu verzeih'n, was ich aus Liebe
Gethan, ich hätt' Dich niemals ſo gefragt!
Jetzt, da ich weiß, wie klein ſie iſt, jetzt muß ich
Die Frage wiederholen, denn die Bürgſchaft,

Die Deine Liebe mir gewährt, kann doch
Nicht größer ſein, wie Deine Liebe ſelbſt,
Und eine Liebe, die das Leben höher
Als den Geliebten ſchätzt, iſt mir ein Nichts!

Mariamne.

Und dennoch ſchweig' ich!

Herodes.

So verdamm' ich mich,
Den Mund, der mir, zu ſtolz, nicht ſchwören will,
Daß ihn kein And'rer küßte, ſelbſt nicht mehr
Zu küſſen, bis er es in Demuth thut;
Ja, wenn's ein Mittel gäbe, die Erinn'rung
An Dich in meinem Herzen auszulöſchen,
Wenn ich, indem ich beide Augen mir
Durchſtäche und die Spiegel Deiner Schönheit
Vertilgte, auch Dein Bild vertilgen könnte,
In dieſer Stunde noch durchſtäch' ich ſie.

Mariamne.

Herodes, mäß'ge Dich! Du haſt vielleicht
Gerade jetzt Dein Schickſal in den Händen
Und kannſt es wenden, wie es Dir gefällt!
Für jeden Menſchen kommt der Augenblick,
In dem der Lenker ſeines Sterns ihm ſelbſt
Die Zügel übergibt. Nur das iſt ſchlimm,
Daß er den Augenblick nicht kennt, daß jeder
Es ſein kann, der vorüberrollt! Mir ahnt,
Für Dich iſt's dieſer! Darum halte ein!

Wie Du Dir heut' die Bahn des Lebens zeichneſt,
Mußt Du vielleicht ſie bis an's Ende wandeln:
Willſt Du das thun im wilden Rauſch des Zorns?

Herodes.

Ich fürchte ſehr, Du ahnſt nur halb das Rechte,
Der Wendepunct iſt da, allein für Dich!
Denn ich, was will ich denn? Doch nur ein Mittel,
Womit ich böſe Träume ſcheuchen kann!

Mariamne.

Ich will Dich nicht verſteh'n! Ich hab' Dir Kinder
Geboren! Denk' an die!

Herodes.

Wer ſchweigt, wie Du,
Weckt den Verdacht, daß er die Wahrheit nicht
Zu ſagen wagt und doch nicht lügen will.

Mariamne.

Nicht weiter!

Herodes.

Nein, nicht weiter! Lebe wohl!
Und wenn ich wiederkehre, zürne d'rob
Nicht allzuſehr!

Mariamne.

Herodes!

Herodes.

Sei gewiß,
Ich werde Dir nicht wieder ſo, wie heute
Den Gruß entpreſſen!

Mariamne.

Nein, es wird nicht wieder
Vonnöthen ſein! (gen Himmel) Lenk', Ewiger, ſein Herz!
Ich hatt' ihm ja den Brudermord verzieh'n,
Ich war bereit, ihm in den Tod zu folgen
Ich bin es noch, vermag ein Menſch denn mehr?
Du thateſt, was Du nie noch thatſt, Du wälzteſt
Das Rad der Zeit zurück; es ſteht noch einmal,
Wie es vorher ſtand; laß ihn anders denn
Jetzt handeln, ſo vergeß' ich, was geſcheh'n;
Vergeß' es ſo, als hätte er im Fieber
Mit ſeinem Schwert mir einen Todesſtreich
Verſetzt und mich geneſend ſelbſt verbunden.
(Zu Herodes.) Seh' ich Dich noch?

Herodes.

Wenn Du mich kommen ſiehſt,
So ruf' nach Ketten! Das ſei Dir Beweis,
Daß ich verrückt geworden bin!

Mariamne.

Du wirſt
Dies Wort bereu'n! — Halt' an Dich, Herz! — Du wirſt!
(Ab.)

Herodes.

Wahr iſt's, ich ging zu weit. Das ſagte ich
Mir unterwegs ſchon ſelbſt. Doch wahr nicht minder,
Wenn ſie mich liebte, würde ſie's verzeih'n!
Wenn ſie mich liebte! Hat ſie mich geliebt?

Ich glaub' es. Aber jetzt — Wie ſich der Todte
Im Grabe noch zu rächen weiß! Ich ſchaffte
Ihn fort, um meine Krone mir zu ſichern,
Er nahm, was mehr wog, mit hinweg: ihr Herz!
Denn ſeltſam hat ſie, ſeit ihr Bruder ſtarb,
Sich gegen mich verändert, niemals fand
Ich zwiſchen ihr und ihrer Mutter noch
Die kleinſte Spur von Aehnlichkeit heraus,
Heut' glich ſie ihr in mehr als einem Zug,
D'rum kann ich ihr nicht mehr vertrau'n, wie ſonſt!
Das iſt gewiß! Doch muß es darum auch
Sogleich gewiß ſein, daß ſie mich betrog?
Die Bürgſchaft, die in ihrer Liebe lag,
Iſt weggefallen, aber eine zweite
Liegt noch in ihrem Stolz, und wird ein Stolz,
Der es verſchmäht, ſich zu vertheidigen,
Es nicht noch mehr verſchmäh'n, ſich zu beflecken?
Zwar weiß ſie's! Joſeph! Warum kann der Menſch
Nur tödten, nicht die Todten wieder wecken,
Er ſollte Beides können oder keins!
Der rächt ſich auch! Er kommt nicht! Dennoch ſeh' ich
Ihn vor mir! „Du befiehlſt?“ — Es iſt unmöglich!
Ich will's nicht glauben! Schweig' mir, Salome!
Wie es auch kam, ſo kam es nicht! Vielleicht
Fraß das Geheimniß, wie verſchlucktes Feuer,
Von ſelbſt ſich bei ihm durch. Vielleicht verrieth er's,
Weil er mich für verloren hielt und nun
Mit Alexandra ſich verſöhnen wollte,

Bevor die Kunde kam. Wir werden ſeh'n!
Denn prüfen muß ich ſie! Hätt' ich's geahnt,
Daß ſie's erfahren könnte, nimmer wär' ich
So weit gegangen. Jetzt, da ſie es weiß,
Jetzt muß ich weiter geh'n! Denn nun ſie's weiß,
Nun muß ich das von ihrer Rache fürchten,
Was ich von ihrer Wankelmüthigkeit
Vielleicht mit Unrecht fürchtete, muß fürchten,
Daß ſie auf meinem Grabe Hochzeit hält!
Soemus kam zur rechten Zeit. Er iſt
Ein Mann, der, wär' ich ſelbſt nicht auf der Welt,
Da ſtünde, wo ich ſteh'. Wie treu er denkt,
Wie eifrig er mir dient, beweiſ't ſein Kommen.
Ihm geb' ich jetzt den Auftrag! Daß ſie Nichts
Aus ihm herauslockt, weiß ich, wenn ſie ihn
Auf Menſchenart verſucht! — Verräth er mich,
So zahlt ſie einen Preis, der — Salome,
Dann haſt Du Recht gehabt! — Es gilt die Probe!

(ab)

Vierter Act.

Burg Zion. Mariamnen's Gemächer.

Erſte Scene.

Mariamne. Alexandra.

Alexandra.

Du gibſt mir Räthſel auf. Zuerſt der Schwur:
Ich tödte mich, wenn er nicht wiederkehrt!
Dann bitt're Kälte, als er kam, ein Trotz,
Der ihn empören mußte, wie er mich
Erfreute! Nun die tiefſte Trauer wieder!
Den möcht' ich ſeh'n, der Dich begreifen kann.

Mariamne.

Wenn das ſo ſchwer iſt, warum plagſt Du Dich!

Alexandra.

Und dann die widerwillig herbe Art,
Mit der Du den Soemus ferne hältſt!
Man ſieht's ihm an, er hat was auf dem Herzen —

Mariamne.

Meinſt Du?

Alexandra.

Gewiß! Auch möcht' er's uns vertrau'n,
Allein er wagt es nicht, er würde ſich,
Wenn er Dich in den Jordan ſtürzen ſähe,
Vielleicht bedenken, ob er Dich vom Tod
Auch retten dürfe, und er hätte Recht,
Denn maßlos ſchnöde biſt Du gegen ihn!

Mariamne.

Nicht wahr, Herodes wird nicht ſagen können,
Ich hätte ſeinen Freund verſucht, ich hätte
Ihm ſein Geheimniß, wenn er eines hat,
Mit Schmeicheln abgeliſtet. Nein, ich ſtell's
Dem Himmel heim, ob ich's erfahren ſoll!
Mir ſagt's mein Herz, ich wage Nichts dabei!

Zweite Scene.

Sameas
(tritt ein; er trägt Ketten an den Händen).

Der Herr iſt groß!

Mariamne.

Er iſt's!

Alexandra.

Du frei und doch
In Ketten? Noch ein Räthſel!

Sameas.

Dieſe Ketten
Leg' ich nicht wieder ab! Jeruſalem

Soll Tag für Tag erinnert werden,
Daß Jonas' Enkel im Gefängniß ſaß!

Alexandra.

Wie kamſt Du denn heraus? Haſt Du die Hüter
Beſtochen?

Sameas.

Ich? Die Hüter?

Alexandra.

Zwar, womit?
Dein härenes Gewand haſt Du noch an,
Und daß ſie für ein Neſt voll wilder Bienen,
Wie Du's, mit jedem hohlen Baum vertraut,
An ſie verrathen konnteſt, Dich entließen,
Bezweifle ich, denn Honig gibt's genug!

Sameas.

Wie fragſt Du nur? Soemus ſelbſt hat mir
Die Pforten aufgemacht!

Mariamne.

Er hätt's gewagt?

Sameas.

Was denn? Haſt Du es ihm denn nicht geboten?

Mariamne.

Ich?

Sameas.

Nein? Mir däucht doch, daß er ſo geſagt!
Ich kann mich irren, denn ich ſagte juſt
Rückwärts den letzten Pſalm her, als er eintrat,

Und hörte nur mit halbem Ohr auf ihn!
Nun wohl! So hat's der Herr gethan und ich
Muß in den Tempel gehen, um zu danken
Und habe Nichts in Davids Burg zu thun!

Mariamne.

Der Herr!

Sameas.

Der Herr! Saß ich mit Recht im Kerker?

Mariamne.

Die Zeiten ſind vorbei, worin der Herr
Unmittelbar zu ſeinem Volke ſprach.
Wir haben das Geſetz. Das ſpricht für ihn!
Die Dampf- und Feuerſäule iſt erloſchen,
Durch die er unſer'n Vätern in der Wüſte
Die Pfade zeichnete, und die Propheten
Sind ſtumm, wie er!

Alexandra.

Das ſind ſie doch nicht ganz!
Es hat erſt kürzlich Einer einen Brand
Vorhergeſagt und dieſer traf auch ein!

Mariamne.

Ja wohl, doch hatt' er ſelbſt um Mitternacht
Das Feuer angelegt.

Sameas.

Weib! Läſt're nicht!

Mariamne.

Ich läſt're nicht, ich ſag' nur, was geſcheh'n!
Der Menſch iſt Phariſäer, wie Du ſelbſt.

Er ſpricht wie Du, er raſ't wie Du. Der Brand
Hat uns beweiſen ſollen, daß er wirklich
Prophet ſei und das Künftige durchſchaue,
Doch ein Soldat ertappt' ihn auf der That.

Sameas.

Ein röm'ſcher?

Mariamne.

Ja!

Sameas.

Der log! Er war vielleicht
Gedungen! War gedungen vom Herodes,
Gedungen von Dir ſelbſt!

Mariamne.

Vergiß Dich nicht!

Sameas.

Du biſt ſein Weib, Du biſt das Weib des Frevlers,
Der ſich für den Meſſias hält, Du kannſt
Ihn in die Arme ſchließen und ihn küſſen,
D'rum kannſt Du auch was And'res für ihn thun!

Alexandra.

Er hielte jetzt für den Meſſias ſich?

Sameas.

Er thut's, er ſagt' es mir in's Angeſicht,
Als er mich in den Kerker führen ließ.
Ich ſchrie zum Herrn, ich rief: Sieh auf Dein Volk
Und ſchicke den Meſſias, den Du uns
Verheißen für die Zeit der höchſten Noth,

Die hochſte Noth brach ein! Darauf verſetzt' er
Mit ſtolzem Hohn: Der iſt ſchon lange da,
Ihr aber wiſſ't es nicht! Ich bin es ſelbſt!

Alexandra.

Nun, Mariamne?

Sameas.

Mit verruchtem Witz
Bewies er dann, wir ſei'n ein Volk von Irren
Und er der einzige Verſtändige,
Wir wohnten nicht umſonſt am todten Meer,
Dem die Bewegung fehle, Ebb' und Flut,
Und das nur darum alle Welt verpeſte:
Es ſei ein treuer Spiegel unſ'rer ſelbſt!
Er aber wolle uns lebendig machen,
Und müſſ' er uns auch Moſis dummes Buch —
So ruchlos ſprach er — mit Gewalt entreißen;
Denn das allein ſei Schuld, wenn wir dem Jordan
Nicht glichen, unſer'm klaren Fluß, der luſtig
Das Land durchhüpfte, ſondern einem Sumpf!

Alexandra.

So ganz warf er die Larve weg?

Sameas.

Ja wohl!
Doch galt ich ihm, als er es that, vielleicht
Für einen Todten ſchon; denn meinen Tod
Befahl er gleich nachher.

Mariamne.

Er war gereizt!
Er fand den Aufruhr vor!

Sameas.

Dich mahn' ich nun
An Deine Pflicht! Sag' Du Dich los von ihm,
Wie er ſich losgeſagt von Gott! Du kannſt
Ihn dadurch ſtrafen, denn er liebt Dich ſehr!
Als mich Soemus frei ließ, mußt' ich glauben,
Du hätt'ſt es ſchon gethan. Thuſt Du es nicht,
So ſchilt den Blitz, der aus den Wolken fährt,
Nicht ungerecht, wenn er Dich trifft, wie ihn!
Ich geh' jetzt, um zu opfern!

Alexandra.

Nimm das Opfer
Aus meinem Stall!

Sameas.

Ich nehm's, wo man's entbehrt!
Das Lamm der Witwe und das Schaf des Armen!
Was ſoll Dein Rind dem Herrn! (ab.)

Dritte Scene.

Soemus
(kommt).

Verzeiht!

Mariamne.

Ich wollte
Dich eben rufen laſſen! Tritt heran!

Soemus.
Das wär' zum erſten Mal geſcheh'n!

Mariamne.
Ja wohl!

Soemus.
Du wichſt mir aus bisher!

Mariamne.
Haſt Du mich denn
Geſucht und haſt Du was an mich zu ſuchen?
Ich mag's nicht denken!

Soemus.
Wenigſtens Das Eine:
Sieh mich als Deinen treu'ſten Diener an!

Mariamne.
Das that ich, doch ich thu's nicht mehr!

Soemus.
Nicht mehr?

Mariamne.
Wie kannſt Du dem Empörer, den Herodes
Gefangen ſetzen ließ, den Kerker öffnen?
Iſt er noch König oder iſt er's nicht?

Soemus.
Die Antwort iſt ſo leicht nicht, wie Du glaubſt!

Mariamne.
Fällt ſie Dir ſchwer, ſo wirſt Du's büßen müſſen!

Soemus.
Du weißt noch nichts von der verlor'nen Schlacht?

Mariamne.

Die Schlacht bei Actium, ſie wär' verloren?

Soemus.

Antonius fiel von ſeiner eig'nen Hand!
Cleopatra desgleichen!

Alexandra.

Hätte die
Den Muth gehabt? Sie konnte ſonſt ein Schwert
Nicht einmal ſeh'n und ſchauderte vor ſeinem
Zurück, da er es ihr als Spiegel vorhielt!

Soemus.

Dem Hauptmann Titus ward es ſo gemeldet!
Octavianus flucht, daß man es nicht
Verhindert hat! Ich ſelber las den Brief!

Mariamne.

Dann hat der Tod auf lange Zeit ſein Theil,
Und jedes Haupt ſteht feſter, als es ſtand,
Eh' das geſchah!

Soemus.

Meinſt Du?

Mariamne.

Du lächelſt ſeltſam!

Soemus.

Du kennſt, wie's ſcheint, Octavianus nicht!
Der wird den Tod nicht fragen, ob ihn ekle,
Er wird ihm aus den Freunden des Antonius
Noch eine Mahlzeit richten und auch die
Wird nicht ganz arm an leckern Biſſen ſein!

Mariamne.

Gilt das Herodes?

Soemus.

Nun, wenn er das hält,
Was er ſich vornahm —

Mariamne.

Was war das?

Soemus.

Er ſprach:
Ich liebe den Antonius nicht mehr,
Ich haſſe ihn weit eher, doch ich werde
Ihm beiſteh'n bis zum letzten Augenblick,
Obgleich ich fürchte, daß er fallen muß.
Ich bin's mir ſelber ſchuldig, wenn nicht ihm.

Mariamne.

Echt königlich!

Soemus.

Gewiß! Echt königlich!
Nur iſt Octav der Mann nicht, der's bewundert,
Und thut Herodes das —

Mariamne.

Wer wagt zu zweifeln?

Soemus.

So iſt er auch verloren, oder arg
Hat man Octavian beleidigt, als man
Die große Schlächterei nach Cäſars Tod
Auf ſeine Rechnung ſetzte!

Mariamne.

Daß Du feſt
An dieſen Ausgang glaubſt, daß Du Herodes
Schon zu den Todten zählſt, iſt klar genug.
Sonſt hätt'ſt Du nicht gewagt, was Du gewagt.
Auch ſchaudert's mir, ich will es Dir geſteh'n,
Vor Deiner Zuverſicht, Du biſt kein Thor,
Und wagſt gewiß nicht ohne Grund ſo viel.
Doch, wie's auch ſtehen möge, immer bin
Ich ſelbſt noch da und ich, ich will Dir zeigen,
Daß ich ihm auch im Tode noch Gehorſam
Zu ſchaffen weiß, es ſoll nicht ein Befehl,
Den er gegeben, unvollzogen bleiben,
Das ſoll ſein Todtenopfer ſein!

Soemus.

Nicht einer?
Ich zweifle, Königin! — (Für ſich.) Jetzt falle, Schlag!

Mariamne.

So wahr ich Maccabäerin, Du ſchickſt
Den Sameas zurück in ſeinen Kerker!

Soemus.

Wenn Du es willſt, ſo wird's geſcheh'n und wenn
Du mehr willſt, wenn er ſterben ſoll, wie's ihm
Der König drohte, ſprich und er iſt todt!
Doch nun geſtatte eine Frage mir:
Soll ich auch Dich, damit das Todtenopfer,
Das Du zu bringen denkſt, vollkommen ſei,

Soll ich auch Dich mit meinem Schwert durchſtoßen?
Ich hab' auch dazu den Befehl von ihm!

Mariamne.

Weh!

Alexandra.

Nimmermehr!

Mariamne.

So iſt das Ende da!
Und welch' ein Ende! Eins, das auch den Anfang
Verſchlingt und Alles! Die Vergangenheit
Löſ't, wie die Zukunft, ſich in Nichts mir auf!
Ich hatte Nichts, ich habe Nichts, ich werde
Nichts haben! War denn je ein Menſch ſo arm!

Alexandra.

Welch eine Miſſethat Du vom Herodes
Mir auch berichten möchteſt, jede glaubt' ich,
Doch dieſe —

Mariamne.

Zweifle nicht! Es iſt gewiß!

Alexandra.

So ſprichſt Du ſelbſt?

Mariamne.

O Gott, ich weiß, warum!

Alexandra.

Dann wirſt Du wiſſen, was Du thun mußt!

Mariamne.

Ja!

(Sie zückt den Dolch gegen ſich.)

Alexandra

(ſie verhindernd.)

Wahnſinnige, verdient er das? Verdient er's,
Daß Du den Henker an Dir ſelber machſt?

Mariamne.

Das war verkehrt! Ich danke Dir! Dies Amt
Erſah er für ſich ſelbſt!

(Sie ſchleudert den Dolch weg.)

Verſucher, fort!

Alexandra.

Du wirſt Dich in der Römer Schutz begeben!

Mariamne.

Ich werde Keinen, dem an ſich was liegt,
Verhindern, das zu thun! — Ich ſelbſt, ich gebe
Zur Nacht ein Feſt!

Alexandra.

Ein Feſt!

Mariamne

Und tanze dort! —
Ja, ja, das iſt der Weg!

Alexandra.

Zu welchem Ziel?

Mariamne.

He, Diener!

(Diener kommen.)

Schließt die Prunkgemächer auf
Und ladet Alles ein, was jubeln mag!
Steckt alle Kerzen an, die brennen wollen,

Pflückt alle Blumen ab, die noch nicht welkten,
Es iſt nicht nöthig, daß was übrig bleibt!
(zu Moses.)
Du haſt uns einſt die Hochzeit ausgerichtet,
Heut' gilt's ein Feſt, das die noch übertrifft,
D'rum ſpare Nichts!
(Sie tritt vor.)
Herodes, zitt're jetzt!
Und wenn Du niemals noch gezittert haſt!

Soemus
(tritt zu ihr heran.)
Ich fühle Deinen Schmerz, wie Du!

Mariamne.
Dein Mitleid
Erlaß ich Dir! Du biſt kein Henkersknecht,
Ich darf nicht zweifeln, denn Du haſt's gezeigt;
Doch dafür ein Verräther, und Verräthern
Kann ich nicht danken, noch ſie um mich dulden,
Wie nützlich ſie auch ſind auf dieſer Welt,
Denn das verkenn' ich nicht! Wärſt Du der Mann
Geweſen, Der Du ſchienſt, ſo hätte Gott
Ein Wunder thun, ſo hätte er der Luft
Die Zunge, die ihr mangelt, leihen müſſen.
Das ſah er gleich voraus, als er Dich ſchuf,
D'rum macht' er zu der Heuchler erſtem Dich!

Soemus.
Der bin ich nicht! Ich war Herodes Freund,
Ich war ſein Waffenbruder und Gefährte,

Eh' er den Thron beſtieg, ich war ſein Diener,
Sein treu'ſter Diener, ſeit er König iſt.
Doch war ich's nur, ſo lange er in mir
Den Mann zu ehren wußte und den Menſchen,
Wie ich in ihm den Helden und den Herrn.
Das that er, bis er, heuchleriſch die Augen
Zum erſten Mal unwürdig niederſchlagend,
Den Blutbefehl mir gab, durch den er mich
Herzlos, wie Dich, dem ſichern Tode weihte,
Durch den er mich der Rache Deines Volks,
Dem Zorn der Römer und der eig'nen Tücke
Preisgab, wie Dich der Spitze meines Schwerts.
Da hatt' ich den Beweis, was ich ihm galt!

Mariamne.

Und drückteſt Du ihm Deinen Abſcheu aus?

Soemus.

Das that ich nicht, weil ich Dich ſchützen wollte!
Ich übernahm's zum Schein, ich heuchelte,
Wenn Dir's gefällt, damit er keinem Ander'n
Den Auftrag gäbe und mich niederſtäche;
Ein Galiläer hätt' die That vollbracht!

Mariamne.

Ich bitt' Dir ab. Du ſtehſt zu ihm, wie ich,
Du biſt, wie ich, in Deinem Heiligſten,
Gekränkt, wie ich, zum Ding herabgeſetzt!
Er iſt ein Freund, wie er ein Gatte iſt.
Komm' auf mein Feſt! (ab.)

Alexandra.
So warteſt Du auch auf Deine Zeit,
Wie ich!

Soemus.
Auf meine Zeit? Wie meinſt Du das?

Alexandra.
Ich ſah es immer mit Verwund'rung an,
Wie Du vor dieſem König, der der Laune
Des Römers ſeine Hoheit dankt, dem Rauſch
Des Schwelgers, nicht dem Stamm und der Geburt,
Den Rücken bogſt, als hätteſt Du's, wie er,
Vergeſſen, daß Du ſeines Gleichen biſt;
Doch jetzt durchſchau' ich Dich, Du wollteſt ihn
Nur ſicher machen!

Soemus.
Darin irrſt Du Dich!
Ich ſprach in Allem wahr. Für ſeines Gleichen
Halt' ich mich nicht und werd' es niemals thun!
Ich weiß, wie manchen Wicht es gibt, der ihm
Bloß darum, weil er nicht ſein Enkel iſt,
Mit Murren dient; ich weiß, daß And're ihm
Die Treu' nur Mariamnens wegen halten:
Doch ich gehöre nicht zu dieſer Schaar,
Die lieber einem Kinderſchwert gehorcht,
Wenn's nur ererbt ward, als dem Heldenſchwert,
Das aus dem Feuer erſt geſchmiedet wird.
Ich ſah den Höher'n immer ſchon in ihm
Und hob dem Waffenbruder ſeinen Schild,

Wenn er ihn fallen ließ, ſo willig auf,
Wie je dem König ſeinen Herrſcherſtab!
Die Krone, wie das erſte Weib: ich gönnte
Ihm Beides, denn ich fühlte ſeinen Werth!

Alexandra.

Du biſt doch auch ein Mann!

Soemus.

Daß ich das nicht
Vergeſſen habe, das beweiſ' ich jetzt!
So groß iſt Keiner, daß er mich als Werkzeug
Gebrauchen darf! Wer Dienſte von mir fordert,
Die mich, vollbracht und nicht vollbracht, wie's kommt,
Schmachvoll dem ſichern Untergange weih'n,
Der ſpricht mich los von jeder Pflicht, dem muß
Ich zeigen, daß es zwiſchen Königen
Und Sclaven eine Mittelſtufe gibt
Und daß der Mann auf dieſer ſteht!

Alexandra.

Mir gilt
Es gleich, aus welchem Grund: genug, Du trat'ſt
Zu mir herüber!

Soemus.

Fürchte keinen Kampf mehr,
Er iſt ſo gut als todt! Octavian
Iſt kein Antonius, der ſich das Fleiſch
Vom Leibe hacken läßt und es verzeiht,
Weil er die Hand bewundert, die das thut!
Er ſieht nur auf die Streiche.

Alexandra.

Was ſagt Titus?

Soemus.

Der denkt, wie ich! Ich ließ den Sameas
Nur darum frei, weil ich zur Rechenſchaft
Gezogen werden wollte. Konnt' ich doch
Nicht anders an die Königin gelangen!
Jetzt weiß ſie, was ſie wiſſen muß und iſt
Der Todesbotſchaft, wenn ſie kommt, gewachſen.
Das war mein Zweck! Welch' edles Weib! Die ſchlachten!
Es wär' um ihre Thränen Schad' geweſen!

Alexandra.

Gewiß, ein zärtlicher Gemahl! — Such' ſie
Nur zu bereden, daß ſie ſich dem Schutz
Der Römer übergibt und komm' auf's Feſt,
Durch das ſie mit Herodes bricht, er mag
Nun todt ſein oder leben! (ab.)

Soemus
(ihr folgend).

Er iſt todt!

Vierte Scene.

Diener treten auf und ordnen das Feſt an.

Moſes.

Nun Artaxerxes? Wieder in Gedanken?
Flink! Flink! Du ſtellſt bei uns die Uhr nicht vor!

Artaxerxes.

Hätt'ſt Du das Jahre lang gethan, wie ich,
So würd' es Dir auch ganz ſo geh'n, wie mir!
Beſonders, wenn Du alle Nächte träumteſt,
Du hätt'ſt das alte Amt noch zu verſeh'n!
Ich greif' ganz unwillkührlich mit der Rechten
Mir an den Puls der Linken, zähl' und zähle
Und zähle oft bis ſechzig, eh' ich mich
Beſinne, daß ich keine Uhr mehr bin!

Moſes.

Merk' Dir es endlich denn, daß Du bei uns
Die Zeit nicht meſſen ſollſt! Wir haben dazu
Den Sonnenweiſer und den Sand! Du ſelbſt
Sollſt, wie wir Andern, in der Zeit was thun!
Faullenzerei, Nichts weiter!

Artaxerxes.

Laß Dir ſchwören!

Moſes.

Schweig! Schweig! Beim Eſſen zählteſt Du noch nie!
Im Uebrigen: man ſchwört auch nicht bei uns,
Und (für ſich) wär' der König nicht ein halber Heide,
So hätten wir auch den fremden Diener nicht!
Da kommen ſchon die Muſicanten! Flink!
(geht zu den Uebrigen.)

Jehu.

Du, iſt das wirklich wahr, was man von Dir
Erzählt?

Artaxerxes.

Wie ſollt' es denn nicht wahr ſein?
Soll ich's vielleicht noch hundert Mal betheuern?
Am Hofe des Satrapen war ich Uhr
Und hatt' es gut, viel beſſer, wie bei Euch!
Nachts ward ich abgelöſ't, dann war's mein Bruder,
Und auch bei Tage, wenn's zum Eſſen ging.
Ich dank' es wahrlich Eurem König nicht,
Daß er mich mit den andern Kriegsgefang'nen
Hierhergeſchleppt! Zwar war mein Dienſt zuletzt
Ein wenig ſchwer! Ich mußte mit in's Feld,
Und wenn man links und rechts die Pfeile fliegen,
Die Menſchen fallen ſieht, verzählt man ſich
Natürlich leichter als in einem Saal,
Wo ſie zuſammenkommen, um zu tanzen.
Ich ſchloß die Augen, denn ich bin kein Held,
Wie es mein Vater war. Den traf ein Pfeil
Auf ſeinem Poſten — er war Uhr, wie wir,
Ich und mein Bruder, wir alle waren Uhren —
Er rief die Zahl noch ab und ſtarb! Was ſagſt Du?
Das war ein Mann! Dazu gehörte mehr,
Als nöthig war, den Pfeil ihm zuzuſchicken!

Jehu.

Habt Ihr denn keinen Sand bei Euch zu Hauſe,
Daß ihr das thun müßt?

Artaxerxes.

Wir? Wir keinen Sand?
Genug, um ganz Judäa zu bedecken!

Es iſt ja nur, weil der Satrap bei uns
Es beſſer haben ſoll, wie's And're haben!
Der Puls des Menſchen geht doch wohl genauer,
Wenn er geſund iſt und kein Fieber hat,
Wie Euer Sand durch ſeine Röhre läuft?
Und nützen Euch die Sonnenweiſer was,
Wenn es der Sonne nicht gefällt, zu ſcheinen?
(Zählt.)
Eins — Zwei —

Moſes
(kommt zurück).
Fort! Fort! Die Gäſte kommen ſchon!

Artaxerxes.
Das iſt das Feſt? Da ſah ich and're Feſte!
Wo keine Frucht gegeſſen ward, die nicht
Aus einem fremden Welttheil kam! Wo Strafe,
Oft Todesſtrafe darauf ſtand, wenn Einer
Nur einen Tropfen Waſſer trank. Wo Menſchen
Die man mit Hanf umwickelt und mit Pech
Beträufelt hatte, in den Gärten Nachts
Als Fackeln brannten —

Moſes.
Höre auf! Was hatten
Die Menſchen dem Satrapen denn gethan?

Artaxerxes.
Gethan? Gar Nichts! Bei uns iſt ein Begräbniß
Viel prächtiger, wie eine Hochzeit hier!

Moſes.

Vermuthlich freßt ihr Eure Todten auf!
Es paßte gut zum Uebrigen!

Artaxerxes.

Dann iſt's
Auch wohl nicht wahr, daß Eure Königin
Im Wein einſt eine Perle aufgelöſ't,
Koſtbarer, als das ganze Königreich,
Und daß ſie dieſen Wein an einen Bettler
Gegeben hat, der ihn wie andern ſoff?

Moſes.

Das iſt es nicht! Gott Lob!

Artaxerxes

(zu Jehu).

Du ſagteſt's aber!

Jehu.

Weil es mir eine Ehre für ſie ſchien,
Und weil man's von der Aegypterin erzählt!

Moſes.

Hinweg!

Artaxerxes

(deutet auf die Roſen, die Jehu trägt).

Wirkliche Roſen! Die ſind billig,
Bei uns ſind's ſilberne und goldene!
Die ſoll man dahin ſchicken, wo die Blumen
So koſtbar ſind, wie Gold und Silber hier!

(Diener zerſtreuen ſich. Die Gäſte unter ihnen Soemus, haben ſich während der letzten Hälfte dieſer Scene verſammelt. Muſik. Tanz. Silo und Judas ſondern ſich von den Uebrigen und erſcheinen im Vordergrund.)

Silo.

Was ſoll das heißen?

Judas.

Was das heißen ſoll?
Der König kehrt zurück! Und das noch heut!

Silo.

Meinſt Du?

Judas.

Wie kannſt Du fragen! Gibt's denn wohl
Noch einen andern Grund für ſolch' ein Feſt?
Ueb' Dich auf einen neuen Bückling ein!

Silo.

Es hieß ja aber —

Judas.

Lug und Trug, wie immer,
Wenn's hieß, ihm ſei was Schlimmes widerfahren,
Und ganz natürlich, da's ſo Viele gibt,
Die ihm das Schlimme wünſchen! Wird getanzt
In einem Haus, wo man um Todte klagt?

Silo.

Da wird denn bald viel Blut vergoſſen werden,
Die Kerker ſtecken ſeit dem Aufruhr voll!

Judas.

Das weiß ich beſſer, als Du's wiſſen kannſt,
Ich habe Manchen ſelbſt hineingeſchleppt.
Denn dieſer Aufruhr war ſo unvernünftig,
Daß Jeder, der nicht eben darauf ſann,

Sich ſelbſt zu hängen, ihn bekämpfen mußte.
Du weißt, ich liebe den Herodes nicht,
Wie tief ich mich auch immer vor ihm bücke,
Doch darin hat er Recht: die Römer ſind
Zu mächtig gegen uns, wir ſind nicht mehr,
Als ein Inſect iſt in des Löwen Rachen,
Das ſoll nicht ſtechen, denn es wird verſchluckt!

Silo.

Mir thut's nur leid um meines Gärtners Sohn,
Der einen Stein nach einem röm'ſchen Adler
Geworfen und ihn auch getroffen hat!

Judas.

Wie alt iſt der?

Silo.

Wie lange iſt es doch,
Daß ich den Fuß brach? — Da ward er geboren,
Denn ſeine Mutter konnte mich nicht pflegen,
Ja, richtig — Zwanzig!

Judas.

Da geſchieht ihm Nichts!
(Mariamne und Alexandra erſcheinen.)
Die Königin! (will gehen.)

Silo.

Wie meinſt Du das? Ein Wort noch!

Judas.

Wohl! im Vertrau'n denn! Weil er zwanzig iſt,
Geſchieht ihm Nichts! Doch wenn er neunzehn wär'

Und einundzwanzig, ging' es ihm ſchlecht!
Im künft'gen Jahr ſteht's anders!

Silo.

Spaße nicht!

Judas.

Ich ſage Dir, ſo iſt's! Und willſt Du wiſſen
Warum? Der König ſelbſt hat einen Sohn
Von zwanzig Jahren, doch er kennt ihn nicht!
Die Mutter hat ihm, als er ſie verließ,
Das Kind entführt und feierlich geſchworen,
Es zu verderben —

Silo.

Gräuelhaftes Weib!
Heidin?

Judas.

Vermuthlich! Zwar, ich weiß es nicht! —
So zu verderben, daß er's tödten müſſe,
Verſtehſt Du mich? Ich halt's für Raſerei,
Die ſich gelegt hat nach der erſten Wuth,
Doch ihn macht's ängſtlich und kein Todesurtheil
Ward je an einem Menſchen noch vollzogen,
Der in dem Alter ſeines Sohnes ſtand.
Tröſt' Deinen Gärtner! Doch behalt's für Dich!

(verlieren ſich wieder unter die Uebrigen.)

Fünfte Scene.

Alexandra und Mariamne erſcheinen im Vordergrund.

Alexandra.

So willſt Du Dich nicht zu den Römern flüchten?

Mariamne.
Wozu nur?

Alexandra.
Um das Leben Dir zu ſichern!

Mariamne.
Das Leben! Freilich! Das muß man ſich ſichern!
Der Schmerz hat keinen Stachel ohne das!

Alexandra.
So gib der Stunde wenigſtens ihr Recht!
Du gibſt ein Feſt, ſo zeig' auch Deinen Gäſten
Ein feſtliches Geſicht, wie ſich's gebührt!

Mariamne.
Ich bin kein Inſtrument und keine Kerze,
Ich ſoll nicht klingen und ich ſoll nicht leuchten,
D'rum nehmt mich, wie ich bin! Nein! Thut es nicht!
Treibt mich, das Beil für meinen Hals zu wetzen,
Was red' ich, treibt mich, daß ich mit Euch juble —
Soemus, auf!
(zu Salome, die eben eintritt und ihr entgegenſchreitet.)
Du, Salome? Willkommen
Vor Allen mir, trotz Deiner Trauerkleider!
Das hätt' ich kaum gehofft!

Sechste Scene.

Salome.
Ich muß ja wohl,
Wenn ich erfahren will, wie's ſteht! Ich werde
Zu einem Feſt geladen, doch man ſagt

Mir nicht, warum das Feſt gegeben wird!
Zwar kann ich's ahnen, doch ich muß es wiſſen!
Nicht wahr: Herodes kehrt zurück? Wir werden
Ihn heut' noch ſehn? Die Kerzen ſagen Ja,
Die luſtige Muſik! Thu' Du es auch!
Ich frag' nicht meinetwegen! Doch Du weißt —
Nein, nein, Du weißt es nicht, Du haſt's vergeſſen,
Du haſt vielleicht geträumt, ſie ſei begraben,
Sonſt hätt'ſt Du ihr die Kunde nicht verhehlt,
Allein Dein Traum hat Dich getäuſcht, ſie ſitzt
Noch immer in der Ecke, wo ſie ſaß,
Als ſie Dich ſegnete —

Mariamne.

Was redeſt Du?

Salome.

Genug! Herodes hat noch eine Mutter,
Die bangt um ihren Sohn und härmt ſich ab.
Und ich, ich bitt' Dich: laß ſie das Verbrechen,
Daß ſie auch mich gebar, nicht länger büßen,
Gib ihr den Troſt, nach dem ihr Herz verlangt!

Mariamne.

Ich hab' für ſeine Mutter keinen Troſt!

Salome.

Du haſt Herodes heut' nicht zu erwarten?

Mariamne.

Nichts weniger! Ich hörte, er ſei todt!

Salome.

Und feierſt dieſes Feſt?

Mariamne.

Weil **ich** noch lebe!
Soll man ſich denn nicht freu'n, daß man noch lebt?

Salome.

Ich glaub' Dir nicht!

Mariamne.

Viel Dank für Deinen Zweifel!

Salome.

Die Kerzen —

Mariamne.

Sind ſie nicht zum Leuchten da?

Salome.

Die Cymbeln —

Mariamne.

Müſſen klingen, weißt Du's anders?

Salome
(deutet auf Mariamnens reiche Kleidung).

Die Edelſteine —

Mariamne.

Stünden Dir zwar beſſer —

Salome.

Das Alles deutet —

Mariamne.

Auf ein Freudenfeſt!

Salome.

Das über einem Grabe —

Mariamne.

Es iſt möglich!

Salome.

Dann — Mariamne, hör' ein ernſtes Wort!
Ich hab' Dich ſtets gehaßt, doch immer blieb mir
Ein Zweifel, ob es auch mit Recht geſchah,
Und reuig hab' ich oft mich Dir genähert,
Um —

Mariamne.

Mich zu küſſen! Einmal that's Du's gar!

Salome.

Jetzt aber ſeh' ich, Du biſt —

Mariamne.

Schlecht genug,
Dich ſteh'n zu laſſen und mich in die Schaar
Zu miſchen, welche dort den Tanz beginnt!
Soemus!

Soemus.

(reicht ihr den Arm).

Königin!

Mariamne.

So hat Herodes
Mich ganz gewiß geſehen, als er Dir
Den blutigen Befehl gab. Wunderbar!
Es iſt nun wirklich Alles ſo gekommen!

(im Abgehen zu Salome.)

Du ſiehſt doch zu?

(von Soemus in den Hintergrund geführt, wo ſie Beide nicht mehr geſehen werden.)

Salome.

Dies Weib iſt noch viel ſchlechter,
Als ich's mir dachte! Das will etwas ſagen!
D'rum hat ſie auch die bunte Schlangenhaut,
Mit der ſie Alles ködert! — Ja, ſie tanzt!
Nun, wahrlich, jetzt iſt mein Gewiſſen ruhig,
Der kann kein Menſch auf Erden Unrecht thun!
(ſie ſieht Mariamnen zu.)

Siebente Scene.

Alexandra kommt mit Titus.

Alexandra.

Titus, Du ſiehſt, wie meine Tochter trauert!

Titus.

Sie hat wohl neue Botſchaft von Herodes?

Alexandra.

Die Botſchaft, daß es mit ihm aus iſt! Ja!

Titus
(ſieht nach Mariamnen).

Sie tanzt!

Alexandra.

Als wäre ſie, ſtatt Witwe, Braut!
Titus, ſie trug bis heute eine Maske,
Und, merk' Dir das, ſie that 'es nicht allein!

Titus.

Sehr gut für ſie! Dann bleibt ſie, was ſie iſt!
Gehört ſie zu den Feinden des Herodes,
So wird ſie nicht mit ſeinen Freunden büßen!

Alexandra.

Um das zu zeigen, gibt ſie ja dies Feſt!
(entfernt ſich von Titus.)

Titus.

Es ſchaudert mir vor dieſen Weibern doch!
Die Eine haut dem Helden, den ſie erſt
Durch heuchleriſche Küſſe ſicher machte,
Im Schlaf den Kopf ab und die And're tanzt,
Um ſich nur ja die Krone zu erhalten,
Wie raſend auf dem Grabe des Gemahls!
Um das zu ſeh'n, ward ich gewiß geladen —
(er ſieht wieder nach Mariamnen.)
Ja, ja, ich ſeh's und will's in Rom bezeugen —
Doch trinke ich hier keinen Tropfen Wein!

Salome.

Was ſagſt Du, Titus? Steht es mit dem König
So ſchlecht, daß die ſchon Alles wagen darf?

Titus.

Wenn er nicht gleich ſich zum Octavian
Geſchlagen und dem Marc Anton vor'm Fall
Den letzten Stoß noch mitgegeben hat,
Und das bezweifle ich, ſo ſteht's nicht gut!

Salome.

O hätt' er's doch gethan! — Wenn die den Kopf
Behält, ſo weiß ich nicht, warum der Herr
Das Blut der üpp'gen Jeſabel den Hunden
Zu lecken gab!
(verliert ſich unter die Uebrigen.)

Titus.

Sie tanzt noch fort! Doch ſcheint's
Ihr nicht ganz leicht zu ſein! Sie müßt' erglühen,
Doch ſie erbleicht, als ob ſie in Gedanken
Was And'res thäte und nur unwillkürlich
Dem Reigen folgte! Nun, auch dieſe Judith
Hat wohl nicht ohne Angſt ihr Werk vollbracht!
Und die da muß den letzten Kuß des Mannes,
Den ſie hier jetzt vor mir ſo feierlich
Verläugnet, noch auf ihrer Lippe fühlen,
Auch ſah ſie ihn ja noch nicht todt! — Sie kommt!

Mariamne

(erſcheint wieder. Alexandra und Soemus folgen ihr).

Alexandra

(zu Mariamne).

Ich ſprach mit Titus!

Mariamne

(erblickt bei einer plötzlichen Wendung ihr Bild im Spiegel).

Ha!

Alexandra.

Was haſt Du denn?

Mariamne.

So hab' ich mich ja ſchon im Traum geſeh'n! —
Das alſo war's, was mich vorhin nicht ruhen ließ,
Bis der verlorene Rubin ſich fand,
Der jetzt auf meiner Bruſt ſo düſter glimmt:
Das Bild hätt' eine Lücke ohne ihn! —
Auf dieſes folgt das letzte bald!

Alexandra.

Komm' zu Dir!

Mariamne.

So laß mich doch! — Ein Spiegel, ganz, wie der!
Zu Anfang angelaufen, wie vom Hauch
Des Athmenden, dann, wie die Bilder, die
Er nacheinander zeigte, ſanft ſich klärend
Und endlich leuchtend, wie geſchliff'ner Stahl.
Ich ſah mein ganzes Leben! Erſt erſchien ich
Als Kind, von zartem Roſenlicht umfloſſen,
Das immer röther, immer dunkler ward:
Da waren mir die eig'nen Züge fremd
Und bei der dritten Wandlung erſt erkannt' ich
Mich in dem gar zu jungen Angeſicht.
Nun kam die Jungfrau und der Augenblick,
Wo mich Herodes in den Blumengarten
Begleitete und ſchmeichelnd zu mir ſprach:
So ſchön iſt keine, daß ſie Deine Hand
Nicht pflücken dürfte! — Ha er ſei verflucht,
Daß er's ſo ganz vergaß! So ganz! Dann ward's
Unheimlich und ich mußte wider Willen
Die Zukunft ſchau'n. Ich ſah mich ſo und ſo,
Und endlich, wie ich hier ſteh! (zu Alexandra.) Iſt es denn
Nicht ſeltſam, wenn ein Traum in's Leben tritt?
Nun trübte ſich der helle Spiegel wieder,
Das Licht ward aſchenfarbig und ich ſelbſt,
Die kurz zuvor noch Blühende, ſo bleich,
Als hätt' ich unter dieſem Prachtgewand

Schon längſt aus allen Adern ſtill geblutet.
Ein Schauder packte mich, ich rief: Jetzt komme
Ich als Geripp und das will ich nicht ſeh'n!
Da wandt' ich mich —
(Sie wendet ſich vom Spiegel ab.)

Stimmen im Hintergrund.
Der König!
(Allgemeine Bewegung.)

Alexandra.
Wer?

Achte Scene.

Herodes tritt ein, kriegeriſch angethan. Joſeph. Gefolge.

Mariamne.
Der Tod! Der Tod! Der Tod iſt unter uns!
Unangemeldet, wie er immer kommt!

Salome.
Der Tod für Dich! Ja wohl! So fühlſt Du's ſelbſt?
Mein Bruder! (will Herodes umarmen, er drängt ſie zurück.)

Herodes.
Mariamne! (er nähert ſich ihr.)

Mariamne
(weiſ't ihn mit einer heftigen Geberde zurück.)
Zieh das Schwert!
Reich' mir den Giftpocal! Du biſt der Tod!
Der Tod umarmt und küßt mit Schwert und Gift!

Herodes

(kehrt ſich nach Salome um)

Was ſoll das heißen? Tauſend Kerzen riefen
Mir aus der Ferne durch die Nacht ſchon zu:
Dein Bote ward nicht von den Arabern
Ergriffen, er kam an, Du wirſt erwartet!
Und jetzt —

Salome.

Die Kerzen haben Dich betrogen,
Hier ward gejubelt über Deinen Tod!
Dein Bote kam nicht an und Deine Mutter
Zerriß ſchon ihr Gewand um Dich!

Herodes

(ſieht um ſich, bemerkt Titus und winkt ihm)

Titus

(tritt heran)

So iſt's!
Hier war kein Menſch darauf gefaßt, ich ſelbſt
Nicht einmal ganz, daß Du noch vor der Schlacht
Bei Actium den Antonius verlaſſen
Und, wie's die Klugheit freilich rieth, zum Cäſar
Hinübergehen würdeſt! Daß Du's thateſt,
Beweiſ't mir Deine Wiederkunft. Nun wohl!
Ich — wünſch' Dir Glück!

Mariamne

(tritt heran)

Und ich beklage Dich,
Daß die Gelegenheit ſich Dir nicht bot,
Den Marc Anton mit eig'ner Hand zu ſchlachten.

So hätt'ſt Du Deinem neuen Herrn am beſten
Gezeigt, daß Dir am alten Nichts mehr lag:
Du hätt'ſt ihm Deines Freundes Kopf gebracht,
Er hätt' ihn mit der Krone Dir bezahlt!

Herodes.

Pfui, Titus, pfui! Auch Du denkſt ſo von mir?
Ich zog hinunter nach Arabien,
Wie mir's Antonius geboten hatte,
Allein ich fand dort keinen Feind! Nun macht' ich
Mich auf nach Actium und meine Schuld
War's nicht, wenn ich zu ſpät kam. Hätt' er ſich
Gehalten, wie ich glaubte, daß er's würde,
So hätt' ich (gegen Mariamne) die Gelegenheit geſucht,
Ihm mit dem Kopfe des Octavian
Die Krone zu bezahlen! (zu Titus) Er that's nicht!
Er war ſchon todt, als ich erſchien. Nun that ihm
Der Freund nicht weiter noth und ich begab
Mich zum Octavian; zwar nicht als König —
Die Krone legt' ich ab — doch darum auch
Als Bettler nicht. Ich zog mein Schwert und ſprach:
Dies wollt' ich brauchen gegen Dich, ich hätt' es
Vielleicht mit Deinem eig'nen Blut gefärbt,
Wenn's hier noch beſſer ſtünde. Das iſt aus!
Jetzt ſenke ich's vor Dir und leg' es ab!
Erwäge Du nun, welch' ein Freund ich war,
Nicht, weſſen Freund; der Todte gab mich frei:
Ich kann jetzt, wenn Du willſt, der Deine ſein!

Titus.

Und er?

Herodes.

Er ſprach: Wo haſt Du Deine Krone?
Ich ſetz' noch einen Edelſtein hinein,
Nimm die Provinz hin, die Dir fehlt bis heute,
Du ſollſt es nur an meiner Großmuth fühlen,
Daß ich der Sieger bin, nicht Marc Anton,
Er hätt' ſie Cleopatren nie genommen,
Die ſie bisher beſaß, ich ſchenk' ſie Dir!

Titus.

Das — hätt' ich nicht gedacht. Auch preiſ' ich Nichts,
Als Deinen Stern!

Herodes.

Titus! O preiſ' ihn nicht!
Ich ward zu ſchwerem Werk geſpart! Soemus!

Soemus

(bleibt ſtehen, wo er ſteht und antwortet nicht).

Herodes.

Verriethſt Du mich? Du ſchweigſt! Ich weiß genug!
O! O! Hinweg mit ihm!

Soemus

(indem er abgeführt wird).

Ich läugne Nichts!
Doch, daß ich Dich für todt hielt, magſt Du glauben!
Jetzt thu', was Dir gefällt! (ab.)

Herodes.

Und nach dem Tode
Hört Alles auf, nicht wahr? Ja! Ja! Mein Titus,

Hätt'ſt Du den Mann gekannt, wie ich — — Du würdeſt
Nicht ſo gelaſſen, nicht ſo ruhig da ſteh'n,
Wie ich hier ſteh', Du würdeſt ſchäumen, knirſchen
Und wüthend ſprechen:

(gegen Mariamne).

Weib, was thatſt Du Alles,
Um den ſo weit zu bringen? — Salome,
Du hatteſt Recht, ich muß mich waſchen, waſchen —
Blut her! Sogleich beruf' ich ein Gericht!

(gegen Mariamne).

Du ſchweigſt? Du hüllſt Dich noch in Deinen Trotz?
Ich weiß warum! Du haſt's noch nicht vergeſſen,
Was Du mir warſt! Auch jetzt noch riß ich leichter
Das Herz mir aus der Bruſt — Titus, ſo iſt's! —
Als (wieder zu Mariamne) Dich mir aus dem Herzen! Doch
ich thu's!

Mariamne

(wendet ſich kurz).

Ich bin Gefang'ne?

Herodes.

Ja!

Mariamne

(zu den Soldaten).

So führt mich ab!

(wendet ſich. Auf Herodes Wink folgt ihr Joab mit Soldaten).

Der Tod kann mein Gemahl nicht länger ſein! (ab.)

Herodes.

Ha! Ha! Zu der hab' ich einmal geſprochen:
Zwei Menſchen, die ſich lieben, wie ſie ſollen,

Können einander gar nicht überleben,
Und wenn ich ſelbſt auf fernem Schlachtfeld ſiele:
Man brauchte Dir's durch Boten nicht zu melden,
Du fühlteſt es ſogleich, wie es geſcheh'n,
Und ſtürbeſt ohne Wunde mit an meiner!
Titus, verlach' mich nicht! So iſt's! So iſt's!
Allein die Menſchen lieben ſich nicht ſo!

(ab.)

Fünfter Act.

Großer Audienzſaal, wie im erſten Act. Man erblickt Thron und Richtertafel.

Erſte Scene.

Herodes und Salome.

Herodes.

Hör' auf, Hör' auf! Ich habe das Gericht
Beſtellt und werde ſeinen Spruch vollzieh'n!
Ich, der ich ſonſt vor jedem Fieber bebte,
Wenn's auch nur ihre Kammerfrau befiel,
Ich ſelbſt bewaffne gegen ſie den Tod!
Das ſei genug! Wenn Dich Dein Eifer noch
Nicht ruhen läßt, wird er ſein Ziel verfehlen,
Ich werde denken, daß der Haß allein
Aus Deinem Munde ſpricht und Dich als Zeugin
Verwerfen, wenn ich jede Kerze auch
Als ſolche gelten laſſe, die geflammt,
Und jede Blume, die geduftet hat!

Salome.

Herodes! Läugnen will ich's nicht, ich habe
Nach ihren Fehlern einſt geſpäht und ſie
Vergrößert, wie Du ſelbſt die Tugenden,
Die Du an ihr entdeckteſt. War der Stolz,
Womit ſie mir und Deiner Mutter immer
Begegnete, war er ein Grund zur Liebe?
Sie gab ſich als ein Weſen höh'rer Art,
Das niemals einen anderen Gedanken,
Als den, in mir erregte: wozu iſt
Das dicke Buch, das von den Heldenthaten
Der Maccabäer uns erzählt, nur da?
Die trägt ja ſelbſt die Chronik im Geſicht!

Herodes.

Du willſt mich widerlegen und beſiegelſt
Den Spruch, den ich gefällt!

Salome.

Hör' mich nur aus!
So war's, ich läugn' es nicht. Doch wenn ich jetzt
Mehr ſagte, als ich weiß und denk' und fühle,
Ja, wenn ich nicht aus ſchweſterlichem Mitleid
Die Hälfte deſſen, was ich ſagen könnte,
Noch in der Bruſt verſchloß, ſo ſoll mein Kind —
Ich liebe es ja wohl? — ſo viele Jahre
Erleben, als ſein Scheitel Haare zählt,
Und jeder Tag ihm ſo viel Schmerzen bringen,
Als er Minuten ja Secunden hat!

Herodes.

Der Schwur iſt fürchterlich!

Salome.

Und dennoch fällt er
Mir leichter, als das Wort: die Nacht iſt ſchwarz!
Mein Auge könnte krank ſein, doch unmöglich
Iſt mit dem Auge krank zugleich das Ohr,
Ja, der Inſtinct, das Herz und jegliches
Organ, das meine Sinne unterſtützt!
Und Alle ſtimmen dieß Mal ſo zuſammen,
Als könnten ſie ſich gar nicht widerſprechen.
Ja, hätte Gott in jener Feſtes-Nacht
Mir aus des Himmels Höhen zugerufen:
Von welchem Uebel ſoll ich Eure Erde
Befrei'n, Du haſt die Wahl, ſo hätt' ich nicht
Die Peſt, ich hätt' Dein böſes Weib genannt!
Mir ſchauderte vor ihr, mir war zu Muth',
Als hätt' ich einem Dämon aus der Hölle
Im Finſtern meine Menſchenhand gereicht,
Und er verhöhnte mich dafür, er träte
In ſeiner eig'nen ſchrecklichen Geſtalt
Aus dem geſtohl'nen Leib von Fleiſch und Blut
Hervor und grinſ'te mich durch Flammen an.
Auch ſchauderte mir nicht allein, der Römer
Sogar, der eh'rne Titus, war entſetzt!

Herodes.

Ja wohl, und der wiegt ſchwerer, als Du ſelbſt,
Denn wie er Keinen liebt, ſo haßt er Keinen

Und iſt gerecht, wie Geiſter ohne Blut.
Verlaß mich jetzt, denn ich erwarte ihn!

Salome.

Nein, niemals werd' ich dieſen Tanz vergeſſen,
Bei dem ſie nach dem Tacte der Muſik
Den Boden trat, als wüßte ſie's gewiß,
Daß Du darunter lagſt! Bei Gott, ich wollte,
Ich müßte das nicht ſagen! Denn ich weiß,
Wie tief es Dich, der Du ihr Mutter, Schweſter,
Und was nicht, opferteſt, empören muß!
Allein, ſo war es! (ab.)

Zweite Scene.

Herodes
(allein).

Titus ſagte mir
Das Nämliche! Auch ſah ich ſelbſt genug!
Und die hat Recht! Ich habe ihr die Schweſter
Und faſt die Mutter auch geopfert: wögen
Die nicht den Bruder auf, den ſie verlor?
In ihren Augen nicht!

Dritte Scene.

Titus
(tritt ein).

Herodes.

Nun, Titus, nun?
Bekennt Soemus?

Titus.

Was Du weißt! Nicht mehr!

Herodes.

Nichts von —

Titus.

O nein! Er fuhr, wie raſend, auf,
Als ich von fern nur darauf deutete!

Herodes.

Ich konnte es erwarten!

Titus.

Niemals hätte
Ein Weib, wie Dein's, gelebt, und niemals ſei
Ein Mann des Kleinods, das ihm Gott beſchieden,
So wenig werth geweſen —

Herodes.

Als ich ſelbſt!
Ja, ja! — „Er wußte nicht, was Perlen ſind,
D'rum nahm ich ihm ſie weg!“ So ſprach der Dieb.
Ich weiß nicht, half's ihm was?

Titus.

Ihr Herz ſei edler
Als Gold —

Herodes.

So kennt er es? Er, iſt berauſcht
Und lobt den Wein! Iſt das nicht ein Beweis,
Daß er getrunken hat? Was ſchützte er
Denn vor? Warum verrieth er meinen Auftrag
An ſie?

Titus.

Aus Abſcheu, wie er ſagt!

Herodes.

Aus Abſcheu?
Und dieſen Abſcheu ſprach er mir nicht aus?

Titus.

Wär' das ihm wohl bekommen? Hätteſt Du
Den ſtarren Diener leben laſſen können,
Der den Befehl einmal von Dir empfing
Und ihn zurückwies?

Herodes.

War's in ſolchem Fall
Denn nicht genug, ihn unvollführt zu laſſen?

Titus.

Gewiß! Doch wenn er weiter ging, ſo that er's
Vielleicht, weil Du ihm ſchon verloren ſchienſt,
Und weil er nun die Gunſt der Königin
Auf Deine Koſten ſich erkaufen wollte,
In deren Händen ſeine Zukunft lag.

Herodes.

Nein, Titus, nein! Soemus war der Mann,
In eigener Perſon den Griff zu wagen,
Der uns die fremde Gunſt entbehrlich macht!
Nur darum übertrug ich's ihm, ich dachte:
Er thut's für ſich, wenn er's für Dich nicht thut!
Ja, wär' er ein Gering'rer, als er iſt,
Und hätt' er nicht in Rom die vielen Freunde,

So wollt' ich's glauben, aber jetzt — Nein, nein
Es gab nur Einen Grund!

Titus.

Und dennoch räumt
Er den nicht ein!

Herodes.

Er wär' nicht, was er iſt,
Wenn er es thäte, denn er weiß gar wohl,
Was folgen wird, und hofft nun, durch ſein Läugnen
In meiner Bruſt noch einen letzten Zweifel
Zu wecken, der, wenn nicht ſein eig'nes Haupt,
So doch das Ihrige, vor'm Tode ſchützt!
Allein er irrt, dem Zweifel fehlt der Stachel,
Denn hätt' ich Nichts zu ſtrafen, was ſie that,
So ſtraft' ich, was ſie ward, und was ſie iſt!
Ha! wär ſie je geweſen, was ſie ſchien:
Sie hätte ſo ſich nie verwandeln können,
Und Rache nehm' ich an der Heuchlerin!
Ja, Titus, ja, ich ſchwör' es bei dem Schlüſſel
Zum Paradies, den ſie in Händen hält;
Bei aller Seligkeit, die ſie mir ſchon
Gewährte und mir noch gewähren kann;
Ja, bei dem Schauder, der mich eben mahnt,
Daß ich in ihr mich ſelbſt vernichten werde:
Ich mach' ein Ende, wie's auch ſtehen mag!

Titus.

Es iſt zu ſpät, Dir warnend zuzurufen:
Gib den Befehl nicht! und ich kenne ſelbſt

Kein Mittel, das zur Klarheit führen kann,
D'rum wag' ich nicht zu ſagen: halte ein!

Vierte Scene.

Joab
(tritt ein).

Herodes.
Sind ſie verſammelt?

Joab.
Längſt! Aus dem Gefängniß
Muß ich Dir melden, was mir wichtig ſcheint!
Man kann den Sameas nicht ſo weit bringen,
Daß er ſich ſelbſt entleibt!

Herodes.
Ich gab Befehl,
Daß man ihn martern ſoll, bis er es thut!
(zu Titus).
Der hat geſchworen, hört' ich, ſich zu tödten,
Wenn er mich nicht zu ſeines Gleichen machen,
Den Heidenſinn in mir, wie er es nennt,
Nicht brechen könne. Da ihm das mißlang,
So zwinge ich ihn, ſeinen Schwur zu halten,
Er hat den Tod wohl tauſendfach verdient!

Titus.
Ich hätte ſelbſt auf ſeinen Tod gedrungen,
Denn er hat mich beſchimpft und Rom in mir,
Und das kann überall verziehen werden,
Nur hier nicht, wo das Volk ſo ſtörrig iſt!

Herodes
(zu Joab).

Nun denn!

Joab.

Man that getreu nach Deinen Worten,
Allein es half zu Nichts. Der Henker hat
Faſt jede Qual ihm angethan, er hat
Ihm obendrein, ergrimmt ob ſeinem Trotz,
Den er für Hohn nahm, Wunden beigebracht,
Doch iſt's, als hätt' er einen Baum gegeißelt,
Als hätte er in Holz hinein geſchnitten:
Der Alte ſteht ſo da, als fühlt' er Nichts,
Er ſingt, anſtatt zu ſchrei'n, und nach dem Meſſer
Zu greifen, das ihm vorgehalten wird,
Er ſingt den Pſalm, den die drei Männer einſt
Im feur'gen Ofen ſangen, er erhebt
Bei jedem neuen Schmerz die Stimme lauter
Und wenn er einhält, prophezeit er gar!

Herodes
(für ſich).

So ſind ſie! Ja! — Und wird ſie anders ſein?

Joab.

Dann ruft er aus, als hätt' er für geheime
Und wunderbare Dinge ſo viel Augen
Bekommen, als er Wunden zählt, nun ſei
Die Zeit erfüllt, und in die Krippe lege
Die Jungfrau-Mutter aus dem Stamme David's
In dieſem heil'gen Augenblick ein Kind,

Das Throne ſtürzen, Todte wecken, Sterne
Vom Himmel reißen und von Ewigkeit
Zu Ewigkeit die Welt regieren werde.
Das Volk indeß, zu Tauſenden verſammelt,
Harrt draußen vor den Thoren, hört das Alles
Und glaubt, daß ſich Elias Flammen-Wagen
Hernieder ſenken wird, um ihn, wie den,
Empor zu tragen. Selbſt ein Henkersknecht
Erſchrack und hielt, anſtatt ihm neue Wunden
Zu ſchlagen, ihm die alten zu!

Herodes.

Man ſoll
Ihn auf der Stelle tödten und dem Volk
Ihn zeigen, wenn er todt iſt! — Laß dann auch
Die Richter kommen und —

Joab.

Die Königin!
(ab.)

Herodes.

Du, Titus, wirſt an meiner Seite ſitzen!
Auch ihre Mutter habe ich geladen,
Damit es ihr nicht an der Zeugin fehlt.

Fünfte Scene.

Aaron und die übrigen **fünf Richter** treten ein. **Alexandra** und **Salome** folgen. **Joab** erſcheint gleich darauf.

Alexandra.

Mein König und mein Herr, ſei mir gegrüßt!

Herodes.

Ich danke Dir!

(Er ſetzt ſich auf ſeinen Thron. Titus ſetzt ſich ihm zur Seite. Die Richter ſetzen ſich dann auf ſeinen Wink im Halbkreis um die Tafel.)

Alexandra

(während dieß geſchieht).

Vom Schickſal Mariamnens
Scheid' ich das meinige, und ſpare mich,
Wie eine Fackel, für die Zukunft auf!

(ſie ſetzt ſich neben Salome.)

Herodes

(zu den Richtern).

Ihr wißt, warum ich Euch berufen ließ!

Aaron.

In tiefſtem Schmerz erſchienen wir vor Dir!

Herodes.

Nicht zweifl' ich! Mir und meinem Hauſe ſeid
Ihr Alle eng befreundet und verwandt,
Was mich trifft, trifft Euch mit! Euch wird es freu'n,
Wenn ihr die Königin, die — (er ſtockt) Schenkt mir das!
Euch wird es freu'n, wenn Ihr ſie nicht verdammen,
Wenn Ihr, anſtatt nach Golgatha hinaus,
Zurück mir in das Haus ſie ſchicken dürft,
Doch werdet Ihr auch vor dem Aeußerſten
Nicht muthlos zittern, wenn es nöthig wird,
Denn wie Ihr Glück und Unglück mit mir theilt,
So theilt Ihr Schmach und Ehre auch mit mir.
Wohlan denn!

(Er gibt Joab ein Zeichen. Joab geht ab. Dann erſcheint er wieder mit Mariamne. — Es entſteht eine lange Pauſe.)

Herodes.

Aaron!

Aaron.

Königin! Uns ward
Ein ſchweres Amt! Du ſtehſt vor Deinen Richtern!

Mariamne.

Vor meinen Richtern, ja, und auch vor Euch!

Aaron.

Erkennſt Du dieß Gericht nicht an?

Mariamne.

Ich ſehe
Ein höh'res hier! Wenn das auf Eure Fragen
Die Antwort mir geſtattet, werd' ich reden,
Und ſchweigen werd' ich, wenn es ſie verbeut! —
Mein Auge ſieht Euch kaum! Denn hinter Euch
Steh'n Geiſter, die mich ſtumm und ernſt betrachten,
Es ſind die großen Ahnen meines Stamms.
Drei Nächte ſah ich ſie bereits im Traum,
Nun kommen ſie bei Tage auch, und wohl
Erkenn' ich, was es heißt, daß ſich der Reigen
Der Todten ſchon für mich geöffnet hat
Und daß, was lebt und athmet, mir erbleicht.
Dort, hinter jenem Thron, auf dem ein König
Zu ſitzen ſcheint, ſteht Judas Maccabäus:
Du Held der Helden, blicke nicht ſo finſter
Auf mich herab, Du ſollſt mit mir zufrieden ſein!

Alexandra.

Sei nicht zu trotzig, Mariamne!

Mariamne.

Mutter!
Leb' wohl! — (zu Aaron) Weßwegen bin ich hier verklagt?

Aaron.

Du habeſt Deinen König und Gemahl
Betrogen — (zu Herodes.) Nicht?

Mariamne

Betrogen? Wie? Unmöglich!
Hat er mich nicht gefunden, wie er mich
Zu finden dachte! Nicht bei Tanz und Spiel?
Zog ich, als ich von ſeinem Tode hörte,
Die Trauerkleider an? Vergoß ich Thränen?
Zerrauft' ich mir das Haar? Dann hätt' ich ihn
Betrogen, doch ich hab' es nicht gethan
Und kann es darthun. Salome, ſprich Du!

Herodes.

Ich fand ſie, wie ſie ſagt. Sie braucht ſich nicht
Nach einem andern Zeugen umzuſeh'n.
Doch niemals, niemals hätte ich's gedacht!

Mariamne.

Niemals gedacht? Und doch verlarvt den Henker
Dicht hinter mich geſtellt? Das kann nicht ſein!
Wie ich bei'm Scheiden ſtand vor ſeinem Geiſt,
So hat er mich bei'm Wiederſeh'n gefunden,
D'rum muß ich läugnen, daß ich ihn betrog!

Herodes

(in ein wildes Gelächter ausbrechend).

Sie hat mich nicht betrogen, weil ſie Nichts
Gethan, als was das Vorgefühl, die Ahnung,
Wie preiſ' ich ſie, die düſt're Warnerin!
Mich fürchten ließ — (zu Mariamne) Weib! Weib! Dieß
ſteht Dir an!
Doch baue nicht zu feſt darauf, daß ich
Mit Glück und Ruhe auch die Kraft verlor,
Mir blieb vielleicht ein Reſt noch für die Rache
Und — ſchon als Knabe ſchoß ich einem Vogel
Stets einen Pfeil nach, wenn er mir entflog.

Mariamne.

Sprich nicht von Vorgefühl und Ahnung, ſprich
Von Furcht allein! Du zitterteſt vor dem,
Was Du verdienteſt! Das iſt Menſchen-Art!
Du kannſt der Schweſter nicht mehr trau'n, ſeit Du
Den Bruder tödteteſt, Du haſt das Aergſte
Mir zugefügt und glaubſt nun, daß ich's Dir
Erwiedern, ja, Dich überbieten muß!
Wie, oder haſt Du ſtets, wenn Du dem Tod
In ehrlich off'nem Krieg entgegen zogſt,
Den Henker hinter mich geſtellt? Du ſchweigſt!
Wohlan denn! Da Du's ſelbſt ſo tief empfindeſt,
Was ſich für mich geziemt, da Deine Furcht
Mich über meine Pflicht belehrt, ſo will
Ich endlich dieſe heil'ge Pflicht erfüllen,
D'rum ſcheid' ich mich auf ewig von Dir ab!

Herodes.

Antwort! Bekennſt Du? Oder thuſt Du's nicht?

Mariamne

(ſchweigt).

Herodes

(zu den Richtern).

Ihr ſeht, das Eingeſtändniß fehlt! Und auch
Beweiſe hab' ich nicht, wie Ihr ſie braucht!
Doch habt Ihr einmal einen Mörder ſchon
Zum Tod verdammt, weil des Erſchlag'nen Kleinod
Sich bei ihm fand. Es half ihm Nichts, daß er
Auf ſeine wohlgewaſch'nen Hände wies
Und Nichts, daß er Euch ſchwur, der Todte habe
Es ihm geſchenkt: Ihr ließt den Spruch vollzieh'n!
Wohlan! So ſteht's auch hier! Sie hat ein Kleinod,
Was mir bezeugt, unwiderſprechlicher,
Wie's irgend eine Menſchenzunge könnte,
Daß ſie den Gräul der Gräul an mir beging.
Ein Wunder hätt' nicht bloß geſcheh'n, es hätte
Sich wiederholen müſſen, wär' es anders,
Und Wunder wiederholten ſich noch nie!

Mariamne

(macht eine Bewegung).

Herodes.

Zwar wird ſie ſprechen, wie der Mörder ſprach:
Man habe ihr's geſchenkt! Auch darf ſie's wagen,
Denn, wie ein Wald, iſt eine Kammer ſtumm.
Doch wäret Ihr verſucht, ihr das zu glauben,

So ſetz' ich Euch mein innerſtes Gefühl
Und die Ergründung aller Möglichkeiten
Entgegen, und verlange ihren Tod.
Ja, ihren Tod! Ich will den Kelch des Ekels
Nicht leeren, den der Trotz mir beut, ich will
Nicht Tag für Tag mich mit dem Räthſel quälen,
Ob ſolch ein Trotz das widerwärtigſte
Geſicht der Unſchuld, ob die frechſte Larve
Der Sünde iſt, ich will mich aus dem Wirbel
Von Haß und Liebe, eh' er mich erſtickt,
Erretten, koſt' es, was es koſten mag!
Darum hinweg mit ihr! — Ihr zögert noch?
Es bleibt dabei! — Wie? Oder traf ich's nicht?
Sprecht Ihr! Ich weiß, das Schweigen iſt an mir!
Doch ſprecht! Sprecht! Sitzt nicht da, wie Salomo
Zwiſchen den Müttern mit den beiden Kindern!
Der Fall iſt klar! Ihr braucht nicht mehr zum Spruch,
Als was Ihr ſeht! Ein Weib, das daſteh'n kann,
Wie ſie, verdient den Tod, und wär' ſie rein
Von jeder Schuld! Ihr ſprecht noch immer nicht?
Wollt Ihr vielleicht erſt den Beweis, wie feſt
Ich überzeugt bin, daß ſie mich betrog?
Den geb' ich Euch durch des Soemus Kopf,
Und das ſogleich! (er geht auf Joab zu).

Titus
(erhebt ſich).
Dies nenn' ich kein Gericht!
Verzeih'! (er will gehen).

Mariamne.

Bleib', Römer, ich erkenn' es an!
Wer will's verwerfen, wenn ich ſelber nicht!

Titus

(ſetzt ſich wieder).

Alexandra

(ſteht auf).

Mariamne

(tritt zu ihr heran, halb laut).

Du haſt viel Leid mir zugefügt, Du haſt
Nach meinem Glück das Deine nie gemeſſen!
Soll ich es Dir verzeih'n, ſo ſchweige jetzt!
Du änderſt Nichts, mein Entſchluß iſt gefaßt!

Alexandra

(ſetzt ſich wieder).

Mariamne.

Nun, Richter?

Aaron

(zu den Uebrigen).

Wer von Euch den Spruch des Königs
Nicht für gerecht hält, der erhebe ſich!

(Alle bleiben ſitzen).

So habt Ihr Alle auf den Tod erkannt!

(er ſteht auf).

Du biſt zum Tod verurtheilt, Königin! —
Haſt Du noch was zu ſagen?

Mariamne.

Wenn der Henker
Nicht zum Voraus beſtellt iſt und auf mich
Schon wartet mit dem Beil, ſo möchte ich

Vor'm Tode noch mit Titus ein Geſpräch.
(zu Herodes) Man pflegt den Sterbenden die letzte Bitte
Nicht abzuſchlagen. Wenn Du ſie gewährſt,
So ſei mein Leben Deinem zugelegt!

Herodes.

Der Henker iſt noch nicht beſtellt — ich kann's!
Und da Du mir daſür die Ewigkeit
Als Lohn verſprichſt, ſo muß und will ich auch!
(zu Titus). Iſt dieſes Weib nicht fürchterlich?

Titus.

Sie ſteht
Vor einem Mann, wie keine ſtehen darf!
D'rum endige!

Salome

(tritt heran).

O thu' es! Deine Mutter
Iſt krank bis auf den Tod! Sie wird geſund,
Wenn ſie das noch erlebt!

Herodes

(zu Alexandra).

Sprachſt Du nicht was?

Alexandra.

Nein!

Herodes

(ſieht Mariamnen lange an).

Mariamne

(bleibt ſtumm).

Herodes.

Stirb! (zu Joab.) Ich leg's in Deine Hand!

(ſchnell ab. Ihm folgt Salome.)

Alexandra
(ihm nachſehend).

Ich habe
Noch einen Pfeil für Dich! (zu Mar.) Du wollteſt's ſo!

Mariamne.
Ich danke Dir!

Alexandra
(ab.)

Aaron
(zu den übrigen Richtern).
Verſuchen wir nicht noch,
Ihn zu erweichen? Mir iſt dieß entſetzlich!
Es iſt die letzte Maccabäerin!
Wenn wir nur kurzen Aufſchub erſt erlangten!
Jetzt ging's nicht an, daß wir ihm widerſtrebten,
Bald wird er ſelbſt ein And'rer wieder ſein,
Und möglich iſt's, daß er uns dann beſtraft,
Weil wir ihm heut' nicht Widerſtand gethan!
Ihm nach!
(ab.)

Joab
(nähert ſich Mariamnen).
Vergiebſt Du mir? Ich muß gehorchen.

Mariamne.
Thu' was Dein Herr gebot, und thu' es ſchnell!
Ich bin bereit, ſobald Du ſelbſt es biſt,
Und Königinnen, weißt Du, warten nicht!

Joab
(ab.)

Sechſte Scene.

Mariamne
(tritt zu Titus).

Nun noch ein Wort vor'm Schlafengeh'n, indeß
Mein letzter Kämm'rer mir das Bette macht!
Du ſtaunſt, ich ſeh' es, daß ich dieſes Wort
An Dich, und nicht an meine Mutter, richte,
Allein ſie ſteht mir fern und iſt mir fremd.

Titus.

Ich ſtaune, daß ein Weib mich lehren ſoll,
Wie ich als Mann dereinſt zu ſterben habe!
Ja, Königin, unheimlich iſt Dein Thun
Und, ich verhehl's nicht, ſelbſt Dein Weſen mir,
Allein ich muß den Heldenſinn verehren,
Der Dich vom Leben ſcheiden läßt, als ſchiene
Die ſchöne Welt Dir auf dem letzten Gang
Nicht einmal mehr des flücht'gen Umblicks werth,
Und dieſer Muth verſöhnt mich faſt mit Dir!

Mariamne.

Es iſt kein Muth!

Titus.

Zwar hat man mir geſagt
Daß Eure finſtern Phariſäer lehren,
Im Tode geh' das Leben erſt recht an,
Und daß, wer ihnen glaubt, die Welt verachtet,
In welcher nur die Sonne ewig leuchtet
Und alles Uebrige in Nacht verliſcht!

Mariamne.

Ich hörte nie auf ſie und glaub' es nicht,
O nein, ich weiß, wovon ich ſcheiden ſoll!

Titus.

Dann ſtehſt Du da, wie Cäſar ſelber kaum,
Als ihm von Brutus Hand der Dolchſtoß kam,
Denn er, zu ſtolz, um ſeinen Schmerz zu zeigen,
Und doch nicht ſtark genug, ihn zu erſticken,
Verhüllte fallend ſich das Angeſicht;
Du aber hältſt ihn in der Bruſt zurück!

Mariamne.

Nicht mehr! Nicht mehr! Es iſt nicht, wie Du denkſt!
Ich fühle keinen Schmerz mehr, denn zum Schmerz
Gehört noch Leben, und das Leben iſt
In mir erloſchen, ich bin längſt nur noch
Ein Mittelding vom Menſchen und vom Schatten
Und faß' es kaum, daß ich noch ſterben kann.
Vernimm jetzt, was ich Dir vertrauen will,
Doch erſt gelobe mir als Mann und Römer,
Daß Du's verſchweigſt, bis ich hinunter bin,
Und daß Du mich geleiteſt, wenn ich geh'.
Du zögerſt? Ford're ich zu viel von Dir?
Es iſt des Strauchelns wegen nicht! Und ob
Du ſpäter reden, ob Du ſchweigen willſt,
Entſcheide ſelbſt. Ich binde Dich in Nichts
Und halte meinen Wunſch ſogar zurück.
Dich aber hab' ich darum auserwählt,

Weil Du ſchon immer, wie ein eh'rnes Bild
In eine Feuersbrunſt, gelaſſen kalt
Hinein geſchaut in unſ're Hölle haſt.
Dir muß man glauben, wenn Du Zeugniß gibſt,
Wir ſind für Dich ein anderes Geſchlecht,
An das kein Band Dich knüpft, Du ſprichſt von uns,
Wie wir von fremden Pflanzen und von Steinen,
Parteilos, ohne Liebe, ohne Haß!

Titus.

Du gehſt zu weit!

Mariamne.

Verweigerſt Du mir jetzt,
Zu ſtarr, Dein Wort, ſo nehm' ich mein Geheimniß
Mit mir in's Grab und muß den letzten Troſt
Entbehren, den, daß Eines Menſchen Bruſt
Mein Bild doch rein und unbefleckt bewahrt,
Und daß er, wenn der Haß ſein Aergſtes wagt,
Den Schleier, der es deckt, aus Pflichtgefühl
Und Ehrfurcht vor der Wahrheit heben kann!

Titus.

Wohl! Ich gelob' es Dir!

Mariamne.

So wiſſe denn,
Daß ich Herodes zwar betrog, doch anders,
Ganz anders, als er wähnt! Ich war ihm treu,
Wie er ſich ſelbſt. Was ſchmäh' ich mich? Viel treuer,
Er iſt ja längſt ein And'rer, als er war.
Soll ich das erſt betheuern? Eher noch

Entſchließ' ich mich, zu ſchwören, daß ich Augen
Und Händ' und Füße habe. Dieſe könnt' ich
Verlieren und ich wär' noch, was ich bin,
Doch Herz und Seele nicht!

Titus.

Ich glaube Dir
Und werde —

Mariamne.

Halten, was Du mir verſprachſt!
Ich zweifle nicht! Nun frag' Dich, was ich fühlte,
Als er zum zweiten Mal, denn einmal hatte
Ich's ihm verzieh'n, mich unter's Schwert geſtellt,
Als ich mir ſagen mußte: eher gleicht
Dein Schatten Dir, als das verzerrte Bild,
Das er im tiefſten Innern von Dir trägt!
Das hielt ich nicht mehr aus, und konnt' ich's denn?
Ich griff zu meinem Dolch, und, abgehalten
Vom raſch verſuchten Selbſtmord, ſchwur ich ihm:
Du willſt im Tode meinen Henker machen?
Du ſollſt mein Henker werden, doch im Leben!
Du ſollſt das Weib, das Du erblickteſt, tödten
Und erſt im Tod mich ſehen, wie ich bin! —
Du warſt auf meinem Feſt. Nun: Eine Larve
Hat dort getanzt!

Titus.

Ha!

Mariamne.

Eine Larve ſtand

Heut' vor Gericht, für eine Larve wird
Das Beil geſchliffen, doch es trifft mich ſelbſt!

Titus.

Ich ſteh' erſchüttert, Königin, auch zeih' ich
Dich nicht des Unrechts, doch ich muß Dir ſagen:
Du haſt mich ſelbſt getäuſcht, Du haſt mich ſo
Mit Grau'n und Abſcheu durch Dein Feſt erfüllt,
Wie jetzt mit ſchaudernder Bewunderung.
Und wenn Das mir geſchah, wie hätte ihm
Der Schein Dein Weſen nicht verdunkeln ſollen
Ihm, deſſen Herz, von Leidenſchaft bewegt,
So wenig, wie ein aufgewühlter Strom,
Die Dinge ſpiegeln konnte, wie ſie ſind.
D'rum fühl' ich tiefes Mitleid auch mit ihm
Und Deine Rache finde ich zu ſtreng!

Mariamne.

Auf meine eig'nen Koſten nehm' ich ſie,
Und daß es nicht des Lebens wegen war,
Wenn mich der Tod des Opferthiers empörte,
Das zeige ich, ich werf' das Leben weg!

Titus.

Gib mir mein Wort zurück!

Mariamne.

Und wenn Du's brächeſt,
Du würdeſt Nichts mehr ändern. Sterben kann
Ein Menſch den andern laſſen; fort zu leben,
Zwingt auch der Mächtigſte den Schwächſten nicht.

Und ich bin müde, ich beneide ſchon
Den Stein, und wenn's der Zweck des Lebens iſt,
Daß man es haſſen und den ew'gen Tod
Im vorzieh'n lernen ſoll, ſo wurde er
In mir erreicht. O, daß man aus Granit,
Aus nie zerbröckelndem, den Sarg mir höhlte
Und in des Meeres Abgrund ihn verſenkte,
Damit ſogar mein Staub den Elementen
Für alle Ewigkeit entzogen ſei!

Titus.

Wir leben aber in der Welt des Scheins!

Mariamne.

Das ſeh' ich jetzt, d'rum gehe ich hinaus!

Titus.

Ich ſelbſt, ich habe gegen Dich gezeugt!

Mariamne.

Damit Du's thäteſt, lud ich Dich zum Feſt!

Titus.

Wenn ich ihm ſagte, was Du mir geſagt —

Mariamne.

So riefe er mich um, ich zweifle nicht!
Und folgte ich, ſo würde mir der Lohn,
Daß ich vor einem Jeden, der mir nahte,
Von jetzt an ſchaudern und mir ſagen müßte:
Hab' Acht, das kann Dein dritter Henker ſein!
Nein, Titus, nein, ich habe nicht geſpielt,

Für mich gibt's keinen Rückweg. Gäb' es den,
Glaubſt Du, ich hätt' ihn nicht entdeckt, als ich
Von meinen Kindern ew'gen Abſchied nahm?
Wenn Nichts, als Trotz mich triebe, wie er meint,
Der Schmerz der Unſchuld hätt' den Trotz gebrochen:
Jetzt machte er nur bitt'rer mir den Tod!

Titus.

O, fühlt' er das, und käm' von ſelbſt, und würfe
Sich Dir zu Füßen!

Mariamne.

Ja! Dann hätte er
Den Dämon überwunden und ich könnte
Ihm Alles ſagen! Denn ich ſollte nicht
Unwürdig mit ihm markten um ein Leben,
Das durch den Preis, um den ich's kaufen kann,
Für mich den letzten Werth verlieren muß,
Ich ſollte ihn für ſeinen Sieg belohnen,
Und glaube mir, ich könnt' es!

Titus.

Ahnſt Du Nichts,
Herodes?

Joab

(tritt geräuſchlos ein und bleibt ſchweigend ſtehen).

Mariamne.

Nein! Du ſiehſt, er ſchickt mir den! (deutet auf Joab.)

Titus.

Laß' mich —

Mariamne.

Haſt Du mich nicht verſtanden, Titus?
Iſt es in Deinen Augen noch der Trotz,
Der mir den Mund verſchloß? Kann ich noch leben?
Kann ich mit Dem noch leben, der in mir
Nicht einmal Gottes Ebenbild mehr ehrt?
Und wenn ich dadurch, daß ich ſchwieg, den Tod
Herauf beſchwören und ihn waffnen konnte,
Sollt' ich mein Schweigen brechen? Sollt' ich erſt
Den einen Dolch vertauſchen mit dem andern?
Und wär' es mehr geweſen?

Titus.

Sie hat Recht!

Mariamne
(zu Joab).

Biſt Du bereit?

Joab
(verneigt ſich).

Mariamne
(gegen Herodes Gemächer).

Herodes, lebe wohl!
(gegen die Erde.)
Du, Ariſtobolus, ſei mir gegrüßt!
Gleich bin ich bei Dir in der ew'gen Nacht!

(Sie ſchreitet auf die Thür zu. Joab öffnet. Man ſieht Bewaffnete, die ehrerbietig Reihen bilden. Sie geht hinaus. Titus folgt ihr. Joab ſchließt ſich an. Feierliche Pauſe.)

Siebente Scene.

Salome
(tritt ein).

Sie ging! Und dennoch ſchlägt das Herz mir nicht!

Ein Zeichen mehr, daß ſie ihr Loos verdient.
So hab' ich endlich meinen Bruder wieder
Und meine Mutter ihren Sohn! Wohl mir,
Daß ich nicht von ihm wich. Die Richter hätten
Ihn ſonſt noch umgeſtimmt. Nein, Aaron, nein,
Nichts von Gefangenſchaft! Im Kerker bliebe
Sie keinen Mond. Das Grab nur hält ſie feſt,
Denn nur zum Grabe hat er keinen Schlüſſel.

Achte Scene.

Ein Diener.

Drei Könige aus dem Morgenland ſind da,
Mit köſtlichen Geſchenken reich beladen,
Sie kommen an in dieſem Augenblick,
Und nie noch ſah man fremdere Geſtalten
Und wunderſam're Trachten hier, wie die!

Salome.

Führ' ſie herein! (Diener ab.) Die meld' ich ihm ſogleich.
So lange die bei ihm ſind, denkt er nicht
An ſie! Und bald iſt Alles aus mit ihr!
(ſie geht zu Herodes hinein).

Der Diener

(führt die drei Könige herein. Sie ſind fremdartig gekleidet und ſo, daß ſie ſich in Allem von einander unterſcheiden. Ein reiches Gefolge, von dem dasſelbe gilt, begleitet ſie. Gold, Weihrauch und Myrrhen. Herodes tritt mit Salome gleich nachher ein).

Erſter König.

Heil, König, Dir!

Zweiter König.

Geſegnet iſt Dein Haus!

Dritter König.
Gebenedeit in alle Ewigkeit!

Herodes.
Ich dank' Euch! Doch für dieſe Stunde dünkt
Der Gruß mir ſeltſam!

Erſter König.
Ward Dir nicht ein Sohn
Geboren?

Herodes.
Mir? O nein! Mir ſtarb mein Weib!

Erſter König.
So iſt hier unſer's Bleibens nicht!

Zweiter König.
So gibt's
Hier einen zweiten König noch!

Herodes.
Dann gäbe
Es keinen hier.

Dritter König.
So gibt's hier außer Deinem
Noch einen zweiten königlichen Stamm!

Herodes.
Warum?

Erſter König.
So iſt es!

Zweiter König.
Ja, ſo muß es ſein!

Herodes.

Auch davon weiß ich nichts!

Salome

(zu Herodes).

In Bethlehem
Hat ſich vom Stamme David's noch ein Zweig
Erhalten!

Dritter König.

David war ein König?

Herodes.

Ja!

Erſter König.

So ziehen wir nach Bethlehem hinab!

Salome

(fährt fort zu Herodes).

Allein er pflanzt ſich nur in Bettlern fort!

Herodes.

Das glaub' ich! Sonſt —

Salome.

Ich ſprach einſt eine Jungfrau
Aus David's Haus, Maria, glaub' ich, hieß ſie,
Die fand ich ſchön genug für ihre Abkunft,
Doch war ſie einem Zimmermann verlobt
Und ſchlug die Augen gegen mich kaum auf,
Als ich ſie nach dem Namen fragte!

Herodes.

Hört Ihr's?

Zweiter König.

Gleichviel! wir geh'n!

Herodes.

Ihr werdet mir doch erſt
Verkünden, was Euch hergeführt?

Erſter König.

Die Ehrfurcht
Vor'm König aller Könige!

Zweiter König.

Der Wunſch,
Ihm noch vor'm Tod in's Angeſicht zu ſchau'n!

Dritter König.

Die heil'ge Pflicht, ihm huldigend zu Füßen
Zu legen, was auf Erden koſtbar iſt!

Herodes.

Wer aber ſagte Euch von ihm?

Erſter König.

Sein Stern!
Wir zogen nicht zuſammen aus, wir wußten
Nichts von einander, unſ're Reiche liegen
Im Oſten und im Weſten, Meere fließen
Dazwiſchen, hohe Berge ſcheiden ſie —

Zweiter König.

Doch hatten wir denſelben Stern geſeh'n,
Es hatte uns derſelbe Trieb erfaßt,
Wir wandelten denſelben Weg und trafen
Zuletzt zuſammen an demſelben Ziel —

Dritter König.

Und ob des Königs, ob des Bettlers Sohn,
Das Kind, dem dieſer Stern in's Leben leuchtet,
Wird hoch erhöhet werden und auf Erden
Kein Menſch mehr athmen, der ſich ihm nicht beugt!

Herodes
(für ſich).

So ſpricht das alte Buch ja auch! (laut). Darf ich
Nach Bethlehem Euch einen Führer geben?

Erſter König
(deutet gen Himmel).

Wir haben einen!

Herodes.

Wohl! — Wenn Ihr das Kind
Entdeckt, ſo werdet Ihr es mir doch melden,
Damit ich es, wie Ihr, verehren kann?

Erſter König.

Wir werden's thun! Nun fort. Nach Bethlehem!
(Alle ab.)

Herodes.

Sie werden's nicht thun!

Joab und Titus
(treten auf).

Alexandra
(folgt ihnen).

Herodes.

Ha!

Joab.

Es iſt vollbracht!

Herodes
(bedeckt ſich das Geſicht).

Titus.

Sie ſtarb. Ja wohl. Ich aber habe jetzt
Ein noch viel fürchterlicheres Geſchäft,
Als der, der Deinen blut'gen Spruch vollzog:
Ich muß Dir ſagen, daß ſie ſchuldlos war.

Herodes.

Nein, Titus, nein!

Titus
(will ſprechen).

Herodes
(tritt dicht vor ihn hin).

Denn wäre das, ſo hätteſt
Du ſie nicht ſterben laſſen.

Titus.

Niemand konnte
Das hindern, als Du ſelbſt! — Es thut mir weh',
Daß ich Dir mehr als Henker werden muß,
Doch, wenn es heil'ge Pflicht iſt, einen Todten,
Wer er auch immer ſein mag, zu beſtatten,
So iſt die Pflicht noch heil'ger, ihn von Schmach
Zu reinigen, wenn er ſie nicht verdient,
Und dieſe Pflicht gebeut mir jetzt allein!

Herodes.

Ich ſeh' aus Allem, was Du ſprichſt, nur Eins:
Ihr Zauber war ihr ſelbſt im Tode treu!

Was groll' ich dem Soemus noch! Wie ſollt' er
Der Blendenden im Leben widerſteh'n!
Dich hat ſie im Erlöſchen noch entflammt!

Titus.

Geht Eiferſucht ſelbſt über's Grab hinaus?

Herodes.

Wenn ich mich täuſchte, wenn aus Deinem Mund
Jetzt etwas And'res, als ein Mitleid ſpräche,
Das viel zu tief iſt, um nicht mehr zu ſein:
Dann müßt' ich Dich doch mahnen, daß Dein Zeugniß
Sie mit verdammen half, und daß es Pflicht
Für Dich geweſen wäre, mich zu warnen,
Sobald Dir nur der kleinſte Zweifel kam!

Titus.

Mich hielt mein Wort zurück und mehr, als das:
Die unerbittliche Nothwendigkeit.
Wär' ich nur einen Schritt von ihr gewichen,
So hätte ſie ſich ſelbſt den Tod gegeben,
Ich ſah den Dolch auf ihrer Bruſt verſteckt
Und mehr als einmal zuckte ihre Hand.

(Pauſe.)

Sie wollte ſterben, und ſie mußte auch!
Sie hat ſo viel gelitten und verzieh'n,
Als ſie zu leiden, zu verzeih'n vermochte:
Ich habe in ihr Innerſtes geſchaut.
Wer mehr verlangt, der had're nicht mit ihr,
Er had're einzig mit den Elementen,

Die ſich nun einmal ſo in ihr gemiſcht,
Daß ſie nicht weiter konnte. Doch er zeige
Mir auch das Weib, das weiter kam, als ſie!

Herodes
(macht eine Bewegung).

Titus.
Sie wollte ihren Tod von Dir und rief
Das wüſte Traumbild Deiner Eiferſucht,
Selbſtmörd'riſch gaukelnd und uns Alle täuſchend,
Auf ihrem Feſte in ein trüg'riſch Sein.
Das fand ich ſtreng, nicht ungerecht. Sie trat
Als Larve vor Dich hin, die Larve ſollte
Dich reizen, mit dem Schwert nach ihr zu ſtoßen,
(er zeigt auf Joab)
Das thateſt Du, und tödteteſt ſie ſelbſt!

Herodes.
So ſprach ſie. Doch ſie ſprach aus Rache ſo!

Titus.
So war's. Ich habe gegen ſie gezeugt,
Wie gerne möcht' ich zweifeln!

Herodes.
Und Soemus?

Titus.
Ich bin ihm auf dem Todesweg begegnet,
Er trat den ſeinen an, als ſie den ihren
Vollendet hatte, und ihm ſchien's ein Troſt,
Daß ſich ſein Blut mit ihrem miſchen würde,
Wenn auch nur auf dem Block durch Henkers Hand.

Herodes.

Ha! Siehſt Du?

Titus.

Was? Vielleicht hat er im Stillen
Für ſie geglüht. Doch, wenn das Sünde war,
So war's die ſeinige, die ihre nicht.
Er rief mir zu: jetzt ſterb' ich, weil ich ſprach,
Sonſt müßt' ich ſterben, weil ich ſprechen könnte,
Denn das war Joſeph's Loos! Der ſchwur mir noch
Im Tode, daß er ſchuldlos ſei, wie ich!
Das merkt' ich mir!

Herodes
(ausbrechend).

Joſeph! Rächt der ſich auch?
Thut ſich die Erde auf? Geh'n alle Todten
Hervor?

Alexandra
(tritt vor ihn hin).

Das thun ſie! — Nein doch! Fürchte Nichts!
Es gibt ſchon Eine, welche d'runten bleibt!

Herodes.

Verfluchte! (er bezwingt ſich). Sei's ſo! Wenn denn auch Soemus
Nur Ein Verbrechen gegen mich beging —
(er kehrt ſich gegen Salome)
Joſeph, der ihn mit dieſem ſchnöden Argwohn
Erfüllte, Joſeph hat ihn noch im Tode
Belogen, nicht? Joſeph — Was ſchweigſt Du jetzt?

Salome.

Auf Schritt und Tritt verfolgt' er ſie —

Alexandra
(zu Herodes).

Ja wohl!
Doch ſicher nur, um die Gelegenheit
Zu finden, Deinen Auftrag zu vollzieh'n,
Um ſie und mich zu tödten —

Herodes.

Iſt das wahr?
(zu Salome)
Und Du? Du?

Alexandra.

In derſelben Stunde faſt,
Wo er die Maske völlig fallen ließ,
Hat Mariamne einen Schwur gethan,
Sich ſelbſt, wenn Du nicht wiederkehren ſollteſt,
Den Tod zu geben. Ich verhehl' es nicht,
Daß ich ſie darum haßte!

Herodes.

Fürchterlich!
Und das — das ſagſt Du jetzt erſt?

Alexandra.

Ja!

Titus.

Ich weiß
Es auch, es war ihr letztes Wort zu mir,
Doch tauſend Jahre hätt' ich's Dir verſchwiegen,
Ich wollte ſie nur reinigen, Dich nicht martern!

Herodes.

Dann — (die Stimme verſagt ihm).

Titus.

Faſſe Dich! Es trifft mich mit!

Herodes.

Ja wohl!
Dich — die (gegen Salome) — und Jeden, welcher hier, wie ich,
Des tück'ſchen Schickſals blindes Werkzeug war.
Doch ich allein verlor, was man auf Erden
In Ewigkeit nicht wiederſehen wird!
Verlor? O! O!

Alexandra.

Ha, Ariſtobolus!
Du biſt gerächt, mein Sohn, und ich in Dir!

Herodes.

Du triumphirſt? Du glaubſt, ich werde jetzt
Zuſammen brechen? Nein, das werd' ich nicht!
Ich bin ein König und ich will's die Welt
(er macht eine Bewegung, als ob er etwas zerbräche).
Empfinden laſſen! — Auf jetzt, Phariſäer,
Empört Euch gegen mich! (zu Salome). Und Du, was weichſt Du
Schon jetzt vor mir? Noch hab' ich wohl kein and'res
Geſicht, allein ſchon morgen kann's geſcheh'n,
Daß meine eig'ne Mutter ſchwören muß,
Ich ſei ihr Sohn nicht! —
(nach einer Pauſe, dumpf).

Wär' meine Krone
Mit allen Sternen, die am Himmel flammen,
Beſetzt: für Mariamne gäbe ich
Sie hin und, hätt' ich ihn, den Erdball mit.
Ja, könnte ich ſie dadurch, daß ich ſelbſt,
Lebendig, wie ich bin, in's Grab mich legte
Erlöſen, aus dem ihrigen: ich thät's,
Ich grübe mich mit eig'nen Händen ein!
Allein ich kann's nicht! Darum bleib' ich noch
Und halte feſt, was ich noch hab'! Das iſt
Nicht viel, doch eine Krone iſt darunter,
Die jetzt an Weibes Statt mir gelten ſoll,
Und wer nach der mir greift — — Das thut man ja,
Ein Knabe thut das ja, der Wunderknabe,
Den die Propheten längſt verkündet haben,
Und dem jetzt gar ein Stern in's Leben leuchtet.
Doch, Schickſal, Du verrechneteſt Dich ſehr,
Wenn Du, indem Du mich mit eh'rnem Fuß
Zertrateſt, ihm die Bahn zu ebnen glaubteſt,
Ich bin Soldat, ich kämpfe ſelbſt mit Dir,
Und beiß' Dich noch im Liegen in die Ferſe!
(raſch) Joab!

Joab
(tritt heran).

Herodes
(verhalten).

Du ziehſt nach Bethlehem hinab
Und ſagſt dem Hauptmann, welcher dort befiehlt,

Er ſoll den Wunderknaben — Doch, er findet
Ihn nicht heraus, nicht Jeder ſieht den Stern,
Und dieſe Könige ſind ſo falſch, als fromm —
Er ſoll die Kinder, die im letzten Jahr
Geboren wurden, auf der Stelle tödten,
Es darf nicht eins am Leben bleiben!

Joab
(tritt zurück).
Wohl!
(für ſich).
Ich weiß warum! Doch Moſes ward gerettet,
Trotz Pharao!

Herodes
(noch laut und ſtark).
Ich ſehe morgen nach! —
Heut' muß ich Mariamne —
(er bricht zuſammen). Titus!

Titus
(fängt ihn auf).

Ein Trauerſpiel in Sicilien.

Tragicomödie in einem Act.

Perſonen:

Anſelmo.
Angiolina, ſeine Tochter.
Sebaſtiano.
Ambroſio,
Bartolino, } zwei Landſoldaten.
Herr Gregorio, Podeſta.
Ein Bauer.

Die Handlung ereignet ſich bei Palermo.

Erſte Scene.

Eingang eines Waldes.

Ambroſio und Bartolino halten Wache.

Ambroſio.

Nun, Degenſpitze der Gerechtigkeit?
Denn, daß Du's weißt, mit einem Degen wird
Die Themis abgebildet, und die Spitze
Des Degens, den ſie trägt, ſind Du und ich!
Du ſiehſt, die Sonne iſt hinab, die Welt
Wird grau und fahl, wie eine Fledermaus
Und hüllt ſich gleich in ihren ſchwarzen Rock:
Was meinſt Du, geh'n wir bald? Wir haben's weit
Zur Stadt und brauchen eine gute Stunde!

Bartolino.

Ei, freilich geh'n wir. Längſt ſchon hab' ich mich
Gewundert, daß Du nicht zum Aufbruch blieſeſt.
Allein, Du ſtarrteſt nieder in den Sand,
Als ſäheſt Du die Nummern dort geſchrieben,

Die man mit Nächſtem zie'hn wird in Neapel.
Und weil ich nun einmal der Eſel bin,
Der immerdar ſich für den Zweiten hält,
Seit ich als ſolcher — denn ich ward als Zwilling
Geboren — kam aus meiner Mutter Leib,
So ſchaute ich Dir ruhig zu und lieh
Dir in Gedanken ſchon das Geld zum Einſatz,
Ich weiß ja doch, daß dieß mein Schickſal iſt.

Ambroſio.

Ich ſah dem Käfer nach, dem ſchwarzen da,
Der über'n Weg gekrochen kam, und dachte:
Wenn der hinüber kommt und Du ihn nicht
Zertrittſt, indem Du mit geſchloſſ'nen Augen
Drei Schritte machſt, ſo wirſt Du Korporal
Und legſt für dieſen Fall Dein Saufen ab.

Bartolino.

Da hätte ich es abgelegt, wie Du:
Du weißt, ich thue Nichts allein. Wie ging's?

Ambroſio.

Wie's ging? Wein her! Zum Teufel das Gelübde!
Dort liegt der Korporal! Zu Brei zerdrückt!
Ha, wäre ich geblieben in Algier!
Jetzt wär' ich General, wie Bonaparte —
Denn der war ganz ein Lump, wie ich und Du —
Und nebenbei ſo reich, daß mir das Zahlen
Die größte Freude wäre auf der Welt,
Da es mir jetzt die größte Pein doch iſt.

Ich ſage Dir, dort ging es zu — Der Sold
War groß genug, bei Gott, für einen Rauſch,
Der Morgens anfing und bis Abend währte,
Und wenn es doch einmal gebrach — hinaus
In's Feld, und Türkenköpfe eingeholt;
Die wurden Dir vom Auditeur verſilbert,
Du hatteſt einen Thaler für den Kopf
Und mehr, man ſchätzte ſie nach ihrem Bart.

Bartolino.

Der Tauſend!

Ambroſio.

Ja! Und wenn Du müde warſt —
Man wird's von jeder Jagd — ſo brauchteſt Du
Dir nicht Dein Geld erſt in Perſon zu holen,
Du gabſt die Köpfe aus, wie ſo viel Wechſel,
Man nahm ſie an in Schenken und bei Mädchen;
Man wußte ja, ſie wurden honorirt.
Du ſperrſt das Maul auf!

Bartolino.

Freilich! Haſt Du's mir
Doch nie erzählt! Wie war's mit Kinderköpfen?

Ambroſio

(für ſich).

Auf Kinderköpfe hätt' er Jagd gemacht!

(Laut.)

Die waren eine Art von Scheidemünze:
Sie galten halb ſo viel, wie die der Alten,
Man ſteckte ſie mit ein, wenn man ſie fand.

Bartolino.

Warum bliebſt Du nicht dort?

Ambroſio

(für ſich).

Ich muß doch ſeh'n,
Wie weit man's treiben darf bei dem! (Laut.) Ich will's Dir
Vertrau'n! Die Sprache, die die Türken reden,
War mir zu ſchwer, ich konnte ſie nicht lernen,
So gern ich wollte.

Bartolino.

Und was machte das?

Ambroſio.

Nun zeigſt Du recht, daß Du ein Eſel biſt!
Was machte das? Wenn Du, vom Pferd geworfen,
Pardon! Pardon! rufſt, und der Türk verſteht:
Hau zu! Hau zu! Was macht das? — Einen Todten!
Ja Ihr, die Ihr den Krieg nicht kennt, Ihr glaubt,
Daß Alles abgethan iſt mit dem Schultern,
Dem Präſentiren und dem ander'n Zeug,
Das freilich auch nicht überflüſſig iſt!
Vom Hauptſtück aber wißt Ihr Nichts, und werdet
D'rin auch vom Korporal nicht unterwieſen,
Wenn Euch der eig'ne Witz nicht unterweiſ't.

Bartolino.

Das Hauptſtück iſt, daß man der Fahne treu bleibt.

Ambroſio.

Das Hauptſtück iſt, daß ein Soldat ſich übt,
In allen Sprachen um Pardon zu bitten,

Damit ihm nicht aus craſſem Mißverſtand
Der Kopf zerſpalten werde vor der Zeit.
Nur, wer am Leben ſich erhält, erhält
Der Fahne ſich und ſeiner Fahnenpflicht.
Sahſt Du die Todten kommen, wenn man trommelt?

Bartolino.

Das iſt wohl wahr!

Ambroſio.

Und dieſes Hauptſtück habe
Ich meiſterlich gelernt; im Fechten mag
Mich Mancher übertreffen, hierin Keiner!
Stell' mich dem groben Deutſchen gegenüber,
Der ſeine Klinge wie ein Grobſchmied ſchwingt;
Dem plumpen Britten, der nur ficht, weil er
Zu viel gegeſſen hat und ſchlecht verdaut;
Dem eitlen Franzmann, der den Degen braucht,
Als ob er ſich dabei im Spiegel ſähe;
Dem glatten Ruſſen, der, indem er Dich
Durchſticht, zugleich Dich um Verzeihung bittet:
Dem Spanier, der Dich niederſtößt, damit
Er ſieht, wie Du im Tod das Maul verziehſt;
Jedwedem, wem Du willſt — Du wirſt erkennen,
Daß ich den Wildeſten zu zähmen weiß,
Indem ich ſprech', wie ſeine Mutter ſprach.
Den Türken nehme ich natürlich aus,
Denn dieſer ſpinnt die Wörter nicht aus Luft,
Was alle andern Menſchenkinder thun.

Bartolino.

Die Kunſt iſt gut, wer ſähe es nicht ein,
Wie aber haſt Du's nur ſo weit gebracht?

Ambroſio

(für ſich)

Das iſt ein Kerl! Der glaubt mir, wenn ich ſage:
Der Menſch iſt dazu da, daß er ſich ſchneuzt!

(Kant.)

Wie? Nun, ich ließ mich's allerdings was koſten.
Ich wußte mich in jeder Compagnie
Den fremden Söldnern angenehm zu machen
Und überhäufte ſie mit Höflichkeit;
Wenn ſie alsdann zum Dank geſprächig wurden,
So bat ich meinen Zauberſpruch mir aus.
Den Deutſchen ſtopfte ich mit Kraut und Würſten,
Dem Britten ſchnitt ich ſeine Hühneraugen,
Dem Franzmann trat ich die Geliebte ab,
Dem Ruſſen bracht' ich Zwiebeln, die ich ſtahl,
Vom Spanier ließ ich mich ſelbſt beſchenken.
Nun bin ich gut beſchlagen, wie ein Doctor,
Und fürchte mich nicht mehr vor einer Schlacht.

Bartolino.

Wohl Dir, ich lernte Nichts, als Händefalten.

Ambroſio.

Das würde Dir bei'm Deutſchen wenig helfen
Es wär', als ob Du ihm die Zähne zeigteſt!
Wenn Du ihn durch Geberden rühren willſt,
So ſtrecke gegen ihn die Zunge aus,

Das macht mitunter einen guten Eindruck,
Beſonders, wenn er etwas trunken iſt.

Bartolino.

Verfluchte Beſtie, das!

Ambroſio.

Dem Franzmann zwingſt Du
Durch einen Purzelbaum ſein Mitleid ab,
Doch der iſt ſchwer im Augenblick des Todes.

Bartolino.

Nun geh' mir! Was? Durch einen Purzelbaum?

Ambroſio.

Durch einen Purzelbaum, wie ich Dir ſage!
Ihr grimm'ger Kaiſer ſelbſt, der Bonaparte,
Der ſich im Blut der Kinder badete,
Hat mehr als Einen, weiß ich, pardonirt,
Der auf den Kopf vor ihn ſich hingeſtellt.
Nur ließ er ſie zuweilen lange ſteh'n,
Und wehe ihnen, wenn ſie niederplumpten!

Bartolino.

Ich glaube Dir. Denn, wenn ich dieß nicht glaubte,
So dürft' ich vieles And're auch nicht glauben,
Das mir im Kopf ſitzt, feſt wie's Einmaleins,
Weil Du's mit Schwüren angenagelt haſt.
Giebt's heute Mondſchein?

Ambroſio.

Nein, ſo viel man ſieht!
Die Fiſcher haben eine gute Nacht!

Bartolino.

So laß uns eilen; denn das böſe Volk —
Das wir verſcheuchen ſollen —

Ambroſio.

Könnte kommen,
Und wenn Dir die Muskete durch ihr Funkeln,
Im Sonnenſtrahl den Feind nicht ferne hält,
Du prüfſt nicht gern, was ſie noch ſonſt vermag.

Bartolino.

Ich war noch nicht in Algier!

Ambroſio.

Iſt es wahr,
Daß Du einſt einer Plünd'rung zugeſeh'n,
Und Dich dabei geſtellt, als ob Du ſchliefeſt?

Bartolino.

Wie wär' es denn nicht wahr! Allein ich lag ſchon
Und ſtand nur blos nicht wieder auf. Ich kann
Dir Manchen zeigen, der in ſolchem Fall
Noch ſtand, wie wir jetzt ſtehen, und ſich legte.
Auch ging es ohne Blutvergießen ab,
Sie machten Keinen kalt.

Ambroſio.

Auch Dich nicht?

Bartolino.

Nein.
Nur, daß die Gänſehaut mich überlief.
Im Liegen grübelt' ich, ob nicht Gewehre

Zu machen ſeien, die an hundert Kugeln
Verſendeten auf einen einz'gen Druck.
Scheint es Dir möglich?

Ambroſio.

Nein! Denn wär' es möglich,
So würde man ſie längſt erfunden haben.

Bartolino.

Wohl wahr! Es liegt ja Tauſenden daran!
Ein's möcht' ich wiſſen!

Ambroſio.

Was?

Bartolino.

Ob dieſe Burſche
Sich wirklich hin und wieder, wie man ſagt,
In unſ're Röcke ſtecken. — Der Gedanke
Iſt mir der ſchauderhafteſte von allen,
Man dürfte dann dem beſten Kameraden
Ja nicht mehr trau'n!

Ambroſio.

Das thun ſie allerdings.
Du kannſt mit Manchem die Polenta eſſen,
Der — Schafsgeſicht, was zitterſt Du vor mir!
Doch trifft man auch Soldaten, die den Räubern
In's Handwerk pfuſchen, wenn's die Stunde gibt,
Man hat erſt neulich Einen d'rum geköpft.

Bartolino.

So gibt's ja wohl nicht eine Miſſethat,
Die nicht auf Erden ſchon begangen wurde?

Ambroſio.

Die Erde ſteht wohl lang' genug dazu,
Und wenn ſich eine fände, würde Jeder
Die Lücke, wie er ſie bemerkte, ſtopfen,
Zum Wenigſten verbürg' ich das von mir.
Doch ſicher gibt's dergleichen Tugendſtücke,
Kleinode für defecte Himmelskronen,
Die Jeder ſeinem Enkel hinterläßt.
So ließ ſich noch, zum Beiſpiel, Keiner kochen,
Damit ſein Nächſter nicht verhungern möge:
Und das wär' doch gewiß ein edles Werk.

Bartolino.

Wie ſolchen Menſchen wohl zu Muthe iſt,
Die Räuberei und blut'gen Mord verübten!

Ambroſio.

Wie Dir und mir!

Bartolino.

Wie Dir und mir?

Ambroſio.

Wie ſonſt?
Sie fühlen, daß ſie ſatt ſind, wenn ſie aßen,
Und daß ſie hungern, wenn die Speiſe fehlte!

Bartolino.

Und das Gewiſſen?

Ambroſio.

Dieſen Bandwurm treibt
Man ab, wie jeden andern. Gib ihm nur

Zu freſſen, was ihm widert, und er ſtirbt.
Ei, ſieh Dich nur in einem Wirthshaus um,
In einer Kirche, oder wo Du willſt,
Da hat gewiß doch Mancher blut'ge Hände:
Bemerkſt Du die? Schmeckt ihnen nicht der Wein
Und hören ſie mit Andacht nicht die Meſſe?
So fragt' ich mich in jünger'n Jahren oft.

Bartolino.

Du ſcheinſt mir äußerſt ruchlos von Natur!

Ambroſio.

Ich glaube, daß ich thun darf, was ich kann.
Ei was, das will ich Dir ſo klar beweiſen,
Daß Du, ſtatt einmal, zehnmal nicken ſollſt.
Wenn Gott auch nicht ſo groß iſt, wie man ſagt,
Und ich auch nicht ſo klein wär', wie ich bin,
Er bleibt noch immer groß genug, um Jeden
Vor mir zu ſchützen, den er ſchützen will.
Wenn er nun aber irgend einen Sünder
In meine Hand gibt, zeigt er mir dadurch
Nicht deutlich an, daß ich ihn ſtrafen ſoll,
Und trotze ich ihm nicht, wenn ich's nicht thu',
Ja, werd' ich nicht dem ſchuft'gen Henker gleich,
Der, wenn ſein König einen Kopf ihm ſchickt,
Der abzuhacken iſt, ſein Schwert nicht zieht?
Wer anders denkt, der iſt ein Atheiſt.
Biſt Du ein Atheiſt?

Bartolino.
Bewahre Gott!

Ambroſio.
Du ſagſt nicht Nein!

Bartolino.
Ich ſag' ja auch nicht Ja!
Was iſt ein Atheiſt?

Ambroſio.
Ein Atheiſt?
Wie niederträchtig, daß Du das nicht weißt!
Ein jeder iſt's, der fragen kann, wie Du!
Pfui! Pfui!

Bartolino.
Ei was, ich weiß es ja recht gut!

Ambroſio.
Nun denn! Dort ſteht ein Muttergottesbild,
Wir wollen beten, eh' wir heimwärts geh'n.
Das merke Dir, ich bete jeden Tag,
Es iſt kein Rauſch ſo dick, daß ich's vergeſſe;
Den Chriſtus will ich ſeh'n, der ſagen kann,
Ich hätt' ihn nicht, ſelbſt auf dem Marſch, gegrüßt.
(Sie gehen bei Seite.)

Zweite Scene.

Angiolina
(tritt auf).
O Gott, wenn Allen ſo zu Muthe iſt,
Die aus dem Hauſe ihrer Eltern flieh'n,

So haben ſie die Strafe in der Sünde.
Mir iſt, als hätt' ich nicht mein Vaterhaus,
Mir iſt, als hätte ich die Welt verlaſſen,
Und wäre jetzt, wo Gott nicht mit mir iſt.
That ich denn etwas gegen ſein Gebot?
O, ganz gewiß! Denn dieſe Furcht und Angſt,
Wie könnt' ich ſie auf einem Weg empfinden,
Den er mit ſeinem Finger mir gezeigt!
Die arme Magd, die uns ſeit Oſtern dient,
Hat nicht, wie ich, gebebt, als ſie bei Nacht
Allein durch jenen dicken Wald ſich wagte!
Sie ſagt ja ſelbſt, ſie hat erſt d'ran gedacht,
Daß es auf Erden böſe Menſchen giebt,
Als ſie ihr Herz trieb, Gott dafür zu danken,
Daß er ſie Keinen davon treffen ließ.
Ich glaub's! Ich glaub's! Sie that es, um den Prieſter
An ihres Vaters Sterbebett zu rufen,
Und nicht, wie ich, um ihm davon zu geh'n!
Wie könnte das auch gut ſein, was auf ewig
Das Kind vom Vater trennt! Und das geſchieht!
Die Flucht vergibt er nicht! O nein! o nein!
Er hat's ja noch nicht lange mir verzieh'n,
Daß ich kein Knabe bin; erſt, ſeit er weiß,
Daß er für ſeine Tochter einen Sohn
Erhandeln kann, wie er ihm wohl gefällt.
Was bin ich ihm, nun ich ihn hierin täuſchte!
Ich war von je ein unglückſel'ges Kind
Und hab' mein armes Leben nie geliebt,

Wenn ich den Tod auch fürchtete, wie Alle.
(Sie ſieht ſich um.)
Ich kam zu früh, wie's ſcheint, Sebaſtian
Jſt noch nicht da. Ich will noch einmal thun,
Was ich als Kind that, will die Augen ſchließen
Und wieder öffnen, und der Gegenſtand,
Den ich zuerſt erblicke, ob er ſchwarz,
Ob bunt iſt, ſoll auf meine Zukunft geh'n!
(Sie thut's.)
Soldaten! Betende! Was die bedeuten,
Steht nicht im Traumbuch. Nun, es gilt mir gleich!
Die Nacht wird immer dunkler. Gott ſei Dank!
Wenn man nicht ſieht, wird man auch nicht geſeh'n!
(Sie tritt bei Seite.)

Dritte Scene.

Ambroſio und Bartolino kommen zurück.

Ambroſio.

Nun kommen wir nicht mehr zu früh an's Thor.
Wenn Du nur Geld haſt!

Bartolino.

Keinen rothen Heller.
Ich habe meinen Schuſter heut bezahlt,
Und das für Stiefel vom vergang'nen Jahr!

Ambroſio.

So gibt's noch Zank. Wenn ich nicht trinke, zank ich!

Bartolino.

Ei was, wir können wen beſuchen geh'n.

Ambroſio.

Den Brunnen auf dem Markt, ja wohl!

Bartolino.

Warum nicht?
Man trifft dort manche hübſche Magd!

Ambroſio.

Die Dirnen
Verſchlechtern ſich, wie alles Uebrige,
Sie geben nur noch Küſſe her, kein Geld.
Wo find' ich Eine, wie ich Eine hatte,
Die für mich ſtahl, bis ſie in's Zuchthaus mußte,
Und noch im Zuchthaus Strümpfe für mich ſtrickte!
Das that die Laura nicht für den Petrark'.
Der Teufel ſoll mich holen, wo ich nicht
Noch heute Abend trinke auf ihr Wohl!
Das war ein Schwur! Sie hat's um mich verdient!

Bartolino.

Könnt' ich nur Flöte ſpielen! Mit der Flöte
Iſt man willkommen, wo es Luſt'ge gibt.
Man ſollt' es eigentlich als Menſch ſchon können,
Damit man doch vom Thier ſich —

Ambroſio
(bemerkt Angiolina).

Wer iſt da?
Was horcht man? Was verkriecht man ſich?

Bartolino.

Ein Mädchen!

Ambroſio.

Kennt man uns nicht? Wir fragen für den König!
Reſpect der Uniform! Woher? Wohin?
Was ſchweigt man ſtill?

Bartolino.

Wie die herausgeputzt iſt!

Angiolina.

Ach Gott, ihr Herrn —

Ambroſio.

Man geht auf böſen Wegen!
Wir wiſſen's ſchon! Allein man kommt nicht weit,
Es gibt noch manchen Schlagbaum vor der Hölle!

Angiolina.

Wie wird's mir geh'n! Die hat mein Vater ſicher
Hierher beſtellt!

Ambroſio.

Ja freilich hat er das!

Angiolina.

Das iſt doch ſchändlich!

Ambroſio.

Schändlich?

Angiolina.

Hätt' er mich,
Wenn er was merkte ſtatt mich zu beſchimpfen,
Denn nicht im Stillen —

Ambroſio.

Her das gold'ne Kreuz!
(Reißt ihr das Halskreuz ab.)

Angiolina.

Ich wußte nicht, warum er heut' ſo luſtig,
So ausgelaſſen war, ſo ganz, wie damals,
Als ſich Sebaſtian den Arm gebrochen,
Und es im Anfang hieß, es ſei der Hals.
Ich fürchtete — nun ſeh' ich wohl, warum?
Du großer Gott, verdien' ich's —

Ambroſio.

Und den Ring!
(Zieht ihr den Ring ab.)
Den Finger ausgeſtreckt! Sonſt thut's ja weh!

Angiolina.

Ich habe nie geſagt, wie er mich martert,
Ich habe mich geſchämt und ſtill geweint,
Nun wird man mit dem Finger auf mich zeigen:
Dort geht die Schweſter vom verlornen Sohn!

Ambroſio
(reißt ihr ein Käſtchen aus der Hand).

Was ſteckt in dieſem Käſtchen? (zu Bart.) Sieh Dich um,
Ob Niemand kommt! (Zu Ang.) Ei, ei, die Silberſpangen!
(Zu Bartolino.)
Kein Menſch? (Zu Ang.) Sie ſtehen mit auf unſ'rer Liſte!
Wo iſt das baare Geld?

Angiolina.

Das baare Geld?
So hat mein Vater —

Ambroſio.

Nun, wie ſollt' er nicht?
Bis auf den Pfenning hat er —

Angiolina.

Großer Gott!
Konnt' er's ſo ganz vergeſſen, daß ſein Kind
Auch Dein Kind iſt?

Ambroſio
(zu Bartolino).

Tybaldo, nimm's ihr ab!
(Heimlich.)
Sprich: Ja, Antonio!

Bartolino.

Ja, Antonio!
(Für ſich.)
Das iſt ein — Ja, ob der in Algier war!
Der könnte auf dem Mond geweſen ſein
Und einen Stein herabgeworfen haben,
Dem größten Potentaten auf das Haupt!
(Zu Angiolina.)
Die Börſe her!

Angiolina.

Ich habe keine Börſe!
Und glaubt, ihr Herrn, mein Vater iſt mein Vater;
Doch, wenn er ſagt, ich hätt' ihm was genommen,
So thut er's nur, weil er erbittert iſt.
Die Kette iſt von meiner armen Mutter,
Sie hing ſie auf dem Krankenbett mir um.
Das war ein Tag — o Gott, wie weinte ich,
Als ſie es that! — es war mir ja ein Zeichen,
Daß ſie vor Augen ihren Tod ſchon ſah.
Den Ring hat mir mein Vater ſelbſt geſchenkt,

Er war mir werth, wie ſollt' er es nicht ſein!
Ich durfte denken, wenn ich ihn beſchaute:
Dein Vater hat Dich auch einmal geliebt!
Die Spangen ſind von meinem Bräutigam,
Er hat gedarbt, daß er ſie kaufen konnte,
Wie hätte ich ſie wohl zurückgelaſſen,
Sie ſind mir heilig, wie's die Kette iſt!

Ambroſio.

Das hört ſich recht gut an!

Angiolina.

Nur, weil es wahr iſt!
Ihr Herren, ſeht mich an, ich weiß ja ſelbſt,
Was ich gethan, als ich — nur ſchließt nicht d'raus,
Ich ſei ein unbeſonnen leichtes Mädchen,
Bei meiner Mutter Grab, ich bin es nicht!
Mir war von jeher, aus dem Fenſter ſchauen,
So viel, wie Ander'n auf die Straße geh'n;
Schließt auf die Qualen d'raus, die ich ertrug,
Und auf die größeren, die meiner harrten!

Ambroſio
(zu Bartolino).

Wenn Dir's am Strick fehlt, Einen aufzuknüpfen,
So zupf' ihm aus dem eig'nen Mund den Hanf.
Gieb Acht, wie man das macht! (Zu Angiolina.) Ich hab' als Menſch
Zwei Ohren, links und rechts, das zeigt mir an,
Daß ich von links und rechts die Stimmen hören,
Und mit dem Hirn, das in der Mitte liegt,

Sie unparteiiſch dann vergleichen ſoll.
Erzählt mir mehr denn vom Warum und Wie,
Damit ich ſehe, wer gelogen hat,
Wer weiß, auf welche Seite ich mich ſchlage!

Bartolino.

Den könnt' ich küſſen! Hätte mich der Wind
Doch auch — Wer wär' nicht gern ein Kerl, wie der!

Ambroſio

(zu Angiolina).

Nun? ohne Furcht!

Angiolina.

So ſagt doch ſelbſt, ihr Herrn,
War es ein väterlicher Schwur, mich lieber
Im Würfelſpiel den trunkenen Soldaten,
Wie's wohl mit Hund und Lamm geſchieht, zum Preis
Zu ſetzen, als Sebaſtian mich zu geben? —
Beim ew'gen Gott, es war nicht väterlich!

Ambroſio.

Die Väter ſind zuweilen etwas ſeltſam, -
Wie ging's mir mit dem meinigen! (zu Bartol.) Er ſprach:
Kauf' mir den Segen ab, verdammter Bube,
Damit ich mich einmal betrinken kann,
Sonſt gebe ich Dir meinen Fluch umſonſt!
(Zu Angiolina.)
Nun, der Sebaſtian —

Angiolina

(heftig).

Wenn Ihr ihn kennt,

So werdet Ihr nichts Schlimmes von ihn ſagen,
Mein Vater ſelbſt, ich zweifle, ob er's thut!

Ambroſio.

Er will ihn aber nicht zum Eidam, will nicht,
Daß ſeine Enkel Naſen tragen ſollen,
Die an Sebaſtian's Naſe ihn erinnern,
Er iſt nun einmal im Geſchmack curios.

Angiolina.

Er will ihn nicht zum Eidam, weil er arm iſt!
Sind wir denn reich? — Und will Sebaſtian
Denn mehr, als mich? — Hat er nicht oft geſagt:
Gebt mir die Tochter, ſeht, zwei Hände hab' ich
Und ſie nur Einen Mund. Das Uebrige
Verſchenkt wohin Ihr wollt. Wenn's Euch gefällt,
Davon der Mutter Gottes einen Altar
Zu ſtiften, ſeid gewiß, wir werden kommen,
Daran zu beten für Eu'r Seelenheil!

Ambroſio.

Ein frommer Burſch! (Zu Bartolino.) Den unter'n Tiſch zu ſaufen
Und dann vor eine Kirchenthür zu legen,
Das müßte eine Götterwolluſt ſein!
Ich möchte ihn im Katzenjammer ſeh'n,
Beſonders, wenn es juſt Charfreitag wäre!
(Zu Angiolina.)
Und dieſer Vorſchlag, rührte er den Vater?

Angiolina.

Die Antwort war ſein fürchterlicher Schwur!
Noch mehr. Es kam ein Feuer bei uns aus,
Und wäre nicht Sebaſtian geweſen,
So läge jetzt in Aſche unſer Haus.
Er that das Uebermenſchliche, ich ſah's
Mit Angſt und Schaudern, aber auch mit Stolz,
Und reicht' ihm, als er nach vollbrachtem Werk
Mit glüh'nden Wangen und verbrannten Wimpern
An mir vorbei ging, öffentlich die Hand.
Er faßte ſie und ſah auf meinen Vater,
Der in der Ferne ſtand, doch dieſer rief:
Wenn das zum Abſchied iſt, ſo mag es geh'n,
Sonſt aber wird's Herr Gregor ſich verbitten,
Denn dieſer wirbt um ſie — ach es iſt wahr,
Der alte Mann iſt plötzlich toll geworden! —
Und wenn Du Dank von mir verlangſt, ſo bau' Dir
Ein Haus und ruf' mich, wenn es einmal brennt,
Ich werde kommen, meine Schuld zu tilgen!

Ambroſio.

Sebaſtian nun, natürlich, ſtach ihn todt;
Das mußt' er thun, und wären ihm die Flügel
Schon halb heraus, womit er einſt als Engel
Mich ſchaamroth machen wird am jüngſten Tag!

Angiolina.

Sebaſtian wurde bleich, daß mich's entſetzte,
Dann ſagte er: Du hörſt! und ſah mich an,

Ich nickt' ihm zu und flüſterte: am Kreuz!
Er ſpreizte ſieben Finger aus und ging.
Denn Tags zuvor ſchon hatt' er ſo geſprochen:
Auf g'radem Wege wird es Nichts mit uns,
D'rum laß uns nicht mehr vor dem krummen ſchaudern;
Wenn Du nur willſt, ſo ſind wir Mann und Frau,
So ſchnell ein Pfaff uns dazu machen kann.
Ich kenne einen, der den Dienſt mir leiſtet,
Nur kommt er nicht zu mir, ich muß zu ihm.
Biſt Du einmal mein Weib, ſo kann Dein Vater
Dir Nichts mehr thun, als Dir die Thür verſchließen,
Was ſchadet das? Er ſchlägt Dir dann den Arm
Nicht wieder lahm — er that's, doch war's im Rauſch! —
Das iſt kein Unglück, darum folge mir!
Als er ſo ſprach, da ſchüttelt' ich den Kopf,
Doch, als mein Vater ihn mit Füßen trat,
Statt ihn, wie er's verdiente, zu umarmen,
Da nickte ich und nun, nun bin ich hier!

Ambroſio.

So kommt er auch?

Angiolina.

Was ſollte ich ſonſt da?
Um Sieben wollt' er kommen, doch ſein Herr
Hält ihn wohl auf, wie immer!

Ambroſio
(zu Bartolino).

Hörſt Du das?

Bartolino.

Ei wohl, und bin begierig, was Du thuſt!

Ambroſio
(zu Angiolina).

Sind Ring und Spangen und die Kette echt?

Angiolina.

Sie ſind's, doch ſind ſie d'rum nicht minder mein!

Ambroſio
(zu Bartolino).

Was meinſt Du, geben wir's zurück?

Bartolino.

Iſt das
Die Weisheit aus Algier? Dann wär' der Spaß
Wohl beſſer unterblieben!

Ambroſio.

Du haſt Recht!
Wer weiß, ob die nicht dennoch plauderte!

Bartolino.

Zu ihrem Bräutigam gewiß, und der
Legt's ernſthaft aus —

Ambroſio.

Und wir, wir ſind zu kennen!
Die Schmarre hier —
(Zeigt auf ſein Geſicht.)

Bartolino.

Sie hat Dich einmal ſchon
Verrathen — denkſt Du noch an den Tabak?
Das ging vortrefflich mit der Schmuggelei!

Ambroſio.

Wohl! Dieſer Schmarre wegen muß ſie d'ran!
Auch gibt es nächſtens eine Muſterung,
Da dürfen wir nicht ohne die Medaillen
Erſcheinen, die wir jüngſt für Wein verſetzt;
Woher das Geld, ſie einzulöſen, nehmen?

Bartolino.

Verflucht, daß wir uns ausgezeichnet haben,
Als es die Diebe einzufangen galt,
Das dringt uns jetzt verruchte Thaten ab.

Ambroſio.

So zieh'!

Bartolino.

Zieh' Du!

Ambroſio.

Ich nicht allein!

Angiolina.

Ihr Herrn!

Ambroſio.

Nun? Müßig Zuſeh'n gilt hier nicht! D'rauf los!
Denk' Dir, ſie habe Dies und Das gethan!

Bartolino.

Hei! Kinderköpfe und Algier!

(Sie durchſtechen Angiolina.)

Eine Stimme von drauſſen.

O!

Angiolina
(ſterbend).
Das — iſt — ja ſchrecklich für Sebaſtian!
(Stirbt.)

Bartolino.
Iſt das ſchon aus?

Ambroſio.
Was war das für ein O?
Vernahmſt Du's nicht?

Bartolino.
Die Erde hat geſeufzt,
Das ſoll ſie, wenn ſie Blut trinkt, immer thun!

Ambroſio.
Mir war, als käm' es aus der Luft!

Bartolino.
So iſt's
Ihr Geiſt geweſen, der noch — armer Geiſt!

Ambroſio.
Wenn's nur kein Menſch war!

Bartolino.
Sahſt Du einen Menſchen?

Ambroſio.
Fort! Fort! Doch nein! Mir fällt was Beſſ'res ein!
Bei Seite nur! Wir paſſen bis der Burſche
Sich einſtellt, der Sebaſtian, dann —

Bartolino.
Man kömmt!

Ambroſio.

Er iſt's! Der Mörder! Wenn es nur nicht Zwei ſind!
Jetzt hintern' Baum!

Bartolino.

Steht die nicht wieder auf?
(Beide ab.)

Vierte Scene.

Sebaſtiano
(kommt).

Das war ein Tag, wie zwei. So geht's mir ſtets,
Wenn ich mir meine Freude merken laſſe.
Mein Herr verträgt kein fröhliches Geſicht,
Seit ihm die Gicht in beide Beine fuhr.
Der alte Pater harrt. So iſt doch Alles
Zu Etwas gut auf Erden! Hätte dieſer
Nicht meiner Schweſter — habe Gott ſie ſelig,
Trotz ihres Fluchens auf dem Sterbebett! —
Die Abſolution verſagt und ſo
Den Kopf verrückt, er thät' es nimmermehr!
Zwei Stunden ſind's von hier. Das iſt bei Nacht,
Was eine halbe wär' am heißen Tag! —
Wenn ſie nur kommt! Nur einen Funken Muth,
Nur Einen blaſe in ihr an, o Gott,
So mancher wird zu ſchlechten Zweck verſchwendet,
Und ſie, ſie ſündigt ſicherlich doch eher
Wenn ſie ſich einem Vater, wie dem ihren
Nicht widerſetzt, als wenn ſie endlich ſich

Erinnert, daß ſie Menſch iſt, wie er ſelbſt
Und ihm — (er erblickt die Todte). Unmöglich! Blutend! Todt!
(Er ſinkt an ihr nieder.)
Ja, todt!
Kann das denn wirklich auf der Welt geſcheh'n?
Ermordet! Solch ein Kind! O Bube! Bube!
Warum kamſt Du ſo ſpät! Der Dienſt! Was Dienſt!
Gab's keinen andern mehr?
(Wüthet gegen ſich.)

Fünfte Scene.

Ambroſio und Bartolino kommen wieder.

Ambroſio.

Pack' ihn, den Mordhund!

Sebaſtiano
(ſpringt auf).

Mit Zähnen, ja. Wo iſt er? Wo? Sag' an!

Ambroſio
(faßt ihn an).

Man hat ihn ſchon!

Sebaſtiano.

Man hat —

Ambroſio.

Du biſt's ja ſelbſt!

Sebaſtiano
(lacht).

Ich?

Ambroſio.

Du! Wer ſonſt?

Sebaſtiano.
Die da war meine Braut!

Ambroſio.
So haſt Du's wohl aus Eiferſucht gethan?
Da ſiehſt Du nun, wie weit die Narrheit führt.

Sebaſtiano.
Aus Eiferſucht!
Ambroſio.
Was kümmert's mich, warum!
Das hat man in Palermo zu ermitteln!
(Zu Bartolino.)
Du, ſuch' den Dolch, er warf ihn in's Gebüſch!

Sebaſtiano.
Du lügſt!
Ambroſio.
Man ſah's!

Sebaſtiano.
Du könnteſt nicht ſo lügen,
Wenn Du — o Gott, der Teufel that's wohl ſelbſt! —
Wie ſollt' er ſonſt —— Komm', ſchau' ihr in's Geſicht!
Kannſt Du's?
Ambroſio.
Ich kann's!

Sebaſtiano.
Ich aber kann es nicht!
(Fällt wieder an ihr nieder.)
O Angiolina, das iſt unſ're Hochzeit?

Du todt! Ich lebe! Warum kam ich ſo ſpät!
Die Hand noch warm! Es iſt nur kaum geſcheh'n!
Verflucht der Quell, bei dem ich ſaß und trank!

Bartolino.

Ich wollte doch, wir hätten's nicht gethan!
Das Bischen Geld, wie bald iſt das verzehrt!

Sebaſtiano.

O, daß ich hier mich ſelber vor mir hätte,
Mich, der ich ſäumte, der ich ging, als hinge
Die Arbeit eines Jahrs mir an den Füßen
O, daß ich mich (ballt die Fauſt gegen ſich ſelbſt) — denn ich
bin Schuld daran,
Wer konnt' es thun, wenn ich zur Stelle war!
(Zu Ambroſio.)
Leih' mir Dein Schwert!

Ambroſio
(Zu Bartolino).

Du hörſt doch, was er ſagt?
Er bettelt um den Tod! (Zu Sebaſtiano.) So geht es nicht,
Doch in Palermo gibt es einen Mann,
Der Dich bedient, auch wenn Du's nicht verlangſt!

Bartolino.

Mich grauſ't!

Ambroſio.

Gewiſſensbiſſe, he? (Für ſich.) Der Wicht
Stach in die Luft und fühlt doch Mörderangſt.

Ja, ja, die inn're Stimme, die nicht trügt,
Der Wurm, der niemals ſtirbt! Doch horch! Man kommt!

Sechste Scene.

Der Podeſta, Herr Gregorio, und Anſelmo treten auf, von einigen Soldaten, mit Fackeln zum Theil, gefolgt.

Herr Gregorio.

Ei was, ei was, man muß die Tochter hüten,
Wenn man ein Weib aus ihr zu machen denkt;
Denn Leute gibt's, die keine Blume pflücken,
Auf der ſie eine Spinne ſitzen ſah'n,
Und And're gibt es, die kein Mädchen nehmen,
Das ohne Mutter in die Meſſe geht.

Anſelmo.

Ihr habt mir das ſchon zwanzig Mal geſagt!

Herr Gregorio.

Und öfter noch gedenk' ich's Euch zu ſagen!
Ich bin ein alter Mann, wie meint Ihr wohl,
Daß ein Spaziergang mir bei Nacht bekommt?
Ich weiß es im Voraus, ich huſte morgen,
Und daran iſt doch Keiner Schuld, als Ihr!

Anſelmo.

Was zwang Euch, mitzugehen?

Herr Gregorio.

Was mich zwang?
Zuerſt, ich bin der Podeſta: und dann

Muß ich doch ſeh'n, wie man das Püppchen findet,
Das ich mir für mein Ehebett erkor.
Denn, wenn es mir auch keineswegs misfällt,
Daß ſich ein And'rer in dem Augenblick
Vielleicht erhängt, wo ich ſie an mich drücke,
So will ich doch nicht, daß er ſpotten kann:
Nimm Du den Stiel, die Kirſche war für mich!

Anſelmo.

Herr!

Herr Gregorio.

Nun?

Anſelmo.

O, das verdammte Kartenſpiel!
Die Hölle dem, der es erfunden hat!

Herr Gregorio.

Es hat Euch manchen Abend doch verkürzt!

Anſelmo.

Es hat um meine Freiheit mich gebracht!

Herr Gregorio.

Um Eure Freiheit? Sitzt Ihr ſchon im Thurm?
Ich meine nicht!

Anſelmo.

Gewiſſermaßen, ja!
Ich darf nicht fluchen, wenn ich fluchen möchte,
Nicht um mich hauen, wenn ich —

Herr Gregorio.

Fluchen! Hauen!
Das ſind Gelüſte ſonderbarer Art!

Anſelmo.

Nehmt es nicht zu genau mit mir, Ihr wißt,
Ich war ein Mann, der reichlich leben konnte,
Ich gelte bis zur Stunde noch dafür,
Noch heute wollte Einer von mir borgen,
Dem ich wohl ehemals zu helfen pflegte:
Und dennoch —

Herr Gregorio.

Nun es ſteht ja Alles gut,
Wenn Eure Tochter wirklich, wie Ihr ſagt,
Nur fort lief, weil Ihr ſie geprügelt habt,
Ich gebe Euch für ihre rothen Backen
Den ausgeſtellten Schuldſchein ja zurück;
Das wird genug ſein für zwei Sodoms-Aepfel.
Doch freilich, freilich, wenn Ihr mich belogen —
Verzeiht — getäuſcht . .

Anſelmo.

Das that ich, wenn ich ſagte,
Daß ſie gejubelt, als ich für Euch warb!

Herr Gregorio.

Das fordr' ich nicht! Gejubelt! Nein, das nicht!
Selbſt, als ich jünger war, geſchah das nicht.
Ich habe ſelten Neigungen erweckt,
Und das war gut, obgleich es mich verdroß;
Denn eben dadurch kam ich zur Beſinnung
Und ging den Weg, auf dem man Geld erwirbt.
Nun hab' ich Geld und kann mir Alles kaufen,

Was ſich ein Anderer erbetteln muß.
Ach Gott, Ihr wißt nicht, wie die Menſchen ſind!
Was ſchwatz' ich da! Ihr wißt es ja recht gut,
Ihr ſeid ja ſelbſt ein Hauptbeweis dafür!

Anſelmo.

Ja, ja!

Herr Gregorio.

Was ſoll das klägliche Geſicht?
Mit Mienen, merkt Euch, dringt man mir Nichts ab.
Und könnt Ihr mir nicht halten, was Ihr mir
Verſprochen habt, ſo wird's Euch ſchlecht ergehn:
Ich nehm' Euch Alles weg, was Ihr beſitzt,
Und geb's Euch in Pfennigen zurück,
Wenn Ihr als Bettler kommt an meine Thür.
Ihr habt geſeh'n, ich warf die Fiſchersleute,
Die mir bei Nacht den Weinberg plünderten,
In's tiefſte Loch, obgleich ich keine Traube
D'rin leſen ließ, ſo lang' ich ihn beſaß.
Hei, wenn es mir gefällt, die ganze Ernte
Im Halm zu kaufen und ſie ſteh'n zu laſſen
Für's Wild und für die Vögel! kümmert's wen?
Ich glaube nicht, wenn ich nur zahlen kann!
Die Küſſe bringt man freilich nicht mehr ein,
Die man verſäumt hat, und die Jubelnächte:
Der Gaum iſt ſtumpf, die Lippen ſind vertrocknet,
Das iſt vorbei, doch dafür hat man Macht!

Anſelmo.

Was ſoll dies Alles mir?

Herr Gregorio.

Es ſoll Euch warnen,
Daß Ihr nicht etwa denkt: der Alte da
Hat mehr, als er gebraucht, wie ſollte er
Mir nehmen, was er nicht entbehrt! — Er wird
Es thun, ich ſag's aus Freundſchaft Euch voraus,
Wenn Ihr ihm ſeine Pläne kreuzt!

Anſelmo.

Wer zweifelt?

Herr Gregorio.

Ich will in meinem ſiebenzigſten Jahr
Das ſchönſte Mädchen noch zur Frau. — Ich will's!
Iſt das genug? — Ich will es, weil ich's will!
Da Eure Tochter nun, wie man behauptet,
Und wie mir ſelber däucht, die Schönſte iſt,
So hab' ich ſie gewählt, und Euch als Preis,
Was Ihr im Spiel verloren, vorgeſchoſſen.
Und nun, nun iſt ſie Euch davon gelaufen —
Davon gelaufen! — Aber, ſeht Euch vor!
Ein Nervenfieber, wenn es ſie befiele
Und auf die Bahre lieferte, der Schlag,
Wenn er ſie plötzlich rührte, würde nicht
Bei mir genügen, Eure Schuld zu tilgen,
O nein! Ihr ſteht das Riſico für ſie!

Anſelmo.

Sie iſt geſund und jung!

Herr Gregorio.

Ihr denkt vielleicht:
Was will der Alte auch, er wird ſich finden,
Wenn ſie — er ſchwärmt ja nicht für ſie — Ihr irrt!
Er ſchwärmt für das Gefühl, ſie ſein zu nennen,
Er weiß, daß Viele ihn beneiden werden,
Wenn ſie, mit Gold und Perlen überhäuft,
An ſeinem Fenſter hinter Blumen ſitzt,
Und dieſer Neid ergötzt ihn. Wär' ich blind,
So kauft' ich mir die beſten Bilder auf
Und hinge ſie in einem Saal herum,
Denn außer mir kein Menſch betreten dürfte;
Und wär' ich taub, ſo ſetzt' ich die Kapelle
Aus allen großen Virtuoſen mir
Zuſammen, die mir täglich ſpielen müßte,
Mir ganz allein, und keinem Ander'n mehr;
Dann hätte Raphael nur für mich gemalt
Und Paleſtrina nur für mich geſetzt,
Ja, nicht einmal für mich, das wär' doch putzig:
Und wenn ich all' das Zeug verbrennen ließe,
Die heiligen Familien und Meſſen,
So wär's vorbei mit der Unſterblichkeit!
Da ich nur alt bin, nehm' ich eine Frau!

Anſelmo
(für ſich).

Wär' das nun eine Miſſethat geweſen,
Die Welt von dieſem Teufel zu befrei'n?

Das Eiſen wird in Gold verwandelt werden,
Das dem zum letzten Aderlaß verhilft!

Herr Gregorio.

Was murmelt Ihr?

Anſelmo.

Ich ſprach mein Nachtgebet!
Nur weiter!

Herr Gregorio.

Warum links? ich gehe rechts!

Anſelmo.

Links kommt ein Kreuz! Und da ſie dieſen Weg
Gegangen ſein ſoll, wie der Hirt uns ſagte,
Der Abends mir das Haus mit Milch verſorgt,
So hat ſie ſicher ſich zum Kreuz gewandt.

(Sie wenden ſich, in demſelben Augenblick treten ihnen Ambroſio und Bartolino, die ſie längſt bemerkt und ſich ihnen genähert haben, entgegen.)

Ambroſio
(zu Bartolino).

Nun ſei Soldat! (Laut.) Wer da?

Herr Gregorio.

Der Podeſta!

Ambroſio.

Der Podeſta?

Bartolino.

Der Podeſta!

Ambroſio.

So ward
Der ſchaudervolle Mord Euch ſchon bekannt?

Herr Gregorio.

Ein Mord?

Ambroſio.

Begangen unter unſer'n Augen!

Herr Gregorio.

Und nicht verhindert, he?

Bartolino
(zu Ambroſio).

Da haſt Du's ſchon!

Ambroſio.

Das Auge reicht doch weiter, als die Hand!
Wir kamen —

Anſelmo
(ſieht den Leichnam im Licht einer Fackel).

Angiolina! Gott im Himmel!

Herr Gregorio.

Wie? Was?

Anſelmo.

Mein Kind! (Schaudernd.) Ich ſehe meine Frau!

Ambroſio.

Der Mörder liegt dabei!

Herr Gregorio.

Lebendig?

Ambroſio.

Ja!
Doch iſt er ſo von Reu' und Schmerz ergriffen,
Daß er ſich ſelbſt den Tod ſchon geben wollte,
Ich wehrt' ihm das!

Anſelmo
(zu dem daliegenden Sebaſtiano)

Auf, Schurke, auf mit Dir!

Sebaſtiano.

Was gibt es denn? (Steht auf.) Ja ſo!

Anſelmo.

Du biſt es? Du?

Sebaſtiano.

Ich! Seid Ihr's denn nicht auch?

Anſelmo.

O Böſewicht!
Als ich Dir antrug (er deutet auf Herrn Gregorio), dieſen Hund zu tödten,
Da hatt'ſt Du Deine reine Hand zu lieb,
Obgleich ich Dir mein Kind dafür verſprach;
Und jetzt, jetzt haſt Du —

Herr Gregorio.

Herr, was ſprecht Ihr da?

Anſelmo.

Nichts, was ich widerrufen werde, Herr!

Herr Gregorio.

Ihr hättet —

Anſelmo.

Ja, verfluchter Menſchen Quäler,
Wenn dieſer Bube Muth beſeſſen hätte,
So war es um den Aufkauf unſ'rer Ernte,
Um's Bilder Kabinet und die Kapelle
Und um die Hochzeitsnacht zugleich geſcheh'n.
Ich ſchlug's denſelben Nachmittag ihm vor,
An dem Du Deine unverſchämte Abſicht
Mir offenbarteſt und den Grund, warum
Du mir das Geld geborgt, ja aufgedrungen:
Er wollte nicht, und ſeit der Stunde haßt' ich
Ihn ſelbſt, ſonſt haßt' ich ſeine Armuth nur!

Herr Gregorio.

Ich werd's mir merken. Morgen —

Anſelmo.

Kannſt Du thun,
Was Dir beliebt, heut' ſprech' ich, wie ich will,
Ich hab' genug verſchluckt!

Herr Gregorio
(wendet Anſelmo den Rücken; zu Sebaſtiano).

Biſt Du der Mörder?

Sebaſtiano.

Nehmt mich dafür, ſchlagt mir den Kopf herunter,
Wer hat denn was dagegen, daß Ihr's thut!

Bartolino.

Nein, ſo weit darf's nicht geh'n!

Herr Gregorio.

Haſt Du's gethan?

Sebaſtiano.

Hier ſteh' ich — und dort liegt ſie; macht nur, macht,
Es wird ſchon Alles klar und offenbar!
Unſchuldig bin ich nicht, verlaßt Euch d'rauf.

Bartolino.

Er iſt verrückt!

Ambroſio.

Weil er die Wahrheit ſagt?

Bartolino.

Die Wahrheit? Ha! Sinn' etwas Beſſ'res aus.
Ich geb's nicht zu, daß man einen Tollen köpft,
Vor dieſem Frevel ſchaudert mir die Haut,
Den büßte man nicht ab im Fegfeuer,
Ein And'res wär' es, wenn er leugnete!

Ambroſio.

Du ſchweigſt!

Bartolino.

Ich ſchweige nicht! Was meinſt Du wohl?
Ich hab' Reſpect vor Dir! Doch auch vor Gott!

Herr Gregorio

(wird auf den heimlichen Zwieſprach der Beiden aufmerkſam)

Die zanken ſich wohl gar! — Was haben ſie?

Bartolino
(ſehr laut).
Der war es nicht!

Ambroſio.
Er war's! Kurzſichtig iſt
Mein Kamerad und glaubt, der rechte ſei
Entſprungen, doch —

Bartolino.
Ich ſage noch einmal —

Ambroſio.
Zum Teufel!
(Dringt mit dem Schwert auf Bartolino ein.)

Bartolino.
Was? Willſt Du mich auch erſtechen?
Nimm Dich in Acht, ich plaud're Alles aus!

Herr Gregorio.
Auch? Auch? Du haſt es ſchon gethan!

Bartolino.
Was denn
Gethan? Ich ſage Nichts!

Ambroſio.
O, hätt' ich Dich
Auf eine Viertelſtunde noch allein,
So wär mein letzter Wunſch erfüllt!

Bartolino.
Was willſt Du?
Ich ſchwöre Alles wieder ab! (laut.) Er war's,

Mich überkam das Mitleid, weil — — (zu Ambroſio)
Sprich Du!

Ambroſio.

Ich that's! (Für ſich.) Wär' ich nur Ring und Kette los!

Herr Gregorio.

Soldaten! Seht, ob dieſer (deutet auf Sebaſtiano) blutig iſt!

Ein Soldat
(ihn beleuchtend).

Er iſt es, auf dem Rücken!

Anſelmo.

Auf dem Rücken?
Die Hände hat er aber vorn!

Ambroſio
(für ſich).

Verdammt!
Ich wiſchte meine Klinge an ihm ab,
Es war zu dunkel, das geſcheidt zu machen!

Anſelmo
(zu Sebaſtiano).

Menſch, thu' den Mund auf! Sprich! Es geht Dich an!

Sebaſtiano.

Köpft, wenn Ihr wollt, mich, die, was fragt Ihr viel?

Anſelmo.

Der that es ſicher nicht!

Sebaſtiano.

O, ſicher nicht!

Doch, das iſt Alles gleich! Es wird ſich finden!
Gebt mir nur erſt mein Theil!

Anſelmo.

So thaten's die!

Ambroſio.

Beweis! Beweis! Wir tragen Uniform
Und ſagen Nein!

Siebente Scene.

Ein Bauer
(tritt auf mit einem Korbe).

Holla! Beweis genug!

Herr Gregorio.

Wo kommſt Du her?

Der Bauer.

Aus jenen Baum! Ich ſaß
Hoch oben in der Krone!

Ambroſio.

Nun iſt's aus!
Mir fehlt's am Stein, der unſichtbar mich macht!
So kam das D von dem!

Herr Gregorio
(zum Bauer).

Nun?

Der Bauer.

Zieht dem Langen
Die Stiefel ab! Ihr werdet Ring und Kette
Des Mädchens darin finden!

Herr Gregorio.

Alſo der?

Der Bauer.

Und der, ja wohl! Die Beiden!

Herr Gregorio.

Weiter, weiter!
Wie kamſt Du in den Baum?

Der Bauer.

Du lieber Gott!
Ich hatte mir ein Bischen Obſt geholt
Aus einem Garten, der nicht meiner war,
Und da ich hier die Wächter ſtehen ſah,
So kroch ich, um den vielen Fragereien
Mich zu entzieh'n, hinauf. Nur kam das Mädchen
Und was mit der geſchah, das ſeht Ihr ſelbſt,
Du armes Kind, ich konnte Dir nicht helfen,
Es war kein Menſch zu hören, noch zu ſeh'n!
Ich wäre faſt im erſten Schreck geſtürzt,
Mein Korb entglitt mir, doch zu meinem Glück
Fing ich ihn wieder auf, ſonſt wär' ich ſelbſt
Den Böſewichtern in die Hand gefallen —

Ambroſio.

Und wüßteſt jetzt, ob Petrus ſich raſirt!

Der Bauer.

Dann ward ich ſtarr und ſteif und konnte kaum
Ein Glied noch rühren, ja ich hatte Mühe,

Nicht einzuſchlafen, denn mir war zu Muth,
Als hätte ich in meinem ganzen Leibe
Nicht einen Tropfen warmen Blutes mehr!

Bartolino
(zu Ambroſio).
Du ſiehſt, wenn ich es nicht verrathen hätte —

Ambroſio.
Ich ſeh', die That war im Voraus verflucht,
Und was verloren iſt, das iſt verloren,
Sprach Bonaparte auf Sanct Helena!
Nun, der hat auch daran gemußt, wie ich,
Und mehrmals iſt es mir, wie ihm, geglückt!
(Zu Herrn Gregorio und Anſelmo.)
Ich that's, der Lump hat keinen Theil daran,
Ich meine dieſen, der hier bei mir ſteht,
Seht nach, ſie kann nur Eine Wunde haben,
Die iſt von mir, nun macht, was Euch gefällt,
Ich bin Soldat, mir wird ein Tod durch's Schwert,
Wie ſchnell der kömmt, das ſah ich ja (deutet auf die Todte)
an der!

Sebaſtiano
(will Ambroſio das Schwert entreißen).
Hund!

Ambroſio.
Halt? Du biſt nicht zünftig! In Palermo!
Und das mit allem Pomp, der ſich gebührt!

Anſelmo
(zu Sebaſtiano).
Wie konnteſt Du nur —

Sebaſtiano.

Weil ich ſterben wollte,
Und weil ſie, wär' ich früher hier geweſen — —
Da liegt's! Da liegt's! Ich trag' die größte Schuld!

Anſelmo.

Du darfſt nicht ſterben!

Sebaſtiano.

Nicht?

Anſelmo.

Ich bin ein Bettler,
Und brauche Jemand, der — verſtehſt Du mich?
Haſt Du mein Kind geliebt, ſo zeig' es jetzt,
Indem Du ihre Pflichten übernimmſt!

Sebaſtiano.

Ein Bettler? Ihr?

Anſelmo.

Dem Alten da gehört, —
Aus falſcher Scham hab' ich's bisher verhehlt —
Was ich beſitze, und er jagt mich morgen,
Weil ich ihm nicht die Frau mehr liefern kann,
Aus meinem Haus und macht's zum Pferdeſtall.

Herr Gregorio.

Das thu' ich! Doch ich glaub', ich thät' es nicht,
Wenn Ihr —

Anſelmo.

Schweigt ſtill! Hätt' ich die Tochter noch,
So wär' ich nicht verlaſſen!

Sebaſtiano.

Ganz gewiß nicht!
Ihr ſollt's auch jetzt nicht ſein, ich werde leben
Und Euch beweiſen, daß ich Brod für Zwei
Zu ſchaffen weiß! Eßt es, ſo lang Ihr könnt,
Es wär' wohl auch für Drei genug geweſen,
Doch ſeid gewiß, daß Eure Todesſtunde
Auch meine ſein wird!

Herr Gregorio
(zu den Soldaten).

Auf nun nach Palermo! —
Wie jählings kommt der Tod!
(Schüttelt ſich.)

Anmerkungen.

Zur „Judith.“

Dieſes Drama wurde zuerſt als Manuſcript gedruckt, und zwar im Jahre 1840. Auf dem Umſchlage des mir vorliegenden Exemplars, das ſich in Hebbels Nachlaß fand, ſteht von ſeiner Hand geſchrieben das Wort: Sey! Das Stück war dort mit dem nachfolgenden Vorworte verſehen.

„Die Anordnung der Scenen, die ich, der Raumerſparniß wegen, in dem gedruckten Manuſcript nicht angeben konnte, habe ich den verehrlichen Bühnen-Directionen überlaſſen zu dürfen geglaubt. Das Coſtüm und Anderes der Art vorzuſchreiben, habe ich eben ſo wenig nothwendig finden können; daß hier nur die freie orientaliſche Bekleidung und Decorirung am Platz iſt, und daß Aſſurier und Ebräer durch ihre Tracht auf eine leicht in die Augen fallende Weiſe unterſchieden werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt; im Uebrigen halte ich dafür, daß zu große Treue und Aengſtlichkeit in ſolchen Dingen die Illuſion eher ſtört, als befördert, indem die Aufmerkſamkeit dadurch auf fremdartige Gegenſtände geleitet und von der Hauptſache abgezogen wird. Beſonders bei dem vorliegenden Drama mögte dies der Fall ſein. Es iſt keine von den Wachskerzen, welche die Poeten zuweilen anzünden, um irgend einen Vorgang, oder einen hiſtoriſchen Charakter, der ihnen dunkel ſcheint, um Nichts und wieder Nichts zu beleuchten. Die Poeſie hat, der Geſchichte gegenüber, eine andere Aufgabe, als die der Gräberverzierung und der Transfiguration; ſie ſoll ihre Kraft nicht an Kupferſtiche und Vignetten vergeuden, ſie ſoll das Zeitliche nicht ewig machen, das uns völlig Abgeſtorbene nicht durch das Medium der Form in ein geſpenſtiſches Leben zurück galvaniſiren wollen. Nicht wegen ihrer Seufzer und ihres Jammers ſoll uns der Dichter die neroniſchen Menſchenfackeln früherer Jahrhunderte, die ein grauſamer Blitz des Schickſals in Brand ſteckte, vorführen; nur wegen des düſterrothen Lichts, womit ſie ein Labyrinth, in das ſich auch unſer Fuß hinein verirren könnte, erhellten. Das Factum, daß ein verſchlagenes Weib vor Zeiten einem Helden den Kopf abſchlug, ließ mich gleichgültig, ja, es empörte mich in der Art, wie die Bibel es zum Theil erzählt. Aber ich wollte in Bezug auf den zwiſchen den Geſchlechtern anhängigen großen Proceß den Unterſchied zwiſchen dem echten, urſprünglichen Handeln und dem bloßen Sich-Selbſt-Herausfordern in einem Bilde zeichnen, und jene alte Fabel, die ich faſt vergeſſen hatte und die mir in der Münchner Gallerie vor einem Gemälde des Giulio Romano einmal an einem trüben Novembermorgen wieder lebendig wurde, bot ſich mir als Anlehnungspunkt dar. Auch reizte mich nebenbei im Holofernes die Darſtellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die, weil die Civiliſation die Nabelſchnur, wodurch ſie mit der Natur zuſammenhingen, noch nicht durchſchnitten hatte, ſich mit dem All faſt noch als Eins fühlten, und, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafteſte Ausſchweifung des Monotheismus ſtürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbſt als Zuwachs vindicirten und Alles, was ſie ahnten, zu ſein glaubten. Dieſe Paar Bemerkungen über das, was ich beabſichtigte, ſchienen mir als Fingerzeige für die Aufführung nicht überflüſſig, deßhalb hielt ich ſie nicht zurück.“

Die als Manuſcript gedruckte „Judith“ war in drei Acte getheilt. Von Kleinigkeiten abgeſehen, fehlte darin die Scene zwiſchen Samuel und dem Enkel, die in der gegenwärtigen Ausgabe S. 42 beginnt und S. 44 endet; ferner war die große Schluß-Scene auf wenige Wechſelreden beſchränkt und iſt erſt ſpäter um ein beträchtliches erweitert worden; ſie fing mit den Worten Mirza's an: „Macht auf! macht auf!“ und ſchloß mit den Worten der Judith: „Vielleicht iſt er mir gnädig!“

Im Buchhandel erſchien die „Judith“ 1841 und wurde nach dieſem Texte in die Geſammt-Ausgabe aufgenommen.

Das vom Dichter für die Bühne „eingerichtete“ Stück geht die Literatur nichts an. Eine einzige Stelle in dieſer Bearbeitung wurde von Hebbel auf einem Notizenblatte als ſolche bezeichnet, die in das Literaturwerk am Schluſſe des vierten Actes aufzunehmen wäre:

„**Holofernes.** Aber wenn Du nun bis morgen nicht hältſt, was Du gelobt haſt, welche Strafe ſetzeſt Du Dir?
Judith. Dann will ich vor Dir niederfallen und Dich anbeten, wie ich den Gott meiner Väter angebetet habe.“

Wie mir aus Hebbels mündlichen Aeußerungen bekannt, wollte er in einer Bearbeitung der „Judith“ für die Geſammt-Ausgabe auch die religiöſen Motive ſtärker betonen, und der Mirza, die nebenbei etwas hochgeſtimmt gehalten werden ſollte, Bibelverſe, die Meſſias-Verheißung und Aehnliches in den Mund legen; desgleichen ſollte die Judith ſelbſt zu ihren perſönlich ſexuellen Beweggründen der blutigen That einen religiöſen Stachel erhalten. Dieſe Gedanken waren in Hebbel unſtreitig durch die ihm für die Bühne abgenöthigten Zugeſtändniſſe angeregt worden. Denn die Theater-Judith vollbringt den Mord an Holofernes aus rein religiöſen Motiven.

Zu „Herodes und Mariamne.“

Dieſes Drama erſchien im Jahre 1850. —

Die Stelle: „Hör's zu Deinem Fluch“ bis: „Denn Anfangs warſt Du ein ganz and'rer Mann“ S. 188 hat bei Profeſſor Glaſer das Bedenken erregt, ob es nicht ein Verſehen Hebbels geweſen, die ganze Rede Mariamnen ſprechen zu laſſen — ein Verſehen, nicht ein Druckfehler; denn nicht nur in der erſten Auflage des Stückes, auch im Manuſcripte von des Dichters Hand iſt die Stelle ſo zu leſen. Glaſer meint, es müſſe heißen:

Mariamne.

Hör's zu Deinem Fluch!
Daß ich mit eig'ner Hand mich tödten will,
Wenn er —

Joſeph.

O, hätt' ich das geahnt!

Mariamne.

Nicht wahr?
Dann hätte ich an einen kalten Gruß mich nie gekehrt,
u. ſ. w. u. ſ. w.

Denn die Worte: „O, hätt' ich das geahnt!“ ſchienen die eines geängſtigten Mannes zu ſein, der plötzlich ſehe, wie nahe er daran war, aller Verlegenheit zu entkommen; daß ſie ihm aber Mariamne in der Seele leſe, ſei weniger glaublich; für ihn ſeien ſie ein Schritt mehr auf dem Wege des Sich-Verrathens, während ſonſt das in den folgenden Worten Joſeph's: „Ich habe nichts zu fürchten!“ liegende Geſtändniß zu raſch käme.

Zum „Trauerſpiel in Sicilien."

Dieſes Drama war zuerſt in der Leipziger „Novellen-Zeitung" gedruckt und erſchien als ſelbſtſtändiges Buch im Jahre 1851. Dem Drama voraus ging das nachſtehende Sendſchreiben an Heinrich Theodor Rötſcher:

„Ich ſaß zu Neapel im Herbſt des Jahres 1845 eines Abends in dem Café di Europa. Dieſes Café, am Toledo gelegen und die Ausſicht auf die Piazza reale darbietend, bildet den Sammelplatz der feinen Welt und namentlich der ab- und zuſtrömenden Fremden. Schon darum hat es aber auch eine magiſche Anziehungskraft für das Proletariat; zu Dutzenden lugen die Lazzaroni mit ihren gierigen, hungerbleichen Geſichtern durch die blinkenden Fenſterſcheiben hinein, um zu ſehen, wie der Glückliche drinnen genießt, und ſicher haben ſie dort einen guten Theil des unverſöhnlichen Haſſes eingeſogen, den ſie brauchten, um ſpäter ſo ingrimmig-kaltblütig morden und würgen zu können. Nirgends tritt die Kluft, die zwiſchen den beſitzenden und den nichtbeſitzenden Claſſen der Geſellſchaft beſteht, ſo ſchneidend ſcharf hervor, wie an dieſem Ort, ſelbſt in Paris nicht; denn in's Palais royal wagt das Elend ſich erſt hinein, nachdem es ſich mit Flittern behängt hat, und dann täuſcht es ſich über ſich ſelbſt und fängt zu lächeln an; hier aber ſteht es in nackter Blöße da. Ich brachte nie im Café di Europa eine Stunde zu, ohne mir die Zukunft, die ſich aus einer ſo zerklüfteten Gegenwart früher oder ſpäter mit Nothwendigkeit entwickeln mußte, auszumalen; auch mochten Wenige im

Stande ſein, die ungeheuern, wenn auch unbeſtimmten Bilder, die ſich der Phantaſie dort gewaltſam aufdrängten, ſo leicht, wie läſtige Fliegen, zu verſcheuchen. An dem Abend, von dem ich rede, ſetzte ſich ein ſicilianiſcher Kaufmann zu mir, der eben aus Palermo zurückgekommen und von einem entſetzlichen Vorfall, der ſich dort kürzlich ereignet hatte, noch ganz voll war. Ein Mädchen flieht aus dem Hauſe ihres Vaters, um ſich durch einen ſchon gewonnenen Geiſtlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu laſſen und ſo einer Zwangsehe zu entgehen. Sie erſcheint zu früh auf dem für die Zuſammenkunft beſtimmten Platz und fällt zwei Gensdarmen in die Hände, die ihr erſt den mitgenommenen Schmuck rauben und ſie dann ermorden. Als der Geliebte nun kommt, werfen ſie ſich über ihn her, beſtreichen ihn mit Blut, ſchleppen ihn vor den Podeſta und klagen ihn der Mordthat an. Natürlich finden ſie Glauben, und was am Beweiſe fehlt, das erſetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der ſich vor ihnen mit geſtohlenen Früchten auf einen Baum geflüchtet und Alles mit angeſehen hat, iſt ihnen gefolgt und entlarvt ſie. Ich fand dieſen Vorfall ſo ſymboliſch, er ſchien mir die ſittlichen und ſelbſt die politiſchen Zuſtände des Landes und Volks ſo grauenhaft treu wieder zu ſpiegeln und meine durch Forſchen und Beobachten längſt erworbenen Anſchauungen ſo ſchrecklich zu beſtätigen, daß er mir augenblicklich, wie er mir erzählt wurde, mit allen handelnden und leidenden Perſonen zum dramatiſchen Bilde zuſammenrann. Aber allerdings gab es keine Form dafür, wie die der Tragicomödie, in deren Weſen es durchaus nicht liegt, daß ſie zur Parodie verflacht werden muß, was freilich meiſtens geſchieht. Wenn ſich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln und der Verbrecher, der ſich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, ſo iſt das eben ſo furchtbar als barock, aber auch eben ſo barock als furchtbar. Man möchte vor Grauſen erſtarren, doch die Lachmuſkeln zucken zugleich: man möchte ſich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Fröſteln beſchleicht uns wieder, ehe uns das gelingt. Nun verträgt ſich die Comödie nicht mit Wunden und Blut und die Tragödie kann das Barocke nicht in ſich aufnehmen. Da ſtellt ſich die Tragicomödie ein, denn eine ſolche ergiebt ſich überall, wo ein tragiſches Geſchick in untragiſcher Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Menſch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte ſittliche Macht, ſondern ein Sumpf von faulen Verhältniſſen vorhanden iſt, der Tauſende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Ich fürchte ſehr, manche Proceſſe der Gegenwart können, ſo wichtig ſie ſind, nur noch in dieſer Form dramatiſch vorgeführt werden. Tragiſch zu ſein, hörten ſelbſt die bedeutendſten auf, ſeit die Ueberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, ſondern nur noch mit ihren Intereſſen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieſer Intereſſen, wie nichtig und erbärmlich ſie auch, als Perſönlichkeiten betrachtet, ſeien, ſind der Comödie deßungeachtet noch nicht verfallen, denn es gehen fürchterliche Wirkungen von ihnen aus. Da bleibt dem Künſtler, der ſich nicht begnügen will, die Roſen und Lilien auf dem Felde zu malen, Nichts übrig, als zu der Form der Tragicomödie zu greifen. Daß dieſe Form keine reine iſt, wird er darum nicht vergeſſen.

So entſtand das Trauerſpiel in „Sicilien“. Wenn ich Ihnen, hochverehrter Freund, das Werk jetzt zuſchreibe, ſo geſchieht es natürlich vor Allem, um Ihnen einen öffentlichen Beweis meiner unveränderlichen Hochachtung zu geben. Ich hoffe aber auch, daß es Ihnen vielleicht Gelegenheit bietet, die Theorie der Gattung, der es angehört, feſtzuſtellen und die Wiſſenſchaft der Kunſt mit einer neuen Abhandlung zu bereichern. Als es vor einigen Jahren in der Novellenzeitung zum erſten Mal erſchien, wurde es, vermuthlich des Titels wegen, faſt überall für eine Tragödie genommen, obgleich jeder Vers, vom erſten bis zum letzten, in Ton und Färbung widerſprach, und nun höchſt ſeltſam beurtheilt. Das beweiſt, daß es hier für den Kunſtphiloſophen etwas zu thun giebt. Friedrich Hebbel."

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Maria Magdalene. — Julia. —
Michel Angelo.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1865.

RE

RE

Inhalt.

Seite

Maria Magdalene 1

Julia 99

Michel Angelo 205

Anmerkungen 255

Maria Magdalene.

Ein bürgerliches Trauerſpiel in drei Acten.

Sr. Majeſtät

dem

König Christian dem Achten

von Dänemark

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

Dem Dichter iſt es an- und eingeboren,
Daß er ſich lange in ſich ſelbſt verſenkt,
Und, in das inn're Labyrinth verloren,
Des äußeren der Welt erſt ſpät gedenkt.
Und dennoch hat ihn die Natur erkoren,
Zu zeigen, wie ſich dies mit dem verſchränkt,
Und es in klarem Bilde darzuſtellen,
Wie beide ſich ergänzen und erhellen.

Denn nicht, wie wohl ein ird'ſcher Künſtler, ſpielend,
Wenn er zurück von ſeiner Tafel trat,
Dem Lieblingskind, das, lüſtern darnach ſchielend,
Schon längſt ihn ſtill um ſeinen Griffel bat,
Ihn freundlich darreicht, auf nichts And'res zielend,
Als daß es, träumend von gewalt'ger That,
Sein Meiſterſtück in todten, groben Zügen
Nachbilde, wie es kann, ſich zu vergnügen;

Nur, mit ſich ſelbſt, in's Einzelſte zerfließend,
Sich endlich auch doch concentriren muß,
Und, in dem Theil als Ganzes ſich genießend,
Den Anfang wieder finden in dem Schluß,
Der, ſich mit der Idee zuſammen ſchließend,
Ihr erſt verſchafft den höchſten Selbſtgenuß,
Den alle unter'n Stufen ihr verneinen:
Rein, ganz und unverworren zu erſcheinen;

Nur darum hat ſie, ſtatt ihn zu zerbrechen,
Dem Menſchen ihren Zauberſtab vertraut,
Als ſie, bereit, ihr: es iſt gut! zu ſprechen,
Zum letzten Mal das Weltall überſchaut,
Und dieſer ſtellt nun, das Geſetz zu rächen
Am plumpen Stoff, dem ewig davor graut,
In den geſchloßnen erſten Kreis den zweiten,
Wo ſie nur noch harmoniſch ſich beſtreiten.

Und, anfangs ſchauernd vor der hohen Gabe,
Wird ſich der fromme Künſtler bald bewußt,
Daß er zum Dank ſich ſelbſt zu opfern habe,
Und ſteigt nun tief hinab in ſeine Bruſt;
Er fragt nicht, ob ihn auch die Nacht begrabe,
Er geht, ſo weit er kann, in banger Luſt,
Und führt ſein Narr im Wappen die Verſöhnung,
Er hofft nur kaum auf ſie, wie auf die Krönung!

Doch, wenn er lange ſo den rothen Faden
Aus ſich hervor ſpinnt, der ihn führen kann,
So wird er plötzlich durch den Geiſt geladen:
Nun lege ihn in der Geſchichte an!
Dies iſt ein wahrer Ruf von Gottes Gnaden,
Und wer nicht folgt, der zeigt, daß er zerrann!
Ich habe vorlängſt dieſen Ruf vernommen,
Da hab' ich nicht geſäumt, ich bin gekommen.

Und wie mein Blick ſich lenkte in das Weite,
War mir auch flugs die Sehnſucht eingeflößt,
Die äuß're Welt zu ſchau'n in ihrer Breite,
Allein der Mittel ſah ich mich entblößt.
Doch gleich ſtand mir ein Genius zur Seite,
Und von der Scholle ward mein Fuß gelöſ't,
Und was dies hieß, das kann ich jetzt erſt wägen,
Wo ſich zur Frucht verdichten will der Segen.

Du warſt es, Herr und Fürſt! Laß' Dir's gefallen,
Daß ich zum Danke jetzt dies kleine Bild,
Vielleicht das einfach-ſchlichteſte von allen,
Worin ſich mir das Welt-Geſchick enthüllt,
Dir bringe, und, wenn ſich's für Königs Hallen
Auch ſchlecht nur eignet, ſei ihm dennoch mild!
Es iſt des neuen Frühlings erſtes Zeichen,
Und als das erſte durfte ich's Dir reichen!

Perſonen:

Meiſter Anton, ein Tiſchler.
Seine Frau.
Klara, ſeine Tochter.
Karl, ſein Sohn.
Leonhard.
Ein Secretär.
Wolfram, ein Kaufmann.
Adam, ein Gerichtsdiener.
Ein zweiter Gerichtsdiener.
Ein Knabe.
Eine Magd.

Ort: eine mittlere Stadt.

Erſter Act.

Zimmer im Hauſe des Tiſchlermeiſters.

Erſte Scene.

Klara. Die Mutter.

Klara. Dein Hochzeits-Kleid? Ei, wie es Dir ſteht! Es iſt, als ob's zu heut gemacht wäre!

Mutter. Ja, Kind, die Mode läuft ſo lange vorwärts, bis ſie nicht weiter kann, und umkehren muß. Dies Kleid war ſchon zehn Mal aus der Mode, und kam immer wieder hinein.

Klara. Diesmal doch nicht ganz, liebe Mutter! Die Aermel ſind zu weit. Es muß Dich nicht verdrießen!

Mutter (lächelnd). Dann müßt' ich Du ſein!

Klara. So haſt Du alſo ausgeſehen! Aber einen Kranz trugſt Du doch auch, nicht wahr?

Mutter. Will's hoffen! Wozu hätt' ich ſonſt den Myrthenbaum Jahrelang im Scherben gepflegt!

Klara. Ich hab' Dich ſo oft gebeten, und Du haſt es nie angezogen, Du ſagteſt immer: mein Brautkleid iſt's nicht mehr, es iſt nun mein Leichenkleid, und damit ſoll man nicht ſpielen. Ich mogt' es zuletzt gar nicht mehr ſehen, weil es mich, wenn es ſo weiß da hing, immer an Deinen Tod und an den Tag erinnerte, wo die alten Weiber es Dir über den Kopf ziehen würden. — Warum denn heut?

Mutter. Wenn man ſo ſchwer krank liegt, wie ich, und nicht weiß, ob man wieder geſund wird, da geht Einem gar Manches im Kopf herum. Der Tod iſt ſchrecklicher als man glaubt, o, er iſt bitter! Er verdüſtert die Welt, er bläſ't all' die Lichter, eins nach dem andern, aus, die ſo bunt und luſtig um uns her ſchimmern, die freundlichen Augen des Mannes und der Kinder hören zu leuchten auf, und es wird finſter allenthalben, aber im Herzen zündet er ein Licht an, da wird's hell, und man ſieht viel, ſehr viel, was man nicht ſehen mag. Ich bin mir eben nichts Böſes bewußt, ich bin auf Gottes Wegen gegangen, ich habe im Hauſe geſchafft, was ich konnte, ich habe Dich und Deinen Bruder in der Furcht des Herrn aufgezogen und den ſauren Schweiß Eures Vaters zuſammen gehalten, ich habe aber immer auch einen Pfenning für die Armen zu erübrigen gewußt, und wenn ich zuweilen Einen abwies, weil ich gerade verdrießlich war, oder weil zu Viele kamen, ſo war es kein

Unglück für ihn, denn ich rief ihn gewiß wieder um und gab ihm doppelt. Ach, was iſt das Alles. Man zittert doch vor der letzten Stunde, wenn ſie herein droht, man krümmt ſich, wie ein Wurm, man fleht zu Gott um's Leben, wie ein Diener den Herrn anfleht, die ſchlecht gemachte Arbeit noch einmal verrichten zu dürfen, um am Lohntag nicht zu kurz zu kommen.

Klara. Hör' davon auf, liebe Mutter, Dich greift's an!

Mutter. Nein, Kind, mir thut's wohl! Steh' ich denn nicht geſund und kräftig wieder da? Hat der Herr mich nicht blos gerufen, damit ich erkennen mögte, daß mein Feierkleid noch nicht fleckenlos und rein iſt, und hat er mich nicht an der Pforte des Grabes wieder umkehren laſſen und mir Friſt gegeben, mich zu ſchmücken für die himmliſche Hochzeit? So gnadenvoll war er gegen jene ſieben Jungfrauen im Evangelium, das Du mir geſtern Abend vorleſen mußteſt, nicht! Darum habe ich heute, da ich zum heiligen Abendmahl gehe, dies Gewand angelegt. Ich trug es den Tag, wo ich die frömmſten und beſten Vorſätze meines Lebens faßte. Es ſoll mich an die mahnen, die ich noch nicht gehalten habe!

Klara. Du ſprichſt noch immer wie in Deiner Krankheit!

Zweite Scene.

Karl (tritt auf). Guten Morgen, Mutter! Nun, Klara, mögteſt Du mich leiden, wenn ich nicht Dein Bruder wäre?

Klara. Eine goldene Kette? Woher haſt Du die?

Karl. Wofür ſchwitz' ich? Warum arbeit' ich Abends zwei Stunden länger, als die Anderen? Du biſt impertinent!

Mutter. Zank am Sonntag-Morgen? Schäme Dich, Karl!

Karl. Mutter, haſt Du nicht einen Gulden für mich?

Mutter. Ich habe kein Geld, als was zur Haushaltung gehört.

Karl. Gieb nur immer davon her! Ich will nicht murren, wenn Du die Eierkuchen vierzehn Tage lang etwas magerer bäckſt. So haſt Du's ſchon oft gemacht! Ich weiß das wohl! Als für Klaras weißes Kleid geſpart wurde, da kam Monate lang nichts Leckeres auf den Tiſch. Ich drückte die Augen zu, aber ich wußte recht gut, daß ein neuer Kopfputz, oder ein anderes Fahnenſtück auf dem Wege war. Laß' mich denn auch ein mal davon profitiren!

Mutter. Du biſt unverſchämt!

Karl. Ich hab' nur keine Zeit, ſonſt — (er will gehen).

Mutter. Wohin gehſt Du?

Karl. Ich will's Dir nicht ſagen, dann kannſt Du, wenn der alte Brummbär nach mir fragt, ohne roth zu werden, antworten, daß Du's nicht weißt. Uebrigens brauch' ich Deinen Gulden gar nicht, es iſt das Beſte, daß nicht alles Waſſer aus Einem Brunnen geſchöpft werden ſoll. (Für ſich.) Hier im Hauſe glauben ſie von mir ja doch immer das Schlimmſte; wie ſollt' es mich nicht freuen, ſie in der Angſt zu erhalten? Warum ſollt' ich's ſagen, daß ich, da ich den Gulden nicht bekomme, nun ſchon in die Kirche gehen muß, wenn mir nicht ein Bekannter aus der Verlegenheit hilft? (Ab.)

Dritte Scene.

Klara. Was ſoll das heißen?

Mutter. Ach, er macht mir Herzeleid! Ja, ja, der Vater hat recht, das ſind die Folgen! So allerliebſt, wie er als kleiner Lockenkopf um das Stück Zucker bat, ſo trotzig fordert er jetzt den Gulden! Ob er den Gulden wirklich nicht fordern würde, wenn ich ihm das Stück Zucker abgeſchlagen hätte? Das peinigt mich oft! Und ich glaube, er liebt mich nicht einmal. Haſt Du ihn ein einziges Mal weinen ſehen während meiner Krankheit?

Klara. Ich ſah ihn ja nur ſelten, faſt nicht anders, als bei Tiſch. Mehr Appetit hatte er, als ich!

Mutter (ſchnell). Das war natürlich, er mußte die ſchwere Arbeit verrichten!

Klara. Freilich! Und wie die Männer ſind! Sie ſchämen ſich ihrer Thränen mehr, als ihrer Sünden! Eine geballte Fauſt, warum die nicht zeigen, aber ein weinendes Auge? Auch der Vater! Schluchzte er nicht den Nachmittag, wo Dir zur Ader gelaſſen wurde, und kein Blut kommen wollte, an ſeiner Hobelbank, daß mir's durch die Seele ging! Aber als ich nun zu ihm trat, und ihm über die Backen ſtrich, was ſagte er? Verſuch' doch, ob Du mir den verfluchten Span nicht aus dem Auge heraus bringen kannſt, man hat ſo viel zu thun und kommt nicht vom Fleck!

Mutter (lächelnd). Ja, ja! Ich ſehe den Leonhard ja gar nicht mehr. Wie kommt das?

Klara. Mag er weg bleiben!

Mutter. Ich will nicht hoffen, daß Du ihn anderswo ſiehſt als hier im Hauſe!

Klara. Bleib' ich etwa zu lange weg, wenn ich Abends zum Brunnen gehe, daß Du Grund zum Verdacht haſt?

Mutter. Nein, das nicht! Aber nur darum hab' ich ihm Erlaubniß gegeben, daß er zu uns kommen darf, damit er Dir nicht bei Nebel und Nacht aufpaſſen ſoll. Das hat meine Mutter auch nicht gelitten!

Klara. Ich ſeh' ihn nicht!

Mutter. Schmollt Ihr mit einander? Ich mag ihn ſonſt wohl leiden, er iſt ſo geſetzt! Wenn er nur erſt etwas wäre! Zu meiner Zeit hätt' er nicht lange warten dürfen, da riſſen die Herren ſich um einen geſchickten Schreiber, wie die Lahmen um die Krücke, denn ſie waren ſelten. Auch wir geringeren Leute konnten ihn brauchen. Heute ſetzte er dem Sohn einen Neujahrswunſch für den Vater auf, und erhielt allein für den vergoldeten Anfangsbuchſtaben ſo viel, daß man einem Kinde eine Docke dafür hätte kaufen können. Morgen gab ihm der Vater einen Wink und ließ ſich den Wunſch vorleſen, heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, um nicht überraſcht zu werden und die Unwiſſenheit aufgedeckt zu ſehen. Das gab doppelte Bezahlung. Da waren die Schreiber oben auf und machten das Bier theuer. Jetzt iſt's anders, jetzt müſſen wir Alten, die wir uns nicht auf's Leſen und Schreiben verſtehen, uns von neunjährigen Buben ausſpotten laſſen! Die Welt wird immer klüger, vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo Einer ſich ſchämen muß, wenn er nicht auf dem Seil tanzen kann!

Klara. Es läutet!

Mutter. Nun, Kind, ich will für Dich beten! Und was Deinen Leonhard betrifft, ſo liebe ihn, wie er Gott liebt, nicht mehr, nicht weniger. So ſprach meine alte Mutter zu mir, als ſie aus der Welt ging, und mir den Segen gab, ich habe ihn lange genug behalten, hier haſt Du ihn wieder!

Klara (reicht ihr einen Strauß). Da!

Mutter. Der kommt gewiß von Karl!

Klara (nickt; dann bei Seite). Ich wollt', es wäre ſo! Was ihr eine rechte Freude machen ſoll, das muß von ihm kommen!

Mutter. O, er iſt gut und hat mich lieb! (Ab.)

Klara (ſieht ihr durch's Fenſter nach). Da geht ſie! Drei Mal träumt' ich, ſie läge im Sarg, und nun — o die boshaften Träume, ſie kleiden ſich in unſere Furcht, um unſ're Hoffnung zu erſchrecken! Ich will mich niemals wieder an einen Traum kehren, ich will mich über einen guten nicht wieder freuen, damit ich mich über den böſen, der ihm folgt, nicht wieder zu ängſtigen brauche! Wie ſie feſt und ſicher ausſchreitet! Schon iſt ſie dem Kirchhof nah — wer wohl der Erſte iſt, der ihr begegnet? Es ſoll Nichts bedeuten, nein, ich meine nur — (erſchrocken zuſammen fahrend). Der Todtengräber! Er hat eben ein Grab gemacht und ſteigt daraus hervor, ſie grüßt ihn und blickt lächelnd in die düſtre Grube hinab, nun wirſt ſie den Blumenſtrauß hinunter und tritt in die Kirche. (Man hört einen Choral). Sie ſingen: Nun danket Alle Gott! (Sie faltet die Hände). Ja! Ja! Wenn meine Mutter geſtorben wäre, nie wär' ich wieder ruhig geworden, denn — — (mit einem Blick gen Himmel). Aber Du biſt gnädig, Du biſt barmherzig! Ich wollt', ich hätt' einen Glauben, wie die Katholiſchen, daß ich Dir Etwas ſchenken dürfte! Meine ganze Sparbüchſe wollt' ich leeren, und Dir ein ſchönes vergoldetes Herz kaufen, und es mit Roſen umwinden. Unſer Pfarrer ſagt, vor Dir ſeien die Opfer Nichts, denn Alles ſei Dein, und man müßte Dir das, was Du ſchon haſt, nicht erſt geben wollen! Aber Alles, was im Hauſe iſt, gehört meinem Vater doch auch, und dennoch ſieht er's gar gern, wenn ich ihm für ſein eignes Geld ein Tuch kaufe, und es ſauber ſticke, und ihm zum Geburtstag auf den Teller lege. Ja, er thut mir die Ehre an und trägt's nur an den höchſten Feiertagen, zu Weihnacht oder zu Pfingſten! Einmal ſah ich ein ganz kleines katholiſches Mädchen, das ſeine Kirſchen zum Altar trug. Wie gefiel mir das! Es waren die erſten im Jahr, die das Kind bekam, ich ſah, wie es brannte, ſie zu eſſen! Dennoch bekämpfte es ſeine unſchuldige Begierde, es warf ſie, um nur der Verſuchung ein Ende zu machen, raſch hin, der Meßpfaff, der eben den Kelch erhob, ſchaute finſter drein und das Kind eilte erſchreckt von dannen, aber die Maria über dem Altar lächelte ſo mild, als wünſchte ſie aus ihrem Rahmen heraus zu treten, um dem Kind nachzueilen und es zu küſſen. Ich that's für ſie! Da kommt Leonhard! Ach!

Vierte Scene.

Leonhard (vor der Thür). Angezogen?

Klara. Warum ſo zart, ſo rückſichtsvoll? Ich bin noch immer keine Prinzeſſin?

Leonhard (tritt ein). Ich glaubte, Du wärſt nicht allein! Im Vorübergehen kam es mir vor, als ob Nachbar's Bärbchen am Fenſter ſtände!

Klara. Alſo darum!

Leonhard. Du biſt immer verdrießlich! Man kann vierzehn Tage weg geblieben ſein, Regen und Sonnenſchein können ſich am Himmel zehn Mal abgelöſ't haben, in Deinem Geſicht ſteht, wenn man endlich wieder kommt, immer noch die alte Wolke!

Klara. Es gab andere Zeiten!

Leonhard. Wahrhaftig! Hätteſt Du immer ausgeſehen, wie jetzt, wir wären niemals gut Freund geworden!

Klara. Was lag daran!

Leonhard. So frei fühlſt Du Dich von mir? Mir kann's recht ſein! Dann (mit Beziehung) hat Dein Zahnweh von neulich Nichts zu bedeuten gehabt!

Klara. O Leonhard, es war nicht recht von Dir!

Leonhard. Nicht recht, daß ich mein höchſtes Gut, denn das biſt Du, auch durch das letzte Band an mich feſt zu knüpfen ſuchte? Und in dem Augenblick, wo ich in Gefahr ſtand, es zu verlieren? Meinſt Du, ich ſah die ſtillen Blicke nicht, die Du mit dem Secretär wechſelteſt? Das war ein ſchöner Freudentag für mich! Ich führe Dich zum Tanz, und —

Klara. Du hörſt nicht auf, mich zu kränken! Ich ſah den Secretär an, warum ſollt' ich's läugnen? Aber nur wegen des Schnurbarts, den er ſich auf der Academie hat wachſen laſſen, und der ihm — (ſie hält inne).

Leonhard. So gut ſteht, nicht wahr? Das wollteſt Du doch ſagen? O ihr Weiber! Euch gefällt das Soldaten-Zeichen noch in der ärgſten Carricatur! Mir kam das kleine, lächerlich-runde Geſicht des Gecken, ich bin erbittert auf ihn, ich verhehle es nicht, er hat mir lange genug bei Dir im Wege geſtanden, mit dem Walde von Haaren, der es in der Mitte durchſchneidet, wie ein weißes Kaninchen vor, das ſich hinter den Buſch verkriecht.

Klara. Ich habe ihn noch nicht gelobt, Du brauchſt ihn nicht herab zu ſetzen.

Leonhard. Du ſcheinſt noch immer warmen Antheil an ihm zu nehmen!

Klara. Wir haben als Kinder zuſammen geſpielt, und nachher — Du weißt recht gut!

Leonhard. O ja, ich weiß! Aber eben darum!

Klara. Da war es wohl natürlich, daß ich, nun ich ihn ſeit ſo langer Zeit zum erſten Mal wieder erblickte, ihn anſah, und mich verwunderte, wie groß und — (ſie unterbricht ſich).

Leonhard. Warum wurdeſt Du denn roth, als er Dich wieder anſah?

Klara. Ich glaubte, er ſähe nach dem Wärzchen auf meiner linken Backe, ob das auch größer geworden ſei! Du weißt, daß ich mir dies alle Mal einbilde, wenn mich Jemand ſo ſtarr betrachtet, und daß ich dann immer roth werde. Iſt mir's doch, als ob die Warze wächſt, ſo lange Einer darnach kukt!

Leonhard. Sei's wie es ſei, mich überlief's, und ich dachte: noch dieſen Abend ſtell' ich ſie auf die Probe! Will ſie mein Weib werden, ſo weiß ſie, daß ſie Nichts wagt. Sagt ſie Nein, ſo —

Klara. O, Du ſprachſt ein böſes, böſes Wort, als ich Dich zurück ſtieß und von der Bank aufſprang. Der Mond, der bisher zu meinem Beiſtand ſo fromm in die Laube hinein geſchienen hatte, ertrank klüglich in den naſſen Wolken, ich wollte forteilen, doch ich fühlte mich zurückgehalten, ich glaubte erſt, Du wärſt es, aber es war der Roſenbuſch, der mein Kleid mit ſeinen Dornen, wie mit Zähnen, feſthielt, Du läſterteſt mein Herz und ich traute ihm ſelbſt nicht mehr, Du ſtand'ſt vor mir, wie Einer, der eine Schuld einfordert, ich — ach Gott!

Leonhard. Ich kann's noch nicht bereuen. Ich weiß, daß ich Dich mir nur ſo erhalten konnte. Die alte Jugendliebe that die Augen wieder auf, ich konnte ſie nicht ſchnell genug zudrücken.

Klara. Als ich zu Hauſe kam, fand ich meine Mutter krank, todtkrank. Plötzlich dahin geworfen, wie von unſichtbarer Hand. Der Vater hatte nach mir ſchicken wollen, ſie hatte es nicht zugegeben, um mich in meiner Freude nicht zu ſtören. Wie ward mir zu Muth, als ich's hörte! Ich hielt mich fern, ich wagte nicht, ſie zu berühren, ich zitterte. Sie nahm's für kindliche Beſorgniß, und winkte mich zu ſich heran; als ich mich langſam nahte, zog ſie mich zu ſich nieder und küßte meinen entweihten Mund. Ich verging, ich hätte ihr ein Geſtändniß thun, ich hätte ihr zuſchreien mögen, was ich dachte und fühlte: meinetwegen liegſt Du ſo da! Ich that's, aber Thränen und Schluchzen erſtickten die Worte, ſie griff nach der Hand meines Vaters und ſprach mit einem ſeligen Blick auf mich: welch ein Gemüth!

Leonhard. Sie iſt wieder geſund. Ich kam, ihr meinen Glückwunſch abzuſtatten, und — was meinſt Du?

Klara. Und?

Leonhard. Bei Deinem Vater um Dich anzuhalten!

Klara. Ach!

Leonhard. Iſt Dir's nicht recht?

Klara. Nicht recht? Mein Tod wär's, wenn ich nicht bald Dein Weib würde, aber Du kennſt meinen Vater nicht! Er weiß nicht, warum wir Eile haben, er kann's nicht wiſſen, und wir können's ihm nicht ſagen, und er hat hundert Mal erklärt, daß er ſeine Tochter nur dem gibt, der, wie er es nennt, nicht bloß Liebe im Herzen, ſondern auch Brot im Schrank für ſie hat. Er wird ſprechen: wart' noch ein Jahr, mein Sohn, oder zwei, und was willſt Du antworten?

Leonhard. Närrin, der Punct iſt ja gerade beſeitigt! Ich habe die Stelle, ich bin Caſſirer!

Klara. Du biſt Caſſirer? Und der andere Candidat, der Neffe vom Paſtor?

Leonhard. War betrunken, als er zum Examen kam, verbeugte ſich gegen den Ofen, ſtatt gegen den Bürgermeiſter, und ſtieß, als er ſich niederſetzte, drei Taſſen vom Tiſch. Du weißt, wie hitzig der Alte iſt, Herr! fuhr er auf, doch noch bekämpfte er ſich und biß ſich auf die Lippen, aber ſeine Augen blitzten durch die Brille, wie ein Paar Schlangen, die ſpringen wollen, und jede ſeiner Mienen ſpannte ſich. Nun ging's an's Rechnen, und, ha! ha! mein Mitbewerber rechnete nach einem ſelbſterfundenen Ein mal Eins, das ganz neue Reſultate lieferte; der verrechnet ſich! ſprach der Bürgermeiſter, und reichte mir mit einem Blick, in dem ſchon die Beſtallung lag, die Hand, die ich, obgleich ſie nach Taback roch, demüthig an die Lippen führte — hier iſt ſie ſelbſt, unterſchrieben und beſiegelt!

Klara. Das kommt —

Leonhard. Unerwartet, nicht wahr? Nun, es kommt auch nicht ſo ganz von ungefähr. Warum ließ ich mich vierzehn Tage lang bei Euch nicht ſehen?

Klara. Was weiß ich? Ich denke, weil wir uns den letzten Sonntag erzürnten!

Leonhard. Den kleinen Zwiſt führte ich ſelbſt liſtig herbei, damit ich wegbleiben könnte, ohne daß es zu ſehr auffiele.

Klara. Ich verſteh' Dich nicht!

Leonhard. Glaub's. Die Zeit benutzt' ich dazu, der kleinen buckligten Nichte des Bürgermeiſters, die ſo viel bei dem Alten gilt, die ſeine rechte Hand iſt, wie der Gerichtsdiener die linke, den Hof zu machen. Verſteh' mich recht! Ich ſagte ihr ſelbſt nichts Angenehmes, ausgenommen ein Compliment über ihre Haare, die bekanntlich roth ſind, ich ſagte ihr nur Einiges, das ihr wohl gefiel, über Dich!

Klara. Ueber mich?

Leonhard. Warum ſollt' ich's verſchweigen? Geſchah es doch in der beſten Abſicht! Als ob es mir nie im Ernſt um Dich zu thun geweſen wäre, als ob — Genug! Das dauerte ſo lange, bis ich dies in Händen hatte, und wie's gemeint war, wird die leichtgläubige, manntolle Thörin erfahren, ſobald ſie uns in der Kirche aufbieten hört!

Klara. Leonhard!

Leonhard. Kind! Kind! Sei Du ohne Falſch, wie die Taube, ich will klug, wie die Schlange ſein, dann genügen wir, da Mann und Weib doch nur Eins ſind, dem Evangelienſpruch vollkommen. (Lacht.) Es kam auch nicht ganz von ſelbſt, daß der junge Herrmann in dem wichtigſten Augenblick ſeines Lebens betrunken war. Du haſt gewiß nicht gehört, daß der Menſch ſich auf's Trinken verlegt!

Klara. Kein Wort.

Leonhard. Um ſo leichter glückte mein Plan. Mit drei Gläſern war's gethan. Ein Paar Kameraden von mir mußten ihm auf den Leib rücken. „Darf man gratuliren?“ Noch nicht! „O, das iſt ja abgemacht! Dein Onkel —“ Und nun: trink', mein Brüderlein, trink! Als ich heute Morgen zu Dir ging, ſtand er am Fluß, und kukte, über's Brückengeländer ſich lehnend, ſchwermüthig hinein. Ich grüßte ihn ſpöttiſch und fragte, ob ihm etwas in's Waſſer gefallen ſei. „Ja wohl — ſagte er, ohne aufzuſehen — und es iſt vielleicht gut, wenn ich ſelbſt nachſpringe.“

Klara. Unwürdiger! Mir aus den Augen?

Leonhard. Ja? (Macht, als wollt' er gehen.)

Klara. O mein Gott, an dieſen Menſchen bin ich gekettet!

Leonhard. Sei kein Kind! Und nun noch ein Wort im Vertrauen. Hat Dein Vater die tauſend Thaler noch immer in der Apotheke ſtehen?

Klara. Ich weiß Nichts davon.

Leonhard. Nichts über einen ſo wichtigen Punct.

Klara. Da kommt mein Vater.

Leonhard. Verſteh' mich! Der Apotheker ſoll nah am Concurs ſein, darum fragt' ich!

Klara. Ich muß in die Küche! (Ab.)

Leonhard (allein). Nun müßte hier Nichts zu holen ſein! Ich kann es mir zwar nicht denken, denn der Meiſter Anton iſt der Art, daß er, wenn man ihm aus Verſehen auch nur einen Buchſtaben zu viel auf den Grabſtein ſetzte, gewiß als Geiſt ſo lange umginge, bis er wieder ausgekratzt wäre, denn er würde es für unredlich halten, ſich mehr vom Alphabet anzueignen, als ihm zukäme!

Fünfte Scene.

Der Vater, Meiſter Anton (tritt ein). Guten Morgen, Herr Caſſirer! (Er nimmt ſeinen Hut ab und ſetzt eine wollene Mütze auf.) Iſt's einem alten Manne erlaubt, ſein Haupt zu bedecken?

Leonhard. Er weiß alſo —

Meiſter Anton. Schon geſtern Abend. Ich hörte, als ich in der Dämmerung zum todten Müller ging, um dem Mann das Maaß zur letzten Behauſung zu nehmen, ein Paar von Seinen guten Freunden auf Ihn ſchimpfen. Da dachte ich gleich:

der Leonhard hat gewiß den Hals nicht gebrochen. Im Sterbehauſe hörte ich das Nähere vom Küſter, der eben vor mir gekommen war, um die Wittwe zu tröſten und nebenbei ſich ſelbſt zu betrinken.

Leonhard. Und Klara mußte es erſt von mir erfahren?

Meiſter Anton. Wenn es Ihn nicht trieb, der Dirne die Freude zu machen, wie ſollt' es mich treiben? Ich ſtecke in meinem Hauſe keine Kerzen an, als die mir ſelbſt gehören. Dann weiß ich, daß Niemand kommen kann, der ſie wieder ausbläſ't, wenn wir eben unſ're beſte Luſt daran haben!

Leonhard. Er konnte doch von mir nicht denken —

Meiſter Anton. Denken? Ueber Ihn? Ueber irgend Einen? Ich hoble mir die Bretter wohl zurecht mit meinem Eiſen, aber nie die Menſchen mit meinen Gedanken. Ueber die Thorheit bin ich längſt hinaus. Wenn ich einen Baum grünen ſehe, ſo denk' ich wohl: nun wird er bald blühen! Und wenn er blüht: nun wird er Früchte bringen! Darin ſehe ich mich auch nicht getäuſcht, darum geb' ich die alte Gewohnheit nicht auf. Aber über Menſchen denke ich Nichts, gar Nichts, nichts Schlimmes, nichts Gutes, dann brauch' ich nicht abwechſelnd, wenn ſie bald meine Furcht, bald meine Hoffnung täuſchen, roth oder blaß zu werden. Ich mache bloß Erfahrungen über ſie, und nehme mir ein Beiſpiel an meinen beiden Augen, die auch nicht denken, ſondern nur ſehen. Ueber Ihn glaubte ich ſchon eine ganze Erfahrung gemacht zu haben, nun finde ich Ihn hier, und muß bekennen, daß es doch nur eine halbe geweſen iſt!

Leonhard. Meiſter Anton, Er macht es ganz verkehrt. Der Baum hängt von Wind und Wetter ab, der Menſch hat in ſich Geſetz und Regel!

Meiſter Anton. Meint Er? Ja, wir Alten ſind dem Tod vielen Dank ſchuldig, daß er uns noch ſo lange unter Euch Jungen herum laufen läßt und uns Gelegenheit gibt, uns zu bilden. Früher glaubte die dumme Welt, der Vater ſei dazu da, um den Sohn zu erziehen. Umgekehrt, der Sohn ſoll dem Vater die letzte Politur geben, damit der arme einfältige Mann ſich im Grabe nicht vor den Würmern zu ſchämen braucht. Gott Lob, ich habe in meinem Karl einen braven Lehrer, der rückſichtslos und ohne das alte Kind durch Nachſicht zu verzärteln, gegen meine Vorurtheile zu Felde zieht. So hat er mir noch heute Morgen zwei neue Lehren gegeben, und auf die geſchickteſte Weiſe, ohne auch nur den Mund aufzuthun, ohne ſich bei mir ſehen zu laſſen, ja, eben dadurch. Erſtlich hat er mir gezeigt, daß man ſein Wort nicht zu halten braucht, zweitens, daß es überflüſſig iſt, in die Kirche zu gehen und Gottes Gebote in ſich aufzufriſchen. Geſtern Abend verſprach er mir, es zu thun, und ich verließ mich darauf, daß er kommen würde, denn ich dachte: er wird dem gütigen Schöpfer doch für die Wiederherſtellung ſeiner Mutter danken wollen. Aber er war nicht da, ich hatte es in meinem Stuhl, der freilich für zwei Perſonen ein wenig eng iſt, ganz bequem. Ob es ihm wohl ganz recht wäre, wenn ich mir die neue Lehre gleich zu eigen machte und ihm auch mein Wort nicht hielte? Ich habe ihm zu ſeinem Geburtstag einen neuen Anzug verſprochen, und hätte alſo Gelegenheit, ſeine Freude über meine Gelehrigkeit zu prüfen. Aber das Vorurtheil, das Vorurtheil! Ich werde es nicht thun!

Leonhard. Vielleicht war er unwohl —

Meiſter Anton. Möglich, ich brauche meine Frau nur zu fragen, dann hör' ich ganz gewiß, daß er krank iſt. Denn über Alles in der Welt ſagt ſie mir die Wahrheit, nur nicht über den Jungen. Und wenn auch nicht krank — auch das hat die junge Welt vor uns Alten voraus, daß ſie allenthalben ihre Erbauung findet, daß ſie bei'm Vogelfangen, bei'm Spatzierengehen, ja im Wirthshaus ihre Andacht halten kann. „Vater unſer, der Du biſt im Himmel!" — Guten Tag, Peter, ſieht man Dich bei'm Abendtanz? — „Geheiliget werde Dein Name!" — Ja, lach' nur, Kathrine, es findet ſich! — „Dein Wille geſchehe!" — Hol' mich der Teufel, ich bin noch nicht raſirt! — Und ſo zu Ende, und den Segen gibt man ſich ſelbſt, denn man iſt ja ein Menſch, ſo gut, wie der Prediger, und die Kraft, die vom ſchwarzen Rock ausgeht, ſteckt gewiß auch im blauen. Ich habe auch Nichts dagegen, und wollt Ihr ſogar zwiſchen die ſieben Bitten ſieben Gläſer einſchalten, was thut's, ich kann's Keinem beweiſen, daß Bier und Religion ſich nicht mit einander vertragen, und vielleicht kommt's noch einmal als eine neue Art, das Abendmahl zu nehmen, in die Liturgie. Ich alter Sünder freilich, ich bin nicht ſtark genug, um die Mode mitzumachen, ich kann die Andacht nicht, wie einen Maikäfer, auf der Straße einfangen, bei mir kann das Gezwitſcher der Spatzen und Schwalben die Stelle der Orgel nicht vertreten; wenn ich mein Herz erhoben fühlen ſoll, ſo muß ich erſt die ſchweren eiſernen Kirchthüren hinter mir zuſchlagen hören, und mir einbilden, es ſeien die Thore der Welt geweſen, die düſtern hohen Mauern mit den ſchmalen Fenſtern, die das helle freche Welt-Licht nur verdunkelt durchlaſſen, als ob ſie es ſichteten, müßen ſich um mich zuſammen drängen, und in der Ferne muß ich das Beinhaus mit dem eingemauerten Todtenkopf ſehen können. Nun — beſſer iſt beſſer!

Leonhard. Er nimmt's auch zu genau.

Meiſter Anton. Gewiß! Ganz gewiß! Und heute, als ehrlicher Mann muß ich's geſtehen, trifft's nicht einmal zu, in der Kirche verlor ich die Andacht, denn der offene Platz neben mir verdroß mich, und draußen, unter dem Birnbaum in meinem Garten, fand ich ſie wieder. Er wundert ſich? Sieh Er, ich ging betrübt und niedergeſchlagen zu Hauſe, wie Einer, dem die Ernte verhagelt iſt, denn Kinder ſind wie Aecker, man ſä't ſein gutes Korn hinein, und dann geht Unkraut auf. Unter dem Birnbaum, den die Raupen abgefreſſen haben, ſtand ich ſtill. „Ja — dacht' ich — der Junge iſt, wie dieſer da, leer und kahl!“ Da kam es mir auf einmal vor, als ob ich ſehr durſtig wäre, und durchaus in's Wirthshaus müßte. Ich betrog mich ſelbſt, mir war nicht um ein Glas Bier zu thun, nur darum, den Burſchen aufzuſuchen und auszuſchmählen, im Wirthshaus, das wußte ich, hätte ich ihn ganz gewiß gefunden. Eben wollt' ich gehen, da ließ der alte, vernünftige Baum eine ſaftige Birne zu meinen Füßen niederfallen, als wollt' er ſagen: die iſt für den Durſt, und weil du mich durch den Vergleich mit deinem Schlingel verſchimpfirt haſt! Ich beſann mich, biß hinein und ging in's Haus.

Leonhard. Weiß Er, daß der Apotheker nah' am Concurs iſt?

Meiſter Anton. Was kümmert's mich!

Leonhard. So gar Nichts?

Meiſter Anton. Doch! Ich bin ein Chriſt. Der Mann hat viele Kinder!

Leonhard. Und noch mehr Gläubiger. Auch die Kinder ſind eine Art von Gläubigern.

Meiſter Anton. Wohl dem, der Keins von Beiden iſt!

Leonhard. Ich glaubte, Er ſelbſt —

Meiſter Anton. Das iſt längſt abgemacht.

Leonhard. Er iſt ein vorſichtiger Mann. Er hat ſein Geld gewiß gleich eingefordert, als er ſah, daß es mit dem Kräuterhändler rückwärts ging!

Meiſter Anton. Ja, ich brauche nicht mehr zu zittern, daß ich es verliere, denn ich habe es längſt verloren.

Leonhard. Spaß!

Meiſter Anton. Ernſt!

Klara (ſieht in die Thür). Rief Er, Vater?

Meiſter Anton. Klingen Dir ſchon die Ohren? Von Dir war die Rede noch nicht!

Klara. Das Wochenblatt! (Ab.)

Leonhard. Er iſt ein Philoſoph!

Meiſter Anton. Was heißt das?

Leonhard. Er weiß Sich zu faſſen!

Meiſter Anton. Ich trage einen *Mühlſtein* wohl zuweilen als *Halskrauſe*, ſtatt damit in's Waſſer zu gehen — das gibt einen ſteifen Rücken!

Leonhard. Wer's kann, macht's nach!

Meiſter Anton. Wer einen ſo wackern Mitträger findet, als ich in Ihm zu finden ſcheine, der muß unter der Laſt ſogar tanzen können. Er iſt ja ordentlich blaß geworden! Das nenn' ich Theilnahme!

Leonhard. Er wird mich nicht verkennen!

Meiſter Anton. Gewiß nicht! (Er trommelt auf einer Commode.) Daß das Holz nicht durchſichtig iſt, wie?

Leonhard. Ich verſteh' Ihn nicht!

Meiſter Anton. Wie einfältig war unſer Groß vater Adam, daß er die Eva nahm, ob ſie gleich nackt und bloß war, und nicht einmal das Feigen blatt mitbrachte. Wir Beide, Er und ich, hätten ſie als Landſtreicherin aus dem Paradies heraus gepeitſcht! Was meint Er?

Leonhard. Er iſt ärgerlich auf Seinen Sohn. Ich kam, Ihn um Seine Tochter —

Meiſter Anton. Halt' Er ein! Vielleicht ſag' ich nicht Nein!

Leonhard. Das hoff' ich! Und ich will Ihm meine Meinung ſagen! Sogar die heiligen Erzväter verſchmähten nicht den Mahlſchatz ihrer Weiber, Jacob liebte die Rahel und warb ſieben Jahre um ſie, aber er freute ſich auch über die fetten Widder und Schaafe, die er in ihres Vaters Dienſt gewann. Ich denke, es gereicht ihm nicht zur Schande, und ihn übertreffen, heißt ihn roth machen. Ich hätte es gern geſehen, wenn Seine Tochter mir ein Paar hundert Thaler zugebracht hätte, und das war natürlich, denn um ſo beſſer würde ſie ſelbſt es bei mir gehabt haben; wenn ein Mädchen das Bett im Koffer mitbringt, ſo braucht ſie nicht erſt Wolle zu kratzen und Garn zu ſpinnen. Es iſt nicht der Fall — was thut's? Wir machen aus der Faſten-Speiſe unſer Sonntags-Eſſen, und aus dem Sonntags-Braten unſern Weihnachts-Schmaus! So geht's auch!

Meiſter Anton (reicht ihm die Hand). Er ſpricht brav, und unſer Herr Gott nickt zu ſeinen Worten, nun — ich will's vergeſſen, daß meine Tochter vierzehn Tage lang des Abends vergeblich bei'm Theetrinken eine Taſſe für Ihn auf den Tiſch geſtellt hat. Und nun er mein Schwiegerſohn wird, will ich Ihm auch ſagen, wo die tauſend Thaler geblieben ſind!

Leonhard (bei Seite). Alſo doch weg! Nun, ſo brauch' ich mir von dem alten Wärwolf auch Nichts gefallen zu laſſen, wenn er mein Schwiegervater iſt!

Meiſter Anton. Mir ging's in jungen Jahren ſchlecht. Ich bin ſo wenig, wie Er, als ein borſtiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erſt waren all die Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten ſie alle zu ihrem Spaß auf meiner nachgiebigen glatten Haut herum, und freuten ſich, wenn ich zuſammen fuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borſten in die Finger und ich hatte Frieden.

Leonhard (für ſich). Vor dem Teufel ſelbſt, glaub' ich!

Meiſter Anton. Mein Vater arbeitete ſich, weil er ſich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, ſchon in ſeinem dreißigſten Jahre zu Tode, meine arme Mutter ernährte mich mit Spinnen, ſo gut es ging, ich wuchs auf, ohne etwas zu lernen, ich hätte mir, als ich größer wurde, und doch noch immer Nichts verdienen konnte, wenigſtens gern das Eſſen abgewöhnt, aber wenn ich mich auch des Mittags zuweilen krank ſtellte und den Teller zurückſchob, was wollte es bedeuten? am Abend zwang mich der Magen, mich wieder für geſund zu erklären. Meine größte Pein war, daß ich ſo ungeſchickt blieb, ich konnte darüber mit mir ſelbſt hadern, als ob's meine eigene Schuld wäre, als ob ich mich im Mutterleibe nur mit Freßzähnen verſehen und alle nützlichen Eigenſchaften und Fertigkeiten, wie abſichtlich, darin zurückgelaſſen hätte, ich konnte roth werden, wenn mich die Sonne beſchien. Gleich nach meiner Confirmation trat der Mann, den ſie geſtern begraben haben, der Meiſter Gebhard, zu uns in die Stube. Er runzelte die Stirn und verzog das Geſicht, wie er immer that, wenn er etwas Gutes beabſichtigte, dann ſagte er zu meiner Mutter: hat Sie Ihren Jungen in die Welt geſetzt, daß er Ihr Naſe und Ohren vom Kopf freſſen ſoll? Ich ſchämte mich, und legte das Brot, von dem ich mir gerade ein Stück abſchneiden wollte, ſchnell wieder in den Schrank, meine Mutter ärgerte ſich über das wohlgemeinte Wort, ſie hielt ihr Rad an und verſetzte hitzig, ihr Sohn ſei brav und gut. Nun, das wollen wir ſehen, ſagte der Meiſter, wenn er Luſt hat, kann er gleich, wie er da ſteht, mit mir in die Werkſtatt gehen, Lehrgeld verlang' ich nicht, die Koſt bekommt er, für Kleider will ich auch ſorgen, und wenn er früh aufſtehen und ſpät zu Bette gehen will, ſo ſoll's ihm an Gelegenheit, hin und wieder ein gutes Trinkgeld für ſeine alte Mutter zu verdienen, nicht fehlen. Meine Mutter fing zu weinen an, ich zu tanzen, als wir endlich zu Wort kamen, hielt der Meiſter ſich die Ohren zu, ſchritt hinaus und winkte mir. Den Hut braucht' ich nicht aufzuſetzen, denn ich hatte keinen, ohne der Mutter auch nur Adjes zu ſagen, folgt' ich ihm, und als ich am nächſten Sonntag zum erſten Mal auf ein Stündchen zu ihr zurück durfte, gab er mir einen halben Schinken für ſie mit. Gottes Segen in des braven Mannes Gruft! Noch hör' ich ſein halbzorniges: Tonerl, unter die Jacke damit, daß meine Frau es nicht ſieht!

Leonhard. Kann Er auch weinen?

Meiſter Anton (trocknet ſich die Augen). Ja, daran darf ich nicht denken, ſo gut der Thränenbrunnen auch in mir verſtopft iſt, das gibt jedes Mal wieder einen Riß. Nun, auch gut; wenn ich einmal waſſerſüchtig werde, ſo brauche ich mir wenigſtens dieſe Tropfen nicht mit abzapfen zu laſſen. (Mit einer plötzlichen Wendung.) Was meint Er? Wenn Er den Mann, dem Er Alles verdankte, einmal an einem Sonntag

Nachmittag auf eine Pfeife Taback beſuchen wollte, und Er träfe ihn verwirrt und verſtört, ein Meſſer in der Hand, daſſelbe Meſſer, womit er ihm tauſendmal ſein Vesperbrot abgeſchnitten, blutig am Halſe, und das Tuch ängſtlich bis an's Kinn hinaufziehend — —

Leonhard. So ging der alte Gebhard bis an ſein Ende!

Meiſter Anton. Der Narbe wegen. Und Er käme noch eben zur rechten Zeit, Er könnte retten und helfen, aber nicht bloß dadurch, daß Er ihm das Meſſer aus der Hand riſſe und die Wunde verbände, ſondern Er müßte auch lumpige tauſend Thaler, die Er erſpart hätte, hergeben, und das müßte ſogar, um den kranken Mann nur zur Annahme zu bewegen, ganz in der Stille geſchehen, was würde er thun?

Leonhard. Ledig und los, wie ich bin, ohne Weib und Kind, würde ich das Geld opfern.

Meiſter Anton. Und wenn Er zehn Weiber hätte, wie die Türken, und ſo viel Kinder, als dem Vater Abraham verſprochen waren, und Er könnte Sich auch nur einen Augenblick bedenken, ſo wär' Er — nun, Er wird mein Schwiegerſohn! Jetzt weiß Er, wo das Geld geblieben iſt, heute konnt' ich es Ihm ſagen, denn mein alter Meiſter iſt begraben, vor einem Monat hätt' ich's noch auf dem Sterbebett bei mir behalten. Die Verſchreibung hab' ich dem

Todten, bevor ſie den Sarg zunagelten, unter den Kopf geſchoben, wenn ich ſchreiben könnte, hätt' ich vorher ein: Ehrlich bezahlt! darunter geſetzt, unwiſſend, wie ich bin, blieb mir Nichts übrig, als der Länge nach einen Riß in's Papier zu machen. Nun wird er ruhig ſchlafen, und ich hoffe, ich auch, wenn ich mich einſt neben ihn hinſtrecke.

Sechſte Scene.

Die Mutter (tritt ſchnell ein). Kennſt mich noch?

Meiſter Anton (auf das Hochzeitskleid deutend). Den Rahmen, ja wohl, der hat ſich gehalten, das Bild nicht recht. Es ſcheint ſich viel Spinnweb darauf geſetzt zu haben, nun, die Zeit war lang genug dazu!

Mutter. Hab' ich nicht einen aufrichtigen Mann? Doch, ich brauch' ihn nicht apart zu loben, Aufrichtigkeit iſt die Tugend der Ehemänner.

Meiſter Anton. Thut's Dir leid, daß Du mit zwanzig Jahren beſſer vergoldet warſt, als mit fünfzig?

Mutter. Gewiß nicht! Wär's anders, ſo müßt' ich mich ja für Dich und mich ſchämen!

Meiſter Anton. So gibſt Du mir einen Kuß! Ich bin raſirt, und beſſer, wie gewöhnlich!

Mutter. Ich ſage Ja, bloß um zu prüfen, ob Du Dich noch auf die Kunſt verſtehſt. Das fiel Dir lange nicht mehr ein!

Meiſter Anton. Gute Hausmutter! Ich will nicht verlangen, daß Du mir die Augen zudrücken ſollſt, es iſt ein ſchweres Stück, ich will's für Dich übernehmen, ich will Dir den letzten Liebesdienſt erweiſen, aber Zeit mußt Du mir laſſen, hörſt Du, daß ich mich ſtähle und vorbereite, und nicht als Stümper beſtehe. Noch wär's viel zu früh!

Mutter. Gott ſei Dank, wir bleiben noch eine Weile beiſammen.

Meiſter Anton. Ich hoff's auch, Du haſt ja ordentlich wieder rothe Backen!

Mutter. Ein poſſirlicher Menſch, unſer neue Todtengräber. Er machte ein Grab, als ich heute Morgen über den Kirchhof ging, ich fragte ihn, für wen es ſei. „Für wen Gott will, ſagte er, vielleicht für mich ſelbſt, es kann mir gehen, wie meinem Großvater, der auch mal eins auf den Vorrath gemacht hatte, und in der Nacht, als er aus dem Wirthshaus zu Hauſe kam, hinein fiel und ſich den Hals brach."

Leonhard (der bisher im Wochenblatt geleſen hat). Der Kerl iſt nicht von hier, er kann uns vorlügen, was ihm gefällt!

Mutter. Ich fragte ihn, warum wartet Er denn nicht, bis man die Gräber bei Ihm beſtellt? Ich bin heute auf eine Hochzeit gebeten, ſprach er, und da bin ich Prophet genug, um zu wiſſen, daß ich's morgen noch im Kopf ſpüren werde. Nun hat mir aber gewiß Jemand den Tort angethan und iſt geſtorben. Da müßt' ich morgen bei Zeiten heraus und könnte nicht ausſchlafen.

Meiſter Anton. Hans Wurſt, hätt' ich geſagt, wenn das Grab nun nicht paßt?

Mutter. Ich ſagte es auch, aber der ſchüttelt die ſpitzen Antworten aus dem Aermel, wie der Teufel die Flöhe. Ich habe das Maaß nach dem Weber Veit genommen, ſagte er, der ragt, wie König Saul, um einen Kopf über uns Alle hinaus, nun mag kommen, wer will, er wird ſein Haus nicht zu klein finden, und wenn's zu groß iſt, ſo ſchadet's Keinem, als mir, denn als ehrlicher Mann laß ich mir keinen Fuß über die Sarglänge bezahlen. Ich warf meine Blumen hinein und ſprach: nun iſt's beſetzt!

Meiſter Anton. Ich denke, der Kerl hat bloß geſpaßt, und das iſt ſchon ſündlich genug. Gräber im Voraus machen, hieße vorwitzig die Falle des Todes aufſtellen; den Hallunken, der es thäte, ſollte man vom Dienſt jagen. (Zu dem leſenden Leonhard.) Was Neues? Sucht ein Menſchenfreund eine arme Wittwe, die ein Paar hundert Thaler brauchen kann? Oder umgekehrt die arme Wittwe den Menſchenfreund, der ſie geben will?

Leonhard. Die Polizei macht einen Juwelen-Diebſtahl bekannt. Wunderbar genug. Man ſieht daraus, daß trotz der ſchlechten Zeiten noch immer Leute unter uns leben, die Juwelen beſitzen.

Meiſter Anton. Ein Juwelen Diebſtahl? Bei wem?

Leonhard. Bei'm Kaufmann Wolfram!

Meiſter Anton. Bei — Unmöglich! Da hat mein Karl vor ein Paar Tagen einen Secretär polirt!

Leonhard. Aus dem Secretär verſchwunden, richtig!

Mutter (zu Meiſter Anton). Vergebe Dir Gott dies Wort!

Meiſter Anton. Du haſt recht, es war ein nichtswürdiger Gedanke!

Mutter. Gegen Deinen Sohn, daß muß ich Dir ſagen, biſt Du nur ein halber Vater.

Meiſter Anton. Frau, wir wollen heute nicht darüber ſprechen!

Mutter. Er iſt anders, als Du, muß er darum gleich ſchlecht ſein?

Meiſter Anton. Wo bleibt er denn jetzt? Die Mittagsglocke hat längſt geſchlagen, ich wette, daß das Eſſen draußen verkocht und verbrät, weil Klara heimliche Ordre hat, den Tiſch nicht zu decken, bevor er da iſt.

Mutter. Wo ſollt' er bleiben? Höchſtens wird er Kegel ſchieben, und da muß er ja die entfernteſte Bahn aufſuchen, damit Du ihn nicht entdeckſt. Dann iſt der Rückweg natürlich lang. Ich weiß auch nicht, was Du gegen das unſchuldige Spiel haſt.

Meiſter Anton. Gegen das Spiel? Gar Nichts! Vornehme Herren müſſen einen Zeitvertreib haben. Ohne den Karten-König hätte der wahre König gewiß oft Langeweile, und wenn die Kegel nicht erfunden wären, wer weiß, ob Fürſten und Barone nicht mit unſern Köpfen boſſeln würden! Aber ein Handwerksmann kann nicht ärger freveln, als wenn er ſeinen ſauer verdienten Lohn auf's Spiel ſetzt. Der Menſch muß, was er mit ſchwerer Mühe im Schweiß ſeines Angeſichts erwirbt, ehren, es hoch und werth halten, wenn er nicht an ſich ſelbſt irre werden, wenn er nicht ſein ganzes Thun und Treiben verächtlich finden ſoll. Wie können ſich alle meine Nerven ſpannen für den Thaler, den ich wegwerfen will. (Man hört draußen die Thürklingel.)

Mutter. Da iſt er.

Siebente Scene.

Gerichtsdiener Adam und noch ein Gerichtsdiener treten ein.

Adam (zu Meiſter Anton). Nun geh' Er nur hin und bezahl' Er Seine Wette! *Leute im rothen Rock mit blauen Aufſchlägen* (dies betont er ſtark) ſollten Ihm nie in's Haus kommen? Hier ſind wir unſ'rer Zwei! (Zum zweiten Gerichtsdiener.) Warum behält Er Seinen Hut nicht auf, wie ich? Wer wird Umſtände machen, wenn er bei ſeines Gleichen iſt?

Meiſter Anton. Bei Deines Gleichen, Schuft?

Adam. Er hat recht, wir ſind nicht bei unſers Gleichen, Schelme und Diebe ſind nicht unſers Gleichen! (Er zeigt auf die Kommode.) Aufgeſchloſſen! Und dann drei Schritt davon! Daß er nichts herauspraktieirt!

Meiſter Anton. Was? Was?

Klara (tritt mit Tiſchzeug ein). Soll ich — (ſie verſtummt.)

Adam (zeigt ein Papier). Kann Er geſchriebene Schrift leſen?

Meiſter Anton. Soll ich können, was nicht einmal mein Schulmeiſter konnte?

Adam. So hör' Er! Sein Sohn hat Juwelen geſtohlen. Den Dieb haben wir ſchon. Nun wollen wir Hausſuchung halten!

Mutter. Jeſus! (Fällt um und ſtirbt.)

Klara. Mutter! Mutter! Was ſie für Augen macht!

Leonhard. Ich will einen Arzt holen!

Meiſter Anton. Nicht nöthig! Das iſt das letzte Geſicht! Sah's hundert Mal. Gute Nacht, Thereſe! Du ſtarbſt, als Du's hörteſt! Das ſoll man Dir auf's Grab ſetzen!

Leonhard. Es iſt doch vielleicht — — (abgehend.) Schrecklich! Aber gut für mich! (Ab.)

Meiſter Anton (zieht ein Schlüſſelbund hervor und wirft es von ſich). Da! Schließt auf! Kaſten nach Kaſten! Ein Beil her! Der Schlüſſel zum Koffer iſt verloren!

Hei, Schelmen und Diebe! (Er kehrt ſich die Taſchen um.) Hier find' ich Nichts!

Zweiter Gerichtsdiener. Meiſter Anton, faß Er Sich! Jeder weiß, daß Er der ehrlichſte Mann in der Stadt iſt.

Meiſter Anton. So? So? (Lacht.) Ja, ich hab' die Ehrlichkeit in der Familie allein verbraucht! Der arme Junge! Es blieb Nichts für ihn übrig! Die da — (er zeigt auf die Todte) war auch viel zu ſittſam! Wer weiß, ob die Tochter nicht — (Plötzlich zu Klara.) Was meinſt Du, mein unſchuldiges Kind?

Klara. Vater!

Zweiter Gerichtsdiener (zu Adam.) Fühlt Er kein Mitleid?

Adam. Kein Mitleid? Wühl' ich dem alten Kerl in den Taſchen? Zwing' ich ihn, die Strümpfe auszuziehen und die Stiefel umzukehren? Damit wollt' ich anfangen, denn ich haſſe ihn, wie ich nur haſſen kann, ſeit er im Wirthshaus ſein Glas — Er kennt die Geſchichte, und Er müßte Sich auch beleidigt fühlen, wenn Er Ehre im Leibe hätte. (Zu Klara.) Wo iſt die Kammer des Bruders?

Klara (zeigt ſie). Hinten!

Beide Gerichtsdiener (ab).

Klara. Vater, er iſt unſchuldig! Er muß unſchuldig ſein! Er iſt ja Dein Sohn, er iſt ja mein Bruder!

Meiſter Anton. Unſchuldig, und ein Muttermörder? (Lacht.)

Eine Magd (tritt ein mit einem Brief zu Klara). Von Herrn Caſſirer Leonhard! (Ab.)

Meiſter Anton. Du brauchſt ihn nicht zu leſen! Er ſagt ſich von Dir los! (Schlägt in die Hände.) Bravo, Lump!

Klara (hat geleſen). Ja! Ja! O mein Gott!

Meiſter Anton. Laß' ihn!

Klara. Vater, Vater, ich kann nicht!

Meiſter Anton. Kannſt nicht? Kannſt nicht? Was iſt das? Biſt Du —

Beide Gerichtsdiener (kommen zurück).

Adam (hämiſch). Suchet, ſo werdet Ihr finden!

Zweiter Gerichtsdiener (zu Adam). Was fällt Ihm ein? Traf's denn heute zu?

Adam. Halt Er's Maul! (Beide ab.)

Meiſter Anton. Er iſt unſchuldig, und Du — Du —

Klara. Vater, Er iſt ſchrecklich!

Meiſter Anton (faßt ſie bei der Hand, ſehr ſanft). Liebe Tochter, der Karl iſt doch nur ein Stümper, er hat die Mutter umgebracht, was will's heißen? Der Vater blieb am Leben! Komm ihm zu Hülfe, Du kannſt nicht verlangen, daß er Alles allein thun ſoll, gib Du mir den Reſt, der alte Stamm ſieht noch ſo knorrig aus, nicht wahr, aber er wackelt ſchon, es wird Dir nicht zu viel Mühe koſten, ihn zu fällen! Du brauchſt nicht nach der Axt zu greifen, Du haſt ein hübſches Geſicht, ich hab' Dich noch nie gelobt, aber heute will ich's Dir ſagen, damit Du Muth und Vertrauen bekommſt, Augen, Naſe und Mund finden gewiß Beifall, werde — Du verſtehſt mich wohl, oder ſag' mir, es kommt mir ſo vor, daß Du's ſchon biſt!

Klara (faſt wahnſinnig, ſtürzt der Todten mit aufgehobenen Armen zu Füßen und ruft wie ein Kind). Mutter! Mutter!

Meiſter Anton. Faß' die Hand der Todten und ſchwöre mir, daß Du biſt, was Du ſein ſollſt!

Klara. Ich — ſchwöre — Dir — daß — ich — Dir — nie — Schande — machen — will!

Meiſter Anton. Gut! (Er ſetzt ſeinen Hut auf.) Es iſt ſchönes Wetter! Wir wollen Spießruthen laufen, Straß' auf, Straß' ab! (Ab.)

Zweiter Act.

Zimmer im Hauſe des Tiſchlermeiſters.

Erſte Scene.

Meiſter Anton (ſteht vom Tiſch auf).

Klara (will abräumen).

Meiſter Anton. Willſt Du wieder nicht eſſen?

Klara. Vater, ich bin ſatt.

Meiſter Anton. Von Nichts?

Klara. Ich aß ſchon in der Küche.

Meiſter Anton. Wer keinen Appetit hat, der hat kein gut Gewiſſen! Nun, Alles wird ſich finden! Oder war Gift in der Suppe, wie ich geſtern träumte? Einiger wilder Schierling, aus Verſehen beim Pflücken in's Kräuterbündel hinein gerathen? Dann thatſt Du klug!

Klara. Allmächtiger Gott!

Meiſter Anton. Vergieb mir, ich — Geh zum Teufel mit Deiner blaßen Leidensmiene, die Du der Mutter des Heilands geſtohlen haſt! Roth ſoll man ausſehen, wenn man jung iſt! Nur Einer darf Staat machen mit einem ſolchen Geſicht, und der thut's nicht! Hei! Jedem eine Ohrfeige, der noch Au ſagt, wenn er ſich in den Finger geſchnitten hat! Dazu hat Keiner das Recht mehr, denn hier ſteht ein Mann, der — Eigenlob ſtinkt, aber was that ich, als der Nachbar über Deiner Mutter den Sargdeckel zunageln wollte?

Klara. Er riß ihm den Hammer weg und that's ſelbſt, und ſprach: dies iſt mein Meiſterſtück! Der Cantor, der eben mit den Chorknaben vor der Thür das Sterbelied abſang, meinte, Er ſei verrückt geworden!

Meiſter Anton. Verrückt! (Lacht.) Verrückt! Ja, ja, das iſt ein kluger Kopf, der ſich ſelbſt köpft, wenn's Zeit iſt. Der meinige muß dazu zu feſt ſtehen, ſonſt — Man hockte in der Welt, und glaubte in einer guten Herberge hinter'm Ofen zu ſitzen, da wird plötzlich Licht auf den Tiſch geſtellt, und ſiehe da, man iſt in einem Räuberloch, nun geht's piff, paff, von allen Seiten, aber es ſchadet nicht, man hat zum Glück ein ſteinernes Herz!

Klara. Ja, Vater, ſo iſt's!

Meiſter Anton. Was weißt Du davon? Meinſt Du, Du haſt ein Recht, mit mir zu fluchen, weil Dein Schreiber davon gelaufen iſt? Dich wird ein Anderer Sonntags Nachmittags ſpazieren führen, ein Anderer wird Dir ſagen, daß Deine Backen roth ſind und Deine Augen blau, ein Anderer wird Dich zum Weibe nehmen, wenn Du's verdienſt. Aber, wenn Du nun dreißig Jahre lang in Züchten und Ehren die Laſt des Lebens getragen, wenn Du nie gemurrt, ſondern Leid und Tod und jedes Mißgeſchick in Geduld hingenommen haſt, und dann kommt Dein Sohn, der Dir für Dein Alter ein weiches Kopfkiſſen ſtopfen ſollte, und überhäuft Dich ſo mit Schande, daß Du die Erde anrufen mögteſt: verſchlucke mich, wenn Dich nicht ekelt, denn ich bin kothiger, als Du! — dann magſt Du all' die Flüche, die ich in meiner Bruſt zurückhalte, ausſprechen, dann magſt Du Dein Haar raufen und Deine Brüſte zerſchlagen, das ſollſt Du vor mir voraus haben, denn Du biſt kein Mann!

Klara. O Karl!

Meiſter Anton. Wundern ſoll mich's doch, was ich thun werde, wenn ich ihn wieder vor mir ſehe, wenn er Abends vor Lichtanzünden mit geſchorenem Kopf, denn im Zuchthaus ſind die Friſuren nicht erlaubt, in die Stube tritt und einen guten Abend herausſtottert und die Klinke der Thür in der Hand behält. Thun werd' ich etwas, das iſt gewiß, aber was? (Mit Zähneknirſchen.) Und ob ſie ihn zehn Jahre behalten, er wird mich finden, ich werde ſo lange leben, daß weiß ich, merk' Dir's, Tod, ich bin von jetzt an ein Stein vor Deiner Hippe, ſie wird eher zerſpringen, als mich aus der Stelle rücken!

Klara (faßt ſeine Hand). Vater, Er ſollte ſich eine halbe Stunde niederlegen!

Meiſter Anton. Um zu träumen, daß Du in die Wochen gekommen ſeiſt? Um dann aufzufahren, und Dich zu packen, und mich hinterdrein zu beſinnen und zu ſprechen: liebe Tochter, ich wußte nicht, was ich that! Ich danke. Mein Schlaf hat den Gaukler verabſchiedet und einen Propheten in Dienſt genommen, der zeigt mir mit ſeinem Blutfinger häßliche Dinge, und ich weiß nicht, wie's kommt, Alles ſcheint mir jetzt möglich. Hu, mich ſchaudert's vor der Zukunft, wie vor einem Glas Waſſer, das man durch's Microſcop — iſt's richtig, Herr Cantor? Er hat mir's oft genug vorbuchſtabirt! — betrachtet hat. Ich that's einmal in Nürnberg auf der Meſſe, und mogte den ganzen Tag nicht mehr trinken! Den lieben Karl ſah ich in der letzten Nacht mit einer Piſtole in der Hand, als ich den Schützen näher in's Auge faßte, drückte er ab, ich hörte einen Schrei, aber vor Pulverdampf konnt' ich nichts ſehen, auch als der Dampf ſich verzog, erblickte ich keinen zerſchmetterten Schädel, aber mein Herr Sohn war inzwiſchen ein reicher Mann geworden, er ſtand und zählte Goldſtücke von einer Hand in die andere, und er hatte ein Geſicht — hol mich der Teufel, man kann's nicht ruhiger haben, wenn man den ganzen Tag arbeitete und nun die Werkſtatt hinter ſich abſchließt. Nun davor könnte man aufpaſſen! Man könnte Gericht halten und ſich nachher ſelbſt vor den höchſten Richter ſtellen.

Klara. Werd' Er doch wieder ruhig!

Meiſter Anton. Werd' Er doch wieder geſund! Warum iſt Er krank! Ja, Arzt, reich' mir nur den Trank der Geneſung! Dein Bruder iſt der ſchlechteſte Sohn, werde Du die beſte Tochter! Wie ein nichtswürdiger Banquerottirer ſteh' ich vor dem Angeſicht der Welt, einen braven Mann, der in die Stelle dieſes Invaliden treten könne, war ich ihr ſchuldig, mit einem Schelm hab' ich ſie betrogen. Werde Du ein Weib, wie Deine Mutter war, dann wird man ſprechen: an den Eltern hat's nicht gelegen, daß der Bube abſeits ging, denn die Tochter wandelt den rechten Weg und iſt allen Andern voran. (Mit ſchrecklicher Kälte.) Und ich will das Meinige dazu thun, ich will Dir die Sache leichter machen, als den Uebrigen. In dem Augenblick, wo ich bemerke, daß man auch auf Dich mit Fingern zeigt, werd' ich — (mit einer Bewegung an den Hals) mich raſiren, und dann, das ſchwör' ich Dir zu, raſir' ich den ganzen Kerl weg, Du kannſt ſagen, es ſei aus Schreck geſchehen, weil auf der Straße ein Pferd durchging, oder weil die Katze auf dem Boden einen Stuhl umwarf, oder weil mir eine Maus an den Beinen hinauflief. Wer mich kennt, wird freilich den Kopf dazu ſchütteln, denn ich bin nicht ſonderlich ſchreckhaft, aber was thut's? Ich kann's in einer Welt nicht aushalten, wo die Leute mitleidig ſein müßten, wenn ſie nicht vor mir ausſpucken ſollen.

Klara. Barmherziger Gott, was ſoll ich thun!

Meiſter Anton. Nichts, Nichts, liebes Kind, ich bin zu hart gegen Dich, ich fühl's wohl, Nichts, bleib nur, was Du biſt, dann iſt's gut! O, ich hab' ſo groß Unrecht erlitten, daß ich Unrecht thun muß, um nicht zu erliegen, wenn's mich ſo recht anfaßt. Sieh, ich gehe vorhin über die Straße, da kommt der Pocken-Fritz daher, der Gaudieb, den ich vor Jahren in's Loch ſtecken ließ, weil er zum dritten Mal lange Finger bei mir gemacht hatte. Früher wagte der Hallunke nicht, mich anzuſehen, jetzt trat er frech auf mich zu und reichte mir die Hand. Ich wollte ihm einen hinter die Ohren geben, aber ich beſann mich und ſpuckte nicht einmal aus, wir ſind ja Vettern ſeit acht Tagen, und es iſt billig, daß Verwandte ſich grüßen. Der Pfarrer, der mitleidige Mann, der mich geſtern beſuchte, meinte zwar, ein Menſch habe Niemanden zu vertreten als ſich ſelbſt, und es ſei ein unchriſtlicher Hochmuth von mir, daß ich auch noch für meinen Sohn aufkommen wolle; ſonſt müßte Adam es ſich ſo gut zu Gemüthe ziehen, wie ich. Herr, ich glaub's gern, daß es den Frieden des Erzvaters im Paradieſe nicht mehr ſtört, wenn Einer ſeiner Ur-Ur-Enkel zu morden oder zu rauben anfängt, aber raufte er ſich nicht die Haare über Kain? Nein, nein, es iſt zu viel! Ich könnte mich zuweilen nach meinem Schatten umſehen, ob er nicht ſchwärzer geworden iſt! Denn Alles, Alles kann ich ertragen und hab's bewieſen, nur nicht die Schande! Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur ſchneidet nicht den Nerv durch, der mich zuſammen hält!

Klara. Vater, noch hat Karl ja nichts geſtanden, und ſie haben auch nichts bei ihm gefunden.

Meiſter Anton. Was ſoll mir das? Ich bin in der Stadt herumgegangen und habe mich in den Schenken nach ſeinen Schulden erkundigt, da kam mehr zuſammen, als er im nächſten Vierteljahr bei mir verdient hätte, und wenn er noch dreimal ſo fleißig wäre, als er iſt. Nun weiß ich, warum er immer zwei Stunden ſpäter Feier-Abend machte, als ich, und warum er trotzdem auch noch vor mir aufſtand, aber er ſah ein, daß dies Alles doch Nichts half, oder es war ihm zu mühevoll und dauerte ihm zu lange, da griff er zu, als die Gelegenheit ſich bot.

Klara. Er glaubt von Karl immer das Schlimmſte, Er hat es ſtets gethan! Weiß Er wohl noch, wie —

Meiſter Anton. Du ſprichſt, wie Deine Mutter ſprechen würde, ich will Dir antworten, wie ich ihr zu antworten pflegte, ich will ſtillſchweigen!

Klara. Und wenn Karl doch frei geſprochen wird? Wenn die Juwelen ſich wieder finden?

Meiſter Anton. Dann würd' ich einen Advocaten annehmen, und mein letztes Hemd daran ſetzen, um zu erfahren, ob der Bürgermeiſter den Sohn eines ehrlichen Mannes mit Recht in's Gefängniß warf, oder nicht. Wär' es, ſo würd' ich mich beugen, denn was Jedem widerfahren kann, das muß auch ich mir gefallen laſſen, und mußte ich es zu meinem Unglück auch tauſend Mal theurer bezahlen, als Andere, es war ein Schickſal, und wenn Gott mich ſchlägt, ſo falte ich die Hände, und ſpreche: Herr, Du weißt warum! Wär' es aber nicht, hätte der Mann mit der goldenen Kette um den Hals ſich übereilt, weil er an Nichts dachte, als daran, daß der Kaufmann, der die Juwelen vermißt, ſein Schwager iſt, ſo würde ſich's finden, ob das Geſetzbuch ein Loch hat, und ob der König, der wohl weiß, daß er ſeinen Unterthanen ihre Treu' und ihren Gehorſam mit Gerechtigkeit bezahlen muß, und der dem Geringſten unter ihnen gewiß am wenigſten etwas ſchuldig bleiben will, dies Loch ungeſtopft ließe. Aber, das ſind unnütze Reden! Der Junge wird ſo wenig rein aus dieſem Proceß hervorgehen, wie Deine Mutter lebendig aus ihrer Gruft. Von dem kommt mir nun und nimmer ein Troſt, darum vergiß Du nicht, was Du mir ſchuldig biſt, halte Du Deinen Schwur, damit ich den meinigen nicht zu halten brauche! (Er geht, kehrt aber wieder um.) Ich komme heut Abend erſt ſpät zu Hauſe, ich gehe zu dem alten Holzhändler in's Gebirge. Das iſt der einzige Mann, der mir noch, wie ſonſt, in die Augen ſieht, weil er noch nicht von meiner Schande weiß. Er iſt taub, Keiner kann ihm was erzählen, ohne ſich heiſer zu ſchreien, und auch dann hört er Alles verkehrt, darum erfährt er Nichts. (Ab.)

Zweite Scene.

Klara (allein). O Gott, o Gott! Erbarme Dich! Erbarme Dich über den alten Mann! Nimm mich zu Dir! Ihm iſt nicht anders zu helfen! Sieh, der Sonnenſchein liegt ſo goldig auf der Straße, daß die Kinder mit Händen nach ihm greifen, die Vögel fliegen hin und her, Blumen und Kräuter werden nicht müde, in die Höhe zu wachſen. Alles lebt, Alles will leben, Tauſend Kranke zittern in dieſer Stunde vor Dir, o Tod, wer Dich in der beklommenen Nacht noch rief, weil er ſeine Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, der findet ſein Lager jetzt wieder ſanft und weich, ich rufe Dich! Verſchone den, deſſen Seele ſich am tiefſten vor Dir wegkrümmt, laß ihm ſo lange Friſt, bis die ſchöne Welt wieder grau und öde wird, nimm mich für ihn! Ich will nicht ſchaudern, wenn Du mir Deine kalte Hand reichſt, ich will ſie muthig faſſen und Dir freudiger folgen, als Dir noch je ein Menſchenkind gefolgt iſt.

Dritte Scene.

Der Kaufmann Wolfram (tritt ein). Guten Tag, Jungfer Klara, iſt Ihr Vater nicht zu Hauſe?

Klara. Er iſt eben fortgegangen.

Wolfram. Ich komme — — meine Juwelen haben ſich wiedergefunden.

Klara. O Vater, wärſt Du da! Er hat ſeine Brille vergeſſen, dort liegt ſie! Daß er's bemerkte und umkehrte! Wie denn? — Wo? — Bei wem?

Wolfram. Meine Frau — Sag' Sie mir aufrichtig, Jungfer, hat Sie nicht auch ſchon etwas Wunderliches über meine Frau gehört?

Klara. Ja!

Wolfram. Daß ſie — (er deutet auf die Stirn) Nicht wahr?

Klara. Daß ſie nicht recht bei ſich iſt, freilich!

Wolfram (ausbrechend). Mein Gott! Mein Gott! Alles umſonſt! Keinen Dienſtboten, den ich einmal in mein Haus nahm, hab' ich wieder von mir gelaſſen, Jedem habe ich doppelten Lohn gegeben und zu allen Nachlaſſigkeiten die Augen zugedrückt, um mir ihr Stillſchweigen zu erkaufen, dennoch — die falſchen, undankbaren Creaturen! O meine armen Kinder! Bloß Euretwegen ſuchte ich's zu verbergen!

Klara. Schelt' Er Seine Leute nicht! Die ſind gewiß unſchuldig! Seit das Nachbarhaus abbrannte, und Seine Frau aus dem geöffneten Fenſter dazu lachte und in die Hände klatſchte, ja ſogar mit vollen Backen in's Feuer hinüber blies, als wollte ſie es noch mehr anfachen, ſeitdem hatte man nur die Wahl, ob man ſie für einen Teufel oder für eine Verrückte halten wollte. Und das haben Hunderte geſehen.

Wolfram. Es iſt wahr. Nun, da die ganze Stadt mein Unglück kennt, ſo wäre es thöricht, wenn ich Ihr das Verſprechen abfordern wollte, es zu verſchweigen. Höre Sie denn! Den Diebſtahl, wegen deſſen Ihr Bruder im Gefängniß ſitzt, hat der Wahnſinn begangen!

Klara. Seine eig'ne Frau —

Wolfram. Daß ſie, die früher die edelſte, mitleidigſte Seele von der Welt war, boshaft und ſchadenfroh geworden iſt, daß ſie jauchzt und jubelt, wenn vor ihren Augen ein Unglück geſchieht, wenn die Magd ein Glas zerbricht, oder ſich in den Finger ſchneidet, wußte ich längſt: daß ſie aber auch Sachen im Hauſe auf die Seite bringt, Geld verſteckt, Papiere zerreißt, das habe ich leider zu ſpät erfahren, erſt heute Mittag. Ich hatte mich auf's Bett gelegt und wollte eben einſchlafen, da bemerkte ich, daß ſie ſich mir leiſe näherte und mich ſcharf betrachtete, ob ich ſchon ſchliefe. Ich ſchloß die Augen feſter, da nahm ſie aus meiner über den Stuhl gehängten Weſte den Schlüſſel, öffnete den Secretär, griff nach einer Goldrolle, ſchloß wieder zu und trug den Schlüſſel zurück. Ich entſetzte mich, doch ich hielt an mich, um ſie nicht zu ſtören, ſie verließ das Zimmer, ich ſchlich ihr auf den Zehen nach. Sie ſtieg zum oberſten Boden hinauf und warf die Goldrolle in eine alte Kiſte hinein, die noch vom Großvater her leer da ſteht, dann ſah ſie ſich ſcheu nach allen Seiten um und eilte, ohne mich zu bemerken, wieder fort. Ich zündete einen Wachsſtock an und durchſuchte die Kiſte, da fand ich die Spielpuppe meiner jüngſten Tochter, ein Paar Pantoffeln der Magd, ein Handlungsbuch, Briefe und leider, oder Gott Lob, wie ſoll ich ſagen, ganz unten auch die Juwelen!

Klara. O meine arme Mutter! Es iſt doch zu ſchändlich!

Wolfram. Gott weiß, ich würde den Schmuck darum geben, könnt' ich ungeſchehen machen, was geſchehen iſt! Aber nicht ich bin Schuld! Daß mein Verdacht, bei aller Achtung vor Ihrem Vater, auf Ihren Bruder fiel, war natürlich, er hatte den

Secretär polirt, und mit ihm waren die Juwelen verſchwunden, ich bemerkte es faſt augenblicklich, denn ich mußte aus dem Fach, worin ſie lagen, Papiere herausnehmen. Doch es fiel mir nicht ein, gleich ſtrenge Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen, ich theilte die Sache nur vorläufig dem Gerichtsdiener Adam mit und erſuchte ihn, ganz in der Stille Nachforſchungen anzuſtellen, aber dieſer wollte von keiner Schonung wiſſen, er erklärte mir, er müſſe und werde den Fall auf der Stelle anzeigen, denn Ihr Bruder ſei ein Säufer und Schuldenmacher, und er gilt bei dem Bürgermeiſter leider ſo viel, daß er durchſetzen kann, was er will. Der Mann ſcheint bis auf's Aeußerſte gegen Ihren Vater aufgebracht zu ſein, ich weiß nicht, warum, es war nicht möglich, ihn zu beſchwichtigen, er hielt ſich die Ohren zu, und rief, als er fortrannte: wenn Er mir den Schmuck geſchenkt hätte, ich wäre nicht ſo vergnügt, wie jetzt!

Klara. Der Gerichtsdiener hat im Wirthshaus einmal ſein Glas neben das meines Vaters auf den Tiſch geſtellt und ihm dabei zugenickt, als ob er ihn zum Anſtoßen auffordern wolle. Da hat mein Vater das ſeinige weggenommen und geſagt: Leute im rothen Rock mit blauen Aufſchlägen mußten ehemals aus Gläſern mit hölzernen Füßen trinken, auch mußten ſie draußen vor dem Fenſter, oder, wenn's regnete, vor der Thür ſtehen bleiben und beſcheiden den Hut abziehen, wenn der Wirth ihnen den Trunk reichte; wenn ſie aber ein Gelüſten trugen, mit Jemandem anzuſtoßen, ſo warteten ſie, bis der Gevatter Fallmeiſter vorüber kam. Gott! Gott! Was iſt Alles möglich auf der Welt! Das hat meine Mutter mit einem jähen Tode bezahlen müſſen!

Wolfram. Man ſoll Keinen reizen und die Schlimmen am wenigſten! Wo iſt Ihr Vater?

Klara. Im Gebirg beim Holzhändler.

Wolfram. Ich reite hinaus und ſuch' ihn auf. Beim Bürgermeiſter war ich ſchon, leider traf ich ihn nicht daheim, ſonſt würde Ihr Bruder ſchon hier ſein, aber der Secretär hat ſogleich einen Boten abgefertigt, Sie wird ihn noch vor Abend ſehen. (Ab.)

Vierte Scene.

Klara (allein). Nun ſollt' ich mich freuen! Gott, Gott! Und ich kann Nichts denken, als: nun biſt Du's allein! Und doch iſt mir zu Muth, als müſſe mir gleich etwas einfallen, das Alles wieder gut macht!

Fünfte Scene.

Der Secretär (tritt ein). Guten Tag!

Klara (hält ſich an einem Stuhl, als ſollte ſie umfallen). Der! O, wenn der nicht zurückgekommen wäre —

Secretär. Der Vater iſt nicht zu Hauſe?

Klara. Nein!

Secretär. Ich bringe eine fröhliche Botſchaft. Ihr Bruder — Nein, Klara, ich kann in dieſem Ton nicht mit Dir reden, mir däucht, Tiſche, Stühle, Schränke, all' die alten Bekannten, — Guten Tag, Du! (er nickt einem Schrank zu) Wie gehts? Du haſt Dich nicht verändert! — um die wir als Kinder ſo oft herumgehüpft ſind, werden die Köpfe zuſammenſtecken, und den Narren ausſpotten, wenn ich nicht ſchnell einen anderen anſchlage. Ich muß Du zu Dir ſagen, wie ehemals, wenn's Dir nicht gefällt, ſo denke: der große Junge träumt, ich will ihn aufwecken und vor ihn hintreten und mich (mit Geberden) hoch aufrichten, damit er ſieht, daß er kein kleines Kind mehr vor ſich hat, — das war Dein Maaß im elften Jahr! (er deutet auf einen Schrammſtrich in der Thür) — ſondern ein gehörig erwachſenes Mädchen, das den Zucker auch dann erreichen kann, wenn er auf den Schrank geſtellt wird. Du weißt doch noch? Das war der Platz, die feſte Burg, wo er auch unverſchloſſen vor uns ſicher war. Wir vertrieben uns, wenn er dort ſtand, die Zeit gewöhnlich mit Fliegenklatſchen, weil wir den Fliegen, die luſtig ab- und zuflogen, das unmöglich gönnen konnten, was wir ſelbſt nicht zu erlangen wußten.

Klara. Ich dächte, man vergäße ſolche Dinge, wenn man hundert und tauſend Bücher durchſtudiren müßte.

Secretär. Man vergißt's auch! Freilich, was vergißt man nicht über Juſtinian und Gajus! Die Knaben, die ſich ſo hartnäckig gegen das A. B. C. wehren, wiſſen wohl, warum: ſie haben eine Ahnung davon, daß, wenn ſie ſich nur mit der Fibel nicht einlaſſen, ſie mit der Bibel nie Händel bekommen können! Aber ſchändlich genug, man verführt die unſchuldigen Seelen, man zeigt ihnen hinten den rothen Hahn mit dem Korb voll Eier, da ſagen ſie von ſelbſt: Ah! und nun iſt kein Haltens mehr, nun geht's reißend ſchnell bergunter bis zum Z., und ſo weiter und weiter, bis ſie auf einmal mitten im Corpus juris ſind und mit Grauſen inne werden, in welche Wildniß die verfluchten vierundzwanzig Buchſtaben, die ſich Anfangs im luſtigen Tanz nur zu wohlſchmeckenden und wohlriechenden Worten, wie Kirſche und Roſe zuſammenſtellten, ſie hineingelockt haben!

Klara. Und wie wird's dann gemacht? (abweſend, ohne allen Antheil).

Secretär. Darin ſind die Temperamente verſchieden. Einige arbeiten ſich durch. Die kommen gewöhnlich in drei bis vier Jahren wieder an's Tagslicht, ſind dann aber etwas mager und blaß, das muß man ihnen nicht übel nehmen. Zu dieſen gehöre ich. Andere legen ſich in der Mitte des Waldes nieder, ſie wollen bloß ausruhen, aber ſie ſtehen ſelten wieder auf. Ich habe ſelbſt einen Bekannten, der nun ſchon drei Jahre im Schatten der Lex Julia ſein Bier trinkt, er hat ſich den Platz des Namens wegen ausgeſucht, der ruft ihm angenehme Erinnerungen zurück. Noch Andere werden desparat und kehren um. Die ſind die Dümmſten, denn man läßt ſie nur unter der Bedingung aus dem einen Dickigt heraus, daß ſie ſich ſpornſtreichs wieder in ein anderes hinein begeben. Und da gibt's einige, die noch ſchrecklicher ſind, die gar kein Ende haben! (Für ſich.) Was man Alles ſchwätzt, wenn man Etwas auf dem Herzen hat, und es nicht heraus zu bringen weiß!

Klara. Alles iſt heute luſtig und munter, das macht der ſchöne Tag!

Secretär. Ja, bei ſolchem Wetter fallen die Eulen aus dem Neſt, die Fledermäuſe bringen ſich um, weil ſie fühlen, daß der Teufel ſie gemacht hat, der Maulwurf bohrt ſich ſo tief in die Erde ein, daß er den Weg zurück nicht mehr findet und jämmerlich erſticken muß, wenn er ſich nicht bis zur anderen Seite durchfrißt und in Amerika wieder zum Vorſchein kommt. Heute thut jede Korn-Aehre einen doppelten Schuß, und jede Mohnblume wird noch einmal ſo roth, wie ſonſt, wenn auch nur aus Schaam, daß ſie's noch nicht iſt. Soll der Menſch zurückbleiben? Soll er den lieben Gott um den einzigen Zins betrügen, den ſeine Welt ihm abwirft, um ein fröhlich Geſicht und um ein helles Auge, das all die Herrlichkeit abſpiegelt und verklärt zurück gibt? Wahrhaftig, wenn ich des Morgens dieſen oder jenen Hocker aus ſeiner Thür hervorſchleichen ſehe, die Stirn in Falten heraufgezogen und den Himmel anglotzend, wie einen Bogen Löſchpapier, dann denk' ich oft: es gibt gleich Regen, Gott muß, er kann nicht umhin, den Wolken Vorhang niederlaſſen, um ſich nur über die Fratze nicht zu ärgern. Man ſollte die Kerl's als Hintertreiber von Luſtparthieen, als Verderber des Erntewetters, vor Gericht belangen können. Wodurch willſt Du denn für das Leben danken, als dadurch, daß Du lebſt? Jauchze Vogel, ſonſt verdienſt du die Kehle nicht!

Klara. Ach, das iſt ſo wahr, ſo wahr — ich könnte gleich zu weinen anfangen!

Secretär. Es iſt nicht gegen Dich geſagt, daß Du ſeit acht Tagen ſchwerer athmeſt, wie ſonſt, begreif' ich wohl, ich kenne Deinen Alten. Aber Gott Lob, ich kann Deine Bruſt wieder frei machen, und eben darum bin ich hier. Du wirſt Deinen Bruder noch heut Abend wieder ſehen, und nicht auf ihn, ſondern auf die Leute, die ihn in's Gefängniß geworfen haben, wird man mit Fingern zeigen. Verdient das einen Kuß, einen ſchweſterlichen, wenn's denn kein anderer ſein darf? Oder wollen wir Blindekuh darum ſpielen? Wenn ich Dich nicht in zehn Minuten haſche, ſo geh' ich leer aus, und bekomm' noch einen Backenſtreich obendrein.

Klara (für ſich). Mir iſt, als wär' ich auf einmal tauſend Jahr alt geworden, und nun ſtünde die Zeit über mir ſtill, ich kann nicht zurück und auch nicht vorwärts. O, dieſer feſtgenagelte Sonnenſchein und all die Heiterkeit um mich her!

Secretär. Du antworteſt mir nicht. Freilich, das vergaß ich, Du biſt Braut! O Mädchen, warum haſt Du mir das gethan! Und doch — habe ich ein Recht, mich zu beklagen? Sie iſt, wie alles Liebe und Gute, alles Liebe und Gute hätte mich an ſie erinnern ſollen, dennoch war ſie Jahrelang für mich, wie nicht mehr in der Welt. Dafür hat ſie — Wär's nur wenigſtens ein Kerl, vor dem man die Augen niederſchlagen müßte! Aber dieſer Leonhard —

Klara (plötzlich, wie ſie den Namen hört). Ich muß zu ihm — Das iſt's ja, ich bin nicht mehr die Schweſter eines Diebes — o Gott, was will ich denn noch? Leonhard wird und muß — Er braucht ja bloß kein Teufel zu ſein, und Alles iſt, wie vorher!

(Schaudernd). Wie vorher! (Zum Secretär). Nimm's nicht übel, Friedrich! — Warum werden mir die Beine auf einmal ſo ſchwer!

Secretär. Du willſt —

Klara. Zu Leonhard, wohin denn ſonſt! Nur den einen Weg hab' ich auf dieſer Welt noch zu machen!

Secretär. So liebſt Du ihn? Dann —

Klara (wild). Lieben? Er oder der Tod! Wundert's wen, daß ich ihn wähle? Ich thät's nicht, dächt' ich an mich allein!

Secretär. Er oder der Tod? Mädchen, ſo ſpricht die Verzweiflung, oder —

Klara. Mach' mich nicht raſend! Nenne das Wort nicht mehr! Dich! Dich lieb' ich! Da! Da! Ich ruf's Dir zu, als ob ich ſchon jenſeits des Grabes wandelte, wo Niemand mehr roth wird, wo ſie Alle nackt und frierend an einander vorbeiſchleichen, weil Gottes furchtbar heilige Nähe in Jedem den Gedanken an die Anderen bis auf die Wurzel weggezehrt hat!

Secretär. Mich? Noch immer mich? Klara, ich hab's geahnt, als ich Dich draußen im Garten ſah!

Klara. Haſt Du? O, der Andere auch! (Dumpf, als ob ſie allein wäre.) Und er trat vor mich hin! Er oder Ich! O, mein Herz, mein verfluchtes Herz!

Um ihm, um mir ſelbſt zu beweiſen, daß es nicht ſo ſei, oder um's zu erſticken, wenn's ſo wäre, that ich, was mich jetzt — (in Thränen ausbrechend) Gott im Himmel, ich würde mich erbarmen, wenn ich Du wäre, und Du ich!

Secretär. Klara, werde mein Weib! Ich kam zu Dir, um Dir noch einmal auf die alte Weiſe in's Auge zu ſehen. Hätteſt Du den Blick nicht verſtanden, ich würde mich, ohne zu reden, wieder entfernt haben. Jetzt biet' ich Dir Alles an, was ich bin, und was ich habe. Es iſt wenig, aber es kann mehr werden. Längſt wäre ich hier geweſen, doch Deine Mutter war krank, dann ſtarb ſie.

Klara (lacht wahnſinnig).

Secretär. Faſſe Muth, Mädchen. Der Menſch hat Dein Wort. Das ängſtigt Dich. Und freilich iſt's verflucht. Wie konnteſt Du —

Klara. O frag' noch, was Alles zuſammen kommt, um ein armes Mädchen verrückt zu machen. Spott und Hohn von allen Seiten, als Du auf die Academie gezogen warſt und Nichts mehr von Dir hören ließeſt. Die denkt noch an den! — Die glaubt, daß Kindereien ernſthaft gemeint waren! — Erhält ſie Briefe? — Und dann die Mutter! Halte Dich zu Deines Gleichen! Hochmuth thut nimmer gut! Der Leonhard iſt doch recht brav, Alle wundern ſich, daß Du ihn über die Achſel anſiehſt. Dazu mein eignes Herz. Hat er Dich vergeſſen, zeig' ihm, daß auch Du — o Gott!

Secretär. Ich bin Schuld. Ich fühl's. Nun, was ſchwer iſt, iſt darum nicht unmöglich. Ich ſchaff' Dir Dein Wort zurück. Vielleicht —

Klara. O, mein Wort — da! (Sie wirft ihm Leonhards Brief hin.)

Secretär (lieſ't). Ich als Caſſirer — Dein Bruder — Dieb — ſehr leid — aber ich kann nicht umhin, aus Rückſicht auf mein Amt — — (Zu Klara.) Das ſchrieb er Dir denſelben Tag, wo Deine Mutter ſtarb? Er bezeugt Dir ja zugleich ſein Beileid über ihren jähen Tod!

Klara. Ich glaube, ja!

Secretär. Daß Dich! Lieber Gott, die Katzen, Schlangen und ſonſtigen Scheuſale, die Dir bei der Schöpfung ſo zwiſchen den Fingern durchgeſchlüpft ſind, haben Beelzebubs Wohlgefallen erregt, er hat ſie Dir nachgemacht, aber er hat ſie beſſer herausgeputzt, wie Du, er hat ſie in Menſchenhaut geſteckt, und nun ſtehen ſie mit Deinen Menſchen in Reih und Glied und man erkennt ſie erſt, wenn ſie kratzen und ſtechen! (Zu Klara.) Aber es iſt ja gut, es iſt ja vortrefflich! (Er will ſie umarmen.) Komm! Für ewig! Mit dieſem Kuß —

Klara (ſinkt an ihn). Nein, nicht für ewig, nur daß ich nicht umfalle, aber keinen Kuß!

Secretär. Mädchen, Du liebſt ihn nicht, Du haſt Dein Wort zurück —

Klara (dumpf, ſich wieder aufrichtend). Und ich muß doch zu ihm, ich muß mich auf Knieen vor ihm niederwerfen und ſtammeln: ſieh die weißen Haare meines Vaters an, nimm mich!

Secretär. Unglückliche, verſteh' ich Dich?

Klara. Ja!

Secretär. Darüber kann kein Mann weg! Vor dem Kerl, dem man in's Geſicht ſpucken mögte, die Augen niederſchlagen müſſen? (Er preßt Klara wild an ſich.) Aermſte! Aermſte!

Klara. Geh' nun, geh!

Secretär (für ſich, brütend). Oder man müßte den Hund, der's weiß, aus der Welt wegſchießen! Daß er Muth hätte! Daß er ſich ſtellte! Daß man ihn zwingen könnte! Um's Treffen wär' mir nicht bange!

Klara. Ich bitte Dich!

Secretär (indem er geht). Wenn's dunkel wird! (Er kehrt wieder um und faßt Klaras Hand.) Mädchen, Du ſtehſt vor mir — — (Er wendet ſich ab.) Tauſende ihres Geſchlechts hätten's klug und liſtig verſchwiegen, und es erſt dem Mann in einer Stunde ſüßer Vergeſſenheit in Ohr und Seele geſchmeichelt! Ich fühle, was ich Dir ſchuldig bin! (Ab.)

Sechſte Scene.

Klara (allein). Zu! Zu, mein Herz! Quetſch' Dich in Dich ein, daß auch kein Blutstropfe mehr heraus kann, der in den Adern das gefrierende Leben wieder entzünden will. Da hatte ſich wieder was, wie eine Hoffnung in Dir aufgethan! Jetzt erſt merk' ich's! (Lächelnd.) Nein, darüber kann kein Mann weg! Und wenn — Könnteſt Du ſelbſt darüber hinweg? Hätteſt Du den Muth eine Hand zu faſſen, die — Nein, nein, dieſen ſchlechten Muth hätteſt Du nicht! Du müßteſt Dich ſelbſt einriegeln in Deine Hülle, wenn man Dir von außen die Thür öffnen wollte — Du biſt für ewig — O, daß das ausſetzt, daß das nicht immer ſo fortbohrt, daß zuweilen ein Aufhören iſt! Nur darum dauert's lange! Der Gequälte glaubt auszuruhen, weil der Quäler einhalten muß, um Odem zu ſchöpfen; es iſt ein Aufathmen, wie des Ertrinkenden auf den Wellen, wenn der Strudel, der ihn hinunterzieht, ihn noch einmal wieder ausſpeit, um ihn gleich wieder auf's Neue zu faſſen, er hat Nichts davon, als den zwiefachen Todeskampf!

Nun, Klara? Ja, Vater, ich gehe, ich gehe! Deine Tochter wird Dich nicht zum Selbſtmord treiben! Ich bin bald das Weib des Menſchen, oder — Gott, nein! Ich bettle ja nicht um ein

Glück, ich bettle um mein Elend, um mein tiefſtes Elend — mein Elend wirſt Du mir geben! Fort — wo iſt der Brief? (Sie nimmt ihn.) Drei Brunnen triffſt du auf dem Weg zu ihm — Daß du mir an Keinem ſtehen bleibſt! Noch haſt Du nicht das Recht dazu! (Ab.)

Dritter Act.

Zimmer bei Leonhard.

Erſte Scene.

Leonhard (an einem Tiſch mit Acten, ſchreibend). Das wäre nun der ſechſte Bogen nach Tiſch! Wie fühlt ſich der Menſch, wenn er ſeine Pflicht thut! Jetzt könnte mir in die Thür treten, wer wollte, und wenn's der König wäre — ich würde aufſtehen, aber ich würde nicht in Verlegenheit gerathen! Einen nehm' ich aus, das iſt der alte Tiſchler! Aber im Grunde kann auch der mir wenig machen! Die arme Klara! Sie dauert mich, ich kann nicht ohne Unruhe an ſie denken! Daß der eine verfluchte Abend nicht wäre! Es war in mir wirklich mehr die Eiferſucht, als die Liebe, die mich zum Raſen brachte, und ſie ergab ſich gewiß nur darein, um meine Vorwürfe zu widerlegen, denn ſie war kalt gegen mich, wie der Tod. Ihr ſtehen böſe Tage bevor, nun, auch ich werde noch viel Verdruß haben! Trage Jeder das Seinige! Vor allen Dingen die Sache mit dem kleinen Buckel nur recht feſt gemacht, damit die mir nicht entgeht, wenn das Gewitter ausbricht! Dann hab' ich den Bürgermeiſter auf meiner Seite, und brauche vor Nichts bange zu ſein!

Zweite Scene.

Klara (tritt ein). Guten Abend, Leonhard!

Leonhard. Klara? (Für ſich.) Das hätt' ich nun nicht mehr erwartet! (Laut.) Haſt Du meinen Brief nicht erhalten? Doch — Du kommſt vielleicht für Deinen Vater und willſt die Steuer bezahlen! Wie viel iſt es nur? (In einem Journal blätternd.) Ich ſollte es eigentlich aus dem Kopf wiſſen!

Klara. Ich komme, um Dir Deinen Brief zurück zu geben! Hier iſt er! Lies ihn noch einmal!

Leonhard (lieſ't mit großem Ernſt). Es iſt ein ganz vernünftiger Brief! Wie kann ein Mann, dem die öffentlichen Gelder anvertraut ſind, in eine Familie heirathen, zu der (er verſchluckt ein Wort) zu der Dein Bruder gehört?

Klara. Leonhard!

Leonhard. Aber vielleicht hat die ganze Stadt Unrecht? Dein Bruder ſitzt nicht im Gefängniß?

Er hat nie im Gefängniß geſeſſen? Du biſt nicht die Schweſter eines — Deines Bruders?

Klara. Leonhard, ich bin die Tochter meines Vaters, und nicht als Schweſter eines unſchuldig Verklagten, der ſchon wieder freigeſprochen iſt, denn das iſt mein Bruder, nicht als Mädchen, das vor unverdienter Schande zittert, denn (halb laut) ich zittre noch mehr vor Dir, nur als Tochter des alten Mannes, der mir das Leben gegeben hat, ſtehe ich hier!

Leonhard. Und Du willſt?

Klara. Du kannſt fragen? O, daß ich wieder gehen dürfte! Mein Vater ſchneidet ſich die Kehle ab, wenn ich — heirathe mich!

Leonhard. Dein Vater —

Klara. Er hat's geſchworen! Heirathe mich!

Leonhard. Hand und Hals ſind nahe Vettern. Sie thun einander Nichts zu Leide! Mach' Dir keine Gedanken!

Klara. Er hat's geſchworen — heirathe mich, nachher bring' mich um, ich will Dir für das Eine noch dankbarer ſein, wie für das Andere!

Leonhard. Liebſt Du mich? Kommſt Du, weil Dich Dein Herz treibt? Bin ich der Menſch, ohne den Du nicht leben und ſterben kannſt?

Klara. Antworte Dir ſelbſt!

Leonhard. Kannſt Du ſchwören, daß Du mich liebſt? Daß Du mich ſo liebſt, wie ein Mädchen den Mann lieben muß, der ſich auf ewig mit ihr verbinden ſoll?

Klara. Nein, das kann ich nicht ſchwören! Aber dies kann ich ſchwören: ob ich Dich liebe, ob ich Dich nicht liebe, nie ſollſt Du's erfahren! Ich will Dir dienen, ich will für Dich arbeiten, und zu eſſen ſollſt Du mir Nichts geben, ich will mich ſelbſt ernähren, ich will bei Nachtzeit nähen und ſpinnen für andere Leute, ich will hungern, wenn ich Nichts zu thun habe, ich will lieber in meinen eig'nen Arm hinein beißen, als zu meinem Vater gehen, damit er Nichts merkt. Wenn Du mich ſchlägſt, weil Dein Hund nicht bei der Hand iſt, oder weil Du ihn abgeſchafft haſt, ſo will ich eher meine Zunge verſchlucken, als ein Geſchrei ausſtoßen, das den Nachbaren verrathen könnte, was vorfällt. Ich kann nicht verſprechen, daß meine Haut die Striemen Deiner Geißel nicht zeigen ſoll, denn das hängt nicht von mir ab, aber ich will lügen, ich will ſagen, daß ich mit dem Kopf gegen den Schrank gefahren, oder daß ich auf dem Eſtrich, weil er zu glatt war, ausgeglitten bin, ich will's thun, bevor noch Einer fragen kann, woher die blauen Flecke rühren. Heirathe mich — ich lebe nicht lange. Und wenn's Dir doch zu lange dauert, und Du die Koſten der Scheidung nicht aufwenden magſt, um von mir los zu kommen, ſo kauf' Gift aus der Apotheke, und ſtell's hin, als ob's für Deine Ratten wäre, ich will's, ohne daß Du auch nur zu winken brauchſt, nehmen und im Sterben zu den Nachbaren ſagen, ich hätt's für zerſtoßenen Zucker gehalten!

Leonhard. Ein Menſch, von dem Du dies Alles erwarteſt, überraſcht Dich doch nicht, wenn er nein ſagt?

Klara. So ſchaue Gott mich nicht zu ſchrecklich an, wenn ich komme, ehe er mich geruſen hat! Wär's um mich allein — ich wollt's ja tragen, ich wollt's geduldig hinnehmen, als verdiente Straſe [illegible], ich weiß nicht was, wenn die Welt mich in meinem Elend mit Füßen träte, ſtatt mir beizuſtehen, ich wollte mein Kind, und wenn's auch die Züge dieſes Menſchen trüge, lieben, ach, und ich wollte vor der armen Unſchuld ſo viel weinen, daß es, wenn's älter und klüger würde, ſeine Mutter gewiß nicht verachten, noch ihr fluchen ſollte. Aber ich bin's nicht allein, und leichter ſind' ich am jüngſten Tag noch eine Antwort auf des Richters Frage: warum haſt Du Dich Selbſt umgebracht? als auf die: warum haſt Du Deinen Vater ſo weit getrieben?

Leonhard. Du ſprichſt, als ob Du die Erſte und Letzte wärſt! Tauſende haben das vor Dir durch gemacht, und ſie ergaben ſich darein, Tauſende werden nach Dir in den Fall kommen und ſich in ihr Schickſal finden: ſind die alle Nickel, daß Du Dich für Dich allein in die Ecke ſtellen willſt? Die hatten auch Väter, die ein Schock neue Flüche erfanden, als ſie's zuerſt hörten, und von Mord und Todtſchlag ſprachen; nachher ſchämten ſie ſich, und thaten Buße für ihre Schwüre und Gottesläſterungen, ſie ſetzten ſich hin und wiegten das Kind, oder wedelten ihm die Fliegen ab!

Klara. O ich glaub's gern, daß Du nicht begreifſt, wie irgend Einer in der Welt ſeinen Schwur halten ſollte!

Dritte Scene.

Ein Knabe (tritt ein). Da ſind Blumen! Ich ſoll nicht ſagen, wovon.

Leonhard. Ei, die lieben Blumen! (Schlägt ſich vor die Stirn.) Teufel! Teufel! Das iſt dumm! Ich hätte welche ſchicken ſollen! Wie hilft man ſich da heraus! Auf ſolche Dinge verſteh' ich mich ſchlecht, und die Kleine nimmt's genau, ſie hat an nichts Anderes zu denken! (Er nimmt die Blumen.) Alle behalt' ich ſie aber nicht! (Zu Klara.) Nicht wahr, die da bedeuten Reue und Schaam? Haſt Du mir das nicht einmal geſagt?

Klara (nickt).

Leonhard (zum Knaben). Merk' Dir's, Junge, die ſind für mich, ich ſtecke ſie an, ſiehſt Du, hier, wo das Herz iſt! Dieſe, die dunkelrothen, die wie ein düſteres Feuer brennen, trägſt Du zurück. Verſtehſt Du? Wenn meine Aepfel reif ſind, kannſt Du Dich melden!

Knabe. Das iſt noch lange hin! (Ab.)

Vierte Scene.

Leonhard. Ja, ſiehſt Du, Klara, Du ſprachſt von Worthalten. Eben weil ich ein Mann von Wort bin, muß ich Dir antworten, wie ich Dir geantwortet habe. Dir ſchrieb ich vor acht Tagen ab, Du kannſt es nicht läugnen, der Brief liegt da. (Er reicht ihr den Brief, ſie nimmt ihn mechaniſch.) Ich hatte Grund, Dein Bruder — Du ſagſt, er iſt frei geſprochen, es freut mich! In dieſen acht Tagen knüpfte ich ein neues Verhältniß an; ich hatte das Recht dazu, denn Du haſt nicht zur rechten Zeit gegen meinen Brief proteſtirt, ich war frei in meinem Gefühl, wie vor dem Geſetz. Jetzt kommſt Du, aber ich habe ſchon ein Wort gegeben und eins empfangen, ja — (für ſich) ich wollt', es wär ſo — die Andere iſt ſchon mit Dir in gleichem

Fall, Du dauerſt mich, (er ſtreicht ihr die Locken zurück, ſie läßt es geſchehen, als ob ſie es gar nicht bemerkte) aber Du wirſt einſehen — mit dem Bürgermeiſter iſt nicht zu ſpaßen!

Klara (wie geiſtesabweſend). Nicht zu ſpaßen!

Leonhard. Siehſt Du, Du wirſt vernünftig! Und was Deinen Vater betrifft, ſo kannſt Du ihm keck in's Geſicht ſagen, daß er allein Schuld iſt! Starre mich nicht ſo an, ſchüttle nicht den Kopf, es iſt ſo, Mädchen, es iſt ſo! Sag's ihm nur, er wird's ſchon verſtehen und in ſich gehen, ich bürge Dir dafür! (Für ſich.) Wer die Ausſteuer ſeiner Tochter wegſchenkt, der muß ſich nicht wundern, daß ſie ſitzen bleibt. Wenn ich daran denke, ſo ſteift ſich mir ordentlich der Rücken, und ich könnte wünſchen, der alte Kerl wäre hier, um eine Lection in Empfang zu nehmen. Warum muß ich grauſam ſein? Nur weil er ein Thor war! Was auch daraus entſteht, er hat's zu verantworten, das iſt klar! (Zu Klara.) Oder willſt Du, daß ich ſelbſt mit ihm rede? Dir zu Liebe will ich ein blaues Auge wagen und zu ihm gehen! Er kann grob gegen mich werden, er kann mir den Stiefelknecht an den Kopf werfen, aber er wird die Wahrheit, trotz des Bauchgrimmens, das ſie ihm verurſacht, hinunter knirſchen und Dich in Ruhe laſſen müſſen. Verlaß' Dich darauf! Iſt er zu Hauſe?

Klara (richtet ſich hoch auf). Ich danke Dir! (Will gehen.)

Leonhard. Soll ich Dich hinüber begleiten? Ich habe den Muth!

Klara. Ich danke Dir, wie ich einer Schlange danken würde, die mich umknotet hätte und mich von ſelbſt wieder ließe und fort ſpränge, weil eine andere Beute ſie lockte. Ich weiß, daß ich gebiſſen bin, ich weiß, daß ſie mich nur läßt, weil es ihr nicht der Mühe werth ſcheint, mir das Bischen Mark aus den Gebeinen zu ſaugen, aber ich danke ihr doch, denn nun hab' ich einen ruhigen Tod. Ja, Menſch, es iſt kein Hohn, ich danke Dir, mir iſt, als hätt' ich durch Deine Bruſt bis in den Abgrund der Hölle hinunter geſehen, und was auch in der furchtbaren Ewigkeit mein Loos ſei, mit Dir hab' ich Nichts mehr zu ſchaffen, und das iſt ein Troſt! Und wie der Unglückliche, den ein Wurm geſtochen hat, nicht geſcholten wird, wenn er ſich in Schauder und Ekel die Adern öffnet, damit das vergiftete Leben ſchnell ausſtrömen kann, ſo wird die ewige Gnade ſich vielleicht auch mein erbarmen, wenn ſie Dich anſieht, und mich, was Du aus mir gemacht haſt, denn warum könnt' ich's thun, wenn ich's nimmer, nimmer thun dürfte? Nur Eins noch: mein Vater weiß von Nichts, er ahnt Nichts, und damit er nie etwas erfährt, geh' ich noch heute aus der Welt! Könnt' ich denken, daß Du — (ſie thut wild einen Schritt auf ihn zu.) Doch, das iſt Thorheit, Dir kann's ja nur willkommen ſein, wenn ſie Alle ſtehen und die Köpfe ſchütteln und ſich umſonſt fragen: warum das geſchehen iſt!

Leonhard. Es kommen Fälle vor! Was ſoll man thun! Klara!

Klara. Fort von hier! Der Menſch kann ſprechen! (Sie will gehen.)

Leonhard. Meinſt Du, daß ich's Dir glaube?

Klara. Nein!

Leonhard. Du kannſt Gott Lob nicht Selbſtmörderin werden, ohne zugleich Kindes-Mörderin zu werden!

Klara. Beides lieber, als Vater-Mörderin! O ich weiß, daß man Sünde mit Sünde nicht büßt! Aber was ich jetzt thu, das kommt über mich allein! Geb' ich meinem Vater das Meſſer in die Hand, ſo trifft's ihn, wie mich! Mich trifft's immer! Dies gibt mir Muth und Kraft in all meiner Angſt! Dir wird's wohl gehen auf Erden! (Ab.)

Fünfte Scene.

Leonhard (allein). Ich muß! Ich muß ſie heirathen! Und warum muß ich? Sie will einen verrückten Streich begehen, um ihren Vater von einem verrückten Streich abzuhalten: wo liegt die Noth wendigkeit, daß ich den ihrigen durch einen noch verrückteren verhindern muß? Ich kann ſie nicht zugeben, wenigſtens nicht eher, als bis ich denjenigen vor mir ſehe, der mir wieder durch den allerverrückteſten zuvorkommen will, und wenn der eben ſo denkt, wie ich, ſo gibt's kein Ende. Das klingt ganz geſcheut, und doch — Ich muß ihr nach! Da kommt Jemand! Gott ſei Dank, Nichts iſt ſchmählicher, als ſich mit ſeinen eigenen Gedanken abzanken müſſen! Eine Rebellion im Kopf, wo man Wurm nach Wurm gebiert, und Einer den andern frißt oder in den Schwanz beißt, iſt die ſchlimmſte von allen!

Sechſte Scene.

Secretär (tritt ein). Guten Abend!

Leonhard. Herr Secretär? Was verſchafft mir die Ehre —

Secretär. Du wirſt es gleich ſehen!

Leonhard. Du? Wir ſind freilich Schulkameraden geweſen!

Secretär. Und werden vielleicht auch Todeskameraden ſein! (Zieht Piſtolen hervor.) Verſtehſt Du damit umzugehen?

Leonhard. Ich begreife Sie nicht!

Secretär (ſpannt eine). Siehſt Du? So wird's gemacht. Dann zielſt Du auf mich, wie ich jetzt auf Dich, und drückſt ab! So!

Leonhard. Was reden Sie?

Secretär. Einer von uns Beiden muß ſterben! Sterben! Und das ſogleich!

Leonhard. Sterben?

Secretär. Du weißt, warum!

Leonhard. Bei Gott nicht!

Secretär. Thut Nichts, es wird Dir in der Todesſtunde ſchon einfallen!

Leonhard. Auch keine Ahnung —

Secretär. Beſinne Dich! Ich könnte Dich ſonſt für einen tollen Hund halten, der mein Liebſtes gebiſſen hat, ohne ſelbſt etwas davon zu wiſſen, und Dich niederſchießen, wie einen ſolchen, da ich Dich doch noch eine halbe Stunde lang für meines Gleichen gelten laſſen muß!

Leonhard. Sprechen Sie doch nicht ſo laut! Wenn Sie Einer hörte —

Secretär. Könnte mich Einer hören, Du hätteſt ihn längſt gerufen! Nun?

Leonhard. Wenn's des Mädchens wegen iſt, ich kann ſie ja heirathen! Dazu war ich ſchon halb und halb entſchloſſen, als ſie ſelbſt hier war!

Secretär. Sie war hier, und ſie iſt wieder gegangen, ohne Dich in Reue und Zerknirſchung zu ihren Füßen geſehen zu haben? Komm! Komm!

Leonhard. Ich bitte Sie — Sie ſehen einen Menſchen vor ſich, der zu Allem bereit iſt, was Sie vorſchreiben! Noch heut Abend verlobe ich mich mit ihr!

Secretär. Das thu' ich, oder Keiner. Und wenn die Welt daran hinge, nicht den Saum ihres Kleides ſollſt Du wieder berühren! Komm! In den Wald mit mir! Aber wohl gemerkt, ich faß' Dich unter den Arm, und wenn Du unterwegs nur einen Laut von Dir gibſt, ſo — (er erhebt eine Piſtole) Du wirſt mir's glauben! Ohnehin nehmen wir, damit Du nicht in Verſuchung kommſt, den Weg hinten zum Hauſe hinaus durch die Gärten!

Leonhard. Eine iſt für mich — geben Sie mir die.

Secretär. Damit Du ſie wegwerfen, und mich zwingen kannſt, Dich zu morden, oder Dich laufen zu laſſen, nicht wahr? Geduld, bis wir am Platz ſind, dann theil' ich ehrlich mit Dir!

Leonhard (geht und ſtößt aus Verſehen ſein Trinkglas vom Tiſch). Soll ich nicht wieder trinken?

Secretär. Courage, mein Junge, vielleicht geht's gut, Gott und Teufel ſcheinen ſich ja beſtändig um die Welt zu ſchlagen, wer weiß denn, wer gerade Herr iſt! (Faßt ihn unter den Arm. Beide ab.)

Siebente Scene.

Zimmer im Hauſe des Tiſchlers. Abend.

Karl (tritt ein). Kein Menſch daheim! Wüßt' ich das Rattenloch unter der Thürſchwelle nicht, wo ſie den Schlüſſel zu verbergen pflegen, wenn ſie Alle davon gehen, ich hätte nicht hinein können. Nun, das hätte Nichts gemacht! Ich könnte jetzt zwanzig Mal um die Stadt laufen und mir einbilden, es gäbe kein größeres Vergnügen auf der Welt, als die Beine zu brauchen. Wir wollen Licht anzünden! (Er thut's.) Das Feuerzeug iſt noch auf dem alten Platz, ich wette, denn wir haben hier im Hauſe zwei Mal zehn Gebote. Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den vierten! Um halb zehn Uhr muß man müde ſein! Vor Martini darf man nicht frieren, nach Martini nicht ſchwitzen! Das ſteht in einer Reihe mit: Du ſollſt Gott fürchten und lieben! Ich bin durſtig! (Ruft.) Mutter! Pfui! Als ob ich's vergeſſen hätte, daß ſie da liegt, wo auch des Bierwirths Knecht ſein Nußknackermaul nicht mehr mit einem Ja Herr! aufzureißen braucht, wenn er gerufen wird! Ich habe nicht geweint, als ich die Todtenglocke in meinem finſtern

Thurmloch hörte, aber — Rothrock, Du haſt mich auf der Kegelbahn nicht den letzten Wurf thun laſſen, obgleich ich die Boßel ſchon in der Hand hielt, ich laſſe Dir nicht zum letzten Athemzug Zeit, wenn ich Dich allein treffe, und das kann heut Abend noch geſchehen, ich weiß, wo Du um zehn zu finden biſt. Nachher zu Schiff! Wo die Klara bleibt! Ich bin eben ſo hungrig, als durſtig! Heut iſt Donnerſtag, ſie haben Kalbfleiſch Suppe gegeſſen. Wär's Winter, ſo hätt's Kohl gegeben, vor Faſtnacht weißen, nach Faſtnacht grünen! Das ſteht ſo feſt, als daß der Donnerſtag wiederkehren muß, wenn der Mittwoch da geweſen iſt, daß er nicht zum Freitag ſagen kann: geh' Du für mich, ich habe wunde Füße!

Achte Scene.

Klara (tritt ein).

Karl. Endlich? Du ſollteſt auch nur nicht ſo viel küſſen! Wo ſich vier rothe Lippen zuſammenbacken, da iſt dem Teufel eine Brücke gebaut! Was haſt Du da?

Klara. Wo? Was?

Karl. Wo? Was? In der Hand!

Klara. Nichts!

Karl. Nichts? Sind das Geheimniſſe? (Er entreißt ihr Leonhards Brief.) Her damit! Wenn der Vater nicht da iſt, ſo iſt der Bruder Vormund!

Klara. Den Fetzen hab' ich feſt gehalten, und doch geht der Abendwind ſo ſtark, daß er die Ziegel von den Dächern wirft! Als ich an der Kirche vorbei ging, fiel einer dicht vor mir nieder, ſo daß ich mir den Fuß daran zerſtieß. O Gott, dacht' ich, noch einen! und ſtand ſtill! Das wäre ſo ſchön geweſen, man hätte mich begraben und geſagt: ſie hat ein Unglück gehabt! Ich hoffte umſonſt auf den zweiten!

Karl (der den Brief geleſen hat). Donner und — Kerl, den Arm, der das ſchrieb, ſchlag' ich Dir lahm! Hol' mir eine Flaſche Wein! Oder iſt Deine Sparbüchſe leer?

Klara. Es iſt noch eine im Hauſe. Ich hatte ſie heimlich für den Geburtstag der Mutter gekauft und bei Seite geſtellt. Morgen wäre der Tag — (ſie wendet ſich.)

Karl. Gib ſie her!

Klara (bringt den Wein).

Karl (trinkt haſtig). Nun könnten wir denn wieder anfangen. Hobeln, Sägen, Hämmern, dazwiſchen Eſſen, Trinken und Schlafen, damit wir immer fort hobeln, ſägen und hämmern können, Sonntags ein Kniefall obendrein: ich danke Dir, Herr, daß ich hobeln, ſägen und hämmern darf! (Trinkt.) Es lebe jeder brave Hund, der an der Kette nicht um ſich beißt! (Er trinkt wieder.) Und noch einmal: er lebe!

Klara. Karl, trink' nicht ſo viel! Der Vater ſagt, im Wein ſitzt der Teufel!

Karl. Und der Prieſter ſagt, im Wein ſitzt der liebe Gott. (Er trinkt.) Wir wollen ſehen, wer recht hat! Der Gerichtsdiener iſt hier im Hauſe geweſen — wie betrug er ſich?

Klara. Wie in einer Diebsherberge. Die Mutter fiel um und war todt, ſobald er nur den Mund aufgethan hatte!

Karl. Gut! Wenn Du morgen früh hörſt, daß der Kerl erſchlagen gefunden worden iſt, ſo fluche nicht auf den Mörder!

Klara. Karl, Du wirſt doch nicht —

Karl. Bin ich ſein einziger Feind? Hat man ihn nicht ſchon oft angefallen? Es dürfte ſchwer halten, aus ſo Vielen, denen das Stück zuzutrauen wäre, den rechten heraus zu finden, wenn dieſer nur nicht Stock oder Hut auf dem Platz zurück läßt. (Er trinkt.) Wer es auch ſei: auf gutes Gelingen!

Klara. Bruder, Du redeſt —

Karl. Gefällt's Dir nicht? Laß' gut ſein! Du wirſt mich nicht lange mehr ſehen!

Klara (zuſammen ſchaudernd). Nein!

Karl. Nein? Weißt Du's ſchon, daß ich zur See will? Kriechen mir die Gedanken auf der Stirn herum, daß Du ſie leſen kannſt? Oder hat der Alte nach ſeiner Art gewüthet, und gedroht, mir das Haus zu verſchließen? Pah! Das wär' nicht viel anders, als wenn der Gefängnißknecht mir zugeſchworen hätte: Du ſollſt nicht länger im Gefängniß ſitzen, ich ſtoße Dich hinaus in's Freie!

Klara. Du verſtehſt mich nicht!

Karl (ſingt)

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Friſch ſauſ't hinein der Wind!

Ja, wahrhaftig, jetzt hält mich Nichts mehr an der Hobelbank feſt! Die Mutter iſt todt, es gibt Keine mehr, die nach jedem Sturm aufhören würde, Fiſche zu eſſen, und von Jugend auf war's mein Wunſch. Hinaus! Hier gedeih' ich nicht, oder erſt dann, wenn ich's gewiß weiß, daß das Glück dem Muthigen, der ſein Leben auf's Spiel ſetzt, der ihm den Kupfer-Dreier, den er aus dem großen Schatz empfangen hat, wieder hinwirft, um zu ſehen, ob es ihn einſteckt, oder ihn vergoldet zurück gibt, nicht mehr günſtig iſt.

Klara. Und Du willſt den Vater allein laſſen? Er iſt ſechzig Jahr!

Karl. Allein? Bleibſt Du ihm nicht?

Klara. Ich?

Karl. Du! Sein Schooßkind! Was wächſt Dir für Unkraut im Kopf, daß Du fragſt! Seine Freude laß' ich ihm, und von ſeinem ewigen Verdruß wird er befreit, wenn ich gehe, warum ſollt' ich's denn nicht thun? Wir paſſen ein für alle Mal nicht zuſammen, er kann's nicht eng genug um ſich haben, er mögte ſeine Fauſt zumachen und hinein kriechen, ich mögte meine Haut abſtreifen, wie den Kleinkinderrock, wenn's nur ginge! (Singt)

Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geſchwind!

Sag ſelbſt, hat er auch nur einen Augenblick an meiner Schuld gezweifelt? Und hat er in ſeinem überklugen: Das hab' ich erwartet! Das hab' ich immer gedacht! Das konnte nicht anders enden! nicht den gewöhnlichen Troſt gefunden? Wärſt Du's geweſen, er hätte ſich umgebracht! Ich mögt' ihn ſehen, wenn Du ein Weiber Schickſal hätteſt! Es würde ihm ſein, als ob er ſelbſt in die Wochen kommen ſollte! Und mit dem Teufel dazu!

Klara. O, wie das an mein Herz greift! Ja, ich muß fort, fort!

Karl. Was ſoll das heißen?

Klara. Ich muß in die Küche — was wohl ſonſt? (Faßt ſich an die Stirn.) Ja! Das noch! Darum allein ging ich ja noch wieder zu Hauſe! (Ab.)

Karl. Die kommt mir ganz ſonderbar vor! (Singt)

Ein kühner Waſſervogel
Kreiſ't grüßend um den Maſt!

Klara (tritt wieder ein). Das Letzte iſt gethan, des Vaters Abendtrank ſteht am Feuer. Als ich die Küchenthür hinter mir anzog, und ich dachte: Du trittſt nun nie wieder hinein! ging mir ein Schauer durch die Seele. So werd' ich auch aus dieſer Stube gehen, ſo aus dem Hauſe, ſo aus der Welt!

Karl (ſingt, er geht immer auf und ab, Klara hält ſich im Hintergrund).

Die Sonne brennt herunter,
Manch Fiſchlein blank und munter,
Umgaukelt keck den Gaſt!

Klara. Warum thu' ich's denn nicht? Werd' ich's nimmer thun? Werd' ich's von Tag zu Tag aufſchieben, wie jetzt von Minute zu Minute, bis — Gewiß! Darum Fort! — Fort! Und doch bleib' ich ſtehen! Iſt's mir nicht, als ob's in meinem Schooß bittend Hände aufhöbe, als ob Augen — (Sie ſetzt ſich auf einen Stuhl.) Was ſoll das? Biſt Du zu ſchwach dazu? So frag' Dich, ob Du ſtark genug biſt, Deinen Vater mit abgeſchnittener

Kehle — (Sie ſteht auf.) Nein! Nein! — Vater unſer, der Du biſt im Himmel — Geheiliget werde Dein Reich — Gott, Gott, mein armer Kopf — ich kann nicht einmal beten — Bruder! Bruder! — Hilf mir —

Karl. Was haſt Du?

Klara. Das Vaterunſer! (Sie beſinnt ſich.) Mir war, als ob ich ſchon im Waſſer läge, und unterſänke, und hätte noch nicht gebetet! Ich — (Plötzlich.) Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern! Da iſt's! Ja! Ja! ich vergeb' ihm gewiß, ich denke ja nicht mehr an ihn! Gute Nacht, Karl!

Karl. Willſt Du ſchon ſo früh ſchlafen gehen? Gute Nacht!

Klara (wie ein Kind, das ſich das Vaterunſer überhört). Vergieb uns —

Karl. Ein Glas Waſſer könnteſt Du mir noch bringen, aber es muß recht friſch ſein!

Klara (ſchnell). Ich will es Dir vom Brunnen holen!

Karl. Nun, wenn Du willſt, es iſt ja nicht weit!

Klara. Dank! Dank! Das war das Letzte, was mich noch drückte! Die That ſelbſt mußte mich verrathen! Nun werden ſie doch ſagen: ſie hat ein Unglück gehabt! Sie iſt hinein geſtürzt!

Karl. Nimm Dich aber in Acht, das Brett iſt wohl noch immer nicht wieder vorgenagelt!

Klara. Es iſt ja Mondſchein! — O Gott, ich komme nur, weil ſonſt mein Vater käme! Vergib mir, wie ich — Sei mir gnädig — gnädig — (Ab.)

Neunte Scene.

Karl (ſingt)

Wär gern hinein geſprungen,
Da draußen iſt mein Reich!

Ja! aber vorher — (er ſieht nach der Uhr.) Wie viel iſt's? Neun!

Ich bin ja jung von Jahren,
Da iſt's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Zehnte Scene.

Meiſter Anton (tritt ein). Dir hätt' ich etwas abzubitten, aber wenn ich's Dir verzeihe, daß Du heimlich Schulden gemacht haſt, und ſie noch obendrein für Dich bezahle, ſo werd' ich's mir erſparen dürfen!

Karl. Das Eine iſt gut, das Andere iſt nicht nöthig, wenn ich meine Sonntags-Kleider verkaufe, kann ich die Leute, die ein Paar Thaler von mir zu fordern haben, ſelbſt befriedigen, und das werd' ich gleich morgen thun, als Matroſe (für ſich) da iſt's heraus! (laut) brauch ich ſie nicht mehr!

Meiſter Anton. Was ſind das wieder für Reden!

Karl. Er hört ſie nicht zum erſten Mal, aber Er mag mir heute darauf antworten, was Er will, mein Entſchluß ſteht feſt!

Meiſter Anton. Mündig biſt Du, es iſt wahr!

Karl. Eben weil ich's bin, trotz' ich nicht darauf. Aber ich denke, Fiſch und Vogel ſollten ſich nicht darüber ſtreiten, ob's in der Luft oder im Waſſer am beſten iſt. Nur Eins. Er ſieht mich entweder nie wieder, oder er wird mich auf die Schulter klopfen und ſagen: Du haſt recht gethan!

Meiſter Anton. Wir wollen's abwarten. Ich brauche den Geſellen, den ich für Dich eingeſtellt habe, nicht wieder abzulohnen, was iſt's denn weiter?

Karl. Ich dank' Ihm!

Meiſter Anton. Sag' mir, hat der Gerichts-Diener, ſtatt Dich auf dem kürzeſten Weg zum Bürgermeiſter zu führen, Dich wirklich durch die ganze Stadt —

Karl. Straß' auf, Straß' ab, über den Markt, wie den Faſtnachts-Ochſen, aber zweifle Er nicht, auch den werd' ich bezahlen, eh' ich gehe!

Meiſter Anton. Das tadle ich nicht, aber ich verbiet' es Dir!

Karl. Ho!

Meiſter Anton. Ich werde Dich nicht aus den Augen laſſen, und ich ſelbſt, ich würde dem Kerl beiſpringen, wenn Du Dich an ihm vergreifen wollteſt!

Karl. Ich meinte, Er hätte die Mutter auch lieb gehabt.

Meiſter Anton. Ich werd's beweiſen.

Elfte Scene.

Der Secretär (tritt bleich und wankend herein, er drückt ein Tuch gegen die Bruſt). Wo iſt Klara? (Er fällt auf einen Stuhl zurück.) Jeſus! Guten Abend! Gott ſei Dank, daß ich noch her kam! Wo iſt ſie?

Karl. Sie ging zum — Wo bleibt ſie? Ihre Reden — mir wird angſt! (Ab.)

Secretär. Sie iſt gerächt — Der Bube liegt — Aber auch ich bin — Warum das, Gott? — Nun kann ich ſie ja nicht —

Meiſter Anton. Was hat Er? Was iſt mit ihm?

Secretär. Es iſt gleich aus! Geb' Er mir die Hand darauf, daß Er Seine Tochter nicht verſtoßen will — Hört Er, nicht verſtoßen, wenn ſie —

Meiſter Anton. Das iſt eine wunderliche Rede. Warum ſollt' ich ſie denn — Ha, mir gehen die Augen auf! Hätt' ich ihr nicht unrecht gethan?

Secretär. Geb' Er mir die Hand!

Meiſter Anton. Nein! (Steckt beide Hände in die Taſche.) Aber ich werde ihr Platz machen, und ſie weiß das, ich hab's ihr geſagt!

Secretär (entſetzt). Er hat ihr — Unglückliche, jetzt erſt verſteh' ich Dich ganz!

Karl (ſtürzt haſtig herein). Vater, Vater, es liegt Jemand im Brunnen! Wenn's nur nicht —

Meiſter Anton. Die große Leiter her! Haken! Stricke! Was ſäumſt Du? Schnell! Und ob's der Gerichtsdiener wäre!

Karl. Alles iſt ſchon da. Die Nachbarn kamen vor mir. Wenn's nur nicht Klara iſt!

Meiſter Anton. Klara? (Er hält ſich an einem Tiſch.)

Karl. Sie ging, um Waſſer zu ſchöpfen und man fand ihr Tuch.

Secretär. Bube, nun weiß ich, warum Deine Kugel traf. Sie iſt's.

Meiſter Anton. Sieh' doch zu! (Setzt ſich nieder.) Ich kann nicht! (Karl ab.) Und doch! (Steht wieder auf.) Wenn ich Ihn (zum Secretär) recht verſtanden habe, ſo iſt Alles gut.

Karl (kommt zurück). Klara! Todt! Der Kopf gräßlich am Brunnenrand zerſchmettert, als ſie, — Vater ſie iſt nicht hinein geſtürzt, ſie iſt hinein geſprungen, eine Magd hat's geſehen!

Meiſter Anton. Die ſoll ſich's überlegen, eh' ſie ſpricht! Es iſt nicht hell genug, daß ſie das mit Beſtimmtheit hat unterſcheiden können!

Secretär. Zweifelt Er? Er mögte wohl, aber Er kann nicht! Denk' Er nur an das, was Er ihr geſagt hat! Er hat ſie auf den Weg des Todes hinaus gewieſen, ich, ich bin Schuld, daß ſie nicht wieder umgekehrt 'ſt. Er dachte, als er ihren Jammer ahnte, an die Zungen, die hinter ihm herziſcheln würden, aber nicht an die Nichtswürdigkeit der Schlangen, denen ſie angehören, da ſprach er ein Wort aus, das ſie zur Verzweiflung trieb: ich, ſtatt ſie, als ihr Herz in namenloſer Angſt vor mir aufſprang, in meine Arme zu ſchließen, dachte an den Buben, der dazu ein Geſicht ziehen könnte, und — nun, ich bezahl's mit dem Leben, daß ich mich von Einem, der ſchlechter war, als ich, ſo abhängig machte, und auch Er, ſo eiſern Er daſteht, auch Er wird noch einmal ſprechen: Tochter, ich wollte doch, Du hätteſt mir das Kopfſchütteln und Achſelzucken der Phariſäer um mich her nicht erſpart, es beugt mich doch tiefer, daß Du nicht an meinem Sterbebett ſitzen und mir den Angſtſchweiß abtrocknen kannſt!

Meiſter Anton. Sie hat mir Nichts erſpart — man hat's geſehen!

Secretär. Sie hat gethan was ſie konnte — Er war's nicht werth, daß ihre That gelang!

Meiſter Anton. Oder ſie nicht!

(Tumult draußen.)

Karl. Sie kommen mit ihr — (will ab).

Meiſter Anton (feſt, wie bis zu Ende, ruft ihm nach:) In die Hinterſtube, wo die Mutter ſtand!

Secretär. Ihr entgegen! (Will aufſtehen, fällt aber zurück.) O! Karl!

Karl (hilft ihm auf und führt ihn ab).

Meiſter Anton. Ich verſtehe die Welt nicht mehr!

(Er bleibt ſinnend ſtehen.)

* * *

Julia.

Trauerſpiel in drei Acten.

Perſonen:

Tobaldi.
Julia.
Alberto, ein Arzt.
Graf Bertram.
Antonio.
Pietro.
Chriſtoph.
Valentino.

Die Handlung ereignet ſich Anfangs in Italien, dann in Deutſchland.

Erſter Act.

Zimmer im Hauſe Tobaldi's.

Erſte Scene.

Tobaldi. Nun? Noch immer keine Spur?

Valentino. Es iſt unbegreiflich, wo das Fräulein —

Tobaldi. Wer ſpricht vom Fräulein? Kannſt Du es denn nicht behalten, einfältiger Menſch, daß meine Tochter krank zu Bette liegt und dem Tode nahe iſt? Daß —

Valentino. Daß ſie keine ihrer Geſpielinnen ſehen kann, weil die geringſte Erſchütterung die fürchterlichſten Folgen haben würde, daß — — und ſo weiter, o ich habe nichts vergeſſen und weiß, was ich zu antworten habe, wenn ich über die Straße gehe und gefragt werde. Aber ich dächte, hier, unter uns, mit Ihnen allein —

Cobaldi. Und ich ſage Dir: nein und noch einmal nein! Du ſprichſt mit mir, wie mit Anderen, dann macht es Nichts, wenn Du einmal mit Anderen ſprichſt, wie mit mir! — Alſo vom Papagei keine Spur?

Valentino. Nein!

Cobaldi. Das Schickſal trifft mich zu hart! Die Tochter heute und den Papagei morgen — es iſt zu viel für Einen Mann! Du haſt bekannt gemacht, daß demjenigen, der mir den Vogel wieder bringt, eine Belohnung von zehn Ducaten gewiß iſt?

Valentino. Bis jetzt nicht!

Cobaldi. Und warum nicht?

Valentino. Mir däucht, der Schmerz eines Vaters um die Tochter, und alſo auch die Krankheit der Tochter, könnte verdächtig werden, wenn der Vater ſo viel Angſt um einen entflogenen Papagei an den Tag legte.

Cobaldi. Eſel, Du ſollteſt ausbringen, daß die Kranke in ihren Fieberträumen immer nach dem Papagei ſeufze, und daß mir deshalb Alles daran liege, ihn wieder zu bekommen. Das ſollte den Betrug — die Krankheit mein' ich, wahrſcheinlicher machen. Haſt Du mich jetzt verſtanden? Fort denn, und dann auf die Apotheke wegen der neuen Medicin!

Valentino. Um ſie aus dem Fenſter zu gießen, wenn ſie da iſt! Gut! (Ab.)

Zweite Scene.

Tobaldi (allein). Wer hätt' es je gedacht! Entlaufen! Die Tochter einer ſolchen Mutter entlaufen! Und das zwei Tage vor dem Roſenfeſt, wo ſie als Marien Jungfrau — — Gerade, als ob ſie es aller Welt hätte kund thun wollen, mit wie viel Recht ſie erwählt worden ſei. Wer kommt da?

Dritte Scene.

Alberto (tritt ein). Guten Morgen, alter Freund!

Tobaldi. Guten Morgen, Doctor! Du kommſt früh, freilich, freilich, einen gefährlicheren Kranken, wie mein armes Kind, wirſt Du nicht haben, der Tod — Doctor, ich zweifle nicht an Deiner Kunſt, Du ſiehſt es, ich rufe keinen Deiner Collegen herbei, mein Vertrauen in Dich iſt gränzenlos! — aber der Tod iſt ihr gewiß, und ich denke, was meinſt Du, er kommt noch heut, wenn nicht zu Mittag, ſo doch wenigſtens zu Abend!

Alberto. Tobaldi, ich muß dich endlich fragen: wie weit denkſt Du's denn eigentlich zu treiben?

Tobaldi. Wie weit? Nun, wie weit treibt's eine Krankheit mit einem Menſchen, wenn ſie ihn nicht wieder aufkommen läßt? Sie macht Miſt aus ihm, oder wenn Du willſt, Blumen Futter!

Alberto. Als ich an jenem Morgen zu Dir kam, als ich Dich, wie feſtgenagelt, in Deinem Stuhl ſitzen ſah, als Du mich Anfangs gar nicht zu erkennen ſchienſt, dann aber plötzlich aufſprangſt, mir um den Hals fielſt und mich beſchwurſt, Dir beizuſtehen, die Ehre Deines Hauſes zu retten, da — —

Tobaldi. Da benahmſt Du Dich, wie Du Dich immer benommen haſt, ſeit wir mit einander bekannt ſind. Du ſagteſt: ſieh mich doch nur an, ich bin kein Kalender-Heiliger, der ſein Wunder erſt dann verrichtet, wenn man ſich die Hände wund gerungen und den Hals heiſer gebetet hat, ich bin Dein alter Stubenburſch Alberto, der Alles thut, was er kann, ſobald er weiß, was er ſoll!

Alberto. Ich that, was Du verlangteſt, ich — Gott vergebe es mir — ich brachte unſern alten Streit, ob das Lügen unter Umſtänden erlaubt ſei — Du behaupteteſt immer das Gegentheil, Du weißt doch noch? — durch die Praxis auf einmal zu Ende, ich ſchrieb für eine Kranke, die nicht da war, Recepte, ich legte mein Geſicht — es war bei ſo abgehärteten Muskeln keine Kleinigkeit — in theilnahmvolle Falten, ich ging von Haus zu Haus und ſagte — — nun, ich ſagte meine Lection auf! — Aber —

Tobaldi. Aber? dieß Aber erſchreckt mich — Du fandeſt hoffentlich Glauben? Wenigſtens haſt Du's mir verſichert!

Alberto. Nur zu viel, nur zu viel! Noch eben, da ich zu Dir ging — höre, Freund, Du magſt davon denken, was Dir beliebt, aber ich habe ein Herz, und ich kann dafür ſeit fünf Minuten einen beſſeren Beweis aufſtellen, als die Regelmäßigkeit meines Blutumlaufs. Ich mögte durch Lügen nicht gern Nervenfieber ausſäen, obgleich die blanke Ernte davon keinem Andern zuwachſen würde als mir ſelbſt.

Tobaldi. Ich verſtehe Dich nicht!

Alberto. Nicht? Nun, Du weißt, wie der junge Anſelmo Deine Tochter immer — wie nennt man's doch? An Menſchen iſt's mir verhaßt, an Turteltauben kann ich's wohl leiden!

Tobaldi. Aber Julia hat ihn immer fern gehalten!

Alberto. Gleichviel! Der tritt mir eben in den Weg und mit einem Geſicht, — ernſthaft, ich glaube, ich bin ein Schurke, daß ich ſeine ſtumme Frage mit Kopfſchütteln und Achſelzucken beantwortet habe!

Tobaldi. Pah!

Alberto. Ei was, ich las in ſeinen Augen, in ſeinen Mienen — — die Hand konnt' ich nicht erwiſchen, ſo gern ich auch Räderwerk und Zifferblatt zugleich unterſucht hätte, aber ich wette auf einen Puls von Einhundert und fünfzig in der Minute, und es wäre doch arg, wenn wir durch eine erlogene Krankheit eine wirkliche herbeiführten.

Tobaldi. All das kümmert mich nicht! Mir iſt, als lebt' ich unter Pflanzen und Steinen! Sie ſind mir nicht verwandt, das weiß ich jetzt; was geht's mich an, ob ſie verwelken, ob ſie zerbröckeln!

Alberto. Großen Dank!

Tobaldi. Gute Nacht, mein Vater! Träume ſüß! Wenn Du das gehört hätteſt —

Alberto. Und ſelbſt dieſen letzten Abend fiel Dir Nichts an ihr auf?

Tobaldi. Nein! Daß Du's weißt! Den Tag zuvor traf ich ſie mit verweinten Augen bei ihren Blumenſtöcken. Kind, ſagt' ich tröſtend, es geht nicht alle Tage ein Meſſina zu Grunde! Verſtehſt Du mich? ich glaubte, die Erdſtöße, die alle Welt mit Entſetzen erfüllten, hätten ſie ſo erſchreckt. So fern lag mir das Mißtrauen. Folgt daraus, daß ich ein Eſel bin? Oder daß ſie verſchmitzt war, wie keine Zweite? Lebten wir noch in den Zeiten der Kreuzzüge, ich wollte mir einbilden, ſie habe eine Viſion gehabt und ſei ausgezogen, einen Nagel vom Kreuz Chriſti zu ſuchen!

Alberto. Und was denkſt Du denn zu thun?

Tobaldi. Die acht Tage ſind um. Die Friſt, die ich ihr für die freiwillige Zurückkunft beſtimmte, iſt abgelaufen. Sie wird heute ſterben und morgen begraben werden.

Alberto. Biſt Du —

Tobaldi. Auf meinen Diener kann ich mich verlaſſen, ich weiß warum, und Du — nun, das verſteht ſich von ſelbſt!

Alberto. Die Kranke konnteſt Du vor fremden Menſchen verſchließen, die Todte wird man ſehen wollen.

Tobaldi. Das wird Niemand einfallen. Meine Schweſter liegt ſelbſt an ihrem alten Uebel darnieder, und die Nachbarn und guten Freunde werden durch die Furcht ferne gehalten. Ich bat Dich nicht umſonſt um eine anſteckende Krankheit.

Alberto. Bedenke was Du thuſt. Deine Tochter kann noch immer wieder kommen.

Tobaldi. Warum nicht? Jeder Verführer wird ſeiner Beute ſatt, und wenn dann die Thür des Vaterhauſes noch offen ſteht, ſo kehren die lieben Mädchen wohl zurück. Darum eben will ich die meinige bei Zeiten ſchließen. Thäte ſie's dennoch, ſo würd' ich ſie freilich nicht für ein Geſpenſt erklären, aber ich würde ſagen: Madame, Sie haben eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit meinem hingeſchiedenen Kinde, leider können Sie ſich nicht ſelbſt davon überzeugen, denn meine Julia liegt auf St. Lorenzo. Wollen Sie das Epitaphium einmal beſichtigen, ob es nach Ihrem Geſchmack iſt? Auch Blumen habe ich ihr aufs Grab gepflanzt, vielleicht gefällt es Ihnen, ſich eine zu pflücken! (Ruft.) He! Valentino! — Noch nicht da!

Alberto. Du mußt alſo die Mutter Gottes durchaus übertreffen?

Tobaldi. Wie meinſt Du?

Alberto. Sie hatte nur Einen Speer im Herzen. Du haſt daran nicht genug?

Tobaldi. Keine Räthſel!

Alberto. Grimaldi!

Tobaldi. Bring ihn den Raben in Erinnerung, die ſich von ſeinem Fleiſch gemäſtet haben! Schieß einen davon herunter, wenn Du ihn rächen willſt!

Alberto. Wer machte ihn zur Rabenſpeiſe?

Tobaldi. Ich doch wohl nicht?

Alberto. Wer jagte ihn in's Elend?

Tobaldi. Adam, unſer Eltervater, der all die Thorheit auf ihn vererbte, die ihm nach dem Apfelbiß noch übrig blieb!

Alberto. Du verſtehſt mich!

Tobaldi. Nicht ganz! Wenn ein Narr Minen gräbt, bei denen Nichts heraus kommen kann, als daß das Pulver vertheuert wird, iſt es ein Verbrechen, ihn zu ſtören?

Alberto. Wer behauptet das?

Tobaldi. Du, wenn Du glaubſt, mich anklagen zu dürfen, weil ich dieſem hohlen Grimaldi in den Weg trat, als er einen Aufruhr erregen wollte, der vier und zwanzig Stunden gedauert und Jahrelange Verfolgungen nach ſich gezogen hätte. Weißt Du, was ihn trieb? Nicht das letzte Aufathmen des erſtickten Ahnherrn in der Bruſt des erniedrigten verkümmerten Enkels, nicht die Glut einer heiligen Scham, die Manchen unter uns verleiten könnte und auch wohl verleitet — Du weißt, was ich meine, und haſt mich oft genug darum geſcholten — das Unmögliche zu unternehmen, weil wir's nicht aushalten, der Spott der Welt, ja unſerer eigenen Dränger zu ſein! Nein! Die jammervollſte Unfähigkeit, einen Verluſt, wie er wohl Andere auch trifft — ſtarb nicht auch mir eine Frau? — zu ertragen, die eigenſüchtige Raſerei einer unmännlichen Verzweiflung, die Gegenwart und Zukunft eines Volkes Preis geben zu dürfen glaubt, wenn ſie dabei nur großmüthig ein Leben mit auf's Spiel ſetzt, das ihr zur Bürde geworden iſt, und womit ſie Nichts mehr aufzuſtellen weiß. Es gibt Leute, die den Weltuntergang herbei führen mögten, um ſich den Selbſtmord zu erſparen! Als ich ihn einſt aufforderte, blieb er ruhig in ſeinem Winkel ſitzen, denn ihn feſſelte die Unterſuchung, ob die Küſſe eines Weibes mit den Jahren an Süßigkeit gewinnen oder verlieren; hätt' ich aufſtehen ſollen, nun er kam? Der einzige Moment, in dem etwas gelingen konnte, war verſtrichen, denn Napoleon hatte zu donnern aufgehört; nur ein Toller konnte meinen Plan wieder aufnehmen und erwarten, daß ich ihn unterſtützen würde; nur ein Narr konnte darin, daß ich das Gegentheil that, einen Abfall von mir ſelbſt erblicken. Laß die Welt ſich häuten, laß eine neue Zeit kommen: mit wackelndem Kopf und ſchlotternden Knieen werd' ich mich unter ihr Banner reihen. Aber damals, wo Alles ſchlief, wo nicht einmal die Erinnerung mehr wachte, wär's Wahnſinn geweſen!

Alberto. Dennoch hätte ſich wohl ein anderes Mittel gefunden, ihn unſchädlich zu machen, als das, was Du wählteſt! Es war nicht nöthig, daß er geächtet, daß er auf Tod und Leben verfolgt wurde. Ohne das wär' er gewiß nicht ſo weit gekommen, unter die Räuber zu gehen und auf dem Schaffot zu enden!

Tobaldi. Und ich, meinſt Du, hätte in den Abruzzen den Ueberfall nicht erlebt, der Dir das Reiſen an meiner Seite für immer verleidete, und durch den er mir ſeinen Dank für eine Sünde abtrug, die ich nie an ihm beging!

Alberto. Die Du nie an ihm begingſt?

Tobaldi. Nein! Ich drohte ihm, als er durchaus nicht dahin zu bringen war, in ſeine Vaterſtadt und in ſein Haus zurück zu kehren, allerdings mit der Entdeckung, aber ich that's nur, um ihn zu zwingen, mir auf den Leib zu rücken und mir Gelegenheit zu geben, den ſieben Teufeln, die ihn plagten mit einem Dolch in einfacher Nothwehr irgendwo die Thür zu öffnen. Während ich nun zuvorkommend viele einſame Spaziergänge machte, verrieth ein Schurke, dem er ſich nach ſeiner Art vorſchnell anvertraut hatte, ihn wirklich, und er mußte flüchten. Daß er mir das auf die Rechnung ſetzte, war natürlich, denn Leute wie er begreifen's nicht, daß ein Mann, der ſelbſt einmal Brandſtifter geweſen iſt, ſchon deßhalb nicht Feuerwächter wird, weil das ausſehen könnte, als wollte er ſich dadurch ſeinen Pardon ſichern. Daß Du das aber auch gethan haſt, wundert mich!

Alberto. Ich glaubte, Du müßteſt Dir einer Schuld gegen den Vater bewußt ſein, weil Du ſo oft Nachforſchungen nach dem Sohn anſtellteſt!

Tobaldi. Das Mitleid mit dem Sohn eines Räubers iſt doch wohl auch ohne eine ſolche Schuld erklärlich. Welch einem Schickſal geht er entgegen! Ihn dem Abgrund, um den er ſchon als Kind herum ſpielt, entziehen, heißt mehr thun, als alle zehn Gebote auf einmal erfüllen! Meine Bemühungen waren umſonſt!

Vierte Scene.

Valentino (tritt ein). Die Medicin, Herr!

Cobaldi. Weg damit! Zum Tiſchler! Beſtelle den Sarg für meine Tochter! Nimm's Maaß nach dem Bett und bring's ihm! Sag, ſie ſei eben geſtorben. Der Doctor wird den Todtenſchein gleich ſchreiben!

Valentino. Ja! Aber —

Cobaldi. Du meinſt, man muß auf Alles denken! Richtig! Wenn Jemand davon ſpricht, daß er ſie ſehen will, ſo antworte, ſie ſei bis zur Unkenntlichkeit entſtellt und ihr letztes Wort ſei geweſen: mein Vater, einen Schleier über mein Geſicht!

Valentino. O! Das wird nicht geſchehen! Sie laufen ſogar vor mir, ſelbſt der Apotheker trat drei Schritte zurück, als ich kam, und ſchob ſeinen Burſchen vor. Die Angſt vor der Anſteckung iſt zu groß.

Cobaldi. Um ſo beſſer! Geh' auch in's Kloſter und laß Seelenmeſſen leſen! Sag', der Arzt — (Zu Alberto.) Deine Reputation erlaubt das doch? — hätte den tödtlichen Ausgang nicht geahnt, wenigſtens nicht ſo ſchnell, und ich hätte die letzte Oelung, der Aufregung wegen, ſo lange verſchoben, bis es zu ſpät geweſen ſei. Fort!

Valentino. Wenn ich's nur gut mache! (Ab.)

Alberto. Du gehſt weit! Ich glaubte, Du wollteſt die Zeit der vorgeſchützten Krankheit benützen, um Nachforſchungen anzuſtellen, und —

Tobaldi. Nachforſchungen? Iſt ſie mir etwa geraubt? Geſtohlen? Iſt ſie, kann ich daran zweifeln, nicht freiwillig gegangen? Hab ich auch nur einen Verdacht, mit wem? Nein, dieſe Heuchelei, dieſe Verſtellung — glaube mir, ſie iſt mir mehr als todt! (Ab.)

Alberto. Hätt' ichs vorher gewußt, ich hätte mich widerſetzt! Nun iſt's zu ſpät! Aber der hat ſeine Tochter nie geliebt! Nur das Bild, das er ſich von ihr machte! Freilich, wer liebt anders! Es iſt nun einmal das Schickſal des Menſchen, daß man ihn wegen Eigenſchaften verehrt und anbetet, verabſcheut und haßt, die er gar nicht beſitzt, die ihm von Andern nur geliehen werden! Armes Mädchen! Hätte er Dich nicht für eine Ausnahme Deines Geſchlechts gehalten, er würde Dich ſtrenger überwacht, er würde Dir, da Dir die Mutter nun einmal fehlte, ein weibliches Weſen, dem Du Dich anvertrauen konnteſt, beigegeben und nie Urſache gefunden haben, gegen Dich zu wüthen! Doch Du ſollſt auch jetzt nicht verloren ſein, ich weiß, was ich thu'! (Folgt Tobaldi.)

Fünfte Scene.

Wald. Graf Bertram tritt auf. Chriſtoph folgt ihm.

Graf Bertram. Nun, alter Chriſtoph, laß mich eine Stunde allein. Aber ganz allein, hörſt Du? Du weißt, ich kann Piſtolen abſchießen, wenn es im Gebüſch um mich her zu raſcheln anfängt. Ich habe Stunden, wo es mich empört, daß ich mich nicht vor Gott in irgend einen dunkelſten Winkel der Nacht zurückziehen kann, wo ich mein Auge ſchließe, weil es mich brennt, als ob von oben eins hinein ſchaute! Fort! Haſt Du das noch gehört?

Chriſtoph. Ich gehe Diſteln zu köpfen, Thäten Ew. Gnaden dasſelbe, ich ginge leichter. Eine Stunde? (Zieht ſeine Uhr.) Drei! Alſo bis Vier!

Graf Bertram. Daß Du mir die Uhr nicht ſchiebſt, Alter! Du haſt es wohl ſchon gethan!

Chriſtoph. Und wenn ich's that, ſo geſchah's — Gnädiger Herr, ich ließ ſie noch nie an ſolchen Tagen allein, daß Sie des Abends nicht wieder Blut geſpieen hätten. Trotzen ſollt' ich Ihnen, ſprechen: ich will nicht gehen! oder etwas Aehnliches, damit Sie über mich ergrimmten und Ihren finſtern Gedanken entriſſen würden! Und wenn ich's unterlaſſe, ſo geſchieht's wahrhaftig nicht, um meinen alten Rücken zu ſchonen. Der kann mehr vertragen, als Ihre Bruſt!

Graf Bertram. Pah! als ob's ein Unglück wär', Blut zu ſpeien! Nur das iſt eins, nicht genug zu ſpeien! Und Du meinſt, das kommt von finſtern Gedanken? Ei, alter Narr, als ob Du nicht recht gut wüßteſt, daß es vom Tanzen, Trinken, Schwärmen, Jagen, genug, von den angenehmſten Dingen der Welt gekommen iſt!

Chriſtoph. Das erſte Mal!

Graf Bertram. Nun gut, all' dieſer genoſſenen Herrlichkeiten erinnere ich mich, wenn ich unter einem alten kräftigen Baum liege, der ausſieht, als ob er der Erde die Auszehrung zuziehen könnte, weil er zu ſtark an ihren Brüſten ſaugt. Ich gedenke des brillanten Balls bei'm Miniſter, wo ich gegen Morgen meine Bruſt zum erſten Mal fühlte, und wo ich nur um ſo ärger zu raſen anfing, weil ich ſie natürlich dafür ſtrafen mußte, daß ſie nicht von Eiſen war; ich vertiefe mich in die Wonnen jenes dreitägigen Commerſes, wo mir zuletzt das helle Blut aus dem Halſe ſchoß, und wo ich noch mit röchelnder Lunge ſo lange behauptete, es ſei der rothe Wein, bis ich ohnmächtig zuſammen ſank; ich — — o, Du weißt nicht, wie einem Helden zu Muthe iſt, wenn er auf ſeine Thaten zurückſchaut und das herrliche Ziel, dem ſie ihn entgegen führten, in's Auge faßt! Ich weiß, wenn ich bis zu dieſem Punct komme, auf einmal wieder, wozu ich nütze bin; hab' ich denn nicht vortrefflichen Miſt aus mir gemacht? Hab' ich den Elementen, die Dich und Deinesgleichen gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? Wird ein Baum, wie dieſer hier, nicht vielleicht, wenn ich ihn dünge, noch einen letzten Schuß thun, ſo übermüthig keck, daß die Himmelsdecke erſchrocken um tauſend Meilen weiter zurückweicht, damit der ſchöne blaue Atlas, womit ſie ausgefüttert iſt, nicht Schaden nehme an irgend einem ſcharfen Zweig? Denn daß ein ſolcher Baum mir das Holz zum Sarg hergeben ſollte, daran iſt, obgleich er ſein Alter ſchon nach Jahrhunderten zählt, nicht zu denken; ich fragte neulich einen, dem ich zu Füßen lag, aber der *fing unwillig den Kopf zu ſchütteln an und warf* mir zur Antwort ſein grünſtes Blatt in's Geſicht!

Chriſtoph. Ja! So ſprechen Sie, und ich ſoll gehen!

Graf Bertram. Nun, ſo bleib, alter Narr, aber nimm Dich in Acht, ich werde Dich quälen! Sag' mir doch, Chriſtoph, wie alt bin ich?

Chriſtoph. Ja, das weiß ich, wie's Kirchenbuch! Es war zu Weihnacht —

Graf Bertram. Ich bin als Weihnachts Geſchenk geboren, ich weiß. Aber wie alt?

Chriſtoph. Ihre gnädige Frau Mutter — Gott hab' ſie ſelig —

Graf Bertram. Zur Hölle iſt ſie wenigſtens nicht verdammt, ihren Sohn ſieht ſie nicht verweiſen. Ich weinte, als ſie ſtarb — wie lächerlich! Aber noch einmal, wie alt?

Chriſtoph. Nun, Du mein Gott, zwei und dreißig —

Graf Bertram. Jahre oder Jahrhunderte?

Chriſtoph. Ei, da Sie ſo ſcherzhaft ſind, wie Sie wollen, gnädiger Herr!

Graf Bertram. Alſo Jahrhunderte! Nun, da kommt's aus! Iſt mir doch zu Muthe, als wüchſen aus meinem Fleiſch die wüſten Diſteln und Brenneſſeln ſchon heraus, die ſich auf meinem Grabe brüſten werden — ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu ſchließen, ſo hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofsunkraut wäre: das neigt und beugt ſich gegen einander: auch ſchon da, Frau Muhme? und ein kalter Wind bläſ't hindurch! Bah, wie ſollt's anders ſein! Wer mit Friedrich Barbaroſſa vor Mailand lag, wer mit dem Hunnen-König kämpfte und ihn dreimal aus dem Sattel hob, der braucht ſich nicht zu ſchämen. Damit vertheidigte ich mich neulich im Traum gegen Einen, der mir Naſenſtüber gab und mich dabei ausſpottete, weil mir der Arm, den ich zur Abwehr gegen ihn erheben wollte, am Leibe hängen blieb, als hätte ich ihn von einem Leichnam geborgt. Ich hielt ihm meinen Antheil an jeder berühmten Heldenthat der letzten zwei Jahrtauſende entgegen: ich beſchrieb ihm die Wunde, die ich dem Richard Löwenherz im linken Bein über dem Knie beigebracht, ganz genau; ich fragte ihn zuletzt triumphirend, ob's genug ſei und ob ich mich erſchöpft fühlen dürfe. Er zog ab, wie Einer von einem Todten abziehen mag, an dem er im Rauſch gefrevelt hat, weil er ihn für einen Faulpelz hielt: er war zufrieden geſtellt, ich war es ſelbſt und legte mich auf die andere Seite: mir war wirklich, als ob ich die hungrige Zeit mit meinem dünnen Ich ſchon ſo viele Jahrhunderte, als ich Jahre zähle, gefüttert und ihr doch noch für den nächſten Tag ein kleines Frühſtück aufgehoben hätte. Und wahrlich, wenn ich dieß Alles nicht wirklich gethan habe, ſo kann die Ewigkeit, und kriecht ſie ihren Ring bloß meinetwegen noch zehn Mal aus, keine Entſchuldigung dafür ausfinden, daß ich bin, was ich bin!

Chriſtoph. Gnädiger Herr, wollen Sie mir nicht zürnen, wenn ich ein Wort — Sie können ja, ſo ſchnell Sie wollen: halt's Maul! ſagen!

Graf Bertram. Du willſt Dich für das Zuckerwerk bezahlt machen, das Du, als ich noch ein

Bübchen war, für mich ſtahlſt. Ich erinnere mich, Du kamſt einmal ſelbſt in den Verdacht der Näſcherei und mußteſt von der Beſchließerin eine lange Rede über einen ſehr ſchnöden Text anhören. Dein Geſicht — Alter, ſieh noch einmal ſo aus, vielleicht werd' ich auf einen Augenblick wieder Knabe. Nun gut, ſprich, ich bin in Deiner Schuld!

Chriſtoph. Die Trine, die! Nun alſo, gnädiger Herr — das müſſige Umherziehen in der Welt thut Ihnen nicht gut! Warum — Sie ſind ſo klug, können den ganzen Tag ſprechen, ohne dieſelbe Sache zwei Mal zu ſagen, reden in jedem neuen Lande mit einer neuen Zunge, bon jour, buon giorno, als ob ſie in Jeruſalem die erſten Pfingſten mit gefeiert hätten — warum — ich weiß ja, wie oft Ihr Herr Onkel Ihnen ein Amt angeboten hat, noch letztes Neujahr, wenn nicht ſeit dem ſchon wieder, warum nehmen Sie kein's an? Er nimmt's ſo übel, wie Unſer-Einer, wenn wir einen guten Bekannten zum Mittag-Eſſen einladen und er „Danke!“ ſagt, und — ja, Ew. Gnaden, das glauben Sie nur, Beſchäftigung — Hatte ich nicht immer für Sie zu thun und zu ſorgen gehabt, ich wär' auch ein Melancholikus geworden, wenn das nicht ein Hochmuth von mir iſt; denn es ſteckt auch in mir noch ein anderer Kerl, als bei Sonnenſchein aus dem Fenſter ſieht, — wenns regnet, kriecht er aus, wie die Würmer, aber dann klopf' ich einen Rock aus, und das wirkt, als ob ich mich ſelbſt ausklopfte. Ein Amt — —

Graf Bertram. Ich habe ein Amt — ich lebe!

Chriſtoph. Dieß Amt haben wir Alle!

Graf Bertram. Für Euch iſt's eine Freude, ein Spaß, für mich ein Geſchäft, das ich nicht aufgeben darf, obgleich ich banquerott bin, weil mir ſcheint, daß ich's für fremde Rechnung führe! Pah, Du weißt viel davon, was vorgefallen war, als ich Dich jenen Abend von zwei Piſtolen, die auf dem Tiſch lagen, die eine aus dem Fenſter abfeuern ließ!

Chriſtoph. Das war mein Meiſterſchuß! In Nacht und Nebel hinein und doch was getroffen. Der Rabe trappt noch jetzt mit zerſchoſſenem Flügel herum auf dem Hof!

Graf Bertram. Damals fragt ich an — (Für ſich.) Aber Nein! war die Antwort! O, welch' ein Tag! Es war der erſte nach meiner Geneſung! Vor dem Weinſtock unter meinem Fenſter, der mich mit ſeinen ſchwellenden Trauben zu höhnen ſchien, vor der aufblühenden Schönheit des Gärtnerkinds, das mir einen Strauß brachte, vor Allem, was mir friſch und lebendig reizend entgegen trat, fühlte ich mein Nichts; wie eine vom Wind aufgeblaſene Menſchenhaut mit verklebter Mundritze kam ich mir vor. Es war Abend — wozu ſoll es wieder

Morgen für Dich werden? dacht' ich und griff zur Piſtole. Aber da durchzuckte mich ein anderer Gedanke. Haſt Du nach einem ſolchen Leben denn auch das Recht auf einen ſolchen Tod? Und neben die erſte mit der Kugel legt' ich die zweite ohne die Kugel und rief: entſcheidet, Ihr dort oben! Nun ein Gang durch's Zimmer, ein Griff auf's Gerathewohl, den Hahn aufgezogen, die kalte Metallröhre an die Schläfe geſetzt und abgedrückt — — Ha, ich lebe noch ([illegible]) — Chriſtoph, feure die da durch's Fenſter ab!

Chriſtoph. Längſt geſchehen, gnädiger Herr!

Graf Bertram. Ich glaube, immer allein zu ſein!

Chriſtoph. Könnt' ich ihn doch auf andere Gedanken bringen! Friſch darauf los! Auch der Aerger wird ihn zerſtreuen! — Und wenn's denn mit dem Amt Nichts iſt, Ew. Gnaden könnten auch heirathen! Heraus iſt's, wie der eingeroſtete Schuß aus der Büchſe, die er verdarb!

Graf Bertram. Nicht wahr, Alter, es müßte reizender ſein, in den Armen eines ſchönen Mädchens zu verweſen, als im Grabe! Für ein ſtaubiges Leichenkiſſen eine ſchwellende Bruſt, die den Schlummernden wiegte, und milde ſanfte Augen, die ſtatt kalt blinkender Sterne auf ihn herabſchauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem

Eſel den erſten Wurm zurückſchnellte — welch ein Tauſch! Aber, wie ich darüber denke, könnteſt Du wiſſen, Du haſt geſehen mit welchem Entſetzen ich floh, als jenes unglückliche Kind — unglaublich iſt es mir, unglaublich, es heißt ja doch, daß ein Kainszeichen flammt! Und doch, ich darf nicht hoffen, daß ich mich getäuſcht habe, ſie fand wirklich Gefallen an mir! Genug, ich verdammte mich zur ſchleunigſten Flucht, als ich's bemerkte, und wir ſind jetzt zweihundert Meilen von ihr entfernt!

Chriſtoph. Ja, und ſie — ei, was weiß ich alter Eſel davon, aber dafür bin ich Bürge, wenn ihr die Ohren klingen, ſo ſagt ſie jedes Mal zu ſich ſelbſt: nun ſpricht Einer von mir, und der Eine — Jetzt geſchah's ja auch!

Graf Bertram. Du meinſt, dieß Kind hätte einen Menſchen, wie mich, nicht über den erſten Zeiſig, den man ihr im Frühling fing, wieder vergeſſen?

Chriſtoph. Nein! ſo wenig, als den Zeiſig über Euer Gnaden, wenn ihr einer davon geflogen wäre. Solche alte finſtere Schlöſſer im Norden, ei, ich bin ja ſelbſt ſo in der Einſamkeit aufgewachſen und weiß, wie die Menſchen da ſind; die pflücken keine Roſe, die nicht nachher in die Bibel gelegt und getrocknet würde, und wenn ein Mädchen — vornehm und gering, ſie ſind ſich Alle gleich! Nun, das war eine Grafentochter, und da Ew. Gnaden nun einmal ſolche Scrupel haben — gut, gut! Aber es gibt auch Andere, Arme —

Graf Bertram. Und die, meinſt Du, darf man ruhig mit dem goldenen Ring an einen Leichnam ketten, die darf man — — nein, bewahre mich Gott in Gnaden vor einer Großmuth dieſer Art; erwecke er in mir, wenn er mich nicht anders davor ſchützen kann, noch jetzt den Ahnenſtolz meines Ur-Ur-Großvaters, der einmal als Jüngling, wie er von einer Mesalliance hörte, erklärt haben ſoll, er werde eher um eine Löwin oder eine Bärin werben, als um eine Venus aus dem Bürgerſtande. Ich ſcheue die Mißheirathen nicht ſo ſehr, wie er, aber die zwiſchen Leben und Tod ſcheue ich allerdings; denn ſie iſt die Mutter der Geſpenſter!

Chriſtoph. Um eine Bärin! Das war der wilde Herr mit der Reiherfeder auf dem Hut, deſſen Naſe man nicht mehr ſieht, weil die Mäuſe ſie aus ſeinem Portrait herausgefreſſen haben: natürliche Folge davon, daß man die Katzen zu gut bei uns füttert. Ich hab's tauſend Mal geſagt, wenn ich hinter die Treppe guckte und die zinnerne Schüſſel ſtehen ſah, die immer voll war!

Graf Bertram. Jetzt geh' zum Wagen, Alter, ich folge; es wird kühl!

Chriſtoph. Kühl! (Für ſich.) Ja wohl, in Gedanken! Ich kann's mir recht lebhaft vorſtellen, wie angenehm es jetzt bei uns zu Lande von den Firnen herweht! Ja, Tirol, Tirol! Aber hier, wo die Eier nur ſo lange friſch ſind, als die Henne ſie noch nicht gelegt hat — — Gott, Gott, wie glücklich werde ich mich fühlen, wenn ich keine Orangen und Citronen mehr ſehe, außer wo ſie hingehören, am Weihnachts-Abend in der Punſchterrine oder auf der Bratenſchüſſel im Maul eines Eberkopfs! — Soll Paul näher heran fahren? Ich glaube, daß er's kann!

Graf Bertram. Nein! (Chriſtoph ab.)

Sechſte Scene.

Graf Bertram (allein). So iſt's, Jammermenſch, ſo iſt's! Bilde Dir nicht ein, daß Du Dich zu tief herabſetzen kannſt! Du biſt ſolch ein Aber der Menſchheit, das ſie knirſchend hinzufügt, wenn ſie ihre Cäſaren und Napoleone aufgezählt hat. Ha, Thaten! Haſt Du nicht einſt von Thaten geträumt? Aber Du meinteſt, dieſe Zeit ſei nicht die Zeit der Thaten, als ob's nicht auch eine That wäre, ſich bereit zu halten, und nun machteſt Du's, wie ein ſchlechter Soldat, der ſich auf ſeinem Poſten langweilt, Du verſpielteſt Deine Waffen. Schaud're! Schaud're! Wie ſtändeſt Du da, wenn

Du jetzt geruſen würdeſt! Und dennoch könnt' es kommen; denn die Erde bebt in ihren Feſten, und es wird ſo ſchwer ſein, ſie an Ketten zu legen, als in der Donnerwolke, die finſter und geladen über ihr ſchwebt, die Blitze mit einer Hand Spritze auszulöſchen. — Und wenn das Auge eines Mädchens freundlich auf Dich blickt, ſo mußt Du das Deinige ſchließen und vor ihm zurückweichen; denn nie darfſt Du eins zum Weibe machen, Dein eigener Sohn würde Dich dereinſt dafür auf Piſtolen fordern! Was bleibt Dir? Nichts, als die Hoffnung, daß es vielleicht noch irgendwo ein Loch in der Welt gibt, wo ein Kerl, wie Du, der nur noch Ding iſt, hingeſtopft werden kann, wie ein Fetzen in einen Fenſter-Riß; Nichts, als ein Nachſpringen in's Waſſer, wenn ein Trunkenbold hinein fiel, um ihn zu retten, oder, wie's Dir ging, als Du's thatſt und ſelbſt unterſankſt, von ihm gerettet zu werden, Nichts, als — (Man hört Stimmen.) Menſchen! Ich kann keine ſehen! (Ab.)

Siebente Scene.

Julia und Pietro treten auf.

Julia. Iſt dieß der rechte Weg?

Pietro. Würdet Ihr mich bezahlen, wenn ich Euch einen verkehrten führte?

Julia. Ich hoff', er lügt. (Laut.) Er iſt ſo einſam, als ob wir ihn erſt bahnen ſollten!

Pietro. Fürchtet Ihr Euch vor mir?

Julia. Ich will ihn reizen! (Laut.) Vor Dir, der Du Dich ſelbſt im letzten Dorf vor einem lahmen Hund fürchteteſt?

Pietro. Wie war das?

Julia. Und er hatte nicht einmal mehr Zähne im Maul, er biß nur noch in Gedanken!

Pietro. Es iſt hier wirklich einſam. Man thäte wohl, mich bei guter Laune zu erhalten!

Julia. Ja?

Pietro. Ja, und noch einmal Ja!

Julia. Warum?

Pietro (zieht ein Meſſer.)

Julia. Du haſt doch auch Aepfel bei Dir?

Pietro. Hohn und Spott? Weib, wenn ich Dich niederſteche, ſo fällt nicht einmal ein Verdacht auf mich! Man wird's den Räubern mit auf die Rechnung ſetzen, die hier herum im Walde hauſen. Darum — gibſt Du mir, was Du bei Dir trägſt? Drei Mal haſt Du Deine Börſe gezogen, ohne daß es nöthig war, ich weiß, ſie iſt ſchwer!

Julia. Gute Nacht, Welt! (Laut.) Wenn ein And'rer das ſagte, ſo — Dir dreh' ich bloß den

Rücken zu! (Sie thut's.) Und doch thu' ich's nur, weil mich ſchaudert!

Pietro. Ha! (Er dringt mit dem Meſſer auf ſie ein.)

Achte Scene.

Graf Bertram (tritt hervor.) Bube!

Pietro (wirft das Meſſer nach ihm.) Verflucht! Ich — ſpaßte ja nur! (Entſpringt.)

Julia. Ich kann Ihnen nicht danken, denn ich muß dieß Meſſer ſelbſt wieder aufnehmen!

Graf Bertram. Ich verſtehe Sie nicht!

Julia. Sie meinten es gut — Leben Sie wohl! (Sie will gehen.)

Graf Bertram. Gehen Sie nicht. Sie begreifen, daß ich Sie nicht gehen laſſen kann!

Julia. Ich fühle, daß Sie es doch thun werden!

Graf Bertram. Nimmermehr. Dieſer Menſch könnte Ihnen noch auflauern.

Julia. Ich hoffe es ſogar! Nur weil ich ihn für einen verkappten Banditen hielt, erkor ich ihn zu meinem Führer.

Graf Bertram. Sie wollen ſterben?

Julia. Ich muß!

Graf Bertram. Ich werde Sie hindern, ſo lange ich nicht weiß, daß Sie ein Recht dazu haben!

Julia. Ich bin unglücklich!

Graf Bertram. Ich bin's mehr, wie Sie, und ich lebe!

Julia. Ich würde And're unglücklich machen!

Graf Bertram. Und dieſe Andern — ſind ſie's werth, daß Sie ihnen das erſparen?

Julia. Ich — Wer ſind Sie, daß Sie mir Fragen vorlegen, auf die ich nur Gott zu antworten brauche?

Graf Bertram. Ein Mann, der nicht über Meer fährt, ohne den Wunſch zu hegen, hinein zu ſpringen, der keine Piſtole erblickt, ohne unwillkürlich die Hand darnach auszuſtrecken, und der ſich doch ſchon auf dem Meer bei einem Sturm am Maſtbaum feſthielt, der doch jede Piſtole liegen läßt. Ein Mann, der Allen das Leben gönnt, die es haben, aber nur den Wenigen den Tod, die ihn verdienten.

Julia. Wenn Sie mich zu dieſen Wenigen rechnen müſſen, wollen Sie mir ihn geben?

Graf Bertram. Um keinen geringern Preis Ihr Vertrauen? Ich habe ſogar die Kinderkunſt, Schmetterlinge zu fangen und Roſen zu pflücken, wieder verlernt.

Julia. Ich verlangte etwas Thörichtes. Verzeihen Sie es meinem Mädchenmuth! Ich mögte den Tod finden, es ſchaudert mich, ihn zu rufen.

Graf Bertram. So jung, ſo ſchön, und — es kann nicht ſein!

Julia. Hören Sie mich, und wenn Sie mich gehört haben, ſo gehen Sie links, und laſſen Sie mich rechts gehen. Ich werde, das fühl' ich, den letzten Schritt leichter thun, wenn ein Zweiter ihn billigt!

Graf Bertram. Wenn ich ihn billige, ſo werde ich ihn nicht länger verhindern. Reden Sie!

Julia. Ich bin aus dem Hauſe meines Vaters geflohen.

Graf Bertram. Warum?

Julia. Um — aber glauben Sie, glauben Sie, ich konnte nicht anders, ich wäre wahnſinnig geworden, wenn ich es nicht gethan hätte! Sollte man denn nicht wahnſinnig werden, wenn ein Menſch, dem man vertraut hat, wie man Gott vertraut, auf einmal — — Und doch, doch! Bin ich denn jetzt wahnſinnig? Wer weiß! Wer weiß!

Graf Bertram. Faſſen Sie Sich, und eröffnen Sie mir Ihr Herz, Sie ſagten mir noch Nichts. Sie flohen aus dem Hauſe Ihres Vaters, um —

Julia. Um meinen Geliebten aufzuſuchen, meinen Bräutigam! Ich erröthe nicht, indem ich es eingeſtehe. Ging ich denn, um mich von ihm in die Hochzeitskammer einführen zu laſſen? O nein, darauf rechnete ich nicht mehr! Ich ging, weil ich nicht zweifelte, daß man mir, wenn ich nach ihm früge, ſtatt ſeiner Wohnung ein Grab zeigen würde. Denn er mußte todt ſein, oder — — Gott, Gott, wie konnte ich ahnen, daß ich's mit einer Maske zu thun hatte!

Graf Bertram. Mit einer Maske?

Julia. O wie edel, wie ganz des Begriffs würdig, den Jede meines Geſchlechts von einem Mann in ihrem Herzen trägt! So im Vorübergehen eine junge Seele zu zerpflücken wie einen verwelkten Blumenſtrauß, und ihr zum Andenken, zum Lohne für ihre unſchuldige Hingebung Nichts zu hinterlaſſen, als den Domino, den man eben trug!

Graf Bertram. Armes Kind!

Julia. Nicht einmal den Namen! Nicht einmal den Namen! Fürchteteſt Du, Antonio, mein Fluch mögte ſich an ihn ketten? Der ewige Rächer wird doch wiſſen, wem er gilt. O, daß ich ſchon da läge in meinem Blute, und daß er Dich heran führte! Daß er Dich zwänge, Deine Verdammniß aus den Verzerrungen meines Geſichts, aus meinem gebrochenen Auge heraus zu leſen! Er kennt meinen

Schmerz, er thut es vielleicht. Elend, verächtlich iſt ein Weib, das ſich betrügen läßt und ein hohles Leben feig zu Ende ſchleppt. Hätte die Erſte, an der ein Treubruch begangen ward, den Muth gehabt, ſich einen Dolch in's Herz zu ſtoßen, wer weiß, ob eine Zweite das gleiche Schickſal erfahren hätte!

Graf Bertram. Ich ahne —

Julia. O freilich, Sie ahnen, Sie ſind ein Mann! Und ich, nicht wahr, ich bin eine Thörin, zum wenigſten eine Thörin, daß ich mich beſchwere? Warum ließ ich auch die Roſe fallen, da er eben vorüberging! Hätt' er mich bemerkt, hätt' er zu mir aufgeſehen, wenn dieß nicht geſchehen wäre? Jetzt that er's, er war in ſeinen Gedanken geſtört, ſollt' er ſich dafür nicht an mir rächen? Mir entfiel ſie freilich mehr, als ich ſie fallen ließ! Und als zugleich mit ihm ein Betteljunge darnach griff und er zu meinem Balcon hinauf rief: wem gehört ſie? da ſagte ich: dem Wind, der ſie mir entführte, und trat zurück.

Graf Bertram. Und?

Julia. Und? Sie ahnen nicht Alles? Sie fragen noch? Nun ja, warum nicht, es führt wohl mehr als ein Weg zur Hölle. Wiſſen Sie, wie ein Mädchen iſt? Lachen Sie doch! Wenn ihr Jemand auf Schritt und Tritt folgt, wenn ſie ihn allenthalben ſieht, in der Kirche unter den Heiligenbildern, im Garten unter den Roſen, wenn er ihr durch Blicke und Mienen zeigt, er ſei unendlich unglücklich und ſie könne ihn glücklich machen: ſie zweifelt, ſie zweifelt vielleicht lange, aber ſie glaubt's zuletzt. Wenn er ſich nun, ſobald ihr Auge mit theilnahmvollem Mitleid auf ihm zu ruhen anfängt, zur Nacht in ihr Haus, ja in ihre Kammer zu ſchleichen weiß, wenn er in dem Augenblick, wo ſie ſich vor der Mutter Gottes auf ihren Knieen niederlaſſen will, aus einem Winkel vor ſie hintritt und ihr zuruft: reiche mir Deine Hand, oder wecken Sie Ihren Vater, daß er mit ſeinem Dolch einen Unglücklichen durchbohre, der ſich nicht vertheidigen wird! da kann es begegnen, daß ſie vor Entſetzen in Ohnmacht fällt und ſich doch, wenn ſie aus der Ohnmacht erwacht, den Armen, in die ſie hineingeſunken iſt, nicht mehr zu entwinden ſucht; es kann begegnen, daß ſie ſich dem Mann, der das thut, in Liebe ergibt, weil ſie ihn nicht auf die Schlachtbank zu liefern wagt.

Graf Bertram. War das Ihr Fall?

Julia. O, nicht ganz, nicht ganz! Die Zuſammenkunft hätt' ich ihm nicht bewilligt, das weiß ich, und ohne die erſte wäre auch die zweite und dritte, wäre mein ganzes Unglück nicht möglich geweſen. Aber ſeine edle Geſtalt, ſein Geſicht mit dem räthſelhaften Schmerzenszug, ſein dunkelleuchtendes Auge, Alles dieß hatte ſich meinem Herzen ſchon zu tief eingeprägt, als daß mein Blick nur Mitleid, nur Theilnahme hätte ausdrücken ſollen. Genug, ich fand ihn, und mein Vater fand ihn nicht.

Graf Bertram. Warum hielt er nicht um Sie an?

Julia. Er heißt anders, als er ſagte, er lebt in einer andern Stadt, als er mir nannte, er wird auch andere Gründe gehabt haben, als er vorſchützte. Soll ich wiederholen, was er gegen mich ausſprach, und was ich ſelbſt nicht mehr glaube? Etwas ſeltſam Geheimnißvolles umgab ihn; es kam mir zuweilen vor, als ob er mich über ſich und ſeine Verhältniſſe täuſchte, aber ſo, daß ich es merken ſollte; ich gab es ihm einmal zu verſtehen, da lächelte er und antwortete: ſei nur erſt mein, und Du wirſt klar ſehen! Ich ward ſein! Ich ward es erſt nach den heiligſten Schwüren, von denen Gott ſelbſt wohl nicht geglaubt hat, daß ſie gebrochen werden könnten, aber ich ward's! Verachten Sie mich, ich weiß, daß ein Weib das Unmögliche möglich machen, ich weiß, daß es lieben und doch nicht vertrauen, daß es in einem Weſen untergehen und dieß Weſen doch zugleich des ſchmählichſten Verrathes fähig halten ſoll! Ich bewundere meine Schweſtern, die das können!

Graf Bertram (faßt ihre Hand). Ich verachte Sie nicht.

Julia. Ich ward ſein. Ich ſchauderte vor der wilden Freude, die er nun verrieth: mir war, als ob ihn nicht bloß die Liebe, ſondern zugleich ein fremdes unheimliches Gefühl, die Rache hätt' ich ſagen mögen, berauſchte, ich fragte ihn, und ich wußte ſelbſt nicht warum, ob er meinen Vater haſſe. Nicht mehr, verſetzte er, aber wenn auch? Dich lieb' ich darum nicht weniger! Mich überlief es kalt, er bemerkte es, preßte mich noch einmal in die Arme und rief: vergieb, aber Du weißt nicht, was ich Alles in meiner Bruſt erſticken mußte, ehe Dein Kuß mir ſo ſüß ſchmecken konnte. Er unterbrach ſich, nach einer Weile murmelte er: nun muß ſie mit mir fort, ſobald die Stunde kommt, ihr bleibt keine Wahl! Er hatte Recht, ich mußte, mir blieb keine Wahl. Aber, als nun die Stunde kam, als ich meinen ſchlafenden Vater ſchon, ich glaubte zum letzten Mal, geküßt und ihn durch eine meiner brennenden Thränen, die auf ſeine Wange fiel, aus dem Schlummer faſt geweckt hatte, als ich, den Schlüſſel zur Thür in der Hand, harrend auf dem Balcon ſtand, da ſtellte der Mann dem ich dieß größte Opfer zu bringen gedachte, ſich nicht ein, um es entgegen zu nehmen, da harrte ich umſonſt und hatte ein Gefühl, wie es Diejenige haben mag, die zum äußerſten Schritt bereit, in einen See hinabſpringt und ihn unter ſich gefroren findet! Ha! der Mond mag mit

Abſcheu auf ein Geſchöpf geblickt haben, das entſchloſſen war, den alten Vater zu verlaſſen und dem Geliebten zu folgen, aber die Morgenſonne hat gewiß nicht ohne Mitleid ein verſchmähtes Weib, das ſich erſt jetzt entehrt, geknickt und zertreten fühlte, zurückſchwanken ſehen in's Haus!

Graf Bertram. Und Sie hörten Nichts weiter von ihm?

Julia. Nichts, Nichts. Die Tage verrannen, die Wochen, die Monate, ich hörte, ich ſah Nichts von ihm. Anfangs ſtanden die Gedanken mir ſtill, ich erfuhr, daß man aufhören kann zu leben, ohne zu ſterben, ich brachte Stunden damit hin, daß ich meine Pulsſchläge zählte. Dann begann es ſich unter meinem Herzen zu regen, mir war, als ob es lebendig würde in einem Sarg, das Bewußtſein kehrte mir zurück, ich empfand den ſchwerſten Fluch des Weibes, der die Seligkeit, die höchſte Seligkeit in Verdammniß verwandelt, ich fing an, den Menſchen, der mir ihn auferlegt hatte, zu haſſen, wie das Böſe ſelbſt. Auch dieſe Zeit ging vorüber: ich dachte an das Schickſal und ſeine Tücke, er wird krank ſein, rief ich aus, er iſt todt, ſetzte ich hinzu, als mir einfiel, daß Kranke Boten finden können, und dieſer Gedanke, nicht wahr, es iſt entſetzlich? erhöhte meine Verzweiflung nicht, er verringerte ſie, er war mir tröſtlich. Aber nun löſ'te eine Qual die andere ab, ich dachte an meinen Vater, und das Herz wollte mir zerſpringen! Er ahnte Nichts, er ſah Nichts, ſein Vertrauen in mich war gränzenlos; er ſuchte, als er mich einmal im Weinen überraſchte, den Grund meiner Thränen in der Furcht vor dem Weltuntergang! Ich ſchauderte vor dem Augenblick ſeiner Enttäuſchung, ich ſchauderte noch mehr, als man mich zur Marienjungfrau wählte, als man mich, mich auserkor, am Roſenfeſt allem Volk das heilige Bild vorzutragen, und als ich ſeine verhaltene Freude darüber ſah, ſein erzwungen gleichgültiges, mühſam zuſammengehaltenes, und doch vor befriedigtem Stolz faſt zerſpringendes Geſicht. Sollte ich den furchtbaren Tag abwarten, um zur Sünde den Meineid zu fügen? Sollte ich vor den Altar treten, das Bild herunter nehmen und feierlich ſchwören: ich berühre Dich mit reiner Hand! um gleich darauf zuſammen zu brechen und auszurufen: ich habe falſch geſchworen! Denn das iſt ſchon einmal geſchehn, und ein Jahr iſt darauf gefolgt, in dem jedem Dämon Gewalt über die Menſchen gegeben war, weil die Gnadenmutter ihr Antlitz zürnend abgewandt hatte. So verſtockt hatte mich die Verzweiflung noch nicht gemacht, ich beſchloß, zu fliehen, ich that's. Mein Geliebter hatte mir einen Namen genannt, eine Stadt, ich begab mich dahin und fand keine Spur von ihm, was blieb mir noch übrig, als den Tod zu ſuchen?

Sie ſehen, wie Unrecht Sie hatten, den Mann mit dem Meſſer zu ſtören!

Graf Bertram. Ich ſehe, daß eine Pflicht Sie aus der Welt hinausweiſt, aber auch, daß eine zweite und eine noch heiligere Sie darin zurück hält. Es kann Beiden genügt werden. Ich bin bereit Sie zu heirathen!

Julia. Sie?

Graf Bertram. Fragen Sie nicht nach dem Warum. Es kann Ihnen gleich ſein. Fürchten Sie nicht, daß ich Liebe von Ihnen fordern werde. Ich ſelbſt kann Ihnen keine gewähren und werde Ihre Hand nur das eine Mal berühren, wo der Prieſter ſie vor dem Altar in die meinige legt. Ich will nichts, als Ihrem Vater einen Schmerz und Ihnen eine furchtbare Nothwendigkeit erſparen.

Julia. Ha!

Graf Bertram. Ich bin ein vornehmer Herr, ein deutſcher Graf; welche Anſprüche Ihr Vater auch an ſeinen Eidam machen mag, ich kann alle und jede befriedigen. Ihren übereilten Schritt nehme ich auf mich, ich werde ihn ſo darzuſtellen wiſſen, daß er Verzeihung findet! Ich — ich bin Ihr Entführer!

Julia (faßt ſich an die Stirn).

Graf Bertram. Ich habe für Sie die Bedingung gemacht und werde ſie heilig halten; Sie werden mir ewig ſo fremd bleiben, als Sie es mir geſtern, als Sie es mir noch vor einer Stunde waren! Auch ich habe Ihnen eine zu ſtellen, ſie iſt leicht: Sie ſollen es mir bloß ſagen, wenn Sie den Mann, der Sie verließ, durch Zufall wieder ſehen, und mir bekennen, mit welchen Gefühlen Sie ihn wieder ſehen! Und nun fragen Sie Ihr Herz, ob es Ihnen noch das Recht auf den Tod zuſpricht — ich zweifle.

Julia. Nein! Wenigſtens noch nicht!

Graf Bertram. So folgen Sie mir zu Ihrem Vater. (Beide ab.)

Zweiter Act.

Sarg mit herumſtehenden Gueridons, auf denen Valentino die Lichter anzündet.

Erſte Scene.

Valentino. Man ſagt, die Sonne ſieht nichts Neues; ob ihr auch dies nicht neu iſt? Wenn ich noch mehr ſolcher Dinge erlebte, ich könnte verrückt werden! Seit acht Tagen ſag' ich nun kein wahres Wort und bin ſchon ſo aus dem Geleiſe gebracht, daß, wenn mich Einer frägt, ob ich Valentino heiße, ich nur kaum noch mit Ja zu antworten wage. Wahrlich, mir iſt nicht wohl zu Muth. Freilich komm' ich in's Teſtament und darf jetzt die vollen Schränke und Kaſten im Hauſe mit ganz anderen Augen betrachten, wie früher. Aber das gibt mir vollends den Reſt! Was machte ich mir ſonſt daraus, wenn ich etwas zerbrach oder verdarb? Jetzt zitt're ich für jeden ſilbernen Löffel, ich habe Nachts eine Angſt vor Dieben, die mich nicht ſchlafen läßt, ja ich hätte meinen Herrn, als er heute Mittag ſein Trinkglas etwas heftig niederſetzte, anfahren und ihn, als ob ich ſchon Beſitzer wär', zur Vorſicht ermahnen mögen. Gebe nur der Himmel, daß der Todtengräber nicht ein ſolcher Unhold ſei, als man glaubt. Man legt ihm ſein nächtliches Arbeiten auf dem Kirchhof nicht zum Beſten aus, ſo viel er auch von übertriebenem Sterben und von der Unmöglichkeit, bei Tage mit den Gräbern fertig zu werden, fabelt. Wenn er auf den Gedanken käme, ſich mit dem Brecheiſen an dieſem Sarg zu verſuchen, und die Steine fände, die ich hineingelegt, die alten Kleider, womit ich ſie umwickelt habe, wir wären verloren! Er würde ſchon, ohne ſich ſelbſt zu verrathen, einen Verdacht zu erregen wiſſen und — es kommt Jemand! Da hab' ich die Thür offen gelaſſen — willſt Du noch einen weiteren Beweis, Menſch, wie es mit Dir ſteht? Am Ende wiegt ſie nicht ſchwer genug, oder zu ſchwer, und die Todtengräber —

Zweite Scene.

Antonio (tritt ein). Iſt es wahr? Iſt es wahr?

Valentino. Was denn?

Antonio. Ich hörte — Wer liegt in dieſem Sarg?

Valentino. Wer denn wohl ſonſt, als — — Leſen Sie den Schild! Name und Jahrzahl ſtehen ja ſauber eingegraben darauf!

Antonio. Signora Julia, Tochter des Signor Tobaldi, alt achtzehn Jahr, geſtorben am elften um die Mittagsſtunde. Vortrefflich! Herrlich! Aber, Teufel, Du verrechneſt Dich!

Valentino. Vortrefflich! Herrlich!

Antonio. Wäre ich noch nicht Dein, ich würde mich Dir vielleicht ergeben, aber jetzt — wie ſtarb das Fräulein?

Valentino. Wie? Nun —

Antonio. Du biſt verlegen — Sie nahm Gift? Sie brauchte — (Er zeigt einen Dolch.)

Valentino. Gift? Dolch? Das nicht! O nein! Wie hätte ſie —

Antonio. Freilich, wie hätte ſie! (Für ſich.) Willſt Du ſie noch im Sarge beflecken? (Laut.) Sie war ſo jung, ſo ſchön, ſo blühend friſch, daß ein natürlicher Tod faſt noch unmöglicher erſcheint, als ein anderer! Sahſt Du nie eine Roſe, die ſich ſelbſt brach, weil ſie zu voll war?

Valentino. Nein! Allerdings! will ich ſagen — (Er blaſ't ein Licht aus.) So ging's! (Er zündet's wieder an.)

Schnell, als ob droben plötzlich ein Engel heiſer geworden wäre, für den ſie das Hoſianna ſingen ſollte. Sagen die Leichenfrauen nicht ſo in ſolchen Fällen?

Antonio. Aber vorher — vorher — War ſie traurig? Fand man ſie zuweilen — — Du biſt ja der einzige Bediente im Hauſe und mußteſt oft um ſie ſein — — fand man ſie in Thränen? Schien ſie ſich zu grämen? Du weißt, der Tod kündigt ſich doch gewöhnlich auf irgend eine Weiſe an — Ahnungen ſtellen ſich ein, eine Niedergeſchlagenheit ohne Grund bemächtigt ſich des Menſchen — Was bemerkteſt Du?

Valentino. Nichts! Gar Nichts! —

Antonio. Nichts?

Valentino. Nichts von dem, was Sie meinten. Sie war fröhlich, wie immer!

Antonio. Das iſt nicht wahr! Dann müßt' ich zweifeln, daß ſie mich — — So! Fröhlich!

Valentino. Wenn ich ſie ſah!

Antonio. Wenn Du ſie ſahſt. Ja, Ja. Wenn er ſie ſah. Sei ruhig, wahnſinniges Herz, das es faſt tröſtlicher zu finden ſcheint, ſie gemordet zu haben, als ihr gleichgültig geworden zu ſein.

Valentino. Aber ich weiß nicht, wie ich dazu komme —

Antonio. Oeffne, öffne den Sarg!

Valentino. Den Sarg?

Antonio. Ich muß ſie noch einmal ſehen — Schnell! Schnell!

Valentino. Noch einmal ſehen? Haben Sie ſie denn ſchon geſehen? Sie ſind völlig fremd in dieſem Hauſe und, wie mir däucht, auch in der Stadt.

Antonio. Was fragſt Du viel! Nimm! (Gibt ihm eine Börſe.) Und öffne!

Valentino. Der Sarg iſt verſchloſſen, und der Vater hat den Schlüſſel.

Antonio. Führe mich zu ihm, er wird barmherzig ſein, ich will ihm dafür Alles, Alles vergeben, was er an meinem Vater und durch den an mir verbrochen hat.

Valentino. Verbrochen? Signor Tobaldi verbrochen?

Antonio. Ja! Ja! Iſt der Name Grimaldi in dieſem Hauſe unbekannt? Ich bin ſein Sohn, und das Blut wallt mir auf, wenn ich — Führ' mich zu ihm!

Valentino. Ich darf ihn nicht ſtören!

Antonio. Was will ich auch! Mit Blumen wird ſie die Todeswunde bedeckt, mit Lächeln den Schmerz übergüldet haben, um ſich erſt in der Nacht, auf die kein Tag mehr folgt, auszuweinen!

Soll ich ſie ſtören, ſoll ich den Verdacht, der jetzt ſchläft, wie ſie ſchläft, wecken und — — Nein! Fahre wohl, Julia, fahre wohl, Du milder ſchöner Stern! Mein Herz iſt der Stein, der ſich dadurch erwärmte, daß er Deine Strahlen in ſich ſog. Nun wird er, wie jener, der nach Sonnenuntergang noch dankbar fortglüht und von der Sonne zeugt, noch ein wenig leuchten und dann erlöſchen, wie Du! (Er zieht die Piſtole hervor.) Ja, ja, wie Du! (Zu Valentino.) Wann wird ſie begraben und wo?

Valentino. Heute noch und auf Sanct Lorenzo.

Antonio. Das iſt da, wo die Ulmen ſo düſter über die Mauer ſchauen. Dahin! Dahin! Dieſen Alten möchte ich zu meinem Erben machen, da er mein letzter Wegweiſer iſt, ich möchte ihm den Edelſtein ſchenken, der mir jenſeits des Weltmeers das Haus bauen ſollte! Doch nein, das Vermächtniß eines Räubers könnte ſchreckliche Folgen für ihn haben! Eines Räubers! Du hörſt dieß Wort doch nicht, Todte? Sonſt möchteſt Du wieder aufſtehen und Dein junges Leben von dem Menſchen zurückfordern, der Dich zwar anders betrog, als Du vielleicht glaubteſt, der Dich aber doch betrog! Ich will den Stein wegwerfen. Hebe ihn auf zu Fluch oder Segen, wer will. Ein ſpielendes Kind, das nicht weiß, was es findet und den Fund wieder für eine Blume hingibt, oder — (Zu Valentino.)

Wund're Dich nicht über mich, Alter! Ich habe Dein Fräulein geliebt, wenn ſie auch nichts davon gewußt hat, ich habe ſie oft in der Kirche geſehen.

Valentino. Darüber verwund're ich mich gar nicht. Es iſt hier noch Einer in der Stadt, Anſelmo heißt er, der über dieſen plötzlichen Todesfall raſend geworden iſt. Man hat ihn mit Stricken binden müſſen, damit er ſich nur nicht aus dem Fenſter ſtürzte. (Feierlich.) Sein Blut komme nicht über mich, wenn er's doch thut. (Für ſich.) Was red' ich da wieder? (Zu Antonio.) Ich wollte nämlich nie einen Brief für ihn beſtellen, nicht einmal Blumen und Früchte überbringen, obgleich ich die Hälfte für mich hätte behalten können.

Antonio. Und nun — (Er küßt den Sarg.) Heute früh, als ich ankam, trank ich auf ihr Wohl und wünſchte ihr ſo viele Jahre, als der Sonnenſtrahl mir Perlen im Wein zeigte. Das war mein letztes Glas! Nun, Alles hat ein Ende, und wenn morgen doch, warum nicht heut'? Warum aber nicht geſtern? könnt' ich auch fragen, könnt' ich eher fragen. Die Wunde hier, die mich für Monate darnieder warf, die mich in dem Augenblick darnieder warf, wo ich zu ihr eilen wollte, um mit ihr zu entfliehen und in einem neuen Welttheil ein neues Leben anzufangen, warum mußte ſie wieder heilen? Wenn Einem meiner mißtrauiſchen Teufel die Macht verliehen war, ſie mir in der Stunde der Entſcheidung zu verſetzen, warum gebrach ihm die Kraft, tief genug zu ſtoßen, und warum mußte ſich ein Anderer aus ſchnöder Dankbarkeit zu meinem Beſchützer und Pfleger aufwerfen? Gleichviel! Nach St. Lorenzo! (Ab.)

Dritte Scene.

Valentino (allein). Nach Sanct Lorenzo! Was? Der will doch nicht einen Todtenträger vorſtellen, der ſich ſelbſt dahin tragt? Mir grauſ't! Einer wird wahnſinnig, der Andere — — Nichts ſoll mich verhindern, gleich morgen zu beichten! Mein Herr, Gott Lob, daß er nicht früher kam! Das hätte des Fremden wegen was gegeben! Wie er d'rein ſchaut! Keck und ſicher, als wären die Steine ſchon unter der Erde! Welche Strafe wohl auf einen ſolchen Betrug geſetzt iſt!

Vierte Scene.

Tobaldi (tritt auf, einen erbrochenen Brief in der Hand). Du biſt hier? Raſch hinunter! Der Vater des jungen Anſelmo wird gleich klopfen. Ich ſah ihn über die Straße gehen. Unter keiner Bedingung bin ich zu ſprechen!

Valentino. Ich werde ihn abweiſen. Sein Sohn ſoll —

Tobaldi. Ich bin kein Irrenarzt. Was geht's mich an? Kennſt Du ein Mädchen, das Haare hatte, wie meine Tochter? Schwarz und glänzend, daß kein Unterſchied zu bemerken wäre?

Valentino. Die Mädchen haben Haare von allen Farben.

Tobaldi. Spür' Eine auf. Es hat Zeit bis morgen. Du mußt mir eine Locke ſchaffen. Geh!

(Valentino ab.)

Fünfte Scene.

Tobaldi. Ja, liebe Schweſter, Dein Wunſch ſoll erfüllt werden, wär's auch nur zum Dank dafür, daß Du zur rechten Zeit krank geworden biſt! Du hätteſt Dir ſonſt Dein Recht auf den Leichenkuß ſchwerlich nehmen laſſen, und das würde mich in Verlegenheit geſetzt haben. Nun iſt's bald vorüber! Wenn dieſe Lichter niedergebrannt ſind, wenn dieſe Holzkiſte mit Erde bedeckt iſt, hab' ich in den Augen der Welt keine Tochter mehr. Wie leicht das Alles ging!

Sechſte Scene.

Alberto (tritt ein). Nun?

Tobaldi. Dank Dir für Deinen ſchwarzen Rock! Ihr Herren pflegt ſonſt die Zahl der Raben hinter einem Sarg nicht zu vermehren!

Alberto. Und Du biſt und bleibſt entſchloſſen?

Tobaldi. Du fragſt wie aus dem achten Jahre heraus, und haſt das Weſterhemdchen doch, wie mir dünkt, ſchon geraume Zeit abgelegt. Als ob ich noch zurück könnte! Als ob auch nur eine Möglichkeit vorhanden wäre! Ich meine nur. Nicht, als ob ich zurück wollte!

Alberto. Es würde Dir nicht zur Schande gereichen! Ein ſolcher Betrug —

Tobaldi. Gegen die Würmer iſt unverantwortlich! Du haſt Recht. Ich hab's auch ſchon gedacht. Eine ganze Geſellſchaft zuſammenbitten und eine Schüſſel ohne Braten auf den Tiſch ſtellen! Welch ein — Aber ſei ruhig, ſie ſind's ſchon gewohnt, es geſchieht nicht zum erſten Mal! Ich wiederhole blos, was mir längſt ein Anderer vorgemacht hat!

Alberto. Und was alſo nicht geglückt ſein muß, weil Du es ſonſt nicht wiſſen könnteſt!

Tobaldi. Was ſo ſehr geglückt iſt, daß man in meiner Geburtsſtadt noch bis zur Stunde nicht weiß, wer der Urheber war, und ſich das Räthſel, das der Kirchhof aufgab, durch den Teufel löſ't.

Alberto. Wenn ich mir denke, daß Dein armes Kind vielleicht hülflos und verlaſſen in der Welt umher irrt —

Cobaldi. So iſt das wahrſcheinlich eben ſo richtig, als wenn der junge Anſelmo ſich denkt, daß ſie im Sarg liegt und in Staub zerfällt.

Alberto. Wenn ich mir das denke, und mich dabei erinnere, wie manchen Kuß ſie mir vor ihrem ſiebenten Jahre gegeben hat — — ich ſage Dir, da könnt' ich auf der Stelle thun, was der junge Anſelmo thun würde, wenn er wüßte, was ich weiß, ich könnte mich wie ein irrender Schäfer aufmachen und —

Cobaldi. Du würdeſt ſie ſicher nicht finden! Ich biete die Wette! Du ſollſt ſie am hellen Sonntag Mittag, wenn Alles, was Beine hat, ſpazieren geht, und Alles, was keine hat, vor der Thür auf der Steinbank ſitzt, zurückführen, und ich will Dir, ſobald Du den Wink gibſt, demüthig entgegen kommen und vor dem Fräulein mit Handkuß auf die Knie fallen! Ich meine, wenn Du ſie triffſt, und wenn ſie will!

Alberto. Menſch, wie, ein Widerſpruch! Wie kannſt Du ſo gut von ihr denken und ſo, wie Du thuſt, gegen ſie handeln!

Tobaldi. Ich denke nicht gut von ihr, ich denke gut von mir ſelbſt!

Alberto. Ich thäte, was ich ſagte, wenn mir nicht gerade ein Patient im Sterben läge, und ein Goldmacher obend'rein! Und die Verſicherung geb' ich Dir! Ich ſtöre Dein Vorhaben nicht, jetzt nicht mehr. Ich werde ehrbar, wie Du ſelbſt, hinter dieſem Sarg einherſchreiten und mir den Mangel an Thränen vom gaffenden Volk ruhig auf Rechnung eines verſtockten Herzens ſetzen laſſen. Deſſen ſei aber gewiß, daß ich mich ihrer annehmen werde, wo und wie ich ſie finde!

Tobaldi. Ueber Nacht ſah ich ſie unter Brenneſſeln liegen, einen Dolch in der Bruſt, und Einer ſtand neben mir — vielleicht warſt Du's — und fragte mich: bereuſt Du nichts? Ich ſagte Nein! Was hältſt Du von Träumen?

Alberto. Ich begreife Deine ſtarre Kälte nicht!

Tobaldi. Nein, denn Du begreifſt nicht, daß man in der Tochter zum zweiten Mal die Mutter beſitzen, und daß man ſie in ihr alſo auch zum zweiten Mal verlieren kann! Du begreifſt nicht, daß es Menſchen gibt, die nur einmal lieben, wie ſie nur einmal leben und ſterben, und die, wenn der Tod zwiſchen ſie und den Gegenſtand ihrer Liebe tritt, ihr ganzes Gefühl auf ein Bild, das über ihrem Schreibtiſch hängt, übertragen können, wie viel mehr auf eine Tochter, die — Halten wir der Todten die Leichenrede, damit wir erfahren, was wir an der Lebendigen hatten! (Tritt an den Sarg.) Hier liegt ein Mädchen, das dem Vater ſchon bei der Geburt theuer verſchuldet ward; denn es kam als Muttermörderin zur Welt, es ſchrieb ſich mit Blut in's Buch der Lebendigen ein! Er würde das Mädchen gehaßt, er würde es wenigſtens mit ausgedörrtem Herzen von ſich entfernt haben, wenn der Blick der Sterbenden nicht noch im Erlöſchen auf dem Kinde, wie auf dem letzten hell gebliebenen Punct der verdunkelten Erde geruht, wenn ſie bei einem zufälligen Laut desſelben nicht noch aus dem Todeskampf heraus ſelig gelächelt hätte. Nun mußte er es wohl lieben und an ſeiner Seite behalten, er mußte ſich dazu zwingen, denn er mußte zittern, die Entſchlafene durch andere Empfindungen noch jenſeits des Grabes zu verwunden. Was ſiehſt Du mich an, ſieh weg, weg!

Alberto. Ich thu's ja.

Tobaldi. Und es ging ihm wunderbar, dieſem Vater. Anfangs konnte er das kleine Weſen, das ſich in dumpfer Genügſamkeit an eine fremde Bruſt ſchmiegte, und gleichgültigen Lippen die Küſſe aufdrückte, unter denen die erblaßten mütterlichen wieder aufgeblüht ſein würden, nicht ohne einen bitteren

Schmerz betrachten. Aber ſo wie es ſich allmälig aus dem erſten dämmernden Nebel verſchwimmen der Umriſſe zu beſtimmteren Formen entwickelte, trat eine ſolche Aehnlichkeit mit der Hingeſchiedenen hervor, daß ihm nach und nach ward, als hätte er ſie nicht verloren, als hätte ſie ſich nur aus Laune oder aus Scheu vor ihm wieder in's Kind zurückgezogen und mache nun aus dieſer freundlichen Maske heraus gebrochene Erkennungszeichen. Das Mädchen ward größer und der Traum, den ihr ſtilles Leben und Weben dem Vater aufſchmeichelte, voller und ſchöner; nie konnte er aufhören, ſich bei dem Gedanken an die Vorangegangene vereinſamt zu fühlen und zu vermiſſen, was er ſchon beſeſſen hatte, aber wenn er ſich auch von ihrer Gegenwart ausgeſchloſſen ſah, ſo durfte er ſich einbilden, daß ihm zum Erſatz für ſeine Entbehrung ein holder Nachgenuß ihrer Vergangenheit, ihrer Kindheit und Jugend gegönnt ſei, und ihm war zuweilen, als ob der heilige Duft der Blüte, den er einſog, ihn entſchädige für den Honig der Frucht. Du haſt die Abgeſchiedene gekannt — — (Tritt vom Sarg weg.)

Albertſ. Ich habe, Freund, ich habe, und ihretwegen habe ich dem lieben Gott ſeinen Rippendiebſtahl halb und halb vergeben — verzeih, ich kann ja das Vaterunſer nicht einmal mehr beten, ohne einen Harlekinsſprung dazwiſchen zu machen — — aber freilich, freilich habe ich ſie gekannt!

Tobaldi. Du haſt ſie gekannt: ſprich ſelbſt, ob die Tochter nicht geboren ſchien, den Lebensfaden der Mutter nur ſo wieder aufzunehmen und ihn völlig abzuſpinnen! Waren es denn etwa bloß zufällige Aeußerlichkeiten, die mich täuſchten? Die Farbe des Haars und der Augen oder der Ton der Stimme? Sprach durch dieſe Augen, durch dieſe Stimme nicht dieſelbe Seele zu mir, die mich einſt — — — Wußte ich nicht, wenn ich eine Frage an ſie ſtellte, was ſie antworten würde, weil ich mich erinnerte, was die Mutter geantwortet hatte? Und konnte ich ſie nicht, als ſie mich um das Bild der Mutter bat, zum Spiegel führen, ohne ein Narr zu ſein, und ſprechen: ſieh hin? Wurde die Aehnlichkeit, wenn noch etwas fehlte, nicht völlige Gleichheit, als ſie ſich, wie die es an unſerm Hochzeitstage machte, mit verwirrtem Lächeln abwandte und ihr Geſicht an meiner Bruſt zu verbergen ſuchte? Mir war, als ſäh' ich ſie ſelbſt!

Alberto. Es iſt wahr!

Tobaldi. Mußte ich alſo der Lebenden nicht vertrauen, wie ich der Todten vertraut hatte? Und iſt es ein Wunder, wenn ich's jetzt, da die Eine mich ſo ſchrecklich getäuſcht hat, nicht für unmöglich halte, daß auch die Andere mich noch hätte täuſchen können, wenn ſie länger —

Alberto. Wahnſinniger!

Tobaldi. Wahnſinnig oder nicht, ich ſage Dir, ſie hat mir ihre Mutter zum zweiten Mal ermordet, ſie hat ihr Bild in meinem Herzen verſinſtert, und darum ſoll ſie mir ſein, als ob ſie nicht mehr in der Welt wäre! Dieß Leichenbegängniß iſt kein bloßes Poſſenſpiel; was ſie mir war, das begrab' ich; was von ihr übrig blieb, das gilt mir weniger als Nichts.

Alberto. Jetzt zum erſten Mal gönne ich ſie Dir!

Tobaldi. Wen?

Alberto. Die Todte! Denn jetzt ſehe ich, daß ich Dir Unrecht that, wenn ich glaubte, daß Du nur ein halbes Gefühl für ihren Werth gehabt hätteſt!

Tobaldi. Und warum glaubteſt Du das?

Alberto. Weil Du Dich gleich, nachdem ſie die Deinige geworden war, in Dinge einließeſt —

Tobaldi. Die mir den Hals hätten koſten können, meinſt Du. Ja, ſieh, darin unterſcheidet ſich ein Mann, wie ich, von einem Grimaldi. Ich that's, als ich Alles gewonnen, er, als er Alles verloren hatte; ich, um für ein Glück, das ich nur dadurch verdienen zu können glaubte, den Preis zu bezahlen, er, um ſich für ſein Unglück zu rächen!

Siebente Scene.

Valentino. Ein fremder Herr bittet —

Tobaldi. Jetzt?

Valentino. Ein ſehr vornehmer Herr!

Alberto. Hat er Dir das geſagt?

Valentino. Er nicht, ſein Wagen, vier Pferde und zwei Bediente —

Tobaldi. Iſt er dringend? So laß ihn kommen! Und hieher, damit er um ſo eher wieder geht!

Valentino. Da iſt er ſchon!

Achte Scene.

Graf Bertram. Ich habe die Ehre?

Tobaldi. Verzeihung, daß ich Sie empfange, wo Sie mir angemeldet wurden.

Graf Bertram. Es gilt mir gleich!

Tobaldi. Mit einem Leichenbegängniß beſchäftigt, wie ich bin, darf ich Sie vielleicht erſuchen, mir gleich zu ſagen, was mir das Vergnügen verſchafft —

Graf Bertram. Mit einem Leichenbegängniß?

Tobaldi. Sie haben wahrſcheinlich die Bahre vor der Thür bemerkt. Oder war ſie noch nicht gebracht? Hier ſteht der Sarg und bald wird der Geiſtliche mit den Chorknaben erſcheinen.

Graf Bertram. Und wen, wen begraben Sie, wenn ich fragen darf?

Tobaldi. Warum nicht? Sie werden mir gewiß eine Thräne des Mitleids ſchenken! Meine Tochter, meine einzige Tochter! Dahin gerafft, da ſie eben als Königin des Roſenfeſtes —

Graf Bertram. Ihre — Unmöglich! Unerhört!

Tobaldi. Unerhört? Wie das? Haben Sie meine Tochter gekannt? Und wenn — haben Sie noch nie vernommen, daß der Tod zuweilen ein Mädchen abruft, ehe es ſich ſatt getanzt hat?

Graf Bertram. Nicht das meine ich, nicht das! Aber unerhört iſt es, (ihm in's Ohr) daß man ſich unterſteht, Menſchen das Leichenbegängniß zu halten, die noch leben!

Tobaldi. Das käme freilich nicht alle Tage vor!

Graf Bertram. Irren kann ich mich nicht, nicht im Hauſe, nicht in Ihrer Perſon; denn Julia ſelbſt hat mich geleitet, und d'runten ſitzt ſie verſchleiert in meinem Wagen. Sie wagt nicht, ohne Ihre Erlaubniß Ihre Schwelle zu überſchreiten.

Tobaldi. Verſchleiert! Das gefällt mir. Da wird ſie Keiner erkennen. Nicht ohne meine Erlaubniß! Das gefällt mir noch mehr!

Graf Bertram. Laſſen Sie uns allein mit einander reden!

Tobaldi. Warum allein? (Zu Doctor Alberto.) Träume ſind Schäume! Das ſchöne Fräulein, wovon wir ſo viel ſprachen, iſt noch weit davon entfernt, ſich durch Wallfahrten auf ungebahnten Wegen bei Hitze und Staub den Teint zu verderben, auch hat es viel zu viel Reſpect vor Gottes Meiſterſtück, um ſich mit einem ſpitzigen Eiſen daran zu verſündigen. Es befindet ſich in der Obhut dieſes Kavaliers, und es ſpricht jetzt auf ein Stündchen bei uns vor, weil es gern wiſſen möchte, wie viel Plaiſir der alte ſpaniſche Kaiſer empfand, als er ſich bei lebendigem Leibe beiſetzen ſah. (Zu Graf Bertram.) Ich vermuthe das; denn daß die Dame kommt, weil ſie hofft, mich ſchon beerben zu können, möcht' ich nicht gern annehmen. Jedenfalls würde ſie ſich irren, der Schmerz um ſie hat mich, Sie ſehen es ſelbſt, noch nicht getödtet.

Alberto. Laß mich ſprechen!

Graf Bertram. Ja, mein Herr, helfen Sie mir einen Vater begütigen, der ſich gekränkt fühlen darf, ſchwer gekränkt, der aber in Gefahr ſteht, ſich an der Unſchuld dafür zu rächen!

Cobaldi. An der Unſchuld? Iſt die Dame vielleicht plötzlich mondſüchtig geworden und hat ſich in dieſem Zuſtand unter Räuber verirrt? Ein berüchtigter Wald iſt freilich nah, aber ich bitte doch, um Beweis!

Graf Bertram. Ihre Tochter iſt vor Gott ohne Schuld. Sie würde es auch vor Ihnen ſein, wenn Sie in ihr Herz geſchaut hätten!

Cobaldi. Und warum iſt denn das, was in dieſem Herzen zu leſen ſteht, Ihnen ſo bekannt, wie ein Wirthshausſchild, und mir dem Vater, ſo unbekannt, wie der Inhalt eines Buchs, das erſt geſchrieben werden ſoll?

Graf Bertram. Alles, was ſie zu verklagen ſcheint, fällt dem Mann zur Laſt, der ſie in eine Lage verſetzte, die ſo furchtbar war, daß ſie entſchuldigt ſein muß, wenn ſie ihre Pflicht gegen Sie nur noch durch die Flucht aus Ihrem Hauſe erfüllen zu können glaubte.

Cobaldi (zu Doctor Alberto). Du, iſt hier von meiner Tochter die Rede, von dem Mädchen, das wir Beide kennen, oder von einer jüngeren Schweſter der Königin Cleopatra und von ihren unbekannten Verhältniſſen mit Cäſar und Antonius?

Graf Bertram. Hören Sie mich. Ich bin da, um wieder gut zu machen, was ſchlimm gemacht ward!

Tobaldi. Aeußerſt gnädig!

Graf Bertram. Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.

Tobaldi. Schenk' mir dies, ich hab's Dir geſtohlen und möchte es gerne rechtmäßig beſitzen.

Graf Bertram. Ich bin ein deutſcher Graf, in Tirol begütert, und der letzte Sproſſe einer der älteſten Familien. — Verzeihen Sie, daß ich von Dingen zu Ihnen rede, über die ich ſonſt nur meine Bedienten mit Thorſchreibern und Banquiers verhandeln laſſe. Es kann hier nicht umgangen werden.

Alberto. Kurioſer Mann, der Sie ſind! Erſt ein Mädchen zu entführen, dann mit ihr zurückzukehren und ehrbar bei ihrem Vater um ſie anzuhalten! (Zu Tobaldi.) Aber ich dächte, jetzt läge das Herz Deiner Tochter offen wie ein Buch vor Dir da! Wenn Du auch noch nicht weißt, was der Herr Graf anwandte, um ſie zur Flucht zu bereden, ſo mußt Du doch ſchon wiſſen, was ſie aufbot, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Mir däucht, ich ſehe ihre Thränen, ihre Beſchwörungen, und vielleicht (zu Graf Bertram) finden Sie es nicht unbillig, uns auch, was vorherging, mitzutheilen; denn Sie begreifen, daß Ihre Handlungsweiſe in unſern Augen etwas ſeltſam erſcheint!

Graf Bertram. Denken Sie von mir, wie Sie müſſen; daß hier ein Geheimniß obwaltet, fühlen Sie wohl ſelbſt, daß ich es nicht aufdecken kann, mögen Sie mir glauben, daß ich (zu Tobaldi) Ihrer Ehre auf keine Weiſe zu nah' getreten bin, und daß Ihre Tochter Ihrer väterlichen Achtung ſo würdig iſt, wie ſie es war, verbürge Ihnen mein Wort!

Alberto (zu Tobaldi). Die Dichter erzählen von Königen, die ſich in Schäferinnen verliebten und vor der Erklärung den Zepter mit dem Hirtenſtab, den Purpurmantel mit dem Wollkittel vertauſchten, um ſicher zu ſein, daß die Liebe auf ſie ſelbſt fiele, nicht nebenbei auf die Krone. Vielleicht hat der Herr Graf es eben ſo gemacht und zuletzt noch, um ſich zu vergewiſſern, daß er das Herz der Geliebten nicht einmal mit dem Vater theile, ein Opfer verlangt, das ihr und dem Vater zugleich das Herz hätte brechen können.

Graf Bertram. Vielleicht! (Zu Tobaldi.) Meine Bitte habe ich angebracht, darf ich —

Tobaldi. Sie ſagen, daß meine Tochter nicht ohne meine Erlaubniß die Schwelle meines Hauſes überſchreiten wird. Wohl! Die Erlaubniß gebe ich nicht.

Graf Bertram. Bedenken Sie, was Sie thun, ich beſchwöre Sie!

Tobaldi. Sie ſagen, daß ſie unten im Wagen vor meiner Thür hält. Gehen Sie, und verkünden Sie ihr, daß ich ihr befehle, auf der Stelle umzukehren, die Stadt zu meiden, einen andern Namen anzunehmen und mich nie wieder an ihr Daſein zu erinnern. Thut ſie das, ſo will ich meinen Fluch zurückhalten, wie meinen Segen, und das iſt mehr als ſie verdient. Gefällt es ihr nicht, ſo iſt es ihr ein Leichtes, mich vor aller Welt zu Schanden zu machen, ſie braucht nur ihren Schleier zurückzuſchlagen und ihr ſchönes Antlitz zu zeigen: dann aber werde ich, ich ſelbſt das Haus meiner Väter verlaſſen und als ein Bettler von hinnen gehen, mag ſie's bewohnen, wenn der Blitz des Himmels ſie nicht wieder daraus verjagt!

Alberto. Tobaldi! Du weißt nicht —

Tobaldi. Ich weiß, was ſie gethan hat! Was gehen mich ihre Gründe an! Gründe! Auch der Bube, der Dir bei Nacht den Dolch ins Herz ſtößt, hat Gründe! Und freilich wär's ihm lieb, wenn Du ſie anhören und ihm im Verſcheiden noch verſöhnt die Hand reichen möchteſt!

Graf Bertram. Und das wäre Ihr letztes Wort?

Tobaldi. Die Nacht bricht ein, die Leichenträger müſſen gleich hier ſein. Sprechen Sie mit Ihrer Dame; ich muß wiſſen, ob ich eine Tochter zu begraben oder eine Reiſe anzutreten habe. (Da Bertram ſprechen will.) Verzeihen Sie, ich kann Nichts weiter hören! (Ab.)

Alberto. Sie müſſen fort! Machen Sie an der Tochter gut, was Sie am Vater verbrachen! Sie hat in mir einen Freund, der darüber wachen wird!

Neunte Scene.

Julia (verſchleiert, in höchſter Aufregung). Eine Bahre wird vor dem Hauſe niedergeſetzt — Die Wände, die Treppen-Geländer ſind beflort — ein Sarg! Allmächtiger Gott, wer kann darin liegen, als mein Vater! (Sie fällt am Sarge nieder.)

Zehnte Scene.

Tobaldi (erſcheint im Hintergrunde). Doch!

Alberto. Ja! Weil ſie Dich für todt hält! Laß ſie! Du kannſt jetzt einen Blick in ihr Herz thun, wie Gott!

Julia. O Du, der Du nicht mehr ſiehſt, nicht mehr hörſt, laß noch einmal zu Dir reden, als ob Du noch ſäheſt und hörteſt! Ich wäge meine Sünde nach ihrer Strafe und fühle Deinen Tod wie einen Mord — — O, daß ich den Brautkranz im Haar trüge, damit ich Dir das beweiſen, damit ich ihn herabreißen und Dir den Menſchen opfern könnte, der mir das gethan hat! Jetzt bin ich frei von ihm, ganz frei, jetzt haſſe ich ihn!

Alberto. Hörſt Du dieß?

Tobaldi (ſehr laut). Was ſoll's mir?

Julia (ſpringt auf). Bin ich wahnſinnig? Wer liegt denn da?

Tobaldi. Meine Tochter!

Elfte Scene.

Valentino (tritt ein). Prieſter und Chorknaben harren vor der Thür, die Leichenträger ſind im untern Saal verſammelt, ſchon zum dritten Mal brachte ich ihnen Wein!

Tobaldi. Wurde ſie bemerkt, als ſie in's Haus ging?

Valentino. Kaum von mir ſelbſt?

Julia. Oeffne den Sarg! Begraben ſoll ich werden? Ich bin bereit, mich hineinzulegen! Oeffne! Ich werde nicht pochen, wenn ſie mich forttragen, wenn ſie mich an ſchwankenden Seilen in die Grube hinablaſſen und die rollenden Erdſchollen mich polternd mahnen, den letzten Augenblick wahrzunehmen, der noch mein iſt. Ich werde nicht wimmern, wenn mir d'runten die Luft nicht früh genug ausgeht und ein thieriſcher Hunger mich vielleicht zwingt, mit den Würmern gemeinſame Sache zu machen oder ihnen gar zuvorzukommen! Oeffne! Ich habe ſchon Schlimmeres erlitten!

Tobaldi. Schlimmeres? (Zu Graf Bertram.) Herr — ich fordre Sie vor meinen Degen!

Julia. Dieſer Mann iſt ein edler Mann!

Tobaldi. Edler Mann! Und doch —

Julia. Ich —

Graf Bertram. Was beginnen Sie?

Julia. Warum nicht? Wenn ich ihm Nichts mehr bin, wenn er mich ſchon aus der Welt getilgt hat, wie aus ſeinem Herzen, warum das Wort zurückhalten, das ſeinen Zorn noch einmal entflammen und ihn bewegen wird, dieſen Kaſten wieder aufzuſchließen, mich hineinzupacken und den Schlüſſel in den Brunnen zu werfen, aus dem ich achtzehn Jahre trank!

Graf Bertram. Schweigen Sie! Ich ſprach ſchon! Sie haben mehr Pflichten, wie eine, und Sie haben dieſe eine erfüllt! Das will ich vor Gottes Thron wiederholen!

Alberto. Reiſen Sie ab!

Cobaldi. Auf der Stelle, ja! Aber erſt muß der Sarg fort und das Haus von Zeugen leer ſein! Bis dahin —

Julia. Gott ſelbſt will Nichts als Reue vom Menſchen! Das zeigt, daß der Menſch nichts weiter geben kann. Willſt Du mein Leben obend'rein? Ich darf jetzt nicht ſagen: Da iſt's! aber bald. Sprich Ja und ſetz' einen Tag feſt! Dann komm und ſpei' mich an, wenn Du keinen rothen Fleck auf meiner Bruſt findeſt!

Cobaldi. Bis dahin in's Nebenzimmer! Und — eine Locke kannſt Du mir zurücklaſſen! Eine oder zwei! Nicht für mich! Meine Schweſter will ein Andenken, und wer weiß, wer noch ſonſt!

Alberto (zu Graf Bertram). Ihr Name?

Graf Bertram. Graf Bertram!

Alberto. Aus Tirol! Wohl. Gehen Sie! Mich ſehen Sie bald! (Graf Bertram und Julia ab.)

Cobaldi. So weiß ich nun doch auch, wie mein Eidam heißt! (Zu Valentino.) Die Träger!

Valentino. Graf Bertram! Daß ich's nur nicht vergeſſe! Vollſtändige Beichte, vollſtändige Abſolution! Aus Tirol! (Ab.)

Alberto. So ſchickſt Du ſie wirklich ohne Schutz und Beiſtand mit dem Fremden in's ferne Land, und —

Tobaldi. Vorhin war Einer da, der auf's Gerathewohl ausziehen wollte, ſie zu ſuchen, und nun will er ſie nicht einmal begleiten oder ihr folgen? Nun, er thue es, er unterlaſſe es, — mir iſt Beides recht!

Alberto. Ich wollte ihn nur verſuchen! Julia, Du haſt geſiegt, obgleich er es Keinem eingeſtehen wird, nicht einmal ſich ſelbſt! Nun, das muß er mit Deinem Verluſt bezahlen! — Ich reiſe mit. Bei dem Kuß, den ich Deiner Mutter im Sarg aufdrückte! Bei der Liebe, die ich früher für ſie fühlte, als Dein Vater, und die ich ihr nie verrieth, weil ſie nur Augen für dieß Muttermahl auf meiner Stirn zu haben ſchien. Bei dem Freiwerberamt, das ich ſpäter, um ihr Herz noch beſſer zu prüfen, für Deinen Vater übernahm! Ich werde Dich nie, nie verlaſſen!

Tobaldi. Ich will ſie nie wieder ſehen! Aber — ich kann wieder anders von ihr denken!

Zwölfte Scene.

Die Leichenträger erſcheinen im Hintergrunde.

Valentino (folgt ihnen). Nun fällt mir der mit der Piſtole wieder ein, der auf dem Kirchhof harrt!

Was ſoll ich machen, wenn der — (Er macht die Pantomime des Erſchießens.) Soll ich ihn ruhig gewähren laſſen, als ob er unter die Spatzen im Kirſchbaum ſchöße, oder ſoll ich — Gern bliebe ich hier, aber ich muß ja mit hinaus!

Die Leichenträger faſſen den Sarg an. Geſang hinter der Scene.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Graf Bertram. Julia. Alberto treten auf.

Graf Bertram. Nun wird Ihrem Freunde genug geſchehen ſein! Die Trauung iſt vollzogen, Sie ſelbſt ſind Zeuge geweſen, und hier iſt das Witwen-Inſtrument. Leſen und prüfen Sie's!

Alberto (thut's). Nach Ihrer Großmuth meſſe ich Ihre Liebe! Mit Ruhe reiſe ich zurück und laſſe dieß Kind in Ihren Händen! (Zu Julia.) Danken Sie Ihrem Gemahl! Er hat Ihnen für einen Fall, von dem ich hoffe, daß er nicht kommen wird, dieß ganze Gut vermacht. Zwar bedurften Sie deſſen nicht, denn auch ich — Doch, das brauchen Sie erſt zu erfahren, wenn ich todt bin!

Graf Bertram. Ich beklage nur, daß ich nicht Italiens ewig blauen Himmel darüber ausſpannen laſſen kann! (Zu Alberto.) Jetzt möchte ich um ein paar einſame Minuten mit meiner Gemahlin bitten! Sie verzeihen mir's gewiß!

Alberto. Ich werde inzwiſchen die zu meiner Rückreiſe nöthigen Vorkehrungen treffen; denn ich muß gleich wieder fort! (Ab.)

Zweite Scene.

Graf Bertram. Julia, wir haben ſo eben im Angeſicht Gottes feierliche Schwüre mit einander ausgetauſcht!

Julia. Die uns für ewig an einander binden. Ja.

Graf Bertram. Für ewig! Doch nur bis in den Tod!

Julia. Nur bis in den Tod! O gewiß! Nur bis in den Tod!

Graf Bertram. Und den Tod kann man rufen, wenn er länger an ſeiner Senſe wetzt, als billig iſt. Schweig! Nimmer darf ſie das ahnen! Denn nimmer würde ſie's faſſen, daß eine ſolche Nothwendigkeit die höchſte Wohlthat für Dich wäre, und daß Du bloß, um ſie heraufzurufen, den unauflöslichen Bund mit ihr geſchloſſen haſt! Nimmer darfſt Du ſie ſo tief in den Grauel der Verweſung ſchauen laſſen, bis ſie's begreift!

Julia. Was pochſt Du noch, Herz? Iſt die Löſung denn ſo ſchwer? Poche ſo, wenn die Stunde naht, wo mein Dolch Dich treffen ſoll, daß ich Dich nicht verfehle! Doch, das thuſt Du wohl von ſelbſt!

Graf Bertram. Sie werden des Moments noch gedenken, in dem ich Sie zum erſten Mal ſah! Ich ſtellte Ihnen damals eine Bedingung, an dieſe Bedingung muß ich Sie jetzt mahnen. Geloben Sie mir denn, daß Sie es mir ſagen wollen, wenn Sie den Mann, den Sie liebten, dereinſt mit den alten Gefühlen, mit einem Reſt der alten Gefühle wieder ſehen ſollten!

Julia. Das wird nie geſchehen!

Graf Bertram. Nie? Auch nicht, wenn er ſich rechtfertigt?

Julia. Er kann ſich nicht rechtfertigen!

Graf Bertram. O, unergründlich ſind die Verſchlingungen des Lebens! Die Bahnen der Menſchen ſind nicht die der Sterne!

Julia. Er wird ſich nicht rechtfertigen! Ich werde ihn nicht hören!

Graf Bertram. Das kam nicht aus Ihrer Seele! Sie werden, Sie müſſen ihn hören! Das ſind Sie ihm, das ſind Sie Sich ſelbſt ſchuldig! Und wenn — Ihre Hand!

Julia. Mir die Ihrige!

Graf Bertram. Worauf?

Julia. Sie fragen? Sie glaubten vielleicht, als Sie mich bei'm Eintritt in die Kapelle erbleichen und taumeln ſahen, das geſchähe, weil ſtatt Ihrer nicht ein Anderer an meiner Seite ging? Sie hatten das Recht, meine heilige Regung ſo zu mißdeuten, denn Sie mußten Sich ja erinnern, wie ſtumpf und dumpf ich in die Annahme Ihres ungeheuren Opfers willigte, als Sie Sich erboten, es mir zu bringen, Sie mußten ja glauben, daß ich für die Größe deſſelben gar kein Gefühl hätte, aber Sie irrten Sich! Nein! Nein! Das konnte mir nur in einer Stunde begegnen, wo mich Leben und Tod zugleich auszuſtoßen ſchienen, aber dann — Mir war, wie wir uns dem Altar näherten, als erblickte ich in dem Dämmerlicht, das ihn umfloß, mitten unter den ernſten Heiligenbildern eine zitternde Schattengeſtalt, die mich durch ſcheue Blicke zur Umkehr zu bewegen ſuchte und die vor mir erloſch, wie ich doch herantrat. — — Sie ſind ein Mann, wie die Welt noch keinen ſah, welch' ein Weib muß Ihnen beſtimmt ſein! Und ich, ich ſtellte mich zwiſchen zwei Menſchen, die zu einander gehören, wie der Edelſtein und das Gold? Nimmermehr! Eine Todtenkrone für mich, den Brautkranz für die, die Sie verdient! Ich habe kein Gelöbniß zu geben, ich habe eins zu fordern! Ihr Wort, daß Sie es mir nicht verheimlichen wollen, wenn Ihr Herz einmal für ein weibliches Weſen zu ſchlagen anfängt. Ich verlange es im Namen der Edelſten meines Geſchlechts, denn die iſt Ihnen beſtimmt, und ich wäre die Niedrigſte, wenn ich nicht darauf beſtünde.

Graf Bertram. Julia! Wenn Sie wüßten — —

Julia. Weichen Sie mir nicht aus! Glauben Sie nicht, daß Sie es können! Wenn Sie mir Ihr Wort verweigern, ſo zwingen Sie mich — fühlen Sie nicht, wozu Sie mich zwingen? Ihr Opfer konnte nur Einen Zweck haben, dieſer Zweck iſt halb erreicht, er wird es bald ganz ſein! Glauben Sie, daß ich die Hand feſthalten werde, die Sie mir nur boten, um mich aus den Wellen zu ziehen? Dann erniedrigen Sie mich doch tiefer in Ihren Gedanken, als recht iſt! Aber ich wäre vielleicht ſchwach genug, es ſo lange zu thun, bis eine Andere ihre Rechte geltend machte — Ich hätte den Ring, den Sie mir heute aufſteckten, vielleicht ſo lange getragen, bis ich die Hand, die er auf ewig ſchmücken ſoll, erblickt hätte — Sie wollen's nicht.

Graf Bertram. Ich will! (Für ſich.) Ich muß mich zum Letzten entſchließen, ſie muß mich ſehen, wie ich bin! Nun wahrlich, nur ihr möcht' ich das erſparen, nicht mir ſelbſt! (Zu Julia.) Nun aber auch doch Wort gegen Wort?

Julia. Was Sie vorausſetzen, iſt unmöglich. Iſt unmöglich, auch wenn er ſich rechtfertigen könnte. Zweifeln Sie nicht! Aber es iſt nicht unmöglich, daß er zurückkehrt; ich ſtand ja noch nicht an ſeinem Grabe! Wenn ich ihn wiederſehe — er kann mir ja noch einmal in einer Kirche das Weihwaſſer reichen, er kann ſich noch einmal in meinen Garten ſchleichen — wenn das geſchieht, ſo werden Sie's erfahren!

Graf Bertram. Ich danke Ihnen! (Für ſich.) Und nun eine Leichenöffnung, damit ſie — Sie wird ſchaudern, aber ſie darf nicht länger in den Ketten eines übermenſchlichen Edelmuthes zu gehen glauben, ich muß ſie frei machen, um welchen Preis es auch ſei! — (Zu Julia.) Julia, haben Sie nie gehört, daß es Menſchen gab, hohle, ausgekernte, todesbedürftige Menſchen, die einen Mord begingen, um nur ihres Lebens los zu werden?

Julia. Ich hatte eine alte Amme, die mir, ſeit ſie blind und furchtſam geworden war, denn früher that ſie's nicht, aus ihrem Kauer-Winkel heraus alles Schreckliche erzählte, wovon ſie je gehört hatte, aber das war nicht darunter. Nein, das nicht!

Graf Bertram. Es kommt vielleicht in einem Lande nicht vor, wo die Sonne alle Tage ſcheint. Gleichviel! Bei uns, wo das Lichtſcheue beſſer gedeiht, wo Schierling und Bilſenkraut ſo hoch aufſchießen, daß man ſich darunter niederlaſſen und träumen kann, gibt es Menſchen, die das thun! Mancher Rabenſtein kann es bezeugen! Wie, wenn's auch ſolche gäbe, die mit einem verlaſſenen Mädchen eine Ehe ſchlöſſen, weil ſie hofften, daß der Geliebte, deſſen Stelle ſie ſich anmaßen, zürnend wiederkehren, daß er ihnen den Selbſtmord, auf den ſie bis dahin nicht einmal ein Recht zu haben glaubten, zur Pflicht, zur heiligen Pflicht machen könnte — wie dann? Julia, wie dann?

Julia. Die, der das begegnete, würde ſich Anfangs entſetzen und wähnen, daß ihr Unglück frevelhaft gemißbraucht worden ſei, aber das, Sie ſehen es, würde nicht lange dauern, ſie würde bald den Grund eines ſo ungeheuern Schrittes ahnen —

Graf Bertram. Ja?

Julia. Sie würde es faſſen, daß der Ekel vor der Schlechtigkeit der Menſchen in einem edlen Gemüth bis zum Grauen vor dem Daſein, bis zur herben Unempfindlichkeit gegen die leuchtende Schönheit der Welt ſteigen kann. —

Graf Bertram. Reden Sie nicht aus! Sie verſtehen mich nicht!

Julia. Sie würde nicht zürnen, ſie würde nur mitleidig weinen und ſich beſtreben, den Unglücklichen zu heilen, ihn dadurch zu heilen, daß ſie ſich von den anderen Menſchen ein wenig, ein ganz klein wenig zu unterſcheiden ſuchte!

Graf Bertram. Sie ſind — Ich muß einen andern Weg wählen! Der Alte iſt noch da, ihm will ich mich vertrauen! (Ab.)

Dritte Scene.

Julia (allein). Wohl ſind ſie unergründlich, die Verſchlingungen des Lebens! Wie das jetzt weiter geht, immer weiter! Schließ die Augen! Der Abgründe ſind zu viele, um den Sturz zu vermeiden! Da iſt's beſſer, gar nicht zu ſehen!

Vierte Scene.

Christoph (tritt ein). Gnädige Frau — ich kann den gnädigen Herrn nur nicht finden, ſonſt hätt' ich ihn erſt gefragt, ob ich auch dürfe!

Julia. Was denn, Alter?

Christoph. Den Fremden melden, der durchaus zu Ew. Gnaden will!

Julia. Zu mir? Ein Fremder? Du irrſt Dich!

Christoph. Nein, o nein! Aber ſonderbar genug iſt es, nicht wahr? Kaum ſind wir hier, ich habe noch nicht einmal nach der kleinen Birke geſehen, die ich bei der Abreiſe pflanzte, ich weiß es noch nicht, ob ich die Wette, die ich mit dem Verwalter über meinen Raben einging, verloren oder gewonnen habe, und ſchon klopft einer von den Schwarzköpfen, wie ſie nur unter den Citronen aufwachſen, bei uns an und ſtört uns, wenigſtens mich, denn ich war gerade im Garten beſchäftigt, für Ew. Gnaden einen Strauß zu pflücken!

Julia (für ſich). Sollte es — Nein! Nur das nicht! Nur das nicht! Wo iſt er?

Chriſtoph. Wahrſcheinlich vor der Thür! Er war von ſeinem Verlangen nicht abzubringen und wurde nur um ſo hitziger, als ich ihm ſagte, daß es wenigſtens heute unmöglich ſei, weil Ew. Gnaden Ihre Hochzeit feierten! Er wolle und müſſe Sie ſprechen! rief er aus und trat die Tuchnadel, die ihm während dem entfiel, und nach der ich mich niederbückte, mit Füßen, der jüngſte Tag ſei angebrochen, und ich möge meine Pflicht thun! Was ſollt' ich machen? Ich ging, aber erſt zum gnädigen Herrn! Doch den traf ich nicht in ſeinem Zimmer und —

Fünfte Scene.

Antonio tritt ein.

Chriſtoph. Da iſt er ſchon!

Julia. Geh! Ich kenne dieſen Herrn!

Antonio. Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, daß Sie ſich meiner erinnern! Sie hätten ſich ja auch mir in's Angeſicht verläugnen können! (Zu Chriſtoph.) Nun?

Chriſtoph. Der muß an's Befehlen gewöhnt ſein! (Ab.)

Antonio. Alſo hier iſt das Land, wo die Todten auferſtehen? O, daß ich einen Bach ſähe, Wolken, die der Wind verweht, Wellen, die er hinunterjagt, etwas Flüchtiges, Enteilendes, Veränderliches, nicht ſo viel Starres, Stockendes! Es bringt mich um! Dieſe Züge ſind dieſelben, dieſe Augen könnten mich noch einmal — Weib, Alles hat ſich an Dir verwandelt, warum nicht auch das Geſicht?

Julia. Nicht dieſen Ton! (Für ſich.) Und doch! Und doch! Würde er ihn annehmen, wenn er nicht unſchuldig wäre? Wohl mir, ich ſoll nicht einfrieren in dem letzten Gefühl, das ich von ihm hatte!

Antonio. Reden Sie, in welchem Ton Sie wollen, nur reden Sie!

Julia. Ich dächte, das wäre an Ihnen!

Antonio. Oh! Was ich zu ſagen habe, iſt geringfügig. Von einer Wunde könnte ich ſprechen, die ich in dem Augenblick erhielt, wo ich mich zu dem Rendezvous mit Ihnen auf den Weg machen wollte — ſie iſt wieder geheilt, obgleich ſie tief genug war, um mir für den Reſt meiner Lebenszeit die Aderläſſe zu erſparen. Von einem Selbſtmords-Verſuch an dem Grabe, das ich — ha, ha, ha! für das Ihrige halten mußte — er wurde durch den alten Diener Ihres Vaters vereitelt, der, als ich mich in die weiche Erde über Ihrem leichnamloſen Sarg eben mit halbem Leibe hineingewühlt hatte und nun den Hahn meiner Piſtole aufzog, hinter einem Grabſtein hervorſtürzte und mir zähnklappernd zuſchrie, Sie lebten noch. Von einem Griff an die Kehle des feigen Plauderers, durch den ich ihn ſo in Schrecken jagte, daß er ſich gegen mich ausſchüttete, als ob ich ſein Beichtvater wäre — das Alles verſteht ſich von ſelbſt, denn wie hätte ich Ihren gräflichen Sitz entdecken ſollen, wenn er mir ihn nicht aus Reſpect vor meiner Piſtole verrathen hätte! Wer wird bei ſolchen Alltäglichkeiten verweilen, wo es Wunder aufzulöſen gibt! Und Ihr Scheinbegräbniß, Ihre Auferſtehung von den Todten, Ihre Heirath, das ſind Wunder, über die ich meinen Verſtand verlieren werde, wenn Sie den Ihrigen nicht verloren haben.

Julia. Sie ſprechen von einem Rendezvous. Ich verzeihe Ihnen das. Aber, was bedeutete es, dieß Rendezvous? Warum bewilligte ich es Ihnen? Wozu war ich bereit?

Antonio. Sie wollten mir folgen!

Julia. Und was, was konnte mich zu einem Schritt drängen, der für ein Mädchen ſo ungeheuer war, daß Sie ſelbſt ihn im Anfang nicht ohne Zittern von mir zu verlangen wagten?

Antonio. Der Wunſch, dacht' ich, mir den höchſten Beweis Ihrer Liebe zu geben, das Gefühl, mir ihn ſchuldig zu ſein!

Julia. Nein! Das Bewußtſein, Ihnen ihn ſchon gegeben zu haben!

Antonio. Wie?

Julia. War es edel, mich ſo weit zu bringen, daß mir keine Wahl mehr blieb? War es auch nur ſtolz?

Antonio. Julia, das hab' ich nicht geahnt! Das haſt Du mir nicht —

Julia. Das hätteſt Du ahnen ſollen! Das lag in meinem Entſchluß! Hätt' ich meinen Vater verlaſſen können, wenn ich mir nicht hätte ſagen müſſen, daß mein Bleiben ihm ein noch größeres Leid bereitete als meine Flucht?

Antonio. Und wenn — Nichts in der Welt kann mein Weib rechtfertigen, daß ſie das Weib eines Andern geworden iſt. Nichts in der Welt, und das am wenigſten!

Julia. Nichts in der Welt, wenn ſie es anders, als zum Schein geworden wäre!

Antonio. Wie? Verſteh' ich Dich? (Faßt ihre Hand.)

Julia. O nein! Zurück! Zwiſchen Dir und mir ſteht mein Gemal!

Antonio. Ha!

Julia. Steht mein Gemahl, wie Du zwiſchen ihm und mir!

Antonio. Wie ich zwiſchen ihm und Dir? Dann lagſt Du nie an ſeiner Bruſt! Kannſt Du mir das ſchwören?

Julia. Nein! Denn einmal geſchah's! Aber es war den Abend, als die Grabgeſänge, die mir galten, auf der Straße angeſtimmt wurden, als der Flackerſtrahl der Leichenfackeln grell durch das Fenſter drang, von dem aus ich, die Lebendige, auf das Begräbniß herabſah, das ein unerbittlicher Vater mir trotz meiner Zurückkunſt ausrichten ließ. Wie aus dem hungrigen Bauch der Erde herauf ſchien mir dieß dumpfe de profundis zu dringen, ich dachte, ſie werde ſich gleich ſchütteln und einen ihrer Todten wecken, damit er ſeine Knochen zuſammenleſe und klappernd hinter mich trete, um mich in ihren hungrigen Schlund hineinzuſcheuchen, mir war, als müßte ich aus dem Fenſter ſpringen und dem Zug voran eilen. Ich taumelte, ich ſank um, und mein Gemahl, der edle Mann, der jetzt mein Gemahl iſt, fing mich in ſeinen Armen auf!

Antonio. Das hieß, zwiſchen Deinen Kopf und den nächſten Tiſch treten, an dem Du Dir ihn ſonſt vielleicht zerſchlagen hätteſt. Dafür bin ich ihm verpflichtet, es erſparte Dir eine Wunde, auf die eine Narbe gefolgt wäre! Aber nun das Wort — das Räthſel hab' ich. Du ſprachſt von Deiner Zurückkunft, Du mußt alſo auch von Deiner Flucht ſprechen können!

Julia. Bleiben konnt' ich nicht, Du weißt warum, darum mußt' ich fliehen!

Antonio. Wohl! Weiter! Giebt's kein Wort, das Alles auf einmal ſagt?

Julia. Du hatteſt mir einen Namen genannt, eine Stadt —

Antonio. Den Namen, den ich führe, die Stadt, in der ich geboren bin!

Julia. Ich ſuchte ſie auf, dieſe Stadt. Niemand kannte Dich!

Antonio. Weil ich ſie als Kind ſchon — Was liegt daran! Fahr' fort!

Julia. Ich hatte Dich dort nicht lebendig, aber todt zu finden gehofft, ich hatte den Kirchhof, an dem ich vorbei kam, eher betreten, als die Straßen, ich hatte die neuen Gräber eins nach dem andern beſucht und die Inſchriften geleſen!

Antonio. Halt ein!

Julia. Dein Grab war nicht darunter, ich konnte mich alſo auch nicht darauf niederſetzen und mich erhungern!

Antonio. Ha! Alles das, Alles das, und doch —

Julia. Wo warſt Du, als ich — Warum bliebſt Du jenen Abend aus? Warum all die Abende, die ihm folgten?

Antonio. Ich lag verwundet, auf den Tod verwundet, Du hörteſt es ſchon!

Julia. Ich hörte es. Warum ſchickteſt Du keinen Boten?

Antonio. Wem ſollte ich trauen? Wen von meinen Teufeln durfte ich — Der Beſte wäre dem Schlechteſten gleich geworden, wenn er Dich erblickt hätte! Er hätte Dich verlockt, mit ihm zu gehen und mir bei der Zurückkunft vielleicht grinſend Deine Ohrringe hingeworfen! Wer wär' auch nur gegangen! Nur weil ſie meine Schritte ausgekundſchaftet hatten, weil ſie ahnten, daß ich ein neues Leben in einem neuen Welttheil anzufangen und nie mehr zu ihnen zurückzukehren dachte, vertraten ſie mir in offener Empörung mit dem Dolch in der Fauſt den Weg und warfen mich nieder.

Julia. Menſch, was redeſt Du?

Antonio. Tritt drei Schritte zurück, ſchrei um Hülfe, ich bin ein Räuberhauptmann aus den Abruzzen!

Julia. (ſchnell). Leiſe! Aber weiter, weiter! Denn Du mußt viel, ſehr viel hinzuzufügen haben!

Antonio. Ich habe Nichts hinzuzufügen, denn ich kann nicht ſagen, daß ich log.

Julia. Und ich, ich kann nicht glauben, daß Du raubſt und mordeſt, wie Andere jagen und fiſchen, ich kann nicht glauben, daß ich mich ſo ganz in Dir getäuſcht habe, ich kann nicht glauben, daß ſich ein Menſch ſo ganz in dem andern täuſchen kann!

Antonio. Höre, wie ich's wurde, vielleicht entſchuldigt's, daß ich's bin! Mein Vater war dasſelbe, mein Loos war entſchieden, ehe ich meinen erſten Gedanken dachte!

Julia. Wehe der Welt, daß das möglich iſt!

Antonio. Und wehe dem Menſchen, den es trifft! Doch dauerte es lange, ehe ich mir des Fluchs meiner Geburt bewußt ward, und mein Vater that Alles, um es mir auf immer zu verbergen, aber es war umſonſt! Er ließ mich in tiefſter Einſamkeit bei einem alten Köhler aufziehen, der nichts von ihm wußte, als daß er geächtet war und bei den Thieren der Wildniß die Zuflucht ſuchen mußte, die er bei den Menſchen verwirkt hatte. Ich wuchs in einem Walde auf, wegen deſſen die Landſtraße ſelbſt furchtſam einen Umweg macht, und in den ſich ſogar der Sonnenſtrahl, dem doch Niemand ſein Gold rauben kann, nur ſelten hinein verirrt;

ich lernte alle Schlangen eher kennen, als einen einzigen Schmetterling. Mein Vater ging ab und zu; zuweilen kam er oft und blieb lange, dann lehrte er mich Schießen und Fechten, auch Leſen und Schreiben und Manches mehr; zuweilen verſchwand er ganz, dann ſagte der Köhler: nun haben ſie ihn wohl erwiſcht, und hielt mich noch fleißiger wie ſonſt zum Beten an. So legte ich ein Jahr nach dem andern zurück; mein Vater erſchien trotz der ängſtlichen Zwiſchenpauſen immer wieder, verrieth mir aber, auch wie ich größer und größer wurde, nicht das Mindeſte von ſeiner Hanthierung, nur das kommt mir in der Erinnerung unheimlich vor, daß er mir einſt ſein Meſſer, aus ſeinem gewöhnlichen finſtern Brüten plötzlich auffahrend, mit zorniger Heftigkeit entriß, als ich es vom Tiſch, an dem er ſaß, wegnahm, um eine Melone damit zu zertheilen.

Julia. Ha! Da dämmert's!

Antonio. Dagegen gingen wir nun, wenn er da war, zuſammen auf die Eberjagd, und als ich mich dabei eines Tages beſonders gut hielt, rief er aus: Nun iſt der Soldat bald fertig! „Ein Soldat?“ — fragt' ich und ſah von dem Eber, in deſſen Eingeweiden ich wühlte, auf — was iſt das? „Ein Kerl im bunten Rock“ — verſetzte er — „der ſo auf Menſchen los geht, wie Du auf wilde Thiere, und der um ſo höher geſchätzt wird, je ärger er's treibt; willſt Du nicht einer werden?“ Gewiß hatte er nur darum bei Zeiten einen guten Jäger aus mir gemacht, damit ich mich ſpäter um ſo beſſer zum Soldaten ſchicken möge, und vielleicht war der Tag, an dem er mich aus der Einſamkeit in die Welt entlaſſen wollte, ſchon nahe genug, aber Alles ſchlug zum Unheil aus. Einmal war ich allein in den Wald gegangen, und als ich von meiner Streiferei zurückkehrte, die Büchſe noch geladen im Arm, und ungeduldig noch auf dem Heimweg nach etwas Hüpfendem oder Springendem herumſpähend, das den geſparten Schuß werth ſei, da ſah ich die Köhlerhütte von Buntröcken umringt, die wirklich ſo auf meinen Vater losgingen, wie ich damals auf den Eber. Er wehrte ſich tapfer, aber ihrer waren zu viele, ſie wurden Herr über ihn und warfen ihn zu Boden; ich legte an, ich drückte ab, und ich glaubte zu thun, was Niemand ſchelten könne. Es ſtürzte Einer, und mein Vater erhub ſich wieder; aber er entſetzte ſich, als er mich erblickte, und gebot mir mit Angſt, ja mit Zorn und Wuth, zu fliehen. Ich gehorchte nicht, ich lud auf's Neue, doch ehe ich noch einmal abdrücken konnte, ward ich hinten von einem ſtarken Arm gepackt und in's Gebüſch geriſſen. Ein häßlicher Menſch von rieſigem Knochenbau hatte mir dieſen unwillkommenen Dienſt erwieſen: kannſt Du nicht zählen? — ſprach er mit heiſ'rer Stimme — wie wäre der noch zu retten? nur rächen kann man ihn! Ich kannte den Menſchen, er war mir ſchon hin und wieder im Walde begegnet, aber er war mir immer mit ſonderbarer Scheu ausgewichen und hatte ſich ſogar, als ich ihn einmal anredete, taub und ſtumm geſtellt. Ihm und allen ſeinen Kameraden war es, wie ich ſpäter erfuhr, bei Todesſtrafe von meinem Vater verboten worden, mich anzuſprechen oder mir auch nur Antwort zu geben, und das rührte mich tief, denn es bewies mir, wie ernſt es ihm darum zu thun geweſen war, mein Schickſal von dem ſeinigen zu trennen. Jetzt gab der Menſch ſich mir als einen Gefährten meines Vaters kund und berichtete mir mit ſchlecht verhehlter Schadenfreude Alles, was ich nicht wußte, und was ich nie hätte erfahren ſollen. Ich hörte mit Schaudern von ihm, daß ich nicht eine heilige Pflicht erfüllt, ſondern ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatte, als ich meinen Vater vertheidigte, dann fuhr er mir frech mit ſeinen ſteifen Fingern durch die Haare und rief: dieſer Kopf gehört jetzt nicht mehr Dir, und es handelt ſich nur noch darum, ob Du ihn gleich jetzt höflich hingeben oder wie theuer Du ihn verkaufen willſt. Ich ſtieß mit dem Fuß nach ihm, als ob er mich zu dem gemacht hätte, was ich ſo plötzlich geworden war, ich legte die Büchſe auf ihn an. Hei, noch ſeh' ich ihn, wie er vor mir zurückwich, und wie die magere Schlange, auf die er trat, als er's that, ſich ihm ziſchend und züngelnd um's Bein flocht!

Julia. Aber Du ſtießeſt ihn nicht immer mit dem Fuß!

Antonio. Wie ſollt' ich! Da ſtand ich — ausgeſtoßen aus dem Kreiſe der Menſchheit — jeder Arm gegen mich, den Mörder, bewaffnet — mußt' ich nicht ſchwindeln, wie bei einem Erdbeben, mußt' ich die einzige Hand, die mir geboten ward, nicht ergreifen? Ja, ich hörte zu beten auf, und ich fing erſt wieder an, als ich Dich zum erſten Mal — Was ſoll's! Es war ja auch Narrheit!

Julia. Antonio!

Antonio. Auf jenen düſtern Tag folgte ein zweiter! Ich ſah das Haupt meines Vaters fallen! Fühlſt Du, was das heißt? Ihn hatte ich nie einen Tropfen Bluts vergießen ſehen, das ſeinige ſah ich in dickem Strahl aus dem kopfloſen Rumpf, wie aus einem Springbrunnen, faſt luſtig himmelan ſteigen! Es war an einem ſchönen Morgen, die Sonne beſchien den Henker und ſein Opfer hell und freundlich; Du pflückteſt vielleicht um dieſelbe Stunde friſche Blumen in Deinem Garten. Ich hatte mich nicht zu dieſem furchtbaren Schauſpiel gedrängt, ich war durch ungereimte Vorſpiegelungen dahin gelockt worden, man hatte mir von der Möglichkeit einer Befreiung geſprochen, es war lächerlich! Aber was man wirklich beabſichtigt haben mochte, das erreichte man, ich wurde vom Wirbel bis zur Zehe mit Wuth und blindem Rachedurſt erfüllt, ich ſchwur — was ich leider hielt, was ich ſo gut hielt, daß die Teufel um mich herum bald vor mir zu zittern anfingen, wie die Welt vor ihnen, und mich zu ihrem Anführer machten.

Julia. Ich ſchaud're! Doch ich faſſe das!

Antonio. Und faſſen wirſt Du's auch, mit welchen Empfindungen ich an Deinen Vater dachte, wenn Du vernimmſt, daß er, er den meinigen ſo weit —

Julia. Nimmermehr!

Antonio. Man ſagte mir, daß mein Vater den Namen Tobaldi ſehr oft und nie ohne Fluch und Zähneknirſchen im Munde geführt, man wollte etwas wiſſen von einer verrathenen Verſchwörung und einer darauf erfolgten Achtung, und immer klang dieſer Name ſchrecklich und widerwärtig durch.

Julia. Wie hieß Dein Vater?

Antonio. Grimaldi!

Julia. Grimaldi!

Antonio. Du kennſt den Namen! Du fährſt zuſammen!

Julia. Ich kenne ihn, mein Vater hat ihn genannt, aber wahrlich nicht in dem Judaston, durch den ſich ein verletztes Gewiſſen verrathen mag!

Antonio. Vielleicht war der Haß ungerecht, oder zu ſtark, denn Du, Du biſt die Tochter Tobaldi's, doch darnach fragt' ich nicht, ich übernahm ihn, wie eine heilige Erbſchaft und —

Julia. Du ſchwurſt uns Rache und Tod!

Antonio. Ich that's, ich betrat die Stadt, in der Dein Vater lebte, nur um ihn zu verderben, es ſollte mein letztes Geſchäft ſein, es war mir gleich, ob man mich dabei ergriff. Ich kam, ich ſah Dich! Ja, Weib, es iſt wahr, ich habe unwillkürlich die Hände gefaltet, als ich Dich erblickte; denn wie Du ſo heraustratſt auf den Balcon, vom Frühlicht umfloſſen, die Roſe in der Hand und freundlich auf mich herabſehend, da war es mir, als ſchaute ich zum erſten Mal in den blühenden Garten der Welt hinein, durch ein eiſernes Gitter zwar, das mir den Eintritt wehrte, aber doch mit hellem Auge, mit erfriſchtem Sinn. Das geſchah, ehe ich wußte, wer Du warſt!

Julia. Und als Du's erfuhrſt?

Antonio. Da habe ich Anfangs mit meinem Herzen gegrollt und ihm den Entſchluß, Deinen Vater doch niederzuſtechen, ſobald ich ihn träfe, wieder abgetrotzt, auch hätte ich das gethan, wenn er mir allein begegnet wäre. Aber Du gingſt an ſeiner Seite, ich ſah, daß ſein Blick leuchtete, daß ſeine Bruſt ſich ſtolz und übermüthig hob, als ich Dich verwirrt und entzückt betrachtete, ich ſchaute in ſeine Seele hinein und entdeckte den Punct, wo er am verwundbarſten war. Nun rannen in meiner Bruſt die widerſprechenden Gefühle, die ſich bis dahin auf Tod und Leben bekämpft hatten, in einander, ich glaubte, daß dem Haß, den ich nicht unterdrücken durfte, und der Liebe, die ich nicht unterdrücken konnte, zugleich genügt werden könne: ich ſetzte Dich zum Zeichen, ob Gott und Welt noch zu verſöhnen ſeien; ich dachte: wenn Sie Dir lächelt, wenn Sie Dir folgt und ihn verläßt — — Ha, Du haſt mir gelächelt, Du warſt bereit, mir zu folgen, und nun biſt Du das Weib eines Andern!

Julia. Ja, aber eines Mannes, der zwiſchen mich und den Tod trat, als er ſchon in Geſtalt eines Mordknechts neben mir ſtand, den ich ſelbſt in meiner Verzweiflung ſo lange gereizt und herausgefordert hatte, bis er in einſamem Walde den Dolch gegen mich zückte —

Antonio. Ha!

Julia. Eines Mannes, dem ich fremd und unbekannt war, der Nichts für mich empfand, Nichts von mir verlangte und mir doch in großmüthigem Mitleid ſeine ganze Zukunft zum Opfer brachte —

Antonio. Er ſah Dich aber doch in dem Augenblick, wo er's that, nicht wahr?

Julia. Eines Mannes, der mich ernſt, wie ein Engel des Gerichts an das heilige Doppelleben in meinem Schooß mahnte, als ich zögerte, ſein Opfer anzunehmen, und der — jetzt wirſt Du auf Deine Knie fallen und vor ihm vergehn, wie vor Gott! — der mir heute zur Krönung ſeines Werkes nach kaum vollzogener Trauung das Verſprechen abdrang, ihm — Doch nein, nein, was mach' ich da, das darf er nie hören oder erſt ſpät!

Antonio. Ich brauche nur Eins noch zu hören. Liebſt Du ihn? Einer von uns muß aus der Welt, Er oder ich. Von Deiner Antwort hängt es ab, wer!

Julia. Antonio, wenn Du ahnteſt —

Antonio. Ich ahne genug, Du ſtockſt, Du umgehſt die Antwort! Wenn Du Nein ſagen könnteſt, ſo würdeſt Du auch Nein ſagen müſſen! Er hat nichts von Dir verlangt? Daran that er wohl! Das war ja, ich ſeh's, das ſicherſte Mittel, Alles von Dir zu erhalten! Alles! Alles! So viel, daß nicht bloß ich, daß ſelbſt Dein Schutzheiliger eiferſüchtig auf ihn werden muß. Er hat Nichts für Dich empfunden? Wie, wenn das Heuchelei geweſen wäre? Wenn er ſich bloß ſo geſtellt hätte, ſich noch ſo ſtellte? Der Blitz der Liebe zündet raſch! Das weiß ich, ich. Wie lange Zeit brauchte er denn, um aus meiner Bruſt eine ganze ſtarre Welt von Haß und Rache hinweg zu ſchmelzen!

Julia. Nicht weiter! Daß die Reue Dich nicht zu tief brenne, wenn Du ihn kennen lernſt!

Antonio. Wenn ich ihn — Aber ward denn je ein Menſch ſo — Jedes Wort ihres Mundes iſt eine Verklärung für ihn! Wenn ich ihn kennen lerne, ſo werd' ich ihm eine Frage vorlegen, eine einzige, ich werde —

Julia. Du wirſt nicht! Du wirſt ſchweigen, Du wirſt jetzt gehen, oder noch einmal und auf ewig verlieren, was Du — was Du vielleicht wieder gewonnen haſt!

Antonio. Auf ewig, was ich wieder — So hab' ich noch nicht Alles verloren? So willſt Du mit mir fliehen? So darf ich Dich heut Abend im Garten erwarten?

Julia. Nein! Nimmermehr! Darfſt Du das denn fordern? Haſt Du nicht ſo gut, wie ich, die Pflicht, zu büßen? Haſt Du ein Recht auf Glück?

Antonio. Ja! Ja! Wer ſeine Vergangenheit ſo ganz hinter ſich geworfen hat, wie ich, wer ſich ſelbſt in dem Augenblick frei von ihr fühlt, wo ſie ihm die letzte höhniſche Fratze ſchneidet und die ganze Zukunft hinunter zu knirſchen droht, der mag ſich verirrt haben, wie weit er will, er darf ſo antworten!

Julia. Er kann das Schickſal aber nicht zwingen, ihm die Probe zu erlaſſen! Laß' uns ſie beſtehen, laß uns ſcheiden! Wir müſſens, und je mehr es uns koſtet, um ſo leichter ſollt' es uns werden!

Antonio. Was Dir leicht wird, ſollte mir nicht ſchwer fallen! Recht! Recht! Nun, wer weiß, was ich thu', wenn mein Geſchäft hier beendigt iſt! Vielleicht iſt mir der Gedanke doch zu peinlich, daß ich für Dich nur Einer unter Vielen war, während Du für mich die Einzige unter Allen geweſen biſt. Dann geh' ich nach Italien zurück und bezahle alte Schulden mit meinem Kopf. Vielleicht — es wird ſich finden! Aber vorher muß mein Geſchäft beendigt ſein, vorher muß ich — Heilige entlarven! Einen gewiß, und wer weiß, ob nicht Zwei! Denn daß ſich unter einem ſo übermenſchlichen Edelmuth der feigſte Eigennutz verſteckt, iſt ſicher, es könnte ſich aber auch unter einer ſo glühenden Verehrung eine zitternde Liebe verbergen, und das —

Julia. Allmächtiger Gott! Er kommt!

Sechſte Scene.

Graf Bertram und Alberto treten ein.

Antonio (tritt dem Graf entgegen). Das muß ich wiſſen! Herr Graf — Nicht wahr, Sie ſind doch der Gemahl dieſer Dame —

Graf Bertram. Aber Sie, wer ſind Sie?

Antonio. Ich bin derjenige, auf deſſen Koſten Sie — Sehen Sie Ihre Gemahlin an und Sie werden die Frage nicht wiederholen! Dagegen muß ich, ich an Sie eine ſtellen. Warum —

Julia (entreißt ihm ſeinen Dolch). Ich tödte mich, wenn Du ihn zwingſt, ſich zu tödten.

Antonio. Wenn ich ihn zwinge, ſich zu tödten? Ich wüßte nicht, wie mir ſo viel Macht über ihn kommen ſollte.

Alberto. Was geht hier vor?!

Graf Bertram (zu Alberto). Ich ahne ſchon Alles, wenn ich auch noch nicht begreife, wie es zuſammenhängt. Meine Reue iſt ernſt, darum wird meine Buße nicht verſchmäht! Wenn ich jetzt zwiſchen den zwei Piſtolen zu wählen hätte, ich würde mich nicht wieder vergreifen! Das fühl' ich! Julia, dieſer Mann —

Julia. Geht Sie Nichts an, geht mich —

Antonio. Auch Nichts an? Weib, wage nicht zu viel! Ich könnte Dich früher als Dir's lieb wäre, zur Wittwe machen! Nicht durch einen Dolchſtoß um Mitternacht, aber — — (Zu Graf Bertram.) Nicht wahr, wenn ich nicht freiwillig abtreten wollte, was mir gehörte, ſo würden Sie mir doch erlauben, einmal auf Sie zu ſchießen? Wenigſtens hat man mir geſagt, daß Ihr das unter Euch ſo verhaltet, und wer, wie ich, den Habicht im Fluge zu treffen pflegt, der würde nicht fehlen, wenn er (zu Julia) Fürchte Nichts! Ich will nicht mich, ich will nur noch die Heiligen rächen, ich will die Glorie um eine Gleißnerſtirn auslöſchen, und Dich, Dich zwingen, die Gefühle, die Du im Buſen hegſt, auch mit dem Munde zu bekennen! Und alſo —

Julia (wirft den Dolch weg). Sprich!

Antonio (zu Graf Bertram). Wenn Sie dieß Weib wirklich bloß, wie Sie vorſchützten, dem Untergang entziehen wollten, warum führten Sie es nicht zu Ihrer Schweſter oder Ihrer Mutter, warum, wenn Sie das nicht konnten, nicht in ein fremdes Haus, warum ſchloſſen Sie mit ihm den einzigen Bund, der unter Menſchen unauflöslich iſt, den Bund der Ehe? Und wenn Sie es liebten, warum heuchelten Sie, warum ſuchten Sie ein Herz durch falſche Künſte zu beſtricken, das ſonſt, ich muß es noch jetzt glauben, da Sie Sich doch nicht ohne Noth zu einer Gaukelei verſtanden haben werden, wohl nie das Ihrige geworden wäre? Was gab Ihnen ein Recht zu ſo unehrlichem Spiel?

Julia (tritt dicht vor Antonio hin). Kniee nieder, wühle Dich noch einmal in die Erde hinein und komm' nicht wieder hervor, thu' das Gelübde, nie mehr zur Sonne aufzuſehen und die Augen jedes Mal zu ſchließen, wenn Dein Blick auf eine Blume fällt!

Graf Bertram. Halten Sie ein!

Julia. Nein! Nein! Ich wollte Ihnen das Verſprechen, das Sie von mir forderten, nicht geben, weil ich ſeine furchtbare Bedeutung verſtand, denn ich konnte nicht wiſſen, wie leicht man mir's machen würde, es zu halten!

Graf Bertram. Nicht weiter!

Julia. Doch! Doch! Ihre Ahnung trog Sie nicht; der, dem dieß Verſprechen galt, iſt erſchienen, aber nicht, um ein Schickſal, das er ſelbſt herauf beſchwor, würdig und ſtill dahin zu nehmen und ſich im Moment des Scheidens wieder für ewig in meine Seele einzuzeichnen, ſondern um roh und gewaltſam den letzten Faden zu zerreißen, der mich mir ſelbſt unbewußt, im tiefſten Innern noch an ihn knüpfte! Ja, ſo war's, ich darf es jetzt bekennen; denn es iſt vorbei! Als ich ihn wieder ſah, als er ſich vertheidigte und mich anklagte, als ſeine Schuld ſich in ein ungeheures Unglück zu verwandeln ſchien, da fing ich ſchon an zu fürchten, daß Sie mein Herz beſſer verſtanden hätten, als ich ſelbſt, und wenn er nun gegangen wäre, wie er gehen mußte, ſo würde ich Ihnen nie, nie verrathen haben, was ich empfand, aber gewiß hätte ich ihm in mancher Nacht heiße Thränen nachgeweint! Doch jetzt — jetzt —

Graf Bertram (leiſe). Auch jetzt verſtehe ich Dein Herz beſſer, als Du ſelbſt und danke dem Himmel für die leidenſchaftliche Regung, in der es ſich mir bloß legt.

Julia (zu Antonio). Und nun die Antwort für ihn! Warum er that, was er that, und nicht was Du gethan hätteſt? Weil er nicht bloß einen Doppelmord verhüten, weil er zugleich dem Vater die Tochter, dem Weibe die Ehre retten und weil er — jetzt wird's Dir ſein, als ob Du ihn Flügel bekommen ſäheſt — aus der Welt gehen wollte, wenn Du wiederkehrteſt, um Dir die Mutter Deines Kindes zurückzugeben!

Graf Bertram. Fügen Sie noch hinzu, daß ich ausgezogen wäre, ihn zu ſuchen!

Antonio. Wenn es einen Menſchen gibt, der einer ſolchen That fähig iſt, ſo war ich ein eitler Prahler, als ich erklärte, ich ſei des Glücks noch würdig. Das kann ich nicht faſſen und noch viel weniger vollbringen!

Julia. Darin ſieh' Dein Gericht!

Antonio. Und Du meine Entſchuldigung! Aber — es gilt die Probe!

Julia. Die Probe?

Graf Bertram (zu Antonio). Sie meinten, ich würde Ihnen die Erlaubniß ertheilen, auf mich zu ſchießen, wenn Sie's verlangten! Das werde ich nicht thun, denn es würde ſchreckliche Folgen für Sie haben, wenn Sie träfen! Aber ich werde auf mich ſelbſt ſchießen, ſobald Sie wollen!

Antonio. Gibt es ſolche Menſchen auf der Welt? Was bin den ich?

Julia (zu Graf Bertram). Sie fühlen doch, daß mein Tod ſogleich auf den Ihrigen folgen wird?

Antonio (zu Julia). Fürchten Sie Nichts! Ich gehe, und Sie ſehen mich niemals wieder! Niemals! (Zu Graf Bertram.) Umarmen Sie Ihre Gemahlin! Ihre Gelübde gelten nicht mehr, ich ſtoße ſie um, ich gebe meine Rechte auf! (Zu Julia.) Alle! alle! Sogar das Recht auf einen Platz in Ihrem Gedächtniß! Vergeſſen Sie mich! Und wenn Sie das nicht können, ſo denken Sie an mich, wie an einen Menſchen, der ſich durch ſeiner Hände Arbeit im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot erwirbt! Denn das werd' ich thun! Ich werde mit dem nächſten Tagelöhner, den ich auf einem Acker erblicke, die Kleider wechſeln und dann die Erde bauen wie er! Je drückender das Leben mir wird, je mehr es mich anekelt, um ſo ſorgſamer will ich's pflegen, um ſo mühſeliger die Mittel, es mir zu erhalten, herbeiſchaffen. Das ſoll meine Buße ſein! Es iſt die ſchwerſte!

Julia. Das iſt der Menſch, den ich liebte!

Graf Bertram (leiſe). Und liebe! Zum Ende! (Zu Alberto.) Löſen Sie die Verwirrung! Erklären Sie meine That! Ich habe mich Ihnen anvertraut, Sie können's!

Alberto. Sie erwarten zu viel von mir!

Graf Bertram. Sagen Sie, daß ich der edle Menſch nicht bin, für den man mich hält!

Alberto. Das kann ich nicht!

Graf Bertram. Nun, ſo kann ich's ſelbſt!

Antonio (zu Julia). Leben Sie wohl!

Julia (ſtreckt ihm die Hand entgegen). Und — Du tödteſt Dich nicht? Du kehrſt nicht nach Italien zurück!

Antonio. Nie! Nie! (Will gehen.)

Graf Bertram (leiſe.) Wie ſie für ihn zittert! Wohl! (Tritt Antonio in den Weg.) Bleiben Sie! Hören Sie! (Zu Julia.) Sie meinen, ich will aus der Welt gehen, weil die Welt zu ſchlecht für mich iſt? Sie irren ſich, es treibt mich fort, weil ich zu ſchlecht für die Welt bin! (Zu Antonio.) Sie halten mich für den erſten der Sterblichen? Wie, wenn ich's nur deswegen ſchiene, weil ich ſchon einmal der Letzte war, wenn mein Gewiſſen mir die That, die Sie bewundern, als Strafe auferlegt hätte, als Strafe für eine andere, die Sie verabſcheuen würden?

Antonio. Der Gedanke durchzuckte mich ſchon, aber ich ſchämte mich ſeiner und wies ihn ab!

Graf Bertram. Der Gedanke war der rechte! Erfahren Sie, was ich verbrach, und ſtellen Sie Sich meiner Buße nicht länger entgegen! Ich habe einen Menſchen getödtet —

Julia. Unmöglich!

Graf Bertram. Doch! Mehr als getödtet, ein ſtolzes herrliches Geſchöpf, das nicht alle Tage, ich muß es leider ſagen, obgleich es meine Schuld erhöht, ſo aus den Händen der Natur hervorgeht, das vielleicht zu großen Dingen beſtimmt war, und durch mich — Sie ſchaudern ſchon, Sie wenden Sich von mir ab, Sie treten dem Mann Ihrer Wahl wieder nah! Ich halte inne, aber Sie müſſen ſelbſt erkennen, daß es nur ein Mittel gab, der Welt den Raub, den ich an ihr beging, zu erſetzen, und daß ich dieß Mittel ergriff, als ich zwiſchen Sie und den Tod trat! Mache denn Keiner meine That zur Thorheit, hind're mich Keiner an dem Schritt, den ich vollbringen muß, wenn ich von heute an nicht ſo zwiſchen Ihnen und dem Leben ſtehen ſoll, wie ich bisher zwiſchen Ihnen und dem Tod ſtand, folge mir Keiner! (Will gehen.)

Antonio. Ich weiche nicht von Ihrer Seite! Wir Alle haben zu büßen, und ich zumeiſt! (Zu Julia.) Ich werde über ihn wachen, als ob er mein Bruder wäre!

Julia. Vergieb mir!

Alberto (zu Graf Bertram). Gehen Sie nicht zu weit! Ihre Schuld iſt getilgt, iſt mehr als getilgt! Sie haben der Welt ein Doppelleben erhalten, das ihr ſchon ſicher verloren war, und Sie können doch nimmermehr glauben, daß Julia dieſem Mann eine Hand, die nur durch das furchtbarſte Mittel frei werden kann, reichen, oder daß er ſie ergreifen wird! Ihr Blut oder ein Ocean zwiſchen Beiden, ich denke, Beides iſt gleich!

Graf Bertram. Das iſt wahr! (Leiſe.) Eben ſo wahr, als daß ich ſterben muß! Ich werde Gemſen jagen, ſo lange Gemſen jagen, bis ein verunglückender Sprung mich zwingt, die Tieſe eines Abgrunds zu meſſen, aus dem man nicht einmal als Leichnam wieder heraufkommt! Keinen Monat ſoll's dauern! Und dann — Ha, es kommt mir doch vor, als ob noch etwas folgte, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte. (Zu Alberto.) Sie haben Recht! (Zu Antonio und Julia.) Wir bleiben beiſammen, ſo lange das Schickſal will! Aber wenn ich ſterben ſollte, eines natürlichen Todes ſterben ſollte, ſo — das verſprechen Sie mir Beide —

Julia. Dann —

Antonio. Dann wollen wir uns fragen, ob wir noch glücklich ſein dürfen!

Julia. Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich ſein können!

* * *

Michel Angelo.

Ein Drama in zwei Acten.

Personen:

Michel Angelo Buonarotti,
Raphael Sanzio, } Künſtler.
Bramante,
Sangallo,
Papſt Julius.
Der **Herzog.**
Pancrazio, ſein Haushofmeiſter.
Pandulpho, ein Archäolog.
Ein **Diener** des Michel Angelo.

Volk.

Darunter:

Matteo, } römiſche Bürger.
Battiſta,
Onuphrio, ein Geizhals.
Orſini, ein junger Nobile.
Prospero, ein junger **Künſtler.**
Annunziata, eine junge Bettlerin.
Ein **Arbeiter.**
Giovanni, Bandit.
Eine junge **Fruchthändlerin.**
Ein **Mönch.**
Ein **Knabe.**
Signora **Julia.**
Kinder.
Zwölf Schüler des Michel Angelo.
Zwölf Schüler des Raphael Sanzio.

Ort der Handlung: Rom.

Erſter Act.

Atelier. Michel Angelo ſteht vor ſeiner Statue des Jupiter, den Meißel in der Hand.

Michel Angelo.

Nun biſt du vollendet, mein Meiſterſtück,
Und ich genieße mein höchſtes Glück,
Das Glück, zu wiſſen, warum ich geſchwitzt
Und mich ſo viele Tage erhitzt!
Wie lange wohl? Nun, bis der Nächſte kommt!
Ich weiß ja längſt, wie dieß mir frommt.
Wenn das ein Freund, ein Bewunderer iſt,
So glotzt er, wie gen Himmel der Chriſt,
Er wagt um Gottes willen kein Wort,
Er nickt und nickt und ſchleicht ſich fort.
Da denk' ich: dem fällt ja gar Nichts ein,
So blieb dein Jupiter wohl ein Stein!

Iſt's aber der Herr Gevattersmann,
Der Alles weiß, weil er gar Nichts kann,
So bin ich gewiß, daß der entdeckt,
Ein Cupido habe im Block geſteckt.
Da wünſch' ich: wär' der eitle Gauch
Doch kritiſch beim Eſſen und Trinken auch,
Dann ſtürbe er ſicher den Hungertod,
Bevor er noch recenſirt das Brot!
Und wer von den Beiden der Erſte ſei:
Mit meinem Spaß iſt's ſtets vorbei!
Drum rieg'le ich die Thüre zu,
(er thuts)
Für heute brauch' ich etwas Ruh!
Was will der verfluchte Meißel noch!
(Er wirft ihn weg.)
Es iſt genug! Mit dir zu Loch!
Ich darf mir ſelbſt nicht zu viel trau'n,
Ich könnte einmal um mich hau'n
Und hätt' ich dich dann in der Fauſt,
So gäb's, wovor der Themis grauſ't,
Ja, weil ich einen Floh geknickt,
Würd' ich wohl gar von ihr erſtickt.
Das iſt doch ein beſond'res Ding!
Jüngſt, wie ich in der Nacht ſo ging,
Ich kam von einem luſt'gen Schmaus
Und paßte noch nicht ganz für's Haus,
Da ſetzte ich am Tiberſtrom
Die Kuppel auf Sanct Peters Dom,

Es wurde mir auf einmal klar,
Was mir ſo dunkel geweſen war,
Ich rief: Ja wohl, ſo muß es geh'n,
Auf dieſen Füßen wird ſie ſteh'n!
Und was geſchah? Ein feiger Molch
Kam während dem mit ſeinem Dolch
Und ſtieß nach mir, er traf mich nicht,
Ich aber packte den ſchnöden Wicht.
Hund — rief ich — niederträchtig Thier,
Jetzt räch' ich nicht mich allein an dir,
Du fielſt ein ganzes Heer hier an
Und ich bin leicht der ſchlechteſte Mann!
Ich dachte an das, was noch in mir ſteckt
Und ſchon zum Theil die Glieder reckt.
Nun gab ich ihm denn Schlag für Schlag,
So gut mein Arm nur dreſchen mag:
Der kommt von Chriſtus — rief ich dabei —
Und Moſes ſchickt dir dieſe zwei;
Die Tritte ſind für's jüngſte Gericht,
Herr Adam ſpuckt dir ins Angeſicht,
Die Ohren reißt die Sybille dir ab,
Und ich, ich werf' dich in's Waſſergrab!
Ich that's, und lachte hinterher,
Doch, wenn's nun anders gekommen wär?
Mir geht mein größter Gedanke auf,
Doch eh' er noch That wird, vertritt mir den Lauf
Der niedrigſte Bube, ſtößt herzhaft zu
Und ſchickt ihn mit mir in die ewige Ruh.

Zwar packt man ihn ſpäter — wie lächerlich!
Ich für den Hund, der Hund für mich!

(Er tritt wieder vor die Statue.)

Zurück zu dir, du Schmerzensſohn!
Ich will gar keinen ander'n Lohn,
Als dir in's Angeſicht zu ſeh'n,
Auch das wird nur noch heut geſcheh'n!
Denn morgen fang' ich wieder an,
Und wenn ich erſt was Neues begann,
So iſt das Alte nicht mehr da,
Wie's mir ja auch bei dir geſchah.
Der Künſtler auf der Wallfahrt gleicht
Dem Mann, der einen Berg erſteigt.
Er ruht ſich wohl zuweilen aus
Und gönnt den Augen ihren Schmaus,
Das gibt denn jedes Mal ein Bild,
Schön, wie die Ausſicht, oder wild,
Gleich aber heißt es: weiter fort,
Zum Weilen iſt hier nicht der Ort,
Und was ihm auch ein Gott verlieh,
Den Gipfel, den erklimmt er nie,
Er weicht, wie der Himmel, vor ſeinem Blick,
Je höher er dringt, je weiter zurück.
Selbſt Phidias ſah ihn ſicherlich
So endlos weit noch über ſich,
Wie ich den Phidias über mir,
Obgleich er droben ſteht, ich hier.

Er hat ſich ganz gewiß geplagt
Und ſelbſt vor'm Zeus zu ſich geſagt:
So blickt er, wenn er ſinnt und ſitzt,
Doch wie wohl, wenn er ſteht und blitzt?
Ich ließ den meinigen dafür ſteh'n,
Nun möchte ich ihn ſitzen ſeh'n.
Und weil ſich beides nie vereint,
So hat ein leichtes Spiel der Feind,
Er fragt nach dem, was eben fehlt,
Und das, was da iſt, wird verhehlt!

Der Diener
(klopft).

He, Meiſter Michel, kommt heraus!

Michel Angelo.

Was gibt's denn draußen? Brennt das Haus?

Der Diener.

Nicht doch! Nicht doch! Ihr habt Beſuch!
Der Herzog ſelbſt!

Michel Angelo.

Da iſt der Fluch!
(Gegen die Statue.)
Gute Nacht!
(Er zieht einen Vorhang vor.)
Und Moſes, guten Tag!

Der Diener.

Macht auf!

Michel Angelo

(noch immer mit dem Vorhang beſchäftigt).

So ſchnell man eben mag!
Gar wüſt und grauslich iſt es hier!

Der Herzog

(von außen).

Wär mir's nicht recht, käm' ich zu Dir?

Michel Angelo

(prüfend, ob die Statue auch ganz bedeckt iſt).

So, Herr Patron? Dieß büßeſt Du! —
Doch wie? Ich bringe ihn dazu,
Den da zu kaufen! Aber — ich weiß,
Daß er nur kauft, was ſein Geheiß
In's Leben rief! Ei nun, ſo ſoll
Er ihn beſtellen! Klingts auch toll:
Ich kenne den Weg zu dieſem Ziel
Und habe nicht einmal ein ſchweres Spiel.
Er will ja ſtets das Gegentheil
Von dem, was ich, und mir zum Heil
Hat ſich's auch glücklich ſo geſchickt,
Daß Keiner noch meinen Zeus erblickt!

(Er öffnet mit tiefer Reverenz.)

Verzeiht mir, Herr, daß ich geſäumt!

Der Herzog

(tritt ein und ſieht ſich ſpöttiſch um).

Hier alſo ward erſt aufgeräumt?

Ei, Michel, Michel, ſag' mir an,
Wie Beides ſich nur vertragen kann:
In Deinem Kopf iſt alles rund,
In Deiner Werkſtatt kunterbunt!
Stört das Dich nicht in Deiner Kunſt?

Michel Angelo.

Ich denk' darüber, mit Vergunſt:
Die Sterne haben zwar ihre Bahn,
Der ſchnöde Sand rollt ohne Plan,
Drum frage ich nicht viel darnach,
Wie's bei mir ſtehen und liegen mag,
Die Ordnung, mein' ich und bleibe dabei,
Beginnt erſt an der Staffelei!

Der Herzog.

Dem Raphael machte das ſicher Qual!

Michel Angelo.

Ich weiß, der braucht das Lineal
Sogar, wenn er bei'm Eſſen ſitzt
Und an der Käſerinde ſchnitzt,
Er legt ſein Brot nach einem Riß
Und mathematiſch iſt ſelbſt ſein Biß!

Der Herzog.

Der Raphael rühmt und preiſ't Dich oft!

Michel Angelo.

So? Ei, das hätt' ich kaum gehofft!
Nun ja, auch ich bin da, es geht,
So lange nur Er nicht neben mir ſteht!

Der Herzog.

O nein! Ganz anders! Ich hätt' es gern,
Daß er Dich zauſ'te, denn wenn Ihr Herrn
Einander tadelt, ſo lernt man was,
Er aber ſagt —

Michel Angelo.

Erlaßt mir Das!
Ich kann nun einmal, vernehmt's mit Huld,
Ich kann ſie nicht zahlen, dieſe Schuld!

Der Herzog.

Doch wie — Ich ſeh' ja Nichts bei Dir?

Michel Angelo.

An der Beſtellung fehlt es mir!
Mit Pinſeln hätt' ich genug zu thun,
Mich aber zieht's zum Marmor nun,
Und eh' ich den Chriſtus beginnen kann,
Frag' ich natürlich: bringſt Du ihn an?

Der Herzog.

Du einen Chriſtus?

Michel Angelo.

Warum denn nicht?
Was ſtiert Ihr mir ſo in's Geſicht?

Der Herzog.

Dann ward die Abſolution
Dir wohl verſagt? Ich ahn' es ſchon!
Ja, weil Du den Silen gemacht,
Ward Dir die Strafe zugedacht,
Auch den Gekreuzigten im Stein
Ein Opfer Deiner Kunſt zu weihn!
Das iſt der Kirche erſter Scherz.

Michel Angelo.

Ihr irrt, mich treibt allein mein Herz!
Mir ekelt's jetzt vor'm Heidenthum,
Ich werb' um einen höhern Ruhm,
Ich möchte, daß der Herr der Welt
Am jüngſten Tag, wenn's ihm gefällt,
Mir auch ein wenig freundlich ſei,
Drum mache ich ſein Conterfei.
Ich zeig' den Menſchen ſein bittres Leid,
Das macht ſie vielleicht zur Buße bereit,
Und bring' ich ihm irre Lämmer zurück,
So gönnt er mir wohl einen Blick.
Hätt' ich den Jupiter aufgeſtutzt,
Die Venus neu herausgeputzt,

Was hülf' es mir? Das Volk iſt todt
Und zieht mich nimmer aus der Noth.
Nein, an den Heiland halt' ich mich!

Der Herzog.

Du ſprichſt ja faſt, als wär'ſt Du ich!

Michel Angelo.

Wie ſo?

Der Herzog.

Als hätt'ſt Du den Beutel voll
Und ich die Werkſtatt! Biſt Du toll?
Ich dachte bisher, ich ſei der Mann,
Der wählen und beſtellen kann!

Michel Angelo.

Ei, freilich!

Der Herzog.

Nun, ſo ſag' ich Dir:
Dein chriſtlich Weſen widert mir,
Dein Heiland wäre nie mein Kauf,
Dir trüg' ich höchſtens den Satan auf!

Michel Angelo.

Viel Ehre!

Der Herzog.

Nur dem Raphael
Zeigt ſich der Himmel klar und hell,
Du weißt nur in der Hölle Beſcheid,
Dort iſt Dein Platz in Ewigkeit!

Und kurz, ich will, daß Du mir machſt,
Was Dir ſo ekelt, damit Du erwachſt
Aus Deinem trüben kranken Wahn,
Der Dich verſtört auf Deiner Bahn!

Michel Angelo.

Was denn?

Der Herzog.

Was Heidniſches, Du hörſt!

Michel Angelo.

Nicht gern!

Der Herzog.

Je mehr Du Dich empörſt,
Je feſter richt' ich drauf den Sinn!

Michel Angelo.

Ihr wißt, daß ich kein Cröſus bin.

Der Herzog.

Wohl Dir! Du gingeſt ſonſt zu Grund,
Ich aber mach' Dich wieder geſund.

Michel Angelo.

Ich werde thun nach Eurem Gebot,
Doch beuge ich mich nur aus Noth.
Sagt mir denn näher, was Ihr wollt:
Die Venus?

Der Herzog.

Sind Dir die Weiber hold?
Nein, Du biſt viel zu reckenhaft,
So ſieht nicht aus wer Schönes ſchafft!

Michel Angelo.

Ich beug' mich nochmals in Geduld,
Doch bitt' ich Euch um Eine Huld:
Beſtellt was Euch beliebt, nur nicht
Den Jupiter, der Euch gebricht!

Der Herzog.

Den will ich juſt! Der muß es ſein!
Das iſt doch natürlich! was fällt Dir ein?
Von Allem was den Olymp bewohnt,
Fehlt mir nur der, der droben thront!
Ich habe die ganze Götterſchaar,
Ich habe die arme Juno gar,
Die ſieht in ihrer Wittwen-Qual
Schon längſt ſich um nach dem Gemahl —

Michel Angelo.

Ich weiß!

Der Herzog.

Und dennoch weigerſt Du
Mir Deinen Dienſt?

Michel Angelo.

Jetzt laßt mir Ruh!
Mich ſchreckt der Zeus des Phidias.

Der Herzog.

Für dieſen hätt' ich kein Gelaß.
Ich hab' zwar manch geräumig Schloß,
Doch wo wär' Platz für den Koloß?
Nun, willſt Du? Schaffſt Du mir den Zeus?
Ich zahle Dir jedweden Preis!

Michel Angelo.

Muß ich nicht? Iſt zu kühn die That:
Ihr ſeid's, der mich gezwungen hat!

Der Herzog.

Dieß Zeugniß geb' ich willig Dir!

Michel Angelo.

So ſei denn Phidias über mir!
Ihr wollt doch Einen, welcher ſitzt?

Der Herzog.

Nein, Einen, welcher ſteht und blitzt!
Zum Stehen bedarf's des Mannes bloß,
Zum Sitzen des Rieſen, der bergegroß
Gleich aus dem Felſen gehauen iſt:
Wie nur ein Künſtler das vergißt!

Michel Angelo

(für ſich).

Das hab' ich ihm einſt ſelbſt geſagt!
Wie ihm das Wiederkäuen behagt!

Er hetzt mich mit dem eignen Hund. —
(Laut.)
Was Ihr bemerkt, hat wirklich Grund,
Ich ſtimme bei, wir ſind am Ziel!

Der Herzog.

Nie hatte ich noch ein beſſ'res Spiel
Mit Deinem krauſen, trotzigen Sinn!

Michel Angelo.

Ihr ſeht, wie ich herunter bin!
Doch ſo ſehr bin ich es noch nicht,
Daß mir's ſchon ganz an Stolz gebricht:
In meine Werkſtatt tretet Ihr
Erſt, wenn ich rufe!

Der Herzog.

Du herrſcheſt hier,
Wie ich da draußen, und in Dein Reich
Fall' ich nicht ein rebellengleich!

Michel Angelo
(Für ſich).

So arbeite ich am Moſes jetzt
Und zeige ihm den Zeus zuletzt!

Der Herzog.

So fange denn bei Zeiten an!

Michel Angelo.

Ich werd' mich beeilen, ſo ſehr ich kann,
Denn nach dem Chriſtus ſehn' ich mich!

Der Herzog.

Für viele Jahre brauch' ich Dich!
Mit dem iſt's Nichts! — Du kommſt ja wohl?

Michel Angelo.

Wohin?

Der Herzog.

Ei, morgen! Auf's Capitol!
Ich laſſe graben!

Michel Angelo.

Da wünſch' ich Glück!

Der Herzog.

Die Erde birgt noch manches Stück!
Sie ſchickt Euch Lehrer von Zeit zu Zeit,
Wär't Ihr nur auch zum Lernen bereit!
Ach, die Antiken ſteh'n ſo nur auf!

Michel Angelo.

Es liegt nicht in der Dinge Lauf,
Daß Etwas heut erſt geſchaffen ſei
Und tauſend Jahre alt dabei!

Der Herzog.

Was meinſt Du? Wenn mein Jupiter dort
Gefunden würde?

Michel Angelo.

Nehmt mein Wort:
Dann führ' ich meinen gar nicht aus!

Der Herzog.

Ich glaub's! Du fürchteteſt den Strauß!
Doch das iſt Spaß!

(Er geht.)

Michel Angelo
(ihn begleitend).

Wer weiß, wer weiß!

(Er kehrt zurück.)

Verfluchtes, windiges Geſchmeiß,
Das uns mit der Antike quält,
Bloß, weil ſie viele Jahre zählt,
Das gar nicht ahnt, worin es ſteckt,
Daß ſie den Größten am meiſten ſchreckt,
Verdienteſt Du nicht — — — Ha, es ſei!
Man kommt ja leicht von Eins auf Zwei,
Und da mir das Erſte ſo gut gelang,
Iſt mir auch nicht um's And're bang!
Oft hab' ich mir's ſchon ausgedacht,
Jetzt ſei der Anfang gleich gemacht!

(Er zieht den Vorhang von der Statue wieder zurück.)

Du ſollſt heut Nacht zu Grabe geh'n
Und morgen wieder auferſteh'n!
Doch richten wir dich erſt würdig zu,
Bevor du eingeh'ſt in die Ruh!

Wir bräunen dir zunächſt die Haut,
Weil's Archäologen vor'm Weißen graut!
Die Kunſt iſt Gott ſei Dank nicht ſchwer,
Die Farbe gibt der Schornſtein her.
Dann ſchlagen wir noch den Arm dir ab,
Denn einen Torſo will das Grab,
Auch brauch' ich den zu guter Letzt.

(Er ruft.)

Pietro! — Das thut der Diener jetzt,
Und ſo gewiß es irgend iſt,
Daß Du kein Werk der Griechen biſt,
So ſicher erklären ſie dich dafür
Und weiſen mir durch dich die Thür!
Dann aber — doch, das findet ſich!
Ja, ja, Herr Herzog, Sie ſehen mich!

(Ab.)

Zweiter Act.

Ausgrabung auf dem Capitol. Viel Volk.

Battiſta.

Eins iſt und bleibt doch höchſt curios!

Matteo.

Was denn?

Battiſta.

Daß unſ'rer Erde Schooß
Uns niemals Gold und Silber zeigt.

Matteo.

Ich bin den Steinen auch geneigt.

Battiſta.

Ei freilich, freilich, ſie haben Werth
Und werden darum mit Recht verehrt,

Da ſtimm' ich bei, ich meine nur,
Man ſieht da was von einer Spur,
Daß die Barbaren —

Matteo.

Was hältſt Du ein?

Battiſta.

Sie können nicht Eſel geweſen ſein!
Sie nahmen das Beſte mit ſich fort
Und ließen nur die Blöcke am Ort.

Matteo.

Die holen ſie jetzt zu unſer'm Glück
Und bringen das Geld dafür zurück!

Battiſta.

Doch nur die Franzoſen! Sprich: denkſt Du Dir nicht
Die Deutſchen mit einem behaarten Geſicht,
Mit einem natürlichen rauhen Fell
Und einer Stimme, wie Hundegebell?
Ich meine die alten, von denen es heißt,
Daß ſie —
(er macht die Bewegung des Hauens).

Matteo.

Was Du nicht Alles weißt!

Annunziata
(zu Battiſta).

Ach, edler Herr, erbarmt Euch mein!

Battiſta.

Warum muß ich's denn g'rade ſein?

Annunziata.

Ach, Herr, ich bin in bitt'rer Noth,
Drei Tage lang keinen Biſſen Brot!

Battiſta
(neſtelt an ſeinem Beutel).

Nun das iſt hart!

Annunziata.

Gott weiß, wie ſehr!
Und wenn ich's nur noch alleine wär!
Doch Vater und Mutter hungern mit mir.

Battiſta
(knüpft ſeinen Beutel auf).

Die leben noch?

Annunziata
(zeigt auf drei zerlumpte Kinder, die, wie ſie beim Umblicken bemerkt, zufällig hinter ihr herkommen, denen ſich aber, wie ſie nicht mehr bemerkt, bald noch ein halbes Dutzend zugeſellen).

Ach, und die Kinder hier!

Battiſta.

Auch Die ſind Dein, ſo jung Du biſt?
Das nenn' ich Segen!
(Er greift in den Beutel.)

Annunziata.

Mein Gatte iſt
Ermordet worden!

Battiſta.

Wie viele denn nur?
(Er zieht Geld hervor.)

Annunziata.

Ach, Alle!

Matteo.

Verfluchte Creatur,
Mein eig'ner Enkel iſt mit dabei?

Annunziata
(ſieht ſich wieder um).

So? — Nun, ich meinte dieſe drei!

Matteo.

Heran, ihr Buben!

Annunziata
(fortlaufend).

Du Klumpen Speck!

Matteo.

Nicht eins gehört ihr!

Battiſta.

Das nenn' ich keck!

Matteo.

Drei Tage hungern! Wer fände denn nicht
In einem Kloſter ein ſchmales Gericht!
Nur, wer ſich in kein's mehr hinein getraut.

Battiſta.

Es gibt doch manch verwünſchtes Kraut!
Aus Mitleid beſtimmte ich ihr dieß,
Weil Gott mich noch nicht faſten ließ.
Als wenn's auch der Papſt und der Kaiſer thut.
(Zu Onuphrio.)
Nimm, Alter!

Onuphrio.

Herr!
(Wirft ihm das Geld vor die Füße.)

Battiſta
(hebt's wieder auf).

Geräthſt Du in Wuth,
Weil ich Dir was ſchenke?

Onuphrio.

Zum Teufel mit Euch?
Was, ſeh' ich einem Bettler gleich?
Sprach ich Euch an?

Battiſta.

Nicht mit dem Mund,
Doch mit dem Rock! Drum kauft zur Stund
Euch einen neuen, wenn Ihr nicht wollt,
Daß man Euch herzliches Mitleid zollt.

Matteo.

Ein reicher Filz! Ich kenn' ihn wohl,
Er ſchacherte früher am Capitol.

Battiſta.

Almoſen ſteck' ich nicht wieder ein,
Die Münze ſoll des Nächſten ſein.

Ein Arbeiter
(in der Grube).

Ein Fund!
(Reicht eine Lampe herauf.)

Pancrazio.

Mir her! Durch meine Hand
Geht Alles zuerſt wie Euch bekannt.
(Er nimmt die Lampe.)
Eine köſtliche Lampe, in der That,
Was die wohl einſt beſchienen hat!

Pandulpho
(nähert ſich).

Wie edel die Form, wie ſicher der Schwung!
Wer ſähe ſie ohne Begeiſterung!
Erlaubt Ihr? Nur für einen Kuß!

Pancrazio.

Nein! Oculis, non manibus.

Pandulpho.

Neidhart! Verfluchter! Er weiß recht gut,
Daß Nichts mir ſo erwärmt das Blut,
Als zu berühren, was tauſend Jahr'
Im Schooß der Erde verborgen war.

Der Arbeiter
(in der Grube).
Noch eine!

Pandulpho
(drängt ſich durch).
Die ergreife ich!
(Thut's.)

Pancrazio.
Herr, Herr!

Pandulpho
(gibt ſie zurück).
Da iſt ſie! Nun ſtrafet mich,
Herr Haushofmeiſter: ſo grimmig Ihr ſeid,
Ich bleibe der Erſte in Ewigkeit!

Battiſta
(zu Matteo).
Siehſt Du nun was Beſond'res daran?

Matteo.
Ich bin ein unſtudierter Mann!
Man muß in Bologna geweſen ſein,
Um ſo am Roſt ſich zu erfreu'n!

Pandulpho
(zu Pancrazio).
Doch wär't Ihr geſcheidt, ſo gäbet Ihr mir
Sie mit nach Hauſe, dann wüßtet Ihr
In einigen Monden, woher ſie ſtammt,
Und ob ſie vielleicht dem Horaz geflammt.

Nun, kommt der Herzog, ſo bitt' ich ihn,
Er hat mir ſchon ähnliche Gnaden verlieh'n!

Giovanni

(tritt zu Pandulpho haſtig heran, packt ſeinen Arm und führt ihn bei Seite).

Herr, wollt Ihr eine!

Pandulpho.

Wer biſt Du, Freund?

Giovanni.

Von Jedem, der ſo frägt, ein Feind!
Sprecht, ſprecht, ich lief're Euch, was Euch gefällt,
Die alte Waare für neues Geld!
Geht in's Muſeum und ſucht Euch aus,
Ich folg' Euch, Ihr nickt mir, ich ſchaff's Euch in's Haus!

Pandulpho.

Das wär' gefährlich!

Giovanni.

Alter Thor,
Fehlt Dir die Courage?
(Zeigt ihm einen Dolch.)
So ſieh Dich vor!
(Entſpringt.)

Pandulpho.

Gibt's ſolche Geſellen? So muß ich auch
Collegen haben, die Gebrauch
Von ihnen machen! Die ſpür' ich auf! —

Eine junge Fruchthändlerin.

Orangen, friſche, guter Kauf!
Zwei für den Bajocco!

Matteo
(tritt zu ihr heran).

Zwei brauch' ich nicht,
Ich eſſe nur eine!

Die Fruchthändlerin
(während er ſich ausſucht und ihr Geld gibt).

Mir aber gebricht
Die kleine Münze! So bet' ich für Euch
Drei Vaterunſer!
(Sie verliert ſich, das Vaterunſer betend, unter der Menge.)

Matteo
(eſſend).

Saftig und weich!

Ein Mönch
(tritt auf und klappert mit einer Büchſe).

Der arme Sünder wird eben geköpft!
Geld, Geld zu Meſſen!

Matteo
(gibt).

Schon wieder geſchröpft!

Battiſta
(gibt gleichfalls).

Da geb' ich gern! Fällt ſolch ein Kopf,
Steh'n unſ're feſter, ſei doch kein Tropf!

Curios, die heilige Kirche erhält,
Was jener Filz verſchmähte, das Geld!

Der Mönch
(verliert ſich ſammelnd unter der Menge, während man ihn noch erblickt, kommt)

Ein Knabe.

Der Mörder entſprang den Sbirren, iſt frei!

Battiſta.

War denn kein deutſcher Landsknecht dabei!

Der junge Orſini.

Schämt Euch, Ihr Bürger, thut Eure Pflicht
So braucht Ihr die deutſchen Söldner nicht.
Einſt habt Ihr die Welt erobert, und jetzt
Seid Ihr vor den eigenen Mäuſen entſetzt
Und ruft den Löwen als Katze in's Haus?
Pfui, ſtreckt doch ſelber die Tatze aus!

Signora Julia
(tritt aus ihrem Hauſe, ein Diener folgt ihr, ſie geht langſam über den Platz).

Der junge Orſini.

Signora Julia? Schon Meſſe-Zeit?
(Er folgt von ferne.)

Battiſta.

Ein zweiter Cäſar! Er bringt es weit!
(Deutet auf die Signora.)

Da ſiehſt Du ſeine Germania,
Sein Rheinſtrom iſt die Goſſe da!

Der Arbeiter
(in der Grube).

Juchhe! Juchhe! Wir haben Glück!
Eine Statue!

Pancrazio.

Was?
(Guckt in die Grube.)
Und welch ein Stück!
Da muß ich zum Herzog!

Pandulpho
(drängt ſich zur Grube).

Nun gibt es für mich
Auf Jahre Arbeit, denn hoffentlich
Iſt's keine, die Attribute hat!

Battiſta.

Gott Lob, die Mittagsſtunde naht!
Bleibſt Du noch länger? ich geh' nach Haus,
Wie dehnt ſich doch ein Morgen aus!
So auf dem Buckel den Sonnenſchein,
Man kann nicht ſchwerer beladen ſein!
(Geht.)

Matteo.

Man ſieht's, daß das ein Lombarde iſt,
Der ſeinen Magen nie vergißt!
Jetzt fort zu laufen!

Viele Stimmen.

Seht hin! Seht hin!

(Die Statue Michel Angelo's wird aus der Grube gehoben
und aufgeſtellt.)

Viele Stimmen.

Ein Jupiter!

Pandulpho.

Ein ſchöner Gewinn!
Der Pöbel erkennt's auf den erſten Blick
Und hat auch Recht! Das nenn' ich mir Glück!

(Er tritt vor die Statue hin.)

Ein Jupiter! Freilich! Iſt bald geſagt!
Die Blinden ſehen's! Doch weiter gefragt:
Iſt's griechiſch? Iſt's römiſch? In welchem Styl?
Aus welchem Jahrhundert? Auch Kinderſpiel?
Ein Jupiter! Weisheit! Warum nicht:
Eine Statue, der ein Arm gebricht!

Prospero.

Ein Meiſterwerk auf jeden Fall!

Pandulpho.

Mein Freund, auch das iſt leerer Schwall!
Nichts Anderes geht aus der Erde hervor.

Battiſta.

Der Herzog!

Prospero.

Und mit ihm ein ganzer Chor
Von Künſtlern!

Der Herzog
(tritt mit Gefolge auf. Ihn begleiten unter Andern Bramante und Sangallo. Er betrachtet die Statue).

Der Herzog.

Das iſt doch wunderbar!
Wie ich ihn beſtellte! Ganz und gar!
Nun wahrlich ein Meiſter hat Dich gemacht,
Doch ich hab' tief, wie er, gedacht. —
Was ſagt Ihr, Pandulpho?

Pandulpho.

Ein rarer Fund!

Der Herzog.

Und griechiſch?

Pandulpho.

Das bezweifl' ich mit Grund!
Nur römiſch, doch aus der beſten Zeit!

Bramante.

Gelahrter Herr, da fehlt Ihr weit!
So griechiſch, wie nur irgend was,
Doch nicht aus der Zeit des Phidias.

Pandulpho.

Warum, Herr Artiſt?

Bramante.

Den erſten Punct
Entſcheidet mein Auge!

Pandulpho.

Geprahlt und geprunkt!

Bramante.

Den zweiten: nun, der Künſtler wich
Ab vom Homer, und ſicherlich
Hätt' er das nimmermehr gethan,
Wenn Phidias ihm die beß're Bahn
Nicht ſchon durch ſeinen Coloß verlegt!

Sangallo.

Lebendig iſt's, als ob ſich's regt.

Bramante.

Und doch gebunden im tiefſten Kern!
Der könnte nur wandeln, wie ein Stern.

Prospero
(für ſich).

Der Grieche hat ein Modell gehabt,
Wie's jetzt kein Teufel mehr erſchnappt.
Ich freue mich, das ich ein Maler bin,
Bildhauer haben ſchlechten Gewinn,
Sie thun, was ſie können, und dann reißt die
(er zeigt mit dem Fuß auf die Erde)
Den Rachen auf und verſpottet ſie!

Der Herzog.

Ruft mir den Michel Angelo her!
(Pancrazio ab.)

Bramante.

Ich fürchte, dem wird der Weg zu ſchwer!

Der Herzog.

Warum?

Bramante.

Nun, wie die Sachen ſtehn:
Ein Meiſter ſoll kommen, als Schüler zu gehn!
Wie hoch er ſich auch immer vermißt,
Jetzt wird er ſehen, was er iſt!
Denn dieſes Werk iſt eigner Art,
Hier ſcheint zum Alten Alles gepaart,
Was man bei den Neueren Gutes trifft,
Gebt Acht, das wirkt auf ihn, wie Gift!
Der Mann verſteht Anatomie:
Der Grieche auch, doch zeigte er ſie?
(Er befühlt die Statue.)
Hier hat das Fleiſch noch wieder Haut,
Keine Stelle, wo man den Knochen ſchaut,
Doch freilich merkt man's den Linien an,
Daß man ihn d'runter finden kann,
Und ſo viel Härte ſoll auch ſein,
Denn Butter iſt Butter und Stein iſt Stein!

Sangallo.

Ich ſtimm' Euch bei, Ihr habt ganz Recht,
Verſteh' ich mich auch auf's Reden ſchlecht,
So hab' ich doch einen Blick, wie Ihr,
Und wie es Euch dünkt, dünkt's auch mir!

Prospero.

Was bückt' ich mich vor dem Kerl ſo tief?
Es ſteht mit ihm ja mehr, als ſchief!
Nun, Mütze, von heut' an ſchon' ich Dich,
Will er gegrüßt ſein, ſo grüße er mich!
Sein Bettel iſt ſchon aufgedeckt,
Wer aber weiß, was in mir noch ſteckt!

Sangallo.

Er kommt!

Bramante.

Und drüben der Raphael auch,
Nun ſeh'n wir gleich, was Künſtlerbrauch.

Michel Angelo
(tritt rechts auf, von ſeinen Schülern begleitet).

Raphael Sanzio
(tritt links auf, auch von ſeinen Schülern begleitet).

Raphael
(nachdem Beide in der Mitte des Platzes zuſammen getroffen ſind und einander gegenüber ſtehen).

Ich grüße Dich!

Michel Angelo.

Ich danke Dir!

Raphael
(bemerkt den Herzog und verneigt ſich tief).

Verzeiht, Herr Herzog!

Michel Angelo
(ebenſo).
Verzeiht auch mir!

Der Herzog.
Was ſagt Ihr? Iſt Euch das Kommen leid?

Michel Angelo
(zu Raphael).
Sprich Du zuerſt!

Raphael.
Ich brauche Zeit!
Dieß Werk — Ich weiß nicht!

Michel Angelo
(für ſich).
Mein ganzer Plan
Kann ſcheitern an dem!

Raphael.
Es iſt dein Ahn,
Der es gemacht hat! Du ſollteſt knie'n!
Ich geh!

Michel Angelo
(für ſich).
Ein Auge iſt ihm verlieh'n!

Raphael.
Doch freilich kehr' ich wieder zurück,
Denn immer bleibt es ein Meiſterſtück

Und müßt' ich nicht auf's Quirinal,
Ich würde verweilen!
(Ab mit ſeinen Schülern.)

Der Herzog.

Nun ſag' einmal,
Wie ſiehſt Du's an, daß ſo mein Scherz
Zur Wahrheit ward?

Michel Angelo.

Ganz ohne Schmerz!

Der Herzog.

Wagſt Du nun auch noch einen Verſuch?

Michel Angelo.

Ihr habt wohl an Einem Zeus genug!

Der Herzog.

Ich hätte Platz für zwei und drei,
Doch frag' Dich: kämſt Du dieſem bei?

Michel Angelo.

Wer weiß!

Der Herzog.

Wer weiß?

Michel Angelo.

Nun ja, wer weiß?

Der Herzog.

Am Ende gewinnſt Du noch gar den Preis?

Michel Angelo.

Warum nicht? Eh' er am Boden liegt,
Glaubt jeder Kämpfer, daß er ſiegt!
Und dieſes Werk — Nun, rund herum
Steh'n Kenner, wie Pilze: was ſind ſie ſtumm?
Ich frage ſie, ob es ſo einzig iſt,
Daß man ſich gleich zu viel vermißt,
Wenn man es zu erreichen hofft?
Bramante, muthig ſah ich Dich oft,
Trauſt Du Dir nicht daſſelbe zu?

Bramante.

Nein, Michel, ich bin kein Thor, wie Du!
Ich ſchlug vor Dir die Augen zwar nie
Zu Boden, doch hier ſenk' ich ſie,
Und ſo gewiß es iſt, daß ich
Dir ziemlich gleich bin, ſo ſicherlich
Steh' ich weit hinter dem zurück,
Der das gemacht, und weiß es zum Glück!

Michel Angelo.

Ihr hörtet, wie der Raphael ſprach!

Sangallo.

Sein kühles Weſen gereicht ihm zur Schmach!
Wir ſind uns keines Neides bewußt,
D'rum loben wir aus voller Bruſt!

Michel Angelo.

Ihr Herrn, ich kenn' Euch heute nicht,
Wo blieb denn Euer ſcharfes Geſicht?
Es prüſe doch Jeder, ſo gut er kann:
Entdeck' ich allein denn Fehler daran?

Bramante.

Du haſt Dich etwas ſchief geſtellt:
Wer ſeine Fehler für Tugenden hält,
Der muß die Tugenden Anderer auch
Für Fehler halten!

Michel Angelo
(für ſich).

Du windiger Schlauch,
Wie ſollſt Du mir büßen! — Ihr Freunde, Ihr ſeid
Beſeſſen, doch habt Ihr's zum Arzt nicht weit!
(Zu Pandulpho.)
Ihr ſeid ja weiſe, wie Sokrates,
Gelehrter, wie Ariſtoteles,
Der viel zu früh geſtorben iſt,
Um Alles zu wiſſen, was Ihr wißt,
Ihr tragt den Bart, wie Plato, kraus
Und habt vor ihm die Brille voraus:
Archäolog, wie noch keiner war,
Stich dieſen hier, oder auch mir den Staar!
Stellt Ihr das Werk ſo hoch, wie ſie?

Pandulpho.

Du wenigſtens erreichſt es nie!

Michel Angelo.

Alſo antik, unzweifelhaft?

Pandulpho.

Welch eine Frage!

Michel Angelo.

So fühl' ich mir Kraft,
Es der Antike gleich zu thun!

Der Herzog.

Läßt Dich Dein Hochmuth noch nicht ruhn?
Ich zahle die ganze Statue Dir,
Verhilfſt Du auch nur zum Arme ihr.

Bramante.

O, der Gedanke iſt Goldes werth,
Den hat Apoll Euch ſelber beſchert!
Ja, mache den Arm, und wenn er Dir glückt,
Ohrfeige ich Jeden, der Dir ſich nicht bückt!

Michel Angelo
(zieht den Arm der Statue unterm Mantel hervor).

So thu's! Und fange an bei Dir!
Der Arm, den Du verlangſt, iſt hier!
Schau' her! Was ſagſt Du?

Papſt Julius
(tritt im Hintergrund mit Raphael während der erſten Pauſe des allgemeinen Erſtaunens auf, wehrt, wie er von Einigen bemerkt wird, alle Ehrenbezeigungen ab und verfolgt mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Verlauf, ohne von den handelnden Perſonen bemerkt zu werden).

Bramante.

Unmöglich!

Michel Angelo.

Mit Gunſt!

(Er hält den Arm an die Statue.)

Er paßt wie gegoſſen! Gefällt Euch die Kunſt?

Der Herzog.

Was iſt denn das!

Michel Angelo.

Ich hab' ſie gemacht
Und ließ ſie vergraben bei dunkler Nacht!
Sie ſtand ſchon ganz vollendet da,
Als ich Euch geſtern bei mir ſah.
Doch dem, der die Geige ſpielen kann,
Vertraut Ihr gern die Flöte an,
Darum verſtellt' ich mich gegen Euch,
Und was Ihr jetzt thut, gilt mir gleich!

(Zu den Andern.)

Nun werdet Ihr ſicher die Fehler ſeh'n,
Doch was geſcheh'n iſt, iſt geſcheh'n,
Und ſelbſt der Allerfrechſte muß
Jetzt ſchweigen und würgen an ſeinem Verdruß!

(Pauſe.)

Ihr großen Meiſter, die Ihr ſeid,
Ihr weiſeſten Richter von weit und breit,

Nun wißt Ihr, wie es mit Euch ſteht,
Doch Eins vernehmt noch, eh Ihr geht!
Glaubt nicht, daß ich, weil Euer Verſtand
Mein armes Werk für antik erkannt,
Es ſelbſt ſo hoch halte, o nein, ich weiß,
Wie viel ihm noch mangelt zum höchſten Preis!
Doch weiß ich auch: mehr fehlt mir nicht
Zum Phidias, als Euch gebricht,
Um mir zu gleichen, und wie ich ihn,
So habt Ihr mich zu ehren! Wir knie'n
Nicht bloß vor'm allerhöchſten Gott
Und treiben mit ſeinen Heiligen Spott,
Wir beugen uns nicht dem Kaiſer allein
Und werfen auf den, der ihm folgt, den Stein:
Wir fangen beim jüngſten Heiligen an
Und ehren den Kaiſer im letzten Mann.
Und ſträubt ſich Einer, ſo denkt der Wicht:
Herrgott und Kaiſer begegnen mir nicht,
Und beug' ich mich vor denen bloß,
So komm' ich leichten Kaufes los
Und ſchone die Knie, wie das Genick,
Doch ſolch ein Hund verdient den Strick.
Dem Wicht ſeid Ihr ſo ziemlich gleich,
Denn an die Alten hängt Ihr Euch,
Um allen Neuer'n den ſchuldigen Zoll
Zu unterſchlagen, von Scheelſucht voll.
Ich aber verkünd' Euch zu dieſer Friſt,
Wie denen das Opfer willkommen iſt:

Ihr tragt die Schuld an Jenen ab,
Der Euch zunächſt ſteht, und als Stab
Euch dienen ſoll, der an ſeinem Ort
Dem Höher'n und ſo fort und fort,
Bis es der Höchſte den Göttern bringt,
Und wer ein Glied nur überſpringt
In dieſer Kette, der zeigt auch klar,
Daß er von jeher ein Heuchler war.
Ja, der ſogar, der an ſeinem Platz
Den Zoll nicht fordert, iſt ein Fratz;
Er ſoll ihn verlangen, er hat nicht das Recht,
Auf ihn zu verzichten, er ſelbſt wird ſchlecht,
Wenn er's mit heimlichem Murren thut,
Weil ſich's auf dem Lorbeer dann beſſer ruht:
Er ſoll, ſobald ein Thor ſich bläht,
Mit des Geſetzes Majeſtät
Ihn niederſchmettern, wenn auch der Wicht
Ihn ſpäter dafür in die Ferſen ſticht,
Da dem, der umſonſt nach der Löwenklau lechz't,
Ein Schlangenzahn gewöhnlich wächſ't!
Denn ſelbſt der Richter am Tribunal
Läuft die Gefahr, und ſchleudert den Strahl
Des Blitzes trotzdem mit eherner Hand,
Sobald er es als Pflicht erkannt.
Beſcheidenheit gegen den Vordermann!
Denn fängt man bei dem Hinteren an,
So ſtellt man ja ſich und die Welt auf den Kopf,
So pflanzt man ja eben dem armen Tropf,

Was man erſticken will, ſelber ein,'
Den leeren Dünkel auf hohlen Schein!
Und denke nur Keiner, daß dabei
Der Stolz des Erſten zu fürchten ſei,
Denn zwiſchen ihm und dem Höchſten bleibt
Die Kluft, wie weit er's immer treibt,
Stets größer, als die, die den Letzten trennt
Von ihm, und weil ihn das ewig brennt,
Geht er gerade am tiefſten gebückt,
Wenn er auch nicht nach hinten blickt!

Bramante.

Vortrefflich gepredigt! Nur ohne Grund!
Dein Werk iſt gut! Doch ſei Dir kund:
Ein gleiches haſt Du noch nie gemacht!

Michel Angelo.

Die Antwort hab' ich mir gedacht!
Auch glückt's mir nicht zum zweiten Mal,
Nicht wahr? Das hilft Euch aus der Qual!
Denn, komm' ich wieder, was bringt's für Noth?
Ihr ſchlagt mit der Roſe die Lilie todt,
Ihr fordert die Kirſche vom Feigenbaum,
Und ſelbſt der Garten verwirrt Euch kaum,
Der alle Früchte, die Ihr verlangt,
Auf einmal beut, und daneben prangt
Mit allen Blumen: Ihr beugt Euch nur
Dem Baum, der das thut, und da die Natur

Dieß Wunder nirgends geſchaffen hat,
So wißt Ihr Euch auch immer Rath.

Der Papſt

(tritt mit Raphael vor und tickt Michel Angelo auf die Schulter).

Erhitze Dich nur nicht zu ſehr,
Recht haſt Du freilich! Doch höre mehr!
Der Herr hat mitten in die Welt
Den Feind, den Teufel, hineingeſtellt.
Der dient ihm auch, doch mit Verdruß,
Und da er's nur thut, weil er muß,
Bringt er ſich um den Lohn und Gott
Wird ihm nichts ſchuldig als Hohn und Spott.
So iſt und bleibt er denn der Thor,
Der ſeine Mühe noch ſtets verlor,
Und wenn er auch der Letzte iſt,
Er beichtet noch einſt, und wird ein Chriſt.
Er ſieht den Weizen luſtig gedeih'n,
Ihn ärgert's, da ſä't er ſein Unkraut hinein:
Was ſchadet's dem Feld? Man ackert's um,
Und bald ruft Satan: wie war ich dumm!
Denn nun erſt regt ſich jede Kraft,
Es ſchießt der letzte Keim in Saft,
Und zog der Pflüger murrend aus,
Der Schnitter kommt mit Jubel nach Haus!
Der Vogel würde bis zur Stund
Die Flügel nicht kennen, hätte der Hund
Nie nach ihm geſchnappt und ihn aufgejagt:
Glaubſt Du, daß er ſich drob beklagt?

Dich fällt der Schwarm der Neider an:
Was thut's? Vom Prickeln ſtirbt kein Mann,
Er wendet dem Wespen- und Horniß-Ort
Gelaſſen den Rücken, und ſchreitet fort,
Den Berg hinauf, in deſſen Thal
Er ruhen wollte, zwar erſt mit Qual,
Doch, eh er's denkt, iſt der Punct erreicht,
Wo all dies Volk von ſelbſt entweicht,
Und oben ſieht er, was er nie
Geſehen hätte ohne ſie,
Da ruft er denn wohl, und es ziemt ſich für ihn:
Ich dank' Euch nicht, doch Euch ſei verzieh'n!

Michel Angelo.

So ſei's! Aus ſchuldigem Reſpekt!
Ich pardonire jedes Inſekt,
Ich fordre nicht mehr, es wär' ja toll,
Daß eins ſich ſelber knicken ſoll,
Und da es nun freilich auch leben will,
So ſtech' es nur fort, ich halte ſtill!

Der Papſt.

Das iſt noch nicht die rechte Art!
Haſt Du Dich denn ſo rein bewahrt,
Daß Dich nicht das Geringſte drückt?
Haſt Du mit zu dem Kranz gepflückt,
Der

(Er faßt Raphael bei der Hand.)

Deines Bruders Stirne krönt?
Biſt Du nur jetzt mit ihm verſöhnt?

Er aber trieb mich ſo eifrig hieher,
Als ob hier ein Wunder zu ſchauen wär'!

Michel Angelo.

Wir beide ſind nun einmal Zwei!

Der Papſt.

Steht's denn dem Zwillingspaar nicht frei,
Wenn's nimmer Eins auch werden kann,
Sich zu umarmen? — Nun?

Michel Angelo.

Wohlan!

(Er ſchreitet auf Raphael zu. Dieſer fällt ihm in die Arme.)

Der Papſt

(tritt hinter ſie und erhebt ſegnend die Hände).

So recht! Jetzt öffn' ich Euch die Bahn!

(Zu Raphael.)

Du zierſt mir meinen Vatican,

(Zu Michel Angelo.)

Du ſchmück'ſt mir in Sanct Peters Haus
Die prächtigſte Capelle aus!
Und was Ihr mit vereinter Kraft
Dort Schönes und Erhabnes ſchafft,
Wird hehr ſein, wie der hehre Dom,
Und ewig, wie das ew'ge Rom!

Anmerkungen.

Zur „Maria Magdalene.“

Dieſes Drama erſchien im Jahre 1844. Es war damals mit einer Abhandlung verſehen, welche betitelt iſt: „Nebſt einem Vorwort, betreffend das Verhältniß der dramatiſchen Kunſt zur Zeit und verwandte Puncte.“ Die Abhandlung, die dem Stücke nach deſſen Vollendung zufällig angefügt worden iſt, beſchäftigt ſich mit allgemeinen dramaturgiſchen und äſthetiſchen Fragen, die mit dem Werke ſelbſt in keinerlei Zuſammenhang ſtehen: erſt gegen den Schluß werden Beziehungen auf das der Abhandlung folgende Drama ſelbſt erörtert. Die Schlußſätze mögen hier abgeſondert ſtehen, während das ganze Vorwort für die „Vermiſchten Schriften“ zurückgelegt worden iſt. —

„— — Nun noch ein Wort in Beziehung auf das Drama, das ich dem Publicum jetzt vorlege. Der Bänkelſängerſtab, vor dem Immermann ſo gerechte Scheu trug, widert auch mich an, ich werde daher nicht über mein Stück und deſſen Oeconomie (obgleich ich einige Urſache, und vielleicht auch einiges Recht dazu hätte, denn man hat mir die Judith und die Genoveva faſt auf den Kopf geſtellt, man hat mir in der Erſteren namentlich das Moment, worin ihr ganzes Verdienſt liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die ſie eine Katze, wenn man will, eine heroiſche, geworden oder geblieben wäre, und die Ableitung der That aus eben dieſer Verwirrung, die nur dadurch eine tragiſche, d. h. eine in ſich, des welthiſtoriſchen Zwecks wegen nothwendige, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen ſeiner partiellen Verletzung des ſittlichen Geſetzes vernichtende, werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir alſo geradezu die Tugend als Sünde angerechnet) ich werde nur über die Gattung, zu der es gehört, reden. Es iſt ein bürgerliches Trauerſpiel. Das bürgerliche Trauerſpiel iſt in Deutſchland in Mißcredit gerathen, und hauptſächlich durch zwei Uebelſtände. Vornämlich dadurch, daß man es nicht aus ſeinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der ſchroffen Geſchloſſenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen ſich in dem beſchränkteſten Kreis gegenüber ſtehen, und aus der hieraus entſpringenden ſchrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einſeitigkeit aufgebaut, ſondern es aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zuſammenſtoßen des dritten Standes mit dem zweiten und erſten in Liebes-Affairen, zuſammen geflickt hat. Daraus geht nun unläugbar viel Trauriges, aber nichts Tragiſches, hervor, denn das Tragiſche muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben ſelbſt Geſetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; ſobald man ſich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre ſie (ein Fräulein geweſen u. ſ. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erſchüttern ſoll, trivial, und die Wirkung, wenn ſie nicht ganz verpufft, beſteht darin, daß die Zuſchauer am nächſten Tag mit größerer Bereitwilligkeit, wie ſonſt, ihre Armenſteuer bezahlen oder ihre Töchter nachſichtiger behandeln; dafür haben ſich aber die reſp. Armen-Vorſteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatiſche Kunſt. Dann auch dadurch, daß unſere Poeten, wenn ſie ſich einmal zum Volk hernieder ließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht bloß ein Menſch ſein dürfe, um ein Schickſal, und unter Umſtänden ein ungeheures Schickſal haben zu können, die gemeinen Menſchen, mit denen ſie ſich in ſolchen verlorenen Stunden befaßten, immer erſt durch ſchöne Reden, die ſie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorſtreckten, adeln, oder auch durch ſtöckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Standpunct in der Welt hinab drücken zu müſſen glaubten, ſo daß ihre Perſonen uns zum Theil als verwunſchene Prinzen und Prinzeſſinnen vorkamen, die der Zauberer aus Malice nicht einmal in Drachen und Löwen und andere reſpectable Notabilitäten der Thierwelt, ſondern in ſchnöde Bäckermädchen und Schneidergeſellen verwandelt hatte, zum Theil aber auch als belebte Klötze, an denen es uns ſchon Wunder nehmen mußte, daß ſie Ja und Nein ſagen konnten. Dieß war nun, wo möglich, noch ſchlimmer, es fügte dem Trivialen das Abſurde und Lächerliche hinzu, und obendrein auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe, denn Jeder weiß, daß Bürger und Bauern ihre Tropen, deren ſie ſich eben ſo gut bedienen, wie die Helden des Salons und der Promenaden, nicht am Sternenhimmel pflücken und nicht aus dem Meer fiſchen, ſondern daß der Handwerker ſie ſich in ſeiner Werkſtatt, der Pflüger ſie hinter ſeinem Pflug zuſammen lieſt, und Mancher macht wohl auch die Erfahrung, daß dieſe ſimplen Leute ſich, wenn auch nicht auf's Converſiren, ſo doch recht gut auf's lebendige Reden, auf das Miſchen und Veranſchaulichen ihrer Gedanken, verſtehen. Dieſe beiden Uebelſtände machen das

Vorurtheil gegen das bürgerliche Trauerſpiel begreiflich, aber
ſie können es nicht rechtfertigen, denn ſie fallen augenſcheinlich
nicht der Gattung, ſondern nur den Pfuſchern, die in
ihr geſtümpert haben, zur Laſt. Es iſt an und für ſich gleichgültig,
ob der Zeiger der Uhr von Gold oder von Meſſing
iſt, und es kommt nicht darauf an, ob eine in ſich
bedeutende, d. h. ſymboliſche, Handlung ſich in einer niederen,
oder einer geſellſchaftlich höheren Sphäre ereignet. Aber
freilich, wenn in der heroiſchen Tragödie die Schwere des
Stoffs, das Gewicht der ſich unmittelbar daran knüpfenden
Reflexionen eher bis auf einen gewiſſen Grad für die Mängel
der tragiſchen Form entſchädigt, ſo hängt im bürgerlichen
Trauerſpiel Alles davon ab, ob der Ring der
tragiſchen Form geſchloſſen, d. h. ob der Punct erreicht
wurde, wo uns einestheils nicht mehr die kümmerliche Theilnahme
an dem Einzel-Geſchick einer von dem Dichter
willkürlich aufgegriffenen Perſon zugemuthet, ſondern dieſes
1 in ein allgemein menſchliches, wenn auch nur in extremen
Fällen ſo ſchneidend hervortretendes, aufgelöſ't wird,
2 und wo uns anderntheils neben dem, von der ſogenannten
Verſöhnung unſerer Aeſthetici, welche ſie in einem in
der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen
und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken
des von vorn herein zuzugebenden Factums zu Beſeitigenden
zu thun hat — unmöglichen, in der auf conventionelle
Verwirrungen gebauten, aber leicht herbei
zu führenden ſchließlichen Embraſſement der Anfangs
auf Tod und Leben entzweiten Gegenſätze zu erblicken
pflegen, auf's Strengſte zu unterſcheidenden Reſultat des
Kampfes, zugleich auch die Nothwendigkeit, es gerade
auf dieſem und keinem andern Wege zu erreichen, entgegen
tritt. In dem letzten Punct, der Erläuterung wegen werde
es bemerkt, iſt die Ottilie der Wahlverwandtſchaften ein viel-

leicht für alle Zeiten unerreichbares Meiſterſtück und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethe's künſtleriſches Recht, ein ſo ungeheures Schickſal aus einer an den Oedip erinnernden Willenloſigkeit abzuleiten, da die himmliſche Schönheit einer ſo ganz innerlichen Natur ſich nicht in einem ruhigen, ſondern nur im allergewaltſamſten Zuſtande aufdecken konnte. Hiernach, zu allernächſt z. B. nach dem Verhältniß der Anecdote zu den im Hintergrund derſelben ſich mit ihren poſitiven und negativen Seiten bewegenden ſittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral, wäre denn auch bei meinem Stück allein zu fragen, nicht aber nach der ſogenannten „blühenden Diction,“ dieſem jammervollen bunten Kattun, worin die Marionetten ſich ſpreizen, oder nach der Zahl der hübſchen Bilder, der Pracht-Sentenzen und Beſchreibungen, und anderen Unter-Schönheiten, an denen arm zu ſein, die erſte Folge des Reichthums iſt. Die Erbfehler des bürgerlichen Trauerſpiels, deren ich oben gedachte, habe ich vermieden, das weiß ich, unſtreitig habe ich andere dafür begangen. Welche? Das möchte ich am liebſten von den einſichtsvollen Beurtheilern meiner Genoveva im Vaterland und in den Blättern für literariſche Unterhaltung, denen ich hier für ihre gründlichen und geiſtreichen Recenſionen öffentlich meinen Dank ausſpreche, erfahren.

Paris, den 4. März 1844.

Friedrich Hebbel.“

Seiner Gewohnheit gemäß verzeichnete Hebbel oftmals Reden und Züge, die in ſeinen Dramen keine Stelle gefunden, oder ſpäter aus ihnen entfernt wurden, in ſeinem Tagebuche. Nachfolgender kleiner Monolog der Klara findet ſich alldort unter der Ueberſchrift:

Scene aus Maria Magdalene.

Klara. O die Welt! Sie kam mir wie ein vergoldet Käſtchen vor, voll blanker Spielſachen, Alles ſo ſchön, ſo bunt durch einander, ſich ſpiegelnd Eins im Andern, und ich hielt mich ſelbſt blank und rein, denn ich dachte: unter den Vielen, über die du dich freuſt, iſt wohl auch Eins, das ſich an dir freut. —

Zur „Julia.“

Dieſes Drama erſchien im Jahre 1851, und auf dem Titelblatte ſtand der Beiſatz: „Nebſt einer Vorrede und einer Abhandlung: Abfertigung eines äſthetiſchen Kannegießers.“ — Die Abhandlung, eigentlich die gegen Julian Schmidt gerichtete Polemik, wird in die „Vermiſchten Schriften“ eingereiht, die Vorrede lautet:

„Das Trauerſpiel Julia hat ſchon eine Geſchichte, die ich nicht zurückhalten darf, weil ſie für unſere gegenwärtigen Zuſtände nicht ohne Bedeutung iſt und dieſe wenigſtens characteriſiren hilft.

Es wurde im October 1847 vollendet und damals von dem Herrn Profeſſor Rötſcher, dem ich es mittheilte, aus eigener Bewegung der Intendanz des Berliner Hoftheaters eingereicht, von dieſer aber nach einigem Zögern und einem auf einem merkwürdigen Umweg unternommenen, übrigens wohlgemeinten, Durchbringungs-Verſuch aus Scheu vor Anſtoß abgelehnt.

Ich hatte bei den damaligen Verhältniſſen keinen anderen Ausfall erwartet und entſchloß mich auf der Stelle, mein Stück, wie ſeine Vorgänger, der Preſſe zu übergeben, ohne noch ein zweites Theater damit zu behelligen; denn meine in der Vorrede zur Maria Magdalene ausgeſprochene Ueberzeugung, daß ein Drama nur darſtellbar zu ſein, nicht aber gerade factiſch dargeſtellt zu werden braucht, iſt unerſchütterlich geblieben, weil ſie auf unwiderlegbaren Gründen beruht.

Wer mir dieſe nothgedrungene Reſignation, zu der ſich Jeder gezwungen ſieht, der nicht im Polizei-Reglement einen Commentar zum Ariſtoteles erblicken kann, als Gleichgültigkeit gegen die Bühne auslegt, der thut meinen Worten Gewalt an. Niemand dichtete lieber für den nächſten Zweck, die Aufführung, wie ich, ja Niemand rechnet mit größerer Zuverſicht darauf, daß für alle meine Stücke die Zeit der Aufführung kommen wird, wie ſie für einige bereits gekommen iſt, aber ich fühle mich nicht berechtigt, dieſe Zeit durch Opfer zu beſchleunigen, welche zum Gewinn in keinem Verhältniß ſtänden, und dieß Gefühl, dem der Egoismus wahrlich nicht treu bleiben kann, ſollte die Kritik ehren, anſtatt es auf unwahre Motive zurück zu führen.

Das Jahr 1848 kam heran und hatte neben ſeinen großen auch die kleine Folge, daß die deutſchen Theater ſich um die bis dahin ganz vernachläſſigte Literatur der Gegenwart zu bekümmern anfingen. Was ſich im letzten Decennium mit Recht oder Unrecht bei der Kritik in Anſehn zu ſetzen gewußt hatte, wurde auf die Scene gebracht, und namentlich entwickelte Franz von Holbein in Wien, dem die Autoren ſchon früher die Begründung der Tantième ſchuldig geworden waren, hierbei den rühmlichſten Eifer.

Zu den erſten Werken, welche Herr von Holbein für das damals von ſeiner ausſchließlichen Leitung abhängige Hofburg- und National-Theater deſignirte, gehörte die Julia. Kaum war das geſchehen, als ich auch von Herrn von Küſtner aus Berlin eine Zuſchrift erhielt, worin er mich um das Stück bat, weil er, wie er ſich ausdrückte, jetzt freieren Richtungen folgen könne.

In Wien blieb die Julia einſtweilen liegen, da in Uebereinſtimmung mit meinen eigenen Wünſchen die Maria Magdalena und die Judith (erſtere bis jetzt 12 Mal wiederholt, letztere 22 Mal, was ich bemerke, weil es zeigt, daß meine

Dramen ſich ſehr gut mit der Bühne vertragen) ihr voraus geſchickt wurden. In Berlin wurden gleich nach Eingang des Manuſcripts, wie die Intendanz mir höflich anzeigte, die Rollen ausgeſchrieben und ausgetheilt. Das war aber auch Alles, was hier geſchah.

Als ich, nach anderthalb Jahren, im October 1849 den Herrn von Küſtner um definitive Nachricht erſuchte, wann er ſein aus eigener Bewegung gegebenes Wort zu löſen und die Julia zur Aufführung zu bringen gedächte, erhielt ich die Antwort, daß „der Geiſt der Zeit ſich inzwiſchen wieder verändert hätte, und daß das Stück ſich zu ſehr von den gewöhnlichen Formen und hergebrachten Anſichten entfernte, um nicht höheren Orts und bei dem jetzt wieder den Ton angebenden conſervativen Publicum Anſtoß zu erregen.“ Er bot mir dabei ein Honorar an, was ich zurück wies, und erklärte ſich dann bereit, anſtatt der Julia die Maria Magdalena in Scene gehen zu laſſen. Ich willigte ein, um der Sache ein Ende zu machen.

Als ich mich im Frühling 1850 an den mittlerweile für den Herrn von Holbein eingetretenen Herrn Dr. Heinrich Laube um Auskunft wandte, wann die von ſeinem Vorgänger angenommene Julia zur Aufführung gelangen würde, erwiederte er mir, daß die Intendanz in den „äſthetiſchen und moraliſchen Werth“ des Werks Zweifel ſetze und deshalb die Erlaubniß, ſie zuerſt auf dem Hofburg- und National-Theater zur Aufführung zu bringen, verweigere. Der Handel iſt noch jetzt in der Schwebe, ich habe nicht replicirt.

Dieſe Thatſachen ſind wichtig; denn ſie beweiſen, daß ſich ſeit dem Jahr 1848 die Stellung des dramatiſchen Dichters in Deutſchland durchaus nicht weſentlich verändert hat, daß er nach wie vor von der ſchrankenloſeſten Willkür abhängt, und daß, um in dürren Worten die ſchreckliche Conſequenz zu ziehen, Heinrich von Kleiſt jetzt noch eben ſo gut verhungern konnte, wie früher. Ich werde die darauf bezüglichen zum Theil höchſt naiven Actenſtücke bei einer andern Gelegenheit veröffentlichen und füge für dieß Mal nur Nachſtehendes über den ſpeciellen Fall hinzu.

Dem Herrn von Küſtner muß ich die Richtigkeit ſeines Motivs, daß mein Stück ſich von den gewöhnlichen Formen und den herkömmlichen Anſichten entferne, unbedingt einräumen, wenn ich den Schluß, den er daraus ableitet, auch nicht zugeben kann. Den Zweifel an dem moraliſchen Werth meines Werks will ich zu heben ſuchen; der äſthetiſche ſteht und fällt mit dem meiner übrigen Productionen und iſt allerdings für Jeden unnachweisbar, der es in Abrede ſtellt, daß das Licht zuweilen durch den Schatten gemalt werden muß, und der für die zweite, größere Hälfte eines Dramas, die nicht durch die Reden der Charactere, ſondern durch ihre Stellung zu einander explicirt wird, kein Auge hat.

Unſtreitig findet ſich in meiner Julia viel Unvernünftiges und viel Unſittliches. *Ich behaupte aber, daß gar kein Drama denkbar iſt, welches nicht in allen ſeinen Stadien unvernünftig oder unſittlich wäre.* Ganz natürlich, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenſchaft und mit ihr die Einſeitigkeit oder die Maaßloſigkeit. Vernunft und Sittlichkeit können nur in der Totalität zum Ausdruck kommen und ſind das Reſultat der Correctur, die den handelnden Characteren durch die Verkettung ihrer Schickſale zu Theil wird. Genau beſehen, nimmt der Dichter die unvernünftigen und unſittlichen Elemente aus der Welt und löſ't ſie ſeinerſeits in Vernunft und Sittlichkeit auf, indem er Urſache und Wirkung enger zuſammen rückt, als es in der Wirklichkeit zu geſchehen pflegt. Man ſoll daher nie fragen, von welchem Punkt er ausgeht, ſondern ſtets, bei welchem Punkt er anlangt, und wenn man mir dieſe Gerechtigkeit erweiſ't, ſo wird man gewiß ein befriedigendes Reſultat finden.

Ohne Zweifel ſteht es im ſchneidendſten Widerſpruch mit den „gewöhnlichen“ Formen und den „herkömmlichen“ Anſichten, daß ein vornehmer Herr, der ſich im Uebermuth der Jugend phyſiſch zu Grunde gerichtet hat, den Frevel, der darin liegt, erkennt und Buße dafür thut. Weit entfernt, der Welt, die er um einen Menſchen betrog, dadurch Erſatz zu leiſten, daß er ihr einen Menſchen erhält, der ſchon ſicher verloren war, wie das in meinem Stück geſchieht, wird er eine ſittliche Niederträchtigkeit auf die andere folgen laſſen. Er wird, wenn er dem Bachus und der Venus nothgedrungen Lebewohl ſagen muß, ſeine „Carrière“ zu machen ſuchen und ſich trotz ſeiner auf Null reducirten Leiſtungsfähigkeit in den Staatsdienſt eindrängen, um nach oben zu kriechen, nach unten zu tyranniſiren; er wird, nachdem dieß gelang, eine „Verbindung“ ſchließen, um die Einnahme zu verdoppeln und für böſe Stunden der Krankenwärterin gewiß zu ſein; er wird auch wohl noch einen „Namensträger“ in's Leben rufen, ein unglückliches, von vorn herein ohne Schuld zu ewigem Leiden verdammtes Halb- und Zwitterweſen, und ſo die Zukunft vergiften, wie die Gegenwart verpeſten. Dieß iſt gewöhnlich und herkömmlich; dem Bertram des erſten Acts begegnen wir in jeder großen Stadt hundert Mal des Tags auf der Gaſſe; den Bertram des letzten treffen wir vielleicht in ganz Europa nicht ein Mal an. Daß es aber moraliſch ſei, unmoraliſch zu bleiben, und unmoraliſch, moraliſch zu werden, darf ich mit einiger Hoffnung auf allgemeine Zuſtimmung verneinen. Damit iſt denn die Moralität meines Haupt-Characters und die davon dependirende des ganzen Dramas, das in ihm angefangen und beſchloſſen wurde, erwieſen.

Ich könnte mich noch tiefer in die Analyſe der Einzelheiten einlaſſen, und man würde erſtaunen, wie ſchlagend das Ergebniß wäre. Oder iſt es z. B. nicht moraliſch, wenn Antonio in dem Augenblick, wo das Leben allen Werth für ihn verloren hat, und wo er, wenn er nicht wirklich für alle Ewigkeit den ſittlichen Schwerpunkt gefunden hätte, zur Piſtole greifen müßte, den Entſchluß faßt, ſich dieß verhaßte Leben zur Buße im Schweiß ſeines Angeſichts durch Mühe und Arbeit zu friſten, ja, wenn er ſpäter ſogar gelobt, über den Menſchen, wie ein Bruder, zu wachen, der ſeinem Glück allein im Wege ſteht? Aber ich würde mich dadurch in den lächerlichen Verdacht bringen, als ob ich noch immer an die Ehrlichkeit des mir ſo oft gemachten und eben ſo oft widerlegten Vorwurfs der Unmoralität glaubte, und ſo naiv bin ich nicht mehr. Ich weiß es recht gut, daß mir Nichts widerſtrebt, als das allgemeine Mißbehagen, das gewöhnlich zu entſtehen pflegt, wenn Jemand die wankende Geſellſchaft in ihrem ſüßen Traum ewiger Dauer zu ſtören und ſie auf die ihr drohende Gefahr aufmerkſam zu machen wagt. Ihr ſitzt bei einer wohl beſtellten Tafel; ich lege den Todtenkopf auf den Tiſch und mahne an's Ende. Ihr wollt vom Ende Nichts wiſſen, Ihr wollt von dem Gebäude, in dem Ihr jubelt und zecht, lieber während des Rauſches erſchlagen werden, als ſeine morſch gewordenen Pfeiler durch neue erſetzen, Ihr weiſ't mir die Thür. Das iſt nicht klug, aber natürlich, und ich kann's begreifen, wenn ich's auch beklagen muß, da ich mir der reinſten Abſicht bewußt bin, und, wohl gemerkt, obendrein die volle Gefahr mit Euch theile. Hierbei laßt Ihr es jedoch nicht bewenden, Ihr beſchuldigt meinen Todtenkopf, er ſei trotz ſeines Zähnefletſchens ein Verführer, und wolle Euch zu böſen Dingen verlocken. Das iſt abſurd; Eure bleichen Wangen und ſtieren Augen ſtrafen Eure Zunge Lügen. Trinkt lieber auf Eure Unſterblichkeit!

Wien, im November 1850.

Friedrich Hebbel."

Hier iſt wohl auch der ſchickliche Ort, ein Bruchſtück mitzutheilen, das die Abſichten Hebbel's in Bezug auf die Geſtalt des Bertram in der „Julia" zu illuſtriren geeignet ſcheint. Es gehört zwar der Form nach unter die erzählenden Dichtungen Hebbel's, aber es iſt an ſich betrachtet ſo wenig verſtändlich und die Bemerkung, von der es bei ſeiner Veröffentlichung begleitet war, ſagt ſo deutlich, was es vorſtellt, daß der Herausgeber es für angemeſſen hält, demſelben bei der „Julia" den Platz einzuräumen. Das nachſtehende Bruchſtück iſt in dem von Herrn Carl Modreiner in Wien, im Jahre 1851 zu einem wohlthätigen Zwecke herausgegebenen Album: „Friſche Kräuter" enthalten.

„Ein Leiden unſerer Zeit."

Fragment aus einem liegen gebliebenen Roman*).

„Hier ſitz' ich jetzt, mitten in einer Natur, die mich erdrückt, der ich in jedem Nerv und jeder Fiber Widerſtand leiſten muß, wenn ich das Gefühl meiner ſelbſt nicht verlieren ſoll. Ueber mir thürmen ſich unendliche Felſenmaſſen, vom Schnee bedeckt, zu denen undurchdringliche Wälder hinauf führen. In das kleine Thal hinunter, wo ich die leerſtehende Hütte eines Hirten bewohne, ſtürzen ſich die Waſſer, die von oben kommen, um ſich nach allen Seiten, befruchtend und zerſtörend, zu verbreiten. Zu meinen Füßen, ungehört und ungeſehen, wie ein fremder Stern, deſſen Wirthſchaft mich nicht kümmert, liegt die Welt, die ich verlaſſen habe, und über dies Alles wirft eben die heraufdämmernde Nacht leiſe, leiſe ihren geheimnißvollen Schleier.

---

*) Der Charakter, der hier ſich ſelbſt ſchildert, iſt in meinem Trauerſpiel „Julia" wieder aufgetaucht, und zwar als Bertram: er befindet ſich im Drama aber bereits in ſeinem letzten Entwicklungsſtadium, im Roman dagegen im erſten. Dem ſinnigen Leſer dürfte dieſe Bemerkung willkommen ſein.

Gebt mir Berge, die in den Himmel hineinragen, und eine einſame Zelle dazu; gebt mir das Meer, das aus unergründlicher Tiefe hervor ſchäumt, und einen Nachen, der mich zwiſchen Tod und Leben in der Schwebe hält: dann will ich Euch ſagen und zeigen, was an mir iſt. Sprach ich nicht oft ſo? Jetzt empfinde ich, daß es wahr iſt! In den Zerſtreuungen des alltäglichen Treibens, in dem Strudel nichtsbedeutender Abwechslungen kommt man gar nicht ſo weit, daß man ſich zuſammenfaßt, ſich zuſammenfaſſen muß, man taumelt hin, man hält Tact mit den Andern, ſo gut es geht; man knickt hier einen Dornenzweig, der Einen im Schlendern ritzt, und däucht ſich ein Held; man biegt ihn dort gelaſſen zur Seite, und freut ſich, daß man ſo großmüthig war! Hinaus! Dem Naturgeiſt in's Auge geſchaut, der dich gewaltſam aus dem angemaßten Kreiſe, den du auszufüllen glaubſt, bis auf einen ganz kleinen Punct in deinem Innerſten zurückdrängt und dich vernichtet, wenn dieſer Punct nicht Stich hält! Wer ſich da unantaſtbar fühlt, der hat den Grund und Boden ſeines Daſeins gefunden, und braucht in alle Ewigkeit nicht mehr zu zittern.

Nie, nie konnt' ich den Gedanken ertragen, daß ich Nichts weiter ſein ſollte, als eine der tauſend und aber tauſend Zungen, womit die Natur ſich ſelbſt ſchmeckt. Mag es ſein, daß die Meiſten nur dazu da ſind, eine bunte Reihe von Frühlingen und Herbſten abzuernten, und ihres Gleichen zu demſelben Zweck hervorzubringen: einzelne Wenige ſollen für ſie Alle den Dank abtragen, denn warum wäre ſonſt neben dem Thiere, das im kräftigen vollen Genuß untergeht und keine Vergangenheit, keine Zukunft kennt, der Menſch, der nur halb, nur ſprung- und ſtückweiſe genießen kann, in's Leben gerufen? Wer aber ſchilt mich, wenn auch ich dankbar ſein will?

O! eine Unendlichkeit dämmert einem Jeden entgegen, der in ſeine Bruſt hinab zu ſchauen verſteht, eine Unendlichkeit, ganz ſo groß, ganz ſo wahr und wirklich, wie die äußere, ſichtbare, in der wir umhergetrieben werden. Und auch ſie will aus dem Innern heraustreten, wie die Urkraft aus dem Geiſt Gottes in die Welt trat. Soll ich widerſtehen? Soll ich das, was unaufhaltſam drängt und treibt, feige zurückhalten, weil es zwiſchen mich und mein Glück treten, weil es mich in Erfüllung deſſen, was der Philiſter Pflicht zu nennen wagt, ſtören könnte? Glück! Was iſt's, als ein Waffenſtillſtand zwiſchen dem Herzen und dem Geſchick, auf armſelige Bedingungen geſchloſſen? Pflicht! Gibts eine heiligere, als die ſich zu entwickeln? Freilich, mein Vater wünſcht, meine Mutter — Aber hier ſteh' es! Ich will nicht mitdrehen am großen Rad, das nur den Zweck hat, daß es gedreht wird! Ich bin der Welt Nichts ſchuldig, als mich ſelbſt, und wenn ſie etwas Anderes verlangt, ſo mag ſie zuſehen!

Wie in der Nacht die Winde raſ'ten und zwiſchendurch ein vom Hunger aufgeſcheuchter Wolf, umherirrend, heulte, und ich mich, fröſtelnd, tiefer und tiefer in meine Streu hineinwühlte, bis ich warm wurde: Das ſind Zuſtände, wie Bäder, worin man Alles los wird, was nicht zum innerſten, urſprünglichen Weſen gehört. Mir träumte, ich wäre der erſte Menſch, eben in die Welt geſetzt, wie in ein Hochzeitsgemach, ich hatte keine Ahnung von Vorher und Nachher, ich war der einzige bewußte Punct im Umkreis der Schöpfung; aber in mir war Nichts von der hüpfenden Unruhe, die mich im Wachen von Stelle zu Stelle jagt, kein Trieb, mich gegen das Weite auszudehnen; ich ſchloß mich zuſammen, wie ſich oft unwillkürlich meine Hand ſchließt, es war, wie ein Zurückwachſen in den Kern! Ich fühlte, daß ich mich bewegen, daß mein Fuß mich zu dem Blütenbaum, den ich in der Ferne erblickte, hintragen konnte, aber ich ſtand ſtill, dann kniete ich vor einer Roſe nieder und ſchaute in ihren Kelch hinein, dann ſchloß ich die Augen und warf mich zu Boden. Die Sonne ſchien auf meine Augen, aber ich öffnete ſie nicht. Ein lindes Wehen trieb Ströme von Düften an mir vorbei, aber ich ſog ſie nicht ein; Thautropfen voll lieblicher Kraft netzten meine Lippen, aber ich preßte meine Zähne auf einander und verſperrte ihnen das Thor meines Mundes. Und das Alles geſchah nicht aus Trotz, nicht aus bangem Vorgefühl irgend einer Zukunft; es geſchah in ſüßeſter Wolluſt, es war, wie das Sträuben eines Kindes, das die Mutter auf ſeine eigenen Füße ſtellen will und das ſich an ihren Hals hängt, ſo daß ſie es wieder aufnehmen und der Bruſt nah, auf ihren Armen tragen muß. Als ich erwachte, da kam das Licht mir recht feindſelig vor.“ —

Zum „Michel Angelo.“

Dieſes Drama erſchien im Jahre 1855, und war Robert Schumann gewidmet. In der zur Verſendung an die Bühnen beſtimmten Ausgabe des Stückes ſtand nachfolgende Bemerkung:

„Es iſt einleuchtend, daß der Papſt in dieſem Drama die höchſte Spitze der ſittlichen Welt repräſentirt, alſo in einem Sinne erſcheint, der auch dem orthodoxeſten Katholiken keinen Anſtoß geben kann. Dieß wurde von einem ausgezeichneten Geiſtlichen der katholiſchen Kirche, welcher bei der Vorleſung des Werkes durch Carl von Holtey in Wien anweſend war, bereits beſtätigt. Da aber trotzdem die eine oder die andere Bühnen-Direction aus localen Gründen ängſtlich ſein könnte, ſo bemerke ich, daß anſtatt des Papſtes allenfalls der Cardinal Bembo eintreten darf. Dieß macht dann in den Schlußverſen eine kleine Aenderung nothwendig; ſie werden heißen müſſen:

„Du biſt uns den Vatican,
Du ſchmückſt uns in Sanct Peters Haus u. ſ. w.“

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Genoveva. — Agnes Bernauer.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

6

89

P. o. germ. 588 un/3.4

B[illegible] HECA
M[illegible] SIS.

Inhalt.

Seite

Genoveva 1

Nachſpiel zur Genoveva 217

Agnes Bernauer 239

Anmerkungen 381

Genoveva.

Tragödie in fünf Acten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Perſonen:

Der Pfalzgraf Siegfried.
Genoveva.
Golo.
Katharina.
Die alte Margaretha.
Ritter Hildebrant.
Ritter Triſtan.
Drago,
Caſpar,
Conrad, Jäger, } niedere Dienerſchaft im Schloß.
Balthaſar,
Hans,
Edelknecht, Siegfrieds Knappe.
Der tolle Klaus.
Ein Maler.
Ein alter Jude.
Der Geiſt des Drago.

Zeit: die poetiſche.

Erſter Act.

(Saal im Schloß. **Siegfried** mit ſeinen Rittern, gerüſtet. Im Hintergrund die Diener **Caſpar**, **Hans**, **Balthaſar**, **Conrad**. Ihm zur Seite **Golo** und **Hildebrant**. Man ſieht durch die nach hinten geöffneten Fenſter einen ſteil empor ragenden Thurm. In der Ferne Landſchaft.)

Erſte Scene.

Siegfried

(tritt vom offenen Fenſter zurück).

Friſch iſt's, und kühl. Ein Schütteln, wie vor Froſt,
In allen Bäumen. Und der Sonne Licht
So welk, ſo matt! Ein Morgen iſt's, wo man
Zu Pferd muß. Iſt denn Alles jetzt bereit?

Hildebrant.

Nichts fehlt, als Ihr. Mit ungeduld'gem Huf
Scharrt Euer Roß den Boden. Laufen wird's,
Wenn Ihr es auch nicht ſpornen mögt. Es friert.
Im Sattel ſitzt ſchon Reiſiger, wie Knecht,
Nur, daß der Arm der Liebe hie und da
Noch Einen wieder ſucht herab zu ziehn.

Allein im Bügel hält der Burſch' ſich feſt
Und lacht, um nicht zu weinen, beißt auch wohl
Die Zähn' zuſammen, oder ſchilt und flucht.

Siegfried.

Ein Beiſpiel für mich ſelbſt. Dazu gehört
Der Mannskraft mehr, wie zu dem wild'ſten Kampf.
Ich komm' mir hier, wie feſtgewachſen, vor.

Hildebrant.

Deß ſchämt Euch nimmermehr, vieledler Graf.
Wenn ich mein Weib verließ, ſo war mir's ſtets,
Als würd' ich mitten durchgehau'n. Zwar pfiff
Ich nach dem Abſchied oft ein luſtig Lied,
Doch ſo, wie Jener, der die Geige ſtrich,
Da man ihn führte in den bitt'ren Tod.

Siegfried.

Ihr, Golo, ſteht abſeits?

Golo.

Ich ſinne nach,
Worin ich ſchlechter, als die Andern bin,
Und kann's nicht finden, Herr.

Siegfried.

Das glaub' ich Euch!

Golo.

Ich reit', wie Einer —

Siegfried.

Ja, und ſtürzt Dein Pferd,

So ſtehſt Du eher auf noch, als das Thier,
Und lachſt. Wir Andern brechen Hals und Bein.

Golo.

Ich fecht —

Siegfried.

Wie Keiner. Edelherzig lehrſt
Du jedem Gegner, wie er's machen ſoll.
Nur, leider, frommt die Lection ihm nicht,
Weil er ſie mit dem Tod bezahlen muß.

Golo.

Ich ziele —

Siegfried.

Ja, und triffſt, was Niemand gern
Getroffen ſieht: im Aug' das Weiße, und
Zugleich das Hirn mit, das dahinter liegt.

Golo.

Ihr zwingt mich, Herr, mich ſelbſt zu loben. Kann
Ich Alles das — warum denn bleib' ich hier?
Meint Ihr vielleicht, ich ſei ein ſchlecht'rer Chriſt,
Wie Andre, weil ich beſſer ſing', als ſie?
Ich ſage Euch, ich mag auf gar kein Wild
Anlegen mehr, ſeit ich von Mohren weiß.
Schien nicht der Eber, den ich geſtern ſchoß,
Ein trotz'ger ausgemachter Heide mir:
Er blieb verſchont, ſo feiſt und dick er war.
Denn billig ſpart man gegen Chriſti Feind
Die Pfeile, die man zu verſchießen hat.

Ich bitt' Euch laßt mich nicht zurück. Denn ſeht:
Durch Faſten und durch Beten werd' ich nie
Die Himmelsthür mir öffnen. Dazu fehlt's
An Gaben mir. Ich ſchickte aber gern
Für jede Sünde, welche ich beging,
Zur Hölle einen Mohren. Nehmt mich mit.
Verzug giebts meinetwegen nicht. Ich bin
Bereit, wie Ihr, hab' zeitig vorgeſorgt.
Könnt Ihr mich denn nicht brauchen? Scheint mein Arm
Euch überflüſſig, daß Ihr ihn verſchmäht,
Ich laß' es mir gefallen, wenn Ihr nur
Bedenkt, wie meine Kehl' Euch taugen kann.
Ei! Wenn Ihr Abends liegt in Eurem Zelt:
So finſter iſt's, als würd es nie mehr Tag,
Müd' ſind die Glieder, doch es wacht das Herz
Und tritt nach Haus die lange Reiſe an —
Dann will ich meinen Harniſch von mir thun,
Den raſſelnden, und will mich jüngferlich
Euch nahn und Euch mit Genovevas Ton
Zulispeln: lieber Siegfried! Greift ihr dann
Nach meiner Hand, ſo lach' ich, doch nicht laut
Und ſing' von ihren Augen Euch ein Lied,
Und ſing' ſo lange, bis Ihr ſprecht: Du Schelm,
Meinſt Du, das Feuer brennt nicht hell genug?
Nicht wahr, ich bleibe nicht zurück? Ihr habt
Mich oft geſcholten wegen Uebermuths:
Wohlan, Herr, nehmt mich mit in's Feld, daß ich
Beſcheidenheit erlerne, wenn ich Euch

Zu Dutzenden die Mohren mähen ſeh,
Und ſelbſt als Stümper Euch zur Seite ſteh'.

Siegfried.

(Für ſich.) Der iſt ein Mann geworden über Nacht
Und blieb ein Kind dabei. Wie lieb' ich das!
Zu jung zum Bruder, und zu alt zum Sohn,
Gilt er als Sohn und Bruder mir zugleich,
Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch.
Doch, eben darum laß' ich ihn zurück.
(Zu Golo.) Golo, dem Beſten nur vertraut der Mann
Sein Beſtes an, und der ſeyd Ihr. Ihr bleibt
Und nehmt mein Weib in Obacht und in Schutz.
(Zu den Dienern.)
Sobald das Burgthor hinter mir ſich ſchloß,
Seht Ihr in ihm den unumſchränkten Herrn,
Und dient ihm ſo, wie Ihr mir ſelbſt gedient!
(Zu Golo.) Wenn mir zu Liebe Ihr auf Thaten jetzt
Verzichtet, iſt's nicht Eure ſchlecht'ſte That,
Und ſeyd gewiß, es kommt auch Euer Tag!

Golo.

Ich dank' Euch dies Vertrauen, edler Graf,
Nur wüßt' ich gern, wie ich — jetzt beten ſoll.
„Gieb mir, o Gott, Gelegenheit, daß ich's
Verdiene?“ Nein, das geht nicht, denn das heißt:
Stürz' die Gebieterin in Noth und Tod,
Damit ihr Knecht ſie draus befreien kann.
„Nimm ſie in Deine Hut?“ Zum Teufel, nein!
Das geht noch weniger. Das heißt: nimm mir

Die Mühe ab, und laß mich ſchlafen gehn,
Ich that ja ſchon genug, ich aß und trank,
Bis ich fünf Fuß maß, und mein Schatten zwölf!

Siegfried.

Ich lächle Deinen Reden, junger Thor,
Obgleich das Herz mir in der Bruſt faſt ſpringt.
Doch jetzt verlaßt mich! Einen Augenblick!
Gleich bin ich bei Euch!

(Alle entfernen ſich; er ruft ihnen nach:)

Zög're ich zu ſehr,
So ruft mich mit Trompetenklängen ab.
Ich glaub' ein Mann zu ſein, was es auch gilt,
Nur, wenn's zum Scheiden geht, bin ich es nicht,
Da geiz' ich nach dem tiefſten Schmerz, wie nie
Nach Luſt, da bohr' ich mich in Leid und Qual
Hinein, wie Bienen in den Blütenkelch,
Und dann erſt, wenn ich, zwiſchen meinem Weh
Und dem des Andern ſtehend, wählen kann,
In welchem Abgrund ich verſinken will,
Beſinne ich mich wieder auf mich ſelbſt,
Und reiße mich, als wär's vom Leben, los.

Zweite Scene.

Genoveva
(tritt auf).

Genoveva.

Weh, mein Gemal

Siegfried.

Was iſt Dir, theures Weib?

Genoveva.

Du biſt ſchon ganz gerüſtet!

Siegfried.

Es iſt Zeit!

Genoveva.

Den Helm nimm ab!

Siegfried.

Warum?

Genoveva.

Und auch des Schwerts
Entgürte Dich!

Siegfried.

Mißfällt Dir Helm und Schwert?

Genoveva.

O nein! Ich will nur ſo viel arme Zeit
Noch für mich retten, als Du brauchen wirſt,
Die beiden ab- und wieder anzuthun!

Siegfried
(legt Helm und Schwert ab).

Du Liebliche, wie ſteht es Dir ſo ſchön,
Daß Du Dich menſchlich ſorgſt um's Menſchliche.
Mir däucht, in dieſer Angſt, die ſich nicht mehr
Verbergen kann, noch will, vollendet ſich
Dein Bild, indem ſie rührend es umgränzt.

Daß ich die Schwäche Dir bekenne: oft
Hab' ich gewünſcht, auf einen Augenblick
Der Ungeduld, des Zorns, der Leidenſchaft
Dich zu ertappen, aber ſtets umſonſt.
Als Deiner Mutter Tod ſo plötzlich uns
Ward angeſagt, und Du zuſammen brachſt,
Bewußtlos nieder ſinkend, aber erſt
Die Händ' noch faltend — ſieh, da weint' ich ſtill,
Weil ich's verehren mußte, was ich ſah,
Und doch verflucht' ich faſt die Möglichkeit.
Ein holdes Wunder ſchienſt du mir zu ſein,
Das, wie ein Vogel wohl die Flügel netzt,
Nur gaukelnd ſich in Fleiſch und Blut verſenkt,
Und das, in unverlornen Adels Kraft,
Mit allem Ernſt der Zeitlichkeit nur ſpielt,
Weil es ſich ſchwingen kann, ſobald es mag.

Genoveva.

Ich bin ein Weib. Ein Weib verhüllt den Schmerz,
Denn er iſt häßlich und befleckt die Welt.
Ich bin ein Menſch. Nicht jammern darf ein Menſch,
Seitdem am Kreuz der Heiland ſtumm verblich.
Drum in der Bruſt begrab' ich ſtill mein Weh,
Wie man mich ſelbſt, bin ich einſt todt, begräbt.

Siegfried.

Mir däucht, ich thu' in's Allerheiligſte
Mit aufgeſchloßnen Augen einen Blick.
Dies fehlt dem Mann noch, wenn ihm Nichts mehr fehlt,

Daß er das Weib nicht kennt, ſo wie ſie iſt.
Sie bildet aus ſich ſelbſt, was er umſonſt
Aus äußerm Lebensſtoff zu bilden ſucht,
Drum iſt ſie auch ſich ſelbſt nur unterthan,
Er jedem Element, das ihn umgiebt.

Genoveva.

Mein Siegfried! Deine Reden faſſ' ich wohl,
Doch Thränen ſind's, die mir ihr Sinn entpreßt.
Du ſcheideſt jetzt, und nimmſt in Deinem Schmerz,
Den Kranz Dir ab und drückſt ihn mir auf's Haupt.
Mir aber fällt dabei mit Schaudern ein,
Daß man die Todten ſo bekränzt und ſchmückt,
Weil man es weiß, daß man ſie nie mehr ſieht.

(Ein Trompetenſtoß.)

Siegfried.

Sie rufen mich!

Genoveva

(ſie fällt ihm um den Hals).

Gefangen nehm' ich Dich!
Sag', haſt Du's wohl gefühlt, wie ich Dich ſtets
Geliebt? Nur ſelten hab' ich's Dir gezeigt,
Hab' oft den Kuß noch, den Du raubteſt, halb
Zurück gehalten und ihn Gott geweiht,
Als Zoll des Danks für unſer'n ſchönen Bund.
Die ganze Ewigkeit, ſo ſchien es mir,
Stand vor uns, um uns in einander tief
Und immer tiefer zu verlieren. Sieh,
Da zögert' ich, wie einer, der am Quell

Den heißen Durſt zu löſchen ſich noch wehrt.
Jetzt aber krampft gewaltſam ſich mein Herz,
Mir iſt, als wäre dieſer Augenblick,
Der ſchwindet, wie ich rede, nur noch mein,
Als müßt' ich all mein Lieben, Alles, was
Auch jetzt in's Inn're noch zurück weicht, ſchnell
Dir bieten, wie den Abſchiedskuß, und ach,
Dazu iſt ſolch ein Augenblick zu kurz!

Siegfried.

Verſtumme nicht! Laß' mich ihn ganz und voll
Genießen, dieſen köſtlichen Moment!
Verbirg erröthend nicht an meiner Bruſt
Dein Angeſicht, es iſt der Widerſtral
Von Allem, was auf Erden göttlich iſt.
Drück' nicht mit Deinem Mund den meinen zu,
Ich habe keinen Raum für dies Gefühl,
Ausathmen muß ich's, wie die Luft, die mich
Erquickt, doch feſtgehalten, mich erſtickt.
Mir däucht, erſt heut haſt Du Dich mir vermählt!
Wie preiſ' ich dieſen Tag, der Alles mir
Zu nehmen drohte, und mir Alles bringt!
Wie, wenn die Erd' in ihren Veſten bebt,
Wenn Feuerflammen fahren aus dem Grund,
Zugleich ein Quell hervor bricht, der ſie löſcht,
Und der nun ewig unverſiegbar fließt,
So iſt es mir geſchehn! Ich danke Dir!

Genoveva.

Ich aber fühl' mich jetzt ſo arm, ſo arm!
Als ein Geheimniß, kaum mir ſelbſt bekannt,
Durch's Leben tragen wollte ich mein Herz!
Erſt in der dunklen Stunde, wo mein Grab
Sich aufthut, wollt' ich's öffnen gegen Dich,
Da wollt' ich ſprechen: ſieh, ſo liebt' ich Dich
Und hab's Dir nie geſagt, nun kann ich auch
Bei'm letzten Abſchied Dich erfreu'n, wie nie.
Dann wollt' ich Dich umarmend zu mir ziehn,
Und, eine Braut, die Weib geworden iſt
Und ſich's noch ſelbſt verhehlt, hinüber fliehn
Und denken: ſei getroſt, nun folgt er bald.
In dieſem meinen Ringen mit der Macht
Der ſtarken Stunden um mein heimlich Gut
Hab' ich mich ſchmerzlich glücklich ſtets gefühlt.
Ich hab's bewahrt, wenn Deine Zärtlichkeit
Die Seel' ſchon auf die Lippen mir gelockt,
Ich hab's zurück gehalten, als Du jüngſt
An einer Wunde ſtill darnieder lagſt,
Und, Deinen Schmerz bezwingend, lächelteſt,
Damit ich nur nicht weinte. Wehe mir!
Nun habe ich im Tod Nichts mehr für Dich
Nun hab' ich Nichts mehr, das Dich in die Nacht
Mir nachziehn wird, wenn mich ihr Schatten deckt.

Siegfried.

Mit Wolluſt hör' ich Dich, doch auch mit Angſt,

Du biſt, wie eine Ader, die zerſpringt.
Heiß ſtürzt der rothe Lebensſtrom hervor,
Doch er erſtarrt, ſo wie er ſich befreit.
Von inn'rem Froſt wird Deine Wange blaß,
Dein Auge brennt, erlöſchend flammſt Du ſelbſt
Drin auf, als wär's in Scheiterhaufens Glut.
O Böſe! Daß Du noch im Tod mich liebſt,
Du willſt mir's doch nicht zeigen durch den Tod?
Viel lieber will ich, zweifelnd für und für,
Noch um Dich werben, wie ich lange warb,
Mich mit den Helden meſſen, die man preiſt,
Und mir von dem, der Deiner würd'ger iſt,
Den Tod ertrotzen im Verzweiflungskampf.

(Trompetenſtoß. Golo tritt auf. Er bleibt im Hintergrund ſtehen.)

Genoveva.

Du ziehſt hinaus jetzt in den blut'gen Streit,
Jedwedes Eiſen, das ein Heide ſchliff,
Jedweder Pfeil kann Deine Bruſt bedrohn,
Und dennoch, dennoch fürcht' ich nicht für Dich,
Ich fürcht' nur für mich ſelbſt, — nur für mein Kind!
Geh, Siegfried, geh, was hab' ich da geſagt!
Sonſt ward ich in der Dämm'rung glühend-heiß,
Dacht' ich: die Stunde kömmt, wo er Dich fragt;
Jetzt ſprech' ich's aus, und es iſt lichter Tag.

Siegfried.

O Genoveva, wende Dich nicht ab!
Willſt Du's bereu'n, daß Du mich ſelig machſt?

Genoveva.

Und macht's Dich ſelig, daß Dein armes Kind,
Wenn es nun ein in's kalte Daſein tritt,
Des Vaters erſten Blick, den ſegnenden,
Entbehren muß, der es mit aller Glut
Der tiefſten Liebe überſtrömen ſoll?
O, wie die Taufe für den Himmel weiht,
Das Böſe bannend, das uns rings umſpinnt,
So weiht, mit Wunderkraft geheimnißvoll
Begabt, für's ird'ſche Leben ſolch ein Blick.
Weh mir! Ein Auge, fremd und lieblos, wird
Mein Kind begrüßen, ja, ich weiß vielleicht
Nicht einmal, ob's noch einen Vater hat.
O Siegfried, geh! Geh, theurer Freund! Der Schmerz
Ringt um mein Selbſt mit mir. Noch halt' ich's feſt!
Doch zögerſt Du, ſo fleh' ich Dich vielleicht,
Auf meine Kniee ſtürzend, nimm mich mit!

Siegfried
(umarmt ſie).

Golo
(im Hintergrund).

Von Bildern ſpricht man, heilig-fremd und kalt,
Wovor man alle Sünden doppelt fühlt,
Daß ſie, die Gläub'gen ſahn es ſchaudernd an,
Geſeufzt, geweint, geächzt und Blut geſchwitzt.
Mir däucht, ein ſolches Wunder ſeh' ich hier,
Denn Genoveva, der ich ſelten nur
In's Aug' zu ſchauen wagte, weil, ſo oft

Ich's that, ein Licht durch meine Seele fuhr,
Das mich erröthen machte vor mir ſelbſt;
Ja, weil ihr Auge mir ein Spiegel ſchien,
So rein, daß Alles drin zum Flecken ward;
Dieſelbe Genoveva liebt und weint,
Sie iſt ein Weib! Sie iſt ein Weib, wie keins!

(Drei heftige Trompetenſtöße.)

Siegfried.

Ich bin's, der geht. So muß denn ich's auch ſein,
Der dieſen Abſchied endet. Lebe wohl!
(Für ſich.) Ein Mann muß ſcheiden, eh' in's Auge ihm
Die Thränen treten. Das geſchieht wohl bald.

Golo

(im Hintergrund).

Ich werd' Dich haſſen, wenn Dir das gelingt!
Ha! Willſt Du ſie erniedrigen? Soll ſie
Erkennen, daß Du kälter biſt, als ſie,
Und drob erſtarren, wie ein Quell erſtarrt,
Der ſich, wenn's draußen friert, an's Licht getraut?
Kein Mann zu ſein, das iſt jetzt Deine Pflicht
Nun ſie gewagt hat, ganz ein Weib zu ſein!
Läg' ich, wie Du, an ihrer keuſchen Bruſt,
Ich ſchiede nie, und ſpottete man mein,
Ich würd' es lächelnd dulden, mir wär's recht,
Ihr meinen Werth und meine Würdigkeit
Durch Opfer darzuthun, die Keiner bringt.
O Liebe, niemals hab' ich dich erkannt,
Doch jetzt erkenne ich dein heilig Recht!

Du biſt's, die dieſe kalte ſpröde Welt
Durchflammen, ſchmelzen und verzehren ſoll!
Du biſt nicht Leben, du biſt Tod, ja Tod!
Du biſt des Todes ſchönſte, höchſte Form,
Die einzige, die gibt, indem ſie nimmt!
Dir widerſtehen, heißt den Kampf mit Gott
Und mit dem Weltgeheimniß einzugehn,
Du ſollſt vertilgen, was nicht ewig iſt,
Doch nie wird Märt'rer, wer den Holzſtoß löſcht!

Siegfried.

Ein Baum iſt beſſer d'ran doch, wie ein Menſch;
Man reißt ihn aus, vom Menſchen wird verlangt,
Daß er es ſelber thu'! Was ſinneſt Du?

Genoveva.

Ich denk', daß es im Krieg viel Wunden gibt,
Und daß ich Wunden gut verbinden kann.

Golo
(im Hintergrund).

Ich mögte gleich mich hauen in den Arm.

Siegfried.

Ich aber ſinne nach, was beſſer iſt:
Ein letztes Wort, ein letzter Kuß. Man kann
Von Beidem Eins nur haben. Wähle Du!

Genoveva
(umarmt und küßt Siegfried).

Golo.

O, wie ſie küßt! Man fühlt's, indem man's ſieht.

Ich trenne ſie, denn ihm gebührt kein Kuß!
(Er tritt hervor.)

Siegfried
(ſetzt den Helm auf).

Genoveva
(fällt in Ohnmacht; Golo und Siegfried ſpringen hinzu; Golo fängt ſie auf).

Golo.
Ihr hattet Recht, Herr Graf, es muß von uns
Hier Einer bleiben!

Siegfried
(will Genoveva küſſen).

Golo
(wehrt ihn ab).
Laßt! Ihr weckt ſie auf.
Dann hält ſie Euch!

Siegfried.
Und hat noch einmal ihn,
Den Schmerz, dem jetzt die Ohnmacht ſie entzieht.
Ich geh!

Golo.
Ihr ſeid ein Held!

Siegfried.
Bei Gott, dies iſt
Ein Heldenſtück, wie ich noch kein's beſtand.
Leb' wohl, und ſchütze ſie! Leb' wohl, mein Weib!
(Mit einem Blick auf Genoveva ab. Bald hört man hinter der Scene luſtiges Trompetengeſchmetter.)

Golo.

Sie liegt im Arm mir, wie im Sarg. Er ſchleicht
Sich, wie ein Mörder, von der Todten weg.
O, ganz zurückgewichen iſt ſie jetzt
In die bewußtlos-fromme Majeſtät
Der Kindlichkeit, der ſie ihr Schmerz entriß!
O weiße Roſ', die von der rothen träumt,
Und die der Traum mit ſanfter Glut durchhaucht!
Erwachend wird's ihr ſeyn, als ob ſie ſich
Geflüchtet hätt' aus einer Feuersbrunſt,
Die ſie im Beten unterbrach!
Jetzt ſteht ſie zweifelnd zwiſchen dieſer Welt
Und zwiſchen jener, gaſtlich offen ſind
Die Pforten beider, jede wirbt um ſie
Und zeigt ihr Alles, was ſie Schönes hat.
Stirbt ſie — ich will nicht knirſchen! Doch, ſie ſeufzt,
Das holde Fieber, das man Leben nennt,
Es kehrt zurück, der dunkle Born des Seins
Entläßt auf's Neu die innern Strömungen,
Und auf die Lippen tritt das erſte Roth.
O Lippen, ſüße Lippen! Wer euch küßt,
Der ſtiehlt ſich hier die ew'ge Seligkeit,
Denn nie, o nie! verglüht ein ſolcher Kuß.
Ich könnt' es thun! Die heiligen Augen ſtehn
Noch nicht, wie Cherubime mit dem Schwert,
Abwehrend vor dem rothen Paradies.
Ich muß, ich will ſie küſſen, und mich dann,

Vor Wonne zitternd, von dem ſteilſten Hang
Hinunter ſtürzen in des Abgrunds Nacht.
(Er küßt ſie.)

Genoveva
(umarmt ihn).

Mein Siegfried!

Golo.

Siegfried!

Genoveva
(ſtößt ihn fort).

Weg! Wer biſt Du, Menſch!

Golo.

Ich glaube, ich bin Golo.

Genoveva.

Golo — Ihr?
Wie kam ich denn in Euren Arm?

Golo.

Der Graf,
Herr Siegfried, Eu'r Gemahl, legt' Euch hinein.

Genoveva.

So iſt er fort!

Golo.

Ja wohl, als Ihr vor Schmerz
In Ohnmacht ſankt, da eilt' er ſchnell hinweg.
Euch zu erwecken, hatt' er nicht die Zeit.
(Für ſich.)
Wer ſpricht aus mir? Ich nicht! Schweig', böſer Geiſt!

Genoveva.

Mir war, als weckt' er mich mit einem Kuß.

Golo.
Ich ſchwör' Euch zu, er hat Euch nicht geküßt.
Er wagt' es nicht, er hatte Angſt, daß Ihr
Zu früh erwachtet, und das wollt' er nicht.
(Für ſich.) Ich hab' ihm Nichts geraubt, der Kuß iſt ſein!
(Zu ihr.) Vielleicht, daß er in Ohnmacht fiel, wie Ihr,
Und daß die Geiſter, aus der Leiber Haft
Fortſtürmend, feurig ſich begegneten.
(Leiſe und verſchämt.)
War er denn heiß, der Kuß, den Ihr gefühlt?
(Für ſich.) Ha, er war ſo, wie Morgens ihn ein Kind
Mit glüh'ndem Mund auf junge Roſen drückt,
Schnell abgebrochen, keinen Tropfen Thau's
Verſchüttend, heilig, wie nur je ein Kuß!

Genoveva.
O ſchwache Sinne, daß Ihr rißt, bevor
Euch noch das Bitterſte geboten ward.
Nun hört' ich nicht des Liebſten letzten Gruß.

Golo.
Wohl Euch! Ihr hörtet auch den Hufſchlag nicht
Des Roſſes, das ihn raſch von dannen trug!
(Für ſich.) Und ſaht nicht, daß er ohne Thränen ſchied.

Genoveva.
Der ſoll der Werth'ſte mir vor Allen ſein,
Der ihn zuletzt geſehn. Seid Ihr's?

Golo.
Ich ſah

Ihm durch dies Fenſter nach. Er hatte Eil'!
Er ſchaute nicht zu Euch und mir hinauf.

Genoveva.

Er hat es nicht gewagt. Er hat gedacht,
Ich könnt' am Fenſter ſtehn, und, gar zu ſchwach,
Zurück ihn winken. Doch, ich kenne mich,
Das hätt' ich nimmer, nimmermehr gethan!

Dritte Scene.

Drago
(tritt ein).

Drago.

Verzeiht mir, daß ich komme, edle Frau,
Ich bringe Euch den letzten Gruß des Herrn.

Genoveva.

So biſt Du mir von jetzt der Wertheſte!

Drago.

Ich ſchlich mich früh am Morgen aus der Burg,
Ging eine Viertelſtund' und harrte ſein,
Am Wege, hinter ein Gebüſch verſteckt.
Und als er nun daher gezogen kam,
Der Letzte, all die Andern weit voraus,
Da trat ich vor und ſprach: vieledler Graf,
Habt Ihr an Genoveva noch ein Wort?
Vielleicht vergaßt Ihr etwas; tragt mir's auf,
Damit ich es beſtellte, kam ich her.
Er ſprang vom Roß, und hätt' ich nicht gewehrt,

Er hätte mich geküßt, mein ſchlechter Mund
War ihm durch Euren Namen, wie geweiht.
Nun rief er: ſag' ihr, ſag' ihr — was du ſiehſt,
Und wandte ſich, und ſchwang ſich auf ſein Roß;
Ich aber ſah die große Thräne wohl,
Die ſich verſchämt aus ſeinem Auge ſchlich.
Dann ſprach er: ſag' ihr dieſes noch einmal:
Sie ſoll in Allem Golo ſich vertrau'n!
Er führt an meiner Statt das Regiment,
Denk' ich an ihn, ſo wird mir leicht um's Herz.
Nun trocknet' er ſein Aug' und ſprengte fort.

Golo.

Er ſprach: dächt' er an mich, ſo würd' ihm leicht,
Und trocknete ſein Aug' und ſprengte fort?

Drago.

Er that's!

Genoveva.

Schon geſtern Abend ſprach er ſo,
Auch weiß ich es ja längſt, wie Ihr ihn liebt,
Und wer ihn liebt, den lieb auch ich!

Golo
(will abgehen).

Verzeiht!

Genoveva.

Iſt Euch nicht wohl?

Golo.

Recht wohl! (Für ſich.) Ich will nur ſehn,

Ob nicht das Thor der Hölle offen ſteht.
(Laut.) Es hauſ't da drüben, in und an dem Thurm,
Verwünſcht und häßlich, eine Dohlenbrut,
Durch Teufelſfarbe und Geſtalt den Tag
Entweihend, durch Gekrächz' die ſtille Nacht.
Längſt hat der Graf das finſtre Volk verflucht,
Doch hoffte er, daß wohl einmal der Sturm
Herunter fegen würde Neſt für Neſt.
Seit geſtern ſiedeln ſich auch Eulen an,
Es wird 'ne Wirthſchaft, wie Beelzebubs,
Wenn man bei Zeiten nicht zu ſteuern ſucht.
Der Sturm, ſo ernſtlich er's auch meint, vermag
Nichts dran zu thun, drum muß ein Menſch hinauf.
Heut iſt der Tag dazu, heut führ' ich's aus.
Wenn Eu'r Gemal zu Hauſe kommt, ſo muß
Doch ihm zu Liebe was geſchehen ſein.

Drago.

Herr Golo, wer den Schwindelrand des Thurms
Umwandeln will, der bricht gewiß den Hals!

Golo.

Das denk ich auch! Ei, Narr, das denk ich nicht!
Und wer es thut, verdient kein beſſ'res Loos,
Warum denn hat er's Klettern nicht erlernt?

Drago.

Nur einer hat's bis dieſen Tag verſucht;
Noch ſieht man an dem bröckelnden Geſtein
Sein Blut, das ſeit Jahrhunderten der Wuth

Des Wetters trotzt, weil es uns warnen ſoll.
Ihr kennt die Sage, daß ein grauſam Weib
Einſt einen Freier, der ihr läſtig war,
Die Höh' erklimmen hieß, um dort für ſie —
Ich weiß nicht was, zu thun. Den Knaben zeigt
Man früh den Ort, wo er zerſchmettert ſank,
Damit ihr Uebermuth ſich zeitig bricht.

Golo.

Mein Freund, man hat auch mir den Ort gezeigt;
Doch jener Ungeſchickte, der den Thurm
Verrufen machte, ſoll im Grabe heut
Erröthen! (Will abgehen.)

Drago.

Gnäd'ge Frau, erlaubt es nicht!

Genoveva.

Ihr werdet das nicht thun!

Golo.

Ich muß! Ich muß!
O Heilige, halt' Du mich nur nicht ab!
Bloß Deinetwegen ſoll's geſchehn! (Sich faſſend.) Das heißt:
Dein holdes Auge ſoll nicht länger mehr
Beleidigt werden durch das Nachtgezücht;
Nein, weiße Tauben, morgenroth beglänzt,
Sie ſollen nieder ſchau'n vom Thurm auf Dich,
Wenn in der Früh' Du zur Kapelle gehſt,
Um für uns Alle, die wir ſündigten,
Durch Dein Gebet dem Herrn genug zu thun!

Genoveva.

Wenn Ihr nicht ablaßt — nie verzeih' ich's Euch!

Golo.

(Für ſich.) Das heißt: ſie will das Beſte, was ich that,
Das Beſte, was ich thun kann, nie verzeihn!
(Zu ihr.) Es iſt gar Nichts. Bedenkt: dem Drago hier
Iſt Alles Wunder, was er ſelbſt nicht kann!
Lebt wohl! (Im Abgehen.) Du aber, Gott, beſchirm' mich nicht!
Ich fürcht' mich ſelbſt, drum wend' ich mich an Dich!
Brech' ich nicht Hals und Bein zu dieſer Stund,
So leg' ich's aus: ich ſoll ein Schurke ſein.

(Er geht ſchnell ab. Drago folgt ihm. Genoveva eilt mit einer Geberde der Angſt auf das Fenſter zu, durch das man auf den Thurm ſieht.)

Zweiter Act.

(Halle im Schloß. Kapelle im Hintergrund, deren offenen Eingang,
nebſt der ewigen Lampe, man ſieht.)

Erſte Scene.

Caspar und Balthaſar, einander begegnend.

Caspar.

Habt Ihr's geſehn?

Balthaſar.

Ich ſah's. Doch werde ich
Mir morgen nicht mehr glauben, daß ich's ſah.
Kaum einer Fliege hätt' ich's zugetraut,
Daß ſie auf ſo abſchüſſig-ſteilem Rand
Sich halten könnt!

Caspar.

Ich hab' es nicht geſehn.
Ich hab' den Golo lieb, wie meinen Sohn,
Drum eilt' ich ſchnell in's Haus hinein, der Sturz
Schien unvermeidlich mir.

Balthaſar.

Die alte Frau,

Die Katharina, die ihm Amme war,
Und, Nichts von Allem wiſſend, eben ihn
Zum Frühtrunk rufen wollte, kreiſchte laut,
Als ſie ihn hoch in Lüften ſchweben ſah;
Er ſtrauchelte, als er den Schrei vernahm,
Sie aber rief: nimm, Teufel, meine Seel,
Nur führ' mir ungefährdet ihn zurück!
Dann ballte ſie die Hand, und ſchrie hinauf:
Du Böſewicht, biſt Du Dir ſelbſt ſo gram,
Daß Du durchaus den Hals Dir brechen willſt,
So warte doch, bis ich begraben bin!
Dann wieder: komm' herab, mein liebes Kind,
Es ſoll die Unthat Dir verziehen ſein!
Dann ward ſie ſtill und blaß, und ging in's Haus.

Caspar.

Warum er's doch wohl that!

Balthaſar.

Warum! Um Nichts!
Ja, ſtand der Kaiſer unten mit der Kron,
Und ſprach: Wer das vollführt, dem ſchenk ich ſie —
Da würde Alles mir begreiflich ſein!
Doch er — er riß die Dohlenneſter ab,
Weil ihm zu ſchwarz die öde Brut bedünkt.
Der Thor! Sie bauen neue, eh' er's denkt.
Ich haſſ' den Menſchen, der ſich ſelbſt nicht liebt.

Caspar.

Da kommt er!

Zweite Scene.

Golo
(ſehr erhitzt, tritt auf).

Golo.
Luſt! (Er bemerkt die Beiden.) Was ſtarrt Ihr mich ſo an?
Zwei Beine und zwei Arme bracht' ich mit
Herunter, nahm ich deren mehr hinauf?
Geht! Habt Ihr Nichts zu thun?

Caspar.
Wir gehen ſchon.
(Ab, mit Balthaſar.)

Golo.
Luſt! Luſt! Ich möchte fluchen! Denn mir ſcheint,
Ich that doch Alles, was ein Menſch vermag.
Im Vorgefühl des Ungeheuerſten
Stellt' ich mich ſelbſt vor's oberſte Gericht.
Nicht eines Stoßes von des Höchſten Arm
Bedurft' es noch, nur, daß er mich nicht hielt!
Er aber that ein Wunder — und warum?
Damit in mir der Schurke reifen kann.
Als ich hinauf ſtieg, wo noch Keiner ſtand,
Da drängten mich die Winde ſchier zurück,
Die Eule aber ſah ſo trotzig drein,
Als dächte ſie: Du kehrſt wohl wieder um,
Und ſchwer an meine Ferſen hängt' es ſich,
Wie eine Welt, die abzuſchütteln war.
Ich wollte beten, doch ein Fenſter klang

Und Genoveva winkte mit der Hand,
Und ſie, die Todte ſtören könnt im Schlaf,
Wenn ſie vorüber wallt an ihrer Gruft,
Daß durch vermoderndes Gebein auf's Neu
Ein Angedenken aller Seligkeit
Hinzittert, die auf Erden möglich iſt,
Mich lockte ſie vergebens aus dem Tod,
Den ich erwählt, in's helle Sein zurück,
Ich ſah ſie ſchwindeln, und beharrte doch.
Zurufen wollt' ich ihr: ich liebe Dich!
Doch in der Bruſt hielt ich es feſt, das Wort,
Und jenes Kuſſes denkend, den ich ſtahl,
Wie Einer, der vor Fieberdurſt verglüht,
Von einer Lilie den Tropfen Thau,
Schwang ich mich zu des Thurmes Rand empor
Und ſeufzt' und ſprach: nun iſt er gleich bezahlt!
Mein Blick zerrann im Unermeßlichen,
Kaum fühlt' ich's noch, daß mich ein Leib umſchloß,
Doch leicht und feſt, wie man die Erde tritt,
Und ohne Straucheln, wandelte mein Fuß,
Und in der Seele klang mir's, wie zum Hohn:
Du ſtürzeſt nimmermehr, Du biſt gefeit!
„Ich will!“ So dacht' ich, und, zum Sprung bereit,
Hob ich den Fuß, dann aber rief ich: Nein!
Ich that genug! Wirft Gott mich nicht herab,
So will ich auch nicht ſelbſt mein Henker ſein!

Dritte Scene.

Katharina
(tritt eilig auf, die rechte Hand iſt ihr verbunden).

Katharina.
Mein Golo, lebſt Du?

Golo.
Freilich, Mutter, doch,
Was fehlt denn Dir? Dir blutet ja die Hand!

Katharina.
Das kam, als ſie vorhin mir mit Gewalt
Das Meſſer nehmen wollten.

Golo.
Mit Gewalt?

Katharina.
Zu Deiner Strafe höre, was ich that.
Als ich mit Grauen Dich dort oben ſah,
Da war mir's ganz, als ſäh' ich Dich ſchon todt.
Drum ging ich in die Küch', nahm aus dem Schrank
Das breit'ſte Meſſer, riß den Bruſtlatz ab
Und horchte, um bei'm erſten Weheruf
Die Spitze tief zu ſtoßen in mein Herz.

Golo.
Ich ſchaud're, Mutter.

Katharina.
Sohn, verſprichſt Du mir,
Daß Du den Thurm nicht mehr beſteigen willſt?

Golo.

Nie, Mutter, nie!

Katharina.

Nun will ich beichten gehn.

Golo.

Was macht die Gräfin?

Katharina.

Einem Staarmatz lehrt
Sie Siegfrieds Namen.

Golo.

Würg' mir dieſen Staar!

Katharina.

Du meinſt, weil er ſo dumm iſt!

Golo.

Iſt er dumm?
Dann laß ihn leben!

Katharina.

Unverſtändig glotzt
Er ſie mit gelb beringten Augen an
Und kukt umher, ob ſich nicht irgendwo
Ein Körnlein in der Nähe finden läßt.
Ich hätt' ihm längſt die Kehle umgedreht
Sie aber liſpelt mit dem kleinen Mund
Ihm fort und fort den Namen Siegfried vor,
Als wäre jegliche Muſik der Welt
In die zwei Silben: Sieg! und Fried! gebannt.

Golo.

Sie muß doch fürchten, daß ſie ihn vergißt,
Weil ſie ſchon jetzt in einem Vogel ſich
Den Warner und Erinnerer beſtellt.
Sag', liebe Mutter, meinſt Du das nicht auch?

Katharina.

Mein junger Herr, ich bin zwar alt und grau,
Doch werd' ich nie verrathen mein Geſchlecht.

(Ab in die Kapelle.)

Golo.

Kein Vaterunſer will ich ſprechen mehr,
Kein Ave, wie ich ſonſt doch gerne ſprach,
Wenn Morgens eine erſte Lerche ſtieg,
Wenn Abends eine ferne Glocke klang.
Von jetzt an ſoll mir zum Legendenbuch
Das Leben Siegfrieds dienen, meines Herrn,
Gedenken will ich all der Tugenden,
Der Tapferkeit, des hohen Edelmuths,
Wodurch er ſeinen Feinden ſelbſt ſo oft
Die Thränen in die Augen hat gelockt.
Will mich der Zeit erinnern, wo kein Held,
Kein Heiliger, mir anders denkbar war,
Als nur in ſeiner herrlichen Geſtalt,
Will ſeine Thaten, ſeine Worte, mir,
Wie Perlen, die er, wo er ging, geſä't,
Zuſammen reihn zu einem Roſenkranz,
Und, den beſchämt abbetend Tag für Tag,

Erſticken mein Gefühl, damit ich bald,
Von dem Gedanken ſeiner Trefflichkeit
Durchbohrt, verſchwinde in das leere Nichts.

Vierte Scene.

(Genoveva tritt auf.)

Golo.

Da naht ſie! Blicke weg, ruhmred'ger Thor!
Wozu? Ich ſeh' ſie doch! Und wenn mein Geiſt
Ihr Bild ſich malt, ſo blickt es ſanft und mild,
Doch ſie blickt ernſt. Drum ſchau' ſie immer an!
(Er wendet ſich und ſtürzt ihr, wie nieder geworfen, zu Füßen.)
Verzeiht Ihr?

Genoveva.

Niemals, daß Ihr vor mir knie't!

Golo

(ſich erhebend, und ſie von der Seite betrachtend, für ſich)

Ich kniee nur, damit ſie zögern muß!
O, jeder Blick in dieſes Angeſicht
Iſt ein Gewinn, und jedes Wort, entlockt
Dem rührend ſüßen Mund, bereichert mich
Und weckt die Ahnung einer Seligkeit,
Fremd und geheim, in meiner tiefſten Bruſt:
Wie, wenn Muſik erklingt, Entzückungen
Durch alle Nerven, leiſe ſchwellend, ziehn.
Und ſoll der Durſt'ge, wenn ein voller Strom
Umflutend ihn erfaßt, die Lippen feig

Zuſammen preſſen, daß kein Tropfen ihm,
Durchdringend, kühlt den heißen Herzensbrand?
Wenn das die Tugend iſt, verfluch ich ſie!

Genoveva.

Ihr weint!

Golo.

Thu' ich's? Dann iſt's das erſte Mal,
Und wie Gewitter-Regen, der umſonſt
Den Blitz, nachſtürzend, auszulöſchen ſucht.

(Er faßt ſich ans Auge.)

Weg, Sündfluth vor der Sünd'! Du kömmſt zu früh!
O Genoveva, ſeht, mir fehlt ein Tuch,
Und Thränen ſtehen einem Mann ſo ſchlecht;
Ich bitt' Euch, trocknet mir die Thränen ab.

Genoveva.

Wie roth er wird! O echte Männerſcham!
Ei, Eurer Wangen Glut erſparte mir
Die Mühe ſchon, ſie ſog die Thränen ein.

Golo.

Für ſich.) Ich hatt' als Knabe einſt ein Saitenſpiel,
Und liebt' es ſehr, und übte viel und gern
Die heitre Kunſt, die aus Metall und Holz
Mit edler Müh den holden Wohllaut lockt.
Doch eines Abends, als ich einſam mich,
Die Saiten rührend, im Gewäld erging,
Da ſchnitten mir die Töne mördriſch tief
In's Herz, das Auge ward mir feucht, und kalt

Schlich Schauer mir nach Schauer durch das Mark.
Wohl war das ſüß, und lange ſog ich ſtill
Die wunderbare Todeswolluſt ein,
Dann aber zuckt' ich knirſchend auf, zerriß
Die Saiten, und zerſchlug das Inſtrument,
Und nie ein andres nahm ich in die Hand.

(Mit einem zornigen Blick auf ſie.)

Mir däucht, ich ſollte heut daſſelbe thun!
O, Sünde iſt's, ſo liebenswürdig ſein,
Daß man durch einen Blick, durch einen Ton,
Ja, durch ein Lächeln ſelbſt, das ihm nicht gilt,
Den Mann im Innerſten in Feſſeln legt,
Die Kraft ihm bricht, den ſtolzen Muth ihm raubt.
Was iſt wohl ſüßer! Plötzlich an den Hals
Ihr fliegend, Alles, was man iſt und war,
Zu ſetzen an den räuberiſchen Kuß,
In dem man Zeit und Ewigkeit vergißt,
Und dem ein Fluch folgt, welcher vierfach trifft:
Von Gott, von ihr, von ihm und von mir ſelbſt;
Wie, oder zieh' in grimm'ger Nothwehr ich
Mein Schwert, und — Ha, Verfluchter, zieh' Dein Schwert,
Doch kehr' es reuig wüthend gegen Dich!
Welt-End' iſt da, nachdem Du dies gedacht:
Gott, aufgeſtört aus ſeiner ew'gen Ruh,
Erhebt ſich ſchaudernd und verſiegelt ſtumm
Den Schöpfungsborn, damit nicht einſt ein Menſch
Geboren wird, der, was Du denkſt, vollbringt.
Auf Deine Knie'! (Er knie't.) Verzeiht mir, edle Frau!

(Für ſich.) Schurk! Schurk! Du greifſt zugleich nach ihrer Hand,
Wie Jener, der dem Muttergottesbild,
Vor dem er beichtete, ein Kleinod ſtahl.

Genoveva.

Ihr ängſtigt mich! Was ſoll ich Euch verzeihn!

Golo.

Daß ich — o, daß ich nicht den Hals mir brach.

Genoveva.

Ihr frevelt, Golo, daß Ihr alſo ſprecht!
Steht auf! Steht auf! Und wollt Ihr knie'n durchaus —
In der Kapelle iſt dazu der Ort.

Golo.

(Erhebt ſich.) Gebt Euer Buch mir, und ich folg' Euch gern
Zu Beichtſtuhl und Altar.

Genoveva.

Ich geh' allein!
Doch wißt, mich wundert's ſehr, daß Ihr von mir
Vergebung Euch erfleht, und nicht von Gott.
Leicht habt Ihr mich, Gott habt Ihr ſchwer gekränkt.
Viel edle Güter hat er Euch vertraut:
Kraft, Jugend, einen ritterlichen Arm!
Dies Alles, wie ein trunkner Steuermann
Muthwillig zwiſchen Klippen treibt ſein Schiff,
Statt es vorbei zu lenken, ſetztet Ihr
Um eine Thorheit tollkühn auf das Spiel.

Der Athem ſtockte mir, als ich zum Thurm
Empor Euch klimmen ſah, ich winkte Euch,
Denn rufen konnt' ich nicht, Jhr ließt nicht ab,
Jch glanbe gar, Jhr lachtet, häßlich klang's,
Kaum wußt' ich, durft' ich beten, durft' ich nicht.

Golo.

Sie hat für Dich gebetet. Freue Dich!
Nein, ſei kein Thor! Sie that's nur, daß Dein Bild
Sich nicht zerſchmettert, blutig und entſtellt,
Zu ihrem Herzen ſchleiche, und, ſie kalt
Berührend, weck' aus linder Seligkeit.
O, ſei gewiß, den ſchwarzen Mörder ſelbſt
Verſchont in ihrer heil'gen Näh' der Blitz,
Damit er fallend nicht ein Blumenbeet
Beflecke, das ihr Düfte ſenden ſoll.
Jn Lächeln wandelte ſich Gottes Zorn,
Als ſie in Angſt um mich empor geſchaut,
Und wie ein Vater, wenn ſein Kind ſich naht,
Vergißt, daß er den Diener ſtrafen will,
So ſtreut' er Lilien mit der rechten Hand,
Auf ſie herab, und mit der linken gab
Er ſeinem Engel einen ſtummen Wink,
Mir, ihretwegen, Schutz und Schirm zu ſein,
Jch kann es ihr nicht danken, ihr Gebet;
Läg' ich zu ihren Füſſen jetzt, ein Klump,
Ein rauchender, von Knochen, Fleiſch und Blut,
Sie würde weinen, und im Schmerz um mich

Wär' es auch nur auf einen Augenblick,
Vergeſſen, daß ſie eines Andern iſt;
Ja, fühlen würde ſie's in tiefſter Bruſt,
Daß ich ein Opfer ihrer Schönheit ſei,
Und Liebe, welche ſtumm den Tod erwählt,
Sie wird verziehn, erwiedert, nie verdammt.

Genoveva.

Ihr redet, Golo, warum nicht mit mir!
Ich ſah Euch niemals ſo, Ihr ſeid wohl krank.

Golo.

Ich bin ganz Wunde, und mich heilen, heißt
Mich tödten!

Genoveva.

Seine ganze Krankheit iſt
Die Jugend, die in ihrer Kraft erſtickt,
Weil noch die Welt ſie nicht zum Dienſt berief.
Ei, Golo, blickt doch freudig auf, und fühlt,
Was ich gefühlt, als ich aus ſichrem Tod
Euch ſtolz und trotzig wiederkehren ſah.
Wenn Gott den Frevelmuth des Jünglings ſchützt,
So iſt's ein Zeichen, daß er ſchon den Tag
Im Auge hat, wo er des Mann's bedarf.
Erkennt dies ſtill und beugt Euch demuthvoll
Und harrt, bis er Euch winkt, er winkt gewiß!

Golo.

(Erſchüttert.) O!

Genoveva
(lächelnd).
Habt Ihr's heute doch mit Gott gemacht,
Wie einſt mit Eurer Amme, wißt Ihr's wohl?
Herr Siegfried hat es mir erzählt, es kam,
Ich weiß nicht wie, mir oft ſchon in den Sinn.
Als die einmal mit Euch am tiefen Rhein
Vorüber ging, da rieft Ihr, plötzlich Euch
Von ihr loßreißend, und dem blanken Strom
Zueilend: bin ich wirklich Dir ſo werth,
Wie Du mir ſagſt, ſo zeig's! und ſprangt hinein.
Sie ſtürzt' Euch nach, und —

Golo.
Noch erröthe ich!
Ich konnte ſchwimmen, und ſie wußt' es nicht,
Sie konnt' es nicht, und ſank. Ich ward bezahlt.
Ein Fiſcher kam zuletzt und zog für todt
Sie aus den Wellen. In erſtarrter Hand
Hielt ſie mein Käpplein feſt, als wär' ich's ſelbſt.
Das ging an's Herz mir. Ja, ſie zeigte mir,
Was ich ihr galt.

Genoveva.
Gott hat's Euch auch gezeigt!
Er hätt' Euch ſeinen Engel nicht geſandt,
Wär' Euch nicht eine That beſtimmt, ſo groß,
So ſchwer, daß ſie jedweden Anderen
Zum Feigling machen wird, zum Helden Euch.
Und kommt dereinſt ein Tag, der das verlangt,

Was Ihr verweigern könnt, und doch ein Mann
Noch bleiben, und ein tapf'rer Mann dazu,
Dann denkt: Gott bin ich's ſchuldig! und vollbringt's.

Golo.

(Für ſich.) Dem heil'gen Fluß iſt ihre Seele gleich,
Aus dem Ausſätz'ge, niedertauchend, rein
Und leuchtend ſich erhoben. Sünde kann
Sie ſich nicht denken; was ſie dafür hält,
Iſt ſchlackig Gold, das gleich geläutert wird,
Sobald es ihr Gedanke nur erfaßt.
(In plötzlicher Bewegung ſein Schwert ziehend.)
O Genoveva, weihe Du mein Schwert!

Genoveva.

Am liebſten dazu, daß es immerdar
In ſeiner Scheide bleibe. Doch, es will
Geſchwungen ſein. So weih' ich's denn, als Weib
Gedenkend meines eigenen Geſchlechts,
Das, ſchwach und waffenlos, in ſeinem Feind
Zugleich den Freund und den Beſchützer ſieht,
Gedenkend deſſen, was von Jugend auf
Als aller Gräuel höchſter mir erſchien.
Wenn irgendwo ein edles Frauenbild,
Von einem ehrvergeſſnen Mann verfolgt,
Nur kaum ſich ſchnöder Uebermacht erwehrt;
Wenn ſie, durch wilde Wünſche, halb verhehlt,
Halb ausgeſprochen, ſchon befleckt ſich dünkt,
Und fort und fort ſich nun in Thränen wäſcht;

Wenn alle Heil'gen ferne ſind, von Gott
Zurückgehalten, der den Himmliſchen
Verbot, den irdiſchen Helden eine That
Zu rauben, die ſie jenen zugeſellt:
Dann hat dies Schwert
(Sie berührt es.)
ein Recht auf Blut, dann ſoll's,
Der hart bedrängten Unſchuld letzter Hort,
Dräuen, verwunden, tödten, wenn es muß.
Iſt doch das Schwert ein rächeriſcher Blitz,
Der, ſtatt aus Himmelshöh'n, aus dunklem Schooß
Der Erde kommt, die, innerlich ergrimmt
Ob all dem Frevel, den ſie tragen muß,
Ihn ſendet, daß er ihn beſtraft und tilgt.

Golo.

Ein Schauer faßt mich. Iſt es nicht Gott ſelbſt,
Der alſo zu mir ſpricht durch ihren Mund?
(Zu Genoveva.) Wie kommt Ihr darauf?

Genoveva.

Habt Ihr nie gehört,
Was für ein Ende meine Schweſter nahm?
In ernſtem Kloſter ſah von ungefähr
Ein Ritter ſie bei einem Kirchen Feſt.
Erglüht verfolgt' er Gottes reine Braut
Mit ungeſtümem Werben, plötzlich ihr
Zu Füßen ſtürzend, als ſie ahnungslos
Bei Mondenlicht im Garten ſich erging.

Sie floh entſetzt; er aber rief ihr nach:
Du ſollſt heraus aus dieſer Mauern Kreis,
Und muß ich auch mit meiner eignen Hand
In Brand ſie ſtecken, daß des Feuers Glut
Dich ſcheuche; der Aebtiſſin ſagte ſie's,
Und in derſelben Nacht noch ging des Herrn
Geweihtes Haus in düſtern Flammen auf.

Golo.

Und Eure Schweſter?

Genoveva.

Keiner ſah ſie mehr.
Man meinte, daß ſie in der Finſterniß
Wohl nicht den Weg fand, der in's Freie führt.
Das glaub' ich nicht. Sie wollte nur den Weg
Nicht wandeln, welcher ſie mit Schmach bedroht.

Golo.

Entſetzlich!

Genoveva.

Wenn ich meines Herzens Trieb
Nicht folgte, der auch mich in's Kloſter zog,
So war es nur, weil ich die Schweſter dort
An jedem Ort in Flammen ſterben ſah.
Gern ſtellt' ich ſie mir nur mit Palmen vor,
Die Himmelskrone in dem goldnen Haar
Und ſtimmend in den Halleluja-Ruf.
Doch oft verwandelt ſich vor meinem Blick

Ihr edles Bild, ich ſehe ſie verzerrt,
In Rauch und Qualm, ich höre ihren Schrei!
(Sie geht in die Kapelle.)

Golo.

O, daß ſie eine goldne Wolke jetzt
Dem trüben Kreis, wo man verlangt und wünſcht,
Enthöbe! Denn, was auf die Erde ſich
Hernieder läßt, das will die Erde auch
Mit Banden, ſchwer und unrein, wie ſie ſelbſt,
Feſtketten, daß es adle ihren Staub.
Darum gebiert ſie nichts Geflügeltes,
Als nur den Vogel, und der Vogel ſelbſt,
Sobald er edel iſt, kehrt nie zu ihr
Zurück, ſelbſt dann nicht, wenn der Lenz die Flur
Mit allen ſeinen Blumen überdeckt.
Von ferne nur, von einem Blütenbaum,
Sieht er ſich Lilien und Roſen an
Und ſchwingt ſich dann zur Sonne wieder auf.
Nimm, Ewiger, nimm ſie zu Dir empor!
Nur, weil es Edelſteine gibt und Gold,
Giebt's Räuber. O, ich fühl' es, dieſes Weib,
Wenn Du nicht ſchnell ſie unſerm Blick entziehſt,
Ruft Sünd' in's Daſein, außerordentlich,
Wie ihre Schönheit, einzig, wie ſie ſelbſt!

Fünfte Scene.

(Ein alter Jude ſtürzt herein, vom Geſinde verfolgt.)

Mehrere Stimmen.

Ein Jud! Ein Jud!

Golo.

Was hat der Jud' gethan?

Balthaſar.

Getrunken aus dem Brunn!

Golo.

Hat er ihn auch
Vergiftet?

Balthaſar.

Das gilt gleich. Wer trinkt wohl noch
Aus einem Brunn, woraus der Jude trank!

Katharina.

Reiß' Dir den Leib auf, wenn Du durſtig biſt,
Du Hund, und ſaug' die eigne Galle aus!
Habt Ihr doch Galle unſerm Herrn zum Hohn
Gereicht, als er vor Durſt am Kreuz verging.

Balthaſar.

Was meint Ihr, wenn wir den hier kreuzigten?
Es ſteht im äußern Hof ein ſteinern Bild,
Der Heiland mit der Dornenkron, das Haupt
Geneigt, die Seite von dem Speer durchbohrt.
Ich denk' doch, lächeln muß das Schmerzensbild,
Wenn wir, ihm gegenüber, an die Wand
Den Juden nageln, und verdreifacht ihm
Die Marter anthun, die der Herr erlitt!

Hans

(dringt mit dem Meſſer auf den Juden ein).

Für's Erſte wäre hier der Seitenſtich!

Golo.

Halt! (Für ſich.) Jedem Sünder fühl' ich mich verwandt!

Jude.

Nein! Laß' ſie, Chriſt! Noch keinem Deines Volks
Ward Dank ich ſchuldig, würd's auch Dir nicht gern!
Fluch! Fluch der Feigheit! Warum wandt' ich mich,
Daß ihre ſchweren Steine nur die Bruſt
Mir trafen, nicht die Schläfe. Wenn ein Greis,
Halb blind, elendiglich, in Fiebers Glut
Aus einem Brunnen trinkt, wo er vorher —
Sonſt hätt' er's nicht gewagt — den grindigſten
Der Hunde trinken ſah, und man den Greis,
Bloß, weil er trinkt, zu Tode ſteiniget:
Dann iſt das Maß der Zeit erfüllt, dann dreht
Der Herr die Welt, daß unten oben wird,
Dann thut er unſ're Sünden aus, und ſpricht:
Sie ſind bezahlt! Auf, Chriſten, ſteinigt mich,
Doch ſchnell, ſchnell, ſchnell! Ich ſterbe ſonſt von ſelbſt.

(Man ſieht in der Kapelle Meſſe leſen. Der Geiſtliche, Chorknaben mit Rauchfäſſern werden erblickt.)

Golo.

Dir wird kein Haar gekrümmt!

Jude.

Ich ſpei' nach Dir,
Damit Du's widerrufſt! Wenn auch mein Leib
Dem Schlage zittert, der von fern ihm droht,
Wenn ſich mein Auge furchtſam ſchließt, mein Fuß

Zur Flucht ſich hebt, ſo lechzt doch meine Bruſt
Nach Schimpf und Schmach und unverdienter Qual.
Sie ſind mein Schatz, mein einz'ger, letzter Schatz,
Sind meines Volkes Schatz, wodurch es einſt
Zurück erkauft, was es an Rom verlor:
Die heil'ge Stadt, das hochgelobte Land.
Für jeden Stein in Zion will der Herr
Ein Herz, das brach, und eine Wunde, die
Nicht heilt und nicht verharrſcht. Ich bin ſchon reich.
Siehſt Du die Narbe von dem Pfeilſchuß hier?
Ein Ritter ſchoß den Bolzen mir in's Haupt,
Weil juſt kein Thier daher kam, ſein Geſchoß
Zu prüfen, das er niemals noch verſucht.
Ich jauchzt', ich ächzte auch, doch flucht' ich nicht!
Siehſt Du, daß links das Ohr mir fehlt? Ein Knapp
Hieb mir's herunter, bloß zum Zeitvertreib,
Weil ich gerad' am Wege ſaß und aß.
Als nach dem blut'gen Läpplein Fleiſch ſein Hund
Verhungert ſprang, da trat er's mit dem Fuß,
Sprach: pfui! Hei, dies Pfui hör' ich noch!
Ich jauchzt', ich ächzte auch, doch flucht' ich nicht.
Siehſt Du —

Golo.

Schweig, wenn Du nicht die Wunde mir,
Die ich Dir ſelbſt ſchlug, zeigen kannſt.

Balthaſar.

Ob wir
Den Bart ihm ſcheeren?

Hans.

Seine Augen glühn,
Als legte drin ein Teufel Feuer an.

Katharina.

Ich fürcht ihn faſt. Er richtet ſich empor,
Wie eine blaue Schlange, die man tritt.

Jude.

Ich habe nie geflucht! Ich hab's geſpart!
Jetzt ſterb' ich. Soll ich beten, oder ſoll
Ich fluchen? Ich will fluchen. Herr der Welt,
Für Alles, was ich litt, leg' jetzt den Fluch
Mir auf die Lipp, der ſie am ärgſten trifft!

Golo.

Schweig, oder ſtirb!

Jude.

Gleich Beides! Doch zugleich!
Fluch! Fluch! Mir däucht, es wirkt! Sie werden blaß!
Fluch! Hei, die Mauern wanken! Fluch! der Thurm
Erzittert, er begräbt ſie. Fluch! 's wird Nacht!
Ich blaſ' die Sonn' aus mit dem letzten Hauch!

Golo

(haut mit dem Schwert nach ihm).

Jude.

Fluch! Fluch! Man ſchlägt die Sterbenden! Ich will
Doch ſterbend Einen würgen!

(Er taſtet umher und faßt Balthaſar.)

Balthaſar

(ſtößt ihn zurück).

Fort, Du Aas!

Jude.

Aas bin ich bald! Dann werd ich Eure Luft
Verpeſten, hei, denn Ihr begrabt mich nicht!
Fluch! Donnert's nicht? Es donnert! Ja! hör' auf!
Nun flucht Gott ſelbſt! O weh, ich fürcht' mich doch!
(Er ſtürzt fort.)
Hinab! Hinab! Wo's finſter iſt und ſtill!

Katharina
(ſieht ihm nach).

Er fällt!

Balthaſar.

Zum Teufel! Innerhalb des Thors?

Katharina.

Nein außerhalb!

Balthaſar.

Da mag er liegen, bis
Die Raben ihn fortſchleppen. Freilich ſind's
Langſame Leichenträger. Doch, was thut's?
(Das Geſinde zerſtreut ſich.)

Golo.

Die ew'ge Lampe brennt noch ruhig fort!
Man ſieht ſie heller, weil es dunkel wird.
Kommt das vom nahen Abend, oder will
Die Sonne nicht mehr leuchten über uns?
Jud! Jud! Ich wollte, daß Dein Fluch die Welt
Zerſprengte! Nicht zum zweiten Male wird
Sie Gott erſchaffen, nur ſein Mitleid hält
Sie noch zuſammun mit dem blut'gen Kitt,

Den ihm vom Kreuz herunter bot ſein Sohn.
Mich ſchaudert's. Denn mir iſt, als wär' ich nur
Ein Wurm in einem Körper, der verfault.
(Er tritt der Kapelle näher und blickt hinein. Die Meſſe iſt beendigt. Man ſieht Genoveva am Beichtſtuhl. Der Geiſtliche wird nur wenig geſehen.)
Sie beichtet. O, nun lauſcht Gott ſelbſt herab
Vom Himmel. Ob er gleich allwiſſend iſt,
Doch kennt er ihre Sünden nicht, und horcht
Auf ihres Mundes Stammeln, daß er jetzt
Erfahre, weß ſie ſelbſt ſich lieblich zeiht,
So wäſcht ein Kind ſich wohl in Maienthau,
Nicht, daß es reiner, daß es ſchöner wird.
Doch, hier iſt Beides gleich unmöglich. Ernſt,
Beſchämt faſt ſchaut der Pfaff auf ſie herab,
Denn ihre Beichte fällt ihm ſo ins Herz,
Wie Diamantenſtaub in ſchlechten Sand.
Er ſinnt umſonſt auf eine Buße, wie
Auf Sünden ſie. Doch, ſie erglüht, und gibts
Für Sünde aus, daß ſie von keiner weiß.
Pfaff, leg' zur Buße ihr die Sünde auf,
Wie Du dem Mägdlein, das ſein weißes Kleid
So liebte, und in Unſchuld Dir's geſtand,
Befahlſt, es zu beflecken. Er iſt ſtumm.
Jetzt flüſtert er. Sie neigt ſich ſtill und geht.

Genoveva

(verläßt die Kapelle und geht in's Schloß).

Golo

(ſieht ihr nach).

Sie kehrt zurück, erleichtert um ein Nichts,

Das ihr doch viel dünkt. — Ob ſie wohl auf's Neu
Jetzt ihren Staarmatz unterweiſen wird?
Die einz'ge Sünde, die ſie je beging,
Die, wett' ich, hat ſie nie gebeichtet. Iſt's
Doch Sünde, daß dies Himmelsbild
Aus goldnem Rahm in eines Mannes Arm,
Um ſeinen Hals ſich flechtend, niederſtieg.
Nur, weil die Heil'ge Weib ward, lieb' ich ſie,
Nur, weil ich ſah, wie ſüß ſie küſſen kann!
O, wie verſtrick' ich mich! Unglückliche!
Vom ſtillen Kloſter wies die Schweſter Dich,
Ein jammervoller Schatten, Dich zurück,
Und von des ſtarken Gatten Bruſt, an die
Du Dich geflüchtet vor dem Drang der Welt,
Zerrt Leidenſchaft, entzündet durch den Strahl,
Den nur der Abſchied Dir entlockt, Dich fort.
Doch nein! Zu ſchlimm bedrohter Frauen Schutz
Haſt Du mein Schwert geweiht; ich will für Dich
Es zücken auf mich ſelbſt, wenn — Du's gebeutſt!

(Ab.)

Dritter Act.

(Schloßraum. Links ein Garten. Rechts ein gewölbter Gang mit Ausſicht auf das Thor.)

Erſte Scene.

Margaretha und Katharina
(begegnen einander, Jene aus dem Gang, Dieſe aus dem Schloſſe kommend).

Margaretha.

Frau Katharina? Guten Tag!

Katharina.

Weg! Weg!
Wer biſt Du! (Bei Seite.) Scheuſal!

Margaretha.

Keine Elſter, die
Den eignen Namen nennt. Beſinne Dich!

Katharina.

Ich kenn' Dich nicht, und hab' Dich nie gekannt!

Margaretha.

Auch dieſe Narbe nicht auf meiner Stirn?

Katharina.

Margretha! Schweſter!

Margaretha.

Hi! Es iſt doch gut,
Daß Du als Kind mich ſchon gezeichnet haſt!
Du weißt doch noch? Du warfſt mir einen Stein
In's Angeſicht, weil ich den Apfel aß,
Der Dir gehörte. Strömend floß mein Blut.
Ich weinte ſehr, Du weinteſt auch, weil Du
Die Schläge fürchteteſt von Vaters Hand,
Der, weil ich ihm ſo glich, mein Antlitz nicht
Entſtellt ſehn wollte. Damals war ich ſchön.

Katharina.

Wie oft hab' ich gewünſcht, noch einmal Dich
Zu ſehn, und nun —

Margaretha.

Nun freut Dich's nicht, nicht wahr?
O, ſprich's nur aus! Es kann nicht anders ſein!
Ich nehm's nicht krumm!

Katharina.

Nun kommt's ſo unverhofft.

Margaretha.

Ja, etwas früher, als im Beinhaus, wo
Geripp ſich findet zum Geripp, wenn's glückt,
Das heißt, wenn nicht der Teufel mit der Seel'
Zugleich den Leib entführt.

Katharina.

Mir grauſ't vor Dir!

Margaretha.

Ich habe mich verändert, das iſt wahr.
Wir ſah'n uns, glaub' ich faſt, zum letzten Mal,
Als ich Dir Deinen rothen Müllerknecht
An Deinem eigenen Geburtstag ſtill
Abſpenſtig machte und mit ihm entfloh.
Wie lang' iſt das! Man wird doch wirklich alt!
Willſt Du den Galgen wiſſen, wo er hängt?

Katharina.

Pfui! Pfui!

Margaretha.

Du mußt doch hören, wie er ſtarb,
Damit Du weißt, was Du an ihm verlorſt.
Todt ſchlug er Einen, für des Todten Geld
Betrank er ſich, und in der Trunkenheit,
Beſinnungslos, erzählt' er ſelbſt den Mord,
Wie wohl ein Held von ſeinen Thaten ſpricht,
Jedweden Schlag, den er mit ſeiner Fauſt,
Geführt, beſchreibend und mit manchem Fluch
Betheuernd, daß dies alles Wahrheit ſei.
Iſt das nicht luſtig?

Katharina.

Still! Ich bitte Dich!

Margaretha.

Nicht wahr, ich bin ein gräulich Weib? (Bei Seite.)
Man wird's,
Wenn man ſein Kind erſt umgebracht, wie ich!

Zweite Scene.

Genoveva
(tritt auf).

Margaretha.
Iſt das die Gräfin, der Du dienſt?

Katharina.
Ja wohl!

Magaretha.
Hochedle Gräfin! Wenn ihr mich nicht ganz
Geblendet ſeht von Eurer Schönheit Licht,
So iſt's, weil ich im Traum Euch ſchon erblickt,
Doch eine goldne Krone trugt Ihr da.

Genoveva
(zu Katharina).
Wer iſt die Alte?

Margaretha.
(Schnell.)
Eine Pilgerin,
Seit zwanzig langen Jahren auf dem Weg
Zum heil'gen Grabe nach Jeruſalem.
Jedoch der Böſe, welcher mächtig iſt,
Schlug mich mit Gliedergicht und Knochenpein,
So, daß ich ſelten von der Stelle kann!
(Heimlich zu Katharina.)
Der Graf zog in den Heidenkrieg, nicht wahr?

Katharina
(nickt).

Margaretha

(küßt Genoveva die Hand).

Heil mir! nun kann ich ſagen, daß mein Mund
Die ſchönſte aller Hände hat geküßt.
Darf ich hinein ſchau'n in die Hand? (Sie thut's.) O weh!
Ich nannt' Euch Gräfin! Ihr ſeid Königin!
Ihr ſtaunt? Ja, ja! So iſt's! Verſteht mich nur!
Erſt ſtirbt der Graf, dann wirbt der König. (Mit Geberden.)
Ha!
Ihr ſeid ſchon Wittwe! Sarg, hinab mit Dir!
Dem Hochzeitsreigen ſtehſt du breit im Weg!

Genoveva.

Abſcheuliche, Du lügſt!

Margaretha.

Ich ſeh's! Ich ſeh's!
Doch freilich ſehe ich die Thränen auch,
Die züchtig Ihr um den Gemahl vergießt.
Sie werden ſtrömen, bis der erſte Blick
Euch zündend aus des Königs Auge trifft.
Vor dem vertrocknen ſie.

Genoveva.

Ich ſag' Dir: ſchweig!
Mein Herz erbebte ſchon, denn ſterben kann
Herr Siegfried, kann es doppelt leicht im Krieg.
Doch, ſäheſt Du ihn eingeſargt und todt,
So ſähſt Du auch der Wittwe ew'gen Gram.
Den zweiten Gatten wählen? Ganz ſo leicht

Den zweiten Vater, wenn es möglich wär!
Nein, iſt das Schwerſte über mich verhängt,
So ſchau' ich von der Erde, die ihn deckt,
Nur noch zu Gott auf, der ihn einſt erweckt.
Mir graut in Deiner Nähe. (Zu Kath.) Gieb ihr ſchnell,
Was ſie begehrt, und laß' ſie weiter ziehn!
(Ab.)

Margaretha.

Das Alter, ſchöne Gräfin, ſteckt nicht an!
Die Jugend, leider, thut es auch nicht, ſonſt
Verfolgt ich Euch. Die iſt ja, wie ein Glas,
Worin ein Licht ſteht: hell und blank und rein.

Katharina.

Sie iſt dazu gemacht, daß man ſich ſchämt,
Wenn man ſie hört und ſieht. Doch mir gefällt
Das nicht beſonders. Wen ich lieben ſoll,
Der muß mit mir verwandt ſein. Engel ſind
Gar unbequeme Vettern.

Margaretha
(reicht ihr die Hand).

So iſt's recht.

Katharina.

Wo kommſt Du her?

Margaretha.

Ich komm' von Heidelberg,
Und wenn ich lügen wollte, ſagt' ich jetzt:
Ich komme, weil mein Herz zu Dir mich trieb.

Doch nein, mein Schatz, ich komme gar nicht gern,
In jener kleinen Bergſtadt ging mir's wohl,
Der Teufel hole die, die mich verjagt.

Katharina.

Wer war's?

Margaretha.

Ei, wer? Es war die ganze Stadt.
Natürlich trieb ich mancherlei Gewerb,
Citirte Geiſter, ſtand Verliebten bei,
Verkaufte Todte an Lebendige,
Leichname an Doctoren, die mir gut
Bezahlten, was ich Nachts dem Kirchhof ſtahl.
Verflucht! Ein todtes Kind erwachte jüngſt
Bei mir, die Augen riß es mächtig auf
Und griff mit ſeinem Händchen nach dem Kranz
Von kalten Blumen auf dem fahlen Haupt
Und ſtammelte mit ſchwerer Lipp' ein Wort.
Das war mir doch zu viel, ich floh entſetzt
Aus meiner Hütte, ſchrie das Wunder aus
Und faſelte von Gott und jüngſtem Tag.
Was folgte drauf? Die Nachbarn drangen ein,
Sie ſahen, was ſie längſt geahnt, man zog,
Als Leichenräuberin mich vor Gericht.
Dann — doch was geht's Dich an. Jetzt ziehe ich
Hinauf nach Straßburg! Wär' ich nur erſt dort!
Man hat's von da zum Blocksberg freilich weit.
Was thut's, man kommt wohl hin. Ich reite gut,
Und Du, ehrwürd'ge Schweſter? Nun, Du biſt

Dem Kätzchen gleich, das nie das Haus verläßt,
Wo es geworfen ward. Ich wußte ſtets,
Wo Du zu finden ſeieſt, wenn ich gleich
In dreizig Jahren Nichts von Dir vernahm.

Dritte Scene.

(Genoveva tritt wieder auf.)

Katharina

(zu Margaretha).

Fort! Spute Dich! Die Gräfin kehrt zurück!
Wir ſehn uns wohl zur Nacht noch.

Margaretha.

Meine Saat
Iſt aufgegangen. Sei gewiß, ſie will
Jetzt bei mir fragen nach dem Wie und Wo.

Katharina.

Du irrſt Dich!

Genoveva.

(Für ſich.) Sie iſt ſchlecht. Doch — ſie iſt alt.
Ich übereilte mich. Ich mach' es gut.
Sie ſoll die Erſte nicht von dannen ziehn,
Der ich nicht Speis und Trank und Herberg' bot.

(Sie nähert ſich Margarethen und bleibt unentſchloſſen ſtehen.)

Margaretha

(zu Katharina).

Siehſt Du? Sie iſt verlegen. Nun, ich will
Es ihr erleichtern. Wie ſie mit ſich kämpft!

(Sie faßt Genoveva's Hand.)

Soll ich noch einmal leſen, edle Frau?

Genoveva
(entreißt ihr die Hand).
Nein! Dieſem Weibe bitte ich Nichts ab!
(Sie wendet ſich ſtolz und geht.)

Drago
(begegnet ihr).

Genoveva
(bleibt vor Drago ſtehen).

Katharina.
Da haſt Du's!

Margaretha.
Meinſt Du, daß es mich verdrießt?
Das nicht! Das nicht! Doch freilich merk' ich's mir.
Mich kitzelt's, wenn man ſchaudernd vor mir weicht,
Ich denke dann: Du haſt ein Angeſicht,
Das einſt die Häſcher Dir verſcheuchen wird,
Wenn ſie zur Nacht mit ihren Stricken nahn.
(Auf Genoveva und Drago deutend.)
Ei, wie vertraulich!

Katharina.
Was denn?

Margaretha.
Weißt Du nicht,
Warum ein Schwan ſo weiß iſt? Daß man ihn
Mit Koth bewirft. Dann dient der Flügelſchnee
Dazu, daß dunkler ihm die Flecken ſtehn,
Wie der gemeinen Gans!

Genoveva
(zu Drago).
Ihr geht zu Bett,

Wenn ich nicht zürnen ſoll. Das Fieber hat
Euch zwar verlaſſen, doch Ihr ſeid noch ſchwach.
Thut's Drago.

Drago.

Wenn Ihr es durchaus ſo wollt!
(Für ſich.) Ich ſteh' doch wieder auf!

Vierte Scene.

Golo
(tritt auf).

Genoveva
(ruft ihm entgegen).

Seht, Golo, doch
Auf dieſen Kranken, deſſen Arzt ich bin,
Und der mir nicht gehorchen will.

Golo.

Das iſt
Gar große Sünde.
(Er zerpflückt eine Blume.)

Genoveva.

Was zerreißt Ihr da?

Golo.

Das erſte Veilchen, das ich draußen fand.
Euch wollt' ich's bringen. Beſſer macht' ich's ſo!
Der Frühling macht das Leben wieder frei,
Nun regt ſich's in der Erde, in der Luft,
Und wie man athmet, zieht man's ein; ich bin,
Wie Einer, welchen man zum Trinken zwingt,

Und der im Rauſch ſich und die Welt verflucht.
Ich wollt', ich wär' der Tod!

Genoveva.

So zieht das Schwert!
Dies in der Hand iſt jeder Mann der Tod.
Nun, Drago!

Drago

(geht ab; Genoveva ebenfalls).

Margaretha

(auf Golo deutend).

Dieſen Jüngling zög' ich vor!
Doch, freilich, mit den Jungen hat's Gefahr,
Und mit den Alten treibt man's wie man mag.

Katharina.

Du ſprichſt hier Dinge, die Du ſelbſt nicht glaubſt.

Margaretha.

Ich zeig' Dir nur, wie man die Unſchuld würgt,
Wenn ſie hochmüthig iſt. Und ſei gewiß:
Die Tugend iſt ganz, wie ein andrer Staat,
In den der eitle Menſch ſich ſpreizend hüllt;
Beflecke ihn: der Träger wirft ihn weg.

Golo

(tritt herzu).

Wer ſeid Ihr?

Katharina.

Meine Schweſter iſt es, Sohn!

Golo.

So hängt die noch nicht?

Katharina
(verlegen).
Golo!

Margaretha.
Schadet Nichts.
Ich ſeh, des Guten ſprachſt Du viel von mir.
Gib mir die Hand! (Zu Golo.) Herr Ritter, ſchämt
Euch nicht!
Ich koch' Euch dennoch einen Liebestrank,
Wenn Ihr ihn brauchen könnt!

Golo.
Ein Liebestrank!
Gebt einen Trank mir, der zum Haß mich zwingt.
(Er tritt zurück.)
Des Lebens ſchlimmſte Krankheit iſt's, daß wir
Noch wiſſen, was wir waren, wenn wir längſt
Es nicht mehr ſind. Da wollen wir zurück
In unſ're Wurzeln kriechen, doch umſonſt.
O Thorheit! Ich auch mögte gar zu gern
Des Grafen Siegfried treuer Diener ſein
Und doch zugleich ſein Weib ihm rauben! Narr,
Dies oder das! Entſchließe Dich! Und ſchnell!
Was iſt's denn auch! Der Funk', der in Dir ſchlief,
Schlug über Nacht in lichten Flammen auf
Und die Natur des Feuers iſt bekannt:
Es macht ein andres aus jedwedem Ding,
Ein beſſres, oder ſchlechtres, wie es kömmt;
Keins bleibt daſſelbe. Sieh nun, was Du biſt!
(Ab.)

Margaretha.
Iſt das Dein Sohn? Dann iſt's ein Baſtard auch!

Katharina.
Ich lieb' ihn, wie mein eignes Kind, doch war
Ich ſeine Amme nur.

Margaretha.
Er ſcheint mir ſehr
In Trübſinn und Melancholie verſenkt.

Katharina.
O, wüßt' ich nur, was ihn bekümmert! Sonſt
War er ganz anders.

Margaretha.
Dir vertraut er nicht?

Katharina.
Zum erſten Mal nicht.

Margaretha.
Dann iſt er verliebt.

Katharina.
Gewiß nicht. Denn er kommt nicht aus der Burg.

Margaretha.
Und in der Burg?

Katharina.
Iſt nur die gnäd'ge Frau!

Margaretha.
Wenn's die nun wäre?

Katharina.
Das verhüte Gott!
Margaretha.
Warum?
Katharina.
Warum? Sie iſt ein ehlich Weib!
Margaretha.
Liebt ſie den Grafen ſehr?
Katharina.
Du frägſt, und haſt
Es ſelbſt gehört?
Margaretha.
Sei's, wie es ſei, er ſoll
Sie haben!
Katharina.
Wer?
Margaretha.
Dein Sohn!
Katharina.
Du faſelſt!
Margaretha.
Nein!
Haſt Du's denn nicht bemerkt, wie roth er ward!
Als ſie zwei Worte mit ihm ſprach? Sie iſt's!
Ich bitt' Dich, laß mich hier!
Katharina.
Zum Kuppeln? Nein!

Margaretha.

Zum Beten, wenn Du willſt! Du kannſt mich ja
Bekehren. Doch im Ernſt, ich bin zu ſehr
Ermüdet, ſechzig Jahre tragen ſich
Nicht leicht.

Katharina.

Es ſei für heut. Mein Kämmerlein
Iſt abgelegen. Dort verſteck' ich Dich.

Margaretha.

(Für ſich.) Wie einen Feuerbrand im Stroh!

Katharina.

So komm!

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Man hört das Horn des Burgwarts. Golo kommt von der einen Seite; Caspar von der andern.)

Caspar.

Der Ritter Triſtan kommt mit Brief und Gruß
Von unſerm Herrn!

Golo.

So öffnet ihm das Thor!
Ich melde ihn der Gräfin!

Caspar.

Nach Befehl!

(Ab nach der Seite, wo das Thor iſt.)

Golo.

Ein Bote! Wohl! Dem Boten folgt er ſelbſt!

Ein Brief! Du wirſt es ſehn, ſie küßt den Brief,
Weil ſie ihn ſelbſt nicht küſſen kann. Sei ſtill,
Sei ſtill, mein Herz! Wenn Du geſündigt haſt,
Jetzt wirſt Du's büßen. Ha! Er kommt! Er ſchleicht
Sich Nachts zu ihrer Kammer! Schleicht? O nein!
Ein Licht, ein unverſchämtes, in der Hand,
Naht er, mit Schritten, die man hören ſoll,
Scheucht ſie in's Bett, und — Du, Du ſtehſt derweil,
Gehorſam, wie ſich's für den Diener ziemt,
Und wisperſt: pſt! wenn Einer ſtören will!

(Ab.)

Sechſte Scene.

(Genoveva's Gemach. Genoveva ſitzt am Tiſch. Ein aufgeſchlagenes Buch liegt vor ihr.)

Genoveva.

Weh! Weh! Die Seele kreuziget ſich ſelbſt,
Wenn ſie der Kreuzigung des Herrn gedenkt.
Viel kann ich faſſen, Eins doch faſſ' ich nicht,
Nicht faſſ' ichs, wie das menſchliche Geſchlecht
Die Sündenſchuld, die laſtend es bedrückt,
Durch aller Sünden ungeheuerſte
Hat tilgen können: durch den Mord an Gott!

Siebente Scene.

Golo

(tritt ein.)

Der Ritter Triſtan kommt mit Brief und Gruß!

Genoveva
(erhebt ſich).
Von meinem Herrn? Willkommen iſt er mir?

Golo
(ab).

Genoveva.
O Gott, führ' mir ihn bald zurück! Ich darf
So beten, denn ich bete ja zugleich:
Vertilge bald den Feind der Chriſtenheit!

Achte Scene.

(Golo tritt mit Ritter Triſtan ein.)

Triſtan.
Gott grüß' Euch, edle Frau!

Genoveva.
Er ſei mit Euch!

Triſtan.
(Halb für ſich.) Ein echtes deutſches Weib! Vor jedem Blick
Aus eines Mannes Aug' wird ſie auf's Neu'
Zur Jungfrau, und verſchließt ſich in ſich ſelbſt!

Genoveva.
Saht Ihr noch niemals eine deutſche Frau?

Triſtan.
Verzeiht. Ich komme aus dem Morgenland
Und grüße drum die Heimath doppelt warm.
Mich ſendet Eu'r Gemal, mein würd'ger Freund,
Mit ſeinem wärmſten Gruß und dieſem Brief.
(Er überreicht Genoveva einen Brief.)

Genoveva.

O ſprecht, wann kommt er ſelbſt?

Triſtan.

Dies weiß nur Gott,
Der uns bis jetzt erſt halben Sieg vergönnt.

Golo.

Wie, Ritter? Iſt der Krieg nicht aus? Und doch
Seh' ich Euch hier? Verzeiht, dies wundert mich.

Triſtan.

Mir feſſelte ein Schwur den Arm.

Golo.

Ein Schwur?
Ein Schwur, daß Ihr nicht kämpfen wollt? Bei Gott,
Das Wunderbarſte, das ich je vernahm.

Triſtan.

Ich ſpare, bis nachher, die Antwort mir.

Genoveva
(die inzwiſchen geleſen hat).

Der Brief iſt gut. Allein, was ſeh' ich hier?
Ein rother Fleck! Und offenbar von Blut!

Triſtan.

Verzeiht! Ich ritzte neulich mir die Hand
An meinem neu erkauften Schwert.

Genoveva.

Nein! Nein!
Inwendig iſt der Fleck. Das iſt das Blut

Von meinem Siegfried. Euer Ritterwort,
Daß Ihr mir Nichts verhehlen wollt!

Triſtan.

Ich geb's!

Genoveva.

Mir meldet er, er ſei geſund und wohl.
Iſt's wahr?

Triſtan.

Darf ich ihn Lügen ſtrafen?

Genoveva.

Sprecht!

Triſtan.

Daß er verwundet wurde, ſchreibt er nicht?
Dann hat er's wohl vergeſſen. Ja, ſo geht's,
Wenn eine Wund' ſo klein iſt, daß ſie dem
Zum Schimpf gereicht, der ſie geſchlagen hat.
Ich hatte auch einmal ein ſolches Ding:
Eh man's betrachten konnte, war's geheilt.

Genoveva.

Bedenkt, Ihr ſprecht zu einer Frau!

Triſtan.

Nun ja!
Ich ſag' auch nicht, es ſei ein Nadelſtich,
Das wär gewiſſermaßen falſch. Doch glaubt,
Die Narbe dieſer Ritze wird ſich ſehr
Zu ſchämen haben, wenn ſie ſich dereinſt
Mit ihren Schweſtern auf der Bruſt vergleicht.
Der Pfalzgraf Siegfried iſt ein reicher Mann,

Was Wunden anbetrifft, ihm thut's nicht noth,
Daß er die Schrammen mitzählt, wie ein Knapp.

Genoveva.

Wo iſt die Wunde?

Triſtan.

Wo das Herz nicht iſt,
Und auch die Lunge nicht: im Oberarm.
Ich ſah ſie, als ſie friſch war, denn ich kam
Den Tag in's Lager, wo er ſie erhielt.
Mein Ritterwort: jetzt iſt ſie längſt geheilt!

Genoveva.

Ich darf nicht zweifeln, und ich zweifle doch!

Triſtan.

(Für ſich.) Verfluchter Blutfleck! Warum ſchrieb er auch,
Als ihm gerad' der Arm verbunden war.
Ich ſollte ſchweigen. Ei, ich that's. Der Brief,
Der unvernünft'ge, ward zum Plauderer.
(Laut.) Nun fällt mir's ein. Geſchrieben war der Brief,
Bevor der Graf die Wunde noch erhielt.
Geſiegelt ward er ſpäter. Als ich ging,
Rief er mir noch mit muntrer Stimme nach:
Wenn über andern, die Euch ſelbſt vielleicht
Betreffen, Euch mein Unfall nicht entfällt,
So ſagt doch meiner Frau davon ein Wort.
Doch — ſetzt' er ſchnell hinzu — ſagt ihr zugleich,
Die kleine Wunde ſei ihr beſter Freund,
Sie ſei ein Schild, der mich vor größern ſchützt,

Denn aus dem Feld hält ſie mich doch entfernt,
Ich kann jetzt tanzen, aber fechten nicht.

Genoveva.

Herr Siegfried wird den Tod mit einem Scherz
Empfangen, das ich mich nicht ängſtige.
Nicht dieſe Reden, muntrer, als er ſelbſt,
Mich tröſtet Euer ritterliches Wort.

Triſtan.

Das kann's.

Genoveva.

Ich dank' Euch, Ritter. Golo, ſorgt
Für unſern Gaſt.

Triſtan.

Nicht weil' ich, edle Frau.
Fünf Jahre ſind's, ſeit ich mein Weib nicht ſah,
Ich weiß nicht, lebt ſie oder iſt ſie todt,
Nun mein Geſchäft beſtellt iſt, eile ich,
Sie aufzuſuchen. (Zu Golo.) Doch zuvor ein Wort
Mit Euch noch, junger Herr. (Zu Genoveva.) Verzeihet mir,
Es muß in Eurer Gegenwart geſchehn.
Ich that, wie ich geſagt, den Schwur, mein Schwert
Nie gegen einen Heiden mehr zu ziehn,
Entſcheidet Ihr, ob ich ihn halten darf. —
Als ich vor Jahren mit dem großen Heer
Auszog in's Morgenland, das heil'ge Grab
Von ſeinen Drängern zu befrein, da fiel
Mit Andern ich den Feinden in die Hand,
Weil wir zu ungeſtüm uns vorgewagt.

Umſonſt ertrotzt' ich mir den Tod, ich ward
Zum Sclaven erſt, zum Gärtner dann gemacht,
Und in der Hoffnung auf den künft'gen Tag
Trug ich des gegenwärt'gen Schmach und Leid.
Mein Herr, der König, kam zum Garten nie,
Doch ſeine junge Tochter, ernſt und tief
In Schleier eingehüllt, betrat ihn oft.
Lang' wandelte das Mägdlein an mir hin
Und ſchien mich nicht zu ſehen, während ich,
Wie es die Sitte dort erheiſcht, ſie floh.
Doch plötzlich ward ſie anders, ſtand mir oft
Zur Seite, eh' ich ſie noch kommen ſah,
Verlangte Blumen, oder eine Frucht,
Und wenn ſie fortging, lag ein Edelſtein
Zu meinen Füßen, auch wohl rothes Gold. —
In einer ſtummen Mitternacht, wo mich
Der Schlaf auf meinem Lager floh, trat ſie
Mit leiſen Schritten, zögernd bald, und bald
Zum Vorwärtsgehn ſich zwingend, bei mir ein.
Sie wähnte, daß ich ſchliefe, lüftete
Den Schleier, ſeufzte, ſchlug ihn ganz zurück
Und trat mit ihrer Fackel an mein Bett.
Sie war ſo ſchön, daß ich, zum erſten Mal
Ihr Antlitz unverhüllt erblickend, mich
Als Wachenden durch einen haſt'gen Laut
Des Staunens, der Bewundrung, ihr verrieth.
Den ſchien ſie zu mißdeuten, beugte ſich
Auf mich herab, und ſprach: ich wußt' es ja,

Daß Du mich lieben mußteſt, nun gereut
Mich's nimmer, daß ich kühn mich zu Dir ſchlich.
Wie eine Kohle, fühlt' ich ihren Mund
Auf meinem, heiße Zähren doch dabei
Entſtürzten ihren Augen, Wang' und Stirn
Mir netzend, warmen Regentropfen gleich.
Ich wand mich ernſt aus ihren Armen, ſie
Stand regungslos, und ſtarrte nach mir hin,
Als wär' das Ungeheuerſte geſchehn.
Dann ward ihr Angeſicht zur Flamme, ſtolz
Hob ſich ihr Buſen, drohend rief ſie aus:
Was lebſt Du denn, wenn Du nicht lieben kannſt!
„Ich habe längſt ein Weib — verſetzt' ich ſanft —
Und keine lieb ich, als die Eine nur!“
„Er hat ein Weib! — ſie wiederholt' es dumpf —
Und keine liebt er, als die Eine nur!“
Sie ward zu Stein, ich nahte ihr, da ſtieß
Sie mich zurück und ſchwankte aus der Thür.
Bald kehrte ſie, drei Schwarze folgten ihr,
Von denen einer einen Becher trug.
Sie ſah mich nicht mehr an, ſie zitterte
Und ſprach, wie eine Todte ſpricht: trink' aus!
„Ich trinke!“ rief ich, heftete den Blick
Auf ſie, und trank, und hielt den Trank für Gift,
Von der Verſchmähten rächend mir gereicht,
Damit ich nie verriethe, was ſie that.
Bald ſchwand mir das Bewußtſeyn, kalt, wie Eis,
Auf meinen Lippen fühlte ich den Druck

Der ihren, von mir ſtoßen wollt' ich ſie,
Doch ſchon verſagte meinem Arm die Kraft.
(Nach einer langen Pauſe.)
Wo wacht' ich auf? Auf einem ſchnellen Schiff,
Das mich gerades Wegs zur Heimath trug!
Nicht Gift: ſie hatte einen Schlaftrunk mir
Gemiſcht, der Hirn und Sinne ſtill betäubt,
Und ſchlummernd durch verſchwiegne Diener mich
Hinunter bringen laſſen an den Strand.
Von ſolchem hohen Edelmuth beſiegt,
Schwur ich mir unter Thränen glühnder Schaam,
In einem Heiden nie jetzt noch den Feind,
In ihm Fatimens Bruder nur zu ſehn.
Darf ich ihn halten? — Edle Frau lebt wohl!
(Er geht raſch ab. Golo folgt ihm.)

Neunte Scene.

(Katharina tritt ein.)

Katharina.

Der Maler, der Euch malte!

Genoveva.

Führ' ihn her!

Katharina.

Dort kommt er ſchon mit Golo.
(Ab.)

Zehnte Scene.

(Golo und der Maler treten ein.)

Genoveva.

Mein Bild?

Maler.
Verzeiht, daß ich nicht längſt erſchien!
Ich war inzwiſchen krank, und, daß ich's nur
Bekenne, unzufriedner, wie noch je,
Mit meiner Arbeit, fing ich vier Mal ſie,
Vernichtend das Geſchaffne, wieder an.
(Er hat inzwiſchen das Bild aufgeſtellt.)

Golo
(vor dem Bilde).
O, welch ein Bild! Ich mögt' ein Maler ſein,
Und, ins Geheimniß ew'ger Schönheit mich
Verſenkend, dieſe Züge fort und fort
Nachbilden, bis der öden Qual mein Herz
Erläge, daß es mir unmöglich ſei.

Maler.
Wohl iſt das Qual! (Zu Genoveva.) Ich bitt' Euch, edle Frau,
Nur einen Blick — ob Ihr zufrieden ſeid.

Genoveva.
Mich ſchmerzt, daß mir von meiner Schweſter nicht
Ein Konterfei verblieb, wie dieſes hier.
Man ſieht die Todten, wie im Nebel nur,
Und immer weiter weichen ſie zurück.

Golo.
Hier ſeh' ich Tod und Leben wunderbar
In Eins gemiſcht, die Unbeweglichkeit
Des Todes, und des Lebens friſchen Reiz,
Der ſich verändern mögte, und nicht kann.
Bild, lächle! Denn ich ſehe, daß Du's willſt.

Genoveva.

Zufrieden würd' ich ſein, wenn dies das Bild
Von meinem Herrn wär', und das meine nicht.

Maler.

Ich mal' ihn Euch, obgleich er ferne iſt.
Doch, wie? Zu Pferd? In kriegeriſchem Kleid?
Das Auge vorwärts dringend, wie ein Pfeil?

Genoveva.

So iſt er, wenn er auszieht. Malt ihn mir,
Wie er zurück kehrt, ſei es vom Gefecht,
Sei's von der Jagd.

Maler.

Nachläſſig ſitzt er da,
Wie Herkules, der ausruht, und ſein Blick —

Genoveva.

Iſt auf die Burg gerichtet, wo ich ihm
Entgegen harre.

Maler.

Deutlich drückt er aus,
Daß Alles eitel nur die Liebe nicht.
Die Finſterniß verhüllt die Welt, doch hell
Winkt ihm ein Licht in's trauliche Gemach —

Genoveva.

Das angezündet ward von meiner Hand.

Maler.

Ich mal' ihn ſo!

Genoveva.

Was ſoll mir nun dies Bild!
Wenn's Flügel hätt', ſo ſpräch' ich: eil' ihm nach
In's ferne Land.

Golo

(der die ganze Zeit vor dem Bilde ſtand, wie im Traum.)

Gebt mir es.

Genoveva.

Euch mein Bild?

Golo

(für ſich, aber von Genoveva beobachtet).

Halte dich! Sieh nicht mehr hin! Wie Funken ſpringt's
Mir aus dem Bild entgegen, Funken ſtrömt
Der Boden aus, die hellen Funken zieht
Mein Aug' aus Allem was mich rings umgiebt.
Dort ſteht ein Stuhl — ich trat hier einmal ein,
Sie ſaß darauf, und er ſtand neben ihr,
Verwirrt und roth erhob ſie ſich, er ſprach
Mit mir, doch war die Stimme ihm bedeckt.
Ich ging, und träumte in der Nacht — Still! Still!
Hier ſteht ihr Bett. Dort ſchläft ſie. Er dabei!
Das iſt doch — — Ha, ich ſehe ſie, die Zwei,
Zu Eins verſtrickt im Wolluſtknoten! Er
Will plaudern, ſie verſiegelt ihm dem Mund
Mit einem Kuß, und troz der tiefen Nacht
Erglüht ſie — —

(Er blickt nach Genoveva, die ſtarr zu ihm hinüber ſieht.)

Sie erglüht? Nein, ſie iſt bleich,

Bleich, kalt, ein Geiſt, mir zum Gericht beſtellt!
Mich friert!

(Er kehrt ſich wieder gegen das Bild.)

Ich wende mich zu Dir zurück!
Du biſt nicht blaß geworden, ſeit ich Dich
Verſchlang mit Blicken, Du verfluchſt mich nicht,
Wenn ich Dir näher trete, wenn ich Dir
Mein Herz verrathe, wenn ich einen Kuß
Dir drücke auf den rothen

(Er küßt das Bild.)

kalten Mund,
Dir will ich Alles ſagen, und dabei
In jenen Spiegel ſchauen, der mir zeigt,
Ob ſie zu meiner Beichte freundlich blickt,
Ob ſie, das Weltgericht im Angeſicht,
Die Hand erhebt und mich verdammt. Doch, nein,
Das wäre feig!

(Er wendet ſich raſch wieder zu Genoveva, die ſtarr da ſteht.)

Sie ſteht, als wär' ſie Stein. Ihr Athem ſtockt,
Sie fürchtet ſich, mit mir dieſelbe Luft
Zu trinken; wenn ſie nicht ohnmächtig jetzt
Hinſinkt, ſo unterbleibt's aus Scheu vor mir,
Aus Angſt, ich könnt' — und könnt' ich's denn nicht auch?
Weib, ſprich! Ich bin gewiß, Gott legt ein Wort
Dir auf die Lippen, das mich, wie ein Blitz,
Zerſchmettert Dir zu Füßen niederwirft!
Sie ſchweigt! Mir ſchwindelt. Woran halt' ich mich?
Woran? An ihr! Die Heidenjungfrau ſteht

Vor meinem Blick, ſie lächelt ſtolz herab
Auf meinen Schwur. Ha! Edle Frau, ein Wort!

Genoveva
(tritt einen Schritt zurück).

Golo.
Weicht nicht vor mir. Da ich vor Gottes Thron
Nicht treten kann, ſo wend' ich mich an Euch.
Euch ruf' ich auf zum Spruch, den jüngſten Tag
Auf dieſen Tag verlegend. Hört und ſprecht!
(Dumpf und leiſe.)
Wenn Einer fühlt, daß ihn die nächſte Stund'
Zum ungeheuren Frevler ſtempeln wird;
Wenn ein Verbrechen, das die Hölle ſelbſt
Auf's Neu' entzünden könnt', wär' ſie verlöſcht,
Aus ſeiner Bruſt hervor bricht, hat er dann
Das Recht, ſich ſelbſt zu tödten? Sprecht für Gott!

Genoveva
(nach langem Stillſchweigen).
Bleibt ihm die Wahl noch zwiſchen Sünd' und Tod,
So iſt er edel, und wird nimmermehr
Vollbringen, was er ſchaudernd ſelbſt verdammt.

Golo.
Er wird's! Ich ſchwör's Euch! Doch, ich ſchwör' Euch auch:
Er wird ſich tödten, ſagt Ihr, daß er's darf.
Ich kann das wiſſen, denn ich bin es ſelbſt.
Seht hier mein Schwert — ein Wort, ich geh' ſogleich
Und ruft Ihr mich zurück, ſo denke ich:

Zuerſt ſprach Gott aus ihr, nun ſpricht ſie ſelbſt,
Ein mitleidvolles Weib, und kehre nicht.
Ich ſuche einen Ort mir, wo mich nie
Ein Menſch, ein Rabe höchſtens, finden wird,
Ihr werdet nicht den blut'gen Leichnam ſchaun!
Ihr ſchweigt? Ich ſag' Dir mehr noch. Du biſt ſchön,
O, himmelſchön! Du weißt doch? Sieh dies Bild!
Nicht weiß ich, ob die Schönheit von ſich ſelbſt
Ein Sclave ſein muß, wie wir Andern ſind,
Ich — ſtill! Sie zittert! Seht, Ihr habt mein Schwert
Geweiht zu ſchlimm bedrohter Frauen Schutz,
Ihr ſeid bedroht, wie Keine noch, von mir. —
Darf ich mich tödten? Haltet's nicht zurück,
Das Ja, das Gott Euch in die Seele legt!
Aus ſeinem Munde wär's ein Donner mir,
Aus Eurem iſt's ein letzter ſüßer Laut.

Genoveva.

Verſtummen will ich eh' auf immerdar,
Als daß ich Euch erwiederte ein Wort.
O Golo!

Golo.

Schweigſt Du? Wohl! Mir gilt's für Ja!
(Er geht.)

Genoveva
(in höchſter Verwirrung).

Halt' ein!

Golo
(bleibt ſtehen).

So ſagſt Du nein? Das iſt ein Ja
Zu böſen Dingen. Noch einmal!

Genoveva

(zögert; Golo geht; da ſagt ſie):

Halt' ein!

Golo

(ſchleudert das Schwert, das er gezogen hatte, von ſich).

Genoveva

(erfaßt ein Crucifix).

Allmächt'ger Gott, tritt zwiſchen mich und ihn!

Golo.

Nun biſt Du mein!

(Er tritt ihr nah, ſie hält ihm das Crucifix entgegen, er entreißt es ihr und ſchleudert es fort.)

Und ob der Heiland ſelbſt
Sich ſtellen wollte zwiſchen Dich und mich:
Zu ſeinen ſieben Wunden gäb' ich ihm
Die achte — Du erſtarrſt, das thu' ich auch,
Und doch, ich thät's, und wär's ein Stich zum Tod.
Weißt Du, was Liebe iſt? Und wenn Du's weißt —
Von Deinem Siegfried haſt Du's nicht gelernt.
Der liebt — ja, ihn verklag' ich! Als Du bleich,
Geſchloßnen Aug's, dahin geſunken warſt,
Des tiefſten Schmerzes ſtummes Monument:
Mir war, als würd' es Nacht, als öffnete
Die uralt-ew'ge Finſterniß den Schlund,
Als ſchluckte ſie die Schöpfung wieder ein;
Doch Er, erwägend, daß es rühmlich ſei,
Der Erſte Aller in das Feld zu ziehn,
Er nahm den Vortheil wahr und ſchlich ſich fort.
Held! Dieſer Abſchied koſtet Dich Dein Weib!

Muß man ſich trennen, ſei es, wie ein Glied
Vom Leib ſich trennt: Schmerz — Blut — und ein Gefühl,
Daß das uns fehlt, was unerſetzlich iſt!
Er ſchied ſo kalt von Dir! Da warf er Dir
Dein Herz vor Deine Füße, und Du mußt
Es wieder nehmen, ſei's Dir noch ſo ſchwer!
Weißt Du, was Liebe iſt? Ha, weiß ich's ſelbſt?
Noch weiß ich nur, wie ſie mich elend macht,
Mir alle Lebensbrunnen rings verſtopft,
So daß der tauſendfach geſpaltne Strahl
Nur Einen Weg noch findet: den durch Dich!
Doch, wiſſen will ich auch, wie ſie beglückt!
Umarmen will ich Dich! Ich ſchwör's bei Gott.

Genoveva
(ſtürzt auf ihre Kniee).

Aus Aſche ſchufſt Du mir den armen Leib,
Zu Aſche wandle, Ewiger, ihn ſchnell,
Daß dieſer, wenn ich ſtill vor Deinem Hauch
Zerſtäube, mit der Aſche, die ihn jetzt
So frech empört, ſein Haupt beſtreuen kann!

Golo.

In dieſem Augenblick empfängt der Tod
Von Gott Befehl, daß er mit kalter Hand
Dich nimmermehr berühre, weil die Zeit,
Die Allen nimmt, Dir ewig geben ſoll.
O, zweifle nicht! Die bildende Natur
Hat ſich bisher im Schaffen nur verſucht,
Und Form nach Form zerbrochen, weil ihr nie

Gelang, was werth war der Unſterblichkeit.
Du biſt, wie Keine noch, und dürfte Dir
Der Tod ſich nahen, o, da würde ſie
Dem Maler gleich thun, deſſen Meiſterſtück
Der häm'ſche Neid zerſetzte: ſtarr und ſtumm
Hieb er den Arm ſich ab, und ſchuf Nichts mehr.

Genoveva.

Nur zu! Nur zu! Des Opfrer's Weihrauch zieht
Auf's Götzenbild des Himmels Blitz herab!
Gott wird Dir zeigen, daß ich ſterben kann.

Golo.

Und kannſt Du ſterben, warum mahnſt Du mich?
Die Roſe ſagt's nicht ſelbſt, wenn ſie ihr Feind
Entzückt betrachtet, daß ſie morgen welkt,
Sie weiß es, daß er dann ſchon heut ſie pflückt.
Ja, es iſt wahr, und weil es wahr iſt, will
Ich gleich mein volles Maaß der Seligkeit.
Der unſichtbare Hauch, der Dich und mich
In's Nichts hinein bläſ't, facht in mir zugleich
Die Lebensglut zur höchſten Flamme an.
O komm! und ſtirb mit mir den Liebestod!
Ha, Aug' in Auge wurzelnd, Mund in Mund
Einwachſend, drängen wir, bis ſie zerſpringt,
In unſ're Bruſt den Odem ſtill zurück.

Genoveva

(tritt zum Fenſter)

Seht, Golo, Ritter Triſtan zieht erſt fort.

Ein Ruf aus dieſem Fenſter — er vernimmt
Und eilt herbei!
(Sie tritt weit vom Fenſter weg).
Ich rufe nicht. Nun geht!

Golo.

Wer jetzt noch bleibt, der muß ein Schurke ſein.
Ich (Er nimmt ſein Schwert auf und ſteckt es ein.) bin ein
Schurk. Nun hab' ich Schurken-Recht!
Denn auch ein Schurk' hat Recht. Er kann nicht mehr
Zurück, drum muß er vorwärts. Wie es ſich
Vergeſſen läßt, daß man ein Räuber war?
Man wird ein Mörder. Vatermörder dann,
Welt-Mörder! Gottesmörder! Schüttelt's Dich?
O Genoveva, halte mich! Du ſiehſt,
Ich habe Nichts, als Dich! O, einmal nur,
Nur einmal gib mir, was Du geben kannſt,
Nur einmal laß' mich ruhn an Deiner Bruſt!
Wohl iſt das viel! Doch biete ich noch mehr:
Aus meinem Arm entlaſſen will ich Dich,
Sobald ich Dich umſchlang. Das ſei der Preis.
Wenn's Sünde iſt, ſo iſt's die kleinſte doch;
Begehe denn die kleinſte Sünde, Weib,
Damit Du vor der größten mich bewahrſt.
Denn rauben muß ich's, wenn Du mir's verſagſt,
Und rauben will ich's. (Er umſchlingt ſie.) Wohl! Nun
hab' ich Dich!
Nun halt' ich Dich! In Flammen tauch' ich Dich!

Katharina
(tritt ein).

Genoveva
(ſtößt ihn von ſich).
Zurück! Und ehrſt Du nicht das Weib in mir,
So ehr' in mir die Mutter, denn ich bin's!

Golo.
Die Mutter! Ha, ſie glüht, indem ſie's ſagt!
Dieß Wort! — weicht, Bilder.

Genoveva.
Gott!

Golo
(in höchſter Raſerei).
Was hält mich noch?
Wer ſtürzt hinunter in des Abgrunds Nacht,
Und reißt die letzte rothe Beere nicht,
Die ſich im Fallen bietet, noch im Fallen ab?
(Er dringt wieder auf ſie ein).

Genoveva.
Jetzt ruf' ich!

Katharina.
Golo!

Golo
(zieht das Schwert gegen Katharina).
Weib, was willſt Du hier?

Katharina.
Komm, Böſewicht, durchſtoße meine Bruſt!
Sie war's, die Dir die Kraft gab, daß Du's kannſt.

Genoveva
(zu Katharina).

Habt Ihr's geſehn?

Katharina.

Ich — habe Nichts geſehn!

Golo
(zerbricht ſein Schwert).

Genoveva
(zu Golo).

Wohl Euch, daß Keiner kam. Ich ſchweige!

Golo.

Weib!
Du ſiehſt, was Liebe iſt! ſo ſag' mir an:
Trieb es Dich je zu ihm, wie mich zu Dir?
Sprich nicht zu ſchnell Dein Ja! Dies eine Ja
Stößt Gottes Welt in Nacht und Graus zurück.
Wenn das, worauf mein ganzes Sehnen geht,
Was ich nicht miſſen kann, ein Anderer
Mit gleichem, ja mit größer'm Recht beſitzt,
Dann raſ'te die Natur, als ſie mich ſchuf.
Trieb es Dich nicht zu ihm, wie mich zu Dir?
Dann war's ein Mord, den Du an mir begingſt,
Als Du, den Schauder, der Dich warnte, feig
Erſtickend, ihm, weil er der Erſte warb,
Die Hand gereicht zu einem ew'gen Bund,
Dann, Ehweib, ſei verflucht! (Er hält ſchaudernd inne.)
Verflucht? (Stark.) Verflucht!

(Ab.)

Katharina.

Wenn das der Graf erfährt — — ich muß ihm nach!

(Ab.)

Genoveva

(drückt ihre Hände erſt gegen das Haupt, dann gegen die Bruſt. Darauf nimmt ſie das Crucifix auf und geht ab).

Elfte Scene.

(Große Geſindeſtube im Schloß. Man ſieht Jagdhörner, Spindeln ꝛc. An der Wand ein großes Crucifix.)

Margaretha

(ſitzt am Tiſch und legt Kräuter auseinander).

Golo

(lehnt ſtarr und ſchweigend gegen die Wand).

Katharina

(ſteht vor ihm).

Katharina

(nach einer langen Pauſe).

Du zückteſt gegen mich Dein Schwert. Ich ſteh'
Und will's verzeihn. Doch, bitten ſollſt Du erſt.

Golo.

Fort! Stört den Teufel nicht, der bei mir iſt.

Katharina.

Er wird verrückt. O Weib! Verfluchtes Weib!
Er wollte einen Kuß! Was iſt ein Kuß!

Margaretha

(lacht).

Katharina.

Was lachſt Du?

Margaretha.

Immer gibt's der Thoren doch,
Die ſo weit gehn, daß ſie's zum Galgen führt,
Doch nicht ſo weit, daß es ſie glücklich macht.

Katharina.

Er ging nur zu weit.

Margaretha
(erhebt ſich).

Nein! Nicht weit genug.
Der Ritter iſt noch jung! Ach Gott! Ein Kuß!
Ein Kuß iſt ein Verſprechen. Gibt man erſt
Verſprechen ab, wenn man ſchon halten will?
Er war zu ungeſchickt! War das Gemach
Denn abgeriegelt? Nein! Du drangſt ja ein!
Das arme Weib! Mir ſchelte Keiner ſie!
Wer wagte das bei unverſchloß'ner Thür!
Sie wurde roth, nicht? Oder ward ſie bleich?
Nun, das iſt gleich! Der Einen dringt das Blut
Zum Herzen und der Andern zum Gehirn.
Sie ſprach von ihrem Mann? Das thut man wohl,
Man ruft ihn an, wie einen Heiligen,
Sobald man weiß, daß er nicht hören kann.
Sprach ſie nicht auch von Gott? Ach, daß Ihr dies
So falſch verſtanden habt! Ich denke doch,
Ein Weib iſt weit genug, wenn ſie erklärt,
Daß nur die Allmacht ſie noch ſchützen kann.
Dort geht ſie zur Kapelle! Engelſchön!
Wär' ich ein Mann, ich ſetzte Alles dran!

Doch, Männer gibt's vielleicht, die dem Gemal
Das Licht vortragen, wenn er ſie beſucht.
Nun, die ſind brav. Gott ſegne ſie und Euch.

Golo.

Was ſprach ſie?

Katharina.

Ging's wie Wind an Deinem Ohr
Vorbei? So höre mich. Wenn der Herr Graf
Zurück kommt, und erfährt, was Du gewagt —
Meinſt Du, er kann's verzeihn?

Golo.

Das kann er nicht,
Doch zweifle nicht, ſie ſchweigt.

Margaretha.

Sie ſchweigt? Ei! Ei!
Iſt die ein braves Weib, die das verhehlt,
Was ihres Mannes Ritter-Ehre mehr
Noch kränkt, als ihre Frauen-Ehre? Die
Sich der Gefahr ausſetzt, zum zweiten Mal
Den Bock zum Gärtner ſich beſtellt zu ſeh'n?
Nein, junger Herr, iſt ſie ein braves Weib,
So muß ſie's beichten, beichtet ſie es nicht,
So iſt ſie ſo, wie Ihr ſie brauchen könnt.
Nun wär' mein Rath: verſucht den zweiten Weg!
Ihr müßt zum Ziel, und treibt Euch nicht die Glut,
So treibe Euch die Sorge um Euch ſelbſt.
Ihr habt da einen hübſchen Lockenkopf,

Es wär' doch Schade, wenn ein Henker dran
Beweiſen müßte, daß er Meiſter iſt.

Golo.

Was meint Ihr mit dem zweiten Weg?

Margaretha.

Ja, ſeht:
Wenn ſie Euch abwies, denk' ich, ſo geſchah's,
Weil ihrem Sinn die Ehre höher galt,
Als das Vergnügen, das ſie Sünde nennt.
Kehrt einmal das Verhältniß um, und nehmt
Die Ehre ihr, die Sünde aber ſtellt
Als Preis, um den ſie, wenn ſie willig iſt,
Den Leumund ſich zurück erkaufen kann.

Golo.

Der Teufel ſelbſt erſinnt nichts Beſſeres.
Doch — wie verſteht Ihr das?

Margaretha.

Gibt's hier im Schloß
Nicht einen Diener, dem ſie Gunſt beweiſ't?

Katharina.

Da iſt der Drago!

Margaretha.

Den ich draußen ſah?
„Ihr ſeid noch krank!“ „Ihr geht zu Bett!“ Zu Bett!
(Lacht.)

Katharina.

Das iſt ihr Mann! Den zieht ſie Allen vor!
Man weiß nicht recht, warum!

Golo.
Ich weiß es! Gott!

Katharina.
Die Andern ſind ihm alle neidiſch.

Margaretha.
So?

Katharina.
Doch häßlich iſt er, wie die Nacht!

Margaretha.
Was thut's!
Nun weiter. Dieſen Drago ſchiebt ihr ſtill
In's Schlafgemach. Es könnte gleich geſchehn,
Sie iſt noch vom Gebete nicht zurück.

Golo.
Wozu?

Margaretha.
Daß man ihn finde, wo man nie
Ein Mannsbild finden darf. Nur frägt es ſich:
Wie bringt man ihn hinein?

Golo.
Ich hab' es ſchon!
(Für ſich.) Ich laß' ihn Wache ſtehn!

Margaretha.
Dann brecht Ihr ein,
Nehmt Zeugen mit, ſtürzt auf den Menſchen zu,
Ergreift ihn, führt ihn, eh' er reden kann,
Von hinnen, werft ihn in's Verließ hinab

Und macht mit ihm, was Euch gefällt. Will er
Nicht ſprechen, wie er ſprechen muß, ſo iſt's
Genug, wenn er nur gar nicht wieder ſpricht.
Die Dienerſchaft iſt überzeugt, ſie gilt
Für eine Ehebrecherin, und Ihr
Habt's in der Macht, wie lang' es dauern ſoll;
So lange, denk' ich, bis ſie's wirklich wird.
Sobald ſie ſich im Stillen Euch ergab,
Erklärt Ihr, daß ſie rein und ſchuldlos iſt,
Und ſtraft den Drago, wenn er dann noch lebt,
Für dies und das, was ſich erfinden läßt,
Mit ew'gem Kerker, oder ſchnellem Tod.

Golo.

Sataniſch!

Margaretha.

Ei, warum? Wenn ſie beſteht,
Wer wehrt Euch dann, der neuen Heiligen
Mit eigner Hand als erſtes Opferthier
Euch ſelbſt zu ſchlachten? Doch — verſucht ſie erſt
Und ſeht, ob ſie's verdient. Das thut Gott ſelbſt.
Er reichte Keiner noch die Palme dar,
Die er zuvor in Flammen nicht geprüft.

Golo.

Da habt Ihr Recht.

Katharina.

Der Drago kommt!

Drago

(tritt ſtill ein).

Golo.

So geht!

Margaretha.

Schnell! Schnell!

Katharina.

Vorſichtig, Sohn!

Golo.

Iſt ihr Gemach
Auch offen?

Katharina.

Ja, denn ſie verſchließt es nie.

(Beide ab.)

Zwölfte Scene.

Golo.

Ich treib' die Sünde bis zum Aeußerſten,
Nur, um zu ſehen, ob's auch Sünde war.
Ha! Kann ſie's thun um irgend einen Preis,
So bot ich ſchon den höchſten, und ich darf
Verachten, was ich jetzt verehren muß.
War's nicht die innerſte Unmöglichkeit,
War's nur die Ebb' im Blut, nur feige Liſt,
Die niemals ſpricht: ich will! Doch oft: ich muß!
Dann iſt die Welt, als deren Stern ſie glänzt,
Nicht werth, daß man von Unrecht in ihr träumt!
Dann wird ſie mir, wie eine Fackel ſein,
Die Gottes Schöpfung ſchrecklich mir erhellt,
Und dieſe Fackel, fürcht' ich, blaſ' ich aus,
Bevor ſie Alles noch erleuchtet hat.

Wohlan! Ihr Höllenhunde, Schmach und Noth,
Euch hetz' ich auf ſie ein! Wenn ſie erliegt,
So hatt' ich's Recht zur Jagd! Wenn ſie beſteht,
So werd' ich um Nichts ſchlechter ſein als jetzt!
Das merk' Dir, Freund! Du biſt ein Schuft! Was ſchont
Der Schuft ſich noch? Willſt Du den Tugendriß
Mit Selbſtverachtung flicken? Schäme Dich!
Als ob dies ſchnöde Selbſtverachten nicht
Noch ein Sich-Achten wäre, ein Aſyl
Der Eitelkeit, worin ſie Keiner ſucht.
Drum vorwärts! Immer vorwärts! Und wer weiß!
Sie iſt mit Dir aus gleichem Stoff gemacht,
Der Stoff, Du ſiehſt's an Dir, hält's Feu'r nicht aus!
Vielleicht ward Dir in Deiner Fieberglut
Der Lind'rungstropfe darum nur verſagt,
Weil Du auf einmal und in Einem Zug
Den Becher leeren, weil Du, Lieb' und Haß
Zugleich empfindend, ſie in Deinem Arm
Erniedrigen und dann erwürgen ſollſt!

(Er wendet ſich raſch zu Drago.)

Sprecht, Drago, liebt Ihr unſern Herrn?

Drago.

Ihr wißt's!

Golo.

Und liebt Ihr unſ're Frau?

Drago.

Was fragt Ihr doch!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Golo.

Wen liebt Ihr wohl am meiſten?

Drago.

Immer den,
Für den ich juſt das Meiſte thun kann.

Golo.

Wie?

Drago.

Ja, darin bin ich ſchwach. Wer mich nicht braucht,
Mir meinen Dienſt erläßt, mich ſeitwärts ſchiebt,
Mir ſagt: geh', ruh' Dich aus! Den lieb ich nicht,
Der macht mich ja zum Nichts. Doch, wer mich plagt,
Wer mir den Schweiß aus allen Poren treibt,
Wer mich ſo müd' macht, daß die Ofenbank
Ein Himmelreich mir ſcheint, den liebe ich,
Denn der gibt mir ein Recht auf das Gefühl:
Der Drago iſt doch nöthig in der Welt!
Und ohne dies Gefühl halt' ich's nicht aus.

Golo.

Ich will Euch brauchen, Drago.

Drago.

Das iſt recht.

Golo.

Schwört mir zuvor, daß Ihr nicht weigern wollt,
Was ich verlange an des Grafen Statt.

Drago.

Ich einen Dienſt verweigern?

Golo.

Schwört!

Drago.

Ich ſchwör's!

Golo.

So ſchleicht Euch in der Gräfin Schlafgemach,
Verſteckt Euch dort — wo nur? — Nun, hinter's Bett —
Und —

Drago.

Nein, Herr Golo, nimmer thu' ich das!

Golo.

Biſt Du der Schuft, der Gott die Schwüre bricht?

Drago.

Der bin ich nicht!

Golo.

So thu', was ich befahl.
Doch hör' zuvor. Es ſteckte Einer mir,
Daß Nacht für Nacht zu Genoveva ſich
Der fromme Mann, der Burgpfaff, ſchleichen ſoll.

Drago.

Und Ihr, Herr Golo, hättet das geglaubt?
Seht! Seht! Ihr werdet roth und bleich! Bei Gott,
Zehn Meineid' wiegen nicht die Sünde auf,
Daß Ihr den Schelm nicht gleich erſtochen habt.
Herr, fordert einen andern Dienſt von mir:
Nennt mir den Buben, der ſo niedrig ſprach —
Ich zeig' noch heut' Euch, daß ich morden kann!

Golo.

(Für ſich.)

Schurk! Schurk! Sie iſt Jedwedem, wie ein Licht.
Man kann es löſchen, doch beflecken nicht!
(Laut.) Wer ſagt Euch, daß ich's glaubte? Doch mein Amt
Erheiſcht die Unterſuchung des Verdachts.
Die Gräfin iſt ein Schatz, mir anvertraut,
Und wenn man mir von Diebſtahl ſpricht und Raub,
Wer ſchilt mich, wenn ich auch zu ängſtlich bin?
Ich will ja den Beweis nicht ihrer Schuld,
Ich will den Zeugen ihrer Unſchuld nur,
Damit ich den Verläumder ſtrafen kann.
Ihr ſeid der Mann, dem ich vertrauen darf,
Ihr müßt es thun, der Graf verlangt's durch mich,
Zeit iſt's, die Nacht bricht ein, verſteckt Euch, fort!

Drago.

Ich bitt' Euch, laßt erſt forſchen, ob der Schelm,
Der ſeinen Mund ſo frech gemißbraucht hat,
Nicht ſtumm geworden iſt, ich hoff's zu Gott
Und ſeinem Zorn, die Zung' iſt ihm verdorrt.

Golo.

Du hörſt, mein Freund, er braucht ſie ganz, wie Du,
Und wenn Du zögerſt, macht er das, was ich
Bis jetzt allein nur weiß, im erſten Rauſch
Der ganzen Dienerſchaft im Schloß bekannt.

Drago.

Ich thu's. Doch, wenn ich Euch nun morgen früh

Beſchwören kann, daß Alles Lug und Trug,
Laßt Ihr den Schelm dann hängen?

Golo.

Hängen bloß?
Ich laß ihn foltern! Macht!

Drago

(geht, kehrt aber wieder um).

Nur noch ein Wort.
Es iſt doch kaum für eine Mannsperſon,
Was Ihr mir auftragt, ſendet doch ein Weib.

Golo.

Hier handelt ſich's um Leben oder Tod,
Da kann ich nicht auf Weiberzeugniß bau'n!

Drago.

Das iſt wohl wahr. In Gottes Namen denn!

(Ab.)

Dreizehnte Scene.

(Katharina und Margaretha treten von einer andern Seite ein.)

Golo

(zu Katharina auf Drago deutend). Ihm nach! (zu Margaretha).
Lacht nicht! Ihr irret Euch in mir!

Margaretha.

Das wär' mir leid um Euch. Man könnte jetzt
Die Leute vorbereiten!

Golo.

Thut das nicht!
Es muß ſie treffen, wie ein Donnerſchlag.

Vierzehnte Scene.

(Es iſt nach und nach dunkel geworden; von einer Magd wird eine große Lampe angezündet, Krüge werden auf den langen Tiſch geſtellt, Brot wird gebracht. Caspar, Balthaſar und Hans kommen durch verſchiedene Eingänge, Einer nach dem Andern.)

Golo
(im Vordergrund, geht unruhig auf und ab).

Conrad
(kommt ſingend).

Golo.
Der ſingt! Wie ſeltſam, daß in dieſer Welt
Noch Einer ſingt.

Conrad
(tritt ſingend ein; zu einem Hunde, den man nicht ſieht).
Zurück mit dir! Iſt hier
Dein Stall? (Er ſingt.)
Der Jäger zog — wo zog er doch?
Der Jäger ſchoß — was ſchoß er doch?
Wer fragen kann, der zog nicht mit,
Ich denke auch, er aß nicht mit
Vom —
(Er bemerkt Golo.)
Ich biet' Euch guten Abend, Herr!
Zum Singen hat der Jäger heut kein Recht,
Denn was er ſchoß, ließ er zurück im Wald.
Daß man ihn mitnahm, war der Haſ' nicht werth!
(Zu Margaretha.)
Iſt Käthchen untreu, oder treu? Ihr ſeid
Doch eine weiſe Frau, nicht wahr?

Margaretha.

So treu,
Wie Genoveva!

Conrad.

Freue Dich, mein Herz!

Golo

(immer für ſich).

Wie lange bleibt die Mutter! Ward der Narr
Ertappt? Ging er vorüber an der Thür?
Recht! Wechsle Frag' und Antwort mit Dir ſelbſt,
Mach' Worte, daß Dich kein Gedanke ſtört!

Der tolle Klaus

(kommt herein, ein langes geſchliffenes Jagdmeſſer in der Hand, und eilt auf Hans zu).

Klaus.

Blank — ſcharf — ſich! (Er ſchneidet ſich in die Hand.)

Hans

(entreißt ihm das Meſſer).

Iſt's erlaubt, ſo toll zu ſein?
Der ſchneidet, um zu zeigen, daß er mir
Mein Meſſer gut geſchärft, ſich in die Fauſt.
Klaus Ohnegrund, warum nicht in den Hals?

Conrad.

Wer gibt dem Tollen auch zum Schleifen wohl
Sein Meſſer?

Hans.

Wer? Ihr fragt ja, wie ein Graf!
Der thut's, der ſelbſt nicht Zeit hat. Soll man Euch
Erſt um Erlaubniß bitten?

Conrad.

Wie man will.

Hans

(erhebt ſein Meſſer).

Es ſcheint, Ihr zweifelt, ob des Tollen Hand
Die Arbeit gut gemacht: wollt Ihr Beweis?

Golo.

Halt' Frieden, Hans!

Hans.

Noch iſt's vor'm Beten, Herr,
Und den da — nun, ſteck' ein! Sein Wamms iſt fein!
Nicht um den Kerl wär's Schad', doch um das Wamms.

Conrad

(dringt auf Hans ein).

Was?

Golo.

Hans, Du biſt im Unrecht. Klaus iſt toll!
Doch der iſt's auch, der ihm ein Meſſer gibt.

Hans.

Klaus iſt nicht toll, wenn er den Hundeſtall
Verläßt, und aufrecht wandelt, wie ein Menſch.
Ja, wenn er kriecht, dann geb' ich's zu. Klaus, komm!
Das Vaterunſer lehrt' ich Dir! Sag's her!

(Klaus hat ſich inzwiſchen in eine Ecke gekauert.)

Wo iſt er?

Margaretha.

Dort! Er ſchläft!

Hans.

Er hat den Platz
Bei'm Ofen ſich gewählt. Ja (Er lacht.) der iſt toll!

Conrad.

Noch geſtern biß er mit dem Philax ſich.

Hans.

So?

Margaretha.

Nun, dann that er, was nicht Jeder thut.
(Zu Hans.)
Wie kommt es nur, daß ſolch ein Halbmenſch ſich
Aus Buſch und Wald in dieſes Schloß verirrt,
Um die hochadelige Dienerſchaft
Durch ſeine Thorheit zu entzwei'n?

Hans.

Ja wißt:
Von Bettlern, Tollen, (Mit einem Blick auf ſie.) alten Weibern wird's
Bei uns nicht leer, denn die Barmherzigkeit
Wohnt unter uns in eigener Perſon.
Nicht wir: die Gräfin herbergt jenen Klaus,
Sie traf ihn 'nmal, ich glaub, in einem Sumpf.
Klaus mag es ihr vergelten, wenn ſie ſelbſt
Einſt toll geworden iſt, und er ein Graf.

Margaretha.

Ein wahres Ungethüm! Schneeweißes Haar,
Und rothe, runde Backen, wie ein Kind.

Hans.

Man ſagt, er hat im Wald zur Nacht einmal
Ein Schreckgeſicht geſehn, da ward das Haar
Ihm weiß, Gott ſteh' ihm und uns Allen bei!

(Die Andern haben ſich, mit Ausnahme des ſchlafenden Klaus, um den Tiſch geſtellt, jetzt treten auch Hans und Margaretha hinzu.)

Conrad.

Wo bleibt der Küſter denn?

Caspar.

Noch immer krank.
Ihr meint doch Drago?

Conrad.

Wen wohl ſonſt, als ihn,
Der ſich's zur Eſſenszeit nicht nehmen läßt,
Uns vorzubeten.

Balthaſar.

Wenn der Narr nicht kommt,
So iſt er mehr, als krank noch, iſt halb todt,
Er ſtand ſchon mitten aus dem Fieber auf
Und ſprach den Segen zähneklappernd her.

Caspar.

Was ſpottet Ihr? Es iſt ſein Amt im Schloß,
Von ſeinem Vater hat er es geerbt,
Sein Aeltervater hat es ſchon verſehn.
Wenn Ihr vergönnt, ſo bet' ich heut' für ihn.

(Caspar faltet die Hände, alle Uebrigen thun es auch, nur Margaretha nicht.)

Caspar
(betet):
Gott ſegne unſer Brot und Wein,
Laſſ' es dem Braven wohl gedeih'n,
Doch dem, der Böſes ſinnt und ſchafft,
Dem ſtärk' es dazu nicht die Kraft.
(Sie wollen ſich ſetzen.)

Hans.
Ein ſtumm Gebet für eine Seele noch,
Für eine arme Seele!
(Sie beten ſtill, dann ſetzen ſie ſich.)

Hans
(zu Conrad).
Trinke mit
Von meinem Wein, und iß von meinem Brot!

Conrad.
Das thu' ich gern. Wer mir zu leben gibt,
Der zeigt mir, daß er mir das Leben gönnt.

Caspar.
Das iſt der Grund, weshalb man trinken muß,
Wenn man entzweit war, und ſich dann verſöhnt.

Hans.
(Für ſich.) Ein Mord iſt wohl genug. Dem zweiten war
Ich heute nah. Ich mag nicht eſſen. Fauſt,
Du biſt ſchon röther als Du ſein ſollſt.

Conrad.
War's

Für Euren Vater das Gebet? Mir hat's
Gefallen, daß Ihr fromm ſeid.

Hans.

Nein! Nein! Nein!
Auch nicht für meine Mutter. (Er pfeift.)

Klaus
(erwacht).

Ja!

Hans.

Schlaf zu!
Dir gilt's nicht immer, Klaus, wenn Einer pfeift.

Conrad
(am Tiſch).

Der Graf! der edle Graf! Er lebe hoch!

(Sie ſtoßen an.)

Caspar.

Herr Hof- und Schloß-Verwalter, hört Ihr nicht?
Es gilt dem Herrn!

Golo.

So? Nun, da trinkt man mit!

(Er geht langſam auf den Tiſch zu.)

Katharina
(kommt und macht Golo ein Zeichen.)

Golo.

Doch fürcht' ich ſehr, wir müſſen mehr für ihn
Heut' Nacht noch thun, als daß wir trinken!

(Alle werden aufmerkſam.)

Golo
(zu Katharina).

Nun?
Du bliebſt ja lange!

Katharina.

Sohn, ich zitt're ſehr!
Es iſt doch Sünd'!

Golo.

Die größte auf der Welt!
Allein, was hilfts? Hat Drago ſich verſteckt?

Katharina.

Ja, Sohn!

Golo.

Und ſie?

Katharina.

Iſt krank, und zieht ſich aus.

Margaretha.

Sie zieht ſich aus? Da hat man, was man braucht!

Golo

(tritt zum Tiſch).

Ihr Leute hört!

Caspar.

Du ew'ger Gott! Was iſt's?

Golo

(zu Katharina).

Sprich Du!

(Er ſetzt ſich nieder).

Margaretha.

Ja, thu's. Ihr aber — glaubt ihr nicht,
Auch ihm, auch mir nicht, nur Euch ſelber glaubt!
Vielleicht iſt's Augentrug. Drum rath' ich: geht
Und überzeugt Euch!

Klaus
(ſpricht die Worte nach).
Trug — Traum — rath — ich — geht —
Und (Schnen.) überzeugt Euch!

Hans
(zu Klaus).
Schweig!

Klaus
(ſpricht nach).
Schweig!

Hans
(will ihn fortjagen).
Fort, Du Narr!

Conrad.
Laßt doch den Klaus, er hört ſchon wieder auf!

Klaus
(ſpricht nach).
Laßt doch den Klaus, er hört ſchon wieder auf!

Conrad.
Hört er die Hunde bellen, bellt er mit.
Und hört er Menſchen reden, ſpricht er's nach,
Weil ihm's an Worten, wie Gedanken fehlt!
Doch, gleich ermüdet, ſchläft er wieder ein.

Balthaſar.
Wir ſtehen Alle ſtarr. Herr Golo, ſprecht:
Was iſt's?

Hans.
Ein Mord?

Caspar.

Die Gräfin ſtarb doch nicht?
Iſt's das? Du armer Graf! Dann trinken wir
Ein ander Mal auf Deinen Tod!

Margaretha
(zu Katharina).

Sprich! Sprich!
Dein Sohn, Du ſiehſt es, iſt zu ſehr bewegt.
Das redliche Gemüth! Ihn greift es an,
Als wär's ihm ſelbſt geſchehn! Das iſt doch Treu'!
Ja, Menſchen gibt's, wie Edelſteine (Heimlich zu Katharina.)
Sprich!
Sein Kopf ſteht auf dem Spiel, verräth er ſich.
(zu den Andern.) Kein Mord! Kein Todesfall! Bloß Ehebruch!
Die Krankheit und die Unſchuld paarten ſich
In ſüßer Sünde!

Katharina.

Ja, die Gräfin liegt
In Tragos Armen!

Margaretha.

Oder lag darin!

Conrad.

Das iſt doch wohl nicht wahr!

Caspar
(zu Katharina).

Weib, kenn' ich Dich
Als lügenhaft — drei Finger gäb' ich drum!

Balthaſar.

Je nun, warum nicht? Aber, ſind' ich auch
Die That begreiflich — niemals den Geſchmack!
Der Drago, ei — — (Auf Golo deutend.) Das wär'
ein and'rer Mann!

Golo
(ſpringt auf).

Was ſoll das heißen?

Balthaſar.

Nichts! (Zu Margaretha.) Der iſt noch jung!

Caspar
(wild).

Ich glaub's nicht, eh' ich's ſehe. Sehe ich's —
(Er hebt drei Finger in die Höhe.)
Ich ſchwör' zu Gott, den Drago bring' ich um,
Den Heuchler! (Zu Hans.) Leiht doch Euer Meſſer mir!
Mit rechten Dingen ging das nimmer zu,
Der Schurke gab ihr Zaubertränke ein.
(Zu Golo.) Nun, Herr Verwalter? Euer Schmerz gereicht
Euch zwar zur Ehre, aber Euer Amt
Verlangt die Unterſuchung. Geht voran!

Margaretha
(zu Caspar).

Ihr ſchwurt da —

Caspar.

Was ich halte!

Katharina
(zu Golo).

Mach', mein Sohn!

Sie ſpricht zuweilen mit ſich ſelbſt! Wenn ſie's
Auch heute thät', und Drago —

Golo.

Sei es denn!

(Alle ab. Katharina und Balthaſar mit Lichtern.)

Fünfzehnte Scene.

(Genovevas Schlafgemach. Das Bett. Hinter dem Bett Drago, den man nicht ſieht.)

Genoveva

(ſich entkleidend).

Ich bin mir heute ſelbſt zu ſchwer. Mir iſt,
Als würd' ich in die Erde mit Gewalt
Von einer eh'rnen Hand hinein gedrückt.
So ſehnt' ich mich noch nie nach Schlaf, wie heut.
Nun, wünſch' Dir ſelber gute Nacht. Das Licht
Zeigt Dir, daß Du zu Bett ſollſt; es verliſcht.

(Geräuſch vor der Thür.)

Wer kommt? Wer es auch immer ſei: zurück!

Sechszehnte Scene.

(Golo, Caſpar, Balthaſar, Hans, Conrad, Margaretha, Katharina treten ungeſtüm mit Lichtern ein.)

Golo.

Verzeiht. Wir glaubten, daß hier Feuer ſei.

Genoveva

(wirft ein Tuch über).

Ihr ſeht, hier iſt kein Feuer. Geht denn! Nun?

Hans.

Sie drängt ja ſehr!

Balthaſar.

Wir kommen ihr nicht recht.

Conrad.

Nun, nun! Käm' man um dieſe Zeit ihr recht,
So wär' ſie, was ſie nicht iſt, wie wir ſeh'n.

Genoveva.

Ich ſagte: geht! Vergaßt Ihr, wer ich bin?

Caspar
(zückt gegen Katharina das Meſſer).

Kniet vor dem Engel nieder, ſchlechtes Weib!

Katharina.

Kukt erſt' mal hinter's Bett!

Caspar.

Ha, was iſt das?
(Er thut's. Zu Katharina.) Ich bitt Euch um Verzeihung!
(Zu dem verſteckten Drago.) Hund hervor!

Drago
(kommt, in höchſter Verwirrung).

Herr Golo —

Caspar

Wär' Herr Golo auch ſo ſchwach,
Dir zu vergeben, eh' er noch das Wort
Ausſprechen kann, ſtehſt Du vor Gottes Thron!
(Er ſticht Drago nieder.)
Frau Gräſin, mit Erlaubniß: das iſt ſchlecht!

Golo.

Freund, Du biſt raſch!

Caspar.

Ho!

Margaretha
(zu Golo).

Freut Euch! Ihr habt Glück!
Wenn er's nicht that, ſo mußtet Ihr es thun!

Balthaſar.

Was ſagt Ihr nun, Frau Gräfin?

Genoveva.

Nichts zu Euch.

Balthaſar.

Das glaub' ich. Nichts zu uns, die wir es ſahn!
Was aber wohl zu dem, der's hört von uns?
(Heimlich.) Was mich betrifft, mich macht der Goldring blind!
Dann deute ich's auf einen Mordplan aus,
Den mir der Todte vorlängſt ſchon verrieth,
Durch Winke freilich, die ich nicht verſtand.

Genoveva
(tritt mit Würde unter ſie Alle).

Glaubt, was Ihr ſeht. Nur bitt' ich, glaubt Nichts mehr,
Als was Ihr ſeht. Ihr brachtet Lichter mit,
Gebt mir ein Licht!
(Sie leuchtet gegen das Bett.)

Conrad.

Das Bett iſt unberührt.

Margaretha.

Nun, das beweiſ't: unſchuldig iſt das Bett!
Wer hat das Bett verklagt?

Genoveva
(tritt vor Golo hin).

Euch ruf' ich auf!
Sagt Ihr, Herr Golo, was Ihr denkt und glaubt.

Golo.

Ich heiß' nicht Siegfried, bin der Ritter nicht.

Genoveva.

Ihr mahnt mich recht!

Balthaſar.

Die iſt ja nach dem Fall
Viel ſtolzer noch, als beſſere vorher.
Doch bräche ſich vielleicht der Stolz im Thurm.
Wär' ich der Herr — (Zu Golo.) Ihr ſeid's — ſie müßte gleich
Hinunter; — wenn dem Grafen dann der Schmuck,
Den der ihm aufgeſetzt, gefiele, nun —
So holt' er ſie mit leichter Mühe ja
Zurück in's Bett, ich aber ſpukte aus
Und kündigte zur Stunde ihm den Dienſt.

Genoveva.

Führt mich, wohin es ſei, nur führt mich hin,
Wo ich dies Blut nicht ſeh'.

Golo.

Zum Thurm mit ihr!

(Alle ab bis auf Golo.)

Golo

(ſich gegen Drago's Leichnam wendend).

Ein Mord! Was iſt ein Mord? Was iſt ein Menſch?
Ein Nichts! So iſt denn auch ein Mord ein Nichts!
Und wenn ein Mord ein Nichts iſt, dien' er mir
Als Sporn für das, was wen'ger, als ein Mord,
Und alſo wen'ger als ein Nichts noch iſt!

(Er folgt den Uebrigen.)

Vierter Act.

(Halle im Schloß, wie im zweiten Act.)

Erſte Scene.

Katharina

(tritt auf).

Er ging zum Thurm! Es iſt das erſte Mal!
Wie wird's ihm ſein, wenn er ſie wieder ſieht!

Golo

(kommt von der andern Seite).

Weib! Iſt ſie todt?

Katharina.

Todt?

Golo.

War es ihr Geſpenſt,
Das ich erblickte, oder war ſie's ſelbſt?

Katharina.

Mich überläuft's. Sie wird doch nicht — — Du machſt
Mich angſt — —

Golo.

Ich ſpähte durch den Mauerſpalt
Hinein. O! O! So ſtand ſie! (Mit einer Pantomime.)
Ueber's Kind
Gebeugt, ein Geiſt, der eine letzte Pflicht
Erfüllen mögte und nicht kann; die Bruſt
Dem ſtummen Bettler reichend, der ſie nicht
Ergriff, weil ſie verwelkt und trocken war;
Doch ſie nicht weichend, ſtarr und regungslos
Verharrend, nicht einmal den Augenſtern
Bewegend, wie verſteinert durch den Blick
Des abgezehrten Säuglings, und ihn ſelbſt
Verſteinernd durch den ihrigen — — ich hielt's
Nicht aus, ſie anzuſehn, ich wandte ſcheu
Das Auge ab, ſtatt ihrer ſah ich nun
Ein ſchlechtes Brot und einen Waſſerkrug
Und in der Ecke eine Schütte Stroh.

Katharina.

Tratſt Du nicht ein?

Golo.

Du meinſt, um ihr den Kopf
Herab zu hau'n und ihrer Qual das Ziel
Zu ſetzen? Nein! ich ſtürzte ſchaudernd fort.
So mag der Mörder, der den letzten Blick
Auf's blut'ge Opfer warf, von dannen fliehn;
Er denkt nicht mehr an's Plündern und vergißt
Des Mordes Zweck, nun er den Mord vollbracht.

Katharina.

Du ſelbſt befahlſt das Alles. Hör' mich an.
Des Abends ſpät warfſt Du ſie in den Thurm,
Am nächſten Morgen ſtieg ich, in der Hand
Den Becher Wein, den ich für ſie gezapft,
Zu ihr hinab. Als ich der ehr'nen Thür,
Die in die Tiefe führt, mich näherte,
Flog ſie mit Krachen auf, Du tratſt heraus,
Dein Antlitz glühte, ſchrecklich war Dein Blick
Und düſt're Schauer des Entſetzlichſten
Durchzuckten eiskalt mir Gehirn und Bruſt.
„Was ſoll das noch?“ So riefſt Du, mir den Wein
Entreißend und den Becher an der Wand
Zerſchmetternd. „Brot und Waſſer ziemt ſich hier,
Dazu ein Bett von Stroh und weiter Nichts.“
Ich ſah dich an. „Du zweifelſt? — riefſt Du dann —
Sie ſelbſt hat's mir geſagt, nun glaubſt Du's doch?
Drum bring' ihr Brot und Waſſer, bring' ihr Stroh,
Und bei dem Teufel, der den Meineid rächt,
Dem, der ihr mehr gibt, geb' ich weniger!“

Golo.

Ich weiß. Du aber weißt nicht, was im Thurm
Vorher geſchah. Vernimm es jetzt. Ein Traum
Hatt' mir in jener Nacht mein Innerſtes
Enthüllt, wie wohl ein Licht, in's Schlangenneſt
Geſtellt, den grauſen Würmerknäul erhellt.
O, welch ein Traum! Mir war, als ſäh' ich ſie

Mit aufgeſchnittnen Adern vor mir ſtehn,
Bleich, todtenbleich; ich hatt' ihr das gethan,
Dieweil ſie ſchlief, ſie aber wußt' es nicht;
Aus allen Adern blutete ich ſelbſt,
Denn mir, wie ihr, riß ich ſie auf; ſie ſah
Nur meine Wunden, ihre nur ſah ich,
Mitleidig trat ſie auf mich zu und ſchloß
Die Ader, die am ſtärkſten ſprudelte,
Mir mit der Hand, ich drückte meinen Mund
Auf ihren aufgeſchlitzten Puls, den Strom
Des Lebens rückwärts drängend in ſein Bett.
Doch, für uns beide war's zu ſpät, ſie ſank,
Ich ſank mit ihr, und ſah ihr in's Geſicht
Und ſparte meinen letzten Odemzug,
Bis ſie den letzten Odemzug gethan.

Katharina.

Ha! Fürchterlich! Mir iſt, als ſäh' ich das!

Golo.

Nun waren Haß und Liebe ausgeſöhnt,
Der Haß fand in der Wunde, die er ſchlug,
Sein ſüßes Grab, die Liebe, die umſonſt
Zu heilen ſuchte, was unheilbar war,
Verging in Thränen, und ein höheres
Gefühl, das alle beide lind vereint,
Ein uranfänglich-allumfaſſendes,
Zog, wie auf Wogen, tief und tiefer mich
Hinunter in die Nacht, wo man vergißt.

So war mein Traum. Mit Wolluſt hatt' ich ihn,
Mit ſchaudriger Befriedigung, geträumt,
Doch namenloſe Angſt erfaßte mich,
Als ich erwachte und das düſtre Bild
Beleuchtet ſah von des Bewußtſeins Strahl.
Mir war, als würd' ich dies thun, wenn ich ſchnell
Nicht etwas And'res thäte. Ich ſprang auf
Und eilte in den Thurm. „Sie ſoll von ihm —
Rief ich zu mir, — ſich trennen, wie von mir,
Damit ſie Keinem angehört, als Gott!“
Ich trat vor ſie. Sie wich entſetzt zurück,
Als wär' ich, was ich damals nicht mehr war,
Was ich erſt wieder ward, als ich ſie ſo
Mit ſtiller Angſt vor mir entweichen ſah.
Ich ſtand und ſchwieg, die Furcht, die ſie verrieth,
Die ausgeſtreckte Hand, erfüllte mich
Mit dumpfem Grimm, doch ihre Schönheit drang,
Wie Licht, in meine tiefſte Seele ein.
Und ſie war ſchön, wie nie. Nur kaum vom Schlaf
Erwacht, erſt halb bekleidet, drängte ſich
Jedweder Reiz, den unter ernſter Tracht
Sie ſonſt gefangen hielt, muthwillig vor,
Sie war der Juwelier, dem eben jetzt
Das Käſtchen, drin er Gold und Edelſtein
Vor fremder Blicke Neid verwahrt, zerbrach,
Und ich der Räuber, der ihn überraſcht.
Sie wandte ihr Geſicht, da ſagte ich:
Mißfällt's Dir, daß Du mir gefällſt? Was gibſt

Du für ein Mittel, das Dich häßlich macht?
„O nenn' es!“ rief ſie. „Rede mir von ihm!“
Verſetzt' ich ſpöttiſch. „Siegfried, reite ſchnell!“
Rief ſie, als ſäh' ſie ihn. Ich ſah ihn auch,
Gemächlich ſchreitend, und den Stern der Welt
An's Knopfloch heftend, wie'n Vergißmeinnicht.
Ich knirſchte, und nicht ruhig-ernſt, wie ich's
Beſchloſſen, als ich ging, nein, raſend, wild,
Beſchwor ich ſie, durch einen theuren Eid
Von ihm ſich abzuſcheiden, wie von mir.
Sie kehrte ſich entrüſtet ab. Ich ſprach:
„Gleichviel! Wenn Du's nicht thuſt, ſo thut er's ſelbſt,
Denn Drago ſteht ſchon zwiſchen Dir und ihm!“
„Du wagſt es?“ rief ſie — doch, dann hielt ſie ein
Und ſchien zu ſinnen, nun mit einem Blick
Voll ſtolzen Mitleids ſah ſie auf zu mir
Und ſprach halblaut: „es gibt nur einen Mann,
Der mir vertrauen muß, denn Einen nur
Ließ ich hinab in meine Seele ſchaun!“
Doch dann, als ob ſie das Gefühl der Schmach
Jetzt übermannte, trat ſie vor mich hin,
Erhob die Hand und rief erglühend aus:
„Auf Deine Kniee! Noch kann ich Dir verzeihn!
Du ſäumſt, als ob Dich nicht Dein Innerſtes
Der Lüge ziehe? O dann zeig' es kühn
Mir durch die That, daß Du mich ſchuldig glaubſt.
Bin ich ein ſchändlich-ehebrech'riſch Weib,
Wie ziemte mir ein Bett und Frucht und Wein?

Kaum Brot und Waſſer, kaum ein Bündel Stroh!“
Nicht Hochmuth war's, nicht Trotz, der aus ihr ſprach,
Nur das Vertrau'n, das Menſchliche in mir
Zu wecken, nur kindliche Zuverſicht,
Ich würde, vor des Frevels Aeußerſtem
Erzitternd, ihn bereu'n. Ich aber ſprach:
„Das kann geſchehn, und wenn Du's müde biſt,
So laß' mir's ſagen, durch den erſten Kuß
Kaufſt Du von Schmach und Noth Dich wieder los!“
Dann — doch, Du ſahſt, wie ich den Thurm verließ!

Katharina.

Ich ſah Dich, ich vernahm Dein hartes Wort
Und widerſprach Dir nicht. Bald hört' ich Dich
Von dannen ſprengen in den Wald hinein.
Nun füllt' ich einen anderen Pocal
Und bracht' ihr den. Ich war nur kaum zurück,
Da kam ein trauervoller Zug in's Thor:
Vier Knechte trugen einen Sterbenden,
Verhüllt, auf einer Bahre, in die Burg.
„Wer iſt es?“ fragt' ich. „Golo!“ ſprach der Hans
Dumpf und gedämpft. „Todt?“ „Noch nicht, aber gleich!“

Golo.

Als ich in's Freie kam, als mich die Luft
Umſpielte, als die ew'ge Sonne mir
In's Auge ſchien, von Laub und Blumen mir
Der Thau entgegen glänzte, Alles rein
Und keuſch und heilig ſchön, da preßte ich

Die Lippen zu, als wollte ich der Luft
Den Eingang wehren in die heiße Bruſt,
Nach Gottes Sonne hätt' ich einen Pfeil
Verſchießen mögen, und in's grüne Laub
Hieb ich hinein, als ſäh' ich einen Feind.
Blut mußt' ich ſehn, ein Hirſch kam vor mir auf,
Ich hintendrein, mir war, als jagt' ich ſie,
Ich warf den Spieß nach ihm und traf ihn gut,
Im Grimm des Schmerzes wandte ſich das Thier
Und ſtellte ſich, ich ſprang vom Roß herab,
Da ſtrauchelt' ich, der Hirſch drang auf mich,
Hei, Kühlung rief ich —

Katharina.

Ja, und breiteteſt
Die Arme, als das ſpitzige Geweih
Den Leib dir aufriß, wie umſchlingend, aus
Und fielſt dem Ungethüm, wie um den Hals.
Hans ſah's und riß dich los.

Golo.

Ich dank's ihm nicht.

Katharina.

Doch ich. „O, würde ihr der Wein zu Gift!"
Rief ich, als ich in Deinem Blut Dich ſah,
Als ich vom Hans erfuhr, was Du gethan.
Margretha kam herbei, ſie ſchüttelte
Den Kopf, verband Dich, ſeufzte ſtill und ſchwieg.
Iſt Hoffnung? fragt' ich. „Wenn auch — ſagte ſie —

Was hilft's? Die Kunſt iſt groß! So lange er
Bewußtlos liegt, wie jetzt, verbürge ich
Mich für ſein Leben, doch wenn er erwacht,
Erwacht ſein Liebesgram mit ihm und ſchleift
Dem Tod die Senſe. Hätt' das Weib ein Herz,
So — — doch, ſie hat ja keins!" „Wir wollen ſehn!"
Rief ich und eilte fort, zum Thurm hinab,
Auf Deinen bleichen, zugekrampften Mund
Das Auge richtend, in verbißnem Grimm
Der letzten Worte denkend, die er ſprach,
Und ſchwörend, ſie aufs Treu'ſte zu vollziehn.
Auf meinen Knieen ſank ich vor ihr hin
Und flehe laut: die Feder regt ſich nicht
Auf Golos Lippen, die den Odem prüft,
Und ſeine Finger zupfen ſchon am Bett.
So ſagt denn, ruf' ich jetzt ihm noch ins Ohr,
Daß ihr ihn lieben, ihm gewähren wollt?
Ihn zu erretten kommt das Wort zu ſpät,
Doch einmal lächeln, denk' ich, wird er noch.

Golo.

Und ſie? Was ſprach ſie?

Katharina.

Was ſie ſprach? Nicht ja!
Nicht ja! Da ballt' ich grimmig meine Fauſt
Und rief ihr zu: ſtirbt Er, ſo ſtirbſt Du auch!
Sein Leben ſoll die Uhr des Deinen ſein!
Zu Margarethen aber ſagte ich:

Sie hat auch Dich gekränkt, geh, räch' Dich jetzt,
Dir ſtell' ich Alles heim. — Die trieb's ſo weit,
Daß keine Umkehr möglich iſt!

(Man hört des Burgwart's Horn.)

Golo.

Das Horn!

Katharina.

Mich ſchüttelt's, wenn ich's höre!

Zweite Scene.

Caspar

(tritt im Reiſeanzug auf).

Einen Gruß
Von Frau Margaretha!

Katharina.

Ihr ſeid ſchnell zurück!
Habt Ihr ſie ganz nach Straßburg — —

Caspar.

Nein, Verzeiht.
Doch bis zur Rheinbrück' hab ich ſie gebracht.

Katharina.

Warum nicht weiter?

Caspar.

Weil ein Reiſiger
Mich dort durch eine Nachricht ſchlimmer Art
Zur Umkehr zwang. Blickt nicht ſo böſ' auf mich.
Nicht eben gern hab' ich das alte Weib

Geleitet, denn, vergebt, ſie taugt nicht viel,
Doch, weil ſie einmal Eure Schweſter iſt,
So übernahm ich das verhaßte Amt,
Und ſeid gewiß, daß ich nicht eher ſie
Verließ, als bis ſie völlig ſicher war.
Allein in Straßburg ſelbſt konnt' ich ſie nicht
Hinein begleiten, nein, ich war zu feig,
Den kranken Herrn, wie mir die Pflicht gebot,
Zu tödten durch die Zung' in meinem Mund.

Golo.

Was heißt das?

Caspar.

Nun, das heißt, ich wollte nicht
Der ſein, der ihm den Todesſtreich verſetzt,
Obgleich ich weiß, daß er ihm nicht entgeht.
Ritt ich in Straßburg ein, ſo mußt' ich's thun,
Ich bin ſein Knecht, mußt' ich nicht zu ihm gehn?
Und wenn er frug: wie ſteht's mit meinem Weib?
So konnt' ich doch nicht ſagen: es ſteht gut!

Golo.

Iſt denn der Graf in Straßburg?

Katharina.

Iſt er's? Sprich!

Caspar.

Ja, freilich. Würd' ich's ſagen, wär' er's nicht?
Der Krieg iſt aus, der Heide iſt verjagt
Und hat, wie's heißt, auf hundert Jahr genug.
Nun flog denn Jeder, der was Liebes hat,

Zu Haus, und Allen unſer Herr voran.
Die Wunde hatte ihn nicht aus der Schlacht
Entfernt gehalten, noch viel weniger
Hielt ſie, obgleich noch immer ungeheilt,
Bei'm alten Juden-Doctor ihn zurück.
Das lief ſchlecht ab; zwar hielt er lange ſich
Im Bügel feſt und achtete das Blut,
Das ihm entging, nicht mehr, als wär' es Schweiß,
Doch fühlt' er ſich am Ende todesmatt,
Und ſank in Straßburg, einem Leichnam gleich,
Vom Roß, der Landsknecht, der mir das erzählt,
Hatt' ihn in ſeiner Herberg' ſelbſt geſehn.

Katharina
(ängſtlich).

Hat Margaretha all dies auch gehört?

Caspar.

Was fragt Ihr doch? Verſteht ſich's nicht von ſelbſt?
Es war am Mittag, von dem ſcharfen Ritt
War Eure Schweſter müde, durſtig ich,
Und ob wir gleich ſchon klar den Münſter ſahn,
So hatten wir es doch noch weit zur Stadt.
Da trafen wir ein kleines Haus, worin
Die Gaſtfreundſchaft auf eine neue Art
Geübt wird, Trank und Speiſe reicht man dort,
Und Andres, was der Wandrer braucht, für Geld.

Katharina.

Für Geld!

Caspar.

Es wohnt kein Edelmann im Haus,
Auch kein geſunder Menſch, ein Krüppel nur,
Der von den Reichen ſich bezahlen läßt,
Daß er umſonſt den Armen geben kann.
Wir kehrten ein, der Landsknecht ſaß am Tiſch,
Feſt eingeſchlafen, auf den leeren Krug,
Der vor ihm ſtand, ſein ſchweres Haupt geneigt.
Wir ſetzten uns, der Krüppel hinkt' herbei
Und bracht' uns Wein. Da fuhr der Schläfer auf,
Ich grüßte ihn und reicht' ihm einen Trunk,
Er gab zum Dank mir von dem Krieg Bericht.

Katharina

(lauernd).

Margretha iſt, was Wunden anbetrifft,
Geſchickt, wie Keine; brach ſie nicht ſogleich,
Als ſie erfuhr, wie's um den Grafen ſteht,
Mit Eifer auf, um ihm zu Dienſt zu ſein?

Caspar.

Sie that's.

Katharina.

(zu Golo, heimlich).

Nun bin ich ruhig. Sie iſt klug,
Und haßt die Gräfin wie die Nacht den Tag.
Gewiß ſie baut uns vor. Sie that's ſchon hier.
Hat's doch kein Menſch im Schloß, kaum nur ich ſelbſt,
Erfahren, wann die Schwang're niederkam.

(Zu Caspar.)

Und trug ſie euch Nichts auf?

Caspar.

Ich hätt' es bald
Vergeſſen. Ja, als ich von dannen ritt,
Rief ſie mir nach: ſchickt mir Herrn Golo zu,
Er darf nicht länger krank ſein!

Katharina.

Sie hat Recht!

Caspar.

Wenn mein Wort gilt, ſo ſenden wir ihm nicht
Den Raben über'n Rhein. Wir ſchlagen's Schloß
Mit ſchwarzem Tuch aus, ſtellen in's Gemach,
Das ſie bewohnte einen leeren Sarg,
Der ſchweigend mahnt, daß er zu füllen iſt,
Und kleiden ſie in Grabgewande ein.
Dies wird er gleich verſtehn, ich bürge Euch,
Ein altes Mährchen ſchließt ſo, das er kennt.

Golo.

Mein Pferd!

Caspar.

Ihr wollt —

Golo.

Sogleich! Hans reitet mit!

Caspar

(ab)

Golo.

Ich wälze meine That, wie einen Stein,
Bergan, und mir iſt's recht, wenn ſie zuletzt,
Herunter rollend, mich zermalmt!

Katharina.

Getroſt!
Wenn Du's nur klug machſt, geht noch Alles gut!

Golo.

Was kann noch gut gehn, Weib? Ich wollte ſie
Erniedrigen. Das war der einz'ge Weg,
Der mir noch blieb, mich wieder zu erhöh'n.
Sie aber hat, wie jener edle Stein,
Für jeden Schlag durch einen Funken ſich
Gerächt, der ſie verklärt. So hab' ich Nichts
Durch all mein Thun erreicht, als daß ich ſelbſt
Vor Gott mich ihrer unwerth nennen muß,
Daß ich bekennen muß: Du biſt ein Schuft,
Und nur, daß Du erführeſt, welch ein Schuft,
Ward Dir dies Weib verſagt und doch gezeigt!
Nun ſollt' ich gehn und ihr die Kerkerthür
Aufriegeln und mit einem Stierkopf mich
Einmauern laſſen in den Hungerthurm.
Mich aber lockt's, mit einem blanken Schwert
Vor ſie zu treten und in bittrem Hohn
Zu ſprechen: Edle Frau, dies ſchickt der Mann,
Den Ihr in Eure Seele ſchauen ließt,
Er zeigt Euch jetzt, wie feſt er Euch vertraut!

(Ab.)

Straßburg.

(Siegfried's Herberge. Später Abend. Hinten Siegfried's Schlafgemach.
Edelknecht putzt einen Helm.)

Edelknecht.

Verdammt! ſchon morgen! Geſtern war mir's recht!

Doch heute — — gar zu lieblich iſt das Kind,
Das ich im Münſter ſah. Er hört's doch nicht?
(Horcht am Schlafgemach.)
O nein! Er ſchläft! Warum auch ſchäm' ich mich?
Ich denke doch, wer mit zu Felde zieht,
Der darf wohl auch nach einem Mädchen ſchaun!
Wüßt' ich nur wo ſie wohnt. Dann müßt' er mir
An ihren Fenſtern morgen mit vorbei,
Ich tummelte mein Roß, ſie ſäh' hinaus,
Ich grüßte ſie, ſie würde roth. Verdammt!
Heut trug ich juſt den alten Federhut,
Und in dem Helm hier, der ſo gut mir ſteht,
Wird ſie mich nicht mehr ſehn. Verzeih' mir's Gott,
Ich wollt', er würde kränker, als er war,
Damit er bliebe!
(Er legt den Helm weg und nimmt einen andern.)
Nun den ſeinen noch.
Ein wenig nur! Denn ihm gilt Alles gleich.

Vierte Scene.

(Golo tritt ein im Reitmantel und mit Sporen.)

Golo.

Sieh, Edelknecht!

Edelknecht.

So ſpät noch?

Siegfried
(inwendig).

Wer iſt da?

Edelknecht
(geht in Siegfried's Schlafgemach).

Golo.

Nun gilt's! Er haut vielleicht mich in den Sand!
Dann nutz' ich meinen letzten Odemzug
Und decke ſterbend den Verrath ihm auf.

Fünfte Scene.

Siegfried

(kommt halb entkleidet).

Ihr, Golo? In der Nacht noch? Und ſo bleich
Und abgehärmt, als kämt Ihr aus der Gruft?

Golo.

Sprecht lieber ſo: als wollte ich hinein!
Ich fürchte ſehr, Ihr ſeht in mir Euch ſelbſt,
Wie Euch mein Auge gleich erblicken wird,
Sobald mein Mund ein einzig Wort noch ſprach.

Siegfried.

Mein Weib iſt todt! Du ſagſt nicht Nein? Sprich nie
Zu mir ein Wort mehr, oder ſprich dies Nein!

Golo.

Sie lebt!

Siegfried.

Sie lebt? dann ſei es was es ſei,
Nimm im Voraus mein Wort: ich trag' es leicht.

Golo.

Ihr Kind lebt auch!

Siegfried.

Mein Kind!

Golo.

Das ſagt' ich nicht!

Siegfried.

Ha!

Golo
(feierlich).

Edler Herr, ich fühl' mich nicht geſchickt,
Durch eine Meldung ungeheurer Art
Eu'r Herz zu ſpalten, und den Riß zugleich
Zu heilen durch ein weich gewähltes Wort.
Drum, wie man Mord ruft in das Ohr der Nacht,
Den Schlaf zerreißend, wie man, wenn die Stadt
In Flammen ſteht, den Strang der Glocke zieht,
Nicht an die Fenſter klopft, ſo ruf' auch ich:
Ihr trefft es nicht zu Hauſe, wie Ihr ſollt!

(Pauſe.)

Wie ſchwer es ſei, der treuen Gattin Tod
Dem Gatten anzuſagen, kinderleicht
Iſt's gegen das, was ich Euch künden muß.
Ich traf Eu'r Weib im Eh'bruch mit dem Knecht,
Dem Drago, und der Knab', den ſie gebracht,
Kam vor drei Tagen erſt, Ihr ſelber müßt
Am beſten wiſſen, ob zur rechten Zeit.

Siegfried
(dumpf, langſam).

Eins — zwei — zehn Monde bin ich fort! — Erſt jetzt?
Und als ich zog, da ſagte ſie — — Erſt jetzt!
(Er lacht.) Ich ging ja ſchon zu Bett! Was quäl' ich mich!
Von allen Träumen iſt's der dümmſte Traum,

Und auch der ſündlichſte. Gib Acht! Gib Acht!
Gleich kommt's Dir vor, die Lilie ſei Schwarz.

(Er ſchließt die Augen.)

Woher nur nimmt die Seele, die doch wohl
Geordnet iſt und nicht im Irren ſchweift,
Zum reinen Widerſpruch den Stoff im Schlaf?
Ei nun! Man kann ja auf dem Thurme ſtehn,
Den feſten Boden unter ſich, und hat
Doch ſchwindelnd ein Gefühl, als ob man ſtürzt.

(Er ſieht Golo an.)

Du biſt noch da? Dann biſt Du ein Geſpenſt,
Das mir die Hölle ſchickt, und trügeſt Du
Nicht Züge, die mir werth und theuer ſind,
Ich dränge mit dem Schwerte auf Dich ein,
Obgleich ich weiß, daß man die Schatten nicht
Verletzen kann.

Golo

(als ob er gehen wollte).

Ich komme morgen früh'.

Siegfried.

So wach' ich, und Du biſt es wirklich?

Golo.

Ja!
Doch überraſcht mich's nicht, daß Ihr's nicht glaubt.
Denn leichter iſt es, einen Lebenden
Für ein Geſpenſt zu halten, als ein Weib,
Wie Euer Weib, für eine Sünderin.

Siegfried
(richtet ſich ſtolz auf).

Ja wohl! ja wohl! Ich bin ein Mann, und hab'
Als Mann ein Recht auf ein getreues Weib!
Und faß' ich dies mein Recht und ihre Pflicht
In ein Gefühl zuſammen: frei und ſtolz
Mögt' ich da ſagen: wer ſo ſprach, der log.

Golo.

Ich log vielleicht ſchon einmal.

Siegfried.

O, das iſt's!
An Dir zu zweifeln, hab' ich nicht das Recht,
An ihr zu zweifeln, hab' ich nicht den Muth.
Wie in zwei Waageſchaalen ſehe ich
Die höchſten Güter, die ich mein genannt,
Gleichſchwebend kämpfen einen ſtillen Kampf;
Nicht weiß ich, wohin werf' ich mein Gewicht.
(Pauſe.)
Und doch! Ich weiß! Ich frage nicht mein Herz!
Wenn's bricht, ſo thut es ſeine Schuldigkeit!
Ich ſtelle mich als Mann zum Mann. Ich kann
Nur ſtehn für mein Geſchlecht, für ihres nicht.
Was einem Weibe möglich iſt, wer hat's
Erforſcht! Doch, was ein Mann zu thun vermag,
Das ſagt die Ahnung in der Bruſt mir an,
Und die ſpricht jetzt mit tauſend Zungen Nein!
Nun aber ſei nicht unbarmherzig, Freund,
Rett' vor dem Wahnſinn mich, und mach' mir klar,

Wie das geſchehen konnte, was geſchah.
Mir däucht, Du nannteſt — doch das kann nicht ſein!
Ich hörte falſch! Nicht wahr, ein Sänger kam,
Ein goldgelockter, in mein ſtilles Schloß.
Er ſang — er ſang vielleicht von mir! Und ſie
Verwechſelte in ſüßem Rauſch den Mund,
Der ihr mein Angedenken ſanft erneut,
Mit meinem eignen Mund, und küßte ihn,
So, daß die Liebe, die ſie zu mir trug,
Doch noch zum neuen Brand den Funken gab.
War's ſo? Die Schande iſt für mich gleich groß,
Doch nicht für ſie.

Golo.

Den Sängern hätt' ich wohl
Das Thor verſchloſſen, wie es ſich gebührt.
Ihr hörtet recht. Kein Sänger; Drago war's!

Siegfried.

Mann, treu, wie Gold! Jetzt ſchwöre ich für Dich,
Daß Alles ſich verhält, wie Du geſagt.
Auf einen Drago fällt die Lüge nicht,
Und käme ſie aus eines Tollen Hirn.
Das Herz iſt liſtig! Satisfaction!
Ja, ja! Nur darum darf's der Knecht nicht ſein!
Nun, Freund, das Nähere. Ergötze mich!
Du haſt gewiß den Drago mitgebracht.
Ruf' ihn herbei! Ich will dem Schuft verzeihn,
Wenn er die Schnurre gut erzählen kann.
Auf Gottes Koſten mögt' ich über Nacht

Ein wenig lachen, bis zum ſechſten Tag
War er ein Meiſter, ich begreif' es kaum,
Wie er zuletzt noch ſolch ein Stümper ward.
Nun? Nun?

Golo.

Den Drago ſtach der Caspar todt.
Doch iſt der Hans hier. Iſt es Euch genehm,
Den zu befragen?

Siegfried.

Aus des Reitknechts Mund
Ein Siegel mir erbetteln für den Schimpf?
Nein, Golo!

Golo.

Ihr vergebt. Es fällt mir ſchwer,
Euch Pfeil nach Pfeil in's Herz zu bohren.

Siegfried.

Thu's!
Ich ſterbe nicht davon. Nur ſchnell und kurz.
(Zu Edelknecht.)
Du kleid' mich an! Dann führ mich hin! Du weißt
Ja, wo ſie wohnt.

Edelknecht.

Wer denn?

Siegfried.

Die alte Frau,
Die meiner Wunde pflegte. Unbeſorgt!
Ich werde ſie nicht tödten, weil ſie's that.

Golo.

Was ſinnet Ihr?

Siegfried.
Mit eignen Augen will
Ich's Wunder ſchau'n! (Zu Edelknecht, der ihn ankleidet.)
Mein Schwert! Vergiß es nicht!

Golo.
(Für ſich.) Er will zu Margaretha! Seltſam iſt's!
Wie ſcharf der Teufel ſieht! Sie hat es mir
Voraus geſagt, und hält ſich ſchon bereit.

Siegfried.
Nun Golo?
Golo.
Gleich nach Eurem Abzug ward
Die unbegreifliche Vertraulichkeit
Bemerkt, die Drago an die Gräfin band.
Ging ſie zur Meſſe — Drago folgte ihr,
Rief ſie, und war's auch aus dem Schlafgemach,
So rief ſie meine Mutter nicht, noch ſonſt
Der Dienerinnen Eine, immer ihn.
Doch weiß ich dies nur, weil man mir's erzählt,
Ich ſelbſt hab' nichts davon geſehn.

Siegfried.
Ich glaub's!
Dir lag der Argwohn fern!

Golo.
Am Ende zwar
Ward das Geflüſter, das im Schloſſe lief,
Das ſchlimme Deuteln, mancher freche Witz

Auch mir bekannt. Nun paßte ich mit Ernſt.
Doch — Nichts entdeckt' ich!

Siegfried
(ſetzt ſich den Helm auf).

Nichts?

Golo.

Kaum fiel mir's auf,
Daß ſie ein paar Mal ihre Thür verſchloß,
Wenn Drago drinnen war.

Siegfried.

Du warſt ein Kind!

Golo.

An einem Morgen ſprach die Mutter mir
Von Händedrücken.

Siegfried.

Ha!

Golo.

Da dachte ich:
Du ſchickſt auf gute Art den Burſchen fort.
Ich rief ihn zu mir. Drago, ſagte ich,
Im Bergſchloß wurde der Verwalter krank,
Nun hab' ich Keinen, dem ich trauen darf,
Als Euch, d'rum macht noch heut' Euch auf den Weg,
Damit Ihr ſeine Stelle dort verſeht.
„Weiß ſie's?“ verſetzt er plump. Ich fragte: wer?
„Ei, ſie, die Gräfin!“ — Nein! — „So fragt ſie erſt,
Ob ſie mich ziehen läßt!“ Ich that's. Da griff
Sie mir an's Kinn —

Siegfried.
An's Kinn?

Golo.
Und ſprach: mein Sohn,
Es gibt wohl Andre, die Du ſchicken kannſt;
Geh' lieber ſelbſt, den Drago brauch' ich hier.

Siegfried.
Wozu? (Er drückt ſich den Helm tief ins Geſicht.)

Golo.
So fragt' ich auch. Da aber ward
Sie zornig, wie ein Menſch denn zornig wird,
Wenn ihm die Antwort fehlt. So ging es fort.

Siegfried.
Ich war im Krieg. Im Krieg da ſtirbt ſich's leicht,
Und Todte fordern keine Rechenſchaft.
Was däucht Dir, Freund, hat ſie nicht ſo gedacht?

Golo.
Was ſie gedacht hat, davon weis ich Nichts.
An einem Abend, als die Dienerſchaft
Bei'm Eſſen ſaß — ich ſtand und härmte mich,
Weil ich nicht mit am Tiſch den Drago ſah;
Da trat auf einmal, ſtier und todtenbleich,
Die Mutter in die Thür und ſprach zu mir:
Der Drago geht mit ihr zu Bett! Ich hielt
Es gleich für wahr und ſpie ſie dennoch an.
Sie aber, drob erglühend, ging zum Tiſch
Und rief's den Leuten zu, die ſprangen auf,

Nach Lichtern griffen Balthaſar und Hans,
Der Caspar ſchwur dem Drago Mord und Tod,
Ich ward voran gedrängt —

Siegfried
(fühlt ſich mit der Hand nach der Stirn).

Genug! Genug!
Komm, Edelknecht! — das Weitre unterwegs!
Ich könnt' es wiſſen! Warum ſchaute ich
Nicht längſt in's Glas der Wahrheit! Ahnt ich's ſchon?
Du ſahſt, nicht wahr? der Caspar und der Hans,
Der Balthaſar, der Conrad, Wer noch mehr?
Die ganze Welt, Ihr ſahet —

Golo.

Hinterm Bett
Verſteckt den Drago und entkleidet ſie!

Siegfried
(grimmig).

Ein Glück für Dich, daß es ſo viele ſahn!
Wärſt Du's allein — den Spiegel meiner Schmach
Haut' ich in Stücke, eher noch als ſie!

Golo
(reißt ſich die Bruſt auf und deutet auf Siegfried's Schwert).

Siegfried
(reicht ihm die Hand).

Still! Still! Nichts weiter! Wiſſen muß ich mehr,
Ja, Alles! Denn ich muß ja Alles thun!
Ja! Ja! Allein aus Deinem Mund kein Wort.

Der ſchweigende Kriſtall, vor dem ich nicht
Erröthen darf, ſoll mir's vertrau'n. Kommt! Kommt!
(Zu Edelknecht.)
Du gehſt ſogleich, wenn Du mich hingebracht,
Zurück und ſattelſt mein arabiſch Roß!
(Ab.)

Golo.

Er iſt ein Mann, wie ſie ein Weib. Und ich! —
(Er folgt Siegfried.)

Sechſte Scene.

(Tiefe Mitternacht. Margarethens Zimmer, ſeltſam decorirt und mit Zaubergeräth erfüllt. Ein großer runder Kriſtallſpiegel, verhüllt. Sie ſitzt ſchlafend an einem Tiſch. Nach einer Weile erwacht ſie.)

Margaretha.

Ich ſah ein Kind im Traum, ein hübſches Kind,
Die Zähne weis, die Backen roth und rund,
Die Augen — nein, die ſah ich nicht ſo recht,
Zwei große dicke Thränen ſtanden dr'in.
„Zum Engel — rief es — war ich Dir beſtimmt,
Du warfſt mich in den Bach!" — Zum Engel, ei!
Ein Engel, den der Müllerknecht gemacht! —
„Die kalten Fiſche fraßen all mein Fleiſch!" —
Kind, an den Fiſchen kann ich nicht einmal
Dich rächen, denn ich eſſe keinen Fiſch —
„Und als der Bach vertrocknete, da kam
Ein mag'rer Wolf und nagte mein Gebein!"
Laß nagen, Kind — wie heißt Du doch? Je nun,
Ich gab Dir keinen Namen! Dummer Traum!

Kind, willſt Du bitten für das andre Kind?
Da bitteſt Du umſonſt! Man ſoll dereinſt
Nicht von mir ſagen, daß ich mitleidvoll
Geweſen gegen fremdes Fleiſch und Blut,
Und gegen Dich — — Es raſſelt an der Thür!
Kommt Ihr, Herr Graf? Der Teufel iſt ſchon da!
(Sie ſteht auf und ſchüttelt ſich.)
Ich bin doch ſchlecht! Da fällt mir eben ein:
Hätt' ich das Mägdlein nicht ertränkt, und wär'
Es ſchön geworden, wie ich's ſah im Traum,
So klopfte jetzt vielleicht ein Freiersmann,
Ein ſolcher, der das Geld bringt bei der Nacht.
Laß ruhn die Todten, denn ſie ruhen gut.
Ei nun, wer ſtört ſie? Stören ſie doch mich!

Siegfried
(tappt draußen).
Holla! Macht auf!

Margaretha
(öffnet die Thür).
Wer da? Herr Graf — — — —
(Stellt ſich verwundert.) So ſpät?
(Siegfried tritt mit Golo ein.)

Margaretha
(zu Golo, heimlich).
Thut unbekannt! Ihr habt mich nie geſehn!
Vergeßt es nicht! Er weiß kein Wort davon,
Daß ich auf ſeiner Burg geweſen bin!

Siegfried.
Verzeiht mir, Golo.

Golo.

Was denn, edler Herr?

Siegfried.

Gewiß, ich trau' Euch. Einen Seſſel her!
Ich will nur einen Augenblick hier ruhn.
So lange nur, bis ich ein einzig Mal
Mein Weib mir in des Knechtes Arm gedacht.
Es will nicht gehn. Ich ſeh' den Drago ſtets
So vor ihr ſtehn, als wollt' er eben knie'n,
Und ſie mit Augen, wie vom Himmel her,
Auf den Elenden klar herunter ſchaun!
(Zu Margrethen, die den Seſſel bringt.)
Laßt! Laßt! Wer ſagt Euch, daß ich ſitzen will?
Ich halte mich nicht lange bei Euch auf!
Was meint Ihr, Golo, hat denn Gott das Recht,
Geſchehn zu laſſen, was kein Menſch begreift?
O! O! Und doch! Wenn ich's nicht faſſen kann,
Was zeigt's denn an, als daß ſie Meiſterin
Im Heucheln, wie im frechen Laſter war.
Der Drago! Ha! Ein Burſch, der nicht ſo viel
Des Muths beſaß, ihr auf den halben Weg
Entgegen kommend, ſich verliebt zu nahn,
Den ſie — nicht bloß durch Wink und ſtummen Blick,
O nein, durch offnes Wort, vielleicht wer weiß,
Gar durch Befehl an ihre Bruſt gelockt,
Und der mit ekler Miſſethäter-Angſt,
Die ſelbſt im Rauſch den Henker nicht vergißt,
Befleckend all ihr Süßeſtes genoß.

In meinen Armen war ſie ganz, wie todt,
Wenn ich — es ſchüttelte ſie inn'rer Froſt,
Sie ſchien ein Engel, der ſein Flügelpaar
Abwehrend gegen ird'ſchen Staub bewegt — —
Iſt es denn möglich? Doch, was frag' ich Dich!
Du biſt ein Mann! Wo find' ich ſolch ein Ding,
Worin Nichts Folge hat, ein Ding, wie ſie,
Ein Weib. Iſt hier ein Weib?

Margaretha.

Mein edler Herr?

Siegfried.

Du biſt's, die mehr ſieht, als wir Andern, nicht?

Margaretha.

Und wenn ich's thu', ſo hab ich's nicht umſonſt.
Im Scheiterhaufen zahl' ich einſt den Preis
Mit Leib und Seel' für meine Wiſſenſchaft.
Was ſteht zu Dienſten?

Siegfried.

O, nicht viel! nicht viel!
Was meinſt Du, wird der Weinſtock dieſes Jahr
Wohl Trauben bringen? Setzt er Augen an?
Ich habe nicht darauf geachtet, doch
Ich wüßt' es gern! Wie ſieht's am Himmel aus?
Die alte Wirthſchaft noch mit Sonn und Mond?
Jetzt iſt es Nacht. Kann man mit Sicherheit
Drauf bauen, daß es morgen wieder tagt?

Margaretha.

Gut' Nacht! Gut' Nacht!

Siegfried.

Steht Alles ſo wie ſonſt?
Zerriß der Faden nicht, der Gott und Welt
Zuſammen knüpft? Dreht ſich die Schöpfung nicht
In tollen Wirbeln, losgelaſſen, um?
Dann, Genoveva, komme Keiner mir,
Der Dich entſchuldige!

Golo
(ſtürzt, tief erſchüttert, auf die Knie).

Herr Graf, ich log!

Siegfried.

Du logſt? (Er reißt ſein Schwert heraus.) Steck' ein, denn eben hört' ich ja,
Daß Alles noch im Welt-All ſteht, wie ſonſt.
Die ſchnöde Sünde, welche ſie beging,
Schien kurz zuvor mir alles Frevels Maaß,
Doch gegen eine ſolche Lüge wär'
Sie ſchuldlos, wie ein neugebornes Kind.
Nein, Golo, wenn Du Dich verklagen willſt,
So halte Dich im Menſchlich-Möglichen,
Dann helf' ich Dir vielleicht mit meinem Schwert
Aus dieſem Leben mitleidvoll heraus.
Du logſt! Steh auf! (Er reicht ihm die Hand.) Du biſt ein Mann! (Er umarmt ihn.) Ein Freund!
Du hätteſt gern für dieſe letzte Nacht
Mit Deinem Leben einen letzten Traum
Von Liebe und von Treue mir erkauft.
Ich danke Dir, und muß ich auch mein Weib

Verloren geben, und mit ihr zugleich
Das ganze halbe menſchliche Geſchlecht;
Ich fand in Dir, in Deiner Männerbruſt,
Zu dieſer Stunde, was mich tröſten wird,
Und was mich jetzt ſchon vor Verzweiflung ſchützt.

Golo
(kaum hörbar).

Ich log.

Siegfried.

Ich bitt' Dich: ſag's nicht noch einmal!
Ein Menſch iſt ſchwach, und was ein Weib vermag,
Das weißt Du nicht, Du haſt noch nicht geliebt.
Blindwüthend gegen beſſeres Gefühl,
Könnt' ich Dich niederhauen in den Sand,
Und gleich in's ferne Land zurück dann ziehn,
Um niemals zu erfahren, ob mein Weib
Die Sünderin, ob Du der Lügner warſt.
(Er ſetzt ſich nieder und legt ſeinen Kopf in die Hände.)

Margaretha
(zu Golo).

Brav. Eins — Zwei — Drei! Drei? Nun ich
denk', nur zwei.
Den Einen dingt Ihr ab. Mein alter Kopf
Und Katharinas Kopf ſind wohl genug.
Ich log! Zum dritten Mal! Nur fügt hinzu:
Ich log den andern Beiden nach. Verſchweigt,
Warum wir logen, ſagt, es ſei aus Haß
Der Unſchuld, ſei aus Tugend-Neid geſchehn.
Dies wär', was mich betrifft, nicht einmal falſch.

Erzähle ich das Ding auch, wie es war,
Ihr ſtraft mich Lügen. Schwöre ich — was hilft's?
Ich bin ein Weib, Ihr ſeid ein Mann, ein Freund!
Und, daß Ihr Euren Abſchen am Verrath
Recht gründlich darthut, ſchlagt Ihr mir zuerſt
Das Haupt herunter, Eurer Mutter dann.
Was Mutter! Eure Mutter iſt's ja nicht!
Sie hatte keine Pflicht, that, was ſie that,
Aus Liebe nur und aus Barmherzigkeit.
Wohlan! So gebt denn jetzt ihr den Beweis,
Worin ein Fremdling und ein echter Sohn
Sich unterſcheiden. Ei! Ein altes Weib
Und eine ſchöne Frau — wer ſchwankte noch?
Nur zu! Ich log! Doch glaubt nicht, daß der Graf,
Wie Euch, auch uns verzeihen wird und kann.
Ihr wißt noch gar nicht Alles, was geſchah,
Als Ihr bewußtlos-krank darnieder lagt,
Was, als ſie kreiſend ihrem nahen Tod
Entgegen ſah, die Gräfin von uns litt.
Erfährt das ihr Gemal, ſo giebt er uns
Zu einem Vaterunſer nicht die Friſt.
Mir gleich! Ich betete ja dennoch keins.

Golo.

Ho! Ho! Mein Widerruf bewirkte Nichts,
Als daß er mir's nur um ſo feſter glaubt.
Nur darum, denk' ich, ließ die Höll' ihn zu!

Margaretha.

War's ſo gemeint?

Golo.

O nein! Es kam nur ſo!

Siegfried

(ſteht auf).

Mein innres Auge thut mir nicht den Dienſt!
Die Nacht hält feſt was ſie gebar. Kein Bild,
Wie ich es brauche, ſtellt ſich meinem Geiſt.
Ich ſeh' ſie lächeln, weinen ſeh' ich ſie,
Ich ſeh' die Engel, zart, wie Morgenroth,
Die ihre Thränen trinken, was den Tag
Sie ſchauen ließ, das Alles ſchau' ich auch,
Doch Nichts von dem, was ſie im Finſtern trieb.
O Golo, mal' mir ſolch ein Bild, daß ich,
Die Schmach erblickend, meiner Männerpflicht
Genüge und ſie räche.

Golo.

Könntet Ihr —

Siegfried.

Ich weiß nicht, was ich kann, nur, was ich muß!
Kann ſein, daß ich, wenn ich's nun that, es ſchwach
Bereue, daß mein ganzes Leben dann
In Selbſthaß ſich und Selbſt-Verachtung theilt.
Kann ſein — Was frag' ich! Wenn ein Pfaff Dir ſagt,
Du ſollſt verzeihen, was den Gott in Dir
Ermordet und Dein Eingeweid' zerreißt,
Dann lache ihn nicht aus, doch folg' ihm nicht!
Nur Einer darf vergeben, Er allein,
Der, unbegriffen nah und fern zugleich,

Von Nichts verklärt wird und von Nichts beſchmutzt.
Was Dich betrifft, ſo halt' Dich rein. Dies iſt
Das Erſte der Gebote, und ein Mann
Erfüllt es ſo, als wär's das Einzige.
Was ihn auch treffe — immer muß der Kraft
So viel ihm übrig bleiben, als er braucht,
Um dem Geſchlecht in ſich genug zu thun.
Ich will das Beil ſein, das ein ſündig Haupt
Vom Rumpfe trennt, und das der Blutfleck dann
Im Winkel, wo es roſtet, ſtill verzehrt.
Doch, ich bin hier, um — Alte, auf ein Wort!

Margaretha.

Mein edler Herr?

Siegfried.

                    Du ſchlägſt im Buch der Zeit
Die Blätter, ſagſt Du, um und wieder um,
Du ſcharreſt Frevel, heimlich beigeſetzt,
Aus der vergangnen Tage Gruft hervor
Und ſtellſt ſie vor des Richters Angeſicht?

Margaretha.

Ich habe einen Spiegel, das iſt wahr,
In dem man dies und das erblicken kann.
Ein theures Stück! ich wollt', ich hätt' ihn nicht.
Ich ſelber ſah noch nie hinein, mich plagt
Die Neugier ſelten, edlen Herren ſteht
Er zwar zu Dienſten, doch, mir wär es lieb,
Wenn Keiner käme, denn entweder ſeh'n
Sie das, was Niemand gern ſieht, oder Nichts.

Siegfried.

Sprich, weißt Du, wer ich bin?

Margaretha.

Ihr ſeid ein Mann,
Den Keiner zu belügen wagen wird,
Die Blinden, das verſteht ſich, nehm' ich aus.
Hier Euer Freund hat Augen, wie ich ſeh,
Und dennoch mein' ich, wenn man Einem traut,
So traut man Einem mehr ſchon, als man ſoll.
(Zu Golo.) Verzeiht mir das!

Siegfried.

Laßt Eure Reden jetzt
Und zeigt in Eurem Spiegel mir mein Weib
Und was ſie vor neun Monden that.

Margaretha.

Ja, ſeht:
Ich weis nur ſo viel, als der Teufel weiß.
Das merkt Euch wohl. Ob Eure edle Frau
Zur rechten Zeit zur Beichte ging, ob ſie
Almoſen gab und Pilger kleidete,
Von dieſem Allem zeigt der Spiegel Nichts.
Doch, ob ſie etwa unerlaubt geküßt,
Ob ſie — das, wenn es anders möglich wär',
Das könntet Ihr in meinem Spiegel ſchau'n.
Doch, was man immer Euch berichtete —
Ich merk' es wohl, Ihr ſeid ergrimmt auf ſie —
Es iſt erlogen! (Zu Golo.) Nichts für ungut, Herr,

Ihr könnt ja ſelbſt belogen ſein! (Zu Siegfried.) Ein Weib,
Das einen Mann beſitzt, wie Ihr — ich will
Nicht ſchmeicheln — alte Frauen kleidet's ſchlecht —
Ein ſolches Weib iſt treu, ſie fände ja
Den Zweiten kaum, der ihrem Gatten gleicht,
Und nie den Dritten, der ihn übertrifft.
Sie muß ja treu ſein. Denn hinunter ſteigt
Doch Keiner, der ſich auf der Höhe ſieht.
Euch laß ich gern in meinen Spiegel ſchau'n,
Nur bitt' ich, ſchlagt mir, wenn Ihr Nichts erblickt,
Ihn nicht entzwei und ſcheltet nicht die Kunſt.

Siegfried.

Hör' auf!

Margaretha.

Das heißt: fang' an! Ich bin bereit!
Doch, die Bedingung! Denkt jetzt nicht an Ihn,
Der einſt die Welt erſchuf und ſie erhält.
Denkt nur an Ihn, vor dem ſeit Anbeginn
Sie bebt, und oft im Krampf zuſammen zuckt,
Wenn er ihr Innerſtes mit Krallen packt.

(Sie beſchreibt einen weiten Kreis, in den ſie Siegfried und Golo hinein nothigt. Dann reckt ſie die Hand gen Himmel und ſpricht mit dumpfer Feierlichkeit:)

Du, dem Der zittert, welcher mich beherrſcht,
Ich weiſe Dich heraus aus dieſem Kreis!
Ihr Segenshauche menſchlichen Gebets,
Die ihr vielleicht hier ſchwebt, euch blaſ' ich fort!
Du Schaffend-Zeugendes, das regſam ſtill
In Lüften ſchwimmt, verirr' Dich nicht hieher!

(Lange Pauſe.)

Nun ſind wir einſam. Doch nicht lange mehr.
(Sie ſenkt den Arm, ſtreckt die Hand gegen die Erde aus und ſpricht beſchwörend.)
Du Zweiter, der dem Erſten Leiber macht,
Und in den Leibern ſeine Geiſter fängt;
Du Heimlichſter, der alles Werdende
Im Ei beſchleicht, und alles Blut verdirbt,
Dich ruf' ich auf! Verdopple mir dereinſt
Die Höllenqual, nur ſei mir heut zu Dienſt!
(Sie reißt den, den Spiegel verhüllenden Flor herunter; wild mit lebhaften Geberden, im leidenſchaftlichen Ton:)
Beim Wort der Worte, das zum Sieger den,
Zum ew'gen Sieger krönt, der allererſt
Es findet, und den Andern rufend ſtürzt:
Bei allem Böſen, das noch werden ſoll,
Zeig' mir ſogleich das Böſe, das ſchon war
Und (Leiſe.) zeig' auch das was nie geweſen iſt!
(Vor dem Spiegel hüpft eine Flamme auf, die ſogleich wieder verliſcht. Margaretha ergreift Siegfried beim Arm und führt ihn zum Spiegel.)

Siegfried
(ſchaut hinein).
Das iſt ſie. Ja!

Margaretha
(tanzt).

Golo
(zu Margaretha).
Du raſeſt. Höre mich!

Margaretha.
Wer kann! Mich treibt's! Der Teufel fand das Wort!
Victoria in alle Ewigkeit!

Denn Bös iſt Gut und Gut iſt Bös. Tanz' mit!
Ich gönn' es Dir. Ich denk' man läßt Dich zu!
Du biſt ein Findling. Weißt Du's ganz gewiß,
Daß Du nicht Deinen Vater ſchon erſchlugſt?
(Sie tanzt immer fort.)

Siegfried
(vor dem Spiegel).
Sie blickt in ſtiller Sehnſucht vor ſich hin.
Gilt's mir? Gilt's Dir? Unartig Glas, Du zeigſt
Mir hie und da auf meinem Haupt zugleich
Ein graues Haar.

Golo.
Mich ſchaudert's, wie noch nie.
Ein Käfer, ſchwirrend, flog zum Kreis hinein.
Todt fiel er hin, als fehlt' es hier an Luft.

Margaretha
(tanzend, in höchſter Ekſtaſe).
Sprich's aus! Sprich's aus! Schon lange horch' ich auf!
Was ſäumſt Du? (Zu Golo.) Kannſt Du beten? Bete doch!
(Sie fällt um.)

Siegfried
(vor dem Spiegel).
Was? Habt Ihr keine Augen, ſchöne Frau?
Burſch, Du biſt keck! Ein Kuß auf ihre Hand!
Ich küß' die Hand nicht wieder. Seid Ihr ſtumm,
Daß Ihr nicht ſcheltet, Genoveva? Ha!
Du neigſt Dich auf ihn nieder? Wie er grinſ't!
Sie — o Verfluchte! Er wird roth, ſie nicht!
Nun, das iſt deutlich! Merkt Er's nicht, mein Freund?

Er ſieht ſich um. Weshalb? Ich bin im Krieg!
Jetzt wieder ſolch ein Engels-Angeſicht?
Recht, Blattern-Drago, recht! Nun machſt Du's recht!

Margaretha
(hat ſich inzwiſchen wieder erhoben und ſich hinter Siegfried geſtellt).
Ich gratulir' Euch herzlich, edler Herr!
Ihr kukt umſonſt. Grüßt Eure Frau von mir!
(Sie ſieht ihm über die Schulter.)
Was ſeh' ich!

Siegfried
(tritt vor ſie).
Solch ein Burſche!

Margaretha.
Ja, das iſt
Der Kaiſer nicht!

Siegfried
(wüthend).
Und wär's der Kaiſer auch —

Margaretha.
Nun, dann bezahlte ſie den Fehltritt Euch
Mit einem Prinzen, und das wär' genug!
Wie ſteht's denn nun? (Sie ſieht ihm wieder über die Schulter.)
Hinweg!

Siegfried
(tritt in ſtarrer Wuth vom Spiegel zurück).
Der Teufel hat
Es angeſtiftet. Gern vergeb' ich's ihm.
Der Teufel iſt's ja auch, der mir's verräth!

Margaretha.
In Eurem Antlitz leſ' ich nicht das Wort,

Das, ſpricht der Menſch es aus, zum Gott ihn macht.
Du armes Weib! Wer weiß! der Teufel iſt
Der Mann der Wahrheit nicht. Ich prüfe ihn
Und riegle der Zukunft Pforten auf!
(Kurze, ſtumme Beſchwörung, dann blickt ſie in den Kriſtall.)
Kriſtall! Verfluchter! Dich zerſchlag' ich noch!
Du zeigſt die ſchöne Frau mir ohne Kopf!
Was? Gleich den ganzen Kopf herunter hau'n,
Bloß, weil der Mund ein wenig ſündigte?
Was thaten denn die Augen, und was that
Der ſchlanke weiße Hals, den man zerſchnitt!
(Zu Siegfried.)
Macht ihn zum Lügner, Herr! Die Zukunft hängt
Von Euch allein in dieſem Fall ja ab!
Und wird die Zukunft anders, als er ſie
Gezeigt, was iſt dann die Vergangenheit?
(Sie raſ't, von der dämoniſchen Gewalt ergriffen, umher.)
Die Fenſter auf! Die Thüren auf! Hinaus!
Mich hebt's! Mich trägt's! Wohin? Ich fliege fort!
(Sie blickt in den Spiegel; ſtatt ihres Bildes grinſ't ihr eine Teufels-Larve entgegen.)
Weh! Weh!
Das iſt ja nicht mein Bild! Das iſt er ſelbſt!
Heraus! Heraus! Mein Leib iſt nicht Dein Haus!
(Sie ſchlägt ſich.)
Ich thu' mir weh, damit Du's fühlſt, und weichſt!
(Sie ſchaut wieder hinein.)
Der Teufel! Noch der Teufel! O! O! O!
(Sie fällt leblos zu Boden; alle Lichter erlöſchen; von Margaretha geht ein rothes Leuchten aus.)

Golo

(will reden und kann nicht).

Siegfried

(hat von Allem nichts bemerkt; ſchnallt ſein Schwert ab und geht auf Golo zu).

Nimm dies mein Schwert. Gib mir das Deinige.
Du weißt, wozu!

Golo.

Herr!

Siegfried.

Todten ſollſt Du ſie,
Und wiederruf' ich den Befehl, mich ſelbſt.
Mein ſchnellſtes Roß, geſattelt und gezäumt,
Steht ſchon bereit. Beſteig's und reite gut!
Eilt' ich Dir nach, und holte ich Dich ein —
Ich hoffe, daß es nicht geſchehen wird —
Dann zieh! — Du ſchweigſt! Bei meinem Zorn! —
Dann zieh',
Und haue, eh' das Wort, das mich entehrt,
Der Lippe noch entflieht, mich in den Sand.

Golo.

Das Kind —

Siegfried.

Des Drago Baſtard? Frägſt Du noch?
Und hätt' ich ſelbſt von ihr ein Kind — hinab!
Der Sohn, damit er nicht betrogen wird,
Die Tochter, daß ſie nicht betrügen kann!
Ihr Quellen der Natur! Ich kann Euch nicht
Verſtopfen! (Zu Golo.) Nimm den Siegelring! Doch auch

Auf mich iſt mitgerechnet! Alter Ahn,
Vergib, in mir erliſcht Dein Nam' und Stamm!

Margaretha

(ſchüttelt ſich; ſie will ſich erheben, aber ſie fällt wieder zurück, ſie will reden und kann nicht).

Siegfried

(zu Golo).

Du biſt noch da? Fort, ſag' ich, Knecht. Verzeih!

Golo.

Ich werde thun, was Euch gefallen wird.

Siegfried.

Zehn Worte ſind zehn Todesſünden! Fort!

Golo

(ab).

Siegfried.

Teufel, merk' auf! Stellſt Du den Drago mir
Auf eine kleine halbe Stunde nur
In Fleiſch und Blut leibhaftig wieder her,
Daß ich — mich ſelbſt verſchreib' ich Dir dafür
Mit Leib und Seel' und ding' kein Haar Dir ab!
Mit Zähnen aus dem Grabe könnt' ich ihn —
Warum? War Er's nicht, war's ein Anderer!
Schlaf, Burſche, ſchlaf'! Wohin die Schlechteſte
Sich kaum zuletzt verirrt, da fing ſie an,
Ganz unten; tiefer ſank noch nie ein Weib!
Und daß ſie's trug, als ſie ihn wieder ſah,
Daß ſie ſich nicht mit ihrer eignen Hand
Erwürgte, als der ekle Rauſch entfloh!

Erbärmlich! Horch! Ein Roß! Das meine erſt?
Schnell, Golo, ſchnell! Die Peitſche reich' ich Dir!

(Ab.)

Margaretha

(erhebt ſich halb, und bleibt auf den Knieen liegen).

Verſtrickt! Erſtickt! Die Gurgel zugedrückt!
Ein Aderlaß! Ein Aderlaß!

(Sie beißt ſich eine Ader auf.)

Iſt's Blut,
Iſt's Feuer, was hervor ſpringt? Waſſer! Luft!
Noch lebe ich! Noch hab' ich drauf ein Recht!
Trink! athme! weil Du kannſt, denn bald iſt's aus!
Dann kommt's! Dann kommt's! Du armes Menſchenkind!
Von Flammen angezehrt! Nie aufgezehrt!
Die Ewigkeit hindurch! Die Ewigkeit!
Und ſelbſt im Auge nicht den Tropfen mehr,
Der Deine Wimper vor dem Gluthbrand ſchützt!
O, wär' ich noch einmal ein Kind! Ein Kind!
War ich denn wirklich einſt ein Kind? (Sie ſinkt.) Ein Kind!
Im Mutter Arm ein Kind! Und jetzt? O Gott!

(Ein Donnerſchlag. Der Geiſt des Drago ſteigt aus der Erde hervor.)

Margaretha

(ſpringt auf).

Wer ruft Dich, Geiſt?

Geiſt.

Mich ſendet Gott an Dich!

Margaretha.

Entweich! ich hör' ihn nicht!

Geiſt.

Du riefſt ihn an!
Und er gebietet Dir durch meinen Mund:
In ſieben Jahren, keinen Tag zu früh,
Und keinen Tag zu ſpät, erhebſt Du Dich,
Stellſt Dich dem Grafen Siegfried, mußt Du auch,
Eh Du ihn findeſt, hundert Meilen gehn,
Machſt ihn, an dem zumeiſt Du frevelteſt,
Zu Deinem zorn'gen Richter und bekennſt.
Du ſelbſt verklagſt Dich jeder Miſſethat,
Die, ſchauſt Du rückwärts, Dir entgegen grinſ't,
Du ſelber richteſt Dir den Holzſtoß auf,
Du ſelber ſchürſt ihn an und ſpringſt hinein!

Margaretha
(ſchaudernd, ſich am Tiſch lehnend).

Und — da — für?

Geiſt.

Dafür haſt Du keinen Dank!

Margaretha.

Das lügſt Du, denn Du biſt ergrimmt auf mich!

Geiſt.

Ich kenne die nicht mehr, die gegen mich
Geſündigt, die nur, die ich ſelbſt gekränkt.
Wohl mir, wenn mir was zu vergeben blieb!

Margaretha.

Gehorchend trotz' ich. Ja, ich will's geſtehn,
Doch nicht nach ſieben Jahren, morgen ſchon,

Damit Er, der mich zwingt, zum Lügner wird.
Warum auch nicht? Schon morgen iſt's zu ſpät,
Um ſie zu retten, aber nicht zu früh,
Auch ihm in's Herz zu ſetzen einen Wurm.
Kenn' ich ihn recht, ſo ſtürzt er, eh er ſich
Noch an mir rächen kann, ſchon leblos hin,
Und machte er den Henker auch an mir,
Was thut's? Ein Feuer wird mir dann erſpart.

Geiſt.

Die Zeit iſt um, wo der befleckte Ball
Der Erde neu entſündigt werden muß,
Wenn nicht der Donner aus der Hand des Herrn,
Die ſchon ſich hob, zermalmend fallen ſoll.
Er that im Anbeginn den Gnadenſchwur,
Daß er das arme menſchliche Geſchlecht
Nie tilgen will, wenn alle tauſend Jahr
Auch nur ein Einziger vor ihm beſteht.
Auf Genoveva ſchaut ſein Auge jetzt
Herab, und ſieht die Andern alle nicht;
In ſieben langen, langen Jahren wird
Sie dulden, was ein Menſch nur dulden kann.
Ich ſeh's mit Schaudern, und ich ſah doch auch
Von fern die Krone ſchon, die ihrer harrt.
Dann endlich iſt die Zeit der Prüfung aus,
Still geht ſie ein zur ew'gen Herrlichkeit,
Und ein Gefühl erneuter Zuverſicht
Durchdringt belebend jede Menſchenbruſt.

Du aber reinigſt ihr beflecktes Bild,
Damit die Welt die neue Heilige
Erkennt und preiſ't, zu der ſie beten ſoll.
Nicht früher thuſt Du's, ſpäter thuſt Du's nicht!
Eröffneſt Du aufrühreriſch den Mund
Vor dem beſtimmten Tag, ſo wirſt Du ſtumm,
Und lahm, wenn Du durch Zeichen reden willſt!

Margaretha.

Stumm! Lahm! Dann tödt' ich mich!

Geiſt.

Verſuch' es nicht!
In Flammen wirſt Du Salamander ſein!
Im Waſſer Fiſch! Im Schooß der Erde Wurm!
Und gegen Stahl und Eiſen, wie von Stein!
Ein Andrer kommt. Ich geh!
(Der Geiſt ſinkt in die Erde.)

Margaretha
(lacht).

Noch ſieben Jahr!
Triumph! Auf, Heil'ge, in den Kampf mit mir!
Schaut Er auf Dich — er ſoll auch ſchau'n auf mich!
(Gegen die Erde.)
Du! Du! Verſchwende Nichts! Zieh Dich zurück
Aus Allen, welche Dein ſind, außer mir,
Und mach' aus mir der Hölle Mittelpunct,
Den einz'gen Schlund, wodurch Du Feuer ſpeiſt!
Laß' all Dein Denken gehn durch mein Gehirn,
Laß', was geſchehen ſoll, durch mich geſchehn,

Und ſpare Nichts mehr für die Zukunft auf,
Daß Er, der Sie und Mich betrachtend wägt,
Die Wage von ſich ſchleudert, und zugleich
Den Blitz, der mehr, als eine Welt, vertilgt.
(Sie ſteht hoch aufgerichtet da. Flammen zucken und beleuchten ſie.)

Fünfter Act.

(Es iſt früher Morgen. Halle im Schloß. Golo tritt mit Hans und Balthaſar auf. Er trägt Mantel und Sporen.)

Erſte Scene.

Golo

(zieht Siegfried's Siegelring ab).

Kennt Ihr den Ring?

Balthaſar.

Es iſt des Grafen Ring!

Golo.

Kennt Ihr das Schwert?

Balthaſar.

Es iſt des Grafen Schwert!

Golo.

So wißt: das Schwert hier hat er mir gereicht,
Daß es durchhacke ſeines Weibes Hals.
Den Ring, damit an ſeines Willens Ernſt
Nicht Vorwitz oder Mitleid zweifeln kann.

Balthaſar.

Klug that er dran.

Golo.

Euch Beide frag' ich nun,
Ob Ihr die That an ihr vollſtrecken wollt.

Balthaſar.

Wir?

Golo.

Seid Ihr Memmen, daß Ihr um das Ja
Erſt mit Euch kämpfen müßt? Dann rath' ich! geht
Und ſcheert im Stillen Eure Bärter ab,
Die waren Schuld, daß ich ſo lange Euch
Für Männer hielt.

Balthaſar.

Warum thut Ihr's nicht ſelbſt?

Golo.

Ich bin der Richter, doch der Henker nicht,
Und wollt' Euch ehren. Hans, was ſagſt denn Du?

Hans.

Ich bin bereit!

Balthaſar.

Biſt Du's? Dann bin ich's auch!

Golo.

Wohlan denn!

Hans

(halb für ſich).

Iſt ſie doch die Erſte nicht!

Balthaſar.

Das wußt' ich längſt!

Hans.

Du lügſt!

Balthaſar.

Du thäteſt wohl,
Allein zu ſchlafen! Elſe!

Hans.

Balthaſar!

Golo.

Was thut's denn, Hans?

Hans.

Wenn es Nichts thut, ſo kann
Ich's beichten!

Golo.

Nun?

Hans.

Ich tödtete ein Weib,
Das, als ich warb, mich höhnend von ſich wies.
Noch ſehe ich des Schädels grauſen Spalt,
Die ſtarren Augen, und die Hand, die ſie,
Bevor ſie hinſank, ballte.

Balthaſar.

Böſewicht!

Golo

(zornig).

Was wetteſt Du, Dir will ich von Dir ſelbſt
Ein Stück erzählen!

Balthaſar.

Höchſtens einen Griff
In eine fremde Truhe!

Golo.

Allerdings!
In die des Grafen! Aus dem eignen Sack
Erſetzt' ich, was Du ſtahlſt, damit ich Dich
Nicht hängen laſſen dürft' am nächſten Baum.
Schäm' Dich nur nicht, doch reich' dem Blutmann hier
Die Hand, wie ich. Ich wußte damals nicht,
Warum ich's that, jetzt aber weiß ich's wohl.
Ich hatte in das Edle mich verliebt,
Und nicht mit Worten bloß, mit Thaten auch
Kann man ſich ſchminken.

Balthaſar.

Nun, wenn Ihr es wißt,
So will ich's eingeſtehn. Doch glaubt nur nicht,
Daß ich mir eben viel daraus gemacht,
Wenn Ihr mich auch ertapptet. Konnt' ich dann
Auch nicht den Diebſtahl läugnen, hätt' ich doch
Durch eine Abſicht wundervoller Art
Ihn ſo vergoldet, daß Ihr ihn nicht bloß
Verziehen, nein, bewundert noch dabei.

Golo.

Das wäre viel.

Balthaſar.

Ich ſprach' den Tag zuvor

Bei'm Köhler ein, dem es ſo ſchlecht ergeht.
Heintz — ſagt' ich, als ich ging — merkt Euch mein Wort:
Um Euch zu helfen, thu' ich, was ich kaum
Vor Gott und meinem Herrn vertreten kann:
Da trug ich's ſchon im Sinn. Ergrifft Ihr mich,
So war's aus Schwachheit des Gemüths geſchehn,
Aus Mitleid mit dem Köhler, und der Mann
Hätt's mir bezeugt.

Golo.

Du biſt ein ganzer Schuft!
Zur Sache nun. In einer Viertelſtund'
Kommt Ihr zum Thurm hinab und pfeift. Sogleich
Werd' ich Euch öffnen, und die Sünderin
Euch übergeben, der ich unterdeß
Den Tod verkünden will.

Balthaſar.

Weiß ſie's noch nicht?

Golo.

Nein, doch. Ich ſteig' ja eben erſt vom Pferd.
Ihr nehmt ſie dann, ſammt ihrem Kind, und führt —

Hans.

Verzeiht — das Kind ſtirbt mit?

Golo.

Er will es ſo.

Hans

(zu Balthaſar).

Tödt' Du das Kind, ich tödte ſie dafür!

Balthaſar.

Wir loſen, denk' ich.

Golo.

Schweigt, und hört auf mich!
Ihr führt ſie in den Wald. Zur rechten Hand
Biegt Ihr vom Fußſteig ab und ſchreitet vor,
Bis Ihr an einen Quell gelangt —

Balthaſar.

Mir iſt
Der Platz bekannt, ich habe dort für ſie
Einſt einen Raſenſitz erhöht!

Golo.

Bei'm Quell
Macht Halt und — (Er hält ſchaudernd inne.)

Balthaſar
(macht die Bewegung des Kopfabhauens).

Golo.

Richtig, lieber Balthaſar!

Hans
(in Gedanken).

Das Kind!

Balthaſar.

Läßt man ſie beten?

Hans
(zornig).

Fragſt Du noch?

Golo.

Ein Vaterunſer!

Balthaſar.

Bis man hundert zählt?

Golo.

Ja wohl.

Balthaſar.

Die Leichen?

Golo.

Werden gleich verſcharrt!

Balthaſar.

Gut!

Golo.

Merkt Euch! Rechts bei'm Quell!

Hans.

Er kennt den Ort!

Golo.

(zu Balthaſar).

Noch Eins! Der Graf, als ich aus Straßburg ritt,
Rief dies mir nach: ich folg' Dir, eh' Du's denkſt,
Und treff' ich ſie zu Haus noch lebend an,
So hau' ich Dich in Stücke, wie ſie ſelbſt.
Wollt' man dem Weib auch gnädig ſein, man darf's
Nicht wagen, denn es koſtete den Kopf.

Hans.

Ich hört' es ſelbſt. Wir wollen ihr das Haar
Abſchneiden, daß er den Gehorſam ſieht.

Balthaſar.

Man löſt wohl beſſer ihr die Augen aus.

Hans.

Willſt Du es thun?

Balthaſar.

Sobald ſie todt iſt: Ja!

Golo.

Auf Eins bin ich begierig.

Hans.

Und auf was?

Golo.

Ob ſie in ihres Kerkers Dunkelheit
Nicht eine gift'ge Fabel gegen mich
Erſonnen hat, die mich verdächtig macht?

Hans.

Wie könnte ſie?

Golo.

Du zweifelſt doch wohl nicht,
Daß ſie mich haſſen muß? Wer war es denn,
Der auf die Spur ihr kam, der ſie verklagt?
Der, als ſie Alles, Herz und Hand ihm bot
Für einen einz'gen Schuß, aus dem Gebüſch
Zu thun auf den heimkehrenden Gemal,
Verachtend ihr den Rücken zugewandt?

Hans.

War ſie ſo ſchlecht? Bei allen Teufeln denn,
Der thut was Gutes, der ſie nieder ſticht.

Golo.

Hans, wetteſt Du? Du wirſt der Erſte ſein,
Der ihr die Fabel glaubt!

Hans.

Um Haut und Haar,
Um's Wamms!

Golo.

Wohlan, um's Wamms. Kehrſt Du zurück
Und haſt nicht einen Augenblick geſchwankt,
So iſt mein Treſſenrock, mein neuer, Dein.
Doch, wenn Du kindiſch wirſt, zieht Balthaſar
Das Wamms Dir ab und nimmt's. Ich ſchenk' es ihm.
In einer Viertelſtunde!

Hans und **Balthaſar**
(abgehend).

Gut, bei'm Thurm!

Golo
(zieht eine Schreibtafel hervor, reißt ein Blatt heraus und ſchreibt mit Unterbrechungen).

Weißt Du gewiß, daß es Dein Ernſt nicht iſt?
Daß Du, ſobald es noth thut, aus dem Buſch
Hervor trittſt, ihr dies Blatt reichſt, und Dich ſelbſt
An Ihrer Statt dem Rächer-Eiſen beutſt?
Beſinne Dich, und trau' Dir nicht zu viel!

(Er ſchreibt.)

Wie, wenn's Dich, wie ein Wahnſinns-Wirbel packt,
Wenn Du dem Mörder darum nur das Schwert,
Sobald er's zückt, entreißeſt, um an ihr

Mit eigner Fauſt die Blutthat zu vollziehn?
Wenn's, wie belebt, in Deiner Hand ſich dreht,
Wenn's auf dem Weg zu Deinem Herzen ſich
Verirrt, und ſich den Weg zu ihrem bahnt?
Je ſchrecklicher das iſt, je eher kann's
Geſchehn. In allen Sinnen drängt's. Gott zieht
Umſonſt den Faden an, der loſe noch
An's letzte Ende der Natur Dich knüpft,
Du denkſt: gleich bin ich frei! und hau'ſt ihn durch.

(Er ſchreibt.)

Da ſteht's! Und würd' ich nicht in ihrem Blut
Für Zeit und Ewigkeit zugleich mich ſeh'n?
So mit Entſetzen bis in's Innerſte
Die Seele tränken, ſo den kranken Geiſt
In's Grauſen bannen, daß der Lebensborn,
Einfrierend, ſtockte, des Bewußtſeins Kreis
Zerbräche, und das ſtarrende Gefühl
Jedweder Regung trotzte? daß die That,
Die ſo, wie keine mehr, zum Himmel auf
Um Rache ſchriee, vor der Rache ſelbſt
Mich ſchützte, weil ſie mich verſteinerte?
Ja, daß vielleicht das Unerhörte ſich
Begäbe, daß ich ſelbſt, das blut'ge Schwert
Erhebend, ſtumpf und unbewußt die Welt
Durchirrt' und früge, wer ihr Mörder ſei!

(Er faltet das Blatt und legt es in die Schreibtafel.)

Zweite Scene.

Katharina
(tritt auf).

Katharina.

Was wird denn nun?

Golo.

Bring' einen Becher Wein
Und ſolge mir damit zum Thurm!

Katharina.

O, ſprich!

Golo.

Du hörſt, ich rüſte mich auf einen Trunk!
(Ab, Katharina folgt ihm.)

Dritte Scene.

(Thurm. Genoveva. In einer Niſche, in einige Kleider der Mutter gewickelt, das Kind. Ein Waſſerkrug.)

Genoveva.

Kalt! Kalt! Und draußen muß doch Sommer ſein!
Für mich iſt's nicht mehr Zeit, ſchon Ewigkeit!
Oft war mir's, wenn ich lag in dumpfem Schlaf,
Als hätt' ich Tod und Leben, Welt und Grab
Und alles Wandelbare hinter mir,
Als braucht' ich nur die Augen aufzuthun,
Um das zu ſchauen, was kein Menſch noch ſah.
Dann ſchrie mein Kind. O Gott!
(Sie legt ihren Kopf auf den Tiſch. Pauſe. Die Thür geht auf und Golo tritt ein. Ihm folgt Katharina mit einem Becher Wein, den ſie auf den Tiſch ſtellt.)

Golo
(zu Katharina).
Laß uns allein!

Katharina
(mit angſtvollen Geberden ab).

Genoveva
(bleibt in der vorigen Lage).

Golo
(tritt ihr näher).
Schlaft ihr? Erwacht! Ich komm von Eurem Herrn.

Genoveva.
Was bringt Ihr mir!

Golo.
Ein Richtſchwert! Seht!

Genoveva
(entſetzt).
Sein Schwert!
(Legt den Kopf auf den Tiſch).

Golo.
Wie dünkt Euch das?

Genoveva.
Still!

Golo.
Sprecht!

Genoveva.
Ich faß' es nicht!

Golo.
Was denkt Ihr über Drago's Nachtbeſuch?

Genoveva.
Nichts! Nichts! Was denkt Er?

Golo.
Was ein Jeder denkt.

Genoveva.
Und Jeder —

Golo.
Denkt, daß Ihr die Ehe bracht!

Genoveva.
Er hat mich ſo geſehn, wie Gott mich ſieht.
In dieſer Stunde fängt mein Elend an.

Golo.
In dieſer Stunde hört Dein Elend auf!

Genoveva
(kniet nieder).
Hier iſt mein Hals! Macht ſchnell! Ich will es nicht
Erleben, daß mein Herz ſich von ihm kehrt,
Und ach, ich fühl's, daß dies geſchehen kann.

Golo.
Wenn Ihr ſo muthig ſeid, daß Ihr den Tod
Erwählt — ich bin zu feig, dies ſchöne Haupt,
Das mir wie Sonn' und Mond und Sterne war,
An's Schwert zu liefern. Kommt, und flieht mit mir!

Genoveva.
Reiz' ich Euch noch? Dann hat die Kerkernacht
Mir ſelbſt den letzten armen Dienſt verſagt,
Des Leibes Schönheit, die zum Fluch mir ward,

Mir abzuſtreifen, wie ſie ſonſt doch thut.
O, ſeht mich an! Iſt's nicht ein Todtenkopf,
Der zu Euch redet? Ein Gerippe nicht,
Das fleiſchlos magre Arme grauſend hebt?
Mich ſelber müßt' ich haſſen, wär's nicht ſo.
Oft ſchrie mein Kind nach Nahrung, und umſonſt.
Wie? Hätt auch nur ein einz'ger Tropfen Bluts
Bei dieſem Schrei gezögert, in die Bruſt
Sich zu ergießen? Den verfluchte ich!

Golo.

Flieht! Flieht!

Genoveva

(ſieht ſcheu zu dem Kinde hinüber).

Heut iſt's ſo ſtill! ſo gräßlich ſtill!
Es ſchlief ſich doch nicht in den ew'gen Schlaf?
O Gott! Sieh eine Mutter gnädig an!
Sie bittet nicht um viel! Sie bittet nur
Um einen Schrei noch aus des Kindes Mund,
Um einen Schrei, der, wenn er auch ihr Herz
Zerreißt, ihr doch den Troſt gibt, daß es lebt.
Wer bat um weniger! Erhör' mich, Gott!

Golo.

Nehmt es und flieht mit mir!

Genoveva.

Mit Euch? O, nie!
Wenn mein Gemal Euch einen Auftrag gab,
So mahne ich Euch ſelbſt, ihn zu vollziehn.
Thut's! Aber thut's in dieſem Augenblick!

Leb' ich nicht mehr, ſo wird der Säugling hier
Im erſten Menſchen, welcher ihn erblickt,
Den Pfleger finden, und der Schlecht'ſte wird
Mehr für ihn thun, als ſeine Mutter kann.
Kommt! Tödtet mich! Es iſt ein gutes Werk!
Auf meines Kindes Koſten leb' ich jetzt,
Und leb' ich fort, ſo werd' ich's ſterben ſehn.
Denn, hülflos, wie ich bin, vertrete ich
Dem fremden Mitleid nur den Weg zu ihm!
(Sie tritt zu dem Kinde.)
Noch athmet's! Einen Kuß nur noch! Nein! Nein!
Es könnt' erwachen! Schlaf! Wie wird's ihm ſein
Beim' erſten Blick in dieſes Angeſicht!
Es iſt ſein Abbild! Glich es mir, wie ihm,
Ich hätte es nicht halb ſo ſehr geliebt.
(Sie küßt des Kindes Hand.)
Zum ew'gen Abſchied! Segen über Dich!
Und daß Du nie erfahreſt, wie ich ſtarb.

Golo.

Ich ſcheid' Euch nicht! Das Kind ſtirbt mit! Er will's!

Genoveva
(wild, faßt Golo bei der Hand).

Schau' her, und frag' Dich, ob Du's tödten kannſt!

Golo.

Der Henker iſt ein Mann, der Alles kann.
Ich aber bin der Henker nicht.

Genoveva
(fällt ihm zu Füßen).

Golo.

Die Welt
Iſt umgekehrt. Sie knie't. Sie knie't vor mir!

Genoveva.

Jetzt kann ich bitten.

Golo.

Kannſt Du küſſen auch?

Genoveva
(ſteht auf und verhüllt ihr Angeſicht).

Golo.

Noch einen Pfeil.
(Er tritt vor ſie hin und zieht den Siegelring ab.)
Iſt Euch der Ring bekannt?

Genoveva
(nickt).

Golo.

So wißt Ihr, daß er Giſt enthält. Wohlan!
(Er öffnet die inwendige Kapſel des Ringes und ſchüttet das Giſt in den Becher; dann nimmt er das gefaltete Blatt aus der Schreibtafel.)
Reicht mir den Wein! So geb' ich Euch dies Blatt!

Genoveva.

Dies Blatt?

Golo.

Leſ't! (Er reicht ihr das Blatt.)

Genoveva.

Meine Augen ſind ſo trüb!
Es iſt ein Brief!

Golo.

An Siegfried, meinen Herrn!

Genoveva

(lieſt ſtill, gibt aber ihre Ueberraſchung und ihr Entſetzen durch Geberden zu erkennen.)

Genoveva

(nachdem ſie geleſen.)

Entſetzlich! All dies hättet Ihr gethan?

Golo

(nimmt den Brief wieder.)

Ich ſag' nicht Ja, nicht Nein. Glaubt, was Ihr könnt.
Thut, was Ihr müßt. Ob's wahr iſt, oder nicht,
Euch rettet es. Mich dürſtet. Reicht den Wein!

Genoveva

(betend.)

Führ' mich nicht in Verſuchung, Herr, mein Gott!

Golo

(für ſich.)

Man trifft ſie, wie man eine Saite trifft!
Die Antwort iſt ein wunderbarer Ton!
Durch's Foltern war ſie immer ſchöner noch,
Vielleicht iſt ſie am ſchönſten, wenn ſie ſtirbt.
(Man hört pfeifen.)
Entſcheidet Euch! Die Mörder ſtehn bereit.

Genoveva

(ergreift den Becher und gießt ihn mit einem Blick auf Golo aus.)

Golo

(geht auf die Thür zu; mit erhobener Stimme.)

Auf ſolche Thaten folgt ein ſolcher Lohn!

Genoveva.

Menſch!

Golo
(öffnet die Thür).
Ehrenwerthe Männer, tretet ein!

Vierte Scene.

(Hans und Balthaſar treten ein, Balthaſar mit einem Grabſcheit.)

Hans
(auf's Wamms deutend).
Seht Ihr die Silberknöpfe?

Golo.
Nun, was ſoll's?

Hans.
Mich kränkte Eure Rede von vorhin,
Drum warf ich raſch mich in mein Sonntags Wamms.
Dies möge Euch beweiſen, daß Ihr Euch
Auf mich verlaſſen könnt.

Balthaſar.
Wenn ſie ihn rührt,
So ſieht er raſch von ihr auf ſeinen Rock.

Golo
(zeigt auf's Grabſcheit).
Was ſoll denn das?

Balthaſar.
Wer ſich die Nägel putzt,
Der wühlt mit Händen keine Gräber auf!

Golo.
Seid Ihr bereit, den richterlichen Spruch

An Genoveva, wegen Ehebruchs
Zum Tod verurtheilt, ehrlich zu vollziehn?

Balthaſar.

Wir ſind's.

Hans.

Ja wohl. Und um ſo eher zwar,
Als wir mit Augen faſt die Sünde ſahn.

Golo.

Und wollt Ihr an dem Kind thun wie an ihr?

Balthaſar.

Eins iſt nicht ſchwerer, als das Andere,
Es iſt daſſelbe Blut.

Golo
(zu Genoveva).

Ich frage Euch:
Sind dieſe Männer, die ich auserkor,
Euch wegen Uebertretung des Gebots,
Das Luſt verbeut, zu ſtrafen, Euch genehm?

Genoveva
(ſchweigt).

Golo.

Ihr ſagt nicht Nein? Das iſt ein ſtummes Ja.
Ich füg' hier Alles, wie's der Herr gebot.
(Zu Hans.) Zu ganz beſonderer Genugthuung
Soll dieſes hochnothpeinliche Gericht
Vollzogen werden durch ſein eignes Schwert.
Nimm's hin! Und trag' es, wie's dem Knecht gebührt.

Hans
(nimmt das Schwert unter den Arm.)

Genoveva.
Nehmt doch ein andres Schwert! Wenn Nichts ihn reut,
So reut ihn dies!

Golo.
Es geht nicht. Er befahl's.
Nehmt Euer Kind!

Genoveva
(außer ſich.)
Ihr Leute!

Golo.
Hans, merk' auf!

Hans
(zu Genoveva.)
An jenem Abend waren wir nicht blind,
Nur deshalb ſind wir heute Morgen taub!

Golo.
Nimm Du das Kind!

Genoveva
(ſtürzt auf das Kind zu und nimmt es.)
Ich ſag' Euch, rührt's nicht an!
Sonſt werd' ich das thun, was die Löwin thut!

Hans.
Es lächelt!

Balthaſar.
Iſt's ein Mägdlein, oder iſt's
Ein Knabe?

Golo.

Fort! Ihr wißt doch noch? Bei'm Quell!

Hans.

Links.

Golo.

Rechts! Zum Teufel, rechts!

Hans.

Er weiß den Platz!

Balthaſar.

Kaum, daß ſie gehen kann!

Golo.

Bei'm Quell!

Balthaſar.

Ja! Ja!

(Hans, Balthaſar, Genoveva und das Kind ab.)

Golo

(lacht, dann ergreift er den Waſſerkrug.)

Golo.

Sie hat hier Ueberfluß gehabt. Da ſteht
Noch Waſſer. Sie und Er! Mein letzter Trunk!
Ich knirſche. Dennoch trink' ich!

(Er trinkt, dann zerſchmettert er den Krug.)

Geiſt der Welt!
Mach's jetzt mit mir, wie ich mit dieſem Thon!
Nun auf! Zum Forſt! (Er will ab.)

Fünfte Scene.

Katharina

(wirft ſich ihm in den Weg.)

O Golo!

Golo.
Laß' mich los!

Katharina.
Gnad! Gnad!

Golo.
Für wen?

Katharina.
Für Dich! für mich! für ſie!

Golo.
Halt mich nicht auf!

Katharina.
Wohin ſo ſchnell?

Golo.
Zum Wald!

Katharina.
Was willſt Du dort?

Golo.
Ich — will ſie ſterben ſeh'n!

Katharina.
Unhold, die Höll' iſt heiß!

Golo.
Wie Liebesglut!

Katharina.
Beſteig' Dein Roß und jag' mit ihr davon.
Wenn ſie nicht will, ſo zwinge ſie.

Golo.
Leb' wohl!

Katharina.
Willſt Du's nicht thun?

Golo.
Gewiß nicht!

Katharina.
Sei verflucht!

Golo.
Nach Flüchen dürſte ich. Vielleicht zerreißt
Der Aar den Hans, der Bär den Balthaſar,
Der geiz'ge Wolf theilt ſeinen Raub mit ihr,
Die ſcheue Hindin kommt, und ſtillt ihr Kind.

Katharina.
Unſchuldig, wie ſie iſt, kann's wohl geſchehn!

Golo.
Meinſt Du das wirklich? Nun, da muß ich fort,
Daß ich die Hindin todte und den Wolf!
(Ab.)

Katharina.
Die den geboren hat, die wendet jetzt
Sich um im Grabe. Fliegt er doch zum Mord,
Wie nie ein Andrer, wenn in finſtrer Nacht
Ein Hülferuf erſcholl, zur Rettung flog.
O! O! Ich trag's nicht mehr. Wohin ich ſchau,
Da ſtiert es mich, als wär's mit Augen, an!
Was ſitzt dort in der Ecke? In der Thür,
Was iſt's, das mir den Ausgang wehrt? Durch! Durch!
Nicht links, nicht rechts geſehn! Zum Brunn hinab!
(Sie ſtürzt fort.)

Sechſte Scene.

(Tiefer Wald. Hans, Balthaſar, Genoveva mit dem Kinde. Hinter ihnen drein ſchleicht der tolle Klaus.)

Hans.

Hier ſchoß ich, däucht mir, eine Bache einſt!

Balthaſar.

Ein grauſam wilder Platz!

Hans.

Nun, überall
Iſt's wild in dieſem Walde. Endlos zieht
Er ſich hinunter, wer kein Jäger iſt
Und ſich hinein wagt, der verhungert leicht,
Eh er den Pfad trifft, der heraus ihn führt.
Ich fand einmal ein halbverfault Geripp
In einem Buſch, das war das Scheußlichſte,
Das ich noch jemals ſah, der Kopf von Fleiſch
Entblößt und doch an Stellen noch behaart,
Der Bauch von Schlangen wimmelnd, Groß und Klein
Zu einem Klump verflochten —

Balthaſar.

Schauderhaft!
Beſonders, wenn man denkt, daß dieſe hier
Bald einen gleichen Anblick bieten wird.
Erlaube mir — —

Hans.

Was willſt Du?

Balthaſar.

Nicht umſonſt
Hab' ich den Umweg bis hierher gemacht.
Ich wollte, da wir ihr ſo nahe ſind,
Zugleich doch nach der Bärengrube ſehn!

Hans.

Halb Part!

Balthaſar

(abgehend).

Für heute gelt' es!

Hans

(zu Genoveva).

Ruht Euch aus!

Genoveva

(ſetzt ſich auf einen Baumſtumpf).

Hans.

Sie iſt ſo ſtill, als wäre ſie ſchon todt.
Das dauert mich.

Klaus

(bringt dem Kinde eine Blume).

Da! Da!

Balthaſar

(kehrt zurück).

Nur weiter, Hans!
Nichts ſitzt im Loche, als ein Fuchs!

Hans.

Da hat
Der Bär ein Frühſtück, welcher nach ihm kommt.

Balthaſar
(zu Genoveva)
Steht auf!

Genoveva
(verſucht es)
Ich kann nicht mehr!

Hans.
Hier, oder dort,
Ich denke, es iſt Eins. Was quält man ſie!

Klaus
(deutet mit angſtvollen Geberden gen Himmel).
Au weh! au weh!

Balthaſar.
Was haſt Du wieder Narr?
(Er ſchaut in die Höhe.) Nun, das iſt grauſerlich genug!

Hans
(ſchaut gleichfalls auf).
Was iſt's?
Ich ſehe Nichts!

Balthaſar.
Tritt hieher. Nun?

Hans.
Daß Gott
Uns gnädig ſei!

Balthaſar.
Ich ſchau' nicht mehr hinauf.
Mir wird dabei gar ängſtiglich zu Muth!

Hans.
Die Sonne blickt die Erde zornig an.
Als ſähe ſie, was ſie nicht ſehen mag.

Balthaſar.
Schwarzroth! So lang' ich das ſeh', mord' ich nicht!

Hans
(bekreuzt ſich).
Ave Maria!

Balthaſar.
Welch ein Gräuel ſich
Denn wohl begibt?

Hans.
Vielleicht vergeht die Welt.

Balthaſar
(ergreift Hans bei'm Arm und führt ihn nach der andern Seite)
Was ſiehſt Du nun?

Hans.
Nichts!

Balthaſar.
Nun, ſo geht's mir auch,
Drum denke ich, wir machen's ab!

Hans.
Es muß
Ja doch geſchehn, und was es immer ſei,
Worauf dies Zeichen deutet, niemals wird's
Verkünden ſollen, daß der heil'ge Gott
Eins der Gebote von der Tafel ſtrich.
Drum, ehebrecheriſches Weib, fahr' wohl!

Balthaſar.
Fahr' wohl!

Klaus
(ſpricht nach).
Fahr' wohl!

Hans.
Ein Sturm erhebt ſich auch,
Die Eichen werfen Zweig' auf uns herab!

Balthaſar.
Mir fällt was ein. Ein Jeder hält die Hand,
So weit er kann, von Blut ſich rein. Der Graf
Schob's auf den Golo, der auf Dich und mich,
Und wir — was meinſt Du? ſchieben's auf den Klaus.
Der thut's und weiß doch ſelbſt nicht, was er thut,
Schläft ein, und weiß von Nichts, wenn er erwacht.

Hans.
Ein trefflicher Gedanke, wär's auch nur
Des Kindes wegen, denn das ſag' ich Dir:
Vor einem Mord der Unſchuld ſchaudert's mich.

Balthaſar.
Man zeigt dem Klaus den Fleck, wohin der Stoß
Zu richten iſt, an Kraft gebricht's ihm nicht,
Du weißt, er würgte neulich einen Wolf.
(Zu Genoveva).
Erhebt Euch jetzt! Wir ſind noch nicht am Ort.

Genoveva
(ſteht ſchweigend auf, ſie taumelt).

Hans
(unterſtützt ſie).
Du ſiehſt, ſie kann nicht weiter.

Balthaſar.

Wird uns das
Entſchuldigen?

Hans.

Wir gehn von hier zum Quell
Und bringen ihm die Augen und das Haar.
Unmöglichkeit iſt ſtets Entſchuldigung.
(Zu Genoveva.)
Habt Ihr noch einen Wunſch auf dieſer Welt,
So nennt ihn, wenn ich ihn erfüllen kann,
Soll es geſchehen. Darauf nehmt mein Wort.

Genoveva.

Verſchont dies arme Kind.

Hans.

Das geht nicht an.

Genoveva.

Wollt Ihr es ſchlachten, und mit Händen, roth
Von ſeinem Blut, das Weltgericht beſtehn?
Wenn Gott Euch fragt, was es geſündigt hat,
Was ſagt Ihr dann?

Balthaſar.

Wir ſagen: frag' nicht uns,
Frag' unſern Herrn!

Hans.

Von ſolchen Dingen ſchweigt.

Balthaſar.

Ich zähle jetzt bis Hundert, dann iſt's aus.
(Er fängt an, ein Grab aufzuwerfen, und zählt leiſe: Eins, zwei, drei u. ſ. w. Zuweilen hört man eine Zahl.)

Hans.

Habt Ihr nichts Andres auf dem Herzen noch?

Genoveva.

Wenn mein Gemal zurückkehrt, ſagt ihm dies,
Daß ich, wie hart er auch mit mir verfuhr,
Ihm Alles doch, bevor ich ſtarb, vergab.

Hans.

Weib, heuchelt nicht im letzten Augenblick,
Denn mich empört's. Ich ſah den Drago ſelbſt
In Eurem Schlafgemach. Was ſollt' er da?
Wollt Ihr dem Mann, an dem Ihr freveltet,
Vergebung bieten? Wahrlich, das iſt keck!
Knie't lieber hin, ſchlagt reuig Eure Bruſt
Und beichtet Euer ſchmähliches Vergehn,
Damit dies, wenn er's hört aus meinem Mund,
Ihn rührt und ihn bewegt, Euch zu verzeihn.

Genoveva.

Ich ſah den Drago erſt, als Ihr ihn ſaht!

Hans.

So!

Genoveva.

Golo, frevelhaft in mich entbrannt,
Und abgewieſen, wie es ſich geziemt,
Spann Ränke.

Hans.

Ei!

Genoveva.

Den alten frommen Knecht

Bethört' er, daß er in mein Schlafgemach
Sich ſchlich —

Hans
(barſch).
Wie konnt' er das?

Genoveva.
Das weiß ich nicht.

Hans.
Hm! Hm! Er hat's vorausgeſagt. (Zu Genoveva.) Ihr wollt
Das Blutwerk uns erleichtern.

Genoveva.
Wie?

Hans.
Ihr macht
Es, wie die Schlange. Wenn man ſie zertritt,
So ſticht ſie noch. Habt Dank! Ich bitt' Euch ſehr,
Erröthet, wenn Ihr könnt, und hört mich an.
Wenn Ihr den Drago gar nicht ſaht und ſpracht,
Wie könnt Ihr wiſſen, daß Herr Golo ihn
In Eu'r Gemach geſchickt, und wenn Ihr ihn
Geſprochen: warum fand man ihn verſteckt?

Genoveva.
Mir ſagt' es Golo ſelbſt.

Hans.
Sehr glaubhaft. Schweigt!

Balthaſar
(zählend).
Hundert!

Hans

(taſtet nach dem Kinde).

Gebt her!

Genoveva

(hält es feſt).

Erſt mich!

Hans.

Verſteht ſich. Gebt!

Genoveva

(drückt es an ſich).

Stoßt zu! und wenn ich falle, nehmt mir's ab!

Hans.

Klaus!

Klaus.

Ja!

Hans

(reicht ihm das Schwert).

Nimm!

Klaus.

Ja!

Hans.

Zieh!

Klaus

(thut es).

Ja!

Hans

(deutet auf Genovevas Bruſt).

Ziel!

Klaus.

Ja!

Hans
(mit einer Bewegung).
Stoß' zu!

Klaus
(ſtiert ihn an).

Hans
(heftig).
Stoß' zu! Stoß' zu! Wie ich auf's Wildſchwein!

Klaus.
Nein!

Hans
(greift nach dem Schwert).

Klaus
(hält es feſt und erhebt ſich in drohender Stellung).
Du ſollſt nicht tödten!

Hans.
Und was folgt darauf?

Klaus.
Du — ſollſt — — (Er ſtockt).

Hans.
Nicht Ehebrechen! (Zu Genoveva.) Merkt Euch das!
Gib. (Er will Klaus das Schwert entreißen.)

Klaus
(durchſtößt ihn).

Hans
(fallend).
Höll' und Teufel! (Er ſtirbt.)

Genoveva.
Ew'ger Gott, biſt Du's?

Klaus
(ſchwingt das Schwert über den Kopf und kehrt ſich gegen Balthaſar).

Balthaſar.
Du ſollſt nicht tödten, und Du tödteſt ſelbſt?

Klaus
(dringt wüthend auf Balthaſar ein).

Genoveva
(tritt zwiſchen Beide).
Halt ein! (Zu Balthaſar.) Ich rettete das Leben Euch —
Bringt Ihr mich um?

Balthaſar.
Hab' ich das Schwert? Ihr ſeht,
Ich kann des Grafen Auftrag nicht vollziehn.
Allein, was ſoll nun werden? Nimmermehr
Dürft Ihr in's Schloß zurück!

Genoveva.
O, nimmermehr!
Dort harret mein, was ſchlimmer iſt, als Tod.
Den Himmel rufe ich zum Zeugen auf:
Nicht, weil ich ſündigte, erleid' ich dies,
Ich leide es, weil ich der Sünde mich
Geweigert habe. Schaut auf dieſes Kind,
Und ſagt mir, wem es ähnlich iſt.

Balthaſar.
Dem Herrn!
Das hab' ich längſt bemerkt. Jedoch, was hilft's?
Unſchuldig oder nicht — mir gilt es gleich.

Erfährt der Golo, oder auch der Graf,
Daß ich Euch leben ließ, ſo koſtet's mir
Den Kopf!

Genoveva.

Ich ſchwör' Euch, daß ich niemals mich
Hier wieder blicken laſſen, ja mich ſelbſt
Des Namens abthun will, den ich geführt.
In dieſer öden Wildniß ſuch' ich mir
Die ödeſte der Höhlen auf, wohin
Sich ſelbſt des Jägers Dogge nie verirrt!
Um Wurzeln ſpreche ich die Erde an.
Den Trunk beut gütig mir ein frommer Quell,
Das Lager mach' ich mir aus Laub und Moos.

Balthaſar.

Ihr irrt Euch, Gräfin, das ertragt Ihr nicht!

Genoveva.

So hat der erſte Menſch gelebt, ſo wird
Der letzte nicht verderben.

Balthaſar.

Wenn Euch nun
Ein Wild zerreißt?

Genoveva.

Ich zittre nicht davor.
Gott lenkt den Trieb des Thieres, wie er will,
Doch nicht des Menſchen widerſpenſtig Herz.

Balthaſar.

Ihr konntet nicht mehr fort.

Genoveva.

Als ich mein Kind
Dem Tod entgegen trug. Jetzt hab' ich Kraft,
Zu fliehn, denn jetzt entführe ich's dem Tod.

Balthaſar.

So geht. Doch laßt mir Euer Haar! (Er ſchneidet es ihr ab.)
Nun eilt!

Genoveva.

Nimm Du mich auf, für ewig auf, o Wald!
Wenn Gott dies Kind dem Mörderſchwert entzieht,
So thut er's nicht, weil es verſchmachten ſoll.
(Sie verſchwindet im Gebüſch.)

Balthaſar
(ſieht ihr nach).

Ich nahm dem Wurm das Fleiſch und gab's dem Wolf!
Beſchwöre ich's heut Abend, daß ſie todt
Und kalt iſt, werd' ich keinen Meineid thun.
Dort liegt der Hans im Blut. Hier iſt das Grab.
Ich machte es für ſie, nun iſt's für ihn.
Erſt geh' ich jetzt zum Quell, dann kehr' ich um
Und leg' den Freund hinein. (Zu Klaus, freundlich.) Mein
Klaus! Das Schwert!

Klaus
(reicht Balthaſar das Schwert).

Balthaſar
(dringt auf Klaus ein).

Du ſollſt mich nicht verrathen, Schuft!

Klaus
(entſpringend).
Au weh!

Balthaſar
(eilt ihm mit gezücktem Schwert nach).

Siebente Scene.

(Ein anderer Platz im Walde. Quell. Raſenbank.)

Golo
(geht unruhig auf und ab).

Das Maaß des Grauſens, ſtatt der Seligkeit,
Hab' ich geleert. Die höchſte Reue ſchlägt
Den Weg nicht ein, der ſie zur Gnade führt.
Nein, nein! Verzweifelnd an dem letzten Recht
Des Sünders, an dem Recht zur Umkehr ſelbſt,
Nährt ſie den Fluch, indem ſie ihm erliegt,
Zwingt ſich, die Miſſethat, die ſie verdammt,
Nachdem ſie halb gethan iſt, ganz zu thun,
Und bläſ't in's Höllenfeuer, ſtatt es feig
Mit Thränen auszulöſchen, ſelbſt hinein.
Jetzt ſteh' ich da, wo das Erbarmen mich
Nicht mehr erreicht, wo ich durch neue Schuld
Den innern Ekel nicht mehr ſteigern kann,
Drum laſſe ich das Letzte ungethan.
Und wie ein Menſch im Ocean das Boot,
Das ihn getragen, wegſtößt mit dem Fuß
Und ſich im Meer begräbt, ſo ſtoß' ich jetzt
Das Leben von mir, und entriegle mir
Die Nacht der Nächte, wo ich Nichts mehr bin,

Als ein Gedanke meiner Miſſethat.
Das iſt Dein Ende, Trotz! Du darfſt den Spruch,
Der Dich verdammt, bekämpfen, weil Du ihn
Beſtätigen, weil Du bekennen ſollſt:
Gott that mir recht und Gott allein hat recht!
Doch, Trotz, ich ſchelt' Dich darum nicht! Du haſt
Mich mit mir ſelbſt bekannt gemacht, ich weiß
Jetzt, wer ich bin, und was auch kommen mag:
Gott thut mir recht, und Gott allein hat recht!
Da ſind ſie!

(Er tritt in's Gebüſch; nach einer Weile kommt er wieder hervor.)

Noch nicht? Fiel ſie unterwegs
In Ohnmacht, oder — Kniee, brecht nicht ein!

(Er ſetzt ſich auf die Bank.)

Das iſt unmöglich. (Er ruft.) Hans! Balthaſar! Hier!
Man hört mich nicht. Der Wind bläſ't gar zu ſtark.
Ich will die Augen ſchließen (Er thut's.) und mir ſelbſt
Ein Mährchen vorerzählen, grauenvoll,
Wie's nur ein Teufel, der in ſeiner Bruſt
Den letzten Schauder wecken will, erſinnt.

(Dumpf, gedehnt.)

Ich will mir denken, daß die Knechte ſich
Verirrten, daß ſie, während ich mit Angſt
Auf ihre Ankunft harre, roh und ſtumpf
Das Schlächter-Amt vollziehn, und blutbeſpritzt,
Wie ich die Augen öffne, vor mir ſtehn.

(Langſam kommt Balthaſar. Wie Golo die Augen öffnet, erblickt er ihn mit dem blutigen Schwert.)

Achte Scene.

Golo
(ſpringt auf, ihm entgegen).
Ihr habt ſie fliehen laſſen!

Balthaſar.
Unbeſorgt!
Iſt dies hier (Er erhebt das Schwert.) Blut? Iſt dies
(Er zeigt die Locken.) ihr Haar?

Golo
(bedeckt ſich das Geſicht).
Es iſt's!

Balthaſar.
So lobt mich!

Golo.
Hund, ich ſagte —

Balthaſar.
Sollten wir
Mit Ruthen die Entkräftet Taumelnde
Fortpeitſchen, bis ſie lautlos und entſeelt
Zuſammen ſank? Den todten Leichnam dann
Hätt' man zerhacken, keine Lebende
Executiren können!

Golo
(wirft ſich im höchſten Schmerz auf die Bank).

Balthaſar
(für ſich).
Sprach ſie wahr?
Es ſcheint mir faſt! So ſieht kein Richter aus.

Wenn man das Schwert ihm bringt. Ich prüfe ihn.
Bring' ich's heraus, ſo nutz' ich's, wie ich kann.
(Laut.) Es iſt doch Schad' um ſie!

Golo.

Verruchter, ſchweig,
Wenn Du das jetzt erſt fühlſt.

Balthaſar.

Hätt' ich's gefühlt,
Als ich — (Er macht die Bewegung des Kopfabhauens.) So
ſtarb ſie nicht!

Golo.

So ſtarb ſie nicht!

Balthaſar.

Zwar überlief's mich kalt, als ich das Schwert
Auszog, und ſie das Haupt, anſtatt es feig
Zu ſenken, wie dies ſonſt geſchieht, erhob.
(Er erzählt langſam und lauernd fort. Golo ſtarrt ihn an.)
Und ſonderbar, ich muß es Euch geſtehn,
Ward mir zu Muthe, als ſie Manches ſprach
Vom Drago und von Euch. Ihr werdet bleich.
Nun — nun — ich ward nicht irre, wie der Hans.

Golo.

Der Hans?

Balthaſar
(einen Schritt zurücktretend).

Rief laut: Herr Golo iſt ein Schuft!

Golo
(nickt).

Balthaſar.

Verzeiht das Wort. Dann kehrt' er ſich zu ihr
Und ſprach: ich ſchütze Euch!

Golo.

Und Du?

Balthaſar.

Ja, ich!
Ich that, was Ihr nicht denkt. Ihr habt in mir
Nicht eben viel geſucht, ich weiß es wohl.
Darum ergriff ich die Gelegenheit,
Euch darzuthun, daß man mir trauen darf.
Ich ſprach zu Hans: Du lügſt! und ſtach ihn todt.
Nun drang der Klaus, der tolle, auf mich ein,
Von hinten mir das Schwert, eh' ich's gedacht,
Entreißend, daß mir zur Vertheidigung
Nichts, als mein Grabſcheid blieb. Dies Menſchenthier
Zu fällen, ward mir ſchwer. Zuletzt gelang's.
Den Bauch ſchlitzt' ich ihm auf, dem Ungethüm.
Sprecht, ob das Eifer war in Eurem Dienſt?
Zwiefacher Mörder ward ich, ehe ich
Ihr Henker werden konnte. Dankt Ihr's mir?

Golo.

Vergeh', wie ich. Unſchuldig, wie das Kind,
Das ſie geboren, war ſie.

Balthaſar
(für ſich).

Hab' ich Dich?
(Frech.) Das weiß ich!

Golo.
Wie?

Balthaſar.
Das wußt' ich, eh ich ihr
Den Kopf herunter hieb. Sie war nicht ſtumm
Und ich nicht taub.

Golo
(will ſich erheben, aber ſtarre Wuth feſſelt ihn an die Bank).
Und doch?

Balthaſar.
Ja ſeht, ſo iſt
Ein Mann. Ich hatt' Euch feierlich gelobt,
Sie abzuthun, und ehrlich hielt ich Wort.
Doch keineswegs verſprach ich Euch, dem Herrn
Das zu verſchweigen, was ſie mir vertraut,
Und mein Gewiſſen, durch den letzten Schrei
Der Sterbenden geweckt aus ſeinem Schlaf,
Treibt mich —

Golo
(ſpringt auf, raſend).
Du wußteſt, daß ſie ſchuldlos war,
Und dennoch? Wehr Dich Deines Lebens, Knecht!
Du haſt ein Schwert! Ich will Dich adeln! Brauch's!
(Er reißt ſein Jagdmeſſer heraus.) Komm' an! Ich habe nur
dies Meſſer! Komm!

Balthaſar
(in Angſt).
Sie — iſt —

Golo.

Unſchuldig!

Balthaſar.

Ja — allein —

Golo.

Wicht! Wicht!
Kannſt Du nur ziehen auf ein Weib?

Balthaſar

(wirft das Schwert weg und flieht).

Golo.

Fahr' hin! (Er erſticht ihn.)

Balthaſar

(fällt im Gebüſch nieder und ſtirbt).

Golo.

Hätt' ich's gethan mit meiner eignen Hand,
Ich trüge es, und wohnt' in meiner That,
Wie Satan in der Hölle, die er ſchuf,
Indem er ſtürzte, einſam, unnahbar,
Doch jetzt! (Gen Himmel knirſchend.) Du! Du! Ich nehm'
mein Wort zurück!
Das iſt nicht recht!

Neunte Scene.

Caspar

(ſtürzt athemlos herbei).

Da iſt er! Gott ſei Dank!

Siegfried

(Caspar folgend; tonlos, aber ruhig).

Iſt es geſchehn?

Golo.

Es iſt!

Caspar

(für ſich).

Zu ſpät! zu ſpät!
Nun ſchweig' auf ewig, mein Verdacht! Ich kann
Jetzt Nichts-mehr retten, auf die Folter nur
Den Herrn noch ſpannen. Die erſpar' ich ihm.

(Zu Golo, heimlich.)

Was ſagt Ihr dazu? Als der Graf in's Thor
Geritten kam, warf Eure Mutter ſich,
Vom Brunnen, wo ſie, wie im Wahnſinn, ſtand,
Hereilend, ſeinem Rappen in den Weg.
Das Thier zerſpaltete mit ehr'nem Huf
Den Schädel ihr, Gehirn und Blut flog auf
Und in die Halle trug man ſie für todt.

Golo

(kalt).

So?

Caspar.

Warum that ſie das?

Golo

(auf Siegfried deutend).

Ich ſag' es ihm.

Caspar.

Was Du auch immer zu geſtehen haſt,
Behalt's bei Dir! Die Todte kannſt Du nicht
Erwecken, ſchone drum den Lebenden.

Golo.

Ich will es thun, wenn Du mir Eins beſchwörſt.

Caspar.

Was?

Golo.

Daß Du ſo ſie an mir rächen willſt,
Wie er ſie rächen würde, wenn ich ihm
Die Unthat beichtete.

Caspar.

Das ſchwör ich Dir!

Siegfried.

Golo!

Golo.

Herr Graf!

Siegfried.

Mir trat in meiner Burg
Ein Maler in den Weg. Er reichte mir
Ein Bild. Sie hatte es bei ihm beſtellt,
Als er ihr Conterfei, für mich gemalt,
Ihr überbracht.

Golo.

Ich weiß.

Siegfried.

Der Buhle nicht,
Ich ſelbſt bin abgemalt auf dieſem Bild.

Golo.

Noch klingt's mir in der Seele, wie Muſik,
Was ſie an jenem Tag zum Maler ſprach.
Sie war —

Caspar

(unterbricht ihn mit Angſt, zu Siegfried).

Denkt nicht an das noch, was ſie war,
An das nur, was ſie iſt! (Er bemerkt den todten Balthaſar.)
Wer liegt denn dort?

Golo.

Ich warf Euch dieſen Knecht zu Boden, Herr,
Ich bin ein freier Mann! Macht Euch bezahlt!

Caspar.

Das thut! Hier iſt ein Schwert! (Er nimmt das Schwert auf.)
Das Eurige!

Siegfried

(ruhig).

Ich ſtrafe niemals einen Menſchen mehr,
Seit ich in's Innre der Natur geſchaut.
Auch ſie, wenn ſie noch lebte, ſtürbe nicht.
Was iſt ein Wort! Der Hauch von einem Hauch!
Sie war das ſchöne Zifferblatt der Welt,
Und ihre Schuld der ſchwarze Weiſer, ſtill
Durch das verborgne Triebrad fort gerückt,
Und raſch vom Mittag auf die Mitternacht
Zuſteuernd, die den Kreislauf ſchließen ſoll.
Weh mir, daß ich den ſchimmernden Kriſtall
Zerſchlug, weil gar zu ſchnell der Weiſer doch
Die Reiſe mir zurück zu legen ſchien.

Wer ſagt mir nun, wie viel es an der Zeit!
(Er faßt Golo bei der Hand.)
So iſt's, mein Freund! Verdamm' auch Du ſie nicht!
Was hat (Er zeigt auf Balthaſar.) der arme Narr gethan, daß Du
Ihn um das heut'ge Mittagsmahl gebracht?

Golo.

Er war es, der die Gräfin tödtete.

Siegfried.

Konnt' er ſo viele Schönheit, die ihn nie
Beleidigt hatte, würgen? Grauſe That!
Sie ſtarb mit Recht, doch der mit größer'm noch,
Der ſolch ein Weib kaltblütig ſchlachtete.
Ich lobe Dich, daß Du ihn nieder ſtachſt.
(Er ſtellt ſich vor Golo und ſchaut ihm in's Geſicht.)
Du Armer dauerſt mich! Du warſt ein Kind,
Als ich von hinnen zog. Was biſt Du jetzt?
Du biſt, wie Jener, der zum Feſtmahl ging,
Und den man unterwegs ergriff, und zwang,
Scharfrichter-Dienſt zu thun. Nun war ſein Kleid
Mit Blut beſprengt, als bleiche Schreckgeſtalt
Trat er in's Haus der Freude ein, und ſah,
Selbſt ein Geſpenſt, ringsum Geſpenſter nur.
(Nach einer Pauſe.)
Ich tadle mich. Wer eine ſolche That
Befiehlt, der muß ſie auch mit eigner Hand
Vollziehn. Wem Gott die Kraft dazu verſagt,
Dem zeigt er an, daß er den Spruch verwirft!

Golo
(für ſich).
Ich trag' es nicht!

Siegfried.
Zieh in die Welt hinaus!
Die Welt iſt groß und bunt. Vielleicht, daß Du
Vergeſſen kannſt!

Golo.
Gebt Ihr mir Urlaub?

Siegfried.
Ja!

Golo.
Ich zieh' noch heute!

Siegfried.
Wenn Du wiederkehrſt,
So wirſt Du Pfalzgraf. Dir vererbe ich,
Wofür der Sohn mir fehlt, mein Hab' und Gut,
Und durch des Kaiſers Gnade auch den Stand!
(Er geht langſam ab.)

Golo
(ſieht ihm nach).
Kein Lebewohl! Daß ich aus ſeinem Mund
Nicht eins zurück erhalte!
(Als Siegfried nicht mehr geſehen wird.)
Caspar!

Caspar
(der Siegfried's Schwert noch immer in der Hand hielt, dringt mit demſelben auf Golo ein).
Ja!

Golo.

Nicht ſo! Was wäre das! Der Rache Geiſt
Verlangt ein andres Opfer: jede Qual,
Die nur ein Menſch auf Erden dulden kann,
Und einen Tod, der kommt, als käm' er nicht.

(Er tritt vor, und erhebt die Hand.)

Im Angeſicht des Himmels heb' ich jetzt
Die Hand als Richter auf, ich ſteh' zugleich,
Als Kläger und Beklagter da, Du biſt
Gezeuge, die Vollſtrecker ſchickt der Wald.
Der Frevel iſt bekannt, dies iſt mein Spruch:
Die Augen hier, die viel zu viel auf ſie
Und viel zu wenig auf den Herrn geſchaut,
Sind auszuſtechen; dieſem ſäum'gen Arm,
Der, als mein falſches Herz ihr Bild ſich ſtahl,
Es nicht ſogleich durchbohrte, leg' ich auf,
Die Strafe an den Augen zu vollziehn!

(Zu Caspar.)

Iſt das geſchehn, ſo führſt den Blinden Du
In's Innerſte des Waldes, reißeſt ihm
Die Kleider ab, und bindeſt nackt und bloß
Mit Stricken ihn an eine Eiche feſt,
Damit der Eber und der zorn'ge Bär,
Die Schlange, die von unten ſticht, der Aar,
Der aus der Höhe ſchießt, ſich in ſein Fleiſch
Mit Zahn und Kralle theilen. Wenn der Baum,
Vom Wind durchrauſcht, auf den Verhungernden
Von ſeinen Eicheln eine niederwirft,

So darf er die nicht ſangen mit dem Mund,
Doch, wenn er ſeine Zunge eſſen will,
So ſei es ihm vergönnt. Und nun zum Werk'!
(Er reißt ſein Jagdmeſſer heraus, wendet ſich waldeinwärts, und ſticht ſich, ohne daß dies jedoch geſehen wird, die Augen aus.)

Caspar
(tritt ihm näher).
Er blutet! Beide Augen!

Golo
(tappend).
Führ' mich jetzt,
Und wenn Du wieder kehrſt in's Schloß, ſo ſprich,
Ich ſei zu Roß, den Falken auf der Hand,
In's Land hinein geſprengt.

Caspar
(für ſich).
Ich tödt' ihn gleich!
(So wie Caspar ſein Schwert erhebt, fällt raſch der Vorhang.)

* * *

Nachſpiel zur Genoveva.

Erſte Scene.

(Tiefer Wald. Eine Höhle.)

Genoveva

(tritt aus der Höhle).

Der ſtrenge Winter iſt vorbei, der Wald
Wird wieder grün, die Lüfte werden lau,
Die Blumen blüh'n, des Frühlings Macht iſt groß,
So groß, daß ich ſogar mich freuen muß!
Jetzt ſind es ſieben Jahr! Wie wunderbar
Iſt doch der Menſch gemacht! In ſeinem Glück
Erträgt er Nichts! Und Alles in der Noth!
Drei Elemente ſind für ihn genug,
Er kommt mit Erde, Luft und Waſſer aus,
Das Feuer braucht er ſchon nicht mehr, ich hab's
Hier nicht gehabt und leb' mit meinem Kind!
Ach! Und der arme Wurm! Wie freut er ſich
Des Athemholens, denn was hat er ſonſt?
Wie ſprang er heute immer ein und aus,
Und als ich fragte: warum thuſt Du das?
Ei, rief er, drinnen werd' ich wieder kalt,
Dann thut der Sonnenſchein mir doppelt wohl!
Jetzt ſucht er Wurzeln, und hat neue Luſt,

Denn leichter gibt die Erde ſie heraus,
Auch findet ſich wohl eine Beere ſchon!
(Sie faltet die Hände.)
O Gott, ich danke Dir für ſo viel Glück!
Und wenn Du willſt, daß auf der ganzen Welt
Auch nicht ein Einziger mehr murren ſoll,
So zeige Jeglichem im Traum dies Kind!

Zweite Scene.

Schmerzenreich
(ſtürzt athemlos herbei).
O Mutter, Mutter!

Genoveva.
Faſſe Dich! Was iſt?
(Man hört Jagdhörner in der Ferne.)

Schmerzenreich.
Hör' doch! Hör' doch!

Genoveva.
O Gott!

Schmerzenreich.
Das iſt gewiß
Der Böſe! Alle Thiere fürchten ſich,
Die Vögel fliegen weg, denk' Dir, ein Bär
Lief hart an mir vorbei, und noch ein Thier
Mit einem ſpitzen Horn, das wir im Wald
Noch niemals ſah'n! Wie zittern mir die Knie!
Halt' mich, ich fall' ſonſt um!

Genoveva
(beugt ſich auf ihn nieder).

Mein Kind, Du weißt,
Daß Dich Dein Vater ſchützt! Als Auerochs
Und Bär hier einmal kämpften, ſchrie'ſt Du auch
Und meinteſt zu vergehen. Dennoch war's
Nur unſrer Kleider wegen, daß der Herr
Sie hergetrieben hatte! Jeder fand
Den Tod durch ſeinen Feind, dann ward das Fell
Des Ochſen Dein's, das Fell des Bären mein's.
Wer weiß was heut geſchieht, drum zag' nicht ſo,
Bete ein Vaterunſer!

Schmerzenreich
(betet ſtill).

Genoveva.

Was iſt das!
Jagdhörner! Hier!

Schmerzenreich.

Du liebe Mutter, ſprich!
Wer iſt mein Schuldiger? So lange ſchon
Verſprech' ich im Gebet dem lieben Gott,
Daß ich ihm ſeine Schuld vergeben will!
Auch thät' ich's ganz gewiß von Herzen gern,
Allein ich kenn' ihn nicht!

(Man hört die Jagdhörner ganz in der Nähe.)

Genoveva.

Schau hin! Schau hin!
Die arme Hirſchkuh, Deine Amme! Gott

Wie blickt ſie wild und ſcheu! Sie wird gejagt.
Hieher, Du frommes Thier! Sie ſchlüpft hinein,
Nun komm' auch Du. Wenn ihr nur Keiner folgt!
(Flüchtet mit Schmerzenreich in die Höhle.)

Dritte Scene.

Siegfried
(tritt in Jagdkleidern auf).
Wo blieb die Hirſchkuh?

Caspar
(ihm folgend).
Fort, als hätte ſich
Die Erde aufgethan —

Siegfried.
Die Erde thut
Sich niemals auf! Nun, gleichviel, wo ſie blieb!
Wenn's die nicht iſt, wird's eine and're ſein!

Caspar.
Gleichviel? Nicht doch, nicht doch, hochedler Herr!
Spricht ſo ein Jäger? Für den Jäger gibt's
Nur Ein Thier auf der Welt, das Thier nur gibt's,
Das er gerade jagt! Was kümmern ihn
Die übrigen, eh' das am Boden liegt!

Siegfried.
Mein treuer Knecht, man zieht den grünen Rock
Wohl einmal wieder über, wenn ein Menſch,
Wie Du, ihn alle Morgen bringt und fragt,

Ob man ihn nicht verlange, doch das Herz —
Das Herz läßt ſich nicht zwingen, und ich weiß,
Warum ich aus dem Todtenſchädel nur
Mein Bischen Wein noch trinken mag! Ich hab'
Dir diesmal nachgegeben, wie ich's that,
Als Du mir, zur Erheit'rung, auf mein Schloß
Die wilden Vettern ludeſt; nicht, weil ich
Dein Mittel gut fand, nur, weil ich dem Arzt
Beweiſen wollte, daß mir nichts mehr hilft! —
Ich trag's, ich fluche nicht, was ſoll ich mehr?
Daß ich es fühle, dafür kann ich nichts.
Auch Chriſtus hat am Kreuz ſich nur gebeugt,
Wo lieſ't man denn, das er gelächelt hat!
Ach, wüßteſt Du, wie mir zu Muthe iſt,
So ſagteſt Du: es iſt ein Heldenſtück,
Daß er noch ißt und trinkt! Es iſt nicht blos
Der Schmerz um ſie — den hielte ich geheim,
Wie Peſt und Ausſatz, fänd' ich mich zu ſchwach,
Ihn zu erſticken — nein, mich plagt die Angſt,
Ob ich ihr nicht zu viel gethan, es blieb
Ja alles dunkel bis auf dieſen Tag.
Caspar, ich hab' mich furchtbar übereilt!

Caspar.

Das iſt gewiß!

Siegfried.

Wer eine ſolche That
Befiehlt, der ſoll ſie auch mit eig'ner Hand
Vollzieh'n. Wem Gott die Kraft dazu verſagt,

Dem zeigt er an daß er den Spruch verwirft!
Ich ſchob ſie auf den Golo. O, das hat
Sich fürchterlich an mir gerächt! Hätt' ich
Sie auf dem letzten Wege noch geſeh'n,
So wäre Alles anders! Ihre Furcht,
Ihr Zittern, hätte meinen Muth erhöht,
Ihr Muth ein Zittern in mir ſelbſt erweckt,
Und wie's auch immer kam, in meiner Bruſt
Wär' Friede! Jetzt — Ha! Jeder Todte iſt
Ein Vampyr, ohne daß er's weiß, und ſaugt
Dem, der ihn liebt, das Herzblut aus, es ſteigt
Kein Schatten aus der dunklen Gruft herauf,
Der ſich, bevor er ſichtbar werden kann,
Mit dieſem Roth nicht tränken muß! Und ſie —
O meine Träume! Und bei Tage auch,
Ich hab' ſie ſtets vor Augen! Kaum, daß ſie
Zurückweicht, wenn die Welt um mich vergeht,
Wenn ich am Hochaltare ſteh' vor Gott,
Und wenn ich ſchaue in ein off'nes Grab.
Sonſt — Caspar, hab' Geduld, bald iſt es aus!
Dann kannſt Du —

Caspar.

Schlafen geh'n, nicht wahr? — Ein Reh!

Siegfried.

Wo nur der Golo bleibt! Ich hoffe ſtets,
Der ſollte wiederkehren und von ihr
Noch Manches mir erzählen, zwar zu viel
Für völliges Verzeih'n, doch nicht genug

Für gänzliche Verdammung, ſo daß mir
Doch Ausſicht bliebe für die Ewigkeit!

Caspar.

Auf Golo wartet nicht!

Siegfried.

Du meinſt, er iſt
Verunglückt!

Caspar.

O, gewiß, der lebt nicht mehr!

Siegfried.

Wohl ihm!

Caspar.

Ich habe nichts dagegen!

Siegfried.

Wie?

Caspar.

Ich wünſch' ihm Glück zum jüngſten Tag! Der ſcheint
Nicht fern zu ſein!

Siegfried.

Wie meinſt Du das?

Caspar.

Ei was!
Wenn ſich die Hexen ſelbſt verbrennen, muß
Er vor der Thür ſteh'n, — und das alte Weib
Von geſtern hat ſich ſelbſt verbrannt!

Siegfried.

Das wär'
Ein grauſes Zeichen!

Caspar.

Als ihr's nicht gelang,
Zu Euch zu dringen — Ich ſtieß ſie zurück,
So ſehr ſie flehte —

Siegfried.

Schickte ich ihr nicht
Genug heraus?

Caspar.

Gewiß! Nur kam ſie nicht
Um eine Münze, noch um Brot und Wein,
Sie kam um Pech und Schwefel, Hanf und Werg,
Und als man ihr das weigerte — ich nicht,
Ich hätt' ihr dies Almoſen gern gereicht
Und einen Wachsſtock obendrein, denn mir
War ſie von früher her bekannt — da lief
Sie in den Wald, und ſammelte, was ſich
An Reiſig fand, dann thürmte ſie daraus
Sich einen Scheiterhaufen, kroch hinein,
Schlug Feuer mit zwei Kieſeln, zündete
Die dürren Blätter an, und Alles das
Mit einer Haſt und Eil', als müßte ſie
Auf die Secunde damit fertig ſein!

Siegfried.

Und wehrte Niemand ihr?

Caspar.

Nein! Nicht einmal
Die Regenwolken, welche dick und ſchwarz

Am Himmel hingen. Keine ließ auch nur,
Den kleinſten Tropfen fallen, ſpäter kam
Ein Wolkenbruch! — Hochedler Herr, ſie ſang
Ein andres Lied, als jene Heiligen,
Die Gott im glüh'nden Ofen prüfen ließ!
Sie fluchte freilich nicht, ſie beichtete,
Und das mit Ernſt, denn mitten in der Gluth
Der Flammen klapperten die Zähne ihr
Vor innerm Froſt in ihrer Seelenpein.
Doch was zum Vorſchein kam, war ſolcher Art,
Daß ich beim dritten Wort die Gaffer ſchon
Von hinnen trieb. Da aber rief ſie aus:
Du jagſt die Menſchen fort? Das hilft Dir nichts,
Die Vögel hören mich und jeder fängt,
Zu ſprechen an, wenn er —
(Er unterbricht ſich.)
Was ſuch' ich's noch
Zurückzuhalten? Sie hat Recht, ich fühl's;
Die Amſeln plappern's aus, wenn ich's nicht thu';
Es geht nicht mehr! Auch hab' ich eine Angſt,
Die gar nicht weicht! —
(Er fährt fort.)
Wenn er den Grafen ſieht!

Siegfried.

Caspar!

Caspar.

Ja, Herr! Mich ſelbſt belud ſie dann
Mit einem Morde — leichte Laſt, nicht wahr,

Für meine ſiebzig Jahre? — den ich einſt,
Von ihr verhext, an einem frommen Knecht
Begangen habe!

Siegfried.

Ha!

Caspar.

Was Euch betrifft,
Euch bitt' ich: wenn Ihr Euer Ehgemal
Im Himmel antrefft, Gott zur rechten Hand,
So denkt nicht, daß der ew'ge Freudenſaal
Auch Ehebrecherinnen offen ſteht! —
Nun vorwärts! Kommt! Die Thiere höhnen uns,
Schaut hin!

Siegfried.

Ein Wort! War dieſes Weib einmal
In Straßburg?

Caspar.

Fragt nicht mehr!

Siegfried.

Allmächt'ger Gott,
Du ſagſt nicht Nein?

Caspar.

War da die Hirſchkuh nicht? —
(Er ſchreitet auf die Höhle zu.)
Ich glaubte, ihren ſcheck'gen Hals zu ſehn!
Nun iſt ſie wieder weg!

Siegfried
(folgt ihm).

Du läufſt vor mir!

Caspar.

Was das wohl iſt!
(Er entdeckt die Höhle.)
Eine Höhle! Nun, da wär'
Das Wunder ja erklärt!

Siegfried.

Sprich, Caspar, Sprich!
Tod oder Leben? Raſch!

Caspar.

Nun, wenn ich muß,
So wißt: der Teufel trieb ſein Spiel mit Euch.
Ihr hieltet Weiß für Schwarz und Schwarz für Weiß!

Siegfried.

Doch Golo!

Caspar.

Hab' ich's Euch nicht ſchon geſagt?
Ihr hieltet Schwarz für Weiß! Denn Der war ſchwarz.

Siegfried.

Golo! (Er hält ſich an einem Baum.)

Caspar.

Hat Euch getäuſcht!

Siegfried.

Verſteh' ich Dich?
Er — Er —

Caspar.

So iſt's! Er war zu jung, und ſie —

Siegfried.

Dann — (Er tritt vom Baum weg.) Nieder!
(Er führt mit geballter Hand einen Schlag.)

Caspar, hör', wo er auch ſei,
Im Arm der Liebe, in der Freunde Kreis,
Den Becher in der Hand, ja am Altar,
Jetzt fällt er um und ſteht nicht wieder auf!

Caspar.

Das thut er nicht! Es iſt dafür geſorgt!

Siegfried.

O Genoveva! Genoveva!

Caspar

(entfernt ſich mit Entſetzen von der Höhle).

Herr,
Ein Ach kam aus dem Berg, ein Klageton,
Hier führt's zur Höll' hinab!

Siegfried.

O loderten
Die Flammen mir entgegen!

(Er will in die Höhle hinein, ſtürzt aber gleich wieder heraus.)

Heil'ger Gott!

Caspar

(bekreuzt ſich).

Alle guten Geiſter —

Vierte Scene.

Genoveva

(erſcheint am Eingange).

Loben Gott den Herrn!
Ich bin kein Geiſt!

Schmerzenreich
(ohne ſichtbar zu werden).
Mutter, Mutter, geh' nicht hinaus!

Caspar.
Eine Mutter iſt's! Ein Weib! Ein armes Weib!
(Tritt näher.)
In dieſer Wüſtenei!

Siegfried.
Ein Weib? So muß
Ich vor ihr knie'n, damit ſie mir den Kopf
Zertreten kann!

Genoveva.
Mein Siegfried, ſagt
Dein Herz Dir nichts? Dein Auge kann Dir wohl
Nichts ſagen, doch Dein Herz —
(Mit ausgebreiteten Armen ihm entgegen.)
Ich bin es ja!

Siegfried
(abwehrend).
Nein! Nein! Und hätt' ich ſchon Aeonen lang
Im Schwefelpfuhl gebüßt, was ich verbrach,
Noch immer ſagt' ich: Nein!

Genoveva.
So willſt Du mich
Nicht halten? Siehſt Du nicht? Ich fall' ja um!
(Sie umſchließt ihn.)
So halt' mich doch! — Du Armer haſt wohl nicht
Geküßt, ſeid wir geſchieden ſind! Das iſt
Gar lange Zeit! Dein Weib hat viel geküßt!

Komm, Schmerzenreich! Jetzt theilen wir! Doch nimm
Den letzten Kuß, den ich mir nahm, zurück!
(Sie küßt ihn.)
O, es wird Ernſt! (Sie taumelt.) Halt mich!

Schmerzenreich
(der ſchüchtern gekommen iſt).
Die Mutter ſtirbt!
Ach Gott! ich kenn's! Schon einmal war ſie ſo!

Genoveva
(ſich wieder erholend).
Und ſtarb ich da? — Vater, Dein Sohn!

Siegfried.
Zu viel!
Zu viel! (Er tritt zurück.) Ich nehm' nichts an!

Genoveva.
Du willſt Dein Kind
Nicht küſſen? Sieben Jahre wartet's ſchon
Und noch verſagſt Du's ihm?

Siegfried.
Recht! Tödte mich!

Genoveva.
Ei, Schmerzenreich, ſo nimm Dir mit Gewalt,
Was Dir gehört! Du kannſt ja klettern! Auf,
Und küß' den Vater!

Schmerzenreich
(verbirgt ſich hinter Genoveva).

Siegfried.
Holdes Kind, Du ſäumſt?
Du fragſt, wofür Du ihn denn küſſen ſollſt?
Ei, ſieh auf Dein Gewand, dann weißt Du das!
Wer in ein Fell Dich kleidete, wer Dir
Ein Loch zur Wohnung anwies, und den Tiſch
Dir, wie dem Bären deckte, der verdient's!

Genoveva.
Nicht ſo, mein Siegfried! Danke Gott mit mir,
Daß er uns Dir erhielt! Wir haben ſchlecht
Gelebt, wir haben aber doch gelebt,
Und wiſſen jetzt, warum! Dein Kind hat nie
Erfahren daß es weich're Betten gibt
Als die von dürrem Laub, von Gras und Moos,
Und ſüßre Speiſe als die Wurzelkoſt;
Nun kann es Das ja lernen!

Siegfried
(reicht Caspar die Armbruſt).
Caspar, nimm!
Dann blas Dein Horn!

Genoveva.
Was ſinnſt Du, mein Gemahl?

Siegfried.
Ich muß doch wiſſen, wie es thut, wenn man
Allein in öder Wildniß hauſ't, und nichts,
Als ſeine beiden Hände hat, ich will
Es ſelbſt verſuchen! (Zu Caspar.) Blaſe, daß man's hört!

Caſpar

(bläſ't, ihm wird aus der Ferne geantwortet).

Siegfried.

Es iſt der Rechnung wegen! Heilige,
Du kehrſt in's Schloß zurück, ich bleibe hier!
Zwar heißt das nicht gar viel! Ich bin ein Mann,
Kein Weib und auch kein Kind! Doch wird der Mann
Ja einſt zum Greis und ich, ich werde jetzt,
Wie fühl' ich's! nach der Stundenglocke alt!

Genoveva.

Halt' ein, halt' ein!

Siegfried.

Ha, glaubſt Du, daß ich kann?

Caſpar

(wirft die Armbruſt bei Seite).

Herr, Herr, nehmt Euren Sohn, das Uebrige
Stellt Gott anheim! Ei, meine Fauſt iſt roth
Und doch hoff' ich auf Gnade!
Der Teufel hatt' ſich quer vor's Licht geſtellt
Und hetzte uns, da ſtachen wir d'rauf los
Und trafen unſre Freunde: — Edle Frau,
Ich —

(Er bricht in ein convulſiviſches Lachen aus.)

Ja! Ich lache, wenn ich weinen will —
Verfluchte Art! — Je nun, Ihr ſeht's ja wohl
Wie weh mir's thut, Euch ſo — — doch, glaubt mir das,
Auch Er — auch Er — Schaut ihn nur einmal an:

Iſt dieſes noch der Mann, der von Euch ſchied?
(Zu Siegfried.)
Ihr habt's verdient, nun nehmt, was Gott Euch beut!
(Er bringt ihm Schmerzenreich.)
Raſch, raſch, ſonſt komm' ich Euch zuvor!

Siegfried
(preßt Schmerzenreich in die Arme).

Mein Kind!

Genoveva.

Ich habe viel gelitten, es iſt wahr,
Doch dieſer Augenblick macht Alles gut!
Ich nehme Dir die Schmerzen ab um mich,
Du mir die Angſt, die Qualen um mein Kind:
Nur Gott weiß, wer am meiſten thut!

Siegfried.

Mein Weib,
Mein armes blaſſes Weib, könnt' ich das Blut
Aus meinen Adern in die Deinen nur
Hinüber gießen! Dann —

Genoveva.

Dann ſtürb' ich ja
In Dir, und hätte nicht das Sterben blos,
Nein, auch das Weinen — Nicht doch, theurer Freund,
Die letzte Arbeit theilen wir! Die iſt
Zu ſchwer für Einen!

Siegfried.

O, nicht mehr! Nicht mehr!
Ich peitſchte einen Engel, er enthüllt

Sich mir und ahnt nicht, daß er mich dadurch,
Wenn er nicht einhält, tödten muß! — Und die
Wollt' er ermorden! (Ausbrechend.) Golo!

Caspar.

Flucht ihm nicht,
Denn er hat mir geflucht, weil ich ihn nicht
Erſt marterte, bevor ich ihn durchſtach!
Ein ander Mal von ihm, nun ſo viel jetzt!
Ermorden wollte er ſie nicht! Ich hab'
Noch einen Brief für Euch von ihm!

Genoveva.

Ihm ſei
Die Erde leicht und leicht auch das Gericht!

Siegfried.

Amen! Und klammerte das Wort ſich auch
Mit Krallen in der Kehle feſt, es ſoll
Heraus! Noch einmal: Amen! Wer bin ich,
Daß ich ihm die Vergebung weigern will!
(Er faltet die Hände.)
Ja, Herr, vergib mir meine Schuld, wie ich –
Nein, nein!

Genoveva
(betet fort).

— Vergebe meinem Schuldiger?
Nicht wahr, mein Siegfried? O gewiß, Du kannſt
Das Vaterunſer beten! Nicht?

Siegfried.

Es iſt

Das ſchwerſte Stück auf dieſer Welt! — Doch ſei's!
(Faltet die Hände.)
Wie ich dem Golo! Ja! — Nun hab' ich Muth,
Dich und mein Kind zu küſſen!
(Er thut's.)

Caspar
(ruft).
Auf, herbei!
(Er ſtößt in's Horn, ihm wird aus der Nähe geantwortet.)

Siegfried.
Ich hoff' ſogar, daß Du mir bleiben wirſt!

Genoveva.
Dein Kind bleibt Dir gewiß!

Siegfried.
Was ſagſt Du da?

Genoveva.
Wozu uns quälen! Heute will der Herr
Uns lächeln ſehn, denn unſre Luſt
Iſt ſeine!

Siegfried.
Mach er's denn, wie's ihm gefällt!

Fünfte Scene.

Conrad
(tritt mit vielen Jägern auf, ſie blaſen die Hörner).
Habt Ihr die Hirſchkuh? — Ha!

Caspar.
Die Knie gebeugt!
Die Todten ſtehen auf! Die edle Frau
Iſt wieder da, ſchaut hin! und auch das Kind!

Conrad.

Sie lebe hoch in alle Ewigkeit!

Caspar.

Nun zäumt ein Roß für ſie!

Conrad

(mit ein Paar Knechten ab).

Siegfried.

Recht, Caspar, recht!

(Zu Genoveva.)

Nicht wahr, an ſieben Jahren war's genug?
Nun fangen andre ſieben Jahre an!
Die ſind das Wenigſte! — Du wankſt?

Genoveva.

Nein, nein!
Ich bitt' nur noch um einen Augenblick,
Und den allein!

Siegfried

(entfernt ſich raſch mit den Uebrigen).

Genoveva

(betend).

. . Nur ſieben Tage noch!
Ein Menſch iſt nicht ſo ſtark, wie ich gedacht,
Nur die! Dann winke, Herr!

Siegfried

(erſcheint).

Genoveva

(ihm entgegen).

Ich bin bereit!

(Trompeten.)

* * *

Agnes Bernauer.

Ein deutſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Personen:

Ernſt, regierender Herzog zu München-Baiern.
Albrecht, ſein Sohn.
Hans von **Preiſing**, ſein Kanzler.
Marſchall von **Pappenheim**,
Ignaz von **Seyboltſtorf**,
Wolfram von **Pienzenau**,
Ritter auf der Seite des Herzogs Ernſt.
Otto von **Bern**,
Graf Törring,
Rothhafft von **Wernberg**,
Rolf von **Frauenhoven**,
Ritter auf der Seite des Herzogs Albrecht.
Hans von **Läubelfing**, ein Ritter von Ingolſtadt.
Emeran Nusperger zu Kalmperg, Richter zu Straubing.
Caſpar Bernauer, Bader und Chirurgus zu Augsburg.
Agnes, ſeine Tochter.
Theobald, ſein Geſelle.
Knippeldollinger, ſein Gevatter.
Hermann Nördlinger, Bürgermeiſter zu Augsburg.
Barbara,
Martha,
Bürgermädchen.
Stachus, ein Diener.
Der **Kaſtellan** auf Vohburg und Straubing.
Ein **Herold** des Reichs.
Ein **Legat** der Kirche.
Volk, **Ritter** und **Reiſige** in großen Maſſen.

Die Handlung ereignet ſich zwiſchen 1420 und 1430.

Erſter Act.

Augsburg.

Erſte Scene.

(Baderſtube.)

Theobald (allein, einen Blumenſtrauß in der Hand). Ich weiß nicht, was ich thun ſoll. (Er hält den Blumenſtrauß empor.) Zertret' ich Dich? Um die ſchönen Roſen wär's Schade, die ſind unſchuldig! Oder überreich' ich dich? Nein, gewiß nicht, und das hätt' ich ihm gleich geſagt, dem Herrn Ungetreu, der zu glauben ſcheint, daß ich keine Augen habe, und kein Herz, und kein Blut, wenn — Ja, das war's ja! Ich wollte ſie prüfen! Da kommt ſie! Mit dem Morgenſüppchen des Vaters! O, wie das ſchmecken muß! Wenn die für mich einmal kochte, ich — (Verbirgt den Strauß.)

Zweite Scene.

Agnes (tritt ein mit einer Suppe). Guten Morgen, Theobald!

Theobald. Danke ſchön, Jungfer, danke ſchön! Wohl geſchlafen?

Agnes. So ſollt' ich Euch fragen! Ihr werdet oft herausgeklopft, wenn ſie gerauft haben, und ein Pflaſter brauchen.

Theobald. Das bemerkt Ihr? (Für ſich.) Ich geb' ihr den Strauß und beſtelle Alles! Wenn ſie dann ein Geſicht macht und Pfui ſagt und mich anfährt: dazu gibſt Du Dich her —

Agnes. Was verbergt Ihr denn hinter dem Rücken?

Theobald (zeigt den Strauß). Ja ſo, das hätt' ich bald vergeſſen!

Agnes. Ah, der iſt ſchön: Gebt ihn mal her! (Sie riecht.) Wenn wir doch auch einen Garten hätten! Weſſen Namensfeſt iſt denn heute? (Sie will ihn zurückgeben.)

Theobald. Behüte, er gehört Euch!

Agnes. Mir? O, da dank ich! Aber da geht's mit Eurem alten Ohm wohl bald zu Ende?

Theobald. Mit meinem Ohm?

Agnes. Nun ja, weil er ſeine Blumen zu verſchenken anfängt, das pflegt ein Gärtner nicht zu thun, und gekauft habt Ihr ſie doch gewiß nicht?

Theobald. Er iſt nicht von mir!

Agnes. Nicht von Euch? Von wem denn?

Theobald. Rathet!

Agnes. Von — — Nein, Barbara kann's nicht ſein, die ſieht mich nicht mehr an, ich weiß zwar nicht, warum.

Theobald. Es iſt keine Sie!

Agnes. Keine Sie? Und Ihr ſeid's auch nicht? (Sie legt den Strauß auf den Tiſch.)

Theobald. Gott Lob, ihr fällt ſonſt Niemand ein!

Agnes. Aber, da muß ich Euch doch fragen — —

Theobald. Scheltet nur! Ich wollt's bloß wiſſen!

Agnes. Was?

Theobald. Ob Ihr vielleicht in der Kirche nach ihm geblinzelt, oder ihm wohl gar bei einem Tanze die Hand gedrückt hättet!

Agnes. Wem denn?

Theobald. Es iſt ſchon gut, wenn Ihr nicht von ſelbſt auf ihn kommt! (Er nimmt den Strauß.) Ha, unſerer alten Gertrud will ich ihn jetzt verehren, die ſoll ihn an die platte Bruſt ſtecken, wenn ſie auf den Markt humpelt und ſich mit einen Knix bedanken, wenn ſie ſich an dem Hauſe vorbei ſchiebt! (Er ſpringt.) Ich könnte jetzt — — (Er ſingt.)

Wenn zwei ſich die Hände geben — —

Jungfer, es iſt ein ſchönes Lied! (Singt wieder.)

Und wer ein guter Geſelle iſt,
Der wird wohl auch ein Meiſter!

Oder iſt das nicht wahr?

Agnes. Ihr ſeid zu früh luſtig! Spät am Abend iſt beſſer, als früh am Morgen.

Theobald. Und doch ſingen die Vögel, wenn ſie erwachen, und nicht, wenn ſie einſchlafen. (Er faßt ihre Hand.)

Agnes (zieht ſie zurück). Was wollt Ihr?

Theobald. Bloß nachſehen, ob — Ihr habt ſie mir einmal gelaſſen!

Agnes. Als Ihr mir eine Ader öffnen ſolltet!

Theobald. Nun freilich! (Er nimmt die Hand wieder.) Ließ mein Schnepper keine Spur? Ich machte es ungeſchickt.

Agnes. Zittert Ihr immer ſo dabei, wie damals?

Theobald. O nein! mir ward nur ſo wunderlich, als ich Euch weh thun ſollte. Aber wie roth Euer Blut iſt! (Für ſich.) Aus meinen Lippen hätt' ich gern den Verband gemacht, wenn der Vater nicht dabei geſtanden wäre!

Dritte Scene.

Knippeldollinger (ruft in's Fenſter). Guten Morgen, Pathchen!

Agnes. Guten Morgen, Herr Gevatter!

Theobald. Iſt der alte Geck auch ſchon da?

Knippeldollinger. Ich habe von Euch geträumt!

Agnes. Danke der Ehre!

Theobald. Von Deinem Begräbniß hätt'ſt träumen ſollen! Das hätt' ſich beſſer geſchickt.

Knippeldollinger. Kirſchen gab ich Euch, von den großen fremden, die ich an der Mauer aufziehe!

Agnes. Sind die ſchon ſo weit?

Knippeldollinger. O ja, es kommt heut Abend ein Korb voll davon auf's Tanzhaus!

Theobald. Da werden ſie gut bezahlt!

Knippeldollinger. Und während Ihr ſie verzehrtet, führte ich Euch ſpazieren!

Theobald (laut). Auf den Kirchhof, ja wohl, ich war mit dabei!

Knippeldollinger. Spaßvogel, iſt er auch da?

Theobald. Ihr tratet auf einen Todtenkopf, und der ſchnappte nach Euch, es war der von Eurer letzten Frau!

Agnes. Pfui!

Knippeldollinger. Nicht doch, nicht doch, Pathchen, ein Bader muß ſpaßig ſein, man will doch was hören, wenn man ſich den Bart oder das Haar ſcheren läßt. Der Theobald taugt zum Geſchäft! Nur in die Ohren muß er Niemanden ſchneiden, wie neulich mir! Nun, geh' ich heute leer aus, bekomm' ich das Patſchchen nicht?

Agnes. Ich habe wieder die Blattern!

Knippeldollinger. Halt' mir das nicht immer vor! Nun, ich werde Dich nachher noch ſehen, denn die Muhme wird Dich zum Turnier abholen, ich habe für Plätze geſorgt. Das wollt' ich Dir eigentlich ſagen?

Agnes. Danke! Zwar weiß ich nicht —

Knippeldollinger. Ei, es kommt nicht alle Tage. Ritter, Grafen und Barone ſind ſchon hier in Augsburg ſelten, nun gar ein Herzog von Baiern — der Tauſend, da wird Niemand, als der Scharfrichter mit ſeinen Freiknechten fehlen, der freilich gute Gründe hat, nicht unter ehrlichen Chriſtenmenſchen zu erſcheinen!

Vierte Scene.

Theobald. Da humpelt er hin auf ſeinen drei Beinen. Ihr ſteht doch in ſeinem Teſtament? Nun, Recht hat er, es wird luſtig zugehen, ich freu' mich auch! (Es wird etwas durch's Fenſter geworfen.) Was iſt denn das? Es klirrt ja!

Agnes. Schlüſſel!

Fünfte Scene.

Barbara (tritt in die Thür). Darf ich ſie wieder holen?

Agnes. Barbara!

Barbara. Agnes?

Agnes. Du kamſt lange nicht!

Barbara (nimmt die Schlüſſel auf). Und jetzt hab' ich hier etwas zu thun! Siehſt Du?

Agnes. Wir waren immer ſo gut mit einander: was haſt Du jetzt gegen mich?

Barbara. O, das bin ich nicht allein!

Agnes. Heilige Mutter Gottes, was ſagſt Du da?

Barbara. Du ſiehſt Deine Geſpielinnen wohl gar nicht mehr an, daß Du nicht weißt, wie ſie Dich anſehen?

Agnes. Es iſt wahr, ich erhalte meinen Gruß nicht immer ſo freundlich zurück, wie ich ihn biete!

Barbara. Glaub's!

Agnes. Aber bei Gott, wenn mir das mit Einer begegnete, ſo dacht' ich: Sie hat ſchlecht geträumt oder ſie iſt von der Mutter geſcholten oder ſie hat ihren Ring verloren —

Barbara. Dabei kamſt Du denn freilich gut weg.

Agnes. Was thu' ich denn? Sag's!

Barbara. Thun! Was thun! Wenn's ſchon ſo weit gekommen wäre, ſo würde man leicht mit Dir fertig!

Agnes. Barbara!

Barbara. Sag' doch einmal, warum — — (Sie zeigt auf Theobald.) Nun, da ſteht ja gleich wieder Einer und gafft! (Zu Theobald.) Nicht wahr, ich bin gar nicht da! (Zu Agnes.) Gehſt Du heute? Zum Turnier, mein' ich! Ja? Nun, da will ich's Allen anſagen, damit ſie zu Hauſe bleiben, ich zuerſt!

Agnes. Das iſt zu arg, das muß mein Vater wiſſen.

Barbara. Bewahre! Niemand red't Dir was Uebles nach!

Agnes. Und doch flieht man mich? Doch will man mich ausſtoßen?

Barbara. Agnes, ſieh' mich mal an!

Agnes. Nun?

Barbara. Wie wär' Dir wohl zu Muthe, wenn — laß' uns hinauf gehen in Deine Kammer!

Theobald. Ich will nicht im Wege ſein, wenn gebeichtet werden ſoll! (Ab.)

Barbara. Ja, wie wär' Dir zu Muthe, wenn Du, wie ſag' ich nun, wenn Du Einen gern hätteſt und der hätte nur Augen für mich?

Agnes. Wie ſoll ich das wiſſen!

Barbara. So will ich's Dir ſagen! Du würdeſt — — Doch ich will mich nicht lächerlich machen, Du weißt es ſelbſt recht gut! Und meinſt Du, daß es Anderen beſſer geht? (Bemerkt den Strauß.) Woher kommt der?

Agnes. Daß weiß ich nicht!

Barbara. Nicht? Kommen ſo viele? Wenn er von meinem Wolfram käme, ich — — Und es iſt gern möglich, gerade die Blumen ſtehen in ſeinem Garten! Geſtern den ganzen Tag ſah ich nach ſeinem Vetter, zwang mich, dem gleichgültigen Menſchen verliebte Blicke zuzuwerfen und dachte, er würde raſen. Abends, als wir zu Hauſe gingen, ſtrich er den Burſchen ſelbſt gegen mich heraus, es war ihm recht geweſen, ich hatte ihm einen Gefallen damit gethan!

Agnes. Arme!

Barbara. Daran biſt Du Schuld, Niemand Schuld, als Du! Als er Dich noch nicht kannte, hing er an mir wie eine Klette! In den Bärenzwinger wär' er für mich hinabgeſtiegen und hätte meinen Handſchuh heraufgeholt. Und nun — pfui!

Agnes. Du ſchiltſt mich und ich weiß nicht einmal, wovon Du ſprichſt!

Barbara (nimmt den Strauß). Ich will ſchon dahinter kommen, ich nehm' ihn mit!

Agnes. Mir gleich!

Barbara. Allen machſt Du abſpenſtig, was ihnen gehört! Ich würde mich ſchämen!

Agnes. Kannſt Du ſagen, daß ich auch nur Einen anſehe?

Barbara. Das iſt's vielleicht eben! Nonne und doch keine! Heilige, aber noch nicht im Himmel! Die muß man Gott abjagen! Da muß man Alles daran ſetzen! Ei, ſei wie wir, guck' auf, ſprich und es wird ſich geben!

Agnes. Thät' ich's, ſo würdeſt Du wieder ſchmählen!

Barbara. So geh' in's Kloſter, wirf den Schleier über, den Niemand heben darf! Ich Dich um Vergebung bitten? In Ewigkeit nicht!

Agnes. Wer verlangt's denn?

Barbara. Mein Beichtvater! Glaubſt Du, ich kam von ſelbſt? Aber nein, lieber auf Erbſen knieen! (Hält den Strauß in die Höhe.) Den werd' ich ihm jetzt ſchenken! Kennt er ihn nicht, ſo ſchick' ich Dir einen doppelt ſo ſchönen! (Ab.)

Agnes. Sie thut mir leid! Aber kann ich's ändern?

Sechſte Scene.

Theobald (tritt wieder ein). Die hat die arme Gertrud ja beraubt!

Agnes. Sie ſcheint den Verſtand verloren zu haben!

Theobald. Das mögt' ich doch nicht ſagen!

Agnes. So hätte ſie Recht?

Theobald. Ich glaube faſt! Jungfer, ich könnt' Euch alle Morgen — —

Siebente Scene.

Caſpar Bernauer (tritt mit einem Buch ein, das in ein rothes Tuch gewickelt iſt; zu Agnes). Ja! ja! ja! Wenn ich nur nicht mit ſoll! Nun geh' hinauf und lege Dein Kettlein an. Sie blaſen ſchon am Frohnhof.

Agnes. Nein, Vater, ich bleibe zu Hauſe!

Caſpar Bernauer. Wie? Was? Warum warteſt Du hier denn auf mich? (Zu Theobald.) An den Deſtillirkolben! Das Feuer wird zu ſchüren ſein!

Theobald (geht ab).

Caſpar Bernauer. Nun?

Agnes. Vater, all' die Augen — es iſt mir, als ob mich gerade ſo viel Bienen ſtächen! Und er weiß ja, ſie ſehen Alle nach mir!

Theobald (tritt wieder ein).

Caſpar Bernauer. Sieh Du ſie wieder an! Nun, wenn Du lieber Deinen Roſenkranz abbeteſt, meinetwegen! (Sieht ſich um, zu Theobald.) Noch keine Salben abgerührt? Hat der Hahn heut Morgen nicht gekräht?

Theobald (geht an's Geſchäft).

Agnes. Barbara war hier, Alle haſſen mich, ich verderb' ihnen den Tag, wenn ich komme.

Caſpar Bernauer. Und darum willſt Du ausbleiben! Nichts da! Dann dürfte der beſte Ritter ja auch nicht kommen, denn der verdirbt den Uebrigen ja auch den Tag. Und der nächſtbeſte eben ſo wenig, und wer noch, bis auf den letzten, der nur zum Umpurzeln da iſt! Thorheit und kein Ende! Hinauf! (Zu Theobald.) Und Du hole die Flaſche mit dem Wundwaſſer herunter! (Beide ab.)

Achte Scene.

Caſpar Bernauer. Die Suppe iſt kalt geworden! Ich nehm's für genoſſen! (Legt das Buch auf den Tiſch.) Biſchöfliche Gnaden haben Recht, wenig bring' ich heraus und gerade die Hauptſachen nicht, die vom Hippokrates, denn die ſind griechiſch. Ich muß es ſo zurücktragen.

Neunte Scene.

Knippeldollinger (tritt herein). Guten Morgen, Gevatter! Ah! Das iſt wohl ein Buch? Ja?

Caſpar Bernauer. Und das iſt wohl ein funkelnagelneues Wamms?

Knippeldollinger. Nun, wenn alte Leute Nichts mehr machen ließen, würde mancher Schneider hungern! (Sieht in's Buch.) Herr Je, wie kraus und bunt! Und das verſteht Ihr, wie der Biſchof?

Theobald (tritt mit der Flaſche ein und macht ſich wieder zu thun).

Caſpar Bernauer. Ihr müßt immer fragen!

Knippeldollinger. Wie alt das wohl iſt!

Caſpar Bernauer. Seit der Kreuzigung unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti ſind jetzt verfloſſen Ein Tauſend vier hundert ſechs und zwanzig Jahre, aber der Autor dieſes Buches, das iſt zu ſagen der Urheber, nämlich der Mann, der es gemacht hat, war ſchon über vier hundert Jahre todt, bevor der Herr auf Erden im Fleiſch unter uns erſchien.

Knippeldollinger. Macht an die zweitauſend Jahre! Sollte man's glauben, daß es Leute gibt, die ſolche Bücher ſo lange aufheben? Es iſt doch kein Gold! Denkt nur an all' die Feuersbrünſte und Ueberſchwemmungen, an Peſtilenz und Seuchen! Sieh, ſieh!

Caſpar Bernauer. Es gab immer gelehrte Männer!

Knippeldollinger. Freilich, freilich! Was gab's nicht! Wenn man das ſo erwägt, Gevatter, und gehörig bedenkt — Ja, ja! Nicht wahr? Sagt ſelbſt!

Caſpar Bernauer. Ich weiß nicht, was Ihr meint!

Knippeldollinger. Ho, ho! Beſſer, als ich! Damit kommt Ihr mir nicht durch. Nun, wie Ihr wollt! Wo bleibt denn mein Pathchen? Die Muhme wird ſchon warten!

Caſpar Bernauer. Ja, die hatte Grillen! (Zu Theobald.) Spring' einmal zu ihr hinauf! Bring gleich das Beſteck mit! Wir werden's brauchen.

Theobald (ab).

Knippeldollinger. Ihr geht nicht auch! Wir könnten zuſammen rücken.

Caſpar Bernauer. Mich kümmern bei einem Turnier nur die Beulen und Wunden und die krieg' ich hier ſchon zu ſehen, denn man trägt mir die Krüppel her!

Knippeldollinger. Aber der Herzog, der Herzog von Baiern —

Caſpar Bernauer. Mich lüſtet nicht nach ſeiner Bekanntſchaft, und ich will ihm wünſchen, daß er auch die meinige nicht ſuchen muß, denn dazu führt nur ein Rippenbruch! Heut Abend iſt das was Andres.

Knippeldollinger. Denkt Euch, hinter der alten Kloſtermauer, wo mein Vetter wohnt, hat man letzte Nacht einen Todten gefunden!

Caſpar Bernauer. Da iſt viel zu wundern! Kommen jemals Reichsknechte nach Augsburg, ohne daß es etwas gibt?

Knippeldollinger. Wohl! Aber dieſer iſt ſo entſtellt, daß man ihn gar nicht mehr erkennen kann!

Caſpar Bernauer. So ſoll man drei Tropfen ſeines Blutes nehmen und ſie um Mitternacht, mit einem gewiſſen Liquor vermiſcht, auf eine glühende Eibenkohle träufeln. Dann wird der Verſtorbene im Dampf erſcheinen, wie er leibte und lebte, aber in durchſichtiger Geſtalt, gleich einer Waſſerblaſe, mit einem dunkelrothen Punkt in der Mitte, der das Herz vorſtellt.

Knippeldollinger. Ei! Ei! Habt Ihr den Liquor?

Caſpar Bernauer. Wenn Ihr ihn hättet, ſo ließet Ihr's durch den Rathsweibel ausrufen!

Zehnte Scene.

Agnes (kommt im Putz. Theobald folgt).

Knippeldollinger. Sie da! (Faßt ihre Hand.) Nun bekomm' ich ſie doch?

Caſpar Bernauer (zu Agnes). Soll ich Dir jetzt mit dem Korkſtöpſel ein neues Geſicht machen, wie zum Schönbartlaufen, da Du das alte nicht gern mehr herumträgſt?

Agnes. Kommt, Gevatter!

Knippeldollinger (führt ſie ab, in der Thür). Wißt Ihr, daß der Syndikus ſich wieder verheirathet! Er iſt zehn Jahre älter, wie ich!

Caſpar Bernauer. Ihr irrt, nur fünf. Viel Vergnügen! Wenig Rippenſtöße!

Knippeldollinger (mit Agnes ab).

Elfte Scene.

Caſpar Bernauer. Alter ſchützt vor Thorheit nicht! Nun, Caſpar, nicht hochmüthig, Du haſt wohl auch Deinen Sparren! (Zu Theobald.) Geh' nur auch, aber ſei zur rechten Zeit wieder da! Du ſiehſt's ja ſchon, wenn ſie Einen fort tragen!

Theobald (ab).

Zwölfte Scene.

Caſpar Bernauer (nimmt das Buch wieder). Ich will's noch einmal verſuchen! Ich ſchäm' mich doch, es ſo wieder zu bringen! Wahrhaftig, mich ärgert der babyloniſche Thurmbau weit mehr, als der Sündenfall, denn ohne den ſprächen wir mit unſerer Einen Zunge doch auch nur Eine Sprache, und verſtänden uns nicht bloß, wenn wir ſchreien. Das hat mich ſchon in meiner Jugend verdroſſen. Wie gern wär' ich als Geſelle in die weite Welt gegangen, ob ich das Einhornthier, den Vogel Phönix, die Menſchen, die auf Bäumen wachſen, irgendwo zu ſehen bekäme, oder gar in der Türkei, wo ſie doch gewiß Viele unſchuldig hängen, ein Alräunchen erwiſchte! Aber dann dacht' ich immer: Du verſtehſt die Leute ja nicht und ſie dich auch nicht! und blieb daheim! (Ab.)

Herberge.

Dreizehnte Scene.

(Herzog Albrecht, Freiherr von Törring, Rothhafft von Wernberg und Ritter Frauenhoven, vom Turnier kommend, nebſt Knappen und Dienern. Bürgermeiſter Nördlinger.)

Albrecht. Ich danke jetzt, Herr Bürgermeiſter, ich danke für das Geleite!

Bürgermeiſter. Geſtrenger Herr, ich kenne meine Pflicht! (Ruft.) Wein her!

Nothhafft von Wernberg (zum Herzog). Ihr könnt ihn nicht vor dem Trunk verabſchieden.

Albrecht. Frauenhoven!

Frauenhoven. Was iſt's?

Albrecht. Haſt Du das Mädchen geſehen — Aber, Du mußt ja, Du mußt ja!

Frauenhoven. Welche denn?

Albrecht. Welche! Ich bitte Dich, geh ihr nach! Vom Pferd hätt' ich mich geworfen und wäre ihr gefolgt, wenn nicht (Er zeigt auf den Bürgermeiſter.) der da — —

Bürgermeiſter (mit einem Pokal). Geſtrenger Herr, die reichsfreie Stadt Augsburg heißt Euch nach ruhmvoll beſtandenem Turnier in Eurer Herberge willkommen, und dankt Euch, daß Ihr ihre Patrizier einer Lanze gewürdigt habt.

Albrecht (trinkt). Sie lebe hoch, denn ſie verdient's! Ha, wo ſolch ein wunderbares Licht der Schönheit leuchtet — (Streift ſich mit der Hand über die Stirn.) ja, ſie verdient's! (Wendet ſich.) Frauenhoven, Du biſt noch da?

Frauenhoven. Aber —

Bürgermeiſter. Verhoffe demnach — —

Albrecht. Heute Abend auf dem Tanzhaus — das verſteht ſich! Nichts kann mich zurückhalten, vorausgeſetzt, daß auch ſie — — Verzeiht, ich bin ganz verwirrt! Ein Bote von meinem Vater —

Bürgermeiſter. Ich hatte die Einladung nach Amtspflicht zu wiederholen, muß jedoch als Patrizier bemerken: es iſt nicht blos Geſchlechter-Tanz. Auch die Zünfte kommen!

Albrecht. Ich wollte, die ganze Stadt wäre da!

Bürgermeiſter. Empfehle mich zu Gnaden! (Ab.)

Vierzehnte Scene.

Albrecht (zu Frauenhoven). Und nun, du lieber, lieber Herzensfreund, ſchnell, ſchnell! Oder beſſer: Ihr Alle! Du die eine Straße hinunter, Du die andere, Du die dritte!

Frauenhoven. Ihr gabt mir heut Morgen den Auftrag, dem Werdenberg nachzureiten! Er hat Euch Eure Braut, die Gräfin von Würtemberg, entführt, wißt Ihr's noch?

Albrecht. Nenne ſie nicht mehr!

Nothhafft von Wernberg. Ja, und ich ſollte dem Würtemberger die Schlüſſel von Göppingen abfordern, weil die Heirat durch die Flucht ſeiner Tochter unmöglich geworden ſei, und alſo das Reugeld heraus gezahlt werden müſſe!

Törring. Und ich ſollte nach München zu Hof und Eurem Vater Beides melden!

Albrecht. Das iſt vorbei, das iſt, als ob's nie geweſen wäre! Ich jauchze, daß Eliſabeth eine Kette zerbrochen hat, die ich ſonſt ſelbſt zerbrochen haben würde. Ich will nicht einen Dachziegel von Göppingen oder einen Pfennig zur Auslöſung, denn ich könnte mir das Leben, das Athemholen, eben ſo gut bezahlen laſſen, wie meine neue Freiheit, und was meinen Vater betrifft, ſo ſteht mir ſeit lange eine Bitte an ihn zu, und das ſoll die ſein: daß er es ganz ſo verhalten möge, wie ich!

Törring. Dieſer Wechſel iſt raſch!

Nothhafft von Wernberg. Und koſtet Baiern fünf und zwanzig tauſend Gulden!

Albrecht. Ich kenn' Euch nicht mehr! Knapp, ſchäl' mich ab, ich will ſelbſt fort, und in dieſem Aufzug ſchlepp' ich einen Schweif von Hunderten hinter mir her.

Ein Knappe (entkleidet den Herzog des Panzerhemdes u. ſ. w.).

Albrecht. Da liegt der Herzog! — Habt Ihr Augen? (Schnallt ſein Schwert ab). Und da der Ritter! Blumen her, daß ich ſie vor ihr ausſtreuen kann, wo ich ſie finde! (Sezt ein Barett auf). Wird mich nun noch Jemand erkennen?

Törring. Ohne Schwert? Jeder wird ſich zu täuſchen glauben!

Albrecht (indem er abgeht). Freunde, habt Geduld mit mir! (Ab.)

Törring. Begreift Ihr das?

Nothhafft von Wernberg. Herzog Ernſt wird Augen machen! Der beſinnt ſich etwas länger, wenn ſich's um den Verluſt von fünf und zwanzig tauſend Gulden handelt.

Frauenhoven. Brüder, richten wir nicht, daß wir nicht gerichtet werden! Das haben wir Alle entweder hinter uns oder vor uns. Wenn Ihr's noch nicht wißt, ſo ſeht Ihr's jetzt, warum unſ're Altvordern für das Weib den Namen Mannrauſch erfanden! Doch dieſen Rauſch vertreibt man durch's Trinken, wie den andern durch Enthaltſamkeit; je tiefer der Zug, je raſcher die Nüchternheit! Darum müſſen wir ihm beiſtehen!

Nothhafft von Wernberg. Aber die abſonderlichen Reden wollen wir uns merken, wir können ſie einmal wieder ausſpielen, ſei's auch nur, um uns ſelbſt unſ'rer Haut gegen ihn zu wehren. „Habt Ihr Augen? — Blumen her! — Ich kenn Euch nicht mehr!“ Damit belad' ich meinen Eſel. Sammelt Ihr auf, was heute Abend abfällt, denn ohne Zweifel trifft der neue Adam ſeine Eva beim Tanz. Vielleicht iſt's der Engel von Augsburg!

Törring. Der Engel von Augsburg!

Nothhafft von Wernberg. So nennt man hier eine Baderstochter, Agnes Bernauer, deren Schönheit die halbe Stadt verrückt machen ſoll. Wollen wir die Bude ihres Vaters einmal aufſuchen? Wir können uns die Bärte ſtutzen laſſen, und wer weiß, ob wir das Wunder bei dieſer Gelegenheit nicht zu ſehen bekommen.

Frauenhoven. Topp! (Alle ab.)

Großer Saal im Tanzhauſe der Stadt.

(Feſtlich geſchmückt mit den Panieren der Zünfte und den Wappen der Geſchlechter. Abend. Die Gäſte verſammeln ſich raſch, die Zunftmeiſter empfangen.)

Fünfzehnte Scene.

(Bürgermeiſter Hermann Nördlinger kommt mit Rothhafft von Wernberg.)

Bürgermeiſter. Ja, Herr Ritter, ſo läuft nun Alles ſeit jenem unſeligen Katharinen-Abend, wo wir den Pöbel mit in den Rath aufnehmen mußten, bei uns durcheinander! Perlen und Erbſen in Einem Sack, der Herzog wird das Ausklauben mühſam finden, mich wundert, daß er kommt!

Nothhafft von Wernberg. Ihr habt Euch noch immer nicht gewöhnt? Es iſt doch ſchon lange her.

Bürgermeiſter. Noch nicht lange genug, daß die Hoffnung auf die Rückkehr der guten alten Zeit ſchon ganz erſtickt ſein ſollte. Seht den Dicken da, das iſt der Zunftmeiſter, der Bäcker, der macht die Ehre der Stadt. Seht doch hin! Wenn er dem ankommenden Gaſt, den er zu begrüßen hat, nicht mit ſeinem Stierkopf den Bruſtkaſten einſtößt, ſo zerſchmettert er einem ſchon anweſenden ganz ſicher durch den Kratzfuß das Schienbein! Was ſagt Ihr? Iſt's nicht, als wenn ein Pferd ausſchlüge? Und das ſollte man gewöhnen!

Nothhafft von Wernberg. Ihr hättet Euch beſſer wehren ſollen!

Bürgermeiſter. Wir wurden überrumpelt! Kaiſer und Reich hätten uns beſſer beiſtehen ſollen! Was nöthigte die Majeſtät, den vermaledeiten Zunftbrief, der uns abgezwungen wurde, hinter her mit Ihrem Siegel zu verſehen? Wir hatten genug zu thun, daß wir uns nicht nur ſelbſt unter die Metzger und Handſchuhmacher aufnehmen laſſen und unſere alten Namen mit neuen vertauſchen mußten. Denn das wurde verlangt.

Sechszehnte Scene.

(Frauenhoven und Törring kommen.)

Frauenhoven. Da ſteht der Bürgermeiſter, der kann es uns ſagen! (Tritt zum Bürgermeiſter heran.) Iſt es wahr, wie man im Reich erzählt, daß der Boden von Augsburg keine Ratten duldet?

Bürgermeiſter. Gewiß iſt es wahr, man trifft dies Ungeziefer nimmer! Das war ſchon ſo zu den Zeiten des Druſus.

Törring. Kurios!

Siebzehnte Scene.

(Trompeten.)

Bürgermeiſter. Seine Gnaden der Herzog! (Eilt zum Eingang und begrüßt den eintretenden Herzog Albrecht.)

Albrecht (tritt zu Frauenhoven, Törring und Rothhafft von Wernberg heran). Da ſeid Ihr!

Frauenhoven. Wir haben den ganzen Nachmittag geſucht —

Albrecht. Und gefunden —

Nothhafft von Wernberg. Eben jetzt!

Albrecht. Mich, meinſt Du! O, köſtlicher Fund! Ich bedanke mich!

Frauenhoven. Ich ſtrich allein und —

Albrecht. Es ging Dir beſſer, wie mir? Du entdeckteſt ihre Spur!

Frauenhoven. Ja!

Albrecht. Warum treff' ich Dich erſt jetzt!

Frauenhoven. Dieß Mädchen — — O! Wohl hattet Ihr Recht, uns zu fragen, ob wir Augen hätten!

Albrecht. Du liebſt ſie auch?

Frauenhoven. Könnt' ich anders?

Albrecht. Frauenhoven, das iſt ein großes Unglück! Ich glaub's Dir, daß Du nicht anders kannſt, es wäre Wahnſinn von mir, wenn ich verlangte, daß Du entſagen ſollteſt, hier hört die Lehnspflicht auf. Aber wahrlich, auch die Freundſchaft, hier beginnt der Kampf um Leben und Tod, hier fragt ſich's, in weſſen Adern ein Tropfen Blut's übrig bleiben ſoll! Du lächelſt? Lächle nicht! Wenn Du das nicht fühlſt, wie ich, ſo biſt Du nicht werth, ſie anzuſehen!

Frauenhoven. Dieſe pechſchwarzen Augen — und wie ſie den Hals trägt, recht, um ſich daran aufzuhängen — und vor Allem dieſe kaſtanienbraunen Haare —

Albrecht. Faſelſt Du? Goldne Locken ſind's, die ſich um ihre Stirne ringeln — demüthiger ward nie ein Nacken geſenkt und ihre Augen können nicht ſchwarz ſein! Nein, nein, wie Meeresleuchten traf mich ihr Strahl, wie Meeresleuchten, das plötzlich fremd und wunderbar aus dem ſanften blauen Elemente aufzuckt und eben ſo plötzlich wieder erliſcht!

Frauenhoven. Gnädiger Herr, ich weiß nichts von ihr, es war ein Scherz, den Ihr dem luſtigen Ort, wo wir uns befinden, verzeihen mögt!

Albrecht. So flieh! Flieht Alle, daß nicht Ernſt daraus wird, fürchterlicher Ernſt, denn ich ſage Euch, die ſieht Keiner ohne die höchſte Gefahr!

Achtzehnte Scene.

Agnes (erſcheint, von Caſpar Bernauer und Knippeldollinger begleitet).

Albrecht (ausbrechend). Da iſt ſie!

Nothhafft von Wernberg und Frauenhoven (zugleich). Wunderſchön, das iſt wahr!

Törring. Und der Engel von Augsburg, das iſt auch wahr! Dort ſteht ja der Vater!

Albrecht. Kennſt Du ſie?

Törring. Man nennt ſie hier allgemein den Engel von Augsburg. Sie iſt die Tochter eines Baders, gnädiger Herr! Wir ließen uns vorhin die Bärte bei ihm ſtutzen. (Er zeigt auf ſeinen Bart.) Seht Ihr! Der Mann iſt geſchickt, nicht wahr? Es könnte dem

Eurigen auch nicht ſchaden! (Er tritt auf die Gruppe zu.) Guten Abend, Meiſter, da ſehen wir uns ſchon wieder!

Caſpar Bernauer. Viel Ehre für mich!

Albrecht (folgt, zu Agnes). Jungfrau, warum ertheilt Ihr auf den Turnieren nicht den Dank? Was durch Eure Hände geht, iſt edler als Gold und köſtlicher als Edelſtein, wär's auch nur ein grüner Zweig, vom nächſten Buſch gebrochen!

Caſpar Bernauer. Meine Tochter iſt an ſolche Reden nicht gewöhnt, gnädiger Herr; fragt ſie aus den ſieben Hauptſtücken unſeres allerheiligſten Glaubens, und ſie wird nicht verſtummen!

Agnes. Nicht doch, Vater, der Herzog von Baiern will ſeine Braut ſo anreden und macht bei der Bürgerstochter von Augsburg nur die Probe!

Caſpar Bernauer. Wohl geſprochen, Agnes, aber zum Antworten haſt Du keine Vollmacht, darum danke Seiner Fürſtlichen Gnaden für die Herablaſſung und komm'!

Albrecht. Warum, ſtörriger Alter? Noch habe ich ja kaum den Ton ihrer Stimme gehört, noch kamen die vier und zwanzig Buchſtaben nicht alle über ihre Lippen! (Abgewandt.) Ha, ich könnt' ſie bitten: ſprich dies Wort aus, oder das, oder jenes, nicht des Sinn's wegen, nur damit ich erfahre, mit wie viel Muſik Dein Mund es beſchenkt! (Zu Caſpar Bernauer.)

Ihr geht doch? So müßt Ihr mir geſtatten, Euch zu begleiten! Euer Schatten weicht eher von Euren Schritten, als ich!

Caſpar Bernauer. Eures Gleichen würde neidiſch werden!

Törring (faßt Caſpar Bernauer unter dem Arm). Baierns Herzog hat hier ſeines Gleichen nicht!

(Er führt ihn ab, Rothhafft von Wernberg geſellt ſich zu Knippeldollinger und folgt.)

Albrecht (zu Agnes, die ebenfalls folgt und ſich ihrem Vater zu nähern ſucht). Mädchen, ich täuſchte mich nicht, Du haſt heut Morgen nach mir geſehen. Galt der Blick mir oder meinem venezianiſchen Helmbuſch?

Agnes. Ich zitterte für Euch, gnädiger Herr, Ihr ſchautet zu mir herüber und rittet gegen den Feind, ich dachte, Ihr müßtet Schaden nehmen!

Albrecht. Und das war Dir nicht gleichgültig?

(Sie verlieren ſich, nebſt den Andern, im Gewimmel.)

Barbara (mit Martha und andern Mädchen, hervortretend). Ha, ha, ha! Sagt ich's Euch nicht, daß es beſſer ſei, zu Hauſe zu bleiben? Nun freut Euch, wenn Ihr könnt!

Martha. Ei, dies iſt ja gut! Wenn der Herzog ſie mitnimmt, ſteht ſie uns eben ſo wenig mehr im Wege, als wenn ſie gen Himmel fährt!

Barbara. Mitnimmt! Wo denkt Ihr hin! Er wird ſie ſchon hier laſſen! Aber ſie wird noch im

Werth ſteigen, nun auch er genickt hat! Seht Euch nur um, wie Alles guckt und flüſtert! (Gehen vorüber.)

Nothhafft von Wernberg (kommt mit Knippeldollinger, ihm tritt entgegen:)

Bürgermeiſter Nördlinger (mit einem Fräulein). Herr Ritter — meine Baſe, Juliana Peutinger — ſie hat des Kaiſers Majeſtät ſchon als vierjähriges Jüngfräulein im Namen des Raths mit einer kleinen lateiniſchen Rede begrüßt! Ich mögte ſie Seiner Gnaden gern aufführen!

Nothhafft von Wernberg (mit ihm weiter gehend). Nachher, Herr Bürgermeiſter, nachher! (Leiſe.) Der Herzog iſt von den Bürgern ſo warm empfangen worden, ſie haben ſich die Kehle faſt abgeſchrieen, Ihr ſeh't, er bezeugt ſich dankbar! (Gehen vorüber.)

Albrecht (kommt mit Agnes). Nun ſprich auch Du! Was ſagſt Du dazu?

Agnes. Mir iſt, als hört' ich eine Geige mehr, ſüß klingt's, auch träumt ſich's ſchön dabei.

Albrecht. Ich frage Dich, ob Du mich lieben kannſt!

Agnes. Das fragt eine Fürſtentochter, doch nicht mich!

Albrecht. O ſprich!

Agnes. Schont mich, oder fragt mich, wie man ein armes Menſchenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheures Unglück es treffen könne!

Albrecht. Dieß Wort —

Agnes. Legt's nicht aus, ich bitt' Euch, zieht Niemandem die Hand weg, wenn er ſie über die Bruſt hält.

Caſpar Bernauer (der mit Törring gefolgt iſt und ſich Agnes zu nähern ſucht). Morgen, Herr Graf, morgen!

Knippeldollinger (der mit Nothhafft von Wernberg neben den Beiden geht, zu Törring). Einen, der das Blut beſprach, habe ich ſelbſt gekannt.

Albrecht. Agnes, Du verkennſt mich! Ich liebe Dich!

Caſpar Bernauer (tritt zwiſchen Beide). Komm, mein Kind! Auch Du haſt Ehre zu verlieren! (Er will ſie abführen.)

Albrecht (vertritt ihm den Weg). Ich liebe ſie, aber ich würd's ihr nimmer geſagt haben, wenn ich nicht hinzufügen wollte: ich werb' um ſie!

Nothhafft von Wernberg. Gnädiger Herr!

Frauenhoven. Kennſt Du Deinen Vater?

Törring. Denkt an Kaiſer und Reich! Ihr ſeid ein Wittelsbach! Es iſt nur zur Erinnerung.

Albrecht. Nun, Alter, fürchteſt Du noch für ihre Ehre?

Caſpar Bernauer. Nein, gnädiger Herr, aber — — Vor fünfzig Jahren hätte ſie bei einem Turnier nicht einmal erſcheinen dürfen, ohne geſtäupt zu werden, denn damals wurde die Tochter des Mannes, der dem Ritter die Knochen wieder einrenkt und die Wunden heilt, noch zu den Unehrlichen gezählt. Es iſt nur zur Erinnerung!

Albrecht. Und nach fünfzig Jahren ſoll jeder Engel, der ihr gleicht, auf Erden einen Thron finden, und hätte ihn Einer in's Leben gerufen, der Dir noch die Hand küſſen muß. Dafür ſoll mein Beiſpiel ſorgen!

Frauenhoven. Er iſt verrückt! (Zu Albrecht.) Nur hier nicht weiter, nur heute nicht! Alles wird aufmerkſam und auf jeden Fall muß die Sache geheim bleiben!

Albrecht (zu Caſpar Bernauer). Darf ich morgen kommen?

Caſpar Bernauer. Wenn ich auch nein ſagte, was hülfe es mir?

Albrecht. Agnes?

Agnes. Wer rief mir doch heute morgen zu: geh' in's Kloſter? Mir däucht, ich ſehe jetzt einen Finger, der mich hinein weiſ't!

Albrecht. Dir ſchwindelt! Halt' Dich an mich! Und ob die Welt ſich dreht, Du wirſt feſt ſtehen!

Caſpar Bernauer. Gnädiger Herr, wir beurlauben uns! Die fällt mir ſonſt um! (Ab mit Agnes und Knippeldollinger.)

Albrecht. Ich muß — (Will folgen.)

Frauenhoven. Keinen Schritt! Ihretwegen, wenn nicht Deinetwegen.

Albrecht. Du kannſt Recht haben!

Frauenhoven. Sprich jetzt auch mit Anderen! Sprich mit Allen! Und lange, ich bitte Dich, lange!

Albrecht. Ich hätte ſo gerne noch meinen Namen von ihren Lippen gehört! Doch — wer will denn auch Weihnacht, Oſtern und Pfingſten auf einmal feiern! — —

(Er miſcht ſich unter die übrigen Gäſte. Ihm tritt Bürgermeiſter Nördlinger mit dem Fräulein entgegen.)

Zweiter Act.

Augsburg.

Erſte Scene.

(Herberge. Früher Morgen.)

Nothhafft von Wernberg. Die Sache wird ernſt.

Törring. Sehr ernſt! Die Linie ſteht auf zwei Augen —

Frauenhoven. Das doch nicht! Auch Herzog Wilhelm hat einen Sohn!

Törring. Der ſchwach und ſiech iſt und kaum vier Jahre alt. Habt Ihr das Jammerbild nie geſehen? Ich weiß, was ich ſage. Die Münchner Linie ſteht ſo gut, wie auf zwei Augen, und wenn es uns nicht gelingt, Albrecht von ſeinem tollen Vorhaben abzubringen, ſo zeugt er Kinder, die nicht einmal den unſ'rigen ebenbürtig ſind! Was wird dann? Schon jetzt iſt Baiern in drei Theile zerriſſen, wie ein Pfannkuchen, um den drei Hung'rige ſich ſchlugen, ſoll's ganz zu Grunde gehen? Und das wird geſchehen, wenn wir dieß Unglück nicht verhindern können.

Nothhafft von Wernberg. Das iſt wahr! Von allen Seiten würden ſie heranrücken, vergilbte Pfandbriefe auf der Lanzenſpitze und vermoderte Verträge auf der Fahnenſtange, und wenn ſie ſich lange genug gezankt und gerauft hätten, würde nach ſeiner Weiſe der Kaiſer zugreifen, denn während die Bären ſich zerreiſſen, ſchnappt der Adler die Beute weg.

Törring. Alſo laßt uns vorbeugen!

Frauenhoven. Aber wie? Vergeßt nicht, daß er eben ſo viel welſches Blut im Leibe hat, als deutſches, und vielleicht noch einige Tropfen mehr! Ich ſage Euch, wenn Ihr's noch nicht wißt, die Mutter iſt mächtig in ihm, und wenn Ihr ihm nicht neue Augen einſetzen könnt, daß ihm das Schöne häßlich vorkommt und das Häßliche ſchön, ſo richtet Ihr nichts bei ihm aus. Ihr hättet ihn dieſe Nacht auf dem Heimgang hören ſollen! Und iſt es denn nicht auch wahr? Wer kann ſich rühmen, einen ſolchen Engel geſehen zu haben, eh' er nach Augsburg kam?

Törring. Glaubt Ihr denn, ich bin der Narr, der das Feuer beſprechen will? Das fällt mir nicht ein! Mag's brennen, bis es Aſche iſt, was kümmert's mich. Aber ich denke, die Nahrung wird dieſem Feuer etwas billiger zu kaufen ſein, als mit Thronen und Kronen! Zum Teufel, iſt denn Albrecht nicht auch ſo ein Weib werth? Laßt mich nur machen! Ich ſage Euch, es ſind wack're Menſchen, vernünftige Leute! Stand der Alte nicht geſtern Abend da, als ob ſich ihm der Erzengel Michael zum Eidam antrüge? Und das Mädchen — ſchaute ſie nicht drein, als ob ſie zum Fliegen aufgefordert würde, anſtatt zum Tanzen? Gebt nur acht, ich bringe Alles in's Gleiche! (Ab.)

Frauenhoven. Der irrt ſich! In Vater und Tochter, wie im Herzog!

Nothhafft von Wernberg. Aber in's Gewiſſen müſſen wir ihm reden!

Frauenhoven. Warum? Um es gethan zu haben, nicht wahr, wenn wir dereinſt zur Rechenſchaft gezogen werden! Borg' Dir die Poſaune des jüngſten Gerichts und verſuch's, ob Du Gehör bei ihm findeſt. Ich bin zufrieden, wenn's nur einſtweilen geheim bleibt. Er iſt bei'm faulen Wenzel in Prag auferzogen worden, und was der bei Geigen- und Flötenklang in ihn hinein geſä't hat, das bringt Gott ſelbſt nicht wieder heraus!

Zweite Scene.

Albrecht (tritt ein). Nun, Freunde? Was ſagt Ihr zu dieſem Morgen, der die ganze Welt vergoldet? Nicht wahr, den hätt' man ſich nicht ſchöner beſtellen können? Aber, wie ſteht Ihr denn da?

Als ob Ihr augenblicklich in's Gefecht ſolltet und Euren letzten Willen noch überdächtet!

Nothhafft von Wernberg. Da hoff' ich anders auszuſehen, obgleich ich keinen Vater mehr habe, der mich wieder heraushaut, wenn's zu arg wird, wie Ihr!

Albrecht. Ja, das iſt wahr, da hab' ich einen Vorzug vor Euch. Ich darf dem Tod keck in den Rachen ſpringen, wie die Maus dem Löwen. Noch zwiſchen Kauen und Schlucken reißt mich der wieder heraus, der mich gemacht hat.

Nothhafft von Wernberg. Das habt Ihr bei Alling erfahren! Wäre er nicht geweſen —

Albrecht. So würde mein erſter Kampf auch mein letzter geblieben ſein und ich hätte nie gehört, wie ſüß die Sieg'strompete tönt; was red' ich, ich hätte Agnes nie erblickt!

Nothhafft von Wernberg. Agnes!

Albrecht. O, ich bin ihm Dank ſchuldig, unendlichen Dank, mehr Dank, wie irgend ein anderer Sohn dem ſeinigen!

Nothhafft von Wernberg. Fühlt Ihr's?

Albrecht. Erſt ſeit geſtern ganz! Dies Auge, das ich jetzt freiwillig ſchließen mögte, wie den Mund, wenn er keine Kirſche hat — — gebrochen und mit Sand verſchüttet würde es ohne ihn ja längſt da liegen, ein Spiegel, der zerſchlagen ward, bevor er das Bild noch auffangen konnte, das er feſthalten ſollte, und dies Herz — — die Stunde wird kommen, wo Ihr mich verſtehen könnt, dann mehr! Seht, wenn Euch auch einmal wird, als ob ſich Millionen Lippen in Euch aufthäten, und alle ſaugen wollten — wenn Ihr nicht mehr wißt, ob's Luſt oder Schmerz iſt, was Euch die Seele im Wirbel herumjagt — wenn Euch die Bruſt zerſpringen will und Ihr, von Froſt und Hitze zugleich geſchüttelt, zweifelnd ausruft: doch wohl Luſt, ja, wohl Luſt, Wolluſt! und dieß dunkle Wort, wie ich, nun auf einmal begreift, indem Ihr's ſchwindelnd zwiſchen Leben und Tod mit Eurem letzten Athemzug nachſchafft — dann — dann! Eher nicht!

Nothhafft von Wernberg. Gnädiger Herr — eine Bitte!

Albrecht. Was iſt's?

Nothhafft von Wernberg. Stellt Euch Euren Vater einmal vor!

Albrecht. Nun?

Nothhafft von Wernberg. Aber recht deutlich, mit dem Geſicht, das er hat, wenn er Einem einen Wunſch nicht bloß abſchlagen, ſondern in den Hals zurückjagen will, ſo daß man ihn, wenn man um Honigbirnen gekommen iſt, um Stockprügel anſpricht!

Albrecht. Gut!

Nothhafft von Wernberg. Seht Ihr ihn? So fragt Euch, ob Ihr das vom Spiegel und vom

Wirbel und von Luſt und Schmerz, und von Leben und Tod vor ihm wiederholen mögtet!

Albrecht. Vor ihm? Ja! Ich habe eine Mutter gehabt! Vor Euch? Nicht um die Welt!

Nothhafft von Wernberg. Eure Mutter war eine Prinzeſſin von Mailand!

Albrecht. Und ſollte ſie meine Mutter nicht auch geworden ſein, wenn ſie keine Prinzeſſin von Mailand geweſen wäre? Sie war das Muſter eines Weibes — hätte das nicht genügt?

Nothhafft von Wernberg. Ich zweifle! Wenn aber — ſo würde Euch jetzt Nichts mehr hindern, Euch mit dem Engel von Augsburg zu verbinden, denn Ihr würdet Baierns Thron nie beſteigen?

Albrecht. Nicht, Herr Ritter? Wer weiß! Wer weiß, was geſchähe, wenn ich mein Volk zum Spruch aufriefe, wenn ich ſagte: Seht, ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil mein Vater Eine Eurer Töchter zu ſich erhoben hat, Eine, die ihm am beſten in's Ohr ſagen konnte, was Euch fehlt! Ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil die Theilnahme für Euch mir von der Mutter her angeboren iſt, weil ich Euch verſtehe, ehe Ihr noch den Mund aufthut, weil mir's im Blut liegt, Euch beizuſpringen! Ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil ich Euer Bruder bin! Wer weiß, was ſie thun werden, die alten treuen Bavaren, wenn mein Sohn ſie dereinſt nach Urväter-Weiſe in einem Eichenhain zuſammenruft und ſo zu ihnen ſpricht; wer weiß, ob ſich dann nicht der letzte Bauer in einen Ritter verwandelt und ob die Senſe nicht gegen das Schwert ſchlägt, daß das ganze deutſche Reich zu wackeln anfängt, und der große Karl zu Aachen in ſeinem Sarg erſchrocken nach der Krone greift!

Nothhafft von Wernberg. Gnädiger Herr, verkennt mich nicht! Nothhafft von Wernberg kann Euch nicht rathen, in den Abgrund zu ſpringen, aber er ſpringt nach, wenn Ihr's thut!

Albrecht. Das iſt ein Wort! So kommt! (Alle ab.)

Baderſtube.

Dritte Scene.

Agnes. Hier, mein Vater?

Caſpar Bernauer. Hier, meine Tochter, hier erwarten wir ihn, nirgends ſonſt. Wie iſt Dir denn zu Muthe? Etwas anders, wie gewöhnlich, wenn Du die Augen aufmachſt, nicht wahr? Nun ja, das iſt natürlich. Die Mädchen zögern gern aus Angſt oder Neckerei noch eine Weile vor der Thür, wenn ſie auch wirklich ſchon hinein wollen und wiſſen, daß der Bräutigam ihnen längſt die Arme entgegenſtreckt. Du armes Ding haſt nun nicht einmal Kranzwindens-Zeit.

Agnes. Alſo, Euer Entſchluß iſt gefaßt?

Caſpar Bernauer. Es gibt nur Ein Mittel! Und wenn Du nur bereit biſt: Für ihn mögt' ich ſtehen!

Agnes. Ja?

Caſpar Bernauer. Ich kenn's, wenn's auch lange her iſt, daß ich ſelbſt an dem Fieber litt! Eine treue, redliche Seele! (Er zieht etwas aus der Taſche.) Was hab' ich da?

Agnes. Mein Kettlein! Aber, das hab' ich ja geſtern Abend gleich wieder weggelegt!

Caſpar Bernauer. Kann doch wohl nicht ſein, denn Theobald hat's auf der Straße gefunden, als er hinter uns herſchritt!

Agnes. Theobald?

Caſpar Bernauer. Ja, den haſt Du eben ſo wenig geſehen, wie ich! Was ſagſt Du? Der närriſche Junge iſt uns, ſo lange die Reichsknechte hier ſind, jeden Abend heimlich gefolgt, wenn wir das Haus noch verließen, und hat auf uns gewartet, bis wir wieder heim gingen. Nie hat er ſich etwas davon merken laſſen, und wenn ich's jetzt weiß, ſo kommt das daher, daß er Deine Kette fand! Iſt das Einer?

Agnes. Es freut mich, daß er ſo an Euch hängt!

Caſpar Bernauer. Nun dächt' ich, es wär' die beſte Antwort für den tollköpfigen Herzog, wenn Du dem Theobald raſch, noch heute morgen, ja augenblicklich die Hand reichteſt! Du biſt ihm ja doch den Finderlohn ſchuldig!

Agnes. Wie?

Caſpar Bernauer. Ihr beide trätet ihm dann Hand in Hand entgegen, ich aber ſtände ſegnend hinter Euch und riefe ihm zu: So war's im Himmel beſchloſſen, und was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!

Agnes. Vater!

Caſpar Bernauer. Fürchte keine Gewaltthat! Auch hier ſtehen wir auf rother Erde, auch in Augsburg iſt Weſtphalen, ja — — doch, wozu das! Nun, Jungfer Tochter, was ſagt Ihr? Der Bräutigam iſt, wie ich hoffe, bereit und ſogar der Prieſter nicht weit! Sprich ſoll's ſo ſein?

Agnes. Nie! In Ewigkeit nicht!

Caſpar Bernauer. Das heißt: heute nicht!

Agnes (glühend). Es heißt —

Caſpar Bernauer (unterbricht ſie). Morgen! Morgen! Morgen!

Vierte Scene.

Theobald (tritt hinter einem Schrank hervor). Wozu, Meiſter? Ich kann's auch heute hören!

Caſpar Bernauer (zu Agnes). Da ſiehſt Du jetzt!

Theobald. Scheltet ſie nicht! Ich ſelbſt bin Schuld! Ich hätte Euch nicht folgen ſollen! Dieß Mal nicht!

Agnes. Theobald, es thut mir weh!

Theobald. Ich weiß, Jungfer, ich weiß! Und ich fühl's ja auch, daß ich — — Du mein Gott, ich darf ja nicht einmal von Unglück ſprechen, Ihr könnt mir ja gar nicht beſchieden ſein, ich brauche Euch ja nur anzuſehen, um das zu erkennen. Meiſter — darf ich ein wenig fortgehen? In einer Stunde bin ich wieder da, um dieſe Zeit kommen ſo nicht Viele! (Er faßt Agnes Hand.) Agnes, ich wollte, ich könnt' einem Andern meine Liebe zu Euch abtreten, nicht um mein Herz zu erleichtern, o Gott, nein, es wäre das größte Opfer, das ich bringen könnte, und ich brächte es nur, um Euch glücklich zu machen, aber glücklich würdet Ihr, das glaubt mir, wenn das, was (Er ſchlägt ſich auf die Bruſt.) hier glüht, eine beſſere Bruſt ſchwellte! (Ab.)

Fünfte Scene.

Caſpar Bernauer. Ich glaub's auch!

Agnes. Zürnt mir nicht, Vater! Hätt' ich geahnt —

Caſpar Bernauer. Kein Wort mehr davon. Es iſt nun, wie's iſt! Wer kann gegen die Sterne! Aber mich grauſ't, Agnes, wenn ich an Deine Zukunft denke, denn (Er zeigt auf ein Barbierbecken.) ſo ein Ding und eine Krone — es geht nimmermehr gut!

Agnes. Ihr ließet vorhin mich nicht ausreden! Nicht Theobald, nicht irgend Einem könnt' ich meine Hand reichen —

Caſpar Bernauer. Und warum nicht?

Agnes. Weil ich — — Ich dürfte nicht!

Caſpar Bernauer. So ſitzt er Dir ſchon im Herzen? Verflucht ſei dieß Turnier!

Agnes. Aber — — Zu der Mutter aller Gnaden könnt' ich mich flüchten — in's Kloſter könnt' ich gehen!

Caſpar Bernauer. Und Deinen Herzog draußen laſſen?

Agnes. Nein!

Caſpar Bernauer. Was hätt'ſt Du dann im Kloſter zu thun!

Sechste Scene.

Törring (tritt ein). Guten Morgen, Meiſter! Auch ſchon da, Jungfer? Die Hand her, wackrer Alter! Ich hab' Euch geſtern Abend lieb gewonnen. Schöne Agnes, wäre des Törrings Schädel für die Honigreime und Schmeichelſprüche des Heinrichs von Ofterdingen und Wolframs von Eſchenbach nicht immer zu hart geweſen: jetzt gäbe er Alles wieder von ſich, was er je verſchluckt hätte! Aber der hat Nichts behalten, als das Eia popeia von der Ammenſtube her, darum kann ich Euch nur ſagen: Ihr ſeid's werth daß Ihr einem Herzog gefallt!

Agnes. Schon das iſt zu viel, Herr Graf!

Törring. Bewahre! Wenn Kaiſer Wenzels Bademädchen Euch geglichen hat, ſo will ich's ihm verzeihen, daß er eine Weile glaubte, er ſei mit ihr allein auf der Welt. Nur das verzeih' ich ihm nicht, daß er's zu weit trieb und ſich gar nicht wieder zur Beſinnung bringen ließ, denn ſie mußt' es büßen und das hätt' er vorher wiſſen können! (Er ſieht Agnes ſcharf an.) Arme Suſanna, junges, ſchönes Kind, wie bleich magſt Du geweſen ſein, als die ſtarren, grimmigen Böhmen dich verbrannten und von ihren eig'nen Biſchöfen und Erzbiſchöfen dabei angeführt wurden, als ob's ein heilig Werk wäre! Du warſt gewiß keine Zauberin, oder es ſteht auch hier eine von mir!

Caſpar Bernauer. Das geſchah im fröhlichen Lande der Geigen?

Törring. Es ſollte mich wundern, wenn man noch keinen Reim darauf gemacht hätte! So etwas ſingen die Leute gern, wenn ſie luſtig ſind!

Caſpar Bernauer. Was ſagſt Du, meine Tochter?

Agnes. Pfui über den Kaiſer, daß er's geſchehen ließ!

Törring. Er lag im Thurm und ſein Adel ſtand zornig mit blankem Schwert vor der Pforte, er wußte nicht, wer zunächſt bei ihm anpochen würde, ob der Henker oder der Befreier!

Agnes. So war's ihr Schickſal, und ſie wird ſchon einmal erfahren, warum.

Törring. Bernauer, ein Wort mit Euch!

Caſpar Bernauer. Geh', Agnes, und lege Dein Kettlein weg!

Agnes (ab).

Siebente Scene.

Caſpar Bernauer. Wir ſind allein.

Törring. Nun, Alter, was denkt Ihr eigentlich? Sagt an!

Caſpar Bernauer. Ich weiß nicht, was Ihr meint!

Törring. Nun, ich glaube, der Herzog wird heute Morgen gerade ſo aufgeſtanden ſein, wie er ſich geſtern Abend niedergelegt hat.

Caſpar Bernauer. Acht Stunden ſind allerdings nur acht Stunden!

Törring. Der Meinung bin ich auch, darum müſſen wir bei Zeiten einig werden! Alſo — (Nimmt ein Raſirmeſſer, wie ſpielend.) Euer Schwert, nicht wahr?

Caſpar Bernauer. Wie es Euch gefällt!

Törring. Mein's iſt etwas länger! (Schlägt an ſein Schwert.) Ja, was ich ſagen wollte! Der Herzog liebt Eure Tochter — er liebt ſie — wenn jedes Eheweib ſo geliebt würde, ſie hätten den Himmel auf Erden!

Caſpar Bernauer. Vor dem Trunk und nach dem Trunk, es iſt ein Unterſchied und muß auch ſein!

Törring. Ihr ſeid verheiratet geweſen oder noch, Und wollt Euch entſchuldigen! Ja, ja, das kann ich Euch betheuern, er brennt wie ein Johannisfeuer, wenn der Wind gut bläſ't, aber — — (Nimmt das Barbierbecken.) Euer Helm?

Caſpar Bernauer. Iſt man in Baiern ſo ſpaßig?

Törring. Nein, nein, es ginge, ſeht! (Er macht, als ob er Caſpar Bernauer das Becken aufſetzen wollte.) Habt Ihr das noch nicht verſucht? Ich verſich're Euch, der Herzog lodert, daß die Kaſtanien gahr werden, wenn er ſie nur anſieht, doch was das Werben betrifft, das Heimführen — — (Er nimmt den Schnepper.) Dieß Ding da, Zick Zack, Trick Track, führt Ihr wohl im Wappen, oder iſt's ein nackter Arm mit einer ſprudelnden Ader, wie ich's draußen an der Thür gemalt ſah?

Caſpar Bernauer. Keins von Beiden, Herr Graf!

Törring. Nicht? Nun alſo, kurz weg, wenn's überhaupt noch nöthig iſt! Die Liebe des Herzogs ſtammt aus dem Herzen, die Werbung — — nun, das war, Ihr habt's ja ſelbſt geſehen, ein Rauſch — — vielleicht ſogar, was weiß ich's, ein Weinrauſch!

Caſpar Bernauer. Das freut mich! Aber dieſe Botſchaft iſt nicht für mich allein! (Ruft.) Agnes!

Törring. Freut Euch! Ich hab' mich nicht in Euch geirrt, als ich Euch für verſtändig hielt! Gebt mir noch einmal die Hand!

Caſpar Bernauer (hält ſeine Hand zurück). Ihr habt mich ſchon geadelt!

Achte Scene.

Agnes (tritt ein).

Törring. Nicht wahr, ein mäßiges Glück, aber geſichert für immer — unter uns — — der Herzog hat ſchöne Güter von ſeiner Mutter her!

Caſpar Bernauer. Merk' wohl auf, mein Kind! (Zu Törring.) Nun?

Törring. Ei, da Ihr ſie rieft, ſo ſprecht ſelbſt weiter!

Caſpar Bernauer. Wohl! (Zu Agnes.) Der Herzog nimmt ſeine Bewerbung zurück!

Törring. Nicht doch!

Caſpar Bernauer. Er nimmt ſeine Bewerbung um Deine Hand zurück, die läßt er Dir, er iſt nicht unverſchämt! Das Uebrige, nun ja, das mögt er, ich weiß nicht, ob für immer oder auch nur für einige Zeit!

Agnes (ſetzt ſich nieder).

Caſpar Bernauer (zeigt auf ſie). Da habt Ihr ihre Antwort! Jetzt die meinige! Zuerſt! (Mit gefalt'nen Händen gen Himmel.) Ich danke Dir, Vater im Himmel, daß es ſo kam! Schick' mir nun welches Leid Du willſt, es kann mich nicht ärger treffen, als dieß Glück mit ſeinem ſchrecklichen doppelten Geſicht mich traf! (Zu Törring.) Ihr ſeht, wie mir iſt, damit erklärt's Euch, daß ich Euch ſo ruhig anhörte! Ihr wart mir ein Freudenbote, denn daß meine

Tochter in keine Schmach willigen würde, wußt' ich, alſo gab Euer Antrag mir ſie wieder, ſonſt war ſie für mich verloren. Nun aber zur Abrechnung! Ihr erkundigtet Euch nach meinem Schwerte, wir Reichsbürger führen wirklich eins, wenn's auch gewöhnlich hinter'm Schornſtein hängt, und mit dem meinigen habe ich früher manchen Rücken ausgeklopft, der dem Eurigen, das glaubt nur, völlig glich.

Törring. Bernauer!

Agnes (ſpringt auf und ſtellt ſich neben Caſpar). Recht Vater, recht!

Caſpar Bernauer. Den Helm mit dem bunten Federbuſch habt Ihr vor mir voraus, ich begnügte mich immer, wie wir Alle, die wir nicht turnieren, nur ſtreiten, wenn es gilt, unſer Hab und Gut zu vertheidigen, mit einer ſimpeln Sturmhaube. Doch auch die genügte zuweilen, aus einer guten Klinge eine noch beſſ're Säge zu machen, wenn ſie ſich daran verſuchte. Was aber mein Wappen betrifft, ſo werdet Ihr's ſchon hie und da früh morgens an Burgthoren geſehen haben. Einige aus meiner Familie führen einen Strick und einen Dolch im rothen Felde, und ſie wiſſen ſich Reſpekt zu verſchaffen, ſelbſt bei Kaiſer und Reich.

Törring. Das iſt das Zeichen der Vehme!

Caſpar Bernauer. Kennt Ihr ſie? Auch Jungfrauen ſtehen unter ihrem Schutz, und wenn die

Gerechtigkeit ihren Weg auch in dieſen betrübten Zeiten, wie ein Maulwurf, unter der Erde ſuchen muß: ſie iſt immer zur rechten Stunde da!

Agnes. Ich kann mich ſelbſt ſchützen, mein Vater! Was mir geſtern Abend widerfuhr, das raubte mir Sprache und Beſinnung; was mir jetzt widerfährt, gibt mir Beides wieder! Das Eine hätt' ich nicht für möglich gehalten, aber, bei Gott! das Andere noch viel weniger! (Zu Törring.) Dieß ſagt dem Herzog von mir!

Caſpar Bernauer. Da iſt er ſelbſt!

Neunte Scene.

Albrecht (tritt ein). Ja, da iſt er! (Zu Agnes.) Ward er erwartet?

Agnes (wendet ſich ab).

Albrecht. Agnes — wenn auf dem Wege zu Dir ein Himmelswagen flammend vor mir niedergefahren wäre, jeder Radnagel ein Stern, ich wäre nicht eingeſtiegen, und Du —

Agnes. Gnädiger Herr — geſtern fehlte mir der Muth Euch anzuſehen, heute, dächt' ich, ſollte er Euch fehlen!

Albrecht. Was hab' ich Dir denn gethan?

Agnes. Nichts? Alſo das wäre Nichts? Gnädiger Herr, ſo viel Ehre könnt Ihr mir gar nicht bieten, und wenn Ihr mir die Krone aufſetztet, daß ſie dieſe Schmach wieder aufwöge!

Albrecht. Schmach?

Agnes. Wär's keine? Wär' das an mir keine Schmach, was, einem Fräulein zugefügt, die Klingen aller ihrer Verwandten, bis zum zehnten Glied herab, aus der Scheide reißen und gegen Euch kehren würde? Gnädiger Herr, auch mich hat Gott gemacht!

Albrecht. Törring! Ihr da? Was heißt das?

Agnes. Auch mich hat Gott gemacht, auch aus mir kann er mehr machen, wenn es ſein heiliger Wille iſt, auch aus Euch weniger, denn Alles auf Erden iſt nur zur Probe und Hoch und Niedrig müſſen einmal wechſeln, wenn ſie nicht vor ihm beſtehen! Gnädiger Herr, thut Keinem wieder ſo weh, wie mir, man erwartet's nicht von Euch, darum iſt's doppelt bitter! (Zu Caspar Bernauer.) Mein Vater, jetzt in's Kloſter! Nun nehme ich von der Welt Nichts mehr mit über die Schwelle, als einen ewigen Schauder!

Albrecht. Mädchen, geſtern warb ich um Dich, heute komm' ich um die Antwort, während meine Freunde ſchon den Prieſter ſuchen, der uns verbinden ſoll: iſt das Schmach?

Törring (tritt vor). Der Herzog weiß von Nichts, auf Ritterwort, ich ſprach nur aus mir ſelbſt! Ich glaubte — nun, Irren ſoll menſchlich ſein!

Albrecht. Du beſchimpfteſt ſie? Du beſchimpfteſt meine Braut? Dafür — (Er will ziehen.)

Törring. Nein! Dafür — (Er tritt zu Agnes heran und küßt ihr ritterlich die Hand.) Ihr wißt, ich bin nicht feig, aber es wäre nicht wohl gethan, die Zahl ihrer Freunde zu mindern, und nun ich ſie kenne, bin ich ihr Freund, ja ich werde ihr dienen bis zum letzten Athemzug, und mir iſt, glaubt's mir und denkt darüber nach, als faßte der Tod mich ſchon jetzt bei der Hand! (Zu Agnes.) Das ſprach ein Edler von Baiern, der nicht der Geringſte iſt, und nennt mich einen ehrvergeſſenen Mann, wenn Euch nun etwas widerfährt, ſo lange ich's hindern kann. (Zu Albrecht.) Ihr aber, gnädiger Herr, grollt nicht länger, daß ich ihr den Schleier etwas unſanft abnahm, es gereicht Euch wie Ihr zum Vortheil, daß ich ihr in's Geſicht ſah! (Tritt zurück.)

Albrecht. Sie ſchweigt! Das Vergeben iſt an ihr, nicht an mir! Folgt mir! Wenn ſie ſieht, wie ich ſie räche, wird ſie wiſſen, wie ich ſie liebe!

Agnes. Um Gott nicht! Nur von Euch war's mir wie Todesſtich! Jetzt — jetzt — Vater:

Caſpar Bernauer. Ihre harten Worte thun ihr leid, gnädiger Herr, ſie hätte ſie gern zurück, Ihr ſeht's wohl, ſie erſtickt ja faſt!

Albrecht. Und nicht um die Welt mögt' ich ſie miſſen! Alter, zwei Kinder ſind ausgewechſelt worden, die Tochter des Kaiſers wurde in Deine Wiege gelegt und der Kaiſer zieht die Deinige auf! Schau hin, erkennſt Du ſie noch? Agnes, davon hat Dir in früher Jugendzeit ſchon ein Mährchen erzählt, doch damals ahnteſt Du's noch nicht, daß Du über Deine eig'ne Geſchichte weinteſt, erſt in dieſer Stunde haſt Du Dich wieder auf Dich ſelbſt beſonnen! Aber nun weißt Du endlich, wer Du biſt, das zeigt die edle Glut, die Dir aus dem Auge blitzt und von der Wange flammt, nun denkſt Du nicht mehr daran, daß Du bisher nicht im Purpur gingſt und nicht aus goldenem Becher trankſt; ſo komm' denn auch zu mir herüber, eh' Dir das wieder einfällt!

Caſpar Bernauer. Agnes!

Agnes. Vater, kein Wort von Gefahr! Erinnert mich nicht, daß Muth dazu gehört! Sonſt könnt' ich — —

Albrecht (breitet die Arme gegen ſie aus). Was? Was?

Agnes (ſinkt hinein). Und müßt ich's mit dem Tode bezahlen — das thäte nichts!

Albrecht (umſchließt ſie). Agnes!

Agnes (macht ſich wieder los). Aber dazu berechtigt mich kein Muth! — Ihr ſeid ein Fürſt —

Albrecht. Und darf als ſolcher von vorn anfangen, ſo gut wie irgend Einer meiner Vorgänger!

Agnes. Ihr habt einen Vater —

Albrecht. Und bin ſein Sohn, nicht ſein Knecht!

Agnes. Und wenn Euer Volk murrt?

Albrecht. So murrt es, bis es wieder jubelt. Ja wenn ſie ſich zuſammen rotteten und ſich offen wider mich empörten: ich ſchickte Dein Bild, ſtatt eines Heer's, und ſie kehrten ſchamroth zum Pfluge zurück!

Agnes. Und wenn Euer Vater flucht?

Albrecht. So ſegnet Gott!

Agnes. Und wenn er das Schwert zieht?

Albrecht. So gibt er mir das Recht, auch nach dem meinigen zu greifen!

Agnes. Und dabei ſollten wir — dabei könntet Ihr glücklich ſein?

Albrecht. Viel glücklicher, als wenn ich Dir entſagen müßte! Das Eine wär' Kampf, und zum Kampf gehört's, daß man den Ausgang nicht vorher weiß; das Andere wäre Tod, Tod ohne Wunde und Ehre, feiger Erſtickungstod durch eig'ne Hand, und den ſollt' ich wählen? Nach der Kehle greifen, ſtatt nach dem Schwert? O pfui! Da wär' ich doch gewiß der Erſte und der Letzte! Mädchen, ich kenne jetzt Dein Herz, her zu mir (Er drückt ſie an ſich.) ſo, nun haſt Du Alles gethan, das Uebrige iſt meine Sache! Worauf ſollte Gott die Welt gebaut haben, wenn nicht auf das Gefühl, was mich zu Dir zieht und Dich zu mir? Die Würtembergerin, die man zwiſchen Dich und mich geſtellt hatte, würde in dieſem Augenblick todt umfallen, wenn ſie nicht geflohen wäre! Das fühl' ich! Darum zitt're nicht!

Zehnte Scene.

Frauenhoven und **Nothhafft von Wernberg** (treten ein).

Albrecht. Iſt Alles bereit?

Frauenhoven. Ein Prieſter iſt gefunden, der's mit dem jungen Herzog gegen den alten wagen will!

Nothhafft von Wernberg. Aber nur unter der Bedingung, daß es ſo lange als möglich Geheimniß bleibt!

Albrecht. Was ſagſt Du dazu, Agnes?

Agnes. So lange nur Gott es weiß, wird keine meiner Ahnungen in Erfüllung gehen!

Albrecht. Alſo! Wo und wann?

Frauenhoven. Heut' Abend, Schlag zehn, in der Kapelle der heiligen Maria Magdalena. Aber wir müſſen Alle vermummt kommen, wie zum Todtendienſt!

Albrecht. Gut! Und Morgen nach Vohburg! Agnes, das iſt ein rothes Schloß an der grünen Donau, womit meine Mutter — ſie ruhe ſanft und ſtehe fröhlich auf — mich für meine erſte Schlacht belohnte! Gib Acht, dort wirſt Du über Dich ſelbſt lachen, ſo oft Du an dieſen Morgen zurückdenkſt, da gibt's mehr Lerchen, wie anderswo Spatzen, und in jedem Baum faſt ſitzt eine Nachtigall. Ich ſchenk' es Dir zum Leibgeding, nimm den luſtigen Vogelkäfig unbeſehens an, ich bitte Dich, er wird Dir gefallen, der Himmel ſchaut immer blau auf ihn herab, und wenn Du Dich über eine Gabe, die Du noch nicht kennſt, auf alle Gefahr hin dankbar bezeigen willſt, ſo nenne mich zum erſten Mal Du!

Agnes. Mein Albrecht!

Albrecht (ſie in den Armen haltend). Du weinſt dabei?

Agnes. Sollte es nicht nachbrennen? Euch — — Dir konnt' ich — — Aber es ſchmerzte mich mehr um Deinet- als um meinetwillen, mir war, als wäre der funkelndſte Stern über meinem Haupt auf einmal aus ſeiner Bahn gewichen, und ich hätte ihn in der Schaudergeſtalt, in der man ſie hier unten zuweilen verlöſchen ſieht, zu meinen Füßen wieder getroffen! Nun iſt mir dafür zu Muth, als hätt' ich ſchon jetzt mehr vom Leben, als mir gebührt! — Mein Vater!

Caſpar Bernauer (tritt hervor). Sie ſollen Vater und Mutter verlaſſen und an einander hangen! Mein Kind, ich muß Dich ſegnen, Du thuſt nach Gottes Gebot! So ſei er mit Dir! (Er legt ihr die Hände auf's Haupt.)

Albrecht. Auch mich!

Caſpar Bernauer. Ihr fürchtet, daß Ihr ſonſt nicht dazu kommt! (Er legt auch ihm die Hände auf's Haupt.)

Dritter Act.

München.

Erſte Scene.

(Das Herzogliche Cabinet. Man ſieht an der einen Wand zwei Karten. Die andern Wände ſind mit Bildern Baieriſcher Fürſten behängt.)

Ernſt (ſteht vor den Karten). Ich kann's nicht laſſen und es ärgert mich doch immer wieder von Neuem. Das war Baiern einſt und das iſt Baiern jetzt! Wie Vollmond und Neumond hängen ſie da neben einander! Und wenn noch ein halbes Jahrtauſend dazwiſchen läge! Aber wie mancher alte Mann muß noch leben, der der Zeit noch recht gut gedenkt, wo Tirol und Brandenburg und das fette Holland, und was nicht noch ſonſt unſer war, ja, der obendrein auch die ganze Reihe von Thorheiten aufzählen kann, durch die das Alles verloren ging! (Er tritt vor die Bilder.) Nein, wie Ihr gewirthſchaftet habt! Vier und zwanzig Stunden vor'm jüngſten Tag wär's noch zu arg geweſen! Und Ihr hattet das kluge Vorbild im benachbarten Oeſterreich ſo nah'! Rudolph von Habsburg hätte ein Sandkorn durch geſchicktes Wenden und Drehen und unabläſſiges Umkehren auf klebrigtem Boden zum Erdball aufgeſchwemmt, Ihr den Erdball zum magerſten Sandkorn herunter getheilt! (Er geht weiter.) Kaiſer Ludwig, wackrer Kämpfer, der Du jeden Feind beſtandſt, ausgenommen den Letzten, Heimlichen ohne Namen und Geſicht, Du blickſt finſter auf Deinen Enkel herab. Ich verſteh' Dich, und Du haſt Recht, das Schelten iſt für die Weiber, das Beſſermachen für die Männer. Nun, ich ſtückle und flicke ja auch ſchon ein Leben lang, ob ich nicht wenigſtens den alten Kurfürſten-Mantel wieder zuſammen bringe, und ich denke, Du ſollſt mir die Hand geben, wenn wir uns einmal ſehen. Du hätteſt mir gewiß die Arbeit erſpart, wenn der Giftmiſcher ſich nicht mit Wein und Brot gegen Dich verſchworen und Dich vor der Zeit ausgethan hätte! Aber Deine Söhne — Nun! Sie ſind todt!

Zweite Scene.

Stachus (tritt ein).

Ernſt. Was gibt's?

Stachus. Der Meiſter aus Köln iſt da, der geſchickte Mann mit dem wunderlichen Namen. Er ſagt, er ſei beſtellt.

Ernſt. Er hat was bei ſich! Das bring' mir!

Stachus (ab).

Dritte Scene.

Ernſt. Der Zierrath für die Todtenkapelle, wo die jetzt in Staub zerfällt, die mir mit Schmerzen meinen Sohn gebar!

Vierte Scene.

Stachus (bringt einen Bogen).

Ernſt (nachdem er ihn betrachtet hat). Das iſt mir viel zu kraus! Komm' mal her! Bringſt Du heraus, was es bedeuten ſoll?

Stachus. Ach, Herr, ich bin ein gar einfältiger Menſch!

Ernſt. Thut Nichts, Du gehörſt auch mit dazu, Gräber ſollen ſtillſchweigen, oder ſo reden, daß auch der Geringſte ſie verſteht! Genau ſo ſoll er's machen, wie ich's ihm angab: den Heiland, unſern allbarmherzigen Erlöſer, mit ausgebreiteten Armen, die Abgeſchiedene zu ſeinen Füßen, wie man die heilige Martha malt, aber mit verhülltem Geſicht, da doch Niemand wiſſen kann, wie ſie jetzt ausſieht, und ganz unten ich und mein Sohn Albrecht, wie wir für ihre arme Seele beten! Das ſag' ihm, dieß da kann er auf ſein eig'nes Grab ſetzen, ich bedank' mich dafür, ich hätt' mir aus der Kölner Bauhütte etwas And'res erwartet, das iſt die Reiſekoſten nicht werth!

Stachus (mit dem Bogen ab).

Fünfte Scene.

Ernſt. Die hätten ſchon zu Deinem demüthigen, frommen Sinn gepaßt, Du ſtille Eliſabeth, all dieſe Engel mit Flügeln und Trompeten, die blaſen, als ob die Himmelskönigin zum zweiten Mal ihre Auferſtehung feierte! Und ich hatt' ihm Alles ſo deutlich angegeben! Aber, das muß immer ſcharrwenzeln, immer, es wär kein Wunder, wenn man's am Ende gar vergäße, daß man von der Erde genommen iſt und wieder zur Erde werden ſoll, und es ſcheint doch Vielen zu gefallen, ſonſt würden's dieſe Leute ja wohl nicht bei Jedermann verſuchen!

Sechſte Scene.

Der Kanzler Preiſing (tritt ein).

Ernſt. Schon da, Preiſing? Gut! Wißt ihr was? Wir wollen von heut' an immer eine Stunde früher anfangen! Niemand weiß, ob er nicht Feierabend machen muß, ehe er müde iſt! Wie viel hatte die Herzogin noch vor, nun liegt ſie da! Was bringt Ihr?

Preiſing. Zuvörderſt! Die Klagen über den Wucher der Juden mehren ſich!

Ernſt. Man ſoll ſich ſo einrichten, daß man die Juden nicht braucht! Wer nicht von ihnen borgt, wird nicht arm durch ſie, und ob ſie Fünfzig vom Hundert nehmen!

Preiſing. Es iſt der Juden ſelbſt wegen, daß ich darauf zurück komme. In Nürnberg ſchlägt man ſie ſchon todt wie die Hunde, und böſe Beiſpiele ſtecken eher an, als gute!

Ernſt. Meine Juden ſollen's ſo treiben, daß ſie das Todtſchlagen nicht verdienen, dann wird's wohl unterbleiben. Ich miſche mich in dieſe Händel nicht hinein. Fragt bei meinem Bruder an, ob er will!

Preiſing. Das wär' wohl das erſte Mal, daß Herzog Wilhelm Etwas wollte, was Ew. Gnaden nicht wollen!

Ernſt. Eben darum ſoll man ihn nie vorbei gehen! Weiter!

Preiſing. In Sachen des ſtrittigen Kurhuts hat der böhmiſche Hof endlich —

Ernſt. Nichts davon! Das hat Kaiſer Rudolph durch ſeinen doppelten Spruch ſo verwickelt, daß nur das Schwert noch helfen kann, und das Schwert können wir erſt dann ziehen, wenn München, Ingolſtadt und Landshut einmal wieder zuſammen gehen. Dazu iſt bis jetzt wenig Hoffnung, denn meine theuren Vettern Ludwig und Heinrich mögten mich freilich gern umarmen, wenn ſie mir nur zugleich auch den Rücken kehren könnten. Alſo weiter! Doch halt, halt, erſt dieß! Wir ſind ja unverhofft zu Geld gekommen, der Würtemberger muß das wieder herausgeben, was er bei Erziehung ſeiner Tochter an Birkenreiſern erſpart hat, und obendrein ſchwere Zinſen zahlen. Mit ſeinen fünf und zwanzig Tauſend Gulden können wir Allerlei machen!

Preiſing. Wenn wir ſie erſt haben, ja!

Ernſt. Haltet Ihr den Grafen für keinen ehrlichen Mann?

Preiſing. Für den ehrlichſten Mann von der Welt!

Ernſt. Nun denn! Ein Bettler iſt er doch gewiß auch nicht! Wir könnten eine unſ'rer verpfändeten Städte dafür auslöſen, und ich weiß ſchon, wo man ſich am billigſten finden laſſen wird, weil man unſer Geld am nöthigſten braucht.

Preiſing. Das wäre freilich ein Gewinn!

Ernſt. Ja, da gäb's doch einen Fleck weniger im Lande, wo wir unſern Herzogsſtab nicht wieder aufheben dürften, wenn er uns einmal aus der Hand glitte. Wir könnten dem Lech aber auch für ewige Zeiten einen Freipaß damit erkaufen, daß er uns von den Augsburgern nicht wieder auf einen Wink des Kaiſers verſperrt werden kann, wie anno Neunzehn bei den Biſchofhändeln!

Preiſing. Dazu werden die Kaufherren rathen!

Ernſt. Und Ihr?

Preiſing. Gnädiger Herr, der Würtemberger wird nicht aufknöpfen, ich ſag's Euch!

Ernſt. Nicht aufknöpfen? Ei! Ei! Hab' ich nicht mein Pfand? Sind mir nicht Geißeln geſtellt? Was kann er denn einwenden?

Preiſing. Er legt's übel aus, daß Herzog Albrecht ſich gar keine Mühe gab, ſeine Braut wieder zu bekommen, daß er in Augsburg auf's Tanzhaus ging, ſtatt den Entführer verfolgen zu helfen!

Ernſt. Was war denn an der noch wieder zu bekommen? Sie war ja ſchon das Weib eines Andern, eh' wir hier noch die Flucht erfuhren! Der Würtemberger ſoll ſich in Acht nehmen! Ich beſetz' ihm Göppingen, eh' er's denkt, es kommt mir auf einen Ritt noch nicht an!

Preiſing. Ich ſage Euch, und bitt' Euch, nicht unwirſch zu werden, über den Sieger von Alling iſt nie ſo viel geredet worden, wie über den Tänzer von Augsburg!

Ernſt. Ich weiß, ich weiß, und es verdrießt mich genug! Preiſing, es iſt die Strafe unſ'rer eig'nen Jugendſünden, daß wir gegen die unſ'rer Kinder nachſichtig ſein müſſen. Ihr wißt, was ich auf Andechs verwende, glaubt's mir, man baut niemals Kapellen ohne Grund! Aber es iſt ſchon dafür geſorgt, daß ein Ende wird. Erich von Braunſchweig ſagte ſchon vor zwei Jahren zu mir: es iſt Schade, Ernſt, daß Du nur den einen Sohn haſt und daß der verſprochen iſt! Dieß Wort blieb mir im Kopf hängen und noch denſelben Tag, wo ich die Flucht der Würtembergerin erfuhr, ließ ich um die Braunſchweigerin anhalten! Nun, geſtern zur Nacht lief das Jawort ein!

Preiſing. Und Albrecht? Wird er einverſtanden ſein?

Ernſt. Einverſtanden? Wie kommt Ihr mir vor? Darnach hab' ich wahrhaftig noch nicht gefragt, das, denk' ich, verſteht ſich von ſelbſt!

Preiſing. Ihr habt ihm einen Boten geſchickt!

Ernſt. Einen? Drei, vier hab' ich ihm geſchickt, mit Ermahnungen und Warnungen, dem letzten hab' ich ſogar einen Brief mitgegeben!

Preiſing. Nun, der iſt wieder da, er ſteigt eben vom Pferd!

Ernſt. Er hat lange genug gemacht!

Preiſing. Und iſt doch nicht langſam geritten, denn er kommt nicht von Augsburg, ſondern von Vohburg, der Herzog hatte die Reichsſtadt verlaſſen, bevor er eintraf!

Ernſt. So iſt der Handel mit der Dirne vorbei und ich hätte mir den dummen Brief ſparen können!

Preiſing. Nichtsweniger als das, er hat die Dirne mitgenommen!

Ernſt. Das iſt viel! Das würde ich bei Lebzeiten meines Vaters nie gewagt haben! Bringt das der Bote?

Preiſing. Ja — Und —

Ernſt. Was noch? Warum ſtockt Ihr? Das kenn' ich ja gar nicht an Euch!

Preiſing. Das Gerücht — wiſſen müßt Ihr's — geht ſogar noch weiter, viel weiter!

Ernſt. Das Gerücht hat tauſend Zungen und nur mit einer ſpricht es die Wahrheit; wer will die heraus finden? Aber wie weit geht's denn? Ich bin doch neugierig!

Preiſing. Man munkelt von einer heimlichen Heirath! Die Dirne hätt's nicht anders gethan!

Ernſt. Und das könnt Ihr mir mit einem ernſthaften Geſicht ſagen? Preiſing! Bringt das auch der Bote?

Preiſing. Ich habe ihm augenblicklich das strenſte Stillſchweigen auferlegt.

Ernſt. Nicht doch! Er ſoll reden! Aber er ſoll hinzufügen, daß der Dirne ganz Baiern zum Leibgeding verſchrieben iſt! (Er lacht.) Meint Ihr nicht? Auch der Theil, der nicht uns gehört, der ſolle apart für ſie erobert werden! Durch mich, verſteht Ihr?

Preiſing. Und Ihr ſeid gewiß, daß Nichts dahinter ſteckt? Gar Nichts?

Ernſt. Preiſing! (Er hebt ſeine drei Finger in die Höhe.) Das ſolltet Ihr doch auch können, und ob Ihr auf dem Todtbett lägt! So viel Reſpect für mein Blut verlang' ich! Die Sippſchaft der Dirne hat's in Umlauf geſetzt, um ihre Schande zu verbrämen! Das liegt ja auf der Hand! Aber daraus folgt nicht, daß wir ruhig zuſehen wollen, bis es im ganzen Reich herum iſt, bewahre! Es freut mich jetzt doppelt, daß der Braunſchweiger endlich geſprochen hat, nun können wir dem Koth gleich einen Platzregen nachſchicken, und wir wollen uns rühren, daß er ſich nicht vorher feſt ſetzt! Alſo! Ihr ſteigt augenblicklich zu Pferd und meldet's meinem Sohn —

Preiſing. Wenn er's nun aber doch nicht aufnimmt, wie Ihr denkt?

Ernſt. Haltet Euch doch nicht bei Unmöglichkeiten auf! Das ſind ja ganz verſchiedene Dinge! Er ſagt ja; ob gern oder ungern, ſchnell oder langſam, das kümmert nicht mich und nicht Euch. Es gibt zwar eine Perſon, der das nicht ſo gleichgültig ſein kann, wie uns Beiden, aber auch um die iſt mir nicht bange, ſie wird's ſchon durchſetzen, wenn ſie nur einmal da iſt! In Braunſchweig iſt ja Alles ſchön, bis auf das Hexenvolk, das ſich zu Walpurgis bei Nebel und Nacht auf dem Blocksberg verſammelt, und Erich's Anna ſoll noch mächtig hervorleuchten! Ihr kennt das ſchnurrige Wort ja wohl, das auf dem letzten Fürſtentag über ſie umging. Der Burggraf von Nürnberg, der kleine Bucklichte, der immer ſo twatſche Einfälle hat, ſagte, als die Rede auf ihr ſchlichtes Weſen in Gang und Kleidertracht kam, ſie ſei ein Licht, das ungeputzt noch heller brenne, als geputzt, und die Jüngeren unter uns ſchwuren mit großem Lärm, das ſei wahr, während wir Aelteren lachten. Zum Teufel, die wird's doch mit der Baderin aufnehmen können?

Preiſing. Gut denn!

Ernſt. Weiter entbietet ihn zum Turnier, nach Regensburg, denk' ich! Ja, ja, nach Regensburg! Ich bin's denen ſchuldig! Er ſoll nicht länger da ſtehen, wie ein Knabe, dem der eine Vogel davon geflogen iſt, und der keinen andern fangen kann, auch ſoll's die Ritterſchaft gleich wiſſen, daß Welf und Wittelsbach ſich endlich einmal wieder küſſen wollen und das will ich feierlich auf dem Turnier verkünden! Es muß ſo raſch, als möglich, zu Stande gebracht werden, mein Bruder ſoll die Ausſchreibungen auf der Stelle erlaſſen, ich will gleich zu ihm, er wird's gern thun, das iſt ein Geſchäft für ihn! Wißt Ihr, wie's mit ſeinem Sohne ſteht? Ich ſah ihn lange nicht, ſie verſtecken ihn vor mir, wie's ſcheint, als ob ſie ſich ſchämten, ich mag kaum nach ihm fragen!

Preiſing. Beſſer, wie ich höre, etwas beſſer, ſeit das alte Kräuterweib ihn pflegt!

Ernſt. Das freut mich, obgleich es wohl nicht viel heißt! Denn mit dieſem Knaben ſpielen alle Gebreſten Fangball, ich hätte gar nicht gedacht, daß es ſo viele Uebel gibt, als er ſchon gehabt hat, es iſt ein Elend! Preiſing, der arme Adolph wird gewiß keine tolle Streiche machen, höchſtens den, daß er in's Kloſter geht und daran thut er am Ende ſogar Recht!

Preiſing. Oft werden ſchwache Kinder doch noch ſtarke Männer!

Ernſt. Gott geb's, ich wünſch' es von Herzen! Aber — was trieb mein Albrecht ſchon Alles, als er vier Jahr alt war! Da kam kein Bart ungerupft vom Schloß und kein Fenſter blieb ganz, wo er herum hanthierte. Freilich, jetzt iſt's weit mit ihm gekommen, er hat ſein Neſt beſchmutzt und das hätt' ich nie gedacht, ich hielt ihn für einen beſſern Vogel. Nun, es ſoll ſchon wieder rein werden und ſpäter kann ich dafür auch um ſo mehr von ihm fordern, denn alle zehn Gebote zuſammen peitſchen den Mann nicht ſo vorwärts, wie die Jugend-Thorheiten, die ihm rechts und links über die Schultern gucken, wenn er den Kopf einmal dreht. Nur darum, glaub' ich, läßt Gott, der Herr, ſie zu! (Wendet ſich zum Abgehen.)

Preiſing. Und wenn — — Gnädiger Herr, in einem ſolchem Fall ward das Ja gewiß noch niemals ſchnell geſagt! Wenn er es mir nicht gleich auf den Weg mit gibt: lad' ich ihn dann auch zum Turnier?

Ernſt. Dann erſt recht! Dann will ich ihn vor geſammter Ritterſchaft — — Thorheit! Zu Pferd, Preiſing, zu Pferd! (Raſch ab.)

Vohburg.

Siebente Scene.

(Erkerzimmer. Albrecht tritt mit Agnes ein. Der Kaſtellan folgt.)

Albrecht (zu Agnes, die einzutreten zaudert). Nun? (Zum Kaſtellan.) Alſo dies iſt das Zimmer?

Kaſtellan. Dies iſt das Zimmer!

Albrecht. Ein wahrer Lug in's Land!

Kaſtellan. Ja, von hier aus ſieht man die Feinde zuerſt, aber auch die Freunde. Das ſagte die Hochſelige, als ſie's zum erſten Mal betrat und gerade ſo, wie Ew. Gnaden jetzt, auf's Fenſter zuging!

Albrecht. Wir hätten früher kommen ſollen, nicht wahr, Alter, gleich nach der Ankunft? Denn ich merk's wohl, daß meine Mutter Dich in's Vertrauen gezogen hat!

Kaſtellan. Ei, ich brauch's nicht zu erfahren, warum das fünf Tage ſpäter geſchieht, als ſie erwartete! Ich weiß ohne das, was ich dem Burgwart und dem Kellermeiſter zu antworten hab', wenn ſie die Köpfe noch einmal zuſammen ſtecken ſollten, denn Ew. Gnaden ſtehen jetzt darin, und alſo auch meine erlauchte Gebieterin Eliſabeth von Würtemberg, nunmehr von Baiern!

Albrecht. Deine Gebieterin gewiß, wenn auch nicht Eliſabeth von Würtemberg!

Kaſtellan. Nicht? Ich meinte doch! Anders freilich hätt' ich's mir vorgeſtellt! Wenn Fürſtinnen im heiligen römiſchen Reich ſonſt ihren Brautzug hielten, meldete es ein Glockenthurm dem andern durch fröhlich Geläut, die Fahnen flogen, die Trompeten ſchmetterten und bunte Herolde ſprengten hin und her! Davon hat man dießmal nichts gemerkt:

nun, Gott ſegne die Herzogin dieſer Lande und die rechtmäßige Gemalin meines Herrn! (Ab.)

Achte Scene.

Albrecht. Ein wunderlicher Alter! Ganz wie ein welkes Blatt unter grünem Laub, das der Wind hängen ließ!

Agnes. Er erinnert mich an meinen Vater! So wird der einmal ausſehen!

Albrecht. Nun ſind wir denn hier! Wie trieb er! So viel ich ihm auch zu Gute halte, es verdroß mich faſt, dieß ewige ſich in den Weg ſtellen und Klirren mit dem Schlüſſelbund!

Agnes. Und ich ſchämte mich! Aber es rührte mich doch! Er kann keinen Flecken an ſeinem Herzog dulden und er hielt mich für Deinen Flecken!

Albrecht. Nun, ihr Wände? Wenn ihr Zungen habt, ſo braucht ſie, damit ich endlich erfahre, warum wir gerade hierher zuerſt kommen ſollten! Ich glaubte, dieſer ſei eine Ueberraſchung zugedacht, aber ich ſehe ja nichts!

Agnes. Schön iſt es hier! Dieß braune Getäfel iſt ſo blank, daß es uns abſpiegelt! Das iſt gewiß Regensburger Arbeit! Und die bunten Glasfenſter mit den vielen, vielen Bildern darin!

Albrecht. Ja, das machen ſie jetzt am Rhein, ſeit ſie in Cölln den Dom bauen! Lauter Legenden! Man wird heilig, wenn man durch ſolche Scheiben ſieht! Aber ich kann mir doch nicht denken, daß wir hierher gerufen ſind, um uns die zu erklären!

Agnes. Und die Ausſicht! O!

Albrecht. Das Alles iſt jetzt Dein! Aber freu' Dich nicht zu ſehr! Du mußt auch Manches mit in den Kauf nehmen. Zum Exempel den alten krüpplichen Baum da, und dort die Hütte ohne Dach!

Agnes. Mein Albrecht, Du biſt ſo fröhlich, das iſt mein größtes Glück!

Albrecht. O, ich bin heute ein Maulhänger gegen das, was ich morgen ſein werde, und ſo fort und fort! Ja, Agnes, ſo iſt's! Ein Entzücken iſt bei mir immer nur der Herold des anderen, größeren, und jetzt erſt weiß ich's, warum wir Menſchen unſterblich ſind.

Agnes. Nicht mehr! Ich halt's nicht aus! Die Bruſt zerſpringt mir! (Sie erblickt den Betſchämel.) Da! Da! (Sie wirft ſich hin und betet.)

Albrecht (mit einem Blick nach oben). Nun ſegneſt Du! Und ich weiß auch, durch wen!

Agnes (ſteht wieder auf, an dem Betſchämel öffnet ſich, wo ſie kniete, ein geheimes Fach, ſie bemerkt es nicht).

Albrecht. Jetzt iſt meine Mutter nicht mehr im Himmel, ſondern wieder auf Erden und hier bei uns, aber ihre Seligkeit iſt gleich groß!

Agnes. Ach, auf mich war ſie nicht gefaßt!

Albrecht (bemerkt das geheime Fach). Aber, was iſt das?

Agnes. Perlen und Kleinodien! O, welche Pracht!

Albrecht. Ihr Schmuck! Das denk' ich wenigſtens, denn getragen hat ſie ihn wohl nur, eh' ich geboren wurde! Und ein Brief! (Er nimmt den Brief.) An dasjenige meiner Kinder, das hier zuerſt nach mir betet! (Reicht ihn Agnes.) Alſo an Dich! Da iſt das Geheimniß! Sieh! ſieh! Da hatte dieſer Gang doch einen Zweck! Das hätte Dir bei der Trauung prächtig geſtanden! Freilich, wir hatten ſie hinter uns, eh wir kamen! — Nun?

Agnes (reicht ihm den Brief).

Albrecht (nachdem er ihn geleſen hat). Wär' ich's geweſen, ſo hätt' ich Dich damit ſchmücken dürfen, nun ſollſt Du's ſelbſt thun! Das iſt auch beſſer!

Agnes. Nicht dies, nicht das!

Albrecht. Und was darunter liegt, iſt für den, der nicht betete. Das wird nicht ſo glänzen und funkeln! Gute Mutter, Du haſt voraus gewußt, wer das ſein würde; ich ſeh' Dich, wie Du den Zeigefinger gegen mich erhebſt! (Zu Agnes.) Aber nun mach' doch! Wie lange ſoll ich um den letzten Tannenbaum, den ſie mir aufrichtete, herum hüpfen, eh' ich ihn plündern darf? Nimm raſch das Deinige weg, daß ich zum Meinigen komm'!

Agnes. Wie ſollt' ich!

Albrecht. Du biſt ihr freilich keinen Gehorſam ſchuldig, aber ich, und wahrlich, ich will ihn der Todten am wenigſten weigern. Du wirſt mich nicht hindern wollen, ein frommer Sohn zu ſein! Alſo! (Er nimmt die Perlen und will ſie ſchmücken.)

Agnes (tritt zurück). Nicht doch! Was bliebe noch für eine Prinzeſſin!

Albrecht. Willſt Du trennen, was zuſammen gehört? Da gäb'ſt Du meinem Vater, den Du ſo fürchteſt, ein böſes Beiſpiel! Mach's ſchnell wieder gut, daß er ſich nicht darauf berufe! Komm'! Gleiches zu Gleichem! (Er ſchüttelt die Perlen, daß ſie klappern.) Das heißt hier: Hagel zu Schnee! (Er hängt ſie ihr um.) Nun mögen ſie ſich ſtreiten, wer weißer iſt!

Agnes. Schmeichler!

Albrecht. Agnes, hat man's Dir ſchon geſagt, daß der rothe Wein, wenn Du ihn trinkſt, durch den Alabaſter Deines Halſes hindurch leuchtet, als ob man ihn aus einem Kriſtall in den andern göße? Aber, was ſchwatz' ich! (Er nimmt das goldene Diadem.) Ich habe ja noch ein Paar zu vereinigen! (Er will es ihr aufſetzen.)

Agnes. Es würde mich drücken!

Albrecht. Du haſt Recht, daß Du Dich jetzt noch mehr ſträubſt, wie vorher, denn hier iſt die Ebenbürtigkeit noch mehr zweifelhaft! Dieß Gold und das (Er deutet auf ihre Locken.) der Abſtand iſt zu groß! Dieß iſt der Sonnenſtrahl, wie er erſt durch die Erde hindurch ging und an ihre Millionen Gewächſe ſein Beſtes abgab, dann verdichtete ſich der grobſte Reſt zum ſchweren todten Korn! Das iſt der Sonnenſtrahl, der die Erde niemals berührte, er hätte eine Wunderblume erzeugt, vor der ſich ſelbſt Roſen und Lilien geneigt haben würden, doch er zog es vor, ſich koſend als ſchimmerndes Netz um Dein Haupt zu legen! (Er ſetzt ihr das Diadem auf.) Aber nimm's nicht ſo genau, wir finden nichts Beſſ'res.

Agnes. Nur, um zu ſehen, wie's ihr geſtanden hat!

Albrecht. Das Auge iſt ſo edel, daß es nicht geſchmückt werden kann, noch dieſen Ring an den Finger — er ging lange genug nackt! — noch dieſes Armband, und (Er führt ſie ritterlich vor.) die Kaiſerin iſt fertig! Denn, das ahnteſt Du nicht, eine Kaiſerin wollt' ich machen, und ſie ſteht da, ſetz' Dich auf den erſten Thron der Welt, und in tauſend Jahren wird nicht kommen, die ſagen darf: erhebe Dich! Nun will ich aber auch mein Theil ſehen! (Er nimmt eine Menge welker Blumen u. ſ. w. aus dem Fach.) Welke Blumen und Blätter, die faſt zerſtäuben, wenn man ſie anrührt? Was mag ſich ſo ankündigen? Heraus! (Er erblickt einen Todtenkopf und erhebt ihn.) Ah, du biſt's, ſtummer Prediger? Du redeſt noch beſſer wie Salomo, aber mir ſagſt du nichts Neues; wer, wie ich, auf Schlachtfeldern aufwuchs, der weiß es auch ohne dich, daß er ſterben muß! Doch erſt will ich leben! Im Himmel gibt's Halbſelige, ſie blicken nach der Erde zurück, und wiſſen nicht, warum! Ich weiß es, ſie haben ihren Kelch nicht geleert, ſie haben nicht geliebt! Ja, Agnes —

Neunte Scene.

Der Kaſtellan (tritt ein).

Albrecht (zum Kaſtellan). Halt! Noch kein Wort, und ob die Welt unterginge! Ja, Agnes, wenn ich bei Gott aufhören ſoll, muß ich bei Dir anfangen, es gibt für mich keinen anderen Weg zu ihm! Geht es Dir nicht auch ſo?

Agnes. Und käme jetzt der Tod, ich dürfte nicht mehr ſagen: Du kommſt zu früh!

Albrecht (preßt ſie an ſich). All' unſ're Wolluſt mündet in Gott, was unſ're enge Bruſt nicht faßt, das fluthet in die ſeinige hinüber, er iſt nur glücklich, wenn wir ſelig ſind, ſoll er nicht glücklich ſein? (Er küßt ſie.) Und zuweilen ſtößt er die Welle zurück, dann überſtrömt ſie den Menſchen und er iſt auf einmal dahin, wandelt im Paradieſe und ſpürt keine Veränderung! Wenn das jetzt käme!

Agnes. Nicht weiter, nicht weiter!

Albrecht (läßt ſie los). Das war eine Stunde! Nun komme die zweite! — Was gibt's?

Kaſtellan. Botſchaft von Eurem Herrn Vater! Ritter Preiſing!

Albrecht. Hierher!

Kaſtellan (ab).

Agnes (will gehen).

Albrecht. Nein! So iſt's nicht gemeint, daß ich Dich verläugnen will! Bleib! Wie der Dich anſieht,

ſieht mein Vater Dich auch an. Da wiſſen wir gleich, wie's ſteht!

Agnes. Laß mich, mein Albrecht! Es treibt mich fort! Dieß (Sie deutet auf das Diadem.) wäre Herausforderung!

Albrecht. So geh' da hinein, da iſt ja auch noch ein Gemach, nicht wahr? Dann biſt Du mit drei Schritten wieder bei mir!

Agnes (ab).

Albrecht. Kommt nur, ich laſſe mich finden!

Zehnte Scene.

(Preiſing tritt ein, von Törring, Frauenhoven und Nothhafft von Wernberg begleitet.)

Albrecht. Was bringt Ihr, Kanzler?

Preiſing. Fröhliche Botſchaft!

Albrecht. Wirklich? Du käme Freude zur Freude!

Preiſing. Eine Botſchaft, die mein gnädiger Herr eigentlich dem Ritter Haydeck, und nicht mir, hätte übertragen ſollen!

Albrecht. So! Ich verſteh' ſchon!

Preiſing. Er mußte Euch die Flucht Eurer erſten Braut melden —

Albrecht. Ich habe vergeſſen, ihn dafür zu belohnen, es ſoll geſchehen, ſobald ich ihn wiederſeh'!

Preiſing. Er ſollte Euch billig auch das Jawort der zweiten überbringen!

Albrecht. Preiſing, gerade heraus! Ich verſteh' mich ſchlecht auf's Räthſellöſen, aber gut auf's Nußknacken! Was iſt's?

Preiſing. Euer Vater hat um die ſchönſte Fürſtin Deutſchlands für Euch angehalten —

Albrecht. Das bedaur' ich ſehr!

Preiſing. Erich von Braunſchweig hat eingewilligt!

Albrecht. Das bedaur' ich noch mehr!

Preiſing. Und ich —

Albrecht. Ihr ſollt mich zum Nicken bringen, wie einen Nürnberger Hampelmann, den man von hinten ziehen kann! Es wird Euch nicht gelingen, und das bedaur' ich am meiſten, denn Euer Anſehen wird darunter leiden!

Preiſing. Euer Vater würde erſtaunt ſein, das kann ich Euch verſichern, wenn Ihr Euch nur einen Augenblick gegen eine Verbindung ſträuben könntet, die ſeit der Aechtung Heinrich's des Löwen nicht zu Stande gebracht werden konnte, ſo oft es auch verſucht wurde, und die eine uralte, zuweilen höchſt gefährliche Feindſchaft für ewige Zeiten erſticken wird! Hier nicht mit beiden Händen zugreifen, heißt nicht bloß das Glück mit Füßen treten; es heißt auch die endlich eingeſchlafene Feindſchaft zwiſchen Welf und Wittelsbach wieder aufwecken, ja verdoppeln; es heißt den ungerechten Haß in einen gerechten verwandeln; es heißt die Rache herausfordern und ihr ſelbſt die Waffen reichen!

Albrecht. Das weiß ich, o, das weiß ich, mich ſollt's wundern, wenn's anders wär'! Man kann die Pläne meines Vaters nie kreuzen, ohne zugleich der halben Welt in's Geſicht zu ſchlagen, mit ihm allein hat's noch Keiner zu thun gehabt! Aber ſo groß die Kunſt auch ſein mag, den Faden ſo zu ſpinnen, unfehlbar iſt ſie nicht und dießmal reißt er ab!

Preiſing. Und Euer Grund?

Albrecht. Ihr kennt ihn!

Preiſing. Ich hoffe, nein!

Albrecht. Nicht? Nun, Ihr braucht ihn nicht weit zu ſuchen! Ich bin ein Menſch, ich ſoll dem Weibe, mit dem ich vor den Altar trete, ſo gut, wie ein And'rer, Liebe und Treue zuſchwören, darum muß ich's ſo gut, wie ein And'rer, ſelbſt wählen dürfen!

Preiſing. Ihr ſeid ein Fürſt, Ihr ſollt über Millionen herrſchen, die für Euch heute ihren Schweiß vergießen, morgen ihr Blut verſpritzen und übermorgen Ihr Leben aushauchen müſſen: wollt Ihr das Alles ganz umſonſt? So hat Gott die Welt nicht eingerichtet, dann wäre ſie nimmer rund geworden, einmal müßt Ihr auch ihnen ein Opfer bringen und Ihr werdet nicht der Erſte Eures ruhmwürdigen Geſchlechtes ſein wollen, der es verweigert!

Albrecht. Einmal? Einmal mit jedem Athemzuge, meint Ihr! Wißt Ihr auch, was Ihr verlangt? Gewiß nicht, denn ſonſt würdet Ihr die Augen wenigſtens niederſchlagen und nicht da ſtehen, als ob alle zehn Gebote mit feurigen Buchſtaben auf Eurer Stirn geſchrieben ſtänden. Was thut Ihr, wenn der Tag Euch ein finſt'res Geſicht zeigt, wenn Euch Alles mißlingt und Ihr Euch ſelbſt fehlt? Ihr werft bei Seite, was Euch quält und eilt zu Eurem Weibe, ſie iſt vielleicht gerade doppelt von Gott geſegnet und kann Euch abgeben, wenn das auch einmal nicht zutrifft, ſo könnt Ihr ſie ja gar nicht anſehen, ohne aller Eurer glücklichen Stunden zu gedenken, und wem die wieder lebendig werden, der hat eine mehr! Was wär' mein Loos? Könnt' ich auch zu meinem Weibe eilen? Unmöglich, ich müßte eher eine Wache vor meine Thür ſtellen, damit die Unſelige in ihrer Unſchuld nur nicht von ſelbſt komme und mich ganz verrückt mache, denn ſie wäre ja mein ärgſter Fluch! Doch nein, das wäre ſchlecht von mir, das dürft' ich nicht, ich müßte ihr entgegen gehen und ſie in meine Arme ſchließen, während ich ſie lieber von mir ſchleudern möchte, wie einen ankriechenden Käfer, denn das hätt' ich vor Gott gelobt. Grauſ't Euch? Wißt Ihr jetzt, was Ihr verlangt? Nicht bloß auf mein Glück ſoll ich Verzicht leiſten, ich ſoll mein Unglück liebkoſen, ich ſoll's herzen und küſſen, ja ich ſoll dafür beten, aber nein, nein, in alle Ewigkeit nein!

Preiſing. Herzog Ludwig, Euer Vorfahr, nahm eine Gemalin, die Keiner erblickte, ohne ihr zu dem Namen, den ſie in der heiligen Taufe empfangen hatte, unwillkürlich noch einen zweiten zu geben; es war Margaretha von Kärnthen, die im Volksmund noch heut' zu Tage die Maultaſche heißt. Er war jung, wie Ihr, und man hört nicht, daß er blind geweſen iſt, aber ſie brachte die Grafſchaft Tirol an Baiern zurück, und wenn er ſich über ihre Schönheit nicht freuen konnte, ſo wird der Gedanke ihn getröſtet haben, daß ſeine armen Unterthanen unter ſeiner Regierung das Salz noch einmal ſo billig kauften, wie zuvor, und ihn mit fröhlichen Geſichtern Morgens, Mittags und Abends dafür ſegneten!

Albrecht. Wißt Ihr, ob er ihnen nicht jedes Mal eine Bitte abſchlug, wenn er ſein Weib geſehen hatte?

Preiſing. Ich weiß nur, daß er vier Kinder hinterließ. Gnädiger Herr, ich habe meine Botſchaft ausgerichtet und werde Eurem Vater melden, daß Ihr zu mir nicht Ja geſagt habt. Wollt Ihr etwas hinzufügen, ſo thut's, wenn Ihr ihn ſeht! Mein Auftrag iſt noch nicht zu Ende, ich ſoll Euch noch zu dem Turnier laden, das er in Regensburg zu halten gedenkt, und Ihr werdet ſeinen Unwillen nicht dadurch noch erhöhen wollen, daß Ihr ausbleibt!

Albrecht. Gewiß nicht, ich habe das Fechten nicht verlernt, auch in Augsburg nicht, und gebe gern den Beweis!

Preiſing. Da müßt Ihr denn noch heute aufſitzen!

Albrecht. Noch heute?

Preiſing. Uebermorgen findet's Statt!

Albrecht. Das kommt ja raſcher zu Stande, wie eine Bauern-Schlägerei? Was gibt's denn? Iſt dem Kaiſer in ſeinem Alter eine Prinzeſſin geboren?

Preiſing. Wahrſcheinlich ſollte Eure neue Verlobung der Ritterſchaft verkündet werden, denn Euer Vater hält Eure Weigerung für unmöglich und iſt ſtolz darauf, daß ihm gelang, was ſeinen Vorfahren drei Jahrhunderte hindurch mißglückte. Nun wird's wohl auf ein bloßes Lanzenſpiel hinauslaufen!

Albrecht. Gleichviel! Ich bin in billigen Dingen ſein gehorſamer Sohn und will um eine Erbſenſchote turnieren, wenn er's verlangt!

Preiſing. Alſo, Ihr erſcheint, ich hab' Euer Wort! (Ab, von Törring, Frauenhoven und Rothhafft von Wernberg zurück begleitet.)

Elfte Scene.

Albrecht. Da iſt's! Und ich kann nicht ſagen, daß mich's verdrießt! Ich bin nicht gemacht, mein

Glück zu genießen, wie ein Knabe die Kirſchen naſcht, die er geſtohlen hat! Und wenn der Sturmwind mir die Tarnkappe abreißt, ſo kann der Augsburger Prieſter doch gewiß nicht ſagen, ich ſelbſt hätte das Geheimniß verrathen!

Zwölfte Scene.

Agnes. (tritt wieder ein, aber ohne die Kleinodien.) Nun, mein Albrecht!

Albrecht. Ja, Agnes, nun werd' ich's bald ſehen, ob Du von Deinem Vater was gelernt haſt, ich werde bloß, um Dich auf die Probe zu ſtellen, ein Paar Beulen von Regensburg mitbringen! Aber, was haſt Du gemacht? Mein Werk wieder zerſtört? Nein, wirſt Du ſagen, Gottes Werk wieder hergeſtellt! Und es iſt wahr, ich hatte es nur verdorben, wie der Knabe die Lilie, die er mit Nelkenblättern beſtreut! Du thateſt wohl, den bunten Ueberfluß abzuſchütteln.

Agnes. Ich habe alles gehört, Alles! Ich mußte!

Albrecht. Alles, nur meine letzte Antwort nicht! Fürchte nichts von meinem Ungeſtüm, ich halte ſie zurück, ſo lange ich kann, auch jetzt noch! Aber im äußerſten Fall: Hier iſt ſie (Er umarmt ſie.) Wir ſind vereint, nur der Tod kann uns noch trennen, und und der iſt ſein eigner Herr. Auch gibt's auf der ganzen Welt keinen Mann, der ſich ſchneller in Etwas ergibt, wie mein Vater, wenn er ſieht, daß Nichts mehr zu ändern iſt! Nun in die Rüſtkammer! Nothhafft und Törring nehm' ich mit, Frauenhoven bleibt hier zu Deinem Schutz!

Agnes. Es iſt nicht Furcht, was mich bewegt! Den Schwindel hab' ich überwunden! Aber — ſieh', mein Albrecht, es thut mir weh', wenn ich mir denke, daß ganz Augsburg mich für etwas Anderes, als für Deine Gemalin hält; und der Troſt, vor Gott rein dazuſtehen, reicht nicht immer aus, kaum, laß mich's bekennen, das Gefühl, mein Glück damit zu bezahlen. Doch ich will es gern mein ganzes Leben lang ertragen, wenn's nur zwiſchen Dir und Deinem Vater Friede bleibt. Wie fürchterlich war's mir früher ſchon immer, wenn ſich Freunde und Brüder meinetwegen entzweiten, und von wie manchem Tanz blieb ich weg, um's nur nicht zu ſehen! Und was war das gegen dieß!

Albrecht. Dieß Mal iſt gar nichts zu beſorgen! Auch ein Fürſtenſohn darf ſagen: ich will die nicht! und wenigſtens: ich will noch nicht! Aber zuſammen hauen will ich ſie — Hei! wer mich bisher ſchon einen guten Fechter genannt hat, der ſoll ſich ſchämen und ein Jeder ſoll ſich's im Stillen zuſchwören, mir nie wieder in den Weg zu treten, auch wer ſelbſt Nichts abbekommt! (Beide ab.)

Regensburg.

Dreizehnte Scene.

(Turnierplatz. Die Zuſchauer ſind auf ihren Tribunen ſchon verſammelt. Der Marſchall ſteht vor den Schranken, ein Buch unterm Arm. Großer Zug; Fahnen, Trophäen, Trompeten.)

Ernſt (tritt auf, von ſeinen Rittern begleitet. Unter dieſen befinden ſich Wolfram von Pienzenau, Otto von Bern, Ignaz von Seyboltsdorff und Hans von Preiſing. Preiſing geht ihm zur Seite. Die Ritter ſtellen ſich bis auf Preiſing rechts vom Marſchall auf).

Preiſing. Gnädiger Herr, mißdeutet's nicht, daß ich noch einmal anklopfe, aber die Stunde iſt ernſt, was Ihr zu thun gedenkt, kann vielleicht nicht mehr zurück gethan werden, und Ihr pflegt ja doch ſonſt meinen geringen Rath nicht zu verſchmähen!

Ernſt. Gegen Jedermann kann ich Euch ſchützen, nur nicht gegen meinen Nachfolger, darum rath' ich mir dieß Mal allein!

Marſchall (ruft). Wolfram von Pienzenau! Otto von Bern!

Pienzenau und Bern. Hier!

Marſchall (läßt ſie ein).

Preiſing. Ich fürchte zu errathen, was Ihr vorhabt, der Marſchall hat das Buch gewiß nicht umſonſt unterm Arm! Ueberlegt's noch, ich bitt' Euch, und ſeht in der raſchen Antwort, die er Euch vorhin gab, nicht den Trotz eines Sohnes, ſondern die Hartnäckigkeit eines Verliebten, der ſein Gefühl für eine Agnes nicht ſogleich auf eine Anna übertragen kann!

Ernſt. Ihr werdet augenblicklich aufgerufen werden!

Preiſing (geht zu den Rittern).

Ernſt. Ein Schnitt in's Fleiſch thut noth. Wirkt's nicht gleich, ſo wirkt's ſpäter! Ei, ei, wer hätte das gedacht! Einer Dirne wegen!

Albrecht (tritt mit Nothhafft von Wernberg und Törring auf).

Ernſt (an Albrecht vorbeiſchreitend). Noch einmal! Darf ich der Ritterſchaft Eure Verlobung mit Anna von Braunſchweig ankündigen laſſen?

Albrecht. Ich habe zu viel von Euch im Leib, um auf eine und dieſelbe Frage an einem und demſelben Morgen zwei Antworten zu geben! — Mein Gott, lag ich denn ganz umſonſt auf den Knieen vor Euch?

Ernſt. Gut! (Er geht weiter.) Marſchall, ich habe Euch Nichts zu ſagen! (Er beſteigt ſeine Tribune.) Nur fort!

Marſchall (ruft). Hans von Preiſing! Ignaz von Seyboltſtorff!

Preiſing und Seyboltſtorff. Hier! (Treten an die Schranken.)

Albrecht. Preiſing! Seyboltſtorff! Zurück! Wittelsbach iſt da! (Tritt an die Schranken.)

Marſchall. Halt!

Albrecht. Marſchall von Pappenheim, aufgeſchaut! Den Blinden, dem ich den Staar ſtechen muß, bedien' ich mit der Lanze!

Ernſt. Artikel zehn!

Marſchall (öffnet das Buch und lieſt). Weiter wurde zu Heilbronn für ewige Zeiten beſchloſſen und geordnet: welcher vom Adel geboren und herkommen iſt und Frauen und Jungfrauen ſchwächte —

Albrecht (ſchlägt ihm das Buch aus der Hand.) Der darf nicht turnieren! Werden hier Krippenreiter zugelaſſen, die das nicht wiſſen?

Marſchall. Ihr ſeid angeklagt, auf Eurem Schloß Vohburg mit einem Schwabenmädchen in Unehren zu leben!

Albrecht. Mein Kläger?

Ernſt (erhebt ſich).

Albrecht. Herzog von München-Baiern, laß Deine Späher peitſchen, ſie haben Deine Schwieger verunglimpft! Die ehr- und tugendſame Augsburger Bürgertochter, Jungfer Agnes Bernauer, iſt meine Gemalin und Niemand als ſie befindet ſich auf Vohburg! Hier ſtehen meine Zeugen!

Ernſt. Preiſing! Das iſt ja zum — Wiederjungwerden!

Albrecht. Da man nun mit ſeinem angetrauten Weibe nicht in Unehren leben kann, ſo — — Schildknapp, zeig' dem Mann mit dem Buch da, wie man öffnet!

Schildknapp (öffnet raſch).

Albrecht (tritt ein). Nun, Ihr Herren? Man pflegt: ich wünſch' Euch Glück! zu ſagen!

Ernſt (greift zum Schwert und will hinunter ſtürzen). Ich komm' ſchon!

Preiſing (wirft ſich ihm entgegen). Gnädiger Herr, erſt müßt Ihr mich durchſtoßen!

Ernſt. Ei, ich will's ja nur als Knüttel brauchen, ich will nur für die Ueberraſchung danken! Doch Ihr habt Recht, es iſt auch ſo gut, was erhitzt der Vater ſich, der Herzog genügt. (Er ruft.) Edle von Baiern, Grafen, Freiherren und Ritter, auch Wilhelm, mein Bruder, hat einen Sohn —

Albrecht. Was ſoll das?

Ernſt. Wer den Weg zur Schlafkammer ſeiner ehr- und tugendſamen Jungfer — allen Reſpekt vor ihr, es muß eine geſcheite Perſon ſein! — durch die Kirche nehmen mußte, der nimmt die Benediktion mit und die Gnade aller Heiligen obendrein, aber Krone und Herzogsmantel läßt er am Altar zurück! (Er fährt fort.) Dieſer Sohn heißt Adolph und ihn erklär' ich —

Albrecht. Bei meiner Mutter, nein!

Hans von Läubelfing. Albrecht von Wittelsbach, Ingolſtadt ſteht hinter Euch, fürchtet nicht für Euer Recht, Ludwig der Bärtige zieht!

Ernſt. Ludwig von Ingolſtadt, oder wer hier für ihn ſpricht, das Reich ſteht hinter mir mit Acht und Aberacht, weh' dem, der ſeine Ordnung ſtört!

Marſchall (nebſt vielen andern Rittern, mit den Schwertern klirrend). Ja, weh' dem!

Ernſt. Bürger von Augsburg, Eidam des Baders, empfangt jetzt Segen und Hochzeitsgabe zugleich! (Fährt fort.) Es lebe mein Nachfolger! (Er ſteigt von der Tribune herunter.) Wer ein guter Baier iſt, ſtimmt mit ein: es lebe Adolph, das Kind!

Marſchall (mit vielen andern Rittern um Ernſt ſich ſchaarend.) Es lebe Adolph, das Kind!

Albrecht (zieht und dringt auf den Marſchall ein, auch um ihn ſchaaren ſich einige Ritter). Otto, mein Ahnherr, für Treu!

Ernſt (ſchlägt ihm mit der Fauſt aufs Schwert). Das Turnier iſt aus!

Albrecht. Nein, es beginnt! Die Ritterſchaft verläßt mich! Bürger und Bauern, heran! (Er ſchwingt ſein Schwert gegen die Zuſchauer. Großes Getümmel.)

Vierter Act.

München.

Erſte Scene.

(Das Herzogliche Cabinet. Preiſing ſitzt an einem Tiſch, ein verſiegeltes Dokument in der Hand.)

Preiſing. Dieß ſoll ich öffnen und prüfen! Und gerade heut', an dieſem Tage des Jammers! (Er beſieht das Dokument.) Keine Aufſchrift, bis auf ein Kreuz! Aber ſieben Siegel von ſeiner eig'nen Hand! Dazu lag's, dreifach verſchloſſen, in einer ehernen Truhe! Der Inhalt muß ernſt und wichtig ſein! Auch neu iſt es nicht! Das beweiſ't der Staub, der ſich mir an die Finger ſetzt! (Er fängt an, die Siegel zu erbrechen.) Offenbar ein Geheimniß, das er lange vor mir verbarg! Mir wird faſt beklommen!

Zweite Scene.

Stachus (tritt ein). Ein Bauer iſt da, mit einer ungeheuer großen Aehre, die er dem Herzog zeigen will!

Preiſing. Nur heute nicht! Er wird vom Sterbebett keine Augen dafür mitbringen!

Stachus. Das hab' ich ihm ſchon geſagt! Aber er läßt ſich nicht bedeuten, und Ihr wißt's ja, daß wir mit den gemeinen Leuten nicht unſanft verfahren dürfen!

Preiſing. So laß' in ſtehen, bis er von ſelbſt geht! Hört man denn Nichts von dem armen Prinzen? Wird's nicht doch ein wenig beſſer? Bei Gott iſt ja kein Ding unmöglich!

Stachus. Beſſer! Vor einer halben Stunde ward er verſehen! Herr Kanzler, die Augsburger Hexe paßt ſchon auf, und der Teufel läßt ſie nicht im Stich, wie ſollt's beſſer werden!

Preiſing. Was red'ſt Du da wieder, Stachus!

Stachus. Was ſie alle reden! In der Burg, auf der Straße, an der Schranne, im Kloſterhof, wo man auch hinkommt, Alle, Alle! Ein hochwürdiger Pater Franziskaner hat dieſe Bernauerin ſchon von der Kanzel herab verflucht, er hat geſagt, ſie ſei werth, bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden, da wird's doch wohl wahr ſein! Und wie ſollt's auch nicht! Erſt ſtirbt der Vater, der gute, gute Herzog Wilhelm; dieß Wamms hab' ich von ihm! Dann folgt ſeine Gemalin! Heute roth, morgen todt: wir mußten ſie beweinen, eh' ſie ihn noch beweinen konnte. Nun der Prinz, der freundliche kleine Adolph! Hört Ihr? Das Sterbeglöcklein! Es iſt aus! Aus! (Er ballt die Hände wie zum Fluche.) Und ich ſollte nicht!? — (Er ſinkt auf die Kniee und betet.)

Preiſing (ſinkt gleichfalls auf die Kniee).

Stachus (aufſtehend). Selbſt in Brand ſtecken mögt' ich den Scheiterhaufen! Die fände ſo viele Henker, als es treue Baiern gibt. Nun geht's an den Herzog, den regierenden Herrn, gebt nur Acht! (Ab.)

Dritte Scene.

Preiſing (der ſich zugleich mit Stachus erhebt). Ja, es iſt aus! Das Glöcklein verſtummt, das Kind that ſeinen letzten Athemzug und Ernſt hat keinen Erben mehr, da er ſeinen Sohn verſtieß. Dieß iſt eine ſchwere Stunde für's Land! Gott ſchaue gnädig auf uns herab! (Er ergreift das Dokument wieder.) Nun wird er wohl gleich hier ſein! Die ganze Nacht war er drüben! (Er nimmt es aus dem Umſchlag und entfaltet es.) Was iſt das? (Er lieſ't.) „Rechtlicher Beweis, geſchöpft aus den Ordnungen des Reichs und anderen lauteren Quellen, daß die Agnes Bernauer oder Pernauer aus Augsburg wegen verbrecheriſcher Verleitung des jungen Herzogs Albrecht zu unrechtmäßiger Ehe, ja ſogar, falls ſich nichts Weiteres erhärten ließe, wegen bloßer Eingehung einer ſolchen im äußerſten Falle gar wohl, zur Abwendung ſchweren Unheils, auf welche Weiſe es immer ſei, vom Leben zum Tode gebracht werden dürfe!" (Er legt ab.) O nun begreif' ich Alles! Dieſer Todte wird wieder tödten, dieſer Knabe, der nicht einmal ſeine Nürnberger Klapperbüchſe mehr ſchütteln kann, wird das Mädchen nachholen! Schrecklich! (Er ſieht wieder hinein.) Des jungen Herzogs! Er iſt fünf Jahre älter, als ſie und hat vielleicht ſchon ſeine erſte Schlacht gewonnen, bevor ſie noch ihre letzte Puppe in den Winkel warf! Aermſte welch' ein Schickſal ereilt Dich! (Er blättert um.) Wer hat ſich denn unterſchrieben? Adlsreiter! Kraitmayr! Emeran Nusperger zu Kalmperg! Große Juriſten, würdig, zu Juſtinians Füßen zu ſitzen und die Welt zu richten, wer wagt ihnen zu widerſprechen! Sie iſt verloren! (Er ſieht wieder hinein.) Und gleich nach dem Regensburger Turnier abgefaßt! Ja, da trafen ſie alle drei hier in München zuſammen, ich hielt's für Zufall, nun ſeh' ich wohl daß ſie gerufen waren! Das ſind ſchon dritthalb Jahre! Wie wenig mag ſie's noch erwarten! (Er blättert noch einmal um.) Unten das förmliche Todesurtheil, dem nur noch der Name des Herzogs fehlt! Der wird nun wohl bald hinzu kommen! Mich grauſ't! Manch' ähnliches Blatt hielt ich ſchon in der Hand, aber da ging dem ſtrengen Spruch jedesmal eine Reihe ſchnöder Gewaltthaten voran, man las viel von Raub, Mord, Brand und Friedensbruch, ehe man an die Strafe kam. Hier könnte höchſtens ſtehen: ſie trug keinen Schleier und ſchnitt ſich die Haare nicht ab! Ich weiß jetzt ja recht gut, wie's zugegangen iſt! Und dennoch — (Er lieſ't wieder.) Durch's Beil, durch's

Waſſer, ja durch einen Schuß aus dem Buſch — (Er ſetzt ab.) Gibt's denn gar kein anderes Mittel mehr?

Vierte Scene.

Ernſt (tritt ein). Ich ließ Euch warten, Preiſing! Aber ich mußte ſelbſt warten!

Preiſing. Gnädiger Herr!

Ernſt. Laßt, laßt! Die Erde kann ſchon mit gebrochenen Augen gepflaſtert werden! Es kam ein Paar hinzu! Habt Ihr geleſen?

Preiſing. Ich wollte juſt, da hört' ich das Glöcklein!

Ernſt. So leſ't jetzt! (Er wendet ſich.) Es hat mich angegriffen! Wie ſchwer ſtirbt ein Kind! Zwölf Stunden Todeskampf, für ein ſo kurzes Leben! Mein Gott! Nun, es iſt vorbei! (Er macht ein Paar Schritte.) Die große Glocke! Endlich! Mir fehlte noch was! Die verkündigt's der Stadt! Nun geht's von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Ja, betet, betet, betet! Wir können's brauchen! (Wendet ſich wieder zu Preiſing.) Nun?

Preiſing (legt das Dokument auf den Tiſch). Was ſoll ich noch ſagen!

Ernſt. Was Ihr könnt! Prüft Punkt für Punkt, ich ſteh' Euch Rede, dieß Mal, wie alle Mal! Habt Ihr Etwas gegen die Männer einzuwenden, die das Gutachten abgaben und den Spruch fällten?

Preiſing. Gegen die Männer! Wenn der Schwabenſpiegel noch nicht zuſammen geſtellt wäre, dieſen

Dreien würde ich an Kaiſers Statt den Auftrag geben, es zu thun!

Ernſt. Sind ſie beſtechlich? Trifft Einen unter ihnen der Verdacht der hohlen Hand?

Preiſing. Gewiß nicht! Wenn aber auch: Herzog Ernſt hat Keinem etwas hinein gedrückt!

Ernſt. Ihr erweiſ't mir nur Gerechtigkeit! Nicht einmal den Schweißpfennig, der ihnen gebührt hätte, und das iſt die einzige Schuld, die ich nie bezahlen will!

Preiſing. Ich ſchwöre für Euch! Aber auch für ſie!

Ernſt. Nun, ſolche Männer, ſo beſchaffen, legten vor dritthalb Jahren nach gewiſſenhafteſter Erwägung des Falls dieß Blatt bei mir nieder und erſt jetzt zieh' ich's hervor. Kann man mich der Uebereilung zeihen?

Preiſing. Nicht Euer Feind!

Ernſt. Wenn ich's vollſtrecken laſſe: kann man behaupten, es ſei nicht der Herzog, der ſeine Pflicht erfüllen, ſondern der Ritter, der einen Flecken abwaſchen oder der Vater, der ſich rächen will?

Preiſing. Auch das nicht!

Ernſt (ergreift die Feder). Wohlan denn!

Preiſing. Gnädiger Herr, haltet noch ein!

Ernſt. Ja? Gut! (Legt die Feder nieder.) Ich bin kein Tyrann, und denke keiner zu werden. Aber man ſoll von mir auch nicht ſagen: er trug das Schwert umſonſt! Wer's unnütz zieht, dem wird's aus der

Hand genommen, aber wer's nicht braucht, wenn's Zeit iſt, der ruft alle zehn Plagen Egyptens auf ſein Volk herab und die treffen dann Gerechte und Ungerechte zugleich, denn unſer Herrgott jätet nicht, wenn er ſelbſt ſtrafen muß, er mäht nur! Das erwägt und nun ſprecht! (Er ſetzt ſich.)

Preiſing. Ich kann dieß Blatt nicht widerlegen! Es iſt wahr: wenn die Erbfolge geſtört wird oder auch nur zweifelhaft bleibt, ſo bricht früher oder ſpäter der Bürgerkrieg mit allen ſeinen Schrecken herein, und Niemand weiß, wann er endet!

Ernſt. Er bricht herein, wenn ſie Kinder bekommen, er bricht herein, wenn ſie keine bekommen! In dem einen Fall wollen die ſich behaupten, in dem andern können Ingolſtadt und Landshut ſich nicht vereinigen, weil jedes den Löwentheil verlangt! Ja, es iſt die Frage, ob die auch nur bis zu ſeinem Tode ruhig bleiben! Denn wenn ſie jetzt mit ihm liebäugeln, ſo geſchicht's, um mich zu ärgern!

Preiſing. Aber es iſt doch auch entſetzlich, daß ſie ſterben ſoll, blos weil ſie ſchön und ſittſam war!

Ernſt. Das iſt es auch! Ja! Darum ſtellt' ich's Gott anheim. Er hat geſprochen. Ich warf mein eignes Junges aus dem Neſt und legte ein fremdes hinein. Es iſt todt!

Preiſing. Und gäbe es wirklich keinen anderen Ausweg? Gar keinen?

Ernſt. Ihr greift mich hart an, Ihr meint, ich könnte noch mehr thun! Und wahr iſt's: in den Adern Ludwigs von Ingolſtadt und Heinrichs von Landshut fließt das Blut des Geſchlechts eben ſo rein, wie in meinen eignen!

Preiſing. Daran hab' ich noch nicht gedacht!

Ernſt. Aber ich! Zwar wär's ſo arg, daß wohl auch ein Heiliger fragen würde: Herr, warum das mir? Doch wenn's nun wär'? Der letzte Hohenſtaufe ſtarb durch Henkers Hand, mit Gottes dunklem Rathſchluß kann viel beſtehen, was der Menſch nicht faßt. Aber dieß kann Gottes Rathſchluß nicht ſein, denn es hälfe nichts, und das iſt mein Troſt! Spräche ich zu Heinrich: Komm, Fuchs, Du haſt mir mein ganzes Leben lang Fallſtricke gelegt und Gruben gegraben, nimm mein Herzogthum zum Lohn! ſo führe Ludwig dazwiſchen. Spräche ich zu Ludwig: Ich bin Dir noch den Dank für ſo manchen Schlag ſchuldig, der von hinten kam, hier iſt er! ſo griffe Heinrich mit zu, und Einer könnt's doch nur ſein! Oder iſt's nicht ſo?

Preiſing. Gewiß!

Ernſt. Es bliebe alſo immer daſſelbe, Alles ginge drunter und drüber, und die Tauſende, die im Vertrauen auf mich in's Land kamen und meine Märkte zu Städten erhoben, meine Städte ſo weit emporbrachten, daß ſelbſt die ſtolze Hanſa ihnen nicht mehr ungeſtraft den Rücken kehren darf, würden mich und mein Andenken verfluchen!

Preiſing. Ich meinte nicht das! Laßt ſie entführen und dann verſchwinden! Das geht jetzt leichter, wie ſonſt, er läßt ſie nicht mehr ſo ängſtlich bewachen.

Ernſt. Was wär' damit gewonnen! Er würde ſie ſuchen bis an ſeinen Tod! Ihr wart ein ſchlechter Prophet in Regensburg!

Preiſing. Man breitet aus, daß ſie geſtorben iſt. Er fand den Prieſter, der ihn mit ihr verband: kann Euch der Prieſter fehlen, der einen Todtenſchein ausſtellt?

Ernſt. Und ich ſollte ihm das zweite Weib geben, ſo lange das erſte noch lebte? Nein, Preiſing, das Sacrament iſt mir heilig, er ſoll nicht am Tage des Zorns wider mich zeugen und ſagen: Herr, wenn ich mich mit Gräueln befleckte, ſo wußte ich nichts davon. Hier hilft kein Kloſter, nur der Tod!

Preiſing. Doch auch wohl der Papſt, und wenn der ſich weigert, der Kaiſer! Friedrich Barbaroſſa ſchied ſich ſelbſt! Ludwig der Baier ſchied ſeinen Sohn!

Ernſt. Wie ſoll man ſcheiden, wenn Keins von Beiden will? Preiſing, ich hatte dritthalb Jahre Zeit, und das Kind, für das jetzt die Glocken gehen, war oft genug krank! (Er greift wieder zur Feder.) Nein, Gott will es ſo und nicht anders! Und gerade jetzt geht es leicht. Er reitet heut' oder morgen nach Ingolſtadt zum Turnier hinab. Dort ſoll er, ich mögte ſagen, wieder ehrlich geſprochen werden und dieß wird glücken, denn Ludwig hat Alles zuſammen gerufen, was mir Feind iſt, er denkt: je weiter der Riß zwiſchen uns Beiden, je beſſer für ihn! Nun, während ſie die Fahne über ihn ſchwenken, will ich dafür ſorgen, daß ſie ſich hinterdrein nicht zu ſchämen brauchen. Nichts hat mich ſo verdroſſen, als das Gepränge, mit dem er ſie gleich nach dem Regensburger Tag, einer Herzogin gleich, von Vohburg nach Straubing führte. Jetzt iſt das gut! Emeran Nusperger zu Kalmperg iſt Richter in Straubing, und Pappenheim kann mit hundert Reitern in vier und zwanzig Stunden dort ſein!

Preiſing. Und nachher? Gnädiger Herr, Ihr habt Recht, ich war in Regensburg ein ſchlechter Prophet! Wird er's tragen? Wird er nicht raſen und Hand an ſich ſelbſt legen oder ſich offen wider Euch empören?

Ernſt. Das Eine vielleicht, das And're gewiß, ich thu', was ich muß, der Ausgang iſt Gottes. Ich ſetz' ihn daran, wie Abraham den Iſaak, geht er in der erſten Verzweiflung unter, und es iſt ſehr möglich, daß er's thut, ſo laſſe ich ihn begraben, wie ſie, tritt er mir im Felde entgegen, ſo werf' ich ihn oder halte ihn auf, bis der Kaiſer kommt. Dem meld' ich's, noch eh' es geſchieht, und er wird nicht ſäumen, denn wie ich Ordnung im Hauſe will, ſo will er Ordnung im Reich. Es iſt ein Unglück für ſie und kein Glück für mich, aber im Namen der Witwen und Waiſen, die der Krieg machen würde, im Namen der Städte, die er in Aſche legte, der Dörfer, die er zerſtörte: Agnes Bernauer, fahr' hin! (Er unterſchreibt und geht, dann wendet er ſich und winkt.) Kanzler! (Ab. Preiſing folgt mit dem Blatt.)

Straubing.

Fünfte Scene.

(Burghof und daran ſtoßender Garten. Törring, Frauenhoven und Nothhafft von Wernberg, alle gerüſtet, an einem ſteinernen Tiſch, auf dem Wein ſteht. Der Kaſtellan geht vorüber.)

Nothhafft von Wernberg. Nun, Alter, ſchon wieder in die Kapelle? (Er erhebt ſeinen Becher.) Komm', verſuch einmal, damit Du ſiehſt, daß die Frommen noch immer nicht umſonſt beten!

Kaſtellan. Ich ſtoß Dich um, ſagte der Ritter zum Becher, und that's, ſiebenmal hinter einander. Aber der Becher ſtieß ihn wieder um, und da fiel er dem Teufel in die Arme, der ſchon längſt hinter ihm ſtand! Hütet Euch und ſpottet nicht! (Ab.)

Sechſte Scene.

Frauenhoven. Wo bleibt der Herzog? Die Pferde werden ungeduldig!

Törring. Er wird die Todtengruft beſehen, die ſie ſich bauen ließ. Sie iſt geſtern oder heut' fertig geworden. Ich ſah ſie Beide zu den Karmelitern hinübergehen.

Nothhafft von Wernberg. Doch ein ſeltſamer Gedanke für ein junges Weib! Eine Todtengruft!

Törring. Nun, im Anfang gerade ſo ſeltſam nicht! Da mag ihr beklommen genug geweſen ſein, und mit Recht. Jetzt freilich ſieht's anders aus! Und doch kann man noch nicht wiſſen, wie's kommt! Das ſchwache Kind in München iſt nicht ſtark dadurch geworden, daß der alte Herzog ihm die Krone aufſetzte. Ja, er hat's vielleicht nur gethan, weil er ſich darauf verließ, daß ſie ſchon von ſelbſt wieder herunter fallen würde!

Frauenhoven. Da irrt Ihr! Wie oft hat er Albrecht durch ſeinen Bruder die förmliche Entſagung abzudringen geſucht!

Törring. Das war immer nur ein Stich, eine verkappte Anfrage, ob er ihrer noch nicht ſatt ſei! Wenn Ernſt keinen Hintergedanken hatte, warum ſtellte er ſich zwiſchen ihn und den Kaiſer, als dieſer wegen der Regensburger Händel Rechenſchaft forderte? Der alte Siegmund meinte es ſehr ernſthaft, das Podagra hat einen wackern Reichsvogt aus ihm gemacht und ſeine Kommiſſarien, wir dürfen's uns wohl bekennen, hätten nicht einmal Brillen aufzuſetzen gebraucht, um einen offenen Aufruhr zu entdecken. Warum kehrten ſie ſo plötzlich in München um?

Frauenhoven. Ihr ſeht immer ſchwarz!

Nothhafft von Wernberg. Sie kommen! Steigen wir zu Pferde, daß wir den Abſchied abkürzen! Aber vorher — (Er ergreift den Becher.)

Törring. Auf guten Ausgang! (Sie ſtoßen an und gehen ab.)

Siebente Scene.

(Albrecht und Agnes treten auf. Albrecht iſt ebenfalls gerüſtet.)

Agnes. Alſo, die Ampel, die noch fehlt, bringſt Du mir mit, nicht wahr? Eine eherne, mit einer langen Kette, daß ſie hoch vom Gewölb niederſchweben kann.

Albrecht. Lieber etwas And'res, ich geſteh's Dir offen. Doch ich hab's verſprochen und ich thu's!

Agnes. Zürnſt Du mir?

Albrecht. Wie könnt' ich! Aber es ängſtigt mich, daß Dir dieß ſo am Herzen liegt! Haſt Du eine böſe Ahnung? Ich wüßte zwar nicht, woher die Dir jetzt noch kommen ſollte und dennoch muß es ſo ſein!

Agnes. Gewiß nicht! Ei, da würd' ich von meinem Sarg reden, von den Fackeln, dem Glockengeläut und Allem, was ich mir ſonſt noch wünſchte! Und wenn ich fürchtete, Dir weh zu thun, würd' ich ſagen: Denke Dir, mir hat geträumt, ich würde begraben und darüber mußt Du Dich freuen, denn es bedeutet langes Leben, aber das Leichenbegängniß war ſo ſchön, daß ich's dereinſt gerade ſo und nicht anders haben mögte. Und dann würde ich's Dir beſchreiben!

Albrecht. So will ich Dir die Ampel nach dreißig Jahren ſchenken!

Agnes. Wenn Du nicht anders willſt! Angezündet ſoll ſie ja noch nicht werden! Aber, mein Albrecht, Du kennſt uns nicht, Du weißt nicht, wie wir ſind! Ein bürgerliches Mädchen macht ſich das Todtenhemd gleich nach dem Hochzeitkleid und ſie thut wohl daran, denn ſie kann nicht wiſſen, wie ſie's ſonſt in ihrem Alter bekommt! Nun, das liegt mir in der Art, und ſo lange bin ich noch nicht die Gemalin eines Herzogs, daß ſich ſchon Alles an mir verändert hätte! Aber, Du ſiehſt, die Demuth iſt ſchon entwichen, denn ich habe nicht, wie meine Geſpielinnen, die eigenen Finger geplagt und mir das Sterbegewand genäht, ich habe den Maurer und den Zimmermann gequält und mir eine Todtenkapelle erbaut! Nun ſteht ſie und es iſt mir eine Freude, daß ich die Stätte, wo ich meinen längſten Schlaf halten ſoll, jetzt ſchon kenne, ja daß ich ſie betreten und dort im voraus für mich beten kann! Darum mögt' ich auch die Ampel gleich aufhängen, ſonſt wär' mir da in der letzten Stunde ja doch noch etwas fremd?

Albrecht. Wenn es nur das iſt!

Agnes. Was ſonſt? Ich ſeh' ſchon bei Tage einmal nach meinem Bett, weiter Nichts! Ei, merkſt

Du denn noch etwas von jener Angſt und Beklommenheit an mir, die mich ergriff, als Du ſo ungeſtüm von Regensburg zurückkehrteſt und mich hierher führteſt? Damals zitterte ich für mich und Dich! Noch hatte ich mich an Vohburg nicht gewöhnt, noch lief ich, wie ein Kind, von Gemach zu Gemach und konnte kein's finden, das mir eng genug war, und ſchon mußt' ich das kleine Schloß mit dieſem großen vertauſchen, neben dem es ſich ausnahm, wie mein armes Vaterhaus ſich neben ihm ausgenommen hatte! Ach, die Muſik unterwegs, das wilde Lebehoch der Bauern, die ſich mit ihren Senſen und Pflugeiſen um uns zuſammen rotteten, die Blumen, die man uns ſtreute, Alles entſetzte mich. Du ſelbſt kamſt mir ganz fremd vor, weil Du's litteſt und Dich darüber freuteſt: ich erſchrack zu Tode, als Du hier ſogar die Glocken läuten laſſen wollteſt! Aber das iſt vorbei, längſt vorbei! Du hörſt ja, ich ſelbſt nenne Vohburg jetzt klein, ich wundere mich gar nicht mehr, wenn ſich die Armen und Bittenden des Morgens um mich drängen, ich kann fragen, wie eine geborne Herzogin, ich kann den Kopf ſchütteln und faſt abſchlagen, ich ſollte mich ſchämen!

Albrecht. So will ich Dich!

Agnes. Nur in meinen Träumen geht's anders her, ſonſt würd' ich gewiß zu ſtolz! Da kehrt die alte Zeit wieder, wo ich die Brotkrumen ſorgfältig aufleſen mußte, die zu Boden fielen, und wo mein Geburtstagsgeſchenk meiſtens darin beſtand, daß ich nicht geſcholten wurde, wenn ich etwas that, was nicht ganz recht war. Noch in der letzten Nacht, Du mit Deiner immer offnen Hand wirſt lachen, bat ich meinen Vater glühend und ſtotternd um irgend eine Kleinigkeit und er ſagte, was er gewöhnlich zu ſagen pflegte, wenn er eine Bitte nicht zwei Mal hören wollte: gut, es ſei, aber dann kann ich ein halbes Jahr lang keinen Tropfen Wein mehr trinken! Ich war noch recht unwillig auf ihn, als ich erwachte, aber nun — Ich hab' ihn doch wenigſtens einmal wieder geſehen!

Albrecht. Du wirſt ihn — — (Er unterbricht ſich.) Da hab' ich Dich um die Ueberraſchung gebracht!

Agnes. Nein, mein Albrecht! Ich hab's recht gut gemerkt, aber wenn er kommen wollte, wär' er längſt da geweſen! Ich kann mir auch denken, was ihn abhält und Du mußt ihn darum ehren!

Albrecht. Ich glaube doch, er wird dieß Mal nachgeben! Sonſt gehen wir im Winter nach Augsburg zum Mummenſchanz.

Achte Scene.

Törring (tritt ein). Verzeiht!

Albrecht. Ich bleib' Euch zu lange!

Törring. Wenn Ihr überhaupt noch fort wollt —

Albrecht. Wenn ich überhaupt noch fort will? Ei, ich werde die Ritter und Herren, die Herzog Ludwig ſo mühſam zuſammen brachte, nun doch nicht zum Narren halten!

Törring. Hört Ihr die Domglocke nicht?

Albrecht. Längſt, aber was kümmert ſie mich?

Törring. Mehr, als Ihr denkt: Euer Vetter Adolph iſt todt!

Albrecht. Todt?

Törring. Eben trifft die Trauerbotſchaft aus München ein!

Albrecht. Friede mit ihm! Er lebte ſich ſelbſt nur zur Laſt und Keinem zur Freude!

Agnes. Gott im Himmel! Das iſt nun in ſechs Monaten der Dritte!

Törring. Ja, ja, edle Frau, Ihr verſteht's!

Agnes. So bin ich wieder Schuld? O freilich! freilich! Wer ſonſt wohl!

Albrecht. Gott weiß, daß ich mich nicht freue! Wie ſollt' ich auch? Für mich war er nie da! Aber weinen kann ich eben ſo wenig! Ich denk' nur an Eins! Nun kann mein Vater mit Ehren zurück!

Törring. Ich darf abſatteln laſſen?

Albrecht. Was fällt Euch ein? Zwar, ich mögte nicht, daß jetzt aus dem Turnier noch etwas würde. Aber ich bin doch wohl der Letzte, der ausbleiben darf! Fort muß ich, und das gleich, doch gewiß werd' ich nun viel früher wieder hier ſein, als ich dachte! Agnes jetzt — (Er ſagt ihr etwas in's Ohr, dann hält er ſeine Hand auf ihre Wange.) Au, ich brenne mich!

Agnes. Verzeih' Dir's Gott, daß Dir das in den Sinn kommt!

Albrecht. Amen! Ich ſag's mit! Aber es wird ſich zeigen! Ich hatte immer das Gefühl, mein letzter Wunſch könnte nicht eher gekrönt werden. Ei, unſer Sohn mußte doch auch einen Großvater haben! Und nun — (Er umarmt ſie.) Siehſt Du, daß Du mir nicht aufrichtig zürnſt? Du hältſt mich feſt! O, ich weiß es ja längſt, daß Du erſt dann an Gottes Segen glauben wirſt! Darin biſt Du abergläubiſch. Aber ändre Dich ja nicht, ich lieb' auch das an Dir! (Er küßt ſie.) Mein Leben, auf Wiederſehen! (Er läßt ſie los und entfernt ſich ein Paar Schritte von ihr.) Seht Ihr, Törring, daß man von ſeinem Leben ſcheiden kann, und darum doch nicht gleich zu ſterben braucht? Alſo! Werdet kein Hageſtolz! Aber freilich, man muß das beſte erſt abküſſen! (Er umarmt und küßt ſie noch einmal.) So! Nun bin ich in Ingolſtadt und Du in Straubing! Siehſt Du mich noch? Ja? Ich Dich nicht mehr! (Ab.)

Törring (folgt).

Neunte Scene.

Agnes (eilt in den Garten). Da kann ich ihn zu Pferd ſteigen ſehen! (Sie kehrt wieder um.) Ja, wenn er ſelbſt mich in die Höhe höbe und über die Mauer gucken ließe, wie damals, als die ſchwarzbraunen Egypter mit Cymbeln und Schellen vorüber zogen. Aber hören muß ich ihn können! (Sie eilt wieder fort.) Still, ſtill mit Euren Trompeten! Horch! Das iſt Er! „Ihr ſeid brav, Törring!“ Gewiß, aber warum ſagſt Du ihm das gerade jetzt? Ach, da geht's ſchon fort! Leb' wohl, mein — Halt! Der Trab ſtockt! Es iſt doch Nichts geſchehen? Da redet Einer! Schwach, undeutlich — ſchweig Du! Nun noch einmal Er! „Führt ihn gleich zu ihr!“ Zu mir? Wen denn? „Es wird ihr lieb ſein!“ Mir lieb? Nein, Albrecht, da kennſt Du mich nicht! Ich wollte, es würde augenblicklich Nacht und erſt in drei Mal vierundzwanzig Stunden wieder Tag! Oder wär's mein Vater? (Sie jauchzt auf.) Mein Vater! Gewiß nicht! Ach nein! Jetzt ſprengen ſie weiter. Hui! Recht, ihr Roſſe, holt aus! Um ſo eher ſeid ihr wieder mit ihm da. (Sie horcht auf.) Ich höre Nichts mehr. (Sie horcht wieder.) Doch! (Sie pflückt während dem gedankenlos eine Blume.) Was ſoll's noch! (Sie läßt die Blume fallen.) Hab' ich da was gepflückt? Das thut mir leid! Es iſt keine Zeit, Blumen vor die Bruſt zu ſtecken! (Sie wandelt langſam wieder herauf.) Nun iſt's denn ſo gekommen, wie ſie Alle vorher ſagten! Todt! Ob das uns wirklich was Gutes bedeutet? Was thu' ich jetzt? Zieh' ich mich ſchwarz an? Da bin ich wieder hochmüthig und rechne mich mit zur Familie, wie dieſer unheimliche Menſch mit den kalten Augen, der Richter, geſpöttelt haben ſoll. Unterlaß' ich's? Da freu' ich mich über das Unglück! Ich folg' meinem Herzen und das ſagt: traure mit den Traurenden! Lacht nicht, Herr Emeran! Man iſt Manchem Dank ſchuldig, ohne daß man's weiß! Es iſt gut für Euch, daß dieß Herz ſo weich iſt, wenn Ihr es auch nicht ahnt!

Zehnte Scene.

Törring (tritt auf).

Agnes. Ihr noch hier?

Törring. Ich bleibe, edle Frau! Es iſt Einer aus Augsburg da, ich darf ihn wohl ſchicken?

Agnes. Aus Augsburg?

Törring (geht ab, gleich darauf erſcheint Theobald).

Agnes (ruft ihm entgegen). Theobald!

Theobald. Agnes — Frau Herzogin, wollt ich ſagen — Nicht? So iſt's recht?

Agnes. Laßt das! Kommt mein Vater auch? Doch, was frag' ich! Wie könntet Ihr Euch alle Beide zugleich entfernen!

Theobald. Nun, das — Aber Ihr wißt, wie er iſt! Er meint, Ihr ſolltet Gott danken, wenn Euch der Vater endlich vergeben und vergeſſen ſei, und ihm keine Boten weiter ſenden, es helfe doch Nichts, denn er ſeinerſeits kenne ſeine Schuldigkeit und werde den alten Bartkratzer hier nicht in Erinnerung bringen! Es freue ihn zwar von Herzen — und das thut's auch, ich weiß es, darum kehrt Euch nicht an ihn — daß Ihr noch an ihn dächtet und daß auch Euer Herr ſich ſeiner nicht ſchäme, aber er verſtehe das beſſer und Ihr mögtet aufhören, ihn zu quälen!

Agnes. Und das iſt Alles, was Ihr mir von ihm melden ſollt? Nur, um mir das zu ſagen, habt Ihr die weite Reiſe gemacht?

Theobald. Nun, das gerade nicht! Ich hatte wohl auch noch einen andern Grund!

Agnes. Und der — muß er mir Geheimniß bleiben?

Theobald. Ach, warum auch! Wir hören nun ſeit Jahren ſo allerlei, und da wollt' ich, da ſollt' ich doch einmal ſehen —

Agnes. Ob ich auch wirklich glücklich ſei? O, wärt Ihr doch eine Stunde früher gekommen! Dann hättet Ihr mit eigenen Augen — — Doch nein, nein, es iſt beſſer ſo! Und Ihr? In Augsburg?

Theobald. Wegen des Vaters braucht Ihr Euch nicht zu ängſtigen! Gleich, nachdem Ihr fort wart, baute er ſich den neuen Ofen, an den er früher nie die Koſten wagen wollte, und das hat ſich ihm belohnt.

Agnes. Ich danke Gott dafür!

Theobald. Er hat Allerlei entdeckt, mehr als er zeigen darf, wenn er nicht noch ärger als Hexenmeiſter in's Geſchrei kommen will. Dinge, ſag' ich

Euch — es iſt Schade, daß Ihr ſie nicht ſehen könnt. Das wird nun ſo wieder mit ihm untergehen. Doch, es iſt auch Manches darunter, was er nicht zu verbergen braucht und dabei ſteht er ſich ſchon gut genug. Er könnte ſich nun gern ein Gärtlein kaufen, wie Ihr es immer wünſchtet.

Agnes. Und Ihr ſelbſt, Theobald?

Theobald. Mir gibt er jetzt doppelten Lohn!

Agnes. Ach, das will ich nicht wiſſen!

Theobald. Nun, ich lache noch zuweilen über mich! Und das recht von Herzen, Ihr könnt mir's glauben! Noch vorhin, als ich den Herzog, Euren Gemahl, zu Pferd daher kommen ſah. Freilich, das iſt ein Mann! Und wie er Euch lieben muß, kann man ſchon daran ſehen, daß er ſeine Leute ſo warten läßt, was doch gar nicht Ritterart iſt! An denen kam ich bereits vor einer Stunde vorbei und ſie mußten ſchon lange ſtehen, denn ſie waren höchſt ungeduldig.

Agnes. Das iſt ja nicht möglich! Er hat ſie ja bei ſich!

Theobald. Zehn oder Zwölf! Ich meine die Uebrigen!

Agnes. Die Uebrigen? Ei, er reitet ja nur zum Turnier und nimmt nicht einen Mann mehr mit!

Theobald. Und doch ſah ich eine Stunde von hier hinter dem Föhrenwald, wo die Hügel ſich ſenken, einhundertundfünfzig oder zweihundert Gewappnete, den Fuß im Bügel, die Lanze in der Hand und das Geſicht gen Straubing gekehrt, als ob ſie ihren Führer oder ſonſt etwas von dort erwarteten!

Agnes. Ich erſchrecke. Wo?

Theobald. Ei, an der Münchner Straße!

Agnes. An der Münchner Straße! Er reitet nach Ingolſtadt.

Theobald. Auch ſprengte ein Geharniſchter, der von hier kam, in wilder Haſt an mir vorbei. Ich dachte, der ſagte ihn an. Jetzt fällt's mir ein, daß er verkappt war.

Agnes. Das iſt höchſt verdächtig, das muß Törring wiſſen, das — Mein Gott, hört, der Burgwart ſtößt in's Horn, daß es zerſpringt — Trompetengeſchmetter von allen Seiten — ganz nah' — immer näher — das iſt nichts Gutes — das iſt Herzog Ernſt! (Man hört das Alles.)

Theobald. Es iſt nichts Gutes! Geſchrei! Waffengeklirr! Gilt das denn Euch? Kein Zweifel, man ſtürmt! Und ſie ſind ſchon an einander. (Man hört das Alles.)

Agnes. Das iſt nicht möglich! Das Schloß hat Mauern und Gräben.

Elfte Scene.

Der Kaſtellan (ſtürzt herein). Edle Frau — folgt mir in die Todtengruft — mich ſchickt der Törring!

Agnes. Ich hoffe, er wird mich vertheidigen.

Der Kaſtellan. Die Brücke — ein Verräther hat die Brücke niedergelaſſen oder gar nicht wieder aufgezogen, denn die Dummheit kann nicht ſo weit gehen. Die Feinde ſind gleich hier! Wie ſoll er ſie aufhalten!

Agnes. Nun, ſo ſind's keine Mörder, und ich, was bin denn ich? (Das Getöſe kommt immer näher.)

Der Kaſtellan. Kommt, kommt, ich beſchwör' Euch! Wer weiß, ob ſie Euch dort ſuchen!

Agnes. Theobald, geht Ihr mit ihm!

Theobald. Um eine Waffe zu holen, meint Ihr! Es wächſ't wohl auch eine auf'm Baum! (Er reißt einen Aſt ab.)

Zwölfte Scene.

(Törring und Pappenheim treten kämpfend auf. Im Hintergrunde kämpfen Reiſige und Burgknechte. Auch Preiſing wird ſichtbar, aber ohne das Schwert zu ziehen.)

Pappenheim. Ergebt Euch! Törring!

Törring. Ho!

Pappenheim. So nehmt! Ich hab' Euch lange genug geſchont!

Törring. Pah!

Pappenheim. War's nicht vom Beſten?

Törring. Ei was! (Er holt aus, fällt aber in die Kniee.) Doch! (Zu Agnes hinüber.) Edle Frau, Ihr ſeht — Was hilft's Euch!

Pappenheim (beugt ſich auf ihn nieder.) Ihr habt's nicht anders gewollt!

Törring (fällt um). Macht's Kreuz über mich! Freund oder — (Er ſtirbt.)

Theobald (wirft den Aſt weg, und ſtürzt auf Törring zu.) Da erb' ich was!

Agnes. Theobald!

Theobald. Weiß wohl, es iſt ein Hochmuth von mir! Aber — (Er nimmt Törrings Schwert.)

Pappenheim (ſich wendend). Wo iſt die Hexe, um die ich dieß edle Blut vergoß?

Agnes (ſchreitet ihm entgegen). Wen ſucht Ihr?

Pappenheim (ſenkt unwillkürlich ſein Schwert und greift an den Helm, dann ſchlägt er ſich vor die Stirn). Teufel, was mach' ich!

Theobald. Ihr Knechte, ſchaart Euch um Eure Gebieterin! Sie hat gewiß Jedem von Euch Gutes gethan!

Die Knechte (ſchaaren ſich).

Pappenheim (zu den Seinigen). Ergreift ſie! Die iſt's!

Theobald (tritt vor Agnes). So lange ich lebe, geht's nicht!

Pappenheim. Was willſt Du?

Theobald. Es iſt die Tochter meines Meiſters!

Pappenheim. Badergeſell, kannſt Du zählen? Nieder mit ihm, wenn er nicht weichen will und fort mit ihr!

Die Reiſigen (drängen ſich um Agnes herum, aber mit Scheu, und ohne ſie anzurühren, weil ſie von ihrer Schönheit geblendet ſind). Ha! Ei! Die!

Pappenheim. Nun, was gafft Ihr? hat ſie's Euch ſchon angethan, wie dem armen Herzog, oder wollt Ihr warten, bis Ihr's weg habt? Laßt ihr nur Zeit, guckt ihr nur in die gefährlichen ſchönen Augen, ſo läßt ſie Euch Borſten wachſen, ſtatt der Haare, und Klauen, ſtatt der Nägel! Ich dächte, Ihr hättet genug von ihren Künſten gehört. Muß ich ſelbſt den Schergendienſt verrichten? (Er dringt auf Agnes ein und will ſie ergreifen.)

Theobald (ſchwingt das Schwert, wie ein Rad, um den Kopf herum, ſo das Pappenheim ſich nicht nähern kann).

Pappenheim. Ei, dich ſoll ja — (Er will Theobald durchſtoßen.)

Agnes (wirft ſich zwiſchen Beide). Schont ihn! Er denkt an meinen alten Vater! Ich folg' Euch! Aber vergeßt nicht, es iſt Herzog Albrechts Gemalin, die Ihr in ſeinem eigenen Schloß überfallt!

Pappenheim (will wieder auf Theobald eindringen.) Der Burſch hat mich — —

Preiſing (raſch hervortretend). Im Namen des Herzogs, meines Herrn, jedes Schwert in die Scheide!

Pappenheim (indem er ſein Schwert einſteckt). Warum auch nicht! Ich ſoll ſie nur fangen!

Agnes. Theobald, kehrt noch nicht nach Augsburg zurück! Dieß kann das Ende nicht ſein! (Sie geht voran.)

Pappenheim (folgt ihr mit den Reiſigen).

Theobald (will gleichfalls folgen, ſchlägt ſich dann aber vor die Stirn). Nein! Nach Ingolſtadt! Zu ihm! Das erſte Pferd, das ich unterwegs treffe iſt mein! (Stürzt fort.)

Preiſing. Gott gebe, daß ſie jetzt auf mich höre! Noch kann ich ſie vom Tode retten und ich will's. (Ab.)

Fünfter Act.

Straubing.

Erſte Scene.

(Kerker.)

Agnes. „Ingolſtadt iſt weit!“ Es könnte mich verrückt machen, das ſchreckliche Wort! Ingolſtadt iſt keine vier und zwanzig Stunden von hier und als Theobald eben vorbeiſtürzt und der Marſchall ihn mit vorgeſtreckter Lanze aufhält, ſagt dieſer Richter mit einem Blick auf mich: laßt ihn doch laufen, wohin er will, Ingolſtadt iſt weit! Wären keine vier und zwanzig Stunden mehr mein? Herr, mein Gott, ſo kannſt Du mich nicht verlaſſen!

Zweite Scene.

Preiſing (tritt ein).

Agnes (ihm entgegen). Was bringt Ihr mir?

Preiſing. Was Ihr ſelbſt wollt!

Agnes. Was ich ſelbſt will? O, ſpottet meiner nicht! Ihr werdet mir die düſtre Pforte nicht wieder öffnen, die man ſo feſt hinter mir verriegelt hat!

Preiſing. Ich werde, wenn Ihr Euch fügt!

Agnes. Und was verlangt Ihr von mir?

Preiſing. Ich ſtehe hier für den Herzog von Baiern.

Agnes (macht eine zurückweichende Bewegung).

Preiſing. Aber ich meine es redlich mit Euch und auch mein erlauchter Gebieter iſt nicht Euer Feind!

Agnes. Nicht mein Feind? Wie komm' ich denn hieher?

Preiſing. Ihr wißt, wie's ſteht! Herzog Ernſt iſt alt und ſein Thron bleibt unbeſetzt, wenn Gott ihn abruft, oder ſein einziger Sohn muß ihn beſteigen. Nun, Albrecht kann Euch nimmermehr mit hinaufnehmen und da er ſich von Euch nicht trennen will, ſo müßt Ihr Euch von ihm trennen!

Agnes. Ich mich von ihm! Eher von mir ſelbſt!

Preiſing. Ihr müßt! Glaubt's mir, glaubt's einem Mann, der Euer Schickſal ſchon kennt, wie Gott, und es gern noch wenden mögte! Ihr könnt kein Mißtrauen in mich ſetzen; warum wär ich gekommen, wenn Euer Loos mir nicht am Herzen läge? Meines Arms bedurfte es doch gewiß nicht; Ihr habt's ja geſehen, wie überflüſſig ich war und welchen Gebrauch ich von meinem Schwert machte. Ich zog mit, weil Ihr mich erbarmtet; ich ſuche Euch jetzt im Kerker, im Vorhof des Todes, auf, weil ich allein noch helfen kann, doch ich wiederhol's Euch: Ihr müßt!

Agnes. Ihr habt den armen Menſchen gerettet, der vorhin ſein Leben für mich wagte, ich muß glauben, daß Ihr's aufrichtig meint, aber Ihr ſeid ein Mann und wißt nicht, was Ihr fordert! Nein, nein! Das in Ewigkeit nicht!

Preiſing. Nicht zu raſch, ich beſchwör' Euch! Wohl mag's ein ſchweres Opfer für Euch ſein, doch wenn Ihr's verweigert, ſo wird man — könnt Ihr noch zweifeln nach Allem, was heute geſchah? — aus Euch ſelbſt ein Opfer machen! Ja, ich gehe vielleicht ſchon weiter, als ich darf, indem ich Euch überhaupt noch eine Bedingung ſtelle, und thu's auf meine eig'ne Gefahr!

Agnes. Ihr wollt mich erſchrecken, aber es wird Euch nicht gelingen! (Sie hält ſich an einem Tiſch.) So leicht fürchte ich mich nicht, dies Zittern meiner Kniee kommt noch von dem Ueberfall! Mein Gott, erſt die Trompeten, dann die blutigen Schwerter und die Todten! Aber für mich beſorg' ich Nichts, ich bin ja nicht in Räuberhänden und Herzog Ernſt iſt ebenſo gerecht, als ſtreng! (Sie ſetzt ſich.) Seht mich nicht ſo an, mir ward jetzt ſo wunderlich, weil der todte Törring mir auf einmal vor die Seele trat, es iſt ſchon wieder vorüber. (Sie erhebt ſich wieder.) Was könnte mir auch wohl widerfahren! Iſt doch ſelbſt ein Miſſethäter, ſo lange der Richter ihn noch nicht verurtheilt hat, in ſeinem Kerker ſo ſicher, als ob die Engel Gottes ihn bewachten, und ich habe den meinigen noch nicht einmal erblickt! Nein, nein, ſo hat mein Gemal nicht von ſeinem Vater geſprochen, daß ich dieß glauben dürfte! Doch wenn's auch ſo wäre, wenn der Tod — es iſt unmöglich, ich weiß es, ganz unmöglich — aber wenn er wirklich ſchon vor der Thür ſtände und meine Worte zählte: ich könnte nimmermehr anders!

Preiſing. Der Tod ſteht vor der Thür, er kommt, wenn ich gehe, ja er wird anklopfen, wenn ich zu lange ſäume! Schaut einmal durch's Gitter zur Brücke hinüber! Was ſeht Ihr?

Agnes. Das Volk drängt ſich, Einige heben die Hände zum Himmel empor, Andere ſtarren in die Donau hinab, es liegt doch Keiner darin?

Preiſing (mit einem Blick auf ſie). Noch nicht!

Agnes. Allmächtiger Gott! Verſteh' ich Euch?

Preiſing (nickt).

Agnes. Und was hab' ich verbrochen?

Preiſing (hebt das Todesurtheil in die Höhe). Die Ordnung der Welt geſtört, Vater und Sohn entzweit, dem Volk ſeinen Fürſten entfremdet, einen Zuſtand herbei geführt, in dem nicht mehr nach Schuld und Unſchuld, nur noch nach Urſach und Wirkung gefragt werden kann! So ſprechen Eure Richter, denn das Schickſal, das Euch bevorſteht, wurde ſchon vor Jahren von Männern ohne Furcht und ohne Tadel über Euch verhängt und Gott ſelbſt hat den harten

Spruch beſtätigt, da er den jungen Prinzen zu ſich rief, der die Vollziehung allein aufhielt. Ihr ſchaudert, ſucht Euch nicht länger zu täuſchen, ſo iſt's! Und wenn's einen Edelſtein gäbe, koſtbarer, wie ſie alle zuſammen, die in den Kronen der Könige funkeln und in den Schachten der Berge ruhen, aber eben darum auch ringsum die wildeſten Leidenſchaften entzündend und Gute wie Böſe zu Raub, Mord und Todtſchlag verlockend: dürfte der Einzige, der noch ungeblendet blieb, ihn nicht mit feſter Hand ergreifen und in's Meer hinunter ſchleudern, um den allgemeinen Untergang abzuwenden? Das iſt Euer Fall, erwägt's und bedenkt Euch, ich frage zum letzten Mal!

Agnes. Erwägt auch Ihr, ob Ihr nicht verlangt, was mehr als Tod iſt! Ich entſage meinem Gemal nicht, ich kann's und darf's nicht. Bin ich denn ſelbſt noch, die ich war? Hab' ich bloß empfangen? Hab' ich nicht auch gegeben? Sind wir nicht Eins, unzertrennlich Eins durch Geben und Nehmen, wie Leib und Seele? Aber ich verbürge mich für ihn, daß er dem Thron entſagt! Fürchtet nicht, daß ich verſpreche, was er nicht halten wird! Ich hab's aus ſeinem eig'nen Munde, wie ein Zauberwort für die höchſte Gefahr! Zwar glaubte ich längſt nicht mehr, daß ich's noch brauchen würde, aber dieſe Stunde hat's mir entriſſen und nun braucht's wie Ihr wollt!

Preiſing. Das rettet Euch nicht mehr! Herzog Albrecht kann die angeſtammte Majeſtät ſo wenig ablegen, als Euch damit bekleiden, ſie iſt unzertrennlich mit ihm verbunden, wie die Schönheit, die ihn feſſelt, mit Euch. Will er's nicht ſeinen Segen nennen, ſo nenne er's ſeinen Fluch, aber er gehört ſeinem Volk und muß auf den Thron ſteigen, wie Ihr in's Grab. Euch rettet's nur noch, wenn Ihr Eure Ehe für eine ſündliche erklärt und augenblicklich den Schleier nehmt.

Agnes. Wie mild iſt Herzog Ernſt! Der will doch nur mein Leben! Ihr wollt mehr! Ja, ja, das braucht' ich blos zu thun, ſo wär' ich für ihn, wie nie dageweſen; ich ſelbſt hätte mein Andenken in ſeiner Seele ausgelöſcht und er müßte erröthen, mich je geliebt zu haben! Mein Albrecht, Deine Agnes Dich abſchwören! O Gott, wie reich komm' ich mir in meiner Armuth jetzt auf einmal wieder vor, wie ſtark in meiner Ohnmacht! Dieſen Schmerz kann ich doch noch von ihm abwenden! Das kann mir doch kein Herzog gebieten! Nun zitt're ich wirklich nicht mehr!

Preiſing. O, daß Euer alter Vater neben mir ſtände und mich unterſtützte! Daß er ſpräche: mein Kind, warum willſt Du einen Platz nicht freiwillig wieder aufgeben, den Du doch nur gezwungen einnahmſt? Denn ich weiß ja, daß dieß Euer Fall war!

Agnes. Gezwungen? So alſo wird meine Angſt, mein Zittern und Zagen ausgelegt? O, wenn Ihr mir Euer Mitleid geſchenkt habt, weil Ihr das glaubt, ſo nehmt's zurück und quält mich nicht länger, ich habe keinen Anſpruch darauf. Nein, nein, ich wurde nicht gezwungen! So gewiß ich ihn eher erblickt habe, als er mich, ſo gewiß habe ich ihn auch eher geliebt, und das war gleich, als ob's immer geweſen wäre und in alle Ewigkeit nicht wieder aufhören könne. Darum keine Anklage gegen ihn, ich war früher ſchuldig, als er! Nie zwar hätt' ich's verrathen, ich hätte vielleicht nicht zum zweiten Mal zu ihm hinüber geſchaut, ſondern im Stillen mein Herz zerdrückt und unter Lachen und Weinen ein Gelübde gethan. Ach, ich ſchämte mich vor Gott und vor mir ſelbſt, mir war, als ob mein eignes Blut mir über den Kopf liefe, ich erwiederte ein Lächeln des armen Theobald, um mir recht weh zu thun. Doch, als er nun am Abend zu mir heran trat, da wandte ich mich zuerſt freilich auch noch ab, aber nur, wie ein Menſch, der in den Himmel eintreten ſoll und weiß, daß er dem Tode die Schuld noch nicht bezahlt hat! Wenn ein Engel den mit ſanfter Gewalt über die Schwelle nöthigt: hat er ihn gezwungen?

Preiſing. So iſt es Euer letztes Wort?

Dritte Scene.

(Die Thüre wird geöffnet, man erblickt Häſcher und Reiſige, die jedoch draußen bleiben, es tritt ein: Emeran Nusperger zu Kalmperg und bleibt am Eingang ſtehen.)

Agnes (ihm entgegen). Herr Emeran, hätte mein Gemal je erfahren, was ich von Euch wußte, Ihr lebtet nicht, um mich zu verderben! Er haßte Euch ſchon ohne Grund wie Keinen auf der Welt, ich hätt' ihm wohl einen Grund angeben können, aber ich that's nicht! Sinnt nach, und wenn Ihr ein Menſch ſeid, ſo muß ſich in Eurer Bruſt jetzt etwas für mich regen!

Emeran Nusperger zu Kalmperg (ſchweigt).

Agnes. Herr Emeran, bin ich auf ehrliche Weiſe in Eure Hand gefallen? Bedenkt, wohin Ihr mich ohne Vorbereitung ſchickt, laßt mir noch etwas Zeit, und Gott ſoll's Euch verzeihen, daß Ihr einen Judas mehr gemacht habt, ich will ſelbſt für Euch bitten!

Emeran Nusperger zu Kalmberg (ſchweigt).

Agnes. Herr Emeran, wie ich in dieſem Augenblick zu Euch, ſo werdet Ihr dereinſt zu Gott um eine kurze Friſt flehen und er wird Euch antworten, wie Ihr mir! Seht mich an, wie jung ich noch bin, und gebt mir von jedem Jahr, das Ihr mir raubt, nur eine Minute zurück! Könnt Ihr mir's weigern? Ich will ja nur von mir ſelbſt Abſchied nehmen!

Preiſing. Ihr verlangt von ihm, was er nicht gewähren kann! Er weiß von Eurem Knecht, daß Ihr geſtern zur Nacht erſt gebeichtet habt und die Stunde drängt! Auch iſt die eine eben ſo ſchwarz, wie die andere, glaubt's mir! Aber willigt ein und —

Agnes. Hebe Dich von mir, Verſucher!

Emeran Uuſperger zu Kalmperg (winkt einem Häſcher).

Ein Häſcher (tritt herein und nähert ſich Agnes).

Agnes. Fort, Menſch! Willſt Du Deine Hand an die legen, die noch Keiner, als Dein Herzog berührt hat? Nur dem Todtengräber kann ich's nicht mehr wehren! (Sie ſchreitet zur Thür, bleibt dann aber ſtehen.) Albrecht, Albrecht, was wirſt Du empfinden!

Preiſing. Ja! Ja! Und Ihr wollt dieſen Stachel lieber in ſeine Seele drücken, als — — Noch iſt's Zeit!

Agnes. Fragt ihn, wenn ich dahin bin, ob er lieber eine Unwürdige verfluchen, als eine Todte beweinen möchte! Ich kenne ſeine Antwort! Nein, nein, Ihr bringt Euer Opfer nicht ſo weit, daß es ſich ſelbſt befleckt. Rein war mein erſter Hauch, rein ſoll auch mein letzter ſein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will's leiden! Bald weiß ich, ob's mit Recht geſchah! (Sie ſchreitet durch die Häſcher hindurch. Preiſing und Emeran Nuſperger zu Kalmperg folgen.)

Offenes Feld.

Vierte Scene.

(Herzog Ernſt mit ſeinen Rittern und Reiſigen, die man ziehen und ſich ausbreiten ſieht. Bauerhütten, wovon eine ganz in der Nähe iſt.)

Ernſt (tritt mit Wolfram von Pienzenau, Ignaz von Seyboltſtorff und Otto von Bern hervor).

Ernſt. Ihr, Pienzenau, reitet zu Haydeck! Er ſoll ſo weit vorwärts gehen, als er kann! Ich muß hier Halt machen, und auf den Kanzler warten.

Wolfram von Pienzenau (ab).

Ernſt. Ihr, Seyboltſtorff, ſchwenkt Euch gegen Straubing, und beſetzt die Hügelkette!

Ignaz von Seyboltſtorff (ab).

Ernſt. Ihr, Bern, ſeht nach Euren Reitern und bleibt nüchtern, damit die auch nüchtern bleiben. (Wie Bern ſprechen will.) Ich weiß wohl, daß Ihr behauptet, des Morgens immer benebelt aufzuſtehen und Euch den Verſtand erſt nach und nach anzutrinken, wie andere Leute den Rauſch, aber ich halte Nichts davon und ich muß Euch heute zur Hand haben, wie mein Schwert!

Otto von Bern (ab).

Fünfte Scene.

Ernſt. Eine Bauerhütte! Ich will doch einmal ſehen, wie die Leute leben! (Er geht auf die Hütte zu, findet ſie aber verſchloſſen.) Zu! Alles auf'm Felde bei der

Arbeit. Wer kocht denn Eſſen? Oder hab' ich ſie ſchon verjagt? (Er kommt zurück.) Wenn's geglückt iſt, muß die Nachricht jeden Augenblick kommen! Dieß iſt das erſte Mal, daß mir die Zeit lang wird. — Ernſt, frevle nicht! Wer weiß, welcher Schatten jetzt ſchon zwiſchen Himmel und Erde umher irrt!

Sechſte Scene.

Preiſing (tritt mit Pappenheim auf). Hier ſoll er ſein!

Ernſt (ihnen entgegen). Ihr, Preiſing? Nun?

Preiſing. Todt!

Ernſt. So ſei Gott ihr gnädig! — Pappenheim, Ihr müßt gleich wieder aufſitzen und Euch mit Bienzenau vereinigen, um Haydeck zu ſtärken. Der hat den erſten Stoß zu erwarten, wenn's was gibt!

Pappenheim (ab).

Ernſt. Wie ſtarb ſie?

Preiſing. Hat ſie ſich Euch um die elfte Stunde nicht angezeigt?

Ernſt. Das verſteh' ich nicht!

Preiſing. Da war's! Der Henker verſagte den Dienſt, Herr Emeran mußte einen ſeiner Hörigen entlaſſen, der ſtürzte ſie von der Brücke herab. Erſt ſchien's, als ob ſie aus Angſt vor der Befleckung durch ſeine Hände freiwillig hinunter ſpringen wollte, doch dann kam die Furcht des Todes über ſie, ihr ſchwindelte und er mußte ſie packen. Das Volk hätte ihn gern geſteinigt und doch wußte

Jeder, daß der jämmerliche Menſch es nur für ſeine Freiheit that. Nicht um die Welt möcht' ich's zum zweiten Mal ſehen.

Ernſt. Genug, Preiſing! Es gibt Dinge, die man wie im Schlaf thun muß. Dieß gehört dazu. Das große Rad ging über ſie weg — nun iſt ſie bei dem, der's dreht. Jetzt handelt ſich's denn um ihn!

Preiſing. O, er wird's ſchon wiſſen! Es war gerade Einer aus Augsburg auf dem Schloß, als Pappenheim eindrang, ein braver Burſch, der ſich wacker hielt. Der eilte fort, als ſie in den Kerker geführt wurde, und gewiß nach Ingolſtadt. Es war ein Bote ihres Vaters!

Ernſt. Armer, alter Mann! Nun, ich ſetzte mein eigen Fleiſch und Blut eben ſo gut ein, wie das Deine! Wer weiß, ob unſer Loos nicht ſchon gleich iſt!

Preiſing. Und dann?

Ernſt. Dann werde was will! Ich habe das Meinige gethan und ſorge für die Gräber. Aber es kann auch anders kommen. Der Fürſt ſchlief nur in ihm, er war nicht todt. Warum hätt' er ſonſt nicht entſagt? Warum ſo auf dieß Turnier gedrungen? Vielleicht erwacht er wieder, und dann — Es iſt thöricht, mit den gemeinen Leuten von Zauberei zu reden, wo ein Geſicht, das unſer Herrgott zwei Mal angeſtrichen hat, Alles erklärt, aber es ändert ſich viel, wenn Himmel und Erde ſich erſt einmal wieder in ſolch ein Blendwerk von Mädchen getheilt haben, und nur noch ein Leichnam da liegt, der nicht mehr durch rothe Lippen und friſche Wangen an die Eitelkeit der Welt, nur noch durch gebrochene Augen an die letzten Dinge mahnt!

Preiſing. Da brennt's! Oder nicht? Ja! ja! (Man ſieht in der Ferne ein Dorf in Flammen ſtehen.)

Ernſt. Das iſt Er! So hat die Wuth den Schmerz beſiegt! Nun wird Alles gut! (Rufend.) Nur zu, mein Sohn, nur zu! Je ärger, je beſſer!

Preiſing. Aber das wolltet Ihr ja eben verhüten!

Ernſt. Ei, jetzt iſt's ein Tag! Was in dem zerſtört wird, bau' ich ſchon wieder auf! Und verlaßt Euch darauf, der Kaiſer hat ſeinen Adler ſchon fliegen laſſen, und der wird ihm die Krallen zeigen, eh er's denkt! Und dann — (Er erhebt ſeinen Herzogsſtab.) Preiſing, Ihr werdet heut' noch überraſcht! (Da Preiſing ſprechen will.) Kommt, kommt, zu Pferde! (Er ruft.) Otto von Bern! (Ab mit Preiſing.)

Siebente Scene.

(Bauern, Männer, Weiber und Kinder tumultariſch durcheinander rennend und ſchreiend.)

Einige. Der Böhme! Der Böhme!

Andere. Der Kaiſer!

Andere. Ingolſtadt und Landshut!

Alle. Alle zuſammen! Alle zuſammen! Weh uns! Wohin!

Achte Scene.

(Albrecht erſcheint mit vielen Kämpfenden, worunter ſich auch Theobald befindet.)

Albrecht (er thut bei jedem Ausruf einen Streich). Agnes Bernauer! Agnes Bernauer! Hei, daß Ihr's wißt, eh' Ihr umfallt, der Tod heißt heute Agnes Bernauer und kennt kein Erbarmen! Kein Geſchlecht in Baiern, hoch oder niedrig, das morgen nicht weinen ſoll! Da liegt ein Haydeck, da ein Pienzenau, da ein Seyboltſtorff! Aber noch immer lebt Pappenheim! Pappenheim, wo biſt Du? Räuber, Verräther, Schurke, verſteckſt Du Dich? Ihr Alle, ruft mit mir, daß es über die ganze Erde ſchallt: Pappenheim, Räuber, Verräther, Schurke, hervor!

Pappenheim (tritt auf). Wer ſucht mich?

Albrecht. Ich und der Teufel, wir Beide zugleich! Aber erſt komm' ich! Zieh und laß' ſehen, ob ein ehrlich Eiſen Dir noch dient! (Er wirft Pappenheim zurück.)

Theobald (tritt hervor). Und ich! Ha, ha, ha! ich glaube, ich fürchte mich, es wird mir ganz ſchwarz vor den Augen. Ei, ich mach' ſie zu und ſteche darauf los! Bring' ich Keinen um, ſo reiz' ich doch wohl Einen, daß er mich umbringt!

Albrecht (tritt wieder auf). Abgethan! Was nun? O, daß man mir ihn wieder lebendig machte, und daß ich ihn mit jedem Athemzug einmal niederhauen dürfte, von heute an bis zum Anbruch des jüngſten Gerichts.

Theobald (tritt vor Albrecht hin). Haut mich nieder!

Albrecht. Dich? Wofür? Ei, Du biſt's? Was fällt Dir ein!

Theobald. Meint Ihr, daß ich mit einer ſolchen Nachricht nach Augsburg zurück will?

Albrecht. Guter, treuer Menſch, bleib' bei mir!

Theobald. Bei Euch? Bei Euch! Ha! Wenn Ihr nicht geweſen wär't — Da! (Er ſticht nach Albrecht.) Der kommt auch von Agnes Bernauer! Und der! Und der!

Albrecht (wehrt ab). Biſt Du verrückt? Gib mir lieber die Hand! Du bringſt mich nicht ſo weit, daß ich Dir ein Leid zufüge!

Theobald (ſticht wieder nach ihm). Ihr ſollt aber!

Albrecht. So muß ich ſchon thun, was ich noch nie that! (Er wendet ihm den Rücken.) Wem gehört denn das rothe Geſicht? Das iſt ein Degenberg, und an dem fehlt's noch! (Stürzt fort.)

Theobald. Alles ſoll ſterben, Alles, Freund und Feind! (Er wirft ſich ſeinem eignen Trupp entgegen, der Albrecht folgen will.) Wohin? Halt! (Er wird durchbohrt.) So! Nun iſt's genug! (Fällt und ſtirbt.)

Nothhafft von Wernberg (tritt auf). Sieg! Sieg! Wo iſt der Herzog? Albrecht, ſie laufen vor uns, als ob wir mehr als Menſchen wären!

Albrecht. Aber ſie ſollen liegen! Ich will die Donau, die ſie erſtickt hat, mit Leichen wieder erſticken!

Nothhafft von Wernberg. Der im Bart wirft ſich auf Straubing, Ihr ſollt's betrachten, als ob er's ſchon hätte!

Albrecht. Daß er mir den Richter blos fängt, und ihm kein Leid zufügt! In deſſen Blut will ich mir den letzten Rauſch trinken!

Rolf von Frauenhoven (tritt auf). Hurrah! Hurrah! Nun iſt's aus! Wir haben ihn! (Zu Albrecht, wie er ihn bemerkt.) Wir haben Euren Vater, Ihr könnt ihm gleich guten Tag ſagen! Eben ward er gepackt!

Albrecht. Wer hat das befohlen?

Frauenhoven. Wer hat's verboten? Seine eignen Leute rannten ihn über den Haufen, als er ſich ihrer Flucht in den Weg ſtellte, und Hans von Läubelſing — Da bringt er ihn mit dem Kanzler! Seht!

Albrecht (wendet ſich nach der entgegengeſetzten Seite). Er ſoll ihn frei laſſen! Gleich!

Nothhafft von Wernberg. Ei, das kommt wohl morgen auch früh genug!

Albrecht. Gleich! ſage ich. Menſch, fühlſt Du's denn nicht auch?

Nothhafft von Wernberg. Eh' er Urfehde geſchworen und uns wenigſtens die Köpfe geſichert hat?

Albrecht (ſtampft mit dem Fuß). Gleich! Gleich! Gleich!

Nothhafft von Wernberg. So ſagt's ihm ſelbſt!

Neunte Scene.

(Ernſt tritt mit Preiſing auf, von Hans von Läubelfing und ſeiner Schaar begleitet.)

Ernſt. Da ſteht mein Sohn! Wenn der den Degen ſeines Vaters will, hier iſt er!

Albrecht. Ihr habt mir bei Alling das Leben gerettet! (Mit einer Handbewegung.) Fort! Fort!

Ernſt. Ich that bei Alling, was ich ſchuldig war, und begehre keinen Dank dafür!

Albrecht (indem er ſich umkehrt). So komme dieſe Stunde über Euer Haupt! (Er bemerkt Preiſing.) Ha, da iſt noch Einer! Herr Kanzler, Ihr ſeid frei, Ihr mögt wollen oder nicht! Aber nur, um Eurem Gefährten, dem Marſchall, gleich in die Hölle nachgeſchickt zu werden! (Er zieht gegen Preiſing.) O, wär' auch der Dritte da!

Ernſt. Pfui! Willſt Du Dich am Diener rächen, ſtatt am Herrn? Mein Kanzler vollzog nur meinen Befehl, und ich mußte ihn zwei Mal geben, eh' er's that!

Albrecht. So ſeid Ihr's wirklich allein? Ganz allein? So kann ich mich an Niemanden halten, als an Euch? Und Ihr tretet mir noch in den Weg? Ihr weicht mir nicht aus?

Ernſt. Warum ſollt' ich! Ich habe meine Pflicht gethan, in Straubing, wie in Alling, oder in Regensburg!

Albrecht. Eure Pflicht! Gott hat Euch in meine Hand gegeben! Zeugt er ſo für den, der ſeine Pflicht that?

Ernſt. Gott will Dich verſuchen! Hab' wohl Acht, daß Du vor ihm beſtehſt! Er hat noch nie auf zwei Menſchen herab geſchaut, wie jetzt auf Dich und mich! (Er tritt Albrecht näher.) Mein Sohn, Du haſt Dich mit meinem ärgſten Feind verbunden, mit Deinem falſchen Ohm, der Dir zwar gern die Brandfackel voran trug, als es galt, mein unſchuldiges Land zu verheeren, der Dir aber nicht das Schwert aus der Hand geriſſen haben würde, wenn Du es gegen Dich ſelbſt gezückt hätteſt! Kehre zu mir zurück, es iſt beſſer. Ich mußte thun, was ich that, Du wirſt es ſelbſt dereinſt begreifen, und wär's erſt in Deiner letzten Stunde, aber ich kann auch mit Dir weinen, denn ich faſſe Deinen Schmerz!

Albrecht. O, ſprecht nicht ſo! Laßt mich glauben, daß Ihr nicht mehr davon wißt, als der kalte Fluß, der ſie verſchlungen hat. Wenn ich Euch nicht fluchen ſoll, muß ich mir denken: ein neuer Tod iſt in die Welt gekommen, um den alten abzulöſen, und das iſt Dein eig'ner Vater! Ein Menſch konnte ihr kein Leid zufügen; nicht bei Tage, denn er hätte ſie geſehen, nicht bei Nacht, denn er hätte ſie gehört, und nur Eins von Beidem war nöthig, um Jeden zu entwaffnen! Sagt: ich bin kein Menſch und ſchickte auch keine Menſchen, dann will ich mich vor Euch bekreuzen und flieh'n!

Ernſt. Ich bin ein Menſch, und hätt's wohl verdient, daß es mir erſpart worden wäre. Aber wenn Du Dich wider göttliche und menſchliche Ordnung empörſt: ich bin geſetzt, ſie aufrecht zu erhalten, und darf nicht fragen, was es mich koſtet!

Albrecht. Göttliche und menſchliche Ordnung! Ha, ha! Als ob's zwei Regenbogen wären, die man zuſammen gefügt und als funkelnden Zauberring um die Welt gelegt hätte! Aber die göttliche Ordnung rief ſie in's Leben und ließ ſie aus dem Staube hervorgehen, damit ſie wieder erhöhe, was ſich ſelbſt erniedrigt, und erniedrige, was ſich ſelbſt erhöht hatte. Die menſchliche — — (Er tritt Ernſt näher.) Die menſchliche — — (Er wendet ſich raſch um gegen die Seinigen.) Vorwärts, Ihr Freunde, vorwärts, wer wird ſchon am Mittag feiern! Herzog Ernſt iſt frei, Niemand krümme ihm ein Haar, er kann keine Agnes mehr tödten, aber raſten wollen wir erſt, wenn ſein München in Flammen ſteht! (Will fort.)

Ernſt. Recht ſo! Dann wird der Baier ſie doch gewiß verfluchen, ſonſt hätt' er ſie vielleicht beweint. Ihre Brüder ſind's, die Du erwürgſt, nicht die meinigen, und ob Du die ganze Menſchheit abſchlachteſt: in ihren Adern wird nicht ein Blutstropfe wieder warm davon! Aber dahin kannſt Du's bringen, daß ihr eigener Vater die Stunde vermaledeit, in der ſie ihm geboren ward und daß ſie ſelbſt ſich aus dem Paradies, wenn ſie's ſchon betreten hat, ſchaudernd und ſchamroth wieder hinaus ſtiehlt, die Erſte und Letzte, die's thut, ohne verdammt zu ſein!

Albrecht (hält inne und ſenkt ſein Schwert).

(Man hört Trompeten in der Ferne.)

Ernſt. Das iſt Ludwig von Ingolſtadt! Der Würgengel wird ungeduldig! Folgt ihm doch, Niemand kann beſſer zerſtören, was ein And'rer baute, als er! Aber laßt Euch Alle mahnen: es iſt Einer über Euch im Himmel und auch auf Erden, und Beide werden furchtbar mit Euch in's Gericht gehen! (Die Trompeten nähern ſich.)

Stimmen. Platz! Platz dem Banner des Reich's!

Andere Stimmen. Ein Herold!

Zehnte Scene.

(Der Herold des Reichs tritt mit Gefolge auf, das Banner wird vor ihm hergetragen.)

Der Herold (ſchwingt nach allen Weltgegenden ſein Schwert). Bei Acht und Bann, kein blankes Schwert, als dieß!

Alle Ritter (bis auf Albrecht ſtecken die Schwerter ein).

Der Herold. Albrecht von Wittelsbach, Herzog von Baiern, erſcheint vor Kaiſer und Reich!

Albrecht (tritt zögernd heran und ſteckt langſam ſein Schwert ein). Iſt hier die Schranke?

Der Herold. Sie iſt überall, wo die Acht verkündet werden ſoll!

Nothhafft von Wernberg und Frauenhoven. Die Acht! Iſt's ſchon ſo weit! (Poſaunenſtöße.)

Preiſing (zu Ernſt). Was iſt das noch?

Ernſt. Mehr, als ich verlangte, fürcht' ich!

Stimmen. Ein Legat! Ein Legat des heiligen Stuhl's!

Der Herold. Und mit ihm der Bann der Kirche!

Viele Stimmen (von Rittern und Reiſigen). Acht und Bann zugleich! Da iſt's Zeit! (Sie werfen die Waffen von ſich.)

Der Legat (tritt mit Gefolge auf, eine brennende Kerze wird vor ihm hergetragen, er ſtellt ſich zur rechten Hand des Herolds).

Der Herold (entfaltet die Achterklärung). Wir Sigismund, von Gottes Gnaden erwählter römiſcher Kaiſer, König von Ungarn, Böheim, Dalmatien, Slavonien und Bosnien, Markgraf von Mähren und Schleſien, Churfürſt von Brandenburg u. ſ. w. Schirmvogt der Kirche, höchſter Schiedsrichter auf Erden, thun kund hiemit: Nachdem Du, Albrecht von Wittelsbach, allbereits vor dritthalb Jahren zu Regensburg in offenem Aufſtand den Frieden des Reichs gebrochen und ſchwere Acht auf Dein Haupt herabgezogen haſt, die Wir damals, obgleich ſchon verhängt, auf Fürbitte Deines fürſtlichen Herrn und Vaters noch zurückhielten; nachdem Du weiter, unwürdig ſolcher Fürbitte und Unſerer Gnade, in Deinem Trotz wider menſchliche und göttliche Ordnung beharrteſt, anſtatt, Unſerer gerechten Erwartung gemäß, in reuiger Unterwürfigkeit Verſöhnung und Vergebung zu ſuchen; nachdem Du endlich, um das Maß Deiner Frevel zu häufen, Unſere Langmuth aber bis auf den Grund zu erſchöpfen, zum zweiten Mal mit blanker Waffe rebelliſch im Felde erſchienen biſt: So gebieten Wir Dir durch dieſen Unſeren offenen Brief, daß Du Angeſichts desſelben Dein Schwert auf der Stelle zu den Füßen Deines Herrn und Vaters niederlegen und als ſein freiwilliger Gefangener Unſeren letzten Spruch in Demuth abwarten ſollſt. — (Er ſetzt ab und ſieht Albrecht an.)

Albrecht (bohrt ſein Schwert in die Erde und ſtützt ſich darauf).

Der Herold (fährt fort). Widrigenfalls ſetzen wir Dich nunmehr aus Kaiſerlicher Machtvollkommenheit aus dem Frieden in den Unfrieden, weiſen Dich hinaus auf die vier Straßen der Welt und erklären Dich für vogelfrei —

Ernſt. Willſt Du noch mehr hören, mein Sohn? Sag' nein und ich erhebe meinen Herzogsſtab!

Frauenhoven. Jetzt kommt das von den Thieren des Waldes und den Vögeln unter dem Himmel und den Fiſchen im Waſſer!

Rothhafft von Wernberg. Schau Dich um! Sie gehen alle hinter ſich! Keiner wird's mit Dir tragen, als wir!

Albrecht. Wie ſollten ſie auch! Fangen doch die Berge zu wandeln an, um mich zu bedecken!

Ernſt. Soll auch die Kirche den Mund noch öffnen? Soll die Kerze ausgelöſcht, ſoll Deine Seele dem ewigen Fluch übergeben, Dein Name im Buch des Lebens getilgt werden?

Albrecht (zu Nothhafft von Wernberg und Frauenhoven). Geht von mir, daß ich antworten kann!

Frauenhoven. Haben wir das um Euch verdient? Teufel, es brennt!

Albrecht. Soll ich mich vor der Gewalt demüthigen, weil Ihr neben mir ſteht? Mich mag ſie noch heute zermalmen!

Ernſt. Gewalt? Wenn das Gewalt iſt, was Du erleideſt, ſo iſt es eine Gewalt, die alle Deine Väter Dir anthun, eine Gewalt, die ſie ſelbſt ſich aufgeladen und ein halbes Jahrtauſend lang ohne Murren ertragen haben, und das iſt die Gewalt des Rechts! Weh' dem, der einen Stein wider ſie ſchleudert, er zerſchmettert nicht ſie, ſondern ſich ſelbſt, denn der prallt ab und auf ihn zurück. Oder bin ich's, der zu Dir redet, iſt's nicht das ganze deutſche Reich?

Albrecht. Sei's ſo! Ich wußte nicht, daß der Tod darauf ſteht, eine Perle aufzuheben, ſtatt ſie zu zertreten, aber ich hab's gethan und will's büßen. Heran, Bär und Wolf, ſchießt auf mich herab, Adler und Geier, und zerfleiſcht mich! Nicht mit der Hand will ich mich wehren, wenn Ihr thut nach des Kaiſers Gebot!

Ernſt. Haſt Du ſolche Eil', vor Deinem Richter zu erſcheinen? Noch hat er dieſe Todten und ihre Wunden nicht gezählt und Du weißt ſo gewiß, wie er Dich empfangen wird?

Albrecht. O, ihn fürcht' ich nicht, er wird's ſchon vergeben, daß ich ſein liebſtes Kind bei der Hand gefaßt habe, er weiß ja, wie ſchön und edel er's gemacht hatte!

Ernſt. Mein Sohn, geh' in Dich! Es iſt wahr, Du kannſt Deine Schuld noch vergrößern, Du kannſt Dir den Tod ertrotzen, oder Dich, wer will's hindern, hinterrücks aus der Welt wegſtehlen, Du kannſt aber auch Alles wieder gut machen! Thu's, o thu's, faſſe einen Entſchluß, daß Du vor Deinen Ahnen nicht zu erröthen brauchſt, füge Dich! Dieß Schlachtfeld wird' einſt furchtbar wider Dich zeugen, ſie Alle, die hier blutig und zerfetzt herum liegen, werden Dich verklagen und ſprechen: wir fielen, weil Herzog Albrecht raſ'te! Weh Dir, wenn ſich dann nicht eine viel größere Schaar für Dich erhebt und Deine Ankläger zum Verſtummen bringt, wenn nicht Millionen ausrufen: aber wir ſterben in Frieden, weil er ſich ſelbſt überwand! Denn das hängt davon ab, daß Du lebſt, davon ganz allein!

Albrecht. Die Unſchuldige ſollte modern und ich — — Welch ein Schurke wär' ich, wenn ich auf Euch hörte!

Ernſt. Du biſt nicht, wie ein Anderer, der die Gerechtigkeit dadurch verſöhnen kann, daß er ihrem Schwert reuig den Hals darbietet, von Dir verlangt ſie das Gegentheil! Schau dieß Banner an, es iſt Dein Bild und kann Dich's lehren! Es ward aus demſelben Faden geſponnen, woraus der letzte Reiter, der ihm folgt, ſein Wamms trägt, es wird einſt zerfallen und im Winde zerſtäuben, wie dieß! Aber das deutſche Volk hat in tauſend Schlachten unter ihm geſiegt, und wird noch in tauſend Schlachten unter ihm ſiegen, darum kann nur ein Bube es zerzupfen, nur ein Narr es flicken wollen, ſtatt ſein Blut dafür zu verſpritzen und jeden Fetzen heilig zu halten! So iſt's auch mit dem Fürſten, der es trägt. Wir Menſchen in unſ'rer Bedürftigkeit können keinen Stern vom Himmel herunter reißen, um ihn auf die Standarte zu nageln, und der Cherub mit dem Flammenſchwert, der uns aus dem Paradies in die Wüſte hinaus ſtieß, iſt nicht bei uns geblieben, um über uns zu richten. Wir müſſen das an ſich Werthloſe ſtempeln und ihm einen Werth beilegen, wir müſſen den Staub über den Staub erhöhen, bis wir wieder vor dem ſtehen, der nicht Könige und Bettler, nur Gute und Böſe kennt und der ſeine Stellvertreter am ſtrengſten zur Rechenſchaft zieht. Weh dem, der dieſe Uebereinkunft der Völker nicht verſteht, Fluch dem, der ſie nicht ehrt! So greife denn endlich auch in Deine

Bruſt, ſprich: Vater, ich habe geſündigt im Himmel und vor Dir, aber ich will's büßen, ich will leben!

Albrecht. Hängt das von mir ab!

Ernſt. Dieß Wort iſt mir genug! Gott wird Dich ſtärken, und Deine Witwe ſelbſt wird für Dich beten!

Albrecht. Meine Witwe!?

Ernſt. Was ich ihr im Leben verſagen mußte, kann ich ihr im Tode gewähren und ich thu' es gern, denn ich weiß, daß ſie's verdient! Deine Gemalin konnte ich nicht anerkennen, Deine Witwe will ich ſelbſt beſtatten und für ewige Zeiten an ihrem Grabe einen feierlichen Todtendienſt ſtiften, damit das reinſte Opfer, das der Nothwendigkeit im Lauf aller Jahrhunderte gefallen iſt, nie im Andenken der Menſchen erlöſche!

Albrecht. Ich will — Ich will, was ich noch kann! (Gegen den Herold.) Kaiſerlicher Majeſtät meinen Reſpekt! (Zu Ernſt.) Euch, mein Herr und Vater — (Er will ihm das Schwert überreichen.) Euch —

Ernſt (öffnet die Arme und ſchreitet ihm entgegen).

Albrecht (weicht zurück, und zieht). Nein, nein! Die Hölle über mich, aber Blut für Blut!

Ernſt. Halt! Erſt nimm den da! (Er reicht ihm den Herzogsſtab, den Albrecht unwillkürlich faßt.) Der macht Dich zum Richter Deines Vaters! Warum willſt Du ſein Mörder werden!

Preiſing. Herzog!

Ernſt. So war's beſchloſſen! Und nicht bloß des Feierabends wegen! Ich brauch' ſein Ja! Kann er's mir in ſeinem Gewiſſen weigern, ſo ſteht's ſchlimm um mich!

Albrecht. Mich ſchwindelt! Nimm ihn zurück! Er brennt mir in der Hand.

Ernſt. Trag' ihn Ein Jahr in der Furcht des Herrn, wie ich! Kannſt Du mich dann nicht losſprechen, ſo ruf' mich und ich ſelbſt will mich ſtrafen, wie Du's gebeutſt! Im Kloſter zu Andechs bin ich zu finden!

Albrecht (will nieder knieen). Vater, nicht vor Kaiſer und Reich, aber vor Dir!

Ernſt. Wart'! wart'! Mein Tagewerk war ſchwer, aber vielleicht leb' ich noch über's Jahr! (Geht, zu Freiſing, als er folgen will.) Bleibt! An Einem Mönch iſt's genug!

* * *

Anmerkungen.

Zur „Genoveva.“

Dieſes Drama erſchien im Jahre 1843 und war mit nachſtehender Vorrede verſehen: „Von mehr, als einer Seite bin ich aufgefordert worden, dieß mein zweites Drama mit einem einleitenden Vorwort zu begleiten. Ich kann mich nicht dazu entſchließen, denn ich müßte zu weit ausholen, wenn ich auch nur darlegen wollte, in welcher tiefen Beziehung daſſelbe zu meiner individuellen Lebens-Entwicklung ſteht. Einen Fingerzeig glaube ich mir jedoch erlauben zu dürfen.

Wer die Idee des Stückes aufgefaßt hat, dem wird nicht entgehen, daß hier eine Handlung dargeſtellt wurde, die vieler Träger bedurfte, weil ſie zwiſchen That und Begebenheit in der Mitte ſchwebt und ſchweben muß; ihn wird daher die ſchärfere Entfaltung der Nebencharaktere, wozu indeß die alte Margaretha keineswegs gehört, überhaupt der architectoniſche Zuſchnitt des Ganzen nicht befremden. Noch weniger wird er fragen: was ſoll der Jude? was ſoll Fatime? oder gar: was ſoll der Tolle? Daß Golo's Selbſtverſtümmelung am Schluß, dieß einfache Ergebniß ſeines Charakters und der ungeheuren Situation, ſo wenig den tragiſchen Donner verſtärken, als der poetiſchen Gerechtigkeit genug thun ſoll, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Uebrigens iſt ein jedes Drama nur ſo weit lebendig, als es der Zeit, in der es entſpringt, d. h. ihren höchſten und wahrſten Intereſſen, zum Ausdruck dient, und auch ich hoffe, trotz der aus dem Mythen- und Sagenkreiſe entlehnten Stoffe, in meiner Genoveva, wie in meiner Judith, der Zeit, wie ich ſie in Bedürfniß, Richtung und Bewegung auffaſſe, ein künſtleriſches Opfer dargebracht zu haben.

Hamburg, den 7. October 1842.

Friedrich Hebbel.“

Das Nachſpiel zur Genoveva entſtand im Jahre 1851 und wurde zuerſt in Kühne's „Europa“ veröffentlicht. (Nr. 15. 19. Februar 1852.)

Die unter dem Namen „Magellona“ im Wiener Burgtheater aufgeführte Genoveva iſt nichts weiter als eine ſogenannte Bearbeitung für die genannte Bühne.

Aus vielen ſeiner Dramen hatte Hebbel Scenen und Züge ausgeſchieden, ſo auch aus der Genoveva. Hier beträchtlich mehr, als dieß ſonſt der Fall war. Nachſtehende Reden ſtehen in ſeinem Tagebuche unter der Ueberſchrift:

Weggefallenes aus der Genoveva.

Dritter Act.

Genoveva.

Mich weckte aus dem Schlaf ein Donnerſchlag,
Ein einziger, nur um ſo ſchrecklicher,
Als ihm kein zweiter folgte. Ich ſtand auf
Und öffnete das Fenſter. Unten ſtieg
Der Rhein, dumpfbrauſend, meinem bangen Blick
Entgegen, faſt unglaublich war es mir,

Daß ich ihn je im leichten Kahn befuhr.
Von oben ſah'n die Sterne, roth, wie Blut,
Auf mich herab, es war das erſte Mal,
Daß mir des Himmels Antlitz ſchrecklich ſchien.
Dazwiſchen manch erſtickter Blitz. Und kalt,
Ein Nichts, unheimlich-furchtbar doch belebt,
Strich mir der Sturm vorbei! —

Daſelbſt.

Golo.

Ich hörte einſt ein wunderbares Stück.
Ein Frevler brach zur Nacht in's Gotteshaus
Und wollte ſtehlen. Doch das Mark gefror
Ihm in den Knochen, als er dem Altar
Sich nahte, deſſen Schätze ihn gereizt.
Denn drohend ſah'n ihn alle Heil'gen an,
Es war, als ob des Heilands Wunden ihm
Ihr Blut entgegen ſpritzten und der Kranz
Von Edelſteinen um Maria's Haupt
Schoß dunkle Blitze. Schaudernd faltete
Er ſeine Hände, ſtatt zu frechem Raub
Sie auszuſtrecken. Bald doch lacht' er auf,
Trat vor die ew'ge Lampe hin und ſprach:
Dich löſch' ich aus, dann ſeh' ich Nichts und thu's.
Er blies und blies. Allein das ſtille Licht
Erloſch nicht, ſondern ward zum Flammenſtrahl,
Der leckend-ſchweifend ſein Gewand ergriff
Und ihn verzehrte. —

Golo.

Ein liebe mich! zu ihr,
Wär' das nicht ſo, als ſagteſt du zum Stern:
Tauch' dich in Schlamm, damit der Strahlenkranz
Erliſcht, der mich ſo blendet, und ich dich
Zertreten kann, ſobald es mir gefällt!
Welch eine Antwort gäbe wohl der Stern?
Ein ſchweigendes Verdoppeln jedes Strahls,
Bis ich, von ihm beleuchtet, wie noch nie,
Dem Baſilisken gleich, zu taubem Stein
Erſtarrte vor der eignen Mißgeſtalt.
Das iſt's. Geſteh's dir ein. Denn wollte ſie,
So wär' die Sünd' vollbracht, eh' noch gedacht.
Und wie der Schwimmer in dem Schooß des Meers
Den Blitz verlacht, ſo würde Gottes Zorn
In dieſer Wolluſt Abgrund mich umſonſt
Zu treffen ſuchen, immer tiefer nur
Würd' ich mich tauchen, und des Donners Hall
Wär', wie Muſik mir für mein Hochzeitfeſt.
Ihr Elemente, die Jahrtauſende
Um einen Augenblick der Seligkeit
Sich abgekämpft, erfaßt ihn, er iſt da —
So würd' ich rufen — und wenn Gott ſich jetzt
Durch die Vernichtung Eurer Welt für das
Geheimniß, glücklich ohne ihn zu ſein,
An Euch zu rächen ſucht, was kümmert's Euch,
Ihr ſeid am Ziel, ſie braucht nicht mehr zu ſteh'n!

Golo.

Mörder ſelbſt,
Wenn ſie gemordet, kehren, wie man ſagt,
Den Todten um, daß ſie die Wunde nicht
Mehr ſeh'n, den Blutmund, der ſie ſtumm verflucht,
Und plündern ſchaudernd. Keiner ſieht der That,
Wenn ſie vollbracht iſt, frech in's Angeſicht.
Doch dieſen Hefenreſt der Menſchlichkeit,
Worin die Strafe ſchon beginnt und nicht
Die Tugend erſt verröchelt, rechnet nur
Die allerſchlimmſte Heuchelei ſich an.
Mich ſchüttelt's jetzt, doch ſo nur, wie der Wind
Den Schierling ſchüttelt, der in Blüte ſteht,
Dann fällt der Schmuck zu Boden und er ſieht
Im Sumpf, an dem er wächſ't ſein wahres Bild.
Ich ging bisher in einem bunten Rock,
In einer Larve, die mir prächtig ſtand,
Doch am Altar des Ewig-Schweigenden
Bring' ich als allerletztes Opfer noch
Die Maske dar, die vor mir ſelbſt mich barg,
Dann wend' ich mich und kehre nie zurück.
Mach' nie den Teufel, der ein Meßgewand
In die Kapelle ſchenkt, durch eine That,
Die, weil ſie ihm nicht aus dem Innern kommt,
Nicht gut, noch böſe iſt, die Welt verwirrt.
Sprech' nie von Selbſtverachtung mehr, als ob
Dieß ſchnöde Selbſtverachten nicht zugleich
Noch ein Sich-Achten wäre, ein Aſyl

Der Eitelkeit, worin ſie ſicher wohnt.
Nein! Nein! Von nun an ſtreb' ich nach dem Punkt,
Wo jede beſſ're Regung Hochmuth mir
Und nur das Böſeſte Natur noch ſcheint.
Und dann erſt, wenn an einer Miſſethat,
An einer ungeheuren, meine Kraft
Zerſchellt, verzweifle ich und ſtehle mich,
Erſchöpft bis auf den Kern in's Grab hinein.

Vierter Act.

Golo.

— o Lüge, Lüge, wie entflieh' ich dir!
Du ſtiehlſt dich nicht nur in mein Wort und Thun,
Du ſtiehlſt dich in mein Denken ſelbſt hinein,
Und dir, was iſt er, als der Stoff des Seins,
Dem Wort und That, Geſtalt und Form verſchafft.
O Abgrund, bodenlos! bin ich nicht blos
Vergiftet? bin ich ſelbſt Gift? Zeug' ich Gift?
Hör' auf, mein Geiſt! Hör' auf! Was heißt das nun?
Es heißt, verläugne dich! Die Wahrheit will
Heraus! Verſchlucke ſie und hülle dich
In Lüge ein, indem du Lüge ſtillſt!

Golo.

Ich bin das eiternde Geſchwür der Welt,
Sie iſt geſund, ſobald ich mich durchſtech'!

Golo.

In ihrer ſchlimmſten Zeit! ich ſehe ſie
Im Schmerz ſich windend, in dem bangen Schmerz
Des erſten Fluchs, dem unbarmherz'gen Zoll,
Womit die Mutter, ſeit der Menſch das Recht
Verlor auf's Daſein, für ihr Kind bezahlt!

Golo.

Durch ſeines Herzens Flammen hätt' er ſie
Vor mir geſchützt, durch Glut, der meinen gleich,
Wo aber iſt das Feuer, das ſich trennt
Von ſeinem Stoff und dennoch nicht erliſcht?

Siegfried.

Sie war in Gott gebunden, nicht durch mich.

Fünfter Act.

Golo.

Man ſagt,
Das Leben ſteigt im Preis, wie's fällt im Werth,
Und der nur wirft es leicht weg, der daran
Was weg zu werfen hat. Das find' ich nicht.
Ich ſchätze jetzt nur das am Leben noch,
Daß es, ſein eignes Widerſpiel, den Tod
Ertrotzen und ſich ſelbſt vernichten kann.
Doch, dieſer Troſt iſt eitel. Denn die Kraft

Des Tödtens ſetzt im Daſein eine Kraft
Voraus, die über Tod und Leben thront,
Und immer bleibt ein Reſt, ein dunkler Knäul,
Den man vergebens abzuwickeln ſucht.

Golo.

— —
Und mit dem Sturm, der dumpf vorüber rauſcht,
Entflieht mein Geiſt und zauſt mit ihm die Welt,
Bis in die Glut, die ſie verzehren ſoll,
Ich einſt mit beiden Backen blaſen darf.

Du wirſt dem innern Dämon, der dir ſchon
Nachtwandelnd durch die Bruſt ſchleicht, nicht entgeh'n.

— ich fühl' es tief,
Daß ich auf ſie von fern nur blicken ſoll,
Nur ſo, wie Feuer auf das Waſſer blickt,
Das wohl von Kühlung träumen, aber nicht
Das milde Element umarmen darf,
Denn die Vereinigung iſt Beider Tod.

Was Einer werden kann,
Das iſt er ſchon, zum Wenigſten vor Gott,
Und Alles das, was in der Wurzel ſteckt,
Muß auch heraus, und ſtirbt nur in der Frucht.

Noch findet ſich eine Reihe Bilder und Reflexionen vor, welche, wie man leicht ſieht, zum großen Theile dem Golo zugedacht waren, und im Tagebuche zuſammengeſtellt ſind unter dem Titel:

Genoveva-Brocken.

„Was Einer werden kann, das iſt er ſchon." Gott wird nicht auf die Sünden ſündiger Individuen gegen einander das entſcheidende Gewicht legen, ſondern nur auf die Sünden gegen die Idee ſelbſt, und da ſind wirkliche und blos mögliche völlig Eins.

Wer nicht die Kraft hat, wahr zu ſein, hat auch nicht die Kraft, an eines Andern Wahrheit zu glauben.

Der Menſch darf ſich ſelbſt tödten, denn er hat die Fähigkeit dazu, und dieſe Fähigkeit ohne das Recht des Gebrauchs wäre ein Ueberfluß.

Das übrig bleibende Gute im Schlechten iſt der Punkt, an dem die Strafe ſich feſt häkelt.

Unſer Leben iſt der aufzuckende Schmerz einer Wunde.

Mir iſt zu Muth, als hätt' ich die Welt ausgeſpieen und müßte ſie nun wieder einſchlucken.

Das Leben iſt nur ein Augen-Oeffnen und Wieder-Schließen. Darauf kömmt's an, was man in der kleinen Mittelpauſe ſieht.

„Gott verſteckt ſich hinter das, was wir lieben."
„Man ſollte Jeden ſo lieben, wie er Gott liebt."

Es iſt ein ſtetes Abſchiednehmen,
Es iſt ein ſtetes Wiederſehn!

Ein Herz überfüllt von Seligkeit, wie ein Auge von Licht.

Fragen: Betteln! — Der Traum iſt die Pforte des Werdenden zum Seienden. —

Das Ewige muß ſo vom Zeitlichen träumen, wie das Zeitliche vom Ewigen.

Ein Athmen über mir, als ob's mich einziehen will. — Alles Leben iſt Raub des Einen am Andern. — Einer ſteckt die Kapelle in Brand und die Flamme beleuchtet das Heiligenbild und er betet's an. — Der Menſch darf tödten, denn er muß ſelbſt den Tod erleiden. — Die Freude iſt ein Wundervogel, der uns nur darum entflieht, weil er uns in die Heimath locken ſoll. — Schönheit iſt inneres Licht, herausgetreten. — Strafen heißt das Gefühl der Schuld überbieten. — Die Schönheit des Leibes ward der Seele zur Nacheiferung vorgeſtellt. — Der Menſch muß ſo viel werth ſein, wie ſeine Gedanken.

Zur „Agnes Bernauer.“

Dieſes Drama erſchien im Jahre 1855. — Einige Bühnen-Directionen hatten für die Aufführung einen gedrängteren Schluß des Trauerſpiels gewünſcht. Dieſem Wunſche ſuchte Hebbel durch folgende Aenderungen zu entſprechen. „In der Scene zwiſchen Ernſt und Preiſing im vierten Acte iſt einzuſchalten:

Ernſt. Das Eine vielleicht, das And're gewiß, ich thu', was ich muß, der Ausgang iſt Gottes. Ich ſetz' ihn daran, wie Abraham den Iſaak! Geht er in der erſten Verzweiflung unter, und es iſt ſehr möglich, daß er's thut, ſo laſſe ich ihn begraben, wie ſie. Tritt er mir im Felde entgegen, ſo weiß ich, was ihn darnieder wirft, ohne daß ein Tropfen Bluts zu fließen braucht, wenn's nicht mein eig'nes iſt, und das wird Er nicht vergießen, dafür bürg' ich! Es iſt ein Unglück für ſie und kein Glück für mich, aber im Namen der Witwen und Waiſen, die der Krieg machen würde, im Namen der Städte, die er in Aſche legte, der Dörfer, die er zerſtörte: Agnes Bernauer, fahr' hin! (Er wirft die Feder zu Boden.) Da ſteht mein Name zum letzten Mal!

Preiſing. Gnädiger Herr!

Ernſt. Folgt mir, Kanzler, ich hab' Euch noch etwas auf den Weg mitzugeben. (Ab. Preiſing folgt mit dem Urtheil.)“

Nach den letzten Worten der Agnes im fünften Acte iſt einzuſchalten, wofür alles Uebrige wegfällt:

„(Sie ſchreitet durch die Häſcher hindurch. Emeran Nusperger zu Kalmperg folgt ihr. Preiſing bleibt im Kerker und tritt an's Fenſter.)

Da geht ſie hin! Gott, Gott, muß es denn ſein! Feſt und ſicher, als hätte der Tod keine Schrecken für ſie. Jetzt hält ſie ein. Sie vertheilt ihre Perlen unter die Armen, die ſich rechts und links um ſie drängen. Ach, Ihr wehklagt umſonſt. Schon iſt ſie der Brücke nah! O, daß Ernſt hier ſtatt meiner ſtände! Vielleicht rieſe er ſie um, und — Nein! Nein! Er iſt es ja nicht ſelbſt, es iſt ja die Welt. Nun iſt ſie auf der Brücke! Das Volk bedroht den Henker, er wirft ſich auf die Knie vor dem Richter nieder, der Richter ſtößt ihn mit Füßen und ſchlägt ihn, bis er wieder aufſteht. Sie tritt von ſelbſt an den Rand der Brücke, ſie beugt ſich hinüber, ſie ſetzt zum Sprunge an! (Er tritt zurück.) Engel, willſt du dem elenden Menſchen ſein fürchterliches Geſchäft abnehmen, um ihn vor der Rache zu ſchützen, oder ſcheuſt du die Beflecktung durch ſeine Hand? (Er tritt wieder an's Fenſter.) Iſt's aus? Nein, die Furcht des Todes iſt doch über ſie gekommen, ſie ſchwindelt zurück, der Richter drängt, der Henker packt ſie, jetzt — (Er tritt wieder zurück.) Nicht um die Welt ſäh' ich's zum zweiten Mal! (Man hört ein Geſchrei.) Sie iſt hin! Das große Rad ging über ſie weg — nun iſt ſie bei dem, der's dreht! Gott ſei uns gnädig. (Tumult. Trompeten.) Was iſt das? (Er tritt wieder an's Fenſter.) Albrecht! Mit Rittern und Reiſigen! Hat er's geahnt oder ward's ihm verrathen? Der Reiter iſt bei ihm, der ſich unterwegs von Pappenheim wegſtahl. Der hat's ihm gemeldet! Er haut den Richter nieder, er taucht drei Finger in die Donau, er — er ſprengt hieher; (Er erhebt den Herzogsſtab.) Auf, ihm entgegen!

Albrecht (ſtürzt herein. Frauenhoven und Rothhafft von Wernberg folgen). Kanzler, wo iſt Dein Herr?

Preiſing. Er ſteht vor mir!

Albrecht. Wie!

Preiſing. Ernſt hat ſein letztes Werk gethan, nun tritt er zurück!

Albrecht. Raſ' ich oder Du?

Preiſing. Du kommſt mit einem Heer: wo iſt Dein Feind? Zogſt Du aus gegen den Herzog von Baiern? Das biſt Du ſelbſt, Dein Vater verkündigt's Dir durch meinen Mund! In ſeinem Namen reich' ich Dir den Herzogsſtab!

Albrecht (entreißt ihm den Stab). Und ich ergreif' ihn, um zu richten, zu ſtrafen, zu rächen!

Preiſing. Dazu führſt Du ihn!

Albrecht. Ihr Blut an ſeinen Händen: warum nicht ſein's an den meinigen!

Preiſing. Deine Hände werden rein bleiben!

Albrecht. Ho!

Preiſing. Dafür kann Ernſt noch immer ſorgen.

Albrecht. Wie will er den hindern, den er ſich ſelbſt zum Herrn geſetzt hat

Preiſing. Hindern kann er ihn nicht, aber er kann ihm zuvorkommen!

Albrecht. Verſteh' ich Dich? Mein Vater könnte Hand an ſich ſelbſt legen?

Preiſing. Um es ſeinem Sohn unmöglich zu machen: ja! Er könnte das für ſeine Pflicht halten, wie dieß!

Albrecht (wirft den Stab von ſich). Ich will ſeinen Stab nicht, er ſoll ihn wieder nehmen, ich will mit ihm kämpfen.

Preiſing. Willſt Du ihn zwingen?

Albrecht. Agnes, von Stadt zu Stadt wollt' ich Deinen Mörder jagen, von Burg zu Burg, von Kammer zu Kammer, und nun tritt mir ein Greis entgegen und ſchickt mir ſelbſt ſein Schwert!

Preiſing. Verſuch's, ob Du ihm ein Haar krümmen kannſt!

Albrecht. Tödte mich, ſo iſt's recht! (Er ſinkt zurück.)

Frauenhoven und Nothhafft von Wernberg (indem ſie ihn auffangen). Er ſtirbt!

Preiſing. Nein, er wird leben! (Mit einem Blick gen Himmel.) Verhüten konnteſt Du dieß Opfer, zu Schanden machen kannſt Du es nicht!“

(Der Vorhang fällt.)

Unter dem Titel: „Schnitzel aus Agnes Bernauer“ ſtehen im Tagebuche die folgenden Züge und Reden verzeichnet.

„Man ſchließt in jedem Schlaf die Augen ſelbſt, nur nicht im letzten; da bleiben ſie offen, bis ein Fremder ſie zudrückt.“

(Zug.)

„Der Dampf des heißen Bluts, der das Gehirn verdüſtert.“

„Man nimmt ein Weib, um wieder zur verlornen Rippe zu kommen; das Uebrige iſt dann Beigewicht.“

(Zug.)

„Ein Klöppel, in die Himmelsglocke gehängt.“

(Farbenſtrich.)

„Das Menſchenauge zeugt im Schmerz ſeines Gleichen; jede Thräne iſt ein verkleinertes Auge.“

(Farbenſtrich.)

„Das iſt meine Schwalbe.“ Von einem Menſchen, der immer frohe Botſchaft bringt.

„Was der Tod iſt? Schau zur Nacht aus dem Fenſter, dann weißt Du's!“

Kaſtellan. „Ich zittre immer, wenn ich von einer großen Miſſethat höre, denn ich lebe ja mit dem Sünder auf derſelben Erde.“

„Schöne Worte ſind wie edle Früchte, die vom Baum fallen.“

(Derſelbe.)

„Das Unglück macht den längſten Weg mit Einem Schritt.“

Ernſt. „Die Kirſchen, die die Jugend am meiſten locken, wachſen auf Mädchenlippen.“

Albrecht. „Adam verlor das Paradies nur darum, weil es ihm geſchenkt wurde.“

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Der Diamant. — Der Rubin. — Gyges und sein Ring.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

Inhalt.

Seite
Der Diamant 1
Der Rubin 128
Gyges und ſein Ring 227
Anmerkungen 349

Der Diamant.

Eine phantaſtiſche Komödie in fünf Acten.

(Für die Bühne umgearbeitet und eingerichtet vom Verfaſſer.)

Prolog,

der nicht geſprochen wird.

Gemach des Dichters mit Ausſicht auf Wald und Thal.

Ein ſchöner Frühlingsmorgen.

Der Dichter
(allein).

Der goldne Morgenſonnenſchein
Fällt in mein Fenſter klar hinein,
Er fällt mir grad' in's Angeſicht,
Ich kann kaum ſeh'n vor lauter Licht.
Von fern herüber dringt Geläut,
Dran merk' ich, daß es Sonntag heut,
Schon wandeln bei dem hellen Klang
Geputzte Menſchen das Thal entlang,
Männer und Weiber, Alte und Junge,
Kinder dazwiſchen mit fröhlicher Zunge,
In reinlichen Händen die Andacht-Bücher
Auch Blumenſträuße und weiße Tücher.
Sie blicken alle in frommem Chor
Zur ragenden Kirche ernſt empor,
Die winkt von Berges-Abhang frei
Mit offenen Thüren ſie herbei,

Perſonen des Prologs:

Die Muſe.
Die After-Muſe.
Der Dichter.

Sie klimmen emſiglich hinauf,
Nun tritt hinein der ganze Hauf,
Nur Einer ſondert ſtill ſich ab,
Sieh, der bekränzt ein friſches Grab,
Nachdem er ein Gebet noch ſprach,
Folgt er den Andern leiſe nach.
Indeß iſt das Geläut verhallt
Und ſchwellender Geſang erſchallt,
Die Sonne aber faßt ſo hold
Das Kirchlein ein in lautres Gold,
Und Alles, was mir lieb und werth,
Sogar die Gräber, ſind verklärt.

Zur linken Seite liegt ein Hain,
Der ſchaut noch etwas finſter drein,
Der nächtlich-graue Nebeldampf
Iſt noch mit Licht und Wind im Kampf.
Das Lied der muntern Vögelſchaar
Dringt in die Weite hell und klar,
Gott hört's zugleich mit dem Choral,
Der zu ihm aufſteigt aus dem Thal.
Ein Reh mit klugen Augen blickt
In's flache Land vor, und erſchrickt,
Und weil es weder Baum noch Buſch
Mehr ſieht, ſpringt es zurück im Huſch.
Von ferne kommt ein Trupp daher,
Auf breiter Schulter das Gewehr,
Waldeinwärts ſchreitet Mann nach Mann,

Sie ſeh'n die Kirche gar nicht an.
Ein luſt'ger Knabe, ganz zuvorn,
Stößt jezuweilen in ein Horn,
Dann jauchzen All' mit lautem Munde
Und fröhlich ſchlagen an die Hunde.
Die wollen in des Haines Nacht
Sich erluſtiren an der Jagd,
Sie wollen Kraft und Jugend brauchen,
Bevor ſie ungenützt verrauchen,
Und, wie die Kirche und das Thal,
Beglänzt auch ſie der Morgenſtrahl.

Die Luſt'gen hier, die Frommen dort,
Den Dichter locken ſie nicht fort,
Ihn machte die Natur ſo reich,
Daß er ſich freut, und betet zugleich,
Daß er mit jedem Odemzug
Das Daſein ganz leert, wie ein Flug,
Daß Wonne, Andacht, Luſt und Schmerz
Ihm unzerſchieden zieh'n durch's Herz.
Er iſt in die bewegte Welt
Als feſter Mittelpunct geſtellt,
Der, unberührt von Ebb' und Flut,
In ſich geſättigt, ſchweigend ruht,
Weil er in ſich jedweden Kreis
Begonnen und beſchloſſen weiß,
Und weil in ihm der Urgeiſt ſtill
Die Perl', ſein Abbild, zeugen will,

Das, wenn es in die Zeitlichkeit
Hinaus tritt, jeden Riß der Zeit
Schon dadurch heilt, daß ſie erkennt,
Was ſie vom ew'gen Weſen trennt.

(Er betet.)

O Muſe, die mein Herz bewegt,
Die meine tiefſte Kraft erregt,
Mir wird zum Sterben bang und weh,
Wenn ich Dich einen Tag nicht ſeh,
Aus Grund der Seelen ruf' ich Dich:
Komm' ſtill und überſchatte mich,
Damit mein Auge, friſch geſtärkt,
Des wirren Lebens Einheit merkt,
Und in dem Zweiglein, das ich pflücke,
Den ganzen Wunderbaum erblicke,
Damit ich's auch, wie ich's erkannt,
In rechter Form mit ſich'rer Hand
Der Welt zum Troſt und zum Exempel
Aufſtell' als Altarblatt im Tempel.
Ich werb' ja nicht um Gold und Gunſt,
Ich werbe um die heil'ge Kunſt,
Und auch um dieſe werb' ich nur,
Damit nicht ihre lichte Spur,
Die halb erloſchen, völlig ſchwinde
Und ſchon vor Tag mein Volk erblinde.
Du magſt mir jeden Kranz verſagen,
Wie ihn die hohen Künſtler tragen,
Nur daß, wenn ich begraben bin,

Ein Denkmal ſei, daß Kraft und Sinn
Noch nicht zu Wilden und Barbaren
Aus meiner Zeit entwichen waren,
Und daß ich ſo die höchſte Schmach
Noch vom Jahrhundert tilgen mag.
(Die Muſe erſcheint.)
Da biſt Du ſchon in Deinem Glanz!
O ſtrenges Licht! Mich blendet's ganz!

Die Muſe.

Was ſchauſt Du, Thor, in's Licht hinein?
Für Dich iſt nur ſein Widerſchein!
Du forſche nicht, woher es fließt,
Doch wohl, wohin es ſich ergießt,
Und das, was es zumeiſt beſtralt,
Das werde flugs von Dir gemalt!

Der Dichter
(erblickt, aus dem Fenſter ſehend, den Bauer Jacob).

Ich ſehe einen alten Mann!

Die Muſe.

Der iſt's! den ſchau' Dir näher an!
Er iſt kein Weiſer und kein Held,
Und dennoch, wenn es mir gefällt,
Stell' ich an ihm Dir hell und klar
Das ganze Weltgetriebe dar!

Der Dichter.

Mir ſcheint's ein wunderlicher Greis!
Ehrwürdig iſt ſein Haupt und weiß,

Allein ſein Weſen, aufgeſpreizt,
Iſt ſo, daß mich's zum Lachen reizt.
Halb geht er ja, wie ein Soldat!

Die Muſe.
Gern thät' er's ganz, litt's nur der Staat!

Der Dichter.
Ein Schnurrbart und ein Rock, gar eng,
Dabei ein Blick, poſſierlich-ſtreng —

Die Muſe.
Weil er den Degen nicht tragen darf,
Macht er die Blicke degenſcharf!

Der Dichter.
Auch Sporen trägt er!

Die Muſe.
Ja. Am Schuh!

Der Dichter.
Er wendet ſich der Kirche zu.
Nun, bald iſt Platz im Gotteshaus,
Die Andern kommen ſchon heraus.

Die Muſe.
Er kommt zum Singen und Gebet
An jedem Sonntag faſt zu ſpät,
Und das mißfällt dem Pfarrer ſehr,
Dem lieben Gott gefällt's ſchon mehr.
Kann er davor? An jedem Steg

Tritt ihm ein Bettler in den Weg,
Dem gibt er Geld, dran fehlt's ihm nicht,
Dem guten Rath, und der gebricht.
Durch Werke der Barmherzigkeit
Verpaßt er ſo die ſchöne Zeit,
Aus einer Predigt, ſalbungsvoll,
Zu lernen, daß er ſie üben ſoll.
Er iſt — — Genug! Tritt nun heran
Und nimm was ich Dir geben kann,
Nimm hin das Bild vom Diamanten
Und faſſ' es ein in goldne Kanten,
Den Bauer Jacob ſahſt Du ſchon,
Er iſt für dieß Mal Hauptperſon.

Der Dichter
(kniet vor der Muſe nieder).

Die Muſe
(legt dem Dichter die Hand auf's Haupt und verſchwindet).

Der Dichter
(allein).

Nun iſt ſie fort, eh ich's geglaubt,
Mir aber zuckt's durch Bruſt und Haupt,
Und eine Fabel, reich und bunt,
Wird mir im tiefſten Innern kund.
Ich ſeh' an einem Edelſtein
Des ird'ſchen Leben's leeren Schein
Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantaſtiſch luſtig dargeſtellt.

Ein Menſch, vom Tod ſchon angehaucht,
Bekommt ihn, da er Nichts mehr braucht,
Er legt ſich in ſein ſtilles Grab
Und tritt ihn einem Bauer ab.
Ein Weſen von der Elfen Art,
Prinzeſſin, und ein wenig zart,
Glaubt, daß den Diamant ein Geiſt
Entführte, der ſie ſterben heißt.
Der Wahn verſtört ihr das Gemüth,
Ihr holdes Lebenslicht verglüht,
Und wenn ſie ihn auch ſelber ſpann,
Sie ſtirbt nicht weniger daran.
Indeſſen geht der Diamant,
Den Alles ſucht, von Hand zu Hand,
Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,
Daß ſeine innerſte Natur,
Sonſt weg gedrückt und wohl verſteckt,
Entſchleiert wird und aufgedeckt.
Iſt das geſchehn, ſo dreht ſich ſchnell
Der Zufall, macht das Dunkle hell
Und wandelt das erträumte Glück
Für Jeden um in Mißgeſchick.
O Fülle drolliger Geſtalten,
Wie glühe ich, Dich feſt zu halten!
O Hintergrund, dem ſie entſpringen,
Wird mir Dein Abriß nicht mißlingen?
Was frag' ich viel! Ich fange an!
Da werd' ich ſehen, was ich kann!

Die Aftermuſe
(vor der Thür).
Kein Menſch zu ſehen, noch zu hören?
Je nun, was thut's! Ich kann nicht ſtören!
(Sie tritt ein.)

Der Dichter.
Was will die freche Weibsperſon?
Sie trägt 'ne Zier, wie eine Kron',
Und ſieht mich ſo verwegen an,
Als ob ſie eben Alles kann!

Musa.
Man bücke ſich! bin's nicht gewohnt,
Daß man die Rückenwirbel ſchont.
Ich komm' hier freilich ungeladen,
Doch kam ich Keinem noch zum Schaden,
Und wenn der Herr mich auch nicht kennt,
Ich kenne ihn, er hat Talent.
Es iſt recht gut, daß er's beſitzt,
Ich will ihn lehren, wie er's nützt!

Der Dichter.
Ich möchte meines Werkes pflegen!
Die kommt mir wahrlich ungelegen!

Musa.
Ich ſeh', man will ein Luſtſpiel ſchreiben!
Das muß man denn hübſch praktiſch treiben.
Man weiß doch, was ein Luſtſpiel heißt?

Der Dichter.

Dieß ſteht ſo klar vor meinem Geiſt,
Daß, wenn ich's minder hell erblickte,
Das Werk vielleicht mir beſſer glückte.

Musa.

Schon gut. Man komme nun zum Wie.

Der Dichter.

Ich ſoll die höchſte Harmonie
In den verzerrteſten Geſtalten,
Die Gottesſchrift im Wurm entfalten!

Musa.

So, ſoll man das?

Der Dichter.

Ich ſoll die Welt
In dem, was ſie befangen hält,
In ihrem eigentlichſten Dichten,
Ja, durch dieß Dichten ſelbſt, vernichten;
Ich ſoll, wohin kein Schickſal reicht,
Den Zufall führen, daß er zeigt,
Wie, wenn der Menſch ſo ſehr verſtockt,
Daß er den Funken nicht mehr lockt,
Der Blitz in ſein Metall noch ſchlägt
Und durch ſein Gold ihn ſelbſt erlegt.

Musa.

Man ſchweige, denn man macht mich toll,
Man höre, wie man's machen ſoll.

Man wähle erſtlich ſeinen Stoff,
So in der Mitt' von Land und Hof,
Damit man in die Kreuz und Quer
Anſpielen kann zu Nutz und Lehr.
Dann ſetze man bei mäß'gen Flammen
Die Charaktere ſich zuſammen;
Man gebe ſich nicht zu viel Mühe,
Das Erſt' und letzte iſt die Brühe.
Die komiſchen ſind leicht erdacht,
Wir wiſſen's ja, daß Alles lacht,
Wenn Einer auftritt, welcher ſtammelt
Und ſich den Weg zur Braut verrammelt,
Weil er das Wort: ich bete an!
Nicht ohne Stottern ſprechen kann.
Und will zu früh das Lachen ſtocken,
So trägt man neuen Flachs zum Rocken,
Man lockt 'mal aus dem Holz den Blitz
Und leiht der Einfalt einen Witz,
Der zehn Mal klüger iſt, als ſie,
Das wirkt, man wird ſchon ſehen, wie!

Der Dichter.

Das heißt aus dem Charakter fallen!

Musa.

Ei, merkt das denn ein Menſch von allen?
Die ernſten koſten freilich mehr,
Doch darum ſind ſie juſt nicht ſchwer.
Paart Diebsgelüſt und Tugendliebe,

Das ſind ein paar verwünſchte Triebe,
Was hecken die nicht Alles aus!
Ihr braucht nicht mehr für Euren Schmaus.
Doch werden Situationen
Und Charaktere wenig lohnen,
Wenn man das Feuern nicht verſteht!

Der Dichter.

Das Feuern?

Musa.

Ja, mein Herr Poet!
Wozu gibt's Könige auf Erden?
Nur, daß die Schützen Meiſter werden!
Wenn's Einer auf der Eb'ne übt,
So ſteht er, eh er's denkt, betrübt,
Er traf den Nachbarn in die Wade,
Da gibt's denn Prügel ohne Gnade.
Drum halte man den Bogen hoch,
Die Herr'n der Welt vertragen's noch.
Ich war auch deshalb alle Zeit
Sie zu vertheidigen bereit,
Denn, wenn die Kronen erſt erblinden,
Wo ſoll man neue Scheiben finden!
Zwar will ich Euch durchaus nicht rathen,
Den allzuhitzigen Soldaten
Euch anzureih'n, die Gut und Blut
D'ran ſetzen, die in tollem Muth
Sich ſelbſt die Hinterthür verſchließen
Und wohl die Zähne gar verſchießen,

Die kläglich leben, kläglich ſterben,
Und denen alles fehlt, ſelbſt Erben,
Weil ihnen für den Liebestrieb
Im heil'gen Krieg nicht Muße blieb,
Und wenn — weil längſt ſchon Weib und Kind
Auf faulem Stroh verhungert ſind:
Ei nein, der Thoren muß man lachen,
Wir wollen es geſcheidter machen.
Die Freiheit ſei auch unſ're Braut,
Wir werben, bis dem Vormund graut,
Und bis er heimlich, wie er's liebt,
Uns etwas aus dem Mahlſchatz gibt,
Dann ſtehn wir ab und ſprechen mild:
Das Mädchen iſt noch viel zu wild!
Wir ſingen auch von Volkesheil,
Allein, man iſt vom Volk ein Theil,
Und bei ſich ſelber fängt man an,
Da man nicht Allen helfen kann!

Der Dichter
(in höchſter Entrüſtung).

Ich weiß nicht —

Musa.

Weißt nicht, was Du ſagſt?
Dann thuſt Du wohl, daß Du mich fragſt.
Du magſt die andern Faxen machen,
Ich lief're die realen Sachen,
Dann wird aus unſerm Dein und Mein
Ein Luſtſpiel, wie ein Stachelſchwein.

Du ſiehſt mich zweifelnd an, mein Knabe?
Merk' auf, ich zeig' Dir, was ich habe.
Dieß Epigramm auf einen König
Behagt Dir ganz gewiß nicht wenig,
Er reſidirt — ich ſag' nicht wo,
Wer zweifelt, iſt ein Kopf von Stroh?
(Sie recitirt ein Epigramm, das man ſich ſo ſcharf vorſtellen kann, als man will.)
Man ſchweigt? Man gähnt? Man ſieht ſich um?
Iſt man für's Witzige zu dumm,
Wie, oder hat man kein Gemüth?

Der Dichter.

Ich glühe, wie der Hekla glüht,
Doch, kann ich keine Flammen ſpeien,
Brenneſſeln mag ich nicht verſtreuen!

Musa.

Das nenn' ich eine hübſche Phraſe!
So bunt, wie eine Seifenblaſe.
Und ich verſtehe auch den Sinn,
Es heißt, da ich kein Rieſe bin
Und keinen Donnerkeil empfing,
Ein Mann zu ſein, iſt zu gering.
Auch gut. Ich öffne Dir ſogleich
Das Thor zu einem neuen Reich.
Auch in der Literatur gibt's Größen,
Man ſpähe klug nach deren Blößen,
Wenn man die alten Götter ſchlachtet,
So wird man flugs als Zeus geachtet,

Und wenn man auch nicht donnern kann,
So knipſe man nur dann und wann,
Dann heißt's: es iſt der alte Ton,
Allein mit Moderation!

Der Dichter.

Nun ſchweig' und geh', ich bitte Dich,
Sonſt, fürchte ich, vergeſſ' ich mich!

Musa.

Entrüſtet weich' ich gleich vom Platz,
Erſt aber zeig' mir Deinen Schatz,
Iſt er ſo reich, ſo wohl gepflegt,
Daß er's Vermehren nicht verträgt?

Der Dichter.

Ich will ihn nicht, den Baſtard-Witz,
Der, wie ein nachgemachter Blitz,
Aus Glas und Leder kläglich ſpringt,
Ich will, was aus der Tiefe dringt.
Ich will kein illuſtrirtes Wort,
Das heute glänzt und morgen dorrt,
Will Menſchen, die wie Fackeln brennen,
Und ohne daß ſie's ſelbſt erkennen,
Wie ein erleuchtet Alphabet
Dem ſind, der die Natur verſteht,
Und dämmernd über den Geſtalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geiſt,
Der alle Welten lenkt, ſich weiſ't.

Musa.

O, daß es Dir nicht glücken möge!
Daß Dich ein Alp hernieder zoge!
Ich wünſch' Dir's nicht aus Zorn und Haß,
Aus Mitleid!

Der Dichter.

Wie verſteh' ich das?

Musa.

Man denkt doch an Berlin, nicht wahr?

Der Dichter.

Dir iſt wohl alles offenbar!

Musa.

Den Preis gewinnen will man da.

Der Dichter.

Ich mögte ihn verdienen, ja!

Musa.

Nun hab' ich Dich, nun merke auf!
Liegt's etwa in der Dinge Lauf,
Daß dieſe Welt belohnt und ehrt,
Was nicht zu dieſer Welt gehört?

Der Dichter.

Dieß iſt die ält'ſte aller Lehren:
Die Welt kann nichts ſo leicht entbehren,
Als eben das, warum ſie Gott
Schuf und erhält. Das iſt kein Spott!

Musa.

Wir werden, räumſt Du dieß nur ein,
Im Augenblick verſtändigt ſein!
Sie ſetzten in Berlin den Preis
Auf's beſte Luſtſpiel, wie man weiß.
Was iſt ein Luſtſpiel nun? Ein Spiegel
Der Zeit, ein abgerißnes Siegel
Des Lebens, das, geſchickt gelöſ't,
Das Tiefſtverſteckte ſein entblößt.
Man will nicht des Kometenſchwenkers
Geheimniß und des Sternenlenkers,
Man will erfahren, was der Staat,
Die Kirche auch, in petto hat.
Mit einem Wort: die Gegenwart
Iſt, wie Narciß, in ſich vernarrt,
Sie will ihr Bildniß, zart umriſſen,
Dem lieben Sohn erhalten wiſſen,
Sie hat ſich ihr Portrait beſtellt,
Und Du, Du bringſt das Bild der Welt.
Für Deine Müh' iſt Nichts zu hoffen,
Sie kront nur den, der ſie getroffen,
Und haſt Du Gott, den Herrn, gemalt,
So ſei er's auch, der Dich bezahlt!

Der Dichter.

Du läſterſt! Wie? Erlauchte Richter,
Sie ſollten ſich juſt das beim Dichter
Beſtellen, was ein and'rer Mann
Ja zehn Mal beſſer machen kann?

Musa.

Du wirſt es ſeh'n! Zum letzten Mal
Stell' ich Dein Glück in Deine Wahl,
Den Weg zum Sieg weiß ich allein,
Geh' ihn, mein Freund, Dir ſoll's gedeih'n,
Ich hab's mir einmal vorgenommen,
Du ſollſt auch mal zu etwas kommen,
Dreh Deine Puppen, wie Du willſt,
Daß Du den dummen Kitzel ſtillſt,
Allein beſtecke ſie mit Nadeln,
Dieß wird ſie ja wohl nicht entadeln,
Dann treibe ſie durch Dick und Dünn,
Je läng'rer Weg, je mehr Gewinn,
Was ſich an dieſe Nadeln ſetzt,
Das iſt die Zeit, das wird geſchätzt.

Der Dichter.

Du weißt, ich hab' dies ſchon verſchmäht!

Musa.

Ich ſehe, wie ein Thor ſich bläht,
Auch will ich jetzt nicht weiter ſprechen,
Mich wird ma soeur Kritik ſchon rächen,
Sie ſagt Euch einſt in's Angeſicht:
Du haſt's nur nicht, Du kannſt's nur nicht.

Der Dichter.

Ich will, den Vorwurf abzutreiben,
All' Dein Geſchwätze niederſchreiben,
Dieß macht's vielleicht dem Haufen klar,

Daß ich dem Dornbuſch nahe war;
Wer tiefer ſchaut, dem iſt wohl deutlich,
Daß Anſpiel-Witze flach und zeitlich
Im Luſtſpiel ſind, was Pracht-Sentenzen
Im Trauerſpiel, die auch ja glänzen,
Ja, daß ſie dieſen, die ein Kind
Verlacht, nicht ebenbürtig ſind,
Da die, wenn auch in nicht'gen Formen,
Doch deuten auf die ew'gen Normen,
Wenn jene ſich um Blaſen dreh'n,
Die ſchneller, als entſteh'n, vergeh'n.

Musa.

Und der Erfolg? Beim Falſtaff gähnt
Doch Mancher, dem das Auge thränt
Vor Lachen, wenn die Eiſenbahn
Gegeißelt wird, der fromme Wahn,
Der noch an ew'ge Zinſen glaubt,
Nun man die Concurrenz erlaubt.

Der Dichter.

Wer wird's den Leuten denn verdenken,
Auf Meiſter Floh den Blick zu lenken?
Iſt's der nicht, der ſie ſelbſt bedroht?
Das hat nicht mit dem Löwen Noth,
Der ſpringt nur auf das Welt-All zu,
Und läßt die Würmer d'rin in Ruh!

Musa.

Was wetteſt Du? Dein Haupt, ſo ganz
Zum Kranz gemacht, bleibt ohne Kranz?

Der Dichter.

Kann ſein, und ſollt' ich darum klagen?
Das werd' ich gern und leicht ertragen.
Wird er dem beſſern Mann zu Theil,
So ruf' ich ſelbſt von Herzen Heil,
Und krönt man eine Pöbelſtirne,
Der Du die Pfeile borgteſt, Dirne,
So trag' ich's noch einmal ſo leicht,
Ja, dann wär' Alles ja erreicht,
Was, wie Du meinſt, die Zeit begehrt:
Ein Bild der Zeit, und ihrer werth,
Dann wär' ein Luſtſpiel ja gedichtet,
Indem man über's Luſtſpiel richtet!

Musa

(will gehen, kehrt aber wieder um).

Man redigirt vielleicht ein Blatt
Und braucht es friſch an Schwertes Statt,
Dann freilich hat man Grund zu hoffen —

Der Dichter.

Du haſt es wieder ſchlecht getroffen!

Musa

(lacht und geht ab).

Der Dichter.

Nein, nein, ich glaub's ihr nimmermehr,
Es gilt hier Deutſchlands Ruhm und Ehr',
D'rum halt' ich ein im Prologus
Und warte auf den Stoff zum Schluß!

Der Diamant.

Personen:

Der **König.**
Die **Königin.**
Die **Prinzeſſin.**
Der **Prinz.**
Der **Graf,** ſein Vertrauter.
Hof-Damen und **Cavaliere.**
Jacob, ein Bauer.
Barbara, ſeine Frau.
Benjamin, ein Jude.
Kilian, ein Richter.
Doctor **Pfeffer.**
Meiſter **Block,** ſein Wirth.
Schlüter, Gefängnißwärter.
Jörg, ein Bauer.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Bauernſtube. Jacob und Barbara.

Barbara. Ein für alle Mal. Wir ſind arme Leute und haben gar nicht das Recht, barmherzig zu ſein. Durch unſ're Wohlthaten können wir uns ſelbſt wohl auf den Hund bringen, aber Niemanden auf die Beine helfen.

Jacob. Hätteſt Du den armen Menſchen mit ſeinem Stelzfuß geſehen, Du hätteſt ihm auch die Thür aufgemacht. Die Zähne klapperten ihm vor Froſt, und doch war es ſo heiß, daß ein Anderer gern ſein Hemd ausgezogen hätte. Der Tod ſah ihm aus den Augen.

Barbara. Das iſt noch das Beſte, daß er ſo ſchnell geſtorben iſt. Ich kochte ihm bei ſeinem eig'nen Bein die letzte Suppe, aber er hat ſie nicht mehr gegeſſen.

Jacob. Bei ſeinem eig'nen Bein?

Barbara. Bei dem Stelzfuß, ja. Das war wohl zu ſehen, daß er nicht wieder aufkommen würde, und woher ſollte ich Holz nehmen? Auch fragte ich ihn und er ſagte nicht Nein!

Jacob. Das glaub' ich Dir, denn er ſagte gar Nichts. Nun liegt er im Grabe.

Barbara. Ja wohl, und um ihn dahin zu befördern, haben wir Schulden machen müſſen. Hätteſt Du nicht für Branntewein und Taback geſorgt, Du hätteſt keinen einzigen Todtengräber gefunden.

Jacob. Das wird bezahlt werden.

Barbara. Auf Koſten des Kindes, das ich unter dem Herzen trage. Und einen unverſchämteren Todten habe ich noch nie geſehen. Brauchte er nicht einen Sarg, noch einmal ſo lang, als Du ihn brauchen wirſt? Und Du biſt doch auch kein Zwerg, kein Kriech unter den Buſch! Wer die Wurſt ſo hoch aufhängen will, daß Du ſie nicht kriegen kannſt, der braucht eine lange Leiter!

Jacob. Schweig' nur endlich. Hat er Dir denn etwa gar Nichts in's Haus gebracht? Unter ſeinen Kleidungsſtücken iſt bei ſchlechtem Wetter noch dieß und das brauchbar, beſonders das große, bunte Tuch. Sieh da, das trägſt Du ſchon ſelbſt um den Hals!

Barbara. Mich ärgern die hochmüthigen Reden, die er zuletzt führte. Wir würden mehr bei ihm finden, als wir dächten und unſere Barmherzigkeit bezahlt erhalten! Dabei zeigte er auf ſeine Bruſt und ſprach: die Tochter des König's hat's mir gegeben! Ich dachte: dort hat er in der wollenen Jacke ſo viel eingenäht, daß man ihn dafür unter die Erde bringen kann. Als er todt war, unterſuchte ich die Sache. Aber was fand ich? Keinen goldenen Ducaten, wie ihn vielleicht Prinzeſſinen, wenn ſie mit Sechſen vorüberfahren, aus der Kutſche einem lahmen Bettler zuwerfen, nicht einmal einen harten Thaler, wie ich doch zum Allerwenigſten erwartet hatte, ſondern einen elenden, nichtsnutzigen Stein!

Jacob. Einen Stein?

Barbara. Nichts Anderes.

Jacob. Davon haſt Du mir ja kein Wort geſagt.

Barbara. Es verlohnte wohl auch der Mühe. Vor Wuth über meine getäuſchte Hoffnung warf ich ihn aus dem Fenſter.

Jacob. Das war verkehrt.

Barbara. Nun, ich hab' ihn wieder aufgeleſen, als ich nachher zum Waſſerſchöpfen ging, denn er funkelte gar zu prächtig im Sonnenſchein. Es iſt ja doch vielleicht ein Ding, womit man das Kind zum Schweigen bringt, wenn es ſchreit.

Jacob. Gib ihn einmal her.

Barbara. Hol' ihn Dir ſelbſt, ich habe keine Zeit, ich muß in die Küche. Dort im Kaſten liegt er, worin Du Deine roſtigen Nägel aufbewahrſt. (Ab.)

Zweite Scene.

Jacob (allein). Wer die ſprechen hört, der ſollte meinen, ſie habe ein Herz mit einem Blitzableiter, wie vornehme Leute. Und doch iſt ſie eine ſo weiche Seele, wie Eine, nur daß ſie das Gute, das ſie in der Uebereilung thut, hinterher oft wieder bereut. Das iſt ihr gar nicht zu verdenken, es iſt ganz natürlich, daß uns das Brot einfällt, das wir weggegeben haben, wenn wir hungrig ſind und den Brotſchrank leer finden. Was mich betrifft, ſo bin ich ſelbſt Soldat geweſen und der Himmel hat mir meine geſunden Beine gelaſſen: wie könnt ich ihm für ſeine Gnade beſſer danken, als dadurch, daß ich den Kameraden, dem der Türk ſie wegſchoß, bei mir aufnehme? (Er nimmt aus der Tiſchſchieblade einen alten Kaſten hervor.) Ei, das glänzt ja, wie Feuer! Man ſollte glauben, es ſei ein Edelſtein! Doch nein, womit hat der Todte verdient, daß ich ihn noch im Grabe beleidige? Wär' dieß ein Edelſtein, ſo wär' er auch eben ſo gewiß ein Dieb, denn das mit der Prinzeſſin — — (Er betrachtet den Stein.) Bei alledem, in unſer'n Steinbrüchen finden ſich ſolche Prachtſtücke nicht, man trifft dort nur bürgerliches Pack, Quarze, Kieſel und dergleichen, aber Nichts, was ſchimmert und gleißt, als wär' es von der Sonne heruntergefallen! Geht dort nicht ein Jude? (Er ſieht aus dem Fenſter.) der kommt zur rechten Zeit! (Er ruft.) Heda, Ihr, im blauen Rock, tretet einmal heran!

Dritte Scene.

Benjamin (tritt ein). Was beliebt?

Jacob. Was ſagt Ihr zu dieſem Stein?

Benjamin (betrachtet ihn, für ſich). Ein Diamant! Ein echter Edelſtein! So gewiß, als ich keiner bin! Iſt es denn möglich? Hier, wo ſelbſt die Kupfer-Dreier nur Sonntags einſprechen? Groß, wie ein Taubenei! Fleckenlos! Wer den hat, der braucht Nichts weiter!

Jacob. Nun?

Benjamin. Den Stein habe ich ſchon geſehen!

Jacob. So? Wo denn?

Benjamin. Wo? Wo? Ihr fragt noch? Da wo Ihr ihn weggenommen habt, wo ſonſt?

Jacob. Ich! Euch ſoll ja der Teufel —

Benjamin. Nun, wenn Ihr es nicht thatet, ſo that es —

Jacob. Der Soldat! Das laß' ich mir eher gefallen! Der iſt todt! Wer ihn noch aufhängen wollte, käme zu ſpät!

Benjamin (den Stein in die Höhe haltend). Wer der Dieb auch ſein mag, er war ein Tropf! Wo der Stein lag, lag Beſſeres. Nun, ihr wollt das Ding verhandeln. Ich kann's brauchen. Zufälliger Weiſe. Auf meinen Stock — ſeht her — fehlt das Knöpfchen. Der Stein paßt, ich nehme ihn!

Jacob. Und was gebt Ihr?

Benjamin. Ein Stück Silber, drei Mal ſo groß, als der Stein! (Er wirft einen Thaler auf den Tiſch.)

Jacob. Wer ſo viel gibt, der gibt auch mehr. Aber ſtill! Hört Ihr nicht etwas?

Benjamin. Hühnergeſchrei, weiter Nichts.

Jacob. Richtig. Ein Huhn gackelt. Darauf warten wir ſchon drei Stunden, denn die Pfannkuchen — Frau!

Barbara. (ſieht in die Thür). Was rufſt Du? Du weißt, daß ich waſche!

Jacob. Hab' ich nicht geſagt, daß es zu Mittag noch Eier geben würde? Hörſt Du jetzt?

Barbara. Bring' ſie mir erſt, dann will ich mich freuen. Wahrſcheinlich iſt's die gelbe, die legt die Eier immer weg. Weihnachten, ſo wahr ich lebe, ſoll ſie in den Topf! (Ab.)

Jacob. Das iſt wahr. Darum will ich ſuchen, ſo lange das Gackeln noch dauert. Das zeigt die Stelle an. (Zu Benjamin). Bleibt derweil und überlegt, ob Ihr hundert Thaler aufbringen könnt. Ich diente unter Prinz Eugen. Bei dem gab's keine Eſel! (Ab.)

Vierte Scene.

Benjamin (ihm nachſehend). Man ſieht's! Hundert Thaler! Ja, wenn ich ſie aufzutreiben wüßte, ich würde ſie geben. Dann hätt' ich den Stein mit Ehren und mit Sicherheit, und das iſt nicht zu verachten! Aber ſelbſt dieſen einen Thaler würd' ich nicht haben, wenn ich nicht heut' morgen die Hoſe meines Bruders, ohne daß er's merkte, angezogen und das Geldſtück, nebſt dem Schlüſſel, womit er zu klimpern pflegt, in der Taſche gefunden hätte. Das kommt von der Ehrlichkeit! Hätt' ich geſtohlen, gewuchert, betrogen, wie Andere, ſo könnt' ich nun einen Handel ſchließen, der einen neuen Fugger aus mir machen würde! Aber man wollte beſſer ſein, als Vater und Großvater, dafür ſteht man denn jetzt auch mit leerer Ficke da und erinnert ſich all' der ſchönen Gelegenheiten, wo man ſie hätte füllen können, mit Ingrimm und Verdruß. Fehlte es mir etwa daran? Bin ich tugendhaft aus ſchnödem Mangel an Verſuchung? Wahrlich, nein! Nur an die goldene Uhr brauch' ich zu denken, die ich mir einmal ausborgte, ohne daß der Eigenthümer etwas davon wußte. Ich brauchte ſie, weil ich auf Freiersfüßen ging und eine gute Meinung von meinen Umſtänden erwecken mußte; geliehen hätt' man ſie mir nicht, da griff ich zu und ſie flog mir ordentlich entgegen, ich hatte ſie, eh' ich's dachte. Niemand bemerkte mich, ſie wurde nicht einmal vermißt, und noch denſelben Tag bot ſich mir die Gelegenheit, ſie an einen Fremden theuer zu verkaufen, der auf der Stelle weiter reiſ'te. Ich that's nicht, ich gab ihm kaum eine Antwort, als er mir ſeine ſchönen Ducaten zeigte, ich wollte ehrlich bleiben, ich trug ſie zurück, ſobald ſie ihren Dienſt beim Schwiegervater gethan hatte. Und ſo wahr ich lebe: als ich ſie weg nahm, hatte der Teufel mir alle Thüren angelweit geöffnet; als ich ſie wieder brachte, der liebe Gott mir eine jede bis auf's Schlüſſelloch verſperrt! Zehn Mal mußt' ich kommen, die Uhr, wie eine glühende Kohle, in der Taſche; wie befindet ſich Rebeckchen, was macht der Großvater, und noch heute wär' ich ſie nicht wieder los, wenn einer der Rangen nicht plötzlich Naſebluten bekommen hätte! Das war ein Wink von oben, das hieß: gehe dies Mal ein wenig links, damit du nachher immer rechts gehen kannſt, aber ich war zu einfältig, ich verſtand ihn nicht! Nun, ich hab's gebüßt und heute erhalt' ich aus Gnaden den zweiten Wink! Soll ich das Glück auch dies Mal von mir weiſen, ſoll ich (er thut's) dem Edelſtein den Rücken und der blauen Luft das Geſicht zukehren? (Er wendet ſich.) Nimmermehr! Meine Tugend würde vor Gott hinterdrein doch zu Nichte werden, denn ich würde ſie bereuen, ſo oft ich geflickte Stiefel oder einen geſtopften Rock anziehen müßte, und am Ende zwängen mich Hunger und Noth, ein Paar elende Pfennige zu ſtehlen, um mir Brot zu kaufen, weil — hol' mich der Teufel, es wär' die verdiente Strafe dafür, daß ich den Diamant nicht geſtohlen hätte! Und bin denn gerade ich Derjenige, der beim Himmel keine Anleihe machen, der nicht die kleinſte Schuld contrahiren darf? Kann ich ſie ihm nicht wieder abverdienen, kann ich nicht der Vater der Bedrängten werden, kann ich nicht als Beſchützer der Unſchuld — Ha, Thaten ſchweben mir vor! — Ein Schurke, der ſie nicht ausführt, und alſo auch ein Schurke, der ſich des Mittels nicht bemächtigt, ohne das ſie unmöglich ſind! Ich werde — — Ja, ſo wahr — Wozu prahlen und ſchwören? Wird's der Bauer etwa auch thun? Der Bauer, der den Willen gar nicht haben kann, weil er ja nicht einmal den Gedanken hat? Was ſteh' ich denn noch mit dummen krummen Fingern! Iſt eine Sünde, die mit lauter Tugenden niederkommt, noch Sünde zu nennen? Wenn aber nicht das, was wäre ſonſt zu bedenken? Der Bauer darf nicht klagen, denn ſein Huhn hat den Stein gewiß nicht aus Michels Miſthaufen hervor geſcharrt, und es heißt Dieb gegen Dieb. Nur Eins iſt zu befürchten, daß er mir nacheilt und mir das Kleinod wieder abjagt, denn meine Fäuſte hat er mit bekommen, wie ich ſein Gehirn. Doch, da iſt zu helfen. (Er verſchluckt den Diamant.) So. Holt er mich nun ein, ſo habe ich den Stein verloren. Was kann man nicht verlieren, wenn man Lunge und Leber ausnimmt? Ohnehin iſt der Wald nah. Den Thaler laß' ich liegen. Dann iſt's immer noch eine Art von Kauf. Nun fort, aus dem Dorf, und ſobald als möglich, aus dem Lande heraus! (Ab.)

Fünfte Scene.

Jacob (tritt mit Eiern ein). Dies Mal hätten wir den Marder betrogen. Da ſind die Eier, noch warm, ein ganzes Neſt voll. Aber, was iſt das? Wo blieb der Jude? Frau! Frau!

Barbara (kommt). Was willſt Du?

Jacob. Iſt der Jude draußen in der Küche bei Dir?

Barbara. Dumme Frage! Was ſollt' er da?

Jacob. Dann — Nein, ich weiß ſelbſt nicht, ſoll ich fluchen oder toben, oder ſoll ich jubeln und ſpringen?

Barbara. Biſt Du verrückt?

Jacob. Wo iſt mein Hut? (Er ſetzt ihn auf.) Falte die Hände, Weib, und danke Gott, ich habe keine Zeit dazu. Wo iſt mein Stock? (Er nimmt ihn und ſchwingt ihn.) Drei Füchſe hab' ich ſchon damit erlegt, der Jude ſoll der vierte ſein! Ich ſchlag' ihn todt, wo ich ihn treffe! Das ſchwör' ich!

Barbara. Sei nicht thörigt, Jacob. Du kannſt kein Lamm abſtechen, keinen Hammel, Du biſt mir der rechte Juden-Todtſchläger. Doch, ich kenne Dich ja! Du warſt im Schwören immer ein Türk, aber im Halten biſt Du ein frommer Chriſt.

Jacob (ohne auf ſie zu hören). Daß Dich! Nun, ich bin noch nicht zu alt für's Glück. Vierzig Jahre — man kann noch manche gute Mahlzeit halten!

Wär' ich ſechzig, ich würde mir Haare aus dem Kopfe rauſen. (Zu Barbara.) Lämmer! Das iſt was Anderes. Die Lämmer haben mir bis jetzt noch Nichts entwendet. Hämmel! Kennſt Du Hämmel, die Steine einſtecken? Zeig' ſie mir! Ich würge ſie, wie ich den Juden würge. (Er ſieht den Thaler auf dem Tiſch.) Sieh da! Wart, Hallunke! Damit werf' ich Dir das erſte Loch in den Kopf!

Barbara. Ein Thaler? Ein blanker Thaler? Jacob!

Jacob. Nicht angerührt, ſag' ich Dir! Und wenn's ein Heckethaler wäre, fort damit und den Stein her!

Barbara. Was iſt's denn mit dem Stein, daß Du Dich auf einmal ſo närriſch darum haſt?

Jacob. Was es mit dem Stein iſt? Gib Acht! Ich will's Dir zeigen! (Er ſetzt ſich gravitätiſch in einen Lehnſtuhl und nimmt eine befehlende Miene an.) Paul! — „Was befiehlt Herr Jacob?“ — Nichts. Ich wollte nur ſehen, ob Du heute Baumwolle in den Ohren trägſt oder nicht! — „So kann ich wieder gehen?„ — Nein. Da Du einmal hier biſt, magſt Du bleiben. Gib die Karten her und ſetz' Dich zu mir an den Tiſch. Wir wollen ſpielen. — „Ich habe kein Geld!“ — Nimm Dir, Du weißt, der Sack ſteht hinter'm Ofen! — „Wie viel?“ — Ich will's nicht wiſſen, Du ſiehſt, ich mache die Augen zu. Ich kann's Dir ja wieder abgewinnen! —

Barbara. Hör' auf mit Deinen Dummheiten!

Jacob. Nun kommſt Du. (Er ſetzt ſich auf einen andern Stuhl.) Anna! „Was ſoll ich, Frau Barbara?“ — Wenn ein Hauſirer kommt, laß' ihn ja nicht vorüber! — „Ich will ſchon aufpaſſen!“ — Die Menſchen haben nur ſo ſelten gute Waare. Ich muß durchaus zur Stadt. Iſt das Fleiſch aufgeſetzt? — „Noch nicht!“ — Das Dich das Donnerwetter! Zu zwölf ſoll die Suppe auf dem Tiſch ſein. Nun, es iſt Dein eig'ner Schade. Ich wollte Dir ein neues Kleid ſchenken, nun bekommſt Du blos eine Schürze! —

Barbara. Es iſt wohl auch an der Schürze genug!

Jacob (ſteht auf). Gefällt Dir das? Das hätteſt Du für den Stein haben können!

Barbara. Für den Stein, den ich aus dem Fenſter warf?

Jacob. Ja doch, ja, denn es war ein Edelſtein, ein ſolcher, wie ihn der König auf der Krone trägt!

Barbara. Bild' Dir Nichts ein!

Jacob. Ich dachte es gleich, als ich ihn ſo blitzen ſah, aber nun weiß ich es ganz gewiß. Der Jude hat ihn geſtohlen, einen beſſer'n Beweis brauch' ich nicht, wenn ich das zu einem Chriſten ſage, ſo kauft er ihn im Finſtern und gibt mir das Geld bei Licht! Und nun halt' mich nicht länger auf. In vier Wochen iſt Dein Geburtstag. Beſinne Dich auf Deinen liebſten Wunſch, während ich fort bin, damit Du mir ihn gleich ſagen kannſt, wenn ich wieder komme. Aber was Ordentliches! Nichts von einem neuen Band auf die Mütze, oder dergleichen! Wir ſind jetzt reiche Leute! (Ab.)

Barbara. Sind wir das? Nun, dann will ich wahrhaftig nicht bei dem Band ſtehen bleiben, ſondern mir gleich die Mütze ſelbſt wünſchen. Und an dem Tag, wo ich ſie erhalte, will ich zum erſten Mal wieder in den Spiegel blicken. So lange ich verheirathet bin, hab' ich das nicht mehr gethan, denn ſo lange hab' ich mir nichts Neues auf den Leib geſchafft, und wie ein Faden nach dem andern abreißt, das mag der Teufel anſehen. Ich bin doch neugierig, wie alt ich geworden bin! Aber ich will dem Juden auch nach, wenn ich auch Nichts, als meine Nägel habe. (Will ab.)

Jacob (kukt wieder in die Thür).

Barbara. Biſt Du noch nicht fort?

Jacob. Ich wollte nur ſehen, ob Du auch hinter mir her lachſt. (Ab.)

Sechſte Scene.

Königliches Schloß. Zimmer der Prinzeſſin. Die Prinzeſſin auf einer Ottomane. König. Königin. Hofdamen. Cavaliere.

Königin. Wie iſt Dir, liebe Tochter?

Prinzeſſin. Wohl, Mutter. Beſſer, wie Dir, denn Du ſorgſt Dich um mich.

Königin. Kind, daß Du ſo an Dir hältſt, daß Du eine Ruhe erheuchelſt, die Dir fern iſt, das thut mir am meiſten weh! Ich weiß, das Du Tage lang in Dich verſenkt, wie ein Bild, daſitzen kannſt, als ob Du Dich in der Fülle des Lebens auf Nichts, als den Tod, zu beſinnen wüßteſt; aber ſobald Du mich kommen hörſt, fährſt Du auf, greifſt nach Deiner Laute und ſingſt den Schluß eines heitern Liedes, oder tändelſt mit Deinem Schmuck, Deinen Blumen, ja, wenn ich Dich überraſche, ſo ſtellſt Du Dich, als ob Du eben im linden Schlummer verſunken wärſt, und lächelſt, wie aus einem Traum heraus, mich an. Ich verſtehe Dich, ich erkenne den Adel Deines Gemüths, das ſeinen Kummer vor mir zu verbergen ſucht, weil ich ihn nicht theilen ſoll, aber Du irrſt, wenn Du glaubſt, daß ich zu täuſchen ſei, Du wirſt von Tag zu Tag bleicher, Dein Auge ſtralt in einem ſeltſamen Glanz, der mich erſchreckt, Deine Jugendblüthe welkt. Was iſt Dir?

König. Sieh nicht vor Dich nieder, Tochter, ſieh Deiner Mutter in's Angeſicht und Dein Herz wird ſich in Vertrauen löſen. Und wenn Deines Vaters, wenn eines Mannes Gegenwart Dich ängſtigt, ſo ſprich nur ein Wort, und ich ziehe mich zurück.

Prinzeſſin. Frommte es Troja, daß Kaſſandra ſprach? Die Meiſten ſpotteten ſie aus, und wer ihr glaubte, der war elend vor der Zeit. Nein! Nein! Athme ruhig, Bruſt, bis du durchſtoßen wirſt, prange Pallaſt, bis der Blitz dich in Flammen ſetzt. Ich will nicht an's Ende mahnen! Das iſt das Glück am Unglück, daß es keinen Schatten wirft, und wem das Auge für die Zukunft entſiegelt wird, dem ſollte der Mund auch zugleich verſchloſſen werden, damit er ihre Geheimniſſe nicht verrathe!

Königin. Tochter!

Prinzeſſin. Lächle über mich, Mutter, lächle! Wenn wir auch Alle Opfer ſind, ſo bin ich doch vielleicht das einzige, was dazu verdammt ward, den Todesſtreich ſchon zu fühlen, bevor er noch trifft! Warum willſt du mein Loos theilen? Halte mich für krank und freu' Dich Deiner Geſundheit! Es iſt wahr, ich höre keinen Vogel ſingen, ohne daß mir wird, als ob mein Kopf ſein Käfig wäre, und ich ſehe keinen Baum, ohne daß ich ein Gefühl habe, als ob er mir durch's Auge in's Gehirn hinein wüchſe. Vielleicht ſteht's nicht ganz mit mir, wie es ſoll! Oft denk' ich das ſelbſt, aber dann — (ſie faßt nach ihrer Bruſt.) Nein, nein! (ſie faßt ſich an die Stirne.) Ich habe nicht zu wenig, ich habe zu viel!

König. Nicht weiter! Aber bereiten wir ſie vor, daß der Prinz kommt!

Königin. Verſchonen wir ſie nicht noch?

König. Mit Allem, nur nicht mit der Arzenei! Dieſe Bewerbung kam zur rechten Zeit! Jetzt muß durchgegriffen werden. Ich zitt're für mein Kind, aber ich zitt're nicht erſt ſeit heute oder geſtern für ſie, ich zitt're ſchon ſeit Jahren! Sie iſt wie nur halb geboren, die Natur hat ſie nicht los gelaſſen, ſie ſetzt das dunkle, dumpfe Träumen, das im Menſchen ſein Ende finden ſoll, in ihr fort. Darum weiß ſie, wo Quellen unter der Erde rauſchen, wo Todte begraben liegen, wo Metalle verborgen ſind, und hat oft ihren eigenen Namen vergeſſen! Wenn ihr zu helfen iſt, ſo kann es nur durch den Ernſt des Lebens geſchehen, ein Unglück wäre für ſie ein Glück und mag der Bräutigam ihr Herz rühren oder nicht, mag er ihr liebenswerth oder gleichgiltig erſcheinen: ſie wird zur Beſinnung kommen und die Augen aufſchlagen, wenn ſie ſich entſcheiden ſoll. (zur Prinzeſſin.) Der Prinz wünſcht Dir ſeine Aufwartung zu machen!

Prinzeſſin. Mir? O mein Gott! Mutter, Mutter!

Königin. Deine Stunde ſchlägt, mein Kind!

Prinzeſſin. So ſchlägt ſie für uns Alle! — Er komme!

König (gibt einen Wink).

Der **Prinz** und der **Graf** (treten ein. Repräſentation).

Prinzeſſin (ſtarrt den Prinzen eine Weile an, dann ſchüttelt ſie den Kopf). Nein! Nein!

Prinz. Tief elend macht mich dieſes Wort!

Prinzeſſin. O, Sie verſteh'n es nicht! Hätten Sie den Muth, ſich einer Sterbenden zu vermälen? Möchten Sie Sich eine Roſe pflücken, die ſchon vor dem Hauch Ihres Mundes zerſtöbe? Wäre das Grab ein Brautbett für Sie?

Königin. Welche Einbildungen!

Prinzeſſin. Ich darf es nicht länger verbergen, denn der Tod hält mich bei der linken Hand und dieſer Jüngling greiſt nach meiner rechten: ich muß reden, wenn ich ihn nicht nachziehen will! (Zum König.) Sie, mein Vater, übergaben mir an meinem fünfzehnten Geburtstage den verhängnißvollen Diamant, an den ſich das Schickſal unſeres Hauſes knüpft —

König. Weil ihn von jeher die älteſte Prinzeſſin bewahrte!

Prinzeſſin. Ich hab' ihn nicht mehr!

König (erſchüttert). Unglückli — (ſich beherrſchend.) Er wird ſich wieder finden!

Prinzeſſin. Nie, o nie, der Geiſt, der ihn dem Erſten unſeres Stammes gab, hat ihn von der Letzten, denn das bin ich, ſelbſt zurück gefordert!

König (für ſich). Iſt, was ich ſchon oft befürchtete, eingetroffen? Iſt ſie wahnſinnig geworden? (zum Prinzen.) Mein Prinz, die Prinzeſſin ſcheint krank zu ſein, oder vielmehr, ſie ſcheint ſich von ihrer Krankheit noch nicht ſo weit erholt zu haben, als ihre Mutter glaubte. Eine andere Stunde —

Prinz. Ich muß gehorchen! Aber wahrlich, Prinzeſſin, wenn ſie wirklich nur noch zwei Schritte bis zum Grabe hätten und ich müßte mich mit Ihnen in den Sarg legen, wenn ich dieſe zwei

Schritte mit Ihnen machen wollte — ich würde mich nicht beſinnen! (zum Grafen.) O, Walter, Du haſt mir viel von ihr geſagt und doch Nichts! Jedes Lächeln, das jemals holdſelig über eine Mädchenwange glitt, hat ſie geerbt; alle Augen, die ſeit ſechstauſend Jahren auf dieſer Erde aufblitzten und wieder erloſchen, haben ſich in dem ihrigen zu einem einzigen Strahl verdichtet! Nichts ging verloren, das gerettet zu werden verdiente, gar Nichts! Doch, ich ſoll gehen! (zum König.) Vergebung! (will ab.)

Prinzeſſin. Nein, Prinz, bleiben Sie! Sie vor Allem müſſen vernehmen, was ich zu verkünden habe. Sie, mein Vater, haben mir die Sage von dem Diamanten, an demſelben Tage, wo Sie mir den edlen Stein übergaben, mitgetheilt und unauslöſchlich hat ſie ſich mir eingeprägt. Dennoch bitte ich, ſie zu wiederholen. Sie werden bald ſehen, warum!

König (halb zum Prinzen gewendet). Ich weiß nicht, mein Prinz, wie weit Sie die Schwäche theilen oder begreifen, die, ich will es geſtehen, auch mich auf einen Stein, an den ſich viel Myſtiſches knüpft, einen höheren Werth legen läßt, als der Juwelier, der ihn abſchätzt, billigen mag. Lächeln Sie, aber hören Sie! Als Kaiſer Friedrich Barbaroſſa nach Italien zog, um das trotzige Mailand vom Erdkreis zu vertilgen, da hatte ſich ihm auch der Stammherr unſer's Geſchlechts mit ſeinen Schaaren angeſchloſſen. Wie Friedrich in Italien hauſte, das hat die Geſchichte nicht vergeſſen, der große Kaiſer glaubte, daß nie zu wenig, immer zu viel Menſchen auf Erden ſeien, er ſchonte nicht Land, noch Leute, in ſeiner Nähe verſtummten Mitleid und Barmherzigkeit, wie Kinder, die etwas Thörigtes wollen, vor einem ernſten Blick. Einſt, in der Dämmerung, ritt mein Ahn dem gewaltigen Kaiſer zur Seite, Friedrich, mittheilender wie ſonſt, ließ manchen Wink fallen, der wetterleuchtend die Gewitter der Zukunft verkündigte, mein Ahn ſah' in eine Welt voll Blut und Grauſen hinein. Da trat auf einmal den beiden einſamen Reitern eine Jammergeſtalt in den Weg. Es war ein verſtümmelter Soldat. Aus hohlen Augen blickend und ſtatt der Hand den Stumpf des linken Arms erhebend, ſah er den Kaiſer an, mit der rechten Hand hielt er mühſam den Stab feſt, auf den er ſich ſtützte, weil das Bein ihm fehlte. Friedrich winkte ihm, auf die Seite zu gehen, aber der Soldat warf ſich, ſtatt zu gehorchen, quer vor die Pferde nieder. Friedrich ritt gelaſſen über ihn hinweg, und ſetzte das Geſpräch fort, mein Ahn, ſchaudernd, nahm einen Umweg. Plötzlich ſtand die Geſtalt wieder vor ihnen, aber verwandelt, rieſig und wild; ſie griff dem Kaiſer in die Zügel und rief ihm ein Wort zu, dann wandte ſie ſich zu meinem Ahn und ſprach: Du haſt gezeigt, daß Du ein Menſch geblieben biſt, nimm dieſen Diamanten zum Lohn! So lange er bei Deinem Hauſe bleibt, iſt das Glück Dir und Deinen Nachkommen treu: dem Letzten Deines Stamm's werde ich ſelbſt ihn wieder abfordern und dem erſcheine ich, wie Du mich zuerſt geſehen haſt! Der Kaiſer, der Anfangs ſtill geworden war, lachte, als er ſah, daß mein Ahn den Stein einſteckte. „Zu Euch — rief er — hat der Prophet deutlich geſprochen, uns hat er bloß ein unverſtändliches Wort zugeraunt, das Wort Kalykidnos! Es iſt der Name Deines letzten Feindes! ſprach die Geſtalt und verſchwand. Sie lächeln nicht, Prinz? Fällt Ihnen ein, daß Kaiſer Friedrich im Bach Kalykidnos ertrunken iſt?

Prinzeſſin. Nun hören Sie mich, mein Vater! Schon in jener Stunde, wo Sie mir dieß Alles mittheilten und wo ich den geheimnißvollen Stein zum erſten Mal berührte, ging mir, wie von ihm ausſtrömend ein Todesſchauer durch die Seele, und jeder Blutstropfe, gefrierend und langſamer dahin rollend, ließ mich fühlen: Du biſt die Letzte Deines Stamms! Mir war, als ob er mein Leben, mein Blut, einſöge, ich verbarg ihn auf meiner Bruſt und dachte: er wird roth ausſehen, wenn Du ihn wieder hervor ziehſt! Wie oft ſah ich ſeitdem im Traum die Geſtalt vor mir ſtehen, die das Pfand des Glücks ſtumm und ernſt zurück forderte. Vor vierzehn Tagen ſaß ich allein, ohne meine Frauen, in einer Gartenlaube, ich hielt den Diamant in der Hand, die Sonne ſank, er funkelte, wie ein Auge, in ſeinem verdämmernden Scheideſtrahl. Ich betrachtete ihn lange und dachte an den Geiſt: als ich aufſah ſtand der Geiſt vor mir!

König. Der Geiſt!

Prinzeſſin. Ganz, wie Sie ihn beſchrieben, wie ihn der Ahnherr ſah. Ein Verſtümmelter, ohne Bein, aus hohlen Augen blickend, kein Wort, keinen Laut von ſich gebend, eine Grauengeſtalt, nicht todt, nicht lebendig. Stumm, wie er vor mir ſtand, von Entſetzen überwältigt, warf ich ihm den Diamant zu, bewußtlos, als hätt' ich ihm mein Leben ſelbſt hingeworfen, ſank ich zurück, und als ich wieder erwachte, war er ſpurlos verſchwunden. Aber ſeit jenem Abend iſt mir zu Muth, als wär' ich eigentlich ſchon todt, und das weiß ich, daß ich es bald, ſehr bald ſein werde. Denn wer ſah einen Boten aus jener Welt, und mußte ihm nicht folgen! Mutter —

(Sie wird ohnmächtig, die Königin empfängt ſie in ihren Armen.)

König (für ſich). Wäre das mehr, als Traum und Einbildung? Die Krone ſchwankt auf meinem Haupt, wenn ich's nur denke. Nein, es iſt keine Wahrheit, es ſoll keine ſein! (laut.) Hier iſt ein ungeheurer Betrug geſpielt worden, ein höchſt ſtrafbarer, den wir aber, um den Diamant nur wieder zu bekommen, auf ſich beruhen laſſen müſſen. (Er ſinnt; dann plötzlich.)

So ſei's! Das letzte und äußerſte Mittel ſei das erſte, das in dieſem dringenden Fall ergriffen wird. (gegen die Cavaliere.) Es werde ſogleich bekannt gemacht, daß ich den Stein einem Jeden, der ihn bringt, mit einer Million bezahlen, und das Verbrechen, wodurch er ihn erlangt haben mag, gar nicht ahnden, ja nicht einmal darnach forſchen will!

(Ab mit Gefolge.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Wald. Der Prinz und der Graf treten auf.

Graf. Eine ſolche Leidenſchaft, gnädigſter Herr —

Prinz. Iſt die unglücklichſte, die ſich denken läßt! Wollteſt Du das nicht ſagen? Gut. Ich gebe es zu. Aber wozu führt dieß? Nenn's Glück, nenn's Unglück, nenn's Krankheit, nenn's Geſundheit, gleich viel, aber hilf dem, den Du für unglücklich hältſt, mache den geſund, der Dir krank erſcheint!

Graf. So plötzlich, ſo unerwartet —

Prinz. Es thut mir leid, daß ich Dir etwas geſagt habe! Hätt' ich doch lieber einen Baum zu meinem Vertrauten erwählt. Er hätte mir kein Wort geantwortet. Wie herrlich! Dann hätt' ich doch auch das nicht zu hören bekommen, was mir in tiefſter Seele zuwider iſt und womit mein liebſter Freund ſo freigebig um ſich wirft. Nicht dieſe gründlichen Einwände, die ſich auf tauſend Weil's und Darum's ſtützen, und die doch an der Sache nicht das Geringſte verändern. Er hätte eben ſo ernſthaft geblickt, wie Du, er hätte ſein Haupt vielleicht eben ſo gravitätiſch geſchüttelt. Aber, wenn ich mir den Kopf an ſeinem Stamm einſtoßen wollte, ſo würde er nicht zurückweichen. Ob Du mir Dein Schwert leihen würdeſt, um dieſem gepreßten, glühenden Herzen Luft zu machen, das iſt noch die Frage.

Graf. Sie mißkennen mich, gnädigſter Herr.

Prinz. Ja, liebſter Walter? Alſo Du haſt ein Mittel? Du weißt, wie mir zu helfen iſt? Sprich! Blicke nicht länger finſter! Hab' ich Dich beleidigt? Dich — Dich will ich gern um Verzeihung bitten!

Graf. Ich ſinne —

Prinz. Laß' Dich nicht ſtören! Soll ich Dich allein laſſen?

Graf. Ich ſinne umſonſt, wollt' ich ſagen. Alles, was geſchehen konnte, iſt geſchehen!

Prinz. Alles? Alles? Dieß Alles, Du weißt es, hat zu Nichts geführt. Was iſt Dein Alles, wenn es Nichts iſt! O Walter, hätteſt Du die Unglückliche geſehen, wie ich ſie ſah, Du würdeſt jede Faſer Deines Gehirns ſo lange anſtrengen, bis ſie riſſe oder Dir diente! Aber hab' ich Dir auch Alles geſagt? Verbarg ich Dir Nichts? Weißt Du, was ich weiß?

Graf. Ich weiß, daß ſie wahnſinnig iſt!

Prinz. Wahnſinnig! Hu! Welch ein ſchaudriges Wort! Nein, Walter, brauch es nicht, dieß Wort! Wahnſinnige! Das ſind düſt're Menſchen mit verwilderten Geſichtern! Ich ſehe die Ecken, wo ſie kauern. Aber ſie! Nein, nein, das iſt kein Wahnſinn!

Graf. Sei es, was es ſei, es iſt nicht, was es ſein ſoll.

Prinz. Gott! Gott! Sie kann ſterben, indem wir reden! Nun, kalter, ſäumiger Freund, vor Deinen Ohren wiederhole ich den Schwur, den ich im Innerſten meiner Seele that: wenn ſie ſtirbt, ſo bin ich der Erſte, der nach ihr ſtirbt, mein ſchnelles Schwert ſoll dann ſogar den noch überholen, der ſchon im Todeskampf röchelt. O, der Schwur iſt thörigt! Es iſt, als ob ich ſchwüre, daß ich an einem Stoß durch's Herz wirklich ſterben wolle.

Graf. Gnädigſter Herr, ich ehre Ihren Schmerz und trage ihn, wie den meinigen, aber urtheilen Sie ſelbſt: was bleibt uns zu thun übrig? Der Diamant iſt ſpurlos verſchwunden, die Prinzeſſin glaubt, ſie muß ſterben —

Prinz. Sie muß ſterben? O, ich ahnte es wohl, daß Du nicht Alles wußteſt! Giebt's doch ein Unglück, ſo groß, daß man nicht darüber ſpricht, weil man meint, es könne Keinem unbekannt ſein, Jeder müſſe es mit fühlen, wie einen Stich durch die Welt! Seit geſtern glaubt ſie, daß ſie geſtorben iſt!

Graf. Unmöglich!

Prinz. Die ganze Nacht hatte ſie, wie gewöhnlich, aufrecht in ihrem Bette geſeſſen, und ſtill und lächelnd vor ſich hingeblickt, wie ein Kind, das in eine ſchöne Blume hinein ſchaut. Dann, mit Anbruch des Morgens war ſie ermüdet zurück geſunken. Aber auf einmal richtet ſie ſich ängſtlich auf, ſpricht: noch nicht! noch nicht! und ruft nach ihrer Mutter. Die Königin erſcheint. Schnell, Mutter, ſchnell! ruft ſie ihr entgegen. Ich wußte wohl, daß ich nicht ſterben würde, bevor ich einen Troſt für Dich erſonnen hätte! Jetzt hab' ich den und meine Stunde iſt da! Die Königin eilt auf ſie zu und ſchließt ſie in ihre Arme. Die Augen fallen ihr zu, ſie reißt ſie wieder auf und kämpft mit dem Schlaf, als ob ſie mit dem Tod zu kämpfen glaubte. Doch die erſchöpfte Natur erliegt, die Mutter lehnt ſie leiſe zurück, noch im Schlaf bewegt ſie die Lippen. Lange, lange hatte ſie nicht mehr geſchlafen, man hoffte Alles von dieſer tiefen, erquicklichen Ruhe. Schreckliche Täuſchung! Gegen den Abend erwachte ſie. „Endlich! Endlich! — rief ſie aus — o, der Weg iſt weit!“ Dann ſchaute ſie mit Verwunderung auf ihre Umgebung. „Sah ich denn das Alles nicht ſchon da unten auf jenem Stern, den ſie die Erde nennen, oder ſchwimmt es mir nur noch vor den Augen und verhüllt mir den Glanz des Himmels?“ So ſprach ſie leiſe vor ſich hin. Die Königin trat in die Thür. „O, Dich kenn ich wohl — rief ſie ihr entgegen — Du biſt meine Mutter, wie ſchön, daß das liebſte Bild das erſte iſt, welches mir hier erſcheint!“ Thränen traten der Königin in die Augen. „So ſieht meine arme Mutter wohl jetzt aus — ſprach die Kranke — hat ſie mich denn nicht verſtanden, als ich ſie tröſtete?“ Nun warf ſie ſich auf die Kniee und betete, dann ſtand ſie wieder auf und ſprach: „ich habe Gott angefleht, daß er meiner Mutter mein Bild vorführen möge, wie mir das ihrige, ich will lächeln, damit auch ſie lächle, wenn ſie mich im Traum erblickt und ſieht, wie glücklich ich bin!“ Nun lächelte ſie, als ob ſie verzückt wäre. Genug, ſie glaubt ſich geſtorben, und was das Entſetzlichſte iſt, ſie nimmt nicht Speiſe und Trank mehr zu ſich!

Graf. Das läßt ja ſelbſt für den Fall, daß der Diamant wieder entdeckt würde, kaum noch Hoffnung zu!

Prinz. Da ſind die Aerzte Gott Lob anderer Meinung. Sie glauben, daß der Anblick des Steins eine augenblickliche Kriſis herbei führen wird. Und warum ſollten die Wahngebilde nicht ſchwinden, ſobald ihre Quelle verſtopft iſt? Nur darum handelt ſich's, wie man den Stein auftreiben ſoll.

Graf. Der Stein wird ſich finden. Das königliche Mandat, das dem Bringer, ſtatt Strafe, eine Million ſichert, bürgt mir dafür. Vielleicht iſt er ſchon da. Wir ſollten an den Hof zurück kehren!

Prinz. Wer hält es aus, dem gränzenloſen Elend im Gefühl ſeiner Ohnmacht fort und fort gegenüber zu ſtehen, das Liebſte, das Theuerſte hinſchwinden zu ſehen und ſich immer zu wiederholen: Du kannſt Nichts thun! O, ich werde raſend, wenn ich mir denke, daß das holdſeligſte Weſen der Erde vielleicht eines jammervollen Todes ſterben muß, weil irgend ein ängſtlicher Geizhals nicht früh genug mit ſich fertig werden kann, ob er dem Wort eines Königs trauen dürfe oder nicht. Nein, Walter, an den Hof kehre ich erſt dann zurück, wenn das höchſte Entzücken oder die tiefſte Verzweiflung mich ruft. Bis dahin wollen wir ſtreifen, reiten. Du meinteſt geſtern, der Zufall allein könne helfen. Wohlan, ich will mir einbilden, der Zufall ſei um ein Werkzeug verlegen und ſuche mich, wie ich ihn! (Beide ab.)

Zweite Scene.

Wald. Doctor Pfeffer und Meiſter Block treten auf.

Block. Nun, Doctor? Ihr habt mich wieder angeführt. Zum wie vielten Male iſt's doch?

Dr. Pfeffer. Ihr habt Recht, es iſt hier heiß, ſehr heiß. Das ſtellt einen Wald vor und giebt nicht ſo viel Schatten, daß zwei Leute daran genug haben. Man ſchwitzt, als ob man dafür bezahlt würde, und was wettet Ihr, wenn wir eine Quelle antreffen, und unſer'n Durſt einmal auf ſchnöde Weiſe löſchen wollen, ſo hat ſich eben vorher ein Ratz darin erſäuft. Der Teufel hole die Nadelhölzer! Sie qualmen, als ob ſie Taback rauchten.

Block. Ich ſprach nicht von der Hitze und vom Durſt.

Dr. Pfeffer. Nicht? Wovon denn? Wer gebraten wird und an etwas Anderes, als an's Feuer denkt, oder an's Waſſer, das das Feuer auslöſchen kann, der iſt keine Creatur, die Gott gemacht hat.

Block. Ich habe jetzt zwei Tage über Eure Schnurren und Einfälle gelacht. Seid zufrieden! Endlich werd' ich Euch ein ernſthaftes Geſicht zeigen.

Dr. Pfeffer. Und Ihr nehmt das Muſter nach Eurer Frau. Richtig! So ungefähr ſah ſie aus, als Ihr das letzte Mal betrunken mit mir zu Hauſe kamt. Nur die Augbraunen müßt Ihr noch ein wenig à la Jupiter zuſammen ziehen. Ihr wißt doch, wer Jupiter iſt? Ich will's Euch ſagen, damit Ihr nicht das alte Adreßbuch nachſchlagt, das ſich aus der Stadt zu Euch verirrt hat. Er iſt ein abgedankter Gott!

Block. Doctor, es iſt ſchändlich von Euch, daß Ihr einen Mann, dem Ihr ſo viel ſchuldig ſeid, aufzieht, wie Ihr nur könnt. Ich habe noch immer vor meinem Gläubiger gezittert, wenn ich einmal einen hatte, und ſo iſt's in der Ordnung! Aber Ihr ſeid ein Schuldner, der ſeinen Gläubiger zwingt, vor ihm zu zittern! Und doch hab' ich Euch ſo viel geborgt, als Ihr in dritthalb Jahren verzehren konntet!

Dr. Pfeffer. Warum macht Ihr Euch nicht bezahlt? Werdet krank, und ſteht nicht eher wieder auf, als bis ich den letzten Heller mit Receptſchreiben abverdient habe. Mich habt Ihr ja immer in Händen.

Block. Hab' ich denn Recht? War wirklich Alles Lüge, was Ihr ſagtet? Ich hoffte, Ihr ſolltet widerſprechen!

Dr. Pfeffer. Was ſagte ich, Block?

Block. Nun, nicht daß Ihr Euch erinnert, denn Ihr habt für Eure Flauſen ein gutes Gedächtniß, nur daß Ihr Euch ſchämt! Als meine Frau Euch diesmal die Rechnung brachte — ſie ſetzt ſie alle Jahr einmal auf, aber ſie hat, wie Ihr wißt, Nichts davon, als daß ſie's Schreiben nicht ganz vergißt — da nahmt Ihr einen hohen Ton an, danktet ihr und mir in Worten, die faſt zu vornehm für Euch und uns waren, für die lange Nachſicht, und thatet einen feierlichen Schwur, daß Ihr nun Ernſt machen wolltet. Ich wurde Euch ordentlich gut, als ich Euch ſo vernünftig ſchwören hörte, meine Frau ſchmunzelte und zeigte die Zähne, die ſie nicht mehr hat, wir glaubten alle Beide — man ſollte ſich ohrfeigen, indem man es geſteht, denn woher ſollt Ihr Geld nehmen? Bärte ſcheeren wollt Ihr nicht, und vor Krankheiten hüten die Leute auf dem Lande ſich, und wenn ſie welche bekommen, ſo bekümmern ſich die Wenigſten um Eure neue Lehre, daß, wer ſtürbe, ohne den Arzt gerufen zu haben, von Gott als Selbſtmörder gerichtet werde. — Aber wir glaubten alles Ernſtes, daß Ihr gleich einen vollen Beutel hervor ziehen würdet!

Dr. Pfeffer. That ich das nicht?

Block. Thatet Ihr es je? Fragt noch! Nun ſetztet Ihr Euch an den Tiſch, ſtütztet den Kopf und machtet ein mitleidiges Geſicht. „Der Menſch hat mich beleidigt, das iſt wahr — ſpracht Ihr, wie zu Euch ſelbſt — aber ich will das vergeſſen, ich will barmherzig ſein, denn was muß er jetzt nicht aushalten! Er iſt drei Mal ſo dick, als ein Anderer, er leidet auch drei Mal ſo viel Schmerz!“ Meine Frau ward neugierig und fragte Euch, wen Ihr meintet. „Den Richter Kilian in Walddorf, wen ſonſt?“ — Iſt der krank? — „Krank? Zum Sterben! Ich ſage Dir, Brigitte, wenn all die Creaturen, die ſein Wanſt verſchlungen hat, wieder lebendig würden und von ihm ihr Fleiſch zurückforderten, wenn die Kalekuten ſich über ſeine rothe Naſe hermachten, wenn die Hühner mit einander um ſeine Augäpfel kämpften, die Schweine und Ochſen um ſein Eingeweide, es wäre Nichts gegen die Qualen, die er jetzt erduldet. Und was das

Schlimmſte iſt, der Mann weiß, daß ich ein Chriſt bin und traut mir doch nicht zu, daß ich verzeihen kann, er wagt nicht, zu mir zu ſchicken, weil er glaubt, daß ich ihm eine alte Eſelei nachtrage, aber Hunderte würde er geben, wenn ich von ſelbſt käme!" — So thut's doch! So geht doch! Eure Stiefel ſind blank, Euer Rock iſt gebürſtet! — Nun ſtandet Ihr auf, klopftet ihr auf die Schulter und ſpracht: ich ſchlug Dir noch nie etwas ab, Brigitte, ich will auch heute thun, was Du willſt, aber nun mach' auch keine Umſtände und rücke mit einigen Thalern zur Reiſe heraus. Ich will mir gleich, wie ich ankomme, vom Richter das Doppelte wieder geben laſſen, Dein Mann kann mitgehen und es in Empfang nehmen; giebſt Du zwei Thaler, ſo bekommſt Du vier, giebſt Du vier, ſo bekommſt Du acht, giebſt Du einen, ſo bekommſt Du freilich nur zwei. — Sie ließ ſich locken und gab das Geld, ich —

Dr. Pfeffer. Ich habe es mit vertrinken helfen! Oder iſt das etwa nicht wahr? Hab' ich allein einen guten Tag gehabt? Pfui, ſchäm' Dich, undankbare Creatur! Ohne mich hätt'ſt Du im Schweiß Deines Angeſichts Deine Kartoffeln bearbeiten müſſen! Jetzt thut's Dein Weib für Dich!

Block. Ich merkte ſchon geſtern Unrath. Gleich in's erſte Wirthshaus hinein. Stunden lang geſeſſen. „Wollen wir nicht weiter?" „Laß den Kerl nur noch zappeln. Je größer die Noth, je willkommener der Retter.“ So ging's fort. Nun ſind wir ſo dicht vor Schildburg, daß wir die Eierkuchen, die die Leute backen, ſchon riechen können, und ich fürchte, der Erſte, der uns friſch und geſund entgegen kommt, iſt der Richter.

Dr. Pfeffer. Das iſt möglich. Aber weißt Du, wie wir's dann machen? Ich ſtelle mich hinter einen Baum, Du fällſt über ihn her und ſchlägſt ihn halb todt. Sobald er für ein Krankenlager von drei Monaten genug hat, tret' ich hervor, verjage Dich und verbinde den Verwundeten. Dann habe ich einen Patienten und wir haben alle Beide Geld. Was meinſt Du?

Block. Ich habe keine Antwort, die ſo ſchlecht iſt, daß ich ſie auf eine ſolche Frage wegwürfe. Was, wär' es nicht genug, daß ich mich krank ſtellen muß, ſo oft Ihr's verlangt, drei, vier Mal des Jahres und mehr, damit Ihr Euch hinterdrein mit meiner Herſtellung brüſten könnt? Glaubt Ihr, es ſei ein Spaß, ſo vor den Leuten, die Einen beſuchen, zu ächzen und zu ſtöhnen, wenn man Nichts fühlt, über Appetitloſigkeit zu klagen, wenn der Magen ſich vor Hunger umkehrt, mit geſunden Lungen zu röcheln und ſo weiter? Aber ich thu's auch nicht wieder. Das letzte Mal hab' ich genug gekriegt. Wollene Decken mitten im Sommer? Probirt's ſelbſt!

Dr. Pfeffer. Hör', Block!

Block. Nun dutzt Ihr mich gar, als ob ich ein Junge wär! Freilich, es iſt Eure Art, Beleidigungen dadurch zurück zu nehmen, daß Ihr ſie verdoppelt. Ich werd's nie vergeſſen, daß Ihr dem Schulzen mit einem Lümmel antwortetet, als er für einen Schlingel Genugthuung verlangte, und daß Ihr auf den Lümmel einen Hundsvott folgen ließt, als er den Lümmel nicht verſchlucken wollte!

Dr. Pfeffer. Block, Du ſollſt mich wieder dutzen! Kann ich Dir einen größer'n Beweis meiner Freundſchaft geben? Du ſollſt mich dutzen und mich auch wenn ich nüchtern bin unter den Arm faſſen!

Block. Ich bedanke mich! Davon hätt' ich ſelbſt den meiſten Schaden. Nun kommt doch wohl noch hin und wieder Einer zu Euch, und holt ſich ein Pulver gegen's Fieber. Sähen ſie mich mit Euch Arm in Arm gehen, ſie vertrauten Euch keine Katze mehr zum Kuriren an. Das glaubt mir, ich weiß, was ich gelte. Nein, auf der Straße bin ich bis zum jüngſten Tag der Mann, der reſpectvoll den Hut vor Euch abzieht. Aber ſagt doch einmal, was wollt Ihr vorbringen, wenn wir wieder zu Hauſe kommen? Denn das iſt's, was mir am meiſten am Herzen liegt.

Dr. Pfeffer. Wir haben den Richter ſchon im Sarg angetroffen.

Block. Und wenn er in demſelben Augenblick vorbei reitet?

Dr. Pfeffer. Dann iſt's ein Geſpenſt zu Pferde!

Dritte Scene.

Benjamin (tritt auf und hält ſich den Bauch). Au weh, au weh! Das iſt ein Bauch! Läßt lieber die Eingeweide fahren, als den Stein! Anderthalb Tage ſchlepp' ich den Diamant nun ſchon mit mir herum! Lebkuchen und Häringe hab' ich durch einander gegeſſen und einen Trunk friſcher Milch darauf geſetzt. Nichts ſchlägt an. Der Stein bleibt, wo er iſt, aber Bauchgrimmen bekommt man, als ob man gebären ſollte, und eine ganze Armee auf einmal. Hab' ich den Tod verſchluckt? Soll das Kleinod mich unter die Erde bringen? Im letzten Wirthshaus beſah ich mich im Spiegel. Ich hätte ſchwören mögen, ich ſähe einen Fremden, ſo hatte der Schmerz mich mitgenommen. Au!

Block. Gottes Segen! Hört Ihr nicht?

Dr. Pfeffer. Jammertöne! Aber vielleicht von einer kreiſenden Eidexe, bei der noch kein Accoucheur einen Heller verdient hat.

Block. Nein, nein, dort ſteht ein Menſch!

Dr. Pfeffer. Wirklich? Nun ja!

Block (ruft). Nur näher, Freund!

Dr. Pfeffer. Warum? Das iſt Einer von denen, die augenblicklich geſund werden, wenn ſie den Arzt kommen ſehen.

Block. Ihr könnt nicht wiſſen, was ihm fehlt.

Dr. Pfeffer. Zahnweh! Eine Kolik! Uebel, die jede alte Vettel vertreiben, die man durch Flieder thee, durch einen heißen Stein, in die Flucht ſchlagen kann! Eine ordentliche Krankheit gibt ſich auch wohl mit einem Schacherjuden ab!

Block. Alſo auch hiebei kommt's auf den Rang an?

Dr. Pfeffer. Schäm' Dich! Drittehalb Jahre laß' ich's mir nun ſchon bei Dir im Hauſe gefallen, und noch nicht ſo viel haſt Du gelernt? Geſundheit! Nun ja, die kann man umſonſt haben! Man grabe, man eſſe ſchwarzes Brot, man ſaufe Waſſer und verderbe ſich den Magen nicht öfterer, als man auf eine Hochzeit kommt, das heißt drei Mal im Ganzen, das erſte Mal, wenn man ſelbſt Hochzeit macht, das zweite und dritte Mal, wenn man dem Sohn und dem Enkel die Hochzeit ausrichtet. Das gibt Cadaver, wie von Leder, Fraß für Jahrhunderte, den ſelbſt das Grab nicht ohne Beihülfe von ungelöſchtem Kalk verdauen kann. Aber eine Krankheit, eine reſpectable, die Einem was zu denken gibt, Einem den Patienten unter den Händen wegſtiehlt und drei Facultäten auf einmal betrügt, die Theologie um eine Seele, die Jurisprudenz um's Teſtament und die Medicin um ein Leben, ja ſolch eine Krankheit macht ſich mit dem Pöbel nicht gemein, die ſieht ſich nach vollen Bechern um, nach indianiſchen Vogelneſtern und arabiſchen Specereien, die verlangt Tauſendthaler-Sünden, die iſt zu rar, zu theuer für's Geſchmeiß!

Benjamin. Au weh!

Dr. Pfeffer. Schweig', Jude, oder komm' heran! Der Kranke iſt eine Beleidigung für den Arzt, wie der Sünder für den Prieſter.

Benjamin (nähert ſich, zu Block). Wer iſt der Mann?

Block. Ein Doctor, wer ſollt' es ſonſt ſein!

Dr. Pfeffer. Was fehlt Dir? Kannſt Du Einem die Hand nicht reichen, daß man Deinen Puls fühlt? Zunge heraus! Du haſt den edlen Muskel nicht zum Wimmern erhalten, ſondern um ihn auszuſtrecken! Ein wahrer Recrut! Kennt kein einziges Manöver! Zunge eingezogen! Fühlſt Du's denn nicht, daß ſich ein hungriges Fliegenpaar darauf niederläßt, um auf Deine Koſten zu Mittag zu eſſen? Aufgeſchaut! Antwort! Wo hapert's?

Benjamin. Herr, ich habe einen Stein verſchluckt, und muß ſterben, wenn mir nicht bald geholfen wird!

Dr. Pfeffer. Einen Stein? Was für einen Stein?

Benjamin. Was für einen Stein? Was meint Ihr damit? Einen Stein von der gemeinſten Art, von der allergemeinſten! Ihr denkt wohl gar an Edelſteine? Ein nichtsnutziger Kieſel! Doch nein, ich will ehrlich ſein, beſchwören kann ich's nicht, daß es ein Kieſel war. Möglicherweiſe ein Quarz.

Dr. Pfeffer. Wie kam man dazu, den Kieſel zu verſchlingen?

Benjamin. Wie? Wie? Au weh! Das — das will ich Euch ſagen, ausführlich, genau, ſobald Eure Kunſt mich wieder von dem Stein befreit hat.

Dr. Pfeffer. Ein ſonderbarer Caſus!

Benjamin. Sonderbar? Wie ſo? Daß ich nicht wüßte! Man frühſtückt, man iſt hungrig, ſehr hungrig, man läßt ein Stück Brot fallen, man bückt ſich darnach, hebt's auf, verſchlingts unbeſehens, denn man lieſt zugleich die Todesanzeige eines geliebten Freundes in der Zeitung, und ſiehe da, der Stein, der Einen bei'm Bücken zwiſchen die Finger gerieth, wird mit verſchluckt, vielleicht, wer kann's ſo genau wiſſen, ein Paar Stecknadeln obendrein!

Dr. Pfeffer (zu Block). Der Jude wird mir verdächtig! (Zu Benjamin.) Woher das blaue Auge? Mit auf die Welt gebracht, nicht wahr?

Benjamin. Giebt's hier herum nicht Bäume genug, ſich daran zu ſtoßen, wenn man haſtig rennt?

Dr. Pfeffer. O ja! Aber warum rennt man ſo haſtig, daß man, wenn man vielleicht ein Dieb iſt, ſich ſelbſt für den Steckbrief zeichnet?

Benjamin. Warum? (Für ſich.) Ich will mich lieber vor der Thür eines Gefängniſſes zum Ausruhen niederſetzen und zur Unterhaltung einen Strick drehen, als dem noch drei Fragen beantworten! (Zu Doctor Pfeffer.) Ihr glaubt wohl, daß Jemand hinter mir her war? Gerade umgekehrt, ich war hinter Einem her, und bei Gott, wenn ich an den Böſewicht denke, ſo fühl' ich meinen Schmerz nicht mehr!

Schelm, Schelm, Du ſollſt mir nicht entgehen! (Er ſtellt ſich, als ob er Jemand verfolgen wolle.)

Dr. Pfeffer. So entkommt man einem ehemaligen Senior nicht! (Zu Block.) Haltet den Burſchen einmal feſt!

Block (legt die Hand an Benjamin).

Benjamin (reißt ſich los und eilt fort, bleibt aber plötzlich ſtehen, denn)

Vierte Scene.

Jacob (tritt ihm entgegen).

Dr. Pfeffer (zu Block). Schämt Euch! Ein Rieſe, wie Ihr, läßt einen Zwerg, wie den, entwiſchen?

Block. Nun vergrößert Ihr mich doch offenbar nur, um mich zu verkleinern!

Jacob. Sieh da, der Jude! Nun bin ich ein Mörder, ſobald man ein Vaterunſer betet. Ob ich gleich über ihn herfalle? Daß ich ein Narr wäre! Erſt will ich wiſſen, wo der Stein blieb. Ich bin ein Schuft, wo ich ihn erſchlage, wenn er mir das nicht zuvor ſagt! (Zu Benjamin.) Heda! Was dünkt Dir zu dieſem Knittel? Findeſt Du ihn dick genug?

Benjamin. Was wollt Ihr? Ich kenn' Euch nicht! (Für ſich.) Das konnt' ich faſt beſchwören. Ich ſah nicht auf ihn, ſondern nur auf den Diamant!

Jacob (tritt näher). Kennſt mich nicht?

Benjamin. Doch! Doch! Bleibt nur, wo Ihr ſeid, ich beſinne mich auf Euch! Vergebt, kurzſichtig hat Gott mich erſchaffen, mir iſt's begegnet, daß ich den eignen Vater für einen Fremden hielt und ihn nach Herkunft und Geſchäft fragte.

Jacob. Wo haſt Du meinen Stein?

Benjamin. Ihr meint den Stein, den ich Euch für einen Thaler abkaufte? Den hab' ich an einen Drechsler gegeben, um mir — ich ſagte es Euch — einen Stockknopf daraus machen zu laſſen, aber er iſt zerſprungen, mein Stock — Ihr ſeht's, der Beweis iſt da — iſt noch immer ohne Knopf. Ihr habt mich angeführt, doch ſag' ich das nicht, um es Euch vorzuwerfen, warum ſah ich nicht beſſer zu!

Jacob. Lug und Trug! Her mit dem Stein, oder — Siehſt Du den Regenwurm hier, und ſiehſt Du, wie ich ihn zertrete? Du ſahſt Dein eignes Schickſal!

Benjamin. Sprecht doch nicht ſo laut von dem Stein! Es ſind Leute in der Nähe, kann nicht der Eigenthümer darunter ſein? Der Stein — nun ja, er hat einen gewiſſen Werth, es iſt —

Jacob. Ein Edelſtein!

Benjamin. Das nun wohl nicht, aber es gibt vielleicht noch außer Euch Leute in der Welt, die ihn dafür halten, wenn man verhütet, daß ſie ihn anders, als bei Zwielicht ſehen. Nun hört mich ruhig an. Aber Eins ſagt mir zuvor: glaubt Ihr, daß ein Menſch, wie ich, ein Gewiſſen hat, oder nicht?

Jacob. Hund, Du haſt mich beſtohlen. Meinſt Du, ich werde Ja ſagen?

Benjamin. Alſo Ihr ſagt Nein? Um ſo beſſer! Denn um ſo größer wird die Scham ſein, die Ihr empfindet, wenn ich Euch nun gleich durch die That das Gegentheil beweiſe. Wißt Ihr, warum ich Euren Stein heimlich einſteckte? Nur weil ich Euch bereit ſah, ihn ganz unterm Werth weg zu ſchleudern. Ihr fordertet hundert Thaler, Ihr hättet ihn auch für fünfzig gegeben, könnt Ihr's läugnen? Ich trug die Lumperei nicht bei mir, aber ſchon ſah ich von fern einen Anderen von unſeren Leuten auf Eure Hütte zukommen. Ich dachte: der Bauer wird den heranrufen, wie er dich heran gerufen hat, und ſein Kleinod iſt für dich, wie für ihn ſelbſt, verloren. Nein, rief ich aus, das ſoll nicht geſchehen! Lieber willſt Du ſelbſt einen ſcheinbaren Diebſtahl begehen, als zulaſſen, daß ein armer einfältiger Mann — das ſeid Ihr doch, nicht wahr, Ihr ſtimmt mir bei, Ihr nickt! — durch den ärgſten Gauner um ſein ganzes Lebensglück betrogen werde. Ich nahm den Stein und ging. Aber wißt Ihr, wie ich wieder zu kommen dachte? Zwei Säcke voll Geld unter dem Arm. Heran ſchleichen wollt' ich mich, mich unter'm Fenſter verſtecken und durch die Scheiben eine Handvoll nach der anderen hineinwerfen. Dann wollt' ich mich aufrichten und vor Euch hintreten, und Euch fragen, was ich für ein Mann ſei. Um dieſe Ueberraſchung habt Ihr Euch ſelbſt gebracht!

Jacob. Wo ſind die Geldſäcke?

Benjamin. Hab' ich denn den Stein ſchon verkauft? Hab' ich ſchon Einen damit angeführt?

Jacob. Dann her mit dem Stein!

Benjamin. Wie Ihr wollt! (Greift in die Taſche.) Was iſt das? Ei, eben hatt' ich ihn ja noch! (Zu Jacob.) Schaut Euch doch mal um, ob Ihr ihn nicht liegen ſeht! Verfluchter Schneider! Das ſind Taſchen! Von der Seite kam ich her!

Jacob (dreht ſich um).

Benjamin (ſucht zu entſpringen).

Dr. Pfeffer (vertritt ihm den Weg).

Jacob (zu Benjamin). Was, Hund? Willſt davon laufen und mir nicht einmal ſuchen helfen? (Zu Doctor Pfeffer.) Tretet nicht ſo viel hier herum! Mir iſt hier durch den Juden ein Edelſtein verloren gegangen.

Dr. Pfeffer. Glaubſt Du's dem Juden?

Jacob. Nun Ihr mich ſo gefragt habt, nicht mehr!

Block. Noch eben bat der Jude den Doctor um Hülfe, weil er einen Stein verſchluckt habe. Wenn er Euch alſo einen Edelſtein ſtahl, ſo trägt er ihn ganz gewiß im Bauch!

Jacob. Im Bauch?

Dr. Pfeffer. Aber Bauer, es iſt nicht recht glaublich, daß Du Beſitzer von Edelſteinen biſt.

Jacob. Nein, Herr, das iſt wahr. Geht's mir doch ſelbſt ſo, wie ſollt' es Euch anders gehen. Wenn ich mich vom Kopf bis zu den Füßen betrachte, kommen mir ſo viele Zweifel, als ich Löcher in meinem Rock und Riſſe in meinen Stiefeln bemerke. Aber dann ſag' ich mir wieder, was ich mir gleich ſagte: wenn der Stein wirklich keinen Werth hätte, würde der Jude ihn geſtohlen haben? Nun hör' ich ſogar, daß er ihn verſchlungen hat. Ich bitt' Euch: wird er Quarze und Kieſel verſchlingen?

Dr. Pfeffer. Das iſt wahr. So nimm den Kerl bei'm Kragen und ſchlepp' ihn vor den Richter. Ich begleite Dich.

Jacob. Das will ich thun! (Zu Benjamin.) Marſch, Spitzbube! (Er zieht ein Meſſer heraus.) Vor mir hergeſchritten, wie ein Recrut vor dem Korporal. Und bei der erſten verdächtigen Bewegung, die Du machſt, fährt Dir die Klinge in's Genick! Ja! Und ſingen ſollſt Du unterwegs, Lieder ſollſt Du ſingen, luſtige oder traurige, wie Du willſt, damit Du keine Zeit haſt, Lügen zu ſpinnen?

Dr. Pfeffer. Du erzählſt mir, während wir gehen, wie Du zu dem Stein gekommen biſt!

Jacob. Nun? (ſingt) „Ein freies Leben führen wir!"

Benjamin (ſtimmt mit ein). „Ein Leben" — (Beide ab.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Gerichtsſtube. Richter Kilian. Jörg.

Kilian. Es bleibt dabei, Jörg. Ihr ſchickt Euren Jungen regelmäßig zur Schule, oder —

Jörg. Oder —

Kilian. Oder es gibt was!

Jörg. Ich thu' es aber doch nicht!

Kilian. Jörg, ich verwundre mich. Ihr ſeid in allen Dingen ſo folgſam, daß Ihr für Einen durch's Feuer lauft, und Euch nicht einmal die Sohlen bezahlen laßt. Und gerade hierin ſo halsſtarrig! Wenn Euer Junge Euch bei der Arbeit helfen könnte, ſo wollt' ich's noch begreifen und ein Auge zudrücken, aber den ganzen Tag liegt der Maulaff an der Landſtraße, und neckt ſich, da es an andern Spielcameraden fehlt, mit den Hunden, die vorüber laufen. Es iſt eine Schande!

Jörg. Herr Richter Kilian, es iſt aber doch ein heimlicher Menſchenverſtand dabei!

Kilian. Den mögt' ich kennen lernen!

Jörg. Ei was! Der Junge ſoll nicht klüger werden, als ſein Vater iſt. Er iſt mir ſchon jetzt zu klug. An keinem Bäcker- oder Schuhmacher-Schild kann ich mit ihm vorübergehen, er lieſ't herunter, was darauf ſteht, als ob's Nichts wäre, und macht mich ſchamroth. Laß' ich ihn noch weiter kommen, ſo verliert er zuletzt allen Reſpect vor mir.

Kilian. Dummheit! Es bleibt bei dem, was ich ſagte!

Jörg. Und auch bei dem, was ich ſagte. Das Schulgeld bezahl' ich, nach wie vor, und eſſe nur alle vierzehn Tage Fleiſch, um es zuſammen zu bringen. Aber haben will ich Nichts dafür, dazu hab' ich den Jungen nicht gezeugt, daß ich mich vor ihm ſchämen will. (Ab.)

Zweite Scene.

Kilian (allein). Das iſt nun das dritte Mal, daß ich den Menſchen ermahne. Es hilft Nichts, man muß ihm anders kommen. Morgen mag's noch hingehen, denn er iſt noch einen Tag für mich mit dem Heumachen beſchäftigt, aber übermorgen ſchmeiß' ich ihn in's Loch. Es ſaß ohnehin ſchon lange Keiner mehr darin, und die Ratten werden gar zu übermüthig, wenn man ihnen nicht dann und wann zeigt, daß das Gefängniß nicht für ſie allein da iſt. Der alte Kaſten wird ſeinen Eigenſinn bald brechen, es gibt keinen beſſer'n in der Welt, man braucht die Miſſethäter nur hinein zu ſetzen, ſo bekennen ſie Alles, blos um wieder heraus zu kommen, bevor er zuſammen bricht und ſie erſchlägt. Man bringe mir Räuber, Mörder, die ärgſten Frevler: ich verbürge mich, daß ſie in ſich gehen werden, ſobald der Wind aus Nordoſt bläſ't. Darum laß' ich auch Nichts daran repariren, keine Fuge zuſtreichen, keinen Dachziegel einhängen. (Er kramt unter Papieren.) Ei, ei, Kilian, du haſt ja das neue Mandat noch nicht geleſen! (Er nimmt's und lieſt.) Königliche Majeſtät vermiſſen einen Diamant; wer ihn wieder liefert — — (Er wirft's fort.) Was quäl' ich meine alten ausgedienten Augen! Auf dem Lande giebt's keine Diamanten-Diebe, denn es gibt keine Diamantenkenner, mich ausgenommen, und ich bin niemals in der Königlichen Schatzkammer geweſen, alſo habe ich auch Nichts daraus geſtohlen. (Er ſieht noch einmal in's Mandat.) Man ſoll forſchen, paſſen — (Er wirft's wieder von ſich.) Ich könnte höchſtens die Elſtern und Staarmätze herunter ſchießen laſſen, die etwa vorüber fliegen, die ſollen ja zuweilen Edelſteine und Kleinodien im Schnabel bei ſich führen.

Dritte Scene.

Schlüter (tritt ein). Herr Richter —

Kilian. Gibt's Buckel vor der Thür, die zu bläuen ſind? Herein damit! Er ſoll mir darüber her, und ſo lange, bis es ihm reizender däucht, geprügelt zu werden, als zu prügeln!

Schlüter (ab).

Kilian. Der liegt den ganzen Tag in meinem Hauſe herum, und um ſeine Faulheit zu verdecken, ſtellt er ſich, als ob ihn der Dienſt beſchäftige. Mich ſoll der Teufel holen, wo ich nicht manchen Vagabunden durchwackeln ließ, blos um ihm eine ungelegene Motion zu machen! Der Kerl ſieht mir bei Allem auf die Finger! Man kann keinen Mittagsſchlaf halten, er weiß auf die Minute, wie lange er gedauert hat!

Vierte Scene.

Benjamin. Jacob. Dr. Pfeffer. Block und Schlüter treten ein.

Benjamin. Endlich bin ich am rechten Ort!

Dr. Pfeffer. Was fällt dem Juden ein?

Benjamin. Herr Richter, wem ſteht das erſte Wort zu, dem Kläger oder dem Verklagten, dem Angeber oder dem Dieb?

Kilian. Dem Kläger, dem Angeber, wem ſonſt?

Benjamin. Nun, der bin ich!

Jacob. Du?

Benjamin. Ich, Bauer, ich! Hier fürchtet man ſich nicht mehr vor gezogenen Meſſern, hier hat man Muth, denn man hat Schutz, hier wird man ſprechen, wie man muß, ohne Furcht, ohne Anſehen der Perſon. Und alſo trete ich vor, ich, Benjamin, Salamons Sohn, und erkläre, daß dieſer Bauer, den ich nicht zu nennen weiß, einen Diamanten geſtohlen hat; er ſelbſt wird am beſten wiſſen, wem!

Jacob. Nun, Jude, Dich ſoll —

Benjamin. Balle nur die Fäuſte, Bauer — Du ſiehſt, hier dutzt man wieder, wenn man gedutzt wird — verdrehe die Augen und zeig' die Zähne! Die Unſchuld lächelt und zupft ſich (er thut's) die Manſchetten zurecht, denn ſie hat an Nichts zu denken, keine Ränke zu ſpinnen, keine Lügen zu erſinnen, aber das böſe Gewiſſen, man ſieht's an Dir, iſt, wie ein ſpaniſch Fliegenpflaſter, das zu ziehen beginnt, es verzerrt die Geſichter.

Jacob. Herr Richter —

Benjamin. Bauer, laß' mich ſprechen! Ich weiß, was Du ſagen willſt. Du willſt ſagen, ich habe Dir den Diamant geſtohlen!

Jacob. Ja, Schuft!

Benjamin. Und das, Herr Richter, ſagt der Menſch nicht ohne allen Grund. Aber ich frage, ob Derjenige, der bei einem Bettler den reinſten Diamant antrifft, und dieſen Diamant, bevor er bei Seite gebracht, vergraben oder aus dem Lande geſchafft wird, zu ſich ſteckt, um damit auf's Gericht zu eilen, ich frage, ob ein Solcher den Diamant ſtiehlt. Nein? Nun, dann hab' auch ich den Diamant nicht geſtohlen, ſondern eine That verrichtet, die um ſo edler iſt, je leichter ſie verkannt und gemißdeutet werden kann. (Zu Doctor Pfeffer.) Ich ſprach zu Euch von einem Kieſel, nicht? Wenn Ihr Herr Richter Kilian wärt, ſo würde das ein arges Verbrechen ſein! Aber nicht dem Unbekannten, der mir mitten im Walde entgegen trat und den der Schatz zu Mord und Todſchlag verlocken konnte, nur der Obrigkeit, bin ich Wahrheit ſchuldig. (Zu Jacob.) Ich ſagte zu Dir, ich hätte den Diamant verloren, nicht? Warum that ich das wohl? Nur, um nicht vor der Zeit ſtumm gemacht, um nicht auf dem Wege zum Gericht erſchlagen zu werden. Jetzt will ich's verkünden, wo ich den Diamant verborgen habe. Hier, in meinem innerſten Eingeweide. Ja, Herr Richter, ſo weit ging ich in meinem Eifer für's Recht. Ich fürchtete, der Dieb mögte mir nacheilen und mir den Stein wieder abjagen, darum verſchlang ich ihn, denn ich wollte lieber ſterben, als eine That unverrichtet laſſen, die mir zur ewigen Ehre gereichen muß. Lohn begehre ich nicht, nur das Zeugniß, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und noch etwas mehr.

Dr. Pfeffer. Bravo, Jude! So erfährſt Du's am Schnellſten, ob der Richter ein Eſel iſt!

Kilian. Ein Diamant? (Er ergreift das Mandat.) Da kommt eine Sache, wie man ſie gerade braucht, um Sinn und Verſtand zu verlieren. (Zu Benjamin.) Was für ein Diamant? Iſt er groß oder klein?

Jacob. Klein. Sehr klein.

Benjamin. Groß, ſehr groß! Herr Richter, Ihr bemerkt doch, wie der Bauer lügt, Alles verdreht? Der Diamant iſt größer, als ein Tauben Ei, und er nennt ihn klein.

Jacob. Nun, ich denke, eine Taube iſt noch ſehr klein, dann kann ein Tauben Ei doch wohl nicht groß ſein?

Kilian (ſieht in's Mandat). Wie ein Tauben Ei. Da ſteht's. (Zu Jacob.) Bauer, wie biſt Du zu dem Diamant gekommen?

Jacob. Durch meine Barmherzigkeit! Nur durch meine Barmherzigkeit!

Kilian. Wie?

Jacob. Ich nahm einen alten, kranken Soldaten bei mir auf. Der ſtarb, und in ſeiner Taſche fand ſich der Stein!

Dr. Pfeffer. Du warfſt den Diamant erſt aus dem Fenſter, nicht, weil es kein Thaler war?

Jacob. Ich? Nein, meine Frau. So einfältig iſt nur ein Weibsbild.

Dr. Pfeffer. Richtig. Dazu warſt Du viel zu geſcheidt. Aber Du ließeſt den Juden mit Deinem Stein allein und gingſt nach dem Schoppen, um Eier zu ſuchen, wie?

Jacob. Ja wohl, und es war ein Glück, daß ich's that. Wäre das Huhn nicht dazwiſchen gekommen, oder wäre der Jude bis zu meiner Zurückkunft geblieben und hätte auf den Diamant fort und fort, wie er ſchon zu thun anfing, verächtliche Blicke geworfen, ſo hätt' ich das Bischen Vertrauen, das ich zu meinem Schatz gefaßt hatte, als er mir einen Thaler dafür bot, in weniger, als fünf Minuten wieder verloren, und dann hätt' er ihn gewiß für den Thaler erhalten!

Benjamin. Iſt das wahr? Nun, ſo wollt' ich — — Doch, das ſagt der Kerl jetzt!

Dr. Pfeffer (zu Kilian). Ich ſtellte die zwei Fragen nur, damit Ihr gleich erkennen mögt, welchen Menſchen Ihr vor Euch habt. Ihr ſeht, er iſt keiner Lüge fähig!

Jacob (gereizt). Keiner Lüge fähig? Dann wär' ich ja wohl rückwärts gewachſen, ſtatt vorwärts! Schon als Kind konnt' ich ſo gut lügen, als ein Anderer. (Nach einer Pauſe.) Es klopft Jemand an die Thür! Nun? Klopft wirklich Jemand? War's keine Lüge? Keiner Lüge fähig!

Dr. Pfeffer (zu Kilian). Ihr hört, wie er ſich vertheidigt!

Kilian (für ſich). Hier wär' nun die Gelegenheit, ſich ein gnädigſtes Handſchreiben des Königs zu verdienen, das Einen wegen Dienſt-Eifers belobte, und das man im Viſitenzimmer unter Glas und

Rahmen aufhängen könnte. Dann hätte man allerhöchſten Orts einen Stein im Bret und brauchte ſich nicht ſo vor Fehlern zu ſcheuen.

Im Mandat ſteht ausdrücklich, daß man auf jeden Diamant aufmerkſam ſein und ihn einſenden ſoll. Ob's der rechte iſt, oder nicht, kümmert mich gar nicht.

Benjamin. Herr Richter, wem wird geglaubt?

Kilian. Dir!

Benjamin (will ihm die Hand küſſen). Im Namen der Wahrheit!

Kilian. Verſteh' mich recht. Ich glaube Dir, daß Du dem Bauer den Diamant geſtohlen haſt. Weiter Nichts. Aber nun fragt es ſich, ob Du ihn gutwillig wieder herausgeben willſt, oder ob man Gewalt gebrauchen muß.

Benjamin. Ob ich will? Erſt frage man, ob ich kann. Der Stein ſitzt mir ſo feſt im Eingeweide, wie das Eingeweide im Leib. Der Doctor mag verſchreiben, was ihm beliebt, er wird nicht rücken, ich habe Alles verſucht. Ich ſoll doch wohl nicht den Bauer um ſein Meſſer bitten und mir den Leib damit aufreißen?

Kilian. Wenn, wie Du ſelbſt ſagſt, nichts Anderes übrig bleibt, ſo werde ich Dir dieß allerdings gebieten!

Benjamin. Aber ich werde nicht gehorchen.

Kilian (zu Doctor Pfeffer). Für dieſen Fall nimmt das Gericht im Voraus Eure geſchickte Hand in Anſpruch.

Dr. Pfeffer (zieht Inſtrumente hervor). Ich bin bereit!

Jacob. Herr Richter, ſo große Eile hat's nicht. Freilich hab' ich nicht viel zu brocken und zu beißen, aber ich bin das Hungern gewohnt, und ob das ein Paar Tage länger dauert, oder nicht, macht nicht viel aus. Hätt' ich den Spitzbuben nicht wieder getroffen, ſo hätt' ich ihn gewiß todtgeſchlagen, denn ich hatte es ihm geſchworen, aber nun er wieder da iſt, und mein Diamant mit ihm, nun mögt' ich doch nicht, daß er wie der Hund der Edelfrau, der den Ring verſchluckt hatte, geſchlachtet würde.

Kilian. Bild' Dir nicht ein, daß man ſich Deinetwegen ſo in Schweiß ſetzt! Man thut's, weil man für ſeinen eig'nen Hals fürchten muß, wenn man ſäumt. (Zu Doctor Pfeffer.) Leſ't einmal! (Er reicht ihm das Mandat.)

Dr. Pfeffer (lieſt). Leben und Wohlfahrt allerhöchſter Perſonen hängt davon ab, daß der vermißte Diamant auf's Schnellſte wieder herbeigeſchafft werde. In weſſen Händen er ſich auch befinde, wer ihn einliefert, erhält eine Million und ihm wird ſelbſt für den Fall des erwieſenen offenbaren Betrugs oder Diebſtahls völlige Amneſtie zugeſichert. (Er ſetzt ab.) Eine Million! Ei, Jude, ſo viel ſchleppte wohl noch Keiner im Bauche mit ſich herum!

Jacob. Eine Million? Daß Dich! Mit Erlaubniß! (Er ſetzt ſeinen Hut auf.) Ich bin hier der erſte Mann! Wenn mich ſo viel Geld nur nicht zum Narren macht! Ich will mir einen Vormund beſtellen laſſen, noch ehe ich's bekomme. Ja, und dem Vormund wieder einen Vormund, damit er mich nicht betrügt, und ſo fort. Aber einen Spaß will ich mir doch ohne den Vormund machen! Ich will zehn Thaler daran wenden und meiner Frau einen Boten ſchicken, eh' ich ſelbſt komme. All unſern Bettel, die alten wacklichten Tiſche, die wurmſtichigen Stühle, ihren Winterkittel und was ſich ſonſt noch findet, ſoll ſie in einem Haufen vor der Thür aufſchichten und Alles in Brand ſtecken, wenn ich heimkehre und pfeife! (Setzt ſich.) Mir iſt ganz taumlig!

Benjamin. Nimm den Hut nur wieder ab und verbeuge Dich vor mir! Wie ſteht im Mandat? Wer ihn in Händen hat, und ihn bringt, der erhält die Million! Nun, der bin ich! Kann ich Dir jetzt noch einen Gefallen damit erweiſen, wenn ich's unverblümt bekenne, daß ich Dir den Diamant ſtahl? Ich bin bereit dazu, ſeit ich weiß, daß dieſer Diebſtahl im Voraus verziehen iſt!

Kilian (für ſich). Wer ihn liefert? Nun, wer wird ihn liefern, als ich? Aus meiner Hand geht der

Diamant in des Königs Hand, aus des Königs Hand in meine die Million. Und weil ich doch einmal alt bin, ſo will ich den Bauer zu meinem Erben einſetzen. Damit, denk' ich, kann er zufrieden ſein. Und mein Gewiſſen auch.

Dr. Pfeffer (zu Block). Wie viel bin ich Euch ſchuldig? Rechnet's zuſammen und multiplicirt die Summe mit Zehn. Rechnungen, die nicht in die Tauſende gehen, werde ich nicht weiter acceptiren. Wer an mich zu fordern hat, gebe ſich die Mühe, dem Poſten eine oder zwei Nullen anzuhängen, wenn er nicht ignorirt werden will. (Leiſe.) Deinen Tabacksbeutel mit dem weißen Knopf haſt Du doch bei Dir?

Block. Was ſoll der und was fällt Euch ein? (Zeigt den Beutel.)

Kilian (zu Doctor Pfeffer). Ihr laſ't noch nicht Alles! Weiter! Die Hauptſache kommt erſt!

Jacob. Noch eine Hauptſache?

Dr. Pfeffer (lieſt). Allen obrigkeitlichen Perſonen des Reichs wird die genaueſte Nachforſchung zur Pflicht gemacht. Wer auch nur die geringſte Spur des Diamanten entdeckt, hat darüber auf's Schleunigſte Bericht zu erſtatten und ſie eifrigſt zu verfolgen. Und zwar bei Verluſt ſeines Kopfs!

Kilian. Bei Verluſt ſeines Kopfs? Steht das da? Dann muß man dem Juden gleich an den Leib!

Dr. Pfeffer. Allerdings. Ohne Umſtände.

Kilian. Aber wird's der Jude überleben? Wer ſteht Einem dafür ein?

Dr. Pfeffer. Ich nicht! (Zu Kil.) Er muß daran!

Benjamin. Ich ſtehe dafür ein, daß ich ſterbe. Wer verantwortet den Mord?

Kilian. Wenn der Stein nun nicht der rechte wäre —

Benjamin. Der rechte? Der rechte iſt's auf keinen Fall! Aber wenn's nun nicht einmal ein echter wäre? Wer bürgt Euch dafür? Ich nicht. Feierlich nehme ich Alles zurück, was ich zu Gunſten des Steins geſagt habe. Ich habe ihn, wie der Bauer weiß, kaum eine Secunde beſehen. In ſo kurzer Zeit kann ſelbſt der Kenner über einen ſo ſchwierigen Punkt keine Gewißheit erlangen. Mein Menſchenleben iſt aber auf jeden Fall ein echtes.

Kilian. Ob nicht erſt gelindere Mittel —

Dr. Pfeffer. Der Jude hat ſelbſt erklärt, daß ſie bei ihm nicht anſchlagen. Im Uebrigen: ich bin keine obrigkeitliche Perſon, mein Kopf iſt außer dem Spiel. Wär' ich jedoch in Eurer Stelle, ſo würde ich lieber tauſend Uebereilungs- als eine Unterlaſſungs-Sünde begehen!

Kilian. Das iſt wahr. Nun, dort ſteht der Jude! Schneidet! Grabt nach, aber nicht tiefer, als Ihr müßt!

Benjamin. Wird das Ernſt? O verflucht und drei Mal verflucht ſei Derjenige, der mir zuerſt geſagt hat, daß der Diamant der koſtbarſte Edelſtein iſt. Gibt's denn kein Mittel mehr, mich zu retten? Ich will dem Doctor die Inſtrumente ſtehlen. In der linken Taſche ſitzen ſie! (Macht ſich an Dr. Pfeffer.)

Dr. Pfeffer (zu Block). Löſe den Knopf vom Tabacksbeutel ab und ſtecke mir ihn heimlich zu. Er iſt ungefähr von der Größe und Geſtalt des Diamanten, wie ich mir ihn vorſtelle.

Block. Was ſinnt Ihr?

Dr. Pfeffer. Den Knopf geb' ich ſpäter für den Stein aus, den ich aus des Juden Bauch herausgeſchnitten habe. Dann geh' ich mit dem echten Diamant an den Hof und die Million iſt mein. Du haſt hier hoffentlich Niemanden Taback präſentirt!

Benjamin (mit den Inſtrumenten). Da ſind ſie. Aber wohin damit? Zum Verſchlucken ſind ſie zu groß. Dort ſtehen des Richters Stiefel. In die hinein will ich ſie ſtecken. Dann mag man bei mir ſuchen, ſo lange man will.

Block (zu Dr. Pfeffer). Wird der Jude nicht widerſprechen?

Dr. Pfeffer. Der Jude kriegt ſein Theil!

Block. Habt Ihr denn gar kein Gewiſſen?

Dr. Pfeffer. O ja, das Gewiſſen iſt mir ſtatt eines Weibes, es redet mir in Alles hinein, aber ich bin der Mann und thu', was ich will.

Block. Außer dem Juden iſt der Bauer noch da!

Dr. Pfeffer. Zum Maul Aufſperren! Uebrigens hab' ich den Einfaltspinſel lieb gewonnen, und wenn ich, wie ich es dann thun werde, mit meiner Million in prächtiger Equipage das Land verlaſſe, um meinen erſten Ausflug durch Europa anzutreten, ſo kann er, wenn er will, als Bedienter hinten aufſtehen, während Du, als mein Freund und Kutſcher auf dem Bock paradirſt!

Block. Da werd ich was zu ſehen kriegen! Es iſt doch gut, daß wir dieſe Reiſe gemacht haben! Wer hätte das gedacht!

Kilian (zu Benjamin). Ziehſt Du's vor, die Operation ſelbſt zu übernehmen? Ein Meſſer ſteht zu Dienſten!

Benjamin. Hu!

Kilian. Ich hab's Dir offerirt. Nun, Doctor?

Dr. Pfeffer. Gleich. (Er greift in die Taſche.) Was iſt das? Eben hatt' ich die Inſtrumente noch — nun ſind ſie fort? Gibt's hier Diebe? (Zu Benjamin.) Her damit, Schuft, Du haſt ſie! (Er durchſucht ihn.)

Benjamin. So iſt's recht. Verlangt von mir Alles auf einmal: den Diamant, der geſucht wird, den Bauch, der aufzuſchneiden iſt, und ſogar das Meſſer, womit das geſchehen ſoll.

Dr. Pfeffer. Ich finde ſie nicht. Und ich hab' ſie doch diesmal ganz gewiß nicht verſetzt. (Zu Block.) Du haſt ſie doch nicht aus nichtswürdigem Mitleid auf die Seite gebracht? — Nun, das gibt eine

Stunde Aufenthalt. Der Chirurg im nächſten Dorf wird mir ſchon aushelfen.

Jacob (zu Benjamin). In einer Stunde laſſen ſich viele Vaterunſer beten!

Kilian (zu Schlüter). Führ' er den Menſchen in's Gefängniß ab! Und mit Kopf und Kragen — Er verſteht!

Schlüter. Ich will ihn feſthalten, wie ein Mädel den Liebſten. So. (Er umarmt Benjamin.)

Jacob. Und ich will auch was thun! Es wird ſchon dämmrig — ich will die Thüren bewachen! Denn ich und der König, wir Beide haben hier am meiſten zu verlieren! Und wenn der Eine nicht da iſt, ſo muß der Andere um ſo beſſer aufpaſſen!

(Alle ab.)

Vierter Act.

Erſte Scene.

Dorfgefängniß. Anbruch der Nacht.
Benjamin ſitzt im Hintergrund. Schlüter geht auf und ab.

Schlüter (für ſich). Eine Million! Und wer den Stein bringt, bekommt ſie. Ich denke, wenn der König nicht einmal den Raub, den man an ihm ſelbſt beging, ahnden will, ſo wird er den Raub, den man an einem Juden und Bauern beging, noch weniger ahnden. Mein lieber Schlüter — wird er ſagen, und wird den Stein in die Taſche ſtecken und die Taſche zuknöpfen — hier hat Er ſein Geld, und es ſoll mir lieb ſein, wenn Er es mit Geſundheit verzehrt.

Benjamin. Die Glocke ſchlägt ſchon wieder!

Schlüter. Ich wollte, ich konnte den Juden ſo weit bringen, daß er ſich aufhinge. Dann öffnete ich ihm auf Schlachter-Manier den Bauch und machte mich mit dem Stein auf den Weg. Aber das müßte ſchnell geſchehen, denn der Doctor wird bald kommen. Ich könnt' ihn auch ſelbſt aufhängen, doch er würde ſchreien und der Richter wohnt gleich neben an. (Zu Benjamin.) Jude, wer wird denn ſo unvernünftig ſein und ſeufzen? Kannſt Du Dein Bischen Wind nicht beſſer nützen? Antworte mir ja nicht, ſo lange Du ſprichſt, kannſt Du nicht — Du verſtehſt mich!

Benjamin. Alles hilft Nichts!

Schlüter. Vielleicht biſt Du gefaßt, haſt Dich in Dein Schickſal ergeben. Nun, was will's denn auch bedeuten? Es iſt ein Hühner-Schickſal, Du ſtirbſt den Taubentod. Aber, aber, es iſt doch ein Unterſchied. Der Taube wird das Meſſer raſch durch's Herz gejagt, dann gibt's noch ein Bischen Augen-Verdrehen, ein letztes Aufſchnappen, und Alles iſt aus. Du dagegen wirſt nur um ſo langſamer ſterben, weil der Doctor verſuchen wird, ob er Dich nicht — für den Galgen — am Leben erhalten kann. Wahrhaftig, ich bekomm' ein ordentliches Mitleid mit Dir, wenn ich mir dies Schneiden und Zerſetzen vorſtelle. Schaudert's Dich nicht? Ich ſeh' Dich ſchon über und über blutig!

Benjamin. Schweigt ſtill!

Schlüter. Exempel hat man, daß Miſſethäter, denen ein fürchterlicher Tod bevorſtand, dem lauernden Henker noch im Gefängniß ein Schnippchen ſchlugen, indem ſie ſich mit ihrem Halstuch die Kehle zuſchnürten. Bei Dir iſt man dieſer Gefahr nicht ausgeſetzt, Du trägſt eine Binde. Aber dort im Winkel liegt ein Strick, und am Balken ſitzt ein Haken. Es kann mir den Dienſt koſten, wenn ich Dich allein laſſe und den Strick nicht mit mir nehme, denn Du wirſt ihn mißbrauchen, oder Du biſt der Haſe aller Haſen, der ſelbſt mit brennendem Schwanz nicht in's Waſſer zu ſpringen wagt. Nun, ich war eher ein Menſch, als ein Gefängnißwärter, und ein Menſch werd' ich bleiben, wenn ich auch aufhöre, Gefängnißwärter zu ſein! (Geht, kehrt aber wieder um.) Das Hängen iſt, wie ſie ſagen, ſogar eine angenehme Sache, ich habe auch ſelbſt mal einen aufhängen ſehen, der, ſtatt zu ſchreien und zu lamentiren, luſtig die Beine bewegte, als ob er in Gedanken den letzten Walzer tanzte. Nun, ich wünſche viel Vergnügen! (Ab.)

Zweite Scene.

So hängt denn all mein Heil jetzt an einem Strick. (Er nimmt den Strick.) Da iſt er. (Er macht einen Knoten.) So wie dieſer Knoten zugezogen iſt, ſind alle andern gelöſ't. Thu' ich's? Ich ſah einmal, daß einem Todten der Bauch aufgeſchnitten ward, und dachte, ſo todt könne der Menſch gar nicht ſein, daß er das nicht fühlte. Alſo! Dort ſitzt der

Haken! Vielleicht kann ich ihn nicht abreichen. (Er verſucht's.) O — ja! Neu iſt er auch, als wäre er nur meinetwegen eingeſchlagen! Der Balken freilich iſt wurmſtichig, doch was thut's? Wenn er bricht, ſo zerſchmettert er mich und der Tod iſt mir in dieſem Fall ſo gewiß, wie in dem andern, daß er hält! Aber — ſollte der Doctor wirklich den Muth haben, einen Menſchen bei lebendigem Leibe zu ſchlachten? Ich kann's mir nicht vorſtellen! Und wenn — — Soll ich, um ihm die Gewiſſensbiſſe zu erſparen, mich ſelbſt mit dem Mord beladen? Daß ich ein Narr wäre!

Dritte Scene.

Schlüter (tritt wieder ein, in der Hand ein langes Meſſer).

Benjamin (ſpringt ſcheu zurück). Was ſoll das Meſſer?

Schlüter. Hängſt Du noch nicht? (Für ſich.) Ich konnt' es denken, wir wollen's anders verſuchen! (Laut.) Ich wollte Dich damit losſchneiden.

Benjamin. Losſchneiden? Und erſt gebt Ihr mir ſelbſt den böſen Gedanken ein?

Schlüter. Mir kam ein beſſerer. Was meinſt Du, wenn ich Dich entwiſchen ließe?

Benjamin. Dann thätet Ihr etwas —

Schlüter. Was mir ſelbſt den Hals koſten würde, das ſiehſt Du ein, nicht wahr?

Benjamin. Thut's! Thut's! Wißt Ihr was? Ich will Gewalt brauchen! Ich will Euch anfallen, ſo zum Schein, als ob ich in der Desperation übernatürliche Kräfte bekommen und Euch überwältigt hätte. (Er packt Schlüter.) Nun, Ihr müßt nicht ſo feſt ſtehen, wie ein ſteinerner Roland. Wo iſt der Strick? Ich will Euch damit binden! Dann zerkratz' ich Euch noch das Geſicht, reiß' Euch Haare aus und mache mich davon. Bin ich fort, ſo fangt Ihr zu ſchreien an, dunkel iſt's, ich will mir ſchon durchhelfen!

Schlüter. So geht's nicht. Ich laß' Dich laufen, aber ich geh' mit. Komm!

Benjamin. Ihr ſeid —

Schlüter. Das nachher! Du wirſt ſchon ſehen! Jetzt nur ſchnell! Durch die Hinterthür! (Beide ab.)

Vierte Scene.

Richter Kilian, Dr. Pfeffer, Block und Jacob treten ein.

Dr. Pfeffer. Aber, Herr Richter, könnt Ihr auch Blut ſehen?

Kilian. Wenn's nur nicht mein eigenes iſt: ja!

Dr. Pfeffer (für ſich). Er darf nicht hier bleiben, ich muß freie Hand haben. (Zu Kilian.) Traut Ihr Euch nicht zu viel zu?

Kilian. Es wird ſich finden. Ich kann ja immer noch hinausgehen.

Dr. Pfeffer. Ich wünſche nur, daß jeder Störung der Operation möglichſt vorgebeugt werde, darum möchte ich am liebſten mit meinem Bedienten allein ſein.

Glock. Euer Bedienter?

Dr. Pfeffer. O Eſel! Was Du nicht biſt, kannſt Du werden! Wirſt Du nicht gern bei mir in Dienſt gehen, wenn ich Millionär bin? (Zu Kilian.) Dem Menſchen mit dem Milchgeſichte ſieht's Niemand an, was er vertragen kann. Der wäre in Hoſpitälern und auf Schlachtfeldern unbezahlbar. Seinen eignen Vater hat er ſeciren ſehen und dabei gefrühſtückt. Und doch hatte der Alte ſich nur aus Aerger über den Sohn ertränkt.

Glock. Nicht mehr, oder ich breche los!

Jacob. Ich muß mich doch über die Herren wundern!

Dr. Pfeffer. Warum?

Jacob. Ich habe gute Augen, Naſe und Ohren, aber den Juden kann ich hier ſo wenig ſehen, als hören oder riechen.

Dr. Pfeffer. Was iſt das?

Kilian. O, es gibt hier noch ein heimlich Kämmerlein. In das wird ihn der Wärter hineingeſteckt und ihn aus Langeweile gezwungen haben, ſchwarzen Peter mit ihm zu ſpielen. Hundert Mal hab' ich's verboten, weil die Menſchen nicht zu Gedanken kommen, ſo lange ſie die verfluchten Karten in der Hand halten, aber immer wird's auf's Neue wieder verſucht. (Er ruft.) Schlüter! Keine Antwort?

Unbeſorgt, Herr Doctor. Ich weiß, was das bedeutet. Drei Aß und einen König. Ich will den Trumpf dazu geben! Schlüter! (Er will in den Hintergrund.) Ich bin verloren. Hier ſteht die Thür auf.

Jacob. Fort, nicht wahr? Weg, wie der Sperling, wenn der Bube gerade die Mütze abzieht, um ſie nach ihm zu werfen. O, ich Dummkopf, ich Dummkopf! Was gingen mich anderer Leute Schafe an!

Block. Schafe?

Jacob. Ich wanderte, wie ein Nachtwächter, mit meinem Knittel um's Gefängniß herum, und ließ keine Thür aus den Augen, da trieb ein kleiner Knabe Schafe vorbei. Die Schafe liefen links und rechts, hier in einen Kohlgarten hinein, dort in den Weizen, der Knabe weinte und ſchrie, er wußte ſich nicht zu helfen, da dachte ich: als Du klein warſt, iſt es Dir mit Schafen oft auch ſo ergangen! und ohne mich viel zu beſinnen, ſprang ich herzu. Verfluchter Greiner! Der Beiſtand, den ich Dir leiſtete, koſtet mir eine Million!

Block (auf Kilian deutend). Der alte Mann fällt um!

Jacob. Das würde ſich beſſer für mich ſchicken, als für ihn! O, hätt' ich mir nur im Voraus Etwas darauf geben laſſen! Was meint Ihr, wenn ich den Richter um zehn Thaler angeſprochen hätte, würde er Ja geſagt haben?

Block. Gewiß!

Jacob. Nun, dann wollt' ich, hier wär' Einer, der mich auspeitſchte. Dieſe zehn Thaler ärgern mich mehr, als all das übrige Geld.

Dr. Pfeffer (der inzwiſchen mit einer Kerze in alle Ecken geleuchtet hat). Einen Schnaps!

Fünfte Scene.

Jörg (ſtürzt herein). Herr Richter Kilian! Herr Richter Kilian!

Kilian (richtet ſich auf). Was gibt's? (Er ſetzt ſich wieder.) Das verlohnt ſich auch wohl der Mühe, dieſes Eſels wegen aus der Ohnmacht zu erwachen. Niemand hat das Recht, mich zu erwecken, als der mir die Nachricht bringt, daß der Jude wieder da iſt. (Für ſich.) Bei Verluſt des Kopfs!

Jörg. Ei, um den Juden handelt ſich's ja eben. Vornehme Herren ſind draußen und fragen nach ihm. Ich habe ſie zu Euch gewieſen. Der Eine iſt ein Prinz, trägt einen Degen. Den Anderen hab' ich gar nicht angeſehen, ich kann nicht dafür ſtehen, daß es nicht der König ſelbſt iſt!

Kilian (verwirrt). Was? Was? Wo iſt die Thür? Mir ſchwimmts vor den Augen!

Jacob (zu Jörg). Ein Prinz? (Er nimmt den Hut ab.) Man ſchämt ſich faſt, daß man nicht auch den Kopf abnehmen kann!

Jörg. Freilich!

Sechſte Scene.

Der Prinz und der Graf treten ein.

Graf. Kann denn Niemand Seiner Durchlaucht leuchten? Wo iſt der Richter?

Kilian (zu Dr. Pfeffer). Zehn Thaler Demjenigen, der ſich für den Richter ausgeben will!

Dr. Pfeffer. Hört' ich Recht? Zwanzig Thaler?

Graf. Kann Keiner antworten?

Kilian (zu Dr. Pfeffer). Zwanzig Thaler!

Dr. Pfeffer (tritt vor). Durchlaucht verzeihen. Nur der Reſpect machte mich bisher ſtumm. Ich bin der Richter.

Block. Jeſus! Nein, ich kenn' ihn nicht mehr! Ich hab' ihn nie geſehen! Ich will's beſchwören!

Prinz. Wir hören, daß hier am Ort ein Jude ergriffen iſt, der den Diamant, den der König vermißt, bei ſich führt. Wo iſt der Jude? Iſt es der da, der ſich ſo ängſtlich zu verſtecken ſucht? (Er deutet auf Kilian.)

Kilian. Durchlaucht haben gewiß in allen Dingen Recht, dennoch muß mich erkühnen, zu behaupten, daß dieſer Jude nicht bin.

Dr. Pfeffer. Der Jude, wenn Ew. Durchlaucht zu vergeben geruhen, iſt nicht mehr hier.

Prinz. Gleichviel. Aber der Diamant?

Dr. Pfeffer (langſam). Iſt, wo der Jude iſt!

Prinz. Ihr habt den Juden mit ſeinem Stein ſogleich nach der Reſidenz bringen laſſen. Das lob' ich. Die höchſte Eile war nöthig.

Kilian (für ſich). Das hätt' ich thun können! Dann wär' ich außer Verantwortlichkeit geweſen. Warum ſagte mir das Keiner! Doch, ſo geht's immer, wenn man ſeinen Verſtand in fremden Köpfen ſtehen hat. Man bekommt die Zinſen nur ſelten in guten Rathſchlägen zu Hauſe.

Dr. Pfeffer. Wie glücklich würde dies Lob aus ſo hohem Munde mich machen, wenn ich's mir aneignen dürfte! Aber — (Heftig zu Block, Jörg und Jacob.) Nun Schurken, was ſäumt Ihr noch? (Zum Prinzen.) Durchlaucht verzeihen, daß ich die Leute an ihre Pflicht erinnere, ſie ſtehen ſo beſtürzt und verwirrt, weil ſie's noch gar nicht faſſen können, daß ſie einen Prinzen vor ſich ſehen! (Zu den Anderen.) Hab' ich Euch nicht geſagt, daß Ihr mit Fackeln in den Wald hinaus ſollt? Wenn der Flüchtling nicht wieder eingeholt wird, ſo ſeid Ihr Schuld daran!

Prinz. Flüchtling? Von welchem Flüchtling iſt die Rede? Ich will nicht hoffen —

Dr. Pfeffer (für ſich). Halb iſt's heraus! (Zum Prinzen.) Der Jude iſt entkommen. Es ſcheint, daß er den Gefängnißwärter beſtochen hat, denn dieſer iſt mit ihm verſchwunden.

Prinz. Entkommen? Mit dem Diamant? Durch Eure Nachläſſigkeit? (Legt Hand an den Degen.) Was hält mich ab —

Kilian (hinter Pfeffer). Dreizig, vierzig, fünfzig Thaler!

Graf (zugleich mit Kilian). Gnädigſter Herr, keine Uebereilung! (Zu Dr. Pfeffer.) War Euch das Königliche Mandat unbekannt?

Dr. Pfeffer. Ich habe es in derſelben Stunde auswendig gelernt, wo ich es erhielt, auch glaube ich mich nicht dagegen vergangen zu haben. Geſtern ging es bei mir ein, heute gegen Anbruch der Dämmerung ſchleppt der Bauer, der dort in der Ecke ſeinen Hut, wie eine Kaffee-Mühle dreht, einen Juden vor Gericht, von dem er behauptet, daß er ihm einen Diamant geſtohlen habe. So ſonderbar eine ſolche Beſchuldigung auch aus dem Munde eines Bauern klingt, dem, wie Ew. Durchlaucht zu bemerken geruhen, die Zehen aus den Stiefeln und die Ellenbogen aus den Aermeln hervor gucken, ſo nehme ich die Sache doch keineswegs leicht, ich ſchreite ſogleich zum Verhör, und befehle, als ich erfahre, daß der Jude den Stein verſchluckt hat und ihn nicht wieder von ſich geben kann, auf der Stelle dem Doctor Pfeffer, der hier ſteht (er zeigt auf Kilian) und der ein ſehr geſchickter Mann iſt, dem Juden den Bauch zu öffnen. Der Doctor iſt bereit, aber er hat ſeine Inſtrumente nicht bei der Hand; er macht ſich alſo auf den Weg, um ſie zu holen, ich laſſe den Juden inzwiſchen unter ſicherer Bewachung in's Gefängniß bringen und ſetze mich zum Corpus juris nieder, um mich zu belehren, ob ich den Menſchen auch wohl der Gefahr der Tödtung bloß ſtellen darf, bevor ich noch beſtimmt weiß, daß der Diamant, den er bei ſich trägt, mit dem, der geſucht wird, identiſch iſt. Ehe noch eine Stunde verfließt, kommt der Doctor zurück, ich eile mit ihm in's Gefängniß, aber wie wir's betreten, finden wir's leer, der Jude iſt fort und der Wärter mit ihm.

Prinz. Ihr habt nachſetzen laſſen?

Dr. Pfeffer. Noch eben in Ew. Durchlaucht Gegenwart wiederholte ich den Befehl, und wenn ich nicht die Ehre hätte, vor meinem Prinzen zu ſtehen, ſo würde ich ſelbſt längſt in den Wald hinaus ſein. Uebrigens wird der Jude ſchwerlich ſäumen, mit dem Diamant, ſo ſchnell er kann, in die Reſidenz zu eilen. Er weiß, daß er ſtatt Strafe eine Million empfängt, denn er kennt das Mandat.

Graf. Dann iſt's allerdings wahrſcheinlich.

Prinz. Dennoch wollen wir ihm nach. Kommen Sie, Graf!

Graf. Wäre der Bauer nicht erſt zu befragen, wie er zu dem Diamant gekommen iſt?

Dr. Pfeffer. Er will ihn von einem verſtorbenen Soldaten erhalten haben.

Prinz. Von einem Soldaten? Da ſeh' ich eine Spur! Beſchrieb die Prinzeſſin doch in dem Geiſt, von dem ſie ſprach, offenbar die Geſtalt eines verſtümmelten Soldaten. He, Bauer!

Jacob (zu Kilian). Wie nah darf man dem gnädigen Herrn mit Thranſtiefeln treten?

Prinz (tritt auf Jacob zu). Ein Soldat gab Dir den Stein?

Jacob. Eigentlich gab er mir ihn nicht, ſondern ich nahm ihn mir, als er todt war, das heißt, meine Frau that's.

Prinz. Was war das für ein Soldat? Sag' mir, wie er ausſah!

Jacob. Ja, wenn ich's nur recht mache. Wo ſoll ich anfangen? Oben beim Kopf, oder unten bei dem hölzernen Bein?

Prinz. Er hatte einen Stelzfuß? Das trifft ſchon zu. Weiter!

Jacob. Weiter? Ja, da ſtehen wir. Ich wollte, Durchlaucht fragten mich anders, das heißt genauer, nach Naſe, Mund, Ohren und dergleichen.

Prinz. War er groß oder klein?

Jacob. Klein? Schrecklich groß! Der Tiſchler, der den Sarg machte, hat ſein Maaß.

Prinz. Wie war er ſonſt?

Jacob. Nun, er war ſchon wie ein Menſch, nur daß man ihn auch wohl für ein Geſpenſt halten konnte, ſo todtenbleich war ſein Geſicht und ſo hohle, ſtechende Augen ſaßen darin. Ich fuhr ordentlich zuſammen, als ich an jenem Abend aus der Thür trat und ihn davor ſtehen ſah. In geſunden Tagen mag er wohl anders ausgeſehen haben.

Graf. Woher kam er?

Jacob. Weiß nicht. Vom Sprechen war er kein Freund. Nichts von Woher und Wohin. Ich zeigte ihm mein Bett, er legte ſich ſtillſchweigend hinein und kehrte ſich gegen die Wand. Ich habe keinen Laut aus ſeinem Munde vernommen, kein: ich dank' Euch, Jacob, daß Ihr mir das Lager abtretet und Euch auf Stroh behelſt, nicht einmal ein Stück vom Vaterunſer. Er wußte wohl, daß es bald mit ihm vorbei ſei, darum machte er keine Umſtände, ich hab's ihm nicht verdacht. Als er im Sarg lag, ſah er beſſer aus, als da er noch lebte. Freilich hatte ich ihn vorher raſirt.

Graf. Er war wohl ſtumm?

Jacob. Stumm? Wäre meine Frau hier, ſo würde ſie Nein ſagen. Zu der hat er Allerlei geredet. Wir würden mehr bei ihm finden, als wir dächten! Dabei hat er auf den Stein gezeigt und geſagt, die Tochter des Königs hätt' ihm den gegeben.

Prinz. Die Tochter des Königs?

Jacob. So ſprach er zu meiner Frau und meine Frau zu mir!

Graf (zum Prinzen). Ich möchte eine Vermuthung wagen. Der arme kranke Soldat, der den Tod im Angeſicht trug, hat ſich in den Königlichen Garten zu ſchleichen gewußt, er iſt vor die einſame Prinzeſſin hingetreten, und hat ſie, überzeugt, daß ſeine

Jammergeſtalt mehr Mitleid einflößen müſſe, als ungeſchickte Worte, mit ſtummen Geberden um ein Almoſen angefleht. Die Prinzeſſin, in der Dämmerungsſtunde tief in ihre Phantaſien verſenkt, hat in dem ſterbenden, vielleicht wahnſinnigen Verſtümmelten den Geiſt, deſſen Erſcheinung ſie täglich, ja ſtündlich in fiebriſcher Erregtheit entgegen ſah, zu erblicken geglaubt, und ihm den Diamant, den er ihr abzufordern ſchien, mit Schauder und Entſetzen zugeworfen; dann iſt ſie, im innerſten Grunde ihres Daſeins erſchüttert, bewußtlos zurückgeſunken und der Menſch hat ſich ſtill entfernt. Iſt er doch ſogar dem Bauer wie ein Geſpenſt vorgekommen; wie ſollte er ihr nicht —

Prinz. So iſt's! So muß es ſein! Denn nur ſo wird der Wahnſinn vollkommen. O Welt, Welt! Biſt Du denn etwas Andres, als die hohle Blaſe, die das Nichts empor trieb, da es ſich, fröſtelnd, zum erſten Mal ſchüttelte? Schau mir nicht ſo ſtarr in's Geſicht, Walter, ich könnte Dir jetzt den Kopf herunter ſchlagen und mir einbilden, das geſchehe bloß in der Einbildung. Nein! Nein! Da ſchafft die Natur ein Weſen, das keinen Fehler hat, als den, daß es zu vollkommen iſt, daß es der Welt nicht bedarf und all ſein Leben aus ſich ſelbſt, aus der unergründlichen Tiefe ſeines Ichs hervor ſpinnt, und dieſem Weſen tritt eine Fratze, ein lächerliches Zerrbild ſeines eignen Todestraums, in den Weg, und vor der Fratze muß es vergehen!

Graf. Gnädiger Herr —

Prinz. Ja! Ja! Fort. Was vergeud' ich die Seele in Worten! (Ab, von den übrigen gefolgt.)

Jacob (im Abgehen). Ich kriege die Schläge und ein Anderer ſchreit! Macht der Prinz nicht ein Geſicht, als ob er ſtatt meiner die Million eingebüßt hätte? Ich ärgere mich über ihn! (Ab.)

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Wald. Benjamin und Schlüter treten auf.

Benjamin. Br! Wie dunkel! Ich war noch nie zur Nacht in einem Walde. Was war das für ein Geräuſch?

Schlüter. Vermuthlich eine Eule. Die hat einen ſchweren Flug. Liebſt Du die Finſterniß nicht, Jude?

Benjamin. Heute ſchon, denn ſie verbirgt uns. Wilde Thiere gibt's hier ja nicht!

Schlüter. Das wildeſte iſt der Haſe, und auch den trifft man nur alle Jubeljahr. Bei uns ſind ſo viele Jäger angeſtellt, daß der Eine kaum abdrücken kann, ohne den Andern zu treffen.

Benjamin. Gott gebe, daß uns Keiner davon bemerke. Er könnte uns für Wildſchützen halten und los brennen!

Schlüter. Das wär' ſo unmöglich nicht, beſonders nachher, wenn der Mond aufgeht.

Benjamin. Ja! Das Mondlicht iſt nur dazu da, daß man ſich dabei verſieht.

Schlüter (für ſich). Wenn man ſo in der Nacht geht, ſo fällt Einem all das Böſe ein, das ſchon im Dunkeln verübt ward, und da kommt es Einem vor, als ob das, was man ſelbſt, als ein einzelner Menſch, verüben könne, reine Lumperei dagegen ſei. Ich wollte, der Jude reizte mich, daß ich in Wuth käme. (Laut.) Holla, Kamerad, warum entfernſt Du Dich von mir?

Benjamin. Thu' ich das? Ich meinte, ich ginge auf Euch zu. (Für ſich.) Wär' ich ihn doch erſt los!

Schlüter. Gib mir die Hand.

Benjamin. Zum Abſchied? Da iſt ſie! Recht habt Ihr, es iſt beſſer, daß wir uns trennen, Einer ſchlägt ſich leichter durch, als Zwei. Schade, daß es ſo finſter iſt und daß ich hier nicht Papier und Dinte habe, ſonſt ſtellt' ich Euch auf der Stelle einen Wechſel über hundert Thaler aus, zahlbar den Tag nach meiner Zurückkunſt vom Hof. Alſo einſtweilen meinen innigſten Dank, und der Teufel ſoll mich holen, wenn ich Euch jemals die Hand wieder reiche —

Schlüter. Was?

Benjamin. Ohne Euch Etwas hinein zu drücken! Ihr laßt mich ja nicht ausreden!

Schlüter. Hundert Thaler! Du biſt beſcheiden!

Benjamin. Wie meint Ihr das?

Schlüter. Du ſchlägſt Dich und Dein Leben nicht hoch an. Du glaubſt ja doch, daß ich es Dir geſchenkt habe, nicht wahr?

Benjamin. O, mein Freund, verkennt mich nicht! Mit jenen hundert Thalern wollte ich ja blos Euren Kindern — Ihr habt doch welche? — eine kleine Freude machen. Euch ſelbſt konnt' ich ſie freilich nicht anbieten wollen. Wie dankbar ich bin, hat noch Keiner meiner Wohlthäter erfahren, denn wie ſollt' ich mein Gemüth zeigen, hatt' ich doch den Diamant noch nicht. Aber nun ſoll's geſchehen. Bei meinem Vater will ich anfangen, zwar iſt er todt, doch ich will ihm ein Denkmal ſetzen, daß Jeder, der es erblickt, ſich verwundern ſoll, wenn er näher hinzu tritt und ſieht, daß kein Anderer, als der einäugige Salamon darunter liegt. Und was Euch betrifft, nun, aus Euch will ich einen Mann machen, gegen den ich ſelbſt ein Bettler bin.

Schlüter (für ſich). Nun iſt's Zeit. Warum ſprech' ich leiſe? (Laut.) Wir ſind mitten im Walde. Hier bring' ich's zu Ende. (Er zieht ſein Meſſer.) Komm!

Benjamin. Zu Ende? Was wollt Ihr?

Schlüter. Wehr' Dich! Ich bin ein einzelner Mann, Du biſt auch Einer. Zähl' Deine Gliedmaßen nach! Wenn ich einen Arm mehr haben ſollte, als Du, ſo will ich den ungebraucht laſſen, denn es gilt ehrlichen Kampf.

Benjamin. Ihr ſcherzt, Ihr müßt ſcherzen. Wenn

Ihr meinen Tod wolltet, warum hättet Ihr mich befreit!

Schlüter. Um den Diamanten zu bekommen! O Jude, wie dumm warſt Du, daß Du mit mir gingſt! Konnteſt Du Dir wirklich einbilden, daß ich meinen Hals daran ſetzen würde, den Deinigen zu retten? Weißt Du auch, Hund, daß Du mich durch dieſen Gedanken beleidigt haſt?

Benjamin. Beleidigt?

Schlüter. Ja, beleidigt! Mußteſt Du eitler Geck nicht denken, ich hielte mich für geringer, als Dich, ehe Du mir das zutrauen konnteſt? Für geringer, als einen ſolchen Hallunken? Der die Armuth ſelbſt beſtahl? Der Bauer iſt mein Vetter, denn er iſt ein Bettler, wie ich, ich zieh' dieß Meſſer als Verwandter: wehr' Dich!

Benjamin. Ich will mich aber nicht wehren!

Schlüter. Thu's, oder thu's nicht, es iſt einerlei. Beides macht meinen Grimm größer. Wenn Du's thuſt, ſo empört mich Dein Trotz, wenn Du's nicht thuſt, Deine Erbärmlichkeit. (Für ſich.) Bauer, der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich die Million redlich mit Dir theilen will; ſo bekommſt Du doch ein Viertel, wenn ich dieſen davon gehen ließe, bekämſt Du gar Nichts. (Zu Benjamin.) Nun, Schuft? Willſt Du Dich wehren, oder nicht? (Für ſich.) Er ſoll mir den erſten Schlag geben, damit ich ſpäter beſchwören kann, daß er angefangen hat. (Zu Benjamin.)

Weißt Du nicht, daß Einer, der nicht um ſich haut, wenn man ihn angreift, vor Gericht ſo betrachtet wird, als ob er ſelbſt in's Prügeln und Morden eingewilligt hätte? (Er gibt ſich einige Ohrfeigen.) So, das iſt das beſte Mittel, ſich in Hitze zu bringen. (Zu Benjamin.) Kamen die von Dir? Hatteſt Du meine rechte Hand verführt, ſich gegen meine Ohren zu empören? Ich will's ſo anſehen! Der Mond geht auf, ſag' ihm gute Nacht! (Er dringt mit dem Meſſer auf Benjamin ein.)

Benjamin. Ich will zurück! Zurück in's Gefängniß! Ich habe das Recht auf einen Doctor! Ein Doctor iſt ein ganz and'rer Mann! Ich will einen Doctor! (Schreit.) Hülfe, Hülfe! Ich bin ausgebrochen! Hört mich Keiner? Eine Prämie iſt auf meinen Kopf geſetzt! Gibt's hier denn keine Jäger? Wer mich liefert, dem iſt eine Million gewiß! Will Niemand ſie verdienen? Ich gehe freiwillig mit, es iſt nicht die geringſte Gefahr dabei!

Schlüter. Schweigſt Du, Kerl? Du ſelbſt biſt Schuld daran, daß man in Dir nicht mehr einen Menſchen ſieht, in dem eine Seele ſitzt, ſondern nur noch einen ledernen Sack, in dem ein geſtohlener Diamant ſteckt! Hörſt Du noch nicht auf? Donnerwetter, ich will Dir auch ohne Pechpflaſter das Maul ſtopfen! (Wirft Benjamin zu Boden.)

Benjamin. Laßt ab, laßt ab! Ich gebe den Stein! Hier iſt er!

Schlüter. Wie? Was? Wo?

Benjamin. Mög' er Euch eben ſo viel Segen bringen, wie er mir gebracht hat, und noch mehr! Mög' Euch die Million in Kupferdreiern ausgezahlt werden, und Ihr unter der Laſt zuſammen knicken, bevor Ihr in's erſte Wirthshaus kommt!

Schlüter. Iſt er es aber auch wirklich?

Benjamin. Legt ihn auf einen Amboß und ſchlagt mit einem Hammer von tauſend Pfund darauf, der Amboß nimmt vielleicht Schaden, der Stein gewiß nicht!

Schlüter. Hier wohnt kein Schmied.

Benjamin. Auch kein Juwelier! Meine Schuld iſt's nicht!

Schlüter. Und woher nahmſt Du ihn jetzt ſo plötzlich? Haſt Du ihn ausgeſchwitzt?

Benjamin. Was man in die Weſte ſteckte, kann man wieder heraus ziehen!

Schlüter. Was? In der Weſte trugſt Du ihn, und nicht —

Benjamin. Proſit! Hab' ich ein Halsloch darnach, wie Ihr? Durch Eure Kehle muß man bequem mit dem Arm durchfahren können, aber ich bring' keinen Pflaumenkern herunter! Verſucht hab' ich's, der Sicherheit wegen, doch es glückte nicht, und ich würd's ſchon geſagt haben, wenn's wirklich zum Aeußerſten gekommen wäre! Ihr, bei Euren Räumlichkeiten, könnt das eher wagen, Ihr lauft keine Gefahr dabei, denn Ihr greift gewiß mit der Fauſt ſo leicht in den Magen hinein, wie ein And'rer in die Taſche. Man denkt ſich's wenigſtens, wenn man Euch ſo betrachtet.

Schlüter. Ja, was das anlangt — ich hab' ſchon einmal einen Knopf verſchluckt, einen großen kupfernen Knopf, und ein Maß Dinte nachgetrunken, ich wollte mich in einer melancholiſchen Laune vergeben und ein guter Freund hatte mir geſagt, daß man ſo im eigenen Leibe Arſenik erzeuge, wie der beſte Apotheker. Aber es machte mir Nichts, bis auf ein ganz klein wenig Uebelkeit, auch der Knopf litt keinen Schaden, hier ſitzt er, (Er deutet auf ſeinen Rock.) ich nähte ihn den folgenden Tag wieder feſt! Er iſt größer wie der Stein, ich könnt's allerdings wagen und ich wag's auch, wenn ich muß! Dann — ei, da kommt mir der rechte Einfall — ja dann ſag' ich — nun, Du wirſt ſchon hören was ich ſage! Gute Nacht, geht Alles gut, ſo kannſt Du Dich bei mir melden, ich habe eben ſo gut Gemüth, wie Du, und ſchenk' Dir im Voraus dieſen meinen ganzen Habit! (Ab.)

Benjamin. Den bin ich los und das war Hilfe in der Noth! Mond, ich hätte nie gedacht, daß ich Dir noch einmal Dank ſchuldig werden ſollte, aber wenn Du mir nicht den weißen Kieſel gezeigt hätteſt, ſo wär's jetzt mit mir aus! Nun bin ich frei, frei und habe den Diamant! Hurrah, die Welt iſt mein! Was haſt Du? Was iſt Dein? Die Gewißheit, daß der Stein ewig bleiben wird, wo er jetzt iſt, und alſo auch Dir, daß Du trotz Deiner Million im Bauch nie ein Glas Bier bezahlen kannſt. Denn wenn dieſer Schreck und dieſe Angſt nicht wirkten, ſo wird Nichts wirken und unter die Erde mußt Du Dich obendrein verkriechen, damit man Dich nur nicht wieder einfängt! Doch, da kommt mir ein Gedanke! Ich mache, daß ich aus dem Lande heraus komme, und ſehe mich dann nach einer Leibrente um. Das muß gehen, wo wär ein Leib, der ein Unterpfand darböte, wie meiner? Ja, ja, ſo mach' ich's, krieg' ich auch nicht die Zinſen von einer Million, was thut's, ich kriege noch immer genug! (Man hört Geräuſch und ſieht Fackeln.) Aber was iſt das? Lärm mitten in der Nacht?

Dritte Scene.

Der Prinz, der Graf, Doctor Pfeiffer, Richter Kilian, Block, Jacob und Jörg treten auf.

Jacob (ſpringt auf Benjamin zu). Da hab' ich ſie! Da hab' ich meine Million?

Benjamin (entſpringt und ſtellt ſich hinter Kilian). Hier ſteh' ich, wie hinter einem Baum!

Jacob. Hier iſt's nicht geheuer. In einer und derſelben Minute ſieht man etwas und ſieht's nicht.

Prinz. Weiter!

Kilian (wendet ſich haſtig; er ſieht Benjamin und packt ihn). Der Jude, Durchlaucht, der Jude!

Prinz. Leuchtet dem Menſchen in's Geſicht! Iſt's der rechte?

Dr. Pfeffer (thut's). Guten Abend, Benjamin! Er iſt's.

Prinz. Schließt einen Kreis! Die Fackeln herbei! (Es geſchieht.) Und nun, Doctor, an's Werk! (Dieß letzte zu Kilian.)

Kilian. Ich?

Prinz. Wer ſonſt?

Graf. Würde der Jude nicht beſſer, ſo wie er daſteht, nach der Reſidenz abgeführt?

Prinz. Nein. Das gäbe nur neue Zögerungen, neue Bedenklichkeiten! Alle Facultäten würden ſich in die Haare gerathen, und der König opferte eher die Tochter, als das Recht! (Zu Kilian.) Schnell! Schnell!

Kilian. Ich — ich ließ die Inſtrumente zurück.

Dr. Pfeffer (zieht ſie hervor). Da ſind ſie, Herr Doctor, ich bemerkte Eure Vergeßlichkeit und ſteckte ſie zu mir!

Kilian (zu Doctor Pfeffer). Plagt Euch der Teufel? Ich kann keinen kalekutiſchen Hahn tranchiren und ſollte einem Menſchen den Leib aufſchneiden? Nein, darauf laß' ich mich nicht ein!

Dr. Pfeffer. Stellt Euch nur, als ob Ihr daran gehen wolltet, dann fallt in Ohnmacht.

Kilian. Dabei macht man die Augen zu, nicht wahr?

Dr. Pfeffer. Allerdings.

Kilian. Schlägt auch mit Fäuſten um ſich?

Dr. Pfeffer. Bewahre! Ihr laßt die Arme nieder hängen, wie die Todten.

Kilian. Wenn ich mir nur nichts entzwei falle! (Laut.) Man halte den Juden feſt und entkleide ihn!

Jacob. Ich hab' ihn ſchon lange bei'm Kragen!

Kilian. So wollen wir denn an die Operation gehen!

Benjamin. Ich proteſtire! Ich proteſtire!

Dr. Pfeffer. So! Wirklich? Ah!

Benjamin. Ich proteſtire gegen Alles, und zunächſt gegen einen ſolchen Doctor. Das iſt ja gar kein Doctor, das iſt ja der Richter!

Dr. Pfeffer. Die Todesangſt macht den Menſchen verrückt. (Zu Benjamin.) Iſt jener Baum da nicht Dein Vater?

Benjamin. Verrückt? Was? Ich bin nicht verrückt! Meinen eig'nen Widerſacher ruf' ich zum Zeugen auf! Sag' an, Bauer, iſt dieſer Mann, der ſich jetzt für einen Doctor ausgibt, nicht der Richter, bei dem Du mich verklagteſt? Und iſt der Andere mit der Schmarre über die Naſe nicht der Doctor?

Jacob. Wenn ich antworten muß, ſo muß ich auch Ja ſagen!

Graf (Kilian und Dr. Pfeffer fixirend). Was iſt das? Man hätte ſich vor den Augen Seiner Durchlaucht einen ſo ſonderbaren Betrug erlaubt?

Kilian (für ſich). Ich ſpreche nicht zuerſt. Der Doctor iſt pfiffig für ein ganzes Regiment, und doch wett' ich, er merkt nicht, warum ich jetzt ſchweige.

Dr. Pfeffer. Wir ſind Beide ohne Zweifel ſtrafbar, aber doch nicht ſo ſehr, als es ſcheinen mag. Dieſer arme, alte Mann, der Richter, verlor den Kopf, als er in einem und demſelben Augenblick die Flucht des Juden und die Ankunft Ew. Durchlaucht erfuhr. Jupiter kann es ſelbſt unmöglich wiſſen, wie viel Schreck ſein Donnerkeil einflößt; ſo kann auch ein Prinz es ſich ſchwerlich vorſtellen, wie geringen Leuten zu Muthe wird, wenn er von der Höhe der Majeſtät einmal zu ihnen hernieder ſteigt. Der alte Mann war im Begriff, ſich ein Leides anzuthun; ich weiß nicht recht, (zu Kilian) wolltet Ihr in's Waſſer gehen, oder —

Kilian. In's Waſſer! (Für ſich.) Wie ſcharf der Doctor ſieht! Ich dachte wirklich an den tiefen Teich hinter meinem Garten, in dem ſich vor Jahren der Schulmeiſter ertränkte, als er dem Pfarrer eine Ohrfeige gegeben hatte.

Dr. Pfeffer. Da erbarmte es mich ſein, ich glaubte, es ſei meine Pflicht, einen Selbſtmord zu verhüten und gab mich auf ſein flehentliches Bitten für den Richter aus. Wenn das ein Verbrechen war, ſo war es eins gegen die Fiſche. Denen raubte ich ihre Beute und zwar eine höchſt anſehnliche.

Prinz. Sei hier Richter oder Doctor, wer will, nur daß, wer Doctor iſt, nicht länger ſäume!

Dr. Pfeffer. Streckt den Juden am Boden hin!

Block (zu Jörg). Nun werden wir zu ſehen kriegen, ob ein Menſch inwendig wirklich wie ein Schwein ausſieht!

Benjamin. Durchlauchtigſter Herr, allergnädigſter Prinz, Erbarmen, Erbarmen! Ich habe den Diamant nicht mehr im Leibe, ich habe ihn von mir gegeben!

Dr. Pfeffer. So gib ihn her!

Benjamin. Ach, der Gefängnißwärter hat ihn mir geraubt. Der böſe Menſch ſtellte ſich, als ob er mich aus Mitleid befreie, aber als wir mitten im Walde waren, fiel er mich mörderiſch an, und die Angſt vor dem blinkenden Meſſer, der Schreck — —

Kilian. Das iſt eine neue Lüge.

Benjamin. Eine Lüge? Wär' ich dann wohl ohne ihn hieher gekommen und hätte er mich wohl ohne den Stein verlaſſen? Wie könnt's eine Lüge ſein?

Kilian. Das läßt ſich hören!

Dr. Pfeffer. Ew. Durchlaucht haben zu befehlen.

Prinz. Ich befahl bereits. Was fragt Ihr noch?

Dr. Pfeffer (legt Hand an Benjamin).

Benjamin (reißt ſich los). O Schickſal, verfluchtes Schickſal, biſt denn Du allein außer aller Verant wortlichkeit und darfſt thun, was Du willſt? Iſt es nicht genug, daß ich den Diamant verlor, muß ich nun auch noch ſterben, weil dieſe glauben, daß ich ihn noch beſitze? O, daß ich wieder Bauchgrimmen bekäme, wie vorher! Dann würde ich doch die Stiche und Schnitte nicht ſo fühlen! Oder, daß ich verrückt würde und mir einbildete, ich ſei ein Stück Holz, aus dem mit dem Schnitz-Meſſer ein Gott herausgegraben werden ſolle! Verrückt? Mir däucht, ich bin es ſchon, denn der muß es wohl ſein, der es zu werden wünſcht. Heidi und Hopſaſa! (Er fangt zu ſingen und zu tanzen an.) Warum bin ich nicht unter Türken! Denen ſind die Wahnſinnigen heilig!

Jäger (hinter der Scene). Steh' oder ich ſchieße!

Benjamin (hält im Tanzen ein). Gilt das mir? Ich ſtehe!

Schlüter (hinter der Scene). Ich ſtehe auch! Spart Pulver und Blei! Verzehren könnt Ihr mich doch nicht!

Dr. Pfeffer. Iſt das nicht —

Kilian. Schlüter iſt's, der Gefängnißwärter. (Ruft.) Heran mit ihm, Er Halunke! Nun wird ſich gleich der Knoten löſen.

Benjamin (kleinlaut). Freilich, freilich! (Für ſich.) Die verfluchten Jäger!

Schlüter (iſt inzwiſchen gekommen. Jäger hinter ihm drein). Herr Richter — zu Befehl!

Kilian. Den Diamant her, Er Niederträchtiger! Raſch!

Schlüter. Den Diamant? (Er packt Benjamin.) Da iſt er! Mit dem Futteral! Er ſteckt noch darin.

Benjamin. Kerl, unverſchämter, läugneſt Du, daß —

Schlüter. Ich läugne Nichts! Herr Richter, ich weiß, daß Ihr mir befehlen könnt, mich ſelbſt durch zu walken, bis mein Rücken ausſieht wie mein Rock, und ich zweifle nicht, daß Ihr's thun werdet. Aber ich bekenne trotzdem, daß ich den Juden frei ließ, weil er mir die Hälfte ſeiner Million dafür verſprach! Wer kann dem Teufel immer widerſtehn! Ich bin ein Verbrecher, ein grober Verbrecher, doch ich will meine Schuld nicht dadurch noch verdoppeln, daß ich mit dem Geſtändniß hinter dem Berge halte!

Benjamin. Hab' ich Dir den Stein nicht gegeben?

Schlüter. Mir? Gegeben? Sieh' mich doch mal recht an! Uebrigens — man kann mich ja durchſuchen! (Kehrt ſich die Taſchen um.) Fällt was heraus?

Benjamin (für ſich). Er hat den Kieſel verſchluckt, wie ich den Diamant! Dieß Manöver verräth mir's! Nun wird noch Alles gut! (Laut.) Ich ſag's Dir auf den Kopf zu, Du trägſt den Stein jetzt da, wo ich ihn vorher trug! (Er ſchlägt ihm auf den Bauch.)

Dr. Pfeffer. Da hätten wir denn Zwei für Einen!

Schlüter. Hund! Willſt Du Dich an mir dafür rächen, daß Du noch nicht in Sicherheit biſt? Warum lieſſt Du nicht ſchneller!

Benjamin. Schimpfe nicht, ſchwöre, ſchwöre! (Er ſtreift ſich den Arm auf.) Herr Richter, was ſeht Ihr da? Blaue Flecke, nicht wahr? Nun, beweiſen die Nichts? (Zu Schlüter.) Heran zu mir! Die Klauen noch einmal eingeſetzt, wenn Du den Abdruck Deiner fünf Finger nicht gelten laſſen willſt! Der Augenſchein wird Dich ſchon widerlegen! (Gegen den Prinzen.) Durchlauchtigſter Herr, das war die Freiheit, die er mich genießen ließ, ſo lange er den Stein noch nicht hatte! Und ſein Meſſer — Heraus damit! (Er zieht Schlüter das Meſſer aus der Taſche.) Da iſt's! Oder gehört's Dir nicht? Dieß Meſſer that das Uebrige! Iſt Alles klar? Ich denke!

Kilian. Getaugt hat der Kerl niemals viel! Zuzutrauen iſt ihm Alles!

Prinz. So nehme man den Einen für den Andern!

Schlüter. Herr Richter! Ich will's ja bekennen! Aber man laſſe mir nur Zeit! Ich — brauche nur Zeit!

Benjamin. Victoria! Er hat's geſtanden! Zurücknehmen kann er's nicht! Es ſind über ein Dutzend Zeugen da! So darf ich wohl zu meinen Geſchäften zurückkehren! (Will fort.)

Dr. Pfeffer. Nicht ſo eilig! Einen Stein hat er von Dir empfangen, das iſt gewiß! Was für einen, ſollen wir erſt ſehen! Du hatteſt es nicht mit einem Kenner zu thun!

Benjamin (für ſich). Daß Dich der Schlag rührte!

Graf. Ich bin der Meinung, man ſchafft beide Kerle in die Reſidenz! Wofür gäb's ein Doctoren-Collegium, wenn's nicht mehr leiſten könnte, als ein Dorfbader! Wer weiß, wie ſchnell ſich dort Alles macht!

Prinz. Es ſei! Pferde!

Kilian. Meine eignen, meine eignen! Und gejagt, daß ſie den Spath kriegen! Jörg! (Raſch ab.)

Dr. Pfeffer (indem er mit Block den Benjamin und den Schlüter in die Mitte nimmt). In Ermanglung von Gerichtsdienern wollen wir Beide die Delinquenten über uns nehmen! Wenn es anders Ihro Durchlaucht nicht mißfällig iſt!

Graf. Nur fort! Die Jäger mögen ſich anſchließen! (Ab mit dem Prinzen.)

Schlüter (im Abgehen zu Benjamin). Ich ſteh' für mich!

Benjamin (für ſich). Ich erwarte noch etwas von der Marterkammer der Doctoren. Wer weiß, wie gräßlich die ausſieht! Und wenn — ſo will ich auch ſchon zu meinem Schnitt kommen, mag mir die Million nun entgehen oder nicht! Hab' ich mir dann nicht das größte Verdienſt um's Königshaus erworben? Würde man den Stein je wieder entdeckt haben, wenn ich die Hütte des Bauern nicht betreten und ihn zu mir geſteckt hätte? Bin alſo nicht ich der eigentliche Lebensretter der Prinzeſſin? Und gerade ich ſollte unbelohnt bleiben? Nun da denk' ich beſſer von ihr! (Ab.)

Fünfte Scene.

Königliches Schloß. Morgen. Vorzimmer der Prinzeſſin. Hof-Damen und Kavaliere.

Erſte Dame (zu der zweiten, die aus dem innern Gemach kommt). Wie ſteht's mit Ihrer Hoheit, der Prinzeſſin?

Zweite Dame. Sie ruht noch im tiefen Schlaf auf dem Divan, angekleidet, wie immer.

Dritte Dame. Heute iſt nun ihr Geburtstag!

Erſte Dame. Ja, der Himmel gebe ſeinen Segen zu dieſem Tage. Wir ſollen ſie heute, ſobald ſie erwacht, ganz ſo behandeln, wie im vorigen Jahr, als ob inzwiſchen gar keine Veränderung vorgegangen, als ob ſie (leiſe) gar nicht von Sinnen geweſen wäre. Die Geſchenke liegen, wie damals, bereit, die Muſiker harren des Zeichens, wie damals, um, ſobald ſie ſich regt, ihre Lieblingsmelodie zu ſpielen, der König wird, wie damals, erſcheinen, ſo wie die Muſik erklingt. Wir vor Allen ſollen uns leicht und unbefangen gegen ſie betragen, ich weiß nicht, wie das zu machen iſt.

Dritte Dame. Mögte der Verſuch glücken! Iſt doch jetzt an unſer'm Hof alle Freude ausgelöſcht! Athmen wir doch, wie unter'm Leichentuch.

Erſte Dame. Jedenfalls iſt es der entſcheidende. Der Arzt hat erklärt, daß mit dem heutigen Tage ſeine Hoffnung ſteht oder für immer fällt.

Zweite Dame. Ich erwarte doch etwas von dem Verſuch. Denn ſeit geſtern Abend, wo ich ihr, wie es mir befohlen war, die Krankheit ihrer Mutter mittheilte, iſt ſie anders geworden. Ich will nicht gerade ſagen, daß der Wahn, der ſie befangen hält, ſie ganz verlaſſen hätte. Das nicht. Aber ſie ward tief nachdenklich und ſeufzte, ihr Herz war getroffen und ſie kann unmöglich fortträumen, daß ſie todt iſt und der Erde entrückt, wenn ſie ſich von dem Stachel des Lebens, des Schmerzes, in ihrem Innerſten durchbohrt fühlt. Muß doch Einer, der ſich für unverwundbar hält, durch die erſte wirkliche Wunde von ſeinem Irrthum geheilt werden!

Erſte Dame. Sprach ſie etwas? Antwortete ſie Ihnen?

Zweite Dame. Nein! Geſprochen hat ſie ſeit jenem Abend, wo ſie die Königin, als einen Schemen anredete, nicht wieder.

Erſte Dame. Dann iſt auch nichts gewonnen.

Dritte Dame. Wenn nur der Diamant gefunden würde!

Zweite Dame. Davon, glaube ich, hängt Alles ab. Mich wundert, daß die Aerzte einen ſo bedenklichen Verſuch anzuſtellen wagen, bevor ſie den Stein in Händen haben.

Erſte Dame. Sie fürchten vielleicht, daß er ſich niemals wieder finden wird. Unbegreiflich iſt es auf jeden Fall, daß man ihm noch immer nicht auf die Spur gekommen iſt. Eine Million und völlige Amneſtie iſt ein ſo hoher Preis, daß wie mich dünkt, kein Menſch, nur — ein Geiſt ihn verſchmähen kann. Faſt ſollte man annehmen, daß — (Sie unterbricht ſich.)

Dritte Dame. Daß die Prinzeſſin nicht geträumt, ſondern daß eine höhere, eine geheimnißvolle Macht ihr den Diamant wirklich abgefordert hat. Ich hab' es auch ſchon gedacht.

Zweite Dame. Das Volk, die Geringeren, laſſen ſich dieſen Gedanken wenigſtens nicht nehmen. Man bringt, wie ich höre, im ganzen Land den Verluſt des Steines mit dem Kometen, der ſich eben jetzt zu ſehr unrechter Zeit am Himmmel zeigt, in Verbindung.

Erſte Dame. Gut wäre es immer geweſen, wenn die Sache ſich mehr hätte verheimlichen laſſen. Das ging vielleicht nicht an.

Erſter Kavalier (zum zweiten). In der That, Niemand kann die Gelegenheit zu Auszeichnungen, wie ſie ein Krieg darbietet, mehr wünſchen, wie ich. Aber fatal, äußerſt fatal iſt es doch, daß uns gerade jetzt Krieg angekündigt wird.

Zweiter Kavalier. Auch der General iſt dieſer Meinung. Ich hörte ihn geſtern mit der ihm eigenen

Rückſichtsloſigkeit erklären, daß die Soldaten ohne Muth und Vertrauen fechten würden, weil ſie den Sieg für unmöglich hielten. Ich bin vielleicht der Einzige, der eine Ausnahme macht, ſetzte er hinzu, und man nenne mich abergläubiſch oder nicht, auch ich wollte, der Diamant wäre wieder da, bevor wir ausrücken.

Dritter Kavalier (tritt eilig ein). Der Diamant iſt da!

Erſter Kavalier. Iſt da!

Dritter Kavalier. Er iſt da und hat kein Menſchenleben gekoſtet, wie es Anfangs ſchien. Aber ein Bauer und ein Jude haben ſich darum geſchlagen und der Bauer trägt ihn eben jetzt zum König!

(Muſik erſchallt.)

Erſte Dame (zu der zweiten). Sie iſt erwacht! Es gilt! (Zu der dritten.) Fräulein, es liegt noch zu viel Angſt in Ihren Zügen!

Dritte Dame. Ich geſteh's, ich liebe die Prinzeſſin.

Erſte Dame. Meine Gnädige, ſind Sie ſo unglücklich, Jemand zu kennen, der ſie nicht liebt?

Sechſte Scene.

Das Haupt Gemach wird geöffnet. Man ſieht die Prinzeſſin auf ihrer Ottomane ſitzen. Kinder, als Genien gekleidet, ſtehen mit reichen Geſchenken um ſie her. Die Muſik dauert eine Weile fort.

Hofmeiſterin (heraustretend). Meine Damen und Herren, Ihre Hoheit wollen empfangen.

Erſte Dame (im Hineingehen). In der That?

Hofmeiſterin. Ich habe ihr angeſagt, daß der Hof verſammelt ſei, und ohne eine Antwort oder einen Wink abzuwarten, öffnen laſſen.

Damen und Herren (gruppiren ſich um die Prinzeſſin, die Muſik verſtummt).

Erſte Dame. Ew. Hoheit geruhen, unſer Aller herzlichſte Glückswünſche zu Dero Geburtstag entgegen zu nehmen!

Erſter Kavalier. Wir wagen, Ew. Hoheit auch die unſrigen in tiefſter Ergebenheit zu Füßen zu legen. Wir würden es verſuchen, unſer'n Empfindungen und Gedanken Worte zu geben, aber erſt eben hat hier der heilige Mund der Muſik an die Seele geredet, da muß die menſchliche Lippe verſtummen.

Prinzeſſin (ſieht ſie ſtarr an. Aengſtliche Pauſe).

Erſte Dame (auf eine Stickerei zeigend, die auf einem Tiſchchen neben der Ottomane liegt). Wie reizend erdacht! Wie zart ausgeführt! (Zu der zweiten Dame.) Nicht ohne Abſicht hat man die Stickerei hieher gelegt. Es war ihre letzte Arbeit. (Laut.) Ich glaube, Ihre Hoheit haben noch geſtern Abend daran geſtickt!

Dritte Dame. Das haben Sie.

Prinzeſſin (ſieht bald auf die Damen, bald auf die Stickerei).

Erſte Dame. Villeicht zum Geburtstags-Geſchenk für die allergnädigſte Frau Mutter beſtimmt. Ihro Majeſtät befinden ſich leider heut morgen noch ſchlimmer, als geſtern Abend.

Zweite Dame. Sonſt würden Sie gewiß die Erſte hier geweſen ſein. Jetzt müſſen ſie es abwarten, ob die Prinzeſſin Tochter ſich zu Ihrem Krankenbett begeben werden, um Ihren Segen, Ihre Glückwünſche zu empfangen!

Prinzeſſin (erhebt ſich, dann ſchüttelt ſie ungläubig den Kopf und ſinkt wieder zurück).

Siebente Scene.

Der König, der Prinz und der Graf treten ein.

König. Wilhelmine, Ihr Vater wünſcht Ihnen Glück! Und da Sie auf den Diamant, den Sie vermißten, einigen Werth zu legen ſchienen, ſo haben wir uns Mühe gegeben, ihn wieder herbei zu ſchaffen. Hier iſt er!

Prinzeſſin (erſchüttert). Der Diamant! (Sie erfaßt ihn.) Er iſt's! (Sie ſteht ſtarr.) Wo bin ich? Was iſt Wahrheit? Ich rede! Mein Ohr vernimmt die Worte meines Mundes! (Sie ſieht von ungefähr in einen Spiegel.) Ich ſehe mein Bild! Wo ſind die Flügel!

Graf. Mir ſchwindelt. Nun gilt's.

Prinz (legt die Hand an den Degen). Ich bin gefaßt!

Graf. Gnädigſter Herr! (Für ſich.) Hätte ich dieſe unſelige Verbindung doch nie betrieben! Verflucht die Stunde, wo ich ſie zuerſt anregte!

König (zur Prinzeſſin, kalt und gemeſſen). Ein verſtümmelter Soldat, krank, wahrſcheinlich zugleich wahnſinnig, hat ſich in den Hofgarten zu ſchleichen gewußt, er hat die Ohnmacht, in die Sie fielen, weil die unheimliche Erſcheinung, die ſo plötzlich vor Ihnen ſtand, Sie erſchreckte, benutzt und den Stein geraubt. Von ihm iſt der Stein dann an einen gemeinen Bauer gekommen; dieſer Bauer ſteht draußen. Alles iſt klar, und wenn Ihnen durch die Enthüllung ein Dienſt geſchah, ſo haben Sie dem Prinzen dafür zu danken!

Prinzeſſin. Dem Prinzen! (Sie wirft ſich wieder auf die Ottomane und bedeckt ihr Geſicht mit den Händen).

König (zum Prinzen). Sie erröthet, ſie iſt wieder Weib, wir haben geſiegt! (Er gibt einem Kavalier einen Befehl, der Kavalier ſpricht mit einem Bedienten, der Bediente geht ab.)

Prinzeſſin (ſich plötzlich wieder erhebend). Entweicht! Ihr ſeid Schatten! O, ich weiß! Nun liegt Ihr auf Erden in dumpfem Schlaf, und Euere Seelen drängen ſich als dunkle Phantome in den Lichtkreis hinein, dem ſie noch nicht angehören, und ſuchen die voran gegangenen ſeligen Geiſter zu verwirren und zu bethören. Laßt ab von mir, oder wenn Euch verlangt, um mich zu ſein, ſo habt den Muth, zu ſterben, dann ſind wir auf ewig vereint!

Prinz. Alles iſt aus! (Er zieht den Degen gegen ſich ſelbſt.) Ich habe den Muth!

Prinzeſſin. Ferdinand! Ferdinand! (Sie verhindert ihn.) Warum thu' ich dies? Warum ſchauderte mich? Gott! Gott! Einen Stral! Um mich und in mir iſt Nacht! (Sie ergreift den Diamant und blickt ihn ſtarr an.)

König. Faß' Dich, Kind, Du warſt krank, aber ſobald Du dieß einſiehſt, biſt Du geſund!

Achte Scene.

Jacob erſcheint mit dem vorhin abgegangenen Bedienten in der Thür.

Jacob (zum Bedienten). Auf Eure Verantwortung! Was? Bin ich dazu gemacht, mit Königen zu verkehren? Ich mögte hier im Schloß vor jedem Schrank und Tiſch drei Kratzfüße machen, ſo blank und vornehm ſehen ſie aus; ich hätte den Spiegel, in den ich, als wir vorbeigingen, aus Verſehen hinein kukte, um Verzeihung bitten mögen, meines ungewaſchenen Bildes wegen; ich würde einen Stuhl, wie den da, eher ſelbſt auf den Rücken nehmen, als mich auf ihn niederſetzen, ſo viel Reſpect flößt er mir ein, und nun ſoll ich am hellen Morgen ſo unverſchämt ſein, und unraſirt und ungekämmt, wie ich bin, vor die Königlichen Majeſtäten hintreten? (Er bleibt ſtehen.) So weit gutwillig. Wenn ich weiter ſoll, müßt Ihr Gewalt brauchen, damit ein Jeder ſieht, daß ich nicht von ſelbſt komme.

Prinzeſſin. Wer iſt der Menſch?

König (winkt Jacob). Kommt heran! (Zur Prinzeſſin.) Es iſt der Mann, in deſſen Händen ſich bis jetzt der Diamant befand. (Zu Jacob.) Nun? (Zur Prinzeſſin.) Ich ließ ihn rufen, weil meine Tochter über ihn lachen ſoll!

Prinzeſſin (wiederholt langſam des Königs Worte). Das iſt der Mann!

Jacob (zum Bedienten, auf den Fußteppich zeigend). Nehmt den Teppich auf, daß ich ihn nicht beſchmutze, wenn ich gehorche. Doch ich ſehe, das könnt Ihr gar nicht, ohne Euer geſticktes Kleid zu verderben. Ihr ſeid mir ein ſchöner Bedienter! Wäre ich Euer Herr, ich würde mich hüten, Euch etwas zu befehlen. Wenn Ihr einen Dienſt verrichtet, ſo iſt's um den Rock geſchehen.

Prinzeſſin (nickt). Das iſt der Mann!

Graf (für ſich). Die kommt zu ſich. An der Realität dieſes Bauers muß wohl jede fixe Idee ſich zerſtoßen!

Jacob (für ſich). Jetzt fällt mir's ein, wozu ich gerufen bin. Ich ſoll mich bedanken. Nun, das kann die Majeſtät für die Million doch auch wohl verlangen. Für welch einen Eſel wird ſie mich halten, daß ich ſo lange zög're. Wüßt' ich nur, wer König iſt, daß ich mich nicht an den Verkehrten wende und mich lächerlich mache. Hier iſt der König nicht ſo leicht heraus zu finden, wie im Kartenſpiel. Doch, der wird's wohl ſein, der mich vorhin rief. (Er nähert ſich eilig und ungeſchickt dem König.) Ich bedanke mich, Majeſtät! Zwar hab' ich das Geld noch nicht, aber ich bedanke mich, als ob ich's ſchon hätte, und ich bin erbötig, alle Tage zu kommen und mich zu bedanken. Wenn ich mich zuerſt weigerte, ſo war's nur, weil ich noch nicht begriff, was ich hier ſollte.

König. Nicht wahr, Prinzeſſin, er hat wenig von einem Geiſt?

Prinzeſſin. O, mein Vater!

Jacob (der inzwiſchen einen Thaler aus der Taſche gezogen und abwechſelnd den König und den Thaler betrachtet hat). Die Wette hätt' ich verloren!

König. Was für eine Wette, Freund?

Jacob. Ich ſaß einmal, als ich noch unverheirathet war, in einem Krug und zog einen Thaler hervor. Den legte ich vor mich auf den Tiſch und ſagte zum Wirth: dieß Bild Seiner Majeſtät kann nicht richtig ſein, denn die Krone fehlt. Der Wirth ſtritt dagegen und behauptete, ein König trüge die Krone niemals ſelbſt, ſondern ließe ſie ſich immer durch den ſtärkſten Soldaten vortragen, denn ſie ſei viel zu ſchwer. Ich ſtritt wieder gegen den Wirth, der Wirth wollte ſich auch nicht geben und meinte, wenn das Bild falſch ſei, ſo müſſe auch der Thaler falſch ſein und dann ſei ich ſelbſt falſch, weil ich falſches Geld ausgäbe. Zuletzt wetteten wir, hätten wir das nicht gethan, ſo würden wir uns noch geprügelt haben. Nun ſehe ich, der Mann hat's beſſer gewußt, als ich, denn von einer Krone werd' ich hier wirklich Nichts gewahr.

König. Jetzt geh' und laß Dir Dein Geld auszahlen.

Jacob. Eine Gnade mögt' ich mir aber doch noch ausbitten, nämlich die, mir ſo viel von dem Gelde abzuziehen, als nöthig iſt, um den allerſchönſten Ring für die Prinzeſſin Tochter zu kaufen. Ohne Umſtände! Sie hat ihn wohl verdient, und ſie ſollte ihn bekommen, wenn ſie auch gar nicht ſo ſparſame, dünne Finger hätte, wie ſie hat, ſondern derbe Arbeitsklauen, wie die meinigen. Sie iſt es ja doch ganz gewiß, die dem Soldaten den Diamant gab, wahrſcheinlich hat der Menſch ſich nicht einmal bedankt, denn vom Reden war er kein Freund, da will ich's denn durch den Ring in ſeinem Namen thun. (Im Abgehen.) Bitte, meine Perſon nicht übel zu nehmen! (Ab.)

König. Prinz, reichen Sie Ihrer Braut den Arm, die Königin iſt krank, wir können ſie nicht zu ſchnell wieder geſund machen. (Alle ſchicken ſich zum Abgehen an.)

* * *

Der Rubin.

Ein Märchen-Luſtſpiel in drei Acten.

Perſonen:

Der Kaliph.
Der Vezier.
Der Kadi.
Omar, Paſcha von Egypten.
Aſſad, ein Jüngling.
Hakam, ſein Kamerad.
Irad, ein Greis.
Ruſtan, Henker.
Selim, Häſcher.
Soliman, ein Juwelier.
Khalf, ſein Nachbar.
Babeck, ein Gefangener.
Der Aufſeher der öffentlichen Hunde.
Ein Bote des Paſcha von Egypten.
Fatime.
Gefolge des Kaliphen, des Veziers und des Kadis. Zehn Emire. Diener. Verſchnittene. Muſikanten. Volk.

Die Handlung ereignet ſich in Bagdad.

Erſter Act.

Großer Marktplatz zu Bagdad. Man ſieht in mehrere Straßen hinein,
die vom Volk wimmeln.

Erſte Scene.

Aſſad und Hakam treten auf.

Aſſad.

Welch eine Pracht! O Hakam, ſchau' Dich um!
Was das für Häuſer ſind und was für Gaſſen!
Kaum glauben kann ich's, daß die Wunderſtadt
Von Menſchenhand erbaut ward und noch minder,
Daß ſie ein Menſchenfuß betreten darf —

Hakam.

Und ſtehſt doch ſelbſt darin, und obendrein
Mit Füßen, die nicht gar zu ſauber ſind!

Aſſad.

Schau dort das Minaret! Der Halbmond d'rauf,
Sieht er nicht ganz ſo aus, als hätt' man ihn
So von der Himmelsdecke weggeriſſen?
Und drüben der Palaſt! Ein Fenſter iſt
So groß, wie meiner Eltern Hütte war,

Und ſieh! ein Blumengarten auf dem Dach!
Oft führte mich nach Bagdad ſchon der Traum,
Faſt jedes Mal, wenn ich vor Schlafenszeit
Ein Märchen hörte —

Hakam.

Nun, dann weißt Du hier
Gewiß Beſcheid und kannſt mir ohne Zweifel
Den Brunnen zeigen, der aus ſieben Röhren
Statt Waſſers Wein verſpritzt und den ein Baum
Beſchattet, der, ſobald man ihm nur winkt,
Die Früchte fallen läßt, die man ſich wünſcht,
Heut Feigen, morgen Datteln oder Trauben.
Denn Märchen hörteſt Du ja alle Abend
Und gabſt dem blinden Araber, wenn er
Nicht gleich von ſelbſt begann, Dein Bischen Brot,
Damit er nur erzählte und nicht ſchwieg!

Aſſad.

Oft war ich hier im Traum, doch niemals ſah
Ich's ſo! O nein, ich ſah mein Dorf vergrößert,
Auch wohl verſchönert, doch —

Hakam.

Ich hätte mir
Dieß Alles noch viel prächt'ger vorgeſtellt.
Die Häuſer ſind denn doch, ſo viel ich ſehe,
Aus Steinen aufgebaut und nicht von Gold,
Das Straßenpflaſter ſcheint mir nicht von Silber,
Und auch der Koth iſt ganz gemeiner Koth.

Aſſad
(in Gedanken verſinkend).
Und dennoch! Einmal!

Hakam.
Einmal? Was denn einmal?
Ein Pudel! Siehſt Du? Ganz ſo, wie bei uns!
Vier Beine! Keine ſechs! Und Kopf und Schwanz!

Aſſad.
Einmal ſah ich's ſchon ſo! Das war ein Traum!
Gewiß gibt's keinen buntern!

Hakam.
Nun?

Aſſad.
Ich ging
Durch eine Straße, breit, wie jene dort,
Und endlos, wie der Tigris. Staunend blickt' ich
Wie jetzt, die wunderbaren Dinge an,
Die mir bei jedem Schritt entgegen traten,
Die Menſchen aber, die mir auf der Straße
Begegneten, die blieben alle ſteh'n
Und ſah'n auf mich!

Hakam.
Auf Dich? (Lacht.)

Aſſad.
Du lachſt zu früh,
Das Beſte kommt erſt! Ja, ſie drängten ſich
Um mich herum, ſie zeigten mit den Fingern

Auf mich und flüſterten, es ward zuletzt
Ein dichter Knäuel. Ich erſchrack und dachte:
Du lagſt zur Nacht in einem Aehrenfeld
Und haſt gewiß noch einen Halm im Haar,
Auf, ſäub're Dich! Schnell trat ich an ein Fenſter,
Das faſt die halbe Straße ſpiegelte
Und ſah hinein. Da — Nun iſt's Zeit, zu lachen!

Hakam.

Worüber denn?

Aſſad.

Weil ich — Ich ſchäme mich,
Es Dir zu ſagen, Hakam!

Hakam.

Sahſt Du aus,
Als ob Du Dich noch nie gewaſchen hätteſt?

Aſſad.

O nein! O nein! Ich trug ein Feierkleid
So ſchön, als wär' es aus der Morgenröthe
Herausgeſchnitten und beſetzt mit Sternen —

Hakam.

Das haſt Du wieder abgelegt!

Aſſad.

Faſt hätt' ich
Vor meinem eignen Bilde ehrfurchtsvoll
Mich in den Staub geworfen, doch — Genug!
Mehr ſag' ich nicht!

Hakam.

So warſt Du Prinz im Traum!
Ich bin einmal geflogen! Bei'm Propheten,
Das mögt' ich auch mal träumen! Weißt Du, Aſſad,
Was ich dann thäte?

Aſſad.

Ei, wie kann ich wiſſen,
Was Du im Traume thun wirſt!

Hakam.

Unſern Herrn
Würd' ich langſam zu Tode peitſchen laſſen,
Und während das geſchähe, Feigen eſſen!
Nein, Datteln, denn die Datteln haben Steine
Und dieſe ſpiee ich ihm in's Geſicht!

Aſſad.

Pfui, ſchäme Dich!

Hakam.

Denkſt Du nicht mehr daran,
Wie gräßlich wir bei ihm gehungert haben?
Ein Schneider könnt' mich durch die Nadel fädeln,
So dünn bin ich geworden bei dem Filz!
Und Du, Du ſchwitzteſt ja noch heut für ihn,
Hätt' er Dich auch nur Sonntags ſatt gemacht!

Aſſad.

Ich hab's ihm ſchon vergeben!

Hakam.

Ja?

Aſſad.

Mir däucht,
In Bagdad hab' ich keinen Magen mehr!
Ich aß noch nichts und dennoch knurrt er nicht!

Hakam.

Das freut mich ſehr, dann brauch' ich nicht zu theilen!
Steh ſtill!

Aſſad.

Was willſt Du?

Hakam.

Deine Taſche leeren,
Ich hab' mir etwas darin aufbewahrt!
(Er zieht Früchte aus Aſſad's Taſche hervor.)

Aſſad.

Woher haſt Du die Früchte?

Hakam.

Aus der Quelle,
Aus der ich Alles hatte, was bisher
Uns noch das Leben friſtete: ich nahm
Sie weg, wo ich ſie fand! Die Hökerin
Am Thor war eingeſchlafen, die den Wand'rern
Das Obſt verkauft. Hätt' ich ſie wecken ſollen?
Sie war vielleicht gerade Sultanin!
Ich griff in ihren Korb und ſteckte Dir,
Was ich erwiſchte, in den Sack. Du haſt
Es nicht bemerkt. Sie noch viel weniger!

Aſſad.

Ich hoff', das iſt nur Spaß!

Hakam.
Was wär' es ſonſt?
Es wächſt ja gutes Obſt in Deiner Taſche!

Aſſad
(greift ſelbſt hinein und zieht einen Becher hervor).

Hakam.
Auch ſitzt ein Goldſchmied drin, der Becher macht!

Aſſad.
Hakam!

Hakam.
Gib her!

Aſſad.
Den Becher kenne ich!

Hakam.
Wir haben geſtern Morgen d'raus getrunken!

Aſſad.
Und unſer Wirth — hat er ihn Dir geſchenkt?

Hakam.
Nein! Er vergaß es! Doch Du ſiehſt ich machte
Den Fehler wieder gut!

Aſſad.
Du ſtahlſt den Becher?

Hakam.
Ich nahm ihn mit, als ich, um meinen Stock
Zu holen, noch einmal in's Zimmer ging.
Du weißt, ich hatt' den Stock da (lacht) ſtehen laſſen!

Begreifſt Du nun, warum ich, ſtatt mich rechts
Zu wenden, wie's der gute Mann uns rieth,
Den Weg zur Linken einſchlug?

Aſſad

Schuft!

Hakam.

Ei was!
Meinſt Du, ich bin mit Dir gefloh'n, weil ich
Verhungern will? Dieß iſt der Ort für mich!
Mit jeder Straße eine neue Welt!
Wenn man in einer mit dem Bambusrohr
Als Dieb gebläut wird, kann man in der andern
Trotzdem für einen halben Heil'gen gelten!
Hier iſt man, wenn man ſich einmal verſieht
Und das, was einem Nachbar zugehört,
Als Eigenthum behandelt, nicht ſogleich
Ein Popanz für die Alten und die Jungen:
Das trieb mich her, wie Dich die Träumerei!
Hier hat man Raum!

Aſſad
(wirft den Becher weg).

Hakam.

Was machſt Du da? Was machſt Du?
(Er will ihn aufheben.)

Aſſad
(packt ihn).

Nichts da! Wag' einen Schritt! Wag' einen Laut,
So ſag' ich —

Zweite Scene.

Irad
(tritt auf, findet den Becher, hebt ihn auf).

Hakam
(ſchreit).

Ihr da!

Irad
(hält den Becher hin).

Haſt Du ihn verloren?

Aſſad
(zu Hakam).

Nimm Dich in Acht! (zu Irad.) Ihr fragt wohl nur im Hohn,
Seht mich und meinen Kameraden an —

Hakam.

Ich ſah den Becher früher!

Irad.

Das kann Jeder
Behaupten, dem's beliebt. Der Fund iſt mein!
(Hält den Becher gegen die Sonne.)
Das feinſte Silber! An der Ecke wohnt
Ein Juwelier, dem will ich ihn verhandeln,
(Zu Hakam.)
Und Dir —

Hakam.

Die Halbſcheid bringen?

Irad.

Nein, mein Freund,
Ich will Dir ſagen, was er eingetragen,
Damit Du ſchneller biſt das nächſte Mal!
(Geht in den Juwelier Laden.)

Dritte Scene.

Hakam

(greift Aſſad nach der Kehle).

Aſſad, ich bring' Dich um!

Aſſad

(wirft ihn zurück).

Wo willſt Du geh'n?
Links oder rechts? Hier ſcheiden unſ're Wege!
Pfui! Pfui! Nun glaub' ich's, was man immer ſagte,
In Deinen Adern fließt Zigeunerblut!

Hakam.

Und Du — Du biſt mit Eſelmilch ernährt!

Aſſad.

Den wackren Mann, der uns, noch eh' wir baten,
Sein Haus ſchon öffnete, zum Dank dafür
So ſchändlich zu beſtehlen — Hakam, lauf,
Es geht Dir ſchlecht, wenn Du hier ſtehen bleibſt!
Jetzt wird er ſeine Thür verſchloſſen halten,
Und ob ein Derwiſch pocht. Fort, Böſewicht!
Welch Wunder, daß die Schlange Dich nicht ſtach,
Bei deren Neſt wir geſtern Mittag ſchliefen!

Hakam.

Wenn wir uns wiederſeh'n, ſo ſind wir Feinde!

(Er will fort.)

Doch halt! Dort trägt man Speiſen auf, wie's ſcheint!

Vierte Scene.

Ein Aufſeher der öffentlichen Hunde kommt. Ihm folgen Diener mit Schüſſeln voll Brot und Fleiſch.

Der Aufſeher.

Setzt hin!

(Die Diener ſetzen die Schüſſeln nieder.)

Hakam

(nähert ſich).

Iſt das für —

Der Aufſeher.

Hand davon!

Hakam.

Für den Kaliphen?

Der Aufſeher.

Läſtermaul!

Hakam.

So ſagt mir doch,
Für wen die Mahlzeit angerichtet wird,
Ich bin noch fremd in Bagdad.

Der Aufſeher.

Für die Hunde!

Hakam.

Die räud'gen Thiere, unrein, wie ſie ſind,
Die werden öffentlich geſpeiſt?

Der Aufſeher.

Ja wohl,
Und das von frommen Seelen, die ſchon längſt,
Zum Theil ſeit mehr als hundert Jahren ſchon,
Im Paradieſe bei'm Propheten wohnen.

Hakam.

Und ich muß hungern?

Der Aufſeher.

Ich zum wenigſten
Hab' nicht für Dich zu ſorgen! (Zu den Dienern.) Fort die Schüſſeln!
Sie ſind noch ſatt!

(Ab mit den Dienern.)

Fünfte Scene.

Hakam.

Die Herren kommen nicht!
Von jetzt an ſtoß' ich jeden Hund mit Füßen!
Sie haben es zu gut auf dieſer Welt!

(Er tritt wieder zu Aſſad.)

Haſt Du's gehört?

Aſſad

(antwortet ihm nicht und geht auf die Seite hinüber, wo der Juwelier-Laden iſt).

Sechſte Scene.

Irad

(tritt heraus).

Wo iſt Dein Kamerad?

Aſſad.

Der geht mich nichts mehr an!

Irad.

Dort ſteht er ja!

(Geht zu Hakam.)

Fünfzig Denare!

Hakam.

Ich erhalte?

Irad.

Nichts!

Hakam.

Eine Weſpe ſoll Euch in den Rachen fahren,
Wenn Ihr einmal zu einem Feigenbaum
Mit off'nem Maul hinaufſieht!

Irad.

Dank, mein Freund!

Hakam.

Ein Bienenſchwarm ſich auf Euch niederlaſſen!

Siebente Scene.

Muſik. Ein glänzender Zug. Zuerſt viele Sklaven, die Koſtbarkeiten tragen. Dann eine Menge Sklavinnen, die prächtig gekleidet ſind. Zuletzt ein Vezier mit Gefolge. Viel Volk ſtrömt zuſammen.

Der Vezier

(betritt, nachdem die Muſik aufgehört hat, eine Tribune).

Im Namen des Kaliphen!

(Alle Verſammelten werfen ſich zu Boden.)

Der Vezier.

Trauernd ſitzt
Er im Palaſt, die Fenſter hat er ſich

Ringsum mit ſchwarzem Tuch verhangen laſſen,
Weil er das goldne Licht der Sonne haßt;
Zwei Tage halten ihm die Sklaven ſchon,
Auf Knieen vor ihm liegend, Trank und Speiſe
Vergebens vor, er ißt und trinkt nicht mehr;
Und heute Morgen hat er mir geboten,
Was mich mit Grauen und Entſetzen füllt!
Steht Alle auf!

(Die Verſammelten erheben ſich.)

Der Vezier.

Und Muſtapha, herauf!

(Muſtapha, ein Sklave, der auf rothem Sammetkiſſen eine Krone trägt, erſteigt die Tribune.)

Der Vezier

(erhebt die Krone).

Ihr ſeht, dieß iſt die Krone Mohamed's,
Der Himmel hat den Stern nicht, welcher ihr
Nicht einen Strahl lieh, und die Erde nicht
Den Edelſtein, der ſie nicht funkelnd ſchmückt!
Vernehmt! Die Krone Mahomed's iſt feil!
Ihr ſtaunt? Hört weiter! Eben heute hat's
Gejährt, daß die Prinzeſſin, daß Fatime,
Die heißgeliebte Tochter des Kaliphen,
Aus ihrem Garten, als ſie Roſen pflückte,
Auf eine Art, die Keiner faßt, verſchwand.
Ihr wißt, der tiefbetrübte Vater hat
Dem, der ſie wieder brächte, längſt ſein Alles,
Bis auf die Krone ſelbſt, als Lohn verheißen:
Wohlan, er fügt die Krone jetzt hinzu.

Der ſoll ſie tragen, der das einz'ge Kind
Zurück in ſeine Arme führt, und Jeder,
Der auch nur eine Spur von ihr endeckt,
Soll ſelbſt beſtimmen, ob er ſeine Perlen,

(Er deutet hiebei auf diejenigen Sklaven, die Perlen tragen.)

Ob er ſein Gold und Silber

(Er deutet hiebei auf diejenigen Sklaven, die mit Gold und Silber beladen ſind.)

lieber will,
Und obendrein die Sklavin ſich erwählen,
Die ihm von Allen, welche noch im Lenz

(Er deutet auf die verſchleiert da ſtehenden Sklavinen.)

Der Jugend ſteh'n, am meiſten einer Houri
Zu gleichen ſcheint, wie ſie ſein Herz begehrt!
Dieß iſt es, was ich euch verkünden ſoll:
Es iſt geſcheh'n. Nun aber hört noch Eins:
Wer glaubt, daß er ſich Einen dieſer Preiſe
Verdienen kann, der gehe ſchnell an's Werk!
Die Hoffnung war es nicht, die den Khalifen
Bewog, auch noch ſein Letztes einzuſetzen,
Nur die Verzweiflung trieb ihn dazu an,
Und er erwartet Nichts davon, er läßt,
Indem ich rede, in der Stille ſchon
Aus ſeinem Paſchalik am fernen Nil
Den Bruder rufen und — ich darf nicht ſagen
Was ich befürchte, doch ich fürchte viel!

(Er ſteigt von der Tribune herunter. Der Zug entfernt ſich, mit Muſik auf dieſelbe Weiſe, wie er kam.)

Achte Scene.

Hakam
(tritt wieder zu Aſſad).
Nun, Aſſad, das iſt was für Dich! du träumteſt
Ja ſtets von ſolchen Dingen! Ei, der Tauſend,
So hat ſogar auch der Khalif noch Sorgen?
Ich dachte mir ihn immer ohne Zahnweh!

Aſſad.
Willſt Du durchaus, daß ich Dich prügeln ſoll?
Ich thu's nicht gern, denn als mein armer Vater
Im Sterben lag, haſt Du mir friſches Waſſer
In's Haus gebracht und das gedenk' ich Dir!
Jetzt aber mach! Ich kenne Dich nicht mehr!
Ich will nicht bei Dir hängen.
(Er dringt auf ihn ein.)

Hakam
(entſpringend).
Aber ich,
Ich möchte gern zu Deinen Füßen ſitzen,
Wenn Du Khalif biſt!

Neunte Scene.

Soliman
(tritt aus ſeiner Thür).
Heda! Junger Burſch!

Aſſad.
Kann ich Euch dienen, Herr?

Soliman.
— Euch dienen, Herr?
Sprachſt Du: Euch dienen, Herr?

Aſſad.
Das that ich, Herr!

Soliman.
Das that ich, Herr, nicht ſo?

Aſſad.
Ei, allerdings!

Soliman.
Ei, allerdings! Es iſt ſo! In der That!
Die Wolle, nicht das Ohr, war Schuld daran!
Allah ſei Dank dafür! Allein ich ſage
Es Keinem! Wenn ſie für ſtocktaub mich halten,
So kann ich leichter lauſchen und erfahren,
Was ſie im Stillen treiben! (Zu Aſſad.) Noch einmal!

Aſſad.
Herr, foppt Ihr mich?

Soliman.
Ich bitte, etwas leiſer,
Dieß hätte ich auch geſtern hören können!

Aſſad.
Ich laſſe mich nicht foppen und Ihr ſeid
Zu alt, als daß ich's Euch (er ballt die Hand) beweiſen dürfte!
Drum geh' ich!

(Will gehen).

Soliman.

Nicht doch! Bleib'! Ich mein' es gut!
Ich rief Dich, um mein Ohr zu prüfen! Sich —
Doch, das nachher! Erſt weiter!

Aſſad

(kehrt ſich wieder um).

Alter Narr!

Soliman.

Ja! — Alter Narr! Ich ſchenk' Dir was! Ganz deutlich!
Und dieß Mal ſprach er leiſe! Komm!

(Er geht zu dem Auslagekaſten vor ſeinem Fenſter.)

Such aus!
Was Dir gefällt! Das heißt natürlich hier,
Wo Alles unecht iſt!

Aſſad

(tritt heran).

O, welche Pracht!

Soliman.

Nicht wahr, mein lieber, guter, junger Menſch,
Wer ſo viel hat, der iſt ein reicher Mann?
Und doch hab' ich noch mehr! Du ſchauſt darein,
Als ob das gar nicht möglich wär? Doch! Doch!
Und weil Du mir gefällſt, ſo will ich Dir
Auch das noch zeigen, was ich Keinem zeige,
Der nicht zum wenigſten ein Emir iſt!

(Er öffnet ein Schubfach.)

Was ſagſt Du dazu, he? Die liebe Sonne
Meint's gleichfalls gut mit Dir! Sie ſcheint auf einmal

So hell, wie ſie den ganzen Tag nicht ſchien!
Nun ſieh Dich ſatt! Doch greife mir nichts an,
Denn — Deine Finger ſcheinen zwar nicht klebrigt,
Allein —

Aſſad.

Das ſind wohl echte Edelſteine?

Soliman.

Verlaß Dich d'rauf! Wer beſſ're zeigen kann,
Dem ſchenk' ich meine Augen!

Aſſad.

Alſo ſeh' ich
Das Herrlichſte und Köſtlichſte der Welt!

Soliman.

Das thuſt Du, Freund, das thuſt Du! (Bei Seite.)
Wie ich höre!
Ein wunderlicher, guter junger Menſch!
Er freut ſich über meine Edelſteine,
Wie kleine Kinder über'n Mond ſich freu'n!

Aſſad
(zeigt auf einige Steine).

Die ſeh'n wie Waſſer aus! Sind grün, wie das!

Soliman.

Smaragde nennt man ſie! Wie Waſſer!
(Schüttelt den Kopf.)
Himmel!

Aſſad.

Die kommen auch wohl aus dem Waſſer?

Soliman.

Nein!
Doch, doch! Man pflegt ſie in dem Schlamm zu finden,
Der ſich in Fiſchernetze ſetzt.

Aſſad.

Mein Vater
War ſelbſt ein Fiſcher, aber niemals fand
Ich einen ſolchen Stein in ſeinem Netz!

Soliman
(für ſich).

Der glaubt mir! (Laut.) Nun, in jedem Fluße trifft
Man ſie nicht an!

Aſſad
(zeigt auf andere Steine).

Die ſind ſo blau, wie Luft!

Soliman.

Saphire ſind's! Sie fallen aus den Wolken!

Aſſad.

Was thun ſie?

Soliman.

Wußteſt Du das nicht? Ei, freilich!
Wir tragen ja bei uns den Turban blos,
Damit ſie uns den Schädel nicht zerſchmettern!

Aſſad.

Ich merk's! Ich habe dumm gefragt!

Soliman.

Ja wohl!
Und weil Du mir die erſte Lüge glaubteſt,

Ließ ich die zweite zur Enttäuſchung folgen!
Die Edelſteine kommen aus der Erde,
Sie wachſen da, wo Alles wächſt!

Aſſad
(erblickt den Rubin und ſtreckt die Hand aus).
O, Allah!

Soliman.
Dieß Feuer brennt Dich, wie es ſcheint!

Aſſad.
Das iſt —

Soliman.
Nun, was wohl? he?

Aſſad.
Das Uebrige iſt Nichts,
Iſt Alles Nichts! Weg, weg damit! Ich könnt' es
Mit Füßen treten!

Soliman.
Wird er mir verrückt?

Aſſad.
Das wären Edelſteine? Alter Mann,
Ihr ſeid betrogen! (Er zeigt wieder auf den Rubin.) Das —

Soliman.
Iſt ein Rubin,
Roth, wie die andern grün und blau, nun gibt
Es auch noch weiße!

Aſſad.
Schweigt! O ſchweigt davon!
Hier ſehe ich den Mittelpunkt der Welt!

Wer dieſen Stein ergreift und dann in's Meer
Hinab ſich ſtürzt, der zieht die Könige
Sich wie die Bettler nach! Die ganze Erde
Wird menſchenleer in Einem Augenblick!

Soliman.

Und dennoch iſt der Diamant noch edler!

Aſſad.

Noch edler? Reizt mich nicht!

Soliman.

Ich mache jetzt
Ein Ende! (Er nimmt einen Ring.) Gib mir Deine Hand einmal!

Aſſad
(gibt ihm, aber faſt bewußtlos, die Hand).

Soliman
(ſteckt ihm den Ring an).

Da haſt Du was! Nun denk' an mich und geh!

Aſſad
(ſtreift den Ring wieder ab).

Pfui! Pfui! Ein Regenwurm, mir um den Finger
Gewickelt, wär' mir ganz ſo lieb!

Soliman
(legt den Ring wieder hin).

Auch gut!
Ich habe noch Platz für ihn!

Aſſad.

Gebt den Rubin!

Soliman.

Ha! Ha!

Aſſad.

Ich muß ihn haben!

Soliman.

In der That?

Aſſad.

Wollt Ihr ihn geben?

Soliman.

Wenn Dir der Khalif
Die Krone aufgeſetzt hat! Eher nicht!

Aſſad.

Ich fleh' Euch an —

Soliman.

Beim Barte des Propheten,
Jetzt iſt's genug!
(Er will den Kaſten ſchließen.)

Aſſad
(ſtößt ihn vor die Bruſt).
Was unterſteht Ihr Euch?

Soliman
(ſchreit).
He! Hülfe!

Aſſad.

Der Rubin iſt mein!
(Er ergreift ihn und ſtürzt fort.)

Soliman
(hinterdrein).
Ein Dieb!
Ein Räuber! Haltet auf! Ein Mörder! Greift ihn!

Volk

(rennt durcheinander).

Wen denn?

Soliman.

Den da! Den Burſchen!

Hakam

(packt Aſſad).

Dieſen hier?

Soliman.

Wen ſonſt? (Er tritt zu Aſſad.) Du Böſewicht! (Zu Hakam.)
Ich dank Dir, Freund!

Khalf

(herzutretend).

Was iſt's mit dem?

Soliman.

Erſt laßt mich Athem ſchöpfen!

Hakam.

Ich kenn' den Menſchen!

Khalf.

Nun?

Hakam

(zu Aſſad).

Dieb! Räuber! Mörder!
Das iſt genug für einmal, Kamerad!
Jetzt biſt Du's ja wohl wieder?

Aſſad.

O, der Schmach,
Daß Schelme mich für ihres Gleichen halten,

Weil ich — (zu Hakam) Ich habe nichts mit Dir gemein!
Prüft mich, ob ich ein Dieb und Räuber bin,
Werft, was Ihr habt an Gold und an Juwelen,
Werft's auf das Pflaſter hin, laßt mich allein
Und ſeht in einer Stunde nach, ob ich —

Hakam.

Noch da bin, he?

Volk

(lacht).

Aſſad.

Allah, ſteh' Du mir bei!
Du haſt dieß Herz in meine Bruſt geſetzt,
Nimm es heraus und zeig', wie rein es iſt!

Soliman.

Der freche Bube denkt gewiß zu läugnen,
Daß er ſo ſpricht! Vielleicht hat er mein Kleinod
Im Laufen weggeworfen!

Aſſad

Blöder Thor!
So wenig, wie den Kopf!

Soliman.

Dann — her damit!

Aſſad.

So lang' ich lebe, nicht!

Soliman

(dringt auf ihn ein).

Wir werden ſeh'n!

Aſſad.

Ja wohl!

(Er entreißt Soliman den Dolch, den er trägt.)

Nun kommt nur!

(Er ſticht nach Soliman.)

Volk.

Der Kadi! Macht Platz!

Zehnte Scene.

Der Kadi

(tritt mit Gefolge auf).

Was gibt's hier?.

Soliman.

Alles, was nur möglich iſt!
Raub! Ueberfall! was nicht? Der Böſewicht
Iſt gar nicht zu bezeichnen! Eh' man ihn
Noch Räuber oder ſo was nennen kann,
Iſt er ſchon Mörder und es paßt nicht mehr!
Er ſtach nach mir! Ich weiß nicht, blute ich?

Der Kadi.

Raub! Mord! Man hätt' den Mord verhindern ſollen!
Sein Leben war ſchon durch den Raub verfallen,
Er hat kein zweites, auch den Mord zu büßen,
Der Mord war hier von Ueberfluß! Ja, könnte
Man dieſe Frevler einmal hängen laſſen,
Dann köpfen und zum dritten Male ſacken,
So möchten ſie die Miſſethaten häufen
Und die Geſetze zehn Mal übertreten,
Allein es geht nicht an. Wer iſt es denn?

Soliman.

Du wirſt es nicht errathen!

Der Kadi

(deutet auf Hakam).

Der gewiß!

Hakam.

Herr — ich vergeb' Euch! Ich war's, der ihn griff,
Als er entfloh!

Soliman

(deutet auf Aſſad).

Der da! Nicht wahr, man ſieht
Es ihm nicht an? Den mußt Du zwei Mal ſtrafen,
Erſt für die That und dann für ſein Geſicht!

Der Kadi.

Ich hätt' erwägen ſollen, daß die Aepfel
Gewöhnlich roth ſind, wenn der Wurm ſie ſtach!
Ruſtan!

Ruſtan

(tritt hervor und hält ein Beil in die Höhe).

Der Kadi

(gibt kein Zeichen).

Ruſtan

(ſenkt das Beil und hält einen Strick empor).

Der Kadi

(nickt).

Ruſtan.

Vorher (Er macht die Bewegung des Hauens.)

Der Kadi.

Vorher die Baſtonade,
Was fragſt Du erſt, und eine, die er fühlt,
Damit der Eindruck vorhält nach dem Tode,
Und er uns nicht zu zeitig wieder kommt!

Hakam
(für ſich).

Mich freut's, daß ich den Becher nicht mehr habe!
So hätt' ich den Kadi mir nicht gedacht!

Soliman.

Herr!

Der Kadi.

Nun? haſt Du ihn fälſchlich angeklagt?
Dann trittſt Du ſelbſt in ſeine Stelle ein!

Soliman.

Das nicht — Jedoch — Du ſiehſt, ich lebe noch,
Der Mord —

Der Kadi.

Ward nicht vollbracht! Das iſt mir lieb!
Ich hab's ja ſchon geſagt, warum!

Soliman.

Und dann —
Verzeih' mir, Herr, der Burſche dauert mich,
Ich bin doch Schuld an ſeinem frühen Tode!

Der Kadi.

Wie das?

Soliman.

Erlaubſt Du, daß ich weiter rede?

Der Kadi.

Du ſprachſt von Schuld, Freund, ich befehl' es Dir!

Soliman.

Sieh, Herr, ich litt drei Jahre fort und fort
An Taubheit, nein, ich glaubte d'ran zu leiden,
Weil ich's vergeſſen hatte, daß ich Pfropfen
Von Wolle trug in meinen beiden Ohren,
Die ich bei Zahnweh einſt hineingeſteckt.

Der Kadi.

Was geht mich das an?

Soliman.

Nur Geduld! Ein wenig!
Heut Nachmittag fahr' ich von ungefähr
Mit einer Nadel mir in's Ohr und merke,
Das was darin ſitzt, ziehe es heraus
Und hör' auf einmal wieder, hör' die Katze
Im Hof miau'n und hör' vom Minaret
Auch zum Gebete rufen. Ich frohlocke,
Und tret' aus meiner Thür, da ſteht der Burſche
Vor meinem Hauſe —

Der Kadi.

Die Gelegenheit
Zu Dieberei und Raub erſpähend —

Soliman.

Möglich!
Doch ſah er mir nicht darnach aus! Ich rief ihn,

Um im Geſpräch mit ihm mein Ohr zu prüfen,
Er kam —

Der Kadi.

Und raubte —

Soliman.

Ja! Doch nicht ſogleich!
Erſt, wie ich ihm die Edelſteine zeigte,
Und da nicht einmal, nein, erſt ganz zuletzt,
Als der Rubin ihm in die Augen ſtrahlte,
Der ihn nicht, wie es menſchlich iſt, zu reizen,
Nein, der ihn ſchier verrückt zu machen ſchien,
So daß er zugriff, wie 'n verzog'nes Kind!

Der Kadi.

Mich kümmert nur das Ob und nicht das Wie!
(Zu Aſſad, freundlich.)
Du leugneſt?

Aſſad.

Nein!

Der Kadi.

Es hälfe auch zu Nichts!
Ruſtan, vollzieh den Spruch! Und auf der Stelle,
Wo dieſer freche Raub begangen ward!
(Ab mit Gefolge. Ruſtan mit ſeinen Knechten bleibt zurück und bereitet die Hinrichtung vor.)

Elfte Scene.

Khalf
(dem Kadi nachſehend).

Der ändert keinen Spruch! Allein mich freut's!
Das (mit einem Blick auf Soliman) iſt ein altes Weib!

Soliman.

Was ſagtet Ihr!

Khalf.

Ich pries Eu'r weiches Herz!

Soliman.

Wagt nicht zu viel,
Ich hör' jetzt wieder gut!

Hakam
(zu Aſſad).

Du hatteſt Recht!
Wir werden nicht zuſammenhängen. Schenkſt
Du mir die Kleider?

Aſſad.

Ja!

Irad
(tritt zu Aſſad).

Du biſt ein Räuber!

Aſſad.

Es muß ja wohl ſo ſein. Du ſiehſt, ich ſterbe
Des Räubers Tod!

Irad.

Bereuſt Du Deine That?

Aſſad.

Nein!

Irad.

Nicht?

Aſſad.

Es mag wohl gut ſein, daß ich ſterbe,
Denn — (zu Soliman) Herr, es thut mir leid, daß ich den Dolch

Auf Euch gezückt, Ihr ſeid ein alter Mann,
Der's gut mit mir gemeint, ich weiß das wohl,
Und wahrlich, wenn ich Euch getroffen hätte,
Wenn Ihr in Eurem Blute vor mir läget,
Mir würde ſein, als hätt' ich meinen Vater
Getödtet, denn Ihr ſeid ſo weiß, wie er,
Und ſelber ſtellt' ich jetzt mich dem Kadi!
Das glaubt mir!

Soliman.

Sohn, ich glaub's Dir!

Aſſad
(zu Irad).

Dennoch fühl' ich's,
Ich hätt' ihn eher zehnmal tödten können,
Als den Rubin in ſeinen Händen laſſen!
(Zu Soliman.)
Vergebt mir, doch ich muß es leider ſagen,
Es iſt ſo, mag's begreifen, wer da kann!
Läg' hier mein Kopf, und dort der Edelſtein,
Ich griffe erſt nach dem —

Soliman.

Höchſt ſonderbar!
Höchſt ſonderbar! Ja, ja! Auch ich, ich habe
Den Stein vor allen andern Steinen lieb!
Es hat ihn mir einmal ein Greis gebracht,
Der ſprach zu mir: verkauft ihn, wie Ihr könnt
Und gebt mir dann die Hälfte, doch er kam
Bis heute noch nicht wieder — (Sieht Irad an.) Seit Ihr nicht

Der Greis? (Irad ſchweigt.) Ich kann mich täuſchen und
Ihr würdet
Euch, wenn Ihr's wärt, ja ſicher nicht verläugnen!
Gleichviel, er kam nicht wieder und der Stein
That mir es an, ich forderte für ihn
Mit jedem Tage mehr und legte ihn
Am Ende ganz zurück —

Aſſad.

Laßt mir ihn denn,
(deutet auf Ruſtan.)
Bis dieſer fertig iſt —

Soliman.

Ich laß ihn Dir!

Ruſtan.

Ich bin's! D'rum fort! Es gibt noch mehr zu thun!

Aſſad

(küßt den Rubin und will ihn Soliman reichen, zieht die Hand aber wieder zurück).

Nicht wahr, es iſt ja gleich? Nehmt ihn nachher!
(Ruſtan will Aſſad anfaſſen.)

Irad

(für ſich.)

Nun iſt es Zeit!
(Er tritt zwiſchen Ruſtan und Aſſad.)
Reich' mir die Hand zum Abſchied!

Aſſad.

So alt Ihr ſeit, ich komme noch vor Euch
In's Paradies!
(Reicht Irad die Hand.)

Irad.

Du irrſt!

(Aſiad und Irad verſchwinden.)

Ruſtan.

Wo ſind ſie hin?

Soliman.

Es war der Greis!

Hakam.

Hier darf man doch was wagen!
Am Fuß des Galgens wird man noch gerettet!
Wer hätte in dem Alten das geſucht!

Ruſtan.

Ich häng' mich ſelbſt, bevor mich der Kadi
Dazu verdammt! Der wird's mir nimmer glauben,
Daß dieſer ohne meine Schuld entkam!

(Er ſtampft die Erde.)

Pfui, Erde, pfui!

Soliman.

Mir wird es wieder leicht.

Zweiter Act.

Ein anderer Platz in Bagdad. Es iſt Nacht.

Erſte Scene.

Irad.

Du biſt gerettet!

Aſſad.

Und ich hab' den Stein!

(Er zieht den Rubin hervor.)

O, wie er ſtrahlt! Ich glaube, wenn wir Beide
Die Lichter alle löſchten, die hier brennen,
Und wenn dann Allah auch mit ſeinen Händen
Die Sterne deckte, die am Himmel flammen,
Es würde doch nicht finſter auf der Welt!

Irad.

Meinſt Du?

Aſſad.

Vergib, vergib, ehrwürd'ger Greis,
Daß ich dir noch die Füße nicht geküßt!

(Er thut's.)

Wer biſt Du? Doch, was frag' ich! Weiß ich's nicht?

Du kannſt kein And'rer ſein, als der Prophet,
Du ſprachſt ja auch in meiner Eltern Hütte
Schon einmal ein!

Irad.

Wie war das?

Aſſad.

Meinſt Du, daß ich's
Vergeſſen hab'? O nein! So klein ich war,
Ich hab's mir wohl gemerkt! Mein Vater lag
An ſchwerer Krankheit auf den Tod darnieder,
Und wie er ſelbſt, ſo konnte auch die Mutter
Nichts mehr verdienen, denn ſie mußt' ihn pflegen
Und durft' ihn nicht verlaſſen! Was wir hatten,
War bald verzehrt, obgleich mein Mund allein
Den Vorrath ſchmälerte, da ihr ſo gut,
Wie ihm, die Eßluſt fehlte. Was geſchah,
Als ſie zur Nacht das letzte Stücklein Brot
Mir weigerte, um für den nächſten Morgen
Nicht ganz mit leeren Händen dazuſteh'n?
Die Thür ward aufgemacht, ein voller Beutel
Mit Geld flog in die Stube und zugleich
Rief eine Stimme: Allah leiht Euch das,
Gebraucht's, ſo lange Ihr es nöthig habt,
Und zahlt es, wenn Ihr könnt, dereinſt zurück
An Einen, der ſo hülflos iſt, wie Ihr!

Irad.

Und dieſes, glaubſt Du —

Aſſad.

Glaubſt Du? Nein, ich weiß,
Daß der Prophet es war, daß — Du es warſt!
Wie ſollteſt Du im Paradieſe auch
Dich freuen können, wenn die Deinen unten
Im Elend ſchmachten!

Irad.

Aſſad, halte ein!
Ich bin nicht, was Du meinſt!

Aſſad.

Wer biſt Du denn?
Wer biſt Du, wenn Du der Prophet nicht biſt?
Wer biſt Du, daß vor Deinem Wink die Erde
Sich ſpaltet, daß ſich zum kryſtall'nen Gang,
In dem man wandeln kann, ihr Inn'res wölbt,
Und daß —

Irad.

Ich bin der, der Dich retten konnte!
Das ſei genug für Dich! Und jetzt vernimm,
Warum ich's that!

Aſſad.

Laſſ' erſt noch einmal Dir,
Auf meinen Knieen, danken für mein Leben!
Jetzt ſchaudert's mich! Zwar weiß ich es gewiß,
Daß ich in's Paradies gekommen wäre,
Denn einer Sünde, die mir ſeine Pforten
Verſchließen könnte, zeiht mein Herz mich nicht.
Allein, wie hätt' ich dort erröthen müſſen!

Und nicht vor Omar bloß und Abubeker,
Die Mahomed am nächſten ſteh'n und die
Wohl nie auf Erden ihres Gleichen finden,
Ach nein, vor Jedem, der die Hungernden
Geſpeiſt, die Durſtigen getränkt und nicht,
Wie ich, die Vögel bloß gefüttert hat.
Ja, ſelbſt vor meinen Vater, denn ich trug
Die Schuld, die er zurückließ noch nicht ab,
Und das gelobt' ich ihm, bevor er ſtarb;
Sie war erſt halb bezahlt, als er verſchied!

Irad.

Verkaufe jetzt den Stein, ſo kannſt Du's thun!

Aſſad.

Den Stein?

Irad.

Du zweifelſt, ob in dieſer Stadt
Des Glanzes und der Pracht auch ein Verlaſſ'ner
Zu finden ſei, der Dein bedarf? Doch ich,
Vor deſſen Blick die Erde ſelbſt ſich ſpaltet,
Ich ſchau' von hier durch Mauern und durch Wände
Und kann Dich gleich zu Einem führen, der
Vor wüth'gem Hunger in ſein eignes Fleiſch
Hinein beißt und in grimmiger Verzweiflung
Sich ſelbſt und Allah mit verflucht. Den ſollſt
Du tröſten und mit Gott und Welt verſöhnen,
Deswegen ward Dir der Rubin zu Theil!
D'rum gib ihn hin!

Aſſad.

Ihn hin? Mein Blut viel lieber!

Irad.

Aſſad!

Aſſad.

Da iſt er! Mach' nun, was Du willſt!
Mir aber ſage, wie ich den Kadi
Am ſchnellſten wieder finde!

Irad.

Den Kadi?
Du Undankbarer! Allah hat die größte
Der ird'ſchen Freuden Dir beſtimmt und Du —

Aſſad.

Geht, geht! Ich fall' Euch an, wenn Ihr's nicht thut!
Hier iſt mein Dolch! Nehmt ihn, damit ich ihn
Nicht brauche oder Ihr Euch wehren könnt!

Irad.

Ich werd' den Stein verkaufen! Tröſte Dich,
Es bleibt, auch wenn Du dieſe Schuld bezahlſt,
Genug noch für Dich übrig!

Aſſad.

O, zu viel!
Zu viel, und wenn's auch nur ein Pfennig wäre,
Ich brauch' von jetzt an keinen Pfennig mehr!

Irad

(ſchickt ſich zum Abgehen an).

Begleite mich und ſieh —

Aſſad.

Wohin Ihr geht?
O nein! ich mach' die Augen lieber zu,
Sonſt könnte ich Euch folgen und den Mann
Ermorden, der — Ich bitt' Euch, zögert nicht!

Irad.

Ich hab' Dich nur geprüft! Nimm ihn zurück!
(Er reicht Aſſad den Stein.)
Auch dieſen brauchſt Du noch!
(Er reicht ihm den Dolch.)
Ich wog die Krumen,
Die Du den Vögeln vor Dein Fenſter ſtreuteſt,
Und ſchwerer in die Waage fielen ſie,
Als all die Schätze, welche der Kaliph
Den Darbenden vertheilen ließ, denn Du
Gabſt Alles, was Du übrig hatteſt, hin,
Er nicht, und das hat Mahomed befohlen!

Aſſad.

Ehrwürd'ger Greis, mein Alles war ein Nichts!

Irad.

Ich ſah an Deines Vaters Sterbebett
Dich ſitzen, tief bekümmert, daß Du nur
Die Fliegen ihm verjagen, nicht die Frucht
Ihm reichen konnteſt, die vielleicht die letzte
Erquickung ihm geboten oder ihm
Das letzte Lächeln abgewonnen hätte —

Aſſad
(hält die Hand vor's Geſicht).
O Gott! Ich dachte —

Irad.
An des Nachbars Garten
Und an die Trauben, die darin gereift!
Allah verzieh es, ja auf ſeinen Wink
Trug der Prophet in's goldne Buch Dich ein!
Und darum ſtehſt Du jetzt vor mir und hältſt
In Deiner Hand ein Kleinod, das, ſo köſtlich
Es Dir und aller Welt auch ſcheinen mag,
Doch noch viel mehr iſt, als Du ahnen kannſt!

Aſſad.
Was iſt es denn?

Irad.
Es iſt ein Grab!

Aſſad.
Ein Grab?

Irad.
Es iſt ein Grab für Eine, die noch lebt!

Aſſad.
Für Eine, die — für Eine! O, mein Herz,
So war es dieß!

Irad.
Die allerſchönſte Jungfrau
Die auf der Erde jemals wandelte,

Iſt durch die Tücke eines böſen Geiſtes
In dieſen Stein hinein gebannt und ſchläft
Den Schlaf des Todes, ehe ſie noch ſtarb!

Aſſad
(ſchaudernd).

Den Schlaf des Todes!

Irad.

Roth iſt der Rubin
Zwar immer, Doch in einen Purpur, wie
Er dieſen ſchmückt, war keiner noch getaucht.
Wie Feuer ſchimmert jeder Edelſtein,
Denn tief in ſeinen Kern hat die Natur
Den Sonnenſtrahl, den flücht'gen, eingeſchloſſen,
Doch einen Blitz, wie dieſer Deinem Blick
Entgegen ſendet, wenn Du ihn betrachteſt,
Hat ſelbſt der Diamant noch nie verſprüht!

Aſſad.

Es iſt ihr Blut und ihres Auges Glanz!

Irad.

Das iſt's! Ja wohl! Denn Beides ſog er ein!

Aſſad.

Und Allah ließ es zu?

Irad.

Die böſen Geiſter
Sind mächtig bis zum jüngſten Tag! Und doch
Nicht mächtig g'nug! Was halfs, daß der Rubin

Schon, tief verſcharrt, im Schooß der Erde lag?
Ich fand ihn dennoch!

Aſſad.

Kannſt Du denn die Jungfrau
Nicht auch erlöſen?

Irad.

Ich nicht! Nur ein Menſch!

Aſſad.

Ein Menſch? Ich ſelbſt bin ja ein Menſch! Doch wie?

Irad.

Das weiß ich nicht! Der Zaub'rer fiel in Schlaf
Als ich erwachte, denn wir wechſeln ſtets,
Wie Tag und Nacht, doch nur umſonſt belauſchte
Ich ſeine Träume, er verrieth ſich nicht!

Aſſad.

Weh! Weh!

Irad.

Verzweifle nicht zu früh! Er hält
Den Schlaf nicht ewig aus und dennoch weicht
Der Schlaf erſt dann von ihm, wenn's mir gelang,
Das zu befrei'n, was er gefeſſelt hat.
Sobald der Traum in den verruchten Sinn
Ihm eine neue, größ're Bosheit bringt,
Deckt er die alte ſelber auf! Das kann
Auch dieſes Mal geſcheh'n! Noch weiß ich nur,
Daß Du die Jungfrau einmal wecken kannſt!

Aſſad.

Ich kann ſie wecken?

Irad.

Ja! Um Mitternacht!
Wenn Du auf den Rubin drei Küſſe drückſt,
Erſcheint ſie Dir!

Aſſad.

Iſt es nicht Mitternacht?

Irad.

Noch nicht! Doch bald! Vielleicht kann ſie Dir ſelbſt
Das Mittel nennen, das den Zauber bricht,
Vielleicht entdecke ich's. Zwar blickte er
In jener Nebelhöhle, die ihn birgt,
So ſelbſtzufrieden, tückiſch-ſtolz darein,
Als hätte er ſein Aeußerſtes vollbracht,
Und dieſes deutet auf ein ſchweres Werk.
Doch über ihm iſt Allah! Was ich nur
Zum Theil durchſchaue, das durchſchaut er ganz
Und gibt's Dir wohl in Träumen ein! Leb' wohl!

(Er verſchwindet.)

Zweite Scene.

Aſſad.

Ich ſoll ſie ſeh'n! Und wenn's nur einmal wäre,
Ich ſoll ſie ſeh'n! O, daß die Mitternacht
Doch endlich käme! Daß der Tempelwächter
Doch endlich —

Eine Stimme

(ruft von der Moſchee herab).

Auf, ihr Gläub'gen, zum Gebet!

Aſſad.

So iſt ſie da, die grauſe, grauſe Stunde,
In welcher, wie es heißt, die Todten leben
Und die Lebendigen todt ſind; wird denn nun
Geſchehn, was mir der Greis —

(Er ſtürzt betend auf die Knie.)

Allah! — Du weißt! —
Ich finde keine Worte! Laſſ' den Greis
Mich nicht betrogen haben! (Springt auf.) Pfui! Pfui!
Was ſagt' ich da! Mein Herz weiß nichts davon!

(Er hebt den Rubin gegen den Mund.)

Iſt's denn ſo kalt? Mich friert! In dieſer Stunde
Schloß meines Vaters Auge ſich auf ewig,
Wird ſich das ihre öffnen? Fort, ihr Zweifel!
Es wird! Es muß! Es ſoll!

(Er küßt den Rubin drei Mal. Dieſer entfällt ihm.)

Der Stein wird ſchwer
In meiner Hand, als ob —

(Eine Nebelwolke quillt aus der Erde.)

In eine Wolke
Löſt er ſich auf — ja, ja, in eine Wolke!
Und dieſe Wolke — ſie verdichtet ſich —
Ich ſeh' — ich ſeh' ein holdes Angeſicht —

(Ausbrechend.)

Ich ſehe ſie!

Dritte Scene.

Fatime erſcheint allmälig, die Wolke verſchwindet nach und nach, ein röthliches Licht umfließt ſie.

Fatime
(wie träumend).

Drei Tropfen meines Bluts?
Droht, wie ihr wollt, ich geb' ſie nicht! Nicht näher!
Ich fürcht' Euch! Bin ich hier denn ganz allein? —
Rührt mich nicht an! (Sie ſchreit.) Mein Vater!

Aſſad
(nähert ſich ihr ängſtlich).

Holdeſte —

Fatime.

Wer biſt Du? O, genug! Der Alte nicht!
Der grimme Alte nicht! So ſchütze mich!
Tritt her! Ganz nah! Weg, Mädchenſchaam und Sitte!
Hier gilt's den Tod, und mehr! Ganz nah! Ganz nah!

Aſſad
(für ſich).

Sie weiß nicht, was mit ihr geſchah!

Fatime.

Wo blieb er?
Steht er nicht hinter mir? Er thut's! Er thut's!
Ich fühle es! Nimm mich in Deine Arme,
So lange, bis mein Vater kommt! Er kommt
Gewiß im Augenblick! Du haſt
Doch einen Dolch?

Aſſad.

Beruh'ge Dich!

Fatime.

Wie kann ich?
Noch eben war es Tag! nun iſt es Nacht!
Ich ſtand an einem Roſenbeet, und nun —
(Sie ſchaut ſich um.)
Der Greis iſt fürchterlich! Auf ſeinen Wink
Verkriecht die Sonne ſich zur Mittagszeit,
Die Gärten ſinken ein — Ein Menſchenkind
Wird durch die Luft entführt und merkt es nicht!
(Stürzt auf ihre Knie.)
Allah, beſchirme Du mich!

Aſſad.

Bete lieber:
Allah, erlöſe mich!

Fatime
(ſpringt auf).

Mich grauſ't! Mich grauſ't!
Sprich! Iſt es ſchon geſcheh'n? Bin ich verzaubert?
Hat er die Drohung ſchon erfüllt? Du ſchweigſt?
Er hat! Er hat! O, ich erinn're mich!
„Sagſt Du noch einmal Nein, ſo biſt Du Stein!"
Das rief er mir in grimmigem Zorne zu
Und zog ein ſpitzes Inſtrument hervor
Und griff nach meiner Hand, als wollte er
Mir eine Ader öffnen, ehe ich
Das zweite Nein noch fände —

Aſſad.

Dennoch haſt
Du es gefunden, denn —

Fatime.

Ich lebe ja,
Ich athme ja! (Sie faßt ihre Locken an.) Die ſind ja weich, wie ſonſt,
Ich bin ja noch nicht Stein —

Aſſad.

Du warſt es ſchon
Und mußt, o Allah! mußt es wieder werden,
Wenn Du —

Fatime.

Mich fröſtelt ſchon! O, es iſt wahr!
Iſt ſchrecklich wahr!

Aſſad
(fährt fort).

Wenn Du nicht weißt, wie Du
Entzaubert werden kannſt!

Fatime
(greift ſich an die Stirn).

Mir däucht, ich weiß es!

Aſſad.

So ſag's mir an!

Fatime.

O, jetzt beſinn' ich mich
Auf Alles wieder!

Aſſad.
Nun, ſo zög're nicht!

Fatime.
Ich bin in einen Edelſtein gebannt!

Aſſad.
Nicht länger, als —

Fatime.
Und Du, Du haſt den Stein!

Aſſad.
Laß das! Verkünde mir —

Fatime.
Du liebſt den Stein!
O ganz gewiß, Du liebſt ihn!

Aſſad.
Mit dem Leben
Hab' ich ihn faſt bezahlt! Und, ſicher geb' ich
Mein Leben eher hin, als ihn!

Fatime
(bricht aus).
Entſetzlich!
Ich werde nie erlöſt!

Aſſad.
Ich faſſ' Dich nicht!

Fatime.
Nur deshalb wählte er den Edelſtein
Und nicht den Kieſel!

Aſſad.

Selbſt den Kieſel hätteſt
Du in den herrlichſten Rubin verwandelt,
Mit Purpurroth hätt' ihn Dein Blut durchhaucht,
Mit Feuer dieß Dein Auge ihn getränkt!
Wer weiß denn, ob's vorher kein Kieſel war.

Fatime.

Du liebſt auch mich!

Aſſad.

Dich liebt' ich ſtets in ihm!

Fatime.

Weh' Dir und mir!

Aſſad.

Wohl bin ich zu gering,
Doch wahrlich auch nicht kühn genug, zu Dir
Den Blick empor zu heben!

Fatime.

Du verſtehſt
Mich nicht!

Aſſad.

Du biſt beſtimmt, den Mann zu lohnen,
Der auf der Welt die größte That vollbringt,
Du ſchwebſt ihm vor, das ſpornt ihn an, nun ſtürzt,
Er freud'gen Muthes ſich in Noth und Tod,
Und wenn er dann als Sieger wiederkehrt
Und Dich erblickt, wenn Du Dich huldvoll ihm
Entgegen neigſt, dann tritt er noch in Demuth

Zurück und ſagt: auch ich bin Dein nicht werth!
Ja, thut er's nicht, ſo rufe ich's ihm zu.

Fatime
(mit einem Blick auf Aſſad).

Ich möchte leben, leben!

Aſſad.

Doch das gibt
Mir eben Kraft, das Aeußerſte für Dich
Zu wagen und mein Alles einzuſetzen!
Wer Deiner würdig iſt, der ſchone ſich,
Und wär's auch nur, weil Du vielleicht im Herzen
Sein Bild ſchon trägſt und ihn nicht miſſen kannſt!
Ich bin es nicht und werde mich nicht ſchonen,
D'rum ſag' mir, wie Du zu erlöſen biſt!
Und wär' es dadurch, daß ich dieſen Dolch
In's Herz mir ſtoße: ſchneller werd' ich's thun,
Als Du es fordern kannſt!

Fatime.

Das würde ich
Gewiß nicht fordern!

Aſſad.

Thu' es ohne Scheu!
Denn ohne Dich vermag ich nicht zu leben,
Seit ich mit dieſen Augen Dich geſeh'n,
Und —

Fatime.

Edler Jüngling! Oft ſchon warf der Baum
Die goldne Frucht von ſelbſt auf den herab,
Den heil'ge Scheu zurück hielt, ihn zu ſchütteln!

Aſſad.

Was ſagſt Du da? O, wiederhol' es mir!

Fatime
(für ſich).

Er rührt mein Herz! (Laut.) Wie gerne würd' ich Dir
Mein Leben danken! Aber nimmer wirſt
Du mich erlöſen!

Aſſad.

Dennoch hörte ich,
Es ſteh' in Menſchenmacht!

Fatime.

In Menſchenmacht?
Ach, es iſt leicht, es iſt unendlich leicht!

Aſſad.

Und doch —

Fatime.

So leicht, daß Du's an jedem Ort
Vollbringen könnteſt und zu jeder Zeit!

Aſſad.

Und doch — O, gib mir keine Räthſel auf!

Fatime.

Doch würdeſt Du mich eher einem Drachen
Abkämpfen, eher aus dem Grund des Meers

Herauf mich holen, wenn mich eine Muſchel
Umſchlöße, eher Salomonis Siegel
Zerbrechen, wenn es in ein Grab mich bannte,
Als dieſes Leichteſte des Leichten thun!

Aſſad.

So nenn' es mir!

Fatime.

Ach, dürft' ich Dir es nennen,
So wär' es ſchnell vollbracht! Du mußt darauf
Von ſelber kommen! Doch Du wirſt es nicht!
Denn es iſt ſchwer, es ſteht im Widerſpruch
Mit Allem, was Du denkſt und fühlſt. Und wenn
Ich Dir entdecken wollte, was es iſt,
Gleich würde eine andere Bedingung,
Und eine noch viel ſchlimmere, geſetzt;
Ich weiß es nur, damit ich doppelt leide.
Du wirſt auf jedem Stern den Schlüſſel ſuchen,
Der meinen Kerker öffnet, wirſt den Abgrund
Darnach durchſpäh'n und haſt ihn in der Hand.

Aſſad.

Ich werde Alles thun —

Fatime.

Bis auf das Rechte!
Ja, wenn Du mich nicht — Unglückſel'ge, ſchweig!

Aſſad.

Du nimmſt mir ſelbſt die Hoffnung?

Fatime.

Nehme ich
Sie Dir allein? Ich nehm' ſie mir zugleich!
Du durfteſt mich nur darum einmal ſeh'n,
Damit Du elend würdeſt! Elend biſt
Du jetzt! Ich fühl's! Nun ſiehſt Du mich nicht mehr!
Ich werde niemals wieder aus dem Stein
Zu neuem Sein hervorgeh'n, oder erſt,
Wenn Alles, was mir lieb und theuer war,
In Staub zerfallen und die ſchöne Welt
Mir völlig fremd geworden iſt. Wer weiß,
Ob das nicht ſchon geſchah, ob ich nicht ſchon
Jahrhunderte — Wer herrſcht in Bagdad?

Aſſad.

Harun!

Fatime.

So iſt's noch Zeit! — Wie wird mir! Allah! Hülfe!
Ich möcht' ihm noch was ſagen! — Was denn? —
(zu Aſſad, verwirrt.) Frag' doch!
(Eine Wolke umfließt ſie, ſie verſchwindet. Es wird dunkel.)

Aſſad.

Weh, weh! Ich ſeh' Nichts mehr von ihr! Und dort,
Dort funkelt der Rubin ſchon wieder hell!
(Er hebt ihn auf.)

Vierte Scene.

Hakam
(tritt im Hintergrunde auf).
So groß die Stadt iſt, überall gibt's Augen,
Die Einen hindern, in der Nacht ſogar!
Wie oft bin ich nun ſchon geſtört! Die Aſſads
Sind ſelten in der Welt! Dem wollte ich
Den Turban ſtehlen, während er ihn trägt
Und gleich darauf ihn an ihn ſelbſt verkaufen.
Wo mag er nur geblieben ſein! Ich wette:
Wenn ihn der Greis nicht überwacht, wie 'n Kind,
So liegt er irgendwo jetzt auf der Straße,
Die Augen zu, die Hand halb offen
Und in der Hand den Stein!

Aſſad
(nachſinnend).
Auch das iſt Nichts!

Hakam.
Dort redet Einer! Sprach ich nicht von Stehlen?
Es wäre dumm, wenn der — Ei was, ei was!
Er ſpricht ja ſelbſt! Ich will ihn doch belauſchen,
Wer weiß, was man erfährt!
(Er nähert ſich Aſſad.)

Aſſad.
Wie ſchön ſie war!

Hakam.
So, war ſie ſchön? Nun, das iſt ein Geheimniß,
Wofür mir höchſtens der was gibt, der ſie

Zum Weibe nehmen ſoll! Allein die Stimme
Kommt mir bekannt vor! Das — Ja, das iſt Aſſad! —
Das alte Kleid! Der Greis hat nichts für ihn
Gethan! (Ruft.) As — (Unterbricht ſich.) Still! Ich will erſt
ſeh'n, wie's ſteht!

Aſſad.

Dahin! Dahin!

Hakam.

Das heißt: er iſt ſchon fort!
Ein ſolcher Stein! Du Thor! Nun wund're Dich,
Wie ſchlecht die Menſchen ſind! Nun klag' und ſeufze!
Gleich könnt' ich Dir von hinten Einen geben
Für dieſe grobe Unvorſichtichkeit!

Aſſad

(ſieht auf den Rubin).

Das iſt ſie jezt!

Hakam.

Nein, nein, er hat ihn noch!
Nun, ſo gewiß ich morgen eſſen will,
Rubin, vor Tag noch wechſelſt Du den Herrn.
Er iſt mir zwar an Kräften überlegen,
Allein im Laufen kam er ſtets zu kurz
Und obendrein hat er noch wunde Füße!

Aſſad.

Wüßt' ich nur ihren Nahmen! Doch ich war
So ganz verwirrt, daß ich vergaß, zu fragen!
Nun thut's mir weh, daß ich ſie nicht einmal
Zu nennen weiß!

Hakam.

Er iſt verliebt, wie's ſcheint!
That Dir ein ſchadenfroher Wind den Dienſt?
Hat er den Schleier eines ſchönen Weibes
Gelüſtet, das in's Bad getragen ward?
Ei, freilich, nach dem Namen hätteſt Du
Den oberſten Eunuchen fragen ſollen,
Dann wüßteſt Du es jetzt ſchon ganz genau,
Wie gut zum Bambusrohr Dein Schädel paßt!

Aſſad.

Ich ſoll's an jedem Ort vollbringen können
Und auch zu jeder Zeit!

Hakam.

Jetzt faſelt er!
Ei, denk ſie Dir mit einem ſtarken Schnupfen,
Sieh ihrer Mutter in's Geſicht und ſag' Dir:
So ſieht ſie ſelbſt in zwanzig Jahren aus,
Dann nimmt Dein Fieber ab!

Aſſad.

Was iſt es nur!
Ein altes Märchen klingt mir in den Ohren,
Ein ſchauerliches, wie kein zweites mehr!

Hakam.

Erzähl's! Erweiche Dich! Vergieße Thränen
Und laß den Stein, wenn Du Dir mit der Hand
Die Augen trockneſt, fallen! Ich erſpare
Dir gern die Müh', ihn wieder aufzuheben!

Aſſad.

Ein wunderſchönes Mädchen war verzaubert,
Nicht an Geſtalt, allein in ihrem Sinn.
Sie haßte, was ſie ſonſt geliebt und wurde
Nur dadurch, daß ihr der Geliebte ſelbſt
Den Dolch in's Herz ſtieß, was er that im Zorn
Und in der Wuth der Eiferſucht, erlöſt!

Hakam.

Das hört' ich ſchon vom alten Araber!
Ich ſchob ihm, als er g'rade dieß erzählte,
Den Igel unter'n Burnus, der ihn ſtach!

Aſſad.

Hätt' ich vielleicht, als ſie in Fleiſch und Blut
Hier vor mir ſtand, mit meinem Dolch das Gleiche
An ihr — Mich ſchaudert! Aber das war ſicher
Im Widerſpruch mit Allem, was ich dachte
Und was ich fühlte! Doch, das kann's nicht ſein,
Denn das vermöcht' ich jetzt ja ſchon nicht mehr!

Hakam.

Er träumt im Steh'n. Gleich fällt er um. Dann geh' ich
An's Werk!

(Er tritt dicht hinter Aſſad.)

Aſſad
(geht lebhaft vorwärts).

Ich will mich heut' nicht länger quälen,
Ich will mich freu'n und Dem mit Zuverſicht
Vertrau'n, der über mir und ihr iſt. Iſt's

Für heut' nicht ſchon genug, daß ich ſie ſah
Und daß ſie freundlich mit mir ſprach? Ihr Auge
War aus der Wolke noch auf mich gerichtet,
Ja, ſelbſt aus dem Rubin heraus noch ſcheint
Sein Strahl mich anzublicken. Leuchtet er
Nicht wie ein Stern?
(Hält den Rubin in die Höhe.)

Hakam
(der ihm gefolgt iſt, greift nach dem Stein, und ruft mit verſtellter Stimme).
Ja! Er gefällt auch mir! —
Triumph! Ich hab' ihn!
(Er läuft fort.)

Aſſad
(eilt ihm mit gezücktem Dolch nach).
Stirb für dieſen Raub!
(Er ſticht ihn.)

Hakam.
Mord!

Aſſad.
Raub! (Er überwältigt Hakam.) Ich hab ihn wieder!
Büß' es jetzt,
Daß Du ihn angefaßt! Und mit dem Tode!

Hakam.
Ich hab' genug! (Stürzt um.)

Fünfte Scene.

Der Kadi. Nachtwache mit Fackeln erſcheint.

Der Kadi.
Greift Jeden, den Ihr trefft!
Hier wurde Mord geſchrieen!

Aſſad
(iſt, gleich wie Hakam ſtürzte, neben ihm niedergekniet).

Iſt das wahr?
Traf ich Dich tödtlich? Sprich! — Er kann nicht mehr!
So wäre ich ja — Wo iſt Deine Wunde?
(Er ruft.)
O, helft, helft!

Selim.

Hieher!

Der Kadi.

Nun, was gibt es hier?

Selim.

Hier liegen zwei am Boden!

Der Kadi.

Mit den Fackeln
Herbei!
(Die Nachtwache umzingelt Hakam und Aſſad.)

Selim
(zu Aſſad).

Wer biſt Du? (Er erkennt ihn.) Ha!
(Er ſpringt zurück.)

Der Kadi.

Du ſchrickſt zurück?
Iſt er bewaffnet? Stach er Dich?

Selim.

Verzeih!
Das iſt —

Der Kadi.

Wer denn! Doch nicht —

(Er ergreift ſelbſt eine Fackel und beleuchtet Aſſad.)

Ei freilich, freilich,
Das iſt der Bube, den die Erde heut
Verſchlungen haben ſoll! Dank, Allah, Dank!
So wird's mir doch belohnt, daß ich mich ſelbſt
Für dieſe Nacht der Wache beigeſellt.
Ich hab' den Flüchtling!

Aſſad.

Steht doch dieſem bei!
Weßwegen kamt Ihr, wenn Ihr das nicht wollt!

Der Kadi.

Der Burſch verſpricht das Mögliche! Er hat,
Man ſieht's, hier Einen mörd'riſch angefallen
Und ruft, nun er den Richter kommen hört,
Mit eigner Kehle nach Verband und Aerzten!
Es hilft nur leider Nichts! Mich täuſcht das nicht!
Packt ihn und hebt den Andern auf!

Hakam.

Ich glaube,
Ich brauche keine Hülfe, wenn ich auch
Verwundet bin! (Er ſteht auf.) Doch, doch! Mir ſchwindelt jetzt!

(Die Umſtehenden unterſtützen ihn. Selim unterſucht ihn.)

Selim.

Es iſt nicht viel! Ein Schlitz im linken Arm!
(Bindet ihm ein Tuch um den Arm.)
Pfui, ſchäme Dich, daß Du von Schwindel ſprichſt!

Hakam.

Gewiß nicht mehr? Ich glaubte —

Selim.

Halt' doch ſtill!
Was ſonſt?

Der Kadi
(zu Hakam).

Biſt Du nicht der, der dieſen fing,
Als er entlief? Ich ſoll Dich an der Stimme
Erkennen!

Hakam.

Hätt' ich dieſe Wunde wohl,
Wenn ich's nicht wäre? Nur aus Rache fiel
Er mich hier an!

Der Kadi.

Das paßt zum Uebrigen!

Aſſad.

Elender, haſt Du mich nicht erſt beraubt
Und wußte ich auch nur, daß Du es warſt?

Hakam.

Ich bin zum Schwur bereit!

Der Kadi.

Des braucht es nicht!
Ich kenne ihn, wie Dich! Der Bube da

Iſt Schuld d'ran, daß mein Ruſtan ſich erhing,
Und Du biſt, wenn auch ohne Dein Verdienſt,
Jetzt Urſach, daß ich ihm das lohnen kann.
Ihm wird der ſchnellſte Galgentod zu Theil,
Du ſollſt den Preis, den ich im erſten Grimm
Auf ſeinen ſchlechten Kopf geſetzt, erhalten,
Wenn Du nicht eine and're Bitte haſt!

Hakam.

Herr, gebt mir Ruſtan's Amt! — Laßt mich dieß Amt
Zum wenigſten an dem vollzieh'n!

Der Kadi.

Du biſt
Ein wenig keck! Und doch — Mir mißfällt's nicht!
Es ſei!

Hakam.

Mißlingt mein Probeſtück an ihm,
So laßt ihn ſein's an mir verſuchen!

Der Kadi.

Mach Dich
Bereit, es gleich bei'm erſten Morgengrau'n
Vor meinen eig'nen Augen abzulegen!

Hakam.

Ich bin's! (Für ſich.) Ich kenn' das Knotenknüpfen längſt.
(Zu Aſſad.)
Du ſtacheſt mich und ich, ich hänge Dich!
Siehſt Du, wie Alles ſich auf Erden dreht?

Der Kadi

(zu Aſſad).

Nun? — Es wird Ernſt! — Verſchwinde noch einmal!
Du zögerſt? — Fehlt der ſchurkiſche Genoß
Jetzt mit dem Räucherpulver? Denn der Dampf
Von Räucherpulver war's, der Dich verhüllte,
Nicht eine Wolke, wie die Thoren glaubten,
Ich hätt' den Kniff im Augenblick durchſchaut!

(Zu Selim.)

Siehſt Du hier noch ein Wunder?

Selim.

Herr, vergib!

Der Kadi.

Nun raſch zum Markt, wo er den Raub beging!
Denn wo er ſündigte, da ſoll er büßen!

(Ab, mit Allen.)

Aſſad

(indem er abgeführt wird).

Ehrwürd'ger Greis, verließeſt Du mich auch?

Dritter Act.

Die Gärten des Kaliphen am Tigris. An der Pallaſtſeite iſt ein prächtiger Pavillon aufgeſchlagen. In den Gärten viel Volk.

Erſte Scene.

Soliman und Khalf treten vor.

Khalf.

Er wird doch noch gehängt!

Soliman.

Er wird es nicht!

Khalf.

Ho! Ho! So ſicher, als es Stricke gibt!

Soliman.

So ſicher nicht, als Allah Allah iſt!

Khalf.

Setzt Ihr das Kalb, das Ihr von Eurer Kuh
Erwartet, ſetzt Ihr's an das Füllen,
Mit welchem meine Stute geht? Ich biete
Die Wette!

Soliman.

Nein!

Khalf.

Dann denkt Ihr auch, wie ich!

Soliman.

Gewiß nicht! Doch ich will nicht, daß ein Menſch
Aus Eigennutz ihm Böſes wünſchen ſoll,
Und ginge ich die Wette ein, ſo würdet
Ihr's thun!

Khalf.

Gleichviel! Er wird noch heut' gehängt!

Soliman.

So dacht' ich dieſen Morgen auch, als ich
Aus meiner Thür trat und ihn ſtehen ſah,
Den Strick ſchon um den Hals, und den Kadi,
Argwöhniſch paſſend, neben ihm. Doch als
Auf einmal, von Trompetenſchall verkündigt,
Der Herold nun daher geritten kam
Und ausrief: Haltet ein, denn heute ſoll
Kein Todesurtheil hier vollzogen werden,
Eh' der Kaliph es ſelbſt beſtätigt hat!
Da jauchzt' ich wieder auf, und klar erkannt' ich
Den Finger Allah's!

Khalf.

Wirklich?

Soliman.

Iſt es denn
Nicht wunderbar? Das erſte Mal verſchluckte
Die Erde ihn, es ſah zum wenigſten

So aus, und jetzt — — In dieſem Jüngling ſteckt
Was ganz Beſond'res, glaubt es mir! Das Lamm,
Das geſtern, als er kaum verſchwunden war,
An ſeiner Statt hervortrat aus dem Nebel,
Schneeweiß und ſchuldlos um ſich blickend,
Hat etwas zu bedeuten!

Khalf.

Wunderbar
Iſt's auch, daß Ihr, der Ihr von ihm beraubt ſeid,
Ihn ſo in Euren Schutz nehmt! — Dennoch — Habt
Ihr den Kadi Euch angeſeh'n? Der ließ
So ab von ſeiner Beute, wie der Tiger,
Wenn er den Löwen hört! Einſtweilen zaudernd,
Doch immer noch zum Sprung bereit. Und —

Soliman.

Nachbar,
Ich möcht' zu Mittag gern was eſſen können!
Hört auf, wir werden's ſeh'n! — Ich bin begierig,
Ob's wahr iſt, was man vom Kaliphen ſagt.
Unglaublich ſcheint es mir. Noch nie ſtieg Einer
Von ſeinem Thron herab, und wurde Derwiſch,
Wenn ihn kein Bruder dazu zwang!

Khalf.

Man konnte
Darauf gefaßt ſein!

Soliman.

Meint Ihr?

Khalf.

Nun, man weiß
Ja, was man weiß!

Soliman.

Ihr thut geheim!

Khalf
(faßt ſich an den Hals).

Ich habe
Den äußerſt lieb!

Soliman.

Und glaubt Ihr, daß Ihr mir
Nicht trauen dürſt?

Khalf.

Man ſollte Niemand trauen!
Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß man ſich ſelbſt
Nicht zwingen kann, gefährliche
Geheimniſſe bei Zeiten zu vergeſſen.
Im Fieber hat ſchon mancher ausgeplappert,
Was ihn, wenn die Beſinnung wiederkehrte,
Auf die Geneſung gern verzichten ließ.

Soliman.

Ihr treibt es weit! Was iſt's?

Khalf.

Wißt Ihr etwas,
Das Ihr zu meiner Sicherheit im Tauſch
Dagegen ſetzen könnt? Ihr ſchweigt! So ſchweige
Ich auch!

Soliman.

Ihr könnt ſchon was erfahren haben,
Denn Euer Sohn iſt des Kaliphen Arzt!
Seit ihm die wunderbare Kur gelang!

Khalf.

Ach, wär' er's nicht!

Soliman.

Wie ſo? Ich denke doch,
Er wird nicht karg beſchenkt!

Khalf.

Nur hat er leider
Die Kunſt noch nicht entdeckt, den Arzeneien
Den widerwärtigen Geſchmack zu nehmen,
Und der Kaliph nimmt nie ein Mittel ein,
Das ſeinem Gaumen widerſteht.

Soliman.

Das iſt
Denn freilich ſchlimm!

Khalf.

Ich denk's! Für einen Arzt,
Der mit dem Kopf für des Kaliphen Leben
Zu haften hat und der, ſobald er ſtirbt,
Gehängt wird!

Soliman.

Dieß iſt doch wohl nicht zu ändern!
Was könnte wohl den Arzt ſo eifrig machen,

An des Kaliphen heiliger Perſon
Nichts zu verſäumen, als die Furcht vor'm Strick!
(Im Pavillon erſcheinen Mohrenknaben.)

Soliman.

Im Pavillon wird's laut!

Khalf.

Hinweg! Er kommt!
(Sie ziehen ſich zurück.)

Zweite Scene.

In den Pavillon treten der Kaliph und der Vezier nebſt Gefolge ein.

Der Vezier.

Herr, nimm mir meinen Kopf!

Der Kaliph.

Warum denn, Alter?

Der Vezier.

Er will es nicht begreifen, daß Du Recht thuſt!

Der Kaliph.

Ich thu', was ich nicht laſſen kann!

Der Vezier.

O, laß Dich
Beſchwören!

Der Kaliph.

Spar' das! Mein Entſchluß ſteht feſt!

Der Vezier.

Du in die Wüſte zieh'n! Ein Derwiſch werden!

Der Kaliph.

Führ' mir Fatime her! Dann unterbleibt's!

Der Vezier.

Man wird ſie ſicher noch entdecken!

Der Kaliph.

Nie!
Seit ſie verſchwand, verſtrich ein ganzes Jahr!

Der Vezier.

Und wenn denn nicht — Schon mancher Vater hat
Sein Kind verloren!

Der Kaliph.

Ja! Doch an den Tod!

Der Vezier.

Iſt das nicht noch viel ſchlimmer!

Der Kaliph.

Abubeker,
Du willſt nicht, daß ich Derwiſch werden ſoll
Und ſprichſt, als wär' ich's ſchon.

Der Vezier.

Wenn meine Zunge
Durch Widerſpruch mich um den Kopf gebracht,
So dank ich's ihr. Ich brauch' ihn nur ſo lange,
Als ich Dir dienen darf und geb' ihn jetzt
Mit Freuden hin!

Der Kaliph.

Sprich immer zu! Zwar trage
Ich heute noch die Krone Mahomed's,
Allein ich thu's zum letzten Mal und will
Gern zum Voraus mich an die Zeit gewöhnen,
Wo man in mir nur noch den Greis erblickt.

Der Vezier.

Das muß ich hören! Erde, thu' Dich auf
Und ſchlinge mich hinab!

Der Kaliph.

Vezier! Ich habe
Dir nie geſagt, warum ich etwas that!

Der Vezier.

Du winkſt und wir gehorchen! So geziemt ſich's!
Dir legt es Allah in das Herz!

Der Kaliph.

So iſt's!
Wir Potentaten ſind für ihn daſſelbe,
Was Ihr für uns ſeid; wenn wir thun,
Hat er gedacht! D'rum iſt es auch gewiß
Kein Märchen, daß es einen Apfel gibt,
Den nur ein König eſſen kann, der Jedem
Zu Gift wird, der nicht unſ'res Gleichen iſt.
Ich ließ die Welt ſchon längſt nach ihm durchforſchen,
Wer weiß, wie bald man mir ihn bringt!

Der Vezier.

Was ſoll
Er Dir?

Der Kaliph.

Du fragſt? wenn ein Empörer ſich
Erhübe, und, auf Lug und Trug geſtützt,
Im Pöbel Anhang fände, brauchte man
Nicht erſt das ungewiſſe Schwert zu zieh'n;
Man zöge dieſen Apfel bloß hervor
Und lüde ihn zum Eſſen ein!

Der Vezier.

Wie kannſt
Du an Empörung denken? Lebt der Menſch
In Deinem Reich, der, wenn Du ihm gebeutſt,
Den Bauch ſich aufzuſchlitzen und die Schnur
Sich um den Hals zu legen, auch nur wagt,
Nach dem Warum zu fragen?

Der Kaliph.

Das iſt wahr!
Allein, es kam ſchon vor!

Der Vezier.

Nur nicht bei uns!
Nur nicht in Bagdad! muß ich Dich, o Herr,
An die Moſchee erinnern, die Dein Vorfahr,
Am Tigris aus den Schädeln ſeiner Feinde
Erbau'n ließ nach der großen Chriſtenſchlacht?
Fehlt ihr die Krone? Sind, als es zuletzt

Gebrach an Köpfen, Tauſende nicht gleich
Herbei geſtrömt, von heil'gem Eifer voll,
Und haben ihren eignen dargebracht?
Und iſt das Denkmal ſeiner Herrlichkeit
Nicht auch ein ew'ges Denkmal unſ'rer Treue?

Der Kaliph.

Dein Ahnherr ging den Uebrigen voran,
Du darfſt d'ran mahnen!

Der Vezier.

Und dieß treue Volk
Willſt Du — — Nein! Nein! Du kannſt es nicht!

Der Kaliph.

Ich habe
Dir nie geſagt, warum ich etwas that!
Jetzt ſoll's geſcheh'n! Ich liebe meine Tochter
Nicht blos, weil dieß ein Vater immer thut,
Und auch nicht blos, weil ſie die Einz'ge iſt,
Der ich, verzeih, mich ganz vertrauen darf,
Ich thu's noch weit mehr ihrer Mutter wegen,
Denn dieſe ihre Mutter habe ich
Im Rauſch — es war mein erſter und mein letzter! —
Erſchlagen!

Der Vezier.

Herr der Gläubigen! Es war
Ein Weib und Deine Sklavin!

Der Kaliph.

Habe ſie
Erſchlagen, ohne ſie, die im Harem mir

Noch ſtets die liebſte war, auch nur zu kennen,
Bin dann auf ihrem Leichnam eingeſchlafen,
Als ob's ein Kiſſen wär', und hätt' ihn faſt
Mit mir empor geriſſen, als ich Morgens
Erwachend aufſprang, ihre langen Locken
Vom Abend her noch um die Fauſt gewickelt,
Und ganz durchnäßt von ihrem kalten Blut!

Der Vezier.

Je nun! je nun! Du haſt Dein Kleid gewechſelt
Und auf dem nächſten Sklavenmarkt Erſatz
Für die Verlorene gefunden!

Der Kaliph.

Freilich!
Doch wünſchte ich's aus meinem Leben weg!
Ja, Abubeker, ja! Der Koran ſpricht:
Du ſollſt die Mutter Deiner Kinder ehren,
Und das gilt mir wie Dir!

Der Vezier.

Du haſt dafür
Die Tochter, welche ſie Dir hinterließ,
Mit unbegränzter Zärtlichkeit beglückt.

Der Kaliph.

Ja wohl! Doch eben darum kann ich ſie
Auch nicht entbehren, und gewiß ward ſie
Mir nur entriſſen, um die früh're Schuld
An mir zu ſtrafen. Ich verſteh' den Wink

Und ſuche mir das Paradies zu ſichern,
Indem ich ſelbſt die Buße noch verdopple,
Und auch auf's Reich verzichte. Das iſt nicht
So ſchwer, wie es dir ſcheinen mag! Du kennſt
Mein Fieber nicht! (Für ſich.) Ich zitt're Nachts im Traum.
Vor Euch, wie Ihr bei Tag vor mir! — Auch glaub' ich,
Daß mir mein Kind vielleicht zum Lohn dafür
Zurückgegeben, daß es wenigſtens
Der Welt zurückgegeben und nicht länger
Für meine Sünden leiden wird!

Der Vezier.

Weh' uns!

Der Kaliph.

Verdammt ſei, wer die erſte Traube preßte!
Ein Teufel ſitzt in jedem Tropfen Wein.
Ich koſtete nur einmal das Getränk,
Das der Prophet verbot und jetzt noch trifft
Der Fluch mich. Doch ich hätte mich vielleicht
Auf dem verruchten Pfad der Neuerung,
Den ich verwegen eingeſchlagen hatte,
Noch weit verirrt, wenn dieſe ernſte Mahnung
Zur ſchnellen Umkehr nicht gekommen wäre.
Jetzt klammerte ich feſt mich an's Geſetz,
Wie der Ertrinkende ſich an den Balken,
Und daher rührt's, daß ich mit Feu'r und Schwert
Jedweden, der ſich von der alten Weiſe
Auch nur um einen Fingerbreit entfernt,
Vertilge. Ich erfuhr, wohin es führt.

Der Vezier.

Du biſt der Hort des Glaubens. Soll der Glaube
Des Horts entbehren? Dieß erwäg' noch, Herr!

Der Kaliph.

Dem Glauben iſt ſein ew'ger Hort gewiß.
Ich will die letzten Pflichten jetzt erfüllen,
Damit ich ruhig ziehen kann. Zunächſt
Ernenne ich Egyptens Paſchah noch,
Da ich den jetz'gen Paſchah, meinen Bruder,
Auf meinen Thron berief. Laß ſämmtliche
Emire kommen!

(Der Vezier winkt.)

Dritte Scene.

Die Emire, zehn an der Zahl, treten ein.

Der Kaliph.

Jetzt vollzieh' an mir
Den uralt-heil'gen Brauch, damit nicht Neigung
Und Vorurtheil, mir ſelber unbewußt,
Sich geltend machen können!

(Der Vezier verbindet ihm mit Feierlichkeit die Augen.)

Der Kaliph.

Wechſelt nun
Die Plätze!

(Die Emire wandeln einige Male durcheinander, dann knieen ſie nieder.)

Der Vezier.

Es geſchah!

Der Kaliph

(mit erhobenen Händen).

So leite Du mich,
Der Du im Stein den Funken und im Menſchen
Das Herz ſiehſt!

Vierte Scene.

Indem er ſich langſam in Bewegung ſetzt, tritt ein Bote ein und wirft ſich vor ihm auf die Kniee.

Der Kaliph

(berührt den Boten).

Auf denn, Paſcha von Egypten,
Erhebe Dich!

Der Bote.

Ich bin der Paſcha nicht,
Ich bin ſein Bote nur und ſoll Dir melden,
Daß er noch heut' erſcheint. Er wär' ſchon hier,
Wenn nicht ſein Pferd den Hals und er den Arm
Gebrochen hätte.

Der Kaliph

(nimmt ſich die Binde ab).

Was iſt dieß, Vezier!

Der Vezier.

Der Menſch trat eben ein!

Der Kaliph

(nach einem feierlichen Stillſchweigen).

Allah, vergib!
Du kannſt nicht irren! — Was gehört zum Paſcha?

Ein Menſch? Und der da (er betrachtet den Boten) iſt kein
Thier! (Zum Boten.) Steh' auf
Und kehre in Dein Paſchalik zurück!
(Zum Vezier.) Du, fertige den Firman aus!

Der Bote.

Ich küſſe
Die Füße Dir!

Der Kaliph.

Der Paſcha küßt den Stock.

Der Vezier
(nimmt den Boten bei Seite).

Du kennſt des Paſcha's Pflicht!

Der Bote.

Wie ſollte ich?

Der Vezier.

Egypten iſt ein reiches Land, die Ernten
Sind höchſt ergiebig!

Der Bote.

Wenn der Nil im Frühling
Den Boden wäſſert. Doch, er thut's nicht ſtets!

Der Vezier.

Das gilt uns hier in Bagdad gleich. Wir können
Den Nil nicht ſtrafen, aber wohl den Paſcha,
Wenn er den ſchuldigen Tribut nicht ſchickt.
Ich ſelbſt war einmal Paſcha von Egypten
Und habe dort ein Hungerjahr erlebt.
Da ging der Zehnte ſpärlich ein. Was that ich?
Ich legte eine Steuer auf die Luft!

Der Bote.

Ich weiß es wohl. Man mußte Scheine löſen,
Und wenn man's unterließ, ſo wurde einem
Der Mund verklebt und durch die Naſe mußte
Man kümmerlich ſein Bischen Athem zieh'n,
Bis man der Vorſchrift nachgekommen war.
Ich ſelbſt, ich habe damals einen Becher
Verkaufen müſſen, der noch aus der Zeit
Der Pharaonen ſtammte und vom Vater
Stets auf den Sohn vererbt ward.

Der Vezier.

Ja, das Mittel
War gut, um alte Münzen, alte Teller
Und alten Schmuck an's Tageslicht zu zieh'n.
D'rum wählte ich's. Dieß merke Dir. Man fragt
In Bagdad nie, wie Du's zuſammen bringſt,
Wenn Du das Geld nur ſchickſt.

Der Bote.

Ich werd' mich treu
Nach Deinem Wink verhalten!

Der Vezier
(zum Kaliphen).

Ich belehrte
Den neuen Paſcha über ſeine Pflicht.

Der Kaliph.

Laß ihm auch aus dem Schatz das Nöth'ge reichen,
Damit er einzieh'n kann, wie ſich's gebührt.

Der Vezier.

Es ſoll geſcheh'n! Emir!

(Ein Emir tritt heran. Der Vezier ſpricht mit ihm. Der Emir geht mit dem neuen Paſcha, dem er viele Ehrfurcht erweiſt, ab.)

Der Kaliph.

Jetzt ſprech' ich Recht!

Der Vezier.

Noch Eins, Herr! Dein Erzähler —

Der Kaliph.

Geht, wohin
Es ihm gefällt, und auch mein witz'ger Kopf!
Was ſoll mir ihr Tribut noch! Um Fatimen
Erheit'rung zu verſchaffen, ließ ich mir
Ihn zollen. Selbſt erfind' ich keine Märchen,
Auch kommt mir niemals etwas in den Sinn,
Was junge Mädchen lachen macht, und lachen
Sah' ich Fatime gern. D'rum ließ ich mir
In Märchen, Poſſen, Phantaſie'n und Witzen
Von dieſen Bettlern, die nichts An'dres hatten,
Die Steuer zahlen und ergötzte dann
Mein Kind damit. Doch, das iſt längſt vorbei,
Nun mag er graben, dieſer Dichterpöbel,
Um endlich auch einmal in baarer Münze
Dem Schatz gerecht zu werden, wie ſich's ziemt.
Wohlan!

Fünfte Scene.

Er verläßt mit ſeinem Gefolge den Pavillon und tritt in den Garten. Rauſchende Muſik begrüßt ihn. Das Volk wirft ſich nieder. Er ſetzt ſich und gibt dem Vezier ein Zeichen.

Der Vezier.

Der Herr der Gläubigen will heut'
In eigener Perſon des Rechtes pflegen,
Wie er's gethan, als er den Thron beſtieg!
Tritt vor, Kadi!

Der Kadi

(tritt vor, hinter ihm ſein Gefolge, mit verſchiedenen Gefangenen, unter denen man Babeck und Aſſad bemerkt).

Du, deſſen Angeſicht
Die Sonne ſelbſt verdunkelt, deſſen Tritt
Die Erde zittern macht und deſſen Stimme
Den Sternen Halt gebietet, demuthvoll
Küſſ' ich die Füße Dir und preiſe mich
Beglückt, daß Deine tiefe Weisheit jetzt
Den kleinen Schatz von Einſicht und Erfahrung
Den ich erwarb, vertauſendfachen will!

Der Kaliph

(zeigt auf Babeck).

Was hat der Mann verübt?

Der Kadi.

Er tödtete!
Und keinen Menſchen — das geſchieht zu oft,
Als daß es mich noch ſehr erhitzen ſollte! —
Nein, eine Spinne!

Der Kaliph
(zu Babeck).

Haſt Du's nicht gewußt,
Daß der Prophet die Spinnen heilig ſprach,
Seitdem ſie, eifrig webend, zu Medina
Ihn in der Höhle bargen vor dem Feind?

Babeck.

Ich that es aus Verſeh'n!

Der Kadi.

So ſprechen Alle!
Der Eine will vom Baum gefallen ſein,
Und ſo das fromme Thier zertreten haben,
Der And're gibt für blind ſich aus, doch immer
Wird Mahomed's Beſchützerin erquetſcht,
Anſtatt daß man ihr Fliegen fangen ſoll.
Was dieſen Wicht betrifft, ſo hab' ich Zeugen,
Daß er vor Monden auch nach einer Katze
Schon Steine warf.

Der Kaliph.

Das deutet allerdings
Auf ein verwildertes Gemüth. (Zu Babeck.) Vernahmſt
Du nie, daß der Prophet, als ſeine Katze
Auf ſeinem Aermel eingeſchlafen war
Und ihn die Stunde zum Gebete rief,
Den Aermel abſchnitt, ſtatt das Thier zu wecken?

Babeck.

Ich that's im Zorn, weil ſie mein letztes Brot
Geſtohlen hatte!

Der Kaliph.

Das entſchuldigt Dich,
Wenn auch nur halb. So ſollſt Du denn auch nur
Die halbe Strafe leiden! (Zum Kadi.) Kerkr' ihn ein,
So lange Dir's gefällt. Doch laß ihn leben!
(Babeck wird zurückgeführt.)

Der Kadi
(für ſich).

Steht's heute ſo? Dann bleibt mein armer Ruſtan
Leicht ungerächt! (Knieend.) Herr, darf Dein treuſter Sklav
An dieſem Tag, wo Deine Mildigkeit,
Wie Thau und Regen, ſelbſt auf Diſteln ſich
Ergießt und Dornen, darf er auch für ſich
Um eine letzte Gnade zu Dir fleh'n?

Der Kaliph.

Sie iſt gewährt, noch eh' Du ſie genannt!

Der Kadi.

So ſtoß' jedweden Urtheilsſpruch mir um,
Nur einen nicht, nur den nicht, welcher dieſen,
(er zeigt auf Aſſad.)
Betrifft!

Der Kaliph.

Es ſei! Doch ſag' mir, was er that,
Daß er, ſo jung noch, Dich ſo ſehr gereizt!

Der Kadi.

Ich ſag' Dir leichter, was er nicht that, Herr,
Denn eher zähl' ich eines Dornſtrauchs Nadeln
Dir vor, als ſeiner Miſſethaten Menge.
Er raubte, erſtlich, einen Edelſtein
Und das am hellen Tag, auf off'nem Markt!

Aſſad

(bedeckt ſich das Geſicht).

O! O!

(Irad erſcheint im Hintergrunde.)

Der Kaliph.

Er ſcheint die That doch zu bereu'n!

Der Kadi.

Er ſtellt ſich ſo, um Dich zu rühren, Herr!
(Er bemerkt Soliman, der ſich genähert hat.)
Dort ſeh' ich den Beraubten! Dieſer kann
Von ſeiner Reu' erzählen. Mit dem Dolch
Hat ſie der Böſewicht ihm dargethan.
(Zu Soliman.)
Du kommſt gewiß um den Rubin!

Soliman.

Ich will
Ihn nicht zurück.

Der Kadi.

Dann fällt er an den Schatz!
(Zu Aſſad.)
Heraus mit ihm!

Aſſad.

Nimm mir das Leben erſt!

Der Kadi.

Ich will den Stein zuvor!

Aſſad.

Ich geb' ihn nicht!

Der Kadi.

Was ſagſt Du, Herr, zu einem ſolchen Trotz
Vor Deinem Angeſicht?

Der Kaliph.

Mein Arzt ſoll kommen!
Er iſt verrückt!

Der Kadi.

O nein! Ich bürge Dir!

Der Kaliph

(zu Aſſad mild).

Gib mir den Stein!

Aſſad

(überreicht dem Kaliphen nach einem kurzen innerlichen Kampf den Rubin, zieht ihn aber, als dieſer die Hand nach ihm ausſtreckt, wieder zurück.)

Ich kann's nicht!

Der Kaliph.

Gib ihn her! —
Er mahnte mich, wie ich ihn funkeln ſah,
An meiner Tochter Auge! — Schnell! — Ich ſehe
Sie vor mir! — Nun?

(Er ſtreckt die Hand aus.)
(Aſſad ſchließt ſeine Hand.)

Der Kaliph.

Ha! Stoßt ihn nieder!

Aſſad.

Gleich
Thu' ich das ſelbſt! Erſt —
(Er ſchleudert den Rubin in den Fluß.)

Der Kadi.

Unerhört!

Aſſad.

Nun wird
Ihn Keiner haben! Jetzt, mein Dolch, heraus
Und —
(Er zieht den Dolch und zückt ihn gegen ſich ſelbſt.)

Sechſte Scene.

Fatime
(im Hintergrunde).

Halt! O, halt!

Aſſad.

Welch eine Stimme

Der Kaliph.

Tochter!

Fatime
(fliegt an ſeine Bruſt).

Mein Vater!

Der Kaliph.

Biſt Du's? Habe ich Dich wieder?

Fatime.

Dank's dieſem Jüngling! Er erlöſte mich
Aus eines Zaub'rers fürchterlicher Macht!

Der Kaliph.

Er?

Aſſad

(mit innerlichem Hohn).

Ich!

Der Kaliph.

So dank ich's ihm, wie ich's gelobt.
Ich war bis heut' Kaliph. (Zu Aſſad.) Du biſt es jetzt!

(Der Vezier macht eine Bewegung des Erſtaunens.)

Der Kaliph.

Haſt Du's nicht ſelbſt verkündigt? Oder brach
Ich je mein Wort? Thät' ich's, ſo ſtellte ich
Ja unter meinen letzten Sclaven mich,
Denn jeden Andern zieht ein Höherer
Zur Rechenſchaft, ich bin der Höchſte ſelbſt!
So ſprach mein Ahnherr einſt! So ſprech' auch ich!

Der Vezier.

Wohl! Doch —

Der Kaliph.

Er iſt des Raubes angeklagt!
Was thut's? Wenn er Kaliph iſt, hat er Alles
Und kann ſolch eine That nicht mehr begeh'n!
D'rum —

(Er legt ſein Purpurgewand und ſein Diadem ab und gibt es dem Vezier.)

Der Vezier

(nähert ſich Aſſad und will ihn bekleiden).

Demuthvoll —

Aſſad

(tritt zurück).

Ich habe Nichts zu fordern!

(Er wendet ſich gegen Fatime.)

Wohl hätt' ich gern den letzten Tropfen Bluts
Für Dich verſpritzt, doch ward mir's nicht ſo gut,
Und wer auch immer mit dem Zaub'rer kämpfte,
Ich war es nicht!

Fatime.

Warfſt Du den Stein nicht weg?

Aſſad

(bitter).

Das that ich! O, das that ich! Weißt Du's ſchon,
Und gönnſt mir doch noch einen Blick und lächelſt
Mich freundlich an? Das habe ich verdient!
Von Raſerei der Eiferſucht erfüllt —
Ja, ja, der Eiferſucht, ich! — ſchleuderte
Ich ihn hinunter in den Fluß und wußte
Doch längſt, daß er Dein holdes Selbſt umſchloß.
Pfui über mich! Nie werd' ich's mir verzeih'n

Fatime.

Nie wird er ſich's verzeih'n und hat mich doch
Dadurch erlöſt! Dieß war das einz'ge Mittel!
Wer den Rubin beſaß, der ſollte ihn
Wegwerfen, wie der Knab' den Kieſelſtein!
Das war des Zaub'rers letztes Wort zu mir,
Das ich, gefrierend, noch mit Grau'n vernahm.
Der Zauber war geſprengt, ſobald er's that,
Doch Edelſteine hält ein Jeder feſt.
Dieß machte mich ſo hoffnungslos.

Siebente Scene.

Omar
(tritt ein, der rechte Arm iſt ihm verbunden).
Kaliph,
Du winkteſt, ich bin da!

Der Kaliph.
Mein Bruder Omar,
Ich bin zufrieden! Huldige denn jetzt
Dem neuen Herrn! Die Krone des Propheten
Ging über auf (er deutet auf Aſſad) dieß junge Haupt —
Du zauderſt?

Omar
(ſich mühſam faſſend).
So lange nur, als noth iſt, Dich zu bitten,
Dem Boten, welchen Du an mich geſandt,
Die freche Zunge aus dem Hals zu reißen!
Denn dieſer Lügner ſagte mir —

Der Kaliph.
Ich hätte
Dir ſelbſt die Krone zugedacht, nicht wahr?
Das hatt' ich auch! Ja ich ernannte ſchon
An Deiner Statt Egyptens neuen Paſcha!
Nun kam es aber ſo!

Omar
(geſchmeidig, indem er ſich vor Aſſad niederwirft).
Und das war gut!
Wer diente Dir nicht lieber, als er ſelbſt

Die Welt beherrſchte! Doch, ich bitte Dich:
Ernenne mich zu Deinem Mundſchenk!

Aſſad.

Dich?

Omar.

Es wär' mein Stolz und meine Seligkeit!

Aſſad.

Den Paſcha und den Bruder des Kaliphen?
Wie könnt' es ſein!

Omar
(aufſtehend).

So mache ich mir den
Zum Freund, der's wird! — Es gibt ja wohl noch Giſt!

Hakam.

Iſt es denn möglich!
(Er kann nicht länger an ſich halten.)

Soliman.

Nun?

Der Kadi
(mit einer Geberde an den Hals).

Ich folge Ruſtan!
Der läßt mich braten! Thäte ich's doch ſelbſt,
Wär ich an ſeiner Statt und er an meiner!
(Zu Selim leiſe.)
Den Strick!

Selim
(reicht ihn hin).

Den Strick?

Der Kadi
(greift raſch darnach).
Nur her! Ich habe Eil' —
Noch denkt er nicht an mich!
(Schleicht ſich fort.)

Der Vezier
(zu Aſſad).
Vergönnt jetzt, Herr!
(Er hängt Aſſad das Purpurgewand um und ſetzt ihm das Diadem auf. Aſſad läßt es willen- und bewußtlos geſchehen.)

Aſſad
(ſtreicht ſich mit der Hand über die Stirn).
Schon einmal träumt' ich ſo!

Der Vezier.
(kniet).
Bin ich der Zweite
Im Niederknie'n, ſo werde ich dafür
Im Pflicht-Erfüllen ſtets der Erſte ſein!
Das hoff' ich Dir noch heute darzuthun!

Der Kaliph.
Ich huldige Dir auch! (Er will ihn zum Thron führen.) Dieß iſt
Dein Sitz!

Aſſad.
Herr!

Irad
(tritt mit Majeſtät hervor).
Still! Ich weiß, was Dein beſcheid'ner Sinn
Einwenden möchte. Aber dieß geſchieht
Mit Allah's Willen und auf ſein Geheiß.

Der böſe Geiſt hat, ohne es zu ahnen,
Für ſeinen Plan gewirkt!

Aſſad.

Ehrwürd'ger Greis,
Ich bin ein Fiſcherſohn!

Irad.

Ward der Prophet
Im Purpurkleid geboren? Zwanzig Jahre
Trieb er Kameele durch den Wüſtenſand!

Aſſad.

Wie kann der Fiſcherſohn die Millionen
Regieren, welche —

Irad.

Wenn er nie vergißt,
Daß er von allen dieſen Millionen
Nur einer iſt, und daß ſein Volk nicht blos
Mit ſeinen beiden, nein, mit Millionen
Von Ohren und von Augen hört und ſieht,
Daß es mit Millionen Herzen fühlt,
Mit Millionen Köpfen denkt! Du haſt
Die Noth gekannt, die bitt're Noth, es ſchritt
Drei Mal ſogar der Tod an Dir vorüber,
Du wirſt Dich niemals in bethörtem Sinn
Für einen Gott erklären, auch Dein Sohn
Wird's noch nicht thun, und ſelbſt Dein Enkel nicht,
Und das iſt ſchon genug!

Der Vezier.

Erfüll', o Herr,
Jetzt Deine erſte Herrſcherpflicht: die Pflicht,
Dich ſelbſt zu ſchützen vor Verrath und Tücke.
Es gibt hier Einen, der Dir Böſes ſinnt,
(Deutet auf Omar.)
Leg' den in Feſſeln!

Aſſad.

Das verſchiebe ich
So lange, bis er Böſes an mir that!

Der Kaliph.

Wer ſprach das, Abubeker?

Der Vezier.

Wer das ſprach?
Ein treuer Diener ſeines neuen Herrn!

Aſſad.

Doch, wenn ich wirklich meine Brüder jetzt
In Feſſeln legen kann, ſo werd' ich ſie
Ja wohl von Feſſeln auch befreien können!
Nehmt dieſem denn die ſeinen ab!
(Er deutet auf Badeck. Es geſchieht.)

Aſſad
(jauchzend).

Man thut's!
Ich kann das in der That! O Allah, Allah!
Ich bin ein Fiſcherſohn und doch Kaliph.
Jetzt öffn' ich denn die Kerker meines Reichs,

Daß Tauſende um Segen für mich fleh'n,
Dann wird mir Kraft und Muth und Weisheit werden,
Und was noch fehlt, das (zu Irad) fügt Dein Rath hinzu!

Irad.

Wir ſcheiden gleich! Der böſe Geiſt erwacht,
Ich fühl' es ſchon, und ich muß ſchlafen geh'n!
(Zum Vezier.)
Vezier, verkünde Du dem Volk jetzt
Den neuen Herrſcher. Aſſad nennt er ſich!

Aſſad.

Noch nicht! (Deutet auf Fatime.) Und ſie?

Irad.

Sie theilt den Thron mit Dir.

Aſſad
(zu Fatime).

Darf ich es hoffen?

Fatime.

Weißt Du es nicht ſchon?
Mein Vater!

Der Kaliph.

Folg' ihm nur! Ich ſegne Euch!

Hakam.

Kaliph, ich küſſe Dir die Füße!
(Er wirft ſich vor Aſſad nieder.)

Aſſad
(tritt zurück).

Au!

Hakam
(ſteht auf).

Verzeih' die Inbrunſt! Einmal mußt' ich ihn
Noch beißen! Jetzt verehr' ich den in ihm,
Der mir die Taſchen füllen und den Kopf
Mir nehmen kann!

Der Vezier
(mit erhobener Stimme).

Ihr Gläub'gen, Harun ſtieg
Herab vom Thron, und Aſſad ſteigt hinauf!
(Muſik und Jubelgeſchrei der Menge.)

Gyges und ſein Ring.

Eine Tragödie in fünf Acten.

Einen Regenbogen, der, minder grell als die Sonne,
  Stralt in gedämpftem Licht, ſpannte ich über das Bild;
Aber er ſollte nur funkeln und nimmer als Brücke dem Schickſal
  Dienen, denn dieſes entſteigt einzig der menſchlichen Bruſt.

Perſonen:

Kandaules, König von Lydien.
Rhodope, ſeine Gemahlin.
Gyges, ein Grieche.
Lesbia, } Sclavinnen.
Hero, }
Thoas, } Sclaven.
Karna, }
Volk.

Die Handlung iſt vorgeſchichtlich und mythiſch; ſie ereignet ſich innerhalb eines Zeitraums von zwei Mal vier und zwanzig Stunden.

Erſter Act.

Halle.

Kandaules und Gyges treten auf. Kandaules ſchnallt ſich das Schwert um, Thoas folgt mit dem Diadem.

Kandaules.

Heut ſollſt Du ſeh'n, was Lydien vermag! —
Ich weiß, Ihr Griechen, wenn auch unterwürfig,
Weil Ihr nicht anders könnt, tragt knirſchend nur
Das alte Joch und ſpottet Eurer Herrn.
Auch wird nicht leicht was auf der Welt erfunden,
Das Ihr nicht gleich verbeſſert: wär's auch nur
Der Kranz, den Ihr hinzufügt, einerlei,
Ihr drückt ihn d'rauf und habt das Ding gemacht!

Thoas

(reicht ihm das Diadem).

Kandaules.

Das neue Diadem! Was ſoll mir dieß?
Haſt Du Dich auch vielleicht im Schwert vergriffen?

Ja, beim Heracles, deſſen Feſt wir feiern!
Ei, Thoas, wirſt Du kindiſch vor der Zeit?

Thoas.

Ich dachte —

Kandaules.

Was?

Thoas.

Seit fünf Jahrhunderten
Erſchien kein König anders bei den Spielen,
Die Dein gewalt'ger Ahn geſtiftet hat,
Und als Du es das letzte Mal verſuchteſt,
Die alten Heiligthümer zu verdrängen,
Da ſtand das Volk entſetzt und ſtaunend da
Und murrte, wie noch nie!

Kandaules.

Nun meinſt Du denn,
Ich hätt's mir merken und mich beſſern ſollen,
Nicht wahr?

Thoas.

O Herr, nicht ohne einen Schauder
Berühre ich dieß Diadem, und nie
Hab' ich dieß Schwert am Griff noch angefaßt,
Das alle Heracliden einmal ſchwangen.
Doch Deinen neuen Schmuck betracht' ich ganz,
Wie jedes and're Ding, das glänzt und ſchimmert
Und das man hat, wenn man's bezahlen kann.
Nicht an Hephäſtos brauche ich dabei
Zu denken, der dem göttlichen Achill

Die Waffen ſchmiedete, und in dem Feuer,
Worin er Zeus die Donnerkeile ſtählt,
Auch nicht an Thetis, die durch ihre Töchter
Ihm Perlen und Korallen fiſchen ließ,
Damit es an der Zierde nicht gebreche:
Ich kenn' den Mann ja, der das Schwert geliefert,
Und Jenen, der das Diadem gefügt!

Kandaules.

Nun, Gyges?

Thoas.

Herr, die Treue ſpricht aus mir,
Bin ich zu kühn, ſo bin ich's Deinetwegen!
Und glaube mir: die vielen Tauſende,
Die hier zuſammen ſtrömen, wenn ſie auch
In feinrer Wolle geh'n und leckrer eſſen,
Sind ganz ſo thörigt oder fromm, wie ich.
Dein Haupt und dieſer Reif, das ſind für ſie,
Trau Deinem Knecht, zwei Hälften Eines Ganzen,
Und eben ſo Dein Arm und dieſes Schwert.

Kandaules.

Das denken Alle?

Thoas.

Ja, bei meinem Kopf!

Kandaules.

So darf's nicht länger bleiben! Nimm denn hin
Und thu, was ich gebot.

Thoas

(mit dem alten Schmuck ab).

Gyges.

Du that'ſt ihm weh!

Kandaules.

Ich weiß, doch ſprich: wie hätt' ich's ändern können?
Wahr iſt, was er geſagt! Hier gilt der König
Nur ſeiner Krone wegen und die Krone
Des Roſtes wegen. Weh dem, der ſie ſcheuert,
Je blanker, um ſo leichter an Gewicht.
Allein, was hilft's, wenn man ſich nun einmal
So weit vergaß, weil man's nicht mehr ertrug,
Blos durch den angeſtammten Schmuck zu glänzen,
Zu gelten, wie geprägte Münzen gelten,
Die Keiner wägt und mit den Statuen,
Die in geweihten Tempelniſchen ſteh'n,
Die ſchnöde Unverletzlichkeit zu theilen:
Man kann doch nicht zurück?

Thoas

(kömmt mit dem neuen Schmuck).

Kandaules.

So iſt es recht!

(Er ſetzt das Diadem auf.)

Das ſitzt! Und Alles, was mein Königreich
Im Schacht der Berge und im Grund des Meeres
An Perlen und Kleinodien nur liefert,
Nicht mehr, noch weniger, iſt hier vereint:
Der Edelſtein, den man bei uns nicht findet,
Und wär' er noch ſo ſchön, iſt ſtreng verbannt,

Doch freilich ließ ich auch für den noch Platz,
Den man in hundert Jahren erſt entdeckt. —
Begreifſt Du nun?

(Zu Gyges.)

Das and're eignet ſich
Für einen Rieſenkopf, wie Eure Bildner
Ihn meinem Ahnherrn wohl zu geben pflegen,
Wenn er im Löwenfell mit plumper Keule
Von eines Brunnens mooſ'gem Rand herab
Die Kinder Euch erſchrecken helfen ſoll.

(Er gürtet ſich das Schwert um.)

Dieß Schwert iſt etwas leichter, wie das alte,
Doch dafür kann man's ſchwingen, wenn man muß,
Und nicht blos draußen, unterm freien Himmel,
Wo die Giganten ſich mit Felſen werfen,

(Er zieht's und ſchwingt's.)

Nein, auch in menſchlich engem Raum, wie hier!
Drum, Thoas, ſpar' Dir ja die dritte Rede,
Die zweite hört' ich heut!

Thoas.

Vergib mir, Herr!
Doch weißt Du: nicht die jungen Glieder ſind's,
In denen ſich ein Witt'rungswechſel meldet,
Die alten Knochen ſpüren ihn zuerſt!

(Ab.)

Gyges.

Er geht betrübt.

Kandaules.

Gewiß, er ſieht's nicht gern,
Daß jetzt der nächſte Donnerkeil mich trifft
Und das ſteht feſt für ihn, es wäre denn,
Daß mich die Erde früher ſchon verſchlänge,
Wenn nicht der Minotaurus gar erſcheint! —
So ſind ſie, denke darum aber nicht
Gering von ihnen. Nun, noch heute wirſt Du
Sie ſpielen ſeh'n!

Gyges.

Und wünſche, mitzuſpielen.

Kandaules.

Wie, Gyges?

Gyges.

Herr, ich bitte Dich darum!

Kandaules.

Nein, nein, Du ſollſt an meiner Seite ſitzen,
Damit ein Jeder ſieht, wie ich Dich ehre,
Und wie ich will, daß man Dich ehren ſoll.

Gyges.

Wenn Du mich ehrſt, ſo ſchlägſt Du mir's nicht ab.

Kandaules.

Du weißt nicht, was Du thuſt? Kennſt Du die Lyder?
Ihr Griechen ſeid ein kluges Volk, Ihr laßt
Die Andern alle ſpinnen und Ihr webt.
Das gibt ein Netz, wovon kein einz'ger Faden
Euch ſelbſt gehört und das doch Euer iſt!

Wie leicht wär's zugezogen und wie raſch
Die ganze Welt gefangen, wenn der Arm
Des Fiſchers nur ein wenig ſtärker wäre,
Der es regieren ſoll. Da aber fehlt's!
Ihr könnt durch keine Kunſt die Nervenſtränge
Uns aus dem Leibe haspeln, darum ſtellen
Wir uns viel blinder, als wir wirklich ſind
Und gehn zu unſ'rem eig'nen Spaß hinein:
Ein kleiner Ruck macht uns ja wieder frei.

Gyges.

Wir feiern dieſe Spiele auch.

Kandaules.

Ja, ja!
So unter Euch! Da ringt der Dorier
Mit dem Jonier, und miſcht am Ende
Gar der Böotier ſich mit hinein,
So glaubt Ihr, Ares ſelber ſchaue zu
Und merke ſich mit Schaudern jeden Streich.
Gyges, und wenn Du alle Preiſe dort
Errungen hätteſt, warnen müßt' ich Dich,
Hier auch nur um den letzten mitzukämpfen.
Denn wild und blutig ging es immer her,
Doch würbeſt du, der Grieche und mein Günſtling,
Auch nur um einen Zweig der Silberpappel,
Wie man ſie heut zu Tauſenden verſtreut:
Du kämſt mit Deinem Leben nicht davon.

Gyges.

Nun habe ich Dein Ja, Du kannſt mir's jetzt
Nicht länger vorenthalten!

Kandaules.

Nimmſt Du's ſo?
Dann muß ich ſchweigen!

Gyges.

Herr, ich kam nicht blos,
Zu bitten!

(Er zieht einen Ring hervor.)

Nimm! Es iſt ein Königsring!
Du ſiehſt ihn an, Du findeſt Nichts an ihm,
Du ſtaunſt, daß ich ihn Dir zu bieten wage,
Du wirſt ihn nehmen, wie vom Kind die Blume,
Nur um die arme Einfalt nicht zu kränken,
Die Dir ſie brach, nicht, weil ſie Dir gefällt.
Unſcheinbar iſt er, das iſt wahr, und ſchlicht,
Und dennoch kannſt Du für Dein Königreich
Ihn Dir nicht kaufen, noch ihn mit Gewalt,
Trotz aller deiner Macht, dem Träger rauben,
Wenn er ihn Dir nicht willig reichen will.
Trägſt Du ihn ſo,

(mit Zeichen und Geberden)

daß das Metall nach vorn
Zu ſitzen kommt, ſo iſt er blos ein Schmuck,
Vielleicht auch keiner, aber drehſt Du ihn
So weit herum, daß dieſer kleine Stein,
Der dunkelrothe, um ſich blitzen kann,

So biſt Du plötzlich unſichtbar und ſchreiteſt
Wie Götter in der Wolke, durch die Welt.
Darum verſchmäh' ihn nicht, denn noch einmal:
Es iſt ein Königsring und dieſen Tag
Erſah ich längſt, ihn Dir zu übergeben,
Du biſt der Einz'ge, der ihn tragen darf!

Kandaules.

Von unerhörten Dingen kam auch uns
Die Kunde zu, man ſprach von einem Weibe,
Medea hieß ſie, welche Künſte trieb,
Die ſelbſt den Mond herab zur Erde zogen,
Doch nie vernahm ich noch von dieſem Ring.
Woher denn haſt Du ihn?

Gyges.

Aus einem Grabe,
Aus einem Grabe in Theſſalien!

Kandaules.

Du haſt ein Grab erbrochen und entweiht?

Gyges.

Nein, König, nein! Erbrochen fand ich's vor!
Ich kroch nur blos hinein, um mich vor Räubern
Zu bergen, die in großer Ueberzahl
Mir auf der Fährte waren und mich hetzten,
Als ich in abenteuerlichem Triebe
Das öde Waldgebirge jüngſt durchſtrich.
Die Aſchenkrüge waren umgeſtoßen,
Die Scherben lagen traurig durcheinander,

Und in dem falben Strahl der Abendſonne,
Der durch die Ritzen des Gemäuers drang,
Sah ich ein Wölkchen blaſſen Staubes ſchweben,
Das vor mir aufſtieg, als der letzte Reſt
Der Todten, und ſo ſeltſam mich bewegte,
Daß ich, um meines Gleichen, meine Väter
Vielleicht, nicht unwillkürlich einzuathmen,
Den Odem lange anhielt in der Bruſt.

Kandaules.

Nun? Und die Räuber?

Gyges.

Hatten meine Spur
Verloren, wie's mir ſchien, denn fern und ferner
Verhallten ihre Stimmen und ich glaubte
Mich ſchon geſichert, wenn ich auch noch nicht
Mein dämm'riges Aſyl verließ. Als ich
Nun ſo auf meinen Knieen kauerte,
Erblickte ich auf einmal dieſen Ring,
Der aus dem wüſten Trümmerhaufen mir
Mit ſeinem Stein, wie ein Lebendiges,
Faſt an ein ſcharfes Schlangen-Auge mahnend,
Entgegenfunkelte. Ich hob ihn auf,
Ich blies die Aſche von ihm ab, ich ſprach:
„Wer trug Dich einſt am längſt zerſtäubten Finger?"
Und um zu ſehen, ob's ein Mann geweſen,
Steckt' ich ihn an. Doch das war kaum geſchehn,
So ſchrie man draußen: „Halt! dort muß er ſein!

Siehſt Du das Grab? Heran, heran, Gefährten,
Wir haben ihn!" und raſch erſchien der Trupp.
Ich aber, um nicht wehrlos, wie ein Thier,
Das man in eine Höhle trieb, geſchlachtet
Zu werden, ſprang hervor und ſtürzte ihnen
Entgegen, hoch in meiner Hand das Schwert.
Die Sonne war dem Untergange nah
Und ſtrahlte, wie die Kerze, welche bald
Erlöſchen ſoll, noch einmal doppelt hell.
Doch ſie, als wär' für ſie allein die Nacht
Schon eingebrochen, ſtürmten, grimmig fluchend,
An mir vorbei und reihten ſich um's Grab.
Das ward nun ſtreng durchſucht und als ſie mich
Nicht fanden, höhnten ſie: „Was thut's, er trug
Wohl auch Nichts bei ſich, als das trotz'ge Auge,
Das uns mit ſeinem kecken Blick ſo reizte,
Und dieſes bläſ't ihm ſchon ein And'rer aus!"
Nun abermals, doch langſam und verdrießlich,
Ja, ſpähend, und mir ſelbſt in's Antlitz ſtierend,
An mir vorbei und wieder nicht geſehn!

Kandaules.

Da dachteſt Du —

Gyges.

Nicht an den Ring! Noch nicht!
Ich glaubte, daß ein Gott mich durch ein Wunder
Gerettet, auf die Kniee warf's mich nieder
Und zu dem Unſichtbaren ſprach ich ſo:
Ich weiß nicht, wer Du biſt, und wenn Du mir

Dein Antlitz nicht enthüllſt, ſo kann ich Dir
Das Thier nicht opfern, das Dir heilig iſt.
Allein zum Zeichen, daß ich dankbar bin
Und nicht des Muth's ermang'le, bring' ich Dir
Den wildeſten von dieſen Räubern dar,
Dieß ſchwör' ich hier, wie ſchwer es immer ſei.
Nun eilt' ich ihnen nach und miſchte mich
In ihren Haufen, und ein Grauen faßte
Mich vor mir ſelbſt, wie ſie mich nicht allein
Gar nicht bemerkten, ſondern durch mich hin,
Als wär' ich bloße Luft, zuſammen ſprachen,
Ja ſelbſt das Brot ſich reichten und den Wein.
Mein Blick umflorte ſich und ſchweifend fiel
Er auf den Stein des Ringes, der mir roth
Und grell von meiner Hand entgegen ſprühte
Und raſtlos quellend, wallend, Perlen treibend
Und ſie zerblaſend, einem Auge glich,
Das ewig bricht in Blut, was ewig raucht.
Ich drehte ihn, aus Nothwehr möcht' ich ſagen,
Aus Angſt, denn alle dieſe Perlen blitzten,
Als wären's Sterne, und mir ward zu Muth,
Als ſchau't ich in den ew'gen Born des Lichts
Unmittelbar hinein, und würde blind
Vom Uebermaß, wie von der Harmonie
Der Sphären, wie es heißt, ein Jeder taub.
Da aber fühlt' ich kräftig mich gepackt,
Und: „Was iſt das? Ei, wer hielt ihn verſteckt?
Der Spaß iſt gut!“ erklang's um mich herum.

Zehn Fäuſte griffen nun mir nach der Kehle,
Zehn and're riſſen am Gewande mir,
Und blieb die plumpſte für den Ring nicht übrig,
So war ein ſchmählich Ende mir gewiß.
Doch plötzlich hieß es: „Ei, der iſt nicht arm,
Das iſt ein guter Fang, ſeht, blankes Gold,
Sogar ein Edelſtein, nur her damit!“
Allein faſt in demſelben Odemzug
Erſcholl's: „Ein Gott! Ein Gott iſt unter uns!“
Und Alle lagen mir zu Füßen da.

Kandaules.

Sie hatten, wie ſie an dem Ring Dir zerrten,
Ihn wieder umgedreht und ſchauderten,
Als Du verſchwandeſt, wie ein Wolkenbild.

Gyges.

So muß es ſein. Ich aber drehte ihn,
Jetzt endlich eingeweiht in ſein Geheimniß,
Stolz und verwegen noch einmal und rief:
Ein Gott, ja wohl, und Jeder büßt mir nun!
Dann drang ich auf ſie ein, und ſie, entſetzt,
Als hätte ich den Donner in den Händen
Und tauſend neue Tode mir zur Seite,
Behielten kaum zur Flucht noch Muth und Kraft.
Doch ich verfolgte ſie, als müßte ich
Für die Erynnien den Dienſt verſehen
Und nicht ein Einziger kam mir davon!
Dann wollt' ich mit dem Ring zurück zum Grabe,

Allein obgleich ich mir mit blut'gen Leichen
Den Weg bezeichnet hatte: nicht am Abend
Und nicht des Morgens ließ es ſich mehr finden,
Und wider meinen Willen blieb er mein.

Kandaules.

Das iſt ein Schatz, wie keiner!

Gyges.

Sagt' ich's nicht?
Ein Königsring! Drum, König, nimm ihn hin!

Kandaules.

Erſt nach dem Kampfe!

Gyges.

Herr, ich trug ihn nie
Seit jenem Tag und trag' ihn niemals wieder!
Biſt Du mit Holz ſo geizig? Keines Waldes
Bedarf es ja zu meinem Scheiterhaufen,
Ein Baum genügt, und traue dieſem Arm,
Er wird Dir auch wohl noch den Baum erſparen!

Kandaules.

So gib! Ich prüf' ihn!

Gyges.

Und ich wappne mich!

(Beide ab.)

Gemach der Königin.

Rhodope nebſt ihren Dienerinnen, Lesbia und Hero darunter, tritt auf.

Rhodope.

Nun freut Euch, liebe Mädchen, heute iſt
Es Euch vergönnt! So ſehr ich's tadeln muß,
Wenn Ihr an andern Tagen auch nur lauſcht,
So hart ich meine munt're Hero geſtern,
Als ſie den Baum erſtieg, geſcholten hätte,
Wenn nicht zu ihrer Strafe gleich ein Zweig,
So leicht ſie iſt, mit ihr gebrochen wäre,
Weil er zu ſchwach für ſo viel Neugier war —

Hero.

O Königin, wenn Du's geſehen haſt,
So weißt Du auch, daß ich den dichteſten
Von allen Bäumen unſers Gartens wählte.

Rhodope.

Den dichteſten? Kann ſein! Doch ganz gewiß
Den, der am nächſten an der Mauer ſtand.

Hero.

Den allerdichteſten! Ich kletterte
In eine wahre grüne Nacht hinein!
Es war faſt ſchauerlich, den gold'nen Tag
So hinter ſich zu laſſen und im Dunkeln
Doch fort zu kriechen.

Rhodope.

Warum that'ſt Du's denn?

Hero.

Nicht, weil ich dem Olymp um ein Paar Fuß
Mich nähern wollte! Nein, das überließ ich
Der Nachtigall, die mir zu Häupten ſchlug.
Ich wollte — — Aber lache nicht! Ich kann
Das Wiegen nicht vergeſſen, und ich wollte
Mich oben etwas wiegen!

Rhodope.

Weiter Nichts?

Hero.

Und nebenbei, doch wirklich nebenbei,
Ganz nebenbei, ein wenig ſpäh'n, ich wüßte
Es gar zu gern, ob dieſen unſern Garten,
Wie uns der finſt're Karna immer ſagt,
Ein See umgiebt.

Lesbia.

Ein See!

Hero.

Du weißt es beſſer!

Lesbia.

Ei, haſt Du's hier noch jemals rauſchen hören,
Und iſt ein See ſo ruhig, wie Du ſelbſt?

Rhodope.

Ich will nicht weiter fragen, denn ich weiß,
Daß Du's nicht wieder thuſt. Nie fiel ein Mädchen
So ſanft, wie Du, und nie erſchrak es ſo!

Lesbia.

Ja, alle Glieder waren hin!

Hero.

Ich wäre
Gar nicht gefallen, denn ein ſtärk'rer Zweig
War nah genug, der aber ſchaukelte
Ein Neſt mit jungen Vögeln und ich wollte
Ihn nicht betreten, um die zarte Brut,
Die ſchon die federloſen Flügel regte,
Nicht aufzuſcheuchen!

Lesbia.

Dieſes alſo war's?
Sie flogen aber dennoch auf, Du griffſt
Zuletzt gewiß noch zu, um Dich zu halten!

Rhodope.

Neckt Euch, ſo lang' ihr wollt, dieß iſt der Tag,
An dem für Euch das enge Haus ſich öffnet,
Nun treibt es, wie Ihr mögt, und ſeht Euch ſatt.

Hero.

Und Du?

Rhodope.

Schaut nicht auf mich! Was Euch erlaubt,
Iſt mir nur nicht verboten, heute kann
Ich Euch nicht Muſter und nicht Vorbild ſein.

Hero.

So willſt Du abermals das Feſt nicht ſehn?

Rhodope.

Um Dich nicht in der Fröhlichkeit zu ſtören! —
Bei uns iſt das nicht Sitte, und mir wär's,
Als ob ich eſſen ſollte ohne Hunger
Und trinken ohne Durſt. Auch ſcheint es mir,
Daß unſ're Weiſe beſſer iſt, als Eure,
Denn niemals kommt Ihr ohne Schauder heim
Von dieſen Feſten, die Euch erſt ſo locken,
Und das iſt mir die Liebſte, die den tiefſten
Empfindet und zum zweiten Mal nicht geht.
Das ſoll für Euch kein Tadel ſein, o nein,
Es freut mich nur, daß meine Lesbia,
Die unter Euch erwuchs, ſo fühlt, wie ich!

Lesbia.

Wirſt Du mir heut vergeben — —

Rhodope.

Was denn nur?
Was ſoll ich Dir vergeben? Willſt Du mit?
O, hätt' ich dieſes Lob zurück! Sie ſchämt
Sich jetzt, die Tochter ihres Volks zu ſein
Und hat's nicht Urſach'. Bin ich ſelbſt was Andres?
Geh, geh und ſag' mir, wer der Sieger war!

Hero.

Gewiß wird auch der junge Gyges kämpfen,
Der dieſe ſchöne Stimme hat.

Rhodope.

Du kennſt
Schon ſeine Stimme?

Hero.

Ja, doch weiter Nichts!
Heut werden wir ihn ſeh'n, und glaube mir,
Auch ſie geht nur, weil er erſcheint!

Lesbia.

Ich kann
Noch immer bleiben und Dich Lügen ſtrafen!

Hero.

Du thuſt es nicht!

Kandaules
(tritt raſch ein).

Rhodope, ſei gegrüßt! —
Doch — Weißt Du, wer ich bin? Ein Hermenwächter,
Ein Gränzpfahlkönig, der die Ellen freilich,
Doch nie die Schwerter mißt und Schuld d'ran iſt,
Daß die zwölf Thaten des Heracles nicht
Durch vier und zwanzig andr'e größere
Längſt überboten ſind. Wenn Du's nicht glaubſt,
So frage nur den grimmigen Alkäos,
Du kennſt ihn nicht? Ich auch ſeit heute erſt!
Und weißt Du, wie ich Menſchen glücklich mache?
Ich ſpreche: Jüngling komm', da iſt ein Kern,
Den ſtecke in die Erde und begieße
Den Fleck mit Waſſer, thu' es Tag für Tag
Und ſei gewiß, daß Du mit weißen Haaren
Für Deine Mühe Kirſchen eſſen wirſt,
Ob ſüße oder ſaure, ſiehſt Du dann!
Als Währsmann ſtelle ich den Agron Dir,

Den würd'gen Freund des würdigen Alkäos,
Ihm völlig gleich, nur nicht ſo weiß im Bart.

Rhodope.

Du biſt vergnügt!

Kandaules.

Wie ſollte ich's nicht ſein?
Wenn auch Alkäos mir in off'nem Aufſtand
Entgegen treten will, ſobald ich's wage,
Vor ihm ſo zu erſcheinen, wie vor Dir,
Ich meine mit dem neuen Diadem:
Agron wird mich beſchützen, und ich ſoll
Zum Dank mich nur verpflichten, Du wirſt ſtaunen,
Wie mild er's mit mir vor hat, nie den Putz
Mehr zu verändern und ein Schwert zu tragen,
Das meine ganze Kraft durch's Zieh'n erſchöpft.

Rhodope.

Woher denn weißt Du das?

Kandaules.

Durch keinen Späher,
Noch weniger durch einen falſchen Freund:
Von ihnen ſelbſt, durch ihren eig'nen Mund.

Rhodope.

Du ſpotteſt meiner Frage.

Kandaules.

Nein doch, nein!
Ich ſprech' im vollſten Ernſt! Ich ſtand dabei,
Wie ſie, die Nägel in die Tiſche grabend

Und mit gewetztem Zahn die eig'ne Lippe,
Als wär' es fremdes, wildes Fleiſch, benagend,
Sich's ſchwuren und ſie halten es gewiß.
Es gilt hier eine Art von Gottesurtheil,
Der Eine haut nach mir, der And're wehrt
Und Tyke kann entſcheiden, wenn ſie mag.

Rhodope.

So hätteſt Du gelauſcht? Das glaub' ich nicht.
Wenn ich wo bin, wo man mich nicht erwartet,
So mach' ich ein Geräuſch, damit man's merkt
Und ja nicht ſpricht, was ich nicht hören ſoll,
Und Du — nein, nein, das thut ein König nicht!

Kandaules.

Gewiß nicht! — Doch, Du kannſt es nicht errathen!
Siehſt Du den Ring? Wie theuer hältſt Du ihn?

Rhodope.

Ich weiß ja nicht, von wem er kommt.

Kandaules.

Von Gyges!

Rhodope.

Da wird er Dir unſchätzbar ſein!

Kandaules.

Er iſt's!
Doch ahnſt Du nicht, warum. Vernimm's und ſtaune,
Unſichtbar macht er Jeden, der ihn trägt.

Rhodope.

Unſichtbar?

Kandaules.

Eben hab' ich's ſelbſt erprobt.
Nicht wieder klettern, Hero! Nur die Vögel
Verſtecken ſich im Laube!

Rhodope.

Lesbia!

Kandaules.

Durch alle Thüren ſchreit' ich hin, mich halten
Nicht Schloß noch Riegel fern!

Rhodope.

Wie fürchterlich!

Kandaules.

Für jeden Böſen, meinſt Du.

Rhodope.

Nein doch, nein!
Für jeden Guten noch viel mehr! (Zu Lesbia.) Kannſt Du
Noch ruhig athmen, wirſt Du nicht in Scham
Verglühn, nun Du dieß weißt? Herr, wirf ihn fort,
Hinunter in den tiefſten Fluß! Wem mehr
Als Menſchenkraft beſchieden iſt, der wird
Als Halbgott gleich geboren! Gib ihn mir!
Man ſagt bei uns, daß Dinge, die die Welt
Zertrümmern können, hie und da auf Erden
Verborgen ſind. Sie ſtammen aus der Zeit,
Wo Gott und Menſch noch miteinander gingen

Und Liebespfänder tauſchten. Dieſer Ring
Gehört dazu! Wer weiß, an welche Hand
Ihn eine Göttin ſteckte, welchen Bund
Er einſt beſiegeln mußte! Grauſ't Dich nicht,
Dir ihre dunkle Gabe anzueignen
Und ihre Rache auf Dein Haupt zu ziehn?
Mich ſchaudert, wenn ich ihn nur ſeh! So gib!

Kandaules.

Um Einen Preis! Wenn Du als Königin
Beim Feſte heut erſcheinen willſt.

Rhodope.

Wie kann ich!
Du holteſt Dir von weit entleg'ner Gränze
Die ſtille Braut, und wußteſt, wie ſie war.
Auch hat's Dich einſt beglückt, daß vor dem Deinen
Nur noch das Vaterauge auf mir ruhte
Und daß nach Dir mich Keiner mehr erblickt.

Kandaules.

Vergib! Ich denke nur, der Edelſtein
Den man nicht zeigt —

Rhodope.

Lockt keine Räuber an!

Kandaules.

Genug! Ich bin ja an dieß Nein gewöhnt!
Bläſ't auch der friſche Wind an allen Orten
Die Schleier weg: Du hältſt den Deinen feſt.
(Muſik.)
Der Zug! Da darf der König ja nicht fehlen.

Rhodope.

Und die Empörer? Heute thut's mir weh,
Daß ich nicht mit Dir gehen darf.

Kandaules.

Hab' Dank!
Doch ängſtige Dich nicht. Es iſt geſorgt.

Rhodope.

Gewiß?

Kandaules.

Gewiß! Zwar nicht, weil ich mich fürchte,
Nur, weil ich ſtrafen müßte, und nicht mag.
Das Leben iſt zu kurz, als daß der Menſch
Sich d'rin den Tod auch nur verdienen könnte,
Darum verhinge ich ihn heut nicht gern!

(Ab.)

Rhodope.

Nun geht auch Ihr!

Lesbia.

Ich bleibe, Königin!

Rhodope.

Ei nein! Dir ſang's die Amme nimmer vor,
Daß Mannes Angeſicht der Tod für Dich!

(Lesbia, Hero und die Uebrigen ab.)

Das Träumen kennt hier Keine! Auch der Beſten
Iſt Opfer, was mir einz'ge Freude iſt!

(Ab.)

Freier Platz.

Viel Volk. Der König auf einem Thron. Leſbia, Hero u. ſ. w. an der Seite auf einem Balcon. Die Spiele ſind eben beendigt. Allgemeine Bewegung und Sonderung in Gruppen. Ringer, Fauſtkämpfer, Wagenlenker u. ſ. w. werden nach und nach ſichtbar, Alle mit Zweigen von der Silberpappel bekränzt. Wein wird gereicht, Muſik ertönt, das Feſt beginnt.

Volk.

Heil, Gyges, Heil!

Kandaules
(in den Hintergrund ſchauend).

Im Discuswerfen auch?
Zum dritten Mal? Das ſollt' ich übel nehmen!
Da kommt ja gar Nichts auf die Meinigen.
(herunterſteigend und dem aus dem Hintergrunde kommenden Gyges, dem das Volk noch immer zujubelt und Platz macht, entgegenſchreitend)
Beſcheiden biſt Du, das iſt wahr! Du nimmſt
Nicht mehr, als da iſt.

Gyges.

Herr, ich kämpfe heut
Als Grieche, nicht als Gyges.

Kandaules.

Um ſo ſchlimmer
Für uns, wenn Du die neue Regel biſt!
Da thut's ja noth, die alten Drachenhäute
Hervor zu ſuchen und ſie auszuſtopfen,
Die vom Heracles her noch irgendwo
Im Winkel eines Tempels faulen ſollen,

Den Balg der Schlange mit den hundert Köpfen
Und Andres mehr, was Euch erſchrecken kann!
Du hörſt mich nicht!

Gyges.

Doch! doch!

Kandaules.

Ei nein, ich ſeh's,
Du biſt zerſtreut, Du ſchielſt zu jenen Mädchen
Hinüber, ſie bemerken's auch, ſchau hin,
Die Kleine neckt die Große! Du wirſt roth?
Pfui, ſchäme Dich!

Gyges.

Mich dürſtet, Herr!

Kandaules.

Dich dürſtet?
Das iſt was Andres! Wer ſo kämpft, wie Du,
Der hat das Recht auf einen guten Trunk,
Und, wenn auch ohne Recht, ich trinke mit!
Nun kommt der Theil des Feſtes, den ich liebe
(winkt einem Diener.)
Heran!

Ein Diener

(bringt einen Pocal mit Wein).

Kandaules

(gießt einige Tropfen auf die Erde).

Die Wurzel erſt! Und dann der Zweig!

(Er trinkt und will Gyges den Pocal reichen. Dieſer ſieht wieder zu dem Balcon hinüber.)

Komm'! — Ha! — Schwarz oder braun, das iſt die Frage,
Nicht wahr?

Gyges.

O Herr!

Kandaules.

Hat Dir der Wein geſchmeckt?

Gyges.

Ich trank noch nicht.

Kandaules.

Das weißt Du? Nun, ſo laß
Dich mahnen, daß Du durſtig biſt, und mach!
Ich ſtehe Dir dafür, daß ſie ſo lange
Verweilt, bis Du heraus haſt, was Dich quält!

Gyges
(trinkt).

Das kühlt!

Kandaules.

O weh! hinunter geht Dein Stern!
(Die Mädchen entfernen ſich, aber man ſieht ſie noch.)
Nun, es war Zeit. Sieh Dich nur um! Die drehen
Sich ſchon, als wär's um einen Thyrſosſtab,
Der, plötzlich aus der Erde aufgeſchoſſen,
Noch raſcher, wie ein Pfeil, gen Himmel ſteigt
Und Millionen Trauben fallen läßt.
Der Wein iſt für geflügelte Geſchöpfe,
Nicht für die Welt, worin man hinkt und kriecht!
Die ſtellt er auf den Kopf. Der Alte da

Wär' gleich bereit, den Tiger zu beſteigen
Und ſich die welken Schläfe zu bekränzen,
Wie Dionys, als er zum Ganges zog!
Doch das behagt mir eben! — War ſie ſchön?

Gyges.

Ich weiß nicht, ob das ſchön, was mir gefällt!

Kandaules.

Sprich ruhig: Ja! Ein Auge, wie die Kohle,
Die zwar nur glimmt, doch vor dem kleinſten Hauch
Schon Funken gibt, dabei ein Farbenſpiel,
Daß man nicht weiß, ob's ſchwarz iſt, oder braun,
Und dann, als liefe dieſes ew'ge Schillern
Durch jeden Tropfen ihres Bluts hindurch,
Ein Wechſeln zwiſchen Scham und ſtiller Glut,
Das ihr Erröthen reizend macht, wie keins.

Gyges.

Du thuſt das ganz für mich, was halb der Wind,
Er lüftete den Schleier, Du erhebſt ihn!

Kandaules.

Ich thu's nicht, weil Du vor ihr knieen ſollſt!
Nein! Wenn ich vor ein andres Bild Dich führte,
Du würdeſt dieß, ſo lieblich es auch iſt,
Wie einen Fleck Dir aus dem Auge wiſchen,
Der Dir den Spiegel trübte!

Gyges.

Meinſt Du, Herr?

Kandaules.

Gewiß! Doch halt! Man ſoll den Schatz nicht preiſen,
Den man nicht zeigen kann! Man wird verhöhnt,
Wer glaubt an Perlen in geſchloßner Hand!

Gyges.

Ich!

Kandaules.

Gyges, ſchon der Schatten, den Rhodope
Im Mondſchein wirft — Du lächelſt! Trinken wir!

Gyges.

Ich lächle nicht!

Kandaules.

So ſollteſt Du! Wer kann
Denn nicht ſo prahlen. Sprächſt Du ſo zu mir,
Wie ich zu Dir, ich ſagte: zeig' ſie mir,
Sonſt ſchweige ſtill!

Gyges.

Ich traue Dir!

Kandaules.

Ei was!
Dem Auge ſoll man trauen, nicht dem Ohr.
Du trauſt mir! Ha! Vor dieſem blöden Kinde
Erglühteſt Du und jetzt — — Genug, genug,
Ich will mich nicht mehr ſchwatzend vor Dir brüſten,
Wie ich's ſo lange Zeit nun ſchon gethan,
Du ſollſt ſie ſehn!

Gyges.

Sie ſeh'n!

Kandaules.

Noch dieſe Nacht!
Ich brauche einen Zeugen, daß ich nicht
Ein eitler Thor bin, der ſich ſelbſt belügt,
Wenn er ſich rühmt, das ſchönſte Weib zu küſſen,
Und dazu wähl' ich Dich.

Gyges.

O, nimmermehr!
Erwägſt Du — Für den Mann wär's eine Schmach,
Doch für ein Weib, und für ein Weib, wie ſie,
Das ſelbſt bei Tag —

Kandaules.

Sie kann's ja nie erfahren!
Haſt Du den Ring vergeſſen? Und ich bin
Erſt glücklich, wenn Dein Mund mir ſagt, ich ſei's.
Ei, frag' Dich ſelbſt, ob Du die Krone mögteſt,
Wenn Du ſie nur im Dunkeln tragen ſollteſt!
Nun, ſo ergeht es mir mit ihr! Sie iſt
Der Frauen Königin, doch ich beſitze
Sie, wie das Meer die Perlen, Keiner ahnt,
Wie reich ich bin und iſt einſt Alles aus,
So kann's kein Freund mir auf den Grabſtein ſetzen,
Und Bettler unter Bettlern lieg' ich da.
Drum widerſtrebe nicht, und nimm den Ring!
(Er reicht ihn Gyges, dieſer nimmt ihn nicht.)

Die Nacht bricht ein, ich zeig' Dir das Gemach,
Und wenn Du ſiehſt, daß ich's mit ihr betrete,
So folgſt Du uns!
(Er faßt Gyges bei der Hand und zieht ihn mit ſich fort.)
Ich fordre es von Dir!
Und biſt Du's Deiner Lesbia nicht ſchuldig?
Vielleicht iſt ſie die Siegerin!
(Beide ab.)

Zweiter Act.

Halle.

Früher Morgen. Thoas tritt auf.

Thoas.

Ich will und muß noch einmal mit ihm reden,
Was hab' ich hören müſſen dieſe Nacht!
Ich ging gewiß nicht um zu horchen aus,
Doch komm' ich ſo beladen heim, als wär' ich
Ein wandelnd Ohr des blutigſten Tyrannen
Und traute mich nur kaum zum Herrn zurück.
Empörung! Naher Ueberfall von Feinden,
Ja, eine neue Königswahl! Iſt's möglich!
Ich ahnte viel, doch ſo viel ahnt' ich nicht!
Still, ſtill! Sind das nicht Schritte? Ja! Wer ſteht
Denn mit den Greiſen ſchon vor Morgen auf?
Der junge Gyges! Ei, wenn Du das wüßteſt,
Was ich jetzt weiß, Du gingeſt nicht gebückt.

(Er zieht ſich zurück.)

Gyges

(tritt auf).

Schon wieder bin ich hier! Was will ich hier?
Es duldet mich im Freien nicht, ein Duft

Liegt in der Luft, ſo ſchwer und ſo betäubend,
Als hätten alle Blumen ſich zugleich
Geöffnet, um die Menſchen zu erſticken,
Als athmete die Erde ſelbſt ſich aus.

Thoas
(tritt hervor).

Schon munter, Karna? Herr, vergib, ich hielt Dich
Für einen Andern! Du noch nicht zu Bett?
Der Ehrgeiz läßt Dich wohl nicht ſchlafen, wie?

Gyges.

Der Ehrgeiz!

Thoas.

Nun, Du haſt ſo viele Kränze
Davon getragen —

Gyges.

Daß der Lorbeer ſich
Vor mir nicht mehr zu fürchten braucht! Ich wollte
Nur zeigen, daß man Knochen haben kann,
Und Mark in dieſen Knochen, wenn man auch
Die Saiten einer Cither nicht zerreißt,
Sobald man ſie berührt. Dieß weiß nun Jeder,
Der es bisher vielleicht bezweifelt hat,
Und ſo iſt's gut.

Thoas.

Doch, warum ſchläfſt Du nicht?

Gyges.

Ei, warum trinkſt Du nicht?

Thoas.
Du ſtandeſt wohl
Schon wieder auf?

Gyges.
Wenn ich ſchon lag: gewiß!

Thoas.
Das wüßt' ich eben gern! Denn, wenn er hörte,
Was ich gehört — Nun, nun, er wird wohl nicht!
(Langſam ab.)

Gyges.
Sie ſchlummert noch! O, wer ſie wecken dürfte!
Das darf die Nachtigall, die eben jetzt
Noch halb im Traum ihr ſüßes Lied beginnt,
Das darf — — Er kommt! Was denkt er wohl
von mir?

Kandaules
(tritt auf).
Sie wacht und ſtellt ſich doch als ob ſie ſchliefe! —
Du, Gyges? Schon? — Wie, oder ſag' ich: Noch?
Doch nein, ich hab' Dein Wort!

Gyges.
Hier iſt der Ring!

Kandaules.
So früh? So ſchnell?

Gyges.
Er iſt Dein Eigenthum.

Kandaules.
Du trauſt Dich nicht, ihn länger zu behalten?

Gyges.
Warum nicht? Doch wozu? So nimm ihn hin!

Kandaules.
Dieß ſagt mir mehr noch, als Dein Seufzer mir
Schon in der Nacht geſagt.

Gyges.
Vergib ihn, Herr!

Kandaules.
Wie ſprichſt Du nur? Er war ja mein Triumph.

Gyges.
Haſt Du ihn denn allein gehört?

Kandaules.
O nein!
Sie fuhr empor, ſie ſchrie — Iſt Alles das
Dir ganz entgangen? Nun, da brauch' ich Dich
Nicht erſt zu fragen, ob ich Sieger bin!

Gyges.
Es iſt mir nicht entgangen!

Kandaules.
Läugne noch,
Daß Du verwirrt geweſen biſt! Ich habe
Noch einen beſſeren Beweis, Du haſt
Sogar den Ring gedreht und weißt es nicht.

Gyges.
Und weiß es nicht!

Kandaules.

Sie zitterte, als ſie
Den Laut vernahm, ſie rief: ſteh auf, ſteh auf,
Im Winkel iſt ein Menſch verſteckt, er will
Dich morden oder mich! Wo iſt Dein Schwert?
Ich ſtellte mich erſchreckt, wie ſie, und that's,
Und plötzlich ſtandeſt Du, vom hellſten Strahl
Der Ampel grell beleuchtet, vor mir da.
Iſt das genug? Verſtummſt Du nun vor mir?

Gyges.

Ich wollte ſichtbar ſein!

Kandaules.

Das ſagſt Du jetzt,
Um meinen Sieg zu ſchmälern! Wäre ich
Nicht zwiſchen Dich und ihren Blick getreten,
Bevor er Dich noch traf, ſo hätte ich
Dich tödten müſſen!

Gyges.

Herr, dieß wußt' ich wohl,
Und nur, weil ich Dich dazu zwingen wollte,
Dreht' ich den Ring in haſt'gem Ruck herum.

Kandaules.

Wie Gyges?

Gyges.

Ja! — Denn frevelhaft erſchien
Das Wagniß mir!

Kandaules.

Ich hatt' es Dir erlaubt.

Gyges.

Wohl! doch mir war in jener ſchwülen Stunde,
Als hätt'ſt Du nicht das Recht dazu gehabt,
Und ſtrafen wollt' ich Dich, wie mich, denn gern
Hätt'ſt Du mich nicht getödtet!

Kandaules.

Böſewicht!

Gyges.

Und jetzt noch ſchauert's durch die Seele mir,
Als hätt' ich eine Miſſethat begangen,
Für die der Lippe zwar ein Name fehlt,
Doch dem Gewiſſen die Empfindung nicht.
Ja, wenn ich Dir den ſchnöden Todtenring,
Den Du mir wieder aufgeſteckt, im Zorn
Nicht vor die Füße warf, anſtatt mich ſeiner
Zur raſchen Flucht noch einmal zu bedienen,
So unterließ ich's blos aus Scheu vor ihr.
Ihr wollt' ich das Entſetzen ſparen, ihr
Die ewige Umſchattung ihres Seyns,
Dir nicht — verzeih's, mich fieberte — die That!

Kandaules.

Du biſt ein Thor!

Gyges.

Ein Thor! Es trieb mich fort,
Als müßte ſich, wenn ich noch länger weilte,

Ein neuer rein'rer Sinn in ihr erſchließen,
Wie vor Actäon's Späh'n in Artemis,
Und ihr, wie der, verrathen, was geſcheh'n.
So werd' ich nicht nach einem Morde fliehn.

Kandaules.

Doch war's kein Mord!

Gyges.

Wer weiß! Die Götter wenden
Sich vom Befleckten ab! Wie, wenn ſich jetzt
Die gold'ne Aphrodite, ſchwer beleidigt,
Von ihrer liebſten Tochter wenden müßte,
Weil ſie ein Blick aus fremdem Aug' entweiht!
Sie thut's nicht gern, ſie ſäumt noch, weil ſie hofft,
Daß eine raſche Sühne folgen wird,
O, Göttin, lächle fort! Ich bringe ſie!

Kandaules.

Das ſprach der Grieche.

Gyges.

Herr, gewähre mir
Die letzte Bitte!

Kandaules.

Tauſend, wenn Du willſt,
Nur nicht die letzte! Dieſe kommt zu früh!

Gyges.

Nimm mich als Opfer an! Ich ſchenke Dir
Mein junges Leben! Weiſ' es nicht zurück!
Es ſind noch viele ſchöne Jahre mein,

Und jedes wird Dir zugelegt, wenn Du
Sie am Altar des Zeus empfangen willſt!
So folge mir, daß ich mit einer Hand
Dich faſſe, und mich mit der anderen
Durchſtoße, wie der heil'ge Brauch es fordert:
Frohlockend, ja mit Lächeln, ſoll's geſchehn.

Kandaules.

Faſt reut mich, was ich that! Hier Raſerei
Und drinnen Argwohn — Ei!

Gyges.

Was zögerſt Du!
Wie oft ward ſolch ein Jünglingsopfer willig
Nicht einem Kriegesfürſten dargebracht,
Wenn ihn des Todes Schatten auch nur ſtreifte,
Wie oft nicht einem bloßen Wütherich!
Warum nicht einmal einem Seligen,
Warum nicht Dir, damit Du lange noch
Beglücken und Dich glücklich fühlen kannſt!
Mir raubſt Du Nichts! Was hab' ich, und was kann ich
Erlangen, ſprich? Doch Dir gewinnſt Du viel,
Denn neidiſch ſind die Götter und vielleicht
Zerſchneidet Dir die eiferſücht'ge Parze
Nur allzu ſchnell den goldnen Lebensfaden,
Indeß ſie meinen tückiſch weiter ſpinnt.
Komm' ihr zuvor und gib der Luſt die Dauer,
Die ſie der Qual beſtimmte! Thu's ſogleich!

Kandaules.

Nichts mehr davon! Du weißt, was Du mir biſt!
Und würd' ich auf der Stelle auch ein Greis
Mit trocknen Lippen und mit welken Adern,
Ich borgte mir nicht neue Glut von Dir!

Gyges.

Doch würdeſt Du dabei auch jetzt nichts wagen,
Denn könnte ich mein Blut mit Deinem miſchen:
Wie heiß es ſei, es bliebe, wie es iſt!

Kandaules.

Du biſt in dieſer Stunde noch verwirrt,
Und weißt nicht, was Du ſprichſt und was Du thuſt.

Gyges.

Vergib's mir, Herr!

Kandaules.

Ich ſchelte Dich ja nicht!
Das iſt ein Rauſch, wie der vom Duft der Reben,
Ein kühler Hauch des Morgens bläſ't ihn fort.
(Indem er geht.)
Ich hoff's zum Mindeſten, und werd' es ſehn! (Ab.)

Gyges.

Warum gab ich den Ring zurück! Ich hätte
Verſchwinden, nie mehr ſichtbar werden ſollen,
Dann könnt' ich ewig um ſie ſein, dann würd' ich
Sie ſehen, wie ſie nur die Götter ſehn!
Denn irgend etwas ſparen die ſich auf:
Ein Reiz der Schönheit, den ſie ſelbſt nicht kennt,

Ein Blitzen in der tiefſten Einſamkeit,
Ein letzter, ganz geheimnißvoller Zauber,
Das iſt für ſie und wär' jetzt auch für mich!
Zwar würd' ich ihrer Rache nicht entgeh'n,
Wenn ich verſtohlen aus dem Kelche nippte,
Der einzig für ſie ſelber quillt und ſchäumt.
Es würde plötzlich in den Lüften klingen,
Und Helios, durch einen Flammenwink
Der zorn'gen Aphrodite angefeuert,
Den ſicherſten von all den ſich'ren Pfeilen
Verſenden, welche er im Köcher trägt.
Dann ſtürzt' ich hin, allein das thäte Nichts,
Denn im Verröcheln würde ich den Ring
Noch einmal drehen und zu ihren Füßen,
Mein Auge zu dem Ihrigen erhebend
Und ihre Seele, wie die meine wiche,
Aus ihren Blicken durſtig in mich ſaugend,
Verhaucht' ich meines Odems letzten Reſt!

(Thoas kommt mit der verſchleierten Lesbia.)

Thoas.

Der König ſchenkt dem Gyges, ſeinem Günſtling,
Die ſchöne Sklavin, die ihm wohlgefällt!

Gyges.

Der König will mich höhnen und das habe
Ich nicht um ihn verdient, auch duld' ich's nicht!

Thoas.

Die Gabe iſt zwar reich und auserleſen,
Doch zweifle nicht, es iſt des Königs Ernſt.

Gyges.

Schweig' Unverſtändigſter der Unverſtänd'gen,
Der Ernſt des Königs iſt der ärgſte Spott!

Thoas.

Thu Du den Mund auf, Mägdlein, ſag's ihm ſelber,
Wenn er's dem meinigen nicht glauben kann!

Gyges.

Kein Wort!

Thoas.

Verſchmähſt Du das Geſchenk des Königs?

Gyges.

Ja!

Thoas.

Gyges! Doch, Du weißt ja, was Du thuſt!

Gyges.

Der König ſchlug mich todt und drückt der Leiche
Jetzt ein Juwel für's Leben in die Hand.

Thoas.

Ich kann Dich nicht verſteh'n und werde melden,
Was ich gehört! — So komm' mit mir zurück!

Lesbia.

Du ſiehſt mich nicht zum zweiten Mal! Vergib,
Daß ich geſprochen, klingt es doch gewiß
In Deinen Ohren rauh!

Gyges.

Nein, holdes Kind!
Stell' Dich nur hinter den Platanenbaum,

Und ſprich, wie jetzt. Dann ruft ein heißer Jüngling:
Die erſte Nachtigall, die nicht blos ſingt!

Lesbia.

Du biſt kein Jüngling!

Gyges.

Ich bin weniger!
Das ſiehſt Du ja! Zwar kam es mir ſchon vor,
Als ſei ich nicht der Letzte in den Waffen,
Als hätt' ich dieß und das gethan, als zupfe
Mich Keiner ungeſtraft mehr bei den Ohren,
Als rufe man mich gar, wenn juſt kein Beſſ'rer
Zu Haus ſei, in der Stunde der Gefahr.
Doch das ſind Knabenträume! Peitſcht den Buben,
Er trank wohl Wein zur Nacht!

Lesbia.

Erſt bringe mir
Ein Reis vom Lorbeerbaum, dann peitſch' ich Dich
Und winde Dir nachher den Kranz!

Gyges.

So haſt
Du's mit geträumt? So wär's vielleicht gar wahr?
Und doch den Hohn?

Lesbia.

Den Hohn? Wo iſt denn Hohn?

Gyges.

Steh'ſt Du nicht da?

Lesbia.
Das ſchmerzt!

Gyges.
Nicht ſo! Nicht ſo!
Gewiß, nicht ſo!

Lesbia.
Du tödteteſt ſchon Manchen,
Haſt Du je Einen wieder aufgeweckt?

Gyges.
Du biſt ſehr ſchön! Ei freilich! Ein Gemiſch
Von Lilien und Roſen, die im Beet
Bunt durcheinander ſtehn und die der Wind
In gaukleriſchem Spiel ſo neckiſch ſchaukelt,
Daß man ſie nicht mehr unterſcheiden kann!
Jetzt biſt Du roth, jetzt blaß! Und nicht einmal!
Du biſt's zugleich!

Lesbia.
Was weißt Du denn von mir?
Das träumteſt Du! Ich ſeh' ganz anders aus!
Erſchrick! (Sie will ſich entſchleiern.)

Gyges.
Nein, nein! (Hält ſie ab.)

Lesbia.
Zur Königin zurück!
Sie gab mich nicht mit Freuden her, ſie nimmt
Mich willig wieder auf!

Gyges.
Dann ſage ihr,
Der Gyges hätt' Dich gar nicht angeſehn!

Lesbia.
O Schmach!

Gyges.
Nicht doch! Du weißt, wie oft ich geſtern,
Und früher hab' ich Dich ja nie erblickt,
Nach Dir geſpäht!

Lesbia.
Ich habe dann wohl immer
Was Albernes gethan! wie ſchäm' ich mich,
Daß ich das jetzt erſt merke! Doch die Andern
Sind ſchuld daran mit ihrer Neckerei!

Gyges.
Ich ſah nur, was mich reizte!

Lesbia.
O gewiß,
Denn was uns reizt, das lieben wir verhüllt!
Komm, Alter!

Gyges.
Warum eilſt Du ſo?
Ich bin Dein Herr! doch zitt're nicht vor mir,
Ich will von Dir nur einen einz'gen Dienſt,
Dann magſt Du wieder zieh'n!

Lesbia
(zu Thoas). So geh allein!

Gyges.

Bleib, bleib! — Doch nein! — Dem König meinen Dank!
Ich nehme ſein Geſchenk und wie ich's ehre,
Werd' ich ihm zeigen!

Thoas.

Wohl! (Ab.)

Lesbia.

Und nun der Dienſt?

Gyges.

Du ſollſt ſo lange weilen, bis das Lächeln
Dir wieder kehrt!

Lesbia.

Das wird nicht ſchnell geſchehn!

Gyges.

Und in der Zwiſchenzeit ein wenig plaudern!
Du biſt ja um die Königin, ihr ſchmeckt
Der Pfirſich ſicher nur, wenn Du ihn brachſt:
Sprich mir von ihr!

Lesbia.

Von ihr!

Gyges.

Ich meine nur! —
Von etwas Andrem, wenn Du willſt! Vom Garten,
In dem ſie wandelt, oder von den Blumen,
Die ſie am liebſten pflückt! Auch von Dir ſelbſt!
Ich hör' es gern! Worin ſeid Ihr Euch gleich?
Sag's raſch, damit Du raſch mir theuer wirſt!

An Wuchs? Nicht ganz! Noch minder an Geſtalt!
Doch dafür iſt das Haar Dir ſchwarz, wie ihr,
Nur nicht ſo voll — ihr kriecht es um's Geſicht
Herum, wie um den Abendſtern die Nacht! —
Was haſt Du ſonſt von ihr?

Lesbia
(macht eine unwillkürliche Bewegung).

Gyges.
Nein, bleibe ſtehn!
Im Gange iſt ſie einzig! Wenn Du ſchreiteſt,
So ſieht man, Du willſt dahin oder dorthin,
Dich reizt die Dattel, oder auch der Quell,
Doch wenn ſie ſich bewegt, ſo blicken wir
Empor zum Himmel, ob nicht Helios
Den goldnen Sonnenwagen eilig ſenke,
Um ſie hinein zu heben und mit ihr
Dahin zu ziehn in alle Ewigkeit!

Lesbia.
Ja, ſie iſt ſchön!

Gyges.
Du ſchlägſt die Augen nieder?
Ei, Mägdlein, die erhebe, denn mir däucht,
Die ſprühen, wie die ihrigen!

Lesbia.
(lacht krampfhaft.) Vielleicht
In dieſer Stunde.

Gyges.
That mein Wort Dir weh?

Lesbia.

Ich glaub', ich lachte und nun darf ich geh'n!

Gyges.

Nicht ohne ein Geſchenk! Ja, holdes Kind,
Du ſollſt an Gyges noch mit Liebe denken!
Er iſt zwar rauh und ſchlägt oft eine Wunde,
Eh er es ahnt, beſonders mit der Zunge,
Doch ließ er nie noch eine ungeheilt.

Kandaules
(tritt auf).

Nun?

Gyges.

Herr, Du kommſt im rechten Augenblick!

Kandaules.

Dann müßte ich zwei Glückliche hier finden!

Gyges.

Noch nicht, doch gleich! (Zu Lesbia.)
Gib Deine Hand einmal!
Wie zart iſt ſie, wie hart die meinige,
Wie ſchwielenreich von Schwert und Spieß! Das paßte
Doch gar zu ſchlecht! Die muß ein Roſenblatt,
Das ſich zuſammen rollt, ſchon ſchmerzlich ſpüren,
An meiner ſtumpft der ſchärfſte Dorn ſich ab!
Sie zuckt, als ob ſie eingeſchmiedet wäre,
Kind, fürchte Nichts! Ich faſſe Dich nicht an,
Weil ich Dich halten will! Der König weiß,
Daß ich nicht blos ſein klares Wort verſtehe,

Daß ich auch ſeinen Wink mir deuten kann.
Er ſah mit Schmerz, daß die Natur für Dich
So viel gethan und Nichts das arge Glück,
Er will, daß ich das Glück bei Dir vertrete:
Ich thu' es (läßt ſie los) und erkläre Dich für frei!

Lesbia.

Die Freiheit, ſagt man, iſt ein hohes Gut,
Ich kenn' ſie nicht, ich ward als Kind geraubt,
Allein, für hohe Güter muß man danken,
So danke ich für meine Freiheit Dir!

Gyges.

Biſt Du zufrieden, Herr?

Kandaules.

Ich bin erſtaunt!

Gyges.

Und da Du denn nicht weißt, wo Dir die Mutter
Nachweint und wo das Haus des Vaters ſteht,
So geh', bis Du es findeſt, in das meine,
Ich ſchenke Dir's und hol' nur noch mein Schwert!

Lesbia

(ab).

Kandaules.

Was machſt Du, Gyges!

Gyges.

Herr, ich danke Dir,
Daß Du dieß Werk durch mich vollbringen wollteſt:
Es bleibt das Deinige!

Kandaules.
Du willſt, wie's ſcheint,
Den Enkel des Heracles einmal ſeh'n,
Nimm Dich in Acht, er ſchläft nicht gar zu feſt!

Gyges.
Konnt' ich Dich heute kränken?

Kandaules.
Nein! Vergib!
Doch geh' ſogleich und nimm Dir aus dem Schatz
Das Doppelte von dem, was Du verſchenkteſt,
Dein Thun verdroß mich und es ſchmerzt mich noch!

Gyges.
Verzeih' mir, wenn ich nicht gehorchen kann!
Das Alles ward auf einmal mir zur Laſt,
Und da ſich jetzt zu Gold und Edelſtein
Die ſchöne Sklavin noch hinzu geſellte,
So nutzt' ich ihren ſchlanken weißen Nacken
Und hing die Koſtbarkeiten daran auf.
Ich kann Nichts weiter brauchen, als mein Schwert,
Doch, wenn Du Dich mir gnädig zeigen willſt,
So ſchenke mir die Köpfe Deiner Feinde,
Ich ſammle ſie bis auf den letzten ein.

Kandaules.
Du biſt ein Andrer, Gyges, als Du warſt.

Gyges.
Ich bin es, Herr.

Kandaules.

Du liebſt!

Gyges.

Ich hätt' das Mägdlein
Zuſammenhauen können: liebe ich?

Kandaules.

Du liebſt Rhodopen!

Gyges.

Herr, ich kann Dir blos
Nicht länger dienen.

Kandaules.

Scheide, wenn Du mußt
Es thut mir weh, doch darf ich's Dir nicht wehren!
Und da Du Nichts von mir empfangen willſt,
So kann ich auch von Dir Nichts mehr behalten:
Hier iſt Dein Ring!

Gyges.

Gib mir Dein Schwert dafür!

Kandaules.

Ich danke Dir, daß Du ſo edel biſt!
(Will ab.)

Gyges.

Noch Etwas! (Er zieht von ſeiner Bruſt einen Stein hervor.)
Nimm!

Kandaules.

Das iſt?

Gyges.
Du kennſt ihn wohl!

Kandaules.
Rhodopens Diamant!

Gyges.
Ich nahm ihn mit,
Weil er an ihrem Hals — Erlaß' es mir,
Es iſt gebüßt!

Kandaules.
Erynnien, ſeid Ihr's?
O, es iſt wahr, Ihr habt den leicht'ſten Schlaf!

Gyges.
Du grollſt mir?

Kandaules.
Nein! Nicht Dir! Leb' wohl, leb' wohl!
Doch niemals dürfen wir uns wiederſeh'n (Ab.)

Gyges.
Niemals! Ich geh' ſogleich! Wohin denn nur?
Was wollt' ich doch, eh ich mit dieſem Lyder
Zuſammen traf? Vergaß ich's ſchon? Ei nein.
Mich trieb's hinunter an den alten Nil,
Wo gelbe Menſchen mit geſchlitzten Augen
Für todte Kön'ge ew'ge Häuſer bau'n.
Nun, meine Straße ſetz' ich fort und löſe
Dort unten Einen ab, der müde iſt! (Ab.)

Dritter Act.

Rhodopens Gemach.

Hero und andere Dienerinen ſind mit Ordnen beſchäftigt.

Rhodope

(tritt herein).

Warum ſind dieſe Spiegel nicht verhüllt?

Hero.

Die Spiegel, Königin?

Rhodope.

Und dieſe Thüren,
Wer ſtieß ſie ſo weit auf?

Hero.

Du haſt es gern,
Hinaus zu ſchauen in den hellen Morgen
Und einzuathmen ſeinen friſchen Hauch!

Rhodope.

Wer ſagt Dir das? Genug! Verſchließe ſie
Und wende alle Spiegel um!

Hero

(ſchließt die Thüren und wendet die Spiegel um).

Rhodope.

Es iſt!
Ich ſuche mich umſonſt zu überreden,
Daß ich mich täuſchte! Kehre wieder, Nacht,
Und birg' mich in den dichteſten der Schleier,
Ich bin befleckt, wie niemals noch ein Weib!

Hero.

Doch dieſe Roſe wirſt Du nicht verſchmäh'n,
Die ich Dir ſchon vor Sonnenaufgang pflückte!

Rhodope.

Hinweg mit ihr! Sie welkt bei mir zu ſchnell!

Hero
(indem ſie ſich mit ihren Begleiterinnen entfernt).

Ich heiße Hero und nicht Lesbia!

Rhodope.

Ihr ew'gen Götter, konnte das geſcheh'n!
Ich hab' Euch ſchon mit reiner Kinderhand
So manches fromme Opfer dargebracht!
Euch fiel die erſte Locke meines Hauptes,
Eh ich noch ahnte, daß Ihr allen Segen
In Händen haltet, der dem Menſchen frommt!
Nie hat die Jungfrau Euren Dienſt verſäumt,
Und ſelten ſtieg mit ihrer Opferflamme
Zugleich ein Wunſch zu Eurem Sitz empor:
Sie ſuchte jeden, der ſich regen wollte,
Mit Scham und Angſt bis unter das Bewußtſein
Hinab zu drücken, denn ſie warb allein

Um Eure Gunſt und nicht um Eure Gaben,
Sie wollte danken, aber Nichts erflehn!
Auch hat das Weib ſich durch kein Traumgeſicht,
Wie es die Tyndariden-Tochter ſchreckte,
Erſt mahnen laſſen an die heil'ge Pflicht,
Sie kam von ſelbſt und ſchmückte den Altar.
Und dennoch — Warum weiht Euch denn der Menſch
Den beſten Theil von allen ſeinen Gütern,
Wenn Ihr nicht gnädig ihn beſchirmen wollt,
Wo er ſich ſelbſt nicht mehr beſchirmen kann!
Den Löwen hält das Schwert dem Manne fern,
Wenn er, von Hunger oder Wuth getrieben,
Hervor ſtürzt um die heiße Mittagszeit:
Kein Tapf'rer ruft zu Zeus um ſeinen Blitz!
Doch daß ihn nicht die Schlange feig beſchleiche,
Wenn er, vom Kampf ermattet, ruhig ſchlummert,
Iſt Euer Werk, denn Euch gehört die Nacht!
Und ich — und ich! Ruht denn ein Fluch auf mir,
Ein Fluch von Anbeginn, der Eure Kraft
Im Styx gebunden hält, daß Ihr den Frevel,
Den Keiner gegen meine letzte Sklavin
Nur zu verſuchen wagte, an mir ſelbſt
Gelingen ließt, als wär's die frömmſte That?

Hero
(tritt ein).

Der König!

Rhodope.

Schon? — So kommt der Tod mit ihm!

Nun, der verhüllt mich in die Nacht der Nächte,
Wovon die ird'ſche blos ein Schatten iſt,
Was beb' ich denn? Die wünſchte ich mir ja!

Kandaules.

Vergibſt Du?

Rhodope.

Herr, ich weiß, Du kannſt nicht anders,
Da gilt die Stunde gleich. Was fragſt Du viel?

Kandaules.

Ich kann Dich nicht verſtehn.

Rhodope.

Sei offen, König!
Du findeſt mich bereit!

Kandaules.

Bereit! Wozu?

Rhodope.

Ich kenne Deine Pflicht, und danke Dir,
Daß Du ſie raſch erfüllen willſt. Sie würde
Ja nur die meine, wenn Du zögerteſt.
Du haſt geforſcht, entdeckt und gleich gerichtet,
Ich ſeh's Dir an, nun trifft die Reihe mich!

Kandaules.

Wohin verirrſt Du Dich!

Rhodope.

Erſcheinſt Du nicht
Als Rächer hier?

Kandaules.

Bei allen Göttern, nein!

Rhodope.

So lebt noch Jeder, welcher geſtern lebte?

Kandaules.

Warum nicht?

Rhodope.

Mancher frevelte vielleicht!

Kandaules.

Ich weiß von Keinem!

Rhodope.

Und was führt Dich her?

Kandaules.

Hätt' ich nach dieſer Nacht kein Recht, zu kommen?
Warſt Du, wie ſonſt? Haſt Du mir nicht ſogar
Als ſäßeſt Du, die Lilie in der Hand
Noch unter dem Platanenbaum, wie einſt,
Den einz'gen Kuß verſagt, um den ich bat?

Rhodope.

Das wirſt Du mir noch danken!

Kandaules.

Aber fürchte
Dich nicht! Zwar trieb's mich zu Dir, wie am Morgen
Nach unſ'rer Hochzeit, doch Du brauchſt mir nur
Zu winken, und ich gehe, wie ich kam!
Ja, ſchneller werde ich von hinnen eilen,

Als hätt' ich, um zu trinken, einer Quelle
Mich ſtill genaht, und ſähe, daß ihr eben
Die ſchüchterne Najade ſcheu entſteigt.

Rhodope.

Bleib!

Kandaules.

Nein! Nicht eines Odemzuges Dauer,
Wenn es Dich ängſtigt! Und es ängſtigt Dich,
Ich fühl' es wohl. Dieß iſt gewiß die Stunde,
In welcher Du, wie Du's ſo lieblich nennſt,
Dich innerlich beſiehſt! Die will ich nicht
Entheiligen. Und hätt' auch Aphrodite,
Holdſelig lächelnd dieſem frühen Gang,
Den gold'nen Gürtel, den ſie nie verſchenkt,
Und kaum verleiht, mir für Dich zugeworfen:
Ich käm' ein ander Mal und reicht' ihn Dir!

Rhodope.

Halt ein! Das klingt zu ſüß und macht mir bang,
Denn meine Amme ſagte: wenn der Mann
Sich all zu zärtlich ſeinem Weibe nähert,
So hat er im Geheimen ſie gekränkt!

Kandaules.

Das trifft mich auch! Ich habe Dich gekränkt!
Ich weiß ja, wie Du biſt, ich weiß ja auch,
Daß Du nicht anders kannſt; Dein Vater thront,
Wo indiſche und griech'ſche Art ſich miſchen,
Dein Schleier iſt ein Theil von Deinem Selbſt.

Und dennoch zerr' und zupf' ich ſtets an ihm
Und hätt' ihn geſtern gern Dir abgeriſſen!
Nun, das bereu' ich, und ich ſchwöre Dir —
Dieß trieb mich her! — es ſoll nicht mehr geſchehn!

Rhodope
(lacht).

Kandaules.
Denn nie noch ſehnte ich mich ſo, wie heut',
Nicht blos das Leid, das tief in's Mark ſich gräbt
Und Narben hinterläßt, Dir fern zu halten,
Nein, auch den kleinſten Schatten, welcher Dir
Die Seele trüben könnte, zu verſcheuchen
Und würf' ich einen ſolchen Schatten ſelbſt!
Dich hüten will ich, wie die treue Wimper
Dein Auge hütet: nicht dem Sandkorn blos
Verſchließt ſie ſich, auch einem Sonnenſtrahl,
Wenn er zu heiß iſt und zu plötzlich kommt.

Rhodope.
Zu ſpät! Zu ſpät!

Kandaules.
Was wär' zu ſpät, mein Weib?

Rhodope.
Ich — — Nein, ich ſag's ihm nicht, ich kann's nicht ſagen,
Er mag's errathen, und wenn er's erräth,
So knie' ich ſtumm und lautlos vor ihm nieder
Und deute auf ſein Schwert und meine Bruſt!

Kandaules.

Hat Dich ein Traum erſchreckt?

Rhodope.

Ein Traum? O nein,
Für mich war keiner übrig, einer Warnung
War ich nicht werth! Der Stein, der ſchmetternd fällt,
Hat ſeinen Schatten, daß der Menſch ihn merke,
Das raſche Schwert den Blitz, doch was mich traf —
Kandaules, ſprich, ich ſehe, Du willſt fragen,
So frage endlich!

Kandaules.

Ich? Nun ja doch, ja!
Am liebſten Deine Hand!

Rhodope.

Rühr' ſie nicht an,
Den Fleck nimmt Dir kein Waſſer wieder weg.

Kandaules.

O Gyges! — Nun, wenn Du die Hand mir weigerſt,
Auch Deine Wange ſagt mir ſchon genug,
Du glühſt im Fieber! Doch der beſte Arzt
Steht vor der Thür. Warum iſt ſie verſchloſſen,
Indeß ein Morgen, welchen alle Horen
Beſchenkten, draußen, wie ein Bettler, klopft.
Raſch auf mit ihr, und gleich biſt Du geheilt!
(Er will öffnen.)

Rhodope.

Halt! Oeffne lieber eine Todtengruft!

Nicht finſtrer wird der reine Sonnengott
Sich von zerbrochnen Aſchenkrügen wenden,
Als von dem Weibe, das Du Dein genannt!

Kandaules.

Unſelige!

Rhodope.

Sprich! War im Schlafgemach — —
Antworte doch!

Kandaules.

Ein Mörder? Nein doch, nein!
Ei, frag' Dich ſelbſt, hätt' ich ihn nicht getödtet?

Rhodope.

Wenn Du ihn ſahſt!

Kandaules.

Und mußt' ich ihn nicht ſehn?
Die Ampel war nur eben angezündet
Und brannte hell.

Rhodope.

So ſcheint's! — Und doch vernahm
Ich mancherlei Geräuſch, das nicht von Dir
Und auch von mir nicht kam.

Kandaules.

Die Nacht iſt reich
An Schällen und an ſeltſam fremden Klängen,
Und wer nicht ſchläft, hört viel.

Rhodope.

Es raſſelte.

Kandaules.

Ein Mauerwurm!

Rhodope.

Es klang, als ob ein Schwert
An etwas ſtreifte.

Kandaules.

Mag's! wo wär' der Ton,
Den die Natur in wunderlicher Laune
Nicht irgend einem poſſenhaften Thier
Als Stimme einverleibte? Reiß einmal
Dein Kleid entzwei und merke Dir den Laut,
Ich ſchaff' Dir ein Inſect, das ganz ſo ſchnarrt.

Rhodope.

Auch ſeufzen hörte ich.

Kandaules.

Und ſeufzen Mörder?

Rhodope.

Nein, nein! Das iſt's!

Kandaules.

Der kühle Nachtwind war's,
Er wollte Dir um Mund und Wangen ſpielen
Und ſeufzte, als er nur auf Mauern ſtieß.
Ei, gibt's doch Bäume, die, wie jener Stein
Das Licht des Tages trinkt, um es im Dunkeln
Zurück zu geben, Klang und Schall verſchlucken,
Die ſingen, plappern, ächzen dann bei Nacht!

Rhodope.

So nimmſt Du es? Noch mehr! Mir fehlt ein Schmuck.

Kandaules.

Ein Edelſtein vielleicht? Ein Diamant?
Der da?

Rhodope.

Du haſt ihn? Du?

Kandaules.

Wer ſonſt? Du ſiehſt!

Rhodope.

Dank, ew'gen Dank, Ihr Götter, und vergebt
Den Zweifel eines Herzens, das ſich ſchuldlos
Zertreten wähnte! O, Ihr ſeid uns nah',
Wie Licht und Luft!

Kandaules.

Erynnien, hinab! —
Da!

Rhodope.

In den Tempelſchatz mit ihm! Ich bin
Den Gnädigen ein reiches Opfer ſchuldig,
Vor Allem ihr, der Allverknüpferin!
Aus gold'nen Körben ſollen ihre Tauben
Von heute an die weichſten Körner picken,
Aus Marmorbecken löſchen ihren Durſt!
Und Du, Kandaules, Du — — —

Kandaules.

Der Jüngling küßt,

Wenn er des Mädchens denkt, die eigne Hand,
Die ſie ihm drückte, als ſie von ihm ſchied,
Der Mann braucht etwas mehr.

Rhodope.

O Tag des Glücks!
Iſt Dir Dein Weib ſo theuer? Nun, da bitt' ich
Dir ſtilles Unrecht ab. Ich ſorgte immer,
Es ſei mehr Stolz auf den Beſitz, als Liebe,
In der Empfindung, die Dich an mich feſſelt,
Und Deine Neigung brauche ſchon den Neid
Der Andern, um nicht völlig zu erlöſchen!
Nun fürcht' ich das nicht mehr.

Kandaules.

Und niemals ſollſt
Du's wieder fürchten! Weiß ich doch, was Dir
Das Herz vergiftet hat. Du glaubteſt Dich
Verkürzt durch Gyges! Und es iſt gewiß,
Daß ich gar manchen Tag mit ihm verbrachte,
Und faſt ein Jäger ward, weil er es iſt.
Zwar griff das nicht in Deine Rechte ein,
Denn was den Mann mit einem Mann verbindet,
Iſt für das Weib nicht da, er braucht's bei ihr
So wenig, wie den Schlachtmuth, wenn er küßt.
Doch, muß ich Deine Furcht auch thörigt nennen:
Ich ſpar' kein Mittel, um Dich raſch zu heilen,
So höre denn: mein Günſtling Gyges geht!

Rhodope.

Wie?

Kandaules.

Heute noch!

Rhodope.

Unmöglich!

Kandaules.

Wär' Dir das
Jetzt nicht mehr recht? Du ſchienſt es ſonſt zu wünſchen!

Rhodope.

O, daß ich dieß in meinem Freudenrauſch
Vergeſſen konnte!

Kandaules.

Was denn?

Rhodope.

Deine Hand! —
Der war's, der ſtand auf einmal mir vor Augen,
Als wär' ſein feur'ger Umriß in der Luft
Zurück geblieben! O, wie fürchterlich
Beſtätigt ſich's. — Gib her! — Er hat den Ring!

Kandaules.

Der iſt mein Eigenthum!

Rhodope.

Sprich, haſt Du ihn
Nicht wieder abgelegt, ſeit Du ihn trägſt?
Auch nicht verloren, oder ſonſt vermißt?

Kandaules.

Unglückliche, was quälſt Du Dich mit Schatten!

Rhodope.

Er weicht mir aus! — Du ſchickſt den Gyges fort?
Auf einmal fort, wie einen Miſſethäter?
Warum?

Kandaules.

Das ſagt' ich nicht. Er geht von ſelbſt.

Rhodope.

Er geht von ſelbſt? Was treibt ihn denn von hinnen?

Kandaules.

Ich weiß es nicht und hab' ihn nicht gefragt.

Rhodope.

Du weißt es nicht? So will ich Dir es ſagen:
Er hat an Dir gefrevelt, wie noch Keiner,
Und Du mußt ſtrafen, wie Du nie geſtraft!

Kandaules.

Rhodope, welch ein Wort! Er iſt gewiß
Der Edelſte der Edlen.

Rhodope.

Iſt er das,
Wie kannſt du ihn ſo ruhig ziehen laſſen?

Kandaules.

Weil auch der Beſte wider ſeinen Willen
Statt Segens ſtillen Fluch verbreiten kann.

Rhodope.

Iſt das ſein Fall und hat er's ſelbſt gefühlt?

Kandaules.

Und wenn auch nicht — Sein Sinn iſt ſtolz, er ſtrebt
Nach großen Dingen und er darf es wagen.

Rhodope.

Meinſt Du?

Kandaules.

Kein Königsthron ſteht ihm zu hoch.
Und wenn er geht und mir den Grund verbirgt:
Gib Acht, mit einer Krone kehrt er wieder
Und ſpricht dann lächelnd: dieſe trieb mich fort!

Rhodope.

Ja?

Kandaules.

Theures Weib, Dich hat die Nacht verſtört,
Der Schreck —

Rhodope.

Kann ſein!

Kandaules.

Du hörteſt Allerlei —

Rhodope.

Was nicht zu hören war! Faſt glaub' ich's ſelbſt,
Denn — nun beſinn' ich mich — ich ſah auch falſch!
Du haſt den Ring nicht wieder abgelegt,
Du haſt ihn nicht verloren, noch vermißt,
Und mir kam's dennoch vor — ich ſpähte ſcharf
Und Morgen war's, und alles And're ſah ich —
Als fehlte er an Deiner Hand. So zeugt

Denn Sinn hier gegen Sinn, das blinde Auge
Verbürgt das taube Ohr. Vergib mir nur,
Daß ich Dich quälte und vergönne mir
Ein wenig Einſamkeit, um mich zu faſſen.

Kandaules
(will reden).

Rhodope.
Ja wohl! Ja wohl! Vergib nur, Herr, und geh!

Kandaules
(ab).

Rhodope.
Kein And'rer iſt's, als Gyges — das iſt klar!
Er hat den Ring gehabt — das iſt noch klarer!
Kandaules ahnt's, er muß — das iſt am klarſten!
Und ſtatt das Ungeheure ungeheuer
An ihm zu ahnden, läßt er ihn entfliehn.
So wird ein Räthſel durch ein and'res Räthſel
Gelöſt, das mich von Sinnen bringen kann,
Wenn es mir dunkel bleibt! Ein Gatte ſieht
Sein Weib entehrt — entehrt? Sprich gleich: getödtet —
Getödtet? — Mehr, verdammt, ſich ſelbſt zu tödten
Wenn nicht des Frevlers Blut zur Sühne fließt!
Der Gatte iſt ein König, trägt das Schwert
Der Dyke, braucht von der Erynnis nicht
Den Dolch zu borgen, hat die heil'ge Pflicht,
Den Gräu'l zu ſtrafen, wenn die Liebe ihn
Nicht antreibt, ihn zu rächen, muß den Göttern

Das Opfer bringen, wenn er's mir verſagt!
Und dieſer Gatte, dieſer König zückt
Nicht Schwert, noch Dolch, er läßt den Frevler flieh'n!
Doch das ſoll nicht gelingen! Mir auch fehlt's
Nicht an erprobten Dienern. Nicht als Sclavin,
Als Königstochter trat ich in dieß Haus,
Und mein Geleite war ein königliches.
Die alten Vielgetreuen ruf' ich auf,
Daß ſie dem Fliehenden den Weg vertreten,
Dann ſprech' ich zu Kandaules: hier bin ich,
Dort iſt der Günſtling, wähle, dieſer Dolch
Iſt für mich ſelbſt, wenn nicht Dein Schwert für ihn!

Lesbia
(tritt herein).
Vergibſt Du, Königin?

Rhodope.
Was denn, mein Kind?
Daß Du zu mir zurück kehrſt? O, vergib
Nur Du, daß ich Dich von mir laſſen konnte,
Mir war — ich wußte ſelbſt nicht, was ich that.
Doch mein' ich, daß der König zu mir ſagte,
Du gingeſt gern, und ach, ich hatte ihm
In jener Nacht ſo viel ſchon weigern müſſen,
Daß mir der Muth zum neuen Nein gebrach.

Lesbia.
So bin ich nicht mehr frei? So darf ich mich
Zu Deinen Dienerinnen wieder zählen?

Rhodope.
O nein! Als Schweſter komm' an meine Bruſt.

Lesbia.
Was iſt geſcheh'n? Du biſt bewegt, wie nie.

Rhodope.
Entſetzliches, das keinen Namen hat!
Denn eh' ich's nennen kann, hat ſich's verändert
Und iſt noch grauenvoller, als es war.
Ja, Nachtgeburt, die mir entgegen grinſ't,
Mir deucht, dein erſtes Antlitz könnt' ich küſſen,
Nun dämmernd mir das zweite ſich enthüllt.

Lesbia.
Kann ich was für Dich thun? — Die Frage iſt
Wohl thörigt, nicht?

Rhodope.
Du kannſt nicht tödten, Mädchen,
Und wer nicht tödten kann, der kann für mich
Auch Nichts mehr thun.

Lesbia.
Gebieterin!

Rhodope.
So iſt's!
Du ſtarrſt mich an, Du kannſt es gar nicht faſſen,
Daß ſolch ein Wort aus meinem Munde kommt.
Ja, Lesbia, ich bin's! Rhodope iſt's,
Die Euch ſo oft gewarnt und abgehalten,

Dem Tode in ſein traurig Amt zu greifen,
Und wenn es auch nur eine Spinne galt!
Ich hab' es nicht vergeſſen, doch das war,
Als ich im friſchen Morgenthau mich wuſch
Und in dem Strahl der Sonne trocknete:
Jetzt rufe ich nach Blut, jetzt iſt von mir
Nur ſo viel übrig, als die Götter brauchen,
Um das zu rächen, was ich einmal war!

Lesbia.

Weiß Dein Gemahl denn Nichts? Am Rächer kann's
Der Königin von Lydien nicht fehlen.

Rhodope.

So ſcheint's! Und doch — Nun, wiſſen will ich's bald!
Geh', Lesbia, und ruf' mir Karna her!

Lesbia.

Du meinſt, ich ſoll ihm etwas von Dir ſagen.

Rhodope.

Das iſt vorbei! —

Lesbia.

Doch Deinen Schleier willſt Du!

Rhodope.

Nein! Nein!

Lesbia.

Mich grauſ't! Es iſt das erſte Mal! (Ab.)

Rhodope.

Er kann den Freund nicht opfern, darum wird
Sein Weib verſchont. Denn ſonſt ertrüg' er's nicht!

(Lesbia tritt mit Karna ein.)

Rhodope.

Karna, Du weißt, was Du geſchworen haſt,
Als Dir Dein Herr, mein königlicher Vater,
Am gold'nen Thor die Tochter übergab.
Saß ich auch hoch auf meinem Elephanten,
War ich auch tief verhüllt in meinen Schleier,
Doch hab' ich wohl beachtet, was geſchah,
Und nicht ein Wort vergeſſen, das Du ſprachſt.

Karna.

Auch ich nicht und ich hoff's Dir darzuthun!

Rhodope.

So ſuch' den Griechen Gyges auf und künd' ihm,
Daß ich ihn ſehen will.

Karna.

Du!

Rhodope.

Eile Dich,
Damit er nicht entkommt, verfolge ihn,
Wenn er entfloh und bringe ihn zurück,
Noch eh' es Nacht wird, muß er vor mir ſteh'n.

Karna.

Ich lief're ihn, lebendig oder todt. (Ab.)

Lesbia.

Was hör' ich? Gyges wär' es?

Rhodope.

Gyges iſt's!

Lesbia.

Er hätte Dich gekränkt?

Rhodope.

Er hat gefrevelt
Am Heiligſten, er hat den ſchwerſten Fluch
Auf mich herabgezogen, jenen Fluch,
Den alle Götter wider Willen ſchleudern,
Weil er nur Menſchen ohne Sünde trifft,
Er iſt es, der mich tödten lehrt!

Lesbia.

Er nicht!
Ich ſchwöre Dir's!

Rhodope.

Wie kannſt Du?

Lesbia.

Königin,
Auch ich erlebte etwas, und ich weiß,
Daß er die Seele eher laſſen würde,
Als Dich verletzen.

Rhodope.

So.

Lesbia.

Ich habe Dir
Ein Wort von ihm zu ſagen! O, wie bitter
Hat mich dieß Wort geſchmerzt, als ich's vernahm,
Jetzt freut's mich faſt. Ich ſoll Dir von ihm melden,
Er hätt' mich gar nicht angeſehn! — Er liebt Dich!
Nun frag' Dich, ob es möglich iſt!

Rhodope.

Er liebt mich!
So iſt's gewiß!

Lesbia.

Wie?

Rhodope.

Thörin, ſage mir,
Kann man das lieben, was man niemals ſah?
Und wenn mich Gyges ſah: wann ſah er mich?

Lesbia

(legt ſich die Hand vor die Augen).

Rhodope.

Nun ſprich als Mädchen, ob er ſterben muß!

Vierter Act.

Gemach der Königin.

Rhodope.

O, einen Augenblick Vergeſſenheit!
Wozu das Räthſel ewig wiederholen?
Es wird ja bald gelöſ't. — Ich ſollt' es machen,
Wie meine Mädchen, die zum Zeitvertreib
Auf alle Töne horchen, und ſich ſtreiten,
Von welchem Vogel jeder kommt und ob
Der roth iſt oder grün. — Welch' ein Geräuſch!
Iſt Karna da mit ihm? Still, Alles ſtill.
Es war wohl Nichts. — Wie hab' ich mich verändert!
Wann fragt' ich ſonſt den Schall nach dem Woher,
Mich ſchreckte Nichts, mich ſchreckte nicht einmal
Des Feuers Glut, und wenn ſie noch ſo roth
Am Himmel aufſtieg und ſich noch ſo drohend
Verbreitete: ich wußte, daß ein Kreis
Von treuen Wächtern, unſichtbar um mich
Herum gereiht, des Königs Lieblingstochter
Mit Blut und Leben ſchirmte. Jetzt — ein Schritt!

Sie ſind's! Ja, Karna iſt ſo klug, als tapfer;
Das hört' ich ſtets, und heute ſoll ich's ſehn.
Noch nicht! Vielleicht auch gar nicht! Nein, Ihr Götter,
So grauſam werdet Ihr nicht ſein. Ich will
Ja nicht, daß Ihr die Hand mir reichen ſollt,
Um mich am Rand des Abgrunds feſt zu halten,
Ich will nur ſeh'n, wer mich hinunterſtößt.
Je mehr ich ſinne, um ſo weniger
Begreif' ich meinen Gatten. Hört' ich's doch
In frühſter Jugend ſchon, daß die Befleckte
Nicht leben darf, und wenn mich das als Kind
Durchſchauert hat, jetzt habe ich den Grund
Für dieß Geſetz in meiner Bruſt gefunden:
Sie kann nicht leben und ſie will's auch nicht!
Gilt das für ihn allein nicht? Oder will er
Den Frevler heimlich opfern, weil er hofft,
Mir ſeine Miſſethat noch zu verbergen?
Habt Dank, Ihr Ewigen, auch das kann ſein!
Und findet Karna den Entfloh'nen todt,
Den kalten Dolch in ſeiner heißen Bruſt,
So weiß ich, weſſen Hand ihn niederſtreckte
Und frage niemals mehr, wo Gyges blieb!

Lesbia
(tritt ein).

O, Königin, er kommt!

Rhodope.

Ich harre ſchon!

Lesbia.

Und hinter ihm ſchiebt, wie ein Eiſen-Riegel,
Sich eine Schaar Bewaffneter zuſammen.

Rhodope.

Ich glaub's, daß Karna ſein Geſchäft verſteht.

Lesbia.

Muß es denn ſein?

Rhodope.

Er oder ich! Vielleicht
Wir alle Beide!

Lesbia.

O, Du machſt mich ſtumm!

Rhodope.

Sag' Karna, daß er jetzt zum König ſende,
Ich laſſ' ihn bitten auf ein einzig Wort.

Lesbia

(Ab.)

Rhodope.

Nun, Ihr dort unten, die Ihr keinen Frevel
Verhindert, aber einen jeden rächt,
Herauf, herauf, und hütet dieſe Schwelle,
Ein blutig Opfer iſt Euch hier gewiß.

Gyges

(der während dem eingetreten iſt).

Du haſt mich rufen laſſen, Königin!

Rhodope.

Du weißt warum! Du weißt es, denn Du zitterſt,

Kannſt Du es läugnen? Deine Farbe wechſelt
Und hörbar klopft das Herz in Deiner Bruſt.

Gyges.

Hat nicht Dein Gatte auch vor Dir gezittert,
Hat er die Farbe nicht, wie ich, gewechſelt
Und hat ſein Herz nicht ganz, wie mein's, geklopft?
Erinn're Dich der Stunde, wo er Dir
Zum erſten Mal in's Antlitz ſchauen durfte
Und frag' Dich, ob er mir nicht völlig glich.

Rhodope.

Dir?!

Gyges.

Königin, gewiß. Ihm ſchwindelte,
Er ſtand geblendet da, und als ihm die
Beſinnung wiederkehrte, riß er ſtumm
Die Krone ſich vom Haupt, wie einen Kranz,
Der plötzlich welk geworden iſt im Haar,
Und warf ſie mit Verachtung hinter ſich.

Rhodope.

Er! ha!

Gyges.

Du lächelteſt ihn freundlich an,
Als Du es ſahſt, da kam ihm ſo viel Muth,
Sich Dir um einen halben Schritt zu nähern.
Doch ſeine Kniee wankten unter ihm,
Sie wollten einen edlern Dienſt verrichten
Und eh' Du's ahnteſt, lag er ſo vor Dir!
(Er kniet während dem nieder.)

Rhodope.

Du wagſt?

Gyges.

Was denn? Es war ja ſo. Du ſtreckteſt
Ihm unwillkürlich, halb um ihm zu wehren,
Halb auch vielleicht, um ihn empor zu zieh'n,
Die Hand entgegen, die er ſcheu und ſchüchtern
Ergriff und die ſich doch zur Fingerſpitze
Verkürzte, ehe er ſie noch berührt.
That'ſt Du das nicht? O, ſprich!

Rhodope.

Auf! Auf mit Dir!

Gyges.

(ſich wieder erhebend).

Ihn aber traf es, wie ein Wetterſchlag.
Ihm war zu Muth, als hätt' er ſich bisher,
Wie ein ereb'ſcher Schatten, kalt und nüchtern,
Nur unter die Lebendigen verirrt
Und jetzt erſt Blut bekommen, wie ſie ſelbſt;
Als hätte er ihr Lachen und ihr Weinen,
Ihr Jubeln, Seufzen, ja ihr Athemholen,
Nur nachgeäfft und nie geahnt, warum
Die Menſchenbruſt ſich ewig hebt und ſenkt.
Da brannt' er vor Verlangen, auch zu leben,
Und ſog Dein ſüßes Bild mit Augen ein,
Die, ſonſt gleichgültig alle Dinge ſpiegelnd
Und wieder wechſelnd, wie ein ſtilles Waſſer,
Der Wimper jetzt ihr Zucken kaum verziehn.
So glomm er, Deine Schönheit in ſich trinkend,

Allmälig vor Dir auf in düſt'rem Feuer,
Wie Deine weiße Hand, wenn Du ſie Abends
Vor eine Flamme hältſt, Du aber fuhrſt
Vor Deinem rothen Widerſchein zurück.

Rhodope.

Nicht weiter!

Gyges.

O, nicht weiter! Weiß ich mehr?
Was er empfand, das kann ich nachempfinden
Und ganz ſo voll und glühend, wie er ſelbſt.
Doch, wie er warb und wie er Dich gewann,
Iſt ſein Geheimniß; Einer nur kann's haben,
Und dieſer Einzige iſt er, nicht ich.
Nun weißt Du denn, warum ich zitterte:
Ein Wonneſchauer war's, der mich ergriff,
Ein heil'ges Grauſen, das mich ſchüttelte,
Als ich ſo plötzlich vor Dir ſtand und ſah,
Daß Aphrodite eine Schweſter hat;
So ſag' mir jetzt, wozu beriefſt Du mich!

Rhodope.

Zum Tode! —

Gyges.

Wie?

Rhodope.

Haſt Du ihn nicht verdient?

Gyges.

Wenn Du ihn mir verhängſt, ſo muß es ſein!

Rhodope.

In dieſer Stunde noch!

Gyges.

Ich bin bereit!

Rhodope.

Dich packt kein Schauder, wie er jeden Menſchen,
Wie er den Jüngling doppelt packen muß?
Glaubſt Du vielleicht, es ſei nicht bitt'rer Ernſt,
Weil Dir ein Weib den blut'gen Spruch verkündigt
Und Du das Weib nur noch als Mutter kennſt?
O hoffe nicht, daß auch die Mildeſte
Ihn ändern wird. Sie kann den Mord vergeben,
Sie kann ſogar für ihren Mörder bitten,
Wenn er ihr ſo viel Odem übrig ließ.
Doch eine Schande, die ſie vor ſich ſelbſt
Vom Wirbel bis zum Zeh mit Abſcheu füllte,
Solch eine Schande wäſcht das Blut nur ab:
Je mehr ſonſt ganz nur Weib, nur ſcheues Weib,
Je mehr vom Manne, wird ſie da verletzt!

Gyges.

Entſetzlich!

Rhodope.

Kommt der Schauder? Hör' mich aus!
Wenn Du nicht jetzt gerichtet vor mir ſtändeſt,
Von blanken Schwertern vor der Thür bewacht
Und, willig oder nicht, das ſich're Opfer
Der Unterird'ſchen, die ich ſchon beſchwor:

Ich öffnete, wenn auch mit zager Hand,
Noch eh' die Sonne ſinkt, mir ſelbſt die Adern
Und wüſche mich in meinem eig'nen Blut!
Denn alle Götter ſteh'n ſchon abgewandt,
Wenn auch voll Mitleid da, die goldnen Fäden
Zerreißen, die mich an die Sterne knüpfen
Und aufrecht halten, mächtig zieht der Staub,
Und zög're ich, ſo hüpft die neue Schweſter,
Die Kröte, mir vertraulich in's Gemach!

Gyges.

O Königin, ich könnte Manches ſagen,
Und vielen Sand mir aus den Locken ſchütteln,
Der mir nur angeflogen iſt im Sturm!
Ich will es nicht. Nur Eines glaube mir:
Erſt jetzt erkenn' ich, was ich that und doch
War's kaum geſcheh'n, ſo hat's mich ſchon gedrängt,
Es abzubüßen. Wenn Dein Gatte mir
Den Weg zum Orkus nicht vertreten hätte,
Ich wäre längſt ein Schatten unter Schatten
Und Du geſühnt, wenn auch noch nicht verſöhnt.

Rhodope.

Mein Gatte wehrte Dir's und wußte doch —

Gyges.

Gleichviel! Die ſelt'ne Regung, die ihn faßte,
Hat mich um das Verdienſt des freien Todes,
Dich aber um Dein Opfer nicht gebracht.
Leb' wohl! — Und Deine Schwerter bleiben rein!

Rhodope.
Halt! Nicht durch eig'ne Hand und nicht durch Mord,
Durch Deinen höchſten Richter ſollſt Du fallen,
Gleich kommt der König und beſtimmt Dein Loos.

Gyges.
Der Sterbende, er ſei auch, wer er ſei,
Hat eine letzte Bitte frei. Du wirſt
Mir nicht mein armes Todtenrecht verkürzen,
Ich weiß, Du kannſt es nicht! So laß' mich geh'n!

Rhodope
(macht eine abwehrende Bewegung).

Gyges.
Ich that, was ich vermochte. Komme nun,
Was kommen ſoll, ich trage keine Schuld.

Kandaules
(tritt ein).

Rhodope
(ihm entgegen).
Ich irrte nicht! Es war im Schlafgemach
Ein Menſch verſteckt!

Gyges.
Ja, König, was ich Dich
Nur ahnen ließ, weil mir der Muth gebrach,
Es zu bekennen: es iſt aufgedeckt,
Und todeswürdig ſteh' ich vor Dir da!

Kandaules.
Gyges!

Gyges.

Mit dieſen meinen beiden Augen
Verübt' ich einen Frevel, den die Hände
Nicht überbieten, nicht erreichen würden,
Und zückt' ich auch auf Dich und Sie den Dolch. .

Rhodope.

So iſt's!

Gyges.

Zwar wußt' ich's nicht, das kann ich ſchwören,
Mir ſind die Frauen fremd, doch wie der Knabe
Nach einem wunderbaren Vogel haſcht
Und ihn erdrückt, weil er ſein zartes Weſen
Nicht kennt, indeß er ihn nur ſtreicheln will,
So hab' auch ich das Kleinod dieſer Welt
Zerſtört und ahnte nicht, daß ich es that.

Rhodope.

Sein Wort iſt edel. Wehe ihm und mir,
Daß es nicht frommt!

Gyges.

Wenn den kaſtal'ſchen Quell,
Aus dem die Lieblinge der Götter trinken,
Und der in einem Farbenſpiel erglänzt,
Als wär' er mit zerpflückten Regenbogen
Von Iris eig'nen Händen überſtreut,
Wenn dieſen Quell, der dem Parnaß entſpringt,
Ein Steinwurf trübt, ſo fängt er an, zu toſen
Und ſteigt in wilden Wirbeln himmelan.

Dann ſingt auf Erden keine Nachtigall
Und keine Lerche mehr, und in der Höhe
Verſtummt ſogar der Muſen heil'ger Chor,
Und eher kehrt die Harmonie nicht wieder,
Bis ein ergrimmter Strom den frechen Schleud'rer
Hinunter knirſcht in ſeinen dunklen Schooß:
So iſt's mit einer Frauenſeele auch!

Kandaules.

Gyges, ich bin kein Schurke.

Gyges.

Herr, Du biſt
Rhodopens Gatte, biſt ihr Schutz und Schirm
Und mußt ihr Rächer ſein.

Kandaules.

Ich bin vor Allem
Ein Mann, der für den Frevel, den er ſelbſt
Beging, nicht einen Andern ſterben läßt.

Gyges.

König, was retteſt Du?

Kandaules.

Mich ſelbſt!

Gyges.

Er raſ't,
Hör nicht auf ihn!

Rhodope.

Mein Herr und mein Gemahl,

Was ſprachſt Du da? Ich kann's Dir ſelbſt nicht glauben,
Wenn Du's nicht wiederholſt!

Kandaules.

Sprich Du für mich!
Du ſollſt mich nicht entſchuldigen, Du ſollſt
Nur ſagen, wie es kam.

Rhodope.

So iſt's? Ihr Götter,
Lacht über mich! — Ich habe ſchon geklagt!

Kandaules.

Sprich, Gyges! (Ab.)

Gyges.

Königin, o, wenn Du wüßteſt,
Wie er Dich immer pries, und wie ich ſtumpf
Auf alle ſeine Flammenworte hörte,
Weil jeder Vogel, der dem Buſch entrauſchte,
Und meinem Pfeil entging, indem er ſprach,
Mein Auge auf ſich zog — wenn Du Dir ſagteſt,
Wie ſehr dieß unaufmerkſam-kind'ſche Weſen,
Das er für einen Ausdruck ſtillen Mißtrau'ns
Und halben Zweifels nahm, obgleich es nur
Aus flücht'gem Sinn entſprang, ihn reizen mußte —
Wenn Du uns Beide nur ein einzig Mal
Auf einer unſrer Streiferei'n im Walde
Geſehen hätteſt, ihn in ſeiner Glut
Und mich in meiner Blödheit, unverſtändig

Nach bunten Steinen an der Erde ſpähend,
Indeß er mir den Sonnen-Aufgang zeigte:
Ich bin gewiß, Du blickteſt wieder mild!
Er glich dem Prieſter, der dieſelbe Flamme,
Die ihn durchlodert, zu des Gottes Ehre
Auch in der fremden Bruſt entzünden möchte;
Wenn dieſer, leidenſchaftlich-unvorſichtig,
Die heiligen Myſterien enthüllt,
Um dumpfe Sinne raſcher zu erwecken
Und falſche Götzen ſich'rer zu entthronen:
Fehlt er ſo ſchwer, daß man ihm nicht verzeiht?

Rhodope
(macht mit der Hand eine abwehrende Bewegung.)
Er hat ſein Gattenrecht Dir abgetreten?

Gyges.
Nenn' es nicht ſo.

Rhodope.
Du brauchteſt nicht bei'm Wein
Nach ſeiner Hand zu greifen und dabei
Den Ring ihm abzuzieh'n, wie ich's mir dachte,
Er gab ihn Dir von ſelbſt zurück, Du kamſt
Vielleicht ſogar mit ihm zugleich?

Gyges.
Wie kannſt
Du's glauben, Königin.

Rhodope.
Du biſt ein Jüngling —
Du denkſt ſo edel —

Gyges.

War ich denn ſein Knecht?
Und hat er je verlangt, daß ich es ſei?
Nein, Königin, entſchuldige mich nicht,
Es bleibt bei Deinem Spruch! Und halt' ihn nicht
Für grauſam, er iſt mild. Ich ging den Weg,
Den ich wohl nimmer hätte gehen ſollen,
Doch nahm ich gleich auch meinen Fluch dahin.
Ich wurde reif zum Tode, denn ich ſah,
Daß Alles, was das Leben bieten kann,
Vergeben war, und wenn ich in der Nacht
Ihn nicht ſchon fand, und die entweihte Schwelle
Mit meinem raſch vergoßnen Blut Dir wuſch,
So iſt die Schuld nicht mein: ich warb um ihn.
O, hätt' ich ihn ertrotzt, wie ich's verſuchte,
Dann zitterte in Deiner Seele jetzt
Nur noch ein Schauder vor dem Mörder nach,
Der Dir das Athmen um ſo ſüßer machte,
Dein Gatte aber würde, als Dein Retter,
Noch feuriger, wie je, von Dir geküßt.

Rhodope.

Und Dinge kämen, die's uns fürchterlich
Enthüllen würden, daß die Götter nicht
Des Menſchenarms bedürfen, ſich zu rächen,
Wenn eine Schuld, die keine Sühne findet,
Weil ſie im Dunkeln blieb, die Welt befleckt.
Doch, ſie ſind gnädig, dieſer Frevel hat
Umſonſt in Finſterniß ſich eingewickelt,

Er leuchtet doch hindurch. Das Waſſer wird
Sich nicht in Feuer wandeln, wenn der Mund
Des Durſt'gen es berührt, das Feuer nicht
Erlöſchen, wenn der Hauch des Hungrigen
Es auf dem Herde anbläſ't, nein, o nein,
Die Elemente brauchen's nicht zu künden,
Daß die Natur vor Zorn im Tiefſten fiebert,
Weil ſie verletzt in einem Weibe iſt:
Wir wiſſen, was geſchah!

Gyges.

Wir wiſſen auch,
Was noch geſchehen muß! Vergib mir nur!
(Er will gehen.)

Rhodope.

Halt! Das nicht mehr!

Gyges.

Was kann ich Andres thun.

Rhodope.

Du mußt ihn tödten!

Gyges.

Ha!

Rhodope.

Du mußt! Und ich —
Ich muß mich Dir vermälen.

Gyges.

Königin!

Rhodope.

So geh.

Gyges.

Ihn tödten!

Rhodope.

Wenn Du zu mir ſagſt:
Jetzt biſt Du Witwe! ſo erwied're ich:
Jetzt biſt Du mein Gemahl!

Gyges.

Du haſt geſeh'n,
Wie er von hinnen ging. Er ſprach für ſich
Kein einzig Wort, er überließ es mir,
Und ich, ich ſollte — — Nein!

Rhodope.

Du mußt es thun,
Wie ich es fordern muß. Wir dürfen Beide
Nicht fragen, ob's uns ſchwer wird oder leicht.

Gyges.

Wenn er kein Gatte war: er iſt ein Freund,
Wie's keinen zweiten gibt! Kann ich ihn tödten,
Weil er zu ſehr mein Freund geweſen iſt?

Rhodope.

Du wehrſt Dich, doch es iſt umſonſt.

Gyges.

Was ſoll
Mich zwingen, wenn Dein Reiz mich nicht bezwang?
Ich liebe Dich, mir iſt, als wäre ich
Mit einem Starrkrampf auf die Welt gekommen

Und dieſer löſ'te ſich vor Deinem Blick!
Die Sinne, welche, wie verſchlaf'ne Wächter,
Bisher nicht ſah'n, noch hörten, wecken ſich
In ſel'gem Staunen gegenſeitig auf
Und klammern ſich an Dich, rund um Dich her
Zerſchmelzen alle Formen, ſonſt ſo ſcharf
Und trotzig, daß ſie faſt das Auge ritzten,
Wie Wolkenbilder vor dem Sonnenſtrahl;
Und wie ein Schwindelnder, der in den Abgrund
Zu ſtürzen fürchtet, könnt' ich nach der Hand
Dir greifen, ja, an Deinen Hals mich hängen,
Eh mich das bodenloſe Nichts verſchlingt!
Doch nicht mit einem Tropfen ſeines Blutes
Möcht' ich mir dieſen höchſten Platz erkaufen,
Denn ſelbſt im Rauſch vergäße ich ihn nicht!

Rhodope.

Du kannſt es mir verſagen, das iſt wahr!
Verlaß' mich denn!

Gyges.

Was ſinnſt Du, Königin?

Rhodope.

Ein Werk, das ſtill beſchloſſen und noch ſtiller
Vollbracht wird. — Geh!

Gyges.

Verſteh ich dich?

Rhodope.

Vielleicht.

Gyges.

Du könnteſt?

Rhodope.

Zweifle nicht! Ich kann und will.

Gyges.

Nun, bei den Göttern, welche droben thronen,
Und den Erynnien, die drunten horchen,
Das darf nicht ſein, und nimmer wird's geſcheh'n!

Rhodope.

So ſagſt Du Ja?

Gyges.

Du weckſt mich aus dem Schlummer,
Nicht wahr, wenn er in Träumen mir erſcheint,
Und trotz der Todeswunde immer lächelt,
Bis mir das Haar ſich ſträubt.

Rhodope.

Nicht mehr! Nicht mehr!

Gyges.

Auch drückſt Du einen Kuß mir auf die Lippen,
Damit ich in der Angſt mich gleich beſinne,
Warum ich es gethan — Du wendeſt Dich,
Als ob's Dich ſchauderte bei dem Gedanken?
Das ſchwör' mir erſt!

Rhodope.

Ich werde Dein Gemal.

Gyges.
Was frag' ich auch! Ich ſiegte ja noch nicht.
Rhodope.
Gilt's hier denn einen Kampf?
Gyges.
Ja, Königin,
Du denkſt doch nicht von mir, daß ich ihn morde?
Ich fordre ihn auf Leben oder Tod.
Rhodope.
Und wenn Du fällſt?
Gyges.
So fluche mir nicht nach,
Ich kann nicht anders.
Rhodope.
Fall' ich nicht mit Dir?
Gyges.
Doch wenn ich wiederkehre?
Rhodope.
Am Altar
Wirſt Du mich finden, eben ſo bereit,
In deine Hand die meinige zu legen,
Als nach dem Dolch zu greifen und das Band
Zu löſen, das mich an den Sieger knüpft,
Wenn er es iſt!
Gyges.
Noch eh die Sonne ſinkt,
Entſcheidet ſich's! So leb' denn wohl.

Rhodope.

Leb wohl! —
Und wenn's Dich freuen kann, vernimm noch Eins:
Du hätteſt mich der Heimat nicht entführt,
Um ſo an mir zu thun!

Gyges.

Meinſt Du, Rhodope?
Das heißt: ich wäre eiferſüchtiger
Und neidiſcher geweſen, hätte mehr
Gefürchtet, weil ich wen'ger bin, als er,
Und doch beglückt es mich, daß Du dieß meinſt
Und iſt genug für mich, mehr als genug! (Ab.)

Rhodope.

Nun Brautgewand und Todtenhemd herbei!

Lesbia.

(ſtürzt herein und wirft ſich Rhodopen zu Füßen).
Du Gnädige! — Vergieb! — Ich danke Dir!

Rhodope.

(ſie aufhebend).
Du wirſt mir wohl nicht danken, armes Kind!
Und doch! Zuletzt! Ja, Lesbia, zuletzt!

Fünfter Act.

Freier Platz.

(Der König tritt auf. Ihm folgt Thoas.)

Kandaules.

Du ſchleichſt mir nach auf Schritt und Tritt. Was willſt Du?
Fehlt Dir der Muth, mich anzureden, Alter,
Weil ich ein wenig barſch war gegen Dich?
Sprich! Setze Deine Rede fort! Ich will
Geduldig ſein und hören, brauchteſt Du
Auch ſo viel Zeit, daß eine grüne Traube
Sich purpurn färbt, bis Du zu Ende biſt.

Thoas.

Herr, hab' ich jemals einen Mann verklagt?

Kandaules.

Nein, Thoas.

Thoas.

Oder einen Mann verdächtigt?

Kandaules.

Gewiß nicht.

Thoas.

Las ich heiße Worte auf,
Wie ſie im Zorn wohl auf die Erde fallen,
Und warf ſie Dir in's Ohr und blies ſie an?

Kandaules.

Nie!

Thoas.

Nun, ſo werd' ich doch mit ſiebzig Jahren
Nicht thun, was ich mit zwanzig nicht gethan,
Denn über fünfzig dien' ich Deinem Hauſe.

Kandaules.

Ich weiß es, treuer Knecht.

Thoas.

Die Erde zeugt
Ja immer fort, ob man die Könige
Ermordet oder krönt, ſie läßt die Bäume
Nicht ausgeh'n und die Beeren nicht vertrocknen,
Auch hält ſie ihre Quellen nicht zurück,
Wenn man ihr einmal Blut zu trinken giebt.

Kandaules.

Das glaub' ich auch!

Thoas.

Nicht wahr? Es bliebe Alles
Wie jetzt, ich meine, was mich ſelbſt betrifft,
Denn das iſt unſer Sclaven-Glück, daß uns
Ein rother Mond am Himmel wenig kümmert
Und daß wir ruhiger, wie gier'ge Hunde,

Die einen Biſſen zu erſchnappen hoffen,
Dem Opfer zuſeh'n, und nicht ängſtlich fragen,
Ob's Gutes oder Böſes prophezeit.

Kandaules.

Was willſt Du ſagen, Greis?

Thoas.

Dein Vater hatte
Mich immer um ſich, einerlei, ob er
Zum Schmauſen ging, ob er zu Felde zog,
Ich durfte ihm nicht fehlen, heute reicht' ich
Den Becher ihm und morgen Schild und Speer.
Auch ordnete ich ihm den Scheiterhaufen
Und ſammelte mit meinen ſteifen Fingern
Die weiße Aſche in den braunen Krug.
Er hatt' es ſo beſtellt. Warum denn wohl?

Kandaules.

Die Traube wird ſchon roth.

Thoas.

Du biſt ihm ähnlich,
Vielleicht — ich ſah Dich nie das Schwert noch ziehn,
Er zog es oft und gern, zuweilen auch
Ganz ohne Grund, ich geb' es zu, ja wohl,
Und doch war's gut, — vielleicht gar völlig gleich.
Drum wünſcht' ich Dir ſein Loos.

Kandaules.

Iſt das nicht mein?

Thoas.

Wer weiß! Das Ende rechn' ich mit dazu.
Vergieb mir, Herr! Ich bin kein hurt'ger Kopf,
Begreife ſchwer, hab' niemals was erdacht,
Und wer mich dumm nennt, ſchimpft mich darum nicht.
Doch wackre Männer kamen ſchon zu mir
Und fragten mich um Rath, und als ich ſtutzte,
Da ſagten ſie: der ſchlicht'ſte alte Mann,
Der ſiebzig Jahre zählt und ſeine Sinne
Behielt, verſteht von manchen Dingen mehr,
Als ſelbſt der Klügſte, der noch Jüngling iſt.
Nun, meine Sinne, denk' ich, hab' ich noch:
So hör' auf mich.

Kandaules.

Ich thu' es ja.

Thoas.

Und quäle
Mich nicht um Gründe, glaube nicht, daß ich
Gleich unrecht habe, wenn ich auch verſtumme,
Weil ein Warum von ſo und ſo viel Drachmen
Mir fehlt, wenn Du mein Wort zu wägen denkſt.
Du kannſt ja auch die Vögel, die nicht fliegen,
Wie Dir's gefällt, wenn ſie Dein Seher fragt,
Durch einen einz'gen Schuß von Deinem Bogen
Zerſtreu'n, und Mancher hat's im Zorn gethan.
Doch kommt das Unglück darum weniger,
Das ſie verkündeten? So ſprich denn nicht:
Was willſt Du? Er iſt tapfer, brav und treu!

Ich weiß es ſelbſt und will's ſogar beſchwören,
Allein ich warne Dich nur um ſo mehr:
Nimm Dich in Acht vor Gyges!

Kandaules
(lacht).

Thoas
Dacht' ich's doch!
Ich ſag's Dir noch einmal: nimm Dich in Acht!
Verſteh' mich aber recht. Ich ſage auch:
Er wird Dir nimmer nach der Krone greifen,
Er wird Dich mit dem letzten Tropfen Bluts
Vertheidigen, und dennoch iſt er Dir
Gefährlicher, als Alle, die ſich geſtern
Mit Blicken oder Worten gegen Dich
Verſchworen haben! Ei, die thun Dir Nichts,
Wenn er nur nicht mehr da iſt! Darum ſchaffe
Ihn fort, ſo bald Du kannſt. Denn wenn er bleibt
Und mit den Kränzen, die er ſich errang,
Noch länger ſo herum geht unter ihnen,
Kann viel geſchehn.

Kandaules.
Du meinſt?

Thoas.
Ich ſeh' es ja!
Das flüſtert und vergleicht! Das zuckt die Achſeln,
Das ballt die Fauſt und nickt ſich heimlich zu!
Du haſt ſie gar zu ſchwer gekränkt. Und wird

Der Grieche, wenn er Morgens bei'm Erwachen
Auf einmal über Deine Krone ſtolpert,
Weil man ſie ihm des Nachts zu Füßen legte,
Sie noch verſchmähn? Da wär' er ja ein Thor.
Es iſt genug, daß er Dich nicht beraubt,
Beerben darf er Dich und wird er Dich.
Ei, ſeine Zeichen ſtehn, Du glaubſt nicht, wie!
Sonſt ſchimpften ſie ihn einen Citherſpieler,
Und meinten, wie denn ich es ſelber meine,
Daß nur die Vögel ſüße Kehlen hätten,
Die arg verkürzt um ihre Klauen ſind:
Jetzt iſt er ihnen, weil er ſingen kann,
Wenn noch nicht Phöbus ſelbſt, ſo doch ſein Sohn!

Kandaules.

Das wundert Dich? Er hat ſie ja beſiegt!
Wie könnte denn ein Menſch ihr Sieger ſein!

Thoas.

Gleichviel! Doch er iſt wirklich brav und treu,
Drum folge mir. Dann geht's vielleicht noch gut,
Wenn nicht die Götter eine Strafe ſenden,
Und über's Jahr verſöhnſt Du die und uns!

Gyges.

(tritt auf).

Thoas.

Er kommt. Sprach ich umſonſt? Herr, lächle nicht!
Selbſt an der Mauer ſchießt Salpeter an,
Warum denn nicht das Salz der Zeit an mir?
(Er zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Kandaules.

Du haſt mich mehr getroffen, als Du denkſt! —
Nun, Gyges?

Gyges.

Herr, ich habe Dich geſucht.

Kandaules.

Ich Dich nicht weniger. So ſag' mir an:
Was bringſt Du mir? — Du kehrſt Dich ſchweigend ab?
Was es auch ſei: ich bin auf viel gefaßt!

Gyges.

O, hätteſt Du mein Opfer angenommen!

Kandaules.

Ich werde nie bereu'n, daß ich's nicht that.
Doch, wär' es auch geſchehn, was hätt's gefrommt?
Ihr Argwohn hatte unauslöſchlich ſchon
Des Nachts an Deinem Seufzer ſich entzündet,
Doch hadre darum nicht mit Dir, wer wäre
Ein Menſch, und hätte nicht geſeufzt, wie Du!

Gyges.

Es war kein guter Tag, an dem der König
Von Lydien den Griechen Gyges traf.

Kandaules.

Ich fluch' ihm nicht.

Gyges.

Du hätteſt Dich des Tigers

Wohl ſelbſt erwehrt, der auf Dich lauerte
Und ich, mit meinem überflüß'gen Pfeil,
Beraubte, ſtatt vom Tode Dich zu retten,
Dich nur des Meiſterſchußes.

Kandaules.

Das iſt wahr,
Ich hatt' ihn wohl bemerkt und war bereit.
Doch als ich ſah, wie Dir die Augen blitzten,
Die Wangen glühten und die Bruſt ſich hob,
Da unterdrückte ich ein ſtilles Lächeln
Und dankte Dir.

Gyges.

So edel war er ſtets!
Auch da, wo ich's nicht ahnte! Kann ich denn?

Kandaules.

Ich ſah es auf den erſten Blick ja auch,
Daß Du in einer größeren Gefahr
Die That noch kühner wiederholen würdeſt:
Wenn die nicht kam, ſo war's nicht Deine Schuld!

Gyges.

Herr, ſprich nicht mehr. Es iſt ſo, wie Du ſagſt,
Ich hätte an ein Haar von Deinem Haupte
Mein Blut geſetzt und dennoch muß ich jetzt,
So will's der Fluch, Dein Leben fordern —

Kandaules.

Mein Leben!

Gyges.
Ja, wenn ſie nicht ſterben ſoll!
Die Sonne neigt ſich ſchon zum Untergang,
Und ſieht Dein Auge noch den Abendſtern,
So ſieht das ihrige ihn nimmermehr.

Kandaules.
Sie will ſich tödten, wenn Du mich nicht tödteſt?

Gyges.
Sie will es! Ständ' ich ſonſt wohl ſo vor Dir?

Kandaules.
Kein andres Opfer kann ihr mehr genügen?

Gyges.
Ich bot das Höchſte, doch es war umſonſt.

Kandaules.
Da wird ſie mir den Abſchied auch verſagen!

Gyges.
Ich fürchte, ſie entflieht vor Dir in's Grab!

Kandaules.
Dann nimm mein Leben hin! — Du fährſt zurück?

Gyges.
So willig gibſt Du's her?

Kandaules.
Wer frevelte,
Muß Buße thun, und wer nicht lächelnd opfert,
Der opfert nicht! — Kennſt Du mich denn ſo ſchlecht

Und hältſt mich ſo gering, daß Du darob
Erſtaunen, ja erſchrecken kannſt? Ich werde
Doch ſie nicht zwingen, mit den Roſenfingern,
Die noch zu zart für's Blumenpflücken ſind,
Nach einem Dolch zu greifen und zu prüfen,
Ob ſie das Herz zu finden weiß?

Gyges.

Du ſchlägſt
Sogar das ſchirmende Gewand zurück
Und beutſt mir ſelbſt die Bruſt?

Kandaules.

Ich zeige Dir
Den nächſten Weg zum Ziel, und ebne ihn,
Damit Du, wenn Du wieder vor ſie trittſt,
Doch irgend etwas an mir loben kannſt.
Hier rauſcht der Quell des Lebens, den Du ſuchſt:
Den Schlüſſel haſt Du ſelbſt. So ſperre auf!

Gyges.

Nicht um die Welt!

Kandaules.

Um ſie, mein Freund, um ſie!

Gyges

(macht eine abwehrende Bewegung).

Kandaules.

Doch, ich beſinne mich, Du wollteſt heut'
Mit eigner Hand Dein junges Blut vergießen!

Den Muth erſchwing' ich auch wohl noch, d'rum geh'
Und bringe ihr mein letztes Lebewohl,
Es iſt ſo gut, als läge ich ſchon da.

Gyges.

Nein! Nein! Ich kam, zu kämpfen!

Kandaules.

Ei, wie ſtolz!
Du kannſt im Kampf mit mir nicht unterliegen,
Nicht wahr?

Gyges.

Du kennſt mich beſſer!

Kandaules.

Nun, auch das!
Selbſt wenn ich ſiegen ſollte, bleibt mir noch
Das And're übrig! — Iſt das nicht der Duft
Der Aloe? Ja wohl, ſchon führt der Wind
Ihn uns vom Garten zu. Die öffnet ſich
Nur wenn die Nacht ſich naht. Da wird es Zeit.

Gyges.

O, dieſer Ring!

Kandaules.

Du meinſt, er wäre beſſer
In ſeiner Gruft geblieben! Das iſt wahr!
Rhodopens Ahnung hat ſie nicht betrogen
Und Dich Dein Schauder nicht umſonſt gewarnt.
Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Poſſen
Iſt er geſchmiedet worden und es hängt

Vielleicht an ihm das ganze Weltgeſchick.
Mir iſt, als dürft' ich in die tiefſte Ferne
Der Zeit hinunter ſchau'n, ich ſeh' den Kampf
Der jungen Götter mit den greiſen alten:
Zeus, oft zurück geworfen, klimmt empor
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand
Die grauſe Sichel, und von hinten ſchleicht
Sich ein Titan heran mit ſchweren Ketten.
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird
Gefeſſelt, wird verſtümmelt, wird geſtürzt.
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring!
Und Gäa ſelbſt hat ihm den Ring gereicht.

Gyges.

So ſei der Menſch verflucht, der Dir ihn brachte.

Kandaules.

Warum? Du thateſt recht und wäre ich
Dir gleich, ſo hätte er mich nicht verlockt,
Ich hätt' ihn ſtill der Nacht zurückgegeben
Und Alles würde ſtehen, wie zuvor.
Drum dinge mir des Werkzeugs wegen Nichts
Vom Frevel ab, die ganze Schuld iſt mein!

Gyges.

Doch, welche Schuld!

Kandaules.

Das Wägen iſt an ihr! —
Auch fühl' ich's wohl, ich habe ſchwer gefehlt,
Und was mich trifft, das trifft mich nur mit Recht.

Das ſchlichte Wort des alt ehrwürd'gen Dieners
Hat mich belehrt. Man ſoll nicht immer fragen:
Was iſt ein Ding? Zuweilen auch: was gilt's?
Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo Alles denkt, wie ich: was ſteckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder roſt'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Iſt über dieſen Dingen eingeſchlafen,
Die ſie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält ſie feſt. Wer ſie ihr nehmen will,
Der weckt ſie auf. Drum prüf' er ſich vorher,
Ob er auch ſtark genug iſt, ſie zu binden,
Wenn ſie, halb wachgerüttelt, um ſich ſchlägt,
Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn ſie den Tand unwillig fahren läßt.
Heracles war der Mann, ich bin es nicht;
Zu ſtolz, um ihn in Demuth zu beerben,
Und viel zu ſchwach, um ihm es gleich zu thun,
Hab' ich den Grund gelockert, der mich trug,
Und dieſer knirſcht nun rächend mich hinab.

Gyges.

Nein! Nein!

Kandaules.

So iſt's. Auch darf's nicht anders ſein!
Die Welt braucht ihren Schlaf, wie Du und ich
Den unſ'rigen, ſie wächſt, wie wir, und ſtärkt ſich,
Wenn ſie dem Tod verfallen ſcheint und Thoren
Zum Spotte reizt. Ei, wenn der Menſch da liegt,

Die ſonſt ſo fleiß'gen Arme ſchlaff und laß,
Das Auge feſt verſiegelt und der Mund
Verſchloſſen, mit den zugekrampften Lippen
Vielleicht ein welkes Roſenblatt noch haltend,
Als wär's der größte Schatz: das iſt wohl auch
Ein wunderliches Bild für den, der wacht
Und zuſieht. Doch, wenn der nun kommen wollte,
Weil er, auf einem fremden Stern geboren,
Nichts von dem menſchlichen Bedürfniß wüßte,
Und riefe: hier ſind Früchte, hier iſt Wein,
Steh auf und iß und trink! Was thätſt Du wohl?
Nicht wahr, wenn Du nicht unbewußt ihn würgteſt,
Weil Du ihn packteſt und zuſammen drückteſt,
So ſprächſt Du: dies iſt mehr, als Speiſ' und Trank!
Und ſchliefeſt ruhig fort bis an den Morgen,
Der nicht den Einen oder auch den Andern,
Nein, der ſie alle neu in's Daſein ruft!
Solch ein vorwitz'ger Störer war ich ſelbſt,
Nun bin ich denn in des Briareus Händen
Und er zerreibt das ſtechende Inſect.
Drum, Gyges, wie Dich auch die Lebenswoge
Noch heben mag, ſie thut es ganz gewiß
Und höher, als Du denkſt: vertraue ihr
Und ſchaud're ſelbſt vor Kronen nicht zurück,
Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!
Und nun —

Gyges.

Die Sonne ſinkt! Es muß ſo ſein.

Kandaules.

Thoas! (Er nimmt ſich die Krone ab.)

Thoas.

Was ſinnſt Du, Herr?

Kandaules.

Du wollteſt mich
Ja fechten ſehn, die Freude mach' ich Dir,
Doch dafür hebſt Du dieſe Krone auf
Und reichſt ſie dem, der übrig bleibt von uns!
(Zu Gyges.)
Wenn Du, das biſt, ſo gönn' ich's Dir und gern
Wird man auf Deinem Haupt ſie ſehn! — Ei was,
Du wollteſt ſie nicht nehmen? Schäme Dich!
Da käm' ſie nur an einen ſchlechtern Mann!

Gyges.

Herr, ſchwör' mir, daß Du redlich kämpfen willſt.

Kandaules.

Ich muß ihr zeigen, daß ich ſo viel Schönheit
Nicht leicht verliere. Darum ſchwör ich's Dir.
Und Du?

Gyges.

Sie lebt und ſtirbt mit mir! Ich muß!
Und wenn ich auch bei jedem Streiche denke:
Viel lieber einen Kuß! ſo werde ich
Darum doch keinen mäßigen.

Kandaules.

So gieb
Mir noch einmal die Hand! — Nun ſei für mich

Ein Tiger, ich für Dich ein Leu und dieß
Der wilde Wald, in dem wir oft gejagt.
(Sie ziehen.)

Gyges.

Noch Eins! Aus Schaam hielt ich's zurück. Sie will
Sich mir vermälen, wenn Du unterliegſt.

Kandaules.

Ha! Nun verſteh' ich ſie!

Gyges.

So wehre Dich!
(Gefecht, während deſſen ſie ſich links verlieren.)

Thoas.

Er fällt! — Der letzte Heraclide fiel!
(Ab, ihnen nach.)

Der Tempel der Heſtia.

Man erblickt in der Mitte die Bildſäule der Göttin. Rhodope kommt rechts in feierlichem Zug, mit ihr Lesbia, Hero und Karna. Es iſt Abend. Fackeln.)

Rhodope.

Karna, der Scheiterhaufen wird errichtet?

Karna.

Er iſt es ſchon!

Rhodope

(ſchreitet in den Tempel und kniet vor der Bildſäule der Göttin nieder).

Hero.

Sie ſpricht vom Scheiterhaufen,
Anſtatt vom Brautgemach?

Lesbia.

Das wundert Dich?
Es muß hier erſt doch einen Todten geben,
Bevor es eine Braut hier geben kann.

Hero.

Ich zittre, Lesbia. Sie fragte mich,
Als ich ſie ſchmückte, ob in unſerm Garten
Wohl gift'ge Beeren wüchſen —

Lesbia.

Wie?

Hero.

Und ob
Ich ihr davon nicht ein'ge bringen könnte;
Für jede ſchenke ſie mir eine Perle,
Und wenn es hundert wären, aber ſchnell
Müßt' es geſcheh'n!

Lesbia.

Und Du?

Hero.

Ich ſagte Nein!
Da lächelte ſie zwar und ſprach: das konnt' ich
Mir denken, morgen zeige ich ſie Dir,
Doch kam's mir ſeltſam vor.

Lesbia.

Das iſt es auch.

Hero.

Nun ſchickte ſie mich fort, ich aber lauſchte
Und ſah, daß ſie mit einem ſpitzen Dolch

Wie zum Verſuch, ich kann's nicht anders nennen,
Den Arm ſich ritzte.

Lesbia.

Hero!

Hero.

Ja, es kam
Auch rothes Blut.

Lesbia.

Entſetzlich!

Hero.

Freilich ehrt
Sie neben unſern Göttern auch noch fremde,
Die wir nicht kennen, und ſo iſt's vielleicht
Ein dunkler Brauch!

Lesbia.

Nein, nein! Wo tönt die Flöte
Und wo das Rohr? Wer ſingt den Hymenäus?
Wo ſind die Tänzerchöre? Ich war blind!
Sie zog hinaus, um nicht mehr heimzukehren!
O, Königin, ich bitt' Dir ab! — Wird denn
Ein Mahl gerüſtet?

Hero.

Nein! Daß ich nicht weiß!

Lesbia.

So ſei der Trotz verflucht, der mich bewog,
Mich eben heut' ſo fern von ihr zu halten,
Nun — Göttin, ſie iſt Dein zu dieſer Stunde,
So wende Du ihr Herz! ich kann's nicht mehr.

Hero.
Ja, reine, keuſche, heilige, das thu'! —
Und iſt es nicht auch ſeltſam, daß ſie ſich,
Anſtatt der ewig heitern Aphrodite,
Die ſtrenge Heſtia, vor deren Blicken
Der grünſte Kranz verdorrt, zur Zeugin wählt?

Lesbia.
Ach, Alles deutet auf's Entſetzlichſte.

Gyges.
(tritt auf.)

Hero.
Gyges!

Lesbia.
O, nimm ihn hin! Nur thu' es nicht!

Gyges.
Mir iſt, als hätt' ich ſelbſt das Blut verloren,
Das ihm entſtrömte! — Ich bin todtenkalt.

Hero.
Wie bleich er ausſieht!

Gyges.
Da iſt der Altar —
An einem andern hab' ich ſie geſucht —
Da ſtehen ihre Mädchen — da iſt ſie —
Was nun?

Thoas
(tritt auf).
Ich bringe Dir die Krone dar!

Gyges.

Den Lydiern gehört ſie, und nicht mir.

Thoas.

Den Lydiern hab' ich ſie erſt gebracht
Und als ihr Bote ſteh' ich jetzt vor Dir!

Volk

(von draußen).

Heil, Gyges, Heil!

Rhodope.

(erhebt ſich und wendet ſich).

Volk

(herein dringend).

Dem König Gyges Heil!

Thoas.

Doch ſei nicht ſtolz auf dieſen Ruf, die Nachbarn
Sind in das Land gefallen, nun ſollſt Du
Sie führen!

Gyges.

Wie?

Thoas.

Es kam, wie ich gedacht,
Er war zu mild, es fürchtete ihn Keiner,
Jetzt ſind ſie da!

Gyges.

(ſetzt die Krone auf).

Ich zahle ſeine Schuld.

Rhodope

(die ſich dem Gyges langſam genähert hat).

Erſt Deine eig'ne, Gyges!

Gyges.

Königin,
Sei Du der Preis, der mir entgegen winkt,
Wenn ich die Feinde rings zerſchmettert habe —

Rhodope.

Nein, nein! Von mir erlangſt Du keine Friſt! —
Wir können nicht vor meinen Vater treten,
So tritt mit mir vor Heſtia's Altar
Und reiche mir vor ihrem Angeſichte
Die Hand zum ew'gen Bunde, wie ich Dir!

Gyges.

Wenn Du geſehen hätteſt, wie er ſchied,
So würdeſt Du den Schauder heilig halten,
Der mir verbeut, auch nur Dein Kleid zu ſtreifen,
Bevor ich das für ihn gethan! Wem bot
Die reiche Welt ſo viel, wie ihm, und doch
Ging er hinaus, wie Andere hinein!

Rhodope.

Wenn er ſo edel in das düſtre Reich
Hinunter ſtieg, wo Keiner ſich auf's Neue
Mit Schuld befleckt, ſo werde ich ihm gern,
Und wär's auch auf der Schwelle ſchon, begegnen,
Ja, ihm mit eig'ner Hand vom Lethe ſchöpfen
Und ſelbſt verzichten auf den ſel'gen Trunk.
Dich aber mahn' ich: ende jetzt!

Gyges.

Es ſei! —
Doch dieß gelob' ich Dir, Du theurer Schatten,
Ich zieh hinaus, ſo wie's geſchehen iſt!

Rhodope.

Auch ich gelobte etwas!

Gyges.

Königin,
Wer einen ſolchen Kelch voll Seligkeit
Bei Seite ſtellt, wie ich, und wärs auch nur
Für eine Stunde, der verdient ſich ihn.

Rhodope.

Still, ſtill, Du biſt an einem heil'gen Ort.

(Sie ſchreiten zum Altar.)

Rhodope.

O Heſtia, Du Hüterin der Flamme,
Die das verzehrt, was ſie nicht läutern kann:
Ich dank' es dieſem Jüngling, daß ich wieder
Vor Deinem Angeſicht erſcheinen darf,
Und, wie das Volk zum König, ſo erhebe
Ich ihn, ſei Du mir Zeugin, zum Gemal.
(Sie reicht Gyges die Hand.)
Als Morgengabe ſieh die Krone an,
Die ſchon gebietend Dir vom Haupte funkelt,
Mir aber gieb den Todtenring zum Pfand.

Gyges.

Den trägt der König noch an ſeinem Finger.

Rhodope.

Dann hat er ſchon den Platz der ihm gebührt.
(Sie läßt Gyges Hand los.)
Nun tritt zurück, und halte Dein Gelübde,
Wie ich das meinige! Ich bin entſühnt,
Denn Keiner ſah mich mehr, als dem es ziemte,
Jetzt aber ſcheide ich mich
(ſie durchſticht ſich.)
ſo von Dir!

* * *

Anmerkungen.

Zum „Diamant.“

Dieſes Drama erſchien 1847, unter dem Titel: „Der Diamant Eine Komödie in fünf Acten.“ — Das Stück wurde mit nachſtehendem Vorworte eröffnet:

„Man hat mich oft befragt, warum ich mir nicht Mühe gebe, meine Stücke auf die Bühne zu bringen. Zur Antwort darauf ein Mährchen, das ich in der Kindheit von meinem verſtorbenen Vater hörte.

Ein Ritter kam an einen Palaſt, in dem er eine verzauberte Prinzeſſin zu finden hoffte, und wollte hinein. An dem erſten Thor verlangte der Wächter, zwar noch etwas zaghaft und mit zitternder Stimme, er ſolle ſeine Waffen zurücklaſſen, ſonſt dürfe er nicht weiter. Er gehorchte. An dem zweiten verlangte ein Anderer, ſchon kecker und trotziger, er ſolle ſeine Rüſtung ablegen. Er that's. An dem dritten trat ihm ein noch frecherer Geſell in den Weg und wollte ihm ohne Weiteres die Arme auf den Rücken binden. Da aber war ſeine Langmuth zu Ende. „Wenn das ſo fort geht — rief er aus — ſo wird man drinnen von mir fordern, daß ich mich mit eigener Hand erhänge, und wie ich die Prinzeſſin dann noch erlöſen und eine tüchtige Nachkommenſchaft mit ihr erzeugen ſoll, ſehe ich nicht ein.“ Damit kehrte er um.

Ob er es that, um für immer abzuziehen, oder blos, um die Rüſtung wieder anzulegen, die Waffen wieder aufzunehmen und geharniſcht und gewappnet zurück zu kehren, weiß ich nicht. Fr. H.“

Schon in Hamburg war der „Diamant“ entſtanden und zu einer Berliner Preisbewerbung von Hebbel eingeſendet worden. Der Prolog, welchen der Dichter zuerſt im Stuttgarter Morgenblatte abgeſondert veröffentlichte, wurde dort mit nachfolgender „Vorbemerkung“ eingeleitet:

„Das Luſtſpiel: der Diamant, iſt von mir bei Gelegenheit der Berliner Preisaufgabe nach einer Idee, die mich ſchon Jahre zuvor beſchäftigt hatte, ausgeführt und zur rechten Zeit auf die vorgeſchriebene Weiſe eingereicht worden. Es iſt in Proſa verfaßt und in jeder Beziehung darſtellbar, wenn ſich anders menſchliche Charaktere, die pſychologiſch entwickelt ſind, eben ſo leicht zur Anſchauung bringen laſſen, als Figuren, denen nur der begabte Schauſpieler etwas Umrißähnliches verleihen kann. Es hat keinen Preis erhalten, und ich werde es dem Publikum bald mit Ruhe, wie Uhland ſich in einem gleichen Fall ausdrückte, zur Würdigung übergeben. Freilich ſoll die Preisaufgabe, wie ich, da ſie mir in den Zeitungen überall nicht vorgekommen iſt, erſt ſpäter hörte, auf ein, den Elementen nach aus der „Geſellſchaft“ entnommenes „Converſationsſtück“ nicht auf eine luſtige Komödie gerichtet geweſen ſein.

Der nachfolgende Prolog iſt, was ich zu bemerken bitte, meinem Werke nicht nachträglich hinzugefügt, ſondern demſelben gleich ſo, wie ich ihn hier mittheile, vorangeſtellt und den Preisrichtern mit dem Stück ſelbſt zur Beurtheilung vorgelegt worden. Er wird zeigen, daß mich ein höherer Gedanke, als der an den zu gewinnenden Preis, zum Luſtſpiel begeiſterte, und daß ich auf letzteren nicht rechnete, als ich ihn einſchickte. Freuen würde es mich, wenn die von mir poetiſch entwickelten Ideen Anlaß gäben, daß in der wichtigſten Angelegenheit des neuen Drama's, denn dafür halte ich die Luſtſpielfrage, die hin und her ſchwankenden Meinungen endlich einmal auf ein Grundprinzip zurückgeführt würden. Alles darf man von dem bunten Luftballon, der uns über die Verwirrungen des Lebens hinaus in die Vogelperſpective entrücken ſoll, hoffen und erwarten, nur nicht, daß er jemals im luftleeren Raum aufſteigen wird. Etwas wäre ſchon gewonnen, wenn die Oberbehörden der Theater, von denen Preisaufgaben und andere Anregungen ausgehen, ſich für die Zukunft wenigſtens hievon überzeugen wollten."

In den fünfziger Jahren wurde Hebbel von der damaligen Direktion des Wiener Carltheaters aufgefordert, den „Diamant" für die Aufführung einzurichten. Das Stück kam zwar nicht zur Darſtellung, auch hatte Hebbel nie recht an die Verwirklichung der Abſicht jener Bühne geglaubt, aber es ſchien ihm, der er überhaupt „Bearbeitungen" und „Einrichtungen" eigener Stücke abhold war, der äußere Anlaß erwünſcht, um die nach ſeiner Anſicht gerade beim „Diamant" nothwendigen Aenderungen vorzunehmen. Er ging nun daran, ſonderte aus, fügte hinzu, und gab dem Stücke in einzelnen Theilen eine nach ſeiner Ueberzeugung beſſere Faſſung. Vor Allem war ihm, wie der Herausgeber aus mündlichen Geſprächen mit dem Dichter weiß, ernſtlich darum zu thun, dieſes Luſtſpiel in eine mehr phantaſtiſche Region zu heben und die, wie er ſelbſt ſich ausdrückte, ſchemenhaften ernſten Partien des Stückes lebendiger zu geſtalten. Er verwandelte alſo den Ausdruck Waldburg in Schildburg, den Namen Bonaparte in Prinz Eugen und Aehnliches, um die Handlung in eine uns ferne Zeit zu rücken, und ſtattete die Scenen am Hofe mit brennenderen, ſatteren Farben aus. Siehe: S. 39 bis 47. Die Reden, S. 42. „Sie iſt nur halb geboren u. ſ. w." oder S. 44. „Jedes Lächeln, das jemals holdſelig über eine Mädchenwange glitt, u. ſ. w." ſind gewiſſen

Schilderungen in der „Agnes Bernauer“ und im „Gyges„ verwandt.

Nichts deſtoweniger iſt der „Diamant“ auch in der vorhandenen Umarbeitung hinter dem Bilde zurückgeblieben, welches dem Dichter vorſchwebte, wenn er die Nothwendigkeit eines Umguſſes betonte. Hie und da fallen Wendungen und Bezeichnungen aus dem Charakter der romantiſchen Zeit, ſo z. B. wenn Hebbel S. 69 den Jacob ſingen läßt: „Ein freies Leben führen wir,“ oder wenn an einem anderen Orte eine der Perſonen von „6000 Jahren“ ſpricht. An ſolchen Anachronismen lag übrigens Hebbel nicht ſonderlich viel, und häufig hielt er ſie auch dann noch eigenſinnig feſt, wenn Jemand auf derartige Verſehen hinwies.

Der „Diamant“ iſt der Geſammt-Ausgabe in der Form einverleibt worden, welche ihr der Dichter nachträglich gegeben hat.

Kleine, unweſentliche Varianten theilt der Herausgeber nicht mit, wohl aber die größeren und wichtigeren.

Varianten.

In der 6. Scene des 1. Actes, S. 40, ſtanden nach den Worten des Königs: „Sieh nicht vor Dich nieder, u. ſ. w.“ nachſtehende Reden:

Prinzeſſin. O meine Theuerſten, dieſe Theilnahme, dieſe Güte rührt und beſchämt mich, aber warum mich zum Reden zwingen! Ja, ich geſteh's, ich habe in die Zukunft einen ſchaudernden Blick gethan, ich habe das Nothwendige, das Unabänderliche erkannt, und dieß Bewußtſein des Kommenden zehrt wie ein Brand an meinem Innerſten. Aber ſoll ich mit dieſem Brand die Welt meiner Liebſten und Nächſten, die ſich ſtill in ſchönem Frieden um mich herum bewegt, entzünden, ſoll ich gleich jenen bachantiſchen Weiſſagerinnen des Alterthums die Luſt des heutigen Tags erſticken, ohne doch das Schickſal des morgenden abwenden zu können; ſoll ich ihn nicht vielmehr tief in meine Seele verſchließen? Dränge ſich denn in den finſtern Kreis, der ſich um mich herum gezogen, der mich geheimnißvoll von der Welt, von Euch, von Allem, was ich liebte und verehrte, abgeſchieden hat, ſo daß mir ſchon zuweilen iſt, als könnte Euch mein Auge nicht mehr erkennen, meine Hand nicht mehr erreichen, Keiner hinein; wir Alle ſind Opfer, o Gott, ich weiß es ja, aber vielleicht bin ich das Einzige, welches dazu verdammt wurde, den Todesſtreich ſchon zu fühlen, bevor er noch trifft!

Königin. Tochter!

König. Sie träumt! Forſchen wir nicht weiter, und ſuchen wir nach und nach aus Andeutungen, die ihr unbewußt entfallen, zu erfahren, was ihr Gemüth ſo wunderbar bewegt. Wer den Menſchen zwingt, unter ſich ſelbſt hinabzuſchauen und das ſchmale Fundament ſeines Daſeins in's Auge zu faſſen, um Rechenſchaft davon zu geben, kann ihn für ewig verwirren. Sie iſt, wie ein nur halb gebor'nes Weſen, das alle Zuckungen der Natur noch mit fühlt, das ſich vor dem Licht der Sterne öffnet, und vor dem der Sonne verſchließt.

War ſie doch ſchon als Kind nur Nachts in ihrem Schlummer roth und blühend und bei Tage farblos und blaß.

Königin. Ach ja, und ihr Schlaf, ihr tiefer, tiefer Todtenſchlaf! Oft habe ich ſie mit einem zitternden Kuß geweckt, weil ich zweifelte, ob ſie noch lebe.

König. Und hielten wir ſie nicht lange für ſtumm, weil ſie all ihr Denken und Wollen, bis in ihr drittes, viertes Jahr hinein, nur durch Blicke, durch Mienen und Geberden ausdrückte?

Königin. Aber als ich mich einmal, von Schmerz überwältigt, über die Spielende hinbeugte und unter heißen Thränen ausrief: o Kind, wie unglücklich bin ich, daß Du nicht ſprechen kannſt! wie hängte ſie ſich da ſchmeichelnd an meinen Hals und ſagte mit einer Glockenſtimme: ich kann ja! ich kann ja!

König. Darum wollen wir uns auch jetzt beruhigen. Sie gerieth noch, ſo lange ſie lebt, aus einer phantaſtiſchen Region in die andere hinein, es ſcheint, als ob die Gränze zwiſchen den wirklichen und den eingebildeten Dingen für ſie nicht da iſt, aber ſie wird aufhören, zu träumen, ſobald ſie Pflichten zu erfüllen hat, und es iſt ein Glück, daß die Bewerbung des Prinzen gerade jetzt kommt. Er wird ſchon mit Ungeduld harren. Prinzeſſin!

Königin. Verſchonen wir ſie nicht noch?

König. Mit Allem, nur nicht mit der Arznei! (Zur Prinzeſſin.) Der Prinz wünſcht, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

Prinzeſſin. Mir, mein Vater? Ich — ich bin aber krank!

Königin. Deine Stunde ſchlägt, mein Kind!

Prinzeſſin. Wie, Mutter, verſteh' ich?

Königin. Du trittſt in wenig Tagen in Dein fünfzehntes Jahr!

Prinzeſſin. Und — O, Mutter, das hatteſt Du mir auch wohl — — Doch nein, vergieb, ich hab' Unrecht mit dieſem Vorwurf, ich habe Dich nur nicht verſtanden, als Du neulich — (Sie bricht ab; nach einer Pauſe feſt und entſchieden.) Der Prinz mag kommen!

König (giebt einen Befehl, ein Kavalier geht ab, gleich darauf treten der Prinz und der Graf ein.)

König. Prinzeſſin, Ihr Bräutigam! Prinz, Ihre Braut!

Prinz. Welche himmliſche Schönheit! (Zum Grafen.) Nein, Graf, das Gemälde, das Sie mir überbrachten, ließ mich viel erwarten, aber wie tief blieb meine Erwartung unter der Erfüllung! Der Maler verdient keinen Lohn! Und doch! Doch! Für ſeine Kühnheit! (Zu der Prinzeſſin.) Wenn ich vor ſo viel Zauber und Liebreiz zu verſtummen ſcheine, ſo iſt es nur, weil ich durch den vollen Ausdruck meines Gefühles zu verletzen fürchte, und weil mir doch nur die Wahl bleibt, ob ich ganz ſchweigen, oder mein Gefühl ganz ausſprechen will!

Prinzeſſin (ſich hoch aufrichtend). Prinz, haben Sie den Muth, Sich einer Sterbenden zu vermälen? Wollen Sie den Tod, der ſich mit Roſen bekränzt hat, in die Arme ſchließen?

Königin. Welch ein Wort!

Prinzeſſin. Der entſcheidende Moment iſt da, ich darf es nicht länger verbergen! (Zum König.) Sie, mein Vater, legten den verhängnißvollen Diamant, an den ſich das Schickſal unſeres Hauſes knüpft, in meine Hände —

Die erſte Scene des 2. Actes, S. 49 war in der erſten Ausgabe des „Diamant“ die 4. Scene des zweiten Actes.

Die Reden in der 1. Scene des 5. Actes, S. 106, von der Stelle ab: „Ich will zurück“ bis zum Schluſſe der Scene, S. 109, ſind neue Einſchiebungen. Dafür ſind hier einige kleine Reden aus der erſten Ausgabe weggefallen. Desgleichen waren die Stellen von den Worten an: „Ich ſehe Euch,“ S. 114. bis zum Schluſſe der Scene S. 118 nicht in der erſten Ausgabe enthalten. Der Dichter fügte dafür die nachfolgende Scene, die 4. im erſten Druck des „Diamant.“

Vierte Scene.

Schlüter. (tritt eilig auf und wirft ſich zu Boden. Gleich darauf fällt ein Schuß).

Der Jäger (tritt auf). So geht's. Die Rebhühner fliegen davon, aber wenn man auf einen Menſchen anlegt, trifft man, als ob man mit Freikugeln ſchöße.

Kilian. Warum habt Ihr den Mann erſchoſſen?

Der Jäger. Weil er ein Wildſchütz war.

Benjamin. Iſt Euch gut zu Muth, Jäger?

Der Jäger. Nicht ſonderlich.

Benjamin. Nicht wahr, das Blut ſteht Euch immer vor Augen?

Der Jäger. Mir iſt, als ob die Welt auf einmal roth angeſtrichen wäre.

Benjamin. Und Ihr wart ſonſt gewiß immer oben hinaus, und ſingt zu pfeifen an, wenn Euch der Gedanke an den lieben Gott einmal durch den Kopf lief, he? (Zu Dr. Pfeffer.) Nehmt ein Beiſpiel!

Block. Der wär' ein Wildſchütz geweſen? Er hat ja gar keine Büchſe.

Der Jäger. Keine Büchſe? Nun, dann — dann bin ich ein Mörder!

Jacob. Warum übereiltet Ihr Euch ſo?

Der Jäger. Um dem Förſter wenigſtens einen Wildſchützen zu liefern, da ich kein Wild liefern kann. Das iſt nothwendig, wenn ich nicht brotlos werden will. In dem Buſch-Schleicher da glaubte ich meinen Mann zu finden — allmächtiger Gott, nun iſt der Menſch ohne Büchſe!

Dr. Pfeffer. Vielleicht hat er ſie in's Gebüſch geworfen! Wer iſt's denn? Kennt ihn Niemand? (Der für todt daliegende Schlüter wird beleuchtet.)

Benjamin (wirft ſich bei Schlüter nieder.) Ich bin gerettet! Haltet mir dieſen Todten feſt! Haltet ihn feſt!

Dr. Pfeffer. Das iſt ja —

Kilian. Schlüter iſt's der Gefängnißwärter, der — De mortuis nil, nisi bene! Da er todt iſt, ſo mag er ſtillſchweigend paſſiren! Wär noch ein Funke Leben in ihm, ſo ſollte er ſo viel zu hören bekommen, daß er geſtorben zu ſein wünſchte.

Benjamin. Ich beſtehe darauf, das der Todte gepfändet werde. Auf der Stelle! Er hat den Diamant!

Kilian. Man durchſuche ihn!

Jacob. Hand davon, Jude! Das kommt mir zu. (Er macht ſich an Schlüter.)

Schlüter (Steht auf).

Jacob. Alle guten Geiſter —

Der Jäger (zu Schlüter). Ich dank' Euch, daß Ihr mir den Gefallen thut und wieder aufſteht, ohne bis zum jüngſten Tag zu warten, aber wie iſt's möglich? Ich hatte ſcharf geladen!

Schlüter. Ich trage ja den Wunderſtein bei mir! (Bei Seite.) Wenn hier ein Haſe in der Nähe iſt, ſo will ich ihn das Geheimniß lehren. Er muß niederſtürzen, ehe der Schuß fällt, dann kann er nachher ebenſo geſund wieder aufſtehen, wie ich.

Block. Alſo der Stein ſchützt gegen Stich und Schuß?

Schlüter. Seht Ihr in mir nicht den Beweis?

Block. Nun, dann wundert's mich nicht mehr, daß der König ſeinetwegen das ganze Land durchſuchen läßt. Würdet Ihr nicht zittern, wenn der Jäger wieder lüde oder wenn ich Euch mit einem Meſſer zu Leib ginge?

Schlüter. Gewiß nicht.

Block. Wer hätte gedacht, daß es ſolche Steine gäbe! Nun will ich nie wieder zweifeln, wenn man mir etwas Unglaubliches erzählt. Ich ſehe ja, daß Nichts unmöglich iſt.

Schlüter (für ſich). Wenn es mit den übrigen Wundern des Steins eben ſo ſteht, wie mit dieſem, ſo iſt Alles wohlbeſtellt!

Kilian (zu Schlüter). Hallunke!

Schlüter. Herr Richter, hier iſt der Diamant! Wollt Ihr mir verzeihen? Sonſt werf' ich ihn, ehe Ihr mich davon abhalten könnt, in's Gebüſch und dann könnt Ihr lange ſuchen!

Kilian. Geb' Er her! Ihm iſt verziehen. Ich wollte ja blos ſagen: Hallunke, man muß Ihm Alles nachſehen.

Schlüter. Da!

Jacob (ergreift den Diamant). Mir her! Hurrah! Durchlaucht! Herr Prinz!

Der Prinz (ſteckt den Diamant zu ſich). Zu Pferde! (Ab.)

Jacob. Aber meine halbe Million?

Der Graf. Folg' uns Bauer. Du kannſt uns nothwendig ſein! Mein Reitknecht ſoll Dir ſein Thier abtreten. (Ab.)

Jacob (ſieht ſich im Kreiſe um). Nun? Wer iſt der Erſte?

Jörg. Was meint Ihr?

Jacob. Der den Hut vor mir abzieht!

Jörg. Ich hab' meinen nur in der Eil zu Hauſe gelaſſen, ſonſt —

Jacob. Ich verſpreche Dir zehn Thaler für Deinen guten Willen. Und noch zehn ſollſt Du bekommen, wenn Du gleich zu meiner Frau gehen und ihr mein Glück verkünden willſt. Sie ſoll die Naſe jetzt höher tragen, ſo wie ich, ſollſt Du ihr ſagen, und wenn ſie Dich zu familiariſch behandelt, ſo ſollſt Du's ihr verweiſen und ihr bedeuten, daß es ſich nicht ſchickt, und an meinem Hund, den ſie immer erſäufen wollte, weil er ihr zu viel fraß, ſoll ſie ſich nicht vergreifen, und wenn uns ein Bettler die Ehre anthut und bei uns einſpricht, ſo ſoll ſie ihn nicht mit leerer Hand gehen laſſen, ſondern ihn ſo lange aufhalten, bis ich mit dem Geldſack da bin, und — — Ja, den Spaß will ich mir doch machen! All unſ'ren Bettel, die alten wackligten Tiſche, die wurmſtichigen Stühle, ihren Winter-Kittel und was ſich ſonſt findet, ſoll ſie in einem Haufen vor der Thür aufſchichten und wenn ich komme und pfeife, ſoll ſie Alles in Brand ſtecken! (Ab. Jörg und der Jäger folgen ihm.)

Dr. Pfeffer (zu Kilian). Fünfzig Thaler ſind's, nicht wahr?

Kilian. Die verſprach ich Euch, wenn Ihr Euch für mich ausgeben wolltet.

Dr. Pfeffer. Und hab' ich das denn nicht gethan?

Kilian. Im Anfang, ja. Aber habt Ihr nachher nicht ſelbſt zum Prinzen geſagt, daß Ihr der Doctor wärt und ich der Richter? Nicht ohne Abſicht ließ ich Euch zuerſt ſprechen, als der Graf fragte. Keinen Heller bekommt Ihr! (Ab.)

Dr. Pfeffer. Das wollen wir doch ſehen! (Folgt ihm mit Block.)

Schlüter (zu Benjamin). Haſt Du mir wirklich den echten Stein gegeben?

Benjamin. Welch eine Frage?

Schlüter. Ei was! Du ſtehſt mir viel zu ruhig da. Ich verſtehe mich nicht auf Diamanten, der Bauer Jacob eben ſo wenig und der vornehme Herr ſteckte den Stein in die Taſche, ohne ihn auch nur anzuſehen. Haſt Du nicht, als ich Dich allein ließ, einen nichtsnutzigen Kieſel aufgerafft und mich damit angeführt?

Benjamin. Wollt Ihr nicht noch einmal daß Meſſer ziehen?

Schlüter. Ich hab's leider verloren, ſonſt weiß ich nicht, was ich thäte. Der ganze Handel kommt mir jetzt verdächtig vor. Erſt läufſt Du anderthalb Tage herum und kannſt den Stein nicht los werden und dann glückt's auf einmal.

Kilian (hinter der Scene). Schlüter! Schlüter! Wo bleibt er! Der Doctor bringt mich um. Au weh! Sein Zögern koſtet mich ſchon einen Zahn!

Schlüter (laut). Ich komme! (Für ſich.) Das iſt ein Glück für mich! Nun kann ich mir ſo viel Verdienſt um den Richter erwerben, daß er mir verzeihen muß. Ich will ihm beiſpringen — (laut) Wo ſeid Ihr? Hört doch nicht zu ſchreien auf, ich kann Euch ja nicht finden! (Kilian ſchreit) — aber, ich will nicht zu ſchnell da ſein, damit die Gefahr, aus der ich ihn errette, auch etwas bedeute! (Zu Benjamin im Abgehen.) Hund, ich glaube, Du lachſt hinter uns Allen her! (Ab.)

Benjamin (allein). Wär's noch nicht aus? Fürchterliche Gedanken kommen mir. Mir iſt, als hört' ich den Pöbel hinter mir her rufen: „Das iſt der Jude mit dem Diamant im Bauch!" — Er ſoll ihn ja wieder von ſich gegeben haben! — „Lug und Trug! Das hat er ſelbſt ausgebracht, um ſeines Lebens ſicher zu ſein. Der Stein hat ſich in ſeinem Eingeweide ſo tief verkrochen, daß er gar nicht wieder heraus kann! Das iſt die Wahrheit." — Da nützt er ja ſo wenig dem Juden ſelbſt, als Anderen! — „Nützen? Er quält den armen Teufel bis auf's Aeußerſte, der Menſch hat in ſeinem Schmerz ſchon mehrmals Hand an ſich ſelbſt gelegt, aber das will durchgeſetzt ſein und er iſt zu feig!" — Man ſollte ihm zu Hülfe kommen! — „Das iſt auch mein Gedanke! Wollen wir ihm aufpaſſen und ihm den Gefallen thun?" (In ſeinem natürlichen Ton). Und nun — hu, ich will mich ſo lange in einem Gebüſch verbergen, bis die ganze Welt weiß, daß der Bauer mit ſeiner halben Million zurückgekehrt iſt! Aber dann — dann gehe ich auch an den Hof. Was? Benjamin wäre ein Dieb? Ein gemeiner ſchmutziger Dieb? Schäme Dich, Menſch, daß Du Dich ſelbſt ſo niederträchtig verkennen konnteſt! Eine That haſt Du ausgeführt, die in den Sternen beſchloſſen war, die ausgeführt werden mußte, wenn die Prinzeſſin nicht eines jämmerlichen Todes ſterben, wenn dem Königshauſe der bitterſte Verluſt erſpart werden ſollte! Hätteſt Du die Hütte des Bauern nicht betreten, hätteſt Du den Stein nicht, wie auf den Wink des Schickſals inſtinktmäßig zu Dir geſteckt und dem einfältigen Beſitzer dadurch die Augen über den Werth ſeines Schatzes geöffnet, würde man ihm auf die Spur gekommen ſein? Nimmermehr! Alſo — — (Er geht pfeifend ab.)

Zum „Rubin.“

Der „Rubin“ erſchien im J. 1851 und war F. Guſtav Kühne zugeeignet. Hebbel's Mährchen gleichen Namens, das er viele Jahre früher gedichtet hatte und das er dann in das Märhchen-Luſtſpiel verwandelte, wird unter den Erzählungen mitgetheilt werden.

Zum „Gyges.“

Dieſe Tragödie erſchien 1856. — In der großen Scene des dritten Actes zwiſchen Rhodope und Kandaules war vor den Worten Rhodope's: „Halt ein! u. ſ. w.“ S. 288, noch eine kleine Wechſelrede eingeſchaltet und dann durchſtrichen worden. Dieſelbe lautet nach dem Manuſcripte von des Dichters eigener Hand:

Rhodope.

Jetzt faſſe ich Dich nicht! So ſprachſt Du nie!

Kandaules.

Ich weiß, ich weiß! Ich muß mich ſelbſt verklagen!
Ich bin der Zecher, welcher trinkt und trinkt,
Und gar nicht abſetzt, um den Wein zu preiſen,
Ich kann mit Einem durch das Leben geh'n
Und erſt, wenn ſchon der finſt're Todtenſchiffer
Mit ihm vom Lande ſtößt und alle Andern
Die Thränen trocknen, rufe ich ihm nach:
Noch Eins, mein Freund, ich hab' dich auch geliebt!

Berichtigung.

Durch ein Verſehen, wozu ein kleiner Irrthum Hebbel's den Anlaß gab, ſind im „Diamant“ S. 109 und S. 118, falſche Zahlen bei den Scenen-Ueberſchriften ſtehen geblieben. Die dritte Scene hätte als zweite, die fünfte als dritte bezeichnet ſein ſollen; und danach corrigiren ſich von ſelbſt die folgenden Ziffern.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Die Nibelungen

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

Inhalt.

Die Nibelungen.

Seit

Der gehörnte Siegfried 7

Siegfried's Tod 43

Kriemhild's Rache 185

Anmerkungen 367

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Nibelungen.

Ein deutſches Trauerſpiel in drei Abtheilungen.

Meiner Frau

Chriſtine Henriette,

geb. Engehauſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ich war an einem ſchönen Maientag,
Ein halber Knabe noch, in einem Garten
Und fand auf einem Tiſch ein altes Buch.
Ich ſchlug es auf, und wie der Höllenzwang,
Der, einmal angefangen, wär' es auch
Von einem Kindermund, nach Teufelsrecht,
Trotz Furcht und Grau'n, geendigt werden muß,
So hielt dieß Buch mich feſt. Ich nahm es weg
Und ſchlich mich in die heimlichſte der Lauben
Und las das Lied von Siegfried und Kriemhild.
Mir war, als ſäß' ich ſelbſt am Zauberborn,
Von dem es ſpricht: die grauen Nixen goſſen
Mir alle ird'ſchen Schauer durch das Herz,
Indeß die jungen Vögel über mir
Sich lebenstrunken in den Zweigen wiegten
Und ſangen von der Herrlichkeit der Welt.
Erſt ſpät am Abend trug ich ſtarr und ſtumm
Das Buch zurück, und viele Jahre floh'n
An mir vorüber, eh' ichs wieder ſah.
Doch unvergeßlich blieben die Geſtalten
Mir eingeprägt, und unauslöſchlich war
Der ſtille Wunſch, ſie einmal nachzubilden,
Und wär's auch nur in Waſſer oder Sand.
Auch griff ich oft mit halb beherztem Finger,
Wenn etwas And'res mir gelungen ſchien,
Nach meinem Stift, doch nimmer fing ich an.

Da trat ich einmal in den Muſentempel,
Wo ſich die bleichen Dichter Schatten röthen,
Wie des Odyſſeus Schaar, von fremdem Blut.
Ein Flüſtern ging durch's Haus, und heil'ges Schweigen
Entſtand ſogleich, wie ſich der Vorhang hob,
Denn Du erſchienſt als Rächerin Kriemhild.
Es war kein Sohn Apoll's, der Dir die Worte
Geliehen hatte, dennoch trafen ſie,
Als wären's Pfeile aus dem gold'nen Köcher,
Der hell erklang, als Typhon blutend fiel.
Ein lauter Jubel ſcholl durch alle Räume,
Wie Du, die fürchterlichſte Qual im Herzen,
Und grauſe Schwüre auf den blaſſen Lippen,
Dich ſchmückteſt für die zweite Hochzeits-Nacht;
Das letzte Eis zerſchmolz in jeder Seele
Und ſchoß als glüh'nde Thräne durch die Augen,
Ich aber ſchwieg und danke Dir erſt heut'.
Denn dieſen Abend ward mein Jugendtraum
Lebendig, alle Nibelungen traten
An mich heran, als wär' ihr Grab geſprengt,
Und Hagen Tronje ſprach das erſte Wort.
D'rum nimm es hin, das Bild, das Du beſeelt,
Denn Dir gehört's, und wenn es dauern kann,
So ſei's allein zu Deinem Ruhm und lege
Ein Zeugniß ab von Dir und Deiner Kunſt!

Erſte Abtheilung.

Der gehörnte Siegfried.

Vorſpiel in einem Act.

Perſonen:

König Gunther.
Hagen Tronje.
Dankwart, deſſen Bruder.
Volker, der Spielmann.
Giſelher } Brüder des Königs.
Gerenot }
Rumolt, der Küchenmeiſter.
Siegfried.
Ute, die Witwe König Dankwart's.
Kriemhild, ihre Tochter.

Recken. Volk.

(Burgund, Worms am Rhein. König Gunther's Burg. Große Halle.
Früher Morgen. Gunther, Giſelher, Gerenot, Dankwart,
der Spielmann Volker und andere Recken ſind verſammelt.)

Erſte Scene.

(Hagen von Tronje tritt ein.)

Hagen.

Nun, keine Jagd?

Gunther.

Es iſt ja heil'ger Tag!

Hagen.

Daß den Kaplan der Satan ſelber hole,
Von dem er ſchwatzt.

Gunther.

Ei, Hagen, mäß'ge Dich.

Hagen.

Was gibt's denn heut? Geboren iſt er längſt!
Das war — laßt ſeh'n! — Ja, ja, zur Zeit der Flocken!
Sein Feſt verdarb uns eine Bärenhatz.

Giſelher.

Wen meint der Ohm?

Hagen.

Gekreuzigt iſt er auch,
Geſtorben und begraben. — Oder nicht?

Gerenot.

Er ſpricht vom Heiland.

Hagen.

Iſt's denn noch nicht aus? —
Wer hält mit mir? Ich eſſ' kein Fleiſch zur Nacht,
Das nicht bis Mittag in der Haut noch ſteckt,
Auch trink' ich keinen Wein, als aus dem Horn,
Das ich dem Auerſtier erſt nehmen muß!

Gunther.

So wirſt Du Fiſche kauen müſſen, Freund,
Am Oſtermorgen geh'n wir nicht zur Jagd.

Hagen.

Was thun wir denn? Wo iſt der heil'ge Mann?
Was iſt erlaubt? Ich hör' die Vögel pfeifen,
Da darf der Menſch ſich doch wohl fiedeln laſſen?
(zu Volker)
So fiedle, bis die letzte Saite reißt!

Volker.

Ich fiedle nicht, ſo lang die Sonne ſcheint,
Die luſt'ge Arbeit ſpar' ich für die Nacht.

Hagen.

Ja, Du bezögſt auch dann noch Dir die Geige
Gern mit des Feindes Darm und ſtricheſt ſie
Mit einem ſeiner Knochen.

Volker.

Würdeſt Du
Vielleicht auf die Bedingung Muſikant?

Hagen.

Ich kenne Dich, mein Volker. Iſt's nicht ſo?
Du redeſt nur, wenn Du nicht fiedeln darfſt,
Und fiedelſt nur, wenn Du nicht ſchlagen kannſt.

Volker.

Mag ſein, Kumpan.

Gunther.

Erzähl' uns was, der Tag
Wird ſonſt zu lang. Du weißt ſo Mancherlei
Von ſtarken Recken und von ſtolzen Frau'n.

Hagen.

Nur von Lebend'gen, wenn es Dir beliebt,
Daß man ſich ſagen darf: die krieg' ich noch,
Den vor mein Schwert, und die in meinen Arm!

Volker.

Ich will Dir von Lebendigen erzählen
Und der Gedanke ſoll Dir doch vergeh'n.
Ich kenn' den Recken, den Du nimmer forderſt,
Und auch das Weib, um das Du nimmer wirbſt.

Hagen.

Wie! Auch das Weib? Den Recken laſſ' ich gelten,
Doch auch das Weib? Du meinſt den Schlangentödter,
Den Balmungſchwinger, den gehörnten Siegfried,
Der, als er einmal Schweiß vergoſſen hatte,
Durch's Bad ſich deckte vor dem zweiten Mal —
Allein das Weib?

Volker.

Ich ſag' Dir Nichts von ihr!
Du könnteſt auszieh'n, um ſie heim zu führen,
Und kämſt gewiß nicht mit der Braut nach Haus.
Der Schlangentödter ſelbſt wird ſich beſinnen,
Ob er als Freier bei Brunhilden klopft.

Hagen.

Nun, was Herr Siegfried wagt, das wag' ich auch.
Nur gegen ihn erheb' ich nicht die Klinge:
Das wär' ja auch, wie gegen Erz und Stein.
Glaubt's oder zweifelt, wie es Euch gefällt:
Ich hätt' mich nicht im Schlangenblut gebadet,
Darf denn noch fechten, wer nicht fallen kann?

Giſelher

(zu Volker).

Schon hört' ich tauſend Zungen von ihm plappern,
Doch, wie die Vögel durch einander zwitſchern,
Es gab kein Lied. Sprich Du einmal von ihm!

Gunther.

Vom Weibe erſt. Was iſt das für ein Weib?

Volker.

Im tiefen Norden, wo die Nacht nicht endet
Und wo das Licht, bei dem man Bernſtein fiſcht
Und Robben ſchlägt, nicht von der Sonne kommt,
Nein, von der Feuerkugel aus dem Sumpf —

(Man hört in der Ferne blaſen).

Hagen.

Trompeten!

Gunther.

Nun?

Volker.

Dort wuchs ein Fürſtenkind
Von wunderbarer Schönheit auf, ſo einzig,
Als hätte die Natur von Anbeginn
Haushälteriſch auf ſie geſpart und Jeder
Den höchſten Reiz des Weibes vorenthalten,
Um ihr den vollen Zauber zu verleih'n.
Du weißt von Runen, die geheimnißvoll
Bei dunkler Nacht von unbekannten Händen
In manche Bäume eingegraben ſind;
Wer ſie erblickt, der kann nicht wieder fort,
Er ſinnt und ſinnt, was ſie bedeuten ſollen,
Und ſinnt's nicht aus, das Schwert entgleitet ihm,
Sein Haar wird grau, er ſtirbt und ſinnt noch immer:
Solch eine Rune ſteht ihr im Geſicht!

Gunther.

Wie, Volker? Dieſes Weib iſt auf der Welt
Und ich vernehm's erſt jetzt?

Volker.

Vernimm noch mehr!
So iſt's. Bei Eis und Schnee, zur Augenweide
Von Hai und Wallfiſch, unter einem Himmel,
Der ſie nicht einmal recht beleuchten kann,
Wenn nicht ein Berg aus unterird'ſchen Schlünden
Zuweilen ſeine rothen Blitze ſchickt,
Iſt aller Jungfraun herrlichſte erblüht.
Doch iſt das öde Land, das ſie gebar,
Auf ſeinen einz'gen Schatz auch eiferſüchtig
Und hütet ſie mit ſolcher neid'ſchen Angſt,
Als würd' es in demſelben Augenblick
Vom Meere, das es rings umbrauſt, verſchlungen,
Wo ſie dem Mann in's Brautbett folgt. Sie wohnt
In einer Flammenburg, den Weg zu ihr
Bewacht das tückiſche Geſchlecht der Zwerge,
Der raſch umklammernd quetſchend Würgenden,
Die hören auf den wilden Alberich,
Und überdieß iſt ſie begabt mit Kräften,
Vor denen ſelbſt ein Held zu Schanden wird.

Gunther.

Wie das?

Volker.

Wer um ſie wirbt, der wirbt zugleich
Um ſeinen Tod, denn führt er ſie nicht heim,
So kehrt er gar nicht wieder heim, und iſt
Es ſchon ſo ſchwer, nur zu ihr zu gelangen,
So iſt es noch viel ſchwerer, ihr zu ſteh'n.

Bald kommt auf jedes Glied an ihrem Leibe
Ein Freier, den die kalte Erde deckt,
Denn Mancher ſchon zog kühn zu ihr hinab,
Doch nicht ein Einziger kam noch zurück.

Gunther.

Nun, das beweiſt, ſie iſt für mich beſtimmt!
Hei! Meine lange Brautwahl hat ein Ende,
Brunhilde wird die Königin Burgund's.
(Man hört die Trompeten ganz nahe.)
Was giebt's?

Hagen
(tritt an's Fenſter).

Das iſt der Held aus Niederland.

Gunther.

Du kennſt ihn?

Hagen.

Schau nur hin! Wer zöge wohl
So trotzig bei uns ein, wenn er's nicht wäre,
Und hätte doch nur Zwölfe im Gefolg'!

Gunther
(tritt gleichfalls an's Fenſter).

Ich glaub' es ſelbſt! Doch ſprich, was führt ihn her?

Hagen.

Ich weiß nicht, was ihn reizt! Er kommt wohl nicht,
Um ſich vor Dir zu bücken, und er hat
Zu Haus doch Alles, was man wünſchen kann.

Giſelher.

Ein edler Degen!

Gunther.
Wie empfängt man ihn?

Hagen.
Du dankſt ihm, rath' ich, wie er Dich begrüßt.

Giſelher.
Ich gehe ihm entgegen!

Gernot.
So auch ich!

Hagen.
Wer's thut, der wird ſich nicht erniedrigen!
Denn, daß er's Euch nicht ſelbſt zu melden braucht!
Er ſteckt nicht blos in ſeiner Haut von Horn
Und hat die Balmung-Klinge an der Seite,
Er iſt auch Herr des Nibelungenhorts
Und trägt die Nebelkappe Alberich's,
Und Alles das, ich muß es redlich ſagen,
Durch ſeine Kraft und Nichts durch Hinterliſt,
D'rum geh' ich mit.

Gunther.
Wir kommen ſchon zu ſpät.

Zweite Scene.

Siegfried
(tritt mit ſeinen zwölf Recken ein).
Ich grüß' Dich, König Gunther von Burgund! —
Du ſtaunſt, daß Du den Siegfried bei Dir ſiehſt?
Er kommt, mit Dir zu kämpfen um Dein Reich!

Gunther.

Hier kämpft man nicht um das, was man ſchon hat!

Siegfried.

Um das denn, was d'ran fehlt! Ich hab' ein Reich,
So groß, wie Dein's, und wenn Du mich beſiegſt,
So biſt Du Herr darin. Was willſt Du mehr?
Du greifſt noch nicht zu Deinem Schwert? Ich hörte
Ja doch, daß hier die Tapferſten der Recken
Verſammelt ſeien, kühn genug, mit Thor
Zu kämpfen um den Donner, wenn ſie ihn
In irgend einem Eichenhaine träfen,
Und ſtolz genug, die Beute zu verſchmäh'n.
Iſt das nicht wahr? Wie? Oder zweifelſt Du
An meinem Pfande, glaubſt Du, daß ich's Dir
Nicht geben kann, weil noch mein Vater lebt?
Herr Sigmund ſteigt von ſeinem Thron herunter,
Sobald ich wiederkehre, und er wünſcht
Sich ſehnlich dieſen Augenblick herbei,
Denn ſelbſt der Scepter wird dem Greis zu ſchwer.
Und jeden Helden, der Dir dienen mag,
Wäg' ich Dir auf mit dreien, jedes Dorf
Mit einer Stadt und für ein Stück vom Rhein
Biet' ich den ganzen Dir! So komm' und zieh'!

Dankwart.

Wer ſpricht mit einem König ſo?

Siegfried.

Ein König!
Spricht doch ein Degen ſo mit einem Degen!

Wer kann und mag beſitzen, wenn er nicht
Bewieſen hat, daß er mit Recht beſitzt?
Und wer erſtickt das Murren um ſich her,
Bevor er den Gewaltigſten, der lebt,
Zu Boden warf, und ihn mit Füßen trat?
Biſt Du das nicht? So ſag' mir, wen Du fürchteſt,
Und gleich zur Stunde zieh' ich wieder ab
Und ford're den, ſtatt Deiner, vor mein Schwert.
Du nennſt ihn nicht und greifſt auch nicht zur Wehr?
Ich brenne, mich zu meſſen mit dem Recken,
Der mir mein Gut verdoppelt oder nimmt:
Wär' dieß Gefühl Dir fremd? Das glaub' ich nicht,
Wenn ich auch nur auf Deine Diener blicke:
So ſtolze Männer würden Dir nicht folgen,
Empfändeſt Du nicht ganz ſo, wie ich ſelbſt.

Dankwart.

Du biſt gewiß auf's Kämpfen ſo verſeſſen,
Seit Du des Lindwurms Schuppenpanzer trägſt?
Nicht Jedermann betrog den Tod, wie Du,
Er findet eine off'ne Thür bei uns.

Siegfried.

Wohl auch bei mir! Hab' Dank, du alte Linde,
Daß du ein Blatt auf mich herunterwarfſt,
Als ich mich badete im Blut des Drachen,
Hab' Dank, o Wind, daß du ſie ſchüttelteſt!
Nun hab' ich doch die Antwort für den Spötter,
Der ſeine Feigheit hinter Hohn verſteckt.

Hagen.

Herr Siegfried, Hagen Tronje nennt man mich
Und dieſer iſt mein Bruder!

Volker

(macht einen Geigenſtrich).

Siegfried.

Hagen Tronje,
Ich grüße Dich! Doch wenn Dich das verdreußt,
Was ich hier ſprach, ſo brauchſt Du's nur zu ſagen,
Ich ſetze gern den Königsſohn bei Seite
Und ſtehe Dir, als wärſt Du Gunther ſelbſt.

Gunther.

Kein Wort mehr, Hagen, eh' Dein König ſprach.

Siegfried.

Und wenn Du fürchteſt, daß Dein gutes Schwert
An meiner harten Haut zerſpringen könnte,
So biete ich's Dir anders, komm herab
Mit in den Hof, dort liegt ein Felſenblock,
Der ganz ſo ſchwer für mich iſt wie für Dich:
Wir werfen und erproben ſo die Kraft.

Gunther.

Du biſt willkommen, Held aus Niederland,
Und was Dir hier gefällt, Du magſt Dir's nehmen,
Nur trink' mit uns, eh' Du's von dannen trägſt.

Siegfried.

Sprichſt Du ſo mild mit mir? Da könnt' ich bitten:
Schick' mich ſogleich zurück zu meinem Vater,

Er iſt der Einz'ge, der mich zücht'gen darf.
Doch laß mich's wie die kleinen Kinder machen,
Die auch nicht gleich von ihrer Unart laſſen:
Kommt, werft mit mir, ſo trinke ich mit Euch!

Gunther.

So ſei's, Herr Siegfried.

Siegfried

(zu Dankwart).

Und was Euch betrifft,
Nicht wahr, ich kniff Euch in den dritten Arm,
Es that nicht weh', ich weiß, Ihr habt ihn nicht!

(Zu Allen.)

Als ich hier einritt, packte mich ein Grauen,
Wie ich's noch nicht empfand, ſo lang' ich lebe,
Mich fröſtelte, als würd's auf einmal Winter,
Und meine Mutter kam mir in den Sinn,
Die nie zu weinen pflegte, wenn ich zog,
Und dieß Mal weinte, als ob alles Waſſer
Der Welt den Weg durch ihre Augen nahm.
Das machte mir den Kopf ſo wirr und kraus,
Ich wollte gar vom Pferde nicht herunter —
Jetzt bringt Ihr mich ſo bald nicht mehr hinauf.

(Alle ab.)

Dritte Scene.

(Ute und Kriemhild treten auf.)

Ute.

Der Falk iſt Dein Gemahl!

Kriemhild.
Nicht weiter, Mutter,
Wenn Du den Traum nicht anders deuten kannſt.
Ich hörte ſtets, daß Liebe kurze Luſt
Und langes Leid zu bringen pflegt, ich ſeh's
Ja auch an Dir und werde nimmer lieben,
O nimmer, nimmer!

Ute.
Kind, was ſagſt Du da?
Wohl bringt die Liebe uns zuletzt auch Leid,
Denn Eines muß ja vor dem Andern ſterben,
Und wie das ſchmerzt, das magſt Du ſeh'n an mir.
Doch all' die bitt'ren Thränen, die ich weine,
Sind durch den erſten Kuß voraus bezahlt,
Den ich von Deinem Vater einſt empfing.
Auch hat er, eh' er ſchied, für Troſt geſorgt,
Denn wenn ich ſtolz auf tapf're Söhne bin,
Und wenn ich Dich jetzt an den Buſen drücke,
So kann's doch nur geſcheh'n, weil ich geliebt.
D'rum laß Dich nicht durch einen Reim erſchrecken:
Ich hatte lange Luſt und kurzes Leid.

Kriemhild.
Viel beſſer, nie beſitzen, als verlieren!

Ute.
Und was verlierſt Du nicht auf dieſer Welt!
Sogar Dich ſelbſt. Bleibſt Du denn, was Du biſt?
Schau mich nur an! So ſehr Du lächeln magſt,

Ich war vordem, wie Du, und glaube mir,
Du wirſt dereinſt wie ich. Was willſt Du halten,
Wenn Du Dich ſelbſt nicht einmal halten kannſt?
D'rum nimm's, wie's kommt, und greife, wie wir Alle,
Nach dem, was Dir gefällt, obgleich der Tod
Es Dir zu Staub zerbläſ't, ſobald er will:
Die Hand, mit der Du's packſt, zerſtäubt ja auch.

Kriemhild
(tritt zum Fenſter).
Wie mir's um's Herz iſt, Mutter, könnt' ich ſchwören —
(Sie ſchaut hinaus und bricht ab.)

Ute.
Was brichſt Du ab? Du wirſt ja feuerroth?
Was hat Dich ſo verwirrt?

Kriemhild
(tritt zurück).
Seit wann iſt's Brauch
An unſer'm Hof, daß wir's nicht mehr erfahren,
Wenn fremde Gäſte eingezogen ſind?
Wird dieſe ſtolze Burg zu Worms am Rhein
Der Schäferhütte gleich, in der ſich Jeder
Bei Tag und Nacht verkriechen kann, der will?

Ute.
Warum ſo hitzig?

Kriemhild.
Ei, ich wollte eben
Im Hofe nach den jungen Bären ſchau'n,
Die ſo poſſirlich durch einander kugeln,

Und wie ich ohne Arg den Laden öffne,
Da ſtiert mir plump ein Recke in's Geſicht.

Ute.

Und dieſer Recke machte Dir's unmöglich,
Den Schwur zu endigen, den Du begannſt?
(Sie tritt gleichfalls zum Fenſter.)
Ei freilich, wer ihn ſieht, wie er da ſteht,
Der überlegt ſich's, ob er weiter ſchwört.

Kriemhild.

Was kümmern mich die Gäſte meines Bruders,
Wenn ich nur weiß, wie ich ſie meiden kann.

Ute.

Nun, dieß Mal freut's mich, daß Dir blos der Zorn
Die Wangen färbt, denn dieſer junge Held,
Der zwiſchen Dich und Deine Bären trat,
Iſt längſt vermählt, und hat ſchon einen Sohn.

Kriemhild.

Du kennſt ihn?

Ute.

Ganz gewiß!

Kriemhild.

Wie heißt er denn?

Ute.

Ich weiß es nicht! Jetzt aber kenn' ich Dich,
Du biſt ja bleich geworden wie der Tod! —
Und wahrlich, wenn Du dieſen Falken fängſt,

So haſt Du nichts vom Adler zu beſorgen,
Er nimmt's mit Jedem auf, ich bürge Dir!

Kriemhild.

Dir hab' ich meinen letzten Traum erzählt!

Ute.

Nicht ſo, Kriemhild! Ich ſpotte Deiner nicht.
Wir ſehen oft im Traum den Finger Gottes,
Und wenn wir noch im Wachen ängſtlich zittern,
Wie Du es thuſt, ſo ſah'n wir ihn gewiß.
Nur ſollen wir den Wink auch recht verſteh'n,
Den er uns giebt, und nicht in unſ'rer Furcht
Unmögliches geloben. Hüte Du
Den Falken, der Dir zugeflogen kommt,
Damit kein tück'ſcher Adler ihn zerreißt,
Doch denke nicht daran, ihn zu verſcheuchen,
Du ſcheuchſt mit ihm die Luſt des Lebens fort.
Denn über eines edlen Recken Liebe
Geht Nichts auf dieſer Welt, wenn Du es gleich
Noch unter Deinem Mädchenkranz nicht fühlſt,
Und wär' Dir auch kein Beſſerer beſcheert
Als dieſer da, ich wieſ' ihn nicht zurück.
(Sie ſchaut aus dem Fenſter.)

Kriemhild.

Er wirbt wohl nicht, ſo brauch ich's nicht zu thun.

Ute
(lacht).

Ei, ſo weit ſpring' ich noch, ſo alt ich bin.

Kriemhild.

Was giebt's da drunten, Mutter, daß Du lachſt?

Ute.

Sie werfen in die Wette, wie es ſcheint,
Und Giſelher, Dein Bruder, warf zuerſt.
Nun, nun, er iſt der Jüngſte. Aber ſchau;
Jetzt kommt der fremde Recke. Ach, mein Sohn,
Wo wirſt Du bleiben? Sieh, nun tritt er an,
Nun holt er aus, nun — Ha, der Stein wird fliegen,
Als würde er zum Vogel — Komm' doch her
Und ſtell' Dich hinter mich, Du ſiehſt es nicht
Zum zweiten Mal, es gilt das Aeußerſte,
Er will's mit Einem Wurf zu Ende bringen!
Jetzt — Hab' ich Augen oder hab' ich keine?
Nicht weiter?

Kriemhild
(nähert ſich).

Haſt Du ihn zu früh gelobt?

Ute

Das iſt ja nur Ein Schuh!

Kriemhild
(tritt hinter Ute).

Noch immer mehr,
Als wär' es nur Ein Zoll.

Ute.

Um Einen Schuh
Dieß Kind zu überwerfen —

Kriemhild.

Iſt nicht viel!
Beſonders, wenn man ſich dabei noch ſpreizt.

Ute.

Und wie er keucht!

Kriemhild.

Für einen ſolchen Rieſen
Poſſirlich g'nug! Wär' ich's, verdient' ich Mitleid,
Denn für ein Mädchen wär' es ſchon ein Stück.

Ute.

Nun macht ſich unſer Gerenot an's Werk.
Es ſteht ihm gut, nicht wahr? Er hat von Allen
Die meiſte Aehnlichkeit mit ſeinem Vater,
Nur muthig zu, mein Sohn! — Das iſt ein Wurf!

Kriemhild.

Der Bär ſogar iſt überraſcht, er hat
Sich's nicht erwartet und wird plötzlich flink.

Ute.

Zieh' Du auf Abenteuer, wann Du willſt! —
Doch Giſelher bleibt hier.

Kriemhild.

Wie geht's denn fort? —
Nein, mache mir nicht Platz, ich ſeh's ſchon ſo.

Ute.

Jetzt kommt der Recke wieder! Doch er ſtrengt
Sich nicht mehr an, er ſcheint ſich im Voraus

Des Sieges zu begeben. Wie man ſich
Doch irren kann! — Was thut er aber da?
Er dreht ſich um — er kehrt dem Ziel den Rücken,
Anſtatt der Augen zu — er wirft den Stein
Hoch über Kopf und Achſel weg — Ja wohl,
Man kann ſich irren! Gerenot iſt auch
Beſiegt, wie Giſelher.

Kriemhild.

Es macht zwar wieder
Nur Einen Schuh! Doch dieß Mal keucht er nicht.

Ute.

Es ſind doch gute Kinder, die ich habe.
Treuherzig reicht ihm Gerenot die Hand,
Ein And'rer würde nach der Klinge greifen,
Denn ſolch ein Uebermuth iſt gar nicht fein.

Kriemhild.

Man ſieht's ja wohl, daß er's nicht übel meint.

Ute.

Herr Volker legt die Geige ſtill bei Seite,
Die er ſo höhniſch ſtrich!

Kriemhild.

Der Eine Schuh
Stört ihn in ſeiner Luſt. Die Reihe wäre
Am Marſchall jetzt, wenn's langſam, wie bei Treppen
Hinauf geh'n ſoll, doch König Gunther drängt
Herrn Dankwart ungeſtüm zurück, er will
Sich ſelbſt verſuchen.

Ute.

Und er thut's mit Glück.
Zweimal ſo weit, als Gerenot.

Kriemhild.

Und dennoch
Nicht weit genug. Du ſiehſt, der Recke folgte
Sogleich und wieder fehlt der Eine Schuh.

Ute.

Der König lacht. Ei nun, ſo lach' ich auch! —
Ich ſah's ja längſt, daß dieß der Falke iſt,
An dem Dein Traum ſich nicht erfüllen kann;
Doch hat er jetzt die volle Kraft gebraucht.

Kriemhild.

Nun tritt der Tronjer an.

Ute.

Dem ſchwärt's im Herzen,
So fröhlich er auch thut! — Er packt den Stein,
Als wollt' er ihn zermalmen. Wie der fliegt!
Bis an die Wand! Nun, weiter kann er nicht,
Das iſt ein Wurf, den Keiner übertrifft,
Selbſt für den Einen Schuh iſt nicht mehr Platz.

Kriemhild.

Der Recke holt ſich doch den Stein noch wieder.

Ute.

Wozu nur? — Großer Gott, was giebt es jetzt?
Bricht über unſer'm Haupt die Burg zuſammen?
Das dröhnt!

Kriemhild.

Bis in den Thurm hinauf. Die Dohlen
Und Fledermäuſe fahren aus den Neſtern —

Ute.

Sie fliegen blind in's Licht hinein!

Kriemhild.

Die Wand
Hat einen Riß.

Ute.

Unmöglich.

Kriemhild.

Warte nur,
Bis ſich der Staub verzieht. Groß wie ein Fenſter!
Da ging der Wurf hindurch.

Ute.

Jetzt ſeh' ich's auch.

Kriemhild.

Der Stein flog in den Rhein.

Ute.

Wer ſollt' es glauben!
Und doch iſt's wahr, das Waſſer ſelbſt bezeugt's,
Es ſpritzt ja himmelhoch empor.

Kriemhild.

Das iſt
Noch etwas über Einen Schuh.

Ute.

Dafür
Wiſcht er ſich endlich auch einmal die Stirn.
Gott Lob! Sonſt käm' der Tronjer um vor Wuth!

Kriemhild.

Nun iſt es aus. Sie ſchütteln ſich die Hände;
Dankwart und Volker kamen um ihr Recht.

Ute.

Komm, wir vergeſſen, es iſt Meſſezeit.
(Beide ab.)

Vierte Scene.

(Die Recken treten wieder ein.)

Gunther.

Ihr ſeid ein Schalk, Herr Siegfried.

Siegfried.

Nehmt Ihr's krumm?

Giſelher.

Vergebt mir nur, daß ich's ſogar gewagt,
Mich Euch zu ſtellen. Doch ich will zur Strafe
Mit meiner alten Mutter Ute ringen,
Und wenn ich ſie beſiege, ſollt Ihr mich
Vor allem Volk bei ſchallenden Trompeten
Mit Eichenlaub bekränzen, wenn Ihr wollt!

Siegfried.

Nichts mehr davon! Der Wurf war nicht ſo ſchlecht,
Euch fehlen nur zehn Jahre.

Hagen.

War das Letzte
Denn endlich Euer Beſtes?

Siegfried.

Kann man das
Im Spiele zeigen?

Gunther.

Noch einmal willkommen!
Und glücklich prieſ' ich mich, wenn's mir gelänge,
Dich anders als für flüchtigen Beſuch
An mich zu feſſeln. Doch, was hätte ich,
Das ich Dir bieten könnte. Wär' es auch
Mein rechter Arm — mit dem ich mir den Dienſt
Von deinem linken gern erkaufen mögte —
Du ſagteſt Nein und kämſt wohl auch zu kurz!

Siegfried.

Nimm Dich in Acht, ich bett'le, eh' Du's denkſt!

Gunther.

Was es auch ſei, es iſt voraus gewährt.

Siegfried.

Hab' Dank für dieſes Wort! Ich werde Dir
Es nie vergeſſen, doch ich gebe Dir's
Sogleich zurück, denn meine Wünſche ſind
Vermeſſ'ner, als Du ahnſt. Ich war beſcheiden
Als ich Dein Reich blos forderte.

Gunther.

Du wirſt
Mich nicht erſchrecken.

Siegfried.

Hörteſt Du vielleicht
Von meinen Schätzen? Nun, das iſt gewiß,
Für Gold und Silber brauchſt Du nicht zu zittern,
Ich hab' ſo viel davon, daß ich es lieber
Verſchenkte, als zu Hauſe ſchleppte, doch
Was hilft's mir? Was ich dafür kaufen mögte,
Iſt nimmer feil!

Gunther.

Das iſt?

Siegfried.

Du räthſt es nicht? —
Ein anderes Geſicht, als dieſes hier!

Gunther.

Haſt Du die Kraft des alten ſchon erprobt?

Siegfried.

An meiner Mutter, ja! Und da mit Glück,
Denn ihr gefällt's!

Gunther.

Nicht ſonſt noch?

Siegfried.

Allerdings!
Haſt Du's denn nicht bemerkt? Ein Mägdlein ſah

Vorhin auf uns herunter in den Hof,
Und als ſie, ihre gold'nen Locken ſchüttelnd,
Die, wie ein Vorhang, ihr die Augen deckten,
Mich unter Euch erblickte, fuhr ſie raſcher
Zurück, wie ich, als ſich im Reich der Zwerge
Die Erde, die mein Fuß betrat, auf einmal
Zu einem Angeſicht zuſammen zog,
Das mir die Zähne zeigte!

Gunther.

Bloße Scheu!
Verſuch's nur immer weiter. Wenn's Dir aber
Am Werber fehlt: ich leiſte Dir den Dienſt,
Nur mußt Du mir den gleichen auch erweiſen,
Denn Kriemhild, meine Schweſter, darf nicht zieh'n,
Bevor hier Brunhild ihren Einzug hielt.

Siegfried.

Welch einen Namen nennſt Du da, o König?
Die nord'ſche Jungfrau denkſt Du heimzuführen,
Der flüſſ'ges Eiſen in den Adern kocht?
O, gieb es auf!

Gunther.

Warum? Iſt ſie's nicht werth?

Siegfried.

Nicht werth! Ihr Ruhm durchfliegt die Welt! Doch Keiner
Kann ſie im Kampf beſtehen, bis auf Einen,
Und dieſer Eine wählt ſie nimmermehr.

Gunther.

So ſollte ich aus Furcht vor ihr nicht werben?
Welch eine Schmach! Viel lieber gleich den Tod
Von ihrer Hand, als tauſend Jahre Leben
In dieſer Ohnmacht ſchimpflichem Gefühl.

Siegfried.

Du weißt nicht, was Du ſprichſt. Iſt's Schmach für Dich,
Daß Dich das Feuer brennt, und daß das Waſſer
Dich in die Tiefe zieht? Nun, ſie iſt ganz,
Wie's Element, und Einen Mann nur giebt's,
Der ſie bewält'gen und, wie's ihm gefällt,
Behalten oder auch verſchenken kann!
Doch mögteſt Du ſie wohl von Einem nehmen,
Der nicht ihr Vater noch ihr Bruder iſt?

Gunther.

Erſt werd' ich ſehen, was ich ſelbſt vermag!

Siegfried.

Es glückt Dir nicht, es kann Dir gar nicht glücken,
Sie wirft Dich in den Staub! Und glaube nicht,
Daß Milde wohnt in ihrer ehr'nen Bruſt,
Und daß ſie etwa, wenn ſie Dich erblickt,
Es gar zu einem Kampf nicht kommen läßt!
Das kennt ſie nicht, ſie ſtreitet um ihr Magdthum,
Als wär' ihr Leben ſelbſt daran geknüpft,
Und wie der Blitz, der keine Augen hat,
Oder der See, der keinen Schrei vernimmt,
Vertilgt ſie ohne Mitleid jeden Recken,

Der ihr den Jungfraun-Gürtel löſen will.
D'rum gieb ſie auf und denk' nicht mehr an ſie,
Wenn Du ſie nicht aus eines Ander'n Händen,
Wenn Du ſie nicht von mir empfangen magſt!

Gunther.

Und warum ſolt' ich nicht?

Siegfried.

Das frag' Dich ſelbſt!
Ich bin bereit mit Dir hinab zu zieh'n,
Wenn Du die Schweſter mir als Lohn verſprichſt,
Denn einzig ihrethalben kam ich her,
Und hätteſt Du Dein Reich an mich verloren,
Du hätt'ſt es Dir zurückgekauft mit ihr.

Hagen.

Wie denkſt Du's denn zu machen?

Siegfried.

Schwere Proben
Sind zu beſteh'n! Sie wirſt den Stein, wie ich,
Und ſpringt ihm nach, ſo weit er fliegt, ſie ſchleudert
Die Lanze und durchbohrt auf hundert Schritte
Ein ſiebenfaches Erz, und ſo noch mehr.
Allein, was thut's, wir theilen uns in's Werk,
Mein ſei die Arbeit, die Geberde ſein!

Hagen.

Er ſoll den Anlauf nehmen, Du willſt werfen
Und ſpringen?

Siegfried.

Ja! ſo mein' ich's! Und dabei
Ihn ſelbſt noch tragen!

Hagen.

Thorheit! Wie iſt's möglich,
Sie ſo zu täuſchen?

Siegfried.

Durch die Nebelkappe,
Die mich ſchon einmal ihrem Blick entzog!

Hagen.

Du warſt ſchon dort?

Siegfried.

Ich war's! Doch warb ich nicht,
Auch ſah ich nur, ich wurde nicht geſeh'n! —
Ihr ſtaunt und ſchaut mich voll Verwund'rung an?
Ich merk' es wohl, ich muß den Kukuk machen,
Eh' Ihr mir trauen könnt, doch denke ich,
Wir ſparen's für die Fahrt, denn die iſt lang,
Auch kann ich, wenn ich von mir ſelbſt erzähle,
Dabei in's Waſſer ſehn!

Gunther.

Nein, ſprich uns gleich
Von Iſenland und Deinen Abenteuern!
Wir hören's gern, und waren ſchon dabei,
Es ſelbſt zu thun.

Siegfried.

Auch das! Mich trieb die Luſt
Am Kampf ſo weit hinunter, und ich traf

Dort gleich den erſten Tag bei einer Höhle
Zwei junge Recken, die ſich grimmig ſtritten.
Es waren Brüder, König Niblung's Söhne,
Die ihren Vater kaum begraben hatten —
Erſchlagen auch, wie ich nachher vernahm —
Und ſchon um's Erbe zankten. Ganze Haufen
Von Edelſteinen lagen aufgethürmt
Um ſie herum, dazwiſchen alte Kronen,
Seltſam gewund'ne Hörner und vor Allem
Der Balmung, aus der Höhle aber blitzte
Das rothe Gold hervor. Als ich erſchien,
Verlangten ſie mit wildem Ungeſtüm,
Daß ich den Schatz als Fremder theilen ſollte,
Und gern gewährt' ich's, um den Mord zu hindern,
Mit dem ſie ſich bedrohten, doch umſonſt.
Denn als ich fertig war, fand Jeder ſich
Verkürzt, und tobte, und ich warf die Hälften
Auf ihr Begehren wieder durcheinander
Und theilte abermals. Da wurden ſie
Noch zorniger und drangen, während ich
Gebückt auf meinen Knien lag und ſtill
Auf einen Ausgleich ſann, in toller Wuth
Mit raſch gezognen Degen auf mich ein.
Ich, um der Raſenden mich zu erwehren,
Griff zu dem Balmung neben mir, weil ich
Die eig'ne Klinge nicht mehr ziehen konnte,
Und eh' ich's dachte, hatten alle Beide,
Wie Eber, welche blind auf's Eiſen laufen,

Sich ſelbſt geſpießt, obgleich ich liegen blieb
Und ihrer ſchonte, und ſo ward ich Erbe
Des ganzen Hortes.

Hagen.

Blutig und doch redlich!

Siegfried.

Nun wollt' ich in die Höhle geh'n! Wie ſtaunt' ich,
Als ich den Eingang nicht mehr fand. Ein Wall,
So ſchien's, war plötzlich aus dem Schooß der Erde
Hervorgeſtiegen, und ich ſtach hinein,
Um mir den Weg zu bahnen. Doch, da kam
Statt Waſſers Blut, es zuckte, und ich glaubte,
Ein Wurm ſei in dem Wall verſteckt. Ich irrte,
Der ganze Wall war nur ein einz'ger Wurm,
Der, tauſend Jahre in der Felskluft ſchlafend,
Mit Gras und Moos bewachſen war, und eher
Dem zack'gen Rücken einer Hügelkette,
Als einem Thiere glich, das Odem hat.

Hagen.

Das war der Drache!

Siegfried.

Ja, ich ſchlug ihn todt,
Indem ich ihn beſtieg, eh' er ſich bäumte,
Und ihm von hintenher, den Nacken reitend,
Das blaue Haupt zerſchmetterte. Es war
Vielleicht das ſchwerſte Stück, das ich vollbrachte,
Und ohne Balmung wär's mir nicht geglückt.

Dann hieb ich mich durch ſeinen Rieſenleib,
Durch all das Fleiſch und die gewalt'gen Knochen,
Wie durch ein felſigtes Gebirg, allmälig
Bis an die Höhle durch. Doch hatte ich
Sie kaum betreten, als ich mich umklammert
Von ſtarken Armen fühlte, die mein Auge
Nicht ſah, und die mir dennoch faſt die Rippen
Zuſammen drückten, ganz als ob die Luft
Es ſelber thäte! Es war Alberich,
Der wilde Zwerg, und niemals war ich wohl
Dem Tod ſo nah', als in dem grauſen Kampf
Mit dieſem Ungethüm. Doch endlich wurde
Er ſichtbar und nun war's um ihn geſcheh'n.
Denn, ohne es zu wiſſen, hatt' ich ihm,
Derweil ich mit ihm rang, die Nebelkappe
Vom Kopf geriſſen und mit ſeiner Hülle
Verlor er auch die Kraft und ſtürzte hin.
Nun wollt' ich ihn zertreten, wie ein Thier,
Da löſ'te er, ſchon unter meinen Ferſen
Mit ſeinem Hals, ſich raſch durch ein Geheimniß,
Das ich nicht ahnte, er entdeckte mir
Den Zauber, der im Blut des Drachen ſteckte,
So lange es noch rauchte, und ich ließ
Ihn eilig frei und nahm mein rothes Bad.

Gunther.

So haſt Du Dir an einem einz'gen Tage
Den Balmung und den Hort, die Nebelkappe
Und Deine Haut von Horn erkämpft?

Siegfried.

So iſt's!
Ja, auch die Vögelſprache! Als ein Tropfe
Des Zauberbluts mir auf die Lippen ſprang,
Verſtand ich gleich das Zwitſchern über mir,
Und hätt' ich nicht zu raſch ihn abgewiſcht,
So würd' ich auch, was hüpft und ſpringt, verſteh'n.
Denkt Euch: auf einmal flüſtert es im Baum,
Denn eine alte Linde deckte Alles,
Dann kichert's, lacht und höhnt, ſo daß ich Menſchen
Zu hören glaube, die, im Laub verſteckt,
Mein Thun verſpotten. Wie ich um mich ſchaue,
Erblick' ich Nichts, als Vögel, Krähen, Dohlen
Und Eulen, die ſich ſtreiten. Brunhild wird
Genannt, auch ich. Ein Knäuel dunkler Reden
Hinüber und herüber. Eins nur klar,
Daß noch ein Abenteuer meiner harrt.
Die Luſt erwacht. Die Dohle fliegt voran,
Die Eule folgt. Bald ſperrt ein Flammenſee
Den Weg und eine Burg, wie glühendes
Metall in bläulich-grünem Schimmer leuchtend,
Taucht drüben auf. Ich halte an. Da ruft
Die Dohle: Zieh' den Balmung aus der Scheide
Und ſchwing' ihn dreimal um das Haupt! Ich thu's
Und ſchneller wie ein Licht, erliſcht der See.
Nun wird's lebendig in der Burg, Geſtalten
Erſcheinen auf der Zinne, Schleier flattern
Und eine ſtolze Jungfrau ſpäht herab.

Da kreiſcht die Eule auf: Das iſt die Braut!
Nun mit der Nebelkappe fort! Ich hatte
Sie blos zur Probe aufgeſetzt und wußte
Nicht einmal, daß ich ſie noch trug. Doch jetzt
Hielt ich ſie mit den Händen feſt, weil ich
Die kecken Vögel darnach haſchen ſah.
Denn Brunhild rührte, wie ſie droben ſtand,
In aller ihrer Schönheit nicht mein Herz,
Und wer da fühlt, daß er nicht werben kann,
Der grüßt auch nicht.

Volker.

Das iſt ein edles Wort.

Siegfried.

So ſchied ich ungeſeh'n und kenne doch
Die Burg und ihr Geheimniß, wie den Weg.

Gunther.

So führ' mich, Held!

Volker.

Nein, König, bleib daheim,
Es endet ſchlecht.

Siegfried.

Du meinſt, ich kann nicht halten,
Was ich verſprach?

Volker.

O, doch, ich meine nur,
Daß falſche Künſte ſich für uns nicht ziemen!

Gunther.
Mit ander'n geht's ja nicht.

Volker.
So ſtehſt Du ab.

Gerenot.
Das rath' ich auch.

Hagen.
Ei nun! Warum?

Gunther.
Mir ſcheint's
So wenig ſchimpflich, als in's Schiff zu ſteigen,
Wenn man das fremde Ufer nicht durch Schwimmen
Erreichen kann, und ſtatt der Fauſt den Degen
Zu brauchen.

Siegfried.
Nimm es ſo, und ſchlage ein!

Gunther.
Wohlan! Für Brunhild geb' ich Dir Kriemhild
Und unſ're Hochzeit feiern wir zugleich!

Hagen
(legt den Finger auf den Mund, ſieht Siegfried an und ſchlägt an's Schwert).

Siegfried.
Bin ich ein Weib? In Ewigkeit kein Wort!
Ich ſtelle mich, wenn Ihr zum Kampfe eilt,
Als hätt' ich was an unſ'rem Schiff zu richten
Und geh' zum Strand hinunter, daß ſie's ſieht,
Doch in der Nebelkappe kehr' ich wieder
Und kneif' Dich in den Arm und ſteh' Dir bei!
(Alle ab.)

Zweite Abtheilung.

Siegfried's Tod.

Ein Trauerſpiel in fünf Acten.

Personen:

König Gunther.
Hagen Tronje.
Dankwart.
Volker.
Giselher.
Gerenot.
Wulf }
Truchs } Recken.
Rumolt.
Siegfried.
Ute.
Kriemhild.
Brunhild, Königin von Isenland.
Frigga, ihre Amme.
Ein Kaplan.
Ein Kämmerer.

Recken. Volk. Mägde. Zwerge.

Erſter Act.

Iſenland. Brunhild's Burg. Früher Morgen.

Erſte Scene.

(Brunhild und Frigga kommen von entgegengeſetzten Seiten.)

Brunhild.

Woher ſo früh? Dir trieft das Haar von Thau
Und Dein Gewand iſt blutbeſprengt.

Frigga.

Ich habe
Den alten Göttern, eh' der Mond zerbrach,
Ein Opfer dargebracht.

Brunhild.

Den alten Göttern!
Jetzt herrſcht das Kreuz und Thor und Odin ſitzen
Als Teufel in der Hölle.

Frigga.

Fürchteſt Du
Sie darum weniger? Sie können uns

Noch immer fluchen, wenn auch nicht mehr ſegnen,
Und willig ſchlacht' ich ihnen ihren Bock.
O, thäteſt Du es auch! Du hätteſt Grund,
Wie keine Zweite.

Brunhild.

Ich?

Frigga.

Ein ander Mal!
Längſt ſollt' ich Dir erzählen. Heute iſt
Die Stunde endlich da.

Brunhild.

Ich glaubte ſchon,
Sie werde erſt mit Deinem Tode kommen,
D'rum drängt' ich Dich nicht mehr.

Frigga.

So merke auf!
Urplötzlich trat aus unſer'm Feuerberg
Ein Greis hervor, und reichte mir ein Kind,
Sammt einer Runentafel.

Brunhild.

In der Nacht?

Frigga.

Wie weißt Du's?

Brunhild.

Manches haſt Du ſchon im Schlaf
Verrathen, denn Du ſprichſt, wenn Dir der Mond
In's Antlitz ſcheint.

Frigga.

Und Du behorchſt mich? — Wohl —
Um Mitternacht! Wir wachten bei der Leiche
Der Königin. Sein Haar war weiß, wie Schnee,
Und länger, als ich's je bei einem Weibe
Geſehen habe, wie ein weiter Mantel
Umwallt' es ihn, und hinten ſchleppt' es nach.

Brunhild.

Der Geiſt des Berg's!

Frigga.

Ich weiß es nicht. Er ſprach
Kein einz'ges Wort. Das Mägdlein aber ſtreckte
Die Händchen nach der gold'nen Krone aus,
Die auf dem Haupt der Todten funkelte,
Und, wunderbar, ſie paßte.

Brunhild.

Wie! Dem Kinde?

Frigga.

Dem Kinde: Ja! war ihm nicht zu weit
Und ward ihm ſpäter nie zu eng!

Brunhild.

Wie meine!

Frigga.

Wie Deine, ja! Und wunderbarer noch:
Das Mägdlein war dem Kinde, das der Todten
Im Arme lag, und das ſogleich verſchwand,

Als wär' es nie geweſen, an Geſtalt
So ähnlich, ja ſo gleich, daß es ſich nur
Durch's Athmen unterſchied von ihm, es ſchien,
Als hätte die Natur denſelben Leib
Für Einen Zweck zweimal geſchaffen und
Das Blut blos umgegoſſen.

Brunhild.

Hatte denn
Die Königin ein Kind im Arm?

Frigga.

Sie war
An der Geburt geſtorben und mit ihr
Zugleich die Frucht.

Brunhild.

Das ſagteſt Du noch nicht.

Frigga.

So hab' ich's nur vergeſſen. Sicher brach
Ihr Herz aus Gram, daß ſie es dem Gemahl
Nicht zeigen konnte. Viele Jahre hatte
Er ſich umſonſt dieß holde Glück gewünſcht
Und einen Monat früher, als es kam,
Ereilte ihn ein jäher Tod.

Brunhild.

Nur weiter!

Frigga.

Wir ſah'n uns nach dem Greiſe um. Er war
Verſchwunden, und der Berg, der, mitten durch

Geſpalten, wie ein Apfel, durch das Fenſter
Uns angegähnt, ging langſam wieder zu.

Brunhild.

Und kam der Greis nicht wieder?

Frigga.

Höre nur!
Wir ließen unſ're Frau am nächſten Morgen
Zur Gruft beſtatten und der Prieſter wollte
Zugleich das Mägdlein taufen. Doch ſein Arm
Ward lahm, bevor er mit dem heil'gen Naß
Die Stirn ihr netzen konnte und er hat
Ihn niemals mehr gehoben.

Brunhild.

Niemals mehr!

Frigga.

Nun, er war alt und wir erſchracken nicht,
Wir riefen einen Andern. Dem gelang's,
Sie zu beſprengen, doch er wurde ſtumm,
Als er ſie ſegnen wollte, und ihm kehrte
Die Sprache niemals mehr zurück.

Brunhild.

Der Dritte?

Frigga.

Der fand ſich lange nicht! Wir mußten Einen
Aus weiter Ferne rufen, der von Allem
Nichts wußte. Der vollbrachte dann das Werk,

Doch als er kaum zu Ende war, ſo fiel
Er um und niemals ſtand er wieder auf!

Brunhild.

Das Mägdlein aber?

Frigga.

Wuchs und wurde ſtark
Und ſeine kind'ſchen Spiele dienten uns
Als Zeichen unſ'res Laſſens oder Thuns,
Und trogen nie, wie's uns die Runentafel
Voraus verkündigt hatte.

Brunhild.

Frigga! Frigga!

Frigga.

Ja! Ja! Du biſt es ſelbſt! Erkennſt Du's endlich?
Nicht in der Kammer, wo die Todten ſtäuben,
Im Hecla, wo die alten Götter hauſen
Und unter Nornen und Valkyrien
Such' Dir die Mutter, wenn Du eine haſt! —
O, hätte nie ein Tropfen heil'gen Waſſers
Die Stirne Dir benetzt! Dann wüßten wir
Wohl mehr!

Brunhild.

Was murmelſt Du?

Frigga.

Wie ging es zu,
Daß wir uns dieſen Morgen, ſtatt im Bett,

Unausgekleidet auf den Stühlen fanden,
Die Zähne klappernd und die Lippen blau?

Brunhild.

Wir müſſen plötzlich eingeſchlafen ſein.

Frigga.

Iſt das uns ſchon begegnet?

Brunhild.

Nie zuvor.

Frigga.

Nun denn! Der Greis war hier und wollte reden!
Mir iſt ſogar, als hätt' ich ihn geſeh'n,
Wie er Dich rüttelte und mich bedrohte,
Dir aber ward durch einen dicken Schlaf
Das Ohr verſtopft, weil Du nicht hören ſollteſt,
Was Dir beſchieden iſt, wenn Du beharrſt,
D'rum bring' ein Opfer dar und mach' Dich frei.
O, hätte ich dem Prieſter nicht gehorcht,
Als er mich drängte! Doch ich hatte noch
Die Tafel nicht entziffert. Thu' es, Kind,
Denn die Gefahr iſt nah'.

Brunhild.

Gefahr?

Frigga.

Gefahr!
Du weißt, der Flammenſee iſt längſt erloſchen,
Der Deine Burg umgab.

Brunhild.

Und dennoch blieb
Der Recke mit der Balmungklinge aus,
Der hoch zu Roſſe ihn durchreiten ſollte,
Nachdem er Fafner's blut'gen Hort erſtritt.

Frigga.

Ich las wohl falſch. Doch dieſes zweite Zeichen
Kann mich nicht täuſchen, denn ich weiß es lange,
Daß Deiner in der Stunde der Entſcheidung
Die Offenbarung harrt. So opf're, Kind!
Vielleicht ſteh'n alle Götter unſichtbar
Um Dich herum und werden Dir erſcheinen,
Sobald der erſte Tropfen Blutes rinnt.

Brunhild.

Ich fürchte Nichts.

(Man hört Trompeten.)

Frigga.

Trompeten!

Brunhild.

Hörſt Du ſie
Zum erſten Mal?

Frigga.

Zum erſten Mal mit Angſt.
Die Zeit des Diſtelköpfens iſt vorüber
Und eh'rne Häupter ſteigen vor Dir auf.

Brunhild.

Heran! Heran! Damit ich dieſer zeige,
Daß ich noch immer ſiegen kann! Als hier

Der See noch flammte, eilt' ich Euch entgegen
Und freundlich, wie ein Hund vor ſeinem Herrn
Bei Seite ſpringt, entwich das treue Feuer
Vor mir und theilte ſich nach links und rechts:
Jetzt iſt die Straße frei, doch nicht der Gruß.
(Sie beſteigt während dem ihren Thron.)
Nun ſtoßt die Pforten auf und laßt ſie ein!
Wer auch erſcheinen mag: ſein Kopf iſt mein!

Zweite Scene.

(Es geſchieht; Siegfried, Gunther, Hagen und Volker treten ein.)

Brunhild.

Wer iſt's, der heute ſterben will?
(Zu Siegfried.)
Biſt Du's?

Siegfried.

Ich will nicht ſterben, und ich will nicht werben,
Auch thuſt Du mir zu viel der Ehre an,
Mich vor dem König Gunther zu begrüßen,
Ich bin hier nur ſein Führer.

Brunhild
(wendet ſich gegen Gunther).

Alſo Du?
Und weißt Du, was es gilt?

Gunther.

Wohl weiß ich das!

Siegfried.

Der Ruf von Deiner Schönheit drang gar weit,
Doch weiter noch der Ruf von Deiner Strenge,

Und wer Dir immer auch in's Auge ſchaut,
Er wird es nicht im höchſten Rauſch vergeſſen,
Daß Dir der dunkle Tod zur Seite ſteht.

Brunhild.

So iſt's! Wer hier nicht ſiegt, der ſtirbt ſogleich,
Und ſeine Diener mit. Du lächelſt d'rob?
Sei nicht zu ſtolz! Trittſt Du auch vor mich hin,
Als könnteſt Du den vollſten Becher Wein's
Dir unverſchüttet über'm Haupte halten
Und mich dabei betrachten, wie ein Bild:
Ich ſchwöre Dir's, Du fällſt ſo gut, wie er.
(zu Gunther.)
Dir aber rath' ich, wenn Du hören kannſt;
Laß Dir von meinen Mägden doch die Recken
Erſt nennen, die von meiner Hand ſchon fielen,
Vielleicht iſt Mancher d'runter, der ſich einſt
Mit Dir gemeſſen hat, vielleicht gar Einer,
Der Dich beſiegt zu ſeinen Füßen ſah!

Hagen.

Der König Gunther ward noch nie beſiegt.

Siegfried.

Hoch ragt ſein Schloß zu Worms am Rhein empor,
Reich iſt ſein Land an Zierden aller Art,
Doch höher ragt er ſelbſt noch vor den Recken
Und reicher auch an Ehren iſt ſein Haupt.

Hagen.

Die Hand her, Niederland! Das war ein Wort!

Volker.

Und wär's Dir denn ſo ſchwer, dieß öde Land
Und ſeine wüſte Meeres-Einſamkeit
Freiwillig zu verlaſſen und dem König
Aus Höll' und Nacht zu folgen in die Welt?
Es iſt ja gar kein Land, das noch zur Erde
Gehört, es iſt ein preisgegeb'nes Riff,
Das die Lebend'gen längſt entſetzt verließen,
Und wenn Du's liebſt, ſo kannſt Du es nur lieben,
Weil Du als Letzte d'rauf geboren biſt!
Dieß Stürmen in den Lüften, dieß Getoſe
Der Wellen, dieß Gekeuch des Feuerberg's,
Vor Allem aber dieſes rothe Licht,
Das von der Himmelswölbung niederrieſelt,
Als ſtrömt' es ab von einem Opfertiſch,
Iſt fürchterlich und paßt nur für den Teufel:
Man trinkt ja Blut, indem man Athem holt!

Brunhild.

Was weißt denn Du von meiner Einſamkeit?
Noch hab' ich Nichts aus Eurer Welt vermißt,
Und käme das dereinſt, ſo holt' ich's mir,
Verlaßt Euch d'rauf, und braucht' es nicht geſchenkt!

Siegfried.

Sagt' ich's Euch nicht voraus? Zum Kampf! Zum Kampf!
Du mußt ſie mit Gewalt von hinnen führen!
Iſt es nur erſt geſcheh'n, ſo dankt ſie's Dir.

Brunhild.

Meinſt Du? Du kannſt Dich täuſchen. Wißt Ihr denn,
Was ich Euch opfern ſoll? Ihr wißt es nicht,
Und Keiner hat's gewußt. Vernehmt's zuvor
Und fragt Euch, wie ich es vertheid'gen werde!
Wohl ſteht die Zeit hier ſtill, wir kennen nicht
Den Frühling, nicht den Sommer, noch den Herbſt,
Das Jahr verändert niemals ſein Geſicht
Und wir ſind unveränderlich mit ihm.
Doch, wenn auch Nichts von Allem hier gedeiht,
Was Euch entgegen wächſt im Strahl der Sonne,
So reift dafür in unſ'rer Nacht, was Ihr
Mit nichten ſäen oder pflanzen könnt,
Noch freu' ich mich des Kampf's, noch jauchze ich,
Den übermüth'gen Feind zu überwinden,
Der mir die Freiheit rauben will, noch iſt
Die Jugend, iſt das ſchwellende Gefühl
Des Lebens mir genug, und eh' mich dieſes
Verlaſſen kann, hat mich das Schickſal ſchon,
Mit Wundergaben unſichtbar mich ſegnend,
Zu ſeiner Hohenprieſterin geweiht.

Frigga.

Wie wird ihr? War's genug an meinem Opfer?

Brunhild.

Die Erde wird ſich plötzlich vor mir öffnen,
Und mir enthüllen, was ſie birgt im Kern,
Die Sterne droben werd' ich klingen hören

Und ihre himmliſche Muſik verſteh'n,
Und noch ein drittes Glück wird mir zu Theil,
Ein drittes, das ſich gar nicht faſſen läßt!

Frigga.

Du biſt's, Odin! Du haſt ihr Aug' entſiegelt,
Weil Dir zur Nacht ihr Ohr verſchloſſen war,
Nun ſieht ſie ſelbſt, was ihr die Norne ſpinnt!

Brunhild

(hoch aufgerichtet mit ſtarren Augen).

Einſt kommt der Morgen, wo ich ſtatt den Bären
Zu jagen, oder auch die eingefror'ne
Seeſchlange zu erlöſen aus der Haft,
Damit ſie den Planeten nicht zerpeitſche,
Die Burg ſchon früh verlaſſe. Muthig tummle
Ich meinen Rappen, fröhlich trägt er mich,
Auf einmal halt' ich ein. Der Boden vor mir
Hat ſich in Luft verwandelt! Schaudernd reiß ich
Das Roß herum. Auch hinter mir. Er iſt
Durchſichtig. Farb'ge Wolken unter mir,
Wie über mir. Die Mägde plaudern fort.
Ich rufe: Seid Ihr blind, daß Ihr Nichts ſeht?
Wir ſchweben ja im Abgrund! Sie erſtaunen,
Sie ſchütteln ihre Häupter ſtill, ſie drängen
Sich dicht um mich herum. Doch Frigga flüſtert:
Kam Deine Stunde auch? Da merk' ich's erſt!
Der Erdball wurde zum Kriſtall für mich,
Und was Gewölk mir ſchien, war das Geflecht

Der Gold- und Silberadern, die ihn leuchtend
Durchkreuzen bis zum Grund.

Frigga.

Triumph! Triumph!

Brunhild.

Ein Abend folgt. Nicht gleich. Vielleicht erſt ſpät.
Wir ſitzen hier beiſammen. Plötzlich fallen
Die Mägde um, wie todt, das letzte Wort
Zerbricht in ihrem Mund, mich aber treibt's
Zum Thurm hinauf, denn über mir erklingt's
Und jeder Stern hat ſeinen eig'nen Ton.
Erſt iſt es blos Muſik für mich, doch wenn
Der Morgen graut, ſo murml' ich, wie im Schlaf:
Der König ſtirbt vor Nacht noch und ſein Sohn
Kann nicht geboren werden, er erſtickt
Im Mutterleib! Ich höre erſt von Andern,
Daß ich's geſagt, und ahne ſelber nicht,
Woher ich's weiß. Bald aber wird's mir klar
Und bald verbreitet ſich's von Pol zu Pol.
Dann zieh'n ſie noch wie jetzt zu mir heran,
Doch nicht mit Schwertern, um mit mir zu kämpfen,
Nein, demuthsvoll, mit abgelegten Kronen,
Um meine Träume zu behorchen und
Mein Stammeln auszudeuten, denn mein Auge
Durchdringt die Zukunft und in Händen halt' ich
Den Schlüſſel zu den Schätzen dieſer Welt.
So thron' ich ſchickſallos, doch ſchickſalkundig,

Hoch über Allen und vergeſſe ganz,
Daß mir noch mehr verheißen iſt. Es rollen
Jahrhunderte dahin, Jahrtauſende,
Ich ſpür' es nicht! Doch endlich frag' ich mich:
Wo bleibt der Tod? Da geben meine Locken
Mir Antwort durch den Spiegel, ſie ſind ſchwarz
Und ungebleicht geblieben, und ich rufe:
Dieß iſt das Dritte, daß der Tod nicht kommt!
(Sie ſinkt zurück, die Mägde fangen ſie auf.)

Frigga.

Was zag' ich noch? Und wär's der Balmungſchwinger:
Jetzt hätte ſie den Schild auch gegen ihn!
Er fällt, wenn ſie ihn liebt und doch bekämpft,
Und ſie wird kämpfen, nun ſie dieſes weiß.

Brunhild
(richtet ſich hoch wieder auf).

Ich ſprach! Was war's?

Frigga.

Nimm Deinen Bogen, Kind,
Dein Pfeil wird heute fliegen, wie noch nie,
das Andere nachher!

Brunhild
(zu den Recken).

So kommt!

Siegfried
(zu Brunhild).

Du ſchwörſt,
Uns gleich zu folgen, wenn Du unterliegſt?

Brunhild

(lacht).

Ich ſchwör's!

Siegfried.

So macht! Ich richt' indeß das Schiff!

Brunhild

(zu Frigga im Abgehen).

Du gehſt in den Trophäenſaal und ſchlägſt
Dort einen neuen Nagel ein!

(Zu den Recken.)

Wohlan!

(Alle ab.)

Zweiter Act.

Worms. Schloßhof.

Erſte Scene.

(Rumolt und Giſelher einander begegnend.)

Giſelher.

Nun, Rumolt, ſoll ein Baum noch ſtehen bleiben?
Du führſt ja Wochen lang ſchon Wälder ein
Und rüſteſt Dich ſo grimmig auf die Hochzeit,
Als kämen Menſch und Zwerg und Alf zugleich.

Rumolt.

Ich mache mich darauf gefaßt und fänd' ich
Den Keſſel irgendwo nicht recht gefüllt,
So ſteckt' ich flugs den ſäum'gen Koch hinein
Und rührte mit dem Küchenjungen um.

Giſelher.

So biſt Du denn des Ausgangs ſchon gewiß?

Rumolt.

Ich bin's, weil Siegfried wirbt. Wer unterwegs
Zwei Königsſöhne fängt, und uns ſie ſchickt,
Als ob es aufgeſcheuchte Haſen wären,
Der nimmt's wohl auch mit Teufelsweibern auf.

Giſelher.

Da haſt Du recht. Wir haben gute Pfänder
An dieſem Lüdegaſt und Lüdeger!
Mit einem Heer gedachten ſie zu kommen,
Wie nie Burgund ein gleiches noch geſeh'n,
Und als Gefang'ne ſtellten ſie ſich ein,
Die nicht einmal des Hüters mehr bedurften:
Koch zu, Geſell, an Gäſten fehlt's Dir nicht!

(Gernot kommt.)

Da iſt der Jäger!

Gernot.

Aber nicht mit Wild!
Ich war auf unſ'rem Thurm und ſah den Rhein
Mit Schiffen, wie bedeckt.

Rumolt.

Das iſt die Braut!
Da laß ich gleich zur Stunde Alles ſchlagen,
Was brummt und brüllt und blökt und grunzt im Hof,
Damit ſie's in der Ferne ſchon vernimmt,
Wie ſie empfangen werden ſoll!

(Es wird geblaſen.)

Gernot.

Zu ſpät!

Zweite Scene.

Siegfried

(Tritt mit Gefolge auf.)

Da bin ich wieder!

Giſelher.

Ohne meinen Bruder?

Siegfried.

Sei ruhig! Als ſein Bote ſteh' ich hier! —
Doch nicht, um Dir die Meldung auszurichten!
Sie geht an Deine Mutter und ich hoffe,
Daß ich auch Deine Schweſter ſehen darf.

Giſelher.

Das ſollſt Du, Degen, denn wir ſchulden Dir
Den Dank noch für die beiden Dänenprinzen.

Siegfried.

Ich wollte jetzt, ich hätt' ſie nicht geſchickt.

Giſelher.

Warum? Du konnteſt uns nicht beſſer zeigen,
Was wir an Deinem Arm gewonnen haben,
Denn wahrlich, ſchlechte Männer waren's nicht.

Siegfried.

Mag ſein! Doch hätte ich das nicht gethan,
So hätt' vielleicht ein Vogel das Gerücht
Verbreitet, daß ſie mich erſchlagen hätten,
Dann fragt' ich nun: wie nahm Kriemhild es auf?

Giſelher.

Sie nützten Dir auch ſo genug bei uns!
Daß man ſich die Metalle und das Erz
Durch tücht'ge Schläge zur Trompete rundet,
Das hab' ich längſt gewußt, von Menſchen war's
Mir aber unbekannt, und dieſe Beiden
Beweiſen, was ein Schmied, wie Du, vermag.
Sie lobten Dich — wenn Du's vernommen hätteſt,
Du wärſt noch heute roth! Und das nicht bloß
Aus Klugheit, die den Feind wohl öfter preiſ't,
Weil ſie die Schmach der eig'nen Niederlage
Dadurch vergoldet, nein, aus wahrer Luſt.
Doch hörſt Du das am beſten von Kriemhild,
Die gar nicht müde ward ſie auszufragen:
Da kommt ſie her.

Dritte Scene.

(Ute und Kriemhild treten auf.)

Siegfried.

Ich bitte Dich!

Giſelher.

Was iſt?

Siegfried.

Nie wünſcht' ich meinen Vater noch herbei,
Daß er mir ſage, wie ich kämpfen ſolle,
Doch meine Mutter könnt' ich heute brauchen,
Um ſie zu fragen, wie man reden muß.

Giſelher.

Gib mir die Hand, wenn Du ſo blöde biſt.
Man nennt mich hier das Kind. So mag man ſehen,
Wie dieſes Kind den Löwen führt!
(Er führt Siegfried den Frauen zu.)
Der Held
Aus Niederland!

Siegfried.

Erſchreckt nicht, edle Frauen,
Daß ich's allein bin.

Ute.

Tapf'rer Siegfried, nein!
Das thun wir nicht, Du biſt der Recke nicht,
Der übrig bleibt, wenn alle Andern fallen,
Damit das Unglück einen Boten hat.
Du meldeſt mir die neue Tochter an
Und Kriemhild ihre Schweſter.

Siegfried.

Königin,
So iſt's!

Giſelher.

So iſt's! Nichts weiter? Und auch das
Noch ſchwer herausgebracht! Mißgönnſt Du ſie
Dem König, meinem Bruder, oder haſt Du,
Es iſt bis jetzt kein Beiſpiel zwar bekannt,
Im Kampf die Zunge Dir verſtaucht? Doch nein,
Du brauchteſt ſie vorhin ja flink genug,

Als Du mir von Brunhildens braunen Augen
Und ſchwarzem Haar erzählteſt.

Siegfried.

Glaubt es nicht!

Giſelher.

Er hebt, um es mit Nachdruck abzuleugnen,
Noch drei von ſeinen Fingern auf, und ſchwört
Zu Blau und Blond.

Ute.

Dieß iſt ein arger Schalk,
Der zwiſchen Birk' und Haſelſtaude ſteht:
Der Ruthe ſeiner Mutter längſt entwachſen,
Hat er des Vaters Gerte nie geſpürt
Und iſt ſo übermüthig, wie ein Füllen,
Das nichts vom Zaum und von der Peitſche weiß.
Vergieb ihm, oder zücht'ge ihn!

Siegfried.

Das mögte
Gefährlich ſein! Ein wildes Füllen zäumen
Iſt ſchwer, und Mancher hinkt beſchämt davon,
Bevor er es beſteigen kann!

Ute.

So geht
Er wieder ohne Strafe aus!

Giſelher.

Zum Dank
Will ich Dir was verrathen.

Kriemhild.

Giſelher!

Giſelher.

Haſt Du was zu verbergen? Fürchte Nichts!
Ich kenne Dein Geheimniß nicht und blaſe
Von Deinen Kohlen keine Aſche ab.

Ute.

Was iſt es denn?

Giſelher.

Jetzt hab' ich's ſelbſt vergeſſen!
Wenn eine Schweſter plötzlich ſo erröthet,
So denkt man doch als Bruder d'rüber nach
Und fragt ſich nach dem Grund. Ei nun, gleich viel!
Mir fällt's wohl noch vor'm Sterben wieder ein
Und dann erfährt er's gleich.

Siegfried.

Du magſt wohl ſpotten,
Denn ich vergeſſe meinen Auftrag ganz,
Und eh' ich Euch noch in die Sonntagskleider
Getrieben habe, hört Ihr die Trompeten,
Und Gunther zieht mit ſeiner Braut hier ein!

Giſelher.

Siehſt Du den Küchenmeiſter denn nicht rennen?
Dem hat Dein Kommen ſchon genug geſagt!
Doch helf' ich ihm!

(Er geht zu Rumolt.)

Kriemhild.

So edlem Boten dürfen
Wir keine Gabe bieten!

Siegfried.

Doch! O doch!

Kriemhild
(neſtelt an einer Spange und läßt dabei ihr Tuch fallen).

Siegfried
(haſcht nach dem Tuch).

Und dieſe ſei's!

Kriemhild.

Die ziemt nicht Dir, noch mir!

Siegfried.

Kleinodien ſind mir, was den Andern Staub,
Aus Gold und Silber kann ich Häuſer bau'n,
Doch fehlt mir ſolch ein Tuch.

Kriemhild.

So nimm es hin.
Ich hab' es ſelbſt gewirkt.

Siegfried.

Und giebſt Du's gern?

Kriemhild.

Mein edler Siegfried, ja, ich geb' es gern!

Ute.

Doch nun erlaubt — es wird auch Zeit für uns!
(Ab mit Kriemhild.)

Vierte Scene.

Siegfried.

So ſteht ein Roland da, wie ich hier ſtand!
Mich wundert's, daß kein Spatz in meinem Haar
Geniſtet hat.

Fünfte Scene.

Der Kaplan
(tritt heran).

Verzeiht mir, edler Recke,
Iſt Brunhild denn getauft?

Siegfried.

Sie iſt getauft!

Kaplan.

So iſt's ein chriſtlich Land, aus dem ſie kommt?

Siegfried.

Man ehrt das Kreuz.

Kaplan
(tritt wieder zurück).

Man ehrt's wohl ſo, wie hier,
Wo man ſich's neben einer Wodans-Eiche
Gefallen läßt, weil man nicht wiſſen kann,
Ob ihm kein Zauber inne wohnt, ſo wie
Der frömmſte Chriſt ein Götzenbild noch immer
Nicht leicht zerſchlägt, weil ſich ein letzter Reſt
Der alten Furcht noch leiſe in ihm regt,
Wenn er es glotzen ſieht.

Sechſte Scene.

Fanfaren. Brunhild, Frigga, Gunther, Hagen, Volker, Gefolge. Kriemhild und Ute aus der Burg ihnen entgegen.)

Gunther.

Da iſt die Burg,
Und meine Mutter naht mit meiner Schweſter,
Dich zu begrüßen.

Volker
(zu Brunhild, während die Frauen ſich entgegenſchreiten).

Sind die kein Gewinn?

Hagen.

Siegfried, ein Wort mit Dir! Dein Rath war ſchlecht.

Siegfried.

Mein Rath war ſchlecht? Iſt ſie nicht überwunden?
Steht ſie nicht da?

Hagen.

Was iſt damit erreicht?

Siegfried.

Ich denke, Alles.

Hagen.

Nichts! Wer ihr den Kuß
Nicht rauben kann, der wird ſie nimmermehr
Bewältigen, und Gunther kann es nicht.

Siegfried.

Hat er's verſucht?

Hagen.
Würd' ich denn ſonſt wohl reden?
Vorher! Im Angeſicht der Burg. Sie ſträubte
Sich Anfangs, wie es einer Magd geziemt
Und wie ſich unſ're Mütter ſträuben mogten,
Doch, als ſie merkte, daß ein Daumendruck
Genügte, um den Freier fort zu ſchnellen,
Da ward ſie toll, und als er doch nicht wich,
Ergriff ſie ihn und hielt ihn, uns und ihm
Zur ew'gen Schmach, mit vorgeſtrecktem Arm
Weit in den Rhein hinaus.

Siegfried.
Ein Teufelsweib!

Hagen.
Was ſchiltſt Du? Hilf!

Siegfried.
Ich denke, wenn der Prieſter
Sie erſt verband —

Hagen.
Wär' nur die Alte nicht,
Die Magd, die ſie begleitet. Dieſe ſpäht
Und fragt den ganzen Tag und ſitzt bei ihr,
Wie ihr Verſtand von Siebzig oder Achtzig!
Die fürcht' ich mehr, als ſie!

Ute
(zu Kriemhild und Brunhild).
So liebt Euch denn
Und laßt den Ring, den Eure Arme jetzt

Im erſten Herzensdrang geſchloſſen haben,
Allmälig ſich zu einem Kreis erweitern,
In dem Ihr Euch mit gleichem Schritt und Tritt
Und gleicher Luſt um Einen Punkt bewegt.
Ihr werdet's beſſer haben, als ich ſelbſt,
Denn, was ich meinem Herrn nicht ſagen durfte,
Das mußt' ich ganz verſchlucken, und ſo konnt' ich
Zum wenigſten nicht klagen über ihn.

Kriemhild.

Wir wollen Schweſtern werden.

Brunhild.

Euretwegen
Mag Euer Sohn und Bruder noch vor Nacht
Das Zeichen, das zu ſeiner Magd mich ſtempelt,
Mir auf die Lippen drücken, denn ich bin
Noch ungebrannt, wie ein zu junger Baum,
Auch hielt' ich mir, wenn Ihr ſie nicht verſüßtet,
Die Schmach, die mich bedroht, wohl ewig fern.

Ute.

Du ſprichſt von Schmach?

Brunhild.

Vergebt mir dieſes Wort,
Doch ſprech ich, wie ich fühle. Ich bin fremd
In Eurer Welt und wie die meine Euch
Erſchrecken würde, wenn Ihr ſie beträtet,
So ängſtigt mich die Eurige. Mir däucht,

Ich hätt' hier nicht geboren werden können
Und ſoll hier leben! — Iſt der Himmel immer
So blau?

Kriemhild.

Nicht immer. Doch die meiſte Zeit.

Brunhild.

Wir kennen gar kein Blau, als das des Auges
Und das nur im Verein mit rothem Haar
Und einem Milchgeſicht! Und iſt es immer
So ſtill hier in der Luft?

Kriemhild.

Zuweilen ſteigen
Auch Wetter auf, dann wird's bei Tage Nacht
Und Blitz und Donner raſen.

Brunhild.

Käme das
Nur heute noch! Mir wär's, wie Heimatsgruß.
Ich kann mich nicht an ſo viel Licht gewöhnen,
Es thut mir weh, mir iſt, als ging' ich nackt,
Als wäre kein Gewand hier dicht genug! —
Das ſind wohl Blumen? Roth und gelb und grün!

Kriemhild.

Du ſahſt ſie nie und kennſt die Farben doch?

Brunhild.

Wir haben Edelſteine aller Art,
Nur weiße nicht und ſchwarze, aber weiß
Iſt meine eig'ne Hand und ſchwarz mein Haar.

Kriemhild.

So weißt Du Nichts vom Duft!

(Sie pflückt ihr ein Veilchen).

Brunhild.

O der iſt ſchön!
Und dieſe kleine Blume haucht ihn aus,
Die einz'ge, die mein Auge nicht bemerkte?
Der mögt' ich einen ſüßen Namen geben,
Doch hat ſie wohl ſchon einen.

Kriemhild.

Keine iſt
Demüthiger, als ſie, und keine hätte
Dein Fuß ſo leicht zertreten, denn ſie ſcheint
Sich faſt zu ſchämen, mehr zu ſein als Gras,
So tief verſteckt ſie ſich, und dennoch ſchmeichelt
Sie Dir die erſten ſanften Worte ab.
Sei ſie Dir denn ein Zeichen, daß ſich Manches
Vor Deinem Blick hier noch verbergen mag,
Was Dich beglücken wird.

Brunhild.

Ich hoff's und glaub's! —
Doch thut's auch noth! Du weißt nicht, was es heißt,
Ein Weib zu ſein und doch in jedem Kampf
Den Mann zu überwinden, und die Kraft,
Die ihn verläßt, aus dem verſtrömten Blut,
Das Dir entgegen dampft, durch's bloße Athmen
In Dich zu trinken! Immer ſtärker Dich

Zu fühlen, immer muthiger, und endlich,
Wenn Du des Sieg's gewiſſer biſt, als je —
(In plötzlicher Wendung.)
Frigga, ich frag' Dich noch einmal! Was war's,
Was ſah und ſprach ich vor dem letzten Kampf?

Frigga.
Du ſcheinſt im Geiſt dieß Land geſeh'n zu haben.

Brunhild.
Dieß Land!

Frigga.
Und warſt entzückt.

Brunhild.
Ich war entzückt! —
Doch Deine Augen flammten.

Frigga.
Weil ich Dich
So glücklich ſah.

Brunhild.
Und dieſe Recken ſchienen
Mir weiß, wie Schnee.

Frigga.
Sie waren's ſchon vorher.

Brunhild.
Warum verhehlteſt Du's mir denn ſo lange?

Frigga.
Es ward mir ſelbſt erſt dieſe Stunde klar,
Wo ich vergleichen kann.

Brunhild.
Wenn ich entzückt
Geweſen bin, als ich dieß Land erblickte,
So muß ich's wieder werden.
Frigga.
Zweifle nicht.
Brunhild.
Es kommt mir doch ſo vor, als hätte ich
Von Sternen und Metallen —
Frigga.
Auch, ja wohl!
Du ſprachſt, die Sterne funkelten hier heller,
Doch Gold und Silber wären dafür blind.
Brunhild.
Ei ſo!
Frigga
(zu Hagen).
Nicht wahr?
Hagen.
Ich hab' nicht d'rauf gehört.
Brunhild.
Ich bitt' Euch Alle, nehmt mich für ein Kind,
Ich werde ſchneller wachſen, wie ein and'res,
Doch bin ich jetzt nicht mehr.
(Zu Frigga.)
Das alſo war's?
Frigga.
Das war's!

Brunhild.

So iſt's ja gut! So iſt's ja gut! —

Ute

(zu dem herangetretenen Gunther).

Mein Sohn, wenn ſie zu herb iſt gegen Dich,
Laß ihr nur Zeit! Bei dem Geſchrei der Krähen
Und Raben, das ſie hörte, konnte ſich
Ihr Herz nicht öffnen, doch es wird geſcheh'n
Bei Lerchenruf und Nachtigallenſchlag.

Hagen.

So ſpricht der Spielmann, wenn er's Fieber hat
Und junge Hunde ſtreichelt. Sei's darum.
Der Jungfrau gönne Zeit, ſich zu beſinnen,
Die Fürſtin aber halte gleich beim Wort.
Sie iſt die Deine durch das Recht der Waffen,
So greife zu!

(Ruft.)

Kaplan!

(Schreitet voran.)

Gunther.

Ich folg' Dir gern!

Siegfried.

Halt, Gunther, halt, was haſt Du mir gelobt?

Gunther.

Kriemhild, darf ich den Gatten für Dich wählen?

Kriemhild.

Mein Herr und Bruder, füg' es, wie Du magſt!

Gunther
(zu Ute).
Ich habe keinen Widerſpruch zu fürchten?

Ute.
Du biſt der König, ich bin Magd, wie ſie!

Gunther.
So bitt' ich Dich inmitten meiner Sippen:
Löſ' einen Eid für mich und ſie, und reiche
Dem edlen Siegfried Deine Hand.

Siegfried.
Ich kann
Nicht reden, wie ich mögte, wenn ich Dir
In's Antlitz ſehe, und von meinem Stottern
Haſt Du vorhin wohl ſchon genug gehabt,
D'rum frag' ich Dich, wie jeder Jäger fragt,
Nur daß ich nicht dabei vom Hut die Federn
Herunter blaſe: Jungfrau, willſt Du mich?
Doch, daß Dich nicht die Einfalt ſelbſt beſteche,
Und Du nicht völlig unberathen ſeiſt,
So laß Dir noch vor Ja und Nein vermelden,
Wie meine Mutter mich zu ſchelten pflegt.
Sie ſagt, ich ſei zwar ſtark genug, die Welt
Mir zu erobern, aber viel zu dumm,
Den kleinſten Maulwurfshügel zu behaupten,
Und wenn ich nicht die Augen ſelbſt verlöre,
So läg's allein an der Unmöglichkeit.
Auch magſt Du ihr das Eine willig glauben,

Das And're aber werd' ich widerlegen,
Denn wenn ich Dich nur erſt erobert habe,
So ſoll man ſeh'n, wie ich behaupten kann!
Nun denn, noch einmal: Kriemhild, willſt Du mich?

Kriemhild.

Du lächelſt, Mutter! O, ich habe nicht
Vergeſſen, was ich träumte, und der Schauder
Iſt nicht entfloh'n, er warnt mich mehr, als je.
Doch eben darum ſag' ich muthig: Ja!

Brunhild

(tritt zwiſchen Kriemhild und Siegfried).

Kriemhild!

Kriemhild.

Was willſt Du?

Brunhild.

Mich als Schweſter Dir
Beweiſen!

Kriemhild.

Jetzt? Worin?

Brunhild

(zu Siegfried).

Wie darfſt Du's wagen,
Die Hand nach ihr, nach einer Königstochter,
Nur auszuſtrecken, da Du doch Vaſall
Und Dienſtmann biſt!

Siegfried.

Wie?

Brunhild.
Kamſt Du nicht als Führer
Und gingſt als Bote?
(Zu Gunther.)
Und wie kannſt Du's dulden
Und unterſtützen, daß er's thut?
Gunther.
Er iſt
Der Erſte aller Recken!
Brunhild.
Dafür weiſ' ihm
Den erſten Platz an Deinem Throne an.
Gunther.
Er iſt an Schätzen reicher als ich ſelbſt!
Brunhild.
Pfui! Giebt ihm das ein Recht auf Deine Schweſter?
Gunther.
Er hat mir tauſend Feinde ſchon erſchlagen.
Brunhild.
Der Held, der mich beſiegte, dankt ihm das?
Gunther.
Er iſt ein König, wie ich ſelbſt.
Brunhild.
Und ſtellte
Doch zu den Knechten ſich?
Gunther.
Dieß Räthſel will ich
Dir löſen, wenn Du mein geworden biſt!

Brunhild.

Nie werd' ich's, eh' ich Dein Geheimniß weiß.

Ute.

So willſt Du mich durchaus nicht Mutter nennen?
Verſchieb' es nicht zu lange, ich bin alt,
Auch trug ich manches Leid!

Brunhild.

Ich folge ihm
Zur Kirche, wie ich ſchwur, und werde Dir
Mit Freuden Tochter, aber ihm nicht Weib.

Hagen
(zu Frigga).

Beſchwicht'ge ſie!

Frigga.

Was braucht es mein dazu?
Wenn er ſie einmal überwunden hat,
So wird's ihm auch das zweite Mal gelingen,
Doch iſt's ein Recht der Magd, daß ſie ſich ſträubt.

Siegfried
(Kriemhild bei der Hand faſſend).

Daß ich mich gleich als König hier erweiſe,
So ſchenk' ich Dir den Nibelungenhort.
Und nun zu meinem Recht und Deiner Pflicht.
(Er küßt ſie.)

Hagen.

Zum Dom!

Frigga.

Hat er den Nibelungenhort?

Hagen.

Du hörſt. Trompeten!

Frigga.

Auch die Balmungklinge?

Hagen.

Warum nicht? Holla, blaſ't die Hochzeit ein!

(Rauſchende Muſik. Alle ab.)

Siebente Scene.

(Halle. Truchs und Wulf treten auf. Zwerge tragen Schätze über die Bühne.)

Truchs.

Ich ſteh' zu Kriemhild.

Wulf.

So? Zu Brunhild ich.

Truchs.

Warum, wenn's Dir beliebt?

Wulf.

Wie brächteſt Du
Dein Lanzenſpiel zuſammen, wenn wir Alle
Dieſelbe Farbe hielten?

Truchs.

Dieſen Grund
Muß ich Dir gelten laſſen, aber ſonſt
Wär's Tollheit.

Wulf.

Ho! Das ſag' nur nicht zu laut,
Denn Viele giebt's, die zu der Fremden ſchwören.

Truchs.

Es iſt ein Unterſchied, wie Tag und Nacht.

Wulf.

Wer läugnet das? Doch Mancher liebt die Nacht!
(Zeigt auf die Zwerge.)
Was ſchleppen die?

Truchs.

Ich denk', es iſt der Hort,
Denn Siegfried hat ihn von den Nibelungen,
Als er ſie zum Geleit hieher entbot,
Gleich mit herauf gebracht, und wie ich höre,
Iſt er zum Witthum für Kriemhild beſtimmt.

Wulf.

Unholde, dieſe Zwerge! Hohl im Rücken!
Kehr' Einen um, ſo liegt ein Backtrog da.

Truchs.

Sie hauſen auch ja mit dem Wurmgeſchlecht
Im Bauch der Erde und in Bergeshöhlen,
Und ſind des Maulwurfs Vettern.

Wulf.

Aber ſtark!

Truchs.

Und klug! Der braucht nach der Alraunenwurzel
Nicht mehr zu ſpäh'n, der die zu Freunden hat.

Wulf

(zeigt auf die Schätze.)
Wer das beſitzt, braucht alle Beide nicht.

Truchs.

Ich mögt' es kaum. Es iſt ein altes Wort,
Daß Zaubergold noch durſtiger nach Blut,
Als ausgedörrter Schwamm nach Waſſer iſt:
Auch führen dieſe Nibelungen-Recken
Gar wunderliche Reden.

Wulf.

Von dem Raben!
Was war es doch? Ich hab's nur halb gehört.

Truchs.

Ein Rabe hat ſich auf das Gold geſetzt,
Als man's zum Schiff hinunter trug, und ſo
Gekrächzt, daß Siegfried, weil er ihn verſtand,
Sich erſt die Ohren zugehalten und
Gepfiffen, dann nach ihm mit Edelſteinen
Geworfen, und zuletzt, weil er nicht wich,
Sogar den Speer geſchleudert haben ſoll!

Wulf.

Das will was heißen! Denn er iſt im Grunde
So ſanft, als tapfer.
(Es wird geblaſen.)
Horch, das gilt auch uns!
Sie ſammeln ſich. Hie Brunhild!

Truchs.

Kriemhild hie!

(Ab. Andere Recken, die ſich inzwiſchen geſammelt haben, ſchließen ſich an, und wiederholen den Ruf. Es wird nach und nach dunkel.)

Achte Scene.

(Hagen und Siegfried treten auf.)

Siegfried.

Was willſt Du, Hagen? Warum winkſt Du mich
Hinweg von dem Bankett? Ich werde nie
So wieder ſitzen, wie ich heute ſitze,
So gönnt mir doch den Tag, ich hab's ja wohl
Um Euch verdient.

Hagen.

Es giebt noch mehr zu thun.

Siegfried.

Verſchiebt's auf Morgen! Die Minute gilt
Mir heut' ein Jahr, ich kann die Worte zählen,
Die ich mit meiner Braut geſprochen habe,
So laßt mir doch den Abend für mein Weib.

Hagen.

Verliebte und Berauſchte ſtörte ich
Noch niemals ohne Noth. Es hilft Dir nichts,
Daß Du Dich ſträubſt, Du mußt. Was Brunhild ſprach,
Haſt Du gehört, und wie ſie Hochzeit hält,
Siehſt Du ja wohl, ſie ſitzt bei Tiſch und weint.

Siegfried.

Kann ich es ändern?

Hagen.

Daß ſie halten wird,
Was ſie gelobte, iſt nicht zweifelhaft,

Und daß die Schande unauslöſchlich wäre,
Noch weniger! Dieß leuchtet Dir doch ein?

Siegfried.

Was folgt daraus?

Hagen.

Daß Du ſie bänd'gen mußt!

(Gunther tritt hinzu.)

Siegfried.

Ich?

Hagen.

Hör' mich an! Der König geht mit ihr
In's Schlafgemach. Du folgſt ihm in der Kappe.
Er fordert, eh' ſie ſich das Tuch noch lüftet,
Mit Ungeſtüm den Kuß. Sie weigert ihn.
Er ringt mit ihr. Sie lacht und triumphirt.
Er löſcht, als wär's von ungefähr, das Licht
Und ruft: So weit der Spaß und nun der Ernſt,
Hier wird es anders geh'n, als auf dem Schiff!
Dann packſt Du ſie und zeigſt ihr ſo den Meiſter,
Bis ſie um Gnade, ja um's Leben fleht.
Iſt das geſcheh'n ſo läßt der König ſie
Zu ſeiner unterthän'gen Magd ſie ſchwören,
Und Du entfernſt Dich, wie Du kamſt!

Gunther.

Biſt Du
Bereit, mir dieſen letzten Dienſt zu leiſten?
Ich ford're niemals einen mehr von Dir.

Hagen.

Er wird und muß. Er hat es angefangen.
Wie ſollt' er's nicht auch enden?

Siegfried.

Wollt' ich auch,
Und wahrlich, Ihr verlangt ein Stück von mir,
Das ich wohl auch an einem andern Tage,
Als an dem Hochzeitstag, Euch weigern dürfte,
Wie könnt' ich nur? Was ſagt' ich zu Kriemhild?
Sie hat ſchon jetzt ſo viel mir zu vergeben,
Daß mir der Boden unter'm Fuße brennt;
Wollt' ich den Fehl noch einmal wiederholen,
So könnte ſie's im Leben nicht verzeih'n.

Hagen.

Wenn eine Tochter von der Mutter ſcheidet,
Und aus dem Zimmer, wo die Wiege ſtand,
In's Brautgemach hinüber ſchreiten ſoll,
So giebt es einen langen Abſchied, Freund!
Die Zeit reicht hin für Dich und alſo — Topp!
(Da Siegfried die Hand weigert)
Brunhild iſt jetzt ein angeſchoſſ'nes Wild,
Wer wird es mit dem Pfeil ſo laufen laſſen,
Ein edler Jäger ſchickt den zweiten nach.
Verloren iſt verloren, hin iſt hin,
Die ſtolze Erbin der Valkyrien
Und Nornen liegt im Sterben, tödte ſie ganz,
Dann lacht ein munt'res Weib uns morgen an,
Das höchſtens ſpricht: ich habe ſchwer geträumt!

Siegfried.

Ich weiß nicht, was mich warnt.

Hagen.

Du denkſt, Frau Ute
Iſt fertig, eh' Du ſelbſt! Verlaß' Dich d'rauf,
Sie ruft Kriemhild nach Segen und Umarmung
Noch drei Mal wieder um!

Siegfried.

Und dennoch: Nein!

Hagen.

Was? Wenn in dieſem Augenblick ein Bote
Erſchiene und Dir meldete, Dein Vater
Läg' auf den Tod darnieder, riefeſt Du
Nicht gleich nach Deinem Roß und triebe Dich
Dein Weib nicht ſelbſt hinauf? Nun kann ein Vater
Doch ſelbſt als Greis geneſen, doch die Ehre,
Einmal erkrankt, und dann nicht raſch geheilt,
Steht niemals wieder von den Todten auf.
Und eines Königs Ehre iſt der Stern,
Der alle ſeine Recken mit beleuchtet
Und mit verdunkelt! Weh' dem Zauderer,
Der ihm nur Einen ſeiner Strahlen raubt.
Vermögte ich's, ſo bät' ich Dich nicht länger,
Ich thät' es ſelbſt und wäre ſtolz darauf,
Doch Zauberkünſte haben's angefangen
Und Zauberkünſte müſſen's nun auch enden:
So thu's denn! Soll ich knie'n?

Siegfried.

Ich thu's nicht gern!
Wer hätt' ſich das gedacht! Und dennoch lag's
So nah'! O, drei Mal heilige Natur!
Mich widert's, wie noch nie in meinem Leben,
Doch was Du ſagſt, hat Grund und alſo ſei's.

Gunther.

Ich gebe meiner Mutter einen Wink —

Hagen.

Nein! Nein! Kein Weib! Wir ſteh'n allhier zu Dreien
Und haben, hoff' ich, keine einz'ge Zunge,
Der Vierte in unſ'rem Bunde ſei der Tod!

(Alle ab.)

Dritter Act.

Morgen. Schloßhof. An der einen Seite der Dom.

Erſte Scene.

(Rumolt und Dankwart treten gerüſtet auf.)

Rumolt.

Drei Todte!

Dankwart.

Nun, für geſtern war's genug,
Es war ja nur ein Vorſpiel! Heute wird's
Wohl anders kommen.

Rumolt.

Dieſe Nibelungen
Sind mit den Todtenhemden gleich verſeh'n,
Ein Jeder führt es bei ſich, wie ſein Schwert.

Dankwart.

Man hat im Norden wunderliche Bräuche,
Denn, wie die Berge wilder werden, wie
Die munt'ren Eichen düſtern Tannen weichen,

So wird der Menſch auch finſt'rer, bis er endlich
Sich ganz verliert, und nur das Thier noch hauſ't!
Erſt kommt ein Volk, das nicht mehr ſingen kann,
An dieſes grenzt ein and'res, das nicht lacht,
Dann folgt ein ſtummes, und ſo geht es fort.

Zweite Scene.

(Muſik. Großer Zug. Wulf und Truchs unter den Recken.)

Rumolt
(indem er ſich mit Dankwart anſchließt).

Wird Hagen jetzt zufrieden ſein?

Dankwart.

Ich denk's!
Das iſt ein Aufgebot, wie für den Krieg!
Doch hat er recht, denn dieſe Königin
Braucht and're Morgenlieder, als die Lerche
Sie hören läßt, die in der Linde pfeift!
(Gehen vorüber).

Dritte Scene.

(Siegfried erſcheint mit Kriemhild.)

Kriemhild
(auf ihr Gewand deutend).

Nun? Dankſt Du's mir?

Siegfried.

Ich weiß nicht, was Du meinſt.

Kriemhild.

Sieh mich nur an!

Siegfried.

Ich dank' Dir, daß Du biſt,
Daß Du ſo lächelſt, daß Du blaue Augen
Und keine ſchwarze haſt —

Kriemhild.

Du lobſt den Herrn
In ſeiner Magd! Du Thor, hab' ich mich ſelbſt
Geſchaffen, und die Augen, die Du rühmſt,
Mir ausgeſucht?

Siegfried.

Die Liebe, dünkt mich, könnte
So ſeltſam träumen! Ja, an einem Morgen,
Wo Alles mailich funkelte, wie heut',
Haſt Du die beiden hellſten Tropfen Thau's,
Die an den beiden blau'ſten Glocken hingen,
Dir weg gehaſcht, und trägſt ſeitdem den Himmel
Zwiefach im Antlitz.

Kriemhild.

Lieber dank's mir doch,
Daß ich als Kind ſo klug gefallen bin,
Denn dieſe Augen waren arg bedroht,
Als ich mir hier die Schläfe zeichnete.

Siegfried.

Laß mich die Narbe küſſen!

Kriemhild.

Hitz'ger Arzt,
Verſchwende Deinen Balſam nicht, die Wunde
Iſt längſt geheilt! Nein, weiter!

Siegfried.

Nun, ſo danke
Ich Deinem Mund —

Kriemhild.

Mit Worten?

Siegfried
(will ſie umarmen).

Darf ich ſo?

Kriemhild
(weicht zurück).

Glaubſt Du, ich ford're auf?

Siegfried.

Mit Worten denn
Für Worte! Nein, für Süßeres, als Worte,
Für Dein Geliſpel holder Heimlichkeiten,
Dem Ohr ſo köſtlich, wie Dein Kuß der Lippe,
Und für die Heimlichkeiten ſelbſt, für's Lauſchen
Am Fenſter, als wir in die Wette warfen,
O, hätte ich's geahnt! und für Dein Höhnen
Und Spotten —

Kriemhild.

Um mit Ehren zu verweilen,
Nicht wahr, ſo legſt Du's aus? Wie boshaft, Freund!
Das ſagt' ich Dir im Dunkeln! Willſt Du ſeh'n,
Ob ich erröthe, wenn Du's jetzt bei Tage
Mir wiederholſt? Mein Blut iſt gar zu dumm,
Es ſteigt und fällt zu raſch und meine Mutter
Vergleicht mich oft mit einem Roſenſtock,

Der Roth und Weiß auf Einem Stengel trägt.
Sonſt hätt'ſt Du nichts von alledem erfahren,
Doch fühlt' ich's wohl, wie meine Wangen brannten,
Als mich mein Bruder geſtern morgen neckte,
Da mußt' ich Dir die Miſſethat geſteh'n!

Siegfried.

Daß der den beſten Hirſch noch heute träfe!

Kriemhild.

Und ihn verfehlte! Ja! Das wünſch' ich auch —
Du biſt wohl Einer, wie mein Ohm, der Tronjer,
Der einen neuen Rock, den man ihm ſtickt
Und heimlich vor ſein Bette legt, nur dann
Bemerkt, wenn er zu eng gerieth.

Siegfried.

Warum?

Kriemhild.

Du ſiehſt nur das, was Gott und die Natur
An mir gethan, mein eigenes Verdienſt
Entgeht Dir, das beginnt erſt bei den Kleidern,
Und nicht einmal der Gürtel fällt Dir auf.

Siegfried.

Nun, der iſt bunt! Doch lieber mögt' ich noch
Den Regenbogen um den Leib Dir winden,
Mir däucht, der paßt zu Dir und Du zu ihm.

Kriemhild.

Bring' mir ihn nur zur Nacht, ſo wechsle ich,
Doch wirf ihn nicht ſo hin, wie dieſen andern,
Ich hätte Dein Geſchenk faſt überſeh'n.

Siegfried.

Was redeſt Du?

Kriemhild.

Wenn nicht die Steine wären,
So läge er wohl jetzt noch unter'm Tiſch,
Doch Feuer kann ſich freilich nicht verſtecken.

Siegfried.

Der wär' von mir?

Kriemhild.

Gewiß!

Siegfried.

Kriemhild, Du träumſt!

Kriemhild.

Ich fand ihn in der Kammer.

Siegfried.

Deine Mutter
Wird ihn verloren haben!

Kriemhild.

Meine Mutter!
O nein, ich kenne ihren Schmuck! Ich dachte,
Er ſtamme aus dem Nibelungenhort
Und legt' ihn eilig an, Dich zu erfreu'n!

Siegfried.

Das dank' ich Dir, allein ich kenn' ihn nicht!

Kriemhild
(nimmt den Gürtel ab).

Dann mach' der gold'nen Borte wieder Platz,
Die Du bedeckſt! Ich war ſchon ganz geſchmückt

Und ſchnallte ihn nur über, um die Mutter
Und Dich zugleich zu ehren, denn die Borte
Iſt von der Mutter!

Siegfried.

Das iſt wunderlich! —
Du fand'ſt ihn an der Erde?

Kriemhild.

Ja!

Siegfried.

Zerknüllt?

Kriemhild.

Siehſt Du, daß Du ihn kennſt! Der zweite Spaß
Gelang Dir, wie der erſte, und ich habe
Zwiefache Müh'!

(Sie will den Gürtel wieder umſchnallen.)

Siegfried.

Um Gottes Willen, nein!

Kriemhild.

Iſt das Dein Ernſt?

Siegfried
(für ſich).

Sie ſuchte mir die Hände
Zu binden.

Kriemhild.

Lachſt Du nicht?

Siegfried
(für ſich).

Da ward ich wüthend
Und brauchte meine Kraft.

Kriemhild.

Noch immer nicht?

Siegfried
(für ſich).

Ich riß ihr etwas weg!

Kriemhild.

Bald werd' ich's glauben.

Siegfried
(für ſich).

Das pfropft' ich, weil ſie wieder darnach griff,
Mir in den Buſen, und — — Gieb her, gieb her,
Kein Brunnen iſt ſo tief, den zu verbergen,
Ein Stein daran, und in den Rhein hinab!

Kriemhild.

Siegfried!

Siegfried.

Er iſt mir dann entfallen! — Gieb!

Kriemhild.

Wie kam er denn in Deine Hand?

Siegfried.

Dieß iſt
Ein furchtbar unglückſeliges Geheimniß,
Verlange keinen Theil daran.

Kriemhild.

Du haſt
Mir doch ein größ'res anvertraut, ich kenne,
Die Stelle, wo der Tod Dich treffen kann.

Siegfried.

Das hüte ich allein!

Kriemhild.

Das and're hüten
Wohl Zwei!

Siegfried.

(für ſich).

Verflucht! Ich eilte mich zu ſehr!

Kriemhild

(bedeckt ſich das Geſicht).

Du ſchwurſt mir etwas! Warum that'ſt Du das?
Ich hatt' es nicht verlangt.

Siegfried.

Bei meinem Leben,
Ich habe nie ein Weib erkannt!

Kriemhild.

(hält den Gürtel in die Höhe).

Siegfried.

Ich wurde
Damit gebunden.

Kriemhild.

Wenn's ein Löwe ſagte,
Es wäre glaublicher!

Siegfried.

Und doch iſt's wahr!

Kriemhild.

Dieß ſchmerzt! Ein Mann, wie Du, kann keinen Fehler
Begeh'n, der ihn, wie ſchlimm er immer ſei,

Nicht doch noch beſſer kleidet, als die Lüge,
Womit er ihn bedecken will.

(Gunther und Brunhild treten auf.)

Siegfried.

Weg, weg!
Man kommt!

Kriemhild.

Wer kommt? Brunhild? Kennt die den Gürtel?

Siegfried.

Verbirg ihn doch!

Kriemhild.

Nein, nein, ich zeige ihn!

Siegfried.

Verſtecke ihn, ſo ſollſt Du Alles wiſſen.

Kriemhild

(indem ſie den Gürtel verbirgt).

Sie kennt ihn alſo wirklich?

Siegfried.

Hör' mich an!

(Beide folgen dem Zuge.)

Vierte Scene.

Brunhild.

War das nicht Kriemhild?

Gunther.

Ja!

Brunhild.

Wie lange bleibt
Sie noch am Rhein?

Gunther.

Sie wird wohl nächſtens zieh'n,
Denn Siegfried muß zu Haus.

Brunhild.

Ich geb' ihm Urlaub
Und ſchenke ihm den Abſchied obendrein.

Gunther.

Iſt er Dir ſo verhaßt?

Brunhild.

Ich kann's nicht ſeh'n,
Daß Deine edle Schweſter ſich erniedrigt.

Gunther.

Sie thut, wie Du.

Brunhild.

Nein, nein, Du biſt ein Mann!
Und dieſer Name, der mir ſonſt ſo feindlich
Erklang, erfüllt mich jetzt mit Stolz und Luſt!
Ja, Gunther, ich bin wunderbar verwandelt:
Du ſiehſt's ja wohl? Ich könnte Dich was fragen
Und thu' es nicht!

Gunther.

Du biſt mein edles Weib!

Brunhild.

Ich hör' mich gern ſo nennen, und es kommt
Mir jetzt ſo ſeltſam vor, daß ich das Roß

Getummelt und den Speer geworfen habe,
Als ſäh' ich Dich den Bratenwender dreh'n!
Ich mag die Waffen nicht mehr ſeh'n, auch iſt
Mein eig'ner Schild mir jetzt zu ſchwer, ich wollte
Ihn auf die Seite ſtellen und ich mußte
Die Magd um Beiſtand rufen! Ja, ich mögte
Jetzt lieber lauſchen, wie die Spinnen weben
Und wie die Vögel ihre Neſter bau'n,
Als Dich begleiten!

Gunther.
Dieß Mal muß es ſein!

Brunhild.
Ich weiß, warum. Vergieb mir! Großmuth war's
Was ich für Ohnmacht hielt, Du wollteſt mich
Nur nicht beſchämen, als ich auf dem Schiff
So unhold trotzte! Davon wohnte Nichts
In meiner Bruſt und darum iſt die Kraft,
Die ſich in einer Laune der Natur
Zu mir verirrte, heimgekehrt zu Dir!

Gunther.
Verſöhne Dich, da Du ſo milde biſt,
Denn auch mit Siegfried!

Brunhild.
Dieſen nenne nicht!

Gunther.
Doch haſt Du keinen Grund, ihm gram zu ſein.

Brunhild.
Ich hab' auch keinen! Wenn ein König ſich
So weit erniedrigt, Führerdienſt zu leiſten
Und Boten abzulöſen, iſt es zwar
So wunderlich, als ließe ſich der Menſch
Für's Pferd den Sattel auf den Rücken ſchnallen
Und bellte oder jagte für den Hund,
Allein, wenn's ihm gefällt, was kümmert's mich!

Gunther.
So war es nicht.

Brunhild.
Auch wird's nur um ſo luſt'ger,
Wenn er dabei ſo hoch an Haupt und Gliedern
Hervorragt vor den Andern, daß man glaubt,
Er ſammle ſich von allen Königen
Der Welt die Kronen ein, um eine einz'ge
Daraus zu ſchmieden und die Majeſtät
Zum erſten Mal im vollen Glanz zu zeigen,
Denn, das iſt wahr, ſo lange auf der Erde
Noch mehr, als eine glänzt, iſt keine rund,
Und ſtatt des Sonnenringes trägſt auch Du
Nur einen blaſſen Halbmond auf der Stirn!

Gunther.
Siehſt Du, daß Du ihn ſchon mit andern Augen
Betrachtet haſt?

Brunhild.
Ich habe ihn vor Dir
Begrüßt! Das räche! Ford're — tödte ihn!

Gunther.

Brunhild! Er iſt der Gatte meiner Schweſter
Und ſein Blut iſt das meinige.

Brunhild.

So kämpfe
Mit ihm und wirf ihn nieder in den Staub
Und zeige mir, wie herrlich Du erſcheinſt,
Wenn er der Schemel Deiner Füße iſt.

Gunther.

Auch das iſt hier nicht Brauch.

Brunhild.

Ich laß nicht ab,
Ich muß es einmal ſeh'n. Du haſt den Kern,
Das Weſen, er den Schein und die Geſtalt!
Zerblaſe dieſen Zauber, der die Blicke
Der Thoren an ihn feſſelt. Wenn Kriemhild
Die Augen, die ſie jetzt an ſeiner Seite
Doch faſt zu kühn erhebt, auch ſenken muß,
So ſchadet's ja wohl nicht, ich aber werde
Dich noch ganz anders lieben, wenn Du's thuſt.

Gunther.

Auch er iſt ſtark!

Brunhild.

Ob er den Lindwurm ſchlug
Und Alberich bezwang: das Alles reicht
Noch nicht von fern an Dich. In Dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit

Den letzten Kampf um's Vorrecht ausgekämpft.
Du biſt der Sieger und ich ford're Nichts,
Als daß Du Dich nun ſelbſt mit all' den Ehren,
Wornach ich geizte, ſchmücken ſollſt. Du biſt
Der Stärkſte auf der Welt, d'rum peitſche ihn
Zu meiner Luſt aus ſeiner gold'nen Wolke
Heraus, damit er nackt und bloß erſcheint,
Dann leb' er hundert Jahre oder mehr.

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Frigga und Ute kommen.)

Ute.

Nun, Brunhild blickt ſchon heute fröhlicher,
Wie geſtern.

Frigga.

Königin, ſie iſt es auch.

Ute.

Ich hab's mir wohl gedacht.

Frigga.

Ich nicht! Ich nicht!
Ihr Sinn iſt ſo verwandelt, daß ich nicht
Erſtaunen würde, wenn ſich auch ihr Weſen
Verwandelte und wenn ſie blonde Locken
Bekäme, ſtatt der ſchwarzen, die ſo lange
Mir unter'm gold'nen Kamme kniſterten.

Ute.

Das iſt Dir doch nicht leid?

Frigga.

Mich wundert's nur,
Und hätteſt Du dieß Heldenbild erzogen,
Wie ich, und wüßteſt Alles, was ich weiß,
So würdeſt Du Dich wundern, wie ich ſelbſt.

Ute

(indem ſie wieder in die Burg geht).

Thu' nur das Deinige!

Frigga.

Ich that ſchon mehr,
Als Ihr Euch träumen laßt! Daß dieß ſo kam,
Begreif' ich nicht, doch wenn ſie glücklich iſt,
So bin ich ſtill und werde ſie gewiß
Nicht mahnen an die Zeit, die ſie vergaß!

Sechſte Scene.

(Kriemhild und Brunhild kommen Hand in Hand, es ſammeln ſich viele Recken und Volk.)

Kriemhild.

Nun, iſt's nicht beſſer, Kämpfe anzuſehen,
Als ſelbſt zu kämpfen?

Brunhild.

Haſt Du beides ſchon
Verſucht, daß Du vergleichen kannſt?

Kriemhild.

Ich mögt' es
Auch nimmermehr.

Brunhild.

So ſpiele nicht ſo kühn
Die Richterin! — Ich meine das nicht ſchlimm,
Du kannſt mir Deine Hand noch immer laſſen,
Auch mag's ſo ſein, nur dächt' ich, dieſe Luſt
Wär' mir allein beſtimmt.

Kriemhild.

Wie meinſt Du das?

Brunhild.

Es kann doch Keine jubeln, die den Gatten
Erliegen ſieht!

Kriemhild.

Gewiß nicht!

Brunhild.

Noch ſich täuſchen,
Wenn er nur darum feſt im Bügel bleibt,
Weil ihn ſein Herr verſchonte.

Kriemhild.

Auch wohl kaum!

Brunhild.

Nun denn!

Kriemhild.

Davor bin ich doch wohl geſchützt?
Du lächelſt?

Brunhild.

Weil Du gar zu ſicher biſt.

Kriemhild.
Ich darf es ſein!
Brunhild.
Zur Probe kommt's wohl nicht,
Und auch ein Traum iſt ſüß. Schlaf zu, ſchlaf zu,
Ich wecke Dich nicht auf!
Kriemhild.
Wie redeſt Du!
Mein edler Gatte iſt nur viel zu mild,
Um den Verwaltern ſeiner Königreiche
So weh zu thun, ſonſt hätt' er ſeinen Degen
Schon längſt zu einem Zepter umgeſchmiedet
Und über die ganze Erde ausgeſtreckt.
Denn alle Länder ſind ihm unterthan,
Und ſollte ein's es läugnen, bät' ich mir's
Sogleich von ihm zum Blumengarten aus.
Brunhild.
Kriemhild, was wäre da der meinige?
Kriemhild.
Er iſt mein Bruder und erhält den Stempel,
Wie ſchwer er immer ſei, man wiegt ihn nicht.
Brunhild.
Nein, denn er ſelbſt iſt das Gewicht der Welt
Und wie das Gold der Dinge Preis beſtimmt,
So er den Werth der Recken und der Helden!
Du mußt nicht widerſprechen, liebes Kind,
Ich will dafür geduldig auf Dich hören,
Wenn Du mir zeigſt, wie man die Nadel braucht.

Kriemhild.

Brunhild!

Brunhild.

Ich ſagt' es wahrlich nicht im Hohn,
Ich mögt' es können und es iſt mir nicht
So angeboren, wie das Lanzenwerfen,
Für welches ich des Meiſters nicht bedurfte,
So wenig wie für's Gehen oder Steh'n.

Kriemhild.

Wir können gleich beginnen, wenn Du willſt,
Und da Du doch am liebſten Wunden machſt,
So fangen wir beim Sticken an, ich habe
Ein Muſter bei mir!
(Sie will den Gürtel hervoziehen.)
Nein, ich irre mich!

Brunhild.

Du blickſt nicht mehr wie ſonſt auf Deine Schweſter,
Auch iſt es gar nicht freundlich, mir die Hand,
Die ich ſo liebreich faßte, zu entzieh'n,
Bevor ich ſelbſt ſie laſſe, unſ're Sitte
Zum Wenigſten verlangt das Gegentheil.
Kannſt Du es nicht verwinden, daß das Zepter,
Von dem Du träumſt, in Deines Bruders Hand
Gegeben iſt? Du ſollteſt doch als Schweſter
Dich tröſten, denn der Ruhm des Bruders iſt
Zur Hälfte Dein, auch, dächt' ich, müßteſt Du
Vor allen Andern mir die Ehre gönnen,

Die Dir nun einmal doch nicht werden konnte,
Denn Keine hätt' dafür bezahlt, wie ich!

Kriemhild.

Ich ſeh', wie alle Unnatur ſich rächt.
Du haſt der Liebe wiederſtrebt, wie Keine:
Nun macht ſie Dich zur Strafe doppelt blind.

Brunhild.

Du ſprichſt von Dir und nicht von mir! Es iſt
Kein Grund zum Streit. Das weiß die ganze Welt!
Eh' ich geboren wurde, war's beſtimmt,
Daß nur der Stärkſte mich beſiegen ſolle —

Kriemhild.

Ich glaub's ja gern.

Brunhild.

Und doch?

Kriemhild

(lacht).

Brunhild.

So biſt Du toll!
Iſt Deine Angſt ſo groß, daß wir zu ſtreng
Mit den Vaſallen ſind? Beſorge Nichts!
Ich lege keinen Blumengarten an
Und auch den Vortritt werde ich nur einmal
Verlangen, wenn Du nicht zu ſtörrig biſt,
Nur heut', nur hier am Dom, und niemals mehr.

Kriemhild.

Ich hätte Dir ihn wahrlich nicht verſagt,
Doch da es meines Gatten Ehre gilt,
So weich' ich keinen Schritt.

Brunhild.

Er wird es Dir
Schon ſelbſt gebieten.

Kriemhild.

Wagſt Du's, ihn zu ſchmäh'n?

Brunhild.

Er trat bei mir zurück vor Deinem Bruder,
Wie ein Vaſall vor ſeinem Herrn, und wehrte
Dem Gruß, den ich ihm bot. Das fand ich auch
Natürlich, als ich ihn — er nannte ſich
Ja ſelber ſo — für einen Dienſtmann hielt,
Nun aber kommt's mir anders vor.

Kriemhild.

Und wie?

Brunhild.

Ich ſah den Wolf wohl ſo vor einem Bären
Bei Seite ſchleichen, oder auch den Bären
Vor einem Auerſtier. Er iſt Vaſall,
Wenn er auch nicht geſchworen hat.

Kriemhild.

Nicht weiter!

Brunhild.
Du willſt mir droh'n? Vergiß Dich nicht, mein Kind!
Ich bin bei Sinnen! Bleibe Du es auch!
Es mußte doch ein Grund vorhanden ſein.

Kriemhild.
Es war ein Grund! Und ſchaudern würdeſt Du,
Wenn Du ihn ahnteſt.

Brunhild.
Schaudern!

Kriemhild.
Schaudern! Ja!
Doch fürchte Nichts! Ich liebe Dich auch jetzt
Noch viel zu ſehr und kann Dich nie ſo haſſen,
Um Dir den Grund zu nennen. Wäre mir's
Geſcheh'n, ich grübe mir mit eig'nen Händen
In dieſer Stunde noch das Grab! Nein, nein!
Nicht ich will das elendeſte Geſchöpf,
Das auf der ganzen Erde athmet, machen,
Sei ſtolz und frech, ich bin aus Mitleid ſtumm!

Brunhild.
Du prahlſt, Kriemhild, und ich verachte Dich!

Kriemhild.
Das Kebsweib meines Gatten mich verachten!

Brunhild.
Legt ſie in Ketten! Bindet ſie! Sie raſ't!

Kriemhild.
(zieht den Gürtel hervor).
Kennſt Du den Gürtel?

Brunhild.
Wohl! es iſt der meine,
Und da ich ihn in fremden Händen ſehe,
So muß er mir bei Nacht geſtohlen ſein!

Kriemhild.
Geſtohlen! Dennoch gab ihn mir kein Dieb!

Brunhild.
Wer ſonſt!

Kriemhild.
Der Mann, der Dich bewältigt hat!
Doch nicht mein Bruder!

Brunhild.
Kriemhild!

Kriemhild.
Dieſen hätteſt
Du Mannweib ja erwürgt und dann vielleicht
Zur Strafe in den Todten Dich verliebt:
Mein Gatte gab ihn mir!

Brunhild.
Nein, Nein!

Kriemhild.
So iſt's!
Nun ſetz' ihn noch herab! Geſtatteſt Du

Mir jetzt, daß ich den Dom vor Dir betrete?
(Zu ihren Frauen.)
Folgt mir! Ich muß ihr zeigen, was ich darf!
(Ab in den Dom.)

Siebente Scene.

Brunhild.

Wo ſind die Herren von Burgund! — O Frigga!
Haſt Du's gehört?

Frigga.

Ich hab's gehört und glaub's.

Brunhild.

Du tödteſt mich! Es wäre ſo?

Frigga.

Sie ſagte
Gewiß zu viel, doch dieſes ſteht mir feſt,
Daß Du betrogen biſt!

Brunhild.

Sie löge nicht?

Frigga.

Der Balmungſchwinger war's. Er ſtand am See,
Als er verloſch.

Brunhild.

So hat er mich verſchmäht,
Denn ich war auf der Zinne und er mußte
Mich ſeh'n. Er war gewiß ſchon voll von ihr.

Frigga.

Und daß Du weißt, um was man Dich betrog:
Ich täuſchte Dich!

Brunhild
(ohne auf ſie zu hören).
Daher die ſtolze Ruhe,
Womit er mich betrachtete.

Frigga.
Nicht bloß
Dieß ſchmale Land, Dir war die ganze Erde
Zum Eigenthum beſtimmt, auch ſollten Dir
Die Sterne reden und ſogar dem Tod
Die Herrſchaft über Dich genommen ſein.

Brunhild.
Schweig' mir von dem!

Frigga.
Warum? Du kannſt es Dir
Zwar nicht zurück erobern, doch Du kannſt
Dich rächen, Kind!

Brunhild.
Und rächen werd' ich mich!
Verſchmäht! Weib, Weib, wenn Du in ſeinen Armen
Auch eine Nacht gelacht haſt über mich,
So ſollſt Du viele Jahre dafür weinen,
Ich will, — — Was red' ich! Ich bin ſchwach, wie ſie.
(Stürzt Frigga an die Bruſt.)

Achte Scene.

(Gunther, Hagen, Dankwart, Rumolt, Gerenot, Giſelher und Siegfried kommen.)

Hagen.

Was giebt es hier?

Brunhild

(richtet ſich hoch auf).

Bin ich ein Kebsweib, König?

Gunther.

Ein Kebsweib?

Brunhild.

Deine Schweſter nennt mich ſo!

Hagen

(zu Frigga).

Was ging hier vor?

Frigga.

Ihr ſeid entdeckt! Wir kennen
Den Sieger jetzt und Kriemhild ſagt ſogar,
Daß er es zwei Mal war.

Hagen

(zu Gunther).

Er hat geſchwatzt!

(Er redet heimlich mit ihm.)

Neunte Scene.

Kriemhild

(die während dem aus dem Dom getreten iſt).

Vergieb mir, mein Gemahl! ich that nicht recht,
Doch wenn Du wüßteſt, wie ſie Dich geſchmäht —

Gunther
(zu Siegfried).

Haſt Du Dich je gerühmt?

Siegfried
(legt die Hand auf Kriemhild's Haupt).

Bei ihrem Leben,
Ich that es nicht.

Hagen.

Das glaub' ihm ohne Eid!
Er ſagte nur, was wahr iſt.

Siegfried.

Und auch das
Nicht ohne Noth!

Hagen.

Ich zweifle nicht daran!
Das Wie ein ander Mal. Jetzt bringe nur
Die Weiber aus einander, die noch immer
Die Schlangenkämme wieder ſträuben können,
Wenn ſie zu früh ſich in die Augen ſeh'n.

Siegfried.

Ich ziehe bald von dannen. Kriemhild, komm!

Kriemhild
(zu Brunhild).

Wenn Du bedenkſt, wie ſchwer Du mich gereizt,
So wirſt auch Du —

Brunhild
(wendet ſich).

Kriemhild.

Du liebſt ja meinen Bruder,
Kannſt Du das Mittel ſchelten, das Dich ihm
Zu eigen machte?

Brunhild.

O!

Hagen.

Hinweg! Hinweg!

Siegfried
(indem er Kriemhild abführt).

Hier wurde nicht geſchwatzt, Ihr werdet ſeh'n!
(Ab.)

Zehnte Scene.

Hagen.

Nun tretet um mich her und haltet gleich
Das peinliche Gericht.

Gunther.

Wie redeſt Du?

Hagen.

Fehlt's hier am Grund? Dort ſteht die Königin
Und weint die heißen Thränen, welche ihr
Der Schimpf entpreßt!
(Zu Brunhild.)
Du edles Heldenbild,
Du einz'ges, dem auch ich mich willig beuge:
Der Mann muß ſterben, der Dir das gethan!

Gunther.

Hagen!

Hagen
(zu Brunhild).
Der Mann muß ſterben, wenn Du ſelbſt
Nicht zwiſchen ihn und Deinen Rächer trittſt.

Brunhild.
Ich eſſ' nicht mehr, bis Ihr den Spruch vollzieht.

Hagen.
Vergieb mir, König, daß ich ſprach vor Dir,
Ich wollte Dir nur zeigen, wie es ſteht,
Doch kannſt Du Dich noch immer frei entſcheiden,
Dir blieb die Wahl ja zwiſchen ihm und ihr.

Giſelher.
So wird das Ernſt? Um einen kleinen Fehl
Wollt Ihr den treu'ſten Mann der Erde morden?
Mein König und mein Bruder, ſage Nein!

Hagen.
Wollt Ihr Baſtarde zieh'n an Eurem Hof?
Ich zweifle, ob die trotzigen Burgunden
Sie krönen werden! Doch Du biſt der Herr!

Gernot.
Der tapf're Siegfried wird ſie ſchon bezwingen,
Sobald ſie murren, wenn's uns ſelbſt nicht glückt.

Hagen
(zu Gunther).
Du ſchweigſt! Wohlan! Das Uebrige iſt mein!

Giſelher.
Ich ſcheide mich von Eurem Blutrath ab!
(Ab.)

Elfte Scene.

Brunhild.

Frigga, mein Leben oder auch das ſeine!

Frigga.

Das ſeine, Kind!

Brunhild.

Ich ward nicht bloß verſchmäht,
Ich ward verſchenkt, ich ward wohl gar verhandelt!

Frigga.

Verhandelt, Kind!

Brunhild.

Ihm ſelbſt zum Weib zu ſchlecht,
War ich der Pfenning, der ihm ein's verſchaffte!

Frigga.

Der Pfenning, Kind!

Brunhild.

Das iſt noch mehr als Mord
Und dafür will ich Rache! Rache! Rache!

(Alle ab.)

Vierter Act.

Worms.

Erſte Scene.

(Halle. Gunther mit ſeinen Recken. Hagen trägt einen Wurfſpieß.)

Hagen.

Ein Lindenblatt muß ſelbſt der Blinde treffen;
Ich will mich trauen, eine Haſelnuß
Auf fünfzig Schritt mit dieſem Spieß zu öffnen.

Giſelher.

Was ziehſt Du ſolche Künſte jetzt hervor?
Wir wiſſen's lange, daß bei Dir Nichts roſtet.

Hagen.

Er kommt! Nun zeigt mir, daß Ihr düſter blicken
Und das Geſicht verzieh'n könnt, wenn Euch auch
Kein Vater ſtarb.

Zweite Scene.

Siegfried

(tritt auf).

Ihr Recken, hört Ihr nicht
Die Bracken heulen und den jüngſten Jäger
Sein Hifthorn prüfen? Auf! Zu Pferd! Hinaus!

Hagen.

Der Tag wird ſchön!

Siegfried.

Und ward's Euch nicht geſagt,
Daß ſich die Bären in die Ställe wagen
Und daß die Adler vor den Thüren ſteh'n,
Wenn man ſie Morgens öffnet, ob vielleicht
Ein Kind heraus hüpft?

Volker.

Ja, das kam ſchon vor.

Siegfried.

Indeß wir freiten, ward hier ſchlecht gejagt!
Kommt, werft den übermüth'gen Feind mit mir
Zurück und zehntet ihn.

Hagen.

Mein Freund, wir müſſen
Die Klingen ſchärfen und die Speere nageln.

Siegfried.

Warum?

Hagen.

Du haſt in dieſen letzten Tagen
Zu viel gekoſ't, ſonſt wüßteſt Du es längſt.

Siegfried.

Ich rüſte mich zum Abſchied, wie Ihr wißt!
Doch ſprecht, was giebt's.

Hagen.

Die Dänen und die Sachſen
Sind wieder unterwegs.

Siegfried.

Sind denn die Fürſten
Geſtorben, die uns ſchwuren?

Hagen.

O, nicht doch,
Sie ſtehen an der Spitze.

Siegfried.

Lüdegaſt
Und Lüdeger, die ich gefangen nahm,
Und ohne Loſegeld entließ?

Gunther.

Sie ſagten
Uns geſtern wieder ab.

Siegfried.

Und ihren Boten,
In wie viel Stücke habt Ihr ihn zerhauen?
Hat jeder Geier ſeinen Theil gehabt?

Hagen.

So redeſt Du?

Siegfried.

Wer ſolchen Schlangen dient,
Der wird, wie ſie, zertreten. Höll' und Teufel,
Ich fühle meinen erſten Zorn! Ich glaubte

Schon oft zu haſſen, doch ich irrte mich,
Ich liebte dann nur weniger. Ich kann
Nichts haſſen, als den Treubruch, den Verrath,
Die Gleißnerei und all' die feigen Laſter,
Auf denen er herankriecht, wie die Spinne
Auf ihren hohlen Beinen. Iſt es möglich,
Daß tapf're Männer, denn das waren ſie,
Sich ſo beflecken konnten? Liebe Vettern,
Steht nicht ſo kalt herum und ſchaut auf mich,
Als ob ich raſ'te oder Klein und Groß
Verwechſelte! Uns Allen iſt bis jetzt
Kein Unglimpf widerfahren. Streicht die Rechnung
Gelaſſen durch bis auf den letzten Poſten,
Nur dieſe Zwei ſind ſchuldig.

Giſelher.

Schändlich iſt's,
Mir klingt es noch im Ohr, wie ſie Dich lobten,
Wann war denn dieſer Bote da?

Hagen.

Du haſt
Ihn gleichfalls nicht geſeh'n? Ei nun, er trollte
Sich raſch von dannen, als er fertig war
Und ſah ſich nach dem Botenbrod nicht um.

Siegfried.

O, pfui, daß Ihr ihn für ſeine Frechheit
Nicht züchtigtet! Ein Rabe hätt' ihm dann
Die Augen ausgehackt und ſie verächtlich

Vor ſeinen Herrn wieder ausgeſpie'n;
Das war die einz'ge Antwort, die uns ziemte.
Hier gilt's ja keine Fehde, keinen Kampf
Nach Recht und Brauch, hier gilt es eine Jagd
Auf böſe Thiere! Hagen, lächle nicht!
Mit Henkerbeilen ſollten wir uns waffnen,
Anſtatt mit unſ'ren adeligen Klingen,
Und die ſogar erſt brauchen, da ſie doch
Von Eiſen ſind und ſo dem Schwert verwandt,
Wenn zu dem Hundefang kein Strick genügt.

Hagen.

Wohl wahr!

Siegfried.

Du ſpotteſt meiner, wie es ſcheint.
Das faſſ' ich nicht, Du brennſt doch ſonſt ſo leicht!
Wohl weiß ich's, daß Du älter biſt, als ich,
Jetzt aber ſpricht die Jugend nicht aus mir
Und auch nicht der Verdruß, daß ich es war,
Der Euch zur Milde rieth. Mir däucht, ich ſtehe
Hier für die ganze Welt, und meine Zunge
Ruft, wie die Glocke zum Gebet, zur Rache
Und zum Gericht, was Menſch mit Menſchen iſt.

Gunther.

So iſt's.

Siegfried
(zu Hagen).

Kennſt Du den Treubruch? den Verrath?
Schau ihm in's Angeſicht und lächle noch.

Du ſtellſt Dich ihm im ehrlich-offnen Streit
Und wirfſt ihn nieder. Aber viel zu ſtolz,
Wenn nicht zu edel, um ihn zu vernichten,
Giebſt Du ihn wieder frei und reichſt ihm ſelbſt
Die Waffen dar, die er an Dich verlor.
Er ſtößt ſie nicht zurück und knirſcht Dich an,
Er dankt es Dir, er rühmt und preiſ't Dich gar
Und ſchwört ſich Dir zum Mann mit tauſend Eiden:
Doch wenn Du, all' den Honig noch im Ohr,
Dich nun auf's Lager müde niederſtreckſt
Und nackt und wehrlos da liegſt, wie ein Kind,
So ſchleicht er ſich heran und mordet Dich,
Und ſpuckt vielleicht auf Dich, indem Du ſtirbſt.

Gunther
(zu Hagen).

Was ſagſt Du dazu?

Hagen
(zu Gunther).

Dieſer edle Zorn
Macht mich ſo muthig, unſern Freund zu fragen,
Ob er uns abermals begleiten will.

Siegfried.

Ich zieh' allein mit meinen Nibelungen,
Denn ich bin Schuld daran, daß dieſe Arbeit
Noch einmal kommt! So gern ich meiner Mutter
Mein Weib auch zeigte, um zum erſten Mal
Ein volles Lob von ihr davon zu tragen:
Es darf nicht ſein, ſo lange dieſe Heuchler

Noch Oefen haben, um ſich Brod zu backen,
Und Brunnen, um zu trinken! Gleich beſtell' ich
Die Reiſe ab, und dieß gelob' ich Euch:
Ich bringe ſie lebendig und ſie ſollen
Fortan vor meiner Burg in Ketten liegen
Und bellen, wenn ich komme oder geh',
Da ſie nun einmal Hundeſeelen ſind!
(Eilt ab.)

Dritte Scene.

Hagen.

Er rennt in ſeiner Wuth gewiß zu ihr
Und wenn er fertig iſt, ſo folg' ich nach.

Gunther.

Ich will nicht weiter geh'n.

Hagen.

Wie meinſt Du, König?

Gunther.

Laß neue Boten kommen, die uns melden,
Daß Alles wieder ruhig iſt.

Hagen.

Das wird
Sogleich geſcheh'n, wenn ich bei Kriemhild war
Und das Geheimniß habe.

Gunther.

Haſt Du denn
Metall'ne Eingeweide, daß Du Dich
Nicht auch erſchüttert fühlſt?

Hagen.

Sprich deutlich, Herr,
Das kann ich nicht verſteh'n.

Gunther.

Er ſoll nicht ſterben.

Hagen.

Er lebt, ſo lange Du's befiehlſt! Und ſtänd' ich
Im Wald ſchon hinter ihm, den Speer gezückt,
Du winkſt und ſtatt des Frevlers ſtürzt ein Thier!

Gunther.

Er iſt kein Frevler! Konnte er dafür,
Das er den Gürtel mitgenommen hatte,
Und daß Kriemhild ihn fand? Er iſt ihm ja
Entfallen, wie ein Pfeil, der ſitzen blieb,
Weil man's vergaß, ſich nach dem Kampf zu ſchütteln,
Und den man ſelbſt am Klirren erſt bemerkt.
Sprich ſelbſt, ſprecht Alle: Konnte er dafür?

Hagen.

Nein! Nein! Wer ſagt's? Auch dafür konnt' er Nichts,
Daß ihm der Witz gebrach, ſich auszureden,
Er ward gewiß ſchon beim Verſuche roth.

Gunther.

Nun denn! Was bleibt?

Hagen.

Der Schwur der Königin!

Giſelher.

Sie tödt' ihn ſelber, wenn ſie Blut verlangt.

Hagen.

Wir ſtreiten, wie die Kinder. Darf man denn
Nicht Waffen ſammeln, wenn man auch nicht weiß,
Ob man ſie jemals brauchen wird? Man forſcht
Ein Land doch aus mit allen ſeinen Päſſen,
Warum nicht einen Helden? Ich verſuche
Mein Glück jetzt bei Kriemhild, und wär's auch nur,
Damit die ſchönſte Liſt, die wir erdachten,
Doch nicht umſonſt erſonnen ſei! Sie wird
Mir nicht's verrathen, wenn er ſelbſt ihr Nichts
Vertraut hat und es ſteht ja ganz bei Euch,
Ob Ihr das nützen wollt, was ich erfahre;
Ihr könnt ja wirklich thun, wenn's Euch gefällt,
Was ich nur heucheln will, und ihm im Krieg
Die Stelle decken, wo er ſterblich iſt,
Doch immer müßt Ihr wiſſen, wo ſie ſitzt.

(Ab.)

Vierte Scene.

Giſelher

(zu Gunther).

Du biſt von ſelbſt zu Edelmuth und Treue
Zurück gekehrt, ſonſt ſagt' ich: dieſes Spiel
War keines Königs würdig!

Volker.

Deinen Zorn
Begreift man leicht, Du wurdeſt ſelbſt getäuſcht.

Giſelher.

Nicht darum. Doch ich will mit Dir nicht ſtreiten,
Es ſteht ja Alles wieder gut.

Volker.

Wie das?

Giſelher.

Wie das?

Volker.

Ich hörte, daß die Königin
In Trauerkleidern geht und Trank und Speiſe
Verſchmäht, ſogar das Waſſer.

Gunther.

Leider! Ja.

Volker.

Wie ſteht's denn gut? Was Hagen ſprach, iſt wahr.
Sie ſcheint nicht angethan, um vor dem Hauch
Der Zeit, wie And're, wieder hinzuſchmelzen,
Und darum bleibt's dabei: Er oder Sie!
Zwar haſt Du Recht, er iſt nicht Schuld daran,
Daß dieſer Gürtel ſich, wie eine Schlange,
Ihm anhing, nein, es iſt ein bloßes Unglück,
Allein dieß Unglück tödtet und Du kannſt
Nur noch entſcheiden, wen es tödten ſoll.

Giſelher.

So ſterbe, was nicht leben will!

Gunther.

Die Wahl
Iſt fürchterlich.

Volker.

Ich warnte Dich vorher,
Die Straße zu betreten, aber jetzt
Iſt dieß das Ziel.

Dankwart.

Und muß denn nicht ein Jeder,
Nach unſ'rem Recht, auch für ſein Unglück ſteh'n?
Wer ſeinen beſten Freund bei Nacht durchrennt,
Weil er die Lanze unvorſichtig trug,
Der kauft ſich nicht mit ſeinen Thränen los,
So heiß und raſch ſie ihm entſtrömen mögen,
Es gilt ſein Blut.

Gunther.

Ich geh' einmal zu ihr.

(Ab.)

Fünfte Scene.

Volker.

Dort kommt Kriemhild mit Hagen. Ganz verſtört,
Wie er ſich's dachte. Geh'n wir auch!

(Alle ab.)

Sechste Scene.

(Hagen und Kriemhild treten auf.)

Hagen.

So früh
Schon in der Halle?

Kriemhild.

Ohm, ich halt' es drinnen
Nicht länger aus.

Hagen.

Wenn ich nicht irrte, ging
Dein Gatte eben von Dir. Ganz erhitzt,
Als ob er zornig wäre. Iſt der Friede
Noch zwiſchen Euch nicht wieder hergeſtellt?
Will er vielleicht ſein Mannesrecht mißbrauchen?
Sag's mir, ſo rede ich mit ihm.

Kriemhild.

O nein!
Wenn mich nichts And'res an den böſen Tag
Mehr mahnte, wär' er ſchon ein Traum für mich:
Mein Gatte hat mir jedes Wort erſpart!

Hagen.

Mich freut's, das er ſo mild iſt.

Kriemhild.

Lieber hätt' ich's,
Wenn er mich ſchölte, doch er mag wohl wiſſen
Daß ich es ſelber thu'!

Hagen.

Nur nicht zu hart!

Kriemhild.

Ich weiß, wie ſchwer ich ſie gekränkt und werde
Mir's nie vergeben, ja ich möchte eher,
Daß ich's erlitten hätte als gethan.

Hagen.
Und treibt Dich das ſo früh aus Deiner Kammer?

Kriemhild.
Das? Nein! Das triebe eher mich hinein!
Mich quält die Angſt um ihn.

Hagen.
Die Angſt um ihn?

Kriemhild.
Es giebt ja wieder Streit.

Hagen.
Ja, das iſt wahr.

Kriemhild.
Die falſchen Buben!

Hagen.
Sei nicht gleich ſo bös,
Daß Du im Packen unterbrochen wirſt!
Fahr' ruhig fort und laß Dich gar nicht ſtören,
Du legſt nachher den Panzer oben auf.
Was ſchwatz' ich da! Er trägt nicht einmal einen,
Und hat's ja auch nicht nöthig.

Kriemhild.
Glaubſt Du das?

Hagen.
Faſt mögt' ich lachen. Wenn ein and'res Weib
So greinte, ſpräch' ich: Kind, von tauſend Pfeilen
Kommt einer nur auf ihn, und der zerbricht!

Doch Deiner muß ich ſpotten und Dir rathen:
Fang' eine Grille ein, die klüger ſingt.

Kriemhild.

Du ſprichſt von Pfeilen! Pfeile eben ſind's,
Die ich ſo fürchte. Eines Pfeiles Spitze
Braucht höchſtens meines Daumennagels Raum,
Um einzudringen, und er tödtet auch.

Hagen.

Beſonders, wenn man ihn vergiftet hat,
Und dieſe Wilden, die den Damm durchſtachen,
Wohinter wir uns Alle angebaut,
Und den wir ſelbſt im Krieg noch heilig halten,
Sind wohl im Stande, dieß, wie das, zu thun.

Kriemhild.

Du ſiehſt!

Hagen.

Was geht das Deinen Siegfried an?
Er iſt ja feſt. Und wenn es Pfeile gäbe,
Die ſich'rer, wie die Sonnenſtrahlen träfen,
Er ſchüttelte ſie ab, wie wir den Schnee!
Das weiß er auch, und dieß Gefühl verläßt
Ihn keinen Augenblick im Kampf. Er wagt,
Was uns, die wir doch auch nicht unter Eſpen
Geboren wurden, faſt zum Zittern bringt.
Wenn er's bemerkt, ſo lacht er und wir lachen
Von Herzen mit. Das Eiſen kann ja ruhig
In's Feuer geh'n: es kommt als Stahl heraus.

Kriemhild.

Mich ſchaudert!

Hagen.

Kind, Du biſt zu kurz vermählt,
Sonſt freut' ich mich, daß Du ſo ſchreckhaft biſt.

Kriemhild.

Haſt Du's vergeſſen, oder weißt Du nicht,
Was doch in Liedern ſchon geſungen wird,
Daß er an einem Fleck verwundbar iſt?

Hagen.

Das hatt' ich ganz vergeſſen, es iſt wahr,
Allein ich weiß, er ſprach uns ſelbſt davon,
Es war von irgend einem Blatt die Rede,
Doch frag' ich mich umſonſt, in welchem Sinn.

Kriemhild.

Von einem Lindenblatt.

Hagen.

Ja wohl! Doch ſprich:
Wie hat ein Lindenblatt ihm ſchaden können?
Das iſt ein Räthſel, wie kein zweites mehr.

Kriemhild.

Ein raſcher Windſtoß warf's auf ihn herab,
Als er ſich ſalbte mit dem Blut des Drachen,
Und wo es ſitzen blieb, da iſt er ſchwach.

Hagen.

So fiel es hinten, weil er's nicht bemerkte! —
Was thut's! Du ſiehſt, daß Deine nächſten Vettern,

Ja, Deine Brüder, die ihn ſchützen würden,
Wenn nur ein Schatten von Gefahr ihn ſtreifte,
Den Fleck nicht kennen, wo er ſterblich iſt!
Was fürchteſt Du? Du marterſt Dich um Nichts.

Kriemhild.

Ich fürchte die Valkyrien! Man ſagt,
Daß ſie ſich ſtets die beſten Helden wählen,
Und zielen die, ſo trifft ein blinder Schütz.

Hagen.

Da wär' ihm denn ein treuer Knappe nöthig,
Der ihm den Rücken deckte. Meinſt Du nicht?

Kriemhild.

Ich würde beſſer ſchlafen.

Hagen.

Nun, Kriemhild!
Wenn er — Du weißt, er war ſchon nah' daran —
Aus ſchwankem Nachen in den tiefen Rhein
Hinunterſtürzte und die Rüſtung ihn
Hernieder zöge zu den gier'gen Fiſchen,
So würde ich ihn retten oder ſelbſt
Zu Grunde geh'n.

Kriemhild.

So edel denkſt Du, Ohm?

Hagen.

So denk' ich! Ja! — Und wenn der rothe Hahn
Bei dunkler Nacht auf ſeine Burg ſich ſetzte,

Und er, ſchon vor'm Erwachen halb erſtickt,
Den Weg nicht fände, der in's Freie führt,
Ich trüge ihn heraus auf meinen Armen,
Und glückt' es nicht, ſo würden Zwei verkohlt.

Kriemhild.

(will ihn umarmen).

Dich muß ich —

Hagen

(wehrt ab).

Laß. Doch ſchwör' ich's, daß ich's thäte.
Nur ſetzte ich hinzu: ſeit Kurzem erſt!

Kriemhild.

Er iſt ſeit Kurzem erſt Dein Blutsverwandter!
Und hab' ich Dich verſtanden? Wollteſt Du,
Du ſelbſt? —

Hagen.

So meint' ich's! Ja! Er kämpft für mich
Und tritt das kleinſte von den tauſend Wundern
Mir ab, die er vollbringt, ſobald er zieht,
Ich aber ſchirme ihn!

Kriemhild.

Das hätt' ich nie
Von Dir gehofft!

Hagen.

Nur mußt Du mir den Fleck
Bezeichnen, daß ich's kann.

Kriemhild.

Ja, das iſt wahr!
Hier! In der Mitte zwiſchen beiden Schultern!

Hagen.

In Scheibenhöhe!

Kriemhild.

Ohm, Ihr werdet doch
An ihm nicht rächen, was nur ich verbrach?

Hagen.

Was träumſt Du da.

Kriemhild.

Es war die Eiferſucht,
Die mich verblendete, ſonſt hätt' ihr Prahlen
Mich nicht ſo aufgebracht!

Hagen.

Die Eiferſucht!

Kriemhild.

Ich ſchäme mich! Doch wenn's auch in der Nacht
Bei Schlägen blieb, und glauben will ich's ja,
Selbſt ſeine Schläge gönnte ich ihr nicht!

Hagen.

Nun, nun, ſie wird's vergeſſen.

Kriemhild.

Iſt es wahr,
Daß ſie nicht ißt und trinkt?

Hagen.

Sie faſtet immer
Um dieſe Zeit. Es iſt die Nornenwoche,
Die man in Iſenland noch heilig hält.

Kriemhild.

Es ſind drei Tage ſchon!

Hagen.

Was kümmert's uns?
Nichts mehr. Man kommt.

Kriemhild.

Und? —

Hagen.

Scheint es Dir nicht gut,
Ihm auf's Gewand ein feines Kreuz zu ſticken?
Das Ganze iſt zwar thörigt und er würde
Dich arg verhöhnen, wenn Du's ihm erzählteſt,
Doch da ich nun einmal ſein Wächter bin,
So mögt' ich nichts verſeh'n.

Kriemhild.

Ich werd' es thun!

(Schreitet Ute und dem Kaplan entgegen.)

Siebente Scene.

Hagen

(ihr nach).

Nun iſt Dein Held nur noch ein Wild für mich!
Ja, hätt' er Strich gehalten, wär' er ſicher,
Doch wußt' ich wohl, es werde nicht geſcheh'n.
Wenn man durchſichtig iſt, wie ein Inſect,
Das roth und grün erſcheint, wie ſeine Speiſe,
So muß man ſich vor Heimlichkeiten hüten,
Denn ſchon das Eingeweide ſchwatzt ſie aus!

(Ab.)

Achte Scene.

(Ute und der Kaplan treten auf.)

Kaplan.

Es giebt dafür kein Bild auf dieſer Welt!
Ihr wollt vergleichen und Ihr wollt begreifen,
Doch hier gebricht's am Zeichen, wie am Maß.
Werft Euch vor Gott darnieder im Gebet,
Und wenn Ihr in Zerknirſchung und in Demuth
Euch ſelbſt verliert, ſo werdet Ihr vielleicht,
Und wär's nur für ſo lange, als der Blitz
Auf Erden weilt, zum Himmel aufgezückt.

Ute.

Kann das geſcheh'n?

Kaplan.

Der heil'ge Stephanus
Sah, als das grimmentbrannte Volk der Juden
Ihn ſteinigte, des Paradieſes Thore
Schon offen ſteh'n und jubelte und ſang.
Sie warfen ihm den armen Leib zuſammen,
Ihm aber war's, als riſſen all' die Mörder,
Die ihn in blinder Wuth zu treffen dachten,
Nur Löcher in ſein abgeworf'nes Kleid.

Ute

(zu Kriemhild, die ſich hinzugeſellt hat).

Merk' auf, Kriemhild!

Kriemhild.

Ich thu's.

Kaplan.

Das war die Kraft
Des Glaubens! Lernt nun auch den Fluch
Des Zweifels kennen! Petrus, der das Schwert
Der Kirche trägt, und ihre Schlüſſel führt,
Erzog ſich einen Jünger, welchen er
Vor Allen liebte. Dieſer ſtand einmal
Auf einem Felſen, den das wilde Meer
Umbrauſte und beſpülte. Da gedacht' er
Der Zuverſicht, mit der ſein Herr und Meiſter
Auf unſ'res Heiland's erſten Wink das Schiff
Verließ, und feſten Schritts die See betrat,
Die ihn bedrohte mit dem ſich'ren Tod.
Ein Schwindel faßte ihn bei dem Gedanken
An dieſe Probe und das Wunder ſchien
Ihm ſo unmöglich, daß er eine Zacke
Des Felſens packte, um nur nicht zu fallen,
Und ausrief: Alles, Alles, nur nicht dieß!
Da blies der Herr, und plötzlich ſchmolz der Stein
Zu ſeinen Füßen ein, er ſank und ſank
Und ſchien verloren, und vor Furcht und Grauen
Sprang er hinunter in die off'ne Fluth.
Doch dieſe hatte, von demſelben Hauch
Des Ew'gen ſtill getroffen, ſich verfeſtigt,
Sie trug ihn, wie die Erde mich und Euch,
Und reuig ſprach er: Herr, das Reich iſt Dein!

Ute.

In Ewigkeit!

Kriemhild.

So bete, frommer Vater,
Daß er, der Stein und Waſſer ſo verwandelt,
Auch meinen Siegfried ſchützt. Für jedes Jahr,
Das mir beſchieden wird an ſeiner Seite,
Erbau' ich einem Heil'gen den Altar.

(Ab.)

Kaplan.

Du ſtaunſt das Wunder an. Laß Dir noch ſagen,
Wie ich zu meiner Prieſterkutte kam.
Ich bin vom Stamm der Angeln, und als Heide
Geboren unter einem Volk von Heiden.
Wild wuchs ich auf, und ward mit fünfzehn Jahren
Schon mit dem Schwert umgürtet. Da erſchien
Der erſte Bote Gottes unter uns.
Er ward verhöhnt, verſpottet und zuletzt
Getödtet. Königin, ich ſtand dabei
Und gab ihm, von den Andern angetrieben,
Mit dieſer Hand, die ich ſeitdem nicht brauche,
Obgleich der Arm nicht lahm iſt, wie Ihr glaubt,
Den letzten Schlag. Da hört' ich ſein Gebet.
Er betete für mich und mit dem Amen
Verhaucht' er ſeinen Geiſt. Das wandte mir
Das Herz im Buſen um. Ich warf mein Schwert
Zu Boden, hüllte mich in ſein Gewand
Und zog hinaus und predigte das Kreuz.

Ute.

Dort kommt mein Sohn! O, daß es Dir gelänge,
Den Frieden, welcher ganz von hier entwich,
Zurück zu führen!

(Beide ab.)

Neunte Scene.

(Gunther tritt mit Hagen und den Andern auf.)

Gunther.

Wie ich Euch geſagt,
Sie rechnet auf die That, wie wir auf Aepfel
Wenn's Herbſt geworden iſt. Die Alte hat,
Um ſie zu reizen, hundert Weizenkörner
In ihrer Kammer ſtill herum geſtreut:
Sie liegen unberührt.

Giſelher.

Wie iſt es möglich,
Daß ſie ſo Leben gegen Leben ſetzt?

Hagen.

So mögt' ich ſelber fragen.

Gunther.

Und dabei
Kein Treiben und kein Drängen, wie's bei Dingen,
Die doch an Ort und Zeit und Menſchenwillen
Gebunden ſind, natürlich iſt, kein Fragen,
Kein Wechſel in den Zügen, nur Verwund'rung,
Daß man den Mund noch, öffnet und nicht meldet:
Es iſt vollbracht!

Hagen.
So ſage ich Dir Eins:
Sie liegt in ſeinem Bann, und dieſer Haß
Hat ſeinen Grund in Liebe!

Gunther.
Meinſt Du's auch?

Hagen.
Doch iſt's nicht Liebe, wie ſie Mann und Weib
Zuſammen knüpft.

Gunther.
Was denn?

Hagen.
Ein Zauber iſt's,
Durch den ſich ihr Geſchlecht erhalten will,
Und der die letzte Rieſin ohne Luſt
Wie ohne Wahl zum letzten Rieſen treibt.

Gunther.
Was ändert das?

Hagen.
Den löſ't man durch den Tod!
Ihr Blut gefriert, wenn ſein's erſtarrt, und er
War dazu da, den Lindwurm zu erſchlagen
Und dann den Weg zu geh'n, den dieſer ging.
(Man hört Tumult.)

Gunther.
Was iſt denn das?

Hagen.

Das ſind die falſchen Boten,
Die Dankwart hetzt. Er macht es gut, nicht wahr?
Auch der wird's hören, der gerade küßt!

Zehnte Scene.

(Siegfried kommt; als Hagen ihn bemerkt.)

Hagen.

Bei Höll' und Teufel: Nein! und zehn Mal: Nein!
Es wäre Schmach für uns und Siegfried denkt
Gewiß, wie ich. Da kommt er eben her.
Nun ſprich, Du magſt entſcheiden!
(Als Dankwart auftritt.)
Freilich ändert
Dein Wort Nichts mehr, die Antwort iſt gegeben,
(Zu Dankwart.)
Du haſt die Peitſche ſicher nicht geſchont?
(Zu Siegfried.)
Doch ſetze immerhin Dein Siegel bei!

Siegfried.

Was giebt's?

Hagen.

Die Hunde bitten jetzt auf's Neue
Um Frieden, doch ich ließ die lump'gen Boten
Vom Hof herunter hetzen, ehe ſie
Noch ausgeſprochen hatten.

Siegfried.

Das war recht!

Hagen.

Der König ſchilt mich zwar, er meint, man könne
Nicht wiſſen, was geſcheh'n —

Siegfried.

Nicht wiſſen! Ha! —
Ich weiß es, ich! Packt einen Wolf von hinten,
So giebt er Ruh' von vorn!

Hagen.

Das wird es ſein!

Siegfried.

Was ſonſt! Es wimmelt ja in ihrem Rücken
Von wilden Stämmen. Nun, die ſäen nicht
Und wollen dennoch ernten.

Hagen.

Seht Ihr's nun?

Siegfried.

Nur werdet Ihr den Wolf nicht ſchonen wollen,
Weil er nicht g'rade Zeit hat, ſich zu wehren —

Hagen.

Gewiß nicht.

Siegfried.

Stehen wir den Füchſen bei
Und treiben ihn in's letzte Loch hinein,
In ihren Magen, mein' ich.

Hagen.

Thun wir das,
Doch ſcheint's nicht nöthig, daß wir uns erhitzen,
D'rum rath' ich heut' zur Jagd.

Giſelher.

Ich zieh' nicht mit.

Gerenot.

Ich wahrlich auch nicht.

Siegfried.

Seid Ihr jung und keck,
Und wollt von einer Jagd zu Hauſe bleiben?
Mich hätt' man binden müſſen und ich hätte
Den Strick noch abgenagt. O Jägerluſt!
Ja, wenn man ſingen könnte!

Hagen.

Iſt's Dir recht?

Siegfried.

Recht? Freund, ich bin ſo voll von Wuth und Groll,
Daß ich mit einem Jeden zanken mögte,
D'rum muß ich Blut ſeh'n.

Hagen.

Mußt Du? Nun, ich auch!

Elfte Scene.

(Kriemhild kommt.)

Kriemhild.

Ihr geht zur Jagd?

Siegfried.

Ja wohl! Beſtell' Dir gleich
Den Braten!

Kriemhild.

Theurer Siegfried, bleib daheim.

Siegfried.

Mein Kind, Eins kannſt Du nicht zu früh erfahren,
Man bittet einen Mann nicht: bleib daheim!
man bittet: nimm mich mit!

Kriemhild.

So nimm mich mit!

Hagen.

Das wird nicht geh'n!

Siegfried.

Warum nicht? Wenn ſie's wagt?
Es wird ja wohl das erſte Mal nicht ſein!
Den Falken her! Ihr, was da fliegt, und uns,
Was hüpft und ſpringt. Das giebt die beſte Luſt.

Hagen.

Die Eine ſitzt voll Scham in ihrer Kammer,
Die And're zöge in den Wald hinaus?
Es wär' wie Hohn!

Siegfried.

Das hab' ich nicht bedacht.
Ja wohl, es kann nicht ſein.

Kriemhild.

So wechsle nur
Das Kleid!

Siegfried.

Noch einmal? Jeden Deiner Wünſche
Erfüll' ich, keine Grille.

Kriemhild.

Du biſt herb.

Siegfried.

Laß mich hinaus! Die Luft nimmt Alles weg,
Und morgen Abend bitte ich Dir ab!

Hagen.

So kommt!

Siegfried.

Ja wohl. Nur noch den Abſchiedskuß.
(Er umarmt Kriemhild.)
Du ſträubſt Dich nicht? Du ſagſt nicht: morgen Abend!
Wie ich? Das nenn' ich edel.

Kriemhild.

Kehr' zurück!

Siegfried.

Ein wunderlicher Wunſch! Was haſt Du nur?
Ich zieh' hinaus mit lauter guten Freunden,
Und wenn die Berge nicht zuſammen brechen
Und uns bedecken, kann uns Nichts geſcheh'n!

Kriemhild.

O weh! Gerade das hat mir geträumt.

Siegfried.

Mein Kind, ſie ſtehen feſt.

Kriemhild.

(umſchließt ihn nochmals).
Kehr' nur zurück!
(Die Recken ab.)

Zwölfte Scene.

Kriemhild.

Siegfried!

Siegfried.

(wird noch einmal ſichtbar).

Was iſt?

Kriemhild.

Wenn Du nicht zürnen wollteſt —

Hagen

(folgt Siegfried raſch).

Nun, haſt Du Deine Spindel ſchon?

Siegfried

(zu Kriemhild).

Du hörſt,
Daß ſich die Hunde nicht mehr halten laſſen,
Was ſoll ich?

Hagen.

Warte doch auf Deinen Flachs!
Du ſollſt im Mondſchein mit den Truden ſpinnen.

Kriemhild.

Geht! Geht! Ich wollte Dich nur noch mal ſeh'n!

(Hagen und Siegfried ab.)

Dreizehnte Scene.

Kriemhild.

Ich finde nicht den Muth, es ihm zu ſagen,
Und rief' ich ihn noch zehn Mal wieder um.
Wie kann man thun, was man ſogleich bereut!

Vierzehnte Scene.

(Gernot und Giſelher treten auf.)

Kriemhild.

Ihr noch nicht fort? Die ſchickt mir Gott hieher!
Ihr lieben Brüder, laßt Euch herzlich bitten,
Gewährt mir einen Wunſch, und wenn er Euch
Auch thörigt ſcheint. Begleitet meinen Herrn
Auf Schritt und Tritt und bleibt ihm ſtets im Rücken.

Gernot.

Wir geh'n nicht mit, wir haben keine Luſt.

Kriemhild.

Ihr keine Luſt!

Giſelher.

Wie ſprichſt Du? Keine Zeit!
Es giebt ſo viel für dieſen Zug zu ordnen.

Kriemhild.

Und Eure Jugend ward damit betraut?
Wenn ich Euch theuer bin, wenn Ihr es nicht
Vergeſſen habt, daß Eine Milch uns nährte,
So reitet nach.

Giſelher.

Sie ſind ja längſt im Wald.

Gernot.

Und Einer Deiner Brüder iſt ja mit.

Kriemhild.

Ich bitte Euch!

Giſelher.

Wir müſſen Waffen muſtern,
Du wirſt es ſeh'n.

(Will gehen.)

Kriemhild.

So ſagt mir nur noch Eins:
Iſt Hagen Siegfried's Freund?

Gerenot.

Warum denn nicht?

Kriemhild.

Hat er ihn je gelobt?

Giſelher.

Er lobt ja ſchon,
Wenn er nicht tadelt, und ich hörte nie,
Daß er ihn tadelte.

(Beide ab.)

Kriemhild.

Dieß ängſtigt mich
Noch mehr, als alles Andre. Die nicht mit!

Fünfzehnte Scene.

(Frigga tritt auf.)

Kriemhild.

Du, Alte? Suchſt Du mich?

Frigga.

Ich ſuche Niemand.

Kriemhild.

So willſt Du Etwas für die Königin?

Frigga.

Auch nicht. Die braucht Nichts.

Kriemhild.

Nichts und immer Nichts!
Kann ſie denn nicht verzeih'n?

Frigga.

Ich weiß es nicht!
Sie hatte keinen Anlaß, es zu zeigen,
Sie wurde nie gekränkt! Ich hörte Hörner,
Giebt's heute Jagd?

Kriemhild.

Haſt Du ſie wohl beſtellt?

Frigga.

Ich! — Nein!

(Ab.)

Sechszehnte Scene.

Kriemhild.

O hätte ich's ihm doch geſagt!
Du theu'rer Mann, Du haſt kein Weib gekannt,
Jetzt ſeh' ich's wohl! Sonſt hätt'ſt Du nimmermehr
Dem zitternden Geſchöpf, das ſich aus Furcht
Verräth, ein ſolch' Geheimniß anvertraut!

Noch höre ich den Scherz, mit welchem Du's
Mir in die Ohren flüſterteſt, als ich
Den Drachen pries! Ich ließ Dich ſchwören,
Es keinem Menſchen weiter zu entdecken,
Und jetzt — Ihr Vögel, die ihr mich umkreiſ't,
Ihr weißen Tauben, die ihr mich begleitet,
Erbarmt Euch meiner, warnt ihn, eilt ihm nach!

(Ab.)

Fünfter Act.

Oden-Wald.

Erſte Scene.

(Hagen, Gunther, Volker Dankwart und Knechte treten auf.)

Hagen.

Dieß iſt der Ort. Den Brunnen hört Ihr rauſchen,
Die Büſche decken ihn. Und ſteh' ich hier,
So ſpieß' ich Jeden, der ſich bückt und trinkt,
An das Gemäuer.

Gunther.

Noch befahl ich's nicht.

Hagen.

Du wirſt es thun, wenn Du Dich recht bedenkſt,
Es giebt kein and'res Mittel und es kommt
Kein zweiter Tag, wie dieſer. Darum ſprich
Und wenn Du lieber willſt, ſo ſchweig!

(Zu den Knechten.)

Holla!
Hier iſt die Raſt!

(Die Knechte ordnen ein Mahl.)

Gunther.

Du warſt ihm immer gram.

Hagen.

Nicht läugnen will ich's, das ich meinen Arm
Mit Freuden leihe und mit einem Jeden
Erſt kämpfen würde, der ſich zwiſchen mich
Und ihn zu drängen ſuchte, doch ich halte
Die That darum nicht minder für gerecht.

Gunther.

Und dennoch riethen meine Brüder ab
Und wandten uns den Rücken.

Hagen.

Hatten ſie
Zugleich den Muth, zu warnen und zu hindern?
Sie fühlen's wohl, daß wir im Rechte ſind,
Und ſchaudern nur, wie's ihrer Jugend ziemt,
Vor Blut, das nicht im off'nen Kampfe fließt.

Gunther.

Das iſt's!

Hagen.

Er hat den Tod ja abgekauft
Und ſo den Mord geadelt.

(Zu den Knechten.)

Stoßt in's Horn,
Daß man ſich ſammelt, denn wir müſſen ja
Erſt eſſen.

(Es wird geblaſen.)

Nimm die Dinge, wie ſie ſteh'n
Und laß mich machen. Fühlſt Du ſelbſt Dich nicht

Gekränkt und willſt vergeben, was geſcheh'n,
So thu's, nur wehre Deinem Diener nicht,
Dein Heldenweib zu rächen und zu retten!
Sie wird den Eid nicht brechen, den ſie ſchwur,
Wenn ihre ſtille Zuverſicht auf uns
Sie täuſcht, daß wir ihn löſen werden,
Und alle Luſt des Lebens, die ſich wieder
In ihren jungen Adern regen mag,
Sobald die Todesſtunde ſie umſchattet,
Wird ſich nur noch in einen Fluch entladen,
In einem letzten Fluche über Dich!

Gunther.

Es iſt noch Zeit!

Zweite Scene.

(Siegfried tritt auf mit Rumolt und mit Knechten.)

Siegfried.

Da bin ich! Nun, ihr Jäger,
Wo ſind die Thaten? Meine würden mir
Auf einem Wagen folgen, doch er iſt
Zerbrochen!

Hagen.

Nur den Löwen jag' ich heut',
Allein, ich traf ihn nicht.

Siegfried.

Das glaub' ich wohl,
Ich hab' ihn ſelbſt erlegt! — Da wird gedeckt:
Ein Tuſch für den, der das geordnet hat,

Jetzt ſpürt man, das man's braucht. Verfluchte Raben,
Auch hier? Laßt blaſen, daß die Hörner ſpringen!
Mit jeglichem Gethiere warf ich ſchon
Nach dieſem Schwarm, zuletzt mit einem Fuchs,
Allein ſie weichen nicht und dennoch iſt
Mir Nichts im friſchen Grün ſo widerwärtig,
Als ſolch ein Schwarz, das an den Teufel mahnt.
Daß ſich die Tauben nie ſo um mich ſammeln!
Hier bleiben wir wohl auch die Nacht?

Gunther.

Wir dachten —

Siegfried.

Ei wohl, der Platz iſt gut gewählt. Dort klafft
Ein hohler Baum! Den nehm' ich gleich für mich!
Denn ſo bin ich's von Jugend auf gewohnt
Und Beſſ'res kenn' ich nicht, als eine Nacht,
Den Kopf in's mürbe Glimmholz eingewühlt,
So zwiſchen Schlaf und Wachen zu verdämmern,
Und an den Vögeln, wie ſie ganz allmälig,
Der Eine nach dem Andern, munter werden,
Die Stunden abzuzählen. Tick, Tick, Tick!
Nun iſt es zwei. Tuck, Tuck! Man muß ſich recken.
Kiwitt, Kiwitt! Die Sonne blinzelt ſchon,
Gleich öffnet ſie die Augen. Kikriki!
Springt auf, wenn Ihr nicht nieſen wollt.

Volker.

Ja wohl!

Es iſt, als ob die Zeit ſie ſelber weckte,

Indem ſie ſich im Dunkeln weiter fühlt,
Um ihr den Takt zu ihrem Gang zu ſchlagen.
Denn in gemeſſ'nen Pauſen, wie der Sand
Dem Glas entrinnt, und wie der lange Schatten
Des Sonnenweiſers fort kriecht, folgen ſich
Der Auerhahn, die Amſel und die Droſſel
Und Keiner ſtört den Andern, wie bei Tage,
Und lockt ihn einzufallen, eh' er darf.
Ich hab' es oft bemerkt.

Siegfried.

Nicht wahr? — Du biſt
Nicht fröhlich, Schwäher.

Gunther.

Doch, ich bin's!

Siegfried.

O nein!
Ich ſah ſchon Leute auf die Hochzeit geh'n
Und hinter Särgen ſchreiten, und ich kann
Die Mienen unterſcheiden. Macht's, wie ich,
Und thut, als hätten wir uns nie gekannt,
Und uns zum erſtenmal, der Eine ſo,
Der And're ſo verſeh'n, im Wald getroffen.
Da ſchüttet man zuſammen, was man hat
Und theilt mit Freuden mit, um zu empfangen.
Wohlan, ich bringe Fleiſch von allen Sorten,
So gebt mir denn für einen Auerſtier,
Fünf Eber, dreißig oder vierzig Hirſche

Und ſo viel Hühner, als Ihr ſammeln mögt,
Des Löwen und der Bären nicht zu denken,
Nur einen einz'gen Becher kühlen Wein's.

Dankwart.

O weh!

Siegfried.

Was giebt's?

Hagen.

Das Trinken iſt vergeſſen.

Siegfried.

Ich glaub's. Das kann dem Jäger wohl begegnen,
Der ſtatt der Zunge eine Feuerkohle
Im Munde trägt, wenn's Feierabend iſt.
Ich ſoll nur ſelber ſuchen, wie ein Hund,
Obwohl mir ſeine Naſe leider mangelt,
Es ſei darum, ich ſtöre keinen Spaß.
(Er ſucht.)
Hier nicht! Auch dort nicht! Nun wo ſteckt das Faß?
Ich bitt' Dich, Spielmann, rette mich, ſonſt werd' ich
Euch aus dem lauteſten der ſtillſte Mann.

Hagen.

Das könnte kommen, denn — es fehlt am Wein.

Siegfried.

Zum Teufel Eure Jagden, wenn ich nicht
Als Jäger auch gehalten werden ſoll!
Wer hatte denn für das Getränk zu ſorgen?

Hagen.

Ich! — Doch ich wußte nicht, wohin es ging,
Und ſchickt' es in den Speſſart, wo's vermuthlich
An Kehlen mangelt.

Siegfried.

Danke Dir, wer mag!
Giebt's hier denn auch kein Waſſer? Soll man ſich
Am Thau des Abends letzen und die Tropfen
Der Blätter lecken?

Hagen.

Halt nur erſt den Mund,
So wird das Ohr Dich tröſten!

Siegfried

(horcht.)

Ja, es rauſcht!
Willkommen, Strahl! Ich liebe Dich zwar mehr,
Wenn Du, anſtatt ſo kurz vom Stein heraus
Zu quellen und mir in den Mund zu ſpringen,
Den krauſen Umweg durch die Rebe nimmſt,
Denn du bringſt Vieles mit von deiner Reiſe,
Was uns den Kopf mit munt'rer Thorheit füllt,
Doch ſei auch ſo geprieſen.

(Er geht auf den Brunnen zu.)

Aber nein,
Erſt will ich büßen und Ihr ſollt's bezeugen,
Daß ich's gethan. Ich bin der Durſtigſte
Von Allen, und ich will als Letzter trinken,
Weil ich ein wenig hart mit Kriemhild war.

Hagen.

So fang' ich an.

(Er geht zum Brunnen.)

Siegfried

(zu Gunther).

Erheit're Dein Geſicht,
Ich hab' ein Mittel, Brunhild zu verſöhnen,
Du haſt es nicht mehr weit zum erſten Kuß,
Und ich will mich enthalten, wie Du ſelbſt.

Hagen

(kommt wieder und entwaffnet ſich).

Man muß ſich bücken und das geht nicht ſo.

(Wieder ab.)

Siegfried.

Kriemhild will ſie vor allem Deinem Volk,
Bevor wir ziehen, um Verzeihung bitten,
Das hat ſie frei gelobt, nur will ſie gleich
Mit dem Erröthen fort.

Hagen

(kommt wieder).

So kalt, wie Eis.

Siegfried.

Wer folgt?

Volker.

Wir eſſen erſt.

Siegfried.

Wohlan!

(Er geht auf den Brunnen zu, kehrt aber wieder um.)

Ja ſo!

(Er entwaffnet ſich und geht.)

Hagen
(auf die Waffen deutend).
Hinweg damit.

Dankwart
(trägt die Waffen fort).

Hagen
(der ſeine Waffen wieder aufgenommen und Gunther fortwährend den Rücken zugewendet hat, nimmt einen Anlauf und wirft ſeinen Speer.)

Siegfried
(ſchreit auf).
Ihr Freunde!

Hagen
(ruft).
Noch nicht ſtill?
(Zu den Andern.)
Kein Wort mit ihm, was er auch ſagen mag!

Siegfried
(kriecht herein).
Mord! Mord! — Ihr ſelbſt? Beim Trinken! Gunther, Gunther,
Verdient' ich das um Dich? Ich ſtand Dir bei
In Noth und Tod.

Hagen.
Haut Zweige von den Bäumen,
Wir brauchen eine Bahre. Aber ſtarke,
Ein todter Mann iſt ſchwer. Raſch!

Siegfried.
Ich bin hin,
Doch noch nicht ganz!
(Er ſpringt auf.)

Wo iſt mein Schwert geblieben?
Sie trugen's fort. Bei Deiner Mannheit, Hagen,
Dem todten Mann ein Schwert! Ich ford're Dich
Noch jetzt zum Kampf heraus!

Hagen.

Der hat den Feind
Im Mund, und ſucht ihn noch.

Siegfried.

Ich tropfe weg,
Wie eine Kerze, die in's Laufen kam,
Und dieſer Mörder weigert mir die Waffe,
Die ihn ein wenig wieder adeln könnte.
Pfui, pfui, wie feig! Er fürchtet meinen Daumen,
Denn ich bin nur mein Daumen noch.
(Er ſtrauchelt über ſeinen Schild.)
Mein Schild!
Mein treuer Schild, ich werf' den Hund mit Dir!
(Er bückt ſich nach dem Schilde, kann ihn aber nicht mehr heben und richtet ſich taumelnd wieder auf.)
Wie angenagelt! Auch für dieſe Rache
Iſt's ſchon zu ſpät!

Hagen.

Ha! wenn der Schwätzer doch
Die loſe Zunge, die noch immer plappert,
Zermalmte mit den Zähnen, zwiſchen denen
Sie ungeſtraft ſo lange ſündigte!
Da wär' er gleich gerächt, denn die allein
Hat ihn ſo weit gebracht.

Siegfried.

Du lügſt! Das that
Dein Neid!

Hagen.

Schweig! Schweig!

Siegfried.

Du drohſt dem todten Mann?
Traf ich's ſo gut, daß ich Dir wieder lebe?
Zieh' doch, ich falle jetzt von ſelbſt, Du kannſt
Mich gleich beſpei'n, wie einen Haufen Staub,
Da lieg' ich ſchon —

(Er ſtürzt zu Boden.)

Den Siegfried ſeid Ihr los!
Doch wißt, Ihr habt in ihm Euch ſelbſt erſchlagen,
Wer wird Euch weiter trau'n! Man wird Euch hetzen,
Wie ich den Dänen wollte —

Hagen.

Dieſer Tropf
Glaubt noch an unſ're Liſt!

Siegfried.

So iſt's nicht wahr?
Entſetzlich! Furchtbar! Kann der Menſch ſo lügen!
Nun wohl! Da ſeid Ihr's ganz allein! Man wird
Euch immer mit verfluchen, wenn man flucht,
Und ſprechen: Kröten, Vipern und Burgunden!
Nein, Ihr voran: Burgunden, Vipern, Kröten,
Denn Alles iſt für Euch dahin, die Ehre,

Der Ruhm, der Adel, Alles hin, wie ich!
Dem Frevel iſt kein Maß noch Ziel geſetzt,
Es kann der Arm ſogar das Herz durchbohren,
Doch ſicher iſt es ſeine letzte That!
Mein Weib! mein armes, ahnungsvolles Weib,
Wie wirſt Du's tragen! Wenn der König Gunther
Noch irgend Lieb' und Treu' zu üben denkt,
So üb' er ſie an Dir! — Doch beſſer gehſt Du
Zu meinem Vater! — Hörſt Du mich, Kriemhild?

(Er ſtirbt).

Hagen.

Jetzt ſchweigt er. Aber jetzt iſt's kein Verdienſt!

Dankwart.

Was ſagen wir?

Hagen.

Das Dümmſte! Sprecht von Schächern,
Die ihn im Tann erſchlugen. Keiner wird's
Zwar glauben, doch es wird auch Keiner, denk' ich,
Uns Lügner nennen! Wir ſtehen wieder da,
Wo Niemand Rechenſchaft von uns verlangt,
Und ſind wie Feuer und Waſſer. Wenn der Rhein
Auf Lügen ſinnt, warum er ausgetreten,
Ein Brand, warum er ausgebrochen iſt,
Dann wollen wir uns quälen. Du, mein König,
Haſt Nichts befohlen, deſſ' erinn're Dich,
Ich haſte ganz allein. Nun fort mit ihm!

(Alle ab mit der Leiche.)

Dritte Scene.

(Kriemhild's Gemach. Tiefe Nacht.)

Kriemhild.

Es iſt noch viel zu früh, mich hat mein Blut
Geweckt und nicht der Hahn, den ich ſo deutlich
Zu hören glaubte.

(Sie tritt zum Fenſter und öffnet einen Laden.)

Noch erloſch kein Stern,
Zur Meſſe iſt's gewiß noch eine Stunde!
Heut' ſehn' ich mich nach dem Gebet im Dom.

Vierte Scene.

(Ute tritt leiſe ein.)

Ute.

Schon auf, Kriemhild?

Kriemhild.

Das wundert mich von Dir,
Du pflegſt ja erſt des Morgens einzuſchlafen
Und auf Dein Mutterrecht, von Deiner Tochter
Geweckt zu werden, wie ſie einſt von Dir,
Dich zu verlaſſen.

Ute.

Heute konnt' ich nicht,
Es war zu laut.

Kriemhild.

Haſt Du das auch bemerkt?

Ute.

Ja, wie von Männern, wenn ſie ſtille ſind.

Kriemhild.

So irrt' ich nicht?

Ute.

Das hält den Odem an,
Doch dafür fällt das Schwert! Das geht auf Zehen
Und ſtößt den Ofen um! Das ſchweigt den Hund
Und tritt ihn auf den Fuß!

Kriemhild.

Sie ſind vielleicht
Zurück.

Ute.

Die Jäger?

Kriemhild.

Einmal kam's mir vor,
Als ob man bis an meine Thür ſich ſchliche,
Da dacht' ich, Siegfried ſei's.

Ute.

Und gabſt Du ihm
Ein Zeichen, daß Du wachteſt?

Kriemhild.

Nein.

Ute.

So kann
Er's auch geweſen ſein! Nur wäre das
Doch faſt zu ſchnell.

Kriemhild.

So will's mich auch bedunken!
Auch hat er nicht geklopft.

Ute.

Sie zogen ja,
So viel ich weiß, nicht für die Küche aus,
Sie wollen unſern Bauern Ruhe ſchaffen,
Die ihre Pflüge zu verbrennen droh'n,
Weil ſtets der Eber erntet, wo ſie ſä'n!

Kriemhild.

So?

Ute.

Kind, Du biſt ſchon völlig angekleidet
Und haſt nicht eine Magd um Dich?

Kriemhild.

Ich will
Die kennen lernen, die die Früh'ſte iſt,
Auch hat es mich zerſtreut.

Ute.

Ich hab' ſie Alle
Der Reihe nach beleuchtet mit der Kerze.
Ein jedes Jahr ſchläft anders! Fünfzehn, Sechszehn
Noch ganz, wie Fünf und Sechs. Mit Siebzehn kommen
Die Träume und mit Achtzehn die Gedanken,
Mit Neunzehn ſchon die Wünſche —

Fünfte Scene.

Kämmerer
(vor der Thür ſchreit).
Heil'ger Gott

Ute.
Was iſt? Was giebt's?

Kämmerer
(tritt ein).
Ich wäre faſt gefallen.

Ute.
Und darum dieß Geſchrei?

Kämmerer.
Ein todter Mann!

Ute.
Wie? Was?

Kämmerer.
Ein todter Mann liegt vor der Thür.

Ute.
Ein todter Mann?

Kriemhild
(fällt um).
So iſt's auch mein Gemahl!

Ute.
(ſie auffangend)
Unmöglich!
(Zum Kämmerer.)
Leuchte!

Kämmerer
(thut es und nickt dann).

Ute.
Siegfried? — Mord und Tod!
Auf! auf, was ſchläft!

Kämmerer.
Zu Hülfe!
(Die Mägde ſtürzen herein.)

Ute.
Aermſtes Weib!

Kriemhild
(ſich erhebend).
Das rieth Brunhild und Hagen hat's gethan! —
Ein Licht!

Ute.
Mein Kind! Er —

Kriemhild
(ergreift eine Kerze).
Iſt's! Ich weiß, ich weiß!
Nur, daß man ihn nicht tritt. Du hörteſt ja,
Die Kämm'rer ſtolpern über ihn. Die Kämm'rer!
Sonſt wichen alle Kön'ge aus.

Ute.
So gieb.

Kriemhild.
Ich ſetz' es ſelber hin.
(Sie ſtößt die Thür auf und fällt zu Boden).

O Mutter, Mutter,
Warum gebarſt Du mich! — Du theures Haupt,
Ich küſſe Dich und ſuch' nicht erſt den Mund,
Jetzt iſt er überall. Du kannſt nicht wehren,
Sonſt thäteſt Du's vielleicht, denn dieſe Lippen ——
Es thut zu weh.

Kämmerer.

Sie ſtirbt.

Ute.

Ich könnt' ihr wünſchen,
Es wäre ſo!

Sechſte Scene.

(Gunther kommt mit Dankwart, Rumolt, Giſelher und Gerenot.)

Ute

(Gunther entgegen).

Mein Sohn, was iſt geſcheh'n?

Gunther.

Ich mögte ſelber weinen. Doch wie habt
Ihr's ſchon erfahren? Durch den heil'gen Mund
Des Prieſters ſollte Euch die Kunde werden,
Ich trug's ihm in der Nacht noch auf.

Ute

(mit einer Handbewegung).

Du ſiehſt,
Der arme Todte meldete ſich ſelbſt!

Gunther
(heimlich zu Dankwart).

Wie ging das zu?

Dankwart.

Mein Bruder trug ihn her!

Gunther.

O pfui!

Dankwart.

Er war davon nicht abzubringen
Und als er wiederkehrte, lacht' er auf:
Dieß iſt mein Dank für ſeinen Abſchiedsgruß.

Siebente Scene.

(Kaplan tritt ein.)

Gunther
(ihm entgegen).

Zu ſpät!

Kaplan.

Und ſolch ein Mann im Tann erſchlagen!

Dankwart.

Der Zufall hat des Schächers Speer gelenkt,
Daß er die Stelle traf. So können Rieſen
Durch Kinder fallen.

Ute
(fortwährend mit den Mägden um Kriemhild beſchäftigt).

Steh' nun auf, Kriemhild!

Kriemhild.

Noch eine Trennung? Nein! Ich faſſ' ihn ſo,
Daß Ihr mich mit begraben, oder mir

Ihn laſſen müßt. Ich hab' den Lebenden
Nur halb umarmt, das lern' ich jetzt am Todten,
O wär' es umgekehrt! Ich küßt' ihn noch
Nicht einmal auf die Augen! Alles neu!
Wir glaubten, Zeit zu haben.

Ute.

Komm', mein Kind!
Er kann doch nicht im Staub ſo liegen bleiben.

Kriemhild.

O, das iſt wahr! Was reich und köſtlich iſt,
Muß heute wohlfeil werden.
(Sie ſteht auf.)
Hier die Schlüſſel!
(Sie wirft Schlüſſel von ſich.)
Es giebt ja keinen Feſttag mehr! Die Seide,
Die gold'nen Prachtgewänder und das Linnen,
Bringt Alles her! Vergeßt die Blumen nicht,
Er liebte ſie! Reißt alle, alle ab,
Sogar die Knoſpen derer, die erſt kommen,
Wem blühten ſie wohl noch! Das thut hinein
In ſeinen Sarg, mein Brautkleid ganz zu oben,
Und legt ihn ſanft darauf, dann mach' ich ſo
(Sie breitet die Arme aus.)
Und deck' ihn mit mir ſelber zu!

Gunther
(zu den Seinigen).

Ein Eid!
Ihr thut kein Menſch mehr weh.

Kriemhild
(wendet ſich)
Die Mörder da?
Hinweg! Damit er nicht auf's Neue blute!
Nein! Nein! Heran.
(Sie faßt Dankwart.)
Damit er für ſich zeuge!
(Sie wiſcht ſich die Hand am Kleide ab.)
O pfui, nun darf ich ihn mit meiner Rechten
Nicht mehr berühren! Kommt das arme Blut?
Mutter, ſieh hin! Ich kann nicht! Nein? So ſind's
Nur noch die Hehler und der Thäter fehlt.
Iſt Hagen Tronje hier, ſo tret' er vor,
Ich ſprech' ihn frei und reiche ihm die Hand.

Ute.
Mein Kind —

Kriemhild.
Geh' nur hinüber zu Brunhild,
Sie ißt und trinkt und lacht.

Ute
Es waren Schächer —

Kriemhild.
Ich kenne ſie.
(Sie faßt Giſelher und Gerenot bei der Hand.)
Du warſt nicht mit dabei! —
Du auch nicht!

Ute.
Hör' doch nur!

Rumolt.

Wir hatten uns
Im Wald vertheilt, es war ſein eig'ner Wunſch,
Auch iſt es Brauch, und fanden ihn im Sterben,
Als wir zuſammen trafen.

Kriemhild.

Fandet Ihr?
Was ſprach er da? Ein Wort! Sein letztes Wort
Ich will Dir glauben, wenn Du's ſagen kannſt,
Und wenn's kein Fluch iſt. Aber hüte Dich,
Denn leichter wächſt Dir aus dem Mund die Roſe,
Als Du's erſinnſt, wenn Du es nicht gehört.
(Da Rumolt ſtockt.)
Du logſt!

Kaplan.

Doch kann's ſo ſein! Die Elſtern ließen
Schon Meſſer fallen, welche tödteten,
Was Menſchenhänden unerreichlich war,
Und was ein ſolcher Dieb der Lüfte trifft,
Weil ihm ſein blanker Raub zu ſchwer geworden,
Das trifft wohl auch der Schächer.

Kriemhild.

Frommer Vater!
Du weißt nicht!

Dankwart.

Fürſtin, heilig iſt Dein Schmerz,
Doch blind zugleich und ungerecht. Dir zeugen
Die ehrenwerthſten Recken —
(Inzwiſchen iſt die Thür zugemacht worden und die Leiche nicht mehr ſichtbar.)

Kriemhild
(als ſie dieß bemerkt).
Halt! Wer wagt's —
(Eilt zur Thüre.)

Ute.
Bleib! Bleib! Er wird nur leiſe aufgehoben,
Wie Du es ſelber wünſchteſt —

Kriemhild.
Her zu mir!
Sonſt wird er mir geſtohlen und begraben,
Wo ich ihn nimmer finde.

Kaplan.
In den Dom!
Ich folge nach, denn jetzt gehört er Gott.
(Ab.)

Achte Scene.

Kriemhild.
Wohl! In den Dom!
(Zu Gunther.)
Es waren alſo Schächer?
So ſtell' Dich dort mit allen Deinen Sippen
Zur Todtenprobe ein.

Gunther.
Es mag geſcheh'n.

Kriemhild.
Mit Allen, ſag' ich. Aber Alle ſind
Hier nicht verſammelt. Ruft auch den, der fehlt!
(Alle ab, aber Männer und Frauen aus verſchiedenen Thüren.)

Neunte Scene.

Dom.

Fackeln. Der Kaplan mit anderen Prieſtern ſeitwärts vor einer eiſernen Thüre. Im Portal ſammeln ſich Hagen's Sippen bis zu Sechzig. Zuletzt Hagen, Gunther und die Uebrigen.

(Es klopft.)

Kaplan.

Wer klopft?

Antwort von draußen.

Ein König aus den Niederlanden
Mit ſo viel Kronen, als er Finger hat.

Kaplan.

Den kenn' ich nicht.

(Es klopft wieder.)

Kaplan.

Wer klopft?

Antwort von draußen.

Ein Held der Erde,
Mit ſo viel Trophäen, als er Zähne hat.

Kaplan.

Den kenn' ich nicht.

(Es klopft wieder.)

Kaplan.

Wer klopft?

Antwort von draußen.

Dein Bruder Siegfried,
Mit ſo viel Sünden, als er Haare hat.

Kaplan.

Thut auf!

(Die Thüre wird geöffnet und Siegfried's Leichnam auf der Bahre herein getragen. Ihm folgen Kriemhild und Ute mit den Mägden.)

Kaplan

(gegen den Sarg).

Du biſt willkommen, todter Bruder,
Du ſuchſt den Frieden hier!

(Zu den Frauen, die er vom Sarge abſchneidet, indem er, während dieſer niedergeſetzt wird, zwiſchen ſie und ihn tritt.)

Auch Ihr willkommen,
Wenn Ihr den Frieden ſucht, wie er ihn ſucht,

(Er hält Kriemhild das Kreuz vor.)

Du kehrſt Dich ab von dieſem heil'gen Zeichen?

Kriemhild.

Ich ſuche hier die Wahrheit und das Recht.

Kaplan.

Du ſuchſt die Rache, doch die Rache hat
Der Herr ſich vorbehalten, er allein
Schaut in's Verborg'ne, er allein vergilt!

Kriemhild.

Ich bin ein armes, halb zertret'nes Weib,
Und kann mit meinen Locken keinen Recken
Erdroſſeln: welche Rache bliebe mir?

Kaplan.

Was brauchſt Du denn nach Deinem Feind zu forſchen,
Wenn Du an ihm nicht Rache nehmen willſt,
Iſt's nicht genug, daß ihn ſein Richter kennt?

Kriemhild.

Ich mögte den Unſchuldigen nicht fluchen.

Kaplan.

So fluche Keinem und Du thuſt es nicht! —
Du armes Menſchenkind, aus Staub und Aſche
Geſchaffen und vom nächſten Wind zerblaſen,
Wohl trägſt Du ſchwer und magſt zum Himmel ſchrei'n,
Doch ſchau auf den, der noch viel ſchwerer trug!
In Knechtsgeſtalt zu uns herabgeſtiegen,
Hat er die Schuld der Welt auf ſich genommen
Und büßend alle Schmerzen durchempfunden,
Die von dem erſten bis zum letzten Tage
Die abgefall'ne Kreatur verfolgen,
Auch Deinen Schmerz, und tiefer, als Du ſelbſt!
Die Kraft des Himmels ſaß auf ſeinen Lippen
Und alle Engel ſchwebten um ihn her,
Er aber war gehorſam bis zum Tode,
Er war gehorſam bis zum Tod am Kreuz.
Dieß Opfer bracht' er Dir in ſeiner Liebe,
In ſeinem unergründlichen Erbarmen,
Willſt Du ihm jetzt das Deinige verweigern?
Sprich raſch: Begrab't den Leib! Und kehre um!

Kriemhild.

Du haſt Dein Werk gethan, nun ich das meine!
(Sie geht zum Sarg und ſtellt ſich zu Häupten.)
Tritt jetzt heran, wie ich, und zeuge mir!

Kaplan
(geht gleichfalls zum Sarg und ſtellt ſich zu Füßen. Drei Poſaunenſtöße).

Hagen
(zu Gunther).

Was iſt geſcheh'n?

Gunther.

Es ward ein Mann erſchlagen.

Hagen.

Und warum ſteh' ich hier?

Gunther.

Dich trifft Verdacht.

Hagen.

Den werden meine Sippen von mir nehmen,
Ich frage ſie. — Seid Ihr bereit, zu ſchwören,
Daß ich kein Meuchler und kein Mörder bin?

Alle Sippen bis auf Giſelher.

Wir ſind bereit.

Hagen.

Mein Giſelher, Du ſchweigſt?
Biſt Du bereit für deinen Ohm zu ſchwören,
Daß er kein Meuchler und kein Mörder iſt?

Giſelher
(die Hand erhebend).

Ich bin bereit.

Hagen.

Den Eid erlaß ich Euch.
(Er tritt in den Dom zu Kriemhild.)
Du ſiehſt, ich bin gereinigt, wann ich will,

Und brauche mich am Sarg nicht mehr zu ſtellen,
Allein ich thu's, und will der Erſte ſein!
(Er ſchreitet langſam hinauf zum Sarg.)

Ute.

Schau weg, Kriemhild.

Kriemhild.

Laß, laß! Er lebt wohl noch!
Mein Siegfried! O, nur Kraft für Einen Laut,
Für Einen Blick!

Ute.

Unglückliche! Das iſt
Nur die Natur, die ſich noch einmal regt.
Furchtbar genug!

Kaplan.

Es iſt der Finger Gottes,
Der ſtill in dieſen heil'gen Brunnen taucht,
Weil er ein Kainszeichen ſchreiben muß.

Hagen
(neigt ſich über den Sarg).

Das rothe Blut! Ich hätt' es nie geglaubt!
Nun ſeh' ich es mit meinen eig'nen Augen.

Kriemhild.

Und fällſt nicht um?
(Sie ſpringt auf ihn zu.)
Jetzt fort mit Dir, Du Teufel.
Wer weiß ob ihn nicht jeder Tropfen ſchmerzt,
Den Deine Mördernähe ihm entzapft!

Hagen.

Schau her, Kriemhild. So ſiedet's noch im Todten,
Was willſt Du fordern vom Lebendigen.

Kriemhild

Hinweg! Ich packte Dich mit meinen Händen,
Wenn ich nur Einen hätte, der ſie mir
Zur Reinigung dann vom Leib herunter hiebe,
Denn Waſchen wäre nicht genug, und könnt' es
In Deinem Blut geſcheh'n. Hinweg! Hinweg!
So ſtandeſt Du nicht da, als Du ihn ſchlugſt,
Die wölf'ſchen Augen feſt auf ihn geheftet,
Und durch Dein Teufelslächeln den Gedanken
Voraus verkündigend! Von hinten ſchlichſt
Du Dich heran und miedeſt ſeinen Blick,
Wie wilde Thiere den des Menſchen meiden,
Und ſpähteſt nach dem Fleck, den ich — Du Hund,
Was ſchwurſt Du mir?

Hagen.

Ihn gegen Feuer und Waſſer
Zu ſchirmen.

Kriemhild.

Nicht auch gegen Feinde?

Hagen.

Ja.
Das hätt' ich auch gehalten.

Kriemhild.

Um ihn ſelbſt
Zu ſchlachten, nicht?

Hagen.

Zu ſtrafen!

Kriemhild.

Unerhört!
Ward je, ſo lange Himmel und Erde ſteh'n,
Durch Mord geſtraft?

Hagen.

Den Recken hätte ich
Gefordert, und mir iſt's wohl zuzutrau'n,
Allein er war vom Drachen nicht zu trennen,
Und Drachen ſchlägt man todt. Warum begab ſich
Der ſtolze Held auch in des Lindwurms Hut!

Kriemhild.

Des Lindwurms Hut! Er mußt' ihn erſt erſchlagen,
Und in dem Lindwurm ſchlug er alle Welt!
Den Wald mit allen ſeinen Ungeheuern
Und jeden Recken, der den grimm'gen Drachen
Aus Furcht am Leben ließ, Dich ſelber mit!
Du nagſt umſonſt an ihm! Es war der Neid,
Dem Deine Bosheit grauſe Waffen lieh!
Man wird von ihm und ſeinem Adel ſprechen,
So lange Menſchen auf der Erde leben,
Und ganz ſo lange auch von Deiner Schmach.

Hagen.

Es ſei darum!

(Er nimmt dem Leichnam den Balmung von der Seite).

Nun hört's gewiß nicht auf!

(Er umgürtet ſich mit dem Schwerte und geht langſam zu den Seinigen zurück.)

Kriemhild.

Zum Mord den Raub!

(Gegen Gunther.)

Ich bitte um Gericht.

Kaplan.

Gedenke deſſen, der am Kreuz vergab.

Kriemhild.

Gericht! Gericht! Und wenn's der König weigert,
So iſt er ſelbſt mit dieſem Blut bedeckt.

Ute.

Halt ein! Du wirſt Dein ganzes Haus verderben —

Kriemhild.

Es mag geſcheh'n! Denn hier iſt's überzahlt! —

(Sie wendet ſich gegen den Leichnam und ſtürzt an der Bahre nieder.)

Dritte Abtheilung.

Kriemhild's Rache.

Ein Trauerſpiel in fünf Akten.

Personen:

König Gunther.
Hagen Tronje.
Volker.
Dankwart.
Rumolt.
Giſelher.
Gerenot.
Kaplan.
König Etzel.
Dietrich von Bern.
Hildebrant, ſein Waffenmeiſter.
Markgraf **Rüdeger.**
Iring
Thüring } nordiſche Könige.
Werbel
Swemmel } Etzel's Geiger.
Ute.
Kriemhild.
Götelinde, Rüdeger's Gemahlin.
Gudrun, deren Tochter.
Ein Pilgrim
Ein Heune
Otnit, ein Kind
Eckewart } ſtumm.

Erſter Act.

Worms. Großer Empfangsſaal.

Erſte Scene.

(König Gunther auf dem Thron. Alle Burgunden. Hagen. Dankwart. Gerenot. Giſelher. Ute. Etzel's Geſandte. Rüdeger.)

Gunther.

Gefällt es Euch, hochedler Rüdeger,
So mögt' Ihr Eures Auftrags Euch entled'gen,
Denn die Burgunden ſind um mich vereint.

Rüdeger.

So werb' ich denn im Namen meines Herrn,
Der überall gebietet und befiehlt
Und nur vor Euch als Bittender erſcheint,
Um Kriemhild, Deine Königliche Schweſter.
Denn ſie allein iſt würdig, der zu folgen,
Die er mit bitt'rem Schmerz verloren hat,
Und Wittwer muß er bleiben, wenn Ihr ihm
Die einzige verweigert, welche Helke

Erſetzen und das Volk, das ſie betrauert,
Als hätt' ein Jeder Theil an ihr gehabt,
Mit einer neuen Wahl verſöhnen kann.

Gunther.

Wenn Du von Deinem Königlichen Herrn
Vermelden kannſt, daß er nur ſelten bittet,
So merk' Dir auch, daß wir nur ſelten danken.
Doch Etzel hat den dunklen Heunenthron
So hoch erhöht und ſeinen wilden Namen
So manchem Völkerrücken eingekerbt,
Daß ich mich gern erhebe und Dir ſage:
Wir danken ihm und fühlen uns geehrt.

Rüdeger.

Und welche weit're Antwort bring' ich ihm?

Gunther.

Wenn wir nicht die Trompeten ſchallen laſſen
Und die Johannisfeuer vor der Zeit
Auf allen Bergen weit und breit entzünden,
So glaube nicht, daß unſer Fürſtenſtolz;
Den Ausbruch unſ'res Jubels unterdrückt
Und daß wir mehr verlangen, als Du bieteſt,
Das weißt Du wohl, daß Kriemhild Wittwe iſt.

Rüdeger.

Wie Etzel Wittwer, ja! Und eben dieß
Verbürgt dem Bund der Beiden Heil und Segen
Und giebt ihm Weihe, Adel und Beſtand.
Sie ſuchen nicht, wie ungeprüfte Jugend

Im erſten Rauſch, ein unbegrenztes Glück,
Sie ſuchen nur noch Troſt, und wenn Kriemhild
Den neuen Gatten auch mit Thränen küßt,
Und ihn ein Schauder faßt in ihren Armen,
So denkt ſich Jedes ſtill: Das gilt dem Todten!
Und hält das And're doppelt werth darum.

Gunther.

So ſollt' es ſein! Doch trotz der langen Friſt,
Die ſeit dem unglückſel'gen Tag verſtrich,
Der ihr den Gatten raubte, mir den Bruder,
Weilt meine Schweſter, bis zur Stunde, mehr
An ihres Siegfried's Gruft im Kloſter Lorſch,
Als unter uns. Sie meidet jede Freude
So ängſtlich, wie ein And'rer Miſſethat,
Und wär's auch nur ein Blick in's Abendroth
Oder auf's Blumenbeet zur Zeit der Roſen:
Wie ſchlöße ſie den neuen Ehebund.

Rüdeger.

Iſt's Euch genehm? Und werdet Ihr geſtatten,
Daß ich Ihr ſelbſt die Wünſche meines Herrn
Zu Füßen legen darf?

Gunther.

Wir gönnen ihr
Das neue Glück und uns die neue Ehre
Und werden über alles And're Euch
Beſcheiden, wenn wir Rath gehalten haben.
Für's Erſte nehmt noch einmal unſern Dank!

(Rüdeger ab.)

Zweite Scene.

Hagen.

Nicht um die Welt!

Gunther.

Warum nicht, wenn ſie will?

Hagen.

Wenn ſie nicht wollte, könnteſt Du ſie zwingen,
Denn auch der Wittwe Hand vergiebſt Du frei.
Doch eher ließ' ich ſie in Ketten ſchmieden,
Als zu den Heunen zieh'n.

Gunther.

Und warum das?

Hagen.

Und warum das! Die bloße Frage ſchon
Macht mich verrückt. Habt Ihr denn kein Gedächtniß?
Muß ich Dich erſt erinnern, was geſchah?

Gunther

(deutet auf Ute).

Vergiß nicht —

Hagen.

Deine Mutter? Gleißnerei!
Sie weiß es längſt! Ei, wenn ſie mir die Hand
Seit unſ'rer Jagd nicht einmal wieder reichte,
So hat ſie Dich ja auch wohl nicht geküßt.

Gunther.

So iſt's. Und da Du ſelbſt in Deinem Trotz
Den dünnen Nebel zu zerblaſen wagſt,
Der das Geheimniß unſ'res Hauſes deckt:
Da Du das kümmerliche Grün zertrittſt,
Das dieſe blut'ge Gruft beſponnen hat,
Und mir die Knochen in das Antlitz ſchleuderſt;
Da Du den letzten Reſt von Scham erſtickſt,
Und höhnend auf die gift'ge Ernte zeigſt,
Die aufgeſchoſſen iſt aus Deiner Saat:
So hab's denn auch, daß ich einmal die Bruſt
Mir lüfte, daß ich Dich und Deinen Rath
Verfluche und Dir ſchwöre: wär' ich nicht
So jung geweſen, nimmer hätt'ſt Du mich
So arg bethört, und jetzt, jetzt würd' ich Dir
Mit Abſcheu das verbieten, was ich damals
Aus Schwachheit, nicht aus Haß, geſchehen ließ.

Hagen.

Ich glaub's, denn jetzt iſt Brunhild längſt Dein Weib.

Gunther.

Mein Weib! Ja wohl! Sie iſt ſoweit mein Weib,
Als ſie mir wehrt, ein anderes zu nehmen,
Doch ſonſt —

Hagen.

Giebt's ein Geheimniß hier für mich?

Gunther.

Kann ſein! Wie ſie uns nach der That empfing,
Als ich den erſten Becher Wein's ihr brachte,

Das weißt Du wohl noch ſelbſt: ſie fluchte uns
Noch grauenvoller, als Kriemhild uns fluchte,
Und loderte in Flammen auf, wie nie,
Seit ſie im Kampf erlag.

Hagen.

Sie brauchte Zeit,
Um ſich hinein zu finden.

Gunther.

Als ich ſie
Nun mahnte, daß ſie ſelbſt es ja geboten,
Goß ſie den Wein mir in's Geſicht und lachte,
Wie ich die Menſchheit noch nicht lachen hörte —
War's ſo? Sonſt ſtraf' mich Lügen!

Hagen.

Allerdings,
Dann aber fiel ſie um, und Alles war
Für immer aus.

Gunther.

Ja wohl! So völlig aus,
Als hätt' ſie ihre ganze Ewigkeit
In dieſem einz'gen kurzen Augenblick
Durch ihren Feuerfluch voraus verzehrt,
Denn nur als Todte ſtand ſie wieder auf!

Hagen.

Als Todte?

Gunther.

Ja, obgleich ſie ißt und trinkt
Und in die Runen ſtiert. Du hatteſt Recht,
Nur Siegfried war im Weg.

Hagen.

Ich glaubte — — Nein!

Gunther.

Das mild'ſte Wort entlockt ihr nie ein Lächeln,
Und hätt' ich's Volker's friſchem Liedermund
In einer gold'nen Stunde abgefangen,
Das härteſte noch minder eine Thräne,
Sie kennt den Schmerz und auch die Luſt nicht mehr.

Ute.

So iſt's! Die alte Amme deckt's nur zu!

Gunther.

Stumpf blickt ſie d'rein, als wär' ihr Blut vergraben,
Und wärme eines Wurmes kalt Gedärm,
Wie man's in alten Mähren hört. Der iſt
Jetzt mehr, als ſeines Gleichen, und ſie ſelbſt
Iſt weniger, unendlich weniger,
Bis ihn in hundert oder tauſend Jahren,
Wie's blind der Zufall fügt, ihr Fuß zertritt.
Du magſt Dich freuen, Gerenot, Dir iſt
Die Krone der Burgunden ſchon gewiß,
Sie bringt mir keinen Erben.

Hagen.

Steht es ſo!

Gunther.

Du wunderſt Dich, daß Du's erſt jetzt erfährſt?
Ich trug das Alles ſtill, doch heute haſt
Du ſelbſt das Licht ja auf den Tiſch geſtellt:
Nun reiß' die Augen auf und ſieh' Dich um!
Im Hauſe Groll und Zwieſpalt, draußen Schmach,
Entdeckſt Du mehr in irgend einem Winkel,
So zeig' mir Deinen Fund.

Hagen.

Ein ander Mal.

Gunther.

Doch von der Schmach kann dieſe Werbung uns
Erlöſen, und ſo wahr ein Schwan ſich taucht,
Wenn er das klare Waſſer vor ſich ſieht,
Und ſich den Staub aus dem Gefieder wäſcht,
So wahr auch will ich dieſes Werk betreiben,
Wie ich noch Nichts auf dieſer Welt betrieb.

Hagen.

Mein König, Eins von Beidem kann nur ſein:
Entweder liebte Kriemhild ihren Gatten,
Wie nie ein Weib den ihren noch geliebt —

Gunther.

Ich bin der Letzte, der Dir dieß beſtreitet,
Ich kenne Unterſchied!

Hagen.

Dann muß ſie uns
Auch haſſen, wie ein Weib noch niemals haßte —

Gunther.
Uns? Dich vielleicht!

Hagen.
Sie unterſcheidet wohl!
Und wenn ſie uns ſo haßt, ſo muß ſie brennen,
Es darzuthun, denn ſelbſt die Liebe iſt
So gierig nicht nach Kuß und nach Umarmung.
Wie grimm'ger Haß nach Mord und Blut und Tod,
Und wenn der Liebe langes Faſten ſchadet,
So wird der Haß nur immer hung'riger.

Gunther.
Du kannſt es wiſſen.

Hagen.
Ja, ich weiß es auch,
Und darum warn' ich Dich!

Gunther.
Wir ſind verſöhnt.

Hagen.
Verſöhnt! Nun, bei den namenloſen Göttern!
Wenn ich Dein Mann, Dein treu'ſter Mann nicht wäre,
Wenn jeder Tropfen meines Blutes nicht
So für Dich pochte, wie das ganze Herz
Der Uebrigen, wenn ich, was Du erſt fühlſt,
Wenn es Dich trifft, nicht immer vorempfände,
Und tiefer oft wie Du in Wirklichkeit:
Jetzt würd' ich ſchweigen und nicht einmal lachen,
Denn ſelbſt die Warnung, die im Hohn noch liegt,

Verdient ſolch eine Rede nicht! Verſöhnt!
Ja, ja, ſie bot die Wange endlich dar,
Weil

(er deutet auf Giſelher und Ute)

Dieſer täglich bat und Dieſe weinte,
Und — Trankt Ihr auch? Ich glaube nicht einmal,
Doch damit war die Rechnung nicht zerriſſen,
Nein, die Verſöhnung kam als neuer Poſten
Hinzu und nur noch größer ward die Schuld.

Ute.

Du denkſt von meiner Tochter, wie von Dir!
Du magſt die Wange bieten und nur fühlen,
Daß ihr des Mundes gift'ge Zähne mangeln,
Sie wird das heil'ge Zeichen nicht entweih'n,
Das allem Hader unter Menſchenkindern
Ein Ende ſetzte, ſeit die Erde ſteht.

Hagen.

Die Nibelungen haben ihren Vater
Um Gold erſchlagen, um daſſelbe Gold,
Das Siegfried an den Rhein gebracht. Wer hätte
Sich's wohl gedacht, bevor ſie's wirklich thaten!
Doch iſt's geſcheh'n und wird noch oft geſcheh'n.

Gerenot.

Ich hör' in allen Stücken gern' auf Dich,
Nur nicht in dem. Du übertrugſt den Haß
Von Siegfried auf Kriemhild.

Hagen.

Du kennſt mich ſchlecht!
Zeig' mir das Land, wovon kein Weg zurück
In unſ'res führt, ich will's für ſie erobern,
Und ihr den Thron erbau'n, ſo hoch ſie mag:
Nur gebt ihr keine Waffen, muß ich rathen,
Wenn ſie Euch ſelbſt damit erreichen kann.
Glaubt Ihr, ich habe ihr den Hort geraubt,
Um ihr auf's Neue weh zu thun? O pfui!
Ich ehre ihren Schmerz und zürn' ihr nicht,
Daß ſie mir flucht. Wer wünſchte ſich denn nicht
Ein Weib, wie ſie, wer mögte nicht ein Weib,
Das blind für Alles iſt, ſo lang man lebt,
Und wenn man ſtirbt, noch mit der Erde hadert,
Weil ſie nicht ſtrahlt und leuchtet, wo man liegt?
Ich that's nur, weil es nöthig war.

Ute.

Das hätte
Nicht mehr geſchehen ſollen.

Hagen.

Die Verſöhnung
Ward ſchlecht dadurch beſiegelt, das iſt wahr,
(Zu Gunther.)
Und ob ſie Dich entſchuldigt, weil Du kurz
Vorher das Land verließeſt, weiß ich nicht
Und zweifle faſt daran, da Du verſäumteſt,
Den Räuber zu beſtrafen, als Du kamſt!

Doch unterbleiben durft' es nicht, ſie hätte
Ein Heer damit geworben.

Ute.

Sie ein Heer!
Sie dachte nicht daran.

Hagen.

Noch nicht, ich weiß.
Sie füllte links und rechts die offnen Hände
Mit Siegfried's Gold und kümmerte ſich nicht,
Ob Einer einmal oder zehnmal kam.
Das war das Mittel, Freunde zu erwerben
Und zu erhalten.

Ute.

Das geſchah allein
Zu Siegfried's Angedenken, und man wird
Auf dieſer Welt das Bild nicht wiederſeh'n,
Wie ſie in ihrem ſchwarzen Trauerkleide,
Das ſchöne, ſtille Auge immer feucht,
Die Edelſteine und das rothe Gold
Vertheilte unter die Verlangenden
Und es nicht ſelten wuſch mit ihren Thränen,
Der höchſte Jammer, vom Geſchick erleſen,
Des höchſten Glückes Spender hier zu ſein.

Hagen.

Dieß meint' ich eben. Ja, es war ein Bild,
Den Stein zu rühren! Und da Wohlthat drückt

Und Jeder, um die Laſt ſich zu erleichtern,
Auf irgend eine Art zu danken wünſcht,
So hätte von den vielen Tauſenden,
Die ſich allmälig um ſie ſammeln mußten,
Zuletzt wohl Einer ſie gefragt: Was weinſt Du?
Um auf den kleinſten Wink das Schwert zu zieh'n
Und den zu rächen, der den Wurm erſchlagen
Und auch den reichen Hort in's Land gebracht.

Ute.

Und dieſen Wink — den hätte Kriemhild je
Gegeben, glaubſt Du? Iſt ſie nicht ein Weib?
Bin ich nicht ihre Mutter? Iſt der König
Ihr Bruder nicht? Und ſind ihr Gerenot
Und Giſelher nicht werth bis dieſen Tag?

Hagen.

Mir iſt, als ob ich Siegfried reden hörte!
Die Raben kreiſen warnend um ihn her,
Er aber denkt: Ich bin bei meinem Schwäher
Und wirft ſie mit dem Fuchs und jagt ſie fort!

Gunther.

Ei was! — Es fragt ſich nur, aus welchem Mund
Vernimmt ſie wohl das erſte Wort am liebſten!
(Zu Ute.)
Aus Deinem, denk' ich. Sprich denn Du mit ihr.
(Alle ab.)

Dritte Scene.

(Kriemhild's Kemenate.)

Kriemhild

(füttert ihre Vögel und ihr Eichkätzchen).

Ich hab' ſo oft mich über alte Leute
Gewundert, daß ſie ſo an Thieren hängen,
Jetzt thu' ich's ſelbſt.

Vierte Scene.

(Ute tritt ein.)

Ute.

Schon wieder Deine Hand
Im Weizenkorb?

Kriemhild.

Du weißt, ich bin dazu
Noch eben reich genug und hab' ſie gern.
Sie ſind mit mir zufrieden, Jedes kann
Entflieh'n, ſobald es will, denn offen ſteht
Der Käfig, wie das Fenſter, doch ſie bleiben,
Sogar das Kätzchen, dieſes Sonntagsſtück
Des arbeitsmüden Schöpfers, das er lieblich,
Wie Nichts, gebildet hat, weil ihm der ſchönſte
Gedanke erſt nach Feierabend kam,
Und das bei mir zum Kind geworden iſt.
Wie ſollt' ich ſie nicht lieben!

Ute.

Immerhin,
Nur thuſt Du Menſchen weh. Denn uns entziehſt Du,
Was Du an ſie verſchwendeſt, und wir ſind
Doch mehr, als ſie.

Kriemhild.

Wer weiß das? Iſt von Menſchen
Dem edlen Siegfried Einer nachgeſtorben?
Nicht einmal ich, doch wohl ſein treuer Hund.

Ute.

Kind!

Kriemhild.

Der verkroch ſich unter ſeinen Sarg
Und biß nach mir, da ich ihm Speiſe bot,
Als wollt' ich ihn zu Miſſethat verleiten,
Ich flucht' und ſchwur, doch aß ich hinterher.
Vergieb mir, Mutter, aber unter Menſchen
Erging's mir wohl zu ſchlecht, als daß ich nicht
Verſuchen ſollte, ob der wilde Wald
Nicht beſſ're Arten birgt.

Ute.

Hör' davon auf,
Ich hab' Dir was zu ſagen!

Kriemhild
(ohne auf ſie zu hören).

Und ich glaub's.
Der grimm'ge Leu verſchont den Schlafenden,

Zu edel hat ihn die Natur gebildet,
Als daß er würgt, was ſich nicht wehren kann.
Den Wachenden zerreißt er zwar, doch nur
Aus Hunger, aus dem nämlichen Bedürfniß,
Das auch den Menſchen auf den Menſchen hetzt,
Nicht weil er ihm das Angeſicht beneidet
Und ihm den freien ſtolzen Gang nicht gönnt,
Was unter uns aus Helden Mörder macht.

Ute.

Die Schlange aber ſticht und fragt nicht lange
Ob hinten oder vorn.

Kriemhild.

Wenn man ſie tritt.
Auch kann ſie mit der Zunge, die ſie braucht,
Um ihren Feind zu tödten, ihm nicht ſchwören,
Daß ſie ihn küſſen will. Sie führen Krieg
Mit uns, weil wir den heil'gen Gottesfrieden
Gebrochen haben, und verſöhnen ſich
Mit jedem Einzelnen, ſobald er mag.
Zu ihnen hätt' ich, meinen Sohn im Arm,
Mich flüchten ſollen, denn den nackten Menſchen,
Den Ausgeſtoß'nen und Verlaſſenen,
Den ſein Geſchlecht verleugnet und verräth,
Beſchützen ſie, uralter Brüderſchaft
Gedenkend, aus der Morgenzeit der Welt.
In Eu'rer Sprache hätt' ich ihm vertraut,
Was man an mir verübt, und ſie in ihrer

Ihm zugeflüſtert, wie's zu rächen ſei.
Und wär' er dann, zum Mann herangewachſen,
Die wucht'ge Eichenkeule in der Hand,
Hervorgeſchritten aus dem dunkeln Wald,
So hätten ſie ihn Alle, wie den König
Die Seinen, in gedrängter Schaar begleitet,
Vom Leuen an bis zu dem ſcheu'ſten Wurm.

Ute.

Man wird ihn auch am Rhein das Fluchen lehren,
Denn Siegfried's Vater hat das Recht dazu,
Und Siegfried's Mutter kann es nicht mehr hindern,
Doch beſſer wär's geweſen, wenn Du ihn
Bei Dir behalten hätteſt.

Kriemhild.

Schweig, o ſchweig,
Wenn ich nicht auch an Dir noch zweifeln ſoll.
Ha! Siegfried's Sohn am Hof der Nibelungen!
Man hätte nicht zu ſeinem dritten Zahn
Ihn kommen laſſen.

Ute.

Du bezahlſt es theuer,
Daß Du den Troſt, den die Natur Dir bot,
Von Dir geſtoßen haſt.

Kriemhild.

Mir iſt's genug,
Das ich das Kind den Mördern doch entzog,

Sobald ich ſeinen erſten Laut vernahm,
Und nimmer werd' ich's Giſelher vergeſſen,
Daß er ſo treu dazu geholfen hat.

Ute.

Du haſt die Strafe, denn Du mußt Dich jetzt
An die da hängen.

(Deutet auf die Vögel.)

Kriemhild.

Warum quälſt Du mich?
Du weißt doch wohl, wie's ſtand. Leg' einer Todten
Den Sohn an's Herz und ford're Milch von ihr:
Die heil'ge Quelle der Natur wird eher
In ihrer ſtarren Bruſt auf's Neue ſpringen,
Als meine Seele aus dem Winterſchlaf
Zu wecken war, der nie ein Thier ſo tief
Bis in das Herz beſchlichen hat, wie mich.
Ich war ſo weit, daß meine Träume ſich
In's Wachen miſchten und dem Morgenruf
Des munt'ren Hahnes trotzten: konnte ich
Wohl Mutter ſein! Ich will auch Nichts von Ihm.
Er wurde nicht geboren, mich zu tröſten,
Er ſoll den Mörder ſeines Vaters tödten,
Und wenn er's that, ſo wollen wir uns küſſen
Und dann auf ewig aus einander geh'n.

Fünfte Scene.

(Giſelher und Gerenot treten ein.)

Gerenot.

Nun, Mutter, nun?

Ute.
Ich ſprach noch nicht davon.

Giſelher.
So ſprechen wir.

Kriemhild.
Was iſt denn für ein Tag,
Daß alle meine Sippen ſich ſo ſammeln?
Treibt Ihr den Tod aus?

Gernot.
Das iſt längſt geſcheh'n!
Man ſpart ja ſchon auf das Johannisfeuer
Und ſteckt den Lauch mit Nächſtem an den Balken,
Entfiel Dir der Kalender denn ſo ganz?

Kriemhild.
Seit mir die Kuchen nicht ſo viel mehr ſind,
Vergeß' ich jedes Feſt. Seid Ihr dafür
Nur um ſo fröhlicher.

Gernot.
Das ſind wir nicht,
So lange Du die ſchwarzen Kleider trägſt,
Auch kommen wir, um Dir ſie abzureißen,
Denn —
(Zu Ute.)
Mutter, nein, es iſt doch beſſer, Du!

Kriemhild.
Was giebt's, daß dieſer ſich ſo plötzlich wendet?

Ute.

Mein Kind, wenn Du noch einmal ſo, wie einſt,
An meiner Bruſt Dein Haupt verbergen wollteſt —

Kriemhild.

Gott ſpare Dir und mir den bitt'ren Tag,
An welchem das noch einmal nöthig wird!
Vergaßeſt Du?

Gerenot.

Ach, davon heute Nichts!

Ute.

Ich dachte an die Kinderzeit.

Giſelher.

Ihr könnt
Nicht fertig werden. Nun, ich half Euch oft
Und will Euch wieder helfen, ob Ihr mich
Nun tadelt oder lobt.

(Zu Kriemhild.)

Vernahmſt Du nicht
Die ſchallenden Trompeten und den Lärm
Der Waffen und der Pferde? Das bedeutet:
Ein edler König wirbt um Deine Hand.

Ute.

So iſt's.

Kriemhild.

Und meine Mutter hält für nöthig
Es mir zu melden? Hätt' ich doch gedacht,

Die ſtumpfſte Magd, die uns im Stalle dient,
Wär' Weib genug, das Nein für mich zu ſagen,
Wie iſt es möglich, daß Du fragen kannſt!

Ute.

Sie bieten's Dir.

Kriemhild.

Zum Hohn.

Ute.

Ich werde doch
Nicht ihres Hohnes Botin ſein?

Kriemhild.

Dich kann
Ich eben nicht verſteh'n.
(Zu den Brüdern.)
Ihr ſeid zu jung,
Ihr wißt nicht, was Ihr thut, Euch will ich mahnen,
Wenn Eure Stunde auch geſchlagen hat.
(Zu Ute.)
Doch Du —— Ich ſollte meinen edlen Siegfried
Im Tode noch verleugnen? Dieſe Hand,
Die er durch ſeinen letzten Druck geheiligt,
In eine and're legen? Dieſe Lippen,
Die, ſeit er hin iſt, nur den Sarg noch küßten,
In dem er ruht, beflecken? Nicht genug,
Daß ich ihm keine Sühne ſchaffen kann,
Sollt' ich ihn auch noch um ſein Recht verkürzen
Und ſein Gedächtniß trüben? Denn man mißt
Die Todten nach dem Schmerz der Lebenden,

Und wenn die Wittwe freit, ſo denkt die Welt:
Sie iſt das letzte unter allen Weibern,
Oder ſie hat den letzten Mann gehabt.
Wie kannſt Du's glauben!

Ute.

Ob Du's nun verſchmähſt,
Ob Du es annimmſt: immer zeigt es Dir,
Daß Deine Brüder Dir's von Herzen gönnen.
Wenn Du noch irgend Freude finden kannſt.

Giſelher.

Ja, Schweſter, das iſt wahr. Auch gilt's ſo gut
Vom König, wie von uns. Hätt'ſt Du gehört,
Wie er den Tronjer ſchalt, als dieſer ſich
Dagegen ſtemmte, und wie unbekümmert
Um ſeinen Rath er that, was ihm gefiel,
Du würdeſt ihm von Herzen jetzt verzeih'n,
Wie Du ihm mit dem Munde längſt verziehſt.

Kriemhild.

So rieth der Tronjer ab?

Giſelher.

Wohl rieth er ab.

Kriemhild.

Er fürchtet ſich.

Ute.

Er thut es wirklich, Kind.

Gernot.

Er glaubt, Du könnteſt Etzel, denn kein And'rer,
Als Etzel iſt's, mit allen ſeinen Heunen
Auf die Burgunden hetzen.

Ute.

Denke Dir!

Kriemhild.

Er weiß, was er verdient.

Gernot.

Doch weiß er nicht,
Daß er in unſ'rer Mitte ſicher iſt,
Wie Einer von uns ſelbſt!

Kriemhild.

Er mag ſich wohl
Erinnern, wie es einem Beſſer'n ging,
Der auch in Eurer Mitte war.

Ute.

O Gott,
Hätt' ich's geahnt!

Gernot.

Und wären wir nicht Alle
So jung geweſen!

Kriemhild.

Ja, Ihr war't zu jung,
Um mich zu ſchützen, aber alt genug,
Den Mörder zu beſchirmen, als ihn Himmel
Und Erde zugleich verklagten.

Ute.

Sprich nicht ſo!
Du haſt den Tronjer ganz wie ſie geehrt
Und auch geliebt! Wenn Dich als Kind im Traum
Das wilde Einhorn jagte oder auch
Der Vogel Greif erſchreckte, war es nicht
Dein Vater, der das Ungethüm erlegte:
Du ſprangſt dem Ohm des Morgens an den Hals
Und dankteſt ihm für Thaten, die er ſelbſt
Nicht kannte, durch den erſten Kuß.

Giſelher.

Ja, ja!
Und wenn die alten Knechte uns im Stall
Vom Donn'rer Thor erzählten, daß wir glaubten,
Er dräue ſelbſt beim falben Schein der Blitze
Durch's Bodenloch hinein, ſo ſah er aus,
Wie Hagen, wenn er ſeine Lanze wirft.

Gerenot.

Laß, ich beſchwör' Dich, was vergangen iſt,
Doch endlich auch einmal vergeſſen ſein.
Du haſt genug geklagt um Deinen Helden,
Und hätt'ſt Du Dir im erſten Schmerz gelobt,
Jedweder ſeiner edlen Eigenſchaften
Ein ganzes volles Thränenjahr zu widmen:
Du wärſt herum und Deines Eides quitt.
Nun trockne Dir denn auch die Augen ab
Und brauche ſie zum Sehen, ſtatt zum Weinen,

Herr Etzel iſt des erſten Blick's ſchon werth:
Den Todten kann Dir Keiner wiedergeben,
Hier iſt der Beſte aller Lebenden.

Kriemhild.

Ihr wißt, ich will nur Eins noch auf der Welt
Und nimmer laß ich ab, es zu verlangen,
Bis ich den letzten Odemzug gethan.

Sechſte Scene.

(Gunther tritt ein.)

Gunther.

(zu den Brüdern).

Wie ſteht's?

Kriemhild.

(knie't vor ihm nieder).

Mein Herr, mein Bruder und mein König,
Ich bitte Dich in Demuth um Gehör.

Gunther.

Was ſoll das heißen?

Kriemhild.

Wenn Du wirklich heut,
Wie man mir ſagte, Dich zum erſten Mal
Als Herrn erwieſen haſt —

Gunther.

Zum erſten Mal!

Kriemhild.

Wenn Du die Krone und den Purpur nicht
Zum bloßen Staat mehr trägſt, und Schwert und Scepter
Zum Spott —

Gunther.

Du redeſt ſcharf.

Kriemhild.

Das wollt' ich nicht!
Doch wenn's ſo iſt, und wenn auf Deine Krönung
Die Thronbeſteigung endlich folgen ſoll —

Gunther.

Nimm's immer an.

Kriemhild.

Dann iſt ein großer Tag
Für die gekommen, welche ſchweres Unrecht
Erlitten haben und als Königin
Von Allen, welche Leid im Lande tragen,
Bin ich die Erſte, die vor Dir erſcheint
Und Klage über Hagen Tronje ruft.

Gunther
(ſtampft).

Noch immer fort!

Kriemhild
(erhebt ſich langſam).

Der Rabe, der im Wald
Den öden Platz umflattert, wo's geſchah,

Hört nimmer auf zu kreiſen und zu krächzen,
Bis er den Rächer aus dem Schlaf geweckt.
Wenn er das Blut der Unſchuld fließen ſah,
So findet er die Ruh' nicht eher wieder,
Bis das des Mörders auch gefloſſen iſt.
Soll mich ein Thier beſchämen, das nicht weiß,
Warum es ſchreit und dennoch lieber hungert,
Als ſeine Pflicht verſäumt? Mein Herr und König,
Ich rufe Klage über Hagen Tronje
Und Klage werd' ich rufen bis zum Tod.

Gunther.

Das iſt umſonſt!

Kriemhild.

Entſcheide nicht ſo raſch!
Wenn Du denn auch mit Deiner armen Schweſter
Und ihrem Jammer ſchneller fertig wirſt,
Wie ſie in beſſ'rer Zeit mit Deiner Hand,
Als ſie der wüth'ge Hirſch Dir aufgeſchlitzt;
Wenn Du dem Schmerz, der ruhig ſagen kann:
Iſt meines Gleichen irgend noch auf Erden,
So will ich lachen und mich ſelbſt verſpotten,
Und Alle ſegnen, die ich ſonſt verflucht!
Wenn Du ihm kalt den kleinſten Troſt verweigerſt
Und ihn von hinnen ſchreckſt mit finſtern Brauen:
Erwäg' es doch und nimm Dein Wort zurück.
Ich bin's ja nicht allein, die Klage ruft,
Es ruft das ganze Land mit mir, das Kind
Braucht ſeinen erſten Odemzug dazu,

Der Greis den letzten, Bräutigam und Braut
Den köſtlichſten, Du wirſt es ſchaudernd ſeh'n,
Wenn's Dir gefällt, ſie vor den Thron zu laden,
Daß jedes Alter, jeder Stand erſcheint,
Denn, wie die brechend-ſchwere Donnerwolke,
Hängt dieſe Blutſchuld über ihnen Allen
Und dräut mit jedem Augenblicke mehr.
Die ſchwangern Weiber zittern, zu gebären,
Weil ſie nicht wiſſen, ob kein Ungeheuer
In ihrem Mutterſchooß heran gereift,
Und daß uns Sonn' und Mond noch immer leuchten,
Gilt Manchem ſchon als Wunder der Natur.
Wenn Du Dein königliches Amt verſäumſt,
So könnten ſie zur Eigenhülfe greifen,
Wie's einſt geſchah, bevor's noch Kön'ge gab,
Und wenn ſich Alle wild zuſammen rotten,
So dürften ſie, da Du nun einmal fürchteſt,
Noch fürchterlicher als der Tronjer ſein!

Gunther.

Sie mögen's thun.

Kriemhild.

Du ſprichſt, als zeigt' ich Dir
Einen Rock mit trocknem Blut, als hätteſt Du
Den Helden nie geſeh'n, in deſſen Adern
Es kreiſ'te, ſeine Stimme nie gehört,
Noch ſeiner Hände warmen Druck gefühlt.
Kann das denn ſein? So färbe du, o Erde,

Dich überall, wie dich der grauſe Mord
Bei den Burgunden färbte! Tauche dich
In dunkles Roth! Wirf's ab, das grüne Kleid
Der Hoffnung und der Freude! Mahne Alles,
Was lebt, an dieſe namenloſe That,
Und bringe, da man mir die Sühne weigert,
Sie vor das ganze menſchliche Geſchlecht.

Gunther.

Genug! Ich kam in einer Abſicht her,
Die Dank verdient.

(Zu Ute.)

Haſt Du mit ihr geſprochen?

(Auf ein bejahendes Zeichen Ute's.)

Gut! Gut! — Ich will Dich nicht um Antwort fragen,
Der Bote mag ſie ſelbſt entgegen nehmen,
Damit er ſieht, daß Du Dich frei beſtimmſt.
Ich hoffe, Du geſtatteſt ihm Gehör,
Es iſt der alte Markgraf Rüdeger,
Die Sitte will es und er bittet d'rum.

Kriemhild.

Der Markgraf Rüdeger iſt mir willkommen.

Gunther.

So ſend' ich ihn.

(Zu Ute und den Brüdern.)

Laßt Ihr ſie auch allein!

(Alle ab.)

Siebente Scene.

Kriemhild.

Er fürchtet ſich! Er fürchtet Hagen Tronje,
Und Hagen Tronje, hör' ich, fürchtet mich! —
Du könnteſt Grund erhalten! Mag die Welt
Mich Anfangs ſchmäh'n, ſie ſoll mich wieder loben,
Wenn ſie das Ende dieſer Dinge ſieht!

Achte Scene.

(Rüdeger mit Gefolge tritt ein.)

Kriemhild.

Seid mir willkommen, Markgraf Rüdeger! —
Doch ſprecht, iſt's wirklich wahr, was man mir meldet,
Ihr ſeid als Bote hier?

Rüdeger.

So iſt's! Doch nur
Als Bote Etzel's, der kein einz'ges Scepter
In Königshänden unzerbrochen ließ,
Als das der Nibelungen.

Kriemhild.

Einerlei,
Ich bin darum nicht weniger erſtaunt!
Ihr ſeid mir längſt gerühmt. Ein Abenteuer
Und Rüdeger, der's Andern weggenommen,
Die wurden ſtets zugleich bei uns genannt,

Und wenn man Euch als Boten ſchicken kann,
So ſollte man Euch doch ſo lange ſparen,
Bis man um's Beſte dieſer Erde ſchickt.

Rüdeger.

Das hat mein Herr und König auch gethan.

Kriemhild.

Wie, Rüdeger, Du wirbſt um eine Wittwe
Und ſuchſt ſie in der Mördergrube auf?

Rüdeger.

Was ſagſt Du, Königin?

Kriemhild.

Die Schwalben fliegen
Von dannen und die frommen Störche kehren
In's hundertjähr'ge Neſt nicht mehr zurück,
Doch König Etzel ſpricht als Freier ein.

Rüdeger.

Unſelig ſind die Worte, die Du redeſt.

Kriemhild.

Unſel'ger noch die Thaten, die ich ſah! —
Verſtell' Dich nicht! Du weißt, wie Siegfried ſtarb,
Und hätt'ſt Du nur das Ammenlied behorcht,
Womit man jetzt am Rhein die Kinder ſchreckt.

Rüdeger.

Und wenn ich's weiß?

Kriemhild.

Herr Etzel iſt noch Heide,
Nicht wahr?

Rüdeger.

Wenn Du's verlangſt, ſo wird er Chriſt!

Kriemhild.

Er bleibe, was er iſt! — Ich will Dich nicht
Betrügen, Rüdeger, mein Herz iſt todt,
Wie der, für den es ſchlug, doch meine Hand
Hat einen Preis.

Rüdeger.

Ich biet' ein Königreich,
Das auf der Erde keine Grenzen hat.

Kriemhild.

Ein Königreich iſt wenig oder viel,
Wie wird's bei Euch vertheilt? Dem Mann das Schwert,
Nicht wahr, die Krone und den Herrſcherſtab,
Dem Weib die Flitter, das geſtickte Kleid?
Nein, nein, ich brauche mehr.

Rüdeger.

Was es auch ſei,
Es iſt gewährt noch eh Du's fordern kannſt.

Kriemhild.

Herr Etzel wird mir keinen Dienſt verſagen?

Rüdeger.

Ich bürge Dir.

Kriemhild.

Und Du?

Rüdeger.

Was ich vermag,
Iſt Dein bis auf den letzten Odemzug.

Kriemhild.

Herr Markgraf, ſchwört mir das.

Rüdeger.

Ich ſchwör' es Euch.

Kriemhild.

(für ſich).

Sie kennen meinen Preis, ich bin's gewiß!

(Zu den Dienern.)

Die Könige!

Rüdeger.

So hab' ich denn Dein Wort?

Kriemhild.

Herr Etzel iſt auch in Burgund bekannt,
Wer ſeinen Namen hört, der denkt zuerſt
An Blut und Feuer, dann an einen Menſchen,
Ja wohl, Du haſt mein Wort! — Man ſagt: die Krone
Muß ihm um's Angeſicht zuſammen ſchmelzen,
Der glüh'nde Degen aus den Händen tröpfeln,
Eh er im Stürmen inne hält! Das iſt
Der Mann dafür, dem wird es Wolluſt ſein!

Neunte Scene.

(Ute und die Könige treten ein.)

Kriemhild.

Ich hab's mir überlegt, und füg' mich Euch!
Herr Markgraf Rüdeger, reicht mir die Hand,
Ich faſſe ſie, als ob es Etzel's wäre,
Und bin von jetzt der Heunen Königin.

Rüdeger.

Ich huld'ge Euch!

(Er zieht nebſt den Seinigen das Schwert dabei.)

Ute.

Und ich, ich ſegne Dich.

Kriemhild

(weicht vor ihr zurück.)

Laß! Laß! Dein Segen hat ja keine Kraft!

(Zu den Königen.)

Doch Ihr — Geleitet ihr mich ſelbſt hinab,
Wie's König Dankrat's Tochter fordern darf,
Und wie's der Herr der Welt erwarten kann?

Gunther

(ſchweigt.)

Rüdeger.

Wie! Nein?

Kriemhild.

Ihr weigert mir mein Fürſtenrecht?

(Zu Rüdeger.)

Herr Markgraf, fragt bei König Gunther an,
Wodurch ich es verwirkt.

Gunther.

Ich weig're Nichts,
Doch hab' ich Gründe, jetzt den Rhein zu hüten,
Und bitte Euch, Herr Markgraf, meine Schweſter
Dem Herrn, den ſie gewählt, in meinem Namen
Zu übergeben und mich zu entſchuld'gen,
Ich ſehe ſpäter nach, wie er ſie ſetzt.

Kriemhild.

Du giebſt Dein königliches Wort darauf?

Gunther.

Ich that es ſchon.

Rüdeger.

So übernehm' ich ſie!

Kriemhild.

Nun noch ein letzter Gang zu Siegfried's Gruft!
Beredet Ihr indeß das Uebrige!
(Eckewart tritt hervor.)
Mein treuer Eckewart hat mich gewiegt,
Und ob auch alle Andern mich verlaſſen,
Er fehlt gewiß nicht hinter meinem Sarg.
(Ab.)

Zweiter Act.

Donau Ufer.

Erſte Scene.

Gunther, Volker, Dankwart, Rumolt und ein großes Gefolge. Werbel und Swemmel vor dem König. Später wird das Schiff mit Hagen, dem Kaplan ꝛc. ſichtbar.)

Werbel.

Nun gieb uns endlich Urlaub, hoher König,
Sie brauchen uns zu Hauſe, denn ſie wiſſen
Den Fiedelbogen höchſtens von der Lanze
Zu unterſcheiden, aber nicht zu führen,
Und die als ſteife Boten Abſchied nehmen,
Wirſt Du als flinke Geiger wieder ſeh'n,
Wenn Du den feierlichen Einzug hältſt.

Gunther.

Ihr habt noch Zeit. Ich denke in Bechlarn
Beim alten Rüdeger die Raſt zu halten
Und ſo weit haben wir den gleichen Weg.

Werbel.

Wir kennen einen nähern und wir müſſen
Uns ſputen.

Gunther.

Nun ſo zieht.

Werbel.

Wir danken Dir.

(Will mit Swemmel ab.)

Rumolt.

Vergeßt Ihr die Geſchenke? Wartet doch,
Bis ſie herüber kommen.

Werbel

(kehrt mit Swemmel um.)

Das iſt wahr!

Rumolt.

Schon naht das Schiff.

Volker.

Das find' ich wunderlich,
Erſt ſchlagen ſie die reichen Gaben aus,
Dann laſſen ſie ſie liegen!

(Raſch zu Werbel.)

Iſt Kriemhild
Noch immer traurig?

Werbel.

Sagten wir Euch nicht,
Daß ſie ſo fröhlich ſcheint, als hätte ſie
Den Kummer nie gekannt?

Volker.
Das ſagtet Ihr.

Werbel.
Nun denn.

Volker.
Es muß ein Land der Wunder ſein,
Wo Etzel herrſcht. Wer weiße Roſen pflanzt,
Pflückt rothe, denk' ich, oder umgekehrt.

Werbel.
Warum?

Volker.
Weil ſie ſich ſo verändert hat.
Als fröhlich haben wir ſie nie gekannt,
Sie war ſogar als Kind nur ſtill vergnügt
Und lachte mit den Augen.

Rumolt.
Hagen kommt
Mit ſeiner letzten Fracht.

Volker.
Worin denn zeigt
Sich ihre Fröhlichkeit?

Werbel.
Das ſeht Ihr ja:
Sie liebt die Feſte und ſie ladet Euch
Zum größten ein. Ihr fragt uns ſonderbar!
Iſt's nicht natürlich, daß ſie Boten ſchickt,
Wenn Ihr nicht, wie Ihr doch verſprochen habt,

Von ſelbſt erſcheint? So ſehr ſie unſ're Frauen
An Majeſtät und Schönheit übertrifft,
So ſeltſam finden die's, und das mit Recht,
Daß ihr Geſchlecht ſich nicht um ſie bekümmert,
Als wär' ſie ſeine Schmach und nicht ſein Stolz.
Wenn das nicht anders wird, ſo wird der Neid
Ihr noch die fürſtliche Geburt bezweifeln,
Und darum mahnt ſie Euch an Euer Wort.

Volker.

Ei nun, wir kommen um die Sonnenwende,
Und, wie Ihr ſeht,
(Deutet auf das Gefolge.)
mit unſerm ganzen Staat!

Werbel.

Mit einem Heer, ja wohl. Auf ſo viel Gäſte
Iſt Etzel kaum gefaßt, d'rum müſſen wir
Voran!
(Sie gehen zu dem Schiff, das eben anlegt, und verſchwinden raſch.)

Volker.

Die reden falſch! Das iſt gewiß!
Doch wahr iſt's auch, daß Kriemhild wünſchen muß,
Uns dort zu ſeh'n.

Rumolt.

Und thörigt wär's, zu glauben,
Daß ſie den zweiten Mann beredet hätte,
Für ihren Erſten Thron und Kopf zu wagen:
Das widerſpricht ſich ſelbſt und iſt zum Lachen,
Doch mag geſcheh'n, was heimlich möglich iſt!

Volker.

Und da wir unſ're Augen für uns ſelbſt
Nicht brauchen, denn was hätten wir zu fürchten,
So iſt's, als ob der Tronjer tauſend hätte,
Und die ſind auch um Mitternacht genug.

Hagen

(der gleich bei der Ankunft des Schiffes herausgeſprungen iſt und dem Ausladen zugeſchaut hat).

Iſt Alles hier?

Dankwart.

Bis auf den Prieſter dort!

(Deutet auf den Kaplan.)

Der packt ſich erſt ſein Meßgeräth zuſammen.

Hagen

(ſpringt wieder in's Schiff und ſtürzt auf den Kaplan los).

Steh feſt!

(Er ſtößt ihn über Bord.)

Da liegt er, wie ein junger Hund,
Und meine ganze Mannheit kehrt mir wieder!

Volker

(iſt ihm nachgeſprungen).

Pfui, Hagen, pfui, das war kein Stück für Dich.

Hagen

(heimlich).

Meerweiber traf ich, grün wie Schilf das Haar,
Und blau die Augen, die mir prophezeiten —

(Bricht ab.)

Was? Kannſt Du ſchwimmen, trotz des lahmen Arms?
Die Ruderſtange her!

Volker
(ergreift ſie und hält ſie feſt).

Hagen.
Die Ruderſtange!
Sonſt ſpring' ich nach, gepanzert, wie ich bin!
(Er nimmt ſie und ſchlägt in's Waſſer.)
Zu ſpät! Das iſt ein Fiſch! — So iſt's denn wahr,
Und nicht bloß Bosheit!

Kaplan
(ruft herüber).
König, fahre wohl!
Ich geh' zurück!

Hagen.
Und ich —
(Zieht ſein Schwert und zertrümmert das Schiff).

Gunther.
Biſt Du von Sinnen,
Daß Du das Schiff zerſchlägſt?

Hagen.
Frau Ute hat
Zu ſchlecht geträumt, als daß Dir jeder Knecht
Zu Etzel's Gaſtgebot mit Freuden folgte,
Doch nun iſt auch der letzte Dir gewiß.

Gunther.
Und halt' ich Einen, den ein Traum erſchreckt?

Volker.
Das war es nicht. Was haſt Du?

Hagen.

Tritt bei Seite,
Damit uns Keiner hört. Denn Dir allein
Will ich's vertrau'n.
(Heimlich.)
Meerweiber traf ich an,
Als ich vorhin, das Schiff zu ſuchen, ging,
Sie ſchwebten über einem alten Brunnen
Und glichen Vögeln, die im Nebel hüpfen,
Bald ſichtbar, bald vom blauen Qualm verſchluckt.
Ich ſchlich heran, da floh'n ſie ſcheu von dannen,
Allein die Kleider riß ich ihnen ab,
Und ſchmeichelnd riefen ſie, in ihre Locken
Sich wickelnd und in einer Lindenkrone
Sich bergend: Giebſt Du uns den Raub zurück,
So wollen wir Dir prophezei'n, wir wiſſen,
Was Euch begegnen wird und melden's treu!
Ich ließ die Kleider hoch im Winde flattern
Und nickte, da begannen ſie zu ſingen
Und nie vernahm ich noch ein ſchön'res Lied
Von Glück und Sieg und Allem, was man wünſcht.

Volker.

Das iſt ein beſſ'res Zeichen, als Du denkſt!
Wie das Inſect von Sonnenſchein und Regen
So haben ſie von Schickſal Witterung!
Nur reden ſie nicht gern, denn jedes Wort
Bezahlen ſie mit einem Lebensjahr,
Und uralt werden ſie, wie Sonn' und Mond
Am Himmel, doch unſterblich ſind ſie nicht.

Hagen.

Um ſo verfluchter denn! Ich warf die Kleider
Mit Freuden wieder hin und ſtürzte fort.
Doch da erſcholl ein Lachen hinter mir,
So widerwärtig und entſetzlich häßlich,
Als käm's aus einem Sumpf von tauſend Kröten
Und Unken und ich ſah mich ſchaudernd um.
Was war's? Die Weiber abermals, doch nun
In ſcheußlicher Geſtalt. Sie ſchnitten mir
Geſichter und in ſeltſam ſchnalz'gem Ton,
Als ſpräche ſtatt des Vogels jetzt der Fiſch,
In dem ihr ſchlanker Leib ſich end'gen ſoll,
Höhnten ſie mich: Wir haben Dich betrogen,
Ihr Alle ſeht, wenn Ihr in's Heunenland
Hinunter zieht, den grünen Rhein nicht wieder,
Und nur der Mann, den Du am allermeiſten
Verachteſt, kommt zurück.

Volker.

Doch nicht der Pfaff?

Hagen.

Du ſiehſt es ja. Ich rief zwar ſpöttiſch d'rein:
Das heißt: die Fremde wird uns ſo gefallen,
Daß wir die Heimat über ſie vergeſſen,
Und lacht' und pfiff, und fragte nach dem Schiff.
Doch traf's mich wie ein Schlag und glaub's mir nur,
Es endet nimmer gut.

(Laut.)

Man wird's erfahren,

Daß man, wenn Hagen Tronje einmal warnt,
Auf Hagen Tronje hören darf.

Gunther.

Warum
Hört Hagen Tronje denn nicht ſelbſt auf ſich
Und bleibt zurück? Wir haben Muth genug,
Auch ohne ihn das ganze Abenteuer
Zu wagen, das in einer Schweſter Armen
Sein Ende finden wird, wenn uns nicht gar
Zuletzt ein Kuß von unſer'm Schwäher droht.

Hagen.

Ho, ho! Ich bin wohl noch zu jung zum Sterben! —
Es iſt mir nur um Dich und nicht um mich.

Dankwart

(Zu Hagen).

Was iſt denn das für Blut?

Hagen.

Wo hätt' ich Blut?

Dankwart

(taucht den Finger hinein und zeigt es ihm).

Ei, von der Stirne träuft's Dir hell herunter,
Fühlſt Du's nicht ſelbſt?

Hagen.

So ſitzt mein Helm nicht feſt.

Gunther.

Nein, ſprich, was iſt's?

Hagen.

Ich trug den Donauzoll
Im Stillen für Dich ab, Du wirſt nicht mehr
Gemahnt, der Mauthner hat ſein Theil. Doch wußte
(Er nimmt den Helm ab.)
Ich ſelber nicht, daß ich ſo reichlich gab.

Gunther.

So haſt Du doch den Fährmann —

Hagen.

Allerdings!
Ich ſeh's jetzt, Lügen haben kurze Beine:
Er grüßte mich mit ſeinem dicken Ruder,
Ich dankte ihm mit meinem ſcharfen Schwert.

Gunther.

Gelfrat, den Rieſen!

Hagen.

Ja, den Stolz der Baiern!
Er treibt im Fluß, verhauen, wie ſein Schiff!
Doch unbeſorgt. Ich trag' Euch auf dem Rücken
Hinüber, wenn Ihr hier zum zweiten Mal
Die Fähre ſucht.

Gunther.

So braucht's nur fort zu geh'n,
Und Deine Rabenweisheit kommt zu Ehren —

Hagen.

Das thut ſie auch, wenn Ihr die Fiedel ſtreicht!
So oder ſo, wir ſind im Netz des Todes —

Volker.

Gewiß! Doch iſt das neu? Wir waren's ſtets.

Hagen.

Das iſt ein Wort, mein Volker, habe Dank.
Ja wohl, wir waren's ſtets, es iſt nicht neu,
Und einen Vortheil haben wir voraus
Vor all' den Andern, welche ſterben müſſen:
Wir kennen unſer'n Feind und ſeh'n das Netz —

Gunther.

(unterbricht ihn ſcharf und ſchroff.)

Fort! Fort! Sonſt läßt der Baiernherzog ſich
Den todten Mauthner zahlen, wie die Mauth,
Und König Etzel kommt um ſeinen Spaß.

(Ab mit den Seinigen bis auf Hagen und Volker.)

Hagen.

Und bei den Namenloſen ſei's geſchworen:
Wer mich hinunterſtößt, den reiß' ich nach.

Volker.

Ich helf' dabei! Doch ſagen muß ich Dir:
Bis dieſe Stunde hab' ich wie die Andern
Gedacht.

Hagen.

Ich auch. Doch weiß ich's ſelber erſt,
So iſt der Menſch, pfui über ihn und mich,
Seit ich die Weiber prophezeien hörte!

Volker.

Und jetzt noch mögt' ich zweifeln —

Hagen.

Nein, mein Volker,
Das wär' verkehrt. Die Probe iſt gemacht.

Volker.

Doch iſt auch Alles wahr, was Ute ſagte:
Sie iſt ein Weib, und müßte, um den Gatten
Zu rächen, ihre eig'nen Brüder tödten,
Und ihre alte Mutter mit!

Hagen.

Wie das?

Volker.

Die Kön'ge decken Dich und Ute deckt
Die Kön'ge wieder, oder trifft man ſie
Nicht auch, wenn man die Söhne trifft?

Hagen.

Gewiß.

Volker.

Und wird ein Weib wohl einen Pfeil verſenden,
Der, eh er Dir die Haut nur ritzen kann,
Durch alle dieſe Herzen gehen muß?

Hagen.

Komme, was kommen mag, ich bin bereit.

Volker.

Ich hab' uns Alle bluten ſeh'n im Traum,
Doch Jeder hatte ſeine Wunde hinten,
Wie ſie der Mörder, nicht der Held, verſetzt,
D'rum fürchte Nichts, als Mäuſefallen, Freund!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Bechlarn.

(Empfangſaal. Götelinde von der einen Seite mit Gudrun, Rüdeger von der andern mit Dietrich und Hildebrant. Hinter ihnen Iring und Thüring.)

Götelinde.

Es freut' mich, edler Dieterich von Bern,
Euch in Bechlarn zu ſeh'n, nicht minder gern
Erblick' ich Euch, Herr Hildebrant. Ich habe
Nur Eine Zunge und ich kann mit ihr
Zwei tapf're Recken nicht auf einmal grüßen,
Allein ich hab' zwei Hände, die dem Herzen,
Das Euch gleich ſtark entgegen ſchlägt, gleich willig
Gehorchen und
(Sie ſtreckt ihre Hände aus.)
verbeſſ're ſo den Fehl.

Dietrich.
(während der Begrüßung.)

Zu milde Worte für ſo alte Knochen!

Hildebrant.

Das find' ich nicht. Ich küß' ſie noch einmal,
(Er küßt auch Gudrun.)
Da ſie nun einmal doppelt vor mir ſteht.

Dietrich.

Die Aehnlichkeit iſt wirklich groß genug,
Um die Verwechslung zu entſchuldigen.
(Er küßt Gudrun gleichfalls.)

Rüdeger.

Nur immer zu!

Dietrich.

Ich und mein Waffenmeiſter,
Wir ſpielen heut: Wer iſt der größte Narr?
Mit braunen Köpfen haben wir gerauſt,
Mit weißen küſſen wir!

Götelinde
(zu Iring und Thüring).

Euch, edle Herrn
Von Dänemark und Thüring, hab' ich ſchon
So oft geſeh'n, daß ich Euch wohl als Freunde
Behandeln darf!

Iring
(während der Begrüßung).

Herrn Dieterich gebührt
Der Rang auch ohne das. Wo er erſcheint
Tritt Alles gern zurück.

Dietrich.

Wenn wir uns ſo
Zuſammen finden, wir, die Amelungen,
Und Ihr, die Ihr aus fernſtem Norden ſtammt,
Ein Jeder mehr als hundert Mal gekerbt
In blut'gen Kämpfen, wie ein Eichenbaum,
Den ſich der Jäger für die Axt bezeichnet,
Doch nie gefällt, wie der, ſo mögt' ich glauben,
Wir haben, ohne ſelbſt darum zu wiſſen,
Das Kraut gepflückt, das vor dem Tode ſchützt.

Iring.

Ein Wunder iſt's.

Thüring.

Das Wunder iſt nicht groß!
Einſt ſaßen wir auf unſ'ren eig'nen Thronen,
Jetzt ſind wir hier, um für den Heunen-Fürſten
Die blut'gen Nibelungen zu begrüßen
Und tragen unſer Diadem zum Spott.
Herr Etzel hat ſich ſeinen ſtolzen Hof
Aus Königen gebildet und er ſollte
Für ſich auf einen neuen Namen ſinnen,
Bei dem man gleich an dreißig Kronen denkt:
Wir aber hätten wohlgethan, das Zepter
Mit einem Bettelſtabe zu vertauſchen,
Der Stock, das ſchnöde Mittelding, entehrt.

Dietrich.

Auch ich bin unter Euch und kam von ſelbſt.

Thüring.

Ja wohl, doch Keiner ahnt, warum, und Etzel,
Das glaube nur, iſt ſo erſtaunt, wie wir.
Wärſt Du von meinem Holz, ſo würd' ich glauben,
Du hätt'ſt Dich eingefunden, um den Löwen
Zu ſpielen und ihn ſelber zu verſchlingen,
Nachdem er Bär und Wolf im Magen hat.
Doch dieß liegt Deinem Weſen fern, ich weiß,
Und da Du ganz aus freien Stücken thuſt,
Was wir aus Klugheit und aus halbem Zwang,
So mußt Du wunderbare Gründe haben,
Die unſer plumpe Kopf nicht faſſen kann.

Dietrich.

Ich habe Gründe und der Tag iſt nah',
Wo Ihr ſie kennen lernt.

Iring.

Ich brenne d'rauf,
Sie zu erfahren, denn daß Du Dich beugſt,
Wo Du gebieten könnteſt, iſt ſo ſeltſam,
Daß es, ich ſag' es frei, an Schande grenzt,
Beſonders dieſer Weg.

Thüring.

Das mein' ich auch!

Rüdeger.

Vergeßt nicht Etzel's Sinn und edle Art!
Ich würd' ihm willig dienen, wenn ich auch
So frei wie Dietrich wäre, denn er iſt
Uns gleich an Adel, doch wir hatten's leicht,
Wir erbten's mit dem Blut von unſer'n Müttern,
Er aber nahm es aus der eig'nen Bruſt!

Thüring.

So fühl' ich nicht, ich folge, weil ich muß,
Doch wäre ich, wie der —

Iring.

Ich tröſte mich
Mit unſern Göttern, denn derſelbe Sturm,
Der uns die Kronen raubte, hat auch ſie

Geſtürzt und wenn's mich auch einmal verdrießt,
Daß dieſer

(Er faßt an ſein Diadem.)

Reif nicht länger blitzt, wie ſonſt,
So tret' ich raſch in Wodan's Eichenhain,
Und denk' an den, der mehr verloren hat!

Dietrich.

So machſt Du's recht! — Das große Rad der Welt
Wird umgehängt, vielleicht gar ausgetauſcht,
Und Keiner weiß, was kommen ſoll.

Rüdeger.

Wie das?

Dietrich.

Ich ſaß einſt eine Nacht am Nixenbrunnen
Und wußte ſelbſt nicht, wo ich war. Da hab' ich
Gar viel erlauſcht.

Rüdeger.

Was denn?

Dietrich.

Wer ſagt's Dir an?
Du hörſt ein Wort und kannſt es nicht verſteh'n,
Du ſiehſt ein Bild und weißt es nicht zu deuten,
Und erſt, wenn was geſchieht, beſinnſt Du Dich,
Daß Dir's die Norne ſchon vor Jahr und Tag
In Schattentänzen vorgegaukelt hat!

(Trompeten.)

Iring.

Die Helden nah'n!

Thüring.
Die Mörder!

Rüdeger.
Davon ſtill!

Dietrich.
So blieb ein Räthſel mir im Ohre hängen,
Das lautete: Der Rieſe ſoll den Rieſen
Nicht fürchten, nur den Zwerg! Hätt'ſt Du's gelöſ't?
Seit Siegfried's Tod verſteh' ich's nur zu wohl.

Götelinde
(am Fenſter. Die Trompeten ganz nahe).
Da ſind ſie.

Gudrun.
Welche muß ich küſſen, Mutter?

Götelinde.
Die Kön'ge und den Tronjer!

Rüdeger
(zu den Recken).
Kommt denn, kommt!

Dietrich.
Ihr, um zu grüßen, um zu warnen ich.

Rüdeger.
Wie?

Dietrich.
Ja! Wenn ſie auf meine Winke achten,
So trinken ſie mit Dir und kehren um!
(Im Abgehen).

Halt' Feuer und Schwefel aus einander, Freund,
Denn löſchen kannſt Du nicht, wenn's einmal brennt.
(Alle ab.)

Dritte Scene.

Götelinde.

Tritt her zu mir, Gudrun, was zögerſt Du?
So edlen Gäſten dürfen wir uns nicht
Gleichgültig zeigen.

Gudrun
(tritt gleichfalls an's Fenſter).

Mutter, ſieh' doch den,
Den Blaſſen, mit den hohlen Todtenaugen,
Der hat's gewiß gethan.

Götelinde.

Was denn gethan?

Gudrun.

Die arme Königin! Sie war doch gar
Nicht luſtig auf der Hochzeit.

Götelinde.

Was verſtehſt
Denn Du davon? Du biſt ja eingeſchlafen,
Bevor ſie's werden konnte.

Gudrun.

Eingeſchlafen!
Ich ſchlief in Wien nicht einmal ein, ſo jung
Ich damals auch noch war! — So ſaß ſie da,

Den Kopf geſtützt, als dächte ſie an Alles,
Nur nicht an uns, und wenn Herr Etzel ſie
Berührte, zuckte ſie, wie ich wohl zucke,
Wenn eine Schlange uns zu nahe kommt.

Götelinde.

Pfui, pfui, Gudrun!

Gudrun.

Du kannſt mir's ſicher glauben,
Ihr habt's nur nicht bemerkt. Du lobſt mein Auge
Doch ſonſt —

Götelinde.

Wenn's Nadeln aufzuheben giebt.

Gudrun.

Der Vater nennt mich ſeinen Hauskalender —

Götelinde.

Es ſoll nicht mehr geſcheh'n, Du wirſt zu keck.

Gudrun.

So war ſie luſtig?

Götelinde.

Wie's der Wittwe ziemt!
Nichts mehr davon!

(Sie tritt vom Fenſter zurück.)

Gudrun.

Es fiel mir ja nur ein,
Als ich —

(Schreit auf.)

Da iſt er!

Vierte Scene.

(Rüdeger tritt mit ſeinen Gäſten und den Nibelungen ein. Giſelher folgt ſpäter und hält ſich abſeits.)

Hagen.

Wir erſchrecken hier?

(Allgemeine Begrüßung.)

Hagen

(zu Gudrun).

Man hat mich wohl verleumdet und verbreitet,
Daß ich nicht küſſen kann? Hier der Beweis.

(Er küßt ſie, dann zu Götelinde.)

Verzeiht mir, edle Frau! Ich war beſorgt
Für meinen Ruf und mußte eilig zeigen,
Daß ich kein Lindwurm bin. Doch wär' ich's auch,
So hätt' ein Kuß von dieſem Roſenmund
Mich ſo gewiß zum Schäfer umgewandelt,
Als es im ſchönſten Märchen je geſchah.
Was ſoll ich? Veilchen ſuchen? Lämmer fangen?
Ich wette um den zweiten Kuß mit Dir:
Die Blumen ſollen nicht ein Blatt verlieren,
Die Lämmer nicht ein Haar! Sprich, gehſt Du's ein?

Rüdeger.

Zum Imbiß jetzt! Im Grünen iſt gedeckt.

Hagen.

Erſt laß uns Deine Waffen doch beſeh'n!

(Tritt vor einen Schild.)

Das iſt ein Schild! Den Meiſter mögt' ich kennen,
Der ihn geſchmiedet hat. Doch haſt Du ſelbſt ihn
Gewiß nicht aus der erſten Hand.

Rüdeger.

Verſuch's,
Ob Du erräthſt, wer ihn vor mir beſaß.

Hagen
(nimmt den Schild von der Wand.)

Ei, der iſt ſchwer. Nur Wen'ge geh'n herum,
Die ſolch ein Erbſtück nicht verſchmähen müßten.

Götelinde.

Hörſt Du, Gudrun?

Hagen.

Du kannſt ihn liegen laſſen,
Wie einen Mühlenſtein, wo's Dir gefällt,
Er ſchützt ſich ſelbſt.

Götelinde.

Habt Dank für dieſes Wort.

Hagen.

Wie, edle Frau?

Götelinde.

Habt Dank, habt tauſend Dank,
Es war mein Vater Nudung, der ihn trug.

Volker.

Dann hatt' er Recht, als er Euch ſchwören ließ,
Euch keinem andern Recken zu vermählen,
Als dem, der ſeine Waffen brauchen könne,
Man denkt zum Schild ſich leicht das Schwert hinzu.

Hagen.

Das hab' ich nie gehört. Was ſolch ein Fiedler
Doch Alles weiß!

Rüdeger.

Es war ſo, wie er ſagt.

Hagen.

(will den Schild wieder aufhängen.)

Nun, ich beklage ſeinen Tod von Herzen,
Ich hätt' — verzeiht — ihn ſelbſt erſchlagen mögen,
Es muß ein trotz'ger Held geweſen ſein.

Götelinde.

Laßt ihn nur ſteh'n.

Hagen.

Das thut kein Knecht für mich.

Rüdeger.

Schon gut. Wir wiſſen jetzt, was Dir gefällt!

Hagen.

Meinſt Du? Zum Balmung würd' er freilich paſſen,
Den mir der wack're Siegfried hinterließ,
Und daß ich Waffen ſammle, läugn' ich nicht.

Rüdeger.

Nur nimmſt Du keine aus der erſten Hand.

Hagen.

Ich liebe die erprobten, das iſt wahr!

(Alle ab.)

Fünfte Scene.

Volker

(hält Giſelher zurück).

Mein Giſelher, ich muß Dir was vertrau'n.

Giſelher.

Du mir?

Volker.

Auch bitt' ich Dich um Deinen Rath.

Giſelher.

Wir ritten faſt die ganze Zeit zuſammen,
Und jetzt auf einmal? Nun, ſo faß' Dich kurz!

Volker.

Sahſt Du das Mägdlein? Doch, was frag' ich noch,
Sie hielt ja keinen Becher in der Hand.

Giſelher

Sprich nicht ſo dumm, ich hab' ſie wohl geſeh'n.

Volker.

Du haſt ja aber doch den Kuß verſchmäht,
Den ſie Dir ſchuldig war —

Giſelher.

Was höhnſt Du mich?

Volker.

Ich muß Dich prüfen, eh' ich's glauben kann,
Denn das vom Becher iſt Dein eig'nes Wort.
Wie alt erſcheint ſie Dir?

Giſelher.

Nun laß mich aus.

Volker.

Du haſt noch Zeit. Führt ſie den Mädchentitel
Schon unbeſtritten?

Giſelher.

Kümmert's Dich?

Volker.

Ja wohl:
Ich mögt' hier werben und ich muß doch wiſſen,
Daß ſie den Bräutigam nicht ſtehen läßt,
Wenn ſie zum Blindekuh gerufen wird.

Giſelher.

Du willſt hier werben? Du?

Volker.

Nicht für mich ſelbſt!
Mein Helm iſt, trotz der Beulen, die er hat,
Noch blank genug, mir mein Geſicht zu zeigen,
O nein, für Gerenot.

Giſelher.

Für Gerenot?

Volker.

Nun frag' ich Dich im Ernſt: iſt's Euch genehm?
Dann thu' ich's gern! hab' ich's doch ſelbſt geſeh'n,
Daß ihn's durchfuhr, als ob der Blitz ihn träfe,
Wie er dieß Kind am Fenſter ſtehen ſah.

Giſelher.

Ihn? er hat nicht einmal hinauf geſchaut! —
Das war ja ich.

Volker.

Das wäreſt Du geweſen?
Sprachſt Du denn auch zu mir?

Giſelher.

Das glaub' ich nicht,
Doch dafür ſprech' ich jetzt. Ihr habt ja immer
Gedrängt, ich ſollte frei'n, und Gerenot
Am allermeiſten — nun, es wird geſcheh'n!

Volker.

Auf einmal?

Giſelher.

Wenn ſie will. Ich hab' den Kuß
Der Höflichkeit verſchmäht —

Volker.

Iſt's wirklich ſo?

Giſelher.

Verpaßt, wenn's Dir gefällt, wie meinen Theil
Vom großen Kuchen, doch es iſt mir gleich,
Einen andern oder keinen!

(Raſch ab.)

Sechſte Scene.

Volker.

Ei, das kommt
Wie's Fieber! Aber ganz zur rechten Zeit,

D'rum blies ich auch hinein mit vollen Backen,
Denn, wenn wir uns mit Rüdeger verſchwähern,
Iſt Etzel's redlichſter Vaſall uns Freund.
(Ab.)

Siebente Scene.

Garten.

(Rüdeger und ſeine Gäſte. Bankett im Hintergrunde.)

Hagen.

Haſt Du ihr im Geheimen Nichts gelobt?

Rüdeger.

Hätt' ich's gethan, ſo müßt' ich's wohl verſchweigen.

Hagen.

Ich glaub' es doch. Der Umſprung war zu raſch!
Erſt war ſie durch die Werbung tief gekränkt,
Dann war's ihr plötzlich recht.

Rüdeger.

Und wenn es wäre:
Kann ſie verlangen, was man weigern muß?

Hagen.

Wer weiß! Doch mir iſt's gleich!

Rüdeger.

Ich kenne das!
Wohl mag ein Weib, das ſchwer beleidigt iſt,
Auf Rache ſinnen und in blut'gen Plänen
Uns Alle überbieten: kommt der Tag,
Wo ſich ein Arm für ſie erheben will,

So hält ſie ſelbſt mit Zittern ihn zurück
Und ruft: Noch nicht!

Hagen.

Kann ſein! — Wo bleibſt Du, Volker?

Achte Scene.

(Volker tritt auf.)

Volker.

Ich hatte Krankendienſt! — Die Luft bei Euch
Iſt nicht geſund. Hier brechen Fieber aus,
Die über zwanzig Jahre ruhig ſchlieſen,
Und das ſo heftig, wie ich's nie geſeh'n.

Rüdeger.

Wo iſt Dein Kranker denn?

Volker.

Da kommt er juſt!

Neunte Scene.

(Giſelher tritt auf.)

Rüdeger.

Zu Tiſch! Dort löſen wir dieß Räthſel auf,
Wenn wir die Nüſſe und die Mandeln knacken.

Giſelher.

Mein edler Markgraf, erſt erlaubt ein Wort.

Rüdeger.

So viel der Küchenmeiſter noch geſtattet,
Nicht mehr noch weniger.

Giſelher.

Ich bitte Euch
Um Eurer Tochter Hand.

Gerenot.

Ei, Giſelher.

Giſelher.

Iſt's Dir nicht recht? Sprich auch! Und laß uns ſchwören:
Wie uns das Loos auch fällt, wir grollen nicht!
Du lachſt? Du ſprachſt wohl ſchon und haſt Dein Ja?
Nun wohl, ich halt' auch dann, was ich gelobt,
Doch nehm' ich nie ein Weib!

Gerenot.

Was fällt Dir ein!

Rüdeger

(winkt Frau und Tochter).

Tritt her, Gudrun!

Hagen

(ſchlägt Giſelher auf die Schulter).

Du biſt ein braver Schmied! —
Das wird ein Ring! — Ich leg' mein Fürwort ein!

Gunther.

Das thu' auch ich. Es wird mich hoch erfreu'n,
Wenn ich auf dieſe reine Jungfraunſtirn
Die Krone ſetzen darf.

Giſelher

(zu Gudrun).

Und Du?

Götelinde
(da Gudrun ſchweigt).
O weh!
So wißt Ihr's nicht ſchon längſt durch das Gerücht?
Mein Kind iſt taub und ſtumm.

Rüdeger.
Ich geb' Euch gern
Euer Wort zurück.

Giſelher.
Ich hab's noch nicht verlangt,
Sie wäre ohne das zu gut für mich.

Hagen.
Recht, hämm're tüchtig zu! Denn ſolch ein Ring
Paßt ganz in unſ're Kette.
(Zu Volker.)
Wenn ſie's wagt,
So ſoll ſie zehn Mal blut'ger ſein, wie ich!

Giſelher.
Gudrun — Ach ich vergeſſe! Lehrt mich raſch
Die Zeichen, die Ihr braucht, mit ihr zu reden,
Und dieß Mal fragt für mich.

Gudrun.
Ei, glaub's doch nicht,
Ich ſchämte mich ja nur.

Volker.
Du liebes Kind!
Auf Deinen Lippen muß ein Zauber wohnen,
Wer ſich beim erſten Kuß was wünſcht, der hat's.

Giſelher.

So ſprich!

Gudrun.

Mein Vater ſprach ja auch noch nicht.

Hagen

(zu Rüdeger).

Da haſt Du Vollmacht! Siegle! Denn Dein Koch
Wird ungeduldig.

Rüdeger

(gegen Gunther.)

Braucht es meiner noch?
Muß ich die Rolle jenes Narren ſpielen,
Dem eine Krone auf den Scheitel fiel,
Und der gen Himmel rief: Ich nehm' ſie an?
Es ſei und alſo ſag' ich Ja!

(Zu Hagen.)

Nun weißt Du,
Wie tief ich gegen Euch verſchworen bin.

Hagen.

So gebt Euch denn die Hände! Brav! Der Ring
Iſt fertig! Keinen Schlag mehr, Schmied! Die Hochzeit
Erſt bei der Wiederkehr!

Giſelher.

Warum?

Götelinde.

Ei wohl!

Rüdeger.

Ich harrte ſieben Jahr.

Hagen.

Doch darfſt Du nicht
Zurückgewieſen werden, wenn Dir auch
Ein Paar von Deinen Gliedern fehlen ſollten,
(Zu Gudrun.)
Ich ſteh' dafür, er kommt nicht ohne Kopf.

Rüdeger.

Das geh'n wir ein. Es gilt ja nur ein Feſt.

Dietrich
(tritt plötzlich hinzu).

Wer weiß! Frau Kriemhild weint noch Tag und Nacht.

Hagen.

Und Etzel duldet's? Pah! Da ſchellt der Koch.

Dietrich.

Ich bin gekommen, um Euch das zu ſagen,
Es iſt geſcheh'n, nun achtet's, wie Ihr wollt.
(Geht mit Rüdeger zum Bankett.)

Zehnte Scene.

Hagen.

Hört Ihr's? Das ſprach Herr Dieterich von Bern.

Dietrich
(kehrt wieder um).

Seid auf der Hut, Ihr ſtolzen Nibelungen,
Und wähnt nicht, daß ein Jeder, der die Zunge
Jetzt für Euch braucht, den Arm auch brauchen darf.
(Folgt Rüdeger.)

Elfte Scene.

Volker.

Das ſprach ein König, der gewiß zuletzt
Auf Erden Argwohn ſchöpft.

Hagen.

Sie kennen ihn.

Volker.

Und weiſe Nixen, die dem Zauberborn
Entſtiegen —

Hagen.

Willſt Du ſchwatzen?

Gunther.

Nun, was iſt's?

Hagen.

Sie meinten, gute Panzer thäten noth —

Volker.

Und nützten doch zu Nichts.

Gunther.

Was thut's? Die Hülfe
Iſt bei der Hand.

Hagen.

Wie das?

Gunther.

Du gehſt zurück!

Hagen.

Zurück?

Gunther.

Ja wohl! Du meldeſt meiner Mutter,
Was hier geſchah, damit ſie Betten ſtopſt,
Und freu'ſt Dich, daß Du uns gerettet haſt.
Denn die Gefahr, vor der Du ewig warn'ſt
Iſt nur für Dich und nicht für uns vorhanden,
Wir ſind gedeckt, ſobald Du ſelbſt nur willſt,
Und Deinen Auftrag haſt Du! Kehr' denn um!

Hagen.

Gebeutſt Du's mir?

Gunther.

Wenn ich gebieten wollte,
So hätt ich's ſchon zu Worms am Rhein gethan!

Hagen.

Dann iſt's ein Dienſt, den ich Dir weigern muß.

Gunther.

Siehſt Du? Es iſt Dir nicht allein um mich!
Du willſt nicht fehlen, wo man ſpotten könnte:
Wo bleibt er denn? Er fürchtet ſich doch nicht?
Nun, was Dich treibt, das treibt auch mich! Ich will
Nicht warten, bis der Heunenkönig mir
Ein Spinnrad ſchickt. Ja, wenn die Norne ſelbſt
Mit aufgehob'nem Finger mich bedräute,
Ich wiche keinen Schritt zurück! Und Du
Biſt unſer Tod, wenn's drunten wirklich ſteht,
Wie Du's uns prophezeiſt. Doch —

(Er ſchlägt Hagen auf die Schulter.)

Komm nur, Tod!

(Folgen den Andern.)

Dritter Act.

Heunenland. König Etzel's Burg. Empfangsſaal.

Erſte Scene.

(Kriemhild, Werbel, Swemmmel.)

Kriemhild.

So wagt er's ungeladen? Hagen Tronje,
Ich kannte Dich!

Werbel.

Er zieht voran und führt.

Kriemhild.

Greift gleich nach ihren Waſſen, wenn ſie kommen,
Ihr wißt, mit Liſt.

Werbel.

Es liegt uns ſelbſt daran.

Kriemhild.

Habt Ihr denn auch noch Muth, wenn Ihr ſie kennt?

Werbel.

Dem Hornißſchwarm erlag ſchon mancher Leu! —
Weiß Etzel etwas?

Kriemhild.
Nein! — und doch wohl: Ja.

Werbel.
Es iſt nur —

Kriemhild.
Was?

Werbel.
Auch in der Wüſte ehren
Wir einen Gaſt.

Kriemhild.
Iſt Gaſt, wen Keiner lud?

Werbel.
Bei uns ſogar der Feind.

Kriemhild.
Vielleicht iſt Alles
Nicht nöthig. Hier wird König Gunther frei,
Und wenn ſich in Burgund der Henker findet,
So brauche ich die Heun'ſchen Rächer nicht.

Werbel.
Doch Königin —

Kriemhild.
Euch halte ich auch dann,
Was ich Euch ſchwur. Der Nibelungen Hort
Iſt Euer, wenn Er liegt. Ich frage nicht,
Durch wen er fiel!

Werbel.
Auch wenn wir Nichts gethan?
Trotz Etzel's Zorn, Dein bis zum Tod dafür!

Kriemhild.

Habt Ihr die Königin Burgund's geſeh'n?

Werbel.

Die ſieht kein Menſch.

Kriemhild.

Auch nicht von ihr gehört?

Werbel.

Die wunderlichſten Reden gehen um.

Kriemhild.

Was denn für Reden?

Werbel.

Nun, es wird geflüſtert,
Daß ſie in einem Grabe hauſ't.

Kriemhild.

Und doch
Nicht todt?

Werbel.

Sie hat es gleich nach Dir bezogen,
Fort in der Nacht, nach Wochen erſt entdeckt,
Und nicht mehr weg zu bringen.

Kriemhild.

Sie — Brunhild —
In Siegfried's heil'ger Ruheſtatt?

Werbel.

So iſt's.

Kriemhild.

Vampyr.

Werbel.

Am Sarge kauernd.

Kriemhild.

Teufelskünſte
Im Sinn.

Werbel.

Kann ſein. Allein im Auge Thränen,
Und mit den Nägeln bald ihr Angeſicht
Zerkratzend, bald das Holz.

Kriemhild.

Da ſeht Ihr's ſelbſt!

Werbel.

Der König gab Befehl, ſie einzumauern,
Doch eilig ſetzte ihre graue Amme
Sich in die Thür.

Kriemhild.

Dich treib' ich wieder aus! —
(Nach langer Pauſe.)
Und meine Mutter ſchickt mir dieſe Locke
Und fügte nicht ein einz'ges Wort hinzu?

Werbel.

So iſt's.

Kriemhild.

Sie ſoll mich mahnen, denk' ich mir,
Daß ich die Brüder nicht zu lange halte.

Werbel.

Es mag wohl ſein.

Kriemhild.
Sie iſt ſo weiß wie Schnee.

Werbel.
Doch hätte ſie gewiß nicht d'ran gedacht,
Wenn ſie ihr Traum nicht ſo geängſtigt hätte,
Denn ſie betrieb die Reiſe ſelbſt mit Fleiß.

Kriemhild.
Was für ein Traum?

Werbel.
Sie ſah die Nacht, bevor
Wir ziehen ſollten, alle Vögel todt
Vom Himmel fallen.

Kriemhild.
Welch ein Zeichen!

Werbel.
Nicht?
Die Kinder ſcharrten ſie mit ihren Füßen
Zuſammen, wie im Herbſt die dürren Blätter —

Kriemhild.
Und ihre Träume gehen immer aus! —
Das iſt ein Pfand!

Werbel.
Du jubelſt? Sie erſchrack
Und ſchnitt, als wir zu Pferde ſteigen wollten,
Vom greiſen Haupt die Locke ſich herunter,
Und gab ſie mir, wie einen Brief, für Dich.

Kriemhild.

Nun richtet Euch!

Werbel.

Das Netz iſt ſchon geſtellt.

(Werbel und Swemmel ab.)

Zweite Scene.

Kriemhild.

(die Locke erhebend).

Ich kann Dich wohl verſteh'n! Doch fürchte Nichts!
Mir iſt's nur um den Geier, Deine Falken
Sind ſicher bis auf ihre letzte Feder,
Es wäre denn — Doch nein, ſie haſſen ſich!

Dritte Scene.

Etzel

(tritt mit Gefolge ein).

Nun wirſt Du doch mit mir zufrieden ſein?
Und wenn Du's noch nicht biſt, ſo wirſt Du's werden,
Bevor ich Dich verlaſſe. Sag' nur an,
Wie ich die Deinigen begrüßen ſoll.

Kriemhild.

Mein König —

Etzel.

Stocke nicht! Bedinge Dir's,
Wie's Dir gefällt! Ich ging bis an das Thor,
Als ich den alten Dieterich von Bern
Zuerſt empfing, und trug ein Diadem.
Dies war bis jetzt mein Höchſtes, aber heut'

Bin ich zu mehr bereit, damit ſie ſeh'n,
Daß auch der Heune Dich zu ſchätzen weiß.
Bis an die fernſten Marken meines Reich's
Hab' ich die Könige voraus geſandt,
Die mehr aus Wahl mir dienen, als aus Zwang,
Und Freudenfeuer, die von Berg zu Berg
Entzündet werden, flammen ihnen zu,
Daß ſie an Etzel's Hof willkommen ſind
Und uns, auf welcher Straße ſie ſich nah'n.
Soll ich nun auch noch Kronenprobe halten
Und meinen Purpur einmal wieder lüften,
So ſprich's nur aus und kehr' Dich nicht daran,
Daß mich ein Zentner Eiſen nicht ſo drückt,
Wie eine Unze Gold. Ich wähle mir
Die leichteſte, und wenn Du danken willſt,
So kannſt Du ſie mit einem rothen Band
Mir für das Feſt der Sonnenwende merken,
Damit ich ſie ſogleich zu finden weiß.

Kriemhild.

Mein Herr und mein Gemahl, das wär' zu viel.

Etzel.

Zu viel vielleicht für ſie, doch nicht für Dich!
Denn Du erfüllteſt mir den letzten Wunſch,
Der mir auf Erden noch geblieben war,
Du ſchenkteſt mir den Erben für mein Reich,
Und was ich Dir im erſten Vaterrauſch
Gelobte, halt' ich auch: Du kannſt nicht fordern,

Was ich verſagte, ſeit ein Sohn mir lebt.
Und wenn Du nichts für Dich verlangen magſt,
So laß' mich's an den Deinigen beweiſen,
Daß es mir Ernſt mit dieſer Rede iſt.

Kriemhild.

Vergönne denn, daß ich ſie nach Verdienſt
Und Würdigkeit empfange und behandle,
Ich weiß am beſten, was ſich für ſie ſchickt,
Und ſei gewiß, daß Jeder das erhält,
Was ihm gebührt, wie ſeltſam ich das Feſt
Auch richten und die Stühle ſetzen mag.

Etzel.

So ſei's! Ich lud ja nur auf Deinen Wunſch
Denn Vettern, die mich ſieben Jahr verſchmäh'n,
Kann ich im achten, wie ſie mich entbehren,
D'rum ordne Alles, wie es Dir gefällt.
Wenn Du mein halbes Reich verſchwenden willſt,
So ſteht's Dir frei, Du biſt die Königin,
Und wenn Du Deine Kuchen lieber ſparſt,
So iſt's mir recht, Du biſt des Hauſes Frau!

Kriemhild.

Mein Herr und König, edel biſt Du ſtets
Mit mir verfahren, doch am edelſten
In dieſer Stunde. Habe Dank dafür.

Etzel.

Um Ein's nur bitt' ich: Laß mich Deiner Huld
Den alten Dieterich von Bern empfehlen,
Wenn Du ihn ehrſt, ſo thuſt Du, was mich freut.

Kriemhild.
Es ſoll geſcheh'n, und das von Herzen gern.

Etzel.
Die Herr'n von Thüring und von Dänemark
Schick' ich hinab, die Gäſte zu begrüßen,
Doch Dietrich zog aus freien Stücken mit.

Kriemhild
Er wird ſie kennen!

Etzel.
Nein, er kennt ſie nicht.

Kriemhild.
Sie ehren oder fürchten!

Etzel.
Auch nicht! Nein!

Kriemhild.
Dann iſt es viel!

Etzel.
Weit mehr noch als Du glaubſt.
Denn ſieh: Es ſind drei Freie auf der Welt,
Drei Starke, welche die Natur, wie's heißt,
Nicht ſchaffen konnte, ohne Menſch und Thier
Vorher zu ſchwächen und um eine Stufe
Herab zu ſetzen —

Kriemhild.
Drei?

Etzel.

Der Erſte iſt —
Vergieb! Er war! Der Zweite bin ich ſelbſt,
Der Dritte und der Mächtigſte iſt Er!

Kriemhild.

Dietrich von Bern!

Etzel.

Er hält es gern geheim
Und rührt ſich nur, wie ſich die Erde rührt,
Wenn er nicht anders kann, doch ſah ich's ſelbſt.
Du kennſt die Heunen: tapfer, wie ſie ſind,
Muß ich den Uebermuth gewähren laſſen,
Der ſie erfüllt vom Wirbel bis zur Zeh'!
Wer's Handwerk kennt, der weiß, daß der Soldat
Im Feld nur darum unbedingt gehorcht,
Weil er im Stall zuweilen trotzen darf,
Und willig läßt er ihm das kleine Recht,
Die Feder ſo, die Spange ſo zu tragen,
Das er mit ſeinem Blut ſo theuer zahlt.
D'rum kann ich auch die edlen Könige
Nicht ſo vor aller Ungebühr bewahren,
Wie ich's wohl mögte, auch mein letzter Knecht
Will ſeinen Theil von Etzel's Macht und Ruhm,
Die er als allgemeines Gut betrachtet,
Und zeigt's, indem er pfeift, wenn And're beten,
Und ſchnalzt, wenn er ſie höflich grüßen ſieht.
So wagte Einer hinter Dietrich's Rücken
Denn auch ein freches Wort, und das den Tag

An dem er kam, er ſah ſich ſchweigend um
Und ſchritt zu einer Eiche, riß ſie aus
Und legte ſie dem Spötter auf den Rücken,
Der knickte unter ihrer Laſt zuſammen,
Und Alles ſchrie: Der Berner lebe hoch!

Kriemhild.

Das ahnt' ich nicht!

Etzel.

Er ſchwört ſein Lob ſo ab,
Wie And're ihre Schande und er würde
Die Thaten gern verſchenken, wie die Beute,
Wenn ſich nur Nehmer fänden. Doch ſo iſt's!

Kriemhild.

Und dennoch? — Ueber allem Menſchenkind,
Und Dein Vaſall?

Etzel.

Ich ſelbſt erſchrak, als er
Mit abgelegter Krone vor mich trat
Und ſeinen Degen ſenkte. Was ihn trieb,
Das weiß ich nicht, allein er dient mir treuer,
Wie Viele, die ich überwand im Feld,
Und ſchon an ſieben Jahr! Ich hätt' ihn gern
Mit meinen reichſten Lehen ausgeſtattet,
Doch nahm er Nichts, als einen Maierhof,
Und auch von dieſem ſchenkt er Alles weg,
Bis auf ein Oſterei, das er verzehrt.

Kriemhild.

Seltſam!

Etzel.

Erräthſt auch Du ihn nicht? Er iſt
Ja Chriſt, wie Du, und Eure Bräuche ſind
Uns fremd und unverſtändlich. Kriecht doch Mancher
Von Euch in Höhlen und verhungert da,
Wenn ihm kein Rabe Speiſe bringt, erklettert
In heißer Wüſte ſchroffe Felſenklippen
Und horſtet d'rauf, bis ihn der Wirbelwind
Herunter ſchleudert —

Kriemhild.

Heilige und Büßer,
Doch Dietrich trägt ein Schwert.

Etzel.

Gleichviel! Gleichviel! —
Ich mögt' ihm endlich danken und mir fehlt
Die Gabe, die er nimmt. Thu' Du's für mich!
Du biſt uns noch das erſte Lächeln ſchuldig:
Schenk's ihm.

Kriemhild.

Du ſollſt mit mir zufrieden ſein!

Vierte Scene.

(Werbel und Swemmel treten auf.)

Werbel.

Mein Fürſt, es flammt ſchon von den nächſten Bergen!
Die Nibelungen nah'n!

Etzel
(will hinunter).

Kriemhild.

(hält ihn zurück).

Ich geh' hinab
Und führ' ſie in den Saal. Du aber bleibſt
Und warteſt ihrer, mag die Treppe ihnen
Auch länger werden, als der ganze Weg
Vom Rhein bis in die Heunenburg.

Etzel.

Es ſei.
Sie hatten auch ja Zeit. Ich will derweil
Die Helden durch das Fenſter mir betrachten;
Komm', Swemmel, zeig' mir einen Jeden an.

(Ab. Swemmel folgt.)

Fünfte Scene.

Kriemhild.

Nun hab' ich Vollmacht — Sie iſt weit genug!
Er braucht mir nicht zu helfen, ich vollbringe
Es ſchon allein, wenn er mich nur nicht hindert,
Und daß er mich nicht hindert, weiß ich jetzt!

(Ab.)

Sechſte Scene.

Schloßhof.

(Die Nibelungen mit Dietrich, Rudeger, Iring und Thüring treten auf.)

Hagen.

Da ſind wir denn! Hier ſieht's ja prächtig aus!
Was iſt das für ein Saal?

Rüdeger.

Der iſt für Euch,
Du wirſt ihn noch vor Abend kennen lernen,
Er hat für mehr als tauſend Gäſte Raum.

Hagen.

Wir glaubten auch, in keiner Bärenhöhle
Zu ſitzen, weil wir nicht vom Rauch mehr leiden,
Wie unſ're Väter in der alten Zeit,
Doch das iſt ganz was And'res!
(Zu den Königen.)
Hütet Euch,
Den aſiat'ſchen Schwäher einzuladen:
Der ſchickt ſein Pferd in Euer Prunkgemach
Und fragt Euch dann, wo Obdach iſt für ihn.

Rüdeger.

Herr Etzel ſagt: Die Völker denken ſich
Den König, wie das Haus, worin er wohnt!
D'rum wendet er auf dieſes all die Pracht,
Die er an ſeinem Leibe ſtolz verſchmäht.

Hagen.

Dann denken ſie ſich ihn mit ſo viel Augen,
Als ihnen Fenſter hier entgegen funkeln,
Und zittern ſchon von fern. Doch hat er Recht!

Rüdeger.

Da kommt die Königin!

Siebente Scene.

(Kriemhild mit großem Gefolge tritt auf.)

Hagen.

Noch immer ſchwarz!

Kriemhild

(zu den Nibelungen).

Seid Ihr es wirklich? Sind das meine Brüder?
Wir glaubten ſchon, es käm' ein Feind gezogen,
So groß iſt euer Troß. Doch ſeid gegrüßt!

(Bewillkommnung, aber ohne Kuß und Umarmung.)

Mein Giſelher, den Herren von Burgund
Entbot die Heunenkönigin den Gruß,
Dich küßt die Schweſter auf den treuen Mund.
Herr Dieterich, mir trug der König auf,
Euch Dank zu ſagen, daß Ihr ſeine Gäſte
Empfangen habt. Ich ſag' Euch dieſen Dank!

(Reicht ihm die Hand.)

Hagen.

Man grüßt die Herren anders als die Mannen,
Das iſt ein Zeichen wunderlicher Art,
Das manchen dummen Traum zu Ehren bringt.

(Bindet ſeinen Helm feſter.)

Kriemhild.

Auch Du biſt da? Wer hat denn Dich geladen?

Hagen.

Wer meine Herren lud, der lud auch mich!
Und wem ich nicht willkommen bin, der hätte

Auch die Burgunden nicht entbieten ſollen,
Denn ich gehör' zu ihnen, wie ihr Schwert.

Kriemhild.

Dich grüße, wer Dich gerne ſehen mag:
Was bringſt Du mir, daß Du's von mir erwarteſt?
Ich habe Dich des Abſchieds nicht gewürdigt.
Wie hoffſt Du jetzt auf freundlichen Empfang!

Hagen.

Was ſollt' ich Dir wohl bringen, als mich ſelbſt?
Ich trug noch niemals Waſſer in das Meer
Und ſollte neue Schätze bei Dir häufen?
Du biſt ja längſt die Reichſte von der Welt.

Kriemhild.

Ich will auch Nichts, als das, was mir gehört,
Wo iſt's? Wo blieb der Hort der Nibelungen?
Ihr kommt mit einem Heer! Es war wohl nöthig,
Ihn herzuſchaffen. Liefert ihn denn aus!

Hagen.

Was fällt Dir ein? Der Hort iſt wohl bewahrt,
Wir wählten einen ſich'ren Ort für ihn,
Den einzigen, wo's keine Diebe giebt,
Er liegt im Rhein, wo er am tiefſten iſt.

Kriemhild.

So habt Ihr das nicht einmal gut gemacht,
Was doch noch heut in Eurem Willen ſteht?
Dich, ſagſt Du, hielt man nöthig für die Fahrt,
Und nicht den Hort? Iſt das die neue Treu'?

Hagen.

Wir wurden auf das Feſt der Sonnenwende
Geladen, aber nicht zum jüngſten Tag,
Wenn wir mit Tod und Teufel tanzen ſollen,
So ſagte man's uns nicht zur rechten Zeit.

Kriemhild.

Ich frage nicht für mich nach dieſen Schätzen,
Ich hab' an meinem Fingerhut genug,
Doch Königinnen werden ſchlecht geachtet,
Wenn ihre Morgengabe gar nicht kommt.

Hagen.

Wir tragen allzuſchwer an unſer'm Eiſen,
Um uns auch noch mit Deinem Gold zu ſchleppen,
Wer meinen Schild und meinen Panzer wiegt,
Der bläſ't das Sandkorn ab und nicht hinzu.

Kriemhild.

Ich bin hier noch die Brautgeſchenke ſchuldig,
Doch das iſt Etzel's Sache, meine nicht,
So legt denn ab und folgt mir in den Saal,
Er wartet längſt mit Ungeduld auf Euch.

Hagen.

Nein, Königin, die Waffen nehm' ich mit,
Dir ſtänden Kämmrerdienſte übel an!
(Zu Werbel, der auf Kriemhild's Wink Hagen's Schild ergreift.)
Auch Du biſt gar zu höflich, ſüßer Bote,
Die Klauen ſind dem Adler nie zur Laſt.

Kriemhild.
Ihr wollt in Waffen vor den König treten?
So hat Euch ein Verräther auch gewarnt,
Und kennt' ich ihn, ſo ſollt' er ſelbſt erleiden,
Womit er Euch aus Hinterliſt bedroht.

Dietrich
(tritt ihr gegenüber).
Ich bin der Mann, ich, Dietrich, Vogt von Bern!

Kriemhild.
Das würd' ich Keinem glauben, als Euch ſelbſt!
Euch nennt die Welt den edlen Dieterich,
Und blickt auf Euch, als wär't Ihr dazu da,
Um Feuer und Waſſer einen Damm zu ſetzen
Und Sonne und Mond den rechten Weg zu zeigen,
Wenn ſie einmal verirrten auf der Bahn.
Sind das die Tugenden, für die's der Zunge
An Namen fehlt, weil ſie kein Menſch vor Euch
Beſeſſen haben ſoll, daß Ihr Verwandte,
Die ſich verſöhnen wollen, neu verhetzt
Und Euren Mund zum Blaſebalg erniedrigt,
Der todte Kohlen anzufachen ſucht?

Dietrich.
Ich weiß, worauf Du ſinnſt, und bin gegangen,
Es zu verhüten.

Kriemhild.
Und was wär' denn das?
Wenn Du den Wunſch in meiner Seele kennſt,
Den Du als Mann und Held verdammen darfſt,

So nenn' ihn mir und ſchilt mich, wie Du magſt.
Doch wenn Du ſchweigen mußt, weil Du nicht wagſt,
Mich eines Unrechts zu beſchuldigen,
So ford're dieſen ihre Waffen ab.

Hagen.

Das braucht er nur zu thun, ſo hat er ſie.

Dietrich.

Ich ſteh' Dir für ſie ein!

Kriemhild.

Für Etzel auch,
Daß er die Doppelſchmach nicht grimmig rächt?
Mit meinen Perlen ſchmückt die Nixe ſich,
Mit meinem Golde ſpielt der plumpe Fiſch,
Und ſtatt ſich hier zum Pfand des Friedens jetzt
Den Arm zu binden, blitzt ihr Schwert als Gruß.

Hagen.

Herr Etzel war noch nimmer in Burgund
Und wenn Du ſelbſt es ihm nur nicht verräthſt,
So weiß er viel, was Brauch iſt unter uns.

Kriemhild.

Ein jeder wählt ſein Zeichen, wie er will,
Ihr tretet unter dem des Blutes ein,
Doch merkt Euch! wer da trotzt auf eig'nen Schutz,
Der iſt des fremden quitt, und damit gut.

Hagen.

Wir rechnen immer nur auf uns allein
Und achten alles Uebrige gering.

Dietrich.
Ich werde ſelbſt das Salzfaß überwachen,
Damit kein Zank entſteht.

Kriemhild.
Du kennſt ſie nicht
Und wirſt noch viel bereu'n!

Hagen
(zu Rüdeger).
Herr Markgraf, ſtellt
Euch doch als Blutsfreund vor. Da ſieht ſie gleich,
Daß wir ein friedliches Geſchäft betreiben,
Denn Hochzeitsſtifter ſuchen keinen Streit.
Ja, Königin, wir gehen zwar in Eiſen,
Allein wir haben Minnewerk gepflogen
Und bitten Dich, den neu geſchloſſ'nen Bund,
Der Giſelher vereinigt mit Gudrun,
Mit Deinem Segen zu bekräftigen.

Kriemhild.
Iſt's ſo, Herr Rüdeger, und kann's ſo ſein?

Giſelher.
Ja, Schweſter, ja!

Kriemhild.
Ihr ſeid vermählt?

Giſelher.
Verlobt.

Hagen.

Die Hochzeit erſt, wenn Du geſegnet haſt!
(Zu Gunther.)
Jetzt aber, ſcheint mir, wird es endlich Zeit,
Zu Hof zu geh'n! Was ſollen wir uns länger
Begaffen laſſen?

Dietrich.

Ich geleite Euch!
(Ab mit den Nibelungen.)

Kriemhild
(im Abgehen zu Rüdeger).

Herr Rüdeger, gedenkt Ihr Eures Schwur's?
Die Stunde naht, wo Ihr ihn löſen müßt.
(Beide ab, es erſcheinen immer mehr Heunen.)

Achte Scene.

Rumolt.

Wie dünkt Euch das?

Dankwart.

Wir wollen unſer Volk
Zuſammen halten und das Uebrige
Erwarten.

Rumolt.

Seltſam iſt's, daß König Etzel
Uns nicht entgegen kam. Er ſoll doch ſonſt
Von feinen Sitten ſein.

Dankwart.

Und wie das glupt
Und ſtiert und heimlich an den Arm ſich ſtößt

Und wiſpert!

(Zu einigen Heunen, die zu nahe kommen.)

Halt! Der Platz iſt ſchon beſetzt!
Auch der! Und der! Schon zwanzig Schritt von hier
Fängt meine große Zehe an. Wer wagt's
Mir d'rauf zu treten?

Rumolt.

(nach hinten rufend)

Eben ſo viel Raum
Brauch' ich für meinen Buckel, und er iſt
Empfindlich, wie ein Hühner Ei.

Dankwart.

Das hilft! —
Sie knurren zwar, doch zieh'n ſie ſich zurück;
Unheimliches Geſindel, klein und frech.

Rumolt.

Ich guckt' einmal in eine finſt're Höhle
Durch einen Felſenſpalt hinein. Da glühten
Wohl dreißig Augenräder mir entgegen,
Grün, blau und feuergelb, aus allen Ecken
Und Winkeln, wo die Thiere kauerten,
Die Katzen und die Schlangen, die ſie zwinkernd
In ihren Kreiſen drehten. Schauerlich
Sah's aus, es kam mir vor, als hätt' ſich eine
Geſtirnte Hölle tief im Mittelpunkt
Der Erde aufgethan, wie all' die Funken
So durch einander tanzten, und ich fuhr
Zurück, weil ich nicht wußte, was es war.
Das kommt mir in den Sinn, nun ich dieß Volk

So tückiſch glupen ſehe, und je dunkler
Der Abend wird, je beſſer trifft's.

Dankwart.

An Schlangen
Und Katzen fehlt's gewiß nicht. Ob auch Löwen
Darunter ſind?

Rumolt.

Die Probe muß es lehren,
In meiner Höhle fehlten ſie. Ich ſuchte
Den Eingang auf, ſobald ich mich beſann,
Denn draußen war es hell, und ſchoß hinein.
Auch traf gar mancher Pfeil, wie das Geächz
Mir meldete, doch hört' ich kein Gebrüll
Und kein Gebrumm, es war die Brut der Nacht,
Die dort beiſammen ſaß, die feige Schaar,
Die kratzt und ſticht, anſtatt zu off'nem Kampf
Mit Tatze, Klau' und Horn hervor zu ſpringen,
Und eben ſo erſcheinen mir auch die.
Gieb Acht, wenn ſie uns nicht beſchleichen können,
So hat's noch keine Noth.

Dankwart.

Verachten mögt' ich
Sie nicht, denn Etzel hat die Welt mit ihnen
Erobert.

Rumolt.

Hat er's auch bei uns verſucht?
Er mähte Gras und ließ die Arme ſinken,
Als er auf deutſche Eichen ſtieß!

Neunte Scene.

(Werbel, ſchon vorher mit Swemmel unter den Heunen ſichtbar, ihnen unbemerkt gefolgt von Eckewart.)

Werbel.

Nun, Freunde,
Verlangt Euch nicht in's Nachtquartier?

Dankwart.

Es iſt
Uns noch nicht angewieſen.

Werbel.

Alles ſteht
Schon längſt bereit.
(Zu den Seinigen.)
Kommt! Miſcht Euch, wie ſich's ziemt.

Dankwart.

Halt! Wir Burgunden bleiben gern allein.

Werbel
(ermuntert die Seinigen zu kommen).

Ei, was!

Dankwart.

Noch einmal! Das iſt unſer Brauch.

Werbel.

Im Krieg! Doch nicht beim Zechgelag!

Dankwart.

Zurück!
Sonſt laß ich zieh'n!

Werbel.

Wer ſah noch ſolche Gäſte!

Rumolt.

Sie gleichen ihren Wirthen auf ein Haar.

(Es wird geklatſcht.)

Dankwart.

Man klatſcht uns zu. Wer iſt's?

Rumolt.

Erräthſt Du's nicht?

Dankwart.

Ein unſichtbarer Freund.

Rumolt.

Ich ſah vorhin
Den alten Eckewart vorüber ſchleichen,
Der Frau Kriemhild hinab geleitet hat.

Dankwart.

Glaubſt Du, daß der es war?

Rumolt.

Ich denk' es mir.

Dankwart.

Der hat ihr Treu' geſchworen bis zum Tode
Und war ihr immer hold und dienſtbereit,
Das wär' ein Wink für uns.

Zehnte Scene.

(Hagen kommt mit Volker zurück.)

Hagen.

Wie ſteht's denn hier?

Dankwart.

Wir halten uns, wie Du's befohlen haſt.

Rumolt.

Und Kriemhild's Kämmrer klatſcht uns Beifall zu.

Hagen.

Nun, Etzel iſt ein Mann nach meinem Sinn.

Dankwart.

So?

Rumolt.

Ohne Falſch?

Hagen.

Ich glaub's. Er trägt den Rock
Des beſten Recken, den ſein Arm erſchlagen,
Und ſpielt darin des Todten Rolle fort.
Das Kleid iſt etwas eng für ſeine Schultern,
Auch platzt die Naht ihm öfter, als er's merkt,
Doch meint er's gut.

Dankwart.

Warum denn kein Empfang?

Volker.

Mir kam es vor, als wär' er angebunden,
Und hätte uns nur darum nicht begrüßt.

Hagen.

So war es auch. Sein Weib hat ihm gewehrt,
Hinab zu ſteigen, doch das bracht' er reichlich
Durch ſeine Milde wieder ein.

Volker.

Ich dachte
An meinen Hund, als er ſo überfreundlich

Die Hand uns bot. Der wedelt immer doppelt,
Wenn ihn ſein Strick verhindert, mir entgegen
Zu ſpringen bis zur Thür.

Hagen.

Ich dachte nicht
An Deinen Hund, ich dachte an den Leuen,
Der Eiſenketten, wie man ſagt, zerreißt
Und Weiberhaare ſchont.
(Zu Dankwart und Rumolt.)
Nun eßt und trinkt!
Wir haben's hinter uns und übernehmen
Die Wacht für Euch!

Dankwart
(zu Werbel und Swemmel).

So führt uns, wenn's gefällt.

Werbel
(zu Swemmel).

Thu' Du's!
(Heimlich.)
Ich muß ſogleich zur Königin.
(Alles zerſtreut ſich. Werbel in den Palaſt. Eckewart wird wieder ſichtbar.)

Elfte Scene.

Volker.

Was meinſt Du?

Hagen.

Nimmer wird's mit Etzel's Willen
Geſchehen, daß man uns die Treue bricht,
Denn er iſt ſtolz auf ſeine Redlichkeit,

Er freut ſich, daß er endlich ſchwören kann,
Und füttert ſein Gewiſſen um ſo beſſer,
Als er's ſo viele Jahre hungern ließ.
Doch ſicher iſt der Boden nicht, er dröhnt,
Wohin man tritt, und dieſer Geiger iſt
Der Maulwurf, der ihn heimlich unterwühlt.

Volker.

O, der iſt falſch, wie's erſte Eis! — Auch wollen
Wir überall des zahmen Wolf's gedenken,
Der plötzlich unter'm Lecken wieder beißt.
Was nicht im Blut liegt, hält nicht vor. Doch ſieh,
Wer ſchiebt ſich da mit ſeinem weißen Haar
So wunderlich vorbei?

(Eckewart ſchreitet langſam vorüber, wie Einer, der in Gedanken mit ſich ſelbſt redet. Seine Geberden in Einklang mit Volker's Schilderung.)

Hagen

(ruft).

Ei, Eckewart!

Volker.

Er raunt, er murmelt etwas in die Lüfte
Und ſtellt ſich an, als ſähe er uns nicht,
Ich will ihm folgen, denn er rechnet d'rauf.

Hagen.

Pfui, Volker, ziemt es ſich für uns, zu lauſchen?
Schlag an den Schild und klirre mit dem Schwert!

(Er raſſelt mit ſeinen Waffen.)

Volker.

Jetzt macht er Zeichen.

Hagen.

Nun, ſo kehr' Dich um.

(Sie thun es; ſehr laut.)

Wer was zu melden hat, der meld' es dort,
Wo man es noch nicht weiß.

Volker.

Das iſt —

Hagen.

Schweig ſtill,
Willſt Du dem Heunenkönig Schmach erſparen?
Er ſehe ſelbſt zu.

(Eckewart ſchüttelt den Kopf und verſchwindet.)

Volker.

Das iſt mir zu kraus!

Hagen

(faßt ihn unter den Arm).

Mein Freund, wir ſind auf Deinem Todtenſchiff,
Von allen zwei und dreißig Winden dient
Uns keiner mehr, ringsum die wilde See
Und über uns die rothe Wetterwolke.
Was kümmert's Dich, ob Dich der Hai verſchlingt,
Ob Dich der Blitz erſchlägt? Das gilt ja gleich,
Und etwas Beſſ'res ſagt Dir kein Prophet!
D'rum ſtopfe Dir die Ohren zu, wie ich,
Und laß Dein Innerſtes Gelüſten los,
Das iſt der Todtgeweihten letztes Recht.

Zwölfte Scene.

(Die Könige treten auf mit Rüdeger.)

Gunther.

Ihr ſchöpft noch friſche Luft?

Hagen.

Ich will einmal
Die Lerche wieder hören.

Giſelher.

Die erwacht
Erſt mit der Morgenröthe.

Hagen.

Bis dahin
Jag' ich die Eule und die Fledermaus.

Gunther.

Ihr wollt die ganze Nacht nicht ſchlafen geh'n?

Hagen.

Nein, wenn uns nicht Herr Rüdeger entkleidet.

Rüdeger.

Bewahr' mich Gott!

Giſelher.

Dann wache ich mit Euch.

Hagen.

Nicht doch! Wir ſind genug und ſteh'n Euch gut,
Für jeden Tropfen Bluts, bis auf den einen,
Von dem die Mücke lebt.

Gerenot.
So glaubſt Du —

Hagen.
Nichts!
Es iſt nur, daß ich gleich zu finden bin,
Wenn man mich ſucht. Nun kriecht in Euer Bett,
Wie's Zechern ziemt.

Gunther.
Ihr ruft?

Hagen.
Seid unbeſorgt,
Es wird Euch Keiner rufen, als der Hahn.

Gunther.
Dann gute Nacht!
(Ab in den Saal mit den Andern.)

Dreizehnte Scene.

Hagen
(ihm nach).
Und merk' Dir Deinen Traum,
Wie's Deine Mutter bei der Abfahrt that!
(Zu Volker.)
Wir paſſen auf, daß er ſich nicht erfüllt,
Bevor Du ihn erzählen kannſt! — Der ahnt
Noch immer Nichts.

Volker.
Doch! Er iſt nur zu ſtolz,
Es zu bekennen.

Hagen.

Nun, er wär' auch blind,
Wenn er's nicht ſähe, wie ſich die Geſichter
Um uns verdunkeln, und die beſten eben
Am meiſten.

(Viele Heunen ſind zurückgekehrt.)

Volker.

Schau!

Hagen.

Da haſt Du das Geheimniß
Des Alten! Doch ich hatt' es wohl gedacht! —
Komm, ſetz' Dich nieder! Mit dem Rücken ſo!

(Sie ſetzen ſich, den Heunen ihre Rücken wendend.)

Fängt's hinter Dir zu trippeln an, ſo huſte,
Dann wirſt Du's laufen hören, denn ſie werden
Als Mäuſe kommen und als Ratten geh'n!

Vierzehnte Scene.

(Kriemhild erſcheint mit Werbel oben auf der Stiege.)

Werbel.

Siehſt Du! Dort ſitzen ſie!

Kriemhild.

Die ſeh'n nicht aus,
Als wollten ſie zu Bett!

Werbel.

Und wenn ich winke,
Stürzt meine ganze Schaar heran.

Kriemhild.
Wie groß
Iſt die?
Werbel.
An Tauſend.
Kriemhild
(macht gegen die Heunen eine ängſtlich zurückweiſende Bewegung).
Werbel.
Was bedeutet das?
Kriemhild.
Geh, daß ſie ſich nicht regen.
Werbel.
Thun die Deinen
Dir plötzlich wieder leid?
Kriemhild.
Du blöder Thor,
Die klatſcht der Tronjer Dir allein zuſammen.
Indeß der Spielmann ſeine Fiedel ſtreicht.
Du kennſt die Nibelungen nicht! Hinab!
(Beide verſchwinden.)

Fünfzehnte Scene.

Volker
(ſpringt auf).
So geht's nicht mehr!
(Geigt eine luſtige Melodie.)
Hagen
(ſchlägt ihm auf die Fiedel.)
Nein, das vom Todtenſchiff!
Das Letzte, wie der Freund den Freund erſticht,
Und dann die Fackel — Das geht Morgen los.

Vierter Act.

Tiefe Nacht.

Erſte Scene.

(Volker ſteht und geigt. Hagen ſitzt wie vorher. Die Heunen in verwunderten und aufmerkſamen Gruppen um Beide herum. Man hört Volker's Spiel, bevor der Vorhang ſich erhebt. Gleich nachher entfällt einem der Heunen ſein Schild.)

Hagen.

Hör' auf! Du bringſt ſie um, wenn Du noch länger
So ſpielſt und ſingſt. Die Waffen fallen ſchon.
Das war ein Schild! Drei Bogenſtriche noch,
So folgt der Speer. Wir brauchen weiter Nichts,
Als die Erzählung deſſen, was wir längſt
Vollbrachten, eh' wir kamen, neuer Thaten
Bedarf es nicht, um ſie zu bändigen.

Volker
(ohne auf ihn zu achten, viſionär).

Schwarz war's zuerſt! Es blitzte nur bei Nacht,
Wie Katzen, wenn man ſie im Dunkeln ſtreicht,

Und das nur, wenn's ein Hufſchlag ſpaltete.
Da riſſen ſich zwei Kinder um ein Stück,
Sie warfen ſich in ihrem Zorn damit,
Und Eines traf das Andere zu Tod.

Hagen
(gleichgültig).

Er fängt was Neues an. Nur zu, nur zu!

Volker.

Nun ward es feuergelb, es funkelte,
Und wer's erblickte, der begehrte ſein
Und ließ nicht ab.

Hagen.

Dieß hab' ich nie gehört! —
Er träumt wohl! Alles And're kenn' ich ja!

Volker.

Da giebt es wildern Streit und gift'gern Neid,
Mit allen Waffen kommen ſie, ſogar
Dem Pflug entreißen ſie das fromme Eiſen
Und tödten ſich damit.

Hagen
(immer aufmerkſamer).

Was meint er nur?

Volker.

In Strömen rinnt das Blut und wie's erſtarrt,
Verdunkelt ſich das Gold, um das es floß,
Und ſtrahlt in heller'm Schein.

Hagen.

Ho, ho! Das Gold!

Volker.

Schon iſt es roth und immer röther wird's
Mit jedem Mord. Auf, auf, was ſchont Ihr Euch?
Erſt wenn kein Einz'ger mehr am Leben iſt,
Erhält's den rechten Glanz, der letzte Tropfen
Iſt nöthig, wie der erſte.

Hagen.

O, ich glaub's.

Volker.

Wo blieb's? — Die Erde hat es eingeſchluckt,
Und die noch übrig ſind, zerſtreuen ſich
Und ſuchen Wünſchelruthen. Thörigt Volk!
Die gier'gen Zwerge haben's gleich gehaſcht
Und hüten's in der Teufe. Laßt es dort,
So habt Ihr ew'gen Frieden!

(Setzt ſich und legt die Fiedel bei Seite.)

Hagen.

Wachſt Du auf?

Volker

(ſpringt wieder auf, wild).

Umſonſt! Umſonſt! Es iſt ſchon wieder da!
Und zu dem Fluch, der in ihm ſelber liegt,
Hat noch ein neuer ſich hinzu geſellt:
Wer's je beſitzt, muß ſterben, eh's ihn freut.

Hagen.

Er ſpricht vom Hort. Nun iſt mir Alles klar.

Volker
(immer wilder.)

Und wird es endlich durch den Wechſelmord
Auf Erden herrenlos, ſo ſchlägt ein Feuer
Daraus hervor mit zügelloſer Glut,
Das alle Meere nicht erſticken können,
Weil es die ganze Welt in Flammen ſetzen
Und Ragnaroke überdauern ſoll.
(Setzt ſich.)

Hagen.

Iſt das gewiß?

Volker.

So haben es die Zwerge
In ihrer Wuth verhängt, als ſie den Hort
Verloren.

Hagen.

Wie geſchah's?

Volker.

Durch Götterraub!
Odin und Locke hatten aus Verſeh'n
Ein Rieſenkind erſchlagen und ſie mußten
Sich löſen.

Hagen.

Gab's denn einen Zwang für ſie?

Volker.

Sie trugen menſchliche Geſtalt und hatten
Im Menſchenleibe auch nur Menſchenkraft.

Zweite Scene.

(Werbel erſcheint unter den Heunen, flüſternd.)

Werbel.

Nun! Seid Ihr Spinnen, die man mit Muſik
Verzaubert und entſeelt? Heran! Es gilt!

Dritte Scene.

(Kriemhild mit Gefolge ſteigt herunter. Fackeln.)

Hagen.

Wer naht ſich da?

Volker.

Es iſt die Fürſtin ſelbſt.
Geht die ſo ſpät zu Bett? Komm, ſteh'n wir auf!

Hagen.

Was fällt Dir ein? Nein, nein, wir bleiben ſitzen.

Volker.

Das brächt' uns wenig Ehre, denn ſie iſt
Ein edles Weib und eine Königin.

Hagen.

Sie würde denken, daß wir uns aus Furcht
Erhöben. Balmung, thu' nicht ſo verſchämt!
(Legt den Balmung über's Knie.)
Dein Auge funkelt dräuend durch die Nacht,
Wie der Komet. Ein prächtiger Rubin!
So roth, als hätt' er alles Blut getrunken,
Das je vergoſſen ward mit dieſem Stahl.

Kriemhild.

Da ſitzt der Mörder.

Hagen.

Weſſen Mörder, Frau?

Kriemhild.

Der Mörder meines Gatten.

Hagen.

Weckt ſie auf,
Sie geht im Traum herum. Dein Gatte lebt,
Ich habe noch zur Nacht mit ihm gezecht,
Und ſtehe Dir mit dieſem guten Schwert
Für ſeine Sicherheit.

Kriemhild.

O pfui! Er weiß
Recht wohl, von wem ich ſprach, und ſtellt ſich an,
Als wüßt' er's nicht.

Hagen.

Du ſprachſt von Deinem Gatten,
Und das iſt Etzel, deſſen Gaſt ich bin.
Doch, es iſt wahr, Du haſt den Zweiten ſchon,
Denkſt Du in ſeinem Arm noch an den Erſten?
Nun freilich, dieſen ſchlug ich todt.

Kriemhild.

Ihr hört!

Hagen.

War das hier unbekannt? Ich kann's erzählen,
Der Spielmann ſtreicht die Fiedel wohl dazu! —
(Als ob er ſingen wollte.)
Im Odenwald, da ſpringt ein munt'rer Quell —

Kriemhild
(zu den Heunen).

Nun thut, was Euch gefällt. Ich frag' nicht mehr
Ob Ihr's zu Ende bringt.

Hagen.

Zu Bett! Zu Bett!
Du haſt jetzt and're Pflichten.

Kriemhild.

Deinen Hohn
Erſtick' ich gleich in Deinem ſchwarzen Blut:
Auf, Etzel's Würger, auf, und zeigt es ihm,
Warum ich in das zweite Eh'bett ſtieg.

Hagen
(ſteht auf).

So gilt's hier wirklich Mord und Ueberfall?
Auch gut!
(Klopft auf den Panzer.)
Das Eiſen kühlt ſchon allzu ſtark,
Und Nichts vertreibt den Froſt ſo bald, wie dieß.
(Zieht den Balmung.)
Heran! Ich ſeh' der Köpfe mehr als Rümpfe!
Was drückt Ihr Euch da hinten ſo herum?
Der Helme Glanz verrieth Euch längſt.
(Legt aus.)
Sie flieh'n!
Noch iſt Herr Etzel nicht dabei! — Zu Bett!

Kriemhild.

Pfui! Seid Ihr Männer?

Hagen.

Nein, ein Haufen Sand,
Der freilich Stadt und Land verſchütten kann,
Doch nur, wenn ihn der Wind in's Fliegen bringt.

Kriemhild.

Habt Ihr die Welt erobert?

Hagen.

Durch die Zahl!
Die Million iſt eine Macht, doch bleibt
Das Körnchen, was es iſt!

Kriemhild.

Hört Ihr das an
Und rächt Euch nicht?

Hagen.

Nur zu! Brauch Deinen Hauch,
Ich blaſe mit hinein!

(Zu den Heunen.)

Kriecht auf dem Bauch
Heran und klammert Euch an unſ're Beine,
Wie Ihr's in Euren Schlachten machen ſollt.
Wenn wir in's Stolpern und in's Straucheln kommen
Und durch den Purzelbaum zu Grunde ge'hn,
Um Hülfe ſchrei'n wir nicht, das ſchwör' ich Euch!

Kriemhild.

Wenn Ihr nur Wen'ge ſeid, ſo braucht Ihr auch
Mit Wen'gen nur zu theilen!

Hagen.

Und der Hort
Iſt reich genug und käm' die ganze Welt.
Ja, er vermehrt ſich ſelbſt, es iſt ein Ring
Dabei, der immer neues Gold erzeugt,
Wenn man — Doch nein! Noch nicht!
(Zu Kriemhild.)
Das haſt auch Du
Vielleicht noch nicht gewußt? Ihr könnt mir's glauben,
Ich hab's erprobt und theile das Geheimniß
Dem mit, der mich erſchlägt! Es mangelt nur
Der Zauberſtab, der Todte wecken kann!
(Zu Kriemhild.)
Du ſiehſt, es hilft uns allen Beiden Nichts,
Wir können dieſen ſpröden Sand nicht ballen,
D'rum ſteh'n wir ab.
(Setzt ſich nieder.)

Kriemhild
(zu Werbel).
Iſt das der Muth?

Werbel.
Es wird
Schon anders werden.

Volker
(mit dem Finger deutend).
Eine zweite Schaar!
Die Rüſtung blitzt im erſten Morgenlicht
Und abermals ein Geiger, der ſie führt.
Hab' Dank, Kriemhild, man ſieht's an der Muſik,
Zu welchem Tanz Du uns geladen haſt.

Kriemhild.

Was ſiehſt Du? Wenn der Zorn mich übermannte,
So tragt Ihr ſelbſt durch Euren Hohn die Schuld,
Und wenn der Gaſt nicht ſchläft, ſo wird doch auch
Wohl für den Wirth das Wachen räthlich ſein.

Hagen
(lacht).

Schickt Etzel die?

Kriemhild.

Nein, Hund, ich that es ſelbſt,
Und ſei gewiß, Du wirſt mir nicht entkommen,
Wenn Du auch noch die nächſte Sonne ſiehſt.
Ich will zurück in meines Siegfried's Gruft,
Doch muß ich mir das Todtenhemd erſt färben,
Und das kann nur in Deinem Blut geſcheh'n.

Hagen.

So iſt es recht! Was heucheln wir, Kriemhild?
Wir kennen uns. Doch merke Dir auch dieß:
Gleich auf das erſte Meiſterſtück des Hirſches,
Dem Jäger zu entrinnen, folgt das zweite,
Ihn in's Verderben mit hinab zu zieh'n,
Und Eins von Beiden glückt uns ſicherlich!

Vierte Scene.

(Gunther im Nachtgewand; Giſelher, Gerenot ꝛc. folgen.)

Gunther.

Was giebt es hier?

Kriemhild.

Die alte Klägerin!
Ich rufe Klagen über Hagen Tronje
Und ford're jetzt zum letzten Mal Gericht.

Gunther.

Du willſt Gericht und pochſt in Waffen an?

Kriemhild.

Ich will daß Ihr im Ring zuſammen tretet,
Und daß Ihr ſchwört, nach Recht und Pflicht zu ſprechen,
Und daß Ihr ſprecht und Euren Spruch vollzieht.

Gunther.

Das weig're ich.

Kriemhild.

So gieb den Mann heraus!

Gunther.

Das thu' ich nicht.

Kriemhild.

So gilt es denn Gewalt.
Doch nein, erſt frag' ich um. Mein Giſelher
Und Gerenot, Ihr habt die Hände rein,
Ihr dürft ſie ruhig an den Mörder legen,
Euch kann er der Genoſſenſchaft nicht zeih'n!
So tretet Ihr denn frei von ihm zurück
Und überlaßt ihn mir! — Wer zu ihm ſteht,
Der thut's auf ſeine eigene Gefahr.

Gernot und Giſelher
(treten Hagen mit gezogenen Schwertern zur Seite).

Kriemhild.
Wie? In den Wald ſeid Ihr nicht mit geritten,
Und habt die That verdammt, als ſie geſchah,
Jetzt wollt Ihr ſie vertheidigen?

Gunther.
Sein Loos
Iſt unſ'res!

Kriemhild.
Doch!

Giſelher.
O, Schweſter, halte ein,
Wir können ja nicht anders.

Kriemhild.
Kann denn ich?

Giſelher.
Was hindert Dich? Wir häuften ew'ge Schmach
Auf unſer Haupt, wenn wir den Mann verließen
Der uns in Noth und Tod zur Seite ſtand.

Kriemhild.
Das habt Ihr längſt gethan! Ihr ſeid mit Schmach
Bedeckt, wie niemals noch ein Heldenſtamm.
Ich aber will Euch an die Quelle führen
Wo Ihr Euch waſchen könnt.
(Stößt Hagen vor die Bruſt.)
Hier ſprudelt ſie.

Hagen
(zu Gunther).

Nun?

Gunther.

Ja, Du hätt'ſt zu Hauſe bleiben ſollen,
Doch das iſt jetzt gleichviel.

Kriemhild.

Ihr habt die Treue
Gebrochen, als es höchſte Tugend war,
Nicht einen Finger breit von ihr zu wanken,
Wollt Ihr ſie halten, nun es Schande iſt?
Nicht die Verſchwäg'rung und das nahe Blut,
Nicht Waffenbrüderſchaft noch Dankbarkeit
Für Rettung aus dem ſich'ren Untergang,
Nichts regte ſich für ihn in Eurer Bruſt,
Er ward geſchlachtet wie ein wildes Thier,
Und wer nicht half, der ſchwieg doch, ſtatt zu warnen,
Und Widerſtand zu leiſten —
(Zu Giſelher.)
Du ſogar!
Fällt Alles das, was nicht ein Sandkorn wog,
Als es Erbarmen mit dem Helden galt,
Auf einmal, wie die Erde, in's Gewicht,
Nun ſeine Witwe um den Mörder klopft?
(Zu Gunther).
Dann ſiegelſt Du die That zum zweiten Mal
Und biſt nicht mehr durch Jugend halb entſchuldigt,
(Zu Giſelher und Gerenot.)
Ihr aber tretet bei und haftet mit.

Hagen.

Vergiß Dich ſelbſt und Deinen Theil nicht ganz!
Du trägſt die größte Schuld.

Kriemhild.

Ich!

Hagen.

Du! Ja, Du!
Ich liebte Siegfried nicht, das iſt gewiß,
Er hätt' mich auch wohl nicht geliebt, wenn ich
Erſchienen wäre in den Niederlanden,
Wie er in Worms bei uns, mit einer Hand,
Die alle unſ're Ehren ſpielend pflückte,
Und einem Blick, der ſprach: Ich mag ſie nicht!
Trag' einen Strauß, in dem das kleinſte Blatt
An Todeswunden mahnt, und der Dich mehr
Des Blutes koſtet, als Dein ganzer Leib
Auf einmal in ſich faßt, und laß ihn Dir
Nicht bloß entreißen, nein, mit Füßen treten,
Dann küſſe Deinen Feind, wenn Du's vermagſt.
Doch dieſes auf Dein Haupt! Ich hätt's verſchluckt,
Das ſchwör ich Dir bei meines Königs Leben,
So tief der Groll mir auch im Herzen ſaß.
Da aber kam der ſcharfe Zungenkampf,
Er ſtand, Du ſelbſt verriethſt es uns im Zorn,
Auf einmal eid- und pflichtvergeſſen da,
Und hätt' Herr Gunther ihm vergeben wollen,
So hätt' er auch ſein edles Weib verdammt.

Ich leugne nicht, daß ich den Todesſpeer
Mit Freuden warf, und freue mich noch jetzt,
Doch Deine Hand hat mir ihn dargereicht,
D'rum büße ſelbſt, wenn hier zu büßen iſt.

Kriemhild.

Und küß' ich nicht? Was könnte Dir geſcheh'n,
Das auch nur halb an meine Qualen reichte?
Sieh dieſe Krone an und frage Dich!
Sie mahnt an ein Vermählungsfeſt, wie kein's
Auf dieſer Erde noch gefeiert ward,
An Schauderküſſe, zwiſchen Tod und Leben
Gewechſelt in der fürchterlichſten Nacht,
Und an ein Kind, das ich nicht lieben kann!
Doch meine Hochzeitsfreuden kommen jetzt,
Wie ich gelitten habe, will ich ſchwelgen,
Ich ſchenke Nichts, die Koſten ſind bezahlt.
Und müßt' ich hundert Brüder niederhauen,
Um mir den Weg zu Deinem Haupt zu bahnen,
So würd' ich's thun, damit die Welt erfahre,
Daß ich die Treue nur um Treue brach.

(Ab.)

Fünfte Scene.

Hagen.

Nun werft Euch in die Kleider, aber nehmt
Die Waffen, ſtatt der Roſen, in die Hand.

Giſelher.

Sei unbeſorgt! Ich halte feſt zu Dir
Und nimmer krümmt ſie mir ein Haar, auch hab'
Ich's nicht um ſie verdient.

Hagen.

Sie thut's, mein Sohn,
D'rum rath' ich, reite nach Bechlarn zurück!
Daß ſie Dich ziehen läßt, bezweifl' ich nicht,
Doch mehr erwarte nicht von ihr, und eile,
Sie hat ja Recht, ich that ihr grimmig weh!

Giſelher.

Du haſt ſchon manchen ſchlechten Rath gegeben,
Dieß iſt der ſchlechteſte!

(Ab mit Gunther und Gerenot in's Haus.)

Sechſte Scene.

Hagen.

Begreifſt Du den?
Er hat kein mildes Wort mit mir geſprochen,
Seit wir zurück ſind aus dem Odenwald,
Und jetzt —

Volker.

Ich habe nie an ihm gezweifelt,
So finſter ſeine Stirn' auch war. Gieb Acht:
Er flucht Dir, doch er ſtellt ſich vor Dich hin,
Er tritt Dir mit der Ferſe auf die Zehen
Und fängt zugleich die Speere für Dich auf!
Des Weibes Keuſchheit geht auf ihren Leib,

Des Mannes Keuſchheit geht auf ſeine Seele,
Und eher zeigt ſich Dir das Mägdlein nackt,
Als ſolch ein Jüngling Dir das Herz entblößt.

Hagen.

Es thut mir leid um dieſes junge Blut! —
Der Tod ſteht aufgerichtet hinter uns,
Ich wickle mich in ſeinen tiefſten Schatten
Und nur auf ihn fällt noch ein Abendroth.

(Beide ab.)

Siebente Scene.

(Etzel und Dietrich treten auf.)

Dietrich.

Nun ſiehſt Du ſelbſt, wozu Kriemhild ſie lud.

Etzel.

Ich ſeh's.

Dietrich.

Mir ſchien ſie immer eine Kohle,
Die friſchen Windes in der Aſche harrt.

Etzel.

Mir nicht.

Dietrich.

Haſt Du denn Nichts gewußt?

Etzel.

Doch, doch!
Allein ich ſah's mit Rüdeger's Augen an
Und dachte, Weiberrache ſei geſättigt,
Sobald ſie ausgeſchworen.

Dietrich.

Und die Thränen?
Das Trauerkleid?

Etzel.

Ich hörte ja von Dir,
Daß Eure Weiſe ſei, den Feind zu lieben
Und mit dem Kuß zu danken für den Schlag:
Ei nun, ich hab's geglaubt.

Dietrich.

So ſollt' es ſein,
Doch iſt nicht Jeder ſtark genug dazu.

Etzel.

Auch dacht' ich mir, als ſie ſo eifrig trieb,
Die Boten endlich doch hinab zu ſenden,
Es ſei der Mutter wegen, denn ich weiß,
Daß ſie nicht all zu kindlich von ihr ſchied,
Und auch, daß ſie's bereut!

Dietrich.

Die Mutter iſt
Daheim geblieben, und ich zweifle ſelbſt,
Daß man ſie lud. Die Andern aber haben
Den Hort, um den ſie doch ſo viel gewagt,
Die Nacht vor ihrer Fahrt bei Fackelſchein
Auf Nimmerwiederſeh'n im Rhein verſenkt.

Etzel.

Warum denn blieben ſie nicht auch daheim?

Sie fürchteten doch nicht, daß ich den Geigern
Mit Ketten und Schwertern folgte?

Dietrich.

Herr, ſie hatten
Kriemhild ihr Wort gegeben und ſie mußten
Es endlich löſen, denn wen gar Nichts bindet,
Den bindet das nur um ſo mehr, auch war
Ihr Sinn zu ſtolz, um die Gefahr zu meiden,
Und Rath zu achten. Du biſt auch gewohnt,
Dem Tod zu trotzen, doch Du brauchſt noch Grund,
Die nicht! Wie ihre wilden Väter ſich
Mit eig'ner Hand nach einem luſt'gen Mahl
Bei Sang und Klang im Kreiſe ihrer Gäſte
Durchbohrten, wenn des Lebens beſte Zeit
Vorüber ſchien, ja, wie ſie trunk'nen Muths
Wohl gar ein Schiff beſtiegen und ſich ſchwuren,
Nicht mehr zurück zu kehren, ſondern draußen
Auf hoher See im Brudermörderkampf,
Der Eine durch den Anderen, zu fallen
Und ſo das letzte Leiden der Natur
Zu ihrer letzten höchſten That zu ſtempeln,
So iſt der Teufel, der das Blut regiert,
Auch noch in ihnen mächtig und ſie folgen
Ihm freudig, wenn es einmal kocht und dampft.

Etzel.

Sei's, wie es ſei, ich danke Dir den Gang,
Denn nimmer mögt' ich Kriemhild's Schuldner bleiben
Und jetzt erſt weiß ich, wie die Rechnung ſteht.

Dietrich.

Wie meinſt Du das?

Etzel.

Ich glaubte viel zu thun,
Daß ich mich ihrer nach der Hochzeitsnacht
Sogleich enthielt —

Dietrich.

Das war auch viel.

Etzel.

Nein, nein,
Das war noch nichts! Doch ſo gewiß ich's that,
Und noch gewiſſer, thu' ich mehr für ſie,
Wenn ſie's verlangt. Das ſchwör' ich hier vor Dir!

Dietrich.

Du könnteſt —

Etzel.

Nichts, was Du verdammen wirſt,
Und doch wohl mehr, als ſie von mir erwartet,
Sonſt hätt' ſie längſt ein and'res Spiel verſucht.
(Im Abgehen.)
Ja, ja, Kriemhild, ich ſchlage meine Schwäher
Nicht höher an, wie Deine Brüder Du,
Und wenn ſie nur noch Mörder ſind für Dich,
Wie ſollten ſie für mich was Beſſ'res ſein!
(Beide ab.)

Achte Scene.

Dom.

(Viele Gewappnete auf dem Platz. Kriemhild tritt mit Werbel auf.)

Kriemhild.

Haſt Du die Knechte von den Herrn getrennt?

Werbel.

So weit, daß ſie ſich nicht errufen können.

Kriemhild.

Wenn ſie in ihrem Saal beiſammen ſitzen
Und eſſen, überfallt Ihr ſie und macht
Sie Alle nieder.

Werbel.

Wohl, es wird geſcheh'n.

Kriemhild.

(wirft ihren Schmuck unter die Heunen.)

Da habt Ihr Handgeld! — Reißt Euch nicht darum,
Es giebt genug davon, und wenn Ihr wollt,
So regnet's ſolche Steine noch vor Nacht.

(Jubelgeſchrei.)

Neunte Scene.

(Rüdeger tritt auf.)

Rüdeger.

Du ſchenkſt das halbe Königreich ſchon weg?

Kriemhild.

Doch hab' ich Dir das Beſte aufgehoben.

(Zu den Heunen.)

Seid tapfer! Um den Hort der Nibelungen
Kauft Ihr die Welt, und wenn von Euch auch Tauſend
Am Leben bleiben, braucht Ihr nicht zu zanken,
Es ſind noch immer tauſend Könige!

(Die Hunnen zerſtreuen ſich in Gruppen.)

Kriemhild

(zu Rüdeger).

Haſt Du nicht was zu holen aus Bechlarn?

Rüdeger.

Nicht, daß ich wüßte!

Kriemhild.

Oder was zu ſchicken?

Rüdeger.

Noch wen'ger, Fürſtin.

Kriemhild.

Nun, ſo ſchneide Dir
Mit Deinem Degen eine Locke ab,
Da ſtiehlt ſich eine unter'm Helm hervor —

Rüdeger.

Wozu?

Kriemhild.

Damit Du was zu ſchicken haſt.

Rüdeger.

Wie! Komm' ich denn nicht mehr nach Haus zurück?

Kriemhild.

Warum?

Rüdeger.

Weil Du ein Werk, wie dieß, verlangſt.
Das thut bei uns die Liebe an dem Todten,
Wenn ſich der Tiſchler mit dem Hammer naht,
Der ihn in ſeinen Kaſten nageln ſoll.

Kriemhild.

Die Zukunft kenn' ich nicht. Doch nimm's nicht ſo!
Zu Deinem Boten wähle Giſelher,
Und gieb ihm auf, an keinem Blumengarten
Vorbei zu reiten, ohne eine Roſe
Für ſeine Braut zu pflücken. Iſt der Strauß
Beiſammen, ſteckt er ihn in meinem Namen
Ihr an die Bruſt und ruht ſich aus bei ihr,
Bis ſie aus Deiner Locke einen Ring
Für mich geflochten hat. Daß ich den Dank
Verdiene, wird ſich zeigen.

Rüdeger.

Königin,
Er wird nicht geh'n.

Kriemhild.

Befiehl es ihm mit Ernſt,
Du biſt ja jetzt ſein Vater, er Dein Sohn,
Und wenn er den Gehorſam Dir verweigert,
So wirfſt Du ihn zur Strafe in den Thurm.

Rüdeger.

Wie könnt' ich das?

Kriemhild.

Lock' ihn mit Liſt hinein,
Wenn's mit Gewalt nicht geht. Dann iſt's ſo gut,
Als wär' er auf der Reiſe, und bevor
Er ſich befreien kann, iſt Alles aus,
Der jüngſte Tag iſt auch der kürzeſte!
Erwied're Nichts! Wenn Deine Tochter Dir
Am Herzen liegt, ſo thuſt Du, was ich ſage,
Ich machte Dir ein königlich Geſchenk,
Denn — — Doch Du kannſt wohl ſelber prophezei'n!
Die blutigen Kometen ſind am Himmel
Anſtatt der frommen Sterne aufgezogen,
Und blitzen dunkel in die Welt hinein.
Die guten Mittel ſind erſchöpft, es kommen
Die böſen an die Reihe, wie das Gift,
Wenn keine Arzenei mehr helfen will,
Und erſt, wenn Siegfried's Tod gerochen iſt,
Giebt's wieder Miſſethaten auf der Erde,
So lange aber iſt das Recht verhüllt
Und die Natur in tiefen Schlaf verſenkt.

(Ab.)

Zehnte Scene.

Rüdeger.

Iſt dieß das Weib, das ich in einem See
Von Thränen fand? Mir könnte vor ihr grauen,
Doch kenn' ich jetzt den Zauber, der ſie bannt.
Ich Giſelher verſchicken! Eher werf' ich
Des Tronjer's Schild in's Feuer.

Elfte Scene.

(Die Nibelungen treten auf.)

Rüdeger.

Nun, ihr Recken,
So früh ſchon da?

Hagen.

Es iſt ja Meſſezeit,
Und wir ſind gute Chriſten, wie Ihr wißt.

Volker

(deutet auf einen Heunen).

Wie? Giebt es ſo geputzte Leute hier?
Man ſagt bei uns, der Heune wäſcht ſich nicht,
Nun läuft er gar als Federbuſch herum?

(Zu Hagen).

Du frugſt mich was.

Hagen.

Ei wohl, es geht zum Sterben,
Da muß ich Dich doch fragen: Stirbſt Du mit?

Volker

(wieder gegen den Heunen).

Iſt's aber auch ein Menſch und nicht ein Vogel,
Der raſch die Flügel braucht, wenn man ihn ſchreckt?

(Wirft ſeinen Speer und durchbohrt ihn).

Doch! — Hier die Antwort! Lebt' ich nicht auch mit?

Hagen.

Brav, doppelt brav!

Werbel
(zu den Heunen).
Nun? Iſt es jetzt genug?
(Großes Getümmel.)

Zwölfte Scene.

(Etzel tritt raſch mit Kriemhild und ſeinen Königen auf und wirft ſich zwiſchen die Heunen und die Nibelungen.)

Etzel.
Bei meinem Zorn! Die Waffen gleich geſtreckt!
Wer wagt es, meine Gäſte anzugreifen?

Werbel.
Herr, Deine Gäſte griffen ſelber an:
Schau her!

Etzel.
Das that Herr Volker aus Verſeh'n!

Werbel.
Vergieb! Hier ſteht der Markgraf Rüdeger —

Etzel
(wendet ihm den Rücken).
Seid mir gegrüßt, Ihr Vettern! Doch warum
Noch jetzt im Harniſch?

Hagen
(halb gegen Kriemhild).
Das iſt Brauch bei uns,
Wenn wir auf Feſte geh'n. Wir tanzen nur
Nach dem Geklirr der Degen, und wir hören
Sogar die Meſſe mit dem Schild am Arm.

Etzel.

Die Sitte iſt beſonders.

Kriemhild.

Die nicht minder,
Den größten Unglimpf ruhig einzuſtecken
Und ſich zu ſtellen, als ob Nichts geſcheh'n.
Wenn Du dafür von mir den Dank erwarteſt,
So irrſt Du Dich.

Dietrich.

Ich bin heut' Kirchenvogt,
Wer in die Meſſe will, der folge mir.
(Er geht voran, die Nibelungen folgen in den Dom.)

Dreizehnte Scene.

Kriemhild
(faßt Etzel während dem bei der Hand).

Tritt auf die Seite, Herr, recht weit, recht weit,
Sonſt ſtoßen ſie Dich um und wenn Du liegſt,
So kannſt Du doch nicht ſchwören, daß Du ſtehſt.

Etzel.

Herr Rüdeger, keine Waffenſpiele heut'.

Kriemhild.

Vielleicht dafür ein allgemeines Faſten?

Etzel.

Ich bitt' Euch, ſagt's den Herrn von Dänemark
Und Thüring auch. Der alte Hildebrant
Weiß ſchon Beſcheid.

Kriemhild.

Herr Rüdeger, noch Eins:
Was habt Ihr mir zu Worms am Rhein geſchworen?

Rüdeger.

Daß Dir kein Dienſt geweigert werden ſoll.

Kriemhild.

Geſchah das bloß in Eurem eig'nen Namen?

Etzel.

Was Rüdeger gelobte, halte ich.

Kriemhild.

Nun: König Gunther wandte ſtill den Rücken,
Als Hagen Tronje ſeinen Mordſpieß warf,
Hätt'ſt Du den Deinen heute auch gewandt,
So wärſt Du quitt geweſen gegen mich,
Doch da Du's hinderſt, daß ich ſelbſt mir helfe,
So ford're ich des Mörders Haupt von Dir!

Etzel.

Ich bring's Dir auch, wenn er Dir nicht das meine
Zu Füßen legt.

(Zu Rüdeger.)

Nun geh!

Kriemhild.

Wozu denn noch?
Bei Waffenſpielen giebt es immer Streit,
Und nie vollbringt Ihr Euer Werk ſo leicht,
Als wenn die wilde Flamme einmal lodert

Und Alles grimmig durch einander raſ't.
Ich kam, weil ich mich hier errathen glaubte,
Verſtehſt Du mich noch heute nicht? Darauf!

Etzel.

Nein, Kriemhild, nein, ſo iſt es nicht gemeint!
So lang er unter meinem Dach verweilt,
Wird ihm kein Haar gekrümmt, ja, könnt' ich ihn
Durch bloße Wünſche tödten, wär' er ſicher:
Was ſoll noch heilig ſein, wenn nicht der Gaſt?
(Er winkt Rüdeger, dieſer geht.)

Vierzehnte Scene.

Kriemhild.

So redeſt Du? Das wird Dir ſchlecht gedankt!
Man hält Dich für den Brecher und Verächter
Von Brauch und Sitte, für den Hüter nicht,
Und wundert ſich noch immer, wenn ein Bote
Von Dir erſcheint, daß er mit Dir geſprochen
Und doch nicht Arm und Bein verloren hat.

Etzel.

Man ſieht mich, wie ich war, nicht wie ich bin! —
Ich ritt einmal das Roß, von dem Dir Nachts
In dem gekrümmten, funkelnden Kometen
Am Himmel jetzt der Schweif entgegen blitzt.
Im Sturme trug es mich dahin, ich blies
Die Throne um, zerſchlug die Königreiche
Und nahm die Könige an Stricken mit.
So kam ich, Alles vor mir niederwerfend,

Und mit der Aſche einer Welt bedeckt,
Nach Rom, wo Euer Hoherprieſter thront.
Den hatt' ich bis zuletzt mir aufgeſpart,
Ich wollt' ihn ſammt der Schaar von Königen
In ſeinem eig'nen Tempel niederhauen,
Um durch dieß Zorngericht, an allen Häuptern
Der Völker, durch dieſelbe Hand vollſtreckt,
Zu zeigen, daß ich Herr der Herren ſei,
Und mit dem Blute mir die Stirn zu ſalben,
Wozu ein Jeder ſeinen Tropfen gab.

Kriemhild.

So hab' ich mir den Etzel ſtets gedacht,
Sonſt hätt' Herr Rüdeger mich nicht geworben:
Was hat ihn denn verwandelt?

Etzel.

Ein Geſicht
Furchtbarer Art, das mich von Rom vertrieb.
Ich darf es Keinem ſagen, doch es hat
Mich ſo getroffen, daß ich um den Segen
Des Greiſes flehte, welchem ich den Tod
Geſchworen hatte und mich glücklich pries,
Den Fuß zu küſſen, der den Heil'gen trug.

Kriemhild.

Was denkſt Du denn zu thun, den Eid zu löſen?

Etzel.

(deutet gen Himmel).

Mein Roß ſteht immer noch geſattelt da,
Du weißt, es iſt ſchon halb zum Stall heraus,

Und wenn ſich's wieder wandte und den Kopf
In Wolken tief verſteckte, ſo geſchah's
Aus Mitleid und Erbarmen mit der Welt,
Die ſchon ſein bloßer Schweif mit Schrecken füllt.
Denn ſeine Augen zünden Städte an,
Aus ſeinen Nüſtern dampfen Peſt und Tod,
Und wenn die Erde ſeine Hufen fühlt,
So zittert ſie und hört zu zeugen auf.
Sobald ich winke, iſt es wieder unten,
Und gern beſteig' ich's in gerechter Sache
Zum zweiten Mal und führe Krieg für Dich.
Ich will Dich rächen an den Deinigen
Für all Dein Leid und hätt' es längſt gethan,
Hätt'ſt Du Dich mir vertraut, nur müſſen ſie
In vollem Frieden erſt geſchieden ſein.

Kriemhild.

Bis dahin aber dürften ſie beginnen,
Was ſie gelüſtet und den Bart Dir rupfen,
Wenn's ihnen ſo gefällt?

Etzel.

Wer ſagt Dir das?

Kriemhild.

Sie ſtechen Deine Mannen todt und Du
Erklärſt es für Verſeh'n.

Etzel.

Sie glaubten ſich
Verrathen und ich mußte ihnen zeigen,

Daß ſie's nicht ſind. In dieſer letzten Nacht
Geſchah gar viel, was ich nicht loben kann
Und ſie entſchuldigt. Sonſt verlaß Dich d'rauf:
Wie ich die Pflichten eines Wirthes kenne,
So kenn' ich die des Gaſtes auch, und wer
Den Spinnwebsfaden, der uns Alle bindet,
Wenn wir das Haus betreten, frech zerreißt,
Der trägt die Eiſenkette, eh' er's denkt.
Sei unbeſorgt und harre ruhig aus,
Ich bringe Dir für jeden Becher Wein,
Den ſie hier trinken, eine Kanne Blut,
Wenn ich auch jetzt die Mücken für ſie klatſche,
Nur duld' ich nicht Verrath und Hinterliſt.
(ab.)

Fünfzehnte Scene.

Kriemhild.

Krieg! Was ſoll mir der Krieg! Den hätt' ich längſt
Entzünden können! Doch das wäre Lohn,
Anſtatt der Strafe. Für die Schlächterei
Im dunklen Wald der off'ne Heldenkampf?
Vielleicht ſogar der Sieg? Wie würd' er jubeln
Wenn er's erlangen könnte, denn er hat
Von Jugend auf nichts Beſſeres gekannt!
Nein, Etzel, Mord um Mord! Der Drache ſitzt
Im Loch, und wenn Du Dich nicht regen willſt,
Als bis er Dich geſtochen hat, wie mich,
So ſoll er's thun! — Ja wohl, ſo ſoll er's thun!
(Ab.)

Sechszehnte Scene.

(Werbel zieht mit den Seinigen vorüber.)

Werbel.

Sie ſind bei Tiſch! Nun raſch! Beſetzt die Thüren,
Wer aus dem Fenſter ſpringt, der bricht den Hals.

(Die Heunen jubeln und ſchlagen die Waffen zuſammen.)

Siebzehnte Scene.

Großer Saal. Bankett.

(Dietrich und Rüdeger treten ein.)

Dietrich.

Nun, Rüdeger?

Rüdeger.

Es ſteht in Gottes Hand,
Doch hoff' ich immer noch.

Dietrich.

Ich ſitze wieder
Am Nixenbrunnen, wie in jener Nacht,
Und hör' in halbem Schlaf und wie im Traum
Das Waſſer rauſchen und die Worte fallen,
Bis plötzlich — Welch ein Räthſel iſt die Welt!
Hätt' ſich zur Unzeit nicht ein Tuch verſchoben,
So wüßt' ich mehr, wie je ein Menſch gewußt!

Rüdeger.

Ein Tuch?

Dietrich.

Ja, der Verband um meinen Arm,
Denn eine friſche Wunde hielt mich wach.
Sie pflogen d'runten Zwieſprach, ſchienen ſelbſt
Den Mittelpunkt der Erde auszuhorchen,
Den Nabel, wie ich ſie, und flüſterten
Sich zu, was ſie erfuhren, zankten auch,
Wer recht verſtanden oder nicht und raunten
Von Allerlei. Vom großen Sonnenjahr,
Das über alles menſchliche Gedächtniß
Hinaus in langen Pauſen wiederkehrt.
Vom Schöpfungsborn, und wie er kocht und quillt
Und überſchäumt in Millionen Blaſen,
Wenn das erſcheint. Von einem letzten Herbſt,
Der alle Formen der Natur zerbricht,
Und einem Frühling, welcher beſſ're bringt.
Von Alt und Neu, und wie ſie blutig ringen,
Bis Ein's erliegt. Vom Menſchen, der die Kraft
Des Leuen ſich erbeuten muß, wenn nicht
Der Leu des Menſchen Witz erobern ſoll.
Sogar von Sternen, die den Stand verändern,
Die Bahnen wechſeln und die Lichter tauſchen,
Und wovon nicht!

Rüdeger.

Allein das Tuch! Das Tuch!

Dietrich.

Sogleich! Du wirſt ſchon ſeh'n. Dann kamen ſie
Auf Ort und Zeit, und um ſo wichtiger

Die Kunde wurde, um ſo leiſer wurde
Das Flüſtern, um ſo gieriger mein Ohr.
Wann tritt dieß Jahr denn ein? So fragt' ich mich
Und bückte mich hinunter in den Brunnen
Und horchte auf. Schon hört' ich eine Zahl
Und hielt den Odem an. Doch da erſcholl
Ein jäher Schrei: Hier fällt ein Tropfen Blut's,
Man lauſcht! Hinab! Huſch, huſch! Und Alles aus.

Rüdeger.

Und dieſer Tropfen?

Dietrich.

War von meinem Arm,
Ich hatte, aufgeſtützt, das Tuch verſchoben
Und kam ſo um das Beſte, um den Schlüſſel,
Jetzt aber, fürcht' ich, brauch' ich ihn nicht mehr!

Achtzehnte Scene.

(Die Nibelungen treten ein, von Iring und Thüring geführt. Zahlreiches Gefolge.)

Rüdeger.

Sie kommen.

Dietrich

Wie zur Schlacht.

Rüdeger.

Nur Nichts bemerkt.

Hagen.

Ihr lebt hier ſtill, Herr Dietrich. Wie vertreibt
Ihr Euch die Zeit?

Dietrich.

Durch Jagd und Waffenſpiel.

Hagen.

Doch! Davon hab' ich heut' nicht viel erblickt.

Dietrich.

Wir haben einen Todten zu begraben.

Hagen.

Iſt's der, den Volker aus Verſeh'n erſtach?
Wann wird das ſein? Da dürfen wir nicht fehlen,
Um Reu' und Leid zu zeigen.

Dietrich.

Wir erlaſſen's
Euch gern.

Hagen.

Nein, nein! wir folgen!

Dietrich.

Still! Der König!

Neunzehnte Scene.

(Etzel tritt mit Kriemhild ein.)

Etzel.

Auch hier in Waffen?

Hagen.

Immer.

Kriemhild.

Das Gewiſſen
Verlangt es ſo.

Hagen.

Dank, edle Wirthin, Dank!

Etzel.

(ſetzt ſich).

Gefällt es Euch?

Kriemhild.

Ich bitte, wie es kommt.

Gunther.

Wo ſind denn meine Knechte?

Kriemhild.

Wohl verſorgt.

Hagen.

Mein Bruder ſteht für ſie.

Etzel.

Und ich, ich ſtehe
Für meinen Koch.

Dietrich.

Das iſt das Wichtigſte!

Hagen.

Der leiſtet wirklich viel. Ich hörte oft,
Der Heune haue vom lebend'gen Ochſen
Sich eine Keule ab und reite ſich
Sie mürbe unter'm Sattel —

Etzel.

Das geſchieht,
Wenn er zu Pferde ſitzt und wenn's an Zeit
Gebricht, ein luſt'ges Feuer anzumachen.
Im Frieden ſorgt auch er für ſeinen Gaumen
Und nicht bloß für den undankbaren Bauch.

Hagen.

Schon geſtern Abend hab' ich das bemerkt.
Und ſolch ein Saal dabei! Auf dieſer Erde
Kommt Nichts dem himmliſchen Gewölb ſo nah,
Man ſieht ſich um nach dem Planetentanz.

Etzel.

Den haben wir nun freilich nicht gebaut! —
Es ging mir wunderlich auf meinem Zug:
Als ich ihn antrat, war ich völlig blind,
Ich ſchonte Nichts, ob Scheune oder Tempel,
Dorf oder Stadt, ich warf den Brand hinein.
Doch als ich wiederkehrte, konnt' ich ſeh'n,
Und halbe Trümmer um die letzte Stunde
Mit Sturm und Regen kämpfend, drangen mir
Das Staunen ab, das ich dem Bau verſagt,
Als er noch ſtand in ſeiner vollen Pracht.

Volker.

Das iſt natürlich. Sieht man doch den Todten
Auch anders an, als den Lebendigen,
Und gräbt ihm mit demſelben Schwert ein Grab,
Mit dem man kurz zuvor ihn nieder hieb.

Etzel.

So hatt' ich auch dieß Wunderwerk zerſtört
Und fluchte meiner eig'nen Hand, als ich's
Im Schutt nach Jahren wieder vor mir ſah.
Da aber trat ein Mann zu mir heran,
Der ſprach: Ich hab's das erſte Mal erbaut,
Es wird mir auch das zweite Mal wohl glücken!
Den nahm ich mit und darum ſteht es hier.

Zwanzigſte Scene.

(Ein Pilgrim tritt ein, umwandelt die Tafel und bleibt bei Hagen ſtehen.)

Pilgrim.

Ich bitt' Euch um ein Brod und einen Schlag,
Das Brod für Gott den Herrn, der mich geſchaffen,
Den Schlag für meine eig'ne Miſſethat.

(Hagen reicht ihm ein Brod.)

Ich bitt'! Mich hungert und ich darf's nicht eſſen
Bevor ich auch den Schlag von Euch empfing.

Hagen.

Seltſam!

(Giebt ihm einen ſanften Schlag. Pilgrim geht.)

Einundzwanzigſte Scene.

Hagen.

Was war denn das?

Dietrich.

Was meint Ihr wohl?

Hagen.
Verrückt?

Dietrich.
Nicht doch! Ein ſtolzer Herzog iſt's.

Hagen.
Wie kann das ſein?

Dietrich.
Ein hoher Thron ſteht leer,
So lang er pilgert und ein edles Weib
Sieht nach ihm aus.

Hagen
(lacht).
Die Welt verändert ſich.

Rüdeger.
Man ſagt, er ſei ſchon einmal heimgezogen
Und an der Schwelle wieder umgekehrt.

Hagen.
Fort mit dem Narren! Käm' er noch einmal,
So weckt' ich raſch mit einem andern Schlag
Den Fürſten in ihm auf.

Dietrich.
Es iſt doch was!
Zehn Jahre ſind herum und endlich kommt er
Des Abends auf ſein Schloß. Schon brennt das Licht,
Er ſieht ſein Weib, ſein Kind, er hebt den Finger,
Um anzupochen, da ergreift es ihn,

Daß er des Glückes noch nicht würdig iſt,
Und leiſe, ſeinem Hund, der ihn begrüßt,
Den Mund verſchließend, ſchleicht er wieder fort,
Um noch einmal die lange Fahrt zu machen,
Von Pferdeſtall zu Pferdeſtall ſich bettelnd
Und, wo man ihn mit Füßen tritt, verweilend,
Bis man ihn küßt und an den Buſen drückt.
Es iſt doch was!

Hagen
(lacht).

Ha, ha! Ihr ſprecht, wie unſer
Kaplan am Rhein!

Etzel.

Wo bleiben aber heut'
Die Geiger nur?

Kriemhild.

Es iſt ja einer da,
Der alle Andern zum Verſtummen bringt.
So ſpielt denn auf, Herr Volker!

Volker.

Sei's darum,
Nur ſagt mir, was Ihr hören wollt.

Kriemhild.

Sogleich.

(Sie winkt einem Diener, welcher abgeht.)

Giſelher
(erhebt den Becher und trinkt).

Schweſter!

Kriemhild
(gießt ihren Becher aus, zu Rüdeger).
Du haſt Dein Haar zu lieb gehabt,
Jetzt wirſt Du mehr verlieren!

Zweiundzwanzigſte Scene.

(Otnit wird von vier Reiſigen auf goldenem Schild hereingetragen.)

Etzel.
Das iſt recht!

Kriemhild.
Seht Ihr dieß Kind, das mehr der Kronen erbt,
Als es auf einmal Kirſchen eſſen kann?
So ſingt und ſpielt zu ſeinem Ruhm und Preis.

Etzel.
Nun, Vettern? Iſt der Junker groß genug
Für ſeine Jahre?

Hagen.
Gebt ihn erſt herum,
Daß wir ihn recht beſeh'n.

Kriemhild
(zu Otnit).
Mach' Du den Hof,
Bis man ihn Dir macht.
(Otnit wird herum gegeben; wie er zu Hagen kommt.)

Etzel.
Nun?

Hagen.
Ich mögte ſchwören
Er lebt nicht lange!

Etzel.

Iſt er denn nicht ſtark?

Hagen.

Ihr wißt, ich bin ein Eiſenkind und habe
Davon die Todtenaugen, die ſo ſchrecken,
Doch auch das doppelte Geſicht. Wir werden
Bei dieſem Junker nie zu Hofe geh'n.

Kriemhild.

Iſt dieß das Lied? Da ſpricht wohl nur Dein Wunſch!
Macht Ihr es gut, Herr Volker, ſtimmt nicht länger,
Der junge König nimmt's noch nicht genau.

Dreiundzwanzigſte Scene.

(Dankwart tritt in blutbedecktem Panzer ein.)

Dankwart.

Nun, Bruder Hagen, nun? Ihr bleibt ja lange
Bei Tiſche ſitzen! Schmeckt's denn heut' ſo gut?
Nur immer zu, die Zeche iſt bezahlt!

Gunther.

Was iſt geſcheh'n?

Dankwart.

Von allen den Burgunden,
Die Ihr mir anvertrautet, iſt nicht Einer
Am Leben mehr. Das war für Euren Wein.

Hagen

(Steht auf und zieht. Getümmel).

Und Du?

Kriemhild

Das Kind! Mein Kind!

Hagen

(ſich über Otnit lehnend, zu Dankwart).

Du triefſt von Blut!

Kriemhild.

Er bringt es um!

Dankwart.

Das iſt nur rother Regen,

(Er wiſcht ſich das Blut ab.)

Du ſiehſt, es quillt nicht nach, doch alle Andern
Sind hin.

Kriemhild.

Herr Rüdeger! Helft!

Hagen

(ſchlägt Otnit den Kopf herunter).

Hier, Mutter, hier! —
Dankwart, zur Thür!

Volker.

Auch da iſt noch ein Loch!

(Dankwart und Volker beſetzen beide Thüren des Saales.)

Hagen

(ſpringt auf den Tiſch).

Nun, laßt denn ſeh'n, wer Todtengräber iſt.

Etzel.

Ich! — Folgt mir!

Dietrich
(zu Volker).

Platz dem König!

(Etzel und Kriemhild ſchreiten hindurch. Rüdeger, Hildebrant, Iring und Thüring folgen, als ſich auch Andere anſchließen.)

Volker.

Ihr zurück!

Etzel
(in der Thür).

Ich wußte Nichts vom Mord an Euren Knechten
Und hätt' ihn ſo beſtraft, daß Ihr mir ſelbſt
In's Schwert gefallen wär't. Dieß ſchwör' ich Euch!
Dieß aber auch: Jetzt ſeid Ihr aus dem Frieden
Der Welt geſetzt und habt zugleich die Rechte
Des Krieg's verwirkt! Wie ich aus meiner Wüſte
Hervorbrach, unbekannt mit Brauch und Sitte,
Wie Feuer und Waſſer, die vor weißen Fahnen
Nicht ſtehen bleiben und gefalt'ne Hände
Nicht achten, räch' ich meinen Sohn an Euch
Und auch mein Weib. Ihr werdet dieſen Saal
Nicht mehr verlaſſen, Ihr, Herr Dieterich,
Bürgt mir dafür, doch was den Heunenkönig
Auf dieſer Erde einſt ſo furchtbar machte,
Das ſollt ihr ſeh'n in ſeinem engen Raum!

(Ab. Allgemeiner Kampf.)

Fünfter Act.

Vor dem Saal. Brand, Feuer und Rauch. Er iſt rings mit Amelungenſchützen umſtellt. Zu dem Saale führen von beiden Seiten breite Stiegen hinauf, die in einem Balkon zuſammenſtoßen.

Erſte Scene.

(Hildebrant, Dietrich.)

Hildebrant.

Wie lange ſoll der Jammer denn noch dauern?

Dietrich.

So lange, fürcht' ich, bis der Letzte fiel.

Hildebrant.

Sie werden Herr des Feuers. Seht nur, ſeht!
Schon ſchluckt der Rauch die lichte Flamme ein.

Dietrich.

Dann löſchen ſie mit Blut.

Hildebrant.

Sie waten d'rin
Bis an das Knie und können ihre Helme
Als Eimer brauchen.

Zweite Scene.

(Die Thür des Saales wird aufgeriſſen, Hagen erſcheint.)

Hagen.

Puh!
(Kehrt ſich um.)
Wer lebt, der ruft!

Hildebrant.

Der edle Hagen, dem Erſticken nah'!
Er taumelt!

Dietrich.

Etzel, Du biſt fürchterlich!
Das Schreckgeſicht, das Du geſeh'n am Himmel,
Das ſtellſt Du wohl auf Erden vor uns hin.

Hagen.

Komm, Giſelher, hier giebt es friſche Luft!

Giſelher.

(von innen).
Ich finde nicht!

Hagen.

So taſte an der Mauer,
Und folge meiner Stimme.
(Tritt halb in den Saal zurück.)
Falle nicht,
Da iſt der Todtenberg!
(Führt Giſelher heraus.)

Giſelher.

Ha! — das erquickt!
Ich lag ſchon! Dieſer Qualm! Noch eher Glut!

Dritte Scene.

(Gunther, Dankwart und Gerenot erſcheinen mit Rumolt in ihrer Mitte.)

Gunther.

Da iſt das Loch.

Dankwart.

Schnell! Schnell!

Gerenot

(aufathmend.)

Das iſt was werth!

Gunther.

(zu Rumolt, der zu fallen anfängt.)

Dem hilft's nicht mehr.

Hagen.

Todt?

Dankwart.

Küchenmeiſter, auf! —
Vorbei!

Giſelher.

Durſt, Durſt!

Hagen.

Ei, geh' doch in die Schenke
Zurück, an rothem Wein gebricht's ja nicht,
Noch ſprudelt manches Faß.

Hildebrant.

Verſteht Ihr das?

(Deutet auf den Todtenwinkel.)

Die ausgelauf'nen Fäſſer liegen dort!

Dietrich.

Gott helfe uns!

Hagen.

Ein Glück nur, daß der Saal
Gewölbt iſt. Ohne dieſen Ziegelrand,
Der uns beſchirmte vor dem Kupferregen,
Hätt' Alles nichts geholfen.

Gunther.

Brät'ſt Du nicht
In Deinem Eiſen?

Hagen.

Stell' Dich an den Wind,
Jetzt können wir ihn brauchen.

Gunther.

Weht's denn noch?

Vierte Scene.

Kriemhild

(aus einem Fenſter.)

Nun, Waffenmeiſter?

Hildebrant.

Schießt!

(Die Schützen erheben ihre Bogen).

Hagen.

Ich decke Euch!

(Er erhebt ſeinen Schild, dieſer entfällt ihm und rollt die Treppe herunter.)

Hinein!

(Ruft herab.)

Beſeht den Schild, bevor Ihr lacht!
Er ward nur ſchwerer, doch mein Arm nicht ſchwächer,
Denn alle Eure Speere ſtecken d'rin.

(Folgt den Uebrigen.)

Fünfte Scene.

Hildebrant.

Ich halt' es nicht mehr aus. Wollt Ihr denn nicht
Ein Ende machen?

Dietrich.

Ich? Wie könnt' ich das?
Ich bin des Königs Mann, und um ſo eher
Verpflichtet, treu zu bleiben, als ich mich
Freiwillig und aus bloßem Herzensdrang
Ihm unterwarf!

Hildebrant.

Vergeßt nicht!

Dietrich.

Davon Nichts.

Hildebrant.

Die Zeit iſt abgelaufen, die Ihr ſelbſt
Euch ſetztet, im Gehorſam Euch zu üben,
Und Eure Zeugen leben!

Dietrich.

Heute das?

Hildebrant.

Heut' oder nie! Die Helden können ſterben,
Die Gott bis jetzt ſo wunderbar verſchont.

Dietrich.

Dann ſoll ich eben bleiben, was ich bin!
Das ſetzt' ich mir zum Zeichen, wie Du weißt,
Ob ich die Krone wieder tragen, oder
Bis an den Tod zu Lehen gehen ſoll,
Und ich, ich bin zu Beidem gleich bereit.

Hildebrant.

Nun, wenn Ihr ſelber ſchweigt, ſo rede ich!

Dietrich.

Das thuſt Du nicht! Auch beſſerteſt Du Nichts!
(Legt ihm die Hand auf die Schulter).
Mein Hildebrant, wenn eine Feuersbrunſt
Im Haus entſteht, ſo kehrt der Knecht noch um,
Der ſeiner Pflicht gerade ledig ward,
Und hätt' er ſchon die Schwelle überſchritten:
Er zieht die Feierkleider wieder aus
Und wirft ſein Bündel hin, um mit zu löſchen,
Und ich, ich zöge ab am jüngſten Tag?

Hildebrant.

Sie werfen wieder Todte aus den Fenſtern,
Herr, endigt jetzt! Der Teufel hat genug!

Dietrich.

Wenn ich auch wollte, wie vermöcht' ich's wohl?
Hier hat ſich Schuld in Schuld zu feſt verbiſſen,

Als daß man noch zu Einem ſagen könnte:
Tritt Du zurück! Sie ſtehen gleich im Recht.
Wenn ſich die Rache nicht von ſelbſt erbricht
Und ſich vom letzten Brocken ſchaudernd wendet,
So ſtopft ihr Keiner mehr den grauſen Schlund.

Hildebrant
(iſt auf die Seite gegangen und kehrt zurück.)

Nun folgen unſ're Edlen endlich auch
Den armen Knechten nach. Die Meiſten ſind
Nur noch an ihrem Panzer zu erkennen,
Der tapf're Iring flog der Schaar voran.
Herr, geht nicht hin, Ihr könnt ihn doch nicht küſſen,
Sein Kopf iſt ganz verkohlt.

Dietrich.

Das treue Blut!

(Hagen wird oben wieder ſichtbar.)

Hildebrant.

Hagen noch einmal.

Sechſte Scene.

(Kriemhild tritt auf.)

Kriemhild.

Schießt!

(Hagen verſchwindet wieder.)

Wie Viele leben
Denn noch?

Hildebrant
(deutet auf den Todtenwinkel).

Wie Viele todt ſind, ſiehſt Du hier!

Dietrich.
Alle Burgunden die in's Land gezogen,
Sind auch gefallen —

Kriemhild.
Aber Hagen lebt!

Dietrich.
An ſiebentauſend Heunen liegen dort —

Kriemhild.
Und Hagen lebt!

Dietrich.
Der ſtolze Iring fiel.

Kriemhild.
Und Hagen lebt!

Dietrich.
Der milde Thüring auch,
Irnfried und Blödel und die Völker mit.

Kriemhild.
Und Hagen lebt! Schließt Eure Rechnung ab,
Und wär't Ihr ſelbſt darin die letzten Poſten,
Die ganze Welt bezahlt mich nicht für ihn.

Hildebrant.
Unhold!

Kriemhild.
Was ſchiltſt Du mich? Doch ſchilt mich nur,
Du triffſt, was Du gewiß nicht treffen willſt,
Denn was ich bin, das wurde ich durch die,

Die Ihr der Strafe gern entziehen möchtet,
Und wenn ich Blut vergieße, bis die Erde
Ertrinkt, und einen Berg von Leichen thürme,
Bis man ſie auf dem Mond begraben kann,
So häuf' ich ihre Schuld, die meine nicht.
O, zeigt mir nur mein Bild! Ich ſchaud're nicht
Davor zurück, denn jeder Zug verklagt
Die Baſilisken dort, nicht mich. Sie haben
Mir die Gedanken umgefärbt. Bin ich
Verrätheriſch und falſch? Sie lehrten mich,
Wie man den Helden in die Falle lockt.
Und bin ich für des Mitleid's Stimme taub?
Sie waren's, als ſogar der Stein zerſchmolz.
Ich bin in Allem nur ihr Widerſchein,
Und wer den Teufel haßt, der ſpuckt den Spiegel
Nicht an, den er befleckt mit ſeiner Larve,
Er ſchlägt ihn ſelbſt und jagt ihn aus der Welt.

Siebente Scene.

(Hagen erſcheint wieder.)

Hagen.

Iſt König Etzel hier?

Kriemhild.

Ich ſprech' für ihn.
Was wollt Ihr?

Hagen.

Off'nen Kampf in freier Luft.

Kriemhild.

Das weigr' ich Euch, und wär's nach mir gegangen,
So gäb's auch d'rinnen keinen Kampf, als den
Mit Hunger und Durſt und Feuer!

Dietrich.

Der König ſelbſt!

Achte Scene.

(Etzel tritt auf.)

Hagen.

Herr Etzel, iſt's geſcheh'n mit Eurem Willen,
Daß man den Saal in Brand geſteckt, als wir
Die Wunden uns verbanden?

Etzel.

Habt Ihr uns
Die Todten ausgeliefert? Habt Ihr mir
Nicht ſelbſt mein Kind verweigert?

Dietrich.

Das war ſchlimm!

Etzel.

Wir pflegen unſ're Todten zu verbrennen!
Wenn Euch das unbekannt geweſen iſt,
So wißt Ihr's jetzt.

Hagen

Dann ſeid Ihr quitt mit uns!
Gewährt uns denn, was Ihr nicht weigern könnt,
Wenn Ihr den größten Schimpf nicht wagen wollt.

Kriemhild.

Der größte Schimpf iſt, Euch das Ohr zu leih'n.
Schießt! Schießt!

Hagen.

Trägt ſie die Krone?

Etzel.

Was wollt Ihr mehr?
Ich legte Euer Loos in Schweſterhand.

Kriemhild.

Die Todten hielten ſie als Pfand zurück,
Um auch die Lebenden hinein zu locken,
Die nicht aus Thorheit kamen.

Etzel.

Stamm um Stamm!
Sie haben meinen ausgelöſcht, ſie ſollen
Auch ſelbſt nicht fortbeſteh'n.

Kriemhild.

Was giebt's denn hier?
Der alte Rüdeger in Wuth!

Neunte Scene.

(Rüdeger jagt einen Heunen über die Bühne, und ſchlägt ihn mit der Fauſt zu Boden.)

Rüdeger.

Da liege
Und ſpei' noch einmal Gift.

Etzel.

Herr Rüdeger
Ihr helft dem Feind? Wir haben der Erſchlag'nen
Auch ohne Euch genug.

Kriemhild.

Was hat der Mann
Gethan?

Rüdeger
(zu Etzel).

Bin ich Dein bloßer Zungenfreund?
Schnapp' ich nach Gaben, wie der Hund nach Fleiſch?
Trag' ich den Sack, der keinen Boden hat,
Und obendrein ein feſtgeleimtes Schwert?

Etzel.

Wer ſagt denn das?

Rüdeger.

Wenn man's nicht ſagen darf,
So ſchilt mich nicht, daß ich den Buben ſtrafte:
Der warf mir das ſoeben in's Geſicht,
Als ich mit Thränen all des Jammers dachte,
Den dieſe Sonnenwende uns beſcheert,
Und brüllend ſtimmte ihm ſein Haufe bei.

Kriemhlid.

So ſtand ein ganzer Haufe hinter ihm?
Herr Rüdeger, die Strafe war zu hart,
Denn Viele, wenn nicht Alle, denken ſo,
Und eine beſſ're Antwort wär's geweſen,

Wenn Ihr ſogleich das Schwert gezogen hättet,
Um auf die Nibelungen einzuhau'n.

Rüdeger.

Ich? Hab' ich ſie nicht ſelbſt in's Land gebracht?

Etzel.

D'rum eben iſt's an Dir, ſie fort zu ſchaffen.

Rüdeger.

Nein, König, das begehrſt Du nicht von mir!
Du haſt mir kaum geſtattet, Dir die Dienſte
Zu leiſten, die ich Dir entgegen trug,
Und ſollteſt fordern, was ich weigern müßte,
Und hinge Haut und Haar und Alles d'ran?
Ich kann und will ſie nicht vertheidigen,
Doch hab' ich ſie auf Treue hergeführt,
Und darf ich ſie nicht ſchützen gegen Dich,
So leih' ich Dir doch auch nicht meinen Arm.

Kriemhild.

Du thuſt, als wärſt Du noch ein freier Mann
Und könnteſt Dich entſcheiden, wie du willſt!

Rüdeger.

Kann ich's denn nicht? Was hindert mich, wenn ich
Die Lehen niederlege?

Kriemhild.

Was? — Dein Eid!
Du biſt bis an den letzten Odemzug
Mein Knecht, und darfſt mir keinen Dienſt verweigern,
Wohlan denn, dieſer iſt es, den ich will.

Rüdeger.

Ich kann nicht ſagen, daß Du lügſt, und doch
Iſt's nicht viel beſſer, denn ein and'res Weib
Hat meinen Eid gefordert und erhalten,
Ein and'res aber legt ihn heute aus.

Etzel.

Du ſprichſt von Treue, Rüdeger. Ich darf
Dich wohl zum Zeugen nehmen, daß ich ſie
Heilig zu halten weiß. Doch, gilt das hier?
Sie ſtehen jenſeits der Natur und brauchen
Als Waffe, was im Abgrund ſtill verſank,
Eh' ſich der Bau der Welt zuſammen ſchloß.
Sie werfen uns den Koth der Elemente,
Der, ausgeſchieden, unten ſitzen blieb,
Als ſich die Kugel rundete, hinein.
Sie reißen alle Nägel aus und ſägen
Die Balken durch. Da mußt auch Du den Damm
Wohl überſpringen, wenn Du helfen willſt.

Kriemhild.

So iſt's. Der gift'ge Degen iſt die Schande
Des Erſten, doch der Zweite ſchwingt ihn frei!

Rüdeger.

Es mag ſo ſein, es iſt gewiß auch ſo,
Ich will mit Euch nicht ſtreiten. Doch bedenkt:
Ich habe ſie mit Wein und Brod begrüßt,
Als ſie die Donaugränze überſchritten,
Und ſie geleitet bis zu Eurer Schwelle,

Kann ich das Schwert wohl gegen ſie erheben,
Nun ſie in ihren größten Nöthen ſind?
Wenn alle Arme, die man zählt auf Erden,
Im allgemeinen Aufſtand der Natur
Sich gegen ſie bewaffneten, wenn Meſſer
Und Senſen blitzten und die Steine flögen,
So fühlte ich mich immer noch gebunden
Und höchſtens ſtände mir ein Spaten an.

Etzel.

Ich hab' Dich auch geſchont, ſo lang' ich konnte
Und ruf' Dich ganz zuletzt.

Rüdeger.

Barmherzigkeit!
Was ſoll ich ſagen, wenn mein Eidam mir,
Der junge Giſelher, entgegen tritt
Und mir die Hand zum Gruße beut? Und wenn
Mein Alter ſeine Jugend überwindet,
Wie tret' ich wohl vor meine Tochter hin? —

(Zu Kriemhild.)

Dich treibt der Schmerz um den Verlorenen,
Willſt Du ihn auf ein Kind, das liebt, wie Du
Und Nichts verbrach, vererben und es tödten?
Das thuſt Du, wenn Du mich zum Rächer wählſt.
Denn, wie das blut'ge Loos auch fallen mag,
Ihr wird der Sieger immer mit begraben,
Und keiner von uns beiden darf zurück.

Kriemhild.
Das Alles hätteſt Du erwägen ſollen,
Bevor der Bund geſchloſſen ward. Du wußteſt,
Was Du geſchworen!

Rüdeger.
Nein, ich wußt' es nicht
Und, beim allmächt'gen Gott, Du haſt es ſelbſt
Noch weniger gewußt. Das ganze Land
War Deines Preiſes voll. In Deinem Auge
Sah ich die erſte Thräne und zugleich
Die letzte auch, denn alle andern hatteſt
Du abgewiſcht mit Deiner milden Hand.
Wohin ich trat, da ſegnete man Dich,
Kein Kind ging ſchlafen, ohne Dein zu denken,
Kein Becher ward geleert, Du hatteſt ihn
Gefüllt, kein Brot gebrochen und vertheilt,
Es kam aus Deinem Korb: wie konnt' ich glauben
Daß dieſe Stunde folgte! Eher hätt' ich
Bedächtig vor dem Eid den eig'nen Hals
Mir ausbedungen, als die Sicherheit
Der Kön'ge, Deiner Brüder. Wär's Dir ſelbſt
Wohl in den Sinn gekommen, wenn Du ſie
Im Kreis um Deine alte graue Mutter
Verſammelt ſahſt, um in den Dom zu geh'n,
Daß Du dereinſt ihr Leben fordern würdeſt?
Wie ſollte ich's denn ahnen und den Erſten
Und Edelſten der Jünglinge verſchmäh'n,
Als er um meine Tochter warb?

Kriemhild.

Ich will
Ihr Leben auch noch heute nicht! Die Thür
Steht offen für ſie Alle bis auf Einen:
Wenn ſie die Waffen drinnen laſſen wollen
Und draußen Frieden ſchwören, ſind ſie frei.
Geh' hin und rufe ſie zum letzten Mal.

Zehnte Scene.

(Giſelher erſcheint oben.)

Giſelher.

Biſt Du es, Schweſter? Habe doch Erbarmen
Mit meinem jungen Leib.

Kriemhild.

Komm' nur herab!
Wer jetzt beim Mahle ſitzt, und wär' er noch
So hungrig, ſoll Dir weichen, und ich ſelbſt
Kredenze Dir des Kellers kühlſten Trunk!

Giſelher.

Ich kann ja nicht allein.

Kriemhild.

So bringe mit
Was Ute wiegte, daß ſie nicht mit Schmerz
Begraben muß, was ſie mit Luſt gebar.

Giſelher.

Wir ſind noch mehr.

Kriemhild.

Du wagſt, mich d'ran zu mahnen?
Nun iſt die Gnadenzeit vorbei, und wer
Noch Schonung will, der ſchlage erſt das Haupt
Des Tronjers ab und zeig's!

Giſelher.

Mich reut mein Wort.

(Verſchwindet wieder.)

Elfte Scene.

Rüdeger.

Du ſiehſt!

Kriemhild.

Das eben iſt's, was mich empört!
Heut' ſind ſie untreu, morgen wieder treu:
Das Blut des Edelſten vergießen ſie,
Wie ſchmutz'ges Waſſer, und den Höllengiſcht,
Der in den Adern dieſes Teufels kocht,
Bewachen ſie bis auf den letzten Tropfen,
Als wär' er aus dem heil'gen Graal geſchöpft.
Das konnt' ich auch nicht ahnen, als ich ſie
So mit einander hadern ſah. Mein Grab
Im Kloſter war nicht ſtill genug, daß ich
Den ew'gen Zank nicht hörte: konnt' ich denken,
Daß ſie, die ſich das Brod vergifteten,
Sich hier ſo dicht zuſammen knäueln würden,
Als hingen ſie an einer Nabelſchnur?
Gleichviel! Der grimm'ge Mörder ſprach am Sarg

In bitt'rem Hohn zu mir: Dein Siegfried war
Vom Drachen nicht zu trennen und man ſchlägt
Die Drachen todt. Das wiederhol' ich jetzt!
Ich ſchlag' den Drachen todt und Jeden mit,
Der ſich zu ihm geſellt und ihn beſchirmt.

Etzel.

Ihr habt den Kampf verlangt, als ich gebot,
Sie mit den ſtillen Schrecken einzuſchließen,
Die nach und nach aus allen Wänden kriechen
Und wachſen, wie der Tag — Ihr habt den Hunger
Beneidet um ſein Todtengräberamt,
Als ich's ihm übertrug, und ſtatt zu lachen,
Wie die Verlor'nen Euch aus Liſt verhöhnten,
Um Euch hinein zu locken, Eure Wappen
Empor gehalten und durch's erſte Murren
Ein Ja von mir ertrotzt. Nun fechtet's aus!
Ich werd's auch an mir ſelbſt nicht fehlen laſſen,
Wenn mich die Reihe trifft, denn Wort iſt Wort.

Rüdeger.

So ſchwer, wie ich, ward noch kein Menſch geprüft,
Denn was ich thun und was ich laſſen mag,
So thu' ich bös und werde d'rob geſcholten,
Und laß' ich Alles, ſchilt mich Jedermann.

(Aus dem Saal heraus Becherklang.)

Kriemhild.

Was iſt denn das? Es tönt wie Becherklang!

(Hildebrant ſteigt hinauf.)

Mich dünkt, ſie hören uns! Das iſt die Art
Der Fröhlichen. Sie ſcheppern mit den Helmen
Und ſtoßen an.

Hildebrant.

Nur einen Blick hinein,
So biſt Du ſtumm! Sie ſitzen auf den Todten
Und trinken Blut.

Kriemhild.

Sie trinken aber doch!

Hildebrant.

Rührt Dich denn Nichts? Noch niemals ſtanden Männer
Zuſammen, wie die Nibelungen hier,
Und was ſie auch verbrochen haben mögen,
Sie haben's gut gemacht durch dieſen Muth
Und dieſe Treue, die ſie doppelt ehrt,
Wenn's iſt, wie Du geſagt!

Rüdeger.

Mein Herr und König,
Du haſt mich ſo mit Gaben überſchüttet
Und mir den Dank dafür ſo ganz erlaſſen,
Daß Dir kein Knecht verpflichtet iſt, wie ich.
Kriemhild, ich habe Dir den Eid geſchworen
Und muß ihn halten, das erklär' ich laut
Für meine Pflicht und mäkle nicht daran.
Wenn Ihr mich dennoch niederknieen ſeht,
So denkt des Hirſches, der in höchſter Noth

Sich auch noch gegen ſeinen Jäger wendet,
Und ihm die einz'ge blut'ge Thräne zeigt,
Die er auf dieſer Erde weinen darf,
Ob er vielleicht Erbarmen in ihm weckt.
Ich flehe nicht um Gold und Goldeswerth,
Nicht um mein Leben oder meinen Leib,
Nicht einmal um mein Weib und um mein Kind,
Das Alles fahre hin, ich fleh' zu Euch
Um meine Seele, die verloren iſt,
Wenn Ihr mich nicht von dieſem Eide löſ't.
(Zu Etzel.)
Ich biete nicht, was Dir von ſelbſt verfällt,
Wenn des Vaſallen Zunge auch nur ſtockt,
Und wenn ſein Auge nicht vor Freuden funkelt,
Sobald Du winkſt: mein Land iſt wieder Dein!
(Zu Kriemhild.)
Ich ſage nicht: wenn Du mein Leben willſt,
So nimm es hin, und wenn Du meinen Leib
Verlangſt, ſo ſpann' mich morgen vor den Pflug!
(Zu Beiden.)
Ich biete mehr, obgleich dieß Alles ſcheint,
Was Einer bieten kann: wenn Ihr es mir
Erlaßt, den Arm in dieſem Kampf zu brauchen,
Soll er mir ſein, als hätt' ich ihn nicht mehr.
Wenn man mich ſchlägt, ſo will ich mich nicht wehren,
Wenn man mein Weib beſchimpft, ſie nicht beſchützen,
Und wie ein Greis, den die gewalt'ge Zeit
Von ſeinem Schwerte ſchied, in voller Kraft
An einem Bettelſtab die Welt durchzieh'n.

Kriemhild.

Du thuſt mir Leid, allein Du mußt hinein!
Glaubſt Du, daß ich die Seele rettete,
Als ich nach einem Kampf, dem keiner gleicht,
Mit Etzel in das zweite Eh'bett ſtieg?
O ſei gewiß, der kurze Augenblick,
Wo ich den Frauengürtel löſen ſollte,
Und feſt und immer feſter um mich knüpfte,
Bis er ihn zornig mit dem Dolch zerſchnitt,
Der Augenblick enthielt der Martern mehr,
Als dieſer Saal mit allen ſeinen Schrecken,
Mit Glut und Brand, mit Hunger, Durſt und Tod.
Und wenn ich endlich überwand im Kampf
Und, ſtatt den Dolch zu rauben und zu tödten,
Gleichviel, ob mich, ob ihn, ſein Bett beſchritt,
So war's Dein Eid, der mir die Kraft verlieh,
So war es dieſer Tag, auf den ich hoffte,
Und dieſe Stunde, die ihn krönen muß.
Nun ſollt' es enden, wie ein Poſſenſpiel,
Ich hätt' mich ſelbſt als Opfer dargebracht
Und ſollte doch verzichten auf den Preis?
Nein, nein, und müßte ich der ganzen Welt
Zur Ader laſſen, bis zur jüngſten Taube
Herunter, die das Neſt noch nicht verließ,
Ich ſchauderte auch davor nicht zurück.
D'rum, Markgraf Rüdeger, beſinnt Euch nicht,
Ihr müßt, wie ich, und wenn Ihr fluchen wollt,
So flucht auf die, ſie zwingen Euch, wie mich.

Rüdeger
(zu den Seinen).
So kommt!

Kriemhild.
Erſt noch die Hand.

Rüdeger.
Beim Wiederſeh'n.

Hildebrant.
Herr Dieterich von Bern, jetzt mahn' ich Euch!
Werft Euren ſchnöden Wächterſpieß bei Seite
Und ſchreitet ein, wie's einem König ziemt.
Zurück noch, Rüdeger, er darf's und kann's,
Er trat auf ſieben Jahr in Etzel's Dienſt,
Und die ſind um, es galt nur ein Gelübde,
Und wer's nicht glaubt, dem ſtell' ich Zeugen auf.

Etzel.
Dein Wort genügt.

Dietrich
(der die Schwurfinger in die Höhe hob, während Hildebrant ſprach).
So war's, mein Herr und König,
Doch weiß mein alter Waffenmeiſter nicht,
Daß ich's im Stillen neu beſchworen habe,
Indem er ſprach, und dießmal bis zum Tod.

Hildebrant
(tritt Rüdeger aus dem Wege).
So zieht! Doch reicht mir noch zum letzten Mal
Die Hand, denn niemals wird es mehr geſcheh'n,
Ob Ihr nun ſiegen oder fallen mögt.

Rüdeger.

Herr Etzel, Euch befehl' ich Weib und Kind
Und auch die armen Land'svertriebenen,
Denn, was Ihr ſelbſt an mir gethan im Großen,
Das hab' ich Euch im Kleinen nachgemacht.

Zwölfte Scene

(Hagen und die Nibelungen ſchauen aus wie Rüdeger mit den Seinigen empor ſteigt.

Giſelher.

Es giebt noch Frieden. Seht Ihr? Rüdeger!

Hagen.

Es gilt den letzten und den ſchwerſten Kampf,
Jetzt ſoll ſich würgen, was ſich liebt.

Giſelher.

Du meinſt?

Hagen.

Trat die Verſöhnung je in Eiſen auf?
Braucht man den Panzer, um ſich zu umarmen,
Treibt man die Küſſe mit den Schwertern ein,
Und nimmt man all ſein Volk als Zeugen mit?

Giſelher.

Wir tauſchten Alle in Bechlarn die Waffen,
Ich trag' die ſeinen, er die meinigen,
Und das geſchieht in aller Welt doch nur,
Wenn man ſich niemals wieder ſchlagen will.

Hagen.

Hier gilt das nicht. Nein, reicht Euch nur die Hände
Und ſagt Euch gute Nacht. Wir ſind am Ziel.

Giſelher

(tritt Rüdeger entgegen).

Willkommen!

Rüdeger.

Ich bin taub! — Muſik! Muſik!

(Rauſchende Muſik.)

Hagen.

Hätt' ich nur einen Schild!

Rüdeger.

Dir fehlt der Schild?
An einem Schilde ſoll's Dir nimmer fehlen,
Hier iſt der meinige.

(Reicht Hagen ſeinen Schild, während Hildebrant ihm den ſeinigen wiedergiebt.)

Muſik! Muſik!
Schlagt an die Panzer, raſſelt mit den Speeren,
Ich habe jetzt das letzte Wort gehört!

(Tritt mit den Seinigen in den Saal. Kampf.)

Dreizehnte Scene.

Etzel.

Bringt mir den Helm!

Hildebrant

(in den Saal ſchauend, ballt die Hand gegen Kriemhild).

Du, Du!

Kriemhild.

Wer iſt gefallen?

Hildebrant.

Dein Bruder Gerenot.

Kriemhild.

Er hat's gewollt.

Hildebrant.

Was iſt das für ein Licht, das mich ſo blendet?
Ich ſeh' nicht mehr! — Der Balmung! — Hagen ſchreitet
In einem Meer von Funken, wo er haut;
In Regenbogenfarben tanzen ſie
Um ihn herum und beißen in die Augen,
Daß man ſie ſchließen muß. Das iſt ein Schwert!
Es ſchlägt die tiefſten Wunden und es macht
Sie unſichtbar durch ſeinen Blitz. Jetzt hält
Der Schnitter ein! Wie ſteht's? der hat gemäht!
Nur wenig Halme heben noch ihr Haupt!
Auch Giſelher —

Kriemhild.

Was iſt mit Giſelher?

Hildebrant.

Er liegt.

Kriemhild.

Er liegt? Nun wohl, ſo iſt es aus.

Hildebrant.

Der Tod hat wieder Odem und es bricht
Von Neuem los. Wie wüthet Rüdeger!

Der löſt den Eid ſo treu, als thät' er's gern,
Doch iſt er jetzt ſchon ganz allein!

Kriemhild.

So hilf!

Hildebrant.

Man ſchlägt die Nibelungen ohne mich! —
Dankwart, Du lehnſt Dich müßig in die Ecke,
Statt Deine Pflicht zu thun? Siehſt Du's denn nicht
Daß Volker ſtürzt? — Ach, er hat guten Grund,
Die Mauer hält ihn aufrecht, nicht der Fuß,
Der ihn durch tauſend ſchwere Kämpfe trug! —
O Gott!

Kriemhild.

Was giebt's?

Hildebrant.

Sie liegen Bruſt an Bruſt!

Kriemhild.

Wer?

Hildebrant.

Rüdeger und der Tronjer!

Kriemhild.

Schmach und Tod!

Hildebrant.

Spar' Dir den Fluch! Sie waren Beide blind
Vom angeſpritzten Blut und taſteten
Herum, um nicht zu fallen.

Kriemhild.

Da verzeih' ich's.

Hildebrant.

Jetzt wiſchen ſie die Augen, ſchütteln ſich,
Wie Taucher, küſſen ſich und — Willſt Du mehr,
So ſteige ſelbſt herauf und ſchau hinein.

Kriemhild.

Was könnt' es nun noch geben, das mich ſchreckte!
(Steigt empor.)

Hagen
(ihr entgegen, als ſie die Treppe halb erſtiegen hat).

Der Markgraf Rüdeger bittet um ſein Grab!

Etzel.
(greift nach dem Helm, den ihm ein Diener reicht).

Nun iſt's an mir und Keiner hält mich mehr!

Dietrich.

Es iſt an mir, der König kommt zuletzt.
(Geht in den Saal.)

Hildebrant.

Dem Herrn ſei Preis und Dank! Die Kraft der Erde
Ward in zwei Hälften unter uns vertheilt,
Die eine kam auf all die Millionen,
Die and're kam auf Dietrich ganz allein.

Vierzehnte Scene.

Dietrich
(bringt Hagen und Gunther gefeſſelt).

Da ſind ſie!

Hagen
(deutet auf ſeine Wunden).

Alle Hähne ſteh'n ſchon auf,
Man braucht nicht erſt zu dreh'n.

Gunther.

Ich mögte mich
Ein wenig ſetzen. Giebt's hier keinen Stuhl?

Hagen
(wirft ſich auf Hände und Füße nieder).

Hier, edler König, hier, und einer, der
Dir ſelbſt ſogar gehört.

Dietrich.

Begnadigt ſie
So weit, daß Ihr's dem Tode überlaßt,
Ob er ein Wunder dulden will.

Etzel.

Sie ſollen
Bis morgen ſicher ſein! Dann ſteht's bei ihr!
Führt ſie in's Haus.
(Hagen und Gunther werden abgeführt.)

Kriemhild.

Herr Hagen Tronje, hört!

Hagen
(kehrt um).

Was wollt Ihr, Frau?

Kriemhild.

Sogleich! — Iſt König Etzel
Der einz'ge Heunenrecke, der noch lebt?
(Deutet auf den Todtenwinkel.)
Mir däucht, dort rührt ſich was!

Etzel.

Ja wohl! Ein Zweiter
Kriecht mühſam aus dem Todtenberg hervor,
Er braucht ſein Schwert als Krücke.

Kriemhild.

Tritt heran,
Verſtümmelter, wenn die gebrochnen Glieder
Dich tragen wollen, daß ich Dich bezahle,
Denn ich bin Deine Schuldnerin!

Ein Heune
(tritt heran).

Kriemhild.

Herr Hagen,
Wo iſt der Hort? Ich frag' das nicht für mich,
Ich frag's für dieſen Mann, dem er gehört.

Hagen.

Als ich den Hort verſenkte, mußt' ich ſchwören,
Ihn keiner Menſchenſeele zu verrathen,
So lange Einer meiner Kön'ge lebt.

Kriemhild
(heimlich zu dem Heunen).

Kannſt Du das Schwert noch brauchen? Nun ſo geh'
Und haue den gefang'nen König nieder
Und bringe mir ſein Haupt.

Heune

(winkt und geht).

Kriemhild

Der Schuldigſte
Von Ute's Söhnen ſoll nicht übrig bleiben,
Das wär' ein Hohn auf dieſes Weltgericht!

Heune

(kommt mit Gunther's Haupt zurück).

Kriemhild

(deutet darauf).

Kennſt Du dieß Haupt? Nun ſprich wo iſt der Hort?

Hagen.

Da iſt das Ende! Wie ich's mir gedacht!

(Klatſcht in die Hände).

Unhold, ich hab' Dich wieder überliſtet,
Nun iſt der Ort nur Gott und mir bekannt,
Und Einer von uns Beiden ſagt's Dir nicht.

Kriemhild.

Dann, Balmung, leiſte Deinen letzten Dienſt!

(Reißt ihm den Balmung von der Seite und erſchlägt ihn, ohne daß er ſich wehrt.)

Hildebrant.

Kommt hier der Teufel doch noch vor dem Tod?
Zurück zur Hölle!

(Er erſchlägt Kriemhild.)

Dietrich.

Hildebrant!

Hildebrant.

Ich bin's.

Etzel.

Nun ſollt' ich richten — rächen — neue Bäche
In's Blutmeer leiten — doch es widert mich,
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Laſt zu ſchwer —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und ſchleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter —

Dietrich.

Im Namen deſſen, der am Kreuz erblich!

* * *

Anmerkungen.

Die Nibelungen-Trilogie erſchien 1862. Sie war mit nachſtehender Bemerkung verſehen:

„Dieß Trauerſpiel wurde unter der genialen Leitung und liebevollen Pflege Franz Dingelſtedt's gleich nach ſeiner Vollendung in Weimar zur Darſtellung gebracht, und zwar die erſten zwei Abtheilungen: „Der gehörnte Siegfried“ und „Siegfried's Tod“ zuerſt am 31. Januar 1861, alle drei zuſammen aber, mit „Kriemhild's Rache“ abſchließend, am 16. und 18. Mai d. J., und zwar mit dem vollſtändigſten Erfolg. Den Bühnen gegenüber iſt es Manuſcript; weitere Aufführungen ſtehen zunächſt in Berlin und Schwerin bevor.“

Im Nachlaſſe des Dichters fand ſich ein Vorwort zu den „Nibelungen“ das hier zum erſten Male mitgetheilt wird.

An den geneigten Leſer.

Der Zweck dieſes Trauerſpiels war, den dramatiſchen Schatz des Nibelungen-Liedes für die reale Bühne flüſſig zu machen, nicht aber den poetiſch-mythiſchen Gehalt des weit geſteckten alt-nordiſchen Sagen-Kreiſes, dem es ſelbſt angehört, zu ergründen, oder gar, wie es ſchon zum Voraus auf eine jugendliche, vor bald zwei Decennien publicirte und überdieß noch arg gemißdeutete Vorrede hin in einer Literatur-Geſchichte prophezeit wurde, irgend ein modernes Lebens-Problem zu illuſtriren. Die Gränze war leicht zu treffen und kaum zu verfehlen, denn der gewaltige Schöpfer unſeres National-Epos, in der Conception Dramatiker vom Wirbel bis zum Zeh, hat ſie ſelbſt haarſcharf gezogen und ſich wohl gehütet, in die Nebel-Region hinüber zu ſchweifen, wo ſeine Geſtalten in Allegorien umgeſchlagen und Zaubermittel an die Stelle allgemein gültiger Motive getreten wären. Ihm mit ſchuldiger Ehrfurcht für ſeine Intentionen auf Schritt und Tritt zu folgen, ſo weit es die Verſchiedenheit der epiſchen und dramatiſchen Form irgend geſtattete, ſchien dem Verfaſſer Pflicht und Ruhm zugleich, und nur bei den klaffenden Verzahnungen, auf die der Geſchichtſchreiber unſerer National-Literatur bereits mit feinem Sinn und ſcharfer Betonung hinwies, iſt er nothgedrungen auf die älteren Quellen und die hiſtoriſchen Ergänzungen zurückgegangen.

Es iſt nämlich gar nicht genug zu bewundern, mit welcher künſtleriſchen Weisheit der große Dichter den myſtiſchen Hintergrund ſeines Gedichts von der Menſchenwelt, die doch bei oberflächlicher Betrachtung ganz darin verſtrickt ſcheint, abzuſchneiden gewußt, und wie er dem menſchlichen Handeln trotz des bunten Gewimmels von verlockenden Rieſen und Zwergen, Nornen und Valkyrien ſeine volle Freiheit zu wahren verſtanden hat. Er bedarf, um nur die beiden Hauptpunkte hervor zu heben, auf der einen Seite zur Schürzung des Knotens keiner doppelten Vermälung ſeines Helden und keines geheimnißvollen Trunks, durch den ſie herbeigeführt wird; ihm genügt als Spiralfeder Brunhild's unerwiederte Liebe, die eben ſo raſch unterdrückt, als entbrannt und nur dem tiefſten Herzenskenner durch den voreiligen Gruß verrathen, erſt der glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber wieder als Neid in ſchwarzen Flammen auflodert und ihren Gegenſtand auf alle Gefahr hin nun lieber dem Tode weiht, als ihn dieſer überläßt. Er überſchreitet aber auch, obgleich ihm dieß oft und nicht ohne anſcheinenden Grund vorgeworfen wurde, auf der andern Seite bei der Löſung des Knotens eben ſo wenig die Linie, wo das Menſchliche aufhört, und das tragiſche Intereſſe erliſcht, ja er wagt ſich noch lange nicht ſo weit, wie Aeſchylos in ſeiner Klytämneſtra, die, von neuen Begierden aufgeregt, weit mehr oder doch wenigſtens eben ſo ſehr durch ihren heimtückiſchen Mord den Beſitz des errungenen zweiten Gatten vertheidigt, als die Manen der hingeſchlachteten Tochter ſühnt. Denn, wie Kriemhild's That uns auch anſchauern mag: er führt ſie langſam Stufe nach Stufe empor, keine einzige überſpringend und auf einer jeden ihr Herz mit dem unendlichen, immer ſteigenden Jammer entblößend, bis ſie auf dem ſchwindligen Gipfel anlangt, wo ſie ſo vielen mit bittrem Schmerz gebrachten und nicht mehr zurückzunehmenden Opfern das letzte, ungeheuerſte noch hinzufügen, oder zum Hohn ihrer dämoniſchen Feinde auf den ganzen Preis ihres Lebens Verzicht leiſten muß, und er ſöhnt uns dadurch vollkommen mit ihr aus, daß ihr eigenes inneres Leid ſelbſt während des entſetzlichen Rache-Acts noch viel größer iſt, als das äußere, was ſie den Anderen zufügt.

Alle Momente des Trauerſpiels ſind alſo durch das Epos ſelbſt gegeben, wenn auch oft, wie das bei der wechſelvollen Geſchichte des alten Gedichts nicht anders ſein konnte, in verworrener und zerſtreuter Geſtalt oder in ſprödeſter Kürze. Die Aufgabe beſtand nun darin, ſie zur dramatiſchen Kette zu gliedern und poetiſch zu beleben, wo es nöthig war. Auf dieſe hat der Verfaſſer volle ſieben Jahre Arbeit verwandt und die in Weimar Statt gefundene Darſtellung bewies, daß er ſeinen Zweck nicht verfehlt hat, denn Franz Dingelſtedt's geniale Leitung erreichte mit Kräften, die zum größeren Theil doch nur für beſcheidene gelten können, einen Erfolg, der das Schickſal des Stücks auf allen Bühnen ſicher ſtellt, wo man ihm mit gutem Willen entgegen kommt, da das moderne Virtuoſenthum mit ſeinen verblüffenden Taſchenſpielereien nicht den geringſten Antheil daran hatte. Weitere Aufführungen in Berlin und Schwerin ſtehen bevor. Der geneigte Leſer aber wird gebeten, auch in dem Trauerſpiel hinter der „Nibelungen Noth" Nichts zu ſuchen, als eben „der Nibelungen Noth" ſelbſt, und dieſe Bitte freundlichſt mit den Umſtänden zu entſchuldigen.

◆

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Sechſter Band.

Demetrius. — Poſthuma: Dramatiſche Fragmente.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1866.

Inhalt.

Seite

Einleitung VII

Demetrius 1

Moloch 223

Die Schauſpielerin 293

Vier Nationen unter einem Dache 327

Scene aus den Dithmarſchen 347

Scene aus dem Struenſee 357

Scenen aus dem Chriſtus 263

Einleitung.

Die dramatiſchen Fragmente, welche den 6. Band der geſammelten Werke Hebbel's bilden und zugleich die Reihe der dramatiſchen Arbeiten des verewigten Dichters abſchließen, ſind in der Geſtalt, wie ſie hier erſcheinen, im Nachlaſſe Hebbel's vorgefunden worden. Doch iſt damit die Zahl der dramatiſchen Fragmente aus dem Nachlaſſe nicht erſchöpft; es ſind noch einige vorhanden, deren Mittheilung ich unterließ, weil ſie entweder nur Anſätze darſtellen, die, um verſtanden zu werden, einen doppelt ſo großen Commentar nöthig machen würden, oder weil mir ſelbſt der Schlüßel zu den in ihnen verborgenen Abſichten mangelt. Der Vorwurf dürfte mich nicht treffen, daß ich unwichtige, oder gar unbedeutende Abſchnitzel aus Hebbel's Nachlaß aufgenommen habe. Der „Demetrius“, welchem Drama nur der eigentliche Schluß und die nachglättende Hand fehlt, gehört zu Hebbel's reinſten Schöpfungen und kann als ein in der Hauptſache fertiges Werk angeſehen werden. Die beiden Acte des „Moloch“, gönnen dem ſinnvollen Leſer einen genügenden Einblick in die Idee des Gedichts und werden ſchon durch den monumentalen Charakter der ſie auszeichnet, ihre anregende Wirkung nicht verfehlen. Der erſte Act der „Schauſpielerin“ zeigt deutlich, daß dieſes Drama, wenn der Dichter es vollendet hätte, ein intereſſantes Seitenſtück zu ſeinen ſocialen

Bildern geworden wäre. Das angefangene Luſtſpiel: „Vier Nationen unter einem Dache“ läßt den humoriſtiſchen Grundgedanken ohne Schwierigkeit wahrnehmen. Die Scene aus den „Dithmarſchen“ wird, abgeſehen von der lebhaften Farbe, in der ſie gehalten iſt, ſchon wegen der Beziehung, welche ſie zu der Perſönlichkeit des Dichters hat, (Hebbel war ein Dithmarſe) für ſeine Freunde und Verehrer nicht werthlos ſein. Die Scene aus dem „Struenſee“ hat einen kecken Zug und durfte in einer Geſammt-Ausgabe der Schriften Hebbel's nicht fehlen, da ſich der Dichter lange mit dem Gegenſtande getragen hat. In den ſpäteren Bänden wird der Leſer am geeigneten Orte eine Abhandlung: „Struenſee. Eine Betrachtung über den Stoff“ finden und daraus erſehen, wie derſelbe ſchon zur Tragödie gegliedert in der Seele des Dichters lag. Die zwei Scenen des „Chriſtus“ athmen eine tiefe Empfindung, und von dieſem Vorwurfe gilt das über den „Struenſee“ Geſagte in erhöhtem Grade: einen Chriſtus zu dichten war eine der früheſten Ideen Hebbel's und zugleich eine, die er bis an ſein Ende feſtgehalten.

Bei dieſem Bande der geſammelten Werke Hebbel's erachtete ich es als angemeſſen, die Bemerkungen zu den einzelnen Fragmenten vorauszuſchicken, anſtatt ſie, wie bei den früheren Bänden, welche fertige Dramen enthalten, am Schluße anzuhängen.

Demetrius. Dieſe Tragödie wurde wenige Monate nach dem Tode des Dichters veröffentlicht: im Frühling 1864. Ich entnehme der Vorrede, welche ſie damals einleitete, alles Weſentliche und laſſe dieß mit ein Paar neuen Mittheilungen vermehrt, hier folgen.

Der „Demetrius“ iſt das letzte Werk Friedrich Hebbel's. Der erſte Gedanke an die Bearbeitung dieſes Gegenſtandes reicht, ſo weit ein Anhaltspunkt dafür vorhanden, in das

Jahr 1857 zurück. Hebbel ſchrieb am 31. December des genannten Jahres in die dasſelbe abſchließende Ueberſicht, wie er eine ſolche ſtets am Sylveſterabende in ſeinem Tagebuche zu ſkizziren pflegte, nachſtehende Worte: „... ich ſchwanke zwiſchen der Fortſetzung der Nibelungen und der Vollendung des Schiller'ſchen Demetrius, dem ich freilich eine ganz andere pſychologiſche Grundlage geben müßte, wie er, und der mich, was ich faſt vergeſſen hatte, ſchon mit 18 Jahren beſchäftigt hat ...“ In einem Briefe Hebbel's an mich, 16. November 1857 heißt es: „... die Nibelungen rühren ſich nicht; wie könnten ſie auch, ich habe jetzt literariſche Geſchäfte, nicht poetiſche Arbeiten. Uebrigens iſt es mir recht, wenn ſie den ganzen Winter ſchlafen; dann ſchreibe ich ein Stück aus — Sie werden ſich wundern! — der ruſſiſchen Geſchichte. Schon liegt Karamſin in eilf Bänden auf meinem Tiſche ...“

Als Hebbel begann, ſich im Geiſte mit dem Gegenſtande zu beſchäftigen, da war es ſeine Abſicht, Schiller's Demetrius-Fragment als Ausgang zu benützen, vor Allem den Reichstag in Krakau als die Eröffnungsſcene beizubehalten und dann ſelbſtändig weiterzubauen. Als er aber aufhörte, mit dem Stoffe blos zu ſpielen, wie ſich Hebbel gerne ausdrückte, und als er das Drama wirklich in Angriff nahm, da vermochte er es gar nicht zu faſſen, wie er habe jemals damit umgehen können, ſich dem Schiller'ſchen Torſo anſchmiegen zu wollen, und die ſpäter an ihn gerichtete Frage: ob es denn wahr ſei, daß er Schiller's „Demetrius“ ausführe? beantwortete er mit der Bemerkung: „Es kann eben ſo wenig Jemand dort anfangen weiterzudichten, wo Schiller aufgehört, als Jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört.“

Nicht minder ſtark als ſeine Bewunderung für die uns überkommenen zwei Acte des Schiller'ſchen „Demetrius“ äußerte

Hebbel ſeine Ueberzeugung, daß Schiller nie, dem angedeuteten Plane gemäß, mit dem Helden, als einem Betrüger, vorwärts gekommen wäre, weil ein ſolcher im Drama die hohe tragiſche Wirkung unmöglich gemacht hätte.

Den äußeren Anſtoß zu regerer Theilnahme für den Stoff des Demetrius empfing Hebbel in Weimar, wo er im Sommer 1858 einige Wochen verweilte. Er hatte darüber dem Großherzog von Sachſen-Weimar Einiges erzählt, und dieſer Fürſt lebhaft davon angemuthet, ſuchte den Dichter zu beſtimmen, Schiller's „Demetrius" für die Weimarer Bühne zu vollenden. Bald nach ſeiner Ankunft in Gmunden, wohin ſich der Dichter von Weimar begab, kam er in's Arbeiten am „Demetrius". Die Ideen, welche ihn rückſichtlich der Behandlung des Thema's leiteten, hat er in einer Antwort an Profeſſor Dr. Julius Glaſer in Wien (einen ſeiner nächſten Freunde und nachmaligen Vollſtrecker ſeines Teſtamentes) klar ausgeſprochen. Die betreffenden Stellen des Glaſer'ſchen Briefes lauten:

„— So wie ich Ihrer unendlich oft gedenke, ſo freut es mich ſchon jetzt in meiner Art mich manchmal mit dieſem ihrem nächſten Werke beſchäftigen zu können, und da drängt ſich mir oft der Gedanke auf, daß über dieſem Demetrius eine Art von Vorſehung wacht. Als der Tod Schiller von dem Werke abrief, war das, was er hinterließ, zwar ein Fragment, aber nicht mehr die Andeutung eines Planes, wie man ihn wohl auch wieder aufgibt, ſondern ausgeführt genug, um nicht blos für den Literarhiſtoriker, ſondern auch für die Nation zu exiſtiren, bei der es durch die Aufnahme in die Geſammt-Ausgabe der Schiller'ſchen Werke in lebendigem Andenken erhalten wurde. Und iſt nicht Ihnen der Gedanke, das Werk zu vollenden, ſo wie er Ihnen von außenher verleidet wurde, durch Aeußerliches wieder nahe gelegt worden?

„Auch ſcheint mir, daß die Zeit zwiſchen Beginn und Vollendung des Werkes, dieſem zu Statten kommt. Zur Wahl des Demetrius konnte Schiller kaum etwas Anderes als das rein menſchliche Intereſſe an der Situation beſtimmen; daß die Handlung in Rußland vor ſich ging, das man damals, abgeſehen von vorübergehenden politiſchen Combinationen, gar nicht beachtete, oder etwa mit jenem wohlwollenden Behagen anſah, mit welchem man den erſten Geh-Verſuchen eines Kindes zuſieht, konnte für Schiller höchſtens den Werth haben, daß das fremdartige Coſtüm zur Steigerung des Pathos beitragen, die Entlegenheit der handelnden Perſonen dem Dichter eine größere Freiheit laſſen mochte. Wer kannte damals Rußland, das Slaventhum und das orientaliſch-ſlaviſche Chriſtenthum — wie es ohne Zweifel im Hintergrunde Ihrer Arbeit ſtehen wird! —“

Hebbel antwortete unterm 4. Auguſt 1858 Nachſtehendes:

„Unſere Briefe haben ſich dießmal gekreuzt, mein zweiter muß ungefähr zu derſelben Zeit bei Ihnen eingetroffen ſein, wo ich den Ihrigen empfing. Wunderlich genug hatte ich an dem nämlichen Tage die Eröffnungs-Scene zum „Demetrius“ geſchrieben, hundert Jamben in Einem Zug, wie Shakeſpeare, wenn auch nicht dabei auf Einem Beine ſtehend, wie Raupach. Bei der unerhörten Kälte, die hier herrſcht, und die es faſt mit dem Winter aufnehmen kann, wird dieſe Anticipation des Herbſtes Sie weniger befremden, als ſonſt vielleicht der Fall wäre; höre ich auch noch keine Raben, die den Tragöden billigerweiſe umflattern müſſen, wenn er der Nemeſis ihr Opfer zurichtet, ſo ſind die Nachtigallen und Lerchen doch längſt erfroren und nur die Sperlinge verſuchen noch hie und da einen Pfiff. Ich habe alle Urſache mit meinem Wurf zufrieden zu ſein und könnte den erſten Act mit beſtem Winde zu Ende ſegeln; ich will aber nicht, da er mir ſchon ſicher genug iſt, und ich zu Gunſten der Muſen auf die ſpärlichen Bäder und Spaziergänge Verzicht leiſten müßte, die ich mir bei raſcher Benützung der ſeltenen Sonnenblicke doch noch erobere.

„Ihre Bemerkungen über den Demetrius ſind ſo wahr, als fein und tief. Allerdings kann für mein Drama nur die große und doch wieder in ſich ſelbſt zerriſſene ſlaviſche Welt den Humus abgeben, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menſchlichen Moment des Factums angeregt wurde. Das bedingt dann aber freilich auch, wie ich nicht gedacht hätte, aber jetzt finde, eine ſo ganz verſchiedene Behandlungsweiſe, daß ich kaum noch das Recht behalten werde, von Schiller's „Grund-Idee“ zu ſprechen. Glücklicherweiſe ſchläft Leſſing noch immer eben ſo feſt, wie Ariſtoteles; man wird alſo meinem Boscoſtreich wohl nicht zu ſcharf auf die Finger ſehen. Im Uebrigen iſt mir bis auf die Marina, die noch nicht ſtark genug phosphoriſirt, das ganze Stück ſchon ſo klar, wie eine wohlbeleuchtete Gebirgslandſchaft: ich ſehe alle Umriſſe und kann nicht mehr fehl gehen, wenn ich auch noch nicht wiſſen kann, was ſich in den einzelnen Schluchten verbirgt. Das Ende der Marina wäre etwas für meinem „Mitſtrebenden ***“; ſie wird durch eine ungeheure Crinoline gerettet, damals Reifrock genannt, unter der die Oberſthofmeiſterin ſie verſteckt, die das Ungethüm an hat, und ein prächtigeres Anknüpfen des „Antiquirten“ an die moderne Welt kann es doch gewiß nicht geben. Vielleicht geräth er noch über den Fund . . .“

Am 31. Juli 1858 wurde, wie auf dem Manuſkripte bemerkt iſt, der „Demetrius“ angefangen und am 31. Dec. des nämlichen Jahres verzeichnete Hebbel in ſein Tagebuch: „Gearbeitet zwei Acte Demetrius, die ich aber noch nicht beurtheilen kann . . .“ Und am 31. December 1859 ſchreibt er: „Gearbeitet mehr als ich erwarten durfte; einen dritten

Act Demetrius, drei Acte Nibelungen und dazu Aufſätze und Gedichte in Menge . . .“ Nun ſtockte die Production des „Demetrius“ volle drei Jahre, denn am 31. December 1862 berichtet das Tagebuch: „. . . der Demetrius ruht wie ein Stein, möge er im Stillen wachſen wie der . . .“

Ueberraſchung und Freude zugleich hatte es dem Dichter bereitet, als er während des Fortganges ſeiner Arbeit aus den 1858 erſchienenen, von Carl Hoffmeiſter herausgegebenen „Supplementen zu Schiller's Werken“ erſehen, daß der urſprüngliche Plan Schiller's zum „Demetrius“ die wichtigſten Linien enthalte, in welchen ſich das Vorſpiel zu Hebbels „Demetrius“ bewegt. Wenn Schiller davon abkam, den Charakter des ruſſiſchen Kronprätendenten aus deſſen individuellſten Zuſtänden hervorzuſpinnen und ihn ohne Umſchweife als ſchon mit dem vermeintlichen Königsrecht ausgeſtattet uns zeigte, ſo iſt das aus Schiller's Dichternatur, welche die Darſtellung in möglichſt allgemeinen Zügen liebte, erklärlich; und anderſeits ſtimmt das Verfahren, das Hebbel augenblicklich einſchlug, indem er ſeinen Demetrius vorerſt als unter das Joch der Niedrigkeit und Armuth gebeugt ſchilderte, mit Hebbel's Verſenken in die Wurzeln der Dinge vollkommen überein. Als Jemand, dem er von dem breiten Fundament ſeines Demetrius ſprach, das Bedenken äußerte, ob denn nicht die Oekonomie des Stückes darunter leiden werde, da entgegnete Hebbel: „Mir wollen Sie von Oekonomie ſprechen! Ueberall ſoll der Dichter ökonomiſch ſein, nur nicht in den Grundmotiven“.

Es geſellte ſich aber auch ein rein perſönliches Motiv im gegenwärtigen Falle hinzu. Demetrius ſollte in gewiſſem Sinne ein Selbſtporträt des Dichters werden. Das trotzige, herausfordernde Benehmen des Demetrius am Hofe des Woiwoden, wo er Knechtesdienſte verrichtet, dieſer dem Jüngling eingeborene Stolz, gegen den er umſonſt ankämpft und der erſt nachträglich ſeine Rechtfertigung empfängt: das Alles war, wie mir Hebbel oft verſicherte, aus verwandten Stimmungen ſeiner eigenen Jugend geholt. „Schon am jungen Goethe," ſchrieb er in den Notizen zu ſeiner Lebensbeſchreibung, „wurde das Selbſtgefühl ſo gelobt. Ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt und oft gezüchtigt, wenn es hervortrat. Das iſt der Fluch der Armuth, daß Alles, was Selbſtgefühl verräth, ſich nicht mit ihr verträgt, ſondern als Hochmuth, Anmaßung und Lächerlichkeit erſcheint." So habe er einſt als Burſche auf einem Bauernhofe ein Pferd ziehen ſollen, ſich aber beharrlich gegen dieſes Anſinnen geſträubt; „beim Sohne des Reichen:" — ruft er — „angeborener Adel! bei dem des Armen: Bettlereitelkeit!" Wenn daher Demetrius im Vorſpiel ſagt:

„Ich ſetz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
Und ſuch' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich ſchwelge, wo der Bettler zecht!"

ſo ſind das Empfindungslaute, welche das früheſte Geiſtes- und Gemüthsleben des Dichters unverfälſcht austönen.

Wenige Monate vor Hebbel's Tode, im Herbſt 1863, trat ihm das Werk, das ſo lange geruht hatte, wieder nahe. An ſein Schmerzenlager gefeſſelt, unter bitteren Leiden und ohne daß er ſeinen Körper, das Haupt und die Arme ausgenommen, regen konnte, dichtete er mehr als zwei Acte des „Demetrius". Die Poeſie kämpfte in Hebbel, man kann ſagen buchſtäblich, mit dem Tode um die Wette. Im Tagebuche des Dichters finden ſich nachſtehende Worte, die letzten, welche er überhaupt noch darin niedergelegt: „Am 25. October 1863. Eine große Leidensperiode, die noch nicht vorüber iſt, ſo daß ich ſie erſt ſpäter fixiren kann. Aber ſeltſam genug, hat ſeit vierzehn Tagen der poetiſche Geiſt angefangen, ſich in mir zu regen, es entſtanden anderthalb Acte des Demetrius, obgleich ich durch Rheumatismen verhindert, kaum im Stande war, ſie niederzuſchreiben, und wenn es ſo fort geht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich eigenſinnige Kraft, die ſich Jahre lang ſo tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie dieſe, plötzlich und oft zur unbequemſten Stunde, wieder hervorbricht.“

Hebbel's Hoffnung ging nicht in Erfüllung; bloß der Leib des Dichters ward im Winter unter Dach und Fach gebracht.

Die Tragödie, die ſich in einem Vorſpiel und fünf Acten gliedert, hat er leider nicht abgeſchloſſen, nur die Einleitungsſcene des letzten Actes hat er noch geſchrieben. Das Drama bricht dort eigentlich ab, wo Demetrius, der ſich bis dahin für den echten Sohn des Czaren Iwan gehalten, durch die Nachricht niedergeſchmettert wird, daß er nur der Baſtard des Letzteren ſei. Die Endverſe des vierten Actes, die Demetrius ſpricht:

> Ich bin der Capitän auf einem Schiff.
> Das ſcheitert; raſch in's ſich're Boot mit Euch,
> Dann zünde ich die Pulverkammer an!

laſſen über die künftige Wendung des Helden kaum einen Zweifel, wohl aber die Frage nach der Peripetie offen. — Am Schluße des vierten Actes ſtehen die Worte von Hebbel's Hand: „Geſchrieben auf dem Krankenbette. Geendigt 6. November 63.“ —

Die, wie man ſieht, ebenfalls nicht ganz abgeſchloſſene Eingangs-Scene des fünften Actes, veranſchaulicht die von Schuiskoi angezettelte Verſchwörung in ihrem erſten Stadium. Nach den mündlichen Ausſprüchen Hebbel's gegen ſeine Frau, ſollte nun die Empörung in hellen Flammen auflodern. Ferner hatte ſich Hebbel eine Scene zwiſchen der echten und falſchen Mutter des Demetrius gedacht: zwiſchen Marfa und Barbara, die in der Kapelle zuſammenkämen; an

Marfa, welche bis zum letzten Augenblick ihre Liebe und Verehrung für Demetrius bewahre, werde endlich die Forderung geſtellt (wahrſcheinlich von Otrepiev), auf's Kreuz zu ſchwören, daß die Czarin den Demetrius für ihren Sohn halte, das jedoch könne ſie nicht und mit ihrer Weigerung ſei das Schickſal des Demetrius entſchieden; er falle jetzt unter den Klingen der Verſchwörer. — Außer dieſen allerdings dürftigen Andeutungen iſt nichts über das Mangelnde bekannt. Verſchiedene auf die Einſchlagblätter des Manuſcriptes hingeworfene Charakterſtriche und Aperçu's theile ich weiter unten mit.

Ein ſogenanntes Schema des Stückes iſt eben ſo wenig beim „Demetrius", als bei irgend einem andern Drama Hebbel's vorhanden. Derartige Pläne waren, wie ich ſchon einige Male hervorhob, nicht ſeine Sache. Er erachtete es als bedenklich, ſich zu ſehr in's Detail zu vertiefen, weil das den Reiz vor der Zeit abſtreife und im Gehirn abthue, was erſt vor der Staffelei abgethan werden dürfe. Eine gründliche Skizze vor dem Kunſtwerk — ſagte er — ſei wie eine Biographie vor dem Leben, dem Menſchen gleich mit in die Wiege gelegt. Er ſchritt producirend mit einer Neugierde vorwärts, welche ſtets eine Bedingung ſeiner Schöpferfreude und ſeiner künſtleriſchen Sicherheit war. „Die Begeiſterung, die ein Künſtler für ſeine Ideale hegt" — ſchrieb er einmal — „kann er nur dadurch beweiſen, daß er ſie mit allen ihm und der Kunſt zu Gebote ſtehenden Mitteln zu verleiblichen ſucht. Dadurch, daß Jemand verzückt in die Wolken ſchaut und ausruft: welch' eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es iſt nicht einmal wahr, daß er ſelbſt eine ſieht, er erobert ſie ſich erſt durch's Malen, er würde in ſeinem ganzen Leben nicht zum Pinſel greifen, wenn ſie vor ihm ſchon alle ihre Schleier abgelegt hätte." Auch das Umarbeiten des bereits Geſtalteten, lag nicht in Hebbel's Weſen; er war hierin Byron ähnlich, der durchaus nichts umgießen konnte, und der ſich dem Tiger verglich, welcher, wenn er einmal fehlſpringe, knurrend in ſeine Höhle zurückgehe, doch wenn er treffe, auch zermalme. Daß aber Hebbel in der Regel hie und da Aenderungen vornahm, Dieß hinzufügte, Jenes verrückte, Manches entfernte, bevor er ein Werk für abgeſchloſſen erklärte, verſteht ſich von ſelbſt, und daß er auch am „Demetrius“, vom fehlenden letzten Act abgeſehen, noch Vieles gethan hätte, wenn der Lebensfaden des Dichters nicht plötzlich abgeriſſen wäre, darf man mit Zuverſicht behaupten. Wie er ein guter Hauswirth war, ſo war er ein gewiſſenhafter Künſtler, der das Bild zehn Mal umdrehte, ehe er es aus den Händen gab und ſeinen Kritikern das nämliche Geſchäft überließ.

Die Legaten-Scene im Vorſpiel wiederholt ſich theilweiſe, was der Leſer ſelbſt wahrnehmen wird, in der vierten, fünften und ſechſten Scene des vierten Actes zwiſchen Demetrius, Mniczek und dem Mönch Gregory. Hebbel äußerte, er werde jene Scene im Vorſpiel tilgen, allein da es nicht geſchehen, ſo konnte ſich natürlich der Herausgeber nicht geſtatten, es zu thun, um ſo weniger, als die fragliche Scene zu den bedeutendſten des Stückes zählt und an ihrem Platze eine merkwürdige Perſpective eröffnet. Vielleicht auch hätte ſich Hebbel noch anders beſonnen und die Geſtalt des Kirchenfürſten ſpäter wieder auftauchen laſſen.

Sein „Demetrius“ wird dem Publicum nothgedrungen in der Form dargereicht, wie er im Nachlaſſe gefunden worden. Jedenfalls war es die Pflicht des Herausgebers, Hebbel's Arbeit in vollſter Treue zu veröffentlichen. Das iſt denn auch geſchehen und war im Ganzen ſehr leicht, da das Manuſcript von des Dichters eigener Hand in feſter, gleichmäßiger Schrift vorliegt und nur einige Aenderungen zeigt.

Die eingeklammerten Reden von S. 33 angefangen bis S. 34 ſind im Manuſcript mit Bleiſtift durchſtrichen, und dabei iſt bemerkt: „An einem andern Ort.“ Die ebenfalls eingeklammerten wenigen Worte der Maria auf S. 74, waren im Manuſcript mit Bleiſtift eingeſchaltet worden. Bei der S. 218 mit * bezeichneten Stelle bricht das eigentliche Manuſcript ab. Die folgenden Verſe, die letzten, welche Hebbel auf Erden gedichtet, wenigſtens aufgeſchrieben, waren mit Bleiſtift raſch und beinahe wie Hieroglyphen vom ſchwer Kranken auf's Papier gebracht. Profeſſor Glaſer bemühte ſich, indem er nicht ſelten die Lupe zu Hilfe nahm, die räthſelhaften Zeichen zu entziffern. Einzelnes iſt auch jetzt noch zweifelhaft, und mehrere Verſe oder Wörter wollen ihren Sinn durchaus nicht verrathen. Von S. 218 bis 220 ſind ab und zu wieder Klammern; ſie bedeuten, daß die betreffenden Stellen zu den dunklen oder unleſerlichen zählen.

Unter den zerſtreuten Charakterſtrichen und Aperçu's, deren ich früher erwähnt, ſind etliche ohne Belang; die beachtenswerthen mögen hier ſtehen.

„Boris bekennt ſich gegen Hiob zum Verbrechen, aber es fragt ſich, ob es noch Verbrechen war.“ —

„Boris (zu Hiob). Ich kenne Dich. Du wirſt nicht länger bei mir bleiben, als mein Glück, aber das iſt gut, darum richte ich mich nach Dir.“

„Boris: Ich weiß nicht, ob Demetrius ermordet iſt; befohlen hab' ich's nicht — aber unterſucht und geſtraft hab' ich auch nicht.“

Am Schluße der Kloſterſcene des erſten Actes iſt Nachſtehendes bemerkt:

„Keine Rache.“ — „Maria: Ich glaubte mich todt — nun iſt die Grabeserde abgeworfen, der Sargdeckel abgeſtoßen und die Aſche abgeſchüttelt — ach, der Menſch entſagt immer nur zum Schein. — Es war nur ein langer Aſchermittwoch bei mir, kein wirkliches Verſtäuben des Fleiſches.“

„Im Augenblick der höchſten Gefahr zeigt die wahre Mutter dem Demetrius einen Ausweg. Er: Zeig' mir den Weg in's Nichts zurück durch Deinen Leib!"

„Marſa erſcheint in höchſter Liebe für Demetrius, und das führt ſeinen Tod herbei."

Für die Beurtheilung des Hebbel'ſchen „Demetrius" iſt es nicht gleichgültig, wenn ich darauf aufmerkſam mache, daß der Dichter neben dem Geſchichtswerk Karamſin's das Buch von Prosper Mérimée: „Der falſche Demetrius. Epiſode aus der Geſchichte Rußlands" in der Ueberſetzung von W. E. Drugulin, (Leipzig, Karl B. Lorck, 1853) vielfach benutzt hat. Ich hebe zwei Stellen aus dieſem Buche hervor. An der einen wird man ſehen, worin Hebbel das Tragiſche der Geſtalt erblickte, während der franzöſiſche Autor dort nur einen beiläufigen Gedanken ausſpricht, der erſt im Geiſte Hebbel's zu einem bedeutungsvollen wird. Die zweite Stelle bezieht ſich auf die Behandlung der Marina in Hebbel's Stück, eine Behandlung, welche von der Kritik als wunderlich, bizarr angefochten wurde, welche aber nicht einem perſönlichen Gelüſte des Dichters, wie man ab und zu tadelnd meinte, ihren Urſprung verdankte, ſondern ſeinem Beſtreben, ſich dem geſchichtlichen Porträt anzuſchließen.

Die erſtbezeichnete Stelle lautet: „— Seiner (Demetrius) Phantaſie bietet ſich eine größere Rolle dar. Er übernimmt ſie kühn und ſpielt ſie mit einer unbegreiflichen Geiſtesgegenwart, ohne zur Unterſtützung des Betrugs mehr zu beſitzen, als das Diamantenkreuz, welches dem Fürſten Wißniewiecki den Kopf verdrehte, und das vielleicht von einem Beutezuge herrührte. So ſtelle ich mir den Betrüger vor, der einen Thron zu erringen wußte, und mitten in ſeinem Triumphe vielleicht nur deßhalb unterlag, weil er, ſtatt alle Eigenſchaften eines Uſurpators zu beſitzen, einige von den Vorzügen hatte, wegen deren man einen rechtmäßigen Fürſten liebt." Wie in Hebbel's

„Agnes Bernauer“ die wunderbare Frauenſchönheit zu einem tragiſchen Verhängniß wird, ſo in ſeinem „Demetrius“ die edle Männlichkeit und Menſchlichkeit.

An der zweiten Stelle wird das Bild der Marina gezeichnet: „— Marina, die ein verzogenes Kind war, welches ſich nicht vorſtellen konnte, daß man Anſtand zu nehmen vermöge, eine einzige ihrer Launen zu befriedigen, langweilte ſich in dem Kloſter, wo ſie von den Damen ihres Gefolges getrennt war, ungemein. Die Regel und die Gebräuche eines ruſſiſchen Kloſters waren ihr unerträglich und ſie konnte ſich keine Woche lang darein fügen. Sie ließ dem Zar ſagen, daß ſie die auf ruſſiſche Art zubereiteten Speiſen nicht genießen könne und ihre eigene Küche verlange. Demetrius ſendete ihr ſofort einen polniſchen Haushofmeiſter und polniſche Köche, denen ihre Küchenbeamten die Speiſekammer- und Kellerſchlüſſel übergeben mußten. Die gedemüthigten ruſſiſchen Köche erhoben ein lautes Geſchrei und verbreiteten, da ſie nicht vermutheten, daß ihre Geſchicklichkeit in Zweifel gezogen werden könne, in der ganzen Stadt, daß, wenn der Zar und ſeine Braut ketzeriſche Köche haben wollten, dieß zu dem Zwecke geſchehe, um nach Belieben die Gebote der rechtgläubigen Kirche in Betreff der verbotenen Speiſen und der Faſttage übertreten zu können. Ferner beklagte ſich Marina darüber, daß ſie in ihrem Kloſter von griechiſchen Prieſtern überlaufen werde und den langen Gottesdienſt der Nonnen anhören müſſe. Um ſie für dieſe kleinen Unannehmlichkeiten zu entſchädigen, führte ihr der Zar ſeine Muſiker zu. Man gab im Kloſter Concerte, Bälle und ſelbſt Maskeraden, was als eine abſcheuliche Entweihung des heiligen Ortes erſchien. Als es ſich darum handelte, das Trauungs- und Krönungs-Ceremoniel feſtzuſtellen, wollte Marina im polniſchen Coſtüm, oder vielmehr nach der bereits in Warſchau herrſchenden Mode des franzöſiſchen Hofes gekleidet, in die

Kirche geben. Marie von Medici kleidete ſich mit langer, feſtgeſchnürter Taille, heraufgeſtrichenen und gekräuſelten Haaren und einer Halskrauſe von zwei Fuß im Durchmeſſer, und Marina glaubte nicht, daß eine Kaiſerin ſich anders zeigen könne. Man ſtellte Demetrius vor, daß die Ruſſen die höchſte Unanſtändigkeit darin finden würden, wenn eine Frau ihren Wuchs und ihr Haar ſehen laſſe, und daß nie eine Zarin anders als in der Nationaltracht gekrönt worden ſei, d. h. mit unter dem Kakoſchnik, dem Kopfputz der verheiratheten Frauen, verborgenem Haar, über dem Buſen gegürteten Gewand und Stiefeln mit großen eiſenbeſchlagenen Abſätzen. Beim Anblick dieſer ſeltſamen Kleidung wurde die junge Polin, trotz der Perlen und Diamanten, womit dieſelbe bedeckt war, von Entrüſtung erfüllt und betheuerte, daß ſie ſich nicht auf dieſe Weiſe verkleiden werde. Die Sache erſchien ſo ernſthaft und war es auch wirklich, daß ſie dem Reichsrathe vorgelegt wurde —.“ Nun vergleiche man mit dieſer Schilderung die zweite Scene im vierten Acte, Seite 161 ff. Ob Hebbel wohlgethan, ſich hier der hiſtoriſchen Treue zu befleißen, das iſt eine Frage, über welche mir an dieſem Orte kein Urtheil zuſteht.

Endlich ſei noch erwähnt, daß mehrere in Hebbel's Stück unrichtig geſchriebene polniſche Namen von keinem Verſehen des Herausgebers oder Setzers herrühren, ſondern von einer Grille des Dichters, der wir in ſeinen Schriften häufig begegnen.

Moloch. Am 12. Juni 1849 verzeichnete Hebbel in ſein Tagbuch: „Heute habe ich den erſten Act des Moloch geſchloſſen. Die Idee zu dem Stück kam mir ſchon in Hamburg während der Ausarbeitung der Judith. Ausgeführt wurde die erſte Hälfte des erſten Acts in Neapel in der Locanda la bella Venezia. Die Schwierigkeit liegt darin, daß das Werk durchaus im Basrelief-Styl gehalten werden muß und doch nicht kalt werden darf, was ſchwer zu vermeiden iſt, wenn man Herz und Nieren nicht bloßlegen will." — Am 25. October 1850 wurde der zweite Act geſchloſſen. — Was mich an dem Stoffe reizte, ſagte der Dichter einmal zu Glaſer, das war die religiöſe Idee und der Gedanke, ein Volk ſtammeln zu laſſen. Das Eine habe ich in den Nibelungen dargeſtellt, das Andere werde ich im Chriſtus thun. Das iſt der Grund, warum ich den Moloch nicht vollende. — Es geſchah häufig, daß Hebbel ein Drama lange in ſich ausbildete und dann mit den Ideen desſelben im Laufe der Zeit andere Formen beſeelte. So war es auch mit dem Moloch der Fall. Er hatte die Conception dieſer Tragödie auf alle Stufen ſeiner Entwicklung mitgenommen, um dann endlich zu erfahren, daß der ideelle Inhalt dieſer Conception theilweiſe von einem anderen tragiſchen Bilde, daß unterdeß entſtanden, aufgezehrt worden und ſoweit er noch einer Verkörperung bedurfte, zu einer ihm mehr angemeſſenen und höheren Geſtaltung drängte.

Im Moloch wollte Hebbel die Urzuſtände des deutſchen Volkes und damit ſymboliſch die eines jeden Volkes veranſchaulichen; den Mittelpunkt aber ſollte die mythenbildende Kraft des Menſchengeſchlechtes abgeben, als der Ausdruck des innerſten Bedürfniſſes der menſchlichen Natur und im engen Zuſammenhange mit den weltlichen Intereſſen, welche ſich dieſes religiöſen Zuges bemächtigen und beſtimmend auf ihn einwirken. Schon aus den vorliegenden zwei Acten ſind dieſe Abſichten Hebbel's für den ſinnvollen Leſer deutlich erkennbar.

Hieram, ein uralter Greis, der Bruder Hannibal's, kommt nach der Zerſtörung Karthago's durch die Römer, von Rhamnit, dem Oberprieſter des Moloch begleitet, zu den Deutſchen in Thule. Aber auch der eherne Götze iſt mit ihm. Durch dieſen Götzen, der den Teutonen als der verleiblichte Gott ihrer dunklen Ahnungen, als die ſinnliche Erfüllung ihrer geheimnißvollen Sagen und Weisſagungen erſcheint, will Hieram das jugendliche Volk zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt erziehen, auf daß es dereinſt die königliche Stadt, die der Römer von der Erde vertilgt hat, an dem verhaßten Rom räche. Fluch und Segen — ſagt Hieram — bringt der Moloch mit. Für die Deutſchen den Segen: Korn und Wein und mehr; denn Alles hat der Greis auf's Schiff geladen. Für Rom den Fluch, den Fluch durch ihren Arm, den er bewaffnen, denn er lenken wird. Schrecken und Grauen ſind die Empfindungen, die Hieram zuerſt in dem wilden Volke hervorrufen will.

Aeußere Umſtände begünſtigen ihn und was er beabſichtigte gelingt ihm ſchnell. Mit einer vernichtenden Sicherheit, welche Hieram's verwegenes Auftreten gegen die Gefahren ſchützt, die ihn unfehlbar verderben müßten, wenn die ſo Betroffenen und Eingeſchüchterten ſich auf ihre phyſiſche Ueberlegenheit beſinnen würden und könnten, zähmt er das in ſich erzitternde Volk und macht es ſich in Kürze beinahe vollſtändig unterthan. Am wichtigſten war Hieram der Königsſohn, der junge Teut, deſſen leicht erregbare Einbildungskraft er raſch erkannt und eben ſo raſch gefangen genommen hat. Und in dem jungen Königsſohne iſt Hieram auch die ganze Jugend zugefallen. Nur einer im Volke widerſteht: es iſt der trotzige König ſelbſt, der alte Teut. Ueber ſeinen nüchternen, heidniſch gefeſtigten Sinn hat Hieram keine Gewalt und weder Furcht noch Schauer erfüllen den alten Teut vor der Majeſtät des Moloch. Aber unfähig, ſich gegen den Moloch-Glauben, der ſchon anfängt im Volke Wurzel zu ſchlagen und der im jungen Teut einen dumpf begeiſterten Anhänger hat, mit Ausſicht auf Erfolg zu behaupten, ſchließt ſich der alte König in eine Höhle ein, aus der er nicht früher wieder treten wolle, bis der junge Teut, zerknirſcht vor Reue ihn aus derſelben an's Licht des Tages holen und ihm das Königsſchwert, das ihm der Sohn im Zweikampf entwunden hat, ſelber bringen werde. Nun Hieram den Boden unter ſich gewonnen und ſeinen Einfluß gekräftigt hat, geht er von den furchtbaren Wirkungen, die er mittelſt des Moloch geübt, zu den wohlthätigen über: die erſten Keime der Cultur werden ausgeſtreut. Er befiehlt die Wälder lichten, welche mit ihren bemoosten Stämmen, mit ihrem dichten Laubwerke die Sonne abwehren; er befiehlt das Meer eindämmen, das jetzt noch, wie es ihm gefällt, in's Land hereinfluthet, und es überſchwemmt und verſumpft; er heißt die ſtaunenden Barbaren pflügen und ſäen. Dann werde die Zeit kommen, wo ihnen der Schooß der Erde von unten mit der rothen Beere fromm entgegenſchwillt, indeß der güt'ge Baum das goldne Obſt von oben fallen läßt. Er lehrt ſie Häuſer bauen und Schiffe zimmern. Alles aber, ruft er, ſollen ſie im Namen des Gottes thun, im Namen Moloch's. Denn dieſer ſei von nun an ihr alleiniger Gebieter und ſelbſt das Königsſchwert muß der junge Teut zu den Füßen des Gottes niederlegen. —

Jetzt iſt Hieram Herr, und mit den Worten:

Erzittre, Rom! Wie auf die Bäume jetzt,
So werden ſie vertauſendfacht dereinſt
Auf dich ſich ſtürzen und dein Capitol
Zertrümmern bis auf ſeinen letzten Stein.
Du aber, Hand, die du das Schwert verſchenkt,
Nimm jetzt den Griffel auf und ſchreib das Buch,
Durch das ich ſie, auch wenn ich nicht mehr bin,
Beherrſchen will in alle Ewigkeit!

endet der zweite Act. An dieſer Stelle bricht die Tragödie ab.

Das Hauptſächliche über den Fortgang des Stückes theile ich nach bezüglichen Geſprächen mit dem Dichter mit, ſowie nach zerſtreuten lakoniſchen Bemerkungen und Schlagworten, welche auf den Blättern „zum Moloch" verzeichnet ſind. Ich enthalte mich dabei jeglicher Combination und forme, ſoweit ich es vermag, aus dem mir in der angedeuteten Weiſe zur Verfügung ſtehenden Material eine treue, wenn auch dürftige Skizze.

Ueber die Entwicklung dieſer Tragödie im Allgemeinen ſprach ſich der Dichter dahin aus, daß Hieram auf der Höhe ſeiner Erfolge angelangt, plötzlich wahrnehmen werde, wie der Moloch, den er bis dahin als Ding in ſeiner Hand betrachtet, immer mehr zu einem geiſtigen Weſen ſich geſtalten müſſe, das über den Meiſter hinauswachſe, um dieſen ſchließlich zu überwältigen.

Der dritte Act ſollte ein Gemälde der ſich entfaltenden Cultur umfaſſen. In einer großen Scene vor dem Moloch erſcheint das Volk, das dem Gotte die erſten Culturerzeugniſſe darbringt. Hieram bedeutet den Opfernden: Moloch giebt euch die ganze Erde! Alles ſei euer, was falſche Götzen an fremde Völker verſchenkt haben! Nehmt es! — Die Wälder ſind ausgerodet, das Meer iſt gedämmt; überall ſprießt und quillt der Segen hervor. In einer Reihe von Genrebildern ſollte ſich das Schöpfungswerk entrollen: Sie genießen das erſte Brod, den erſten Wein; das iſt das erſte Abendmal in ſeiner rein menſchlichen Bedeutung. Müller, Gärtner und Schmiede treten auf und ſuchen ſich gegenſeitig herabzuſetzen; dadurch hat der Dichter Gelegenheit, die Anfänge der Gewerbe zu zeichnen; es gliedern ſich die Stände. Hier fechten Zwei auf Leben und Tod, dem Sieger wird ein Kranz gewunden; von nun an ſind Kränze das äußere Zeichen des Ruhmes. Dort ſitzt ein Liebespaar unter der Linde, dem Baume, der deßhalb dieſen holden Namen trägt, weil ſein Geſäuſel ſo linde iſt; das deutet auf die Sprachſchöpfung hin. Der Eine erfindet eine Geſchichte, der Zweite ſingt ſie nach: „wo haſt du das her? Ich weiß es nicht“; das mahnt an den Urſprung der Volkslieder. Die Verliebten ſuchen Blumen, die dem

Regenbogen gleichen: nun haben wir alle ſieben Farben; der Regenbogen lehrt ſie die Farben. — Das Feuer ſoll zu ſeiner eigenen Freude brennen, es darf Nichts dabei gekocht werden, lautet der Wunſch eines Mannes, den der Anblick der Flamme entzückt hat: ſo trennt ſich das Schöne und Heilige vom Nützlichen.

Inmitten dieſes aufblühenden Lebens ſteht Hieram in kalter Strenge und ſucht den jungen Teut, welcher unter dieſem Volke ſein geiſtiger Erbe ſein ſoll, immer feſter an ſich zu ketten. Ihm hat er vertraut, was ein Buch ſei: „Moloch ſpricht mit mir, ich mit dem Buch und dich will ich lehren, mit dem Buch zu ſprechen.“ Zugleich verſäumt er nicht, ihm und in Teut dem Volke, den Reichthum und die Ueppigkeit der italiſchen Natur auszumalen, wie dort Alles leichter entſtehe, was hier nur durch ſchwere Arbeit errungen werde, wie Italien ein Land ſei, darin Purpurregen ſpritze, weil in jenen Fluren der Weinſtock gen Himmel dringe. Dadurch ſoll den Deutſchen die Sehnſucht eingeflößt werden, ſelber nach dem gelobten Lande vorzudringen, um endlich an die Thore Rom's zu klopfen, der Zerſtörerin Karthago's. Hieram iſt von Stolz erfüllt, daß er den Götzen, den ſchnöden Götzen, an deſſen hülfreichen Arm die Prieſter kindiſch geglaubt hatten, als Karthago in Flammen ſtand, zum Knecht erniedrigen konnte, zum Werkzeug in ſeiner allmächtigen Hand.

Doch dieſes übermüthige Selbſtgefühl in Hieram erfährt bald den erſten Stoß. Der vierte Act zeigt uns den jungen Teut, der zu zweifeln anfängt. Hieram hatte ihm verboten, ohne Erlaubniß den Moloch-Hain zu betreten; und das ganze Volk kennt dieſes Verbot. Jeder ſinke dort todt um, der ſich allein hineinwage. Wenn die Nacht komme, halte der Gott Zwieſprache mit dem Greis. Hieram bedürfe keines Schlafes und werde nicht eher ſterben, bis es Moloch gefalle, ihn abzurufen. — Ein Zufall will es, daß

Theoda, ein Mädchen, welche Teut heimlich liebt, welche aber auch dem alten König unerſchütterlich anhängt und des Jünglings Abkehr vom Vater ſchmerzlich beklagt, ſich in den heiligen Hain verirrte. — Da dieſe Scene der Theoda, wenn auch vor dem Schluß abgebrochen, vorhanden iſt, ſo ſchalte ich ſie in meiner Erzählung ein:

(Nacht. Mond. Hain. Hieram liegt ſchlummernd da.)

Theoda

(tritt auf, einen Hirſch verfolgend).

Ich muß dich haben, denn der König hat
Nichts mehr zu eſſen!
(Wirft ihren Spieß.)
Liegſt du? Blöder Hirſch,
Mir wollteſt du entkommen? Borge dir
Vom Adler erſt die Flügel!
(Sie tritt vor.)
Zwar, ihr haltet
Im Walde jetzt gar gute Kameradſchaft
Und ſteht euch bei! Erſt lief der plumpe Bär
Mir in den Weg, dann kam der wilde Eber
Und endlich gar das ſcheue Reh. Umſonſt!
Wie trotzig das auch ſchnob und Zähne fletſchte,
Wie glühend das die großen Augen rollte:
Mich lenkte das nicht ab von meiner Bahn,
Ich wollte dich und nun — nun hab' ich dich!
(Sie ſieht ſich um.)
Weit freilich haſt du mich gelockt, ich weiß
Nicht, wo ich bin und muß dich hier zuletzt
Noch liegen laſſen! Nun, ich finde wohl
Erſatz für dich, wenn ich nur meinen Spieß
Erſt wieder habe!
(Sie ſucht.)
Mond, dein Licht iſt falſch,
Verhülle dich, damit ich beſſer ſehe,
Dein Zitterſtrahl zerhackt mir alle Dinge,
Er zeigt ſie wie zerbrochen und in Stücken,
Doch wenn du nicht mein funkelnd Auge blendeſt,
Erblicke ich ſie gar nicht oder ganz!
Da iſt der Spieß!

(Sie hebt ihn auf.)

Die rieſ'gen Bäume ſcheinen
Mir doch bekannt, die altersgrauen Stämme,
Die ſich nur bücken, weil ſie ganze Wälder
Von Zweigen, dick und ſtrotzend, wie ſie ſelbſt,
Auf ihrem Rücken tragen, ſah ich ſchon.
Gewiß, gewiß, ich bin hier ſchon geweſen,
Das iſt — — Weh mir, das iſt der heil'ge Hain!

(Sie bleibt erſtarrt ſtehen.)

Doch nein, das kann nicht ſein! denn wäre das,
So wüßt' ich ſelbſt Nichts mehr davon, ich läge
Schon todt am Boden, ja das Thier ſogar
Wär' hingeſtürzt, bevor ich es noch traf,
Ich aber kann — nicht wahr? — ich kann noch geh'n,

(Sie verſucht es —)

Ich kann die Arme heben, ja ich kann
Den Spieß noch ſchleudern und ich ſchleudre ihn!

(Sie will den Spieß ſchleudern, macht eine Wendung, und erblickt Hieram.)

Der Greis! Der Greis! Der fürchterliche Greis!

(Sie ſtürzt auf die Knie.)

Erbarmen! — Stell' Dich nicht, als ob Du ſchliefeſt,
Du brauchſt ja keinen Schlaf, wie wir! — —

Theoda iſt alſo nicht todt umgefallen, wie ſie befürchtete, ſie hat den Greis ſchlafen ſehen, den Unheimlichen, der, wie es hieß, niemals ſchlafe, und erzählt dem jungen Teut das außerordentliche Erlebniß. Da begiebt ſich in der ſelbigen Nacht auch der junge Teut in den Hain, um Moloch zu belauſchen. Auch er erwartet bei jedem Schritte den Tod, auch er iſt erſtaunt, ihn nicht zu finden. Und am Morgen, nachdem Teut den fürchterlichen Greis im Haine ſchlafen ſah, ſpricht dieſer von den in der Nacht gehabten, neuen Offenbarungen und ſteht vor Teut, der unwillkürlich Etwas im Haine zurückgelaſſen, das ſeine Anweſenheit verräth, als Lügner da. — Teut conſpirirt gegen Hieram und ſucht die Hervorragendſten im Volke zur früheren Verehrung für den alten König umzuſtimmen, deſſen Widerſpenſtigkeit gegen Hieram nun ſo augenfällig gerechtfertigt ſei. Denn das Geheimniß des

Gottes hat ſich für Teut in einen Eiſenklumpen verwandelt, dem die überirdiſche Macht, von der Hieram gefabelt, ſo wenig gegeben ſei, wie Hieram ſelbſt.

Die Kriſis iſt ausgebrochen. Hieram will nach mißglückten Verſuchen, das Vorgefallene zu verwiſchen, den Moloch zerſchmettern und ſich ſelbſt als den Bringer des Heils unter dem Volke proklamiren: „Wag' ich's jetzt? Kann ich den elenden Gott nicht ſtürzen, ohne mit ihm zu fallen? Ja, ich wag's. Ich betrog euch, aber ihr ſeht, zu eurem Beſten!" Aber Moloch iſt wirklich allmächtig und nicht mehr Hieram. Der Glaube des Volkes hat längſt Hierams perſönliche Gewalt überflügelt und wendet ſich jetzt mit ungeheuerer Erbitterung gegen den Frevler, der ſich unterfangen habe, an den Gottesglauben zu rühren. Da kehrt dieſer in Hierams eigene Bruſt zurück und der Greis erkennt, daß die übermenſchlichen Kräfte, mit denen er nach Gutdünken zu ſchalten wähnte, ihn nicht weniger zum Sclaven machen, weil er bisher unbewußt in ihren Feſſeln einherging. „Fürchte Moloch!" ſagt er zu Teut, du ſiehſt, daß er mich unter die Füße kriegt, es wird auch dir geſchehen! — Stürzt mich vom Fels herab in's Meer, aber gegen Rom zieht ihr doch!"

Im fünften Acte kommt der junge Teut zu ſeinem Vater vor die Höhle. Hole dir dein Schwert ſpricht er, es liegt zu Moloch's Füßen, denn ich will es nicht berühren. Der Vater erwiedert: Ich thu's, ich wußte auch, daß es ſo kommen mußte, aber ich werde dich damit tödten. Der Sohn antwortet: Thue es! — Nun tritt der Alte aus der Höhle und ſtaunt. Denn gerade erſcheint ein Zug, der von einer großen Expedition zurückkehrt und die wunderbare Herrlichkeit des neuen Lebens vor ihm ausbreitet. Da ruft er aus: Nein, nein, das ſind nicht wir, das hätten wir ohne einen Gott nie erreicht, das habe ich nicht für möglich gehalten! Nun betet auch der alte Teut an, ſo daß in ihm auf naturgemäße Weiſe vor ſich geht, was im Sohne phantaſtiſch ſich vollzogen hat. Und während dem alten Teut Wein entgegengebracht wird, das edle Getränk, deſſen Daſein er vorher ſo wenig geahnt, als die Cultur ſelbſt, die ihn jetzt auf Schritt und Tritt anlächelt und begleitet, da erzählen Einige den Tod des Hieram, der ſich vom Fels in's Meer geſtürzt und ſo mit ſeinem eigenen Blute die Göttlichkeit des Moloch beſiegelt habe. —

Der Leſer ſieht, daß das ganze Stück aus der religiöſen Idee hervorwächſt. Und zwar iſt es die Pietät, welche Hebbel unter der religiöſen Idee begriffen hat. Im mündlichen Verkehre, in Briefen und Tagebüchern betonte er dieſelbe als das eigentliche Weſen der Religion. Was die Pietät ſei, das drücken die nachſtehenden Worte des Dichters wohl am klarſten aus: „Als die Alten die Erfahrung machten, daß der Kreis der Sittlichkeit nicht rein im poſitiven Geſetz aufgehe, ſondern ein dunkler Fleck übrig bleibe, da erfanden ſie das Wort Pietät. Die Pietät iſt wie der Schlaf die Hauptwurzel des ſittlichen Menſchen und ſo wenig durch Geſetze zu erſetzen, wie jener durch Eſſen und Trinken.“

Mit großem Scharfſinne hat Profeſſor Theodor Rötſcher in Berlin, dem Hebbel den erſten Act des Moloch bald nach deſſen Vollendung mittheilte, den ethiſchen Proceß der ſpäteren Acte des Werkes vorgedeutet. Die Sprache der Schule bei Rötſcher thut der geiſtvollen Briefſtelle keinen weſentlichen Eintrag.

„— Nun zu dem Fortgang. Hieram's Standpunkt iſt ſelbſt nur ein einſeitiger, indem er in dem Abſoluten, dem Moloch, nur ein Geſchöpf des Menſchen ſieht, das durch den Glauben der Maſſe an ſeine Göttlichkeit zu einem Hebel großer weltlicher Zwecke verwendet wird. Der Fortgang wird daher auch dieſe Einſeitigkeit auflöſen und vernichten müſſen. Wir müſſen, wie ich glaube, inne werden, daß das

Abſolute, welches in religiöſer Geſtalt auftritt und deſſen beſonderer Inhalt die verſchiedenen Religionen bedingt, zwar nicht eine dem Menſchen jenſeitige, ihn blind unterwerfende Macht, ſondern der Ausdruck ſeines innerſten, eigenſten Weſens iſt, welches er auf dem religiöſen Standpunkte nur als ein von ihm unterſchiedenes Göttliches als eine jenſeitige Macht, ein jenſeitiges Weſen herausſtellt, das aber nichtsdeſtoweniger das tiefſte Bedürfniß ſeiner Natur befriedigt. Der Schluß der Tragödie wird daher gewiſſermaßen die Rechtfertigung des großen Goethe'ſchen Wortes ſein: „daß Jeglicher das Beſte was er kennt, er Gott, ja ſeinen Gott benennt.“ Damit ſchwindet dann ganz nothwendig auch der noch im erſten Act feſtgehaltene abſolute Unterſchied des Standpunktes, wie er ſich in Hieram, wie er ſich im Volke darſtellt. Für Erſteren iſt der Glaube nur Mittel, das Letztere iſt noch im dumpfen Bewußtſein. Hieram muß alſo inne werden, daß auch er, der Menſch, von Moloch inſofern abhängt, als derſelbe der jeder Nation nothwendige Ausdruck ſeiner tiefſten Weſenheit iſt, welche die Grundlage und das bewegende Princip aller Geſtaltung des Lebens iſt. —“

Es dünkt mir wahrſcheinlich, daß Hebbel auf die allerdings ſelbſterfundene Fabel des Moloch durch Grabbe's „Hannibal“ gelenkt worden ſei, welcher kurz vor der „Judith,“ 1835, erſchien. Die Scene vor der erzenen Bildſäule des Moloch im „Hannibal“ mag die Phantaſie unſeres Dichters zu ſeiner Moloch-Tragödie im Hinblick auf die Localfärbung und den Hintergrund derſelben entzündet haben. Auch der Umſtand ſcheint dafür ſprechen, daß Hebbel Hieram zum Bruder Hannibal's und zum Rächer Karthago's gemacht. — Mit welcher Ueberſchwänglichkeit Hebbel gerade den Stoff des Moloch von Anfang an erfaßt hatte, das wird durch das nachſtehende Wort des Dichters auf merkwürdige Art illuſtrirt. „Als ich mich in Hamburg mit dem Moloch beſchäftigte“ äußerte Hebbel einſt gegen mich, „da ſagte ich mir: Du kannſt dieſes Werk nicht eher ausführen, bis du ein zweites Karthago brennen geſehen, und die erſte Scene mußt du im Coloſſeum zu Rom dichten. Ich ſah ein zweites Karthago brennen, (das brennende Hamburg) und die erſte Scene des Moloch dichtete ich im Coloſſeum zu Rom.“

Von literargeſchichtlichem Intereſſe iſt es, an einen dem Moloch ähnlichen Stoff zu erinnern, nämlich an den zweiten Theil des „Kreuzes an der Oſtſee“ von Zacharias Werner. Leider iſt dieſes Drama, das vollſtändig ausgearbeitet war, nach Werner's Tode in Wien verloren gegangen. Eine Freundin Werner's hat es vom Dichter ſelbſt vorleſen hören. Wir wüßten nicht das Mindeſte über den Inhalt des Stückes, würde nicht E. T. A. Hoffmann im 4. Bande ſeiner „Sarapionsbrüder“ einen kurzen Abriß davon mitgetheilt haben. — In einem der Geſpräche zwiſchen den poetiſchen Freunden, welche die Erzählungen Hoffmann's auf die damals beliebte Art einleiten und unterbrechen, heißt es alſo:

„— Ich weiß es ja, ich allein von Euch kann es wiſſen, daß Cyprian von einer Dichtung ſpricht, die der Dichter nicht vollendete, die mithin der Welt unbekannt geblieben, wiewohl Freunde, die in des Dichters Nähe lebten und denen er entworfene Hauptſcenen mittheilte, Grund genug hatten überzeugt zu ſein, daß dieſe Dichtung ſich zu dem Größeſten und Stärkeſten erheben werde, nicht allein was der Dichter geliefert, ſondern was überhaupt in neuerer Zeit geſchrieben worden.

Allerdings, nahm Cyprian das Wort, allerdings ſpreche ich von dem zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee, in dem eben jenes furchtbar gigantiſche, grauenhafte Weſen auftrat, nämlich der alte König der Preußen, Waidewuthis. Es möchte mir unmöglich ſein, Euch ein deutliches Bild von dieſem Charakter zu geben, den der Dichter, des gewaltigſten

Zaubers mächtig, aus der ſchauervollen Tieſe des unterirdiſchen Reichs heraufbeſchworen zu haben ſchien. Mag es Euch genügen, wenn ich Euch in dem innern Mechanismus die Spiralfeder erblicken laſſe, die der Dichter hineinlegt, um ſein Werk in rege Thätigkeit zu ſetzen. — Geſchichtlicher Tradition gemäß ging die erſte Cultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgränzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiöſen Cultus gab er dem Volk, indem er ſelbſt drei Götzenbilder ſchnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die ſie befeſtigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grauſe Macht erfaßt den, der ſich ſelbſt allgewaltig, ſelbſt Gott des Volkes glaubt, das er beherrſcht. — Und jene einfältigen ſtarren Götzenbilder, die er mit eigenen Händen ſchnitzte, damit des Volkes Kraft und Wille ſich beuge der ſinnlichen Geſtaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was dieſe todten Gebilde zum Leben entflammt, es iſt das Feuer, das der ſataniſche Prometheus aus der Hölle ſelbſt ſtahl. Abtrünnige Leibeigene ihres Herrn, ihres Schöpfers, ſtrecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er ſie ausgerüſtet, ihm ſelbſt entgegen, und ſo beginnt der ungeheure Kampf des Uebermenſchlichen im menſchlichen Princip. —“

Der Moloch wurde nach einer eigenhändigen Abſchrift des Dichters gedruckt. — Die erſten Scenen des erſten Actes wurden in Kühne's „Europa“ zuerſt veröffentlicht.

Die Schauſpielerin. Dieſes Drama wird in Hebbel's Tagebüchern nur ein Mal erwähnt: Am 31. December 1848 bemerkt der Dichter in ſeiner Jahresüberſicht: „— Gearbeitet: die letzten drei Acte der Mariamne; den erſten Act eines Schauſpiels: Die Schauſpielerin. —“ Als Hebbel mit mir von dieſer Production ſprach, da betonte er, daß er in dem

Stücke darſtellen wolle: „Was iſt Wahrheit, was iſt Lüge?“ Die Schuld Eugenien's iſt, wie der Dichter in den Notizen zu dem Stücke bemerkte, daß ſie dem männlichen Geſchlecht anrechnet, was ein Individuum verbrochen hat. Und die Löſung iſt, daß ein anderer Mann, den ſie abweiſt, als er den Grund erfährt, den erſten vor ſein Gericht fordert, weil dieſer ſein Glück erſtickt hat bis in ihre Seele hinein. Ein Mann, den ſie leidenſchaftlich liebte, hat ſie verlaſſen — ſie war ganz ſein, innerlich, und das ſei ihr ganz ſo, als ob ſie es auch in anderem Sinne geweſen wäre — „ich fiel nicht,“ ſagt ſie einmal zu Horſt, „aber ich hätte fallen können, und ich verhehl' mir, ich verberg's Dir nicht! Iſt das nicht gleich?“ Und nun will ſie durch die Leidenſchaft der Liebe, welche ſie auf der Bühne entfaltet, die Männer entflammen und ſich durch das Unheil, das ſie auf ſolche Weiſe anſtiftet, an dem ganzen Geſchlecht rächen — denn „ſie malt mit Blut.“ — Veröffentlicht wurde dieſer erſte Act in der von Aimé v. Wouwermann herausgegebenen Grazer „Wochenſchrift für Kunſt und Literatur,“ December 1850.

Vier Nationen unter einem Dache. Die Erfindung dieſes auf einen Act berechneten Luſtſpiels iſt folgende: Deutſcher, Franzoſe und Engländer kommen in einem italieniſchen Wirtshauſe, das an der Heerſtraße liegt, zuſammen. Der Deutſche, ein Maler, hat das Zimmer, das einzige, das zu vergeben iſt, läßt ſich aber daraus vertreiben; erſt durch den Engländer zur Hälfte, dann durch den Franzoſen. Er erhebt Einſprache und apellirt an den Wirth, der gerne drei Zechen nimmt. Der Reiſegefährte des Deutſchen, ein wälſcher Poet, ebenſo beherzt und ſinnlich aufgeweckt, wie der Deutſche beſchaulich und gemüthvoll ſinnend iſt, fühlt ſich zu dieſem hingezogen, und benutzt die bei dem Engländer und Franzoſen entſtandene Furcht vor einem nächtlichen

Räuberanfalle, indem er einen ſolchen wirklich in Scene ſetzt. Wird der Deutſche ſeine Pflicht thun? fragen ſich Franzoſe und Engländer und rufen ihn herein. Er beſeitigt die Gefahr, beſinnt ſich nun aber auch auf ſich ſelbſt und verzehrt in der von den Eindringlingen geſäuberten Stube das Frühſtück allein. Gleich aber erwacht in ihm das humane Bedenken, ob es nicht Unrecht von ihm geweſen ſei, alle Anderen vom Frühſtück auszuſchließen? Worauf der Wälſche erwiedert: „Aber die hätten Euch ausgeſchloſſen." Und der deutſche Maler, der bis dahin Mißtrauen in den Dichterberuf des Wälſchen geſetzt hat, ruft am Schluße, in Bezug auf das prächtige Abenteuer, das der Burſche eingeleitet: „Ihr ſeid ein Poet, dieß war ein Gedicht." — Engländer und Franzoſe, nachdem ſie den Deutſchen vertrieben, ſollten in einem Dialog ihre Nationen charakteriſiren und die Geſchichte derſelben in nuce vorbringen. Die Schwäche des Deutſchen, wo es gilt ſich und ſein Recht den Fremden gegenüber zu behaupten, ſollte als der Ausfluß ſeiner edlen Eigenſchaften aber nichts deſtoweniger ſatyriſch geſchildert werden. Und im Mittelpunkte der kleinen Handlung ſollte die anmuthige Tochter des Wirthes ſtehen, der ein Jeder auf ſeine Art ſchön thue und ſomit Land und Leute zeichne. — Die Beſchäftigung Hebbel's mit dem Bildchen mag in das Jahr 1854 fallen.

Scene aus den „Dithmarſchen." Der Gedanke, ein Drama aus der Geſchichte der Dithmarſchen zu dichten, war, wie mir Hebbel ſagte, ſchon ſehr frühe in ihm rege, und zwar ein Drama, das den letzten großen Kampf darſtelle, der in der Schlacht bei Hemmingſtedt die Unabhängigkeit der Dithmarſchen für längere Zeit ſo grandiös beſiegelte. (17. Februar 1500.) Für diejenigen Leſer, welche mit den hiſtoriſchen Vorgängen in der Vorzeit Dithmarſchens nicht vertraut ſind, bemerke ich, daß die Bezeichnung „Achtundvierziger," die im Texte vorkommt, ein Obergericht von 48 auf Lebenszeit ernannter Mitglieder der Bauernrepublik bedeutet, das 1447 geſtiftet ward und die Aufrechterhaltung des Landfriedens zur Hauptaufgabe hatte. —

Cajus Möller nennt in ſeiner Geſchichte Schleswig-Holſteins jenen Kampf der Dithmarſchen ein Ereigniß, „welches an furchtbarer Großartigkeit unter allen gleichzeitigen Begebenheiten Nordeuropa's einzig daſteht und an der Scheide zweier Jahrhunderte vordringender und übermächtiger Ritter- und Fürſtengewalt auf die namenloſem Elende erliegende Gemeinfreiheit noch einmal den Schimmer unvergleichlichen Siegesglanzes warf. Drei bluttriefenden Stunden riſſen die ganze Blüthe des ſchleswig-holſteiniſchen, däniſchen und norddeutſchen Adels, zugleich mit der wieder hergeſtellten Eintracht der drei nordiſchen Reiche und Völker, in ein gemeinſames, feuchtes Grab.“

Der gewaltige Bauernführer Wolf Iſebrant, König Johann, der Erzbiſchof von Bremen und die Jungfrau aus Oldenwöhrden, welche das Bild des Gekreuzigten tragend an der Spitze der dreihundert Dithmarſchen in die Schanze drang: das waren die Hauptperſonen der von Hebbel beabſichtigten Tragödie. Die in dieſem Bande mitgetheilte Scene aus den Dithmarſchen entſtand in Hamburg in der Zeit, als Hebbel ſeine „Judith“ dichtete. Für dieſe Annahme ſprechen nicht nur innere Gründe: der der „Judith“ verwandte Styl und jugendliche Hauch der Scene, ſondern auch äußerliche Zeichen.

Scene aus dem Struenſee. Ein wie zur Prüfung des Inſtrumentes angeſchlagener Accord. Die Scene verdankt übrigens einer ſcherzhaften Wette, welche Hebbel mit mir einging, ihren Urſprung. Auf einem Spaziergange kam unter Anderem auch darauf die Rede, ob denn das Wort Goethe's: „Gebt ihr euch für Poeten, ſo kommandirt die Poeſie!“ ſo zu verſtehen ſei, daß der Poet, der von Stimmungen, von der Gnade des Augenblicks abhängige Menſch, dennoch produciren könne, ſobald es ihm nur beliebe. Hebbel, den nur die innerſte Nöthigung zum Schaffen trieb, meinte lächelnd: „Der Poet muß die Muſe auch citiren können, wenn es einmal darauf ankommt! Was ſoll ich bis morgen um dieſe Zeit gedichtet haben, wählen Sie ein Thema! aber natürlich eines von denen, womit ich mich überhaupt ſchon im Geiſte beſchäftigt habe!“ Ich wählte den Struenſee und ſagte: Machen Sie die erſte Scene! Wir wetten a discretion. — Tags darauf las mir Hebbel die Eingangsſcene des Struenſee vor.

Scenen aus dem Chriſtus. Die Entſtehung der beiden dieſen Band abſchließenden Scenen fällt in die Epoche kurz vor Hebbel's „Nibelungen.“ Wie ich ſchon beim „Moloch“ bemerkte, wollte der Dichter die religiöſe Idee, die ihn zum „Moloch“ gelockt hatte, im Chriſtus darſtellen. Selbſtverſtändlich dachte er dabei nicht an ein Theaterſtück, ſondern an ein dramatiſches Oratorium, ungefähr in der Form des Goethe'ſchen Fauſt. Eduard Kulke, der mit Hebbel in deſſen letzten Lebensjahren lebhaft verkehrte, ſagte mir, daß ſich der Dichter bei ihm angelegentlich nach den Anſchauungen des Talmud über Chriſtus erkundigt habe und ſogar geſonnen geweſen ſei, zu Kulke's Vater, einem gelehrten Rabbinen, zu reiſen, um von dieſem die betreffenden Aufſchlüſſe zu erlangen.

Ganz naiv ſollte, wie ſich Hebbel die Geſtalt dachte, Chriſtus ſeine Sendung antreten, nicht mit der wie immer gearteten Abſicht: einen neuen Glauben zu ſtiften, die Menſchheit weiterzuführen u. dgl. Allmälich ſollte ſich in Chriſtus ſeine innere Macht und zwar unerwartet und unmittelbar entfalten und ihn ſelbſt erſchreckend beſeligen. —

Die Aufſchreibungen Hebbel's zum Chriſtus theile ich ihrem Wortlaute nach mit:

Der Ekel der Menſchheit vor ſich ſelbſt war die Wurzel des Chriſtenthums.

Chriſti Denken ſcheidet ſich von dem Denken des Johannes ſo ſchneidend ab, daß dieſer nach einem heftigen Streit plötzlich vor ihm niederfällt und ausruft: Du biſt's!

Johannes der Betrüger, Chriſtus der Betrogene. Alle erſten Wunder durch Jenen veranſtaltet.

Johannes (als Chriſtus zur Taufe kommt.) „Du kommſt zu mir? Ich wollte juſt zu Dir!“

Johannes: „Es iſt das größte Opfer, was Du zu bringen haſt, daß Du Dich zum frommen Betrug entſchließeſt, wie Moſes.“

Einer, der ſich blind ſtellt, ohne daß Chriſtus ſelbſt es weiß, und der ſich von ihm heilen läßt, um ihm Muth zu machen.

Chriſtus glaubt feſt. Wie Johannes enthauptet werden ſoll, verſucht er ſeine eigene Gottheit zum erſten Mal und fleht um ein Wunder. Als es ausbleibt, erklärt ſich Johannes ihm.

Chriſtus im Beſitz von Kräften (magnetiſch-electriſchen) die er ſelbſt nicht kennt, die ihm im entſcheidenden Augenblick bekannt werden und ihn mit Ehrfurcht vor ſich ſelbſt erfüllen.

Maria — die jungfräuliche Erde, welche die Alchimiſten ſuchen.

Erſt, wenn der Tod ſich naht, gibt Chriſtus den Gedanken an ein irdiſches Reich auf und predigt das Himmliſche. (Umſchwung, wie in Hieram.) Ueberhaupt, auch in ihm muß Alles wachſen.

Judas iſt der Allergläubigſte.

Wer den Geiſt, in welchem dieſe Züge und Ideen verſtanden werden müſſen, richtig zu faſſen weiß, wer das Moloch-Fragment geleſen hat, ſowie die Andeutungen über den Bau und die Entwicklung des Ganzen, wer endlich auch nur ein wenig mit den übrigen Schriften unſeres Dichters vertraut iſt, der wird ſich nicht beikommen laſſen, die obigen Bemerkungen über das Verhältniß des Johannes zu Chriſtus, überhaupt den Apparat, der um Chriſtus herum in Bewegung geſetzt wird, dahin zu deuten, daß Hebbel eine rationaliſtiſche Tragödie habe dichten wollen. Der Offenbarungsgläubige würde von einem Chriſtus Hebbel's ebenſowenig befriedigt worden ſein als der „Lichtfreund“, der allein im geſunden Menſchenverſtande Welt und Kunſt ſich zurechtlegt.

Paradox klingt das Wort: „Judas iſt der Allergläubigſte“, denn offenbar ſteht dieſe Anſchauung über Judas mit der allgemein herrſchenden im ſchärfſten Widerſpruche. Renan, deſſen Buch doch über Jeſus ſelbſt von den allgemein verbreiteten Vorſtellungen ſtark genug abweicht, giebt keine Andeutungen, aus welchen ſich eine Verwandſchaft ſeiner Anſichten über Judas mit der von Hebbel apodiktiſch hingeſtellten Behauptung ableiten ließe. Nun meinte ein in Wien lebender Privatgelehrter, den ich zu Rathe zog, er würde es allerdings nicht wagen, anzugeben, was Hebbel ſich bei ſeinem Ausſpruche über Judas wirklich gedacht habe; wohl aber, was er dabei möglicherweiſe gedacht haben könne. Und es laſſe ſich dieſes ſcheinbare Paradoxon nicht unſchwer vertheidigen.

Unter allen Jüngern Jeſu ſei Judas der nüchternſte, klarſte und verſtändigſte; dafür ſpreche auch der Umſtand, daß gerade er unter den Jüngern Säckelmeiſter geweſen. Er habe die Idee Jeſu am tiefſten erfaßt und ſei von derſelben erfüllt geweſen. Er habe jedoch erkannt, daß dieſe gewaltige Idee erſt dann Wurzel faſſen werde, wenn Jeſus ſich ſelbſt ihr zum Opfer gebracht habe. Die anderen Jünger hätten Jeſu geliebt, ſeiner Perſon angehangen, Judas hingegen habe die Idee über Jeſus ſelbſt geſtellt. So wie Abraham bereit geweſen, ſeinen Sohn Iſaak zu opfern, worin er doch die tiefſte Gläubigkeit dargethan, ſo habe auch Judas nicht gezögert, den Meiſter zu opfern, um das Werk des Meiſters zu retten. Ja, Judas' Gläubigkeit ſtehe hier um ſo viel höher, als er ſich doch dem Verdachte eines Verräthers ausgeſetzt habe, als welcher er auch wirklich durch die Mythe der Jahrhunderte ſchreitet. — Bekannt ſei übrigens, daß Judas ſeine That bereut und bittre Thränen vergoſſen habe. Aus dem ganzen Gedankengange ſei auch das Wort Jeſu beim Abendmahle erklärlich: Unus vestrum me proditurus erit! Jeſus ſei hienach mit ſeiner eigenen Opferung einverſtanden geweſen und habe den Verrath des Judas vorausgeſehen.

Zur Vervollſtändigung der Mittheilungen aus den Aufzeichnungen Hebbel's zum Chriſtus iſt noch Einiges beizubringen:

Den Hintergrund des Bildes ſollte das große Getriebe des römiſchen Reiches bilden, ſoweit es in die römiſche Provinz Judäa hineinſpielt.

Die erſte Scene ſkizzirte Hebbel folgendermaßen: „Chriſtus allein. Er denkt ungeheure Gedanken und Alles, was er denkt, geſchieht draußen in der Welt. Maria ſtürzt herein und erzählt's, daß Todte umgehen, die Erde bebt u. ſ. w. Chriſtus: So? (dann): ich weiß!“

Die Scene der Verſuchung in der Wüſte ſollte die Kirchengeſchichte als Viſion Chriſti bringen. —

Ich zweifle nicht, daß die mitgetheilten dramatiſchen Fragmente Hebbel's in weiteren Kreiſen Beachtung finden werden; der kleinen Gemeinde aber, welcher die Poeſie Herzensſache iſt, wird hier die ſeltene Gelegenheit geboten, Blicke zu thun in das Atelier eines bedeutenden Künſtlers.

Wien, im November 1866.

Emil Kuh.

Demetrius.

Eine Tragödie.

(Nachgelaſſenes Werk.)

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Vorſpiel.

Personen des Vorspiels.

Der Cardinal-Legat.
Mniczek, Woiwod von Sendomir.
Marina, deſſen Tochter.
Demetrius.
Odowalsky, } polniſche Edelleute.
Poniatowsky, }
Gregory, ein Mönch.
Maſchinka, Marina's Amme.
Woiwoden. Gefolge des Mniczek.

Ort der Handlung: Sendomir.
Zeit: 1605.

Sendomir. Schloßhof.

Erſte Scene.

(Odowalsky und Poniatowsky treten auf.)

Odowalsky.

Da geht er wieder hin und grüßt uns nicht.

Poniatowsky.

Iſt das was Neues? Doch, gerecht zu ſein,
Er ſah uns dieß Mal nicht.

Odowalsky.

Das eben iſt's,
Was mich an ihm verdrießt. Er ſoll uns ſeh'n.
Für einen heimatloſen Vagabunden
Geziemt ſich's nicht, daß er uns nicht bemerkt.
Die Augen auf, mein Herr von Habenichts,
Den Hut herab gezogen, eh' ich huſte,
Und dann den Blick zur Erde hübſch gekehrt,
Um aufzuheben, was ich fallen ließ!
So ſichert ſich ein Bettler vor der Knute
Und mehrt dabei im Stillen ſeinen Schatz.

Poniatowsky.

Da kannſt Du lange warten. Falle ſelbſt
Und ruf' ihn an, er reicht Dir nicht die Hand,
Er ſieht ſich höchſtens um nach Deinem Diener
Und das nur, wenn Du ihm im Wege liegſt.
Schau dort den Mönch! Vor dem Gekreuzigten
In der Kapelle bückt er ſich nicht tiefer,
Wie vor dem Junker mit dem Federhut.
Woher es ihm auch immer kommen mag,
Er hat die Art, die manchem König fehlt,
Den Mantel gleich ſo feierlich zu falten,
Daß er die Stirn nicht mehr zu falten braucht.

Odowalsky.

Das wüſte Erbtheil einer wilden Nacht,
Das Einz'ge, was ihm blieb von ſeinem Vater,
Und dieſen reſpectir' ich gern in ihm,
Wenn ich nur auch die Mutter peitſchen darf.

Poniatowsky.

Gleichviel mein Freund! Man ſieht nur daß er's hat,
Und nicht, woher es ſtammt. Ich glaube ſelbſt,
Daß ſeine Eltern ohne Papſt und Kaiſer
Die Hochzeit hielten und am nächſten Morgen
Verſchwören konnten, daß ſie ſich geſeh'n!
Allein, was gilt die Wette? Tritt mit ihm
In eine Schenke, wo man Euch nicht kennt,
Und ruf' nach Wein! Mit Diamanten laſſ' ich
Dir die Schabracke ſticken, wenn man ihm
Das Glas nicht bringt, das Du für Dich beſtellt!

Odowalsky.

Ich zweifle doch!

Poniatowsky.

Was auch geſchehen mag:
Er ſchaut darein, als hätte er's befohlen!
Theil Münzen aus, wirf Perlen auf die Straße,
Steht er dabei, ſo fliegen ihm die Mützen,
Du biſt der Marſchall, er Dein gnäd'ger Herr!
Sieh' doch den Mönch nur an! Noch immer blickt er
Ihm nach!

Odowalsky.

Wer weiß, warum! Er wird vielleicht
An ein Geſicht erinnert, das er ſich
Gemerkt hat, weil es doppelt giebt.

Poniatowsky.

Er kommt!

Zweite Scene.

Gregory
(tritt auf).

Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Poniatowsky.

In Ewigkeit!

Gregory.

Ihr Herrn, verzeiht! Wer war der feine Junker?

Odowalsky.

Und wer ſeid Ihr?

Gregory.
Dieß ſagt Euch mein Gewand:
Ein armer Mönch, der milde Gaben ſammelt.

Odowalsky.
Und warum fragt Ihr nach dem jungen Fant,
Anſtatt vor uns die Büchſe gleich zu ſchütteln?

Gregory.
Ei nun, ich mögte wiſſen, wer er iſt.

Odowalsky.
Das weiß er ſelber nicht.

Gregory.
Ihr ſpottet mein.

Odowalsky.
So viele Namen im Kalender ſtehn:
Ich zweifle, ob ein einz'ger ihm gehört.

Poniatowsky.
Da ſchält ihn Deine Zunge doch zu ſcharf,
Das geht ja über Hemd und Haut hinaus! —
Man nennt ihn Dmitri.

Odowalsky.
Doch mit welchem Recht?
Warum nicht Iwan oder Feodor?
Er kennt den Prieſter nicht, der ihn getauft,
Die Kirche nicht, an der der Prieſter dient,
Und ſelbſt das Dorf nicht, d'rin die Kirche ſteht.

Gregory.

Der feine Junker!

Odowalsky.

Ja, mein guter Vater!
Ihr habt, wie's ſcheint, das Sprichwort nicht erdacht,
Mit dem der Pole einem ſchlauen Ruſſen
Das Katzenfell zurückgiebt auf der Meſſe,
Wenn er's als Hermelin verkaufen will,
Es heißt: Der Schein betrügt!

Gregory.

Das Wort iſt wahr.

Odowalsky.

Von unſer'm Junker iſt nur das gewiß,
Daß er kein Mohr iſt, das bezeugt die Farbe,
Doch ſelbſt ſein Chriſtenthum beſchwör' ich nicht.

Gregory.

Wie kommt er denn auf dieſes ſtolze Schloß,
Das, irr' ich nicht, dem edlen Woiwoden
Von Sendomir gehört.

Poniatowsky.

Bei Nacht und Sturm
Hat ihn ein Mönch als Kind durch's Thor geſchmuggelt,
Der hatte ihn, Gott weiß auf welchem Miſt,
Dem Hungertode nah, ſich aufgeladen,
Und bat bei allen Wunden unſer's Herrn
Für ihn um eine Streu im Pferdeſtall.

Gregory.

Unmöglich!

Odowalsky.

Mniczek hatte kurz zuvor
Zufällig einen Judenbalg erſchoſſen,
Als er durchs Fenſter ſein Gewehr entlud,
Und da er überdieß betrunken war,
Sprach er aus Reu': Hm! Ja! ich nehm ihn auf!

Gregory.

Nein! Nein!

Odowalsky.

So iſt's! Marina, ſeine Tochter,
Bedurft' auch juſt zum Glück des Spielgefährten,
Der auf ſich reiten und ſich ſchlagen ließ,
Denn ſie war klein und wild!

Gregory.

Allmächt'ger Gott!

Odowalsky.

Man prüft' ihn dann, wie einen jungen Hund,
Den man behält, wenn er ſchon Künſte kann,
Und betteln konnte er in ſieben Sprachen,
Ob auch in einer beten, weiß ich nicht.

Gregory.

Der Mönch, Ihr Herren —

Poniatowsky.

Was iſt's, das Euch bewegt?

Gregory.

Nicht ich! Nicht ich! Ein Höh'rer ſag' Euch das!

Odowalsky.

Was hat der alte Narr?

Poniatowsky.

Ich weiß es nicht,
Doch er beſtätigt Alles, was ich ſagte!
Wenn er von unſerm König Sigismund
Erführe, daß er ein Zigeuner ſei,
Er könnte kaum ſo ſeltſam ſich geberden,
Als da er hörte, wer der Junker iſt.

Odowalsky.

Da wird es Zeit, die Münze umzuprägen,
Und heut' noch ſoll's geſcheh'n!

Poniatowsky.

Was haſt Du vor?

Odowalsky.

Beſchimpfen will ich ihn!

Poniatowsky.

Doch wie und wo?

Odowalsky.

Was er auch thut, — ich packe ihn dabei,
Und ob er betet, mir genügt's als Grund!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Maſchinka

(tritt auf).

Heut paß' ich ihm zum letzten Male auf!
Man glaubt ſchon von den Kindern Laſt zu haben,
Wenn man ſie füttert und vor Beulen ſchützt.
Doch das iſt Alles eitel Zeitvertreib,
Die Plage kommt erſt, wenn ſie älter werden.
„Ich bitt' Dich, Mutter, ſag' ihm, ich ſei krank,
Wenn er Dich fragt, warum man mich nicht ſieht
Und merk' auf ſein Geſicht, ich ſtick' indeß
Für ihn die Schärpe fertig, die Du kennſt
Und geh' nicht vor die Thür.“ Ja wenn er fragt!
Doch wenn er ſchweigt? Es ſind nun ſieben Tage,
Und er verlor kein Wort an mich, ihm ſitzt
Der dumme Falke immer noch im Kopf,
Der ſich verflogen hat. Nun hat ſie mich
Behängt mit ihren Kleidern, weil ſie glaubt,
Daß er ſie kennen wird. Ich glaub's zwar nicht,
Allein, ſie bat mit Thränen in den Augen
Und ſchwur mir, daß ſie, wenn er noch nicht frage,
Sein Roß mit ihrer Schärpe ſchmücken wolle,
So ließ ich's denn geſcheh'n. Da kommt er her.

Vierte Scene.

Demetrius

(tritt im Jagdkleid auf, er will vorüber gehen und bemerkt Maſchinka nicht).

Maſchinka

(tritt ihm in den Weg).

Ei, guten Morgen!

Demetrius.

Guten Morgen, Mutter!
Iſt Deine Herrin auf?

Maſchinka.

Was geht's Dich an?
Dir wird ſie ihren Traum wohl nicht erzählen,
Wenn ſie ſich ihn nicht ſelber deuten kann!

Demetrius.

Wie unwirſch! Aber ſprich!

Maſchinka.

Hat ſie vielleicht
Ein Roß beſtellt, das Du ihr bringen ſollſt?

Demetrius.

Das iſt der Diener Sache.

Maſchinka.

Guter Gott
Wir dienen Alle und der Federbuſch
Macht keinen Unterſchied, der wird zur Ehre
Des Herrn getragen, nicht zur eig'nen Zier!

Demetrius.

Wir ſetzen's morgen fort!

Maſchinka.

Warum nicht heut?
Was ſagt' ich doch? Ja! Diener ſind wir Alle
Und Diener müſſen fein zuſammenhalten
Und es nicht treiben, wie das dumme Vieh,
Das ſich im Stall beſtändig ſtößt und beißt
Und ein's das andere zur Schlachtbank hetzt.
Es iſt kein Zufall, daß der Kellermeiſter
Den Koch am liebſten zu Gevatter bittet,
Das macht die Taufe billig.

Demetrius.

Alte Hexe,
Was ſoll das mir?

Maſchinka.

Schmeckt Dir mein Wermuth nicht?
Nimm ihn nur ein, der Kranke kennt das Fieber
Nur ſelten, das in ſeinen Knochen nagt,
Allein, er traut dem Arzt, und wird geſund.
So höre auf mein Wort, ich mein' es gut.
Du frugſt mich eben nach der Palatina,
Und machſt Dir mehr, als noth, mit ihr zu ſchaffen,
Nimm Dich in Acht!

Demetrius.

Warum?

Maſchinka.
Ich weiß gar wohl,
Warum Du's thuſt, Du denkſt ſchon an den Tag,
An dem ſie ſich vermält und willſt Dir zeitig
Durch ſie die Gunſt des edlen Gatten ſichern. —

Demetrius.
Weib, Weib, Du denkſt doch, wie ein Spatz!

Maſchinka.
Das iſt
Auch richtig, wen die Braut zuerſt empfiehlt,
Dem wird das reichlichſte Geſchenk zu Theil,
Und Du mußt Deine eig'ne Hochzeit einſt
Von dem beſtreiten, was Dir ihre trägt,
Doch treibſt Du's unvorſichtig!

Demetrius.
Weiter! Weiter!
Der Spaß wird luſtig!

Maſchinka.
Deine Blicke ſind
Zuweilen etwas kühner, als ein Freier
Geſtatten dürfte.

Demetrius.
Meine Blicke gelten
Der Spielgefährtin, die's noch nicht vergaß,
Wie oft ich ſie durch's Waſſer trug.

Maſchinka.
Ich weiß!
Doch ſolch ein ſtolzer, hochgeborner Herr

Iſt ungeſtüm und raſch in ſeinem Zorn
Und fragt nicht erſt beim Geometer an,
Ob Du die Grenze eingehalten haſt.

Demetrius.

Was folgt daraus?

Maſchinka.

Im beſten Fall ein Stoß,
Der einen reinen Degen ſchmutzig macht,
Im ſchlimmſten —
(ſie macht die Bewegung des Schlagens).

Demetrius.

Vettel, Du wirſt unverſchämt.

Maſchinka.

Wie nennſt Du mich?

Demetrius.

Wie Du's verdienſt! Ich griffe
Zur Peitſche, wärſt Du nicht ſo alt!

Maſchinka.

Zur Peitſche?

Fünfte Scene.

Marina
(tritt auf).

Was giebt's? Du biſt erhitzt, mein Mütterchen,
Wer hat Dich ſo in Zorn gebracht? Der Marder?
Hat er Dein beſtes Huhn gewürgt und ſchiltſt Du

Den Junker, daß er keine Fallen ſtellt?
Das iſt auch wirklich ſchlecht!

Maſchinka.

Die Falle ſtellen!
Den Marder jagen!

Marina.

Iſt die Zeit vorbei?
Ei wohl, die Bären laufen jetzt vor ihm!
Doch denk' ich, wird er Dir noch immer helfen,
Das Ei, das Dir ein böſes Huhn verlegt,
Für Deine mag're Küche beizutreiben,
Und wenn auch nicht aus Dank für Deine Biſſen,
So doch, weil man in einer alten Scheune,
Die man durchkriecht, ſo leicht den Hals ſich bricht.
Nicht wahr, Demetrius? Wenn Alles kracht
Und unten Jemand ſteht, der für uns zittert,
Das iſt ſo gut, wie eine Bärenhatz.

Demetrius.

Es zittert Keiner mehr für mich!

Maſchinka.

Der Lügner!
Er weiß recht wohl!

Marina.

Ja, das iſt undankbar!
Maſchinka läßt den Eierkuchen fallen,
Wenn ihre Katze einen Sprung verſucht,
Und ſoll nicht zittern, wenn ihr Pflegling klettert.
Mein Mütterchen, jetzt ſeh' ich endlich ein,

Wie recht Du haſt, die Welt ſo arg zu finden
Und Dich zu ſehnen nach dem jüngſten Tag.

Maſchinka.

Ach!

Marina.

Gilt es Ernſt? Da halt' ich gleich Gericht.
Wo iſt ein Stuhl? Verklagter hole einen,
Das ſei die Strafe ſeines böſen Leumunds,
Praesumptio iſt immer gegen ihn.
Ja, ja, ich kann Latein! Auch hab' ich mir
Die Miene wohl gemerkt, womit mein Vater
Am weit'ſten bei mir kam, wenn er mich ſchalt
Und werde Reu' und Leid zu wecken wiſſen!
Das Läugnen hilft dem Sünder hier zu Richts,
Er iſt bekannt, er hat ſich einſt ſogar
An unſ'rer eigenen Perſon vergriffen
Und uns an unſer'm langen Haar gezupft.
Es war der Tag, wir merkten's uns genau,
An dem wir unſ're vielgeliebte Puppe
Verſtießen und wir nahmen's gleich als Strafe
Der Grauſamkeit und haben's ſtill verziehn.
Doch immer zeigte es ein arges Herz
Und Klägerin wird gläub'ge Ohren finden,
Wenn der Beweis ihr auch nur halb gelingt.
So ſprich, was giebt's? Mit Olga ſteht's doch wohl

Maſchinka.

Du fragſt doch noch! Der ſah ſie ſieben Tage
Schon nicht und hat es nicht einmal bemerkt.

Marina.

Ich auch nicht, Mütterchen!

Maſchinka.

Du haſt das Recht,
Du biſt des erſten Woiwoden Tochter
Und zeigſt Dich uns ſchon gnädig, wenn Du nicht
Den Küſter ſchiltſt, der Dich im Schlummer ſtört,
Weil er uns in der Früh zu Grabe läutet,
Und wenn Du dem, der uns verſcharren will,
Die Zeit vergönnſt, die dazu nöthig iſt.

Marina.

Maſchinka!

Maſchinka.

Willſt Du beide überdieß
Für ihre Müh' durch einen Trunk belohnen,
So ſollſt du doppelt mir geſegnet ſein!
Doch dieſer, der im nächſten Türkenkrieg
Erſt Arm und Bein gelaſſen haben muß,
Bevor Dein Vater einen Kaſtellan
Und einen Thorwart aus ihm machen kann,
Ja, dieſer, dächt' ich, könnt es wohl bemerken,
Wenn meine Olga ſieben Tage fehlt.
Das arme Kind hat täglich nachgefragt
Und wird zuletzt noch wirklich krank. Was red' ich?
Zuletzt wird's noch gefährlich, wollt ich ſagen,
Weil ſie ſich ärgert, daß der Hochmuth hier
Den Falken gleich vermißt, der ſich verfliegt,
Doch ſie in ſieben langen Tagen nicht!

Heut Morgen zog ich Kleider von ihr an,
Als hätt' ich ſie beerbt, dieß Tuch hier iſt
Von ihr, und auch die Schärpe! Doch, was half's?

Marina.

Vertheidigt Euch, Demetrius!

Demetrius.

Sie ſagt
Die Wahrheit. Ja, ich habe ihre Olga
In dieſen ſieben Tagen nicht vermißt
Und kann auch ſieben Jahre ſie entbehren!

Maſchinka.

Kannſt Du? Ei wohl! Hier ſteht die Palatina
Und die iſt freilich vorzuzieh'n. Darf ich
Sogleich die Werbung machen? Fürſtin, ſchau,
Du haſt die Huld und Gunſt ſo vieler Jahre
An dieſen Edelmann nicht weggeworfen.
Er reicht Dir jetzt zum Dank dafür die Hand!
(Ab.)

Sechſte Scene.

Marina
(ihr nach).

Nicht doch! Er hält durch mich um Olga an!

Demetrius.

Marina, keinen Hohn! ich kenne mich
Und kenne Dich und werd' in meinem Traum
Viel eher noch an einem Regenbogen

Den Sternenhimmel zu erklettern ſuchen,
Als mir aus eitlen Hoffnungen die Brücke
Erbau'n, die mich hinüber führt zu Dir!

Marina.

Wie feierlich für einen halben Bruder!

Demetrius
(zieht eine Schleife hervor).

Hier iſt die Schleife, die Dir jüngſt entfiel,
Du haſt es nicht bemerkt, ich hob ſie auf,
Damit ſie nicht im Staub zertreten werde,
Doch fürchte Nichts, ſie wurde nicht befleckt,
Ich habe keinen Kuß darauf gedrückt,
Ich hab' ſie nicht auf meiner Bruſt verwahrt,
Denn ich bin viel zu ſtolz in meinem Sinn,
Mir gegen Deine Schleife zu erlauben,
Was ich nicht wagen dürfte gegen Dich!
(Reicht ſie ihr.)

Marina.

Behalt' ſie nur!

Demetrius.

Als rothes Band, nicht wahr?
Es ſei! So wie ich Dir den Hänfling fange,
Bringt er es Dir an ſeinem Hals zurück,
Das hab ich gleich beſchloſſen, als ich's fand,
Doch ſind die Sprenkel auch noch heute leer.

Marina.

Du wunderlicher Menſch!

Demetrius.

Ich bin nun ſo;
Ich ſetz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts
Und ſuch' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich ſchwelge, wo der Bettler zecht! —
Marina, laß mich Deine Locken küſſen!

(Er tritt auf Marina zu.)

Marina

(weicht zurück).

Du meinſt, ſie zürnen noch von ehmals Dir?
Nicht doch, ſie haben keinen eig'nen Willen,
Sie mußten mit verzeih'n, als ich verzieh.

Demetrius.

Was mahnſt Du mich an dieſen Knabenſtreich!
Und doch, ich danke Dir's. Wer mich verklagt,
Giebt mir das Recht, mich zu vertheidigen.
So hör' denn, was ich Dir zu ſagen habe,
Du kennſt die Miſſethat, doch nicht den Grund.

Marina.

Ich bin bereit, den ſtrengen Spruch zu mildern,
Wenn dieſer Grund die Schuld verringern kann.

Demetrius.

Als ich an jenem Morgen bei Dir ſtand —

Marina.

Was für ein Morgen war's? Was ſichert ihm
Den Platz in unſer'm chriſtlichen Kalender?

Ich weiß nun ſchon! Mein Abſchied von der Puppe,
Wir zeigten unſer mannhaft-ſtarkes Herz.

Demetrius.

Ich weiß nicht, wie mir ward —

Marina.

Es iſt zu lange!

Demetrius.

Mich faßte die unſäglichſte Begier,
Dich zu berühren, doch mir fehlte plötzlich
Der Muth, die Hand noch einmal zu ergreifen,
Die ich im Spiel ſchon tauſendmal ergriff —

Marina.

Natürlich! wenn ein Mädchen ſeine Puppe
Verſchenkt, gebietet's auch Reſpect! Du konnteſt
Nicht ahnen, daß ich's gleich nachher bereute
Und mich noch ſehnte nach dem letzten Kuß.

Demetrius.

Ich ſchlich mich hinter Dich und wickelte
Die Hand in Deine Locken —

Marina.

Damals nannteſt
Du ſie noch Haare, oder wurden ſie
An jenem großen Morgen umgetauft?

Demetrius.

Ich drückte ſie und hatte ein Gefühl,
Als könnten ſie, wie Finger, wieder drücken —

Marina.
Und ich, ich ſtand geduldig ſtill?

Demetrius.
Du blickteſt
Dem Kinde nach, das fröhlich mit der Puppe
Von dannen hüpfte —

Marina.
Voll von Reu' und Schmerz.

Demetrius.
Auf einmal flog von einer Roſenhecke
Ein Schmetterling empor —

Marina.
Weiß oder roth?

Demetrius.
Dem ſprangſt Du plötzlich nach, bevor ich's ahnte
Und Deine Locken ließ, und that'ſt Dir weh.

Marina.
Und warum wird mir alles dieß erſt heute
Vertraut und nicht in jener ſchweren Stunde,
Wo ich Maſchinka rief und ſie Dich ſchalt?

Demetrius.
Die Scham verſchloß des Knaben Mund, ich hatte
Mich eher zücht'gen laſſen, als bekannt.

Marina.
Es kam nicht ganz ſo weit!

Demetrius.

Vergieb mir denn.

Daß ich der erſten Probe halb erlag,
Die and're hab' ich rühmlicher beſtanden
Und geſtern in der letzten ganz geſiegt!
Du ſiehſt mich lächelnd und verwundert an?
Du weißt nicht, was ich meine? Geſtern Abend
Gingſt Du noch ſpät allein hinab zum Garten —

Marina.

Mich abzukühlen! Ja, ich läugn' es nicht.

Demetrius.

Ich ſchlich Dir nach —

Marina.

Gewiß mit einem Meſſer
Bewaffnet, um vor Wölfen mich zu ſchützen!
Ich danke Dir! Sie ſind im Wonnemond
Bei uns ſo häufig, als im Winter ſelten!

Demetrius.

Und Du erſchienſt mir ſchön wie nie zuvor,
Als Du den dunklen Lindengang durchſchwebteſt,
Bald hell vom Mond beſtrahlt und bald vom Schatten
Der breiten Bäume wieder eingeſchluckt.
Leuchtkafer tanzten gaukelnd um Dich her,
Sie hüpften auf Dein Kleid und hüpften ab,
Es war, als ob Du ſelbſt die Funken ſprühteſt,
Und hubſt Du Deine Augen auf zum Himmel,
So tauchten alle Sterne ſich hinein.

Marina.

Wie gut, daß man ſich ſelbſt bei Nacht nicht ſieht,
Sonſt hielt' ich mich vielleicht ſchon für ein Bild,
Womit man keine Spatzen ſcheuchen kann,
Wenn man es in die Erbſen-Felder ſtellt.

Demetrius.

Marina, frevle nicht! Du weißt recht wohl,
Daß Könige ſich eher um Dein Lächeln,
Als um das Reich der Polen ſchlagen werden —

Marina.

Halt ein! Sonſt höre ich zu lächeln auf.

Demetrius.

Ich ſchlich Dir leiſe nach von Baum zu Baum —

Marina.

Welch Glück, daß ich nicht mit mir ſelber ſprach.

Demetrius.

Und mich ergriff, wie einſt den armen Knaben,
Unſägliche Begier, Dich zu berühren!
Da fiel von einem milden Lindenzweig,
Der Dich im Fluge ſtreifte, losgeneſtelt,
Und dann vom Hauch des Abends fortgetragen,
Die Schleife dicht vor meine Füße hin.
Ich griff nach ihr und führte ſie zum Munde,
Doch eh' ich ſie noch küßte, rief ich aus:
Die kann ſich ja nicht wehren! und gelobte,
Sie durch den Vogel an Dich heim zu ſenden,

Um den Du mich denſelben Tag erſucht!

(Nach einer Pauſe.)

Marina, laß mich Deine Locken küſſen!

Marina

(weicht wieder zurück).

Ernſt!

Demetrius.

Doch! O doch! Ich ford're Nichts von Dir,
Als was Du geben kannſt, und wenn Du auch
Als Braut ſchon morgen zum Altare träteſt —

Marina..

Wann ſagt' ich Nein und nahm das Wort zurück?

Demetrius.

So küſſe Deine Hand und reich' ſie mir!

Marina.

Das that ich nie und darum thu' ich's heut!

(Sie küßt ihre Hand.)

Demetrius

(ergreift ihre Hand und drückt einen Kuß darauf).

Nun lebe wohl! Nun leb' auf ewig wohl!

Siebente Scene.

(Odowalsky und Poniatowsky ſind während deſſen wieder aufgetreten.)

Poniatowsky.

Schau hin!

Odowalsky.

Gut! Gut!

(Er tritt raſch hervor.)

Verzeiht, erlauchte Dame,
Daß wir den Knecht nicht beſſer unterwieſen!
(Zu Demetrius.)
Man küßt die Schleppe, Freund, doch nicht die Hand!

Demetrius
(reißt ſeinen Degen heraus).
Verzeiht, erlauchte Dame, daß ich's wage —
(Zu Odowalsky.)
Zieh oder ſtirb!

Odowalsky
(zu Poniatowsky).
Was fällt dem Burſchen ein?

Demetrius.
Du ſäumſt?

Odowalsky
(zu Poniatowsky).
Die Peitſche her!

Demetrius
(erſticht ihn).
So fahre hin!

Poniatowsky.
Das iſt ein Mord!

Demetrius.
Und darauf ſteht der Tod!

Marina.
Helft! Helft! O helft!

Achte Scene.

(Mniczek mit Gefolge tritt auf, Geſinde ſtrömt zuſammen, auch Gregory wird eine Weile ſichtbar.)

Mniczek.

Was giebt's? was ging hier vor?

Demetrius.

Mein Fürſt, ich habe dieſen Mann erſchlagen,
Doch möge mir ſein eig'ner Freund bezeugen,
Wie ſchwer er mich gereizt, wie hart beſchimpft.

Poniatowsky.

Er hat Dich bloß für Deinen Uebermuth,
Der keine Grenzen kannte, leicht gezüchtigt
Und Du verfielſt dem rächenden Geſetz.

Demetrius.

Mein Uebermuth beſtand in einem Kuß,
Den ich auf dieſe weiße Hand gedrückt,
Doch nur, um ein Gelübde abzulegen,
Das längſt in meiner Seele ſtill gereift.

(Halb zu Marina, halb zu den Uebrigen.)

Wie ich nicht ſitze auf dem Stuhl des Bauern,
Wie ich nicht trinke aus dem Napf des Knechts,
Wie ich nicht ſchwelge, wo der Bettler ſchmauſ't,
So will ich auch die nied're Magd nicht küſſen,
Die mir beſtimmt iſt, denn ich weiß gar wohl,
Daß ich mit nichten Eures Gleichen bin!

(Zu Marina.)

Dieß ſchwur ich Dir, Du wirſt mich nicht verdammen.
Und nun, Ihr hohen Herrn, auch Euren Spruch!

Je raſcher Ihr ihn fällt, je beſſer iſt's,
Und ſchickt Ihr mich vor Mittag noch zu Bette,
So lob' ich Euch mit meinem letzten Hauch.
(Er geht. Marina will ihm die Hand reichen, er lehnt ſie mit ehrerbietiger Geberde ab, Alle folgen.)

Neunte Scene.

Palaſt des Legaten.

(Der Legat tritt mit Schriften und Briefen auf.)

Legat.

Man kann es wagen, und man muß es wagen,
Wenn man es jemals wagen will! Er hat —
Das Ohr an eines Jeden Mund, die Hand
In eines Jeden Taſche. Alles murrt
Und flucht, daß gar kein Wechſel möglich ſcheint,
Weil Rurik's Stamm für ausgeſtorben gilt.
Der Schatten Iwan's würde Boris ſtürzen,
Wenn er in einer Mitternacht erſchiene
Und nur den Finger gegen ihn erhöbe;
Sein Sohn wird alle Völker um ſich ſammeln,
Die das gewalt'ge Ruſſenreich bewohnen,
Sobald er ſie zu ſeiner Fahne ruft!
Jedwede Vorbereitung iſt getroffen:
Man hat ihn aller Orten ſchon geſeh'n
Und aller Orten ſchon von ihm gehört!
Hier fuhr er über einen Strom und ließ
Anſtatt des Fährgelds ein Papier zurück,
Worin er für den armen kleinen Dienſt

Dem Schiffer eine Million verſpricht,
Sobald er ſeiner Väter Thron beſtieg.
Dort ſchlief er eine Nacht in einem Kloſter,
Dem er zum Dank die Glocken ſchenken will,
Die in der Kirche fehlen, ſeit ſie ſteht,
Und Worte, die ich liſtig ausgedacht,
Geh'n, wie Kopeken, um von Land zu Lande
Und tragen Bild und Ueberſchrift von ihm.
Nun gilt's, ihn ſelbſt aus ſeinem Schlaf zu wecken,
Doch ſo, daß man, wenn er ſich ſtörrig zeigt,
Noch immer ſagen kann: Du haſt geträumt!

Zehnte Scene.

Gregory
(tritt auf).

Mein Cardinal, Dich bringt ein einz'ger Ruck
Vielleicht zum Ziel und meines Schraubenzugs
Bedarf's nicht mehr. Dein Prinz Demetrius
Stach eben einen Odowalsky nieder.

Legat.

Um Nichts, nicht wahr?

Gregory.

Ich weiß nicht, wie es kam.

Legat.

Das wußte man auch nie bei ſeinem Vater.

Gregory.

Die Polen halten über ihn Gericht,
Er ſelbſt beſtand darauf.

Legat.

Das kann ich denken.

Gregory.

Der Tod iſt ihm gewiß.

Legat.

Wenn Du verſäumſt,
Ihm ſeine letzte Beichte abzunehmen.

Gregory.

Doch wenn er um den Hals das Kreuz nicht trägt?

Legat.

Dann hätteſt Du den Knaben ſchlecht gewarnt.

Gregory.

Ich ſagte ihm, ſein Leben hinge d'ran,
Daß er's bewahre und es Keinem zeige.

Legat.

Ein Kind mit ſieben Jahren merkt ſich das!

Gregory.

Doch wenn es fehlt? Er hat's verlieren können!

Legat.

Dann wirſt Du ſeinen kurzen Arm entdecken
Und ſchwören, er ſei Iwans Sohn.

Gregory.

Betheuern!

Legat.

Betheuern, wenn's genügt, ſonſt aber ſchwören.

Gregory.

Doch Iwans Sohn ward vor der Mutter Augen
Getödtet.

Legat.

Iwans Sohn? Wohl nur der Knabe,
Den ſeine Mutter dafür hielt.

Gregory.

Iſt's möglich?

Legat.

Es iſt gewiß. Der echte Prinz iſt hier.

Gregory.

[Doch wie!

Legat.

Die Kinder wurden umgetauſcht,
Bevor man noch das Wiegenkiſſen rückte,
Und was ermordet ward iſt Bauernfrucht.

Gregory.

Ich weiß, daß Du Dein Netz als Meiſter ſtrickſt,
Ich bin ja ſelbſt die erſte Maſche drin,
Doch darauf war ich nicht gefaßt.

Legat.

Es war
Vorauszuſehn, wie alles kommen mußte,
Wenn Iwan ſtarb. Der kranke Feodor,
Der neben ſeinem Wütherich von Vater
Als blaſſer Schatten zitterte, verſprach
Kein langes Leben und dem jüngſten Prinzen

War ſeine Krone ſchon im Mutterleib
Gewiß.

Gregory.

So dachte Alles, das iſt wahr.

Legat.

Wer Boris aber kannte, wußte auch,
Daß dieſes Kind dem kaiſerlichen Bruder
Im Tod vorangehn, oder folgen würde,
Weil es ihm ſelbſt den Weg zum Thron vertrat.
Dieß ſtand ſo feſt, wie der Planetentanz,
Sobald ein Knabe kam, und deſſen ſich
Sogleich bemächt'gen, hieß ihn ſelbſt für ewig
Zum Schuldner machen, ſeinen Retter aber
Zum Herrn des Czaren und des Czarenreichs.

Gregory.

Er iſt in Deiner Hand. Du kannſt ihn heben
Und ſtürzen wie Du willſt.

Legat.

So iſt's. Es gilt
Das heil'ge Werk, das, tauſendmal mißlungen,
Doch aber tauſendmal mit friſchen Kräften
Begonnen und vollendet werden muß,
Und legten wir auch erſt am jüngſten Tage
Den letzten Stein mit unſerm letzten Schweiß.
Der Rock des Herrn, zerriſſen und zerſpliſſen,
Iſt immer noch das treue Bild der Kirche,
Und ehe wir ihn neu zuſammen ſtückten,
Iſt Nichts geſcheh'n, wie viel wir auch gethan.

Man muß des Uebels Wurzel endlich treffen,
Und dazu hab' ich eine Axt geſchmiedet,
Wie ſie der Papſt noch nie geſchwungen hat.
Der Czarewitſch iſt unſer, ſeinen Raub
Setzt' ich als Preis der Abſolution
Für einen Mord, der eingebeichtet ward,
Und er gelang; er iſt bis dieſen Tag
Noch ungetauft und braucht die Ketzerei
Nicht abzuſchwören, die ihn nie befleckt.
Du retteſt ihn noch heut vom zweiten Tode
Und öffneſt ihm die Augen über ſich,
Ich aber komme mit dem Fiſcherring
Und ſprech' ihm feierlich die Krone zu,
Die Boris ſünd'gen Scheitel jetzt bedeckt.
Wird er nicht Wachs in meinen Händen ſein?
Und darf ich, wenn ich das durch ihn vollbringe,
Was zwölf Jahrhunderte umſonſt verſuchten,
Nicht ganz ſo würdig, wie der große Gregor,
Der Deutſchlands Kaiſer-Zepter einſt zerbrach,
Mich niederſetzen auf Sankt Peters Stuhl?

Gregory.

Wenn Du durch ihn das Schisma tilgen kannſt,
Das Morgenland und Abendland geſpalten,
So haſt Du mehr gethan, als Hildebrand.

Legat.

Und warum ſollt' ich nicht? In Deutſchland ſelbſt
Wo die verruchte Schlange, welche Adam

Zu Fall gebracht, noch ſpukt bis dieſen Tag
Und, immer neue Ketzereien brütend,
Ihr letztes Gift in Luther ausgeſchäumt:
In Deutſchland ſelbſt iſt man der Völker ſicher,
Wenn man den Fürſten hat, denn dieſe müſſen
Ihm in den Himmel, wie zur Hölle folgen
Und ob er dreimal wechſelt mit dem Weg.
Wie denn erſt hier, wo ein Waſſiljewitſch,
Der ſeinen eig'nen Erben mit dem Hammer
Darnieder ſchlug und die Bojaren köpfte,
Als wären's Diſteln, von der blöden Menge
Bis heut beweint wird, ja zurück erſehnt?
Der Czar von Moskau thut, was ihm gefällt,
Und Gott allein iſt mächtiger als er.

Gregory.

Der Geiſt des Herrn ſei über Dir!

Legat.

Er iſt's!
Ich bin ein armes Bauernkind und habe
Die Schweine manches liebe Jahr gehütet,
Zufrieden, wenn mir kein's im Herbſte fehlte,
Und glücklich, wenn ich einen Sack erhielt,
Um meine Blöße kümmerlich zu decken,
Sobald der Winter das Quartier bezog.
Jetzt darf ich eines Werks mich unterfangen,
Vor dem die Kirche ſelbſt verzweifelnd ſteht;
Wie käme das an mich, wenn nicht durch ihn?

Dieß Wunder, das ich an mir ſelbſt erfuhr,
Wiegt mir die andern alle auf, ich bin,
Wie ein beſeelter Scherben, ſollt' ich ſtaunen,
Wenn ich die Lahmen geh'n, die Tauben hören,
Die Todten aus den Gräbern ſchreiten ſähe?
Ich ſelbſt war lahm und taub und todt, wie ſie.
(Nach einer Pauſe).
Jetzt thu' das Deinige! Ich folge nach.
(Beide ab.)

Elfte Scene.

Halle.

(Demetrius. Mniczek. Poniatowsky und viele Woiwoden treten mit Gefolge auf.)

Demetrius.

Ihr hohen Herrn, ich ſag's Euch noch einmal:
Ich bin bereit und wünſche keine Friſt.
Das Leben könnt Ihr mir ja doch nicht ſchenken,
Soll ich die Furcht des Todes kennen lernen
Und an Minuten in den Abgrund klettern,
Den man nur dann nicht fürchtet, wenn man ihn
Mit einem einz'gen kühnen Sprung ermißt?
Ruft mir den Prieſter, daß ich beichten kann,
Reicht, wenn Ihr wollt, mir dann verſöhnt die Hände
Und laßt mich fahren bis auf Wiederſehn.

Mniczek.

Es thut mir weh, Demetrius, Du haſt
So viele Jahre nun mein Brot gegeſſen —

Demetrius.

Und Dir zum Dank dafür den Gaſt erſtochen,
Der ſtill um deine edle Tochter warb!
(Als Einige reden wollen.)
Entſchuldigt's nicht! Er hatte mich beſchimpft,
Doch hätt's auch ohne das ſo kommen können
Und ſicher wär' noch Aergeres geſcheh'n.
(Gregory erſcheint.)

Zwölfte Scene.

Demetrius.

Dort kommt ein Mönch. Ehrwürdiger Vater, hört
Die letzte Beichte eines armen Sünders
Und leſ't ihm dann die erſte Todtenmeſſe,
Ich geb' Euch dieſes Kreuz dafür!
(Er nimmt ein Kreuz vom Halſe ab.)
Doch wie?
Seid Ihr's nicht ſelbſt, der mir es umgehangen?

Gregory.

Erkennſt Du mich?

Demetrius.

Mein Leben hinge d'ran,
So ſagtet Ihr nicht wahr?

Gregory.

Du wirſt es ſeh'n.

Demetrius.

Mein Leben iſt verwirkt, ehrwürd'ger Vater.

Gregory.

Ein Czarewitſch verwirkt ſein Leben nicht!

Demetrius.

Wie! Ich —

Gregory.

Du biſt des Czaren Iwan Sohn,
Dem ſich'ren Tod durch unſ're heil'ge Kirche
Entriſſen —

Demetrius.

Mann, Du trägſt ein geiſtlich Kleid,
Bedenk' es wohl, und ſpotte meiner nicht,
Ich würde Dich zerreißen.

Gregory.

Dieſes Kreuz
Verbürgt es mir, daß Du der Knabe biſt,
Den ich dem edlen Woiwoden einſt
In's Haus gebracht.

Dreizehnte Scene.

Legat
(erſcheint in pontificalibus).

Stimmen.

Der Cardinal-Legat!

Gregory
(deutet auf den Legaten).

Das And're wird ein Höh'rer Dir verkünden.

Legat.

Mein Prinz, vergönnt, daß ich der erſte ſei,
Die Huldigung zu Füßen Euch zu legen,
Die Euch der ganze Erdkreis ſchuldig iſt.

Demetrius

(abwehrend).

Herr Cardinal, ich muß auch Euch noch bitten,
Mir alle dieſe Wunder zu erklären,
Ihr ſeht ja, daß ich ſie nicht glauben darf!
Denn nicht allein ein Reich und einen Thron,
Ihr ſchenkt mir auch ein Recht, das ich nicht hatte,
Und das vor mir wohl noch kein Menſch entbehrte,
Das Recht, zu ſein, wie ich nun einmal bin!
Ich ward, ſo lang' ich dieſe Erde trete,
Geſcholten und gehaßt, und einen Jeden
Hab' ich beleidigt oder doch gekränkt,
Und ſagt' ich auch nur guten Tag zu ihm.
Man iſt mit meinen Augen nicht zufrieden,
Man mögte, daß ich anders Athem holte,
Man tadelt meine Miene, meine Stimme,
Und es iſt wahr, ich red' ein wenig laut.
Herr Cardinal, bin ich der Czarewitſch,
So ſetzen meine Fehler Kronen auf
Und hüllen ſich in Purpurmäntel ein:
Wenn Moskau mit den tauſend gold'nen Thürmen,
Von denen jeglicher ein Volk bedeutet,
Dereinſt vor mir die Thore öffnen muß,
Wer nennt mich übermüthig oder ſtolz?

Vierzehnte Scene.

Mniczek
(hat Marina geholt).

Mein Prinz, vergönnt auch mir und meiner Tochter —

Demetrius.

Herr Woiwod von Sendomir, verzieht!

Legat.

Du haſt kein größ'res Recht auf Deinen Kopf,
Als auf die Krone, welche Boris trägt.

Demetrius.

Dann will ich's auch behaupten oder fallen.

Mniczek.

Ich ſteh' im Leben, wie im Tod, zu Dir!

Demetrius.

Du warſt mir Vater und Du ſollſt es bleiben!

Marina.

Da darf auch ich mich wohl noch Schweſter nennen
Es ſoll mich nicht verhindern, der Czaritza
Die Hand zu küſſen, wenn ſie's ſonſt vergönnt.

Demetrius.

So küſſe Deine eig'ne noch einmal.

Marina.

Du meinſt, wer Rußland hat, der hat auch mich.
Nun, Moskau wiegt!

Demetrius.
Du weißt ſchon, was ich meine.

Cardinal.
Wenn's Euch genehm iſt, führ' ich Euch ſogleich
Zu unſer'm weiſen König Sigismund,
Vor ihm und der erlauchten Republik,
Zu Eurem Heil im Reichstag jetzt verſammelt,
Enthüll' ich Alles, was noch dunkel iſt.

Poniatowsky.
Vivat der Czarewitſch Demetrius!

(Alle ab, die Woiwoden mit gezogenen Schwertern.)

Demetrius.

Perſonen:

Czar Boris Godunow.
Hiob, Patriarch.
Basmanow,
Mſtislawsky, Bojaren.
Fürſt Schuiskoi,
Marfa.
Aebtiſſin.
Laienſchweſter.
Demetrius.
Mniczek.
Marina.
Poniatowsky.
Gregory.
Otrepiew, Hetman der Zaporogiſchen Koſaken.
Der Bürgermeiſter von Nowogorod.
Rurik.
Oſſip.
Petrowitſch.
Barbara.
Ein Adjutant des Demetrius.
Küſter.
Ordenskanzler. Bojaren. Bürger. Soldaten. Koſaken. Volk.

Das Stück ſpielt in Rußland um 1605.

Erſter Act.

Moskau. Kreml. Großer Audienz-Saal.

Erſte Scene.

Basmanow, Mſtislawsky, Schuiskoi und andere Bojaren.

Basmanow.

Man kann vom Menſchen gar ſo ſchlecht nicht denken,
Daß man nicht eines Tags ſich ſagen müßte:
Du dachteſt noch zu gut.

Mſtislawsky.

Da haſt Du Recht.

Basmanow.

Wer hätt' ſich's träumen laſſen! Solch ein Märchen!
Unſinniger wie eine ſtumpfe Amme
Es je an einem Kinderbett erfunden,
Und doch nicht ausgelacht!

Mſtislawsky.

Die Auferſtehung
Vor'm jüngſten Tag, und ohne unſern Herrn
Und doch geglaubt!

Basmanow.

Die Republik der Polen
In Waffen für den Schatten eines Knaben,
Von deſſen Knochen nicht das kleinſte Stäubchen
Mehr übrig iſt!

Mstislawsky.

Die treueſten Provinzen
Des eig'nen Reichs bereit, das Ohr zu ſpitzen,
Anſtatt die Fauſt zu ballen.

Basmanow.

Moskau ſelbſt —
Es iſt zu toll, man ſchämt ſich, Menſch zu heißen —

Mstislawsky.

Ja wohl, es iſt zu toll, und doch wohl wahr!

Schuiskoi.

Was giebt es denn in Moskau?

Basmanow.

Was es giebt?
Nichts Neues, Moskau iſt vollkommen ruhig,
Doch dieſe Ruhe ſcheint mir faſt zu groß.

Zweite Scene.

(Boris und Hiob treten ein.)

Boris.

Die Krone Polen bricht mit uns den Frieden,
Dieß iſt das Einz'ge, was hier wichtig iſt
Und das hat ſeine vortheilhafte Seite!

Den Handſchlag, den ich nehme, geb' ich auch,
Und halt' ich meines Feindes Schwert gefeſſelt,
Wenn unſ're Finger ſich in Eintracht kreuzen,
So er nicht minder auch das meinige.
(Zu den Bojaren.)
Der Ruſſe, denk' ich, hat mit dem Sarmaten
Noch Manches abzuthun, er wird nicht fluchen,
Daß jetzt der Tag der Rechenſchaft erſcheint!

Basmanow
(legt die Hand an's Schwert).

Mein Czar!

Boris.

Nein, Basmanow, Du bleibſt daheim.
Ich kann nicht jeden Krieg an Dich verſchenken,
Die andern Adler wollen auch ihr Futter.
(Zu Schuiskoi.)
Schuiskoi, was meinſt Du, ſteigſt Du gern zu Pferd?

Schuiskoi.

Mein Fürſt!

Boris.

Entſcheide Dich nicht allzu raſch,
Lies erſt dieß Blatt!
(Hiob reicht Schuiskoi ein Papier.)
Es iſt ein Manifeſt!
Laut! Laut!

Schuiskoi.

Nicht um die Welt!

Boris.

Wenn ich nun bitte!

Schuiskoi
(ſtotternd).
„Von Gottes Gnaden, Wir Demetrius“ —

Mſtislawsky.
Mein Fürſt, muß ich das hören?

Boris.
Iſt's Dir neu?

Schuiskoi
(lieſt).
„Entbieten dem betrog'nen Volk der Reußen“ —

Boris.
Man hört's ja nicht! Wie willſt Du commandiren,
Wenn Du mit Kugeln Antwort ſchicken ſollſt?

Schuiskoi
(laut und feſt).
„Als angeſtammter Czar und letzter Sproß
Aus Rurik's Blut den väterlichen Gruß.
Wasmaßen ein verwegener Betrüger“ —
(Setzt ab.)
Nimm meinen Kopf!

Boris.
Ich bat nur um die Zunge!

Schuiskoi.
Die reiße ich mir aus, wenn Du mich zwingſt,
Den Herold dieſes Buben abzugeben!

Boris.
So laß denn ſeh'n, wer beſſer leſen kann!
(Reicht Mſtislawsky das Blatt.)

Du gingſt bei einem Deutſchen in die Schule
Und wirſt dem Meiſter Ehre machen.
(Einhelfend.)
Wasmaßen ein verwegener Betrüger —

Mstislawsky
(lieſt).
„Wasmaßen ein verwegener Betrüger,
Den Iwan, Unſer hocherlauchter Vater,
Vom Staube aufgeleſen“ —

Boris.
Das iſt wahr!
Ich bin nur ſein Geſchöpf und will es bleiben,
So lang' ich Athem hole!

Mstislawsky
(lieſt).
„Klug und ſchlau“ —

Boris.
Von vorn! Ich hätt's nicht unterbrechen ſollen!
Noch einmal! Aber ſo, daß man's verſteht!

Mstislawsky
(lieſt).
„Von Gottes Gnaden! Wir Demetrius
Entbieten dem betrog'nen Volk der Reußen
Als angeſtammter Czar und letzter Sproß
Aus Rurik's Blut den väterlichen Gruß!
Wasmaßen ein verwegener Betrüger,
Den Iwan, Unſer hocherlauchter Vater,
Vom Staube aufgeleſen, klug und ſchlau
Sich alle Würden Unſ'res Reich's erkrochen

Und endlich gar den Thron, der Uns gebührt
Und der durch Meuchelmord erledigt ſchien,
Beſtiegen und bis dieſen Tag befleckt:
Als thun Wir hiedurch kund, daß Wir noch leben,
Durch Gottes ganz beſond're Fürſehung
Dem Mörder in der Wiege ſchon entriſſen,
Und daß Wir kommen, Rechenſchaft zu fordern
Um Hochverrath von Boris Godunow."

(Zerknittert das Blatt.)

Boris

(nimmt es ihm aus der Hand).

Das thu' dem Schreiber, aber nicht dem Blatt.
Man muß ein jedes Ding zu Ende bringen!

(Lieſt das Manifeſt zu Ende.)

„Ermahnen Unſ're Lieben und Getreuen
Zugleich, ſich Unſern Fahnen anzuſchließen,
Sobald ſie können, und verwarnen Jeden,
Uns Widerſtand zu leiſten, wenn er nicht
Gezwungen iſt durch äußerſte Gewalt.
Geloben auch bei Unſerm Czaren-Wort
So überſchwänglich gnädig Unſern Freunden,
Als Unſern Feinden fürchterlich zu ſein.
Zwölf neue Fürſten werden Wir ernennen,
Wenn Wir in Moskau ſind, und Keiner ſoll
So reich und mächtig ſein, daß Wir ihn nicht
Noch doppelt reicher, doppelt mächt'ger machen,
Wenn er ſich ein Verdienſt um Uns erwarb.
Wornach ſich männiglich" — „Gegeben Krakau" —

(Abſetzend.)

Wie ſcheint die Mäuſefalle Euch gebaut?
Sehr gut, Ihr Herrn, Ihr dürft ſie ruhig loben,
Doch hier iſt Gift für dieſen ſüßen Speck!
(Hiob reicht ihm auf ſeinen Wink ein zweites Papier.)
Das Protokoll von Uglitſch, aufgenommen,
Als Prinz Demetrius ſo jäh verſtarb!
(Reicht es Mſtislawsky.)

Mſtislawsky
(ſich weigernd es zu nehmen).
Mein Czar, wir wiſſen —

Boris.
Was? Noch wißt Ihr Nichts,
Die gute Meinung dank' ich Euch von Herzen,
Doch wünſch' ich, daß Ihr prüft!

Mſtislawsky
(ſchaut in das Blatt).

Boris
(zu Schuiskoi).
Erſchrickſt Du nicht,
Den dräuenden Gebieter zu erzürnen,
Wenn Du für mich den Degen ziehſt?

Schuiskoi.
Mein Fürſt,
Ich wünſchte mir, die Sache wäre ernſter,
Denn dieſen Gegner huſten wir noch um.

Boris.
Meinſt Du?
(Zu Mſtislawsky, der geleſen und Basmanow das Blatt gereicht hat.)
Was ſagſt Du?

Mstislawsky.

Etwas war mir neu,
Ich glaubte dieſes Kind im Brand erſtickt,
Und hier —

Boris.

Du ſiehſt, es hat ſich ſelbſt getödtet
In einem Anfall von Epilepſie
Mit einem Meſſer durch den Hals ſich fahrend,
Das ihm die Amme eben dargereicht,
Weil es ſich einen Apfel ſchälen wollte.

Basmanow

(der gleichfalls geleſen hat und Schuiskoi das Blatt reicht).

So ſteht es feſt durch ſieben Zeugen! Plötzlich,
Wie das bei dieſem Uebel ſtets geſchicht,
Zuſammenzuckend und die Ader treffend,
Gab es ſich ſelbſt den Tod!

Boris

(nimmt das Blatt wieder).

Genügt Euch das?

Schuiskoi.

Schick dieſes Blatt anſtatt des Heers nach Polen,
So hängen ſie den Schurken ſelber auf!

Boris.

Wie? Iſt denn Keiner offen mehr mit Uns?
Habt Ihr die Fabel noch nicht ganz gehört?
So fragt bei Eurem Ofenheizer an,
Ich ſteh' dafür, der Mann erzählt ſie aus.

Mſtislawsky.

Du meinſt, daß Iwan zwei der Söhne hatte,
Die faſt zu gleicher Zeit das Licht erblickten,
Den Einen von der Czarin und den Andern
Von einer Magd und daß man ſie vertauſchte —

Boris.

Das mein' ich, ja! Und wenn ſich's ſo verhält,
Was nützt dieß Blatt?

Schuiskoi.

Mein Ofenheizer wird
Die plumpe Lüge, wie ich ſelbſt, verlachen,
Die ein latein'ſcher Biſchof uns verbürgt.

Boris.

Das iſt's! Der Bürge iſt mir zu verdächtig,
Sonſt — bei den Wunden des Gekreuzigten,
Ich trüg' ihm ſelber Salz und Brot entgegen
Und ſpräche: Habe Dank, daß Du erſcheinſt,
Mich abzulöſen! Denn Ihr Alle wißt,
Wie ſchwer ich mich entſchloß, die Laſt der Krone
Zu übernehmen, die nur den nicht drückt,
Dem's an Verſtand gebricht, um ſie zu fühlen,
Und an Gewiſſen, ihr genug zu thun.
Ehrwürd'ger Patriarch, was ſagte ich,
Als Du ſie mir zum neunten Male botſt?

Hiob.

Du hieltſt mir einen Todtenkopf entgegen
Und ſprachſt: Verlocke den!

Boris.
Bojaren redet,
Griff ich ſo zu, wie Knaben nach dem Apfel?

Schuiskoi.
Nein, ſchaudernd, wie man eine Schlange faßt.

Boris.
War ich zu raſch und hatten die Provinzen
Nicht Zeit, ſich zu erklären?

Basmanow.
Selbſt Archangel
Hätt' ſeine Boten drei Mal ſchicken können,
Und liegt am Ende der bewohnten Welt.

Boris.
So wurden alle Stimmen denn gehört?

Schuiskoi.
Und alle riefen aus: Wir ſind verloren,
Wenn Boris nicht des Reiches ſich erbarmt!

Boris.
Auch Ihr?

Schuiskoi.
Die Mütter warfen ihre Kinder
Zu Boden und die Väter ſetzten ihnen
Die Ferſe auf den Nacken, als Du gar
Nicht zu erbitten warſt!

Boris.
So hörte ich!

Basmanow.

Ich ſah es ſelbſt.

Hiob.

Erlauchter Czar, man wird's
Verzeichnen in den Büchern der Geſchichte
Und Dich den einz'gen Kronenweig'rer nennen,
Der unter tauſend Kronenräubern ſteht!

Boris.

Verhüte Gott, daß man mir jemals ſchmeichle,
Zwar iſt das Alles wahr und noch viel mehr,
Denn Feodor, mein heil'ger Vorfahr, hatte
Nicht, wie ich ſagte, um mich ſelbſt zu ſchützen,
Die Czarin-Witwe, meine fromme Schweſter,
Zur Erbin ſeines Reiches eingeſetzt,
Er hat mich ſelbſt ernannt!

Hiob.

Mein Fürſt, ich weiß!
Es war der letzte Schmerz des todten Czaren,
Daß Du den Schwur auf die Reliquien
Verweigerteſt! Daher der Ungeſtüm,
Mit dem ich ſpäter in Dich drang! Ich hatt' es
Dem Sterbenden gelobt! Bojaren, ſtaunt:
In einer Welt, wo Brüder ſich um's Erbe
Ermorden, eh der Vater noch ganz kalt iſt,
Wird Boris Godunow ein Reich geſchenkt
Und er verhehlt es Euch und giebt es weiter!

Boris.

Vergeßt nicht, daß ich viel erfahren hatte! —
Ich ſtand dabei, als Iwan ſeinen Sohn
Im Zorn mit eig'ner Fauſt darnieder ſchlug.
Es war in dieſem Saal!

(Zu Mſtislawsky).

Du ſahſt es auch,
Du warſt zum erſten Male hier und wurdeſt
Mit Blut und Hirn beſpritzt, die linke Wange
Beſonders. O, ich ſeh' es noch.

(Zu Basmanow).

Du gleichfalls,
Nicht wahr? Ja wohl! Zu Deinen Füßen fiel
Der ſchwere Hammer nieder, als der Vater
Ihn ſchaudernd von ſich warf? Du wagteſt nicht
Zu zucken, aber Deine Zehen waren
Getroffen, denn Du hinkteſt ſpäter weg!
Nun, Iwan diente Gott, dem Herrn, wie Keiner!
Wer hat ſich ſo erniedrigt, um ſo ſicher
Zu ſein, erhöht zu werden? War er nicht
Faſt lieber Küſter als Regent? Wenn wir
Des Nachts in unſern warmen Betten lagen,
Zog er den Strang der Glocke ſtundenlang
Und rief uns zum Gebet! Wenn wir des Leibes
Im Refectorium pflegten, las er hungernd
Und durſtend die Vigilien! Und dennoch —
Die leidige Gewalt verführte ihn
Und in Verzweiflung fuhr er hin. Gott ſeh'

Uns Allen bei, daß wir uns unſ'rer Macht
Nicht überheben!

Hiob.

Amen!

Boris.

Feodor,
Der Heilige dagegen, der ihm folgte,
Erlag aus Angſt vor Sünden, die er nie
Beging, doch ſtets beſorgte. Sein Gewiſſen
War allzu zart, er fragte unaufhörlich:
Verſeh' ich Nichts? und wenn auch ſeine Thaten
Viel reiner waren, als die edelſten
Gedanken von uns allen: ewig blieb
Ihm Ruh' und Friede fern, und wie ein Brand,
Der keine Aſche zeugt, ſich zu bedecken,
Verglüht' er in der eig'nen Lauterkeit.
Er ſprach zu mir auf ſeinem Todtenbett,
Den Kopf des heiligen Romanus küſſend:
Dieß iſt mein erſtes und mein letztes Glück,
Auch iſt's das erſte und das letzte Mal,
Daß ich mich meines Czaren-Rechts bediene,
Denn dieſen Schädel hat vor meinem noch
Kein Mund berührt, er wurde erſt entdeckt,
Und Gott verzeihe mir's in meiner Schwäche,
Daß ich den Gläubigen ihn vorenthalte
Und daß er, ſtatt in Gold und Edelſteinen
Zu glänzen, ruht in meiner magern Hand.

Hiob.

Er bitte für uns Alle!

Boris.

Wer das ſah,
Der greift nicht haſtig nach der gold'nen Schlange,
Die niemals noch, wie ſehr ſie ſich auch krümme,
Die widerſpenſt'ge Welt zuſammen drückte,
Doch wohl das Haupt des Menſchen, der ſie trägt.
Nein, nicht das Flehen Moskau's, nicht das Drängen
Der ängſtlichen Provinzen, nicht die Thränen
Der Czarin, meiner Schweſter — nicht einmal

(zu Hiob).

Der Bann, mit dem Du drohteſt, hätte mich
Bewogen, vom geraden Weg zum Himmel
Noch einmal abzubiegen und die Stille
Des Kloſters mit der Hölle zu vertauſchen,
Die zu den Füßen eines Thrones gähnt:
Der Khan der gold'nen Horde zwang mir's ab!
Ich konnte Iwan's Werk, das neue Rußland,
Nicht ſchmälig den Tartaren überlaſſen,
Die übermüthig wurden, als ſie hörten,
Daß ich die Zügel nicht ergreifen wollte,
Die man mir bot, ſo ward ich Euer Czar,
Weil Euch ein guter Hetmann nöthig ſchien!

Schuiskoi.

Mein Fürſt, es iſt uns Allen unvergeſſen!

Boris.

Der Meiſter aber hat es nicht gewußt,
Der dieſe Mäuſefalle aufgerichtet,
Sonſt hätt' er ſie noch ſchlauer ausgedacht.
Nun, Schuiskoi, Dir vertrau' ich denn das Heer,
Du, Basmanow, magſt Tula für mich hüten,
Und Du, Mſtislawsky, kannſt mit Schuiskoi geh'n.
Des neuen Manifeſt's bedarf es nicht.
Wir können
(er hebt das des Demetrius in die Höhe)
dieſes brauchen, wenn wir nur
Die Namen ändern, denn wir kommen auch,
Um Rechenſchaft zu fordern und Ihr werdet
Beweiſen, daß Wir noch am Leben ſind.
Das Dutzend Fürſten werden Wir zwar nicht
Ernennen, doch — Wie heißt es? —
(Er ſieht hinein.)
Keiner ſoll
So reich und mächtig ſein, daß Wir ihn nicht
Doppelt ſo reich und doppelt ſo mächtig machen,
Wenn er ſich ein Verdienſt um Uns erwirbt.
Wornach ſich männiglich — Gegeben Moskau —
(Er verabſchiedet die Bojaren; während Alle bis auf Hiob gehen, wirft ſich Schuiskoi ihm zu Füßen).

Dritte Scene.

Schuiskoi.

Mein Czar, um eine Gnade bitt' ich Dich.
Geſtatte meinem Sohn, ſich zu vermälen.

Boris
(winkt ihm aufzuſtehen).
Geſetze, die uns drücken, keck zu brechen,
Oder ſie wankelmüthig aufzuheben,
Iſt einerlei! Du willſt das Eine nicht,
Weil Du die Strafe Deines Czaren fürchteſt.
Soll ich das And're thun und Gottes Zorn
Auf mich herunterzieh'n? Nein, Schuiskoi, nein!

Schuiskoi.
Es giebt ein Unglück, wenn Du's wieder weigerſt!

Boris.
Und dennoch muß ich! Brächteſt Du mir auch
Die Feder König Sigismunds von Polen,
Der dieſes Blatt gewiß entworfen hat:
Ich ſchriebe damit nieder, was Du wollteſt,
Und wenn Du meinen Schatz als Dank begehrteſt,
Nur nicht den Hochzeitsbrief für Deinen Sohn.
Ich kann nicht, Schuiskoi, weil ein Eid mich bindet!
Nicht bloß den öffentlichen, den Ihr kennt,
Ich hab' auch einen ſtillen Schwur geleiſtet,
Als ich die Krone Monomach's empfing.
Ich zitterte vor ihr, ich fürchtete
Mein Herz, ich ſah mich auf dem Platz ſchon ſtraucheln,
Wo man der Erſte iſt nach Gott dem Herrn,
Doch leider auch der Nächſte an dem Teufel,
Und ich gelobte mir in meinem Schwindel,
Zu bleiben, was ich war, ein Reichsverwalter,
Der die Geſetze ſchirmt, doch keine giebt.

Nun, Iwan hat die Ehen der Bojaren
Beſchränkt und Feodor, ſo mild er war,
Hat immer abgeſchlagen, das zu ändern:
Sollt' ich das thun? Nein, Schuiskoi, nimmermehr!
Dann würd' ich fallen durch Rebellenhand,
Denn das erbat ich mir von Gott als Strafe
Für meine erſte Neuerung im Reich!
(Schuiskoi ab.)

Boris
(ihm nach).

Doch ſchick' mir Deinen Sohn, ich werd' ihn tröſten,
Sobald Du Deine Schlacht gewonnen haſt.

Vierte Scene.

Kloſter zu Wukſa.

Aebtiſſin.

Wie iſt Euch, Schweſter Marfa?

Marfa.

Viel zu gut
Für meine Wünſche.

Aebtiſſin.

Sündigt nicht!

Marfa.

Mein Glück
Iſt bei den Todten. Soll ich mich nicht ſehnen,
Den Todten nachzufolgen und mit ihnen
Zu theilen, was ſie haben, ew'ge Ruhe

Und ungeſtörten Frieden? Auf der Erde
Iſt nichts, was mich noch reizt, und legte man
Die Czaren-Krone wieder vor mich hin:
Ich höbe ſie ſo wenig auf, wie Du
Das Spielzeug, das man Dir als Kind entriß.

Aebtiſſin.

Iſt das Dein Ernſt?

Marſa.

Du fragſt, weil Du des Tages
Noch denkſt, an welchem ich in's Kloſter kam.
Ich ſelbſt vergaß ihn nicht! Ich wehrte mich,
Wie Der ſich wehren mag, den man lebendig
In's off'ne Grab hinunter ſtoßen will,
Und der dem Todtengräber ſeinen Spaten,
Dem Prieſter ſelbſt das heil'ge Kreuz entreißt
Und es als Waffe ſchwingt, um ſich zu retten.
Das iſt vorbei! Die Zeiten ändern ſich
Und noch viel mehr die Menſchen und nur ſelten
Hebt man mit freud'gem Lächeln wieder auf,
Was man mit bittern Thränen fallen ließ.

Aebtiſſin.

Du haſt Dich langſam in Dein Loos gefunden,
Doch das iſt wahr, Du trägſt es königlich.

Marſa.

Ich trag's als Büßerin! Mein ſchweres Leid
Vergeſſ' ich über meine ſchwere Schuld!
In dieſer Stunde wünſch' ich mir den Tod,

Doch in der nächſten wünſch' ich fort zu leben
Bis an den jüngſten Tag, weil blut'ge Schemen
Sich zwiſchen mich und meinen Engel ſtellen,
Und rufen: Fort! Wir ſind noch nicht verſöhnt.

Aebtiſſin.

Das ſind die Flecken eines Diamanten,
Die letzten bangen Schauer einer Seele,
Die erſt erwachen, wenn ſie Gott, dem Herrn,
Sich ganz genaht in heiliger Erhebung
Und er ſich gnädig ihr entgegen beugt.

Marfa.

Nein, nein! Das ſind die Qualen des Gewiſſens,
Die dunklen Schatten fürchterlicher Thaten,
Die länger werden, weil der Abend kommt.
Erwied're Nichts! Wie würdeſt Du es tragen,
Wenn nur ein einz'ger Mord Dich drückte:
Ich hab' ein ganzes Blutbad hinter mir.

Aebtiſſin.

Du warſt die Czarin.

Marfa.

Ja, zu meinem Fluch!
Die Krone macht die Teufel, die den Menſchen
Zu allem Böſen reizen, doppelt ſtark
Und doppelt ſchwach die Engel, die ihn warnen!
Weh mir, daß ich ſie trug. Wär' ich ein Weib,
Wie Andere geweſen, eine Mutter,
Wie Deine war, ſo würde ich mich ſelbſt

Vielleicht zerfleiſcht, mich ſelbſt getödtet haben,
Jetzt — Herr, vergieb dem Kinde, das ein Meſſer,
In Händen hielt, als Du es züchtigteſt,
Und da, anſtatt zu flehen, um ſich ſtach.

Aebtiſſin.

Das hat er längſt gethan, Du haſt nicht mehr
Geſündigt als gelitten. Wenn Du ſelbſt
Dir's nicht zu ſagen wagſt in Deiner Reue,
So hör's von mir und faſſe Dich. Wo iſt
Die Mutter auf der ganzen weiten Erde,
Der ſolch ein Schwert noch durch die Seele ging:
Bis auf die eine, die am Kreuze ſtand.

Marfa.

O, das iſt wahr! Faſt unterm Kuſſe ward
Mein Engel mir geſtohlen. Unterm Kuß?
Nein, unter dem Gebet! Indeß ich ihn
Mit heißem Flehen dem Allmächtigen
Empfahl, zerſchnitt ein Teufel ihm die Kehle,
Und als ich aus dem Tempel wiederkehrte,
Lag der als blut'ger Leichnam vor mir da,
Der noch mit Blumen mich beworfen hatte,
Als ich hinein ging.

Aebtiſſin.

Höre davon auf!

Marfa.

Nein, nein! Ich muß in dieſer Wunde wühlen,
Weil mich die and're zu ſehr brennt. Die Rache

War fürchterlich, die ich mir nahm, und noch
Iſt's ungewiß, ob auch ein Einz'ger nur
Von Allen ſchuldig war. Zehn Opfer fielen
Durch mich, von meiner raſchen Wuth verklagt
Und von dem noch viel raſcher'n Zorn des Volks
Dahin geſtreckt, zweihundert durch den Czaren,
Weil ſie für mich das Schwert gezückt, die Stadt
Ward ausgerottet, ſelbſt die Kirchen wurden
Geſchleift und viele Tauſend, Jung und Alt,
In's Reich des ew'gen Schnee's verbannt, die Glocke
Voran, die ſie auf mein Geſchrei zuſammen
Gerufen. — Steig' empor vor mir, mein Kind,
Doch nicht mit Palmen, nein, in Blut und Wunden,
Damit ich nicht verzweifeln muß!

Fünfte Scene.

Laienſchweſter
(tritt ein.)
Hochwürd'ge,
Der Patriarch!

Hiob
(folgt ſogleich).
Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Aebtiſſin.
In Ewigkeit!

Hiob.
Ich grüß' Dich, Schweſter Marfa.

Marfa.
Was bringſt Du mir? Denn nehmen kannſt Du Nichts.

Hiob.

Ich bringe Dir die Gnade Deines Czaren.

Marfa.

Er iſt Dein Gott, doch nicht der meinige.

Aebtiſſin

(macht ein Zeichen des Unwillens)

Marfa.

Halt' mir's zu gut! Vor dieſem Prieſter kehrt
Das Herz ſich in der Bruſt mir um. Er ſteht
Hier vor mir, wie die Zeit, er giebt und nimmt
Und bleibt, als wär' er nicht auch ſelbſt ein Menſch,
In allem Wechſel, was er iſt. Ein Ring
Aus alten Tagen, ein verblich'nes Kleid
Entpreßt mir Thränen, ſoll ich jetzt nicht ſchaudern,
Nun ich die Hand ſo plötzlich vor mir ſehe,
Die mich gekrönt und mich begraben hat?

Hiob.

Wenn Du genommen hätteſt, wie ich gab,
So hätt'ſt Du auch gegeben, wie ich nahm,
Und wär'ſt ſo unveränderlich, als ich!
Ich wußte: Tauſend Patriarchen ſtanden
Vor Dir auf dieſem Platz und tauſend werden
Hier nach Dir ſteh'n, und was ich immer that,
Ich that es ſo, als thät' ich's nur im Traum.
Hätt'ſt Du Dir auch geſagt: Die Krone iſt
Auf einer ew'gen Wanderſchaft begriffen,

So hätt'ſt Du nicht gejubelt, als ſie kam,
Und nicht gejammert, als ſie wieder ging.

Marfa.

Du ſprachſt ein wahres Wort und wenn's Dir wirklich
Von Herzen kommt, ſo ſprachſt Du's auch mit Recht.
Das wird ſich zeigen, wenn die Stunde naht,
Wo Gott Dich prüft; ſie bleibt für Keinen aus!
Du ſollſt mir ſein ſtatt aller Heiligen,
Wenn Du's, den Fuß der eiſernen Gewalt
Im Nacken und das neue Glück vor Augen,
Das Dich geplündert hat, noch wiederholſt,
Und leideſt, wie Du handeln willſt, im Traum!
Dieß von der Czarin für den weiſen Prieſter,
Der jeden Sturm beſtand und ſtets gewann,
Wo And're ſtürzten oder doch verloren.
Nun fragt die Magd: was will der Patriach?

Hiob.

Du nennſt das Kloſter immer noch ein Grab:
Ich bringe Dir Erlöſung aus dem Grabe,
Du kannſt mir folgen, Moskau ſteht Dir offen
Und gnädig nimmt der Czar Dich wieder auf.

Marfa.

Das nähme ich für Hohn, wenn Du's nicht ſagteſt!
Doch dank' ich Dir, wofern Du's redlich meinſt,
Für Deinen guten Willen und ich danke
Auch Deinem Czar, ſo ſchwer das Wort mir fällt,
Allein wir Todten ſtehen noch nicht auf.

Hiob.

Beſinne Dich, bevor Du das verwirfſt,
Was Du doch viele Jahre heiß erflehteſt:
Hat Moskau keine Stätte, die Du liebſt?
Befrage Deine Träume! Wenn ſie Dich
Auch nicht mehr in den Kremel führen mögen,
Wo Du, in Perlen und Kleinodien,
Das halbe Rußland in den Haaren, prangteſt,
Und eine Welt zu Deinen Füßen ſahſt,
Trägt keiner Dich an einen ſtillern Ort?

Marfa.

Du triffſt es, Hiob! Auf den Thron der Czaren
Stieg ich nicht mehr, ſeit Du Iwanen krönteſt,
Doch hab' ich oft in ihrer Gruft gekniet.
Und mit Erröthen muß ich widerrufen!
Ja, ja, ich hab' noch einen Wunſch auf Erden,
Ich mögte einmal an dem Sarge beten,
Der meines Sohnes heil'ge Aſche birgt.

Hiob.

Der Wunſch iſt Dir gewährt! Und feierlich
Sollſt Du geleitet und empfangen werden,
Das ganze Rußland ſoll Dir Zeuge ſein!

Marfa.

Das wünſch' ich nicht!

Hiob.

So hat der Czar befohlen!
Denn wie er Iwan ehrt bis dieſen Tag,

So will er auch die Witwe Iwan's ehren
Und als die Witwe Iwan's nimmſt Du's an.
(Mit feierlicher Geberde gen Himmel.)
Herr, Herr, wie groß biſt Du! wie unerforſchlich
Sind Deine Wege und wie wunderbar
Führſt Du's hinaus!

Marſa.

Was haſt Du?

Hiob.

Frage nicht!
Zieh' hin, Du biſt gebenedeit vor Vielen!
Du darfſt des Herzens letzten ſtillen Wunſch
Befriedigen und ohne daß Du's ahnſt,
Zugleich die Welt mit Heil ſo überſchütten,
Daß Dir's der Enkel ſpäteſter noch dankt.

Marſa.

Indem ich thu', was jede Mutter thäte?

Hiob.

Indem Du thuſt, was jede Mutter thäte,
Indem Du an dem Sarg des Sohnes beteſt,
Geht dieſe Fülle Segens von Dir aus!

Sechſte Scene.

Kloſterſchweſter
(ſtürzt herein).

Hochwürdigſte!

Otrepiep
(folgt).
Wo iſt die Czarin Marſa!

Hiob.
Wer biſt Du, daß Du's wagſt?

Otrepiep.
Otrepiep
Mit ſeinen Saporogiſchen Koſaken,
Du kannſt mich kennen, denn ich war ein Mönch.

Hiob.
Biſt Du der Frevler?

Otrepiep.
Das erſpare Dir,
Bis Du mich haſt, einſtweilen hab' ich Dich!
Wo iſt die Czarin? denn mich ſchickt ihr Sohn.

Marſa.
Ruchloſer! Willſt Du eine Mutter höhnen?

Otrepiep.
Du biſt's? So ſchlage ich die Stirn vor Dir.
(Er thut's.)
Doch wenn Du Deinen Sohn umarmen willſt,
So folge mir, er hat gerade Zeit,
Die erſten ſeiner Schlachten ſind geſchlagen
Und für die andern fehlt's bis jetzt am Feind!

Marſa
(zu Hiob, in größter Verwunderung).
Ich bitte Dich!

Hiob.

Ich hätt' Dir eine Kunde
Gern vorenthalten, die der letzten Freude
In Deiner Bruſt den letzten bittern Schmerz
Geſellen muß, doch leider darf ich nicht!
Vernimm! Ein frecher Abenteurer iſt
In Polen aufgeſtanden, der behauptet,
Er ſei Dein Sohn.

Marfa.

Daß jeder Fluch ihn treffe,
Der —

Otrepiep.

Halt! Du wirſt bereu'n!

Marfa.

Verzeih' mir's Gott!
Nicht, daß ich ihn verfluchen wollte, nur
Daß ich noch immer fluchen kann.

Hiob.

Der Pole
Braucht ihn als Fackel, um in unſ're Grenzen
Den Krieg zu werfen, denn der Ruſſe darf
Zwar pflügen, auch noch ſäen, nur nicht ernten,
Das thut der fromme Nachbar gern für ihn!

Marfa.

Und? —

Hiob.

Was der Mönch berichtete, iſt wahr!
Zwei Schlachten ſind geliefert.

Marfa.

Und Dein Czar
Hat nicht geſiegt! Nun weiß ich, was ich ſoll.

Hiob.

Nur was Du willſt! Dich trieb Dein eig'nes Herz!

Marfa.

Das alſo war's! Hiob, wie falſch biſt Du!

Otrepiep.

Dieß iſt die rechte Antwort! Folge mir!
Du ſollſt für dieſen After-Czaren zeugen,
Und wenn Du's weigerſt, wirſt Du ſtumm gemacht.

Marfa.

So iſt's! Wenn ich an ſeinem Grabe bete,
So zeug' ich auch für ſeines Mörders Recht.

Hiob.

Du ſollſt die Wahrheit ſagen, ſollſt bekennen,
Ob Dein Demetrius im Grabe ruht,
Ob er ein Schwert im Polenlager ſchwingt.
Es wär' geweſen, wie ein Bibelwunder,
Wenn Du der ſtillen Kloſtergruft entſteigend,
Durch Dein Gebet den blut'gen Zwiſt der Welt
Beſchwichtigt hätteſt, ohne ihn zu kennen,
Und dann am offenen Palaſt vorüber,
Der Dir mit allen ſeinen Freuden winkt,
Zurückgeſchritten wär'ſt ein ſel'ger Geiſt.
Das ſollte nicht ſo ſein, nun ruf' ich Dich

Nach Moskau, daß Du zeugſt, und mahne Dich
An Dein Gelübde!

Marfa.

Deß bedarf es nicht.
Ich ſah mein Kind in ſeinem Blute liegen.
Und eh' ich dulde, daß ein Gaukler ihm
Den Platz in ſeinem Grabe ſtreitig macht
Und ſchweren Gräuel häuft in ſeinem Namen,
Eh leg' ich tauſend Mal das Zeugniß ab,
So hart es iſt, daß ich, die ſchwer Gekränkte,
Noch zeugen muß für Boris Godunow.

Otrepiep.

Du ſahſt ein Kind in ſeinem Blute liegen,
Das iſt gewiß, doch war's das Deine nicht.

Marfa.

Es war das meinige.

Otrepiep.

Es war das Kind,
Das man Dir in die gold'ne Wiege legte
Doch nicht das Kind, das Du geboren haſt.

Hiob.

Du kennſt das Gaukelſpiel erſt halb.

Otrepiep.

Dein Kind
War ſchon vertauſcht, als Du aus Deiner Ohnmacht
Erwachteſt und nach ſeinem Kuß verlangteſt.
Du drückteſt gleich ein fremdes an die Bruſt.

Marſa.

Allmächt'ger Gott!

Otrepiep.

In tiefſter Einſamkeit,
Sich ſelber unbekannt ward Dein's erzogen,
Indeß das Kind der Magd den Czarewitſch
Vor Deinen Augen ſpielte.

[**Marſa.**

Ich weiß,
Die ſchöne Barbara kam auch nieder.]

Hiob.

So verſichert
Ein röm'ſcher Cardinal!

Otrepiep.

Doch dafür iſt
Das Kind der Magd auch lange Staub und Aſche,
Indeß Dein Sohn um ſeine Krone kämpft.

Marſa.

Das Kind der Magd! Iſt's möglich! Kann das Herz
Der Mutter ſich ſo täuſchen!

Hiob.

Frag' Dich wohl,
Ob Du den Todten noch betrauern würdeſt,
Wenn er nicht Fleiſch von Deinem Fleiſche war:
So echt Dein Schmerz, ſo echt iſt auch Dein Kind.

Marſa.

Ich muß ihn ſeh'n!

Hiob.

Bedenke, was Du thuſt!
Du hältſt jetzt Krieg und Frieden in der Hand
Und jeder Schritt von Dir iſt ſo gewichtig
Wie die Bewegung eines Sterns.

Otrepiep.

So iſt's!

Aebtiſſin.

Wenn ich auf einmal Schickſal ſpielen ſollte,
So würd' ich's machen, wie's das Schickſal macht,
Das Schickſal ſchweigt, und alſo ſchwieg' ich auch.

Marfa.

Du trägſt kein Mutterherz in Deinem Buſen,
Und weißt nicht, was den meinen jetzt bewegt.
Ich muß, ich muß, doch zweifle nicht, ich finde
Den Muth, um den Betrüger zu entlarven,
Wenn mir mein Sohn nicht in die Arme ſinkt.

(Ab.)

Zweiter Act.

Schlachtfeld. Vor Nowgorod.

Erſte Scene.

(Maſſen Bewegungen. Im Vordergrund das Lager des Demetrius. Mniczek und Poniatowsky bei ſeinem Zelt.)

Mniczek.

Wir ſind verloren. Dieſer Ungeſtüm
Muß uns verderben.

Poniatowsky.

Ei, wir ſiegen ja,
Du ſiehſt, der Feind wird überall geworfen —

Mniczek.

Was hilft der Kranz Dir, wenn der Kopf Dir fehlt,

Poniatowsky

(deutet auf den Hintergrund, wo Demetrius an der Spitze einer Schaar erſcheint).

Der Czar noch einmal!

Mniczek.

O, noch hundert Mal,
Bis irgend eine Kugel endlich trifft.

Poniatowsky.

Schau hin! Auch dieſe Arbeit iſt gethan.

Mniczek.

Verflucht ſei ſolch ein Muth, der, nicht zufrieden,
Den Ruhm des Feldherrn glorreich zu erringen,
Auch nach den Ehren des Soldaten geizt
Und eine Krone an die Feder ſetzt,
Die noch im Helmbuſch fehlt.

Poniatowsky.

Doch reißt er Alles
Unwiderſtehlich hin. Ein Wort von ihm
Wirkt, wie ein Schluck —

Mniczek.

Er kommt. Ich tret' ihn an,
Denn es iſt meine Sache, wie die ſeine,
Ich bin ein Bettler, wenn es nicht gelingt.

Zweite Scene.

Demetrius

(mit einer Schaar. Muſik).

Mniczek

(vertritt ihm den Weg).

Mein Czar — jetzt iſt Dein guter Engel müde,
Drum dank' ihm ſeinen Dienſt und ſchick' ihn heim.

Demetrius.

Wenn das ein And'rer wagte — Laſſ' mich durch!
Sonſt — Tod und Teufel!

(Stürmt fort.)

Mniczek.

Hör' mich doch nur an!

Demetrius

(zurückrufend).

Wenn's Feier-Abend iſt.

(Ab mit den Seinigen.)

Dritte Scene.

Poniatowsky.

Nun, mir gefällt's!
Der iſt vom beſten Blut.

Mniczek.

Ei was, er gleicht
Dem Jäger, der ſich nicht begnügt, die Hunde
Zu hetzen, ſondern um ſich beißt, wie ſie:
Das wäre Königs-Art?

(Fanfaren.)

Poniatowsky.

Auch die geſprengt!

Vierte Scene.

Demetrius

(tritt wieder auf).

Mein Volk iſt feig!

Poniatowsky.
Nein, Herr, Du biſt nur tapfer,
Sie fochten beſſer, als ich's je geſehn.

Demetrius
(lacht).
Auch die Koſaken?

Poniatowsky.
Warum fragſt Du noch?

Demetrius.
Weil ſie wie Fliegen ſind! Jetzt da, jetzt nicht,
Jetzt raſch geſtochen, jetzt noch raſcher fort —
Pfui, pfui!

Poniatowsky.
Das iſt nun einmal ihre Weiſe,
Auch wär' es übel, wenn ſie davon ließen,
Dann wär' der Feind die ärgſte Plage los.

Demetrius.
Ich ſah auch Fiſche, oder träumt' ich's nur?
Breite Geſichter, ſcharfe Backenknochen,
Und ohne Augen. Schauerliches Volk!

Poniatowsky.
Baſchkiren und Kirgiſen. Sehen doch
Und ſpießen einen Pfeil im ſchnellſten Fluge
So zierlich, daß ein Kreuz zur Erde fällt.

Demetrius.
Die ſind wohl aus der Moskwa aufgeſtiegen
Und kündigen uns Lachs und Karpfen an.

Mniczek.

Mein Czar, kein Ding auf Erden iſt ſo ſchlecht,
Daß es nicht irgendwo unſchätzbar wäre,
Ja, unerſetzlich, wie das Edelſte.
Dein Amt iſt nun, die Stelle zu ermitteln,
Wo jedes einzig iſt und einzig nützt,
Das aber gilt vor Allem von Dir ſelbſt.

Demetrius.

Ich kenne meinen Platz. Noch Schuß um Schuß!
Wie konnt' ich ſäumen!

(Will wieder fort.)

Mniczek.

Jüngling, hör' den Greis,
Wenn denn der Fürſt den Rath nicht hören will.
Die Arbeit iſt gethan, der Schlachten Donner
Wird ſchon ſo ſchwach, daß die Trompete ihn
Faſt übertönt. Jetzt kriecht der Haſe aus
Und zeigt den Milchzahn. Drüben ſchießt der beſte
Soldat zum letzten Mal die Büchſe ab,
Und hüben kehrt das frechſte Weib den Todten
Mit gier'ger Hand die erſte Taſche um.
Der Troß verrichtet ſeine edlen Thaten,
Indeß ſie in den alten Mauern loſen,
Wer Dir, den Strick um den gebückten Hals,
Die roſt'gen Schlüſſel überbringen ſoll.
Und wenn Du noch nicht ruhen kannſt, ſo wirſt
Du durch die Kugel fallen, die verröchelnd

Ein Sterbender aus dem umkrampften Rohr
Im Todeskampf gen Himmel ſchickt.

Demetrius.

Still! Still!
Hier iſt der Degen ſchon!

(Reicht ihm den Degen hin.)

Mniczek.

Ich halt' ihn feſt,
Bis Du gelobt, ihn niemals mehr zu brauchen,
Wie dieſen Tag, ſo muthig Du ihn ſchwangſt.

Demetrius.

Nein, nicht im Scherz gelob' ich das! Ihr nennt
Mich tapfer, nun, ich weiß nicht viel von Furcht
Und wenn das reicht für dieſen hohen Titel,
So hab' ich ihn verdient. Doch heute nicht,
Denn heute wär' ich auch im Weiber-Rock
Ein Held geworden. Eine ſolche Schlacht
Iſt fürchterlich, wenn man ſich ſagen muß:
Sie wird für Dich geſchlagen! Jeder Schuß
Trifft Dich in's Herz, Du fällſt mit jedem Todten,
Und windeſt Dich mit jedem Sterbenden!
Und ich, ich hätt' mich ferne halten ſollen,
Anſtatt mein Recht zu prüfen und dem Tod
Die nackte Bruſt zu bieten? Hütet Euch,
Mich umzurufen, wenn das grauſe Spiel
Sich wiederholt! Mir wird's in Ewigkeit
Kein Hahnenkampf, bei dem man nur den Preis

Der Wette überſchlägt, doch nicht die Qualen
Der armen blinden Thiere! Und Ihr lauft
Gefahr, daß ich zum Rückzug blaſen laſſe,
Wenn Ihr mir wehrt, mich ſelbſt mit einzuſetzen,
Das kann man nur ertragen, wenn man's theilt.

Mniczek.

Und dennoch muß man.

Demetrius.

Grolle mir nur nicht,
Daß ich — — Ich weiß, ein Bär iſt höflicher,
Den man im Honiglecken ſtört. Vergieb,
Wenn's einem Czaren anſteht, ſo zu ſprechen,
Sonſt denk': er war von Sinnen und Verſtand!
Allein mir war zu Muth, als müßt' ich heut
Dem Allertapferſten den Kranz entreißen,
Wenn nicht der Feigſte mich verſpotten ſollte,
Und meinem Vater hätt' ich auch getrotzt.

Mniczek.

Mein Fürſt, es iſt ein löbliches Gefühl,
Was Dich bewegt, doch darfſt Du ihm nicht folgen,
Wenn Du nicht größ're Pflichten brechen willſt.
Du biſt's ja nicht, für den das viele Blut
In Strömen fließt, das bilde Dir nicht ein,
Was wärſt denn Du, daß Tauſende für Dich
Sich opferten? Es gilt der Majeſtät,
Dem ewigen Palladium der Welt,
Die ruht auf Deinem jugendlichen Haupt,

Und dieſe hat von Anbeginn der Zeiten
Das große Recht, die Hölle zu entriegeln
Und alle ihre Schrecken los zu laſſen,
Wenn ſie den Feind nicht anders bänd'gen kann.
Denn ſo gewiß es iſt, daß ſie allein
Die grimm'gen Teufel an die Kette legte,
Die drunten heulen, ſo gewiß iſt's auch,
Daß ſie ſie alle wieder rufen darf,
Wenn ſie geſchändet und zertreten wird.
Drum laſſ' den Tod nur raſen, wie er will,
Je grimmiger er wüthet, um ſo beſſer,
Denn um ſo raſcher wird das Werk vollbracht.
Doch ſtell' Dich ihm nicht ſelber in den Weg,
Denn wenn Du fällſt, ſo fällt die Macht zugleich,
Die ihn am Abend wieder feſſeln kann,
Und Keiner treibt ihn in ſein Reich zurück.

Demetrius.

Ich ſeh' das ein, doch ich verſprech' Dir nichts.
Nun will ich — Weißt Du, was?

Mniczek.

Gewiß! Dem König
Den Ausfall melden! Denn er wartet nur
Auf dieſen Sieg, um auch mit einem Heer
Zu Dir zu ſtoßen.

Demetrius.

Das ſei Dein Geſchäft,
Ich trag's Dir auf! — Erräth'ſt Du's wirklich nicht?

So giebt's auch Pflichten, welche Du nicht kennſt:
Ich will ein Mädchenherz beruhigen.
(Ab in's Zelt. Mniczek folgt.)

Fünfte Scene.

Poniatowsky.

Der alte Woiwode predigt gut,
Doch ſeine Weisheit kommt von ſeinen Haaren,
Ich lobe den, der aus der Kirche läuft.

Sechste Scene.

Otrepiep
(tritt auf).

Wo iſt der Czar?

Poniatowsky.

So fragt man nicht nach ihm.

Otrepiep.

Geht's hier ſchon höfiſch zu? So richte ſich
Darnach, wer will! Ich nicht!

Poniatowsky.

Nach Deiner Sprache
Mußt Du der Khan der goldnen Horde ſein.

Otrepiep.

Das nicht! Nur Gouverneur von Aſtrachan.

Poniatowsky.

So viel ich weiß, iſt der noch nicht ernannt.

Otrepiep.

Geh' ich nicht ſo hinein, verlaſſ' Dich d'rauf,
So komm' ich ſo heraus.

Poniatowsky.

Ich wünſche Glück!

Otrepiep.

Das heißt, wenn mir nicht zwiſchen Thür und Angel
Noch etwas Beßres einfällt.

Poniatowsky.

Denke nach
Und laſſ' Dir Zeit. Doch hüte Dich inzwiſchen,
Ich meine, bis das neue Amt dich deckt,
Vor Strick und Beil.

Otrepiep.

Du ſiehſt auf meinen Rock
Und glaubſt, mich ſelbſt zu ſehn. Nimm Dich in Acht!
Weißt Du, wie's Timur's Kämmerling erging,
Als er den Juden ſchlug?

Poniatowsky.

Ich bin nicht ſehr
Vertraut mit Kämmerlingen.

Otrepiep.

Nun, ſo hör's!
Der Jude kam in Lumpen zum Pallaſt,
Doch trug er einen Diamant bei ſich,
Der keine Schätzung litt.

Poniatowsky.

Auch Du vielleicht?

Otrepiep.

Und als er mit Gewalt vertrieben ward,
Schrie er ſo laut, daß es der Fürſt vernahm
Und aus dem Fenſter ſah.

Poniatowsky.

Iſt Hunde-Art.

Otrepiep.

Doch als er den erblickte, zog er ſchnell
Sein Kleinod aus dem Sack und hielt's empor
Und ſprach: Das bring' ich Dir!

Poniatowsky.

Doch nicht umſonſt?
Wie hoch der Preis?

Otrepiep.

So fragte Timur auch.
Der Jude aber rief: Hier iſt der Stein!
Gieb mir dafür den Wicht, der mich geſchlagen,
Damit ich ihn zu Tode prügeln kann,
Und dann, was Dir gefällt.

Poniatowsky.

Ich danke Dir!

Otrepiep.

Und er erhielt den goldbetreßten Buben
Und einen ganzen Wald zum Ruthenſchneiden,

Drum ſprich zu mir und nicht zu meinem Rock!
Du weißt nicht, was ich bringe!

(Großer Lärm. Koſaken Volk.)

Poniatowsky.

Was iſt das?

Otrepiep

(zu den Koſaken).

Halt! Halt! Wer rief Euch ſchon?

(Zu Poniatowsky).

Nur unbeſorgt!
Es ſind die Meinigen, die Saporogen!

Poniatowsky.

So wäreſt Du —

Otrepiep.

Ja wohl! Otrepiep!
Haſt Du von mir gehört? Ich komm' vom Don
Und bring' Euch ſeine wilden Kinder mit.

Poniatowsky.

Der weggelauf'ne Mönch?

Otrepiep.

Du wirſt doch nicht
Auf weggelauf'ne Mönche ſchimpfen wollen?

Poniatowsky.

Warum nicht?

Otrepiep.

Weil es mehr als Einen giebt!

Poniatowsky.

Du darfſt für Dein Geſchenk ſchon etwas wagen,
Denn an Koſaken hat's uns ſehr gefehlt,
Sonſt —

Otrepiep.

Welche Welt! Wenn man den Götzen ſtürzt,
So kniet ſie vor dem Block, auf dem er ſtand! ,—
Geſundheit! Haſt Du nicht gehört? Man nieſ'te!
Es war villeicht der Czar.

(Jubel-Geſchrei).

Poniatowsky.

Was giebt's denn jetzt!

Otrepiep.

Nun wird es Zeit. Drum raſch: Wo treff' ich ihn?
Die Czarin naht und Keiner ſoll ſie melden,
Als ich.

Poniatowsky.

Die Czarin?

Otrepiep.

Ja! Was gilt die Wette:
Nun nennſt Du ſelbſt mich einen bill'gen Menſchen,
Wenn ich mit Aſtrachan zufrieden bin:
Die Czarin Mutter folgt mir auf dem Fuß!

Poniatowsky.

Und das war nicht Dein erſtes Wort?

(Er will in's Zelt.)

Siebente Scene.

Demetrius

(tritt mit Mniczek heraus, Briefe in der Hand).

Was iſt? —

Ein Bote!

(Giebt Poniatowsky die Briefe.)

Otrepiep

(zu den Koſaken).

Salutirt! Die Stirn geſchlagen!
Da kommt der große Czar!

Demetrius.

Was will der Mann?

Poniatowsky.

Mein Fürſt, er meldet ungeheure Dinge —

Otrepiep

(zu Poniatowsky).

Warum? Die Mutter ſchickt mich an den Sohn.

Mniczek.

Die Mutter?

Otrepiep.

Ja! Sie fragt, ob off'ne Arme
Für ſie vorhanden ſind.

Mniczek.

Die Czarin Marfa?

Otrepiep.

Dieſelbe!

Mniczek.

Hörſt Du das?

Demetrius
(fällt Mniczek an den Hals).
Allmächt'ger Gott!

Otrepiep
(zu Poniatowsky).
Was meinſt Du, wenn ich's, wie der Jude, machte,
Bekäm ich Dich zum Lohn für dieß Geſchenk?

Demetrius
(erhebt ſich raſch).
Tritt her, und richte Deinen Auftrag aus:
Was haſt Du von der Czarin mir zu ſagen? —
Vergiß kein Wort und ſetze keins hinzu,
Denn jedes wiegt mir ſchwerer, wie die Welt.

Otrepiep.
Sie — Ich —

Demetrius.
Sprich ohne Furcht!

Otrepiep.
Ich fürcht' mich nicht,
Ich ſtott're nur, das thu' ich von Natur,
Ich ſoll — — doch meines Mundes braucht's nicht mehr,
Da iſt ſie ſelbſt.

Achte Scene.

Marfa als Nonne. Aebtiſſin.
(Zug. Viele Koſaken. Muſik.)

Mniczek.
Bei Gott, da iſt ſie ſelbſt!

Ehrwürd'ges Haupt, wie biſt Du grau geworden,
Seit ich Dich tanzen ſah als junge Braut.

(Zu Demetrius.)

Sie kennt mich. Komm!

(Beide ſchreiten auf Marfa zu.)

Otrepiep.

Ich wollt', ich wär davon!
Den hatt' ich mir ganz anders vorgeſtellt.

Demetrius

(läßt ſich vor Marfa auf ein Knie nieder).

Ich weiß nicht, ob ſich Reden oder Schweigen
Am beſten ziemt in dieſer größten Stunde,
Die mir das ganze Leben bringen kann,
Und wie ein Menſch, der keinen Namen hat,
Sink' ich zu Deinen heil'gen Füßen nieder
Und harre, welchen Du mir geben wirſt!

Mniczek.

Mutter, es iſt Dein Sohn, der vor Dir kniet!
Er hätt's noch nicht gewagt, um Deinen Segen
Zu flehen, um ſo heißer dankt er's Dir,
Daß Du, wie Gottes Engel, unerbeten
Erſcheinſt! So neige Dich und ſegne ihn!

Marfa.

Welch Gaukelſpiel erlaubt man ſich mit mir!

Mniczek.

Wie! Was?

Marſa.

Man läßt mich mit Gewalt entführen
Und ſtellt ſich jetzt, als käme ich von ſelbſt.

Demetrius.

Ha!

Marſa.

Wenn die Czarin Euch nicht härter ſchilt,
So mögt Ihr bei der Nonne Euch bedanken,
Doch fühlt ſie, welche Schmach ihr widerfährt.

Demetrius
(ſpringt auf).

Bei meinem heil'gen Recht auf Rußlands Thron,
Bei meiner Hoffnung auf das Himmelreich,
Wenn das geſchah, ſo wußt' ich nichts davon.
Und dieß beweiſ' ich Dir ſogleich, ich ſchwöre:
Wer das gewagt, der ſtirbt den bittern Tod.
Nun nenn' ihn mir!

Otrepiep
(wirft ſich der Czarin zu Füßen).

Demetrius.

Du klagſt Dich ſelber an,
Indem Du bleich zu ihren Füßen ſinkſt
Und Deine Hände falteſt! Führt ihn ab.

Otrepiep.

Großmächtigſter — Wie hätt' ich's mich verwogen —
Ich bitt' um ein Geſchenk für das Geleit.

Marſa.

Steh auf, hier haſt Du meinen letzten Ring.

Demetrius
(zu Mniczek, indem er ihn umarmt).
Du warſt es nicht, Gottlob!

Mniczek.
Wie konnteſt Du's
Nur glauben!

Demetrius.
Weil Du ſtets auf dieſen Schritt
Gedrungen haſt!

Otrepiep
(zu Demetrius).
Doch hab' ich auch für Dich
So viel gethan, daß mir ein kleiner Fehler
Wohl zu verzeihen wär'.

Demetrius.
Zum Beiſpiel, was?

Otrepiep.
Was ſoll ich ſagen — Herr, es fällt mir ſchwer,
Mich ſelbſt zu loben — Doch —

Demetrius.
So ſchweig! — Du ſiehſt,
Mein Name ward gemißbraucht, und ich kenne
Den Frevler wohl, wenn Deine Großmuth ihn
Auch vor der Strafe ſchützt! — Haſt Du mich je
Geſehn? Hab' ich ein Wort mit Dir geſprochen?
Hab' ich von Dir gewußt? Knie' noch einmal,
Und dann hinweg mit Dir! Du haſt das Siegel
In Gottes Hand zerbrochen, und mir wird

Nun ewiglich der Himmelsſtempel fehlen,
Der alle Zweifel ſiegreich niederſchlägt!
(Zu Marſa.)
Denn, wie das Salböl ruhig ſteht im Schrein,
Und wie die Krone ſchläft auf ſammtnem Kiſſen,
Bis Schwert und Lanze ihre Pflicht gethan,
So ſollteſt Du im Kloſter auch verharren,
Bis Gott entſchieden durch die letzte Schlacht,
Und erſt, wenn ich die heil'gen Weihen trug,
Womit die Kirche Fürſtenſtirnen ehrt,
Wollt' ich die höchſte mir von Dir erbitten,
Denn dieſe kommt, ich weiß es wohl, von Dir.
Du biſt bewegt und eine Thräne blinkt
Aus Deinen Augen leuchtend mir entgegen:
Sprich, haſt Du noch den Namen nicht für mich?
Halt' an Dich, wenn Du mußt! Ich will ihn nicht
Erzwingen, nicht unedel mir erſchleichen,
Was Du bereuen könnteſt, weiſ' ich ab.
Wie ich mein Reich erob're, Stadt für Stadt
Und Land für Land, ſo will ich Dich erobern,
Wenn ſich Dein Herz nicht gleich mir öffnen kann:
Sonſt wird die Mutterliebe erſt geſchenkt
Und dann verdient, ich will ſie erſt verdienen,
Vielleicht, daß Du ſie mir zuletzt auch ſchenkſt.

Marſa.

Wär's möglich? Wär' mir an der Todes-Pforte
Ein Glück beſcheert, das alle meine Schmerzen
Schon durch die bloße Hoffnung überwiegt?

Ich wag' es nicht, zu glauben, doch das fühl' ich:
Wenn ich den Sohn, anſtatt ihn zu beweinen,
Im ſel'gen Traum des einſt'gen Widerſeh'ns
Nach Mutter-Art mit all den Eigenſchaften,
Die man am Jüngling und am Mann verehrt,
Verſchwenderiſch geſchmückt und jeden Tag
Mit einer neuen ihn verherrlicht hätte,
Er könnte jetzt nicht edler vor mir ſteh'n!
Und das iſt wahr: aus dieſem Auge blitzt
Im Zorn der grimmige Kometen-Funke,
Vor dem die Welt ſo oft zuſammen fuhr,
Wenn Iwan finſter blickte, ja, es ſind
Dieſelben Züge, iſt dieſelbe Stimme —
Was hält mich ab, ſein treues Ebenbild
An meine Bruſt zu zieh'n?

Demetrius.

Was hält Dich ab?

(Er breitet ſeine Arme aus, ſie ſinkt hinein.)

Marfa

(tritt zurück).

O Gott, es iſt geſchehn!

Demetrius.

Bereuſt Du's, Mutter?

Marfa.

Laßt mir nur Zeit, ich tret ja auf ein Grab,
Und unentſchieden zwiſchen Dem, der lebend
Vor meinen Augen ſteht und Dem, der modert,
Schwankt mir das Herz in der beklemmten Bruſt.

Mniczek.

Sollt' ich mein Glück und meiner Tochter Heil
Wohl an ein ſchlechtes Abenteuer wagen?
Es iſt nicht möglich, daß Du's glauben kannſt.
Das aber iſt gewiß: mein letzter Pfenning
Zog jetzt mit mir zu Feld und bleibt als Nagel
An irgend eines Reiterpferdes Huf.

Marſa.

Ich weiß es, großer Woiwod.

Mniczek.

Auch bin
Ich's nicht allein, der willig Gut und Blut
An dieſe heil'ge Sache ſetzt, ihr dienen
Die Beſten aus den edelſten Geſchlechtern
Des ganzen, weiten Polen-Reichs, und wenn
Die Republik als ſolche ihren Adler
Nicht ſteigen läßt, ſo hält ſie nur die feige
Verſchlagenheit des Königs noch zurück,
Der, ob er gleich von Herzen mit uns iſt,
Doch gern den Schein bewahren will.

Marſa.

Wohl fühl ich,
Wie ſchwer das Alles wiegt!

Mniczek.

Das Lager wimmelt
Von Völkern aller Art, und wie der Sturm
Den Schnee zuſammen bläſ't, und zur Lawine

Den Flockenſtaub verdichtet, treibt ein Hauch,
Der nur von oben kommen kann, die Menſchen
Unwiderſtehlich an, ſich zu vereinen,
Um Deines Sohnes Rechte durchzufechten,
Und dann den alten Hader fortzuſetzen,
Der ſie bisher in bitt'rem Haß getrennt.
Die Sprache wird auf Erden nicht geſprochen,
Worin man nicht für ihn zum Himmel fleht:
Willſt Du die einz'ge Stumme ſein und zweifeln,
Wo Fürſten freudig ihre Kronen wagen
Und arm geborne Knechte ihren Kopf?

Demetrius.

Du ſtehſt hier nicht vor dem Bojaren-Rath,
Den Du durch Deiner Zeugniſſe Gewicht
Zerſchmettern magſt, wenn er in Moskau mir
Die Huldigung verweigern will, Du ſtehſt
Vor einer Mutter, die ſich frei entſcheidet,
Und triebe ſie ihr Herz noch jetzt in's Kloſter
Zurück, nachdem ſie mich als Kind umarmt.
Sie ſchaue ruhig aus der Ferne zu,
Und wenn mich Gott, der mich auf ſeinen Händen,
Bis hieher trug, zuletzt noch fallen läßt,
So halte ſie mich ſelber für betrogen
Und ſpreche für den Todten ein Gebet.

Mniczek.

So ſtand's vielleicht, bevor ſie ihre Zelle
Verlaſſen hatte, aber jetzt nicht mehr.

Wenn ſie nicht mit Dir iſt, ſo iſt ſie auch
Schon wider Dich! Ja, wenn ſie nicht ſogleich
Durch's Lager Dich begleitet, und den Völkern,
Die ungeduldig darauf warten, dankt,
So wirbt ſie hier ein Heer für Boris an,
Und richtet dem, der Dich ermorden wollte
Und ſie begrub, den umgeſtürzten Thron
Zum Staunen und zum Schrecken aller Welt
Von Neuem auf, und feſter, als zuvor!

Marfa.

O, das wird nie geſchehn, ich bin bereit.

Adjutant.

Der kaiſerliche Feldmarſchall, Fürſt Schuiskoi!

Demetrius.

Was kann das ſein?

Mniczek.

Dein Glück iſt gut gelaunt —
Das iſt ein Tag, wie Aaron's dürrer Stab,
Jedwede Stunde ſchlägt in Blüten aus.

Neunte Scene.

Schuiskoi
(mit ſeinem Generalſtab).

Mein Fürſt, vergönne erſt, daß ich den Stern
Verehre, der mich hergeleitet hat,
Wie der der heiligen drei Könige,
Als ich, wie ſie, am Scheidewege ſtand.

(Zu Marfa.)

Erhabne Czarin, neige mir Dein Ohr,
Alexis Schuiskoi ſchlägt die Stirn vor Dir,
Du kennſt ſein Haus, wenn auch ihn ſelber nicht.

(Zu Demetrius.)

Mein Fürſt, Du haſt den Sieg davon getragen,
Faſt thut's mir leid, weil Dir ein höherer
Dadurch entgeht. Noch hat die Weltgeſchichte
Das ungeheure Schauſpiel nicht geſehn,
Daß ſich der Sieger auf dem Schlachtfeld ſelbſt
Den Kranz vom Haupte reißt und dem Beſiegten
Ihn auf den Knie'n erröthend überreicht:
Heut' wäre das geſchehn.

(Zu Marfa.)

Wo Du verweilſt,
Da iſt der echte Czar, wo Marfa ſegnet,
Muß Schuiskoi huldigen! Du trägſt ſchon längſt
Ein Himmels-Diadem im greiſen Haar
Und Palmen, die nicht welken, in den Händen,
Und wenn Du wiederkehrſt in's Welt-Getümmel,
So iſt's, als ob ein ſel'ger Geiſt erſcheint:
Er kommt, um einen Knoten aufzulöſen,
Der unſ'rer Blindheit unentwirrbar iſt,
Und ſchwingt ſich, eh wir dankten, wieder auf.

(Zu Demetrius.)

O möchten meine Fahnen ſtolzer rauſchen,
Sie ſanken zwar nicht ganz, und die Trompeten
Gewaltiger erſchallen, daß es Dir

Zu größ'rem Ruhm gereichte, wenn ich mich
Im Staub Dir neige!
(Zu Marfa.)
Heilige, Dir fehlt's
Gewiß am Angebinde für den Sohn,
Denn Du biſt aus der Gruft empor geſtiegen
Und Todte ſind ſo arm, wie Ungeborne:
Nimm mich zu Deinem Sklaven an und ſchenke
Mich wieder weg an den von Deinen Freunden,
Dem Du den treu'ſten aller Diener gönnſt.
(Zu Beiden.)
Ich hab' zwar nur zwei Arme, wie Ihr ſeht,
Doch hängt noch jetzt an jedem meiner Finger,
So viel ich auch verlor, ein kleines Heer.

Demetrius.
Fürſt Schuiskoi, hoch willkommen ſeid Ihr mir!

Mniczek
(Zu Marfa).
Siehſt Du? Der Boden blüht, wohin Du trittſt.

Demetrius.
Wie viel der Truppen bleiben unſerm Feind?

Schuiskoi.
Frag' nicht darnach, und wären's Millionen:
Du ſchlägſt ſie alle durch ein einz'ges Blatt!

Demetrius.
Was meinſt Du?

Schuiskoi.
Gieb die Bauern wieder frei.

Mniczek.

Wahr! Wahr! Das hätt' in's Manifeſt gehört!

Schuiskoi.

Und hebe das Verbot der Ehen auf,
Das noch weit ſchwerer auf den Adel drückt.

Mniczek.

Ich weiß! Dein eigner Sohn. — Sogleich! Nicht wahr?

Demetrius.

Das will im Staatsrath erſt erwogen ſein!

Mniczek.

Ei was!

Demetrius.

Ich kann darüber nicht entſcheiden,
Doch wird geſcheh'n was recht und billig iſt.

Schuiskoi.

Und iſt es billig, daß man Tauſende,
Als wären's Bäume, an die Scholle feſſelt,
Und ihnen Freiheit und Bewegung raubt?

Demetrius.

Das ſcheint es nicht zu ſein.

Schuiskoi.

Und iſt's gerecht,
Daß man des Reiches älteſte Geſchlechter
Erſtickt, damit kein Adel übrig bleibe,
Als der mit Boris aus dem Stall entſprang?

Demetrius.

Wir werden's unterſuchen.

Schuiskoi.

Großer Czar,
Gewähr' uns gleich, was Du gewähren willſt:
Ein edles Fräulein ſteht verzweifelnd zwiſchen
Der Schande und dem Tode, der Tyrann
Iſt unerbittlich, rette Du das Kind.

Demetrius.

Das kann ich, ohne das Geſetz zu ſtreichen,
Und thu' es gern.

Schuiskoi.

Es wäre aber gut —

Demetrius.

Du willſt mir doch nicht die Bedingung ſtellen?
Das Markten kommt zu ſpät.

Mniczek.

Er meint ja nur,
Du würdeſt alles Blut-Vergießen hindern,
Wenn Du ihm folgteſt.

Demetrius.

Und vielleicht dafür
Was Schlimm'res thun! Es iſt nicht Alles ſchlecht,
Was Boris that, und nichts blos darum ſchlecht,
Weil er es that. Wer ſich vom Stall heraus
Den Weg zum Czaren-Thron zu bahnen weiß,
Der iſt kein Thor! Genug ich ſchlag's nicht ab
Und ſag's nicht zu, es wird im Rath geprüft!

Zehnte Scene.

Adjutant.

Die Rathsherrn von Nowogorod.

(Deputation mit den Schlüſſeln.)

Bürgermeiſter.

Mein Fürſt,
Wir fleh'n Dich, einzuzieh'n in unſ're Mauern,
Die Thore ſteh'n Dir auf, und unſ're Weiber
Und Kinder liegen längſt ſchon in den Straßen,
Durch die Du reiten mußt.

Demetrius.

Wozu denn das?

Bürgermeiſter.

Wir haben ſie, ſtatt Blumen, hingeſtreut,
Du kannſt ſie, ſammt den Deinigen, zertreten,
Wenn Du nicht Gnade üben willſt, ſie werden,
Sich nicht erheben, und wir ſind bereit,
Uns neben ſie zu legen.

Demetrius.

Welche Schuld
Drückt Euch denn ſo darnieder?

Bürgermeiſter.

Keine and're,
Als daß wir jetzt erſt kommen, unſern Herrn
Und angeſtammten Czaren zu begrüßen.

Demetrius.

Gebt einmal eine Münze! — Weſſen iſt
Das Bild? Wen ſtellt es vor? Mich ſelbſt vielleicht?
Vergleicht! Nicht wahr? Das Alter trifft nicht zu,
Die Runzeln fehlen ganz und halb der Bart.
Nun, wenn ich der nicht bin, der dieß Metall
Geſtempelt hat, ſo kann ich auch wohl der
Nicht ſein, dem Ihr Gehorſam ſchuldig wär't!
Drum geht und ſchickt die Weiber und die Kinder
Zum Kränzewinden in den nächſten Wald,
Wir hatten Roth genug und brauchen Grün.

(Die Deputation ab.)

Elfte Scene.

Mniczek.

Der Alte hat gewiß dem Schrecklichen
Noch in's Geſicht geblickt und iſt das Zittern
Nicht wieder los geworden.

Demetrius.

Hat mein Vater
So furchtbar hier gehauſt? — Nun, ich will ſegnen,
Wie er geflucht.

Mniczek.

Zum Heer! Was zögerſt Du?
Sie ſtehn noch unter Waffen.

Demetrius.

Wohl! Zum Heer!

Schuiskoi

(Zu Marfa).

Sie werden jubeln, wenn ſie ihren Czaren
In ſo ehrwürdigem Geleite ſeh'n.

Marfa

(Zu Demetrius).

Und ich will Jeden, wie am Oſtermorgen,
Umarmen, der das Schwert für Dich gezückt.

Mniczek.

Kommt! Kommt!

Demetrius.

Erſt mich noch einmal.

(Marfa umarmt ihn. Dann Alle ab.)

Zwölfte Scene.

Schuiskoi.

Wär's denn wahr?

Otrepiep

(der ſich hervorgeſchlichen hat).

Nein!

Schuiskoi.

Wer biſt Du?

Otrepiep.

Ein Mann, der's wiſſen kann!

Schuiskoi.

Haſt Du Beweiſe?

Otrepiep.

Herr, die Antwort führte
Zu weit, ich bin nicht ſicher. Habt Ihr Raum
In Eurem Zelt für mich?

Schuiskoi.

Verbirg Dich dort,
Ich ſeh' Dich bald.

Otrepiep

(ballt die Fauſt nach Demetrius hinüber und ſchleicht ſich wieder fort).

Dreizehnte Scene.

Schuiskoi.

Das träfe ſich ja gut.

(Er lacht).

Wer kann mich ſchelten, daß ich huldige,
Wo ſelbſt die Mutter huldigt? Und wer darf
Mich tadeln, daß ich den Betrüger wieder
Verlaſſe, wenn man ihn entlarvt, und mich
An ſeine Stelle ſetze, um den Stuhl
Einſtweilen warm zu halten? Er iſt zäh,
Das merkt man ſchon, ich prüft' ihn nicht umſonſt.
Wer über Nacht zu einer Krone kommt,
Der pflegt die beſten Perlen ſchon vor Tag
Als Trinkgeld an die Schreier wegzuſchenken.
Doch er hält feſt, wie ein geborner Prinz,
Dem man die Namen ſeiner Länder ſchon
Auf ſeine erſten Oſter-Eier ſchrieb,

Und der mit ſeinem Erbe kargt, weil er's
Von frühſter Jugend auf ſich Stück für Stück
Beim Buchſtabiren in den Sinn geprägt.
Nicht einmal ein Geſetz, ein Blatt Papier
Mit Tintenklexen d'rauf, läßt er ſich nehmen.
(Demetrius nachahmend)
Das will im Staatsrath erſt erwogen ſein!
Bei dieſem Wechſel käme viel heraus,
Der Eine ſpricht Diskant, der Andre Baß,
Doch alle Beide ſagen Nein und Nein.
Gleichviel. Du biſt der Stein in Boris Weg,
Bricht er den Hals, ſo kommt es Dem zu ſtatten,
Der Dich als Schemel zu gebrauchen weiß.
(Fanfaren und Jubel.)
Jetzt ſchwören ſie! Auch Du heraus, mein Schwert.
(Mit gezogenem Schwerte ab.)

Vierzehnte Scene.

Marfa und die Aebtiſſin treten auf.

Aebtiſſin.

Nun, hat das Mutterherz in Dir geſprochen?

Marfa.

Iſt er nicht edel?

Aebtiſſin.

Darnach frag' ich nicht,
Doch iſt er echt? Denn nicht dem Edelſten,
Dem Echtgebor'nen nur gehört der Thron,
Und ſo iſt's recht.

Marſa.

Glaubſt Du, daß er's nicht iſt?

Aebtiſſin.

Du weichſt mir aus und das begreif' ich wohl,
Denn, wenn Dir nur der kleinſte Zweifel blieb,
So biſt Du elend, wie noch nie ein Weib.

Marſa.

Du willſt mich ſchrecken.

Aebtiſſin.

Iſt's nicht wahr? Sprich ſelbſt!
Was hat den Feldherrn Boris Godunow's
Hierher getrieben? Seine Niederlage?
Er war beſiegt, doch nicht zertreten. Reue?
Gewiſſen? Ueberzeugung? Nichts von Allem,
Dein Beiſpiel war's! Er hat's ja ſelbſt bekannt.

Marſa.

So iſt's.

Aebtiſſin.

Und wähnſt Du, daß in ihm der Eifer
Für Recht und Wahrheit lodert? Glaub' es nicht!
Ich kenne die Bojaren! Wär' der Czar
Auch ein Zigeuner, gelb, wie eine Quitte,
Und ſchmutzig, wie der Weg zur Winterzeit:
Sie würden vor ihm kriechen, wenn er ſie
Nur ſchalten ließe, wie ſie eben mögten;
Doch, daß er ſtreng und gut regiert und ſie

Im Zügel hält, das iſt's, was ſie empört,
Und nun verbrämen ſie Verrath und Abfall
Mit ihrer Treu für Rurik's Stamm und Haus.

Marfa.

Ich kenn' ſie auch.

Aebtiſſin.

Sie werden Alle folgen,
Denn Alle ſind erbittert, doch auch Alle,
Wie Schuiskoi, ſchwören, daß es nur geſchieht,
Weil Du vorangegangen — ringsum wird
Der Bürgerkrieg entbrennen, der nicht blos
Das Reich zerſpaltet, ſondern auch das Haus
Zerreißt und in die letzte heil'ge Stätte,
Wo man der Wunden pflegen ſoll, den Haß
Verpflanzt, der neue ſchlägt — und jeder Gräuel
Wird Deinen Namen tragen, weil der Teufel
Das Siegel Gottes führt und Höllen-Frevel
Zu Heldenthaten ſtempelt! Wird's Dich nicht
Zu Boden drücken, wenn Du Deines Herzens
Nicht völlig ſicher biſt?

Marfa.

Wer ſagt Dir denn,
Daß ich's nicht bin?

Aebtiſſin.

So hat ſich die Natur
In Dir geregt, ſo ſtark in Dir geregt,
Daß jeder Widerſpruch beſchämt verſtummte,

Der ſich in Deinem Innerſten erhob?
Sogar der letzte, der den Menſchen zwingt,
Das Wunder zu bezweifeln, das ihn rettet,
Weil er ſich keines Wunders würdig fühlt?
So hätteſt Du aus Millionen ihn
Herausgefunden und an Deine Bruſt
Geſchloſſen, wenn er auch im Bettlerkleid
Erſchienen wäre, weil Dein altes Blut
Bei ſeinem Anblick wieder glühend wallt
Und weil Dir auch das ſeine jugendlich
Zu freud'gem Gruß entgegen ſteigt?

Marfa.

Spricht denn
Das Blut ſo klar und laut?

Aebtiſſin.

Ich weiß es nicht.
Doch denk' ich mir die Mutter und ihr Kind
Durch irgend ein geheimnißvolles Zeichen,
Das ſie allein erkennen und verſtehn,
Für alle Zeit unwandelbar verknüpft,
Denn Zeugen können lügen, Ringe laſſen
Sich ſtehlen, ein Naturſpiel wiederholt ſich,
Und wenn ein ſolches inn'res Zeichen fehlt,
So iſt der Menſch zu ew'ger Nacht verdammt,
Und ſollte niemals ſagen: dieſer iſt's!

Marfa.

Ich kenn' den Ort, wo ſich das Räthſel löſt.

Aebtiſſin.

Was meinſt Du?

Marfa.

Haſt Du meinen Wunſch vergeſſen?
Den einz'gen, der mir aus dem Lärm der Welt
In's Kloſter folgte und mich nie verließ?

Aebtiſſin.

Du wollteſt einmal an dem Sarge beten,
Der Deines Sohnes blut'ge Aſche birgt.

Marfa.

Ich werd' in Moskau an dem Sarge beten,
Der dieſes Kindes blut'ge Aſche birgt!

Dritter Act.

Moskau.

Erſte Scene.

(Feierlicher Einzug des Demetrius. Viel Volk.)

Rurik.

Ja, Kameraden, nun giebt's Feſt auf Feſt!
Der neue Czar zieht ein, der alte aus,
Wir können uns nach Herzensluſt ergötzen!
Wer jubeln will, der ſtellt ſich auf bei uns,
Hier kommt der große Krönungszug vorbei,
Wer lieber flucht, der geht zum blauen Kloſter,
Wo Godunow den letzten Umzug hält.
Hier gold'ne Wagen, Ehrenpforten, Kränze,
Und dort ein Sarg, den man mit Koth bewirft,
Man hat die Wahl und kann's nicht beſſer wünſchen,
Ein Jeder findet was für ſein Gemüth.

Oſſip.

Nur ſchade, daß man ſich nicht theilen kann,
Ich mögte Beides haben, hier den Anfang

Und dort das Ende, ja das Ende wäre
Mir noch viel lieber, doch man muß wohl bleiben,
Denn Todte werfen keine Münzen aus.

Rurik.

Am ſchlimmſten iſt's, wenn Eins das And're kreuzt.
Das haben wir erfahren, als die Czarin
Im Wochenbette ſtarb. Das Kind lebendig,
Die Mutter todt, da gab's nicht Luſt noch Leid.

Petrowitſch.

Wißt Ihr's gewiß, daß man dem todten Czaren
Zu Leibe darf?

Rurik.

Du willſt ihn doch nicht prügeln?

Petrowitſch.

Warum nicht? Aus dem Sarg' mögt' ich ihn reißen
Und das am Bart.

Rurik.

Hat er Dir was gethan?

Petrowitſch.

Ich dächte!

Rurik.

Dir der Czar? Biſt Du verrückt?
Was haben wir zu ſchaffen mit dem Czaren?
Der ſchlägt den Knäs, doch nicht den Bauersmann.

Petrowitſch.

Wer hat uns den Andreas Tag geraubt,
An dem wir Bauern luſtig, wie die Störche

Und Schwalben, in die Weite ſteuerten
Und mit der Sonne zogen? Jetzt muß Jeder
Zu Hauſe bleiben und den Fleck bebauen,
Auf dem er's Laufen lernte! Alle Teufel,
Ich darf nicht fort aus Twer.

Rurik.

Und biſt doch hier?

Petrowitſch.

Auf Koſten meiner Ohren. Die betracht' ich
Schon jetzt nicht mehr als Eigenthum, und wenn
Sie mir erfrieren ſollten, braucht mich Keiner
Mit Schnee zu reiben, mir iſt's völlig gleich,
Sie kommen doch als Abfall vor die Scheere.
(Hebt einen Stein auf.)
Du Hund!
(Wirft ihn zur Erde.)
O, daß Du's fühlteſt!

Rurik.

Du ſtehſt wirklich
Noch hinter uns zurück, das iſt gewiß,
Wir dürfen doch verhungern, wo wir wollen!
Wer drängt denn wieder ſo?

Oſſip.

Das alte Weib?

Rurik.

So gebt ihr Einen.

Zweite Scene.

Barbara.

Laßt mich doch mal vor!

Rurik.

Willſt Du durchaus denn einen Arm verlieren?
Zum Spinnen brauchſt Du zwei, und alte Knochen
Sind mürb'. Gieb Dich zur Ruh.

Oſſip.

Was iſt denn das? —
Die Armeſünder-Glocke?

(Man hört eine Glocke und ſieht in der Ferne einen ärmlichen Leichenzug.)

Rurik.

Das Geläut
Des todten Czaren. Siehſt Du nicht? Dort kommt
Der Leiterwagen mit dem Sarg. Mich wundert,
Daß man noch ſo viel wagt.

Petrowitſch

(nimmt ſeinen Stein wieder auf).

Zur guten Nacht!

(Ab.)

Dritte Scene.

Rurik.

Da bricht die Glocke ab! Es könnte kommen,
Daß man den Küſter mit dem Strick erhängt,
Den er gezogen hat.

Oſſip.

Ich mögte wiſſen,
Wie der geſtorben iſt.

Rurik.

An Gift. Wie ſonſt?

Oſſip.

Es heißt ja aber doch —

Rurik.

Wie's immer heißt,
An einem Schlage. Doch das iſt nicht wahr,
Verlaſſ' Dich drauf. Am Schlage ſtarb ſein Sohn,
Der Feodor, der nur 'nen Tag regierte
Und der an einem Schlage mit der Axt.

Vierte Scene.

Otrepiep

(tritt herzu, jetzt im Mönchs-Gewande, er war gleich von Anfang an ſichtbar und ging von Gruppe zu Gruppe).

Ja, Gift und Eiſen wechſeln droben ab,
Wie unten Ruhr und Peſt. Ein Tod im Bett
Wär' für den Czaren ganz ſo unnatürlich,
Wie für den Bettler einer durch das Beil.
So iſt's einmal! Sie leben, wie die Götter
Und ſterben, wie das Vieh, wie Ratt' und Ochs.

Oſſip.

Das muß wohl ſein.

Otrepiep.
Der neue wird es auch
Erfahren. Ja —
(Er lacht und hält ſich dann den Mund zu.)

Oſſip.
Ihr kennt ihn?

Otrepiep.
Ganz gewiß!
Und das iſt wahr: er ſieht dem grimm'gen Iwan
So gleich, als ob er wirklich — Pſt! Kanonen!
Die ſind ſo dumm, als grob, und fragen nicht
Was Echt und Unecht.

Oſſip.
Glaubſt Du denn —

Otrepiep.
Koſaken!
Wenn Du die Lanzen ſiehſt und wenn Du weißt,
Wie ſpitz ſie ſind, ſo wirſt Du mir die Antwort
Erlaſſen.

Oſſip
(heimlich).
Nein, es wär' Betrug?

Otrepiep.
Betrug!
Sind das Soldaten, wie man ſie den Kindern
Zu Weihnacht ſchenkt?

Oſſip.

Wer fragt nach den Soldaten —
Ich meine — —

Otrepiep
(greift nach Oſſip's Uhr und zieht ſie heraus).

Keine Rübe? Iſt das echt?

Oſſip.

Wie ſollt' es nicht?

Otrepiep.

Geſtohlen? Oder —

Oſſip.

Mönch,
Dich ſchützt Dein Kleid, ſonſt —

Otrepiep.

Seht den Narren an!
Er droht mit Schlägen, weil ich höflich frage,
Ob er kein Dieb iſt und ich ſoll den Czaren
Für einen Dieb erklären. Hoch der Czar!

Barbara
(erhebt ihre Hände).

Ja, hoch der Czar und nieder jeder Wicht,
Der ihm ſein Recht beſtreitet.

Otrepiep.

Heil ihm! Heil!
Hier findet er den Bürgen. England hat
Noch nicht geſprochen, Frankreich auch noch nicht,

Der deutſche Kaiſer ſchweigt, doch dieſe Alte
Erklärt ſich für ihn und nun wird Europa
Schon folgen müſſen. Gute Mutter, ſagt,
Wie nennt ihr Euch?

Barbara.

Du Hund von einem Mönch,
Was höhnſt Du mich? Ich weiß doch mehr davon,
Als Du und Alle.

Otrepiep.

Habt Ihr ihm die Windeln
Vielleicht gewaſchen?

Rurik.

Nun, das könnte ſein,
Ich kenn' ſie wohl, ſie war einmal im Kreml.

Oſſip.

Da laßt ſie vor, damit ſie Sohn und Vater
Vergleichen kann.

Barbara
(drängt ſich durch).

Ja, laßt mich endlich vor,
Ich hab' das Recht dazu.

Otrepiep.

Sie faſelt ſchon.

Barbara.

Sie faſelt. Ja.

Otrepiep.

Da kommt ſchon polniſch Volk.
Man kennt ſie an den Troddeln und den Quaſten,
Und an dem ſtolzen übermüth'gen Blick.

Oſſip.

Mir kriecht das Blut, ſobald ich ſie nur ſehe.

Otrepiep.

Gewöhne Dich daran. Die Zeit iſt nah',
Wo Du ſie allenthalben ſehen wirſt,
Am Zoll, im Heer, nur nicht beim Gaſſenkehren,
Denn dafür dünken ſich die Herrn zu gut.

Oſſip.

Nein —

Otrepiep.

Sei zufrieden, wenn der neue Czar
Dir nur den alten Gott noch läßt. Er ſelbſt
Iſt nicht getauft.

Barbara.

Du lügſt, er iſt getauft.

Otrepiep.

Auf unſer'n Glauben nicht.

Barbara.

Auf unſer'n Glauben!
Auf welchen ſonſt?

Otrepiep.

Stand'ſt Du dabei?

Barbara.
Ich that's!

Oſſip.
Ho, Alte, ho! Du haſt Doch nicht getrunken?

Otrepiep.
Das iſt der Woiwod von Sendomir,
Der künft'ge Schwieger-Vater.

Oſſip.
Denkt der Czar
Gar eine Polin auf den Thron zu ſetzen?

Otrepiep.
Ein ſchönes Mädchen! freilich etwas arm,
Die Augen müſſen für Juwelen gelten,
Denn für den Reichsſchatz bringt ſie keine mit.
Der Woiwod dankt Gott, wenn er daheim
Nicht ausgepfändet und von Haus und Hof
Vertrieben wird, indeß er ſeiner Tochter
Die Ruſſenkrone auf die Stirne drückt.
Doch König Sigmund, der ihm gnädig iſt,
Hat alle Büttel Polens eingeſperrt,
Damit ihm Nichts geſchehen kann.

Oſſip.
Der wird — —
(Er macht die Bewegung des Zugreifens und Einſteckens.)

Otrepiep.
Ihr wißt ja, Polen iſt das Land der Schwämme
Und dieſer ſaugt am beſten.

Oſſip.

Doch, wo bleibt
Die polniſche Czaritza?

Otrepiep.

Wie man ſagt,
Wird ſie in's blaue Kloſter geh'n und dort
Verweilen bis zur Krönung, um Belehrung
In unſer'm heil'gen Glauben zu empfangen
Und dann getauft zu werden. Doch das glaube,
Wer Luſt hat; ſtatt zu faſten und zu beten,
Wird ſie den Heiligen Geſichter ſchneiden
Und tanzen!

Rurik.

Ja, es iſt ein Heiden-Volk!

Otrepiep.

Das da ſind Deutſche!

Oſſip.

Die nur eine Zunge
Im Munde haben, und nicht lügen können —
So dumm, als plump!

Otrepiep.

Nun macht die Augen auf,
Nun iſt er nah, denn nicht mit treuen Ruſſen,
Mit lauter Fremden hat er ſich umgeben,
Mit Polen und mit Deutſchen, ob er Euch
Verachtet oder fürchtet, weiß ich nicht.

Oſſip.

Da kömmt Fürſt Schuiskoi.

Otrepiep.

Ja, das iſt ein Mann,
Er hatte ihn geſchlagen und ging doch
Mit ſeinem ganzen Heer zu ihm hinüber —

Rurik.

Geſchlagen? Ei, wir hörten — —

Otrepiep.

Glaubt es nicht!
Geſchlagen, völlig auf das Haupt geſchlagen —

Rurik.

Und doch —

Otrepiep.

Da mögt Ihr ſeh'n, was Treue iſt!
Er hat die Schlacht gewonnen und verfolgt
Den Feind mit allen Kräften, da vernimmt er,
Daß ihn die Czarin-Mutter anerkennt —

Oſſip.

Hat ſie das denn gethan?

Otrepiep.

Entführt — Gezwungen —
Vielleicht aus Rache gegen Godunow —
Gleichviel! Doch was thut Schuiskoi, als er's hört'?
Er ruft: Bringt Stricke her und bindet mich,
Dann ſchleppt mich zu den Füßen meines Herrn,

Dem ich in meiner Blindheit Trotz geboten,
Und ruht nicht eher, als bis das geſchieht!
Was ſagt Ihr? Und Ihr wißt, daß er der Nächſte
Zum Throne iſt!

Oſſip.

Nun, das beweiſ't doch viel!

Otrepiep.

Ja wohl! So lange ihm der Fürſt von Schuiskoi
Zur Seite ſteht, wär' Zweifel Hochverrath,
Allein —

Oſſip.

Du ſtock'ſt?

Otrepiep.

Man wird ja ſeh'n, was folgt.
Ihr kennt den Mann nun, dem Ihr trauen dürft,
Wie ſich der Wind auch immer drehen mag:
Der rechte Weg iſt der, den Schuiskoi geht.

(Er verliert ſich unter dem Volk, ſo wie der Czar ſich nähert.)

Fünfte Scene.

Barbara.

Nein, daß ich dieſen Tag erleben ſoll!

Oſſip.

Was haſt Du denn davon?

Barbara.

Ich dank' Dir, Gott,
Ich danke Dir! Ich ſoll ihn wiederſeh'n,
Und das, ich werde närriſch, wenn ich's denke,
Und das als Czar!

Oſſip.

Tritt wieder hinter uns,
Nun wird's gefährlich.

Barbara.

Nein, ich muß ſein Kleid
Berühren!

Sechſte Scene.

(Demetrius. Marfa. Gefolge. Großes Gedränge. Soldaten ſtoßen und ſchlagen.)

Barbara
(fällt, indem ſie ſich zu nähern ſucht).

Helft mir! Gott, mein Bein, mein Bein!

Demetrius.

Halt! Halt! Was giebt es da?
(Tritt herzu.)

Soldat.

Ein altes Weib —

Demetrius.

Todt?

Soldat.

Nein, ſie rafft ſich wieder auf!

Demetrius
(zu Barbara).

Reich' mir
Die Hand.
(Richtet ſie auf.)
Wo thut's Dir weh?

Barbara.

Weh? Herr —

(Sie lacht krampfhaft auf.)

Demetrius.

Was iſt's
Mit ihr?

Oſſip.

Sie wagte ſich zu weit heraus.
Sie wollte Dir den Saum des Mantels küſſen
Und —

Demetrius.

Dabei nahm ſie Schaden? Gute Mutter,
Du haſt den erſten Schmerz für mich erlitten,
Dir ſoll auch meine erſte Gnade werden.
Komm morgen in den Kreml und melde Dich.

(Vorüber.)

Siebente Scene.

Barbara.

Die Hand! Habt Ihr's geſehn? Er reichte mir
Die Hand —

Oſſip.

Und ſprach — — Was wirſt Du morgen fordern?

Barbara.

Herr Gott im Himmel, daran denk' ich wohl!

Oſſip.

Doch thät'ſt Du gut daran. Wir ſind zu dumm,
Gehörig zuzugreifen. Ihm gilt's gleich

Ob er die Kuh giebt, oder bloß den Schwanz,
Doch mancher zog ſchon mit dem Schwanze ab.
D'rum ſieh Dich nicht in Deiner Kammer um,
Ob dir darin vielleicht der Spiegel fehlt
Und ob Du einen beſſern Ofen brauchſt.
Die erſte Gnade eines neuen Czaren,
Herr Gott, die iſt ja Millionen werth!

Barbara.

Ich hab' mein Theil. Doch wär' ich gern dabei,
Wenn ihm der heil'ge Patriarch die Krone
Auf's Haupt ſetzt —

Achte Scene.

Otrepiep
(kommt in großer Eile zurück).

Hurrah! Horch! Das geht ſchon gut!

Oſſip.

Was denn?

Otrepiep.

Der Czar küßt die Reliquien,
Die Polen machen Tanzmuſik dazu.

Oſſip.

Nein!

Otrepiep.

Doch! Am Dom! Ich komme juſt daher.
Choräle drinnen, draußen: Gretel komm'!
Und unterm Thor der Biſchof, der den Schädel

Des heil'gen Nicolaus faſt fallen ließ,
Als er ihn ſo begrüßen ſah.

Neunte Scene.

(Marfa und Aebtiſſin treten auf.)

Otrepiep.

Doch ſtill,
Was wollen die?

Marfa.

Da iſt die alte Gruft.

Aebtiſſin.

Und drüben ſteht der Küſter.

(Sie winkt.)

Zehnte Scene.

Küſter

(tritt heran; ein Stelzfuß).

Was beliebt?

Aebtiſſin.

Habt Ihr die Grab-Gewölbe im Verſchluß?

Küſter

(raſſelt mit dem Schlüſſelbund).

Schon drei und neunzig Jahre, denn ich bin
An hundert vierzig und ich kam ſo ſpät
Zu dieſem Amt, weil ich im Tartaren-Krieg
Dieß Bein verlor.

Aebtiſſin.

Da wißt Ihr d'rüber wohl
Genau Beſcheid?

Küſter.

Ich hatte Zeit genug,
Mich umzuſeh'n, wenn ich die Silber-Schilder
Der Särge ſcheuerte, denn darauf halt' ich,
Die müſſen mir ſo blank, wie Spiegel, ſein.
Auch weiß ich, was ein Jeder mit bekam,
Und was man einmal bei ihm finden wird,
Denn Keiner lag auf dem Parade-Bett,
Den ich nicht ſah, in ſeiner letzten Pracht.
Ja, wer nicht ehrlich wäre! Hier iſt mehr
Zu holen, wie ein Schatz, und völlig ſicher,
Denn Tag und Nacht iſt Einer ungeſtört.

Marſa.

So könnt Ihr mir —
(Sie bricht ab.)

Küſter.

Ei! Alles was Ihr wollt!
Wo Jeder liegt, wie viele Ringe er
Am Finger trägt, wie reich die Krone iſt,
Ob die Juwelen klein ſind oder groß,
Genug, was man auch immer fragen mag.
Ich merkt' es mir, wenn ich beim Kerzenſchein
Den Sarg umſchritt und ſchrieb es nicht in Sand.
Das heißt: den großen Iwan nehm' ich aus,
Da ließ die Todten-Wache mich nicht zu,
Weil ich betrunken war, und auch das Kind,
Das Kind aus Uglitſch, den Demetrius,
Der jetzt —

(Er bricht ab und ſchüttelt den Kopf.)

Ich wollte ſagen dieſes Kind
Kam gleich in Blei und Eiſen an, verſiegelt
Wie ein Geheimniß für den jüngſten Tag,
Und ward ſo beigeſetzt.

Marſa.

Ganz ſtill, nicht wahr?

Küſter.

O nein, ſo feierlich, wie je ein Prinz
Und noch viel feierlicher.

Aebtiſſin.

Wollt Ihr uns
Hinunter führen?

Küſter.

Heute kann's nicht ſein!

Aebtiſſin.

Warum denn das nicht?

Küſter.

Weil uns Allen ſtreng
Verboten iſt, von unſer'm Platz zu geh'n.
Der Czar kann kommen. Sonderbar, nicht wahr?
Er ſoll erſt kommen, und er iſt ſchon hier.

Marſa.

Wir nehmen das auf uns. Ich bin die Czarin.

Küſter

(Küßt ihr Gewand.)

Ich ſchau mich nur nach einer Fackel um.

(Ab.)

Elfte Scene.

Aebtiſſin.

Du biſt am Ziel.

Marſa.

Mein Herz klopft fürchterlich.

Aebtiſſin.

Noch ſteht's bei Dir.

Marſa.

Was meinſt Du? Umzukehren?

Aebtiſſin.

O nein, doch drunten ſind der Särge zwei,
Und wenn Du nicht als Mutter beten willſt,
So kannſt Du es als fromme Witwe thun.

Marſa.

Glaubſt Du an Offenbarungen?

Aebtiſſin.

Wie ſollt' ich
Nicht glauben, was die heil'ge Kirche lehrt?

Marſa.

Ich frag' nicht, ob Du an die Stimme glaubſt,
Die einſt von Himmels Höh' herab erſcholl,
Als ſich des Menſchen Sohn am Jordan-Fluß
Dem Täufer beugte, nein, ich frage Dich,
Ob jetzt ein ew'ges Schweigen waltet, oder
Ob dieſe Stimme noch ertönen kann.

Aebtiſſin.

Ich weiß es nicht. Doch ſo viel iſt gewiß:
Wer Gottes Stimme erſt vernommen hat,
Der kann nicht zweifeln, ob ſie's wirklich iſt.

Marfa.

Und giebt es einen Ort auf dieſer Welt,
Wo man mit größerm Rechte auf ſie hofft,
Als der, den ich nun gleich betreten ſoll?

Aebtiſſin.

Du ſtandeſt ſchon auf einem höher'n Tabor,
Als Du den Sohn an Deinem Herzen hieltſt!

Marfa.

Da ſchwieg ſie.

Aebtiſſin.

Nun, ſo ſchweigt ſie hier wohl auch.

Marfa

(breitet die Arme gen Himmel aus).

Allmächt'ger Gott, Du ließeſt es geſcheh'n,
Daß ſolch ein ungeheurer Widerſpruch
In einer Mutter Bruſt entſtehen konnte:
Erbarme Dich denn auch und löſe ihn.

Zwölfte Scene.

Küſter

(erſcheint mit einer Fackel im Portal).

Aebtiſſin.

Noch Eines, eh Du vor die Todten trittſt!
Iſt Boris Godunow mit eingeſchloſſen,

Wenn Du den Feinden ihre Schuld vergiebſt,
Und hegſt Du keinen Haß mehr gegen ihn?

Marſa.

Jetzt wär' die Antwort leicht. Ich bin gerächt,
Er ruht in einem ruhmlos ſchlechten Grabe
Und ſeine armen Kinder neben ihm.
Doch, ſo gewiß ich ſelig werden will,
Ich habe dieſe Rache nie erfleht,
Und kälter kann die Aſche ſelbſt nicht ſein,
In die mein Herz dereinſt zerfallen muß,
Als dieſes Herz ſchon jetzt iſt, wenn ich ſeiner
Gedenke: Wunden brennen, Narben nicht!

Aebtiſſin.

So geh' denn ein in's ſündenloſe Reich,
Und wenn der Herr ſich Dir nicht offenbart,
So hat er längſt ſein letztes Wort geſprochen
Und öffnet erſt am jüngſten Tag den Mund.
(Beide in den Dom.)

Dreizehnte Scene.

Otrepiep.

Seltſam! Der erſte Weg zur Todten-Gruft?
Was ſucht ſie dort?

Oſſip.

Wer wars?

Otrepiep.

Die Czarin Marſa,
Die Mutter!

Barbara.

O, ich hab' ſie wohl erkannt!

Oſſip.

Nun, das iſt doch kein Wunder.

Otrepiep.

Nicht?

Oſſip.

Ihr Gatte,
Der große Iwan liegt ja hier!

Barbara.

Und auch
Ihr Sohn.

Otrepiep.

Ihr Sohn? Der zog ja eben noch
Als Czar an uns vorbei.

Barbara.

Nun ja! Das Kind,
Das ſie ſo lange dafür hielt.

Otrepiep.

Das Kind
Aus Uglitſch? Ei! — Ja, ja, das könnte ſein!
Iwan Waſiljewitſch iſt nicht der Heil'ge,
An deſſen Sarg man betet! Doch das Kind —
Das Kind, das man vielleicht verleugnet hat —
Ich muß es wiſſen! Wenn's dem Kinde gilt,
So iſt das Gaukelſpiel ſchon heut' entlarvt

Und Schuiskoi erbt die Welt, bis auf den Theil,
Den ich mir ausbedang.
(Ab in den Dom, indem er ſich auf der Schwelle tief kreuzt.)

Vierzehnte Scene.

Oſſip
(zu Barbara).
Iſt ſie's gewiß?

Barbara.
O Gott! Wie oft hab' ich ihr Kleid geſchnürt!

Fünfzehnte Scene.

(Schuiskoi, Basmanow und Mſtislawsky treten auf.)

Schuiskoi.
Da ſind wir denn zum erſten Male wieder
Beiſammen, ſeit uns der geſtrenge Herr
Zu Felde ſchickte.

Basmanow.
Damals flog der Schnee,
Jetzt giebt es Blumen. Auch der Lorbeer grünt.

Mſtislawsky.
In Moskau nicht, Gottlob, das iſt ein Troſt.

Schuiskoi.
Wir hatten aber Unglück! Tula ging
Dir ſchnell verloren.

Basmanow.
Doch nicht ganz ſo ſchnell,
Wie Dir Nowogorod.

Schuiskoi.

Und der da konnte
Den Feind nicht finden.

Mſtislawsky.

Ja, ich war, wie blind.

Basmanow.

Das hat uns um den beſten aller Czaren
Gebracht.

Schuiskoi.

Wer weint zuerſt? Ich folge nach!
Du haſt ihn noch geſeh'n.

Mſtislawsky.

Ich ſtand dabei,
Als er verſchied. Nun, wenn er wirklich Gift
Im Leibe hatte, war's ein Heldenſtück:
In off'ner Audienz, mit den Geſandten
Verhandelnd, lächelnd, ohne Schrei und Laut.

Schuiskoi.

Ihr Herren, was ſoll denn werden?

Mſtislawsky.

Was ſchon iſt.

Basmanow.

Wär' Rurik's Blut noch nicht erlaucht genug?
Das fließt ja in den Adern unſer's Neuen,
Und daß er gut an Boris Stelle taugt,
Bewies er eben!

Schuiskoi.

Was iſt denn geſcheh'n?

Basmanow.

Ihr kennt den alten Erzſpion, den Orlow —

Mstislawsky.

Wer kennt ihn nicht!

Basmanow.

Der drängte ſich zu ihm —
(Zu Schuiſkoi.)
Was, Du entfärbſt Dich?

Schuiskoi.

Weiter! Weiter! Sprich!

Basmanow.

Er flüſterte —
(zu Schuiſkoi.)
Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen,
Mir ſelber kroch das Haar!

Mstislawsky.

Seid Ihr ſchon wieder
So weit? Mein Herz iſt rein!

Basmanow.

Da ſchlug der Czar
Ihm auf den Mund und rief: Verflucht der Tag,
Wo ich den Späher höre! — Wird Dir leicht? —
Dann fügt' er noch hinzu: Wer edle Thaten
Zu melden hat, der iſt mir ſtets willkommen,

Denn die will ich belohnen, doch der böſen
Entdeck' ich ſelbſt wohl mehr, als mich erfreut!
Was ſagt Ihr? Paßt er? Orlow aber ſprach! —
Der graue Schurke war bewundrungswerth —
Deßwegen kam ich juſt, ich wollte Dir
Den allertreuſten Mann des Reiches nennen,
Und nannte, freue Dich, mein Schuiskoi, Dich!

Schuiskoi.

So hat's der Hund heraus. O, daß man den
Nicht abgekauft hat. Sprach er Niemand ſonſt?

Basmanow.

Ich glaube nicht.

Schuiskoi.

Gott — — geb's!

Sechszehnte Scene.

Otrepiep

(erſcheint wieder im Portal).

Heran! Heran!
Wer Wunder ſeh'n und Räthſel löſen will!

Schuiskoi.

Was giebt es da?

Otrepiep.

Erlauchter Fürſt geſtattet
Mir eine Frage! Welchen Czaren ſoll
Ich jetzt verehren? Den Demetrius,
Der eben, hell vom Sonnenlicht beſtrahlt,

Mit Jubel eingezogen, oder den,
Der zwanzig Jahre ſchon als Staub und Aſche
In dieſer Gruft bei ſeinen Ahnen ruht?

Schuiskoi

(zu Basmanow und Mſtislawsky).

Wie dünkt Euch das?

Otrepiep.

Herbei, Du Volk der Reußen,
Ich fragte auch für Dich. Was ſtehſt Du fern?
Merk' auf den Spruch. Mein Fürſt, die Czarin Marfa,
Die eben noch den Einen mütterlich
Vor Dir und mir und aller Welt umarmt,
Wäſcht jetzt den Sarg des Anderen mit Thränen,
Darum noch einmal: Wer iſt unſer Czar?

Schuiskoi.

Das iſt höchſt ſonderbar.

Otrepiep.

Wer lebt, wird nicht
Beweint, wer todt iſt, nicht gekrönt, man kann
Nicht auf dem erſten Thron der Erde ſitzen
Und doch zugleich in einem Winkel modern,
Darum zum dritten Mal: Wer iſt der Czar?

Schuiskoi.

Die Antwort hol' Dir anderswo!

Barbara.

Den Mönch
Könnt' ich vergiften.

(Zu Otrepiep.)

Wenn Ihr geiſtlich ſeid,
So folgt mir gleich zu einem Sterbenden,
Der beichten will.

Otrepiep

(für ſich).

Dort kommt der Woiwode
Von Sendomir! Fort! Fort!

(Zu Barbara.)

Ich bin bereit!

(Beide ab.)

Siebzehnte Scene.

Schuiskoi.

Was ſagt Ihr dazu? Iſt's nicht offenbar,
Daß hier der ungeheuerſte Betrug
Geſpielt wird?

Basmanow.

Das iſt klar.

Schuiskoi.

Und wollen wir
Die Narren ſein, die ſich wie Schach-Figuren,
Wie Todte, ſchieben laſſen? Noch zur Nacht
Zeig' ich, daß ich lebendig bin und ſtoße
Das ganze Brett um.

Basmanow.

Biſt Du toll? Der Polen
Und Deutſchen ſind zu viel.

Schuiskoi.

Die habe ich
In Moskau ſo zerſtreut, daß eine Hand
Voll Erbſen, in ein ſtürm'ſches Meer geworfen,
Sich leichter noch zuſammen finden würde,
Wie ſie. Ich wag's, ich trete heut' noch zwiſchen
Den Gaukler und die Krone, daß ſie nicht
Zum zweiten Mal befleckt wird. Glaube mir,
Es glückt mir um ſo eher, als er das
Nicht mehr erwartet. Sei er auch gerüſtet,
Sie zu vertheidigen, wenn er ſie trägt,
Er träumt nicht, daß ſie noch an ſeinem Haupt
Vorüber ſchweben kann, und ſind wir ſchnell,
So machen wir aus ihm den blöden Knaben,
Der nach dem gold'nen Mond am Himmel greift
Und in den Graben fällt und dort erſtickt.

Mſtislawsky.

Still! Still! Der Woiwod.

Achtzehnte Scene.

Mniczek
(hat ſich langſam genähert).

Schuiskoi.

Hochedler Herr,
Wir hörten, daß der Czar an dieſer Stätte
Erſcheine und die theuren Ueberreſte
Des hocherlauchten Vaters küſſen würde —

Mniczek.

Das wird auch gleich geſcheh'n.

Schuiskoi.

So ſind wir denn
Am rechten Ort. Wir eilten ihm voraus,
Ihn zu empfangen.

Neunzehnte Scene.

(Marfa und Aebtiſſin erſcheinen wieder im Portal. Der Küſter mit der Fackel voran.)

Mniczek.

Aber, was iſt das?

Schuiskoi.

Wißt Ihr's noch nicht? Die fromme Czarin war
Wohl eine Stunde drunten.

Mniczek.

Nun, ſo kam
Die Mutter denn dem Sohn zuvor und brachte
Das erſte Todten-Opfer.

Schuiskoi.

Seltſam nur — —
Wo blieb der Mönch?

Mniczek.

Was findet Ihr ſo ſeltſam?

Schuiskoi.

Ich nicht! Bewahre Gott! Das dumme Volk!
Ihr ſeht ja, wie ſie glotzen, lachen, ziſcheln —

Mniczek.

Ich ſeh's. — Was giebt es denn?

Schuiskoi.

Sie wundern ſich —
He! Mönch!

Mniczek.

So ſprecht doch!

Schuiskoi.

Aus der Kirche kam
Ein Mönch, ein harmlos ſchlichter Menſch, der dort
Gebetet hatte, der berichtete,
Die fromme Czarin kniee nicht am Grabe
Des großen Gatten, wie er ſich gedacht —

Mniczek.

Nicht? Und wo denn?

Schuiskoi.

An einem Kinderſarg,
Den ſie mit Thränen waſche.

Mniczek.

Hatte ſie
Denn mehr der Kinder? Starb ihr in der Jugend
Vielleicht — ich kann's als Pole nicht ſo wiſſen —
Ein Mädchen?

Schuiskoi.

Nein! Doch iſt der Knabe hier
Beſtattet, der in Uglitſch ſtarb, und den
Beweinte ſie.

Mniczek.
Hat das der Mönch geſagt? —
Er hieß doch nicht Otrepiep?

Schuiskoi.
Wie ſoll
Ich wiſſen, wie er hieß?

Mniczek.
Je nun, Ihr Herrn,
Was wär' es denn? Was iſt hier wunderbar?
Wenn ſie dem armen Kinde, das dem ihren
Als Opfer fiel und ſeine gold'nen Windeln
Mit ſeinem Blut bezahlte, eine Thräne
Des Mitleid's ſchenkte: hat ſie mehr gethan,
Als Ihr begreifen könnt?

Schuiskoi.
Ich faß' es wohl,
Doch die, die ſchreien jetzt: wer iſt denn echt,
Der Todte oder der Lebendige?

Mniczek.
Nun denen werden wir's noch heute zeigen,
Der Sarg muß fort!
(Winkt der Wache.)
Doch erſt, Herr Fürſt von Schuiskoi
Verhaft' ich Euch um Hochverrath.

Schuiskoi.
Herr Pole!

Mniczek.

Den Degen!

(Stumme Wechſel-Reden. Schuiskoi wird abgeführt.)

Aebtiſſin.

Nun?

Marfa.

Der Himmel ſpricht nicht mehr.

Aebtiſſin.

So weihe Dich dem Lebenden!

Schuiskoi

(wendet ſich noch einmal um).

Mein Volk,
Hab' Acht, was jetzt geſchieht! Habt Acht, habt Acht!

(Ab.)

Zwanzigſte Scene.

Mniczek.

Die graue Thörin!

(Ruft.)

Küſter!

Küſter.

Zu Befehl!

Mniczek.

Verfluchter Hund, ward Dir's nicht angeſagt,
Daß der erlauchte Czar noch heut die Gruft
Beſuchen wird?

Küſter.
Nicht als gewiß.

Mniczek.
Wie kommt's,
Daß Du ſie nicht vorher gereinigt haſt?

Küſter.
Herr, von den Treppen Stufen könnt Ihr eſſen,
So blank ſind ſie gefegt und für die Spuren,
Die Ihr entdeckt, ſteht Euch mein Kopf zum Pfand.

Mniczek.
Was rühmſt Du Dich, daß Du das Haus getüncht,
Wenn Du zweideut'ge Gäſte darin duldeſt?
Der Czar wird Dich nicht ſchelten, wenn die Spinne
Den letzten Flor um alte Särge webt,
Und auch nicht, wenn die Natter dazu pfeift,
Doch wohl, wenn ihn ſein eig'nes Zerrbild äfft.

Küſter.
Herr, ſagt mir, wo ich fehlte und ich will's
Sogleich verbeſſern.

Mniczek.
Weſſen iſt die Gruft?
Für wen ward ſie gebaut? Für Rurik's Stamm!
Steht das mit gold'nen Lettern nicht darüber?
Nun, ſchlafen lauter Sproſſen Rurik's hier?
Begreifſt Du noch nicht?

Küſter.

Ja, ich glaube wohl.

Mniczek.

So thu, was Deines Amts!

Marſa.

Herr Woiwod —

Mniczek.

Erlauchte Czarin, auch um Euretwillen
Schelt' ich den Knecht. Hinweg!

Marſa.

Ich bitt' Euch ſehr —

Mniczek.

Ihm ſoll gar nichts geſcheh'n, er iſt ja alt,
Doch ſchmerzt es mich, daß ſeine Trägheit Euch
Die vielen Thränen koſtete. Ich glaub's,
Was mußte Euch nicht in's Gedächtniß kommen,
Als Ihr den Sarg erblicktet! Immer war's
Ein Kind, wenn auch das Eure nicht, das ſchändlich
Geopfert wurde, hatte eine Mutter,
Wenn Ihr es auch nicht wart, und ſchwebte Euch
Mit ſeiner Todes-Wunde zwanzig Jahre
Als Euer eig'nes vor! Ich hätte ſelbſt
Geweint, doch darf ſich das nicht wiederholen,
Denn man mißdeutet's! — Eile Dich! Ein Grab,
So ſchön man's haben kann, mit Lilien

Beſtreut und Roſen, wie es Engeln ziemt,
Nur dieß nicht länger! — Gleich erſcheint Dein Sohn
Und trocknet Dir die Thränen ab. Soll der
Lebendige dem Todten auf der Treppe
Begegnen? — Schaff' den Sarg hinaus!

Marfa
(hält den Küſter am Rock feſt).

Nein! Nein!

Mniszek.
Unglückliche, was thuſt Du!

Aebtiſſin.
Weh ihr! Weh!
Jetzt ſpricht der Himmel durch ihr Herz.

Mniszek
(deutet auf die Volks-Gruppen).

Schau hin,
Wie die da ſteh'n und ihre frechen Köpfe
Zuſammen ſtecken? Weißt Du, was ſie ziſcheln,
Wenn ſie die Achſeln zieh'n und mit dem Apfel
Des aufgeriſſnen Auges, rückwärts ſpähend,
Ihr Eſels-Ohr beſchießen? Straf' ſie Lügen,
Sonſt wird es Markt-Geſchrei.

Marfa.
Wie fürchterlich!

Aebtiſſin.
Gott, welch' ein Tag!

Mniczek.

Es heißt, den Todten wachſen
Die Nägel noch im Grabe, dieſes Kind
Hat Tiger-Krallen, mordet und zerfleiſcht,
Wenn Du es nicht verläugneſt, feierlich
Vor aller Welt dich losſagſt von dem Schatten,
Der unſer Aller Blut zu trinken droht
Und doch nicht mehr lebendig wird.

Aebtiſſin.

Du biſt
Der Gouverneur von Moskau, haſt Gewalt,
Zu thun, was Dir gefällt, wir werden geh'n,
Wer hindert Dich dann noch?

Mniczek.

Nein, das iſt nicht
Genug, ſie ſelber muß es anbefehlen,
Sonſt lacht man jetzt dazu. Und warum nicht?
Sie hat den erſten Schritt gethan, wie kann
Sie zaudern bei dem zweiten? Heute ſegnen
Und morgen fluchen? Eine Stirne ſalben
Und wieder waſchen? Braucht's der Gründe mehr,
So ſeid gewiß, daß Tod und Leben
Am Ausgang dieſer Stunde hängen kann!

Aebtiſſin.

So iſt's vielleicht.

Marfa.

O Gott, ich kann ja nicht!

Stimmen.

Der Czar! Der Czar!

Einundzwanzigſte Scene.

(Demetrius von vielen Bojaren begleitet. Jubelrufe.)

Oſſip

(zu Rurik).

Doch wohl nur Nummer Zwei!

Rurik.

Mir gilt's ſo gleich, was für ein Czar regiert,
Wie, welch ein Sternbild im Kalender ſteht!
Ob Venus oder Mars: Das Jahr iſt immer
Daſſelbe und die gold'ne Zeit bleibt aus.

Demetrius

(nachdem er von Basmanow und Mhielowsky, ſo wie von allen Seiten feierlich begrüßt iſt, nähert ſich Maria).

Ehrwürdige, ſo kamſt Du mir zuvor?
Willſt Du mich zu dem todten Vater führen,
Damit ich doppelt ihm willkommen ſei?
O, reich' mir Deine Hand, ich folge Dir.

Aebtiſſin.

Sie hatte ein Gelübde hier zu löſen,
Das Keiner kennen darf, als Gott und ſie,
Und muß jetzt noch in ſieben Kirchen geh'n.

Demetrius.

So ſegne mich zuvor in ſeinem Namen,
Wie Du in Deinem mich geſegnet haſt,
Er kann's nicht mehr, denn er hat Sand im Mund.

(Kniet vor ihr nieder.)

Marfa.

Aus meiner vollſten Seele thu' ich das!
Und könnt' ich alle Kräfte, die im Himmel
Und auf der Erde das Gedeihen ſchirmen,
Hernieder rufen auf Dein einzig Haupt,
Ich thät' es und beraubte alle Welt.
(Nach einer Pauſe.)
Sei glücklich, wie Du groß und edel biſt!
(Ab mit der Aebtiſſin.)

Zweiundzwanzigſte Scene.

Mniczek.

Nun kann es doch geſcheh'n!
(Spricht mit dem Küſter, der ſich dann in den Dom begiebt.)

Demetrius
(zu den Bojaren.)
Wo iſt denn Schuiskoi?

Basmanow.

Noch eben war er hier.

Mniczek.

Ich habe ihn
Um Hochverrath verhaftet.

Demetrius.

Heute! Ihn!

Mniczek.

Ja! Heute! Ihn! Denn morgen wär's zu ſpät,
Und einer Schlange tritt man auf das Haupt,
Nicht auf den Schwanz!

Demetrius.

Ich hoff', Herr Weiwod —

Mniczek.

Der Gouverneur ſteht ein mit ſeinem Kopf
Für den Beweis!

Demetrius.

Ihr Herren Reichs-Bojaren,
Das thut mir weh!
(Will in den Dom.)

Mniczek.

Noch einen Augenblick!

Demetrius.

Warum? Wozu?

Mniczek.

Die Knechte, die den Kreml
So raſch von Boris Brut geſäubert haben,
Vergaßen, daß auch hier noch Unrath iſt.

Demetrius.

Was ſoll das heißen? Ich verſteh' Dich nicht!

Dreiundzwanzigſte Scene.

Küſter

mit ſeiner Fackel erſcheint im Portal. Ein Kinderſarg wird hinter ihm ſichtbar).

Mniczek.

Die Puppe, die in Uglitſch Deine Rolle
Geſpielt hat!

Demetrius.

Wie? Das Kind? Das arme Kind,
Das Boris ſchlachten ließ?

Mniczek.

Dieß arme Kind
Gehört nicht in die Czaren-Gruft.

Demetrius.

Doch! Doch!
Es hat ſich eingekauft mit ſeinem Blut.

(Winkt dem Kutſcher.)

Zurück! Zurück!

Mniczek.

Du weißt nicht, was Du thuſt.

Demetrius.

Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten! Laßt die Todten ruh'n!

(Geht in den Dom. Der Sarg verſchwindet, wie er ſich nähert. Die Bojaren folgen. Das Volk ſtrömt nach.)

Vierter Act.

Kreml.

Erſte Scene.

Demetrius.

Werd' ich Marina ſeh'n?

Mniczek.

Sie wartet nur
Auf die Befehle ihres gnäd'gen Czaren,
Doch erſt noch ein Geſchäft von Wichtigkeit.

Demetrius.

Das Todesurtheil!

Mniczek.

Ja, das Todesurtheil,
Du ſiehſt, vom ruſſiſchen Senat gefällt.

Demetrius.

Wie kam's, daß Du ſo plötzlich Argwohn ſchöpfteſt?

Mniczek.

Ich lieh dem Mann das Ohr, dem Du den Mund
Verboteſt!

Demetrius.

Wie? dem ſchmutzigen Spion?

Mniczek.

Dem ſchmutzigen Spion! Ich ſagte gar,
Daß ich in Deinem eignen Auftrag komme
Und daß Du nur, um ihm ſein Handwerk leichter
Zu machen, ihn gebrandmarkt vor der Welt.

Demetrius

(bricht aus).

Das —

(mäßigt ſich.)

wird nicht mehr geſchehn!

Mniczek.

Mein Fürſt und Czar,
Gott Vater war Regent im Paradies
Und hatte einen einz'gen Unterthan,
Und dennoch kam er mit dem Catechismus
Nicht aus, er mußte ſeine Engel rufen
Und ſie umgürten mit dem Flammenſchwert.
Denkſt Du die Deinen durch die zehn Gebote
Zu zügeln? Hoff' es nicht! Du hoffſt umſonſt.

Demetrius

(blickt wieder in das Urtheil).

Hat denn Fürſt Schuiskoi ſeinen Hochverrath
Bekannt?

Mniczek.

Mit Vorbehalt! doch Alles iſt
Bewieſen und es war ein ſchlaues Stück.

Um Mitternacht ein Brand — Geheul der Glocken
Von hundert Thürmen — Du heraus — die Deinen
Weit weg quartirt und Deine ganze Wache
Beſetzt mit Mördern im Soldaten-Rock —

Demetrius.

Pfui! Pfui!

Mniczek.

Klug! Klug! Ob ein gemeiner Stein,
Ob eine Silberkugel: wenn's nur trifft,
So gilt das gleich! Und ſicher hätt's getroffen,
Denn an der Spitze ſtand Otrepiep,
Der, ſeit Du ihn ſo ſchmählig von Dir ſtießeſt,
Dein grimm'ger Feind iſt und viel ſchärf're Waffen,
Wie jemals, führt, weil ihm der Haß ſie wetzt.
Für dieſen bitt' ich, nebenbei geſagt,
Dich um Pardon.

Demetrius.

Wenn ich den Fürſten ſelbſt
Begnadige, ſo kann ich ſeinen Hund
Nicht hängen laſſen. Darum ſei's gewährt.

Mniczek.

So mein' ich's nicht. Du mußt das Todesurtheil
Vollſtrecken, wenn Dein Weg durch's Leben nicht
Dem Gang durch einen Garten gleichen ſoll,
Wo jeder Schritt ein Selbſt-Geſchoß entzündet
Und jede Blume eine Natter deckt.
Ich meine nur, daß Du das Werkzeug Dir

Erhalten ſollſt, das hier ſo brav gedient.
Wie thöricht wär's, den Degen zu zerbrechen,
Bloß, weil der Feind ihn ſchwang, und dennoch kann
Man Waffen kaufen. Aber einen Menſchen,
Der einzig iſt und den man noch bewundert,
Indem man ihn verfolgt, im Zorn vernichten,
Wär' ruchlos, dumm und lächerlich zugleich.

Demetrius.

Ich ſtaune! Dieſen Menſchen nennſt Du einzig?
Wo iſt er denn? Wie hältſt Du ihn verwahrt?
Das Einz'ge hebt man ſicher auf.

Mniczek.

Im Kerker!
Im tiefſten Kerker, dreifach an die Mauer
Geſchloſſen, mit den Beinen halb im Waſſer,
Weil ihn zur Nacht die Moskwa dort beſucht,
Und überdieß noch Kugeln d'ran. Mein Fürſt,
Verſteh' mich nur. Der Menſch iſt in der Welt,
Was Belladonna oder Eiſenhut
Im Pflanzenbeet. Sie kriechen bei der Roſe,
In ihrer nächſten Nachbarſchaft hervor,
Und hauchen ſchwüles Gift, wie dieſe Duft,
Obgleich derſelbe Boden ſie erzeugt.
Der Gärtner reißt ſie aus, doch für den Arzt
Sind ſie unſchätzbar! Solch ein Burſche beißt
Als Säugling ſchon die Mutter in die Bruſt,
Indem er trinkt, und kratzt den Vater, der

Ihn küſſen will! Doch, wenn die Zeit ihn reift,
Verſteckt er ſeine Krallen, heuchelt, ſchmeichelt
Und wird ein Lügner, Späher und Verräther,
Dem Judas ſelbſt noch ſchamroth weichen muß.
Und das iſt, was Du brauchſt, wie's liebe Brot.

Demetrius.

Das! — Ueberzeuge mich davon, und eher
Laß' ich mich in das Fell des Bären nähen,
Als ich mich hüll' in Deinen Hermelin.

Mniczek.

Mein Fürſt! Du ſtehſt an Gottes Platz auf Erden
Und ſollſt allmächtig und allwiſſend ſein.
Zur Allmacht bringſt Du's leicht. Die Mütter ſchicken
Dir jährlich ihre Söhne und die Berge
Ihr Eiſen und ihr Gold: das Eiſen giebſt
Du Dieſen in die Hand und mit dem Gold
Füllſt Du Jedwedem nach Verdienſt die Taſche,
Da haſt Du, was den Donnerkeil vertritt.
Wohin ihn aber werfen? Wo der Feind?
Der ſchlimmſte iſt der ſtillſte. Alles lächelt,
Wie Sonnenſchein. Doch' was verbürgt dieß Lächeln?
Wem darfſt Du trauen? Du brauchſt Allwiſſenheit!
Und dieſe mußt Du Dir aus tauſend Augen
Zuſammenſetzen, wie aus tauſend Armen
Die Allmacht, und der liſt'ge Argus iſt
Dir oft noch nöth'ger, als der plumpe Mars.

Demetrius.

Vater! man ſagt, wer graue Haare trägt,
Dem hängt auch Spinngewebe vor den Augen,
Die Kirſchen ſchmecken Dir ſchon längſt nicht mehr,
Kein Wunder, daß Dir auch die Welt mißfällt.
Einſtweilen laſſ' ich Deinen Einz'gen hängen,
Doch wenn ich in die Jahre komm', wie Du,
So bau' ich ihm den Galgen um zum Kreuz!

Mniczek.

So ſprach Dein Vater auch in ſeiner Jugend,
Doch, als er ſtarb, hieß er der Schreckliche,
Und war beſpritzt mit ſeines Kindes Blut!
Wer damit anfängt, daß er Allen traut,
Wird damit enden, das er einen Jeden
Für einen Schurken hält. Und Du nun gar
Haſt Dich zu hüten. Wenn auch noch ſo echt,
Der Ruſſe hat Dich nicht als Kind gekannt,
Du kommſt, als wär's vom Himmel. Dann: der Pole
Hat Dich in's Land gebracht, und wär's der Teufel
Geweſen, immer würd' es beſſer ſein.
Und endlich, dieſer unglückſel'ge Schritt
Der Czarin, dieſe Pilgerſchaft zum Grabe,
Der ſchon des Volks verſtohl'ne Wallfahrt folgt:
Du darfſt Dein Herz nicht fragen, Du mußt handeln,
Die Stunde drängt, drum zeichne raſch das Blatt.

Demetrius.

Ich ſoll ſchon Blut vergießen, eh' ich noch

Geſalbt bin? Soll das Schwert des Richters ſchwingen,
Eh' mich die Czaren-Krone deckt?

Mniczek.

Du haſt
Den Schwur des Heers!
(Reicht Demetrius eine Feder.)

Demetrius.

Wenn ich mißtrauen ſoll,
Und dazu räthſt Du ja, warum nicht Dir?
(Wirft die Feder weg.)

Zweite Scene.

(Marina iſt während deſſen eingetreten.)

Mniczek.

(deutet auf ſie).
Ich gab ein Pfand!

Marina.

So ernſt? Da komm' ich wohl
Nicht recht? O Gott, wohin mit meiner Angſt,
Wenn man mich hier vertreibt!

Demetrius.

Mit Deiner Angſt?

Mniczek.

Was iſt geſcheh'n?

Marina.

Nie hatt' ich einen Schreck,
Wie dieſen! — Waſſer!

Mniczek.

Unglückſel'ges Kind!

Demetrius.

Den Arzt!

Marina.

Laßt nur!

(Sie hebt die Feder auf.)

Was hat die arme Feder
Gethan?

Demetrius.

Beruh'ge uns!

Mniczek.

Sprich doch!

Marina.

Erſt Luft!

(Athmet tief auf.)

Ich habe meinen Krönungsſchmuck geſeh'n!

Mniczek.

Und das —

Marina.

Die Stiefel! Nie vergeſſ' ich ſie! —
Ich hatte doch ſchon Manches hinter mir,
Was einer minder Starken leicht das Leben
Gekoſtet hätte. — So das große Feſt-Mahl
Im Kloſter; fragt, ob ich dabei auch nur
In Ohnmacht fiel!

Mniczek.

Marina!

Marina.

Theurer Vater,
Ich weiß!

Mniczek.

Du weißt nicht! Bänd'ge Deine Zunge,
Denn Nichts verargt man einem Fremden mehr,
Als wenn er das verachtet und verſpottet,
Was des Einheim'ſchen Luſt und Freude iſt.

Marina.

Wer hat es denn gethan? Was Du Dir träumſt!
Ich hab' blos die Gelegenheit benutzt,
Um meinen mangelhaften Unterricht
In der Natur-Geſchichte zu ergänzen
Und, als die Andern aßen, nachſtudirt.

Mniczek.

Ich merke ſchon.

Marina.

Erſt kam ein Suppen-Napf,
In dem die ganze Pflanzen-Welt des Reichs
Beiſammen war, groß, wie ein Teich, und höchſt
Solid, nur daß die Rettungs-Leiter fehlte,
Die des Ertrinkens wegen, hier ſo nöthig
Erſchien, wie auf dem Schiff das kleine Boot,
Und daß ich auch den Taucher nirgends ſah. —

Mniczek.

Haſt Du nach ihm gefragt?

Marina.

Bewahre Gott!
Ich hab' mir nicht einmal die Unglücksfälle
Erzählen laſſen, die ſich ſchon ereignet,
Ich hab' botaniſirt. Dann kam das Thierreich.
Doch nur die Fiſch Geſchlechter, und nicht einmal
Vollſtändig, denn der Wallfiſch mangelte,
Das aber war ein großes Glück für mich,
Ich hätte ſonſt mein Faſten brechen müſſen,
Doch nun erklärt' ich, daß ich den erwarte
Und bat mir ihn für's nächſte Eſſen aus.

Mniczek.

Das that'ſt Du?!

Marina.

Ja! In äußerſter Gefahr!
Was blieb mir übrig? Runzle nicht die Stirn!
Hätt' ich vielleicht den kleinen Kaukaſus,
Den man mir auf dem Teller aufgethürmt,
Abtragen ſollen? Ueberlege Dir's,
Bevor Du mich verdammſt! Dann müßt' ich auch,
Wenn mir der Eskimo — denn der gehört
Doch auch zu unſer'n theuren Unterthanen,
Nicht wahr? — in ſeinem Feſt Getränk, im Thran,
Den Willkomm böte, höflich knixend, nippen
Und dürfte nicht einmal den Mund verzieh'n.

Mniczek.

An kleine Dinge muß man ſich nicht ſtoßen,
Wenn man zu großen auf dem Wege iſt.

Marina.

O, das iſt wahr. Ich ſchäme mich ja auch
Und hab' es ſchon geſagt. Doch wußt' ich nicht,
Was mir bevorſtand! Wer das Schwert nicht ſieht,
Das ihm den ganzen Kopf zu rauben droht,
Der klagt wohl über Zahnweh. Güt'ger Himmel,
Was will's denn heißen, einmal aus der Küche
Zu eſſen, die den Gaben Gottes Alles
Zu nehmen weiß, warum der Menſch ſie liebt.
Man bleibt doch, was man iſt und geht davon,
So wie man kam. Ja, was bedeutet ſelbſt
Ein Gottesdienſt, ſo endlos, daß die Welt
Drei mal entſtehen und vergehen könnte,
Bevor das letzte Amen fällt? Man ſchläft,
Und ſchlägt ſein Kreuz im Traum. O, Du haſt recht,
Ich klagte über Nichts, das Alles war
Nur Kleinigkeit, das Große iſt erſt heut
Gekommen. Dieſe Stiefel! Wenn ein Weib
Sie tragen kann, ſo iſt ſie auch vom Stamm
Des Rieſen Goliath. Der Bringer ſchwitzte
Und trug ſie doch auf ſeinem breiten Rücken,
Nicht an den Beinen.

Mniszek.

Sind ſie ſchwer, ſo ſind ſie's
Von Gold und Diamanten.

Marina.

Das iſt wahr,
Von Edelſteinen blitzen ſie und die

Sind hier noch immer beſſer angebracht,
Als hätt' man ſie in einen Sack gethan
Und hinge den der Czarin um den Hals.
Dann das Gewand! Von echtem Hermelin,
O Gott, ich zweifle nicht. Die Art nur ſeltſam,
Wie man es gürten muß.
(Mit Geberden.)
Hier unter'm Kinn!
So daß man einer Pyramide gleicht.
Mein Vater, zög' ich's an, ſo glaubteſt Du,
Daß eine von den räuchrigen Madonnen
In Sendomir, die man die ſchwarzen nennt,
Erſchienen ſei und griffſt zum Roſenkranz.

Demetrius.

Nie, nie ſoll das geſcheh'n!

Marina.

Schon jetzt erſchreckt?
Da laß Dir erſt den Kakoſchnick beſchreiben,
Dann ſchwörſt Du das vielleicht. Der krönt das Werk!
Ein Kopfputz, wie ein Topf! Doch reich beſetzt,
Ich läugn' es nicht, mit Perlen und Granaten
Und für den Juden, der ihn etwa findet
Und ohne Zeugen iſt, vom größten Werth.
Für die zwar, die das Haar ihm opfern ſoll,
Nicht ganz ſo hoch im Preis.

Mniczek.

Das Haar? Wie das?

Marina.

Das Haar wird zehnfach um den Kopf gewickelt,
Wie Flachs um einen Rocken, ohne Kunſt,
Und dann der Kakoſchnick darauf geſtülpt.
Ich ſagte, mein's wär' viel zu voll dazu,
Da meinte man, die Scheere würde helfen,
Woraus ich ſchließe, was ich nach den Bärten
Und Finger-Nägeln kaum zu hoffen wagte,
Daß es in Moskau wirklich Scheeren giebt!

Demetrius.

Ja, das iſt wahr, man treibt's hier wunderlich.
Mich wollten die weißbärtigen Bojaren,
Wie einen Säugling, auf den Armen tragen,
Ich rief: kommt wieder, wenn die Gicht mich plagt.

Marina.

Ob auch ein Naſen-Ring vorhanden iſt,
Wie Otaheiti's ſchöne Welt ihn trägt,
Kann ich nicht ſagen, doch, was red' ich noch,
Wir werden das ja ſeh'n, denn meine Zofe
Zieht Alles an, und wird wohl fertig ſein.

Mniczek.

Verhüt' es Gott! Die Dirne müßte ſterben,
Wenn ſie's gethan.

Marina.

Obgleich ich's ſelbſt gebot?

Mniczek.

Du müßteſt läugnen und ſie müßte ſterben!
Denn das wär' ganz ſo viel, als hätteſt Du
Den Kelch des Prieſters einem Trunkenbold
In ſeine ſchmutz'ge Schenke mitgegeben:
O Jugend, Jugend, welch ein Fluch biſt Du!

Marina.

Sie hat es nicht gethan, beruh'ge Dich,
Sonſt wär' ſie ja ſchon hier.

Mniczek.

So hatteſt Du
Sie wirklich herbeſtellt? Durch all die Wachen
Und Diener —

Marina.

Das hat ſie gewiß geſchreckt,
Auch iſt ſie nicht zu flink, wenn ich befehle,
Sie weiß ſchon, daß mich oft mein Wille reut.

Mniczek.

Dafür ſtatt' ich ſie aus! Du aber wirſt,
Das Alles bei der Krönung ehrbar tragen,
Es iſt ſo nöthig, wie die Taufe ſelbſt.

Marina.

Muß ich? Nun wohl, ſo hütet mich vor Spiegeln,
Sonſt wird's mir, wie dem Baſilisk ergeh'n.

Mniczek.

Und nun gieb her —

Marina.
Was denn?

Mniczek.
Das Todes-Urtheil!
Die Feder mein' ich.

Marina.
Wie? Ein Todesurtheil?
Das muß ich unterzeichnen ſeh'n.

Mniczek.
Pfui, Pfui!

Marina
(gibt Demetrius die Feder).
Nimm hin und zeige mir, worin der Czar
Sich von dem Woiwoden unterſcheidet.
(Zu Mniczek.)
Du darfſt nur peitſchen laſſen!
(Zu Demetrius.)
Dann noch Eins,
Ja, darum kam ich bloß! Aus Boris Hauſe
Soll eine Tochter noch am Leben ſein,
Das Mädchen, hör' ich, iſt gewandt und flink,
Die muß mir dienen. Bitte!

Mniczek.
Xenia,
Prinzeſſin Godunow, iſt längſt im Kloſter.

Marina.
Doch kann ſie noch nicht eingekleidet ſein.
Es iſt zu kurz.

Mniczek.

Mein Kind, das geht hier ſchnell,
Heut' auf dem Thron und morgen in der Gruft!
Gott gebe, daß wir ſelbſt es nicht erfahren,
D'rum — ſehen wir uns vor!

(Er hebt das Todesurtheil empor.)

Marina

(greift darnach und nimmt's).

Das iſt ja Ruſſiſch.
Ich kann es leſen, aber nicht verſteh'n.

Mniczek.

Du mußt es lernen.

Marina

(halb buchſtabirend).

Schuiskoi! Wie? Fürſt Schuiskoi?
Der Einzige hier, der ausſieht, wie ein Menſch?

Demetrius.

Gefällt er Dir?

Marina

Der muß verleumdet ſein!

Mniczek.

Meinſt Du?

Marina.

Er ritt mir beim Empfang zur Seite
Und ſpottete und höhnte noch viel ärger,
Wie ich, wenn wir was Lächerliches ſah'n.

Mniczek.

So!

Marina.

Und er war ſo luſtig, freute ſich,
Daß endlich friſcher Wind in's Land gekommen.

Mniczek.

Ei, ei?

Marina.

Und ſprach mir nur von Deiner Weisheit.
(Zu Demetrius.)
Und Deiner Tapferkeit!

Demetrius.

Doch ganz gewiß
Noch mehr von Deiner Schönheit.

Mniczek.

Töchterchen,
Du ſcheinſt mir faſt bereit, für ihn zu bürgen —

Marina.

Ich wagte nichts dabei!

Mniczek.

Vielleicht denn doch!
Als Dir Fürſt Schuiskoi all das Süße ſagte,
Grub er im Stillen ſchon das Grab für uns

Marina.

Das Grab?

Mniczek.

Das Grab! Und hätt' ich nicht gewacht,
So lägen wir darin. Du mit, mein Kind!

Marina.

Und ohne Leichenſchmuck? Dann unterſchreib'!
(Drängt ihm das Todesurtheil auf.)

Demetrius.

Iſt er der Einz'ge, der uns haßt?

Mniczek.

Der Einz'ge,
Der ſchaden kann! Er iſt der nächſte Erbe!
Die Andern ſteh'n ſich gleich in Recht und Unrecht
Und kommen nicht vor Neid und Zank zur That.

Demetrius.

Er iſt ein falſcher, doppelzüng'ger Schurke
Und meinen Degen kreuzt' ich gern mit ihm,
Doch, ihm den Henker ſchicken — —

Marina.

Unterſchreib'!
Du kannſt Ihn ſpäter ja begnadigen —

Mniczek.

Da ſchwatzt mein Papagei nicht gar zu dumm!

Marina.

Ich ſelbſt will für ihn bitten, öffentlich,
Damit ſie's Alle ſeh'n. Bedenk' doch nur,
Wie hübſch das wird. Du ernſt und gravitätiſch
Auf Deinem Thron; ich aufgelöſ'ten Haar's,
Wie's die Romanze will, zu Deinen Füßen
Und ſtammelnd, weinend, denn ich kann das Alles,

Sobald ich ſoll, zu Dir um Gnade flehend.
Du finſter blickend, und den Scepter ſchwingend,
Als wollteſt Du mich hau'n, doch endlich ſanft
Ihn niederſenkend und die Stirn mir tickend,
Und freundlich murmelnd: Deinetwegen ſei's!
Dann: Taſchentuch heraus! Ich bitt' Dich, thu's!

(Sie ſtößt Demetrius zum Schreibtiſch.)

Mniczek

(während Demetrius unterzeichnet).

Nur erſt den Namen her, dann findet ſich's!

Demetrius

(reicht Marina das Blatt).

Marina.

Kommt's Dir nicht ſeltſam vor, daß Du, der einſt
Von jedem Haſen Rechenſchaft gegeben,
Jetzt Fürſten klatſchen kannſt als wären's Fliegen?

(Sie giebt Mniczek das Blatt.)

Ich beuge mich vor Deiner Majeſtät!

(Ab.)

Dritte Scene.

Mniczek.

Nun halte denn Dein großes Ordens-Feſt
Und ſpare nicht mit Deinen gold'nen Sternen,
Ich ſchicke die Bojaren!

Vierte Scene.

(Der Mönch Gregory tritt ein.

Mniczek.

Doch was will
Der fromme Bruder?

Demetrius
(dem Mönch entgegen).

O, zur rechten Zeit! —
Erkennſt Du ihn nicht mehr? Ihm dank' ich ja
Das Leben?

Mniczek.

Ja? Vergebt. — Mir geht jetzt viel
Im Kopf herum!

(Ab mit dem Todes-Urtheil.)

Fünfte Scene.

Demetrius.

O Gott, wie freu' ich mich!
Ich ſpreche nicht von Lohn, doch wenn der Czar
Von Moskau nicht zu arm iſt, Deinen Wünſchen
Genug zu thun, ſo nenne ſie, ich will ſie
Sogleich erfüllen, aber d'rum nicht glauben,
Daß ich nun weniger Dein Schuldner ſei.

Gregory.

Nun, als ein Mahner komm' ich allerdings.

Demetrius.

Sprich! Sprich!

Gregory.

Ich bitt' zuerſt um eine Glocke.

Demetrius.

Um eine Glocke? Eine Kirche ſollſt
Du haben und ein ganzes Dorf dazu.

Gregory.

Ich bitt' nur um die Glocke für das Kloſter,
Das Dich auf Deiner Flucht verbarg und dem
Du ſie am Abſchiedsmorgen ſelbſt verſprachſt.

Demetrius.

Auf meiner Flucht — — ich bin ja nie gefloh'n!

Gregory.

Dann bitt ich um das Fährgeld für den Fiſcher,
Der Dir bei Nacht und Nebel weiter half,
Als Boris Dir ſchon auf den Ferſen war.

Demetrius.

Als Boris mir — das iſt ja nie geſcheh'n.

Gregory

(reicht ihm einen Zettel).

Hier Deine Hand!

Demetrius.

Das iſt nicht meine Hand!
Auch trifft das Datum nicht. Als dieſer Schein
Geſchrieben ward, war ich in Sendomir
Und träumte wahrlich nicht vom Czarenthron.

Gregory.

So hat's Dein Schutzgeiſt wohl für Dich gethan!
Ganz recht, das iſt die Hand Otrepiep's.

Demetrius.

Otrepiep mein Schutzgeiſt!

Gregory.

Ja, mein Czar!
Er bahnte Dir den Weg. Längſt, eh' Du ſelbſt
Es ahnteſt, hat die Welt auf Dich gehofft
Und Boris Godunow vor Dir gezittert:
Bald warſt Du hier, bald dort, und überall.

Demetrius.

Das heißt: Otrepiep.

Gregory.

Und Worte, die
Ich klug und liſtig ausgedacht für Dich,
Sind, wie Kopeken, durch das Land gegangen
Und haben Dir das Volk geneigt gemacht.

Demetrius.

Durch ihn!

Gregory.

Er hat ſogar, als altes Weib
Verkleidet, auf den Märkten prophezeit.

Demetrius.

Nun, jetzt liegt dieſer Schutzgeiſt an der Kette,
Weil er ſich gegen mich verſchwor.

Gregory.

So laß
Ihn liegen, oder ſchick' ihn in ein Bergwerk,
Nur halte Das, was er für Dich verſprach.

Demetrius.

Ich ſtaune. Er hat mir den Weg gebahnt,
So ſagſt Du, und ich ſoll —

Gregory.

Er iſt bezahlt!

Demetrius.

Was für ein Licht geht mir da auf!

Gregory.

Du ſiehſt,
Wir waren immer mit Dir, und wir hoffen,
Du wirſt Dich dankbar zeigen!

Demetrius.

Sag' nur, wie!

Sechſte Scene.

Mniczek
(tritt wieder ein).

Ein altes Weib auf Krücken lärmt da draußen,
Sie will beſtellt ſein!

Demetrius.

Ich erinn're mich.
Gut, daß ſie kommt. Ich hätt' es faſt vergeſſen,

Daß ich ihr meine erſte Gunſt verſprach,
Und Sterne ausgeſtreut.

Gregory.

Sie iſt es werth!

Demetrius.

So kennſt Du ſie?

Gregory.

Und hat's um Dich verdient!

Demetrius.

Wie das?

Gregory.

Du lebteſt nicht, wenn ſie nicht wäre.

Demetrius.

So hat ſie Euch ihr Kind verkauft?

Gregory.

Sie hat
Den Tauſch vollzogen.

Demetrius.

Danken will ich's ihr,
Doch loben kann ich's nicht! — Nun aber ſprich:
Was kann ich für Dich ſelber thun?

Gregory.

Für mich?
Gar nichts! Für meinen Orden viel.

Demetrius.

Was? Was?

Gregory.

Geſtatte ihm den Eintritt in Dein Reich
Und gieb ihm, was er braucht.

Demetrius.

Das iſt die Sache
Des Patriarchen.

Mniczek.

Ihr ſeid Jeſuit?

Gregory.

Ich bin's.

Mniczek.

Vielleicht gar General.

Gregory.

Nur Mönch.

Mniczek.

Dem Kleide nach.

Gregory.

Mein Fürſt, Du kennſt wohl nicht
Den Umfang Deiner Rechte, wenn Du glaubſt,
Daß Du den Patriarchen fragen mußt.

Demetrius.

Wenn's heut ſo iſt, ſo wird es morgen anders,
Denn nimmer rühr' ich an das Göttliche,
Und hab' ich dieſe unheilvolle Macht,
So will ich auch ſogleich auf ſie verzichten,
Damit ich nicht, von Leidenſchaft verblendet,

In irgend einer unglückſel'gen Stunde
Die Seele wage!

Gregory.

Wag' ſie heute nicht!
Wem Gott, der Herr, den Donnerkeil vertraut,
Der darf ihn nicht in's nächſte Waſſer werfen,
Weil er ſich ſelbſt vor Blitz und Flamme ſcheut,
Und wen er zu der höchſten That berief,
Die alle andern dieſer Zeit verdunkelt
Und jeden Lorber, der auf Erden grünt,
In aller Himmelskronen erſte flicht,
Der trete nicht vor ſeinem Wink zurück.

Demetrius.

Vor großen Thaten fürchte ich mich nicht!

Gregory.

Wohlan! So zeig' ich Dir die Deinige! —
Du biſt erſeh'n, den Kirchenſpalt zu ſchließen,
Der Abendland und Morgenland zerreißt,
Und mit dem Untergang die Welt bedroht.

Demetrius.

Das könnte ich?

Gregory.

Das kannſt Du, wenn Du willſt.
Erſtaune nicht! Die Krone iſt Dir neu,
Und wenn Du auch das Schwert ſchon ruhmvoll ſchwangſt,
Die Kraft des Scepters haſt Du nicht erprobt:
So höre denn von mir, was es vermag!

In Deutſchland ſelbſt, wo die verruchte Schlange,
Die Adam um das Paradies betrog,
Noch kriecht bis heute und ihr letztes Gift
Im ketzeriſchen Luther ausgeſchäumt:
In Deutſchland ſelbſt beſtimmt der Fürſt den Glauben
Und ſeine Völker müſſen ihm zum Himmel
Und auch zur Hölle folgen, wenn er winkt:
Wie denn nicht hier, wo Menſch und Bär noch ſtreiten,
Wer Herr iſt und den andern tanzen läßt!
Der Czar von Moskau thut, was ihm gefällt,
Und Gott allein iſt mächtiger, als Er.

Mniczek.

Ja wohl!

Gregory.

Das iſt die That, die wir als Dank
Von Dir erwarten. Täuſchen kannſt Du uns,
Denn als wir Dich der Mörder-Fauſt entzogen,
Schwurſt Du uns nichts. Wir ſahen in Dein Auge,
Weil Deine Lippe noch verſiegelt war,
Und ſchwankten nicht! Erwäg es wohl, ich frage
Erſt nach der Krönung wieder an. Doch nehm' ich
Die Antwort, glaub' ich, jetzt ſchon mit. Es iſt
Ja keine Laſt, die ich Dir auferlege,
Es iſt der höchſte Lohn, den ich Dir biete,
Du wirſt durch's Schuldenzahlen reich. Die Erde
Wird jubeln, wie bei der Geburt des Herrn,
Wenn's endlich wieder Eine Kirche giebt,

Wie eine Welt, und wenn zum Liebes-Mahl
Das ganze menſchliche Geſchlecht erſcheint.
Und bis zum jüngſten Tage wird es heißen,
Wenn man des Zugs um den Altar gedenkt:
Zur Rechten ſchritt der Czar Demetrius,
Zur linken aber ſchritt — ein neuer Papſt.
(Ab.)

Siebente Scene.

Demetrius
(nach einer Pauſe).
Nein, nein, mein Volk ſoll beten, wie es will!
Gleich morgen werd' ich einen Patriachen
Ernennen an des ſchlechten Hiob's Statt:
Der Himmelsſchlüſſel glüht mir in der Hand.

Mniczek.
Herr, die Bojaren harren.

Demetrius.
Und wo ſind
Die Orden?

Mniczek.
Gleich.

Demetrius.
Du ſtehſt mir aber bei,
Damit ich Nichts verwechſle.

Mniczek.
Haſt Du's Dir
Noch nicht gemerkt?

Demetrius.

Ich kenne Rußlands Stärke,
Wie ſeine Schwäche, ſeine Feind- und Freundſchaft,
Die Berge und die Ströme, aber nicht
Die Zierden, die es ſeinen Generälen
In's Knopfloch hängt.

Mniczek.

Hier iſt die Liſte.

Demetrius.

Gut.
So mögen ſie — doch nein, die Alte erſt!

Achte Scene.

Mniczek
(geht zur Thür).

Demetrius.

Sie iſt mir jetzt zwar widerlich geworden,
Doch —
(Barbara tritt ein.)
Ei, da iſt die Mutter! Nun, ſo ſprich!
Haſt Du's Dir überlegt? Ich hab' den Schlüſſel
Zu jedem Kaſten, bin ſo reich faſt, wie —
Der Teufel, aber beſſer, denn ich ford're
Die Seele nicht, ich geb' mein Silber ſo.
Du ſtockſt? Hat Moskau Nichts, das Dir gefällt?
Wie manches Haus ſteht d'rin, wie mancher Garten,
So wähle doch! Wie heißt's im Kindermärchen?
Ich wünſchte wohl — — Nun, was?

Barbara.

Ich wäre gern
Allein mit Dir.

Demetrius.

Du haſt nur Eine Bitte,
Erwäg's zuvor, und wenn ich die erfülle,
So iſt mein Wort gelöſ't.

Barbara.

Ich mögt' es doch.

Demetrius
(gegen Mniczek).

Seltſam!

Mniczek.

Ich habe ohnehin zu thun!
(Ab.)

Neunte Scene.

Demetrius.

Doch nein, ſie will mir etwas anvertrau'n,
Was ich ſchon weiß, um ſich im Preis zu ſteigern,
Pfui, pfui, ich hätt' es nicht in ihr geſucht! —
Nun?

Barbara.

Gott, wie ſprech' ich nun!

Demetrius.

Ich irre nicht,
So iſt's, die Scham hält ſie nur noch zurück.

Heraus damit, heraus! Nicht wahr, ich ſtehe
In Deiner Schuld?

Barbara.

Mein Czar —

Demetrius.

Du haſt zu fordern,
Und was ich Dir auch immer geben mag —
Du haſt noch mehr verdient!

Barbara.

Du ahnſt? Du weißt?
Da wag' ich's! Laß nur einmal Dich umarmen,
Dann bin ich glücklich für die Ewigkeit.

Demetrius
(tritt zurück).

Ich ahne, ja ich weiß, und es iſt viel,
Sehr viel, was Du gethan, doch das belohnt
Man nicht mit Küſſen und Umarmungen
Nein, dafür hat man Silber oder Gold!

Barbara.

Du haſt mir doch ſchon Deine Hand gereicht.

Demetrius.

Dir? Nicht doch! Nicht doch! Einer alten Frau,
Hilflos, gebrechlich, die ich in Gefahr
Erblickte! Einer Jeden wär' ich ganz
So willig beigeſprungen! Dir allein
Vielleicht nicht, hätt' ich Dich gekannt, wie jetzt.

Barbara.

Du thuſt mir weh!

Demetrius.

Das wollt' ich nicht! Bei Gott,
Das wollt' ich nicht! Dazu hab' ich kein Recht.
Doch ſei auch ehrlich gegen mich! Es war
Kein Zufall, daß Du in's Gedräng' geriethſt,
Und — Ja, wie ſag' ich, ohne Dich zu kränken?
Nun, auch kein Zufall, daß Du meinen Mantel
Ergriffſt und küßteſt!

Barbara.

Nein, das war's auch nicht!

Demetrius.

Brav, Alte, brav! — Du nahmſt die Stunde wahr,
Um Dich bemerkt zu machen, fielſt vielleicht
Abſichtlich. — Nein, das nicht, ich ſah's ja ſchon,
Die Krücke glitſchte aus! Doch, wenn's auch wäre,
Der Czar iſt fern und Gott im Himmel hoch!
Du thateſt wohl, ſehr wohl! Die Kinder greifen
Nach eines Kaiſers Hand, um Nachts zu prüfen,
Ob ihre Finger nun vergoldet ſind
Und leuchten, wie der Mond. Mit ſechzig Jahren
Verſteht man's beſſer.

Barbara.

Ich ertrag's nicht mehr!

Demetrius.

Du weinſt? Warum? Ich dank' Dir ja dafür!

Ei, ei, das Athmen iſt ein ſüßes Ding
Und unentbehrlich zu noch ſüßerm!
Die erſte Jagd — das erſte Trinkgelag —
Und noch ſo manches Erſte, das allein
Verlohnt ſich ſchon des Lebens, trotz der Schläge,
Die auch wohl kommen, und ein jeder hat's!
Und ich nun gar — heut' noch, ich weiß nicht was,
Und morgen Czar — das iſt ja wie ein Wunder
Und geht, noch beſſer, doch natürlich zu.
Und wem bin ich das ſchuldig? Dir allein!
So ſei nicht blöd, und ford're Deinen Lohn.

Barbara.

Mein Czar, ſieh mich mal an.

Demetrius.

Ein Mütterchen,
Wie's Jedermann gefällt, die Augen blau,
Die Haare blond, das Ganze faſt zu weich
Für Deinen ſtarken Sinn —

Barbara.

Entdeckſt Du nichts
Von Thränen-Furchen? Siehſt Du keine Runzeln,
Wie nur der Schmerz und nicht die Zeit ſie gräbt?
So frag' Dich, was mir Deine Schätze ſind,
Und ob mich die Begierde zu Dir trieb,
Auf meinem kurzen Weg von heut zum Grabe
Ein fett'res Brot zu eſſen!

Demetrius.

Sonderbar!
Höchſt ſonderbar! — Du haſt vielleicht ein Kind,
Für das Du — Aber nein, das kann nicht ſein,
Du haſt kein zweites Kind!

Barbara.

Allmächt'ger Gott,
Verdien' ich das dafür, daß ich mein Herz
In dieſer Stunde noch zuſammen drücke,
In dieſer einz'gen die's noch giebt für mich?
Mein Fürſt und Czar, Du kannſt mir nicht gewähren,
Was ich erbat, denn Du verachteſt mich,
Geſtatte denn nur noch, daß ich Dich ſegne,
Dann ſcheiden wir auf Nimmerwiederſeh'n.

Demetrius.

Ich that Dir unrecht! Eine Mutter, die
Ihr Kind verkaufte, bleibt für mich ein Gräuel,
Und ob ich ſelbſt die Welt durch ſie gewann,
Und immerdar ſchwebt mir der Sarg vor Augen,
In dem das arme junge Opfer modert
Und ruft mir zu: Du ſelbſt gehörſt hinein!
Doch dieſe Schuld drückt Deine Seele nicht,
Das ſag' ich jetzt, die Thräne zeugt für Dich,
Und eine Mutter, die man um ihr Kind
Bethörte und betrog, die, als ſie's gab,
Es in des Glückes Schooß zu legen glaubte
Und nimmer an des Todes kalte Bruſt,

Solch eine Mutter kann ich wohl umarmen,
Vergieb mir denn und nimm Dir Deinen Lohn!

(Umarmung.)

Wir wollen Beide um das Opfer weinen
Und ich erſetz' es Dir, ſo weit ich kann!

Barbara.

Herr Gott im Himmel, dank' für dieſe Stunde!
Nun nimm mich hin, denn meine Friſt iſt um.

Demetrius.

Nein, Mütterchen, ich brauch noch etwas Zeit,
Um Dir zu zeigen, daß ich dankbar bin,
Auch mußt Du mir noch einen Dienſt erweiſen,
Den mir kein Menſch erweiſen kann, als Du.

Barbara.

Ich — O —

Demetrius.

Man ſagt, ich ſei nicht Iwan's Sohn.

Barbara.

Du biſt's! Bei Gott im Himmel kann ich's ſchwören,
Bei meiner Seele, meiner Seligkeit!

Demetrius.

So komm!

Barbara.

Wohin?

Demetrius.

Zu meiner Mutter! Gleich!

Barbara.

Zur Czarin Marfa?

Demetrius.

Ja, auch dieſe zweifelt,
Ich fühl's, ich fühl's, wenn ſie's auch tief verbirgt.

Barbara.

Sie zweifelt?

Demetrius.

Ja! Obgleich ſie's läugnen würde,
D'rum ſchwör's in ihre Hand, ich ſei ihr Kind.

Barbara.

In ihre Hand!

Demetrius.

Du kannſt ſie glücklich machen
Und ſäumſt?

Barbara.

Wenn ich das könnte, thät' ich's gern'.

Demetrius.

Du ſchwurſt ja ſchon. —

Barbara.

Das will ich wieder ſchwören!

Demetrius.

Daß Iwan —

Barbara.

Ja!

Demetrius.
Und Marfa —

Barbara
(ſchweigt).

Demetrius.
Marfa nicht?

Barbara
(ſchweigt).

Demetrius.
Iwan Waſiljewitſch, der Czar, mein Vater,
Und Marfa Nagoy meine Mutter nicht?
Eins folgt doch aus dem Andern!
(Schlägt ſich vor die Stirn.)
Großer Gott!

Barbara.
Wie hab' ich mich verſtrickt! War's denn zu viel,
Daß ich für all' die Jahre bitt'rer Trennung
Ein einz'ges Mal — O, könnt' ich noch zurück!

Demetrius.
Ei wohl, ei wohl! Was iſt da wunderbar?
Man kann der echte Sohn des Czaren ſein,
Und doch ein Hund, ein Baſtard nebenbei.

Zehnte Scene.

Mniczek
(tritt wieder ein).
Mein Fürſt und Herr —

Demetrius

(zu Barbara).

Iſt das nicht wahr? Sie ſchweigt.
Ich weiß genug.

Mniczek.

Mach's endlich kurz mit ihr,
Die Stunde drängt.

Demetrius.

Herr Woiwod, wen ſucht
Ihr hier? Doch nicht den Czaren aller Reußen?
Den blies ein Hauch in's leere Nichts zurück,
Doch Euer Jäger wartet Eures Winks.

Mniczek.

Was iſt geſcheh'n?

Demetrius.

Der Morgen brach herein,
Die alte Frau dort ſtieß die Läden auf,
Und meine Maske leg' ich wieder ab.

Mniczek.

Was kann das ſein?

Demetrius

(indem er den Hermelin abwirft).

Schickt dieß zum Fürſten Schuiskoi,
Der's auch am hellen Tage tragen darf,
Und fragt ihn gleich nach meiner Schuldigkeit.

Mniczek

(dringt mit dem Degen auf Barbara ein).

Verfluchte Hexe!

Demetrius.

Halt, Herr Woiwod,
Ich muß mich Euch noch einmal widerſetzen,
Doch küß' ich Euch nachher die Hand dafür,
Denn ſeine Mutter ſchützt auch — ſolch ein Sohn!
(Zu Barbara.)
Kein Wort! Du biſt's! Du ſelbſt! Und dieß mein Dank!
(Setzt ſich und ſchlägt die Hände vor's Geſicht.)

Mniczek
(lacht).

Das glaubſt Du? Weißt Du noch nicht, wo wir ſind?
Dieß iſt das Land, wo Jeder ſieben Zungen
Im Munde trägt und doch mit keiner einz'gen
Die Wahrheit ſpricht! So wär' es dennoch ſo,
Wie Alles munkelt? — Alte, auf ein Wort!
Nicht wahr, Du lügſt?

Barbara.

Ich wollt', Du hätteſt Recht.

Mniczek.

Sie haben Dich gedungen!

Barbara.

Großer Gott,
Wer hätte mehr zu bieten, als der Czar?

Mniczek.

So wärſt Du wirklich —

Barbara.

Ja, ich Aermſte bin's.

Mniczek.

Wie iſt es aber möglich!

Barbara.

Czarin Marſa
Und ich, wir kamen um die gleiche Stunde
Mit Knäblein nieder, ſie im Prunkgemach,
Ich unter'm Treppenhaus.

Mniczek.

Und darauf hatte
Der Mönch gerechnet?

Barbara.

Ja, für alle Fälle
War noch ein dritter Knabe da.

Mniczek.

Und Du?

Barbara.

Anſtatt den Prinzen ſelbſt, wie ich verſprochen,
Zu nehmen, ſtahl ich ihm bloß Kleid und Schmuck
Und ſtattete mein Eignes damit aus,
Dann gab ich dieſes hin.

Mniczek.

Nur allzuwahr — —
Und dann? Und dann?

Barbara.

Ei nun, man ließ mich ſchwören,
Als man's, es war um Mitternacht, empfing,

Daß es der echte Sproß des Czaren ſei.
Das konnt' ich. Leider!

Mniczek.

War der ſchlaue Mönch
So leicht zu täuſchen?

Barbara.

Warum ſollt' er nicht?
Er kannte ja den Vater nicht, denn ſtreng
Verhehlt' ich den in meiner böſen Zeit,
Damit die arme Czarin Nichts erfuhr,
Sie war mir viel zu lieb dazu.

Mniczek.

Doch Du —
Wie kamſt denn Du — zu Deinem Argwohn erſt
Und dann zu dieſer Liſt?

Barbara.

Das Spiel des Mönch's
War nicht zu fein! Was er auch immer ſprach
Von ſchlechtem Blut, und wie es nöthig ſei,
Ein friſches Reis auf Rurik's Stamm zu pfropfen,
Man merkte ſchon, worum ſich's handelte.
Da dacht' ich denn: Dein Sohn iſt auch ein Prinz
Wenn auch ein halber nur, und — fragt' nicht mehr,
Genug, ich gönnte ihm ein beſſ'res Loos,
Als ihn erwartete und gab ihn lieber
An dieſen Mönch, als in das Findelhaus.

Mniczek.

Du biſt am Ziel und dachteſt alſo gut,
Nur haſt Du heut' Dein eig'nes Werk zerſtört,
Und wenn Du nicht freiwillig widerrufſt,
Iſt Alles aus.

Barbara.

O Gott, wenn's nur noch hilft.

Mniczek.

Wache!

Demetrius.

Für mich? Ich hab's ſchon ſelbſt gedacht.

Mniczek.

Für Dich? Der Spaß iſt prächtig! Nein, mein Fürſt,
Für dieſe abgefeimte Gaunerin.
Die Schuiskoi's haben ſie hieher geſchickt
Und ihr das ſaub're Märchen einſtudirt,
Doch hat ihr Gott nicht Witz genug verlieh'n,
Es durchzuführen und ich hab' ſie ſchon.

Barbara

(kniet nieder).

So iſt's, großmächt'ger Czar.

Demetrius.

Steh' auf, ſteh' auf!
Ihr täuſcht mich nicht durch Eure Gaukelei,
Dieß war die erſte Lüge, die Du ſprachſt!

(Mit ſtarken Schritten.)

Was iſt's denn auch! Wer ſtraft mich, daß ich nicht

Allwiſſend bin? Die Krone wuchs ja nicht
Mit meinem Haupt zuſammen!
(Mit einer Bewegung.)
Rußland, nimm,
Was übrig bleibt, iſt mein. Herr Woiwod,
Erzeigt Ihr mir noch einen letzten Dienſt?
Ihr ſagt, die Reichs-Bojaren harren draußen,
Ruft ſie herein!

Mniczek.

Was ſinnſt Du?

Demetrius.

Fühlt Ihr's nicht? —
(Zu Barbara.)
Gieb mir die Hand und wenn die hohen Herren
Erſcheinen, wirf Dich auf die Knie, wie ich.

Mniczek.

Du willſt?

Demetrius.

Zur guten Stunde ſind ſie da,
Ich ſtelle mich ſogleich vor ihr Gericht,
Und wenn Unwiſſenheit entſchuld'gen kann,
So geht, der eingezogen als ein Czar,
Wohl noch als Jäger frei und frank zurück!

Mniczek.

Du raſeſt!

Demetrius.

Weil ich thu' nach meiner Pflicht?
Nein, nein, ich raſ'te, wenn ich zögerte.
Noch bin ich rein, noch drückt mich keine Schuld:

Vom Todesblock, an dem ich willig kniete,
Riß man mich an den Locken wieder auf
Und zeigte, hoch in goldenem Gewölk,
Mir dieſe Krone als mein Eigenthum!
Es wäre feig geweſen, zu verzichten,
Als Iwans Sohn hatt' ich ein Recht auf ſie,
Ich griff nach ihr und zwang ſie auch herab.
Jetzt ſeh' ich, daß ich ein Betrog'ner bin,
Was bleibt mir übrig, als ſie weg zu werfen,
Wenn ich nicht auch Betrüger werden will?
Drum raſch, damit die Stunde nicht entflieht,
Die mir zu dieſer That noch Freiheit läßt,
Dann ſpricht ein Feind, ein Schuiskoi ſelbſt, mich los,
Ich aber ſteig' auf ein Koſaken-Pferd
Und reite heim, und bitte, da ich doch
Nicht wieder Vogelſteller werden kann,
Den Freund im rothen Mantel um den Streich,
Den er mir wider Willen ſchuldig blieb.

Mniczek.

Und ich? Und wir? Ich will nicht lange warnen,
Daß Du auch hier den Henker finden kannſt:
Dich lockt's, mit Beifall aus der Welt zu geh'n
Und Beifall wird man klatſchen, hier wie dort.
Doch ich? Und wir? Wir Alle, die Dir blind
Gefolgt ſind in das unwirthbare Land,
Weil uns Dein plötzlich aufgetauchtes Haupt
Erglänzte, wie ein neu entdeckter Stern.

Was wird mit uns? Soll ich mit meiner Tochter
Am Bettelſtab zurück nach Polen wandern,
Ich in den Thurm zu Ratten und zu Mäuſen,
Sie auf den Markt als Karten-Königin?
Haſt Du den Muth, bloß um Dich rein zu halten
Vom kleinſten Hauch, der Seelen trüben kann,
Die große Wechſel-Rechnung durch zu ſtreichen,
Die uns verknüpft, und Lieb und Treu zu opfern,
Und glaubſt Du, daß Du rein bleibſt, wenn Du's thuſt?
Der Himmel ſelbſt ruht auf geſpalt'nen Kräften,
Die ganze Welt auf Stoß und Gegenſtoß:
Denkſt Du, der Menſch iſt davon ausgenommen?
Pflicht gegen Pflicht, das iſt auch ſein Geſetz!
Du ſinnſt, mein Sohn! Laß das Geſpenſt der Nacht
Und wende Dich dem Leben wieder zu:
Du biſt der Czar, denn Du biſt Iwans Sproß.

Demetrius.

Ich hab' ſein Blut geerbt, doch nicht ſein Recht!
O könnt' ich in den Mutterleib zurück.

Mniczek.

Und wenn's ſo wär' — ich räum' es nimmer ein —
Doch wenn — was würde folgen? Biſt Du nicht
Der letzte Träger eines großen Stamms,
So ſei der erſte eines größeren.
Was hindert Dich denn noch, ein neues Haus
Zu gründen, wenn das alte Dich nicht deckt,
Und Vater eines ſtolzeren Geſchlechts

Zu werden, als es Rurik jemals war?
Erwerben iſt unendlich mehr, als Erben
Und dem Erobrer beugt die Welt ſich gern.

Demetrius.

Glaubſt Du, ich bin zu ſtumpf, um Das zu fühlen?
So tief, wie Du, und tiefer! Aber trifft's?
Im Donnerwagen über Berg und Thal
Einher zu brauſen im Kometen-Glanz
Und, wie der Fleiſch geword'ne Geiſt der Erde,
Der ſie und alle ihre Heimlichkeiten
Genauer kennt, wie ſeinen eig'nen Leib,
Auf Straßen, wie das Wild ſie kaum erſpäht,
Mit rothem Siegerſchwert von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land zu zieh'n und ganz zuletzt
Sich nach der Himmelsleiter umzuſchau'n:
Ja, das iſt groß, das iſt ſo göttlich groß,
Daß die Bewund'rung Alles, ſelbſt den Jammer
Des armen menſchlichen Geſchlechts erſtickt,
Und daß das Opfer jauchzt, indem es fällt!

Mniczek.

Nun denn!

Demetrius.

      Nun denn? Paßt dieſes Bild auf mich?
Ritt ich den Blitz? Ich ritt ein Manifeſt,
Ich ſprach mein Erbtheil an, und mit dem Recht
Erliſcht der Anſpruch.

Mniczek.

      Aber nicht die Pflicht.

Elfte Scene.

Marſa

(erſcheint mit der Aebtiſſin).

Mein Fürſt und Czar — Ich fleh' zu Dir um Gnade!

Demetrius.

Du beugſt das Knie vor mir? Um Gott, was giebt's?

Marſa.

Thu', was Du willſt — Verbanne, kerk're ein,
Wenn's ſein muß, nur nicht dieß!

Mniczek

(zu Marſa).

Zu ſpät, zu ſpät!

Marſa.

Nein, nein, der Zug geht langſam, denn das Volk
Sperrt ihm die Straßen und der Henker ſelbſt
Wird zögern, weil ihm ſchaudert.

Zwölfte Scene.

Marina

(will raſch ein).

Wart, Du Schelm!

Marſa.

Ich weiß es, was es heißt, ſich übereilen:
In Uglitſch fielen zehn auf mein Gebot,

Als ich die blut'ge Leiche vor mir ſah,
Und jetzt. — Jetzt ſteh'ſt Du hier!

Marina.

Hör' doch auf mich!
Schick' ihn zum Zobelfang nach Aſtrachan
Und ſchenk' mir, was er fängt.

Demetrius
(zu Mniczek).

Begreifſt Du das?

Mniczek.

Es gilt dem Fürſten Schuiskoi, wie mir ſcheint.
(Zieht eine Uhr.)
So iſt's. Ja, ja! Er wird hinüber ſein! —
Gott ſei ihm gnädig.

Demetrius.

Wie?!
(Ruft gegen die Wache.)
Koſak!

Mniczek.

Du willſt —

Demetrius.

Nicht — tödten.
(Zum Koſaken.)
Hier mein Siegelring! Nun eile,
So ſchnell Du kannſt. Du bringſt dem Fürſten Schuiskoi
Pardon. Er iſt begnadigt.

Marina.

Unbedingt?
(Zu Marfa.)
Du biſt erhört. Ich nicht.

Marſa.

O, nur kein Blut! —
Wie hat mein Töchterchen geruht?

Marina.

Vortrefflich,
Bis mich die Armeſünderglocke weckte.

Marſa.

Nun, morgen giebt's ein ſchöneres Geläut!

Mniczek
(ſtampft mit dem Fuß).

Das iſt — Ich ſehe ſeinen Dank voraus.

Demetrius.

Es war beſchloſſen, eh' ich unterſchrieb,
Doch hofft' ich's zu vollbringen, wie ein Gott,
Nun tret' ich bloß von einem Mord zurück.

Mniczek.

Von einem Mord?

Demetrius.

Wo iſt die Majeſtät,
Die er beleidigt, wo der Hochverrath,
Den er begangen hat? Ich ſeh' es ein,
Daß ich die Czarenmaske weiter tragen
Und Frieden und Gewiſſen opfern muß,
Wenn ich Euch retten will und bin bereit.
Ja, morgen werden wir uns krönen laſſen,
Marina ſoll als Czarin aller Reußen

Und nicht als Karten-Königin zurück.
Und heut — Laß' die Bojaren nur herein!

Dreizehnte Scene.

Mniczek

(winkt, ein Diener geht ab, die Bojaren treten ein, die Ordens-Kanzler mit den auf rothem Sammtkiſſen getragenen Orden voran).

Demetrius

(ohne Unterbrechung fortfahrend).

Doch nimmer werd' ich meinen Carneval
Mit Blut beflecken, keinen Miſſethäter
Beſtrafen, da ich ſelbſt der größte bin.
D'rum darf der Spaß nicht all' zu lange dauern,
Sonſt merkt's der Frevel, daß das einz'ge Schwert,
Das keine Scheide hat, nicht länger blitzt,
Und häuft durch jeden Gräuel meine Schuld.
Ich bin der Capitain auf einem Schiff,
Das ſcheitert; raſch in's ſich're Boot mit Euch,
Dann zünde ich die Pulverkammer an.

(Er wendet ſich, die Bojaren verneigen ſich tief, die Ordens-Kanzler ſchreiten ihm entgegen.)

Fünfter Act.

Kreml. Nacht. Großer Platz.

Erste Scene.

Volksgruppen, die ſich immer vermehren.

Oſſip.

Wer da?

Rurik.

Der fragt, heißt Oſſip.

Oſſip.

Rurik, Du?
So ſprich, was ſoll ich hier?

Rurik.

Das ſag' Du mir.

Oſſip.

Es ward in meinem Haus, ich weiß nicht, wann,
Auch nicht durch wen, und noch viel weniger,
Auf weß Geheiß —

Rurik.

Laß mich das auserzählen.
Es ward in Deinem Hauſe angeſagt,
Du ſollteſt Dich in dieſer Nacht um Elf —

Oſſip.

So iſt's!

Rurik.

Hier auf dem großen Platz im Kreml
Mit allen Deinen Sippen und Gefreundten
Geſtellen, und das pünktlich!

Oſſip.

Ja,

Rurik.

So auch
Bei mir und in der ganzen Nachbarſchaft.

Oſſip.

Doch ward hinzugefügt, der Erſte, den
Ich träfe und befragte, werde mir
Den Grund enthüllen, das Warum vertrau'n,
Du biſt der Erſte und Du weißt von Nichts.

Zweite Scene.

Petrowitſch.

Wer da?

Oſſip.

Gleichviel!

Petrowitſch.

Auch mir! Doch ſag' mir an,
Was ſoll ich hier?

Oſſip.

Das hört' ich gern von Dir.

Petrowitſch.

Dieß iſt der Zehnte nun! — Wer foppt uns denn?
So geh'n ſie hier zu Hunderten herum
Und lachen ſich einander aus. Bei Gott,
Ein ſchlechter Spaß an einem ſolchen Abend,
Wo man den Branntewein in allen Straßen
Umſonſt bekommt.

Oſſip.

Wie?

Petrowitſch.

Ja, Du trinkſt, ſo viel
Du magſt und wenn Du nach der Zeche fragſt,
So ſpricht der Wirth: Dein Freund hat ſchon bezahlt!

Rurik.

Dein Freund! O, nun verſteh' ich. Geſtern war
Die Krönung, heute giebt's ein neues Feſt
Und wir erhalten unſer'n Theil daran,
Der Czar iſt dieſer Freund. Es wird villeicht
Noch einmal Gold und Silber ausgeworfen,
Der Hund jedoch, der's uns verkünden ſollte,
Der ſogenannte Erſte, — dicht am Thor,

Erinnert Ihr Euch nicht? Dort ſtand ein Kerl,
Hoch, wie ein Pfahl, — behält's für ſich und ſchweigt.

Oſſip.

So wird es ſein. Er hofft, daß wir uns wieder
Verlaufen werden, wenn wir Nichts erfahren,
Und wünſcht, mit ſeinen Vettern und Gevattern
Allein zu theilen! Wart, Du Schelm! Hebt mich
Empor, ſo ſchrei' ich's aus.

Rurik.

Wozu denn das?
Wer keinen Witz hat, mag zum Branntwein geh'n,
Je weniger, um ſo beſſer. Bleiben wir.

Oſſip.

Da brennt's.

Petrowitſch.

Und da!

Rurik.

Wie ſollt' es nicht! Und doch!
Auch dort! nach allen Himmelsgegenden!
Vielleicht ein Feuerwerk.

Oſſip.

Ein polniſches!

Rurik.

Ich denk' das, weil ſich keine Glocke rührt.

Drei tauſend Thürmer giebt's. Die können doch
Unmöglich alle eingeſchlafen ſein.

Oſſip.

Das nicht, doch wohl gebunden. Gieb nur Acht,
Dieß Feuerwerk wird hundert Straßen koſten
Und geht ein Dutzend Kirchen mit darein,
So iſt's den Heiden eben recht.

Rurik.

Da wacht
Sanct Niclas auf.

Oſſip.

Die heil'ge Anna folgt.

Petrowitſch.

Zur rechten Zeit! — Schaut, wie die Flammen wachſen!
Der ganze Platz wird hell. Man ſieht die Vögel,
Die droben kreiſen.

Rurik.

Ei, biſt Du nicht Der,
Mit dem ich kürzlich — Brüderchen, gewiß,
Du biſt aus Twer und zitterſt für die Ohren —
Noch haſt Du ſie — Erſt jetzt erkenn' ich Dich!

Oſſip.

Da weiß man doch, wozu die Fackel brennt!
Im Dunkeln wär' dieß Wiederſehen nicht
Gefeiert worden.

Rurik.

Wie die Glocken heulen!
Die Nacht wird wild, gebt Acht, es geht was vor!

Oſſip.

Die Polen ſind's, ich ſag's Euch noch einmal.

Dritte Scene.

Otrepiep

(im Waffenrock, mit Koſaken).

Feuerjo! Feuerjo! Ganz Moskau ſteht in Brand.

Rurik.

Herr Gott im Himmel!

Otrepiep.

Viele Keller ſind
Mit Pulver angefüllt.

Petrowitſch.

Wie kann das ſein?

Otrepiep.

Wie kann das ſein? Weil Du und Deines Gleichen
Es eingeſchmuggelt haben.

Petrowitſch.

Ich?

Otrepiep.

Ja, Du!
Wachen, ergreift ihn! — Iſt hier etwa Jemand,

Der Bürgſchaft für ihn leiſtet? Dann iſt's gut,
Dann wird Euch nichts geſcheh'n. Doch dieſer Menſch
Gehört zur Schwefelbande! — Nicht ein Wort,
Sonſt wirſt Du gleich erſchoſſen.
(Petrowitſch wird abgeführt.)

Vierte Scene.

Oſſip.

Er iſt nicht
Von hier, das iſt gewiß.

Otrepiep.

Nun noch ein Rath!
Trinkt heut' kein Waſſer. Alle Brunnen können
Zwar nicht vergiftet ſein —

Rurik.

Die Brunnen! Sind
Die Juden auch im Bund?

Otrepiep.

Doch hat kein Engel
Die guten noch mit einem Kreuz bezeichnet,
D'rum löſcht den Durſt in Schuiskoi's Branntewein.

Rurik.

So iſt's, Fürſt Schuiskoi?

Otrepiep.

Freilich, wer wohl ſonſt?
Daß Ihr die Augen ſchließt, ſobald ein Pole
An Euch vorbei ſchleicht, brauch' ich nicht zu ſagen —

Oſſip.

Warum?

Otrepiep.

Sie machen Blinde! — Feuerjo!

(Geht weiter mit ſeinem Trupp.)

Fünfte Scene.

Rurik.

Schrecklich!

Oſſip.

Was heißt das?

Rurik.

Ei, ſie tragen Sand
In ihren Taſchen, den die grüne Kröte
Beſpieen hat. Den werfen ſie nach Dir
Und fliegt auch nur ein Körnchen Dir in's Auge,
So biſt Du's los.

Oſſip.

Das iſt ja Teufels-Volk,
Doch ſprich, haſt Du den Hetman nicht ſchon früher
Geſeh'n?

Rurik.

Wenn ich nicht irre, war's der Mönch,
Der uns beim Einzug —

Oſſip.

Ja, das ſchien mir auch,
Der führt ja heut' ein ſeltſames Brevier! —
Masken!

Sechſte Scene.

(Basmanow und Mſtislawsky in Masken).

Basmanow.

Nun gilt's. Noch haben wir die Wahl.

Mſtislawsky.

Was meinſt Du?

Basmanow.

Ei, wenn Freund Baſilius,
Der ganz unſchätzbar iſt beim Pharao,
Und den man küſſen mögte, wenn er tanzt,
Uns doch vielleicht als Czar — Wie ſag' ich nur?
So hilf mir doch!

Mſtislawsky.

Du hältſt es nicht für gut,
Den Freund zum Herrn zu machen?

Basmanow.

Warum nicht?
Mich koſtet's Nichts', vor Einem, dem ich ſonſt
Die Hand geſchüttelt, meine Stirn zu ſchlagen
Und ſeinen Kaftan an den Mund zu drücken,
Nur muß ich wiſſen, wie ich zu ihm ſteh'.

Mſtislawsky.

Dergleichen zu erwägen, iſt zu ſpät!

Basmanow.

Ho! wenn ich ahnte, daß die Zeiten kämen,
Wo ich mich lieber Nachts im Pferdeſtall

Verkröche, als in's eig'ne Bett mich legte;
Ich ginge jetzt noch zum Demetrius.

Mstislawsky.

Was hälf' es Dir! Er hat kein Volk um ſich.

Gasmanow.

Die Handvoll Deutſcher würde ſchon genügen,
Ihn in das Polniſche Quartier zu ſchaffen,
Und morgen ſteht ein neues Heer ihm auf.

Mstislawsky.

Wir haben Boris unterwühlt: wie ſollte
Uns Schuiskoi trotzen?

Siebente Scene.

Otrepiep

(mit ſeinen Koſaken).

Nun, wo bleibt der Fürſt?
Schon gährt der Teig, das Kneten iſt an ihm.

Mstislawsky.

Wir rufen ihn.

Otrepiep.

Daß er nur nicht vergißt,
Vor dem Marienbild zu knien!

(Tritt vor.)

Noch eins!
Au weh, au weh!

Rurik.

Was giebt's? Stößt Euch was zu?

Otrepiep.
Ich aß vorhin ein Brot, die Bäcker werden —
O, wie das reißt!
Rurik.
Die Bäcker! Doch ſie ſind
Ja reich und haben Häuſer —
Otrepiep.
Von den Meiſtern
Iſt nicht die Rede, nur von den Geſellen,
Und die — Noch immer!
Oſſip.
Die ſind meiſtens fremd.
Ich eſſ' und trink drei Tage lang Nichts mehr,
Was mir mein Hund nicht vorgekoſtet hat.
Otrepiep.
Laßt mich, es geht vorüber!
(Tritt vor.)
Welche Welt!
Ein Dutzend Schurken ſtreift im Polenrock
Herum und ſchon ſteht Moskau auf dem Kopf.
Geſchrei.
Heil, Heil dem Fürſten Schuiskoi!
Rurik und Oſſip.
Heil ihm! Heil!

Achte Scene.

Schuiskoi
(tritt auf).
Ehrwürd'ge Väter dieſes armen Reichs,

Großmächtige Bojaren, theures Volk,
Kein Wort, bevor ich betete.
(Kniet vor der Marien-Säule.)

Rurik.

Das iſt
Ein frommer Prinz.

Otrepiep.

O weh! O weh! O weh!
Ein böſes Zeichen!

Oſſip.

Was iſt denn geſcheh'n?

Otrepiep
(faßt Rurik und Oſſip bei der Hand, heimlich).

Die heil'ge Jungfrau ſchüttelte das Haupt,
Als Schuiskoi ſeinen Blick zu ihr erhob,
Das zeigt mir, daß ſie ſeinen Arm verſchmäht,
Wir ſind verloren, er iſt nicht der Mann.

Rurik.

Barmherz'ger Himmel!

Otrepiep.

Still! Ich prüfe ihn!

Oſſip.

Da ſteht er auf!

Otrepiep.

Fürſt Schuiskoi, ſagt uns an,
Warum Ihr eben flehtet.

Schuiskoi.

Das iſt ein
Geheimniß zwiſchen Gott und mir!

Otrepiep.

Ich habe
Ein gleiches einzuſetzen.

Schuiskoi.

Du, wie das?

Otrepiep.

Die heil'ge Jungfrau hat das Haupt bewegt,
Als Du Dein Knie in Andacht vor ihr bogſt,
Und wenn Du mir bekennſt, um was Du batſt,
So ſag' ich Dir, ob ſie genickt, ob nicht.

Schuiskoi.

Sprich Du zuerſt.

Otrepiep.

Da hätteſt Du es leicht,
Uns zu betrügen.

Schuiskoi.

Aber Du wohl nicht,
Wenn ich der Erſte bin?

Otrepiep.

Ich nicht! Ich habe
Mich dieſen beiden Männern anvertraut,
Die mögen zeugen.

Schuiskoi.

Nun, es ſei darum!
Ich betete nicht aus dem Kirchenbuch,

Ich ſprach, wie öfter ſchon im Drang der Schlacht:
Wenn's einen Beſſern giebt, ſo ſchick' ihn her,
Und leime mir den Degen in die Scheide,
Sonſt — damit ſprang ich auf.

Otrepiep.

Heil, Schuiskoi, Heil!
(Zu Rurik und Oſſip.)
Was ſagt' ich Euch?

Rurik.

Die heil'ge Jungfrau habe
Den Kopf geſchüttelt.

Oſſip.

Und Du riefſt: O weh!

Otrepiep.

Weil ich's mißdeutete! Doch das beweiſ't:
Sie kennt in Rußland keinen beſſern Mann.

Volk.

Heil! Heil!

Schuiskoi.

Zum wenigſten kann ich den Degen
Noch zieh'n, er ſitzt nicht feſt.
(Thut's.)

Otrepiep.

So folgt ihm auch
Und zeigt ihm, daß Ihr's woll't!
(Zu Rurik und Oſſip.)
Nun: Nieder —

Rurik.

Nieder —

Otrepiep.

Biſt Du ein Hammel? Wer denn wohl?

Rurik.

Der Czar?

Otrepiep.

Wer ſonſt, Freund?
(Ihm in's Ohr.)
Nieder dieſer After-Czar!

Rurik.

Ei freilich! Nieder dieſer After-Czar!

Schuiskoi.

* Nicht vorſchnell, Freunde. Ziemen will es ſich,
Daß ich mich vor Euch Allen reinige,
Wie ich es that vor den Verbündeten,
Die ſich mir eigen ſchwuren bis zum Tod.
Zunächſt den Dank, daß Ihr in ſolcher Zahl
Gekommen ſeid, denn ich bin es geweſen,
Der ſo geheimnißvoll Euch laden ließ.
Ihr werdet mich nun fragen, denn Ihr müßt,
Wenn Ihr nicht wieder ſchmählich irren wollt,
Ihr werdet [fragen, warum ich mich ſelbſt]
Dem Mann [in Demuth fügte,] dem ich jetzt,
Ich leugn' es nicht, an Kron' und Leben will.

Rurik und Otrepiep.

Nicht doch, erlauchter Fürſt. Was kümmert's uns!

Schuiskoi.

Hoch ehrt mich dieß Vertrau'n, doch darf ich's nicht
Mißbrauchen, und ſo wenig ich die Beichte

Verſchluckte, wenn ein allzugüt'ger Prieſter
Mir ſagte: Geh ich abſolvir' Dich ſo,
So wenig würd' ich mir es jetzt erlaſſen,
Mein Herz vor Euren Augen umzuwenden,
Damit Ihr ſehen könnt, was es verbirgt.
Auf Eure erſte Frage ſag' ich nun,
Ich ward bethört, wie Ihr, doch nicht ſo leicht
Und, Ihr erlaubt, auch nicht ſo ſchnell.

Rurik und Otrepiep.

Herr Gott,
So ſpricht ein Knäs zu uns! Heil, Schuiskoi, Heil!

Schuiskoi.

Es klang zwar ſeltſam, abenteuerlich
Und wunderbar, daß Iwans letzter Prinz,
Von dem man kaum noch wußte, wo er ruhte,
Auf einmal wieder blühend in das Leben
Getreten ſei, als hätt' er nur zum Spiel
Die ernſte Todten-Maske vorgenommen
Und ſie hinweg geworfen, wie es galt.
Es klang unglaublich, ſag' ich, doch es war
Darum nicht gleich unmöglich, ſuchten doch,
Die Portugieſen ihren König
Im Sande Afrikas und plötzlich klopfte
Er wieder an die Thore Liſſabons.
Da fand ich's ganz natürlich, daß das . . . .
Daß Ihr, liebwerthe Freunde, Euch im Jubel
Um ſeine Fahne ſchaartet, und dem [Marſchall,]

Der unſ'res Reichs-Archives Schlüſſel führt,
Die Prüfung ſeines Titels überließt.

Rurik.

[Es war natürlich!

Otrepiep.

War in der Luft!]

Rurik.

Man hätt' uns warnen ſollen, nicht?

Schuiskoi.

Ei wohl!
Doch ſtatt zu warnen zog der Adel mit.
Ich nicht, wir nicht. Wir rückten ihm in's Feld
Entgegen, thaten unſ're Schuldigkeit
Wie je und hatten doch kein Glück. Dort ſtehen
Zwei Feldherrn, welche ihres Siegs gewiß,
Nicht nachzuzählen pflegen und der Dritte
Obgleich ein Aehrenleſer gegen ſie,
Schlug auch nicht oft umſonſt. Für den ſchien
Der Stern ſich zu verdunkeln, der uns ſonſt
So hell geleuchtet hatte. Schimpflich faſt
War manche Niederlage, und wir fanden
Nicht größ're Kunſt und höh're Tapferkeit,
Wir ſchlugen uns ſelber, als es eben gelten ſollte
Und Troſt und Hoffnung ſanken uns. Das ſchien
Auch uns zuletzt ein Zeichen, daß das Recht
Im Lager unſ'res Gegners ſei!

Rurik.

Wer hätte
Nicht ſo gedacht!

Schuiskoi.

Und dennoch war's verkehrt!
Es war ein Zeichen, daß der Himmel endlich
Von Boris Godunow ſein Antlitz wandte
Und ihm in ſeinem Grimm das Schwert zerbrach.
Noch wankte ich — — —
— — — — — — — — — — — —

* * *

Moloch.

Eine Tragödie.

Perſonen:

Hieram, ein uralter Greis.
Rhamnit, Oberprieſter des Moloch, gleichfalls ein Greis.
Beide aus Karthago.
Teut, der alte, König von Thule.
Teut, der junge, ſein Sohn.
Velleda, die Königin.
Theoda, ein junges Mädchen.
Bär.
Wolf.
Hund.
Haſe.
Adler.

Erſter Act.

Wald und Meer. Im Walde der Moloch.

Hieram
(vom Meere kommend).
Ich hab' das Schiff, das uns durch's Weltmeer trug,
In Brand geſteckt. That'ſt Du, was ich gebot?

Rhamnit
(ihm aus dem Walde entgegentretend).
Sieh hin!

Hieram.
Durch wilder Eichen krauſes Laub
Blickt ſtarr und ehern mich der Moloch an.
Mir däucht, hier ſteht er beſſer, als er je
Noch in Karthago's gold'nen Mauern ſtand!

Rhamnit.
Karthago!

Hieram.
Willſt Du weinen? Weine nicht!
Das that der Römer Scipio für Dich!

Das Feuer hatte ſeinen Dienſt gethan,
Nun hätt' er's gerne ausgeweint, damit
Kein Feuer übrig bleibe für ſein Rom! —
Der Moloch glüht noch nicht!

Rhamnit.

Er thut es bald.
Wo aber iſt das Opfer?

Hieram.

Schon bereit!

Rhamnit.

Du ſprichſt in Räthſeln!

Hieram.

Iſt's zum erſten Mal?

Rhamnit.

Nein! Doch man wird es müde mit der Zeit.

Hieram.

Du haſt mich nie befragt.

Rhamnit.

So frag' ich jetzt.

Hieram.

Dir wird die Antwort werden, die du willſt!

Rhamnit.

So ſprich, was ſinnſt Du?

Hieram.

Wer ich bin, nicht erſt?

Rhamnit.

Das weiß ich!

Hieram.

Weißt Du?

Rhamnit.

Ja, Du biſt der Greis,
Von dem es heißt, daß er nicht ſterben kann.

Hieram.

Daß er nicht ſterben kann, bevor er Rom
In Flammen ſtehen, wie Karthago, ſah!
Das glaub' ich ſelbſt! Die Rache lebt in mir,
Wie ſollt' ich ſterben, eh' die Rache ſtirbt,
Und eh' ſie ſatt iſt, ſtirbt die Rache nicht.

Rhamnit.

Mit Haaren, ſilberweiß, doch lang und voll,
Mit Zügen, die der Grimm verſteinert hat,
So ſah ich ſchon, da ich noch Knabe war,
Dich auf dem Markt, ſo ſeh' ich Dich noch heut.
Wir Kinder ſtarrten Dich mit Schaudern an,
Die ältern flüſterten den jüngern zu:
Der hat an Roma's Pforten mitgeklopft!
Und wenn der Wind in Deinen Locken ſich
Verfing und ſie bewegte, war es uns,
Als ob wir etwas Wunderbares ſäh'n.
Doch als ich hörte, daß Dich einſt ein Wurm
Geſtochen, ohne daß Du es bemerkt,
Da kam's mir vor, als müßte es ſo ſein.

Hieram.

Du weißt mit alledem nicht, wer ich bin!

Rhamnit.

Du biſt ein Unter-Feldherr Hannibal's!

Hieram.

Ich bin ſein Bruder, bin Hamilcar's Sohn!

Rhamnit.

Der biſt Du nicht! Denn Hamilcar's Geſchlecht,
Das kenn' ich, wie die Finger meiner Hand.

Hieram.

Vernimm! er hat im fernen Spanien
Mit einer Königstochter mich gezeugt,
Die er gewaltſam für ſein Lager warb;
Sie aber, eh' ſie meiner noch genas,
Iſt wieder zu den Ihrigen entfloh'n,
Und erſt, als ſie im Sterben lag, und viel
Vom Hamilcar im Traum des Fiebers ſprach,
Hat ihre Dienerin es mir entdeckt.
Da eilt' ich nach Karthago, trat in's Heer
Des Hannibal —

Rhamnit.

Und wie empfing er Dich?

Hieram.

Wie jeden, welcher kam mit einem Schwert
Und fragte, gegen wen zu kämpfen ſei!

Rhamnit.

So ſagteſt Du ihm nicht —

Hieram.

Ich ſagt' ihm Nichts!
Die Arme über ſeine Bruſt gekreuzt,
Mich überfliegend mit dem flüchtgen Blick,
Den keine Narbe noch zum Weilen zwang,
Stand er vor mir und ſprach: es geht nach Rom,
Und wenn Du etwas dort zu ſuchen haſt,
Ein Weib, ein Haus, ein Königreich vielleicht,
So folge mir, ich geh' den nächſten Weg!
Ich aber ſchwur mir zu: ich ſag's erſt dann,
Daß ich der Sohn von ſeinem Vater bin,
Wenn er zu wünſchen anfängt, daß ich's ſei,
Und ſollte er mir ſeine Arme auch
Erſt öffnen, wenn ich Roma's Thor geſprengt
Und in den Brand das Capitol geſteckt!
Wir kamen nicht nach Rom, und keine That,
Die ich vollbrachte, zwang den hohen Neid
Ihm ab, durch den ein Halbgott anerkennt.
Drum hat er nie erfahren, wer ich bin;
Nicht einmal, als er ſeines Bruders Kopf,
Den ihm der Römer Hohn, wie einen Ball,
In's Lager warf, begraben ließ, und ich
Dem Sclaven, der ihn forttrug, ihn entriß.
Ich küßte ihn, er ſah mich an, und ſchwieg.

Rhamnit.

Er war —

Hieram.

Nichts mehr von ihm! Gedenk' ich ſein,
So haß' ich dieſes Rom nicht mehr, wie ſonſt!
Er hatt' ihm auf den Nacken ſchon den Fuß
Geſetzt und rief: nun reicht mir ſchnell mein Schwert!
Karthago aber brach es ihm entzwei
Und hieb den ſtarken Rächerarm ihm ab!

Rhamnit.

Karthago hat gebüßt!

Hieram.

Es hat gebüßt.
O, faßt es denn ein menſchliches Gehirn?
Die reiche, große, königliche Stadt,
Die zu beleuchten froh die Sonne ſchien
Und die zu tragen ſtolz die Erde war,
Iſt nun nicht ſo viel mehr, wie dieſer Klang,
Der, einſt ihr Name, Deinem Mund entſchwebt.
Nur noch auf Deinen Lippen feiert ſie
Ein kümmerliches Auferſteh'n, Du bauſt
Sie aus dem Alphabete wieder auf
Und giebſt für jeden Thurm, der ſie geſchmückt,
Ihr kaum ein Zeichen! — Moloch, werde roth!

Rhamnit.

Du ſchmähſt den Gott, und retteteſt ihn doch,
Als ich, der Oberprieſter, übermannt
Von all dem Weh, dem er nicht ſteuerte,
Verzweifelnd gegen ihn die Axt erhob?
(Er kniet vor dem Moloch nieder.)

Vergieb den Frevel, Ewig-Schweigender!
Erwäge, daß ich eine Mutter ſah,
Die in des Wahnſinn's Raſerei ihr Kind
Mit eig'nen Händen in die Flammen warf,
Und dann, als hätt' ein Römer es gethan,
Das Haar ſich raufte und die Bruſt zerſchlug,
Bis endlich ſie ein Haus zerſchmetterte.

Hieram.

Steh' auf!

Rhamnit.

Sprichſt Du für ihn?

Hieram.

Ich kann's nicht ſeh'n!

Rhamnit.

Du kannſt nicht ſeh'n, daß man vor ihm ſich beugt,
Und haſt ihn doch vor meiner Axt beſchützt,
Haſt aus Karthago's Gluthen ihn entführt
Und ihn durch's weite Meer hieher gebracht?
Das faſſ' ich nicht! Ich aber fleh' ihn jetzt
Nicht bloß um Tilgung meiner Sünden an,
Ich dank' ihm auch, daß er in Sturm und Fluth,
So wenig wir's verdienten, uns beſchirmt,
Denn ohne ihn wär' unſ're Nuß von Holz
In jener böſen Nacht — Du wirſt, wie ich,
Sie nie vergeſſen! — doch gewiß zerſchellt.

Hieram.

Das glaub' ich ſelbſt. Er wiegt an tauſend Pfund,
Und die ſind viel auf meinem kleinen Schiff,

Das zwiſchen Felſen hin und wieder treibt
Und ſcheitern muß, wenn ihm der Ballaſt fehlt.

Rhamnit.

Iſt dies das Opfer, das du bringen willſt?

Hieram.

Sei ſicher, Freund, du ſchmähſt mein Opfer nicht,
Dein Gott will Menſchenblut, und ſei gewiß,
Er dürſtet nicht umſonſt, ich geb' es ihm.

Rhamnit.

Dein eignes?

Hieram.

Nein!

Rhamnit.

Woher denn nimmſt Du Blut?

Hieram.

Ich bin in dieſem Walde nicht allein!

Rhamnit.

Auch ich bin da!

Hieram.

Ja!

Rhamnit.

Ja?

Hieram.

Und And're mehr.
Du ſahſt ſie.

Rhamnit.

Von der Höhle aus, die uns
Verbarg. Doch Rieſen ſind es. Hoch und lang,

Wie um die Abendzeit mein Schatten iſt.
Sie reißen Bäume aus der Erde aus,
Wie Knaben Kräuter, und wie ſonſt der Menſch
Im Wald am Löwen hinſchleicht, ſchleichen hier
Die zott'gen Löwen, die Du Bären nennſt,
Am Menſchen ſich vorbei, am ſchlafenden
Sogar, und blicken froh, wenn's ihnen glückt.

Hieram.

Nicht wahr, es wird dem Römer ſchlecht ergeh'n,
Wenn ihn der Deutſche heimſucht?

Rhamnit.

Schlechter nicht.
Wie Dir auf Deiner Opferjagd, wenn Du
Sie bei den Deutſchen anzuſtellen denkſt,

Hieram.

Der Moloch will nicht glühn!

Rhamnit.

So ſchilt nicht mich,
Denn treu, wie ſtets, hab' ich den Dienſt verſeh'n.
Schilt nur das Holz, es wird hier in der Luft
So naß, wie anderwärts im Waſſer kaum.
O, welch ein Land! Aus ew'gem Nebel quält
Die matte Sonne mühſam ſich hervor
Und ſieht ſo Schreckliches, daß ſie's verdrießt,
Die Nacht verſcheucht zu haben, die es barg.
Und wenn ſie auch, aus Mitleid oder Stolz,
Der, was er einmal anfing, enden will,

Am Himmel dann verweilt, ſo iſt's umſonſt,
Die Erde dankt ihr keinen Liebesblick.
Da thut ſich keine Blume auf und trinkt
Ihr Licht und kocht es ſtill zur Farbe aus,
Da quillt aus keinem Baum ein Blüthenknopf,
Dem ihre Gluth die Frucht entlocken kann.
Nur ernſtes, dunkles Grün, das kaum vom Grau
Des Stamm's ſich unterſcheidet, den es kränzt,
Ein Vogel, dumm und häßlich, der's beſingt,
Und rauhe Winde, die ich loben muß,
Weil ſie's ſo lange ſchütteln, bis es fällt!

Hieram.

Ich ſeh', das Land, wo Deine Väter ſich
Den edlen Bernſtein holten, reizt Dich nicht,
Und dennoch ſiehſt Du es zur Sommerzeit,
Was ſagteſt Du, wenn Du's im Winter ſäh'ſt!
Da wird das Waſſer feſt, wie Stein, Du kannſt
Dein Haus darauf erbauen, ja, daraus;
Da wird der Nebeldunſt des Meers zu Schnee,
Zu weißem Staub, der in der Luft ſich ballt,
Und, endlos fallend, Wald und Thal bedeckt,
Und Stürme, ſtark genug, die Erde ſelbſt
Aus ihrer Bahn zu ſchleudern, blaſen d'rein
Und thürmen heulend ihn zu Bergen auf!

Rhamnit.

Und dieß iſt unſer Ziel?

Hieram.
Je ſchrecklicher
Das Land iſt, um ſo eher wird's der Menſch,
Der es bewohnt, verlaſſen, wenn man ihm
Von einem Paradies die Kunde bringt,
Das er durch ſeine Fauſt erobern kann.
Ja, Thule rächt Karthago einſt an Rom!
Rhamnit.
Durch Bären oder Menſchen, ſag's mir an!
Sie wiſſen Beide wohl von Rom gleichviel
Und ſchulden an Karthago gleichen Dank.
Hieram.
Merk' auf! Dieß Volk verehrt noch keinen Gott.
Doch hat der Schauer, der des Menſchen Herz
In tiefer Einſamkeit beſchleicht, die Angſt,
Die ſeinen Geiſt erfaßt, wenn's über ihm
In Wolken laut wird, wenn der Donner rollt
Und Blitze zucken, ihm auch hier die Bruſt
Mit ungewiſſer Ahnung einer Macht,
Der ſeine weicht und jede, längſt erfüllt,
Und dunkle Sagen, um ſo heil'ger nur
Geglaubt, als Keiner ihren Urſprung kennt,
Geh'n unter ihnen um und prophezei'n,
Daß bei den Schrecken des Gewitters einſt
Ein Gott herniederſteigen und der Welt,
Was ihr noch fehle, bringen oder ſie
Vertilgen werde, wenn ſie es verdient.
Wohlan, der Gott erſchien!

Rhamnit.

Der Gott erſchien?

Hieram.

Und Beides, Fluch und Segen, bringt er mit!
Für ſie den Segen, Korn und Wein, und mehr:
Du weißt, dieß Alles lud ich mit in's Schiff:
Für Rom den Fluch, den Fluch durch ihren Arm,
Den er bewaffnen, den er lenken wird!

Rhamnit.

Du biſt ein Barcas, biſt aus dem Geſchlecht,
Das ſchon die Kinder ew'gen Römerhaß
Beſchwören läßt!

(Ein Donnerſchlag.)

Doch horch! Vernahmſt Du das,
Und weißt Du, was es für ein Zeichen iſt?

Hieram.

Ein Zeichen, daß der Himmel mich nicht täuſcht.
Er hält, was er verſprach, ein Wetter kommt,
Und nun fängt auch der Moloch an zu glüh'n,
Als hätte er den Blitz, der fiel, verſchluckt!

Rhamnit.

Ich ſchweige, denn vor Deinem Geiſt entſetzt
Der meine ſich. Nur Ein's noch ſage mir.
Warum gabſt Du den Schiffern, die ſo treu
Dir dienten auf der langen Fahrt durch's Meer,

In ihrem erſten Schlaf auf feſtem Land
Den Tod zum Lohn? Ich hätte nicht geglaubt,
Daß ich, der ich den Brand Karthago's ſah,
Noch ſchaudern könne. Doch ich ſchauderte,
Als ich beim Dämmerlicht des Mondes Dich
Erblickte, wie Du ruhig Bruſt nach Bruſt,
Als ſchlügſt Du Nägel ein, mit Deinem Dolch
Durchſtießeſt, und ſo feſt und ſicher trafſt,
Daß keinem Schläfer auch zum letzten Ach
Nur noch der Odem blieb, ja, daß ſich kaum
Noch hie und da ein Auge öffnete
Und aufwärts ſtierte mit verdrehtem Stern.
Ich ſelbſt erwartete das gleiche Loos,
Mir aber ſchien's nicht bitter, denn mir war
Dieß öde Land verhaßter, wie der Tod,
Und ich blieb rücklings liegen, wie ich lag,
Und ſchob ſogar zur Seite mein Gewand,
Damit der Weg zum Herzen offen ſei.
Allein ich hatte mich in Dir getäuſcht,
Du trat'ſt zuletzt zwar auch zu mir heran,
Jedoch Du rütteltest mich auf und ſprachſt:
Die Männer hier ſind todt, wir wollen ſie
Begraben, komm! Nun hiengſt Du einen Stein
An eines Jeden Hals, dann ſchleppten wir
Sie fort zum Strand und warfen ſie in's Meer.
Wozu dieß Alles? Seltſam ſcheint es mir,
Wenn man ſich in die Löwenhöhle wagt
Und erſt ſein Schwert zerbricht. Du haſt's gethan!

Hieram.

Aus Himmelshöh'n erwartet dieſes Volk
Den Gott, Du hörſt es, aus Karthago nicht.
Drum mußten ſterben, die ihn hergeführt,
Denn nur der Todten halt' ich mich gewiß!

(Stärkerer Donner, der Blitz ſchlägt in einen Baum.)

Uhamnit.

Hei! Welch ein Schlag!

Hieram.

Die höchſte Eiche raucht,
Sie iſt geſpalten!

Uhamnit.

Bis zur Wurzel, ja!

Hieram

(mit einem Blick gen Himmel).

So fort! So fort! dann beug' auch ich vielleicht
Das Knie noch einmal!

Hund

(aus dem Dickicht ſtürzend)

O!

(er ſpringt in's Gebüſch zurück).

Hieram.

Sie nah'n! Und dieß
Iſt mehr für ſie, als ein geſpalt'ner Baum,
Es iſt der Anfang eines Weltgerichts!

Hund

(kommt mit mehrerem Volk zurück, worunter ſich der junge Teut, Theoda und Velleda befinden).

Stimmen aus dem Volk
(durcheinander, Entſetzen und Erſtaunen ausdrückend).
O! O!

Hieram
(auf den Moloch blickend).
Sogleich!

Rhamnit.
Wer ſprach?

Hieram.
Vernahmſt Du's nicht?
Der Gott!

Rhamnit.
Der Gott?

Hieram
(dicht an Rhamnit herantretend).
Er will ſein Opfer jetzt!
Wir bringen's ihm, was meinſt Du, es iſt Zeit!
(Er erfaßt und durchſtößt Rhamnit. Dieſer fällt ohne einen Laut.)

Stimmen aus dem Volk
(wie vorher).
Hu! Hu!

Hieram
(wieder auf den Moloch blickend).
Auch ich?
(Er ſetzt ſich ſelbſt den Dolch auf die Bruſt.)

Stimmen aus dem Volk
(wie vorher).
Schau! Schau!

Hieram.

Ich nicht?

(Er ſchleudert den Dolch fort.)

So war's

Genug an meinem Bruder?

Stimmen aus dem Volk

(wie vorher).

Bruder! Horch!

Hieram

(legt dem Moloch den todten Rhamnit zu Füßen).

Du ſiehſt, ich weine nicht! Wer ſonſt? ein Kind?
Wo iſt ein Kind!

(Zu einem Weibe, welches ein Kind trägt.)

Gieb Du das Deine her!

(Er nimmt das Kind.)

Nimm's hin!

(Er legt es dem Moloch in die Arme.)

Das Weib

(lacht, wie im Wahnſinn).

Ha, ha! Ha, ha!

Hieram.

Hinweg mit ihr!

Das Weib

(wird abgeführt).

Hieram

(zum Volk).

Und Ihr, zurück! Ihr ſeht ihn!

Teut, der junge
(zum Volk).
Auf die Knie!
(Er kniet vor dem Moloch nieder. Alle knieen mit ihm.)

Hieram.
Wer iſt der Jüngling? Unter dieſem Volk,
Wo jeder in des Waldes höchſtem Baum
Sein Vorbild ſieht, ragt er noch hoch hervor,
Und dennoch mögt' er mit dem Niedrigſten
Jetzt eifern in der Unterwürfigkeit,
Denn in den Boden grüb' er, wie es ſcheint,
Sich gerne ein, und machte ſich zum Wurm.
Den hab' ich!

Teut, der junge
(mit geſchloſſenen Augen, gegen die Erde).
Schau doch, ſchau doch! rief ich aus,
Da iſt er! Aber wild und zornig ſtieß
Mein Vater mit gekrümmtem Arm mich an
Und ſprach: was ſtörſt Du mich? — Ob er mich jetzt
Wieder ſo ſtoßen wird? Und ob ich mich
Dann wieder finde auf dem Bärenfell,
Den Vater ſchlafend neben mir und Nichts
Zu ſehen und zu hören, als ein Stern
Am Himmel und der Wind?
(Er ſieht auf, frohlockend.)
O nein! o nein!
Er iſt noch da! Nun werde ich doch nicht
Mehr ſterben, eh' ich ihn geſeh'n!

Hieram.

Steh' auf!

Teut, der junge
(thut es langſam).

Doch, damals war er anders, hatte Haar
Und Bart, glich meinem Vater etwas, war
Nicht ganz ſo fürchterlich, wie heut. (zu Hieram) Nicht wahr,
Er hat nicht ſtets dieß Feuer-Angeſicht?

Hieram.

Was fragſt du?

Teut, der junge.

Weil ich ihn ſchon einmal ſah!

Hieram.

Du ſahſt ihn?

Teut, der junge.

Ja, im Schlaf! Da ſeh' ich viel!
Doch ſeltſam iſt's! Was mir bei Nacht erſcheint,
Das iſt am Morgen immer wieder fort,
Und frag' ich meinen Vater, wo es blieb
Und ob auch er's geſeh'n, ſo ſchilt er mich
Und glaubt nicht einmal, daß ich ſelbſt was ſah!

Hieram.

Wer iſt Dein Vater?

Teut, der junge.

Wie? Das weißt Du nicht?

Hieram.

Ihr ſeid mir das, was Euch die Thiere ſind.
Was geht's mich an, ob Ihr Euch unter Euch
Noch wieder unterſcheidet? Namen will
Ich Euch verleih'n, wenn Ihr durch Thaten ſie
Verdient, denn Namen ſind der Thaten Lohn.
Dem Nichts gebührt kein Name!

Teul, der junge.

O, darnach
Verhalten wir's ſchon längſt! Drum darf bei uns
Auch keiner Wolf ſich nennen, wenn er nicht
Ein volles Hundert Wölfe ſchon erſchlug,
Und dieſe Zahl erreicht man nicht ſo leicht.
Den Bären-Namen hat ein Mann für Zehn,
Doch wenn ein Andrer dann mit Zwanzig kommt,
So muß er Dreißig bringen oder ſich
Des Namens wieder abthun. Manchen hat
Man auch umſonſt. Der da (zeigt auf Haſe) fiel auf der Jagd
Einſt über einen Haſen. Haſe! ſchrie
Ihm ſein Gefährte zu, er ſtach ihn todt
Und dennoch heißt er Haſe fort und fort.

Hieram.

Wer hat das ſo geordnet?

Teul, der junge.

Wer? So war's
Nicht immer ſo?

Hieram.
Und welchen Namen führt
Dein Vater denn?

Teut, der junge.
Von dieſen Namen führt
Mein Vater keinen! Aber Wolf und Bär
Und all die andern großen Jäger warf
Er nieder mit gewalt'ger Fauſt und ließ
Nicht eher ab von ihnen, bis ſie ihn
Als ihren Herrn und König anerkannt.

Hieram.
So iſt er König?

Teut, der junge.
Ja! Doch nicht allein,
Weil er den ſtärkſten Arm hat. Nein! Es galt
Noch einen zweiten Sieg. Sie ſtellten ihm
Heimliche Schlingen, ſannen Liſten aus
Und ſuchten ihn zu fangen. Doch umſonſt,
Er fing ſie ſelbſt. Ein Jeder ſchämte ſich
Zuletzt und ſprach: ſchon gut, Du biſt's, wir ſehn's!

Hieram.
So wirſt auch Du wohl König?

Teut, der junge.
Ich? Warum?

Hieram.
Weil Du der Sohn von Deinem Vater biſt!

Teut, der junge,

Ei was!

Hieram.

Du lachſt?

Teut, der junge.

Du ſpotteſt meiner ja!
Weil ich der Sohn von meinem Vater bin,
Bin ich der Stärkſte drum, der Liſtigſte?
Dann müßte ja des ſchönſten Mannes Sohn
Auch wiederum der Schönſte ſein. Das iſt
Doch nicht der Fall. Sieh jene Beiden Dir
Nur an, die um den Stumpf der Eiche knie'n!
Der Eine iſt des alten Königs Sohn,
Er rang mit meinem Vater, dieſer hat
Ihm was im Leib entzwei gedrückt, er hinkt
Seit jenem Tag. Der And're aber ſtammt
Von einem Manne, der das hellſte Haar,
Die blauſten Augen hatte. Hat er's auch?

Hieram.

Gleichviel jetzt, wer hier König war und iſt,
Es giebt hier keinen König mehr. Der Herr
Erſchien in eigner Kraft und Majeſtät,
Er nimmt nun ſelbſt die Zügel in die Hand.

Teut, der junge.

Ich weiß! Und längſt erwartete ich's ſchon!

Hieram.
Du weißt es. Wohl. Doch weiß Dein Vater auch?
Hat's ihm der Geiſt vorausgeſagt, wie Dir?
Wird er ſich beugen, wie ſein Sohn ſich beugt?

Teut, der junge.
Wär's möglich, daß er trotzte ſeinem Gott?

Hieram.
Vielleicht verhüllt der Gott ſich ihm, um Dich
Zu prüfen, ob Du ſelbſt der Rechte biſt!

Teut, der junge.
Um mich zu —

Hieram.
                    Um zu ſeh'n, ob Du den Platz
Zu finden weißt, wohin Du treten mußt,
Wenn zwiſchen ihm und einem Sterblichen,
Und wär's dein Vater auch, ein Kampf entbrennt!

Teut, der junge.
Mein Vater wird — er hat ihn nie geſeh'n!

Hieram.
Und wenn er ihn auch jetzt nicht ſieht?

Teut, der junge.
                                        Nicht ſieht?

Hieram.
Wenn er, anſtatt das Knie zu beugen, frech
Den Arm erhebt?

Teut, der junge.

Dann wend' ich ſchnell mich ab,
Denn nimmer mögt' ich ſchau'n, was dann geſchieht!

Hieram.

Und wenn nun Nichts geſchieht? Und wenn der Gott
Durch Dich gerächt ſein, oder ungerächt
Dein Volk, Dich ſelbſt, vielleicht die ganze Welt
Vertilgen will, haſt Du den feigen Muth,
Dich ſeinem Dienſt, um einen ſchnöden Wurm
Zu ſchonen, der Dich Sohn nennt, zu entzieh'n?

Teut, der junge.

Den hab' ich nicht!

Hieram.

Hier ſteht's ſchon, wie es muß!
Ich kam zur rechten Zeit!

König Teut
(tritt haſtig auf, ihm folgen Wolf und Bär).

Teut, der junge
(ruft ihm triumphirend entgegen).

Nun, Vater, nun?
Siehſt Du?

König Teut.

Ich ſeh'! Wer nahm dem Weib das Kind?

Hieram.

Ich!

König Teut.

Und wo iſt es?

Hieram.
Aſche iſt's!

König Teut
(zum Schwert greifend). So zahl's
Mit Deinem Leben!

Teut, der junge
(ſchaudernd). Vater!

König Teut.
Schweig! — das Weib
Hat ſich in's Meer geſtürzt!

Velleda.
In's Meer? Das that
Noch nie ein Weib!

König Teut.
So wenig, als ein Mann
Noch mit dem Spieß ſich ſelbſt durchſtieß! Doch jetzt
Geſchah's und darum — (Er zieht.)

Teut, der junge
(warnend). Vater!

König Teut.
Was? (zu Hieram) Dich ſoll
Dein weißes Haar nicht ſchützen!
(Dringt auf Hieram ein.)

Hieram
(tritt ihm einen Schritt entgegen und ſchleudert ſein Schwert von ſich).
Weg mit Dir!
Dich brauch' ich nicht!

König Teut

(hält ein). Ha!

Hieram.

Gieb das Deine her!
Du kamſt, um das zu thun!

König Teut

(will ihn durchſtoßen). Da!

Teut, der junge

(ihn verhindernd, drohend). Vater!

Hieram

(zum jungen Teut). Nun?
Hab' ich's vorausgeſagt? Ich wußt' es wohl! —
Reich' Du mir's!

Teut, der junge

(zum König Teut). Gieb's! O, giebs!

König Teut.

Mein Schwert? dieß Schwert,
Das — Knabe, weißt Du noch, woher es ſtammt?
Daß es von meinem Vater kommt? Daß er
Es ſelbſt im Tod nicht ließ? Daß ich die Hand,
Mit welcher es der ſtumme Leichnam noch
Umklammert hielt, die ſtarre, kalte Hand
Aufbrechen mußte, ehe ich's bekam?
Er wußte, daß das Meer nicht jeden Tag
Den Todten auswirſt, der mit einem Schwert,
Wie das, umgürtet iſt. Drum hielt er's feſt.
Und ich — ich ſollt' es — — (Lacht.)

Teut, der junge.

Thu's!

König Teut.

Und weißt Du noch,
Daß, wenn ich dieß Gehenke, das mir's trägt,
Ausſchicke in das Land, aus allen Gau'n
Das Volk zuſammenſtrömt und dicht um mich
Sich ſchaart? Daß ſich der Jäger, wenn er ſchon
Den Bären niederwarf, nicht ſo viel Zeit
Mehr nimmt, das Fell ihm abzuzieh'n, und ob
Er nackend ginge? Daß der Hirt den Wolf
Sein liebſtes Schaaf in Ruh verzehren läßt,
Wenn er's erſchnappt, und daß — —

Teut, der junge.

Weil jeder weiß,
Daß, wer der letzte iſt, dem Tod verfällt,
Wie ſollt' ich's nicht mehr wiſſen!

König Teut.

Dennoch —

Hieram.

Wär's
Ein Stück Metall, und weiter Nichts, als das,
So ließ ich's dir! Jetzt ford're ich's!

König Teut.

Noch hat
Ein Jeder, der mir trotzte, es geküßt!
Das ſollſt auch Du! (Dringt auf Hieram ein.)

Teut, der junge
(ſchwingt ſeine Streitaxt und tritt vor Hieram).
Wag's!

Velleda
(ſtürzt ſich zwiſchen Beide).
(zum Sohn) Teut! (zum Vater) Teut!

König Teut
(ſtützt ſich auf ſein Schwert). Ich bin
Dein Vater!

Teut, der junge
(ſenkt die Streitaxt).
Ich —

König Teut.
Du? — Was?

Teut, der junge.
Ich bin Dein Sohn!

König Teut.
So geh, wie ich, wenn mich's mein Vater hieß!

Teut, der junge.
Sobald Du knieſt vor dem, der mehr, als Du!

König Teut.
Geh! Ich bin durſtig! Bring' mir einen Trunk!

Teut, der junge.
Erſt kniee, und ich gebe Dir mein Blut!

König Teut
(zu Velleda).
Das iſt die Frucht der Winternächte, Weib!
Der Fabeln, die Du ihm —

Velleda.

Ich habe ihm
Erzählt, was meine eig'ne Mutter mir!

Teut, der junge.

Und ſeine ihm!

König Teut.

Ergreift ihn! Schleppt ihn fort!
Ich folg' Euch, wenn ich hier mein Werk vollbracht!
Dann richt' ich ihn!

Velleda

(zum König). Teut!

Teut, der junge.

Mutter! Schweige doch!
(Deutet auf die Knieenden.)
Steht Einer auf?

König Teut.

Dem Tode weih' ich den,
Der ſich nicht gleich erhebt!

Hieram.

Wer wagt's? Wer iſt
Der Erſte?

Alles Volk

(bleibt liegen wie es lag).

Hieram.

Senkt die Stirne tiefer noch,
Bis auf die Erde! denn Ihr kniet vor dem,
Der, eh' die Sonne Morgens leuchten kann,

Sie angeſehen haben muß! Vor dem,
Auf deſſen Wink das Meer den ſchmutz'gen Ball,
Den es auf blankem Rücken ungern trägt,
Vielleicht ſchon in dem nächſten Augenblick
Hinunter knirſcht, wenn Ihr ihn nicht verſöhnt!

Stimmen aus dem Volk
(bittend und verhalten drohend).

Knie', König, knie'!

Hieram.

Ja, der zum Himmel ſich
Aufrichten und mit einem einz'gen Tritt
Die Erde und Euch ſelbſt zerſtampfen wird,
Wenn Ihr ihn nicht an dem Empörer rächt!

Stimmen aus dem Volk
(drohend).

Nun, König, nun?

König Teut.

Wolf! Bär! Heran zu mir!
(Er ſchaut ſich nach ihnen um.)

Wolf und Bär
(knieen ebenfalls nieder).

König Teut.

Was — Ihr — Ihr auch.

Hieram.

Dein Schwert!

Stimmen aus dem Volk
(wie vorher).

Dein Schwert!

Hieram.

Steht auf!

Das Volk
(erhebt ſich).

König Teut
(für ſich).

Noch iſt mir Jeder treu, der Nichts von dem
Geſeh'n, was hier geſchah. So giebt's denn noch
Ein ſich'res Mittel! Dieſes wend' ich an,
Und das ſogleich! jetzt, Hunde,
(Er haut links und rechts um ſich.)
freien Weg!
Mein Wort, ich kehr' zurück! (Ab.)

Stimmen aus dem Volk
(wild durch einander).

Das Schwert! Das Schwert!
(Viele wollen ihm nachſtürzen.)

Hieram.

Nur Einer darf es bringen, wenn er's ſelbſt
Nicht thut, und das (zum jungen Teut) biſt Du!

Velleda
(kreiſcht auf).

Mein Sohn!

Teut, der junge.

Ich bring's!

Velleda.

Das heißt: Du tödteſt ihn, wenn er nicht Dich!

Teut, der junge
(zu Hieram).

Mich grauſ't! Lebendig läßt er's nicht!

Hieram

(deutet auf Rhamnit). Dort liegt
Mein Bruder!

Teut, der junge.

Komm' es, wie es kommen will.
Ich muß!

Theoda.

Du mußt nicht!

Hieram.

Zög're nicht! Er will
Sein drittes Opfer!

Teut, der junge

(zu Velleda). Mutter, fluch' mir nicht!
Vielleicht bin ich das ſelbſt! — Er hat das Schwert,
Ich nur die Axt!

Hieram.

Du haſt ein Schwert, wie er!
Nimm es nur auf! Dort liegt's!

Teut, der junge

(hebt Hierams Schwert auf). Das Deinige?

Hieram.

Ich bracht' es mit für Dich!

Theoda

(zu Teut). Das beſte Kraut
Für Wunden grünt noch nicht! Doch, wenn es das

Auch thäte: pflücken würd' ich's nicht für Dich
Und Keiner kennt's, als ich!

Teut, der junge.

Ich bin ja auch
Dein Bruder nicht! (Zu Hund und Haſe.) Folgt mir, damit Ihr mich
Zurück tragt, wenn ich ſelbſt nicht gehen kann.
Dann legt mich (deutet auf den Moloch) ihm zu Füßen! Neben den!
Mutter!

Velleda
(wendet ſich von ihm ab).

Teut, der junge.

Haſt Du es mich denn nicht gelehrt,
Daß man die Götter fürchten muß? — Leb wohl! (Ab.)

Velleda
(zu Hieram).

Ich fleh' Dich an!

Hieram.

Um was?

Velleda.

Entſetzlich wär's!

Theoda
(zu Velleda).

Ich hab' noch von dem Kraut, und ſage dir,
Wie du es brauchen mußt!

Hieram

(zu Allen). Hinweg mit Euch!
Dürft Ihr ſein Antlitz einmal wieder ſchau'n,

So künd' ich's Euch! doch, wer ſich früher naht,
Den trifft der Tod!

Bär

(zum Wolf). Ich folg' dem jungen Teut!

Wolf.

Ich auch:

Stimmen aus dem Volk.

Wir Alle!

Velleda.

Aber ich?

Theoda.

Und ich!

(Sie küßt Velleda.)

Die Lippen hat er ſelbſt geküßt, dieß ſei
Mein einz'ges Theil an ihm. — — —

(Alle ab. Bär und Wolf voran. Velleda und Theoda zuletzt.)

Hieram

(ſtellt ſich mit über die Bruſt gekreuzten Armen vor den Moloch hin).

Ich ſtehe jetzt zum dritten Mal vor Dir,
Und endlich, wie ich ſoll! Das erſte Mal
Warf mich der grimm'ge Schmerz um Hannibal,
Um ſeinen ganz unwürdig-ſchnöden Tod,
Zu Deinen Füßen hin. Da fleht' ich Dich,
Ha! Ha! um Rache an! Ich trug es nicht,
Daß nur das Gift der Viper, raſch verſchluckt,
Nicht ſeine göttergleiche Unnahbarkeit,
Ihn hatte ſchützen können vor der Schmach,

In Ketten, wie ein weggelauf'ner Sclav',
Nach Rom geſchleppt, und ſchwertlos dort dem Volk
Zur Schau geſtellt zu werden. Ja, mir war,
Als müßte ſolch' ein Mißbrauch eines Siegs
Nicht Dich allein, nein, einen jeden Gott
Empören, ſelbſt den röm'ſchen Zeus, der ihn
Verliehen, und als müßte unter Euch,
Wie unter Menſchen, wenn es Ehre gilt,
Ein edler Zwiſt um's Rächeramt entſteh'n.
Ich war ein Thor! Du ſchliefſt ſo feſt, wie Zeus,
Und Zeus ſo feſt wie Du, und zwiſchen Euch
Lag unberührt der träge Donnerkeil.
Da hätt' ich's wiſſen ſollen, was Du biſt!
Und dennoch trieb's mich noch einmal zu Dir
Zurück, und das in jener grauſen Nacht,
Wo's plötzlich Tag ward, eh' die Sonne kam,
Wo Flammenzungen mir verkündeten:
Nun iſt es mit Karthago aus, wenn nicht
Ein Gott noch hilft, denn Scipio zieht ein!
Da ſtürzt' ich hin vor Dir! Da grollt' ich mir,
Daß ich mein Lebelang kein Weib berührt,
Weil mir das Kind nun fehlte und mit ihm
Das Opfer! Da — doch Alles war umſonſt!
Dein Prieſter ſtopfte mehr Dir in den Schlund,
Als Du verzehren konnteſt, kaum verſengt,
Noch zappelnd, entfiel der letzte Säugling Dir,
Und doch erloſch kein Funke d'rob, der Brand
Ergriff des Tempels Zinnen, ja, Du ſelbſt

Warſt nicht mehr ſicher vor des Feuers Wuth!
Da kannte ich Dich endlich, Eiſenklump,
Da knirſcht' ich, daß wir in der höchſten Noth,
Die uns ſogar die Nägel ſammeln ließ,
Nicht auch das Erz in Deinem faulen Bauch
Zu Schwertern ausgeſchmiedet. Dennoch war
Das gut, und dieß erkannt' ich gleich darauf.
Denn wär's geſcheh'n, was hätt' es noch gefrommt?
Du aber ſollſt, das ſchwör' ich Dir, als Knecht
Für das genug thun, was der Gott verbrach!
Drum ſchütz' ich Dich vor dem!
(Er deutet mit dem Fuß auf Rhamnit.)
Du haſt als Gott
Karthago nicht geſchirmt: wie konnteſt Du?
Doch als mein Knecht ſollſt Du das freche Rom
Zerſtören! Halte Dich denn wacker, Knecht!
Dann will ich mit der Axt, der Du entgingſt,
Den röm'ſchen Zeus zerſchlagen und für Dich
Ein Poſtament erbauen aus dem Schutt,
Auf dem Du thronen magſt in Ewigkeit!

Zweiter Act.

Vor dem Moloch-Hain, der von Kriegern mit Streit-Aexten umſtellt iſt.

König.

Habt Ihr den Ring geſchloſſen?

Adler.

Rund herum!
Vom Meere an bis zu der Felſenwand!

König.

So kann kein Menſch heraus?

Adler.

Nein! Dicht, wie hier,
Sind überall die Recken aufgeſtellt.

König.

Vernehmt denn mein Gebot!
(Er erhebt ſein Schwert.)
Wer dieſen Hain
Betritt, der iſt des Todes! Wer ihn ſchon

Betreten hat, und ihn verlaſſen will,
Der iſt es auch!
(Er geht zu den Kriegern und richtet das folgende an den Erſten, Zweiten, Dritten u. ſ. w.)
Und wär's Dein eig'nes Weib,
Wär' es Dein Bruder, wär's Dein Sohn ſogar,
Du ſtreckſt ſie nieder mit der Axt, wenn ich
Dich nicht mit meinem Schwert durchſtoßen ſoll!

Adler.

Herr!

König.

Wollt' Ihr's beſſer haben, wie ich ſelbſt?
Mein Weib iſt auch im Hain, dazu mein Sohn!
Und ich verlange Nichts von Euch, als was
Ich ſelbſt vollbringen werde, wenn an mich
Die Reihe kommt!

Adler.

Wir haben Dich erwählt
Und müſſen Dir gehorchen! Aber ſprich:
Was iſt es denn auf einmal mit dem Hain?
Du weißt, der einz'ge Salzquell ſprudelt drin,
Warum ſoll Niemand länger ſchöpfen geh'n?

König.

Ich will Dir Antwort geben, wenn das Werk
Gethan iſt! (Für ſich.) Nun erdrück' ich ſie. Denn klein
Iſt ihre Zahl und unſ're Zahl iſt groß!

Teut, der junge
(erſcheint mit ſeiner Schaar und will aus dem Hain hervorbrechen).

Adler
(tritt ihm entgegen).
Zurück!

Teut, der junge.
Zurück! Ja wohl! zurück mit Dir!
(Er braucht ſein Schwert und bricht ſich Bahn. Ihm folgen)

Velleda und Theoda
(die übrigen werden zurückgedrängt).

König.
Ganz Recht! Dieß Werk iſt mein! Ich bin bereit!
Merkt auf und macht's, wie ich!
(Er tritt ſeinem Sohn mit gezogenem Schwert gegenüber.)

Velleda
(ſtürzt ſich zwiſchen Beide).
Erſt mich! Ich will
Das Ende nimmer ſeh'n!

König
(zu Teut).
Nun? Bittet ſie
Umſonſt?
(Zu Adler.)
Was ſagſt Du? Siehſt Du dieſen Sohn?
Er will den Vater tödten, und er wird
Beginnen mit der Mutter, wenn ſie ihm
Den Weg vertritt! So kommt er aus dem Hain!
Nun weißt Du, was Du fragteſt!

Teut.
Nein doch, nein!
So kommt er nicht! Ich komme — Seht nur ſelbſt!
(Er kniet nieder.)
Ich küſſe Dir die Füße!

König.

Niemals that
Das noch ein Sohn! Unwürdig ſcheint es mir!
Es ziemt dem Knecht nur, der den Leib verſpielt,
Wie's denn der Erſte auch gewiß erfand.
Doch, wie der Frevel muß die Buße ſein,
Drum mag es ſich gebühren, daß Du's thuſt.
Nun, da Du ſchnell bereu'ſt, ſo darf ich Dir
Auch halb verzeih'n! Erheb' Dich denn und zieh'
Das Schwert, das Dir der arge Fremdling gab,
Durchbohre ihn damit, und wirf's in's Meer —

Teut

(ſteht auf).

König.

Dann gehe, ohne Dich nur umzuſeh'n,
Ja, ohne eine Beere unterwegs
Zu pflücken, oder auch aus einem Quell
Zu trinken, vorwärts bis zum Todtenthal,
Wo man begräbt, was ausgeathmet hat.
Dort, unter'm Felſen-Abhang, den Du kennſt,
Iſt eine Höhle, unterirdiſch dumpf
Und nächtlich finſter, von Gebüſch verſteckt,
Die außer mir noch nie ein Menſch betrat.
In dieſe Höhle ſchließe ſchweigend dich
Mit Deinem Hunger ein, und harre dort,
Ob ſich ein Thier zu Dir verirrt, dem Du
Das Fleiſch vom Leibe reißen kannſt, ob ſich
Von den Gefährten Einer Dein erbarmt.

Dem will ich's nicht verbieten.
(Zu Velleda.)
Dir allein
Iſt's unterſagt!

Teut.

Ha!

König.

Was bedeutet das?
(Mit Geberden.)
Erſt ſo? Dann ſo?

Teut.

Wohl kniete ich vor Dir,
Wohl küßt' ich Dir die Füße, aber nicht
Aus Reue, wie Du meinſt, aus Angſt allein,
Aus Angſt um Dich, und auch um mich! Wenn Du
Mich tödteſt, ſprich, was ſagſt Du wohl zu der?
(Er deutet auf Velleda.)
Und wenn ich Dich: wie ſollt' ich mit der Hand
Je wieder eſſen, die Dein Blut vergoß?
Drum flehe ich noch einmal: beuge Dich,
Verharre nicht im Trotze, gieb Dein Schwert!

König.

Wann ſagt' ich Nein! und nahm das Wort zurück?

Teut.

Noch nie, noch nie! Du kannſt es ruhig thun,
Des Wankelmuthes wird Dich Keiner zeih'n!
(Zu Velleda.)
O Mutter, flehe Du mit mir, Du weißt

Ja, was ihn rühren kann, beſchwöre ihn
Und ſchütze mich vor einer grauſen That!

König.

Er ſpricht, als läg' ich ſchon!

(Zu Adler.)

Du, ſieh mich an!
Hat dieſer Arm noch Mark? Wie lange iſt's,
Daß vor dem Fauſtſchlag mir der Mann nicht mehr
Zum Nimmer-Wiederauferſtehen ſinkt?

Adler.

Die Zeit kommt nie!

König

(zu Teut, drohend).

Dann, Knabe, wehe Dir!

Velleda.

Stand eine Mutter jemals da, wie ich!

König.

Der Gott erſchien! Das iſt die neue Welt!

Velleda.

Sie wäre anders, wenn Du ſelbſt es wärſt!

König.

Ich bin derſelbe, der ich immer war!

Velleda.

Das biſt Du nicht! Hat's Dich nicht auch durchzuckt,
Wenn alle Wolken Feuerſchlangen ſpie'n?

König.

Wie ſollt' es nicht!

Velleda.

Haſt Du nicht auch gebebt,
Wenn's krachte, wie hier unten Nichts mehr kracht?

König.

Wer läugnet das?

Velleda.

Und war nun Alles aus:
Gingſt Du nicht auch und ſahſt Dich zitternd um
Und fragteſt Dich: ſind wir auch noch allein?

König.

Gewiß! Ich aber ſeufzte nicht, wie der,
Wenn ich den Gaſt aus Himmelshöh'n nicht fand,
Ich ſtarrte niemals ſtundenlang hinauf
Und harrte ſein. Ich freute mich, und hieb
Den erſten Bären nieder, den ich traf,
Denn ich war gern allein!

Velleda.

Nun iſt er da!

König.

Und eher, als ihn ſelbſt noch, habe ich
Geſeh'n, was er uns bringt. Ein Weib, das ſich
In's Meer hinunterſtürzt! Ein Klippenfiſch,
Der ſie zerfleiſcht, und eine Schweſter, die
Ihr nachgeſprungen wär', hätt' ich ſie nicht
Zurückgehalten! Hei! Man ißt und trinkt,
Man wehrt ſich, wenn man angegriffen wird,
Wer giebt ſich ſelbſt den Tod!

Teut.

Ich, wenn der Gott
Mich, wie das Kind, verlangt!

König.

Du! Ja, Du thuſt,
Was Keiner thut, und kannſt, was Keiner kann!
Du führſt mit Wind und Wellen ein Geſpräch;
Du glaubſt, es ſeien Worte, die das Meer
Hervorſtößt, wenn es ſeine Wogen rollt;
Du ſagſt, die Eiche ſchreie, wenn der Sturm
Sie ſchüttelt, bis ſie knackt; Du hätt'ſt den Stein
Gern auf den Knie'n verehrt, dem meine Hand
Den Funken einſt entlockte: Du, ja Du,
Ich glaub's Dir, thuſt auch das! Ich aber, ich,
Ich ſag' Dir, dieſer Gott —

Velleda.

Teut, halte ein,
Ich zitt're!

König.

Und wovor? Was wäre noch
Zu fürchten? Iſt nicht ſchon das Ärgſte da?
Giebt's etwas Ärgeres, als dieſen Sohn?

Teut.

Ja, dieſen Vater!

Velleda.

Schweig doch!

Teut.

Iſt's nicht ſo?
Bin ich's, der ſich empört?

König
(erhebt ſein Schwert, ſenkt es aber wieder).

Noch nicht! Nur zu!
Ich ſäh' Dich gern erſt ganz!

Teut
(tritt dem König näher).

Theoda
(ſtürzt zwiſchen beide).

Teut!

Teut.

Hab' ich was
Mit Dir zu ſchaffen?

Theoda.

Nein? So hab' ich auch
Nichts mehr mit Dir zu ſchaffen!

Teut.

Junge Maid,
Was redeſt Du? Ich kenne Dich ja kaum
Und ſprach noch nie mit Dir!

Theoda
(gegen Velleda.)

Noch nie!

Teut
(gegen Velleda).

Ei nun,

Sie ſprach einmal mit mir! Und das geſchah,
Als ich im Walde, ohne ſie zu ſeh'n,
An ihr vorbeigegangen war. Da warf
Sie mich mit einem friſchen Blütenzweig!

Theoda.

Dich?

Teut.

Nun, wenn Dich's verdrießt: Du warfſt den Zweig
Nach einem Eichhorn, und Du trafeſt mich!

Theoda.

So war's.

Teut.

So ſagteſt Du zu mir, als ich
Mich nach dir umſah. Dann —

Theoda.

Nichts mehr!

Teut.

Doch! Doch!
Dann boteſt Du mit glühendem Geſicht —

Theoda
(ihn unterbrechend).

Ich war vom Bücken heiß!

Teut.

Mir eine Hand
Voll rother Beeren!

Theoda.

Weil ich ſelber ſie
Wohl pflücken, doch nicht eſſen mag!

Teut.

Ich griff
Darnach, weil ich gerade durſtig war,
Doch ich vergaß es gleich den nächſten Tag!

Theoda.

Ich noch denſelben!

Teut.

Nun denn!

Theoda.

Daß ich einſt,
Als Deine Mutter unter'm Buſche ſchlief,
Die Schlange, die ſchon nach ihr züngelte,
Zertrat, das weißt Du nicht, nicht wahr?

Teut.

Ich hör's
Erſt jetzt, ſonſt hätte ich's Dir längſt gedankt!

Theoda.

Wärſt Du's geweſen, hätt' ich's nicht gethan!

Teut.

Hab' ich denn je ein Leid Dir zugefügt?

Theoda.

Du? O!

(Sie ballt krampfhaft die Hand.)

Ja, ja! Du haſt einmal ſo viel
Nach mir geſeh'n!

Teut.

Nach Dir? Du irrſt! Doch nein!
Ich ſah einſt wirklich mehr nach Dir, wie ſonſt.
Da hatt'ſt Du eine Wunde an der Stirn.

Theoda.

Von einem Sturz!

Teut.

Das wußt' ich nicht! Mir ſchien
Es ſeltſam, daß ein Mädchen Wunden trug
Und nach der Wunde ſah ich, wenn ich Dir
Begegnete!

Theoda.

Verfluchter!

Teut.

Aßeſt Du
Die ſchwarzen Beeren, die der grüne Sumpf
Erzeugt, daß Du ſo ſprichſt? Du kennſt ſie doch,
Dein Vater ſtarb ja d'ran, und ſeit der Zeit
Flieht jedes Kind ſie!

Theoda.

Hätte ich ſie Dir
Doch ſtatt der andern dargereicht!

Velleda.

Mein Kind,
Sei ſtill!

König.

Lächle den Bären lieber an
Und ſtreichle ihn, als den! Nimmt der ein Weib,
So thut er's nur, weil er den Tag erſehnt,
Wo er ihr Kind in's Feuer werfen kann!

Teut.

Du irrſt Dich! Aber hätte ich ein Kind,
So gäb' ich's ohne Widerſtreben hin
Und fragte nicht, ob's ſchwer ſei oder leicht.

König.

Hätt' ich's doch ſo mit Dir gemacht!

Teut.

Thu's noch!
Ich bin bereit! Wenn Du nur opfern willſt:
Ich biete mich als Opfer dar! Doch kann's
Nicht hier geſcheh'n!

(Er wendet ſich gegen den Hain.)

König.

Kehr' Dich nicht wieder um!
Zurück mit Dir!

Teut.

Du mahnſt mit Recht, es währt
Zu lange! Alſo: her mit Deinem Schwert!
In Deiner Väter Namen fordre ich's,
Sie ſtehen hinter mir, und treiben mich!
Ich that was ſie geboten, und Du ſollſt,
Wie ich, gehorchen, denn Du biſt ihr Sohn,

Wie ich der Deinige, und was ich Dir,
Das biſt Du ihnen ſchuldig.

König.

Nimm mir's ab!

Teut.

Das wird geſcheh'n!

Theoda.

Thu's! Thu's! Das nächſte Mal
Wird Dich der Ur zerreißen, wenn Du jagſt,
Ich ſeh' den Stein ſchon, über den Du fällſt.
O, wär' ich Doch dabei!

König.

Feig?

Teut.

Das iſt Schmach!
Feig? Ward dieß Wort für mich gemacht? Ich hab's
Noch niemals brauchen hören, wenn ſich nicht
Der Haſe zeigte. Feig!
(Er ſchlägt ſich ſelbſt.)
Ein Hund, ein Hund,
Wer's ſo weit kommen ließ! Vater, Du biſt
Mein Feind, mein einz'ger Feind! Komm an! Doch nein,
Nicht ſo, nicht ſo!
(Er wirft ſein Schwert von ſich.)
Wer dieſes Wort vernimmt,
Dem wachſen Krallen, und auf ſeinem Haupt
Wird jedes Haar zu einem ſtarren Spieß,

Daß er auch waſſenlos ſich rächen kann!
(Er dringt auf ſeinen Vater ein.)

König.

Auch das iſt Schmach!
(Er wirft gleichfalls ſein Schwert weg.)
So mach' ich's wieder wett!
Das iſt das erſte Mal! Nun will ich Dich
Zuſammen drücken, daß das rothe Blut
Dir aus dem Halſe ſpringt!
(Sie packen ſich zugleich und ringen.)

Adler.

Merkt auf! Merkt auf!
Wer ſiegt, hat Recht!

Teut
(im Ringen).

Und beugt ſich!

König
(im Ringen).

Wenn er lebt!

König
(fällt).

Adler.

Der König fällt!

Velleda.

Muß ich das ſeh'n, und darf
Den Sieger nicht verfluchen? Welch ein Tag!
(Sie kniet neben dem König nieder.)

Die Krieger
(ſenken ihre Aexte, ohne ihre Reihen jedoch aufzulöſen).

Wolf, Bär, Hund und Andere
(dringen mit Jubelgeſchrei herein).

Halloh!

Teut.

Du liegſt!

König.

Wer liegt, den tödtet man!

Teut
(ſpringt auf).

Er liegt! Mein Vater liegt! Was nun? — Das Schwert!
(Er nimmt das Schwert des Königs auf.)
Mutter, ich hätt' es nie gedacht!

Bär.

Er ſteht
Schon wieder auf, und ſtärker, wie zuvor,
Wenn Du nicht ſchnell mit ihm ein Ende machſt!

Teut.

Das kann ich nicht!

Bär.

Dann wird's Dir ſchlecht ergeh'n!

Wolf.

Ho, ho! Wer hat in einem Spiel bei uns
Zwei Würfe? Wenn er ſich nicht fügen will,
So zwingt man ihn!

König
(Wie aus tiefem Schlaf erwachend).

Wer bin ich?

Velleda.

Stehe auf!

König.

So lieg' ich?
(Er richtet ſich etwas auf.)
Ha! Iſt denn die Nacht ſchon da?
Nein doch, es iſt noch hell! — Mein Kopf iſt heiß!
Ich glaub', er birſt mir noch! Kennſt Du das auch?
Das iſt, wie Schmerz!
(Er befühlt ſich den Kopf.)
Doch, woher kommt mir Schmerz?
Giebt's Schmerzen ohne Wunden? Könnte ich
Doch bitten: macht mir eine mit der Axt,
Ich brauche eine Wunde!

Velleda.

Steh' nur auf!

König.

War das ein Thier, das mich darnieder warf?
Ein Thier! Was für ein Thier? Der Bär? Ei, ei,
Ich mach' ja zwei aus Einem, wenn ſich der
Hervor wagt aus dem Dickicht! Eber? Ur?
Wolf? Maulwurf? Haſe?
(Er lacht.)

Velleda.

Höre jetzt auf mich!

König.

Wenn das ein Thier that, war es fürchterlich,
So fürchterlich, wie — Nun, was war denn noch
So fürchterlich?
(Er fährt ſich über die Stirn.)
Weg, weg! Auf, jagen wir's!

Und das ſogleich! Wenn ſich dieß Thier vermehrt,
Vertilgt's uns mit einander!

(Er ſpringt auf.)

Folgt mir nach!
Wer's Schwert hat, muß voran!

(Er macht eine Bewegung.)

Bär.

Er ſchwingt den Arm,
Als hätt' er's in der Hand!

König.

Wer hat mein Schwert?

(Er kehrt ſich um, und erblickt Teut.)

Du?

(Er bricht furchtbar aus.)

Ha, ich ward beſiegt von meinem Sohn!

Bär.

Von unſ'rem Gott durch ihn!

König.

Bär, hüte Dich!
Der konnte mich beſiegen, weil ich ihn
In's Leben rief, und meine eig'ne Kraft
Ihm in die Adern goß! Das merke Dir!
Ich fiel nur durch mich ſelbſt! Ihr werdet mich
Nicht überwinden, darum trotzt mir nicht!
Auch dieſer wird es nicht zum zweiten Mal!

(Er tritt vor Teut hin.)

Verſuch' es, wenn Du's wagſt!

Wolf.

Halt ein, halt ein!
Wohnt nicht das Recht beim Sieg?

König.

Das glaubten wir!

Wolf.

Und glauben's noch!

König.

So fallt Ihr alle ab?
Auch das! Doch nur der Regenwurm kriecht fort,
Wenn man ihn halb zertreten hat, der Bär
Braucht ſeine Tatze im Verenden noch,
Bis ihm ſein Feind den letzten Stoß verſetzt.
Ich will des Bären Recht! Seit wann iſt's Brauch,
Daß der Beſiegte wieder aufſteh'n muß?
Soll ich der Erſte unter Allen ſein,
Der ſeine Schande täglich wiederkäut?
Mir ſtünde eine blut'ge Rache zu
Für jeden Athemzug, zu dem Du mich
Verdammteſt, ſeit ich lag, ich will ſie nicht,
Doch nun verlange ich den ſchnellſten Tod!

Velleda.

Nicht weiter, Teut! Er warf des Fremdlings Schwert
Weit von ſich, und mit ihm den halben Sieg,
Er wollte unterliegen!

König

(zu Teut).

Haſt Du mich
Dahin geſtreckt? Wie? Oder bin ich nur
Gefallen über Steine und Geſtrüpp?
Mach' raſch, ſonſt glaub' ich dieß!

Velleda.

Du haſt mich nie
Geliebt!

König.

O wär' das wahr!

(Zu Teut.)

Muß ich Dich erſt
Mißhandeln wie vorher?

Teut.

Thu's, wenn Du willſt,
Ich rühr' Dich nicht mehr an! Ich hab' vollbracht,
Was mir geboten war, Dein Schwert iſt mein!
Nun überſchütte mich mit Schmach, wirf mich
Zu Boden, tritt mich, heilig biſt Du mir
Und ſtumm erdulden werd' ich's, wie ein Stein!

König.

Fehlt Dir der Muth? So war bei Deinem Sieg
Auch nicht das Recht, und kommen wird der Tag,
Wo das Gefühl, das jetzt den Arm Dir lähmt,
Dich mir zu Füßen nieder werfen wird,
Dann werde ich Dir zeigen, was ich kann!
Ja, ja! Ich ſchließe jetzt an Deiner Statt

Mich in die Höhle ein und ſcheide mich
Von Licht und Luft!

(Zu Velleda.)

Du wirſt mich nicht dahin
Begleiten! Sprich nicht Ja! Ich wieſe Dich
Zurück, auch wenn Du wollteſt!

Theoda.

Aber ich!

König.

Du?

Theoda.

Ja! Wo wär' mein Platz noch auf der Welt,
Wenn nicht bei Dir? Er hat ja keinen Feind,
Als Dich! Wer ballt noch gegen ihn die Hand?

König.

So folge mir! —

(Zu Teut.)

Mit keinem einz'gen Schritt
Verlaß' ich ſie, bevor Du ſelbſt mich holſt,
Und würd' ich lahm und blind, eh' das geſchieht!
Doch, wenn Du kommſt — und daß Du kommen wirſt,
Iſt ſo gewiß, wie eines Vaters Recht! —
Dann ſprech' ich nicht: es iſt nun Alles gut,
Du haſt bereut! und reiche Dir die Hand;
Dann räch' ich mich für jeden Sonnenſtrahl,
Den ich entbehrt, für jeden Hauch der Luft;
Dann ſtraf' ich Dich, daß nie auf dieſer Welt,
Der Vater mehr den Sohn zu ſtrafen braucht!

(Zum Volk.)

Ihr aber ſchweigt, und harrt des großen Tag's,
Der zwiſchen Sohn und Vater richten wird!

(Ab.)

Theoda.

Nun hör' auch mich! Ich gehe mit dem Greis,
Und ſorge, daß ihm nie die Speiſe fehlt,
Damit er Dir das Alles halten kann!

(Sie will gehen, kehrt aber wieder um.)

Ja, das noch! Lächelt Dir ein Mädchen zu,
So tödt' ich ſie! Dieß merke Jede ſich,
Der lang gelocktes Haar vielleicht gefällt,
Ich dulde Keine, die ſich ſo vergißt!

(Sie geht, kehrt aber nochmals um.)

Dem Hund ſogar, der Deinen Spuren folgt,
Zerſchmett're ich den Kopf mit einem Stein!

(Ab.)

Wolf.

Mir iſt, als ſäh' ich die zum erſten Mal!
Die wär' für mich!

Bär.

Man hätte was an ihr
Zu zähmen, meinſt Du?

Wolf.

Nicht doch!

Adler

(zu Teut, auf den Hain deutend).

Führ' uns jetzt!

Teut.

Das darf ich nicht! — Das Schwert wird heiß und ſchwer
In meiner Hand, ich trag's an ſeinen Ort!

(Er geht in den Hain. Ihm tritt)

Hieram

(entgegen).

Hieram.

Haſt Du's?

Teut.

Ich bring's!

Hieram

(für ſich). Ich ſeh' kein Blut an ihm
So hätte auch der König ſich gefügt?
Ich hätt' es nicht gedacht!

(Zu Teut.)

Dein Vater?

Teut.

Ging
In eine Höhle, die er niemals mehr
Verlaſſen will!

Hieram.

Der Tod ihm, wenn er's thut,
Und nicht um anzubeten kommt! Wer ihn
Zuerſt erblickt, vollziehe dieß Gebot.
Sonſt ſtirbt er ſelbſt!

(Er deutet auf die Krieger.)

Was wollen aber die?

Teut.

Mein Vater hat ſie aufgeſtellt!

Hieram.

Zum Kampf!

(Schreitet vorwärts und bleibt zwiſchen den Kriegern ſtehen.)

Aexte? Gut! Für die Wälder!

(Er ſchreitet hindurch.)

Adler

(ängſtlich zu Wolf).

Iſt er das?

Wolf.

Knie'n wir?

Adler.

Mich treibt's!

Wolf.

Das iſt ſein Diener nur!
Er ſelbſt — Stell' Dir ein düſt'res Feuer vor,
Doch eins, das Arme hat und einen Kopf!

Adler

(nähert ſich Hieram, ſcheu).

Greis — dieſe —

Hieram.

Was?

Adler.

Sie haben ihn geſeh'n,
Und wir — wir mögten auch —

Hieram.

Verdient's zuvor!

Wolf.

Wir kamen erſt! Ihr ſteht mit Recht zurück!

Adler.

Was ſollen wir? Gebeut!

Hieram

(auf die Aexte deutend).

Rund um Euch her
Die Wälder fällen! Dieſer Eichenhain
Iſt unantaſtbar bis auf's letzte Blatt.
Doch alle andern rottet aus! Euch ſoll
Die mächt'ge Flamme helfen, wo ſie kann!

Adler, Bär, Wolf.

Die Wälder!

Hieram.

Stutzt Ihr? Scheint es Euch zu ſchwer?
Und ſag' ich Euch: Ihr tragt die Berge ab
Und dämmt das Meer damit, ſo fangt Ihr an.

Adler.

Das thun wir auch!

Hieram.

Was denn?

Wolf.

Wir meinen nur —

Bär.

Wenn wir die Wälder fällen, ſterben ja
Die Thiere mit! Wir aber leben nur

Von ihrem Fleiſch, denn ſelten finden wir
Nahrhafte Wurzeln, Honig niemals faſt!
Was eſſen wir, wenn's uns an Fleiſch gebricht?

Hieram

(nimmt einen Kloß Erde auf und hält ihn in die Höhe).

Adler.

Was wir mit Füßen traten?

Hieram.

Wehe Euch,
Daß Ihr nichts And'res thatet!

(Er deutet gen Himmel.)

Schaut hinauf!
Was ſeht Ihr droben?

Adler.

Nichts!

Hieram.

Was ſiehſt Du, Teut?

Teut.

Was ich ſo gern ſeh': Farben, bunt und ſchön,
Wie immer, wenn die Sonne untergeht.

Hieram.

Viel ſchön're Farben birgt der ſchwarze Kloß!
Kein Blau am Himmel iſt ſo rein und klar,
Kein Roth ſo brennend, daß die Blumen es
Nicht überträfen, die er treiben wird,
Zahlloſer, wie das Sternenheer bei Nacht!

Teut.

Wann? Bald?

Hieram.

So bald Ihr wollt! Je ſchneller Ihr
Die Wälder fällt, je raſcher wird's geſcheh'n!

Teut
(zum Volk).

Auf! Tag und Nacht! Nicht wahr?

Alle
(erheben die Aexte).

Hieram.

Auch ſtrotzt der Kloß
Von tauſendfält'gen Früchten, alle reich
An Kraft und Nahrung, und verſchieden doch
An Würze, wie an Farbe und Geſtalt.
Ihr kennt nur Wurzeln, die der Haſe einſt
Verſchmähen wird, und die die Erde bloß
Erzeugt, damit Ihr graben lernen ſollt.
Doch kommen wird die Zeit, wo Euch ihr Schooß
Von unten mit der rothen Beere fromm
Entgegen ſchwillt, indeß der güt'ge Baum
Das gold'ne Obſt von oben fallen läßt,
So daß, wer ſich nicht niederbücken mag,
Nur über ſich hinauf zu greifen braucht.
Dann wird für Euch ein wunderbarer Trank
Auch fließen, welcher Euch des Durſtes Qual
Zur Wonne macht, nur muß die Sonne erſt
Die Trauben reifen, denen er entquillt!

Teut.

Hört Ihr's?

Velleda.

O, hätt's Dein Vater auch gehört!

Hieram.

Dem Allen wehrt der dicke Wald, er ſchluckt
Die Sonnenſtrahlen ein, und bringt Euch Nichts,
Als bitt're Eicheln, darum muß er fort!

Teut
(zum Volk).

Holt Feuerbrände!

Adler, Bär, Wolf und **Andere**
(eilen ab).

Hieram.

Aus den Bäumen ſollt
Ihr Häuſer bau'n, daß Ihr den Bären nicht
Aus ſeiner Höhle mehr zu jagen braucht,
Wenn Ihr Euch vor dem Regen ducken wollt!
Auch Schiffe ſollt Ihr zimmern, Fiſche, die
Von Holz ſind, daß das bodenloſe Meer
Euch tragen, und der allgewalt'ge Sturm,
Dem Ihr den Odem abfangt, wenn er bläſ't,
Euch Knechtes-Dienſte leiſten muß! Denn Euch
Iſt Alles unterthan, ſo lange Ihr
Dem Gott Euch beugt, und jede That vollbringt,
Die er durch
(Mit einer Handbewegung gegen ſeine Bruſt)
ſeines Prieſters Mund gebeut.
Ja, wie die Milch in eine Mutterbruſt,

So trat, als er zu Euch herunter ſtieg,
In Eure alte Erde neuer Saft,
Der nie verſiegen und aus jedem Halm
Euch jung und friſch entgegenſpritzen wird,
Wenn Ihr ihm niemals trotzt und Euch empört!

Teut.

Mutter!

(Er umarmt Velleda.)

Velleda.

So dachte ich's mir ſtets: Zuerſt
Ein zornig Angeſicht, und dann, nur halb
Geöffnet, eine übervolle Hand,
Die fallen läßt, was ſie nicht geben mag.

Adler, Bär, Wolf u. ſ. w.

(kehren mit Feuerbränden zurück).

Halloh! Halloh!

Teut.

Nun auf!

Hieram.

Zuvor vernehmt
Noch ein Geheimniß! Werft Euch auf die Knie'
Und hört den Namen, den die Sterne hell
Erklingen laſſen, ſeit ſie ihren Tanz
Begonnen haben, Wind und Welle dumpf,
Den Namen Eures Gottes!

Alle

(knieen nieder).

Hieram.

Was Ihr thut,
Das thut in dieſem Namen, und es wird
Gedeihen; wenn Ihr Euch ermattet fühlt,
So ruft ihn und Ihr werdet wieder ſtark;
Und wenn er auch nur in den Sinn Euch kommt,
So beugt Euch ſtill und ſchlagt Euch an die Bruſt!
Horcht auf! Sein Nam' iſt Moloch!

(Er ſchlägt ſich an die Bruſt, die Uebrigen thun es ebenfalls, dann erheben ſie ſich.)

Teut.

Jetzt?

Hieram.

Du legſt
Zu ſeinen Füßen erſt das Königsſchwert,
Dort iſt ſein Platz in alle Ewigkeit!

Teut

(mit dem Schwert in den Hain ab).

Hieram

(tritt vor).

Jetzt bin ich Herr! Und das iſt ganz ſo viel,
Als ob das Blut, das all den Tauſenden
Die Adern ſchwellt, in meine eig'nen ſich
Ergöße, und die jugendliche Kraft,
Die ſie durchglüht, in meine Greiſes-Bruſt
Hinüberſtrömte, wie der Waſſerſchwall
Der wilden Flüſſe in das ſtille Meer!
So bin ich alt und jung zugleich: ich will,
Was ein Jahrhundert in mir zeitigte

Und keine Ewigkeit mehr knickt, weil es
Den Winterfroſt beſtand, doch feurig führt's
Ein tauſendarm'ger Jüngling für mich aus.
Wenn's Götter gäbe, wär' das Götterart,
Allein die giebt's nicht, und dem Menſchen fehlt,
Wenn er auch Herr iſt und, wie ich, ein Volk
An ſich geknüpft hat, die Unſterblichkeit!
Doch, wie das Leben auf ein Kind, ſo kann
Er den Gedanken auch, der ihn erfüllt,
Auf den vererben, der zumeiſt ihm gleicht.
Das will auch ich, damit der dunkle Tod
Nur mich, und nicht mein Werk, zertreten kann,
Und meine Wahl iſt Teut! Doch muß ich ihn
Noch härten, muß das Herz in ſeiner Bruſt
Ausbrennen, dieß Geſchwür vom Weibe her,
Damit er ſtark und kalt wird, wie ich ſelbſt!

Teut
(kehrt zurück).

Was Du gebot'ſt, geſchah!

Hieram.

So hört noch Eins!
Flieht dieſen Hain! In jeder Mitternacht
Spricht er zu mir! Dann iſt ſogar das Ohr
Des Vogels feſt verſiegelt und ein Menſch,
Der in den Hain ſich wagte, fiele um
Beim erſten Schritt, und ſtünde nie mehr auf!
Nur ich kann ſeiner Stimme Donnerlaut
Vernehmen, ohne daß der Tod mich rührt,

Ich ſterb' erſt, wenn ſein letztes Wort erſcholl.
Mir thut er kund, was morgen ſchon durch Dich,
Mir, was durch Deiner Enkel ſpäteſten
Erſt nach Jahrtauſenden geſchehen ſoll;
Ich ſeh' den ganzen Lauf der Zeit voraus!
Dir ſagt mein Mund, was er von Dir verlangt,
Dem Enkel ſagt's das Buch!

Teut.

Was iſt das Buch?

Hieram.

Ein Wunderweſen, das nicht lebt, und doch
Darum nicht todt iſt, dem ich meinen Geiſt
Einhauchen werde, eh' er mich verläßt,
Das keine Zunge hat und dennoch ſpricht,
Und das zu dem, der mit den Augen hört!
Einſt werdet ihr das faſſen: Nun an's Werk!
Mann, Weib und Kind gemeinſam! Iſt's vollbracht,
So geb' ich Jeglichem nach ſeinem Sinn
Ein eigenes Geſchäft! Euch führe Teut!
Ich ſprech' durch ihn, wie Moloch ſpricht durch mich!

Teut

(auf Hieram's Wink das weggeworfene Schwert wieder aufnehmend und ſchwingend).

So hütet Euch, Ihr Eichen, vor der Axt,
Ihr Tannen, vor dem Feuer! Auf denn, auf!

(Er eilt voran.)

Im Namen Molochs!

Volk

(die Aexte und Feuerbrände ſchwingend).

Im Namen Molochs auf!

(Sie verbreiten ſich im Walde und beginnen ihr Werk. Eichen werden gefällt, Tannen angezündet.)

Hierram.

Erzitt're, Rom! Wie auf die Bäume jetzt,
So werden ſie, vertauſendfacht, dereinſt
Auf Dich ſich ſtürzen, und Dein Capitol
Zertrümmern bis auf ſeinen letzten Stein!

(Er wendet ſich gegen den Hain.)

Du aber, Hand, die Du das Schwert verſchenkt,
Nimm jetzt den Griffel auf und ſchreib' das Buch,
Durch das ich ſie, auch wenn ich nicht mehr bin,
Beherrſchen will in alle Ewigkeit!

(Er geht in den Hain.)

* * *

Die Schauſpielerin.

Ein Schauſpiel in drei Acten.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Eduards Zimmer im Wirthshauſe.

Edmund (tritt ein). Guten Morgen, Freund, guten Morgen! Weißt Du auch, welch' eine Thorheit wir geſtern Abend begangen haben? Daß wir vor Mitternacht zu Hauſe gekommen ſind? Verlaß Dich auf Kellner, die um fünf aufſtehen müſſen, um beim Ausſpülen der Gläſer das Präſidium zu führen! Verdammt! Das ſoll mir eine Lehre ſein, meine Uhr regelmäßig aufzuziehen!

Eduard. Der erſte gute Vorſatz, den Du halten wirſt!

Edmund. Meinſt Du? Aber, wie iſt mir denn? Bin ich hier recht? Habe ich mit Dir zu thun, oder mache ich in dieſem Augenblicke die Bekanntſchaft Deines Doppelgängers? Den Kopf in die Hand geſtützt, als hätte der Gedanke an Deine Thorheiten ihn endlich für den Hals zu ſchwer gemacht; die Stirn umwölkt, als ließe die heranſchleichende Reue ſchon ihren Schlagſchatten darauf fallen; das Auge die Erde ſuchend, vermuthlich, weil die gute Mutter ſo kothig iſt, daß ſich auch der letzte ihrer Söhne nicht vor ihr zu ſchämen braucht — — bei Gott, ein männliches Gegenſtück der Maria Magdalena, wie man's nicht beſſer verlangen kann. Nur der Todtenkopf fehlt! Soll ich Dir einen beſorgen? Der Chirurg neben an, unſer Nachbar, hat ein ſolides Exemplar. Es muß ihm die Recepte gegen den Zugwind vertheidigen, wenn die Fenſter offen ſtehen. — Ein verfluchtes Schickſal nach dem Tode, nicht wahr? (er faßt Eduard's Kopf.) Wenn ich mir ſo denke, daß das auch Dir dermaleinſt begegnen kann —

Eduard. Menſch! Menſch! Geſtern verſchenkteſt Du Deinen Blumenſtrauß an eine Dame, die den Stockſchnupfen hatte, und heute verſchwendeſt Du Deinen Witz an Jemand, der nicht lachen kann. Geh' doch ein Haus weiter!

Edmund. Verzeihung, daß ich Dich ſtörte! Du feierſt ohne Zweifel Deinen Geburtstag. Da es — die Wände haben doch keine Ohren? — der drei und vierzigſte ſein muß, ſo begreife ich Deine feierliche Stimmung. Ich habe ſie ſelbſt an einem ſolchen Tage; ich könnte mir von einer Betſchweſter die Stunden der Andacht zum Leſen ausbitten; ich könnte mich zu einer Reiſe nach Paris entſchließen, nicht um dort neue Schulden zu machen, ſondern um alte zu bezahlen: ja, ich könnte irgend ein verjährtes Eheverſprechen halten, und alle Weiber, die ſeit meinem zwanzigſten Jahre eins von mir erhielten, durch die Zeitungen zum Concurs auffordern! Reſpect! Oder erreicht man mich?

Eduard. Ich fei're meinen Geburtstag nicht, aber —

Edmund. Du haſt ihn ſchon gefeiert, willſt Du ſagen, nicht wahr? Noch ſchlimmer, da wir nun einmal nicht auf dem Saturn leben, wo wir erſt in acht und achtzig Jahren wieder daran kämen! Potz Tauſend, wer auf dem geboren wird, der kann zufrieden ſein! Der Schwindſüchtigſte, der darauf herumkeucht, wird noch mit in die Hände klatſchen, wenn unſ're jämmerliche Erde untergeht!

Eduard. Das iſt die Jeremiade des Unverſtands! Ob das Leben lang iſt oder kurz, darnach hab' ich nie gefragt! Wenn's mir nur ein volles Maaß brächte! Wenn ich nur einen Rauſch davon hätte, ein augenblickliches Genügen, in dem das dumme Wünſchen aufhörte! Wär' ich als Knabe an der Weinbeere erſtickt, die mir im Hals ſtecken blieb, als ich mit meinem Bruder um die Wette Trauben aß, ich hätte einen ſchönen Tod gefunden; ich kannte damals ja nichts Höheres als ein Traubenfrühſtück, ich hätte Alles, was mich in der Welt reizte, im Munde mit fort genommen! Solcher Momente hab' ich auch ſpäter noch mehr, wie einen, gehabt, denn ich habe mich mit meinen Wünſchen nie über die Erde verſtiegen, ich habe nie mehr verlangt, als ſie geben kann, ich habe meinen Durſt immer nur ſtillen, ich habe ihn nie wegtrinken wollen! Es giebt Leute, die es verdrießt, daß ſie die Kirſchen erſt pflücken müſſen, daß ſie ihnen nicht im Munde wachſen, daß ſie ſie nicht zwiſchen den Lippen haben, ſobald ſie an ſie denken! Zu denen gehör' ich nicht! Aber an der Leiter muß es mir nicht fehlen, wenn der Baum zu hoch iſt, deſſen Früchte mich locken, denn Leitern werden auf Erden gemacht!

Edmund. Aeußerſt billig! Wer ſich ſo genügſam zeigt, wie Du, wer der Natur gnädigſt vergönnt, in ihrem alten Train zu bleiben, wer der Sonne nicht zumuthet, in ſeinen Ofen hineinzukriechen und ihm das Zimmer allerhöchſt-unmittelbar zu heizen, ſondern ihr geſtattet, ſich durch ein gemeines Holz- oder Stein-Kohlenfeuer vertreten zu laſſen, der ſollte zum Lohn für ſo viele Großmuth, von dem, was der gewöhnliche Lauf der Dinge mit ſich bringt, Nichts entbehren, die Champagne ſollte nur für ihn Wein zeugen, und ein jedes Weib, verheirathet oder nicht, ſollte ihm auf den erſten Wink liebestrunken in die Arme fliegen. Geſchieht das vielleicht nicht?

Eduard. Ich ſagte Dir ſchon, daß ich zu Poſſen nicht aufgelegt bin. Ein andermal!

Edmund. Aber zum Teufel, was fehlt Dir? Du haſt Ueberfluß an Allem, an Geld, an Freiheit ſogar, ſeit Deine Frau —

Eduard. Vergiß nicht, daß ich noch einen Flor trage!

Edmund. Du wirſt mir doch nicht einreden wollen, daß Du an ſie denkſt, wenn Du die Stirn zuſammenziehſt und mit dem Fuß einen Namenszug in den Sand ſchreibſt? Das einzige Mittel, ſich ein unvergängliches Andenken in Deinem Herzen zu ſtiften, hat ſie verſäumt, das Teſtament, durch das ſie Dich ſchon während der Flitterwochen zum Univerſal-Erben einſetzte, hat ſie nicht wieder umgeſtoſſen!

Eduard. Ich will Dir Nichts einreden!

Edmund. Du biſt kurz! Doch, ich kenne Dich ja längſt. Du ſuchſt Dir nur darum einen Freund, damit Du doch einen Menſchen haſt, gegen den Du nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen brauchſt. Aber ich habe, wie Du weißt, etwas von einer Fliege und weiche nicht ſobald! (Setzt ſich.) Ich könnte, um Dir Vergnügen zu machen, gleich zum zweiten Male frühſtücken!

Eduard. Nach Befehl (will klingeln).

Edmund. Bewahre! Bewahre! Du wirſt mir dieſen Platz ja gönnen, auch wenn ich mich nicht ſo ſolid beſchäftige!

Eduard. So mach' Dich nützlich! Was wird heut' Abend im Theater gegeben?

Edmund. Da liegt ja der Zettel! Emilia Galotti! Ei! Ei! Daraus lernt' ich ja buchſtabiren! Reverenz! Siehſt Du nicht Deinen Großvater, wie er klatſcht, daß ihm der Staub aus der Perücke fliegt?

Eduard. Orſina?

Edmund. Eugenia!

Eduard. Da werd' ich hineingeh'n! Die muß ich um Liebe betteln ſehen! Ein Weib, wegen deſſen ſich Jupiter vom Olymp herab bemühen würde! Und verſchmäht, verſtoſſen, ausgeſpieen wie einen abgeſogenen Pflaumenkern — — O Wahnſinn! Aber das muß ich ſehen!

Edmund. Ein Weib, wegen deſſen ſich Jupiter vom Olymp herab bemühen würde? Sieh' da! O! Das iſt's alſo? Einmal wieder verliebt? Komm', komm', laß' Dich mit grüner Peterſilie beſtecken! Es iſt zum Todtlachen!

Eduard. Es iſt zum Todtſchießen!

Edmund. Wie es Dir gefällt! Aber im Ernſt, den Appetit laß' Dir vergehen! Du haſt mir einmal eine Geſchichte erzählt, eine ſehr klägliche Geſchichte, von der Du verſicherteſt, daß ſie Dir noch immer keine Ruhe laſſe. Du ſprachſt von einem Mädchen, das ſchon ſo gut als Dein geweſen, und Dir, ich weiß nicht mehr, durch welchen tückiſchen Zufall doch noch wieder abgejagt worden ſei. Du zogſt ein Geſicht dazu, als ob Du fürchteteſt, der Teufel möge Dir dermaleinſt wegen dieſes einen, nicht vollſtändig dargebrachten Opfers den ſchon doppelt und dreifach bezahlten Platz in der Hölle wieder ſtreitig machen! Nimm Dich in Acht! Du könnteſt hier den Stoff zu einer zweiten Geſchichte dieſer Art erhalten und Deinen Schwerpunkt, das Gefühl Deiner Unwiderſtehlichkeit, vollends verlieren!

Eduard. Hier? hoh!

Edmund. Hoh! Du willſt ſagen: eine Schauſpielerin! Freilich eine Schauſpielerin, aber trotzdem! Ich ſpreche aus Erfahrung!

Eduard. Du meinſt die Erfahrung, die Du machteſt!

Edmund. Das klingt ſtolz!

Eduard. Du mißverſtehſt mich! Es iſt hier nicht die Rede von läppiſcher Selbſtüberhebung. Wenn Du Deine Qualitäten zu brauchen wüßteſt, wie ich die meinigen, vielleicht hätt' ich neben Dir eben ſo oft das Nachſehen, wie Du neben mir. Aber da happert's! Weißt Du, warum mir ſo ſelten ein Weib widerſtand? Lache wie Du willſt, wenn Du's hörſt, wahr iſt's doch! Bloß darum nicht, weil ich's jedesmal ehrlich meinte!

Edmund. Der Tauſend! Alle Jahre fünfzig Mal ehrlich!

Eduard. Ja! Ja! Du und Deinesgleichen, ſchon durch die Art, wie Ihr die Hand nach der Blume ausſtreckt, zeigt Ihr, daß Ihr ſie nur brecht, um ſie gleich wieder wegzuwerfen. Da kann's Euch denn nur bei Wäſcherinnen glücken. Ich, ich raſe, mir fiebert jeder Blutstropfe, ich fühl' und denk' jedesmal: die oder die Piſtole! Da glaubt mir's denn auch Jede, ich glaube mir's ſelbſt!

Edmund. Glücklicher Weiſe kommt's nie zum Schießen!

Eduard. Wer weiß! Wer weiß, was geſchähe, wenn der Fall einträte!

Edmund. Wenn die Geſchichte von einem gewiſſen Mädchen wahr iſt, ſo geſchah das ſchon!

Eduard. Hab ich ſie denn vergeſſen? Glüh' ich nicht noch für ſie? Bin ich nicht Jahre lang herumgezogen, um ihr wieder auf die Spur zu kommen? Und bin ich nicht jetzt, nun ich ſie hier in Deinem Neſt zufällig treffe — — Junge, Du verdienſt, daß ich Dich abbeiße!

Edmund. Wie? Was? Eugenia, unſere Eugenia, die nur aus Verſehen Fleiſch und Blut bekommen zu haben ſcheint, die eigentlich vom Marmor ſein und in einer Niſche ſtehen ſollte, einen Stachelgürtel in der Hand und die ewige Lampe neben ſich, dieſe Eugenia wäre eine alte Bekanntſchaft von Dir, die wäre die Heldin Deiner Geſchichte, die hätte es nur dem Zufall zu verdanken, wenn ſie nicht mit auf der Liſte Deines Leporello ſteht? Hör', Freund, ich ſah einmal einen Regenwurm, der ſich um eine Lilie herumgewickelt hatte. Der fällt mir ein, wenn ich mir Dich und Eugenia zuſammen denken ſoll.

Eduard. Die iſt's! Die konnt' ich mein nennen! wenn ſie damals auch noch nicht Eugenia hieß! Die ſchmiegte ſich mitleidvoll an mich, als ich ſie einen Blick in meine eheliche Hölle thun ließ — —

Edmund. In Deine eheliche Hölle! Und dann? Doch, was frag' ich! Ich weiß ja ſchon! Deine Frau kam trotz der ehelichen Hölle, in der Du mit ihr lebteſt, in eine gewiſſe pikante Situation, Eugenia erfuhr's, wies Dir die Thür und reiſ'te ab, oder, wie Du Dich ausdrückteſt, ſie ſtieß Dich zurück und verſchwand!

Eduard. Verſchone mich! Sei zufrieden, daß Du mein Geheimniß haſt und bezeige Dich dankbar. Erzähl' mir Alles, was Du von Eugenia weißt! Denn noch heute, noch dieſen Morgen muß ich zu ihr. Nun?

Edmund. Was iſt da zu erzählen! Vor drei Jahren kam ſie hierher, trat auf, riß hin und war ſeitdem das Entzücken des Publikums! Mein Entzücken war ſie nicht, als Schauſpielerin nicht. Zwar, ſie ergreift auch mich, ſie erſchüttert auch mich. Aber ich will nicht ſo ergriffen, nicht ſo erſchüttert ſein. Wen das Leben drückt, der ſchelt's, der laß' es ſchelten. Mich trügt's, es iſt mein guter Freund, ich laß' es nicht verunglimpfen, es könnte ſich rächen! Darum verabſcheu' ich dieſe engliſchen und deutſchen Trauer- und Schauſpiele, in denen ſie ſo gern auftritt; ich fürchte das Schickſal zu beleidigen, wenn ich klatſchte. Es kömmt mir vor, als hätten die Dichter nach dem Strick gegriffen, ſo wie ſie die Feder niederlegten, ich erkläre mir den ganzen Shakeſpeare aus ſeinem leeren Geldbeutel und der meinige iſt voll!

Eduard. Gott, Gott, was geht mich das an!

Edmund. Mit Erlaubniß! Und wenn ich mich doch auf dieſe Stücke einlaſſen ſoll, ſo muß ich Schauſpieler vor mir haben, die auch wirklich Schauſpieler ſind, die mich durch Singſang und Grimaſſen fortwährend daran erinnern, daß ich in der Komödie bin, die, kurz geſagt, mit all' den Schrecken und Ungeheuerlichkeiten nur ſpielen, und ſo, daß ich's merke. Dann halt' ich's aus, dann beluſtigt's mich ſogar! Dieſe Eugenia dagegen! Man glaubt's, man ſieht's, man fühlt's, man muß Alles mit durchmachen und dafür dank' ich! Sie kommt mir oft wie jener verrückte Maler vor, der, als er ſein letztes Bild malte, ſich die Adern öffnete und den Pinſel in ſein eigenes Blut tauchte. Ich denke! ſie wird zuſammenſinken, wie dieſer, wenn ſie fertig iſt!

Eduard. Zum Teufel Dein Geſchwätz! Ob ſie Liebhaber hat, will ich wiſſen!

Edmund. Stille Verehrer ein ganzes Schock, aber nur Einer davon betritt ihr Haus!

Eduard. Betritt — Da hat man ſchon was zum Hinauswerfen! Wer iſt's?

Edmund. Ein gewiſſer Horſt! Aber was den betrifft, ſei unbeſorgt! Er hat die Erlaubniß nur deßwegen erhalten, weil er ihr, wie ſie wenigſtens meint, das Leben gerettet, weil er, als die Pferde mit ihrem Wagen durchgingen, ſie zum Stillſtand gebracht hat. Seitdem kommt er bei ihr, doch er wird von Tag zu Tag bläſſer und melancholiſcher, und das iſt der beſte Beweis dafür, daß er Nichts ausrichtet. Wir haben hier längſt unter uns mit einander gewettet, ob er ſich, wenn die Hundstage diesmal kommen, erſchießen oder vergiften wird! Denn verliebt iſt er, wie Du und ich es nie geweſen ſind!

Eduard. So denkt ſie noch an mich! Ha!

Edmund. Und verabſcheut, weil ſie's thut, uns Alle! Sehr wahrſcheinlich.

Eduard. Ich muß es gleich wiſſen! Meine Frau —

Edmund. Iſt todt! Soll das als erſter Trumpf fallen? Dann reiß' doch zuvor den Flor vom Hut herunter! (Beide ab.)

Zweite Scene.

Caſpar (ſchleicht herein und ſieht ſich allenthalben um). Wieder verſchloſſen! Wieder keine Möglichkeit! Iſt das erhört? Einmal Alles offen ſtehen zu laſſen, und dann — Knarrt die Treppe nicht? Das fehlte, das fehlte! Daß er jetzt zurückkäme, mich durchſuchte und — Nichts da! Nichts da! (Er geht zu einer Commode.) Die iſt's! Vielleicht — (Er verſucht, eine Schublade herauszuziehen.) Höllen-Kaſten! (Er ſtößt nach ihr mit dem Fuß.) Au! (Zur Commode.) Thut's Dir auch weh? (Er hält ſich an ihr.) Die Zehe verſtaucht! Hol's die Peſt! Der Schmerz geht noch über Zahnweh! (Befühlt ſich den Fuß.)

Dritte Scene.

Eduard (tritt wieder ein). Die Thür offen?

Caſpar (ohne ihn zu bemerken.) — Hätt' ich nur — Wie nennen ſie das Ding doch? Ja! Hätt' ich nur einen Dietrich!

Eduard (packt Caſpar hinten bei'm Kragen). Dietrich, Kerl?

Caſpar. Dietrich, Ew. Gnaden, Dietrich! So heiß' ich! Dietrich Caſpar! Hier ruft man mich Caſpar! Warum nicht? Hier thun ſie Manches, was verkehrt iſt! Aber auf Dietrich hör' ich am liebſten und komme am ſchnellſten! Dietrich nannte meine Mutter mich! Wer mich Dietrich nennt, von dem glaub' ich, daß er's gut mit mir meint! So thu' ich! Ich dank' Euer Gnaden! (Er hat ſich bis zur Thür zurückgezogen und will hinausſchlüpfen.)

Eduard. Halt!

Caſpar. Satteln, Ew. Gnaden? Den Braunen oder die Iſabella? Herrliche Thiere, die Beiden! Eine wahre Ehre für unſern Stall! Mir ſind ſie wie Schweſter und Bruder. Ja, ja! Schlimm für mich, daß ſie nicht ſprechen können! Sie würden gewiß Nichts thun, als mich loben! Denn was Striegeln und Kämmen betrifft — Doch, was man an Pferden thut, das erfährt Niemand, als der liebe Gott. Ew. Gnaden werden ungeduldig. Gleich! Gleich! (Er macht es wieder wie oben.)

Eduard. Nichts da! hieher!

Caſpar. O, Ew. Gnaden, was das anbelangt — — Ich kenn' meinen Platz! Man trägt den Stall immer mit ſich herum, wenn auch gerade nicht auf dem Rücken! Darin hat Rike Recht! Feine Herren, feine — (Er deutet auf ſeine Naſe.) Ohnehin — Der Braune wird nach ſeinem zweiten Frühſtück ausſchauen! Er iſt immer fünf Minuten früher fertig, wie die Iſabella, und wenn ich nicht gleich bei der Hand bin, ſo ſtampft er, daß die Funken fliegen! Es könnte Feuer geben — der Junge hat noch nicht gefegt und es liegt viel Stroh herum!

Eduard. Ich ſteh' für die Gefahr! Näher heran!

Caſpar. Ja? — Nun, ſo wollt' ich, Rike, Du hätt'ſt die Blattern gehabt, eh' ich Dich zu ſehen kriegte! Dein glattes Geſicht iſt an Allem Schuld! Er hält' mich ſchon für einen Spitzbuben, daß iſt gewiß!

Eduard. Wer iſt dieſe Rike, die Dich in fremder Leute Zimmer ſchickt, ſtatt wenigſtens in eig'ner Perſon zu kommen?

Caſpar. Ew. Gnaden glauben, Rike hätte mich geſchickt? O nein — Nichts davon, ſie hat nicht daran gedacht! Ich — ich kam von ſelbſt, ganz von ſelbſt!

Eduard. Und was wollteſt Du?

Caſpar. Bloß nachſehen, ob Ew. Gnaden vielleicht wieder — — Das ſoll kein Vorwurf ſein, bewahre! Aber hier bei uns geht Mancher aus und ein, und Ew. Gnaden hatten vorgeſtern, als Sie ſo ſchnell davon eilten, Alles offen ſtehen laſſen, nicht bloß die Commode, ſondern auch die Zimmerthür! Wenn Sie etwas vermißt hätten, wen würde Ihr Verdacht getroffen haben? Sicher den Einen oder den Andern aus dem Hauſe, vielleicht mich ſelbſt! Da kam ich denn —

Eduard. Dießmal hatt' ich aber nicht bloß die Commode, ſondern auch die Zimmerthür verſchloſſen!

Caſpar. Wenn ich Ew. Gnaden Vater wäre, ich hätte mich nicht herzlicher darüber freuen können! So iſt's! Doch Ew. Gnaden wollten wiſſen, wer Rike ſei! Ich bitte nicht ſchlecht von ihr zu denken, weil ein ſo geringfügiger Menſch, wie ich, ſie kennt! Freilich heißt es im Sprichwort: ſag' mir, mit wem Du verkehrſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt, und Rike verkehrt zuweilen mit mir!

Doch, wenn der Spruch hier nicht löge, ſo wäre ſie gewiß nie über Küchenbeſen und Ofengabeln hinausgekommen! Sie iſt aber Kammermädchen und obendrein Kammermädchen bei unſerer weltberühmtem Schauſpielerin!

Eduard. Deine Rike iſt Kammermädchen bei — Das iſt was And'res! Dann will ich Dir die übrigen Fragen erlaſſen! Dann kannſt Du gehen! Laß' Dich hier aber nicht eher wieder blicken, als bis ich Dich rufe!

Caſpar (bei Seite). Das muß ich doch, wenn ich ein ehrlicher Kerl bleiben will. (Zieht nach der Commode.) Ich dank' Ew. Gnaden! (Indem er geht.) Hab' da eine Uhr herausgenommen, nicht um ſie zu behalten, ſondern um vor Rike damit zu prunken, und kann ſie nun nicht wieder los werden. Ein ſchöner Spaß, wenn das Stehlen geglückt wäre und man beim Wiederbringen ertappt würde! (Ab.)

Vierte Scene.

Eduard. Den Kerl brauch' ich vielleicht! Und dießmal (er ſieht ſich um) hat er noch Nichts mitgenommen! Es blieb beim Vorſatz! (Zieht nach der Uhr.) Jetzt darf man den Beſuch wohl wagen? Vorhin war's noch zu früh! (Ab.)

Fünfte Scene.

Zimmer bei Eugenia. Eugenia und Horſt.

Eugenia. Nein, Horſt, nein! So dürfen Sie nicht ſprechen! Abreiſen, nun ja! Ich weiß, daß Sie nicht ungern hier ſind! Wenn ſie dennoch fort wollen und gerade jetzt, wo die Roſen wieder zu blühen anfangen, ſo müſſen Sie Gründe haben und ich will Sie nicht halten. Aber nicht wieder kommen? Das kann, das darf Ihr Ernſt nicht ſein!

Horſt. Wenn ich dem Wort, das ich Ihnen gab, treu bleiben ſoll, — Sie müſſen's ja fühlen!

Eugenia. Das iſt nun Ihre Einbildung!

Horſt. Eugenia! Hüten Sie Sich! Brauchen Sie dies Wort nicht wieder! Ich könnte mir einreden, daß ich die Pflicht hätte, Sie zu wiederlegen, und dann käm' ich vielleicht um mein letztes Recht, um das arme dürftige Recht, Abſchied von Ihnen nehmen zu dürfen.

Eugenia. Ich denke beſſer von Ihnen!

Horſt. Weil Sie ſich ſelbſt nicht kennen, weil Sie nicht wiſſen — ich reiſe morgen!

Eugenia. Das doch gewiß nicht!

Horſt. Oder heute noch — dieſe Stunde noch —

Eugenia. Sie thun mir weh!

Horſt. Dann kann ich gleich Abſchied von Ihnen nehmen, gleich ſehen, ob der Gedanke: dieſen Menſchen ſiehſt Du nicht wieder! Ihrem Herzen nicht im letzten Augenblicke noch eine Bewegung abdringt, die ich mir wenigſtens im Traume freundlich auslegen kann! — Ich will ja keine Liebe von Ihnen, jetzt nicht, noch lange nicht, in dieſem Leben nicht — Ich will nur eine Hoffnung, eine Täuſchung, wenn's ſein muß, und die wird mir kommen, wenn Sie meine Hand ein wenig wärmer drücken, ein wenig länger feſthalten, wie gewöhnlich — Ich werde ſie Ihnen dann entreißen, und fortſtürzen — ich werde es thun, damit Sie die Ihrige nicht zurückziehen und mir wieder einen Todtenfroſt durch die Gebeine jagen, aber ich werde mir ſpäter einbilden: hätteſt Du das nicht gethan, ſo würde ſie Dich zu ſich herangezogen und Dir einen Kuß auf die Stirne gehaucht haben! — Leb' wohl!

Eugenia. Ich hielt Sie —

Horſt. Für etwas, was ich nicht bin? O, das weiß ich! Das weiß ich! Sie glaubten, als ich mich damals vor Ihre Pferde warf, das geſchähe, weil ich ein gutes Gewiſſen behalten wollte, und es würde auch geſchehen ſein, wenn die Hexe von Endor im Wagen geſeſſen hätte! Sie wußten nicht, daß der Augenblick, in dem ich es that, der höchſte meines Lebens war, daß er mir erfüllte, was ich längſt gewünſcht, längſt erſehnt, aber niemals gehofft hatte! Dieſe Pferde, die der Knecht nachher ſo unbarmherzig behandelte, hätte ich kaufen, ich hätte ihnen einen goldenen Stall bauen mögen!

Denn wer weiß, ob ich ohne ſie — Das Schauſpielhaus iſt ja noch nicht in Flammen aufgegangen!

Eugenia. Horſt!

Horſt. Sehen Sie, ſo iſt ein Mann! O, Sie haben Recht, daß Sie keinen lieben! Aber die Natur hat nicht Recht, daß ſie ein Weſen, wie Sie, ein Weſen, das nicht liebt, nicht lieben kann, und doch Alles um ſich her in Liebe entzündet, in unſ're Mitte ſtellt! Die Natur hat nicht Recht, daß ſie Leidenſchaften in uns erregt, die ſie nicht befriedigen will! Was erreicht ſie dadurch, ſelbſt im Beſten von uns? Das Höchſte iſt, daß er vielleicht in einer letzten Ermannung ſich ſelbſt vernichtet, daß er ein Feuer, das ſich nicht ausblaſen läßt, in ſeinem Blut erſtickt! Und wenn ſie nichts Anderes mit uns vorhatte, warum erſchuf ſie uns!

Eugenia. Horſt!

Horſt. Ja, ſchöner Engel, ja! Deine Schuld iſt es nicht, daß Du nicht lieben kannſt, aber Dein Unglück kann's werden! Es wäre möglich, daß Einer nicht ein ganzes Leben lang die dumpfe Qual ertrüge, die Du ihm auflegſt, und — Fürchten Sie das nicht von mir! O nein! Ich werde Ihren Frieden nie durch eine blutige That ſtören und Ihr Herz noch weniger durch ein unedles Drohen mit dem Entſetzlichen zu verwirren ſuchen. Ich bin's nicht, wenn einmal in nächtlicher Stunde durch's Fenſter ein plötzlicher Knall zu Ihnen empordringt, in demſelben Augenblicke vielleicht, wo Sie es öffnen, um Luſt zu ſchöpfen und die Sterne zu betrachten! An mich brauchen Sie dann nicht zu denken! Aber geſchehen kann's! Was unter uns wandelt, ſoll zu uns gehören! Darum hat Gott kein Menſchen-Angeſicht, weil er keinen Menſchen auf Menſchen-Weiſe lieben kann. Die Erde trägt ihn nicht, den Baum mit geflügelten Goldäpfeln, von dem ich als Kind immer träumte, ſie darf ihn nicht tragen!

Eugenia. Iſt das recht?

Horſt. Nein! Nein! Ich ſagte es ja ſchon, ich habe die Bedingung gebrochen, unter der allein ich Ihre Schwelle überſchreiten durfte und ich werde mich dafür ſtrafen. Nie ein Wort von Liebe! Das war's was Sie verlangten, und ich ging's ein! Was wär' ich nicht eingegangen, um mich Ihnen nur nähern zu dürfen! Ohnehin, wie forderten Sie's! Wie vom Baum die Frucht, als ob's gar nicht verweigert werden könnte!

Eugenia. Und konnte es das?

Horſt. Bitter war's mir! Ich glaubte, Ihnen nicht ganz unbemerkt geblieben zu ſein! Jetzt ſah ich, wie ſehr ich mich geirrt hatte! Ich war für Sie ein Verehrer Ihrer Kunſt geweſen, wie Andere auch! Denn, wenn Sie mich beachtet, wenn Sie meine Blicke verſtanden hätten, ſo würden Sie mir Ihr Haus vielleicht für immer verſchloſſen, aber gewiß nicht das Unmögliche von mir gefordert haben! Sie hätten es mir nicht zugetraut, es mir nicht zutrauen können! Sie hätten dieſe Stunde voraus geſehen!

Eugenia. Dennoch leiſteten Sie's!

Horſt. Ha! Anfangs, weil mir kein Preis zu hoch war, der mir das Glück verſchaffte, zuweilen Eine Luft mit ihnen zu athmen. Dann, weil ich hoffte, es ſei nur eine Probe, und werde, wie jede Probe, ein Ende nehmen. Und zuletzt, weil ich Sie doch überwachen und mich überzeugen konnte, daß, was mir verſagt blieb, auch keinem Anderen zu Theil ward! Das weiß ich nun! Wenn ich fort bin, werd' ich Sie vielleicht zuweilen im Sarg, aber nie, ſelbſt im Traume nicht, in den Armen eines Mannes erblicken! Sie liebten keinen, Sie werden keinen lieben!

Eugenia. Gehen Sie nicht zu weit!

Horſt. Wie? Auch das wäre wieder Selbſt-Verblendung von mir? Auch damit dürft' ich mein Herz nicht mehr zu beſchwichtigen ſuchen? Ich dürfte nicht länger ſprechen: ſie kann nicht lieben, ſie iſt ein Weſen, das Gott mit Niemand theilen will? Ich müßte mir wieder zurufen: ſie liebt nur Dich nicht? Nur Dich nicht! Darin liegt die Hölle!

Eugenia. Ich bin Ihnen ein Geſtändniß ſchuldig!

Horſt. Ja? Sie erbleichen! Wer iſt's? Ich ſehe ſie Alle um mich verſammelt, Alle, deren Augen zu leuchten pflegen, wenn Sie erſcheinen — meine beſten Freunde ſind darunter — ſie verzerren die

Geſichter, ſie grinſen mich an, ſie höhnen mich aus — Wer hat das Recht dazu?

Eugenia. Heute Abend! Nicht jetzt! Nicht jetzt!

Horſt. Ich gehe nicht! Eine halbe Hinrichtung? Die braucht ſich ſelbſt der Verbrecher nicht gefallen zu laſſen!

Eugenia. Heut' Abend! Was Sie fürchten, werden Sie nicht hören! Darum —

Horſt. Dann — (er will ihre Hand faſſen.) Nein! Sparſam! Sparſam! (Ab.)

Sechste Scene.

Eugenia. Entſetzlich! Er liebt mich und ich — O, ich hab' es längſt geahnt! Nun, da haſt Du's ja! Was willſt Du mehr? Weil Dir das Herz gebrochen wurde, wollteſt Du Herzen wieder brechen! Das kannſt Du jetzt! Du biſt am Ziel! Woher denn Deine Beklommenheit, Dein Zittern und Zagen? Wo blieb Dein Racheplan? Was hielt Dich aufrecht in der furchtbaren Stunde, wo Du's erfuhrſt, daß der Lüge auf Erden Macht und Gewalt gegeben iſt, wie der Wahrheit? Was ſchwurſt Du, als Alles, was Dich umgab, ſeine Natur zu verändern ſchien, als Du an Scheeren und Meſſern nur noch die Spitze und Schneide ſah'ſt, als ſelbſt das Glas Waſſer auf Deinem Tiſch Dich nicht mehr an's Trinken mahnte, nur noch an den tiefen Brunnen, aus dem es geſchöpft war? Nein, nein, riefſt Du aus, ich will dieſes Menſchen wegen nicht ſterben, ich will dem Triumph des Heuchlers aller Heuchler nicht die letzte blutige Weihe geben, ich will aber auch nicht ohnmächtig und ſtill in einem Winkel verlöſchen, ich will mich rächen an ihm, rächen an dem ganzen verrätheriſchen Geſchlecht, dem er angehört! Ich will die dämmernden Schatten-Geſtalten begrabener Dichter aufwecken und ſie mit Blut und Leben tränken, die Julien und Cleopatren ſollen durch mich noch einmal locken und verführen, noch einmal hinreißen und entzünden. Und wenn dann Einer nach dem Andern verwirrt und trunken zu mir herangetaumelt kommt, ſo ſollen ſie meine Marmor-Büſte noch wärmer finden, als mich ſelbſt, aber Demjenigen von ihnen, deſſen Verzweiflung die wildeſte iſt, will ich den Elenden nennen, der meine Seele erſtickte. So ſprachſt Du, und jetzt — Gütiger Himmel, vergieb mir, ich wußte nicht, was ich that!

Siebente Scene.

Friederike (tritt ein). Herr Eduard von Bork!

Eugenia. Bork? — Unmöglich! Du irrſt Dich!

Friederike. That ich das jemals? Gehör' ich zu den Gänschen vom Lande, die die Viſitkarten theuer machen, weil ſie den Namen jedes Beſuchers, der ihnen keine in die Hand drückt, zwiſchen Thür und

Angel vergeſſen? Gnädiges Fräulein, Sie gaben mir ſonſt ein günſtiges Zeugniß!

Eugenia. Melde mir den Teufel und ich glaub's Dir, daß er draußen ſteht, doch der —

Friederike. Ein ſchlanker Herr, in Trauer! Und was er für Augen hat! Man merkt's, obgleich ſie durch Thränen verdunkelt ſind!

Eugenia. Durch Thränen? Verzeih' mir, Du haſt recht, er iſt's! Nur herein!

Friederike. An den Thränen kennt ſie ihn! Ob er immer weint? Er thut mir leid! (ab.)

Achte Scene.

Eugenia (gegen die Thür gewendet). Ich kannte Dich alſo noch nicht ganz! Aber wahrlich, Du mich auch nicht!

Neunte Scene.

Eduard (ſtürzt herein). Endlich! Endlich! O, nun iſt Alles wieder gut! Alles!

Eugenia. Don Carlos! Doch wo iſt Marquis Poſa?

Eduard. Eugenia! So nennen Sie ſich jetzt, und ich will den Namen, unter dem Sie mir theuer wurden, weil Sie's zu wünſchen ſcheinen, vergeſſen!' Eugenia! Wüßten Sie, was ich gelitten habe, ſeit Sie ſpurlos verſchwanden, Sie würden nicht ſo ſprechen, Sie würden mich nicht mit Blicken kalten Hohnes betrachten. Dieſen Flor um meinen Hut trag' ich erſt ein halbes Jahr, erſt ſeit meine Frau geſtorben, was ſchon' ich mich? ſeit ſie gemordet, ſeit ſie durch mich, den das Andenken an Sie zum Teufel machte, gemordet iſt! Doch mein Herz —

Eugenia. Verzeihen Sie, daß ich Sie ſchon jetzt unterbreche! Aber Sie ſagten dies ſo gut, ſo unübertrefflich gut, daß ich meine Bewunderung durchaus nicht länger unterdrücken kann! Das war ſchon der Gipfel der Vollkommenheit! Sie brauchen nicht fortzufahren!

Eduard. Eugenia! Können Sie, Sie eines Unglücklichen ſpotten? Wiſſen Sie, daß ich mehr als einmal nahe daran war, Hand an mich ſelbſt zu legen? Nur eine geheime Ahnung, nur die Furcht, daß ich Ihnen droben noch nicht begegnen würde, hielt mich ab! Wer weiß denn, ob eine Rückkehr möglich iſt, wenn man die Erde einmal verlaſſen hat!

Eugenia. Darum bleibt man lieber gleich unten. Sie haben recht!

Eduard. Iſt es möglich, daß wir uns wieder ſehen, und Sie ſtehen da, als ob Sie mich nie gekannt hätten? Muß ich Sie mahnen, daß es eine Zeit gab, wo Sie all' Ihr Hoffen und Sehnen an mich geknüpft hatten?

Eugenia. Thun Sie's ja nicht! Ich könnte Sie an die Zeit erinnern, die dieſer vorher ging!

Eduard. Und was war das für eine Zeit?

Eugenia. Diejenige, wo Sie ein edles Weſen ſchmachvoll bei mir verleumdeten, wo Sie, um mein junges Herz durch ein erlogenes Märtyrerthum zu beſtricken, die Gattin Ihrer Wahl — — o, erröthen Sie, erröthen Sie, und wenn Sie das nicht können, ſo nehmen Sie Ihren Flor ab!

Eduard. Warum halten Sie mir das vor? Läugne ich's? Hab' ich nicht aus freien Stücken ſchon viel mehr bekannt? Hab' ich mich nicht ſchwerer verklagt, als das mich verklagt? O, es iſt wahr, es iſt wahr! Wäre die Aermſte nicht mein Weib geweſen, ſie lebte noch. Aber das iſt nicht weniger wahr: Hätte ich Dich niemals erblickt, ſie lebte auch noch! Wag'ſt Du's, den erſten Stein auf mich zu werfen?

Eugenia. Sie ſchmeicheln ſich, wenn Sie anders nicht blutige Hände zeigen können, und ich ſchwöre darauf, daß Ihre Hände rein und unbefleckt ſind! Ich habe Ihre Gattin geſehen, ich bin, wenn Sie auch Nichts davon wiſſen, nicht gegangen, ohne ſie auf meinen Knieen um Vergebung angefleht zu haben, und ſie hat mich nicht lieblos zurückgeſtoßen, ſie hat mich wie eine Schweſter aufgenommen und mir ihr Innerſtes erſchloſſen. Aus Lebensüberdruß kann ſie geſtorben ſein, das iſt möglich; aus Gram und Kummer über Sie iſt ſie nicht mehr geſtorben! Wenn das über ihrem

Grabe zu leſen ſteht, ſo gibt es einen Stein in der Welt, der lügt.

Eduard. Warum ließen Sie mich vor?

Eugenia. Damit Sie nicht glauben mögten, ich ſei in Ohnmacht geſunken, als ich Ihren Namen nennen hörte. Jetzt haben Sie ſich vom Gegentheil überzeugt, und nun — (Sie macht eine Handbewegung gegen die Thür.)

Eduard. Das iſt zu viel!

Eugenia. Warum kamen Sie?

Eduard. Weil ich jetzt meine Schuld bezahlen, weil ich Alles halten kann, was ich Ihnen jemals verſprach, und weil mein Herz — o Emilie, kränken Sie mein Herz nicht durch den Verdacht, daß es in dieſen drei Jahren auch nur eine Minute lang nicht für Sie geſchlagen hätte! Sie haben nie aufgehört, mir zu ſein, was Sie mir waren, und jetzt, jetzt — mit jedem Athemzug werden Sie mir theurer, mit jedem Blick erſcheinen Sie mir ſchöner! Nein, nein, ich laß' ihn mir nicht nehmen, den Platz, der mir gebührt! (er tritt ihr näher) Heran ein Jeder, der ihn mir beneidet, der mir ihn ſtreitig machen will! Sie mögten küſſen, Herr von Horſt? Zeigen Sie erſt, daß Sie fechten können! Und wenn Sie ein größerer Meiſter in dieſer Kunſt ſind, als ich — warum ſollten Sie es nicht ſein? was berechtigt mich, gering von Ihnen zu denken? — wenn Sie es ſind: glauben Sie nicht, daß Sie über meinen blutigen Leichnam hinweg in mein Paradies hineinſchreiten werden! Nein, nein! Den lebendigen Eduard ſtößt Emilie vielleicht zurück (er nähert ſich ihr, ſie thut's) — jetzt noch zurück! Den Todten, den armen Todten, der es ihr nur noch durch eine klaffende Wunde zeigt, was ſie ihm war, wird ſie beweinen! Sie wird, o das weiß ich, das weiß ich! neben ihm niederknieen, und ihre Lippen bald auf ſeinen kalten Mund, bald auf ſeine heiße Wunde drücken!

Eugenia. Hören Sie auf! Wenn Sie noch länger fortfahren, ſo werde ich erröthen müſſen, daß ich reden kann! Ich ſehe, es iſt die nichtswürdigſte aller Künſte!

Eduard. O, ich wollte, daß die Wahrheit keine Zunge brauchte! daß ſie durch den Menſchen hindurch ſchiene, wie das Licht durch einen Kryſtall, und daß die Lüge ihn verfinſterte. Ich hätte Nichts dabei zu fürchten, ich nicht! Prüfen Sie mich, prüf' mich! Wenn Du nicht blos das erſte, ſondern auch das einzige Weib auf Erden wärſt: glühender, wie jetzt, könnte ich Dich nicht lieben! Mir iſt, wie Einem, der ſein Lebelang gedurſtet und nie getrunken, ja das Waſſer nicht einmal gekannt hat!

Eugenia. Ich wollte, daß es ſo wäre!

Eduard. Sie — Du wollteſt — o, das wußt' ich ja! Das wußt' ich ja! (halb laut) Nun, Edmund?

Prophet? (zu Eugenia) Es iſt ſo! Es iſt ſo! Kann's denn anders ſein?

Eugenia. Ich wollte es! Nicht, weil ich mich dann an Ihnen gerächt ſähe, obgleich —

Eduard. Obgleich?

Eugenia. Obgleich ich, wenn Sie mir noch einmal von Selbſtmord ſprächen und die Piſtole hervorzögen, nicht, wie einſt, zitternd und ohnmächtig in Ihre Arme taumeln, ſondern es ruhig abwarten würde, ob Sie wirklich losdrückten, oder das gefährliche Inſtrument aus Schonung für meine Nerven, aus Angſt, mir durch den Knall zu ſchaden, einſteckten!

Eduard. So?

Eugenia. Gewiß! Doch nicht darum wollte ich's! Nein! Aber wenn das, was Sie Liebe nennen, ſich wirklich zu mir zurück verirrt hätte, ſo wäre ja jede meiner Schweſtern vor Ihnen geſichert! Und ſo ſehr es mich auch empören müßte, für Sie noch auf der Welt zu ſein: der Gedanke, die ungewarnte und arglos vertrauende Unſchuld vor Ihnen zu ſchirmen, würde mich mit dieſer Schmach verſöhnen! Ich würde es mir verzeihen, daß ich Ihnen die Empfindungen, die Sie mir einflößen, nicht ſtark genug ausdrücken kann.

Eduard. Nicht dieſen Ton, Weib! Nicht länger dieſen Ton! Ich habe Nichts geſagt, als was ich fühle, und was ich morgen doppelt und dreifach fühlen werde —

Eugenia. Faſt glaub' ich's!

Eduard. Ich liebe Dich, ich bete Dich an, aber ich werde mich nicht, wie der Verdammte, von der Himmelsthür fortweiſen laſſen, ich werde mir Erhörung zu erzwingen wiſſen!

Eugenia. Ha!

Eduard. Deine Vergangenheit macht mich zum Herrn Deiner Zukunft, und —

Eugenia. Meine Vergangenheit? Elender! Kannſt Du Dich rühmen —

Eduard. Nein! Aber die Welt wird ſich jedenfalls verwundern, wenn ſie vernimmt, daß die neue Heilige einmal in dieſen unwürdigen Armen (er breitet die Arme aus) geruht hat. Denn ich, Sie ſehen, wie aufrichtig ich bin, ich habe nun einmal ein fatales Renommé!

Eugenia. Die Welt wird aufhören, das zu thun, ſobald ſie erfährt, was weiter geſchah, und was vorherging!

Eduard. Wer weiß! Wer weiß, ob ſie Dir in Deiner eig'nen Sache glaubt! Und von mir — von mir hört ſie nur das Eine, nicht das And're! Das haben Sie hoffentlich nicht überſehen!

Eugenia. Doch! Doch! Verzeihen Sie! Ich dachte ſelbſt jetzt noch ein klein wenig beſſer von Ihnen, wie ich hätte thun ſollen! Aber nun ford're ich Sie heraus! Nur weiß ich nicht blos, was Sie reden werden, ich weiß ſogar, mit welchen Blicken Sie Ihre Worte begleiten werden, ich weiß, wie Sie lächeln und grinſen werden! O, es gibt eine Kunſt, die Wahrheit zu ſagen, gegen die die frechſte Lüge noch etwas Unſchuldiges iſt! Gewiß werden Sie beweiſen, daß Sie ein Meiſter in dieſer Kunſt ſind.

Eduard. Höre zu trotzen auf, erkläre, daß Du die Meinige werden, daß Du halten willſt, was Du mir einſt gelobteſt, ſo ſoll Niemand ahnen, daß ich Dich je zuvor geſehen habe! Ich kenne Dich erſt ſeit heute, ich bin hingeriſſen von Dir, ich biete Dir Herz und Hand, Du feierſt Deinen größten Triumph, Du ſträubſt Dich, ich begehe Exceſſe, endlich aber willigſt Du ein!

Eugenia. Nie! Nie! Selbſt im Wahnſinn nicht! Ich kann, das fühle ich, im Wahnſinn höchſtens einen anderen Mann mit Ihnen verwechſeln, aber niemals Sie mit einem anderen Mann!

Eduard. Dann zitt're vor mir! Dann ſollſt Du in der Welt bald ſo einſam daſtehen, als ob Du auf eine Sandbank im Ocean verſchlagen wärſt! Dann ſoll ſelbſt Dein glühendſter Verehrer ſich von Dir abwenden! Aber tröſte Dich! Wenn Du mir winkſt, ſo ſtell' ich mich auch dann noch neben Dich! Und Du wirſt mir winken!

Eugenia (greiſt nach ihrem Hut). Gehen Sie, oder ich muß gehen!

Eduard. Du wirſt! Du wirſt! (Ab.)

Zehnte Scene.

Eugenia (allein). Das iſt der Schlechteſte! Doch der Beſte iſt mit ihm verwandt! Aber auch du, mein Herz, auch du! Für dieſen Menſchen haſt du einmal geſchlagen! Und dir ſollt' ich wieder trauen? Herr v. Horſt, jetzt hab' ich die Antwort für Sie!

(Ende des erſten Actes.)

* * *

Vier Nationen unter einem Dache.

Ein Luſtſpiel in einem Acte.

Wirthsſtube.

Wirth. So geht's doch jedes Mal! Hat man Nichts im Hauſe, ſo kommen die Gäſte, wie Wolkenbruch und Hagelſchlag. Der Eine bricht ein Rad, der Andere iſt müde, der Dritte will ſich einen guten Tag machen und unſereins muß den lieben Gottesſegen verfluchen, denn man kann mit Nichts aufwarten, als mit der ſchönen Ausſicht. Iſt man aber verſehen, ſo ſcheint's, daß gar keine Straße am Hauſe vorbei führt.

Tochter. Es iſt ja noch nicht Abend.

Wirth. Nein, es fehlt wirklich noch eine halbe Stunde. Nun, vielleicht kömmt noch ein Matader daher, der alle ſeine Habſeligkeiten im Bünkel auf'm Rücken trägt und Einem morgen an Zahlungsſtatt eine zerriſſene Weſte oder ein Paar Stiefel ohne Sohlen anbietet. Jetzt ſollte Einem die Kehle vom guten Tag ſagen und glückliche Reiſe wünſchen heiſer ſein, aber wenn man nicht einige hundert Male geflucht und zwiſchendurch die diebiſche Katze geſcholten hätte, ſo würde man ſeine eigene Stimme heute gar nicht gehört haben! Nun wird Alles verderben und wenn die Hühner ſtinken, wird der Gaſt einſprechen, der ſie eſſen will!

Tochter. So arg wird's doch wohl nicht werden!

Wirth. Man kann ſie vorher ſelbſt verzehren, meinſt Du! O, ich weiß, Du biſt gleich dabei, und wirklich, es wär' das Klügſte, was man thun könnte. Aber man wagt's nicht, man denkt immer: wie weißt du denn, wer ſchon vor der Thür iſt oder wer eben im Walde auf einen Baum klettert und ſich nach einem Licht umſieht? Dann wird man ganz ein Narr, zündet die Lampe an, verbrennt das theure Oel und zuletzt wird doch Niemand herbei gelockt, als die Mücken, die Einen um das Bischen Vormitternachts-Schlaf bringen!

Tochter. Was gilt die Wette, Vater, wir bleiben heute nicht allein?

Wirth. Was gilt die Wette, Tochter, es wird heute über's Jahr regnen? Naſeweis, was weißt Du davon? Aber, mir ſoll's einerlei ſein, geh' hinaus, mach Feuer an, koche, ſiede, brate, wir wollen's eſſen, und der Nächſte, der einſpricht, ſoll's bezahlen, warum bleibt der Narr heute aus!

Tochter. Iſt's Ernſt?

Wirth. Verlaß Dich darauf! Kommt Einer: gut, ſo iſt's für ihn, ſonſt iſt's für uns, und wundern ſollſt Du Dich, was ich die nächſten vier Wochen für ein geſott'nes Ei fordern werde! Was? Wenn mich der Tannenzweig, den ich ausſteckte, verpflichtet, mich auf Victualien zu halten, ſo ſollen die, für die ich ſie anſchaffe, auch kommen, und wenn ſie das nicht thun, ſo müſſen ſie bezahlen, was zu Grunde geht, ſonſt kann keine Wirthſchaft beſtehen. Marſch, in die Küche, es geht auf fremde Rechnung!

Tochter. An mir ſoll's nicht fehlen. (Ab.)

Wirth. Ja, ja, Erfahrung! Wie luſtig hab' ich mir ſonſt das Leben eines Wirths vorgeſtellt! Und freilich, wenn's gut geht, ſo kann's auch kein beſſeres geben! Seine ganze Arbeit beſteht in Kratzfüßen und Verbeugungen! Wenn er einmal einen trüben Augenblick hat, ſo kömmt das daher, daß er in ſeinem eigenen Fett zu erſticken fürchtet, dann prügelt er ſeine Leute durch, um ſich Motion zu machen und die Gefahr zu beſeitigen. Dabei darf er trinken, ſpielen, Poſſen reißen, wie's ihm gefällt, denn an ihm iſt's nicht Laſter, ſondern Tugend, der Stand bringt's mit ſich, es iſt ſeine Pflicht. Aber leider, es geht nicht immer gut, und ein Wirth, der wie ich, zugleich den Acker bauen und andere niederträchtige Handthierungen treiben muß, iſt das miſerabelſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden! Ei ſchöner Spaß, ſich luſtig ſtellen zu müſſen, wenn man ſich kaum noch auf den Beinen halten kann! Da hängt's! Käme wirklich noch Jemand? (Er luckt aus dem Fenſter.) Wahrhaftig, zwei Fußgänger! Gehor ſamſter Diener meine Herren! (Er zieht den Kopf zurück.) Eine Karoſſe wäre mir lieber, doch Etwas iſt immer beſſer, als gar Nichts! (Er öffnet die Thür.) Bitte, nur herein! Sie ſind am Ziel!

Cajetan und **Valentin** (treten ein).

Valentin. Das heißt, wenn wir hier etwas zu eſſen bekommen können!

Wirth. Zu eſſen!

Valentin. Und ein ordentliches Nachtlager!

Wirth. Dieſe Fragen — —

Cajetan. Sind hoffentlich in dieſem Wirthshauſe erlaubt!

Wirth. Eigentlich ſollt' ich ſie übel nehmen, doch dazu kennen wir uns noch nicht genug!

Valentin. Alſo, Antwort!

Cajetan. Habt Ihr Etwas, außer Käſe und Brot und einem Wanzenſack?

Wirth. Euer Hoheit allerunterthänigſt zu dienen, denn ohne Zweifel ſind dieſelben nicht, was Sie zu ſcheinen belieben!

Cajetan. Larifari, guter Freund, ich bin Euer Landsmann, geborner Italiäner, wie Ihr —

Wirth (tritt einen Schritt zurück). Gott beſchütze mich!

Cajetan. Und weiß als ſolcher, wie man's machen muß! Habt Ihr noch ein anderes Gelaß, als dieſes hier?

Wirth. Alles Uebrige iſt beſetzt!

Cajetan (zu Valentin). Das heißt: der Hundſtall iſt nicht geräumig genug, um ihn für ein Zimmer auszugeben und der Eſel übernachtet dieß Mal nicht im Freien. (Zum Wirth.) Wir wollen Niemand ſtören, aber dieß Gemach nehmen wir in Beſchlag mit Allem, was darin iſt! Giebt's nur Ein Bett im Hauſe?

Wirth. Auf der Ruhebank da iſt noch Platz für ein zweites. —

Cajetan. Das man aus den Weiden, die man ſelbſt mitbringt, improviſiren muß, verſtehe, verſtehe! (Er wirft den Ranzen auf den Seſſel.) Da iſt einſtweilen das Kopfkiſſen! Und das koſtet?

Wirth. Nun, Landsleute übervortheilen einander nicht, ich geb's für drei Scudi!

Cajetan. Das iſt wirklich nur einmal ſo viel, als man in Rom und Neapel im erſten Gaſthof zahlt! Seid Ihr ſelbſt verrückt oder haltet Ihr uns dafür?

Valentin. Ich gebe das Geld, aber es darf nun auch Niemand mehr aufgenommen werden!

Cajetan. Ein Deutſcher bleibt doch ewig — — Verzeiht, lieber Herr, aber glaubt mir, es iſt zu viel, viel zu viel!

Valentin. Das weiß ich ſelbſt, doch ich bin heute nicht zum Dingen und Feilſchen aufgelegt! Nur allein will ich das Zimmer haben!

Cajetan. Und wenn der Seſſel vielleicht zerbricht, ſobald man ſich im Schlaf etwas raſch umwendet, oder der Kalk von den Wänden fällt, ſobald man huſtet, ſo wird dafür Nichts extra berechnet! Abgemacht! Nun weiter, wie ſteht's mit dem Eſſen, habt Ihr wirklich etwas?

Wirth. Ja doch, vier Hühner —

Cajetan. Vier Hühner, die Ihr zeigen könnt, die ſchon abgeſtochen ſind, die nicht mehr weglaufen, wenn man ſie beſtellt?

Wirth. Die ſogar ſchon am Spieße ſtecken!

Cajetan (ſtößt den Tiſch mit dem Fuß). Wurmſtichiger Hund, Du haſt Deinen Herrn verläumdet! Und dieſe Hühner — (Zu Valentin.) Wie viele befehlt Ihr?

Valentin. Alle vier, denn Ihr ſeid natürlich mein Gaſt und ich habe heute fünf Meilen gemacht! Aha! (Sezt ſich.)

Cajetan (zum Wirth). Ihr habt's gehört! Was giebt's ſonſt noch?

Wirth. Iſt das nicht genug, wenn ein friſcher Salat hinzu kommt?

Cajetan. Bringt denn nur ſogleich Wein!

Wirth. Augenblicklich. (Ab.)

Cajetan. Verzeiht, daß ich Euch vorgriff! Ich weiß ſehr gut: wer die Börſe hat, der iſt der Herr, aber Ihr ſcheint noch nicht zu wiſſen, wie man hier mit den Leuten umgehen muß. Wenn es Euch gefällt, ſo gebt dem Mann ſeine drei Scudi voraus, ſonſt iſt er im Stande, das Zimmer noch einmal zu vermiethen, und das wäre wirklich fatal, denn dieſe Schenke iſt leicht die einzige auf vier Meilen in der Runde!

Wirth (tritt wieder ein). Hier iſt der Wein!

Tochter (folgt mit der Lampe). Und hier iſt Licht!

Cajetan. Licht gehört zu einem ſchönen Bilde und zu einem hübſchen Mädchen!

Tochter. Bedanke mich! (Ab.)

Valentin (giebt dem Wirthe das Geld). Seht Ihr?

Wirth. Gehorſamſter Diener!

Cajetan. Nun iſt der Vertrag beſiegelt! Könige werden abgewieſen, denn wir ſelbſt haben wie Könige bezahlt!

Wirth. Keine Gefahr! (Ab.)

Cajetan (leuchtet mit der Lampe in die Ecken und in's Bett). Das Haus muß feucht ſein, es wird von den Bäumen ja faſt erdrückt, da giebt's leicht Scorpionen! Es ſcheint doch nicht! (Stellt die Lampe wieder auf den Tiſch.) Darnach muß man immer zuerſt ſehen!

Valentin. Das wär' mir nicht eingefallen!

Cajetan. Ihr Fremden kuckt wohl auch unter die Betten und durchſtöbert die Winkel, aber nur der Räuber wegen.

Valentin. Wir Deutſche nicht, wir warten bis die Räuber kommen und dann ſchlagen wir ſie todt!

Cajetan. Die Antwort iſt gut!

Valentin. Und wahr! Aber ich denke, wir werfen den Deutſchen und den Italiäner heut Abend bei Seite und machen einen gemeinſchaftlichen Feldzug gegen die Hühner. Ich will mir etwas zu Gute thun, denn es iſt ein Feſttag für mich, es iſt der Geburtstag meiner Mutter!

Cajetan. Den feiert Ihr?

Valentin. Ja, wahrhaftig, und das lieber, als Weihnacht, Oſtern und Pfingſten zuſammen! Schon darum, um der alten Frau ſchreiben zu können, daß es geſchehen iſt, ſie würde es ſich ſonſt nicht vergeben, daß ſie ſich ſelbſt einen Kuchen gebacken hat! Und dann — Nun, wenn Ihr wüßtet, was die Alles aufbieten mußte, um mir das Bischen Freiheit zu erhalten, deſſen ich bedurfte, um nicht ſchon als Kind zu Grunde zu gehen, ſo würdet Ihr — doch das iſt Nichts für Euch, das hängt mit dem Gemüth zuſammen und von Gemüth will man hier zu Lande Nichts wiſſen!

Cajetan. Was Ihr da von Eurer Mutter erzählt, intereſſirt mich ſehr, gewiß!

Valentin. Und wenn auch nicht — ſie ſoll heut' Abend doch die Hauptperſon ſein, denn wenn ich jetzt nicht, wie ſo mancher meiner Schulkameraden, hinter dem Pfluge her keuchen oder den Schmiedehammer ſchwingen muß, worauf mein Vater beſtand, ſo habe ich's ihr allein zu danken! Nicht, als ob ich den Bauersmann oder den Handwerker verachtete, da ſei Gott vor, aber man hat doch lieber mit der Farbe zu thun, als mit dem Koth, man malt doch lieber eine ſchöne Landſchaft ab, als man die Pferde beſchlägt!

Cajetan. So ſeid Ihr ein Maler!

Valentin. Ja, und habe Euch ſelbſt ſchon in meinem Portefeuille. Es iſt nicht mehr, als billig, daß ich Euch bewirthe, denn ich habe Euch ſchon beſtohlen! Als ich Euch, wie ich von hinten heran kam, ſo unter dem Baum liegen ſah, zum Wipfel emporſchauend —

Cajetan. Ob er keine Frucht fallen laſſen wolle, denn mein Magen knurrte —

Valentin. Das waren Eure Gedanken? Mir kamt Ihr wie das perſonificirte dolce far niente vor, wie ein Menſch, der gar nicht kauen würde, ſelbſt wenn er hungrig wäre, weil ihm das Eine noch beſchwerlicher ſein müßte, wie das Andere, Ihr ſchloßt mein Bild ab und ich brachte Euch raſcher zu Papier, als der Knabe einen Schmetterling haſcht. (Er zieht ſein Portefeuille.) Seht her!

Cajetan. Ich beneid' euch!

Valentin. Was ſeid Ihr denn?

Cajetan. Ich? Habt Ihr das nicht gleich heraus gehabt, als ich mich Euch auf Eure Frage nach dem rechten Weg zum Führer anbot? Wer immer Zeit hat, wer ſich Jedermann anhängt, wem rechts und links, vorwärts und rückwärts völlig gleichgültig ſind, den pflegt man überall einen Landſtreicher zu nennen! Bin ich der Erſte dieſer Art, der Euch vorkam? Habt Ihr in der Bereitwilligkeit, mit der ich aufſprang, als Ihr mich anrieft, vielleicht gar einen Beweis meines guten Gemüths erblickt? Dann habt Ihr mir zu viel Ehre angethan, ich ſpeculirte bloß auf ein Abendeſſen!

Valentin. Hol' Euch der — — Doch, was geht's mich an!

Cajetan. Mißverſteht mich nicht! Ich denke nicht zu bleiben, was ich bin und hoffe es auch nicht aus eigener Schuld zu ſein! Ihr kennt die Väter! Doch nein, nein, Ihr kennt ſie nicht, denn, Niemand bekommt ſeinen Vater zu ſeh'n, ſo lange die Mutter noch neben ihm ſteht, und Ihr hattet eine Mutter!

Valentin. Mißverſteht auch Ihr mich nicht! So viele Püffe und Tritte ich auch von meinem Vater bekam: ich verarge es ihm durchaus nicht mehr, daß er einen Burſchen nicht leiden konnte, der noch in ſeinem ſiebenten Jahr die Getreide-Arten nicht kannte und, als er aus dem Capitel examinirt wurde, die Gerſte, trotz ihres langen Bartes, mit dem Weizen verwechſelte. Ich verarge es ihm noch weniger, daß er in meinem Bekritzeln der Wände, der Tiſche und Bänke keine ſolide Bürgſchaft für meine Zukunft erblickte und die feierliche Aufmerkſamkeit, womit mein Bruder dem Dorfſchuſter Stundenlang zuſah, wenn er Pechdraht und Ahle handhabte, viel höher anſchlug. Ich freue mich nur, daß er mich nicht wirklich, wie er alle Frühjahr im Sinne hatte, zu den Bauern hinausjagte, und dieß Schickſal wendete einzig und allein meine Mutter von mir ab.

Cajetan. Nun, Ihr konntet immer noch zufrieden ſein, er wollte doch wenigſtens nicht Schulden mit Euch bezahlen, er wollte Euch nicht mit einem zahnloſen alten Weibe verheirathen, um ſich den Weg zu ihrer Geldtruhe zu bahnen. So ging's mir und darum bin ich davon gelaufen!

Valentin. Was Teufel! Das —

Cajetan. Iſt curios, nicht wahr? Nun, es hatte auch ſeine andere Seite! Wenn man ſo viel Gläubiger hat, wie Haare auf dem Kopf und nur einen einzigen Ausweg vor ſich ſieht, ſo prüft man nicht zu genau, ob er auch kothig iſt. Aber bei Gott, ich konnte nicht! Das konnte ich nicht! Ich will arbeiten, wie ein Deutſcher — Verzeiht!

Valentin. Ich fühle mich durchaus nicht beleidigt.

Cajetan. Ich will mich behelfen, ſo gut ich kann, und ihm alles ſchicken, was übrig bleibt, ich will verſuchen, was nur Einer verſucht und wagen was nur Einer wagt, aber mich als Waare verhandeln laſſen, das — — Brr!

Valentin. Gebt mir die Hand, Ihr ſeid ein guter Geſell!

Cajetan. Ja? Trotz meiner ſchwarzen Haare?

(er ſchlägt ein).

Valentin. Trotz ihrer! Und wenn Euch meine blonden nicht abſchrecken, ſo zieht mit mir! Seht mir auf die Finger: vielleicht ſteckt auch in Euch ein Maler, der nur geweckt zu werden braucht! Iſt das, ſo könnt Ihr's weit bringen, denn Ihr ſeid aus dem Stamm des Raphael und des Michel Angelo!

Cajetan. An Luſt fehlt's mir wenigſtens nicht und einen muntern Cameraden werdet Ihr in mir finden. Lieder kann ich den ganzen Tag pfeifen und Geſchichten, die ich nie gehört habe, kann ich auch erzählen.

Valentin. Alſo Topp!

Cajetan. Ja — Aber —

Valentin. Nichts mehr! Abgemacht! — Ich halte die Paar Pfennige, die ſich zu mir verirren, nie ängſtlich feſt, dann kommen ſie am erſten wieder, ſie riskiren ja keine ewige Gefangenſchaft.

Cajetan (umarmt ihn). Erlaubt!

Tochter (tritt mit Eßzeug ein und deckt den Tiſch).

Valentin. Seid Ihr immer ſo roth, ſchöne Jungfer, daß die Roſen ſich ſchämen müßten?

Tochter. Ich komme ja vom Herd! (Ab.)

Valentin. In unſerm kalten Klima beneiden wir Jeden, der mit dem Feuer zu thun hat, hier muß Jeder zu beklagen ſein. Ich wundre mich, daß es unter dieſem Himmelsſtrich Schmiede giebt.

(Der Wirth erſcheint mit Sir John in der Thür.)

Wirth. Aber ich ſage Euch — —

Sir John. Sagen! Was ſagen? Wer hat mir was zu ſagen? Will man ſich vielleicht, weil ich zu Fuß eintreffe, etwas gegen mich heraus nehmen? Das geſchieht einer Wette wegen!

Wirth. Dieß Zimmer —

Sir John. Liegt in dieſem Wirthshauſe und dieß Wirthshaus iſt Schuld daran, wenn die Fremden dieſe Straße kommen —

Wirth. Aber es iſt vermiethet!

Sir John. Um ſo beſſer, ſo habt Ihr noch ein zweites, eleganteres, das für Perſonen meines Standes aufgehoben wurde!

Wirth. Das hab' ich nicht!

Sir John. Dann konntet Ihr dieſes hier auch nicht vermiethen, ſo wenig, wie die Luft, denn es gehört Allen, wie Einem. Guten Abend, meine Herren!

Cajetan. Was der Kerl ſich heraus nimmt!

Valentin. Aber er hat im Grunde Recht! Ich durfte wirklich nicht für mich allein verlangen, was — —

Wirth (zu Cajetan und Valentin). Ihr ſeht —

Cajetan. Noch Nichts! Wir ſind begierig, was Ihr zu thun gedenkt!

Sir John (bemerkt das Portefeuille und ſieht hinein). Maler? O, Maler ſchätz' ich ſehr! Sehr! Wenn's keine Maler, keine Bildhauer und dergleichen Leute gäbe, ſo wüßte man oft gar nicht, was man mit ſeinem

Gelde anfangen ſollte. (Blätternd.) Hübſch! Natur oder Phantaſie?

Valentin. Beides!

Sir John. Wenn der Haſe mager iſt, ſo muß man ihn ſpicken, nicht wahr? O, ich weiß, ich weiß, ich habe mich viel mit der Kunſt beſchäftigt, ich habe oft drei Gallerien an einem Vormittage abgethan und doch noch für ein Gabel-Frühſtück Zeit gefunden. Was für ein Landsmann?

Valentin. Ich bin ein Deutſcher!

Sir John. O, wackere Leute, die Deutſchen! Wackere Leute! (Er wirft das Ränzchen vom Sopha herunter und ſtreckt ſich nieder.) Mit Erlaubniß, meine Herren! Ich bin das zu Fuße Gehen nicht gewohnt! (zum Wirth.) Nun Sollen die Herren ſtehen? Stühle heran gerückt!

Wirth (thut's).

Cajetan. Der Herr ſind wohl ein Engländer!

Sir John. Was ſonſt?

Cajetan. Man ſieht's, weil er ſich einrichtet, wie Cook auf einer herrenloſen Inſel.

Valentin. Pſt! Pſt!

Sir John. Cook? Großer Mann, Cook. Was würde der nicht noch Alles für Groß-Brittanien entdeckt haben, wenn die verfluchten Wilden ihn nicht erſchlagen hätten! Ein unberechenbarer Verluſt für uns! Ein reines Glas her, damit ich auf ſein Andenken trinken kann!

Wirth (bringt ein Glas).

Cajetan. Wenn ich an Eurer Stelle wäre — — der Kerl —

Valentin. Ei was, den muß man machen laſſen, er iſt ein Original!

Cajetan. Und Ihr ſeid auch ein — Nein, nein, Ihr ſeid kein Original!

Sir John (hat ſich mittlerweile eingeſchenkt). Daß uns bald Cooks Bruder geboren werde und daß der uns einen ſechſten Welttheil aufſpüre! (Er trinkt.) Solch eine abgebröckelte Krume vom Erdball, die ſich los löste, weil ſie zu voll von Gold und Silber ſteckte! (Zu Valentin.) Das war Euer Wein! O, ich bezahle Alles, Alles, ich bitte die Herren, Sich als meine Gäſte zu betrachten!

Valentin. Ich mögte doch glauben — —

Cajetan. Was brecht Ihr ab? Vorwärts! So iſt's recht!

Tochter (tritt wieder mit Tellern ein).

Sir John. Sieh da! Ein junges Mädchen! Eure Tochter?

Wirth. Ich hoffe!

Sir John. Recht hübſch, nicht wahr, Herr Maler? O ja, recht hübſch! Nehmen Sie mal die Lampe in die Hand, Sie artiges Kind! (Die Tochter thut's.) So! Nun drehn Sie ſich ein wenig rechts! Sehr gut! Das gäbe ein Bild, ein allerliebſtes Bild! O, das muß ich haben, das will ich gleich beſtellen, das ſoll über meinem Kanapee hängen, da hab' ich noch Platz! (Zu Valentin.) Euch wird's ja gleichgültig ſein, wie lange Ihr Euch hier aufhaltet, nicht wahr? (Zur Tochter.) Und Sie erhält für's Sitzen ein Douceur, ein ſchönes Douceur!

Tochter (ſetzt die Lampe wieder auf den Tiſch). Ich laſſe von meinem Geſichte keine Abſchriften machen, und brauche Euer Douceur nicht!

Sir John. Ah! Jetzt wird die Sache mir wichtig, ſehr wichtig — — (Zu Valentin.) Nun, Ihr werdet ja auch wohl aus dem Kopf — — Seht das Mädchen an, immer an, damit Ihr Euch die Züge recht einprägt! Ich werde ſie hier viel beſchäftigen!

Tochter (zum Wirth). Wie unverſchämt!

Wirth. Er ſoll's büßen! Verlaß Dich darauf!

Chevalier (tritt ein). Iſt hier denn kein Menſch zu — — Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, meine Herren! Ich ſuche den Wirth.

Wirth. Der bin ich, und bedaure ſehr — —

Chevalier. Herr Wirth, Sie werden einen ſchwachen, ſtark angegriffenen, ſtockmüden Mann, der das Gaſtrecht in Anſpruch nimmt, nicht abweiſen! Sie werden es nicht thun, das ſehe ich Ihnen an, wenn Sie auch bloßer Privatmann wären; wie ſollten Sie es jetzt über's Herz bringen?

Wirth. Aber — ich habe nur dieß eine Zimmer und das —

Sir John. Das iſt mein! (Er geht zum Bett und ſchlägt es zurück.)

Valentin. Ei, Herr!

Sir John. Unſer, nicht wahr? Oder iſt's nicht ſo?

Chevalier. Aber ich bin nicht bloß müde, ich bin krank —

Sir John. Und ich werde es, wenn ich meinen Comfort nicht habe! Es thut mir herzlich leid, doch in dieſem verfluchten Italien muß man ſich zehn Mal mehr in Acht nehmen, wie anderswo!

Chevalier. Eben darum darf auch ich mich der kalten, feuchten Nacht nicht ausſetzen!

* * *

Scene aus den „Dithmarſchen.“

Der große Marktplatz zu Heide.

Hans Mann und Peter Swyn, zwei Achtundvierziger treten auf.

Hans Mann. Schon hier? Ihr müßt ſchnell geritten ſein!

Peter Swyn. Nicht ſo ſchnell, wie Ihr, denn Ihr war't ſchon vor mir am Platz. Ich hab' ein Paar Stuten am Markt und hoffe ſie noch vor Ankunft der Schlüter an den Mann zu bringen.

Hans Mann. Hat's denn ſolche Eil? Ihr macht ja, als hättet Ihr Ferſengeld zu bezahlen!

Peter Swyn. Verfluchter Regen!

Hans Mann. Ich mag's wohl, wenn's an Landſchaftstagen regnet. Die widerſpenſtigen Köpfe vereinigen ſich ſchneller, wenn die Haut naß wird.

Peter Swyn. Der Weddingſtedter Widerbeller ausgenommen. Der kroch neulich unter die Kirchenthür, als es zu gießen anfing, und lärmte von da aus, wie ein Nachtwächter!

Jan von der Heide (tritt auf Hans Mann zu). Euer Bruder iſt todt? Thut mir leid. Er hätte noch lange leben können. Wann laßt Ihr ihn begraben?

Hans Mann. Sobald der Tiſchler den Sarg fertig hat.

Jan von der Heide. Gebt mir für's Grab. Euch iſt's gleich, ob Ihr's heut' oder morgen thut. Ich hab' ein Capital bei der Landherrſchaft auf Zins und will die Kleinigkeit hinzu fügen!

Hans Mann. Nehmt!

Jan von der Heide. Ich ſorge für eine trockne Kuhle und für ruhige Nachbarſchaft. (Ab.)

Peter Swyn. Ein Kerl, wie ein Kirchthurm, der zu wandeln anfängt. Er braucht bloß nieder zu fallen, wenn er ſeinen Feind erſchlagen will. Wer war's?

Hans Mann. Jan van der Heide, Küſter und Todtengräber in Waslingburen. Ein grauslicher Geſell! Ich kam einmal in ſein Haus, um meines Sohnes Trauung zu beſtellen. Da nahm er mich geheimnißvoll bei der Hand und führte mich in ſeinem Beſitz herum. Er öffnete Kaſten nach Kaſten; erſt zeigte er mir ſeinen Vorrath von feinem Leinen, dann ſein Silbergeſchirr, zuletzt ſein baar Geld; dann fragte er mich, ob's genug ſei für einen armen Mann. Und als ich ihm erſtaunt zunickte, riß er grimmig die Thür zum Peſel auf, wo ſeine Frau bei Kerzenlicht im Todtenhemde lag, gab dem blauen, ſtillen Leichnam einen ſchallenden Backenſtreich, und ſprach: die war doch nie zufrieden!

Peter Swyn. Ein Unhold! Und Euer Bruder iſt todt? Das ſieht Euch Keiner an!

Hans Mann. Mein Vater ſagte: ein Mann weint nur Nachts.

Peter Swyn. Es iſt doch Lurſten? Ich ſeh' ihn noch, wie er beim Ringreiten oft die Augen zumachte, und uns Anderen doch immer das Beſte weg ſtach! Friede mit ihm! Ich meinte, er ſei gar nicht hier?

Hans Mann. Er war's auch nicht, er kam geſtern Abend zu Waſſer an, wie ein Fiſch. Ihr hört ſchwer, aber den grauſamen Sturm, der ſich gerade um Mitternacht erhub, habt Ihr doch gewiß nicht überhört?

Peter Swyn. Durft' ich? Ich bin ja Strandwächter und muß in der Stunde der Noth und Gefahr dafür ſorgen, daß die Theertonnen zur rechten Zeit angeſteckt werden.

Hans Mann. Ich lag im Bett, aber ich konnte nicht ſchlafen, mir geht's immer ſo, wenn was kommen ſoll. Als nun der Wind ſo ungeſtüm aufkam und jeden Giebel und jedes Gebälk unterſuchte ob des Zimmermann's Arbeit wohl noch feſt ſei, hört' ich das Brauſen und Sauſen ſehr gerne. „Vielleicht kannſt du jetzt dein Gelübd' erfüllen“ dacht' ich und ſprang auf; bei meiner letzten Ueberfahrt nach Helgoland gelobt' ich nämlich, als das Waſſer mir an die Kehle ging, dem heiligen Jacob einen ſilbernen Leuchter, und zwar fügt' ich gleich bei, daß er ihn vom Strandgut haben ſolle, denn es ſcheint mir billig, daß die See die Schulden bezahlt, die man auf der See macht. Alſo friſch den Knecht geweckt, den Schecken aus dem Stall und hinaus. In einer Viertelſtunde bin ich am Seedeich; die Tonnen brennen ſchon roth und gelb, Reiter zu Pferd' jagen, bald ſichtbar, bald wieder von der Finſterniß eingeſchluckt, hin und her, das Meer ſpeit Welle nach Welle über den Kamm in's Land hinein, ich ſprenge den Deich hinauf und freu' mich ſo recht in meinem Sinn, daß ich eben ein Dithmarſche bin. Eben hundert Schritte hab' ich gemacht, da ſchiebt eine Woge etwas Dunkles, deſſen Geſtalt ich nicht erkennen kann, vor ſich her, was meinem Thier zwiſchen die Beine geräth, ſo daß es ſich bäumt. „Mein!“ ruf' ich aus, denn ich denke, es iſt ein Kiſte, oder ein koſtbarer Ballen aus einem Hanſaſchiff; mein! ſchreit ein Anderer neben mir und taſtet darnach; behalt's! ruft er dann lachend aus und macht ſich davon, es iſt ein Stück Fleiſch, das Niemand eſſen darf, der nicht der Vetter eines Wurms iſt! Es iſt ein Todter, ich ſteige ab und ſchlepp' den kalten ſteifen Körper mit meinem Knecht bis zur nächſten Feuertonne; er trägt zwei Goldringe! ruft der Knecht und will ſie ihm vom Finger ziehen, es iſt mein Bruder! ſchrei' ich und falle hin.

Peter Swyn. Das war ein Mordritt.

Hans Mann. Als ich zu Hauſe kam, wieherte mein junger Hengſt — ihr kennt ihn und lobtet ihn vorige Faſtnacht ſehr — mir luſtig entgegen. Das trieb mir die erſten Thränen in die Augen, denn für meinen Bruder hatt' ich das hitzige Thier beſtimmt und mich ſchon darauf geſpitzt, daß es ihn, den noch nie ein Pferd zur Erde kriegte, doch auch einmal zwingen ſollte, die Entfernung zwiſchen Sattel und Lehmboden zu meſſen. Mein Schmerz ward ſo unleidlich, daß ich nach dem Meſſer griff und den Hengſt niederſtach. Als ich ihn in ſeinem Blute liegen ſah, ward mir leichter um's Herz, ganz ruhig aber ward ich, deucht mir, als der Pfaff, dem meine Frau Herberge gegeben, mit verſchlafenem Geſicht kam, um mich zu tröſten.

Peter Swyn. Das kenn' ich. Ein Mann wird aus Stolz auf der Stelle geſund, wenn ein Lumpenhund den Arzt machen will.

Detlev Ruſt (ein dritter Acht und Vierziger). Guten Morgen, liebe Vettern und Freunde. Was denkt ihr zum heutigen Tag?

Peter Swyn. Es wird heiß hergehen.

Hans Mann. Ja, wir werden uns unter einander kennen lernen. Wenn's Baſtarde in Dithmarſchen giebt, ſo werden ſie ſich heute zeigen.

Detlev Ruſt. Mir ſelbſt iſt's nicht wohl zu Muth.

Peter Swyn. Wem wär's? Aber das dürfen die

Fremden eben nicht merken. Wir wollen das Geſicht übergülden, wenn die Bruſt auch ſchwarz ausgeſchlagen iſt!

Detlev Ruſt. Kennt ihr die Vorſchläge des Königs?

Peter Swyn. Die kennen wir Alle ſeit drei hundert Jahren. Wer nicht weiß, was der Herr vom Bauer will, der gehe in die Küche und ſehe ein Huhn rupfen!

Hanns Mann. Es heißt, der eigene Sohn des Königs iſt unter den Geſandten.

Detlev Ruſt. Allerdings, der Prinz Chriſtian. Ein hochmüthiger Burſch, der ſich, wenn er über das Feld ſchreitet, lieber nach ſeinem eigenen erlauchten Schatten, als nach etwas Beſſerem umſieht! So was Gnädiges in den Blicken, als müßten die Bäume zu blühen anfangen, ſobald er ſein Auge auf ſie richtet. Ein Prahlhans. Als er mit den Seinigen der Dithmarſiſchen Küſte nah' kam, war er dem Erſaufen nah. Einer der Unſ'rigen, Hans Bahr aus Täkhuſen, ſetzt Haut und Haar daran, ihn zu retten. Kaum hat er feſten Boden unter ſich, ſo kehrt er ſich gegen ſeine Leute, von denen Einige noch, wie Ratten, mit dem Waſſer kämpfen und ruft aus, als hätt' er die Wellen durch Fußtritte und Ohrfeigen zum Gehorſam gebracht: ſagt' ich's Euch nicht, daß ein Königsſohn nicht untergehen kann? Dann wirft er ſich nieder, thut zärtlich mit dem Erdboden und grüßt das Land, ſtatt der Leute, die darin wohnen.

Hans Mann. Ein Papagei von Julius Cäſar.

Detlev Ruſt. Hans Bahr, der triefend wie ein Pudel da ſtand, ärgerte ſich und verſetzte: Herr, wenn ihr auf dem Waſſer das Fett ſeid, das oben ſchwimmt, wie helft ihr euch, wenn ihr in's Feuer kommt?

Peter Swyn. Das war brav. Hans Bahr iſt ein armer Teufel, ich will ihm für ſeinen guten Einfall noch heut ein Paar Tonnen Korn in's Haus ſchicken. Was antwortete der Königsjunge?

Detlev Ruſt. Er fragte Hans Bahr ſpöttiſch, ob es immer ſeine Weiſe ſei, auf der Stelle ſeine Schulden beizutreiben; die Frage ſolle verziehen ſein, aber nun bekomme er auch keine Vergütung für den Schnupfen.

Peter Swyn. Ei!

Detlev Ruſt. Und die Majeſtät, ſobald er wieder trocken war! Es iſt recht gut, daß der Prinz kam! Man braucht ihn nur in der Mitte ſeines Gefolges zu ſehen, und man weiß gleich, was man zu thun hat. Da ſtehen die alten greiſen Männer mit eingeſägten Nacken und Knien um den Jüngling herum und ſchauen ihm ehrfurchtsvoll in's Geſicht, als ob die Tafel mit den zehn Geboten auf ſeinem Rumpf aufgeſtellt wäre. — Es muß viel Niederträchtiges in der menſchlichen Natur liegen, daß ſie ſich an ſo etwas gewöhnen kann!

* * *

Scene aus dem Struenſee.

Garten bei Chriſtiansburg.

König Chriſtian und Ole Güldenſtern treten auf.

Chriſtian.

Nun, Güldenſtern? Was biſt Du ſo verzagt?
Was blickſt Du ſcheu? Das iſt ein ſchöner Stein,
Den Du da aufgehoben haſt, zum Schleudern
Ganz, wie gemacht, warum denn wirfſt Du nicht?
Wir gingen Dir voran, wir zeigten Dir,
Wo es am beſten klingt! Nun, noch einmal!
(Er wirft eine Fenſterſcheibe ein.)
Dort ſchläft die Königin! Die wird erſchrecken!
Zum Teufel warum lieſ't ſie deutſche Bücher
Bis Mitternacht! Wir ſind hier Herr und König
Und thun, was uns gefällt. Kein Menſch ſoll ſchlafen,
Sobald wir wachen! Nun? Noch immer nicht?

Güldenſtern.

Gleich! Gleich!

Chriſtian.

Warum nicht jetzt?

Güldenſtern.

Graf Reventlow —

Chriſtian.

Graf Reventlow! Ei was, der alte Bär
Liegt noch in ſeinem Bett von Eiderdunen
Und träumt —

Güldenſtern.

Dort ſteht er ja! auf der Terraſſe!
Schiebt ſeine weiße Mütze hin und her
Und ſieht uns zu!

Chriſtian.

Das ſagſt Du mir erſt jetzt!
Du biſt ein Freund! Sah er's!

Güldenſtern.

Den Wurf in's Fenſter?
Er mußte wohl!

Chriſtian.

So wirfſt Du auch! Ich will's
Allein nicht ſein! Bei meiner Majeſtät!
Du wirfſt!

Güldenſtern.

Gut! Nach dem Baum! Der Baum trägt Birnen!
(Wirft.)

Chriſtian.

Eins! Zwei! das nenn' ich treffen! Ja, Du biſt
Mein Meiſter! Ich — (ſehr laut.) ich war recht ungeſchickt!
Ich meinte hier den Baum und traf das Fenſter!

Güldenſtern.

(Leiſe.) Brav, Chriſtian! So machte ich es auch
Als ich noch in der Lehre war!

Chriſtian.

Du Schlange!
Wie gut Du ſtichſt! Doch, Du haſt recht! Man ſollte
Vor uns ſich fürchten und wir fürchten uns!
Ei, das iſt höchſt verkehrt! (Nimmt einen Stein auf.) Ja,
Du haſt recht!
Wer trägt die Krone Dänemarks, wem rollt
Das Blut des heil'gen Canuts in den Adern?
Sind Wir es, oder iſt's ein Reventlow?
Wir werden's zeigen! (Er wirft den Stein in's Fenſter.) Unſ're
Ahnen haben
Auch nicht gehandelt! (Sehr laut zu Reventlow.) Guten
Morgen, Vetter!
Nicht wahr? Die Reventlowe ſchnallten doch
Den Söhnen Odin's in den Dän'ſchen Schlachten
Die Sporen an? (Zu Güldenſtern.) Nun Du! Der König ſoll
Für Alle ſorgen, das iſt ſeine Pflicht,
So ſorgen wir denn heute für den Glaſer! —
Er geht! Nun wird's was geben!

* * *

Scenen aus dem Chriſtus.

Chriſtus in der Wiege. Die heilige Anna über das Kind gebeugt. Maria auf den Knieen.

Anna.

Mein Kind, Du mußt Dich faſſen:
Dich ſelber hab' ich ſo geſeh'n,
Du lagſt ſchon im Erblaſſen,
Doch ließ der Herr es nur geſcheh'n,
Um aller Welt zu zeigen,
Daß er im Tod noch mächtig ſei
Und ſich mir erſt zu neigen
Bei meinem allerletzten Schrei.

Maria.

Ach, Mutter, ich muß bangen,
Sein Auge iſt ſchon ohne Stern,
Die Lippen auch und Wangen
Sind dem Erkalten nicht mehr fern,
Schau, wie ſie ſich entfärben,
Ach, Herr, war ich auf ihn zu ſtolz?

Chriſtus
(ſich aufrichtend).

Ich werd' am Holze ſterben,
So tröſte Dich, wo iſt das Holz!
(Fällt wieder zurück.)

Anna.

Iſt dieſes Kind beſeſſen,
Daß es auf einmal deutlich ſpricht?

Maria.

Ach, laß mich das vergeſſen,
Am Holze ſterben Kinder nicht!

Anna.

Nein, nur die Miſſethäter,
Die ſich der Gnade ganz entzieh'n!

Maria.

Ach, Mutter, rede ſpäter!
Noch viele Jahre hab' ich ihn!

Satan.

Schau hin, die Sterne wanken!
Mein Wollen iſt das Deine ſchon!
Nun ſtürz' ich durch Gedanken
Ihn ſelbſt von ſeinem Weltenthron.

Chriſtus.

Schau hin, die Sterne funkeln,
Sie drehen ſich im alten Tanz.
Du konnteſt ſie verdunkeln,
Ich gebe ihnen neuen Glanz.

Satan.

Du warſt doch abgefallen,
 Sonſt hätt' ich's nimmermehr vollbracht,
Sie würden ruhig wallen,
 Hätt'ſt Du nicht ſo, wie ich, gedacht.

Chriſtus.

Ich that's um Dir zu zeigen,
 Daß ich die Allmacht theilen kann
Und doch mich kindlich neigen,
 Thu Du's mit mir und bete an!

Satan.

Viel lieber ganz vernichtet,
 Als halb mich ſeinem Dienſt geweiht!

Chriſtus.

So biſt Du denn gerichtet,
 Und jetzt für alle Ewigkeit.

Satan.

Und was iſt meine Strafe?

Chriſtus.

 Daß Dir Dein Werk zuletzt mißlingt
Und daß Dein treu'ſter Sklave
 Sich Deinem Joch dereinſt entringt!

◆

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Gedichte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

(Die mit † bezeichneten Gedichte ſind nur in dieſer Sammlung enthalten.)

Lieder.

Seite
Nachtlied (6. Mai 1836, Heidelberg) 3
Sturmabend (19. Mai 1841, Hamburg) 4
Das letzte Glas (27. April 1836, Heidelberg) 5
Der junge Schiffer (17. November 1836, München) . 6
Vorwärts (1. September 1847, Wien) 7
Knabentod (3. Mai 1838, München) 8
Schiffers Abſchied (24. April 1842, Hamburg) 9
Zu Pferd! Zu Pferd! (10. Januar 1839, München) . . 10
Requiem (15. Auguſt 1840, Hamburg) 11
Ein nächtliches Echo (wahrſcheinlich 1831, Weſſelburen) . 12
Lied (5. Januar 1844, Paris) 14
Das Vöglein (17. Mai 1838, München) 15
Scheidelieder (1. 31. Januar 1837, 2. 1838, München) . 16
Frühlingslied (24. April 1838, München) 17
Das erſte Zechgelag (13. December 1856, Wien) . . 19
† Vorüber (October 1861) 20

Balladen und Verwandtes.

Liebeszauber (18. Januar 1841, Paris) 25
Ein Dithmarſiſcher Bauer (9. März 1855, Wien) . . . 28
Der Haideknabe (8. März 1841, Paris) 36

Seite
Vaterunſer (5. December 1839, Hamburg) 39
Die Polen ſollen leben! (28. Auguſt 1841, Hamburg) . 42
† Vater und Sohn (October 1862) 44
Schön Hedwig (7. November 1838, München) 46
's iſt Mitternacht (26. September 1843, Paris) 49
Der Maler (10. November 1835, Hamburg) 50
Die Spanierin (15. Auguſt 1841, Hamburg) 51
† Der Tod kennt den Weg (6. December 1857, Wien) . . 55
Virgo et Mater (11. September 1841, Hamburg) . . . 59
Die junge Mutter (4. April 1841, Hamburg) 60
Das Kind am Brunnen (23. September 1841, Hamburg) 61
Das Bettelmädchen (1837, München) 62
Die heilige Drei (15. October 1853, Wien) 63
† Herr und Knecht (20. November 1857, Wien) 70
Die treuen Brüder (20. Juni 1838, München) 72
Die Odaliske (31. October 1853, Wien) 73
Das Kind (9. Juli 1834, Weſſelburen) 76
Das Korn auf dem Dache (28. Oct. 1853, Biſenz in Mähren) 77
† Der Zauberhain (6. September 1857) 79
Huſarenwerbung (14. December 1856, Wien) 81
† Ein Wald (14. December 1857, Wien) 85

Vermiſchte Gedichte.

Aus der Kindheit (24. Februar 1843, Copenhagen) . . . 93
Der Schmetterling (18. April 1833, Weſſelburen) . . . 96
Bubenſonntag (24. Mai 1836, Heidelberg) 97

Ein frühes Liebesleben.

1. Die Jungfrau (28. December 1833, Weſſelburen) . 100
2. Kampf (1856 oder 1857) 101
3. Sieg (1856 oder 1857) 102
4. Glück (1856 oder 1857) 103
5. Der Tod (1856 oder 1857) 104
6. Spuk (3. December 1836, München) 105

Seite
7. Nachruf (16. Juni 1834, Weſſelburen) 106
8. Süße Täuſchung (23. September 1834, Weſſelburen) 107
9. Nachts (17. Juli 1834, Weſſelburen) 108
10. Offenbarung (11. Auguſt 1835, Hamburg) 109
11. Nachklang (1856 oder 1857) 111
Auf eine Unbekannte (23. April 1836, Heidelberg) . . . 111
Auf ein altes Mädchen (1835, Dithmarſchen) 113
An Hedwig (17. Februar 1837, München) 114
Heimkehr (1837, München) 116
Liebesprobe (24. Juli 1854, Marienbad) 117
Auf die Geneſung eines ſchönen Mädchens (24. März 1845, Rom) 118
Tändelei (3. Mai 1836, Heidelberg) 119
Einziges Geſchiedenſein (7. Januar 1837, München) . . 120
Neue Liebe (24. Juli 1841, Hamburg) 121
† Verloren und Gefunden (September 1862, Dresden) . 121
Sie ſeh'n ſich nicht wieder (24. Sept. 1841, Hamburg) . 124
Auf ein erröthendes junges Mädchen, das ich im Louvre ſah (30. Januar 1844, Paris) 125
Ich und Du (1843, Copenhagen) 126
Letzter Gruß (30. Januar 1843, Copenhagen) 127
Stanzen auf ein Sicilianiſches Schweſtern-Paar (18. Auguſt 1845, Neapel) 128
Das Opfer des Frühlings (18. März 1845, Rom) . . . 131
† Drei Schweſtern (Juli 1859) 136
Waldbilder.
1. Das Haus im Walde (22. December 1843, Paris) 137
2. Böſer Ort (21. December 1843, Paris) 139
3. Dicker Wald (29. Januar 1843, Copenhagen) . . . 141
4. Situation (12. October 1838, München) 142
Abendgefühl (17. October 1838, München) 144
Nachtgefühl (31. Mai 1836, Heidelberg) 145
Nächtlicher Gruß (14. Mai 1836, Heidelberg) 146

Seite
Vorfrühling (29. Juli 1837, München) 147
Die Roſen (27. Januar 1844, Paris) 148
Sommerbild (31. Auguſt 1844, Paris) 149
Ein Bild aus Reichenau (1847 oder 1848) 150
Herbſtgefühl (2. September 1836, Heidelberg) 151
Spaziergang am Herbſtabend (13. Nov. 1836, München) 152
Herbſtbild (October 1852, Wien) 153
Das Mädchen im Kampf mit ſich ſelbſt (1. 18. Sept. 1839, Hamburg, 2. 11. Januar 1845, Rom) 154
An einen Freund (10. April 1845, Rom) 156
Eine Pflicht (10. Januar 1845, Rom) 157
Höchſtes Gebot (31. December 1836, München) 158
Mahnung (1836, Heidelberg) 159
An die Jünglinge (22. Juni 1839, Hamburg) 159
Adams Opfer (14. Juni 1839, Hamburg) 161
Der Baum in der Wüſte (2. Mai 1839, Hamburg) . . . 162
Erquickung (29. Juli 1836, Heidelberg) 162
In das Album meiner Frau (9. März 1856, Wien) . . . 163
Meiner Tochter Chriſtine in's Gebetbuch (Oſtern 1862) 164
Großmutter (8. Juli 1836, Heidelberg) 165
Ein Spaziergang in Paris (28. Mai 1844, Paris) . . . 168
Ein Geburtstag auf der Reiſe (April 1852) 176
Auf dem Meer (28. December 1842, Copenhagen) 181
Proteus (15. Juni 1834, Weſſelburen) 183
Zwei Wanderer (20. November 1837, München) 185
Erleuchtung (1836, Heidelberg) 186
Geburtsnacht-Traum (22. März 1835, Hamburg) 187
Dämmer-Empfindung (2. Februar 1843, Copenhagen) . 190
Reminiscenz (29. Januar 1843, Copenhagen) 191
Roſe und Lilie (28. Juli 1841, Hamburg) 192
Blume und Duft (10. Februar 1838, München) 193
Der Sonnen-Jüngling (13. Januar 1839, München) . . 194
Horn und Flöte (7. November 1835, Hamburg) 195

Seite
Der Kranke (5. Januar 1838, München) 197
Das Grab (24. Februar 1837, München) 198
Die Schönheit der Welt (22. Februar 1849, Wien) . . 199
Das Hermelin (3. Januar 1856, Wien) 200
Morgen und Abend (15. Januar 1834, Weſſelburen) . . 200
An ein weinendes Kind (12. Januar 1839, München) . 202
Die Unſchuld (1842, Hamburg) 202
An den Tod (Juni 1837, München) 203
Das alte Haus (25. Juni 1834, Weſſelburen) 204
Memento vivere (Winter 1836, München) 207
Das Haus am Meer (22. Februar 1838, München) . . 208
Unterm Baum (28. September 1840, Hamburg) 211
Verſöhnung (Winter 1836, München) 212
Auf ein ſchlummerndes Kind (1835, Hamburg) . . . 214
Alte Widmung dieſer Gedichte (1841, Hamburg) . . . 215
Winterreiſe (20. März 1839, Mühlhauſen) 217
Sommerreiſe (1839, Eichſtädt) 218
Die Roſen im Süden (1845, Neapel) 219
Die Kirmeß (7. März 1844, Paris) 220
Leben (24. Juli 1841, Hamburg) 223
Gebet (6. Februar 1843, Copenhagen) 224
Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel (9. Auguſt 1845, Neapel) 225
Thorwaldſen's Ganymed und der Adler (31. Januar 1843, Copenhagen) 226
Meeresleuchten (18. Januar 1845, Rom) 227
Auf die deutſche Künſtlerin (24. September 1850, Wien) 228
Auf die Sixtiniſche Madonna (Juli 1851, in der Dresdner Gallerie) 229
Meiſenglück (18. December 1856, Wien) 230
Der beſte Liebesbrief (1856 oder 1857 Wien) 231
Die Weihe der Nacht (16. Auguſt 1840, Hamburg) . . 232
Das Venerabile in der Nacht (12. Juli 1845, Neapel) 233

Seite

Dem Schmerz ſein Recht.

Ewiger, der Du in Tieſen wohneſt (1840, Hamburg) . 237
Liegt Einer ſchwer gefangen (22. Juni 1836, Heidelberg) 238
Alle Wunden hören auf zu bluten (16. Jan. 1841, Paris) 240
Schlafen, Schlafen, Nichts als Schlafen (29. Novemb. 1836, München) 241
Gott weiß, wie tief der Meeresgrund (24. Juli 1841, Hamburg) 241
Natur, du kannſt mich nicht vernichten (24. Januar 1841, Paris) 242
Und mußt du denn, trotz Kraft und Muth (1836, Heidelbg.) 243
Geht ſtumm an dir vorbei die Welt (1856 oder 1857) 243
Es grüßt dich wohl ein Augenblick (1856 oder 1857) . 244
Unergründlicher Schmerz (21. September 1841, Hamburg) 244
Den bängſten Traum begleitet (1856 oder 1857) . . . 246

Des Dichters Teſtament.

Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter (17. December 1843, Paris) 249
Prolog zu Goethes hundertjähriger Geburtsfeier (Auguſt 1849, Penzing bei Wien) 254
Die Erde und der Menſch (1848, Wien) 262
An des Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät (1852, Wien) 267
† An Seine Majeſtät König Wilhelm I. von Preußen (1861, Wien) 270
† Prolog zum 26. Februar (1863, Wien) 277

Sonette.

An eine Römerin (30. März 1845, Rom) 285
Im römiſchen Carneval (24. September 1846, Wien) . 286
Eine Mondnacht in Rom (16. September 1845, Neapel) 287
Die Lerche (23. September 1846, Wien) 288
Der Wein (Frühling 1842, Hamburg) 289

Seite

Vollendung (Frühling 1842, Hamburg) 290
Rechtfertigung (28. September 1845, Neapel) 291
Die Freiheit der Sünde (4. October 1845, Neapel) . . 292
Schönheitsprobe (30. März 1845, Rom) 293
An Chriſtine Engehauſen (11. Auguſt 1846, Wien) . . 294
Doppelter Krieg (14. April 1845, Rom) 295
An den Künſtler (8. October 1845, Neapel) 296
Ein Zweites (2. September 1847, Wien) 297
Unſere Zeit (4. September 1841, Hamburg) 298
Die menſchliche Geſellſchaft (3. Septemb. 1841, Hamburg) 299
Mein Päan (4. September 1841, Hamburg) 300
An eine edle Liebende (Frühling 1842, Hamburg) . . . 301
Welt und Ich (Frühling 1842, Hamburg) 302
An die Kunſt (6. September 1841, Hamburg) 303
Die Schönheit (15. September 1845, Neapel) 304
Die Verſchmähte (14. April 1845, Rom) 305
Die beiden Zecher (25. September 1846, Wien) 306
Der Menſch und die Geſchichte (5. Sept. 1841, Hamburg) 307
Mann und Weib (Frühling 1842, Hamburg) 308
An ein ſchönes Kind (Frühling 1842, Hamburg) . . . 309
Das Heiligſte (Frühling 1842, Hamburg) 310
Myſterium (Frühling 1842, Hamburg) 311
An den Aether (Frühling 1842, Hamburg) 312
Die Sprache (23. Mai 1845, Rom) 313
Apollo von Belvedere (5. Mai 1845, Rom) 314
An meinen Freund Gurlitt (1845, Rom) 315
Juno Ludoviſi (18. September 1845, Neapel) 316
Ein Bild (5. April 1842, Hamburg). 317

Lieder.

Nachtlied.

Quellende, ſchwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was iſt da erwacht!

Herz in der Bruſt wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Rieſenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahſt du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehſt du den ſchützenden Kreis.

Sturmabend.

Rauſche nur vorüber, Wind!
Wühl' im Laub und knicke,
Während ich mein ſüßes Kind
An die Bruſt hier drücke!
Neſtle aus dem dunklen Haar
Ihr die junge Roſe,
Wirf ſie ihr zu Füßen dar,
Während ich hier koſe.

Eine Todesgöttin, tritt
Sie die zarte Schweſter
In den Staub mit ſtolzem Schritt
Und umſchlingt mich feſter.
Läßt dir willig gar das Tuch,
Das ihr, wenn ich neckte,
Sonſt noch niemals dicht genug
Hals und Buſen deckte.

Rauſche, Wind! Wir ſeh'n die Zeit
So, wie dich, entfliehen,
Doch bevor ſie Aſche ſtreut,
Wagen wir zu glühen!
Lockend vor mir, rund und roth,
Ihre Feuerlippe!
Zwei Schritt hinter mir der Tod
Mit geſchwungner Hippe.

Das letzte Glas.

Das letzte Glas! Wer mag es denken!
Und dennoch muß ein letztes ſein!
Mich drängt's, es haſtig einzuſchenken,
Fällt auch die Thräne mit hinein.
Stoß' an! Du ſtießeſt gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es ſchauen!
Und dennoch muß ein letztes ſein!
Du ziehſt nun bald in ferne Gauen:
Denkſt du im fremden Land noch mein?
Stoß' an! Ich zitt're gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es trinken!
Und dennoch muß ein letztes ſein!
Dir werden neue Freunde winken,
Ich aber bleib' hier ganz allein!
Stoß' an! Zu Boden werf' ich's heftig!
Warum ſchon jetzt das letzte Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wir laſſen's ſtehen!
Verſiegle und verſchließ' den Wein!
Wenn wir dereinſt uns wieder ſehen,
So ſoll es unſer erſtes ſein!
Komm', an den Mund preſſ' ich dich heftig,
Als wärſt du ſelbſt mein letztes Glas!
Was wir uns ſind, das fühl' ich kräftig,
Jetzt geh' mit Gott! Wir bleiben das!

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Friſch ſauſ't hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geſchwind.

Ein kühner Waſſervogel
Kreiſ't grüßend um den Maſt,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fiſchlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gaſt.

Wär' gern hinein geſprungen,
Da draußen iſt mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da iſt's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Vorwärts.

Steine, ſie liegen hier,
Liebchen, im Wege dir,
Klotzig herum!
Gerne ja bückt' ich mich,
Schaffte ſie fort für dich,
Würd' ich blos krumm;
Aber, ich ſeh's genau,
Du auch, du würdeſt grau,
Wär' das nicht dumm?
Lebenslang würd' es ja
Währen, ſo viel ſind da,
Vorwärts darum!

Siehſt du, wie das uns frommt,
Wie man hinüber kommt,
Luſtig und ſchnell?
Rings ſchon der kühle Wald,
Duftige Beeren bald,
Drüben ein Quell!
Weiter drum, weiter noch,
Gehſt du auf Moos ja doch
Jetzt bis zur Stell!
Heiſa, nun ruhen wir,
Hätt' ich zwei Flügel, hier
Kappt' ich ſie ſchnell!

Knabentod.

Vom Berg, der Knab,
Der zieht hinab
In heißen Sommertagen;
Im Tannenwald,
Da macht er Halt,
Er kann ſich kaum noch tragen.

Den wilden Bach,
Er ſieht ihn jach
In's Thal herunter ſchäumen;
In dürſtet ſehr,
Nun noch viel mehr:
Nur hin! Wer würde ſäumen!

Da iſt die Flut!
O, in der Glut,
Was kann ſo köſtlich blinken!
Er ſchöpft und trinkt,
Er ſtürzt und ſinkt
Und trinkt noch im Verſinken!

Das Lied iſt aus,
Und macht's dir Graus:
Wer wird's im Winter ſingen!
Zur Sommerzeit
Biſt du bereit,
Dem Knaben nachzuſpringen.

Schiffers Abſchied.

Hier ſteh'n wir unterm Apfelbaum,
Hier will ich von dir ſcheiden,
Hier träumte ich ſo manchen Traum,
Hier trägt ſich auch ein Leiden.

Hier ſah ich dich zum erſtenmal,
In winterlicher Oede!
Wie war der Baum ſo nackt und kahl,
Wie warſt du kalt und ſpröde!

Doch bald ergrünte Zweig nach Zweig,
Und alle Knoſpen trieben.
Da ſprang dein Herz, den Knoſpen gleich,
Da fingſt du an, zu lieben.

Wie iſt er jetzt von Blüten voll!
Wie wird er reichlich tragen!
Doch, wer ihn für dich ſchütteln ſoll,
Das wußt' ich nicht zu ſagen.

Hei! Wie dich ſäuſelnd jener Aſt
Mit rothem Schnee beſtreute,
Als ob er ſchon die ſchwere Laſt
Der künft'gen Früchte ſcheute!

Wenn über's Meer der Herbſtwind pfeiſt
Und an dem Maſt mir rüttelt,
So denke ich: ſie ſind gereiſt,
Und er iſt's, der ſie ſchüttelt!

Und muß mein Schiff vor ſeinem Braus
Gar an ein Felsriff prallen,
So ruf' ich noch im Scheitern aus:
Die ſchönſte will nicht fallen!

Zu Pferd! Zu Pferd!

Zu Pferd! Zu Pferd! Es ſauſ't der Wind!
Schneewolken, düſtre, jagen!
Die ſchütten nun den Winter aus!
Zu Pferd! Zu Pferd! Durch Saus und Braus
Die heiße Bruſt zu tragen!

Mit krauſen Nüſtern prüft das Roß
Die Luft, dann wiehert's muthig;
Nur wie ich herrſche, dient das Thier,
Ein Druck, von dannen fliegts mit mir,
Als wär' mein Sporn ſchon blutig.

In meinem Mantel wühlt der Wind,
Er raubt mir faſt die Mütze;
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An ſeiner Wuth erprob' ich's nur,
Wie feſt ich oben ſitze.

Requiem.

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Sieh, ſie umſchweben dich,
Schauernd, verlaſſen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe ſchürt,
Athmen ſie auf und erwarmen,
Und genießen zum letzten Mal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Sieh, ſie umſchweben dich,
Schauernd, verlaſſen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verſchließeſt, erſtarren ſie
Bis hinein in das Tiefſte.
Dann ergreift ſie der Sturm der Nacht,
Dem ſie, zuſammengekrampft in ſich,
Trotzten im Schooße der Liebe,
Und er jagt ſie mit Ungeſtüm
Durch die unendliche Wüſte hin,
Wo nicht Leben mehr iſt, nur Kampf

Losgelaſſener Kräfte
Um erneuertes Sein!

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Ein nächtliches Echo.

Blitzend
Ziehn die Sterne auf am Himmelsrand,
Spritzend
Senkt der Thau ſich auf das durſt'ge Land.

„Liebe!“
Singt der Knabe in die Nacht hinein.
„Liebe!“
Klingt es wieder aus dem Myrtenhain.

Säuſelnd
Schleicht der Wind durch die gewürzte Luft,
Kräuſelnd
Jeden Blütenzweig voll Hauch und Duft.

„O Traum!“
Ruft der Knabe aus in ſüßem Schmerz,
„O Traum!“
Hallt's zurück, als hätt' die Nacht ein Herz.

Knabe
Glaubt entzückt, was Seel' und Sinn ihm füllt,
Habe
Schmeichelnd ſich in Luft und Duft gehüllt.

„Komm! Komm!"
Quillt es ihm aus heißer Bruſt hervor.
„Komm! Komm!"
Spielt es lind und weich ihm um das Ohr.

Seine
Seufzer gibt der Wald ihm treu zurück,
Keine
Himmliſche Geſtalt erſcheint dem Blick.

„Nur Schall!"
Ruft er endlich, und er ruft nicht mehr.
„Nur Schall!"
Klagt es hinter dem Verſtummten her.

Lied.

Komm, wir wollen Erdbeer'n pflücken,
Iſt es doch nicht weit zum Wald,
Wollen junge Roſen brechen,
Sie verwelken ja ſo bald!

Droben jene Wetterwolke,
Die dich ängſtigt, fürcht' ich nicht;
Nein ſie iſt mir ſehr willkommen,
Denn die Mittagsſonne ſticht.

All die ſengend heißen Strahlen,
Die uns drohen, löſcht ſie aus,
Und wenn ſie ſich ſelbſt entladet,
Sind wir lange ſchon zu Haus!

Tändelnd flecht' ich dann die Roſen
In dein dunkelbraunes Haar,
Und du bieteſt Beer' um Beere
Meinen durſt'gen Lippen dar.

Das Vöglein.

Vöglein vom Zweig
  Gaukelt hernieder;
Luſtig ſogleich
  Schwingt es ſich wieder.

Jetzt dir ſo nah,
  Jetzt ſich verſteckend;
Abermals da,
  Scherzend und neckend.

Taſteſt du zu,
  Biſt du betrogen,
Spottend im Nu
  Iſt es entflogen.

Still! Bis zur Hand
  Wird's dir noch hüpfen,
Biſt du gewandt,
  Kann's nicht entſchlüpfen.

Iſt's denn ſo ſchwer
  Das zu erwarten?
Schau' um dich her:
  Blühender Garten!

Ei, du verzagſt?
Laſſ' es gewähren,
Bis du's erjagſt,
Kannſt du's entbehren.

Wird's doch auch dann
Wenig nur bringen;
Aber es kann
Süßeſtes ſingen.

Scheidelieder.

1.

Kein Lebewohl, kein banges Scheiden!
Viel lieber ein Geſchiedenſein!
Ertragen kann ich jedes Leiden,
Doch trinken kann ich's nicht wie Wein.

Wir ſaßen geſtern noch beiſammen
Von Trennung wußt' ich ſelbſt noch kaum!
Das Herz trieb ſeine alten Flammen,
Die Seele ſpann den alten Traum.

Dann raſch ein Kuß vom lieben Munde,
Nicht Schmerz getränkt, nicht Angſt verkürzt!
Das nenn' ich eine Abſchiedsſtunde,
Die leere Ewigkeiten würzt.

2.

Das iſt ein eitles Wähnen!
Sei nicht ſo feig, mein Herz!
Gieb redlich Thränen um Thränen,
Nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will dich weinen ſehen,
Zum erſten und letzten Mal!
Will ſelbſt nicht widerſtehen!
Da löſcht ſich Qual in Qual!

In dieſem bittern Leiden
Hab' ich nur darum Muth,
Nur darum Kraft zum Scheiden,
Weil es ſo weh uns thut.

Frühlingslied.

Ringt um des Jubels Krone!
Die Sonne ruft zum Strauß
Vom blauen Himmelsraume,
Auch ſchaut aus jedem Baume
Der Frühling ſchon heraus.

Ringt um des Jubels Krone!
Das Veilchen iſt ſchon da
Und ſendet ſeine Düfte
Verſchwendriſch in die Lüfte
Und würzt ſie fern und nah.

Ringt um des Jubels Krone!
  Die Lerche trinkt den Hauch
Und ſchmettert ihre Lieder
In frohem Dank hernieder
  Und weckt den Menſchen auch.

Ringt um des Jubels Krone!
  Das Mägdlein, das ihr lauſcht,
Erglüht im tiefſten Herzen
Und fühlt die ſüßen Schmerzen,
  Die ſie noch nie berauſcht.

Ringt um des Jubels Krone!
  Der Jüngling ahnt ſein Glück,
Und als er ihr mit Beben
Den erſten Kuß gegeben,
  Gibt ſie ihn halb zurück.

Ringt um des Jubels Krone!
  Ihr ſeht, daß jeder Luſt
Ein Funke ſich verbündet,
An dem ſie weiter zündet
  In einer fremden Bruſt.

Ringt um des Jubels Krone!
  Dieß iſt das Weltgebot.
Die trunkenſte der Seelen
Wird Gott ſich ſelbſt vermählen
  Durch ſel'gen Freudentod.

Das erſte Zechgelag.

Er ſitzt zum erſtenmal —
Gebt Acht, gebt Acht! —
Vor dem Pocal —
Ob ihr ihn taumlig macht!
Das iſt für ihn ſo viel,
Wie für die Maid
Der erſte Kuß, der ihr für's ſüße Spiel
Die Lippen weiht.

Er trinkt ſchon tapfer mit
Und wird ſchon roth!
Gleich übertritt
Der Knabe ein Gebot.
Paßt auf, er ſpitzt den Mund!
Gewiß, er thut
Uns ſeinen letzten Kirſchendiebſtahl kund
Und ſtrahlt von Muth.

Wir ſind beim dritten Glas!
Noch immer ſtill?
Was iſt denn das,
Daß er nicht plaudern will?
Kann er ſchon mehr vertraun?
Hat er verzagt
Schon zum Verſuche hinter'm Gartenzaun
Den Kuß gewagt?

Wir ſchenken wieder voll!
  Nun winkt er mir!
Was ich wohl ſoll?
  Nur zu! Ich horche dir! —
Er ſchlich ſich heimlich her,
  Denn als er bat,
Verbot die Mutter ihm das Zechen ſchwer:
  Da iſt die That!

Vorüber!

Ich legte mich unter den Lindenbaum,
  In dem die Nachtigall ſchlug;
Sie ſang mich in den ſüßeſten Traum,
  Der währte auch lange genug.

Denn nun ich erwache, nun iſt ſie fort
  Und welk bedeckt mich das Laub,
Doch leider noch nicht, wie am dunklern Ort,
  Verglühte Aſche der Staub.

* * *

Balladen und Verwandtes.

Liebeszauber.

Schwül wird dieſe Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter ſich zuſammen,
Breit begränzt von Wetterleuchtens Flammen
Und von rothen Blitzen ſcharf durchzogen.

Alles Leben iſt in ſich verſchloſſen,
Kaum nur, daß ich mühſam Athem hole;
Selbſt im Beete dort die Nachtviole
Hat den ſüßen Duft noch nicht ergoſſen.

Jedes Auge wär' ſchon zugefallen,
Doch die Herzen ſind voll Angſt und zittern
Vor den zwei ſich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erſchallen.

Jene Alte ſchleppt ſich zur Kapelle,
Doch ſie wird den Heil'gen nicht erblicken,
Eh die Wolken ihre Blitze ſchicken,
Betend kauert ſie ſich auf der Schwelle.

Iſt das nicht des Liebchens taube Muhme?
Ja! So will ich hier nicht länger weilen,
Will zu ihr, zu ihrem Fenſter eilen
Und dort lauſchen, ſtatt am Heiligthume.

Weiß ich's denn? Kann nicht ein Blitz da zünden?
Kann ich, wenn ich aus der Glut ſie rette,
Nicht, — o daß er ſchon gezündet hätte! —
Ihr mein ſüß Geheimniß endlich künden?

Sieh, da bin ich ſchon! Beim Lampenlichte
Sitzt ſie, in die weiße Hand das Köpfchen
Stützend, mit noch aufgeflochtnen Zöpfchen,
Stillen Schmerz im blaſſen Angeſichte.

Horch, der erſte Donnerſchlag! Es krachen
Thür und Thor! Sie ſcheint es nicht zu hören!
Weſſen denkt ſie? Wüßt' ich's, würd' ich ſchwören:
Heut noch will ich den Garaus ihm machen.

Sie erhebt ſich. Willſt du dich entkleiden?
Gute Nacht! Warum? Zur rechten Stunde
Löſcht ſie ſelbſt das Licht, und gibt dir Kunde:
Mehr iſt nicht erlaubt! Dann magſt du ſcheiden!

Was? Sie knüpft ein Tuch um ihre Locken?
Hüllt ſich in der Muhme alten Mantel?
Iſt ſie — oder ſtach mich die Tarantel?
Wird ſie — Die Beſinnung will mir ſtocken!

Ja, ſchon knarrt die Thür. Da kommt ſie. Nimmer
Würd' ich ſelbſt ſie, ſo vermummt, erkennen,
Hätt' ich nicht — — Die Lampe läßt man brennen,
Daß es ſcheint, man ſei im frommen Zimmer.

Raſch an mir vorbei! Sie iſt, wie Alle!
Folg' ich ihr? Ja freilich! Um zu ſchauen,
Ob man ihr mit braunen oder blauen
Augen — ſchwarze hab' ich ſelbſt — gefalle.

Waldhornklänge aus dem Jägerhäuschen!
Bei'm Gewitter? O, das iſt ein Zeichen!
So iſt das der Jüngling ſonder gleichen?
Wohl! Doch nächſtens pflücken wir ein Sträuschen.

Und weßhalb? Hat ſie dir was verſprochen?
Nein! Und dennoch muß ich ſie verklagen,
Daß ſie, ja ſo darf, ſo darf ich ſagen,
Einen ſtillen Bund mit mir gebrochen.

Weiter! Weiter? So vergib, Geliebte!
Doch wohin? Hier zieht der Wald ſich düſter,
Und dort wohnt die Alte an der Rüſter,
Die in mancher dunklen Kunſt geübte.

Gilt es der? Halt ein! Dein Herz muß klopfen!
Raſtlos donnert's ja, zur Feuergarbe
Schwillt der Blitz, bluthroth wird ſeine Farbe,
Und noch immer fällt kein milder Tropfen.

Fort! Und fort! Und unter falſchen Bäumen,
  Die der Blitz — — Ihr näher! daß ſie keiner
  Treffen kann, der mich verſchont, nicht einer!
Schritt auf Schritt ihr nach! Wer würde ſäumen!

Iſt ſie nun am Ziel? Da iſt die Hütte!
  Ja, ſie pocht. Man öffnet ihr. Ich ſpähe
  Durch den Ritz. Wer weiß, was ihr geſchähe,
Wenn ich nicht — — ein Kreis! Sie in der Mitte!

Wie ſie da ſteht, faſt zum Schnee erbleichend,
  Und die Alte, in der Ecke kauernd,
  Dreht ein Bild aus Wachs. Sie ſieht es ſchauernd.
Jetzt ſpricht die zu ihr, das Bild ihr reichend:

Zieh' dir nun die Nadel aus den Haaren,
  Rufe den Geliebten, laut und deutlich,
  Und durchſtich dies Bild, dann wirſt du bräutlich
Ihn umfangen und ihn dir bewahren.

Schweigt, ihr Donner! Praßle noch nicht Regen,
  Daß ich noch den einen Laut vernehme,
  Ob er auch des Herzens Schlag mir lähme
Und der Pulſe feuriges Bewegen!

Wie ſie zögert! Wie ſie mit Erröthen
  In die Locken greift und eine Nadel
  Auszieht auf der Alten ſtummen Tadel
Und noch ſäumt, als gälte es, zu tödten!

Endlich zückt ſie die, und — meine Sinne
Reißen! — ruft — hinein! Zu ihren Füßen! —
Ruft mich ſelbſt mit Worten, ſtammelnd-ſüßen,
Als den Einen, den ſie heimlich minne! — —

Und dem Zagen kommt der Muth, behende
Weicht die Thür. Wer durfte ſich erfrechen,
Ruft die Alte, und den Zauber brechen? —
Ohne Furcht! Hier kommt nur, der ihn ende!

Sie entweicht mit holden Schamgeberden;
Da umſchließt er ſie, und Glut und Sehnen
Löſ't bei Beiden ſich in linden Thränen,
Die der Menſch nur einmal weint auf Erden.

Und ſo ſtehn ſie, wechſeln keine Küſſe,
Still geſättigt und in ſich verſunken,
Schon berauſcht, bevor ſie noch getrunken,
In der Ahnung dämmernder Genüſſe.

Und auch draußen löſ't ſich jetzt die Schwüle,
Die zerriſſnen Wolken, Regen ſchwanger,
Schütten ihn herab auf Hain und Anger,
Und hinein zur Hütte dringt die Kühle.

Als nun auch der Regen ausgewüthet,
Wallen ſie, die Alte gern verlaſſend,
Kinderfromm ſich an den Händen faſſend,
Wieder heim, von Engeln ſtill behütet.

Als ſie aber ſcheiden will, da ziehen
Glühendheiß die Nachtviolendüfte
An ihm hin im ſanften Spiel der Lüfte,
Und nun küßt er ſie noch im Entfliehen.

Ein Dithmarſiſcher Bauer.

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweitenmal;
Man bäckt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

Hier liegt nun, rings umfloſſen
Vom Elb- und Eiderfluß,
Ein Freiland, wohl verſchloſſen,
Dem Kaiſer zum Verdruß,
Der's längſt dem Kronenträger
Von Dänemark verliehn,
Doch, wie den Leu dem Jäger:
Fang' ihn, ſo haſt du ihn!

Dort gilt es ſich zu rühren,
Daß nicht der Hagelſchlag,
Den manche Ernten ſpüren,
Die Frucht noch zehnten mag;
Drum rücken alle Hände
Dithmarſchens auch in's Feld,
Und zur Quatember-Wende
Iſt ſtets das Werk beſtellt!

Nun ſpricht ein greiſer Bauer
In ſeiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute ſauer,
Es gilt den letzten Schweiß;
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken ſind zu kraus,
Drum muß der Gottesſegen
Mir noch vor Nacht in's Haus!

Er ſpricht's im barſchen Tone,
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh;
Doch hört man Keinen fluchen,
Denn durch das Weihnachtsbrot
Und durch den Oſterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb ſo lang,
Die vollen Wagen fliegen,
Wie ſonſt die leeren kaum,
Und ganze Felder ſchmiegen
Sich unter'm Windelbaum.

Doch immer dunkler thürmen
Die Wolken ſich empor;
Der erſte von den Stürmen
Des Herbſtes ſteht bevor.
Die weißen Möven wagen
Sich kreiſchend über'n Deich;
Die Krähen fliehn mit Zagen,
Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Eſſen:
Zurück! Noch fehlt die Zeit!
Der Mittag ſei vergeſſen,
Der Abend iſt nicht weit!
Die Pferde ſelbſt gedulden
Sich heut und ſpringen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden,
In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämmrung naht:
Wie pfeift es ſchon herüber
Vom hohlen Seegeſtad!
Hinan zum Deiche trabend,
Denkt jetzt der Alte ſtill:
Die haben Feierabend,
Ich — Nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
Gleichviel, wir ſind gedeckt,
Denn ſchon wird mit dem Rechen
Die letzte Fuhr beſteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
Noch vor der Scheune an,
Doch gar zu hoch beladen,
Klemmt ſie im Thor ſich dann!

Vorwärts! Die Pferde beißen
In ihr Geſchirr vor Wuth,
Die dicken Stränge reißen,
Zum Schweiße fließt ſchon Blut!
Doch hilft nicht Kraft noch Schnelle,
Die Scheune ſelber rückt
Wohl eher von der Stelle,
Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Raſen
Der Elemente los,
Der Winde ſcharfes Blaſen
Zerſchlitzt der Wolken Schooß,
Da kann ihn nichts mehr ſtopfen,
Den neuen Sündfluth-Born,
Und jeder Waſſertropfen
Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun ſpeit der Alte Flammen:
Der Pferde ſind nur zwei,
Der Kerle fünf beiſammen,
So tretet ſelbſt herbei!
Gebt Acht, wir werden's zwingen,
Wenn ihr die Räder packt
Und ich vor allen Dingen
Die Deichſel, bis ſie knackt.

Die Knechte aber denken:
Ein Thor iſt, wer ſo ſpricht,
Auch darf man's ihm nicht ſchenken,
Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal geigen,
Sonſt iſt er toll genug
Und ſpannt uns noch als eigen
Im Frühling vor den Pflug.

Sie ſchweigen zwar und nicken,
Als wär' es ihnen recht,
Doch merkt man wohl, ſie ſchicken
In den Befehl ſich ſchlecht.
Sie glotzen dumm und dämiſch,
Wie er die Deichſel faßt,
Und grinſen mehr als flämiſch,
Bei ſeinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es iſt gelungen
Auf einen einz'gen Ruck!
Habt Dank, ihr braven Jungen!
Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' Euch eine Tonne
Hamburger Bier zur Nacht,
So zecht denn, bis die Sonne
Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber ſtehen
Mit offnem Munde da,
Als hätten ſie geſehen,
Was nie noch Einer ſah:
Dann rufen ſie: ſie nennen
Euch längſt den Goliath,
Ihr dürft euch wohl bekennen:
Ich mach' auch den noch matt!

Was rühmt ihr meine Stärke?
  Seid ihr nicht ſelbſt erhitzt?
Ihr habt ja Theil am Werke,
  Bin ich es denn, der ſchwitzt?
Wir dürfen euch ſchon loben
  Für dieſes Teufelsſtück:
Wir haben nicht geſchoben,
  Wir hielten blos zurück!

So will ich kurz mich faſſen:
  Ich bin dem Spaß nicht hold,
Doch mögt ihr heute praſſen,
  So toll Ihr immer wollt,
Auch ſei auf eure Mühe
  Euch nicht die Raſt verwehrt,
Nur daß Ihr in der Frühe
  Euch gleich vom Hof mir ſchert!

Jetzt naht ſich aus der Küche
  Die Frau mit ſtolzem Schritt
Und bringt die Wohlgerüche
  In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauſer Stirne:
  Ei, Wirth, was ſäumt ihr noch?
Den Stall verſieht die Dirne
  Und fertig iſt der Koch!

Frau, mich ſoll Gott behüten
  Vor Speiſ' und auch vor Trank
Bei ſolcher Stürme Wüthen,
  Doch habt für dieſe Dank!
Die können ruhig trinken,
  Es wird darum kein Schiff
Auf finſtrer See verſinken
  Am Helgolander Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
  Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
  Die Strand= und Schiffswacht dort;
Er hat dafür zu ſorgen,
  So will's das Schlüteramt,
Daß hell bis an den Morgen
  Die Feuertonne flammt.

Der Haideknabe.

Der Knabe träumt, man ſchicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haide-Ort,
Er ward drum erſchlagen am Wege
Und war doch nicht langſam und träge.

Noch liegt er im Angſtſchweiß, da rüttelt ihn
Sein Meiſter, und heißt ihm, ſich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erſchrecke.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſie ſchlagen mich todt,
Die Sonne, ſie iſt ja wie Blut ſo roth!“
Sie iſt es für dich nicht alleine,
Drum ſchnell, ſonſt mach' ich dir Beine!

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſo ſprachſt du ſchon,
Das war das Geſicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifſt du“ — zum Stock, will er ſagen,
Er ſagt's nicht, er wird ſchon geſchlagen.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ich geh, ich geh,
Bring' meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und ſucht ſie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt ſie ſich,
Die Haide, nebelnd, geſpenſtiglich,
Die Winde darüber ſauſend,
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tauſend!“

Und Alles ſo ſtill, und Alles ſo ſtumm,
Man ſieht ſich umſonſt nach Lebendigem um,
Nur hungrige Vögel ſchießen
Aus Wolken, um Würmer zu ſpießen.

Er kommt an's einſame Hirtenhaus,
Der alte Hirt ſchaut eben heraus,
Des Knaben Angſt iſt geſtiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du biſt ja von frommer Art,
Vier gute Groſchen hab' ich erſpart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will ſie ihm geben, er trinke dafür
Am nächſten Sonntag ein gutes Bier,
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er ſchnitt ſich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn ſchaute!

„Ach Meiſter Hirte, ach nein, ach nein,
Es iſt doch beſſer, ich geh' allein!“
Der Lange ſpricht grinſend zum Alten:
Er will die vier Groſchen behalten.

„Da ſind die vier Groſchen!“ Er wirft ſie hin
Und eilt hinweg mit verſtörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken:
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

Du hältſt es nicht aus, du gehſt zu geſchwind,
Ei, Eile mit Weile, du biſt ja noch Kind,
Auch muß das Geld dich beſchweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren?

Komm', ſetz' dich unter den Weidenbaum
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott ſoll mich verdammen,
Trifft's nicht mit deinem zuſammen!

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
Der leiſtet auch nimmermehr Widerſtand,
Die Blätter flüſtern ſo ſchaurig,
Das Wäſſerlein rieſelt ſo traurig!

Nun ſprich, du träumteſt — „Es kam ein Mann —“
War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du haſt mich geſehen!
Nun weiter, wie iſt es geſchehen?

„Er zog ein Meſſer!“ — War das, wie dies? —
„Ach ja, ach ja!“ — Er zog's? — Und ſtieß —“
Er ſtieß dir's wohl ſo durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle!

Und fragt ihr, wie's weiter gekommen ſei?
So fragt zwei Vögel, ſie ſaßen dabei,
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böſe noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

Vater unſer.

Blitze lauern hinter Wolken,
In den Eichen wühlt der Sturm;
Dicker Wald; ein Nothgeläute
Hallt ſchon dumpf von manchem Thurm.

Ruhig unter'm breiten Baume,
Seine Pfeife in dem Mund,
Liegt der alte Räuberhauptmann;
Ihm zu Füßen ſchläft ſein Hund.

Und ein Jüngling, bleich, wie Keiner,
Streckt ſich ihm zur Seite hin.
„Schleif' dein Meſſer!" ſpricht der Alte,
Er gehorcht mit ſchwerem Sinn.

Roth und ziſchend zwiſchen Beide
Springt ein Blitz, doch trifft er nicht,
„Vater unſer!" ruft der Jüngling,
Doch der Alte flucht und ſpricht:

„Vater unſer laß' ich gelten,
Wenn man auf dem Richtſtuhl ſitzt,
Wenn die Scheere in den Haaren
Und das Beil im Nacken blitzt.

Jetzt verbiet' ich dir das Beten,
Denn zum Herrn erkorſt du mich,
Und ich ſtell' den Mord noch heute
Dunkel zwiſchen Gott und dich!

Ja ich ſchwör's, du ſollſt den Erſten,
Den du hier erblicken wirſt,
Tödten, daß du nicht noch einmal
Dich von mir zu Gott verirrſt.

Du erſchrickſt? Ich will's nicht ſchelten,
Mir auch ſchien das einſt gar viel,
Und auch du erlebſt die Zeiten,
Wo du's treibſt, wie ich, als Spiel.

Mir iſt ſolch ein Muth gekommen,
Seit ich, weil er zornig ſprach
Vom Gericht und andern Dingen,
Meinen Vater niederſtach."

Angſtgeſchüttelt ruft der Jüngling:
„Nimmer, nimmer that'ſt du das!"
Kräftig ſchmauchend ſpricht der Alte:
„Ei, ich that's, und iſt's denn was?"

„Wohl, da muß ich's freilich halten,
Was du ſchwurſt, und thu's mit Luſt!"
Ruft's, und ſtößt dem grauſen Alten
Feſt ſein Meſſer in die Bruſt.

Jener ballt die Hand, verröchelnd,
Doch, er ſieht es ohne Graus,
Betet wie nach einem Opfer,
Laut ſein Vater unſer aus.

Die Polen ſollen leben.

(Neujahrsnacht 1835.)

Zu Hamburg in dem Saale,
Voll Lichterglanz und Pracht,
Sitzt mancher Gaſt beim Mahle
In heil'ger Neujahrsnacht;
Die Fremden ſind's, ſie wären gern
Im Vaterland, doch das iſt fern,
Nun wird denn ſein gedacht.

Erſt haben ſich die Gäſte
Kalt in's Geſicht geſchaut,
Doch werden ſie beim Feſte
Bald froh und wohlvertraut.
Nur Einer, welchen Niemand kennt
Blickt ſtumm in's Licht, wie's niederbrennt,
Jung, aber ſchon ergraut.

Ihm dünken ſie Geſpenſter
In ihrer Luſt zu ſein;
Er kehrt ſich ab; in's Fenſter
Wirft hell der Mond den Schein.
Er ſpricht: du überſchauſt die Welt,
So ſag', ob Polen ſteht, ob fällt! —
Die Wolke hüllt ihn ein.

Sein Herz will zornig wallen,
Da ſchwört er ſtill ſich zu:
Magſt ſtehn, mein Volk, magſt fallen,
Ich ſteh' und fall', wie du!
Gewiß der Erſte, wär' ich dort,
Der Letzte hier am fremden Ort,
Mein Dolch bringt mich zur Ruh.

Der Glockenthurm thut eben
Die zwölfte Stunde kund,
Die Polen ſollen leben!
Ruft er mit lautem Mund.
Ein jeder greift wie er zum Glas,
Sie All' erglühn, doch er ſinkt blaß
Zurück, iſt todt zur Stund.

Sie gießen ſtatt zu trinken,
Den Wein jetzt in den Sand;
Sie ſah'n das Schickſal winken
Und haben's wohl erkannt,
Daß Polen bald dem Todten gleicht,
Doch keiner ahnt, wie bald vielleicht
Die Welt dem Polenland.

Vater und Sohn.

„Wer hat die Kerze in's Dach geſteckt?"
„„Mein Sohn, dein Knabe that's!""
„Sein Arm iſt zu kurz, wie hoch er ihn reckt!"
„„Ich hob ihn empor, er erbat's.""

„Er weiß noch nicht, was Feuer iſt,
Du lehrteſt ihn dies Spiel,
Und wenn du denn ganz ein Teufel biſt,
So ſteck' ich dir heut das Ziel!"

Nun packt er den Vater beim weißen Schopf
Und ſchleift ihn hinaus in die Nacht,
Das Knäblein, mit dem blonden Kopf,
Schaut nach, der Alte lacht.

„Du höhnſt mich noch? Ich ſchlag' dich, Hund!"
„„Schlag zu, mir thut's nicht weh!""
„Ich trete dich!" „„Das iſt geſund!
Juchhe! Juchhe! Juchhe!""

So kommen ſie an die ſchwarze Schlucht,
In der es ewig brauſt,
Weil ſie in unterirdiſcher Flucht
Der wildeſte Strom durchſauſt.

„„Mein Sohn, mein Sohn, nicht dort hinein,
Halt an in deinem Lauf!
Dort fault ſchon menſchliches Gebein,
Dort droht ein Schatten herauf!““

„Wer fault denn dort?“ „„Mein Vater, Sohn,
Schau, eben zeigt er ſich!““
„Wem droht der Schatten?“ „„Wem ſollt' er droh'n?
Dem Mörder, und Das bin ich!

„„Es war wie heut, kalt pfiff der Wind,
Die Wolken hingen ſchwer,
Du ſtandeſt dabei, ein ſtummes Kind,
Dein Zucken kommt daher.

„„Ich wehr' mich nicht, mach's ab, mach's ab,
Hier iſt ein Meſſer dazu,
Nur gönne mir ein eignes Grab,
Dort fänd' ich nimmer Ruh'!““

Der Mond ergießt ſein blaues Licht
Durch eine Wolke ſchwach,
Es trifft ein blaſſes Kindergeſicht,
Das Knäblein ſchlich ſich nach.

Ihn grauſt, er zieht mit der Rechten ſchnell
Sein Kind zu ſich heran,
Und reicht die Linke auf der Stell'
Dem böſen Vater dann.

„Steh auf, und ſteckſt du auch morgen mir
Die Hütte ganz in Brand.
Ich ſetze den Stuhl in der neuen dir,
Der in der alten ſtand.“

Schön Hedwig.

Im Kreiſe der Vaſallen ſitzt
Der Ritter, jung und kühn;
Sein dunkles Feuerauge blitzt
Als wollt' er ziehn zum Kampfe
Und ſeine Wangen glühn.

Ein zartes Mägdlein tritt heran
Und füllt ihm den Pokal.
Zurück mit Lächeln tritt ſie dann,
Da fällt auf ihre Stirne
Der klarſte Morgenſtrahl.

Der Ritter aber faßt ſie ſchnell
Bei ihrer weißen Hand.
Ihr blaues Auge, friſch und hell,
Sie ſchlägt es erſt zu Boden,
Dann hebt ſie's unverwandt.

„Schon Hedwig, die du vor mir ſtehſt,
Drei Dinge ſag' mir frei:
Woher du kommſt, wohin du gehſt,
Warum du ſtets mir folgeſt;
Das ſind der Dinge drei!“

Woher ich komm? Ich komm' von Gott,
So hat man mir geſagt,
Als ich, verfolgt von Hohn und Spott,
Nach Vater und nach Mutter
Mit Thränen einſt gefragt.

Wohin ich geh? Nichts treibt mich fort,
Die Welt iſt gar zu weit.
Was tauſcht' ich eitel Ort um Ort?
Sie iſt ja allenthalben
Voll Luſt und Herrlichkeit.

Warum ich folg', wohin du winkſt?
Ei, ſprich, wie könnt' ich ruhn?
Ich ſchenk' den Wein dir, den du trinkſt,
Ich bat dich drum auf Knieen
Und mögt' es ewig thun!

„So frage ich, du blondes Kind,
Noch um ein viertes dich;
Dies Letzte ſag' mir an geſchwind,
Dann frag' ich dich nichts weiter,
Sag', Mägdlein, liebſt du mich?“

Im Anfang ſteht ſie ſtarr und ſtumm,
Dann ſchaut ſie langſam ſich
Im Kreis der ernſten Gäſte um,
Und faltet ihre Hände
Und ſpricht: Ich liebe dich!

Nun aber weiß ich auch, wohin
Ich gehen muß von hier;
Wohl iſt's mir klar in meinem Sinn:
Nachdem ich dies geſtanden,
Ziemt nur der Schleier mir!

„Und wenn du ſagſt, du kommſt von Gott,
So fühl' ich, das iſt wahr.
Drum führ' ich auch, trotz Hohn und Spott,
Als ſeine liebſte Tochter
Noch heut' dich zum Altar.

Ihr edlen Herrn, ich lud verblümt
Zu einem Feſt euch ein;
Ihr Ritter, ſtolz und hochgerühmt,
So folgt mir zur Kapelle,
Es ſoll mein ſchönſtes ſein!"

's iſt Mitternacht.

's iſt Mitternacht!
Der Eine ſchläft, der Andre wacht.
Er ſchaut beim blauen Mondenlicht
Dem Schläfer ſtill in's Angeſicht;
Drin thut ein böſer Traum ſich kund,
Wie ſeltſam zuckt er mit dem Mund!
's iſt Mitternacht,
Der Eine ſchläft, der Andre wacht.

's iſt Mitternacht!
Der Eine ſchläft, der Andre wacht!
„So ſah der Freund noch nimmer aus,
Er greift zum Dolch, es macht mir Graus,
Er ſtößt, er lacht — du triffſt ja mich!
Erwache doch, ich rüttle dich!"
's iſt Mitternacht!
Der Andre iſt nur halb erwacht.

's iſt Mitternacht!
Der Andre iſt nur halb erwacht!
Er ſtiert, er ruft: ſo lebſt du noch,
Verruchter, und ich traf dich doch?
So nimm noch den! Hei! der war gut!
Warm ſpritzt mir in's Geſicht dein Blut!
's iſt Mitternacht!
Nun ſchlafen Beide, Keiner wacht.

'ſ iſt Mitternacht!
Sie ſchlaſen Beide, Keiner wacht!
Du wüſte Eul' im Eibenbaum,
Du krächzteſt ihn in dieſen Traum,
Nun fängt die häm'ſche Dohle an,
Ob ſie ihn nicht erwecken kann.
'ſ iſt Mitternacht,
Gott gebe, daß er nie erwacht!

Der Maler.

Ein Maler trat heran zu mir:
„Ich male dir ihr Bild!“
Ich führt' ihn alſobald zu ihr,
Sie litt es freundlich-mild.

Er malte unter Spiel und Scherz
Das ſüße Angeſicht,
Sie fühlte ſeltſamlichen Schmerz,
Doch ſagte ſie es nicht.

Er malte ihrer Wangen Roth,
Des Auges Glanz zugleich,
Da ward ihr Auge blind und todt
Und ihre Wange bleich.

Und als ſie ganz vollendet ſtand,
Die liebliche Geſtalt,
Da griff ich nach des Mädchens Hand,
Doch die war feucht und kalt.

Der Maler ſah mir ſchweigend zu,
Dann rief er ſpöttiſch drein:
„Ich wünſch der Jungfrau gute Ruh,
Sie wird geſtorben ſein.“

Die Spanierin.

„Flaſche wunderbar verſiegelt,
Deinen Glutwein trink' ich jetzt,
Daß er meinen Geiſt beflügelt,
Nach Hiſpania verſetzt!

Daß ich jenen Hügel ſchaue,
Drauf er wuchs und Feuer ſog,
Und das Felſenhaupt, das graue,
Das ſich auf ihn niederbog.

Und das Mädchen, das ihn ſtreifte
Mit des Flammenauges Strahl,
Daß er doppelt ſchneller reifte,
Wenn ſie kam aus ihrem Thal.

Das ſich oft in ſeinem Schatten
An den Reben ſtill entzückt,
Und zuletzt die feuerſatten
Für ein Feſtmahl ausgedrückt.“

Wie aus einer Ader ſchäumend,
In den Becher rinnt der Wein,
Haſtig trinkt der Jüngling, träumend
Blickt er dann in's Glas hinein.

Eine dunkle Rebenlaube
Sieht er vor ſich, heimlich, dicht,
Traube hängt ſich drin an Traube,
Doch das Mädchen ſieht er nicht.

„Trinke mehr!“ Er ruft's beklommen,
In die Wangen tritt ſein Blut,
„Trinke Alles! Sie ſoll kommen,
Ob ſie auch im Grabe ruht!“

Eben ſchlägt die zwölfte Stunde,
Und er leert das letzte Glas.
Da, wie aus des Bechers Grunde,
Steigt ein Mädchen ernſt und blaß.

„Könnt' ich weinen — ſpricht ſie — Armer,
Noch als Geiſt beweint' ich dich,
Denn du Blühend-Lebenswarmer
Biſt nun bald ſo kalt wie ich.

Dieſe Laube, dieſe Reben
Siehſt du, auch den kleinſten Sproß,
Aber nicht das ſüße Leben,
Das ſie dämmernd einſt umſchloß.

Nicht wie ich mich ſchlafend ſtellte,
Als ich ihn von fern geſeh'n,
Nicht wie es das Herz mir ſchwellte,
Als er ſprach: Hier bleib' ich ſteh'n!

Nicht wie bald ich ſeinem Sehnen
Meine höchſte Huld erwies,
Auch nicht meine ſtarren Thränen,
Als er endlich mich verließ.

Alle dieſe Reben blühten,
Als er mich zuerſt umfing,
Und die reifen Trauben glühten,
Als er treulos von mir ging.

Da, im rachedurſt'gen Muthe,
Preßt' ich ſie, den Zauberſpruch
Murmelnd, und von meinem Blute
Miſcht' ich drein und ſprach den Fluch.

Nun, ein letztes Angebinde,
Schickt' ich ihm den dunklen Trank,
Dann, daß er mich nie mehr finde,
Stach ich mich in's Herz und ſank.

Doch mein Werk blieb unvollendet,
Meinen Wein, der ihn bedräut,
Hat er über's Meer geſendet,
Und du Armer trankſt ihn heut.

Weh, nun wirſt du dich verzehren,
Wie es ihm beſchieden war,
Wirſt des Mädchens noch begehren
Das ſchon Staub ſeit manchem Jahr;

Wirſt auf Erden Nichts erwerben,
Als die Glut, drin du erſtickſt,
Wirſt, ach wirſt nicht einmal ſterben,
Ehe du mein Grab erblickſt!

Willſt du mir zur Seite ſchlafen?
In Sevilla!" — Sie entſchwebt,
Und der Jüngling geht zum Hafen,
Ob ein Schiff den Anker hebt.

Der Tod kennt den Weg.

Welche Fülle auf den Bäumen!
Welch ein Segen auf der Flur!
Welch bachant'ſches Ueberſchäumen
Der verſchwendriſchen Natur!
Lagern kann man jetzt auf Roſen
Und, mit Rebenlaub gekrönt,
Bei den vollen Bechern koſen,
Bis man ſelbſt die Götter höhnt.

Aber unter dieſer Bläue,
Die man nie noch ſchöner ſah,
Steht der Menſch, der ſelten ſcheue,
Stumm und ohne Jubel da:
Keiner leert die Wein-Behälter,
Deren man doch bald bedarf,
Keiner trinkt und fegt die Kelter,
Keiner macht die Sichel ſcharf.

Scheltet mir ſie nicht! Sie haben
Stets den Spaten in der Hand,
Um die Brüder zu begraben,
Die erſtickt der Sonnenbrand.
Ihre Zahl wird täglich kleiner,
Weil die Traube doppelt lebt,
Und es bleibt vielleicht nicht Einer,
Der im Herbſt den Becher hebt.

Einer doch! Am Meeresſtrande
Ragt gebietriſch-ſtolz ein Schloß
Hoch herab vom Felſen-Rande,
Ueber'm Haupt ein Palmenſproß.
Hinter dieſen ſteilen Mauern,
Die noch nie ein Feind bedroht,
Kann man Alles überdauern,
Alles, auch den ſchwarzen Tod.

Auf dem Thurme ſteht ein Wächter,
Deſſen Stimme weit erklingt,
Auf der Zinne geht ein Fechter,
Deſſen Pfeil Verderben bringt:
Jeden Wand'rer weiſ't der Späher
Gleich zurück mit lautem Schall,
Kommt er dennoch nah und näher,
Bringt ihn flugs der Schütz zum Fall.

Aber unten thront im Saale
Der gefürchtete Baron;
Bei dem funkelnden Pokale
Spricht er allen Schrecken Hohn.
„Laſſt ſie ſterben und verderben,
Trifft nur uns kein böſer Hauch,
Ich ernenne mich zum Erben,
Wär's der ganzen Erde auch!"

Sein Gemahl, ihm gegenüber,
Wird bei dieſer Rede bleich,
Auch die Kämm'rer blicken trüber,
Doch er trinkt und lacht zugleich.
„Unſer Schloß iſt, was vor Zeiten
Einſt die Arche Noahs war.
Ich und du, wir Beide ſchreiten
Bald heraus als letztes Paar."

Sie erhebt die weißen Hände,
Doch er ſchenkt ſich wieder ein:
„Geht die alte Welt zu Ende,
Wird die neue ſchöner ſein.
Jedes Mädchen wird dir gleichen,
Die du aller Krone biſt,
Und kein Mann wird mehr erbleichen,
Der aus meinem Blute iſt!"

Da erſchallt ein ſtarkes Dröhnen!
Ja, man pocht am Thor mit Kraft,
Und, wie könnt' es ſonſt ſo tönen,
Mit dem ſchwerſten Lanzenſchaft.
„Iſt es möglich, daß der Sclave
Auf dem Thurm ſo ſchläfrig wacht?
Bringt ihn her, daß ſeine Strafe
Alle Ander'n munter macht!"

In den Augen dunkle Flammen,
Springt er auf und ſchwingt das Schwert.
„Nein ich hau' ihn nicht zuſammen —
Schwört er dann — er iſt's nicht werth!
Selbſt ſoll er vom Thurm ſich ſtürzen,
Und vor meinem Angeſicht,
Ihm die Todesangſt zu kürzen,
Wär' zu viel für dieſen Wicht.“

Und er fliegt die ſteilen Stufen
Vor dem Diener noch empor,
Der, mit Haſt zurückgerufen,
Faſt den ſich'ren Tritt verlor.
Ungewohnt der Schwindelpfade,
Klimmt die Schwangere ihm nach,
Doch umſonſt erfleht ſie Gnade,
Ihre Stimme iſt zu ſchwach.

Aber, eh ſie ſelbſt die Platte
Halb erreichte, kehrt er um
Und der Blick, der jetzt ſo matte,
Seiner Augen, ſchreckt ſie ſtumm.
„Iſt das Gräßliche geſchehen —
Ruft ſie wild — ſo fluch ich dir!“
Still, wir müſſen weiter gehen,
Denn der ſchwarze Tod iſt hier.

Virgo et Mater.

Der Jungfrau Bild,
Im Arm das Kind,
Blickt ſanft und mild
Durch Nacht und Wind.
Ein armes Mägdlein kniet davor,
Sie ſchaut nur dann und wann empor,
Doch wenn das Lämpchen Funken ſprüht,
So ſieht man, wie ſie glüht.

Die Lampe geht
Auf einmal aus!
Ihr Athem ſteht,
Sie ſchwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeih'n,
Die Mutter wird ſie benedei'n,
Stellt ſie der Heil'gen über's Jahr
Mit ihrem Kind ſich dar.

Sie fühlt's, und ſpricht:
Du reine Magd,
Dir gleich' ich nicht,
Doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unter'm Kreuz noch bei ihm ſtand,
Dir will ich gleichen für und für
Und dann vergiebſt du mir!

Die junge Mutter.

Sie hat ein Kind geboren,
Zu höchſter Luſt im tiefſten Leid,
Und iſt nun ganz verloren
In ſeine ſtumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,
So daß ſie's eben küſſen mag,
Und ohne Laut und Klage
Neigt es ſein Haupt am dritten Tag.

Und wie es ſtill erblaßte,
So trägt ſie ſtill den heil'gen Schmerz,
Und eh ſie's ganz noch faßte,
Daß es dahin iſt, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienſtengel
Sonſt tritt aus einem finſtern Thor,
Er ging, der Todesengel,
Aus ihrem eignen Schoß hervor.

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind iſt erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitſchern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ſteht auf,
Es wagt ſich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da ſtehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen iſt tief!
Sie ſchläft, als läge ſie drinnen!
Das Kind läuft ſchnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun ſteht es am Brunnen, nun iſt es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen ſich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da ſchaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Geſicht,
Mit Augen ſo hell und ſo ſüße.
Es iſt ſein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel ſtumme freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geſchwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! So meint's das Kind:
Der Schatten: Hernieder! Hernieder!

Schon beugt es ſich über den Brunnenrand,
Frau Amme, du ſchläfſt noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand,
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verſchwunden iſt ſie, die ſüße Geſtalt,
Verſchluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchſchauert's fremd und kalt,
Und ſchnell enteilt es der Stelle.

Das Bettelmädchen.

Das Bettelmädchen lauſcht am Thor,
Es friert ſie gar zu ſehr;
Der junge Ritter tritt hervor,
Er wirft ihr hin den Mantel
Und ſpricht: was willſt du mehr?

Das Mädchen ſagt kein einzig Wort,
Es friert ſie gar zu ſehr:
Dann geht ſie ſtolz und glühend fort,
Und läßt den Mantel liegen,
Und ſpricht: ich will Nichts mehr!

Die heilige Drei.

In erſter Morgenfrühe
  Naht Herzog Heinrich ſchon,
Sich für des Tages Mühe
  Zu weihen, Gottes Thron.
Die alternde Kapelle
  Verſchwimmt noch halb im Duft.
Doch iſt er gleich zur Stelle,
  Er ſucht nur eine Gruft.

Und als er ſie gefunden,
  Knie't er in Demuth hin;
Ein Menſch mit tauſend Wunden,
  Sein Heil'ger, ſchläft darin.
Dem Thor, in Erz getrieben,
  Sind treu durch Bildners Hand
Die Kämpfe eingeſchrieben,
  Die er im Fleiſch beſtand.

Der Herzog betet lange,
  Von Gottes Geiſt umſchwebt,
Doch wird's ihm ſeltſam bange,
  Als er ſich dann erhebt.
Denn in geſpenſt'gem Lichte
  Tritt plötzlich auf dem Thor
Vor ſeinem Angeſichte
  Die heil'ge Drei hervor.

Da denkt der edle Ringer:
  Vorbei ſind Luſt und Qual!
Die hat kein ird'ſcher Finger
  Gezeichnet, dieſe Zahl;
Die ſagt mir, wie viel Tage
  Noch mein ſind bis zum Tod;
Doch ziemt mir keine Klage,
  Wie ſtreng auch das Gebot.

Mit Faſten und mit Beten
  Macht er ſich nun bereit,
Um vor den Herrn zu treten
  Im weißen Feierkleid:
Er könnte Friſt erbitten,
  Weil er noch nicht ſo viel
Geſtritten, ja gelitten,
  Als er ſich wünſcht am Ziel.

Drei Tage flieh'n in Eile,
  Doch ruft der Tod ihn nicht;
So wandl' ich mir zum Heile
  Drei Monde noch im Licht?
Die ſind mir für die Armen,
  Und nicht für mich geſchenkt,
Damit ſie mein Erbarmen
  Noch einmal recht bedenkt.

Nun läßt er Steine führen
  Und raſch erſteht ein Bau
Mit hundert offnen Thüren
  Und winkt durch Thal und Au.
Er ſorgt, das kein Begehren
  Hier je vergebens klopft,
Und hat der Armuth Zähren
  Auf ewig ſo verſtopft.

Drei Monde ſind zu Ende,
  Der Tod ſpricht noch nicht ein;
Da faltet er die Hände:
  Dann ſind drei Jahre mein!
So darf ich nicht von hinnen,
  Eh ich das Werk vollbracht,
Dem galt mein tiefſtes Sinnen
  Bei Tage und bei Nacht.

Nun werden greiſe Männer
  Um ſeinen Thron geſtellt,
Die Schöffen ſind's, die Kenner
  Des Rechts, aus aller Welt;
Sie waren ſonſt die Hüter
  Von Leben, Gut und Blut;
Jetzt gibt er dieſe Güter
  In des Geſetzes Hut.

Es kann ein Menſch vergeſſen,
Doch nie vergißt ein Buch,
Und richtig wird gemeſſen
Der Krone, wie dem Pflug;
Sein Recht ſoll Jedem werden,
Wie's Gott, der Herr, verhieß,
Denn ſo erſteht auf Erden
Das zweite Paradies.

Drei Jahre ſind verfloſſen,
Der letzte Tag iſt da;
Er hat ſein Werk beſchloſſen,
Doch auch der Tod iſt nah!
Und ſeine Wangen färben
Nur röther ſich dabei,
Als ob für ihn das Sterben
Der Lohn des Lebens ſei.

Er hüllt ſich, nicht mehr zaudernd,
Stumm in ſein Leichenhemd,
Das Volk erblickt es ſchaudernd,
Er wird ihm todtenfremd.
Der Sarg iſt längſt gezimmert,
In dem er ruhen will,
Und eine Kerze ſchimmert
Ihm ſchon zu Häupten ſtill.

Man reicht am heil'gen Orte
Ihm dann den Leib des Herrn;
Dem Altar iſt die Pforte
Der Ahnengruft nicht fern,
Und mit des Prieſters Segen
Tritt er hinein voll Ruh,
Und geht, ſich ſelbſt zu legen,
Dem Sarg gemeſſen zu.

Die Treuen knie'n im Kreiſe
Herum und trauern ſehr,
Der Beicht'ger flüſtert leiſe:
Bald thront ein Heil'ger mehr!
Sein Odem wird nicht ſtocken,
Sein Herz nicht ſtille ſteh'n,
So müſſen alle Glocken
Der Welt von ſelber geh'n!

Es ſchlägt die letzte Stunde!
Da tönt Trompetenſchall,
Das ſchmettert in die Runde,
Man jubelt überall.
Mit Fahnen, ſchwarz-gold-rothen,
Kommt dann ein Zug ſogleich,
Aus Frankfurt ſind's die Boten
Vom heil'gen röm'ſchen Reich.

Die Krone Karls des Großen
Trägt man auf Sammt voran;
Den Degen auch, den bloßen,
Der ihm die Welt gewann,
Den Apfel, der verkündet,
Daß ſie uns noch gehört,
Das Kreuz, ihm fromm verbündet,
Auf das der Kaiſer ſchwört.

Wo weilt der edle Bayer,
Ruft Nürnbergs Burggraf aus,
Wir bringen ſeltne Feier
In ſein erlauchtes Haus!
Doch fröhlich um ſich ſchauend,
Bricht er auf einmal ab,
Und alle ſtarren grauend
Hinein in's offne Grab.

Der Herzog, raſch gewendet,
Ruft aus dem düſtern Schlund:
Euch hat das Reich geſendet,
Was thut das Reich mir kund?
Wir haben dich zum Kaiſer
Des deutſchen Volks erwählt!
Längſt trägſt du Palmenreiſer,
Der Lorbeer aber fehlt!

Er blickt beſchämt nach oben:
Verſtand ich dich ſo ſchlecht?
Doch ſei mein Wahn erhoben,
Er weihte mich erſt recht!
Ihm dank' ich einen Frieden,
Der ſelbſt dem Tod nicht weicht,
Und was du mir beſchieden,
Jetzt nehm' ich's doppelt leicht.

So führt mich denn zum Throne,
Da Gott ihn mir beſchert,
Und ſchmückt mich mit der Krone
Und ſtärkt mich durch das Schwert!
Den Streit der Welt zu ſchlichten,
Trag' ich des Purpurs Pracht,
Doch um mich ſelbſt zu richten,
Das Todtenkleid bei Nacht!

Herr und Knecht.

Weg das Geſicht!
Ich duld' es nicht!
Wo iſt der zweite Jäger?
So ruft der Graf in zorn'gem Ton,
Der Alte ſchleicht betrübt davon,
Des Forſtes beſter Pfleger.

Das Hifthorn ſchallt,
Nun in den Wald!
Es iſt zum erſten Male,
Daß er dieß Schloß im finſt'ren Tann
Beſucht, er ſah's nur dann und wann
Von fern im Mondenſtrahle.

Sie ſprengen fort;
Was kauert dort
Am Wege, hinter'm Flieder?
Der Greis, er zeigt auf's graue Haupt,
Der Jüngling aber flucht und ſchnaubt:
Du kehrſt mir nimmer wieder.

Mit Eins ſo wild
Und ſonſt doch mild?

So fragt man in der Runde.
„Ich ſah den Mann ſchon Böſes thun,
Doch ganz vergebens ſinn' ich nun,
Ich weiß nicht Ort, noch Stunde!"

Er jagt allein
Im tiefſten Hain,
Den ſchwarzen Eber hetzend;
Die Ander'n blieben weit zurück,
Da ſtürzt ſein Pferd, an einem Stück
Geſtein, den Fuß verletzend.

Der Alte tritt
Mit raſchem Schritt
Hervor, von Gott geſendet;
Er fängt das Thier im grimm'gen Lauf,
Behend mit ſeinem Spieße auf,
Da liegt es und verendet!

Nun kehrt er ſtumm
Sich wieder um,
Dem Herrn die Hand zu geben;
Doch der ſpringt auf: Noch immer da?
So iſt dir auch das Ende nah!
Und will den Speer ſchon heben.

Da bringt die Wuth
Das treue Blut

Des Alten auch zum Kochen;
Er zieht das Meſſer, eh' er's denkt,
Und hat, ſo wie er's kaum geſchwenkt,
Den Jüngling auch durchſtochen.

Und Blut bedeckt,
Zum Tod erſchreckt,
Bleibt er gebückt nun ſtehen.
Der Sterbende blickt über ſich
Und murmelt noch: So habe ich
Ihn ſchon im Traum geſehen!

Die treuen Brüder.

Es ſind zwei treue Brüder,
Die zieh'n in den Streit hinaus,
Noch reden ſie hin und wieder,
Da ſchmettert's den Einen darnieder,
Der Andre ſieht's mit Graus.

Der Bruder in ſeinem Blute
Erregt ihm bittern Schmerz;
Daß ihn der Tod ereilte,
Bevor er den Kampf noch theilte,
Zerreißt ihm ganz das Herz.

Der Sterbende blickt freundlich
Noch einmal auf zu ihm,
Dann greift er, als wär' er der Alte,
Zur Büchſe, die noch nicht knallte,
Drückt ab mit Ungeſtüm.

Nun bricht er wieder zuſammen
Und lächelt, und iſt todt. —
Der Andre, als er ſich wandte,
Sah einen Feind im Sande,
Deß Kugel ihm gedroht.

Die Odaliske.

Es harrt auf weichem Purpurſammt
Die jungſte Sklavin ihres Herrn,
Und unter dunkler Braue flammt
Ihr Auge, wie ein irrer Stern.

Sie ſtammt aus jenem Lande nicht,
Wo ehrbar-blond der Weizen reift,
Und ſtachlicht keuſch die Gerſte ſticht,
Wenn man ſie noch ſo leiſe ſtreift.

Sie iſt der Feuerzone Kind,
Wo jede Frucht von ſelber fällt,
Weil ſie der Baum, der zu geſchwind
Die zweite zeitigt, gar nicht hält.

Sie hat von dem Johannisſtrauch
Die karge Beere nie gepflückt,
Die, ohne Kraft und ohne Hauch,
Zur Abwehr gar den Dorn noch zückt.

Doch ward ſie oft vom Wein beſpritzt,
Weil himmelan die Rebe drang
Und dann, vom Sonnenſtrahl zerſchlitzt,
Die Traube in der Luft zerſprang.

Drum ſitzt ſie auch nicht ſeufzend da,
Nun ihre eigne Stunde naht,
Sie denkt der Roſen, fern und nah,
Die ſie ſchon ſelbſt gebrochen hat.

Und ſieh, der Paſcha tritt herein,
Zwar ernſt und düſter, doch nicht alt,
Und vor ihm her den Becher Wein
Trägt eines Mohren Nachtgeſtalt.

Er ſieht das Mägdlein lange an,
Mißt Zug für Zug, und nickt nur ſtill,
Zum goldnen Becher greift er dann
Und fragt, ob ſie nicht trinken will.

Ihr aber ſchwillt ſchon jetzt das Blut
Bis an der Adern letzten Rand,
Drum fürchtet ſie des Weines Glut,
Und ſtößt ihn weg mit ihrer Hand.

Nun weist er ſtumm den Mohren fort,
Dem wild das Auge glüht vor Luſt,
Und ſetzt ſich an den weichſten Ort
Und küßt ihr langſam Mund und Bruſt.

Doch plötzlich dringt ein jäher Schrei
Von außen ihr in's bange Ohr;
Sie ruft verſtört, was das denn ſei?
Und er verſetzt: es ſtarb der Mohr!

Er trank den Wein, den ich dir bot,
Und wird der Sünde nimmer froh,
Denn beigemiſcht war ihm der Tod! —
Ich prüfe jede Sklavin ſo!

Das Kind.

Die Mutter lag im Todenſchrein,
Zum letzten Mal geſchmückt:
Da ſpielt das kleine Kind herein,
Das ſtaunend ſie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu ſehr,
Die Buſenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und ſanft und ſchmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch ſo lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für ſich:
Sie ſchläft, doch wenn ſie ausgeruht,
So thut ſie's ſicherlich.

Schleicht fort, ſo leiſ' es immer kann,
Und ſchließt die Thüre ſacht
Und lauſcht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Das Korn auf dem Dache.

Der Frühling iſt gekommen,
Doch war der Winter ſcharf
Und hat mit weggenommen
Den nothigſten Bedarf;
Die Pflüge bleiben ſtehen,
Es fehlt ja an der Saat,
Und muß auch was geſchehen,
So weiß doch Keiner Rath.

Da hinkt ein alter Jude
In weißem Bart durch's Dorf,
Der kroch aus ſeiner Bude
Um etwas Sprock und Torf.
Er weilt bei jedem Schober
Und ſpäht und bückt ſich oft
Und voll iſt ihm der Kober,
Bevor er's noch gehofft.

Die Arbeit ward ihm ſauer,
Nun will er denn nach Haus,
Da tritt ein müß'ger Bauer
Aus ſeiner Thür heraus.
Der ruft: Du haſt dir Feu'rung
Geſammelt aus dem Miſt,
So ſag' auch, ob der Theu'rung
Nicht noch zu wehren iſt.

Der Alte hebt die Blicke,
Doch bis zum Himmel nicht,
Dann tickt er mit der Krücke
Auf's Hüttendach, und ſpricht:
„War das nicht eine Aehre,
Was ich im Stroh dort ſah?
Wenn's nicht die einz'ge wäre,
So iſt die Hülfe nah!"

Der Bauer geht zur Leiter
Und deckt die Hütte ab,
Er driſcht ſein Stroh noch weiter,
Im luſt'gen Klipp und Klapp,
Und als die Körner ſpringen,
Da folgt ihm Mann für Mann,
Und das wird ſo viel bringen,
Daß Jeder ſäen kann.

Der Zauberhain.

Schnell vorüber, junger Ritter,
  Wie der Morgenwind auch ſäuſelt,
Und wie ſchön zu grünen Wellen,
  Er das friſche Laub auch kräuſelt!

Doch, er iſt, noch eh' er hörte,
  Schon vom Roß herabgeſprungen
Und, die Zügel von ſich ſchleudernd,
  In den Zauberhain gedrungen.

Pflücke nicht die ſchwarzen Roſen,
  Die um jeden Stamm ſich ranken,
Wenn ſie auch noch heiß're Düfte,
  Als die rothen, in ſich tranken!

Doch, er hat ſich gleich die erſte,
  Die er ſchwanken ſah, gebrochen,
Und er taumelt ſelig weiter,
  Denn ſie hat ihn nicht geſtochen.

Horche nicht dem bunten Vogel,
  Der zu dir herunter flötet,
Denn ihn ſchickt die böſe Hexe,
  Die durch ihre Küſſe tödtet!

Doch, er bleibt, wie trunken, ſtehen,
Und der Vogel ſchwingt ſich nieder
Und er hüpft ihm auf die Achſel
Und beginnt noch ſüß're Lieder.

Öffne nimmermehr die Augen,
Die ſich dir von ſelbſt geſchloſſen,
Weil, erwacht aus tiefem Schlafe,
Sie ſich naht, von Glanz umfloſſen!

Doch er kann ſich nicht bezwingen,
Und nun iſt's um ihn geſchehen,
Denn er wird das Höllenbildniß
Immer ſchöner werden ſehen.

Spei' ſie an, und dein Entzücken
Wandelt ſich in Haß und Grauen,
Denn ſie ſchrumpft vor dir zuſammen
Und du kannſt ſie niederhauen!

Doch, zu ſpät! die Blätter fallen
Schon mit Macht, um ihn zu decken,
Denn der Zweite kommt gezogen,
Und ein Todter könnt' ihn ſchrecken!

Huſarenwerbung.

Dem Fürſten Friedrich zu Schwarzenberg freundſchaftlichſt zugeeignet.

Der kaiſerliche Officier,
  Der wirbt im Dorf Huſaren,
Und laut aus ſeinem Standquartier
  Ertönt's wie von Fanfaren.

Denn, bleibt der Vogel nur am Leim,
  Der Fiſch am Wurm nur hangen,
So wird der Pußtenſohn daheim
  Nur mit Muſik gefangen.

Drum ſetzt man um den Werbetiſch
  In Ungarn ſtets Zigeuner,
Die geigen oder blaſen friſch
  Und werden ſtündlich bräuner.

Erſt halten ſich die Burſche fern
  Und fluchen den Verleitern,
Doch ihre Mädchen kommen gern
  Und tanzen mit den Reitern.

Allmählich folgt wohl Einer nach,
  Von Eiferſucht getrieben,
Und neigt zum Ende ſich der Tag,
  Iſt Keiner ausgeblieben.

Und iſt, was er erſpart, verzecht,
So denkt ein Jeder eben:
Des Kaiſers Rock iſt auch nicht ſchlecht!
Und läßt ſich Handgeld geben.

Noch iſt es völlig leer im Saal
Und nur die Reiter lärmen;
Der Hauptmann ſetzt ſich zum Pokal,
Sich innerlich zu wärmen.

Da ſprengt auf ſchaumbedecktem Roß
Ein Jüngling vor die Schenke;
Der Hauptmann ruft: der ſchlankſte Sproß
Des Landes, ſeit ich denke!

So mag, mit ſeinem Thier vereint,
Nur ein Centaur noch ſitzen,
Und in den blanken Locken ſcheint
Das Auge fortzublitzen.

Er wirft dem Wirth die Zügel hin,
Und, ſtatt ſich zu verſchnaufen,
Spricht er: nun bleib' ich, wo ich bin;
Wer will den Rappen kaufen?

Der Wirth beſieht das edle Pferd
Zu wiederholten Malen.
„Raſch, raſch, mein Freund, was iſt es werth?
Nur mußt du baar bezahlen!“

Der Wirth, der bietet, wie zum Spiel,
  Doch ſchüchtern nur und bange.
„Es iſt genug, es iſt zu viel!
  Sonſt währt der Rauſch zu lange.“

Der Wirth, der zählt die Münzen auf,
  Die ſind gar hell erklungen.
„Nun gilt es noch den zweiten Kauf,
  Der erſte wär' gelungen!“

„Herr Hauptmann ſchaut mich näher an,
  Mir wird's am Maaß nicht mangeln,
Drum reiht mich ein als Reitersmann,
  Da braucht ihr nicht zu angeln.“

Der Hauptmann drauf: das thu' ich gleich,
  Du taugſt in allen Stücken!
Hier haſt du Geld und hier den Zweig,
  Um dir den Hut zu ſchmücken.

Doch kaum nur ſteckt der grüne Strauß,
  So ſchallen Roſſeshufen,
Und: gebt den Pferdedieb heraus!
  Hört man von fern ſchon rufen.

Ein Bauer iſt's, zu Schanden faſt
  Hat er den Gaul geritten.
„Biſt du es, Herr? So ſei mein Gaſt!
  Und laßt euch alle bitten!“

Der Bauer iſt vor Ingrimm ſtumm
Und will den Spötter packen;
Da ſchwingt ihn der im Tanz herum,
Daß ihm die Rippen knacken.

„Treu dient' ich dir, doch wollt' ich Lohn,
So galt es, zuzugreifen!“
Nun raſen aus dem wild'ſten Ton
Die Geigen und die Pfeifen.

Der Hauptmann aber lacht und ſpricht:
Du ſcheinſt mir ſchlecht berathen!
Pack' auf! Denn Diebe gibt's hier nicht,
Hier gibt's nur noch Soldaten.

Ein Wald.

Es ſteh'n viel tauſend Wälder
Auf dieſem Erd'en-Rund;
Sie kränzen Höh'n und Felder
Und manchen ſtillen Grund;
Sie rauſchen oder ſäuſeln,
Zum Liede gleich erregt,
Ob ſie Zephyre kräuſeln,
Ob ſie der Sturm bewegt.

Sie alle bieten Schatten:
Man flieht in ihre Hut,
Wenn Seel' und Leib ermatten
In heißer Mittagsglut,
Und dankt den Sonnenſtrahlen,
Vom kühlen Laub gedeckt,
Daß ſie, wie all die Qualen,
Doch auch den Baum geweckt.

Und dennoch iſt mir einer
  Vor allen andern werth;
Man findet ihn nicht kleiner
  Und nichts wird dort beſcheert;
Du kannſt darin nicht jagen,
  Das Wild wär' gleich heraus,
Und wirſt vergebens fragen
  Nach einem Erdbeerſtrauß.

Selbſt munt're Bäche ſpringen
  Hier nicht, noch ſchwatzt ein Quell;
Die Nachtigallen ſingen
  Dafür zwar doppelt hell.
Auch ſtimmen alle Meiſen
  Und alle Finken ein
Und von den ſchönſten Weiſen
  Erklingt der ganze Hain.

Und läßt, auf Maienglocken
  Und Veilchen bloß bedacht,
Das Mägdlein ſich verlocken
  Und tritt in ſeine Nacht,
So ſchwellt ein ſüß' Verlangen
  Ihr gleich das junge Herz,
Und kommt der Knab' gegangen,
  So theilt er ihren Schmerz.

Wie ſchliefen munt're Triebe
Auch fort in dieſem Raum!
Hier pflanzte ja die Liebe
Mit Jubel jeden Baum:
Die Eiche, ſchon zerſplittert,
Hat einſt ſein Ahn geſetzt,
Die Birke, golddurchzittert,
Ihr Vater ganz zuletzt.

Vor wenig Menſchen-Altern
War hier noch alles kahl:
Es wimmelte von Faltern
Im gold'nen Sonnenſtrahl,
Der Turteltaube fehlte
Ihr Zweig zum Brüten gar
Und kaum ein Buſch verhehlte
Das ſcheue Liebespaar.

Nun kam ein Schalk zum Freien,
Der holt am Ehrentag
Bei Cymbeln und Schallmeien
Die Braut, ſo fromm man mag:
Doch geht's nicht in die Hallen
Des Tempels, wie man denkt,
In's Grüne muß man wallen,
Weil er ſich plötzlich ſchwenkt.

Das ſind zwar neue Sitten,
Noch neuer iſt der Staat:
Zwei Gerten, friſch geſchnitten,
Die er im Knopfloch hat;
Doch weil die Eltern ſchweigen,
So laſſen's Alle geh'n,
Und, um ſich her den Reigen,
Bleibt er am Hügel ſteh'n.

„Ich gleiche jetzt dem Hirten,
Dem keiner Sträuße flicht,
Auch ſie iſt ohne Myrthen,
Doch um zu ſparen nicht:
Was ihr für Tand verſchwendet,
Für Zierden, falſch und echt,
Das haben wir verwendet
Für's kommende Geſchlecht.

Ihr hört mich mit Erſtaunen
Und flüſtert laut genug
Von meinen tollen Launen,
Doch heute bin ich klug:
Wie nackt ſind dieſe Räume!
Kein Elf verbirgt ſich hier,
So pflanzt denn endlich Bäume,
Die erſten ſetzen wir!

Das ſchwur ich ſchon beim Werben!
  Wie ſchmal war mein Genuß:
Ich konnte zweimal ſterben,
  Eh's einmal kam zum Kuß.
Im Garten ſteh'n nur Roſen,
  Und die noch weit geſtellt,
Und will man draußen koſen,
  So ſieht's die halbe Welt —

Daß dieß nun anders werde,
  Vertrau ich dieſes Reis
Dem Mutterſchooß der Erde,
  Der's wohl zu hegen weiß:
Das thu' ich für die Söhne,
  Sie ſteckt in gleichem Sinn,
Damit das Werk ſich kröne,
  Ein's für die Töchter hin!"

Da ſcholls aus einem Munde:
  So machen wir es auch!
Und in der ganzen Runde
  Ward's frommer Hochzeitsbrauch:
Man flicht nicht länger Kränze,
  Die ſchon vor Nacht verblüh'n,
Man ſetzt dafür im Lenze
  Das hundertjähr'ge Grün.

So wuchs der Wald zuſammen,
Der mir ſo ſchön erſcheint,
Weil er in holden Flammen
Noch Ahn und Enkel eint.
Er mahnt mit allen Aeſten
Daß man ſich lieben ſoll
Und von gelehr'gen Gäſten
Iſt er beſtändig voll?

Vermiſchte Gedichte.

Aus der Kindheit.

„Ja, das Kätzchen hat geſtohlen,
Und das Kätzchen wird ertränkt.
Nachbars Peter ſollſt du holen,
Daß er es im Teich verſenkt!“

Nachbars Peter hat's vernommen,
Ungerufen kommt er ſchon;
„Iſt die Diebin zu bekommen
Gebe ich ihr gern den Lohn!“

Mutter, nein, er will ſie quälen,
Geſtern warf er ſchon nach ihr,
Bleibt nichts And'res mehr zu wählen,
So ertränk' ich ſelbſt das Thier.

Sieh, das Kätzchen kommt geſprungen,
Wie es glänzt im Morgenſtrahl!
Luſtig hüpft's dem kleinen Jungen
Auf den Arm zu ſeiner Qual.

Mutter, laß das Kätzchen leben,
Jedesmal, wenn's dich beſtiehlt,
Sollſt du mir kein Frühſtück geben,
Sieh nur, wie es artig ſpielt!

„Nein, der Vater hat's geboten,
Hundertmal iſt ihr verzieh'n!"
Hat ſie doch vier weiße Pfoten!
„Einerlei! Ihr Tag erſchien!"

„Nachbarin, ich folg' ihm leiſe,
Ob er es auch wirklich thut!"
Peter ſpricht es häm'ſcher Weiſe,
Und der Knabe hört's mit Wuth.

Unterwegs auf manchem Platze
Bietet er ſein Liebchen aus,
Aber Keiner will die Katze,
Jeder hat ſie längſt im Haus.

Ach, da iſt er ſchon am Teiche
Und ſein Blick ſein ſcheuer, ſchweift,
Ob ihn Peter noch umſchleiche —
Ja, er ſteht von fern und pfeift.

Nun, wir müſſen alle ſterben,
Großmama ging dir vorauf,
Und du wirſt den Himmel erben,
Kratze nur, ſie macht dir auf!

Jetzt, um ſie recht tief zu betten,
Wirft er ſie mit aller Macht,
Doch zugleich, um ſie zu retten,
Springt er nach, als er's vollbracht.

Eilte Peter nicht, der lange,
Gleich im Augenblick herzu,
Fände er, es iſt mir bange,
Hier im Teich die ew'ge Ruh.

In das Haus zurückgetragen,
Hört er auf die Mutter nicht,
Schweigt auf alle ihre Fragen
Schließt die Augen trotzig-dicht.

Von dem Zucker den ſie brachte,
Nimmt er zwar zerſtreut ein Stück,
Doch den Thee, den ſie ihm machte,
Weiſt er ungeſtüm zurück.

Welch ein Ton! Er dreht ſich ſtutzend,
Und auf einer Fenſterbank,
Spinnend und ſich emſig putzend,
Sitzt ſein Kätzchen blink und blank.

„Lebt ſie, Mutter?“ Dem Verderben
Warſt du näher, Kind, als ſie!
„Und ſie ſoll auch nicht mehr ſterben?“
Trinke nur, ſo ſoll ſie's nie!

Der Schmetterling.

Ein Jugendbild.

Ein Räuplein ſaß auf kleinem Blatt,
Es ſaß nicht hoch, doch aß es ſatt
Und war auch wohl geborgen;
Da ward das kleine Raupending
Zum Schmetterling,
An einem ſchönen Morgen
Zum bunten Schmetterling.

Der Schmetterling blickt um ſich her,
Es wogt um ihn ein goldnes Meer
Von Farben und von Düften;
Er regt entzückt die Flügelein:
Muß bei euch ſein,
Ihr Blumen auf den Triften,
Muß ewig bei euch ſein!

Er ſchwingt ſich auf, ihn trägt die Luft
So leicht empor, er ſchwelgt in Duft,
O Freude, Freude, Freude!
Da ſauſ't ein ſcharfer Wind vorbei,
Reißt ihm entzwei
Die Flügel alle beide,
Der Wind reißt ſie entzwei.

Er taumelt, ach! ſo matt, ſo matt,
Zurück nun auf das kleine Blatt,
Das ihn ernährt als Raupe.
O weh, o weh, du armes Ding!
Ein Schmetterling,
Der nährt ſich nicht vom Laube —
Du armer Schmetterling!

Ihm iſt das Blatt jetzt eine Gruft,
Ihn letzt nur Blumenſaft und Duft,
Die kann er nicht erlangen,
Und eh noch kommt das Abendroth,
Sieht man ihn todt
An ſeinem Blättlein hangen,
Ach kalt, erſtarrt und todt!

Bubenſonntag.

Wenn ich einſt, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie ſchlüpft' ich dann ſo hurtig
Aus dem Bett in's Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühſtück,
Um zuerſt bei Gott zu ſein!

Ein Geſangbuch unter'm Arme,
Eh ich's Leſen noch verſtand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes
Fromm verſchränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh geſprungen,
Schalt ich: komm mir nicht zu nah!
Kaum daß ich, zur Seite ſchielend,
Nach der Vogelfalle ſah.

Fiel die Kirchenthür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtſam-zuverſichtlich:
Jetzt allein ſind Gott und du!

Längſt mit ganzem vollem Herzen,
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß Niemand ihn erblicke,
Hielt ich ſtets für eitel Spott.

Und ſo hofft ich jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu ſehn;
War's denn Nichts in meinen Jahren,
Stets um Fünfe aufzuſtehn?

Auf dem hohen Thurm die Glocke
War ſchon lange wieder ſtumm,
Der Altar warf düſtre Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
  Dacht' ich: jetzt wirſt du ihn ſchau'n!
Aber meine Augen ſchloſſen
  Sich zugleich vor Angſt und Grau'n.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
  Und mein kalter Todesſchweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
  Galt mir Alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hauſe
  Schlich ich mich in ſüßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
  Sich mehr Muth für's nächſte Mal.

Ein frühes Liebesleben.

1. Die Jungfrau.

O ſüßes, ſüßes Jungfraunbild!
In Engelfrieden hingegoſſen!
Noch Kind, und doch ſo göttlich abgeſchloſſen!
Demüthig, ſicher, ſtolz und mild!

O Jungfraunbild, dich mögt' ich nicht —
Es wär' mir, wie ein Raub — umfangen,
Ich mögte vor dir niederknie'n und hangen
An deinem Himmelsangeſicht.

Dann läg' ich ſtumm in heil'ger Scheu,
Du aber würdeſt fromm erglühen,
Und ſtill und kindlich bei mir niederknieen,
Und ſinnen, wo die Heil'ge ſei.

2. Kampf.

Oft, wenn ſie ſtill an mir vorüberſchwebt
Und lächelnd beut des holden Grußes Segen
Und mild und treu den frommen Blick erhebt,
Da träume ich, beſeligt und verwegen,
Die Liebe ſei's, die Gruß und Blick durchwebt,
Und auch die kühnſte Hoffnung will ſich regen.

Doch bange Zweifel kehren bald zurück
Und zu mir ſelber ſprech' ich dann mit Reue:
Wie wär' nicht mild und treu ihr Gruß und Blick?
Sie iſt ja ſelbſt die Milde und die Treue!
Und ſchneller, als es kam, verweht mein Glück
Und alle Wunden bluten mir auf's Neue.

3. Sieg.

Zum erſten Male iſt ſie heut' gegangen
Als junge Chriſtin zum Altar des Herrn:
Die dunklen Worte, die vorher erklangen,
Sie hielten ihr die ganze Erde fern;
Ein Todesſchauer bleichte ihre Wangen
Und faſt verglimmte ihres Auges Stern,
Denn, wer nicht würdig ißt und trinkt, ſo ſpricht
Gott ſelbſt, der ißt und trinkt ſich das Gericht.

Und dennoch hat ſie heut' ſich mir ergeben,
Wo jegliche Empfindung ihr's verbot;
Sie wagte einmal, ihren Blick zu heben,
Da ſah ſie mich und wurde wieder roth:
Nun nahte ſie ſich dem Altar mit Beben
Und nahm nur noch mit Angſt das heil'ge Brot,
Und als ſie auch verſchüttete den Wein,
Da jauchzte ich: ſie iſt auf ewig mein!

4. Glück.

Wie man das Heilige berührt:
  Man will ihm ſelbſt nicht geben,
Es iſt genug, daß man es ſpürt,
  So küßt' ich ſie mit Beben,
Und that der Mund
Nicht Alles kund,
  So brachte ſie's zu Ende
In frommem Sinn
Zum Vollgewinn
  Durch einen Druck der Hände!

5. Der Tod.

Die Glocken haſt du noch gepflückt,
Die uns den Lenz verkünden,
Doch nicht, vom ſchweren Schnee gedrückt,
In Farben ſich entzünden.

Auch haſt du dir zum Sonntagsſtrauß
Die Veilchen noch gewunden
Und ihren Duft im Gotteshaus
So ſüß, wie nie, gefunden.

Ein friſcher Maienblumenkranz
War dir in's Haar geflochten,
Als dir in deinem letzten Tanz
Die zarten Schläfe pochten.

Die Roſen treffen dich ſchon bleich
Im Kreiſe deiner Schweſtern:
Der weißen biſt du heute gleich,
Der rothen glichſt du geſtern.

Doch kommen ſie zur rechten Friſt,
Um deinen Sarg zu decken,
Und was du warſt und was du biſt,
Noch einmal zu erwecken!

Die Nelken blühen mir allein
Und können mich nur freuen,
Um ſie bei hellem Mondenſchein
Dir auf das Grab zu ſtreuen.

6. Spuck.

Ich blicke hinab in die Gaſſe
Dort drüben hat ſie gewohnt!
Das öde, verlaſſene Fenſter
Wie hell beſcheint's der Mond.

Es gibt ſo viel zu beleuchten;
O holde Strahlen des Lichts
Was webt ihr denn geſpenſtiſch
Um jene Stätte des Nichts!

7. Nachruf.

O du, die ungern mir vorangegangen,
Wirſt du wohl noch des Erdentraums gedenken?
Und fühlſt du wohl, den Flug zurück zu lenken,
Zuweilen noch ein flüchtiges Verlangen?

Gewiß! Du kennſt ja meiner Seele Bangen,
Wirſt einen letzten Gruß ihr gerne ſchenken,
Dann aber wirſt du auf dein Grab dich ſenken,
Denn dies, du weißt es, hält mich ſtets gefangen.

Doch wenn du nun in nächtlich heil'ger Stille
Hernieder ſchwebſt, ein Lüftchen deine Hülle,
Was wird mir deine Gegenwart verkünden?

Ach, dieſes, daß ſich Gram und Wehmuth legen,
Daß Funken ſich von neuer Wonne regen,
Denn deine Nähe nur kann ſie entzünden.

8. Süße Täuſchung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
In jene ſel'ge Zeit verſenke,
Wie wir zuſammen Hand in Hand
Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fort beſtehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und ſchau'n die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde,
Du ſprichſt vom frühen Schlafengeh'n
Und von der Eitelkeit der Erde
Und von dem großen Wiederſeh'n,
Das Gott uns nicht verſagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufſt du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längſt, und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einſt aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
Du aber ſprachſt, ich ſolle warten.

9. Nachts.

Die dunkle Nacht hüllt Berg und Thal,
Ringsum die tiefſte Stille;
Die Sterne zittern allzumal
In ihrer Wolkenhülle;
Der Mond mit ſeinem rothen Schein
Blickt in den finſtern Bach hinein,
Der ſich durch Binſen windet.

Ich ſchreite in die Nacht hinaus,
Entgegen jenem Schimmer,
Der aus dem forſtverlornen Haus
Sich ſtiehlt mit ſchwachem Flimmer.
Jetzt liſcht's mit einmal aus, das Licht,
Ich ſeh' es, doch mich kümmert's nicht;
Je dunkler, um ſo beſſer.

Du glaubſt, zum Liebchen ſchleich' ich mich?
Die könnt' ich näher haben.
Nach jenem Kirchhof weiſ' ich dich,
Dort liegt ſie längſt begraben.
Dort aber iſt das kleine Haus,
Da ging ſie ehmals ein und aus
In ſeligen ſüßen Stunden.

Nun thut's mir wohl, den Weg zu geh'n,
Wo ich mich oft entzückte,
Das kleine Fenſter anzuſeh'n,
Wo ich ſie ſonſt erblickte;
Die Bank zu grüßen, wo ſie ſaß,
Den Buſch, von dem ſie Beeren las,
Die Blumen, die ſie noch pflanzte.

10. Offenbarung.

Auf deinem Grabe ſaß ich ſtumm
In lauer Sommernacht;
Die Blumen blühten rings herum,
Die ſchon dein Grab gebracht.
Und ſtill und märchenhaft umfing
Ihr Duft mich, ſüß und warm,
Bis ich in ſanftem Weh verging,
Wie einſt in deinem Arm.

Und meine Augen ſchloßen ſich,
Vom Schlummer leicht begrüßt;
Mir war, als würden ſie durch dich
Mir leiſe zugeküßt.
Still auf den Raſen ſank ich hin,
Der deinen Staub bedeckt,
Doch ward zugleich der inn're Sinn
Mir wunderbar geweckt.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht,
Ich ahn' es nur noch kaum,
Daß du, ein himmliſches Geſicht,
Mir nahe warſt im Traum.
Doch war dieß flücht'ge Wiederſeh'n
In meiner Bruſt geſchafft,
Das kann die Seele wohl verſteh'n,
Die blüht in neuer Kraft.

Du haſt der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchſchaut,
Und thateſt kühn mir wieder kund,
Was dir der Tod vertraut,
Und wenn das große Löſungswort
Auch mit dem Traum entſchwand,
So wirkt es doch im Tiefſten fort,
Gewaltig, unerkannt!

11. Nachklang.

Ach, zauberiſche Huldgeſtalt,
Die nie vergeſſen läßt!
Du hältſt mit ewiger Gewalt
Mich noch im Tode feſt!
Du ſpielſt ein ſanftes Abendroth,
In meine Bruſt hinein,
Und biſt du allenthalben todt,
Dort wirſt du's nimmer ſein.

Auf eine Unbekannte.

Die Dämmerung war längſt hereingebrochen,
Ich hatt' dich nie geſeh'n, du tratſt heran,
Da hat dein Mund manch mildes Wort geſprochen,
In heil'gem Ernſt, der dir mein Herz gewann.
Still, wie du nahteſt, haſt du dich erhoben
Und ſanft uns Allen gute Nacht geſagt,
Dein Bild war tief von Finſterniß umwoben,
Nach deinem Namen hab' ich nicht gefragt.

Nun wird mein Auge nimmer dich erkennen,
Wenn du auch einſt vorüber gehſt an mir,
Und hör' ich dich von fremder Lippe nennen,
So ſagt dein Name ſelbſt mir Nichts von dir.
Und dennoch wirſt du ewig in mir leben,
Gleichwie ein Ton lebt in der ſtillen Luft,
Und kann ich Form dir und Geſtalt nicht geben,
So reißt auch keine Form dich in die Gruft.

Das Leben hat geheimnißvolle Stunden,
Drin thut, ſelbſtherrſchend, die Natur ſich kund;
Da bluten wir und fühlen keine Wunden,
Da freu'n wir uns und freu'n uns ohne Grund.
Vielleicht wird dann zu flüchtigſtem Vereine
Verwandtes dem Verwandten nah gerückt,
Vielleicht, ich ſchaudre, jauchze oder weine,
Iſt's dein Empfinden, welches mich durchzückt!

Auf ein altes Mädchen.

Dein Auge glüht nicht mehr, wie einſt,
Und deine Wang' iſt nicht mehr roth,
Und wenn du jetzt vor Sehnſucht weinſt,
So gilt es Keinem, als dem Tod.
Nichts biſt du, als ein Monument,
Das, halb verwittert und gering,
Nur kaum noch einen Namen nennt,
Mit dem ein Leben unterging.

Doch wie hervor die Todten geh'n
Aus ihrer Gruft in mancher Nacht,
Darfſt du zuweilen auferſteh'n
Zu altem Glanz und alter Pracht,
Wenn tief dich ein Gefühl ergreift,
Wie es vielleicht dich einſt bewegt,
Und dir den Schnee vom Herzen ſtreift,
Der längſt ſich ſchon darauf gelegt.

Da biſt du wieder, wie zuvor,
Und was die Mutter einſt entzückt,
Wodurch du der Geſpielen Chor
Einſt anſpruchlos und ſtill beglückt,

Das Alles iſt noch einmal dein,
Von einem Wunderſtrahl erhellt,
Gleichwie von ſpätem Mondenſchein
Die rings in Schlaf begrab'ne Welt.

Mir aber wird es trüb zu Muth,
Mir ſagt ein unbekannter Schmerz,
Daß tief in dir verſchloſſen ruht,
Was Gott beſtimmt hat für mein Herz,
Und will's dann hin zu dir mich zieh'n,
Ach, mit allmächtiger Gewalt,
So muß ich ſtumm und blutend flieh'n,
Denn du biſt wieder todt und kalt.

An Hedwig.

(Eine Holſteiniſche junge Schauſpielerin.)

Es war in ſchöner Frühlingszeit,
Als ich dich fand bei Spiel und Scherz,
Da drängte all die Lieblichkeit
Sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Du ſelber warſt dem Frühling gleich,
Der nur verſpricht, doch nicht gewährt,
Drum ward ich nicht vor Sehnſucht bleich
Und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Feſt,
  An dem man nur noch Träume tauſcht,
Das Weh, das keinen Stachel läßt,
  Die Freude, welche nicht berauſcht.

Wie nur noch grün der Roſenſtrauch,
  Doch auch ſchon grün die Neſſel war,
So glichen ſich die Stunden auch,
  Die uns beglückten, wunderbar.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
  Der uns, vielleicht auf ewig, ſchied;
Ich trug es, wie man's tragen mag,
  Wenn man den Frühling ſcheiden ſieht.

Nur ſelten ſtieg dein holdes Bild
  Mir auf in der erſtarrten Bruſt,
Doch ward ich einmal weich und mild,
  So war ich gleich mir dein bewußt.

Und dieſes fühl' ich: blick ich einſt
  Von meinem Sterbebett zurück,
So iſt, daß du mir noch erſcheinſt,
  Mein letzter Wunſch, mein letztes Glück.

Du warſt mein Lebensengel, ſei
  Denn du mein Todesengel auch,
Dann miſcht noch in den Herbſt der Mai
  Den überquellend-vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Menſch erſteht
  Für ſeinen ſchweren Tageslauf,
Und Abends, wenn er ſchlafen geht,
  Da ſchaut er gern zum Himmel auf!

Heimkehr.

Laut durch die Luft, die dunkle Wüſte,
  Fuhr nächtlich ungeſtüm der Sturm.
Die erſte Stimme, die mich grüßte,
  Erſcholl herab vom Glockenthurm.
Du Glocke, die ſo oft geſchlagen
  Zu meiner Luſt, zu meiner Qual,
Was hatteſt du mir da zu ſagen?
  Das Alte alles noch einmal!

Liebesprobe.

Laß den Jüngling, der dich liebt,
Eine Lilie pflücken,
Eh' dein Herz ſich ihm ergibt,
Um ihn zu beglücken.

Wird kein Tropfe von dem Thau
Dann durch ihn vergoſſen,
Der ſie tränkte auf der Au,
Sei der Bund geſchloſſen.

Wer ſo zart die Blume bricht,
Daß die nicht entwallen,
Sorgt auch, daß die Thränen nicht,
Deinem Aug' entfallen.

Auf die Geneſung eines ſchönen Mädchens.

Wenn der Tod in neidiſchem Verlangen
Auch ſchon an dein keuſches Bette trat,
Iſt er doch zurückgegangen
Als er dich geſehen hat.

Seine thränenloſen Augen hingen
Wie erſtaunt an deinem Angeſicht;
Daß die Roſen drauf vergingen,
Weil er's that, gewahrt' er nicht.

Endlich ſah er's; mit beſchämten Blicken
Hat er nun ſich von dir abgewandt;
Auch die Lilien noch zu knicken,
Zitterte ſelbſt ihm die Hand.

Tändelei.

Ich ſchaute dir in's Auge ſchnell,
Du blickteſt gar zu mild,
Und lieblich ſah ich, klar und hell,
Darin mein eig'nes Bild.

In eine wunderbare Flut
Von Farben war's getaucht,
Von Licht und Glanz die Zauberglut
Darüber hingehaucht.

Da wurde dir das Auge feucht,
Und perlenklar und rein
Trat eine Thräne, ſchnell erzeugt,
Licht in das Licht hinein.

Mein Bild, als wär's mit Flut und Wind,
Es kämpfte frei und frank
Mit deiner Thräne, bis es lind
In ihrem Schooß verſank.

So dir im Auge, wunderſam,
Sah ich mich ſelbſt entſteh'n,
Und, als die ſtille Thräne kam,
Noch ſchöner mich vergeh'n.

Einziges Geſchiedenſeyn.

Schlummernd im ſchwellenden Grün
  Liegſt du, wo Lüfte dich fächeln!
  Mädchen, was ſpiegelt dies Lächeln,
Spiegelt dies zarte Erglüh'n?

Ach, wie beſchleicht es mit Schmerz
  Kalt mir den innerſten Frieden!
  Gänzlich, wie nie noch geſchieden,
Fühlt ſich von deinem mein Herz.

Was, wie ein göttlicher Hauch,
  Jetzt dich durchzittert, das Leben,
  Eh' du erwachſt, wird's entſchweben,
Nimmer erfreut es mich auch.

Neue Liebe.

O Blitz, der aus dem Tiefſten ſpringt
  Und mir durch jede Faſer zuckt,
Der mich mit neuer Glut durchdringt,
  Die ſonſt mein Inn'res ſtill verſchluckt;
Ich grüße dich viel tauſendmal
  Und frag' nicht: bringſt du mir Genuß?
Denn du befrei'ſt mich von der Qual,
  Daß ich mich ſelber lieben muß.

Verloren und Gefunden.

An dem ſchroffen Felſenhang
  Steht die letzte Roſe,
Und wir geh'n das Thal entlang
  Auf dem grünen Mooſe.

Flink hinauf und raſch gepflückt,
  Um ſie ihr als Zeichen,
Wie ſie mir das Leben ſchmückt
  Still zu überreichen.

Doch, wo blieb der theure Ring,
Den zum ew'gen Bunde
Ich von ihrer Hand empfing
In der ſchönſten Stunde?

Ach, er hat ſich abgeſtreiſt
In den Laubgewinden,
Und wie ſehr mein Auge ſchweift,
Er iſt nicht zu finden.

Sie geſellt ſich auch hinzu,
Doch mißlingt's uns Beiden,
Und wir geh'n betrübt zur Ruh',
Als wir endlich ſcheiden.

Nun die ganze Winterzeit
Aengſtlich und beklommen
Droht uns nicht ein Herzeleid?
Wird's nicht heut' noch kommen?

Doch nach Regen, Sturm und Schnee
Kehrt der Frühling wieder,
Blumen ſproſſen aus dem Klee,
Lerchen rauſchen nieder.

Wieder gibt ſie durch das Thal
Oft mir das Geleite,
Doch wir ſpäh'n kein einz'ges Mal
Nach dem Ring zur Seite.

Nein! Denn längſt auf immerdar
  Dünkt er uns verloren,
Und den böſen Geiſt ſogar
  Glauben wir beſchworen.

Aber, welch' ein Tag erſchien! —
  Als die Lilien ranken,
Trägt ſogleich die erſte ihn
  Um den Hals, den ſchlanken.

In der Erde ſaß er feſt,
  Wo die Wurzeln woben.
Und ſie hat ſich durchgepreßt
  Und ihn mit gehoben.

Freundlich neigt ſie ſich im Wind
  Und ich will ſie pflücken,
Doch mir wehrt mein ſüßes Kind
  Und ich muß mich bücken.

Sanft nun löſ' ich ſie heraus
  Aus dem Schooß der Erde,
Und wir harren fromm zu Haus,
  Wann er fallen werde.

Sie ſeh'n ſich nicht wieder.

Von dunkelnden Wogen
Hinunter gezogen,
Zwei ſchimmernde Schwäne, ſie ſchiffen daher,
Die Winde, ſie ſchwellen
Allmälig die Wellen,
Die Nebel, ſie ſenken ſich finſter und ſchwer.

Die Schwäne, ſie meiden
Einander und leiden,
Nun thun ſie es nicht mehr, ſie können die Glut
Nicht länger verſchließen,
Sie wollen genießen,
Verhüllt von den Nebeln, gewiegt von der Flut.

Sie ſchmeicheln, ſie koſen,
Sie trotzen dem Toſen
Der Wellen, die Zweie in Eines verſchränkt,
Wie die ſich auch bäumen,
Sie glühen und träumen
In Liebe und Wonne zum Sterben verſenkt.

Nach innigem Gatten
Ein ſüßes Ermatten,
Da trennt ſie die Woge, bevor ſie's gedacht.
Laßt ruh'n das Gefieder!
Ihr ſeht euch nicht wieder,
Der Tag iſt vorüber, es dämmert die Nacht.

Auf ein erröthendes junges Mädchen, das ich im Louvre ſah.

Ich ließ mein Auge auf dem deinen ruh'n,
Da ward zur Purpurflamme dein Geſicht;
Du warſt ein Kind, ein Mädchen biſt du nun,
So weig're auch die Mädchenfrucht mir nicht.

Dein Mund iſt reif jetzt für den erſten Kuß,
Er gleicht der Herzenskirſche, die zerſprang
Vor aller Feuerſäfte letztem Schuß,
Und nun verſpritzt, was ſie ſo heiß durchdrang.

Ich hab' ein Recht auf ihn, ich hab' in dir
Die Glut, die ihn gezeitigt hat, geweckt,
D'rum raub' ich ihn mit kecker Lippe mir,
Wie Vögel Beeren, die kein Laub mehr deckt.

Vielleicht vollendet dieſer Kuß mein Glück,
Du wirſt durch ihn dir deiner ganz bewußt,
Und wie du Mädchen wardſt vor meinem Blick,
So wirſt du auch noch Weib an meiner Bruſt!

Ich und Du.

Wir träumten von einander
Und ſind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und ſinken zurück in die Nacht.

Du tratſt aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir ſterben, wenn ſich Eines
Im Andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

Letzter Gruß.

Jungfraunbilder, früh erblichen,
In dem Haar den Myrthenkranz,
Dämmernd ſchwebende Geſtalten,
Steigen auf bei Mondenglanz.

Wollt ihr mit den weißen Händen,
Die den Knaben nie gedrückt,
Halb verwelkte Roſen brechen,
Weil kein Fröhlicher ſie pflückt?

Wollt ihr mit den kalten Lippen,
Die kein Jüngling warm geküßt,
Aus den Blütenkelchen trinken,
Die der Schmetterling vergißt?

Oder wollt ihr ſtill erkunden,
Wenn ihr, wie im Traum euch zeigt,
Ob euch aus dem treu'ſten Herzen
Noch ein letzter Seufzer ſteigt?

Eine tritt zu mir an's Lager,
Ach, ich träumte nicht von ihr,
Aber abendroth-umgoſſen
Steht ſie jetzt, wie einſt vor mir.

Immer lächelnd, immer freundlich,
  Und erſt in dem letzten Schmerz
Preßte ſie, zuſammen ſinkend,
  Ihre Hand auf's arme Herz!

Ach, ihr Herz war wie ein Siegel:
  Erſt als es gebrochen war,
Wurde mir ſein ſchaurig-ſüßes,
  Himmliſches Geheimniß klar!

Stanzen auf ein Sicilianiſches Schweſterpaar.

Mit deinem Auge, deinem ſeelenvollen,
  Schauſt du mich an, als wär's zum letzten Male;
Dann ſeh' ich eine dunkle Thräne rollen,
  Kaum noch durchblitzt von ſeinem frommen Strahle;
Mir iſt, als bräch' es, und ich muß mir grollen,
  Daß ich dir meine heil'ge Schuld nicht zahle;
Ich ſehe deine Seele, wie ertrinken,
Ich ſchaud're d'rob, und laſſ' ſie doch verſinken!

O! fluch' mir nicht! Ich bin ja ſelbſt gebunden,
  Und weiß, daß ich an dir gefrevelt habe;
Von deiner ſtolzen Schweſter trag' ich Wunden,
  Und dieſe werd' ich tragen bis zum Grabe;

Und wenn mein Blick in den entfloh'nen Stunden
An deinem Blicke hing zu ſüßer Labe,
So war es nur, weil ſchon in deinem Weſen
Der Schattenriß des ihren ſteht zu leſen.

Mir war's ein eig'nes ſchauriges Vergnügen,
Mich halb noch frei von ihrem Bann zu fühlen,
Und doch an dieſen myſtiſch-tiefen Zügen,
Die auch in dir ſchon dämmern, mich zu kühlen,
Dich aber mußte ſolch ein Blick betrügen,
Er mußte dir das weiche Herz zerwühlen,
Es that ſich auf, mein Bild hinein zu laſſen,
Und ſtatt zu jauchzen, ſahſt du mich erblaſſen.

Mir iſt, als ob erblich'ne Huldgeſtalten,
Die ſchon zum Theil nicht mehr auf Erden weilen,
Mich ſtill umſchweben, und die Hände falten,
Und mich beſchwören, dein Gefühl zu theilen,
Als könnt' ich ihnen dann noch Treue halten,
Wenn ich verſuchte deine Bruſt zu heilen:
Als Schweſter biſt du ihnen wohl erſchienen;
Denn ihnen gleichſt du an Geſtalt und Mienen.

Umſonſt! Es ſei mit Allem jetzt gebrochen,
Was ich geliebt, und ewig lieben müßte,
Und mag darob auch mancher Buſen pochen,
Es ſchmerzt mich, daß ich je ein Mädchen küßte.

Denn wäre dieſe mir nicht zugeſprochen,
So glaub' ich nicht, daß ich mir Süß'res wüßte,
Als jeglichem Erſatz zu widerſtreben;
Drum hat das Schickſal ihn voraus gegeben.

Es kann mir jetzt den höchſten Wunſch verſagen,
Und dieſes wird, ich weiß es ſchon, geſchehen;
Ich ward in einen fremden Kreis verſchlagen,
Wie ſollte ich in ihm nicht untergehen;
Die Welt des Mährchens, die aus alten Tagen
Zu uns herüber klingt, will neu erſtehen;
Einſt liebt' ich, was ich längſt im Traum umfaßte,
Jetzt, däucht mir, muß ich lieben, was ich haßte.

Was ſind ſie, ihre dunklen ſchwarzen Augen,
Was ſonſt, als Nacht, die in den Brand gerathen?
Und keine Ahnung ſagt mir, ob ſie taugen
Zu andern noch, als mörderiſchen Thaten;
Sie können Seelen aus dem Buſen ſaugen,
Die zwar auch keinen ſüß'ren Tod erbaten,
Doch zweifl' ich, ob ſie milde blicken können,
Und mehr noch, ob ſie mir ihr Mildes gönnen.

Gleichviel! Und ſoll ich nichts von ihr erwerben,
Und iſt ſie in des Todesengels Händen
Ein Dolch, der, um mich ſich'rer zu verderben,
Mit Gold und Perlen muß mein Auge blenden,

So ſchmück' ich ſie doch köſtlich noch im Sterben
Und will den ganzen Dichterſchatz verſchwenden,
Ihr für die That, dem Tode mich zu weihen,
Den höchſten Glanz im Leben zu verleihen!

Das Opfer des Frühlings.

Sah ich je ein Blau, wie droben
Klar und voll den Himmel ſchmückt?
Nicht in Augen, ſanft gehoben,
Nicht in Veilchen, ſtill gebückt!
Leiſer ſcheint der Fluß zu wallen
Unter ſeinem Wiederſchein,
Vögel ſchweigen, und vor Allen
Dämmert meine Seele ein.

Doch, es gilt auch eine Feier!
Schaut den Lenz im Morgenglanz!
Hinter grauer Nebel Schleier
Flocht der Jüngling ſich den Kranz.
Wenn ſein Hauch, die Nebel theilend,
Ihn zu früh ſchon halb verrieth,
Wich er ſcheu zurück, enteilend
In ein dunkleres Gebiet.

Dennoch ſteh'n, ihn zu empfangen,
Seine Kinder ſchon bereit:
Roſe mit den heißen Wangen,
Mandelbaum im weißen Kleid!
Veilchen, die des Sommers Brüten
Bald erſtickt, ſie harren auch,
Keuſche Lorbeern ſelbſt erglühten;
Denn ſie alle traf ſein Hauch.

Nun, mit faſt verſchämtem Lächeln,
Zieht er ein in's ſchöne Reich;
Ihm die glüh'nde Stirn zu fächeln,
Nah'n die Morgenwinde gleich.
Doch, ihn ſelber kühlend, ſtehlen
Sie ſo viel der holden Glut,
Als die Blumen, die noch fehlen,
Zu erwecken, nöthig thut.

Flugs nun auf den leichten Schwingen
Eilen ſie durch Hain und Thal,
Und vor ihren Küſſen ſpringen
Spröde Knoſpen ohne Zahl.
Jeder Buſch, wie ſie ihn ſtreifen,
Wird zum bunten Blüthenſtrauß,
Und die Wurzeln, die noch ſteifen,
Treiben erſtes Grün heraus.

Doch nun löſ't ſich, alle Farben
Zu erhöh'n und allen Duft,
Das verſchluckte Licht in Garben
Reinen Goldes aus der Luft.
Sind das Strahlen? Sind das Sterne,
Die der Tag in Flammen ſchmolz?
Alles funkelt, nah und ferne,
Berg und Wald, ja Stein und Holz!

Horcht! Vor dieſem Glanze fahren
Auch die Vögel aus dem Traum,
Drin ſie ſtill verſunken waren,
Wieder auf im blauen Raum!
Aber dick und rauchend ſteigen
Wolken heißen Duft's empor,
Und nun fällt in's dumpfe Schweigen
Neu betäubt zurück ihr Chor.

Fürder, immer fürder ſchreitend,
Kommt der Jüngling an den Fluß,
Der, ſich rings in's Land verbreitend,
Alles tränkt, was trinken muß.
Aber heute möge dürſten,
Was da will, er hält ſich an
Und verſucht, ob er den Fürſten
Durch ſein Bild nicht feſſeln kann.

Denn wenn dieſer, ſüß betroffen,
Hier ſich ſelbſt im Spiegel ſchaut,
Krönt ſein Blick das leiſe Hoffen,
Dem die Welle ſtill vertraut;
Sei er noch ſo ſchnell und flüchtig,
Jene Lilie wird geweckt,
Die, wie keine keuſch und züchtig,
Sich in ihren Schooß verſteckt.

Und wie ſollte er nicht ſäumen?
Sieht er denn ſich ſelber nur?
Nicht zugleich, die ſeinen Träumen
Leben gab, die blüh'nde Flur?
Wenn's ihn auch vorüber triebe
An der eig'nen Huldgeſtalt,
Feſſelte ihn doch die Liebe
An die Braut mit Allgewalt.

Ach, er zögert wonnetrunken!
Aber lange bleibt er nicht
In den ſüßen Rauſch verſunken,
Nein, er wendet das Geſicht!
Denn ihm ſagt ein inn'res Stocken,
Daß die Götter neidiſch ſind,
Und ihm däucht, mit ſeinen Locken
Spiele ſchon ein andrer Wind.

Da beſchleicht ihn dumpfe Trauer,
  Ihm erliſcht der Wange Roth,
Und ihn mahnt ein kalter Schauer
  An den Tod, den frühen Tod;
Doch, von dem durchzuckt, entzittert
  Wie von ſelbſt, ſein Kranz dem Haar,
Der die Ew'gen ihm erbittert,
  Und ſein Fuß zertritt ihn gar.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
  Ruh'n, wie auf ein Zauberwort,
Doch in jedem Frühlingskinde
  Bebt der Todesſchauer fort,
Und ein haſt'ger Blütenregen
  Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhalt'nen Fluch in Segen,
  Haß in Liebe wandeln ſoll.

Aber nun den ſtolzen Wipfel
  Jeder Baum zur Erde neigt,
Nun auf hohem Bergesgipfel
  Selbſt der kühnſte Demuth zeigt,
Nun erhebt der Jüngling wieder
  Sanft das Haupt, das er geſenkt,
Und ein Oelblatt ſäuſelt nieder,
  Das verſöhnt der Neid ihm ſchenkt.

Drei Schweſtern.

(Nach einem Bilde von Palma vecchio.)

Drei Schweſtern ſind's, von ſanftem Reiz umſtralt,
Ihr eig'ner Vater hat ſie uns gemalt,
Sich ähnlich an Geſtalt und an Geſicht,
Sogar an Augen, nur an Mienen nicht,
Und lieblicher hab' ich den Horentanz
Noch nie erblickt in ſeinem Zauberglanz.

Sie haben an den Locken ſich gefaßt,
Die ihren Hals umhüpfen ohne Raſt,
Das Haar ſo golden, wie der reinſte Flachs,
Die Hände, die es halten, weiß wie Wachs,
Und aus den feinen Zügen leuchtet mild
Des dreigeſtalt'gen Tages Wechſelbild.

Der Einen zuckt es ſchmerzlich um den Mund,
Sie trug den Kranz der Schönheit, voll und rund,
Doch glitt er ſchneller, als ſie's je geglaubt,
Hinüber auf der Nächſten ſchlichtes Haupt.
Und ſtill empfindet ſie die Macht der Zeit
Im erſten Schauer der Vergänglichkeit.

Die And're lächelt zweifelnd vor ſich hin,
Ihr will der eig'ne Sieg nicht in den Sinn,
O, trau' ihm nur, denn jedes Jünglings Blick,
Du ſiehſt es ſelbſt, beſtätigt dir dein Glück,

Doch nutz' ihn, wie den Lenz in ſeiner Zier:
Er ſelbſt entſchleicht, die Blumen läßt er dir.

Die Dritte hat noch eine lange Friſt,
Sie weiß noch kaum, daß ſie kein Kind mehr iſt,
Bald aber ſteht auch ſie im rothen Schein
Des Morgenlichts und ſchimmert ganz allein,
Denn, wie am Himmelsrande Firn an Firn,
Vergoldet es auf Erden Stirn an Stirn.

Noch einmal ſeid als Horen mir gegrüßt,
Ihr Schweſtern, wenn ihr auch den Kreis nicht ſchließt,
Die Zeit, wo das geſchehen wird, iſt nah,
Denn ſteht die Jüngſte erſt als Morgen da,
So gleicht die Aelt'ſte auch der heil'gen Nacht,
Und deutet auf der Sterne ew'ge Pracht.

Waldbilder.

1. Das Haus im Walde.

Ich bin im Walde gegangen,
Da traf ich ein kleines Haus,
Dort gingen die Engel Gottes
Sichtbarlich ein und aus.

Das Gärtchen, umher gezogen,
Bot Aepfel und Birnen genug,
Ein Weinſtock ſpann ſich durch's Fenſter,
Der duftige Trauben trug.

Die Mutter ſäugte den Knaben,
Sie neigte ſich über ihn,
Daß ihre roſige Wange
Ein Abglanz der ſeinigen ſchien.

Nun pflückt ſie die ſchwerſte der Trauben,
Die ſelbſt die Schulter ihr tickt,
Die Rebe will ſie erquicken,
Wie ſie ihr Kind erquickt.

Und vor ihr, auf dem Tiſche,
Steht eine Flaſche Wein,
Ein Becher dabei, die werden
Wohl für den Gatten ſein!

Geräuſch! — „Dein Vater, Knabe!"
Sie ſchenkt den Becher voll.
Noch nicht! Die Birne fiel nur,
Die ſie ihm reichen ſoll.

Ich mögte vor ſie treten,
Es iſt noch eben Zeit,
Und ſprechen: laß mich trinken,
Ich habe noch ſo weit!

Sie würde den Trunk mir reichen,
Der ihm beſchieden war,
Mir würde ſein, als böt' ihn
Der Friede ſelbſt mir dar.

Doch nein, ich will mich wenden,
Der Wald iſt dick und wild,
Ich will in den Wald mich verlieren,
Wer tritt hinein in ein Bild!

2. Böſer Ort.

Ich habe mich ganz verloren,
Wie iſt hier Alles ſtumm!
Es drängen die ſchwarzen Bäume
Sich tückiſch um mich herum.

Sie wollen mich nicht mehr laſſen,
Mich aber treibt es fort,
Man ſpricht von böſen Orten,
Dies iſt ein böſer Ort!

Hier iſt ſchon Böſes geſchehen,
Und hier muß mehr geſcheh'n,
Wird's nicht an ihm begangen,
So muß es der Menſch begehn.

Die Blumen, ſo hoch ſie wachſen,
Sind blaß hier, wie der Tod,
Nur eine in der Mitte
Steht da in dunklem Roth.

Die hat es nicht von der Sonne,
Nie traf ſie deren Glut,
Sie hat es von der Erde,
Und die trank Menſchenblut!

Du ſollſt dich nicht länger brüſten
Auf meines Bruders Grab
In deinem geſtohl'nen Purpur,
Ich räch' ihn und breche dich ab!

Dort liegt ſie zu meinen Füßen!
Da ſchwingt ein Vogel ſich,
Setzt ſich mir gegenüber
Und pfeift und verſpottet mich.

„Jetzt läßt der Ort dich weiter,
Da ihm ſein Recht geſchah,
Du haſt die Blume getödtet,
Es war nichts Andres da.

3. Dicker Wald.

Seid ihr's wieder, finſtre Wälder,
Voll von Mord und Tod und Gift,
Wo man keine Grenzen-Wächter,
Doch zuweilen Räuber trifft?

Belladonna bietet gaſtlich
Ihre Kirſchen, roth und rund,
Und der Schlange grünes Auge
Blinzt mich an vom ſchwarzen Grund.

Eine Natter als Geſchmeide
Um den Hals, in dumpfem Sinn,
Kauert dort ein gelbes Mädchen,
Sie iſt Schlangen-Königin.

Hei, wie fühlt man hier ſein Leben,
Und wie hängt man ſich daran,
Wo aus nächſtem Buſch des Räubers
Erſter Schuß es nehmen kann.

Zwar iſt nichts bei mir zu holen,
Doch ſo wird die Hand geübt,
Und ich ſelbſt bin ja der Prieſter,
Der ihm im Voraus vergiebt.

4. Situation.

In die kühle Felſengrotte
  Tritt der junge Jäger ein.
Heiß iſt's draußen, um zu ſchlummern,
  Legt er ſtill ſich auf's Geſtein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
  Schließt ihm bald die Augen dicht:
Süßer Träume lichte Schatten
  Fliegen über ſein Geſicht.

In die kühle Felſengrotte
  Tritt ein Mädchen, hoch und ſchlank,
Sieht den Schläfer, hold erſchreckend,
  Naht ſich haſtig ſeiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
  Ruft mit Angſt: es iſt zu ſpät!
Macht des Kreuzes ſchirmend Zeichen
  Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildſchütz,
  Sieht den jungen Jägersmann,
Greift erblaſſend nach der Büchſe,
  Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
  Doch er drängt ſie ſtumm zurück;
Der hat einſt auf mich geſchoſſen!
  Sagt ihr ernſt und ſtreng ſein Blick.

„Sieh' ihn ſchlafen — ſpricht ſie leiſe —
  Er iſt jetzt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite ſteht ein Engel,
  Fühlſt du's nicht in deinem Trutz?“

Als er auflacht, fleht ſie innig:
  „Sieh, er ſchläft ſo ruhig fort!
Laß, bis er erwacht, ihn Leben!“ —
  Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintenſteine ſchraubend,
  Blickt er auf den Feind ſo wild;
Lautlos auf die Kniee ſinkend,
  Liegt ſie bleich, ein Marmorbild.

„Glaubſt du nicht an ſeinen Engel,
  Oder biſt du's ſelbſt zumeiſt?
Ach, ich bete — ſeufzt ſie weinend —
  Daß du nie ein Mörder ſei'ſt!

Pulver auf die Pfanne ſchüttend
  Spricht er finſter, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
  Iſt es nur, daß Der's nicht wird!“

Ringsum Stille, durch das Summen
  Eines Käfers kaum geſtört,
Tief genug, daß man des Schläfers
  Leiſe Athemzüge hört.

Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen
    Nacht ſich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
    Wie das zu löſen vermag!

Der mich bedrückte,
    Schläfſt du ſchon, Schmerz?
Was mich beglückte,
    Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
    Fühl' ich, zerran,
Aber den Schlummer
    Führten ſie leiſe heran.

Und im Entſchweben,
    Immer empor,
Kommt mir das Leben
    Ganz, wie ein Schlummerlied vor.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich Abends entkleide,
Gemachſam, Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich ſtill in die Wiege,
Die Winde brauſ'ten um's Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn thun;
Sie ſenken mich ſtill in die Erde,
Dann werd' ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träum' ich oftmals das:
Es wäre Eins von Beidem,
Nur wüßt' ich ſelber nicht was.

Nächtlicher Gruß.

An meine Freunde.

In dieſer dunklen Stunde
Der rings ergoßnen Nacht
Hab' ich bei Euch die Runde
Zu Gruß und Kuß gemacht.
In eines Jeden Hauſe
Sprach ich getreulich vor,
Bis in des Letzten Klauſe
Mein Geiſt ſich ganz verlor.

Nun ſeid Ihr längſt verſunken
In Schlaf und tiefen Traum,
Und ſchwingt Euch ahnungstrunken
Hoch über Zeit und Raum.
Leicht glaubt Ihr zu erſtreben,
Was nie die Erde bot,
Und habt ſo doppelt Leben
Für einen halben Tod.

Ich aber habe leiſe
Der Pforte mich genaht,
Die in die ew'gen Kreiſe
Euch aufgethan den Pfad,

Und all' die ſtumme Trauer,
Die mir das Herz noch ſchwellt,
Umſchwebt als letzter Schauer
Euch kalt aus dieſer Welt.

Vorfrühling.

Wie die Knospe hütend,
Daß ſie nicht Blume werde,
Liegt's ſo dumpf und brütend
Ueber der drängenden Erde.

Wolkenmaſſen ballten
Sich der Sonne entgegen,
Doch durch tauſend Spalten
Dringt der befruchtende Segen.

Glüh'nde Düfte ringeln
In die Höhe ſich munter
Flüchtig grüßend, züngeln
Streifende Lichter herunter.

Daß nun, ſtill erfriſchend,
Eins zum Andern ſich finde,
Rühren, Alles miſchend,
Sich lebendige Winde.

Die Roſen.

Als Du frühmorgens gingſt
Und an der Sonne hingſt,
  Pflückteſt du dir,
Die, von ihr angeglüht,
Still vor ihr aufgeblüht,
Und nun den Duft verſprüht,
  Roſen zur Zier.

Hältſt ſie noch Abends feſt?
Schmeichelte dir der Weſt
  Längſt ſie nicht ab?
Siehſt ja, ihr Leben ſchwand!
Wo iſt der Farbenbrand?
Doch nur in deiner Hand
  Sind ſie im Grab.

Gieb ſie den Winden preis,
Daß ſie mit ihnen leis
  Düngen den Strauch.
Fühlt's nicht ſogleich der Zweig,
Fühlt's doch die Wurzel gleich,
Und iſt nur dieſe reich
  Wird der es auch!

Sommerbild.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſteh'n,
Sie war, als ob ſie bluten könne, roth;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergeh'n:
So weit im Leben iſt zu nah am Tod!

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging.

Ein Bild aus Reichenau.

Auf einer Blume, roth und brennend, ſaß
  Ein Schmetterling, der ihren Honig ſog,
Und ſich in ſeiner Wolluſt ſo vergaß,
  Daß er vor mir nicht einmal weiter flog.

Ich wollte ſeh'n, wie ſüß die Blume war,
  Und brach ſie ab: er blieb an ſeinem Ort;
Ich flocht ſie der Geliebten in das Haar:
  Er ſog, wie aufgelöſt in Wonne, fort!

Herbſtgefühl.

Grünen, Blühen, Duften, Glänzen,
Reichſtes Leben ohne Gränzen,
Alles ſteigernd, nirgends ſtockend,
Selbſt die kühnſten Wünſche lockend:

Ja, da kann ich wohl zerfließen,
Aber nimmermehr genießen;
Solche Flügel tragen weiter,
Als zur nächſten Kirſchbaum-Leiter.

Doch, wenn roth die Blätter fallen,
Kühl die Nebelhauche wallen,
Leis durchſchauernd, nicht erfriſchend,
In den warmen Wind ſich miſchend:

Dann vom Endlos-Ungeheuren
Flücht' ich gern zum Menſchlich-Theuren,
Und in einer erſten Traube
Sieht die Frucht der Welt mein Glaube.

Spaziergang am Herbſtabend.

Wenn ich Abends einſam gehe
Und die Blätter fallen ſehe,
Finſterniſſe nieder wallen,
Ferne fromme Glocken hallen:

Ach, wie viele ſanfte Bilder,
Immer inniger und milder,
Schatten längſt vergangner Zeiten,
Seh' ich dann vorüber gleiten.

Was ich in den fernſten Stunden,
Oft nur halb bewußt, empfunden,
Dämmert auf in Seel' und Sinnen,
Mich noch einmal zu umſpinnen.

Und im inneren Zerfließen
Mein' ich's wieder zu genießen,
Was mich vormals glücklich machte,
Oder mir Vergeſſen brachte.

Doch, dann frag' ich mich mit Beben:
Iſt ſo ganz verarmt dein Leben?
Was du jetzt erſehnſt mit Schmerzen,
Sprich, was war es einſt dem Herzen?

Völlig dunkel iſt's geworden,
Schärfer bläſt der Wind aus Norden.
Und dies Blatt, dies kalt benetzte,
Iſt vielleicht vom Baum das letzte.

Herbſtbild.

Dieß iſt ein Herbſttag, wie ich keinen ſah!
Die Luft iſt ſtill, als athmete man kaum.
Und dennoch fallen raſchelnd, fern und nah.
Die ſchönſten Früchte ab von jedem Baum.

O ſtört ſie nicht, die Feier der Natur!
Dieß iſt die Leſe, die ſie ſelber hält,
Denn heute löſ't ſich von den Zweigen nur.
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Das Mädchen im Kampf mit ſich ſelbſt.

1.

Schweigend ſinkt die Nacht hernieder,
  Und in tiefſter Dunkelheit
Löſ't das Mädchen ihre Glieder
  Aus dem engen Sonntagskleid.
Aber ihre Hände irren
  Bei den Locken dann und wann,
Und um dieſe zu entwirren,
  Zündet ſie ihr Lämpchen an.

Schüchtern nun bei ſeinem Strahle
  Schaut ſie in des Spiegels Rund,
Und ihr thut zum erſten Male
  Ihrer Schönheit Macht ſich kund.
Tief erröthend, dennoch zaudernd,
  Blickt ſie fort und fort hinein;
Dann, wie vor ſich ſelbſt erſchaudernd,
  Löſcht ſie ſchnell der Lampe Schein.

Leiſe in ſich ſelbſt verſinkend
  Und aus eig'nen Zaubers Glanz
Inniges Genügen trinkend,
  Iſt ſie ſtill und ſelig ganz.

Doch ſie will die Luſt bezwingen,
Weil ſie aus ihr ſelber quillt,
Da verklärt dies holde Ringen,
Mailich ſüß ihr frommes Bild.

Und ſie ſieht's mit halbem Bangen,
Daß, je mehr ſie ſich verdammt,
Ihr's von Stirn und Mund und Wangen
Immer ſternenhafter flammt.
Gottes eig'ner Finger leuchtet
Golden durch ihr Angeſicht,
Und ſo wie ihr Blick ſich feuchtet,
Löſcht ihr Hauch zugleich das Licht.

2.

Doch zu nie erſchöpftem Segen
Wird dies heilige Empfinden
Auch ihr Innerſtes erregen
Und im Maß der Schönheit binden;

Aug' in Aug' mit ſich im Spiegel,
Feite ſie ſich ſelbſt auf immer;
Unzerbrechlich iſt das Siegel,
Wie auch lockt der Erde Schimmer.

Dieſe wunderbaren Formen,
Die des Leibes Bau ihr ſchmücken,
Werden die verwandten Normen
Auch in ihre Seele drücken.

Und ſo wird ihr inn'res Leben
All' die Harmonie erwiedern,
Die ſie mit geheimem Beben
Angeſchaut in Leib und Gliedern.

An einen Freund.

Was dir Schlimmes oder Gutes
Auch das Leben bringen kann,
Nimmſt du ſtets gelaß'nen Muthes
Und zufried'nen Sinnes an.

Nur das Ganze macht dir Sorgen,
Nur, was nie ein Menſch ermißt,
Ob ein Räthſel drin verborgen,
Und ob dies zu löſen iſt.

Kann der Buchſtab' denn ergründen,
Was das Wort bedeuten ſoll?
Wenn ſich alle treu verbünden,
Wird es ja von ſelber voll.

Nimm die Traube, wie die Beere,
Nimm das Leben, wie den Tag!
Was es auch zuletzt beſcheere,
Immer bleibt's ein Luſtgelag!

Eine Pflicht.

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich ſelbſt erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Haſt du je dich ſelbſt genoſſen,
Wenn man dich nicht erſt genießt?
Bleibſt Du nicht in dich verſchloſſen,
Wenn man ſich vor dir verſchließt?

Ja, durchſchauert es nicht leiſe
Auch die lieblichſte Geſtalt,
Wenn in einem blöden Kreiſe
Ihr verſagt die Allgewalt?

Aber wenn ſie, Luſt erweckend,
Dieſer Luſt ſich ſelbſt erfreut,
Und des Zaubers Macht entdeckend,
Den ſie übt, ihn ſtill erneut:

Hebt ſich da ihr Blick nicht freier,
Weil er fremdes Feuer trinkt?
Fällt die Angſt nicht, wie ein Schleier,
Erſt bemerkt, indem er ſinkt?

Drum ein ungetrübter Spiegel,
Schönheit, werd' ich ſtets dir ſein;
Der Vollendung Sternenſiegel
Kommt dir durch dein Bild allein!

Höchſtes Gebot.

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchſten ſchwillt!

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild,
Und denke, daß, wie tief er ſtecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen ſtillt!

Mahnung.

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
Die fort von dir was Theures reißt;
Sie ſchreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geiſt;
Sie will dich vorbereiten, ernſt,
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit Du heut entbehren lernſt,
Was morgen ſicher raubt der Tod.

An die Jünglinge.

Trinkt des Weines dunkle Kraft,
Die euch durch die Seele fließt,
Und zu heil'ger Rechenſchaft
Sie im Innerſten erſchließt!
Blickt hinab nun in den Grund,
Dem das Leben ſtill entſteigt,
Forſcht mit Ernſt, ob es geſund
Jedem Höchſten ſich verzweigt.

Geht an einen ſchaur'gen Ort,
Denkt an aller Ehren Strauß,
Sprecht dann laut das Schöpfungswort,
Sprecht das Wort: es werde! aus.

Ja, es werde! ſpricht auch Gott
Und ſein Segen ſenkt ſich ſtill,
Denn, den macht er nicht zum Spott,
Der ſich ſelbſt vollenden will.

Betet dann, doch betet nur
Zu Euch ſelbſt, und ihr beſchwört
Aus der eigenen Natur
Einen Geiſt, der euch erhört.
Leben heißt, tief einſam ſein;
In die ſpröde Knospe drängt
Sich kein Tropfe Thau's hinein,
Eh' ſie inn're Glut zerſprengt.

Gott dem Herrn iſt's ein Triumpf,
Wenn ihr nicht vor ihm vergeh't,
Wenn ihr, ſtatt im Staube dumpf
Hinzuknieen, herrlich ſteht,
Wenn ihr ſtolz, dem Baume gleich,
Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Laſt des Segens euch
Erſt hinab zur Erde drückt.

Fort den Wein! Wer noch nicht flammt,
Iſt nicht ſeines Kuſſes werth,
Und wer ſelbſt vom Feuer ſtammt,
Steht ſchon lange glutverklärt.

Euch geziemt nur Eine Luſt,
Nur ein Gang durch Sturm und Nacht,
Der aus eurer dunklen Bruſt
Einen Sternenhimmel macht.

Adams Opfer.

Die ſchönſten Früchte, friſch gepflückt,
Trägt er zum grünen Feſtaltar,
Und bringt, mit Blumen reich geſchmückt,
Sie fromm als Morgenopfer dar.

Erſt blickt er froh, dann wird er ſtill:
O Herr, wie arm erſchein' ich mir!
Wenn ich den Dank dir bringen will,
So borge ich ſelbſt den von dir!

Der Baum in der Wüſte.

Es ſteht ein Baum im Wüſtenſand,
Der einzige, der dort gedieh;
Die Sonne hat ihn faſt verbrannt,
Der Regen tränkt den durſt'gen nie.

In ſeiner falben Krone hängt
Gewürzig eine Frucht voll Saft,
Er hat ſein Mark hineingedrängt,
Sein Leben, ſeine höchſte Kraft.

Die Stunde, wo ſie, überſchwer,
Zu Boden fallen muß, iſt nah,
Es zieht kein Wanderer daher
Und für ihn ſelbſt iſt ſie nicht da.

Erquickung.

Der Vater geht hinaus auf's Land,
Sein munt'res Knäblein an der Hand;
Getragen iſt des Tages Laſt,
Nun geht er bei der Nacht zu Gaſt.

Solch friſches Menſchenangeſicht,
Draus Heiterkeit und Friede ſpricht,
Das iſt mir wie ein Bibelbuch,
Ich ſchau' hinein, und hab' genug.

Bin längſt nicht mehr der Thor, der fragt:
Was haſt du ſelber dir erjagt?
Das aber giebt mir ein Gefühl,
Als gäb's für And're doch ein Ziel.

In das Album meiner Frau.

In deiner Seele unbeflecktem Adel,
In ihrer Unſchuld, wurzeln deine Schwächen,
Und was die Meiſten vor gemeinem Tadel
Bewahrt, das iſt ihr innerſtes Gebrechen.

Es könnte Einer dir das Leben rauben,
Und wäre dir ſchon halb dein Blut entquollen,
So würdeſt du ihm noch im Sterben glauben,
Er hätt' dir bloß die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
So darf ſie Nichts von ihrem Feind ihr ſagen,
Sie kann nur dann das Herrlichſte geſtalten,
Doch muß ſie ſeinen Untergang auch wagen.

Oft wünſch' ich dir zu deinem vollen Frieden,
Du mögteſt in der Bruſt des Feindes leſen,
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beſchieden,
Denn dieſer Mangel trägt dein ganzes Weſen!

Meiner Tochter Chriſtine in's Gebetbuch.

Zu ihrer Confirmation.

Das Mägdlein tritt im weißen Feierkleid
Zum erſten Mal vor Gott an den Altar,
Und auch der Greiſin hält man es bereit.
Die niederſinkt an ihrer Todtenbahr.

Doch ich, Du theures Kind, ich wünſche dir,
Daß, wie am erſten und am letzten Tag,
Dir dieß Gewand, der Unſchuld ew'ge Zier,
An jedem ander'n auch geziemen mag.

Dir ſchmückt die junge Bruſt ein Myrthenzweig,
Und eine Roſenknospe glänzt dabei:
O, werde du der frommen Myrthe gleich,
Damit dein Schickſal das der Roſe ſei.

Sie trägt nicht immerdar das freud'ge Roth,
Wenn ſie ſich löſt aus ihrer Knospe Grün,
Doch, ob ſie auch ſo bleich iſt, wie der Tod,
Ihr Kelch bewahrt ein letztes ſtilles Glüh'n!

Großmutter.

Mit Ehrfurcht ſtand ich einſt vor dir,
In einer ernſten Stunde;
Den Segen, fromm, erbat ich mir
Von deinem heil'gen Munde.
Du ſahſt nicht mehr, du hörteſt kaum,
Kalt waren deine Hände,
Und ſprachſt du, war's, als ob im Traum
Ein Todter Worte fände.

Du ſtrichſt die Locken mir zurück,
Dann frugſt du manche Sachen,
Und bateſt mich, dein letztes Glück
Im Alter noch zu machen.
„Sie ſagten mir, du wäreſt todt!“
Dumpf riefſt du's aus und weinteſt;
Da ward mir klar in deiner Noth,
Daß du den Vater meinteſt.

Von ſeinem Leben ſprachſt du nun,
Als wär's mein eig'nes Leben:
Ich ſah ihn in der Wiege ruh'n,
Mit Wonne dich daneben;
Ich gab durch manches ſchöne Jahr
Gerührt ihm das Geleite;
Ich ſah ihn endlich am Altar,
An meiner Mutter Seite.

Manch ſchlichtes Glück erfreute ihn,
Ich wurde ihm geboren;
Mein Bruder dann; jetzt aber ſchien
Der Faden dir verloren.
Du ſtockteſt plötzlich, bracheſt ab
Und frugſt, was nun gekommen,
Ich dachte an ſein frühes Grab,
Doch ſchwieg ich, tief beklommen.

Du ſchluchzteſt, aufgethaut und weich,
Als hätt'ſt du Nichts vergeſſen,
Und doch begannſt du zugleich
Von einer Frucht zu eſſen.
Den Stuhl zum Ofen ſchobſt du dann,
Dich wieder einſam wähnend,
Und fingeſt laut zu beten an
Dein Haupt vorüber lehnend.

Ich aber ſah von fern die Zeit
Auch mein ſchon dunkel harren,
Wo mir die Welt Nichts weiter beut,
Als Gräber aufzuſcharren,
Und, weil dem ſchlotternden Gebein
Sich noch verſagt das Bette,
Ich, ſelbſt verglüht, in Gottes Sein
Mich ſtill hinüber rette.

Ein Spaziergang in Paris.

Es war ein ſommerſchöner Frühlingstag,
Und frühe ſchon verließ ich mein Gemach,
Mit Wonne trank ich die durchglühte Luft
Und eines Veilchenſtraußes lauen Duft,
Den auf dem Boulevard mir, jung und roth,
Als ich vorüberſtrich, ein Mädchen bot,

Und als ich weiter ging, und fern und nah
Das friſche Leben ſich entbinden ſah,
Im Lied der Vögel, in der Sonne Licht,
Und in der Menſchen frohem Angeſicht,
Das Alles ſpiegelt, was zu Leid und Luſt
Sich ſtill-geheim gebiert in tiefſter Bruſt:

Da ward in mir das Innerſte gelöſt,
Des Weſens Kern und Wurzel wie entblößt,
Und was in mir nicht leuchtet und nicht klingt,
Weil es in andrer Form zum Daſein dringt,
Das leuchtete und klang, es rann in Eins
Mit Strahl und Ton zur Fülle neuen Seins.

Ich lebte ganz: der ew'gen Kräſte Strom
Zog hin durch mich, durch's Engſte, durch's Atom,
Ich wurde aus dem Ring, der mich umengt,
In's Unermeßliche hinausgedrängt,
Ich fühlte, was ich ſein kann, was ich bin,
Und gab, wie gern, für Jenes Dies dahin.

Das trieb aus mir den Tod auf ewig aus,
Es iſt ein Tauſch, wie machte der mir Graus!
Wer je geahnt, was Alles in ihm ſtarb,
Als er die letzte ſpröde Form erwarb,
Der ſchaudert nicht, wenn ſie zerſpringt, er weiß:
Nun tritt die Kraft nur in ein neues Reis.

Der Mittag kam, und weil es Longchamp war,
So ſchloß ich mich an die geputzte Schaar,
Die ſich ergießt durch's Eliſä'ſche Feld
An dieſem Oſtertag der ſchönen Welt,
Wo zwar noch Chriſtus nicht, doch, heiß erfleht,
Schon die Pariſer Mode auferſteht.

Ein putz'ger Anblick! Hier der Obelisk,
Der einſt, umrauſcht von Palm' und Tamarisk,
Seſoſtris grüßte; voll granit'nen Hohn's
Der Siegesbogen dort Napoleon's,
Und in der Mitte hin und her, im Staat,
Was ſich ein neues Kleid erobert hat!

Wie glücklich iſt ein diſtinguirter Mann!
In Frankreich auch erkennt's der Haufe an.
Wie wird ein Shawl, ein ſeid'nes Flor-Geſpinſt.
Ein Perlenſchmuck bewundert und begrinſt!
Weit mehr als Sonn' und Mond, denn deren Glanz
Flicht keine Dame in den Lockenkranz.

Mir war, als ſäh' ich in der Komödie
Mein Innerſtes in heit'rer Traveſtie
Mir vorgeführt; wie ich um ſeine Kraft
Den Proteus, der ſich raſtlos umerſchafft,
So neidete mich ſelbſt des Bettlers Wuth
Vielleicht um Wunder, die der Schneider thut.

O Cäſar, haſt du je daran gedacht,
Daß ſelbſt im Tod dir noch dein Glück gelacht?
Zwar — dreiundzwanzig Wunden ſind genug
Für den, der Rom nur halb in Bande ſchlug,
Doch finden konnteſt du das gleiche Ziel,
Weil deine Toga einem Dieb gefiel!

Es dämmerte, die ſchöne Welt verlor
Sich mit dem Tag, nun raſte um mein Ohr
Von zwanzig Volkstheatern die Muſik,
Dazwiſchen viel Geſang, Gejauchz, Gequieck.
Vor jedem wurden Lampen angeſteckt,
Weil das die Luſt in Volk und Kindern weckt.

An Hoftheatern komm' ich leicht vorbei,
Doch eine Bude bleibt mir ewig neu.
Wo wär auch, den das „Bild der Welt“ nicht reizt,
Wenn ſich darin Natur und Kunſt verkreuzt,
Wenn jede zeigt, was ſie nicht zeigen will,
Und eine um die andre keiſt: ſei ſtill!

Wen läßt das veni vidi vici kalt,
Wenn's ſtolz und breit aus Bettlers Mund erſchallt?
Wer hört nicht das: Nichts iſt unmöglich! gern,
Wenn unten gleich der Stiefel ſeinem Herrn
Das Gegentheil beweiſt, an deſſen Riß
Man ſieht, der Schuſter trotzt dem Mann gewiß.

Hinein denn! Aber wo? Die Wahl iſt ſchwer,
Der zeigt uns zwanzig Wunder; dreißig der.
Dort la Gloire de France! Wer ſchwankte noch!
Das iſt der Ort! Denn ſehen muß ich doch,
Wer für den Mann des Schickſals unverzagt,
Wenn's nöthig iſt, das Wort zu nehmen wagt.

Ein alter Tambour! Schau'n wir denn auf ihn!
So wär' er eingezogen in Berlin!
So hätte er bei Auſterlitz gebrüllt!
So in den Mantel ſich bei Ulm gehüllt! —
Sah dich dein Kaiſer als Komödiant,
Er hätt' aus Angſt zum Marſchall dich ernannt.

Und doch, ſo wie du ihn, hat er den Geiſt
Der Welt, der abermals umſonſt gekreiſt,
Vielleicht geſpielt, und dieſer rächt durch dich
Für ſeine eig'ne Parodirung ſich,
So wie er ſchon vorher durch Walter Scott
Zum wackern Mann herabgeſetzt den Gott.

Ade, o Kaiſer! Der zu Tod dich ſtach,
Der Wurm umkriecht jetzt deinen Sarkophag,
Und ach, der Schwindel dieſes Wurm-Gehirns
Beſchreibt den Kreislauf deines Ruhm-Geſtirns!
Denn, haſt du mehr von deiner Majeſtät,
Als daß ſich dies noch tauſend Jahre dreht?

Die Nacht brach ein, die Nacht, die, wie vom Kleid
Den Leib, ſo auch vom Leib den Geiſt befreit,
Die, daß die Lebenspoſſe ganz zerſtiebt,
Uns im voraus den Tod zu koſten giebt,
Und auch ſchon Flocken aus dem Faden züpft,
Der uns mit allem Sein der Welt verknüpft.

Ich ging zurück, nicht matt, doch überſatt.
Jetzt ein Glas Wein noch und ein Zeitungsblatt!
Ein Wink, und beides ſtand mir zu Gebot.
Ein Blick, und keinen mehr: Thorwaldſen todt!
Ein banges Schweigen, wie am heil'gen Ort!
Kein Lebewohl! Doch endlich dieſes Wort:

So war ihm jeder Genius geneigt!
Das hat ihm auch der letzte nun gezeigt!
Er ſtirbt nicht! Lebt! Iſt todt! So fällt ein Stern!
Das Fallen ſelbſt iſt ſchön! Man ſieht's noch gern!
Das war der Tod, den die Natur gewollt!
So ſtirbt, was ganz gelebt, wie es geſollt!

Er ſelbſt war ein Geſchenk. Ein zweites war
Sein Leben bis in's ſiebenzigſte Jahr.
So packt mich jetzt denn auch kein grimmer Schmerz.
Doch jener Schauder greift mir ſtark an's Herz,
Der uns erfaßt, wenn ſcheidet ſolch ein Mann,
Den ein Jahrtauſend erſt erſetzen kann!

Denn Künſtler-Größen löſen ſich nicht ab,
Wie Schildwacht Schildwacht an des Kaiſers Grab.
In immer längern Pauſen kehren ſie;
Denn immer ſchwerer wird die Harmonie,
Bis endlich alle weicht, und der Planet —
Wie jetzt der Menſch, ſein Sohn, vielleicht vergeht!

Nun ſtehen alle Kaiſerſtühle leer!
Seit Raphael erſtand kein Maler mehr,
Der ſich durch Geiſtesfülle und Talent
Mehr aufgerichtet, als ein Monument.
Zwar groß ſind Vernet und Cornelius,
Doch wie? Als erſter oder — letzter Gruß!

Beethoven ſchied. Und während er verſchnauft,
Herrſcht Meyerbeer, der hundert Orgeln kauft,
Damit der Komponiſt, der mit ihm ringt,
Nicht eine vor ihm auf die Bühne bringt.
Beethoven hätt' der Orgel ſelbſt vertraut,
Was dieſer auf die erſte Orgel baut.

Goethe ging heim. Das Diadem zerſprang,
Das achtzig Jahre ſeine Stirn umſchlang.
Nun zeigt wohl mancher ein Juwel daraus,
Doch wer verflicht ſie abermals zum Strauß?
Wer iſt es, der den Geiſt und die Natur,
Wie er, ergreift auf ungetrennter Spur?

Thorwaldſen folgt, der Letzte wohl im Zug,
Der aus dem Marmor griech'ſches Feuer ſchlug,
Der das, was werden ſollte und nicht ward,
Weil es im Werden ſelbſt ſchon halb erſtarrt,
Das ungeſchaff'ne Urbild alles Seins,
Erlöſte aus dem ſpröden Schooß des Steins.

Fahr' wohl! Noch nicht! So lang' ich dieſes Wort
Nicht ſprach, ſo lange kannſt du noch nicht fort!
Das iſt, die Liebe hat es wohl erkannt,
Der letzte Zauber, der die Schatten bannt,
Sie kehren um, wenn's nicht ertönt, man ſieht
Das Liebſte noch einmal, bevor es flieht.

So trittſt auch du vor meinen innern Sinn,
Damit ich Abſchied von dir nehme, hin;
Wie ich dich einſt bei Oehlenſchläger ſah,
So ſtehſt du herrlich wieder vor mir da,
Schon ungenannt erkannt, und anzuſchau'n,
Als hätt'ſt du ſelbſt dich aus dem Fels gehau'n.

Du riefſt mir freundlich ein Willkommen zu,
Ich rufe jetzt in deine ew'ge Ruh
Aus tiefſter Bruſt ein Fahrewohl dir nach,
Und dieſen Kranz, bunt, wie ihn mir der Tag
Aus wilden Blumen mit und ohne Duft
Geflochten, lege ich auf deine Gruft!

Ein Geburtstag auf der Reiſe.

Wie wird mir ſo beklommen,
Obgleich ich ruhig ſchlief!
Wär' heut der Tag gekommen,
Der mich in's Leben rief?
Ja, ſagt mir der Kalender,
Ein Strauß des Freundes auch,
Den der zu milde Spender
Mir flocht am Lorbeerſtrauch.

Ach, was ſind das für Boten!
Wo bleiben Weib und Kind,
Die ſonſt, zum Liebesknoten
Verſchränkt die erſten ſind!
Heran, heran, wie immer,
Du theures, theures Paar,
Sonſt wage ich mich nimmer
Hinein in's neue Jahr.

Daß ich noch Athem hole,
Verdank' ich Euch allein,
Denn ihr ſeid meine Pole
Und werdet's ewig ſein!

Wie ſollt' ich wohl noch ringen,
Wär's nicht des Vaters Pflicht?
Und könnt' es mir gelingen,
Stärkte dies Weib mich nicht?

Drum ſchnell, ich muß euch ſchauen!
Chriſtine, an mein Herz,
Du innigſte der Frauen,
Eh' es erſtarrt vor Schmerz.
Und daß ich zwiefach nippe,
Reich' auch dein Kind zum Kuß,
Das meiner bärt'gen Lippe
Nur naht, wenn's eben muß.

Sie zögern noch! Ermannung!
Sie ſind dir heut zu fern!
Du lebſt in der Verbannung,
Doch nicht von Stern zu Stern!
Du ward'ſt auf eine Weile
Dem Paradies entrückt,
Damit es dir zum Heile,
Bald doppelt dich beglückt.

Nun wohl, ich will es tragen,
Bin ich auch Duldens ſatt;
Ich ward zurück verſchlagen
In eine finſt're Stadt,

Wo ich, der Welt verborgen,
Beſtand den erſten Streit,
Drum werde dieſer Morgen
Der Pilgerſchaft geweiht.

Es iſt die rechte Stunde,
Ein Schlachtfeld zu beſchau'n,
Ich mache flugs die Runde
Und thu' es ohne Grau'n,
Als wären's ſchon Aeonen,
Wo ich hier, ſtumm, doch bang,
Mit jedem der Dämonen
Auf Tod und Leben rang.

Drum erſt zum kleinen Hauſe,
Das mich beherbergt hat!
In dieſer dunklen Klauſe
Reift' ich zur Dichterthat,
Viel litt ich da im Stillen,
Viel hat's in mir geſchafft:
Von Gott den reinen Willen,
Vom Teufel jede Kraft.

Vorüber doch, vorüber!
Mir wird in meinem Sinn
Auf einmal trüb und trüber,
Nun ich zur Stelle bin.

Mir deucht, durch dieſes Fenſter
  Grinſt noch der ganze Chor
Der Larven und Geſpenſter,
  Die mich gequält, hervor.

Dafür zum Königsgarten
  Mit raſchem Schritt hinab!
Er war's, der dem Erſtarrten
  Stets wieder Leben gab,
Der, wenn mich eine Mahnung
  Des Todes tief geſchreckt,
Mich gleich durch eine Ahnung
  Der Zukunft neu geweckt.

O Park, ſei mir geſegnet!
  Bleib' ewig friſch und grün,
Und wenn's nur einmal regnet,
  So ſollſt du zweimal blüh'n!
In jeden deiner Gänge
  Verlier' ich mich mit Luſt,
Denn jeder hat Geſänge
  Gehaucht in meine Bruſt.

Hier zeigte, wie im Traume,
  Sich mir die Judith ſchon!
Dort unter'm Tannenbaume
  Sah ich den Tiſchlerſohn,

Da drüben winkte leiſe
  Mir Genoveva's Hand
Und in des Weihers Kreiſe
  Fand ich den Diamant.

Dann wollt' es mich bedünken,
  Ich ſei unendlich reich!
Mein Buſen war dem Blinken
  Des Sternenhimmels gleich:
Schon viele ſind aufgegangen
  In wandelloſer Pracht,
Mehr glaubt man noch umfangen
  Vom ſtillen Schooß der Nacht.

Zwar blieben's damals Schemen,
  Mir nur zum Troſt geſchickt,
Sie mußten Abſchied nehmen,
  So wie ich ſie erblickt.
Das fügte tauſend Schmerzen
  Den ſchwerſten noch hinzu,
Doch kam zuletzt dem Herzen
  Durch ſie allein die Ruh.

Denn als ſie Blut getrunken,
  Wie des Odyſſeus Schaar
Im Hades, deren Funken
  Längſt ſtill verglommen war:

Da wandelten die Schatten
  Sich in Geſtalten ſchnell,
Und nun ſie Leben hatten,
  Ward's rings um mich auch hell.

So will's ja der Berather
  Der Welt, daß in der Kunſt
Das Kind den eig'nen Vater
  Erlöſt vom ird'ſchen Dunſt,
Und für die heil'ge Schüſſel
  Voll Blut's, die er vergießt,
Ihm dankt mit einem Schlüſſel,
  Der ihm das All erſchließt.

Auf dem Meer.

(Bei einer Ueberfahrt nach Copenhagen im Feuerjahr 1842.)

Allheilig Meer! Es donnern deine Klänge
  Mir ſo gewaltig in's erſchreckte Ohr,
Als brächen die verhalt'nen Fluchgeſänge
  Begrabener Titanen draus hervor.

Sie ſtürzten ſich hinab in deine Wogen,
Sie wollten ſterben; aber um den Tod
Hat deine falſche Tiefe ſie betrogen,
Sie tragen noch des Lebens öde Noth.

Sie wiſſen's jetzt: man kann nicht einzeln ſterben;
So lange noch ein Zwerg auf Erden lebt,
Wird ſich kein Gott den ganzen Tod erwerben,
Ob er im Meer, im Aetna ſich begräbt.

Sie ſehen jetzt die blöden Menſchen kauern
Um ihres großen Daſeins Aſchenreſt;
Da grollen ſie: ſoll das denn ewig dauern?
Wie lange hält der Wurm die Wärme feſt!

Uns kreiste doch das Ganze in den Adern,
Das jetzt zu Tropfen tauſendfach zerrann;
Wir mußten dennoch mit den Göttern hadern,
Jetzt haben Legionen g'nug daran!

So grollen ſie im Aetna und im Grunde
Des Meers, und nicken langſam wieder ein:
Doch nach Jahrhunderten ruft eine Stunde
Sie abermals zurück in's öde Sein.

Dann wähnen ſie: nun iſt die Welt am Ende,
Und dies Erwachen iſt das letzte Weh!
Dann wirft der Eine ſeine Feuerbrände,
Dann rast der Andre in dem Schooß der See.

Ich ahnt' es längſt! die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgeſtört,
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört.

War's Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit ſeiner Aetnafackel angeſteckt?
Und iſt's ein And'rer, oder iſt's derſelbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeiſt weckt?

Wohlauf! Zurückgeſchlagen ſind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere, fern und nah',
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zuſammen,
Wie Aeſchylos es im Prometheus ſah!

Proteus.

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erſchuf und erſchafft,
Sie hat es in Formen, in ſteife, gehüllt,
In ſtarrende Normen das Leben gefüllt.

Und wie's in den Formen auch brauſet und ziſcht,
So bleibt es doch immer mit Erde gemiſcht,
Nie kann ſich's entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es ſo trübe, da wird es ſo kalt.

Doch mich hat ſie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem ſie grauſam die Weſen umfing.
Ich ſteige hinunter, ich ſteige empor
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich ſchlürfe begierig aus jeglichem Sein
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir ſchnell
Die Pforten entriegeln zum innerſten Quell.

Ich bin's, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigſte Strömung erregt,
Und dann, was ſie innerlich eigen beſitzt,
Enteilend, in's dürſtende Weltall verſpritzt.

Ha, oben in Wolken in bläulichem Glanz
Mit brauſenden Stürmen der ſchwindelnde Tanz!
Als Blitz, dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen, dies Tränken der durſtigen Au!

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das ſtille Verſchließen, das liebliche Ruh'n!
Und wenn ich entſteige der thauigen Gruft,
Umſtrömt mich, entbunden, der glühendſte Duft!

O ſeliges Wohnen in Nachtigallbruſt,
O ſüßes Zerrinnen in heimlichſter Luſt!
Ich hauch' ihr die Liebe in's klopfende Herz,
Dann ſcheid' ich, da ſingt ſie in ewigem Schmerz.

In Seelen der Menſchen hinein und hinaus!
Sie mögten mich feſſeln, o neckiſcher Strauß!
Die fromme des Dichters nur iſt's, die mich hält,
Ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt.

Zwei Wandrer.

Ein Stummer zieht durch die Lande,
  Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur Einem darf er's verkünden,
  Den er noch nicht geſchaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
  Gott ſelber hieß ihn geh'n,
Dem hat er das Ohr verriegelt,
Und Jenem die Lippe verſiegelt,
  Bis ſie einander ſeh'n.

Dann wird der Stumme reden,
  Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird ſie gleich entziffern,
Die dunkeln göttlichen Chiffern,
  Dann zieh'n ſie gen Morgen fort.

Daß ſich die Beiden finden,
Ihr Menſchen, betet viel.
Wenn, die jetzt einſam wandern,
Treffen, Einer den Andern,
Iſt alle Welt am Ziel.

Erleuchtung.

In unermeßlich tiefen Stunden
Haſt du, in ahnungsvollem Schmerz,
Den Geiſt des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in dein Herz?

Jedwedes Daſein zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er ſich in die engen Grenzen
Der Sterblichkeit als reichſter Gaſt.

Da thuſt du in die dunkeln Riſſe
Des Unerforſchten einen Blick,
Und nimmſt in deine Finſterniſſe
Ein leuchtend Bild der Welt zurück:

Du trinkſt das allgemeinſte Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und in's Unendliche verſchweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß.

Geburtsnachts-Traum.

Ich durfte über Nacht im Traum
Ein ſeltſam Feſt begehen,
Ich habe meine Väter all'
Um mich vereint geſehen.

Mein Vater führte ſtumm den Zug,
Er lächelte hinüber
Dann aber wandte er ſich ab,
Ihm ward das Auge trüber.

Er war der Letzte, welcher ſtarb,
Noch hatt' er all' die Milde;
Der Himmel hatte Nichts verſchönt
An ſeinem theuren Bilde.

Großvater nahte nun heran,
  Der mich zu wiegen pflegte,
Eh', wie er mich, ihn ſelbſt der Tod
  In's ſtille Bette legte.

Ich habe ihn ſogleich erkannt,
  Als hätte, wie die Niſche
Den Heiligen, mein Herz ſein Bild
  Bewahrt in voller Friſche.

Sein Auge weilte, wie erſtaunt,
  Auf mir und ſchien zu fragen:
Biſt du daſſelbe kleine Kind,
  Das einſt mein Arm getragen?

Großmutter auch, ſie nahte ſich,
  Die mildeſte der Frauen;
Auf meinen Vater ſchien ſie bald
  Und bald auf mich zu ſchauen.

Und als ſie fand, daß ich ihm glich,
  Ging in den bleichen Zügen,
Als wär's ein neues Leben, auf
  Das innigſte Vergnügen.

Nun trat ein ernſter Mann herzu,
  Den ich nicht mehr erkannte,
Doch ſah ich, daß er freundlich ſich
  Zu meinem Vater wandte.

Und immer größer ward die Schaar
Von Männern, welche kamen,
Und ſtets durchzuckte mir's die Bruſt:
Du biſt von ihrem Saamen!

Auch zarter Frauen nahten viel
In Trachten, fremd und eigen;
Ein ſchlummerndes Jahrhundert ſchien
Mit jeder aufzuſteigen.

Die ſanften Augen waren all'
So ſüß auf mich geheftet,
Doch war der lächelnd holde Mund
Zur Rede zu entkräftet.

Vom Thurme ſchlug es, dumpf und bang,
Sie ſchieden mit Getümmel;
Die Männer deuteten auf's Grab,
Die Frauen auf den Himmel.

Das war die Stund', die mich gebar;
Nun frag' ich mich mit Beben:
Ob ſich das Leben und der Tod
Im Grabe noch verweben?

Ob, die ſich regt in meiner Bruſt,
Die ungeſtüme Flamme,
Die Todten noch im Schlummer ſtört,
Aus deren Blut ich ſtamme?

Ob ſie mir blaß zur Seite geh'n,
Unmächtig, zu erſcheinen,
Und lächeln, wenn ich glücklich bin,
Und wenn ich's nicht bin, weinen?

Und ob ich ſelbſt dereinſt mein Kind,
Statt ruhig auszuſchlafen,
Durch Nacht und Sturm begleiten muß
Bis an den letzten Hafen?

Dämmer-Empfindung.

Was treibt mich hier von hinnen?
Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was iſt's, das ich gewinnen,
Und was, womit ich's kaufen ſoll?

Trat unſichtbar mein Erbe,
Ein Geiſt, ein luſt'ger, ſchon heran,
Und drängt mich, daß ich ſterbe,
Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
  Die Traube ſchon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
  Und will, daß meine Hand ſie ſtreift?

Reminiscenz.

Millionen öde Jahre
  Lag ich ſchon in dumpfem Schlaf,
Als aus einem Augenpaare
  Mich der Strahlen erſter traf.

Da begann ich, mich zu regen,
  Ich empfand des Werdens Schmerz,
Und mit ungewiſſen Schlägen
  Setzte ſich in mir ein Herz.

In die allerfernſte Ferne
  Wich das Augenpaar zurück,
Doch als zwei vereinte Sterne
  Flimmt es noch in meinen Blick.

Nehmt, o nehmt den Funken wieder,
Der zu euch zurück begehrt!
Fühl' ich's doch, o neigt euch nieder,
Daß ihr ſelbſt ihn ſtill entbehrt.

Dieſes Dämmerſein auf Erden,
Wähnt ihr, es erliſcht zu bald?
Ach, der Wunſch, verzehrt zu werden,
Iſt ſein einziger Gehalt!

Roſe und Lilie.

Die Roſe liebt die Lilie,
Sie ſteht zu ihren Füßen!
Bald löſ't die Glut ihr ſchönſtes Blatt,
Es fällt, um ſie zu grüßen.

Die Lilie bemerkt es wohl,
Sie hätt' das Blättlein gerne;
Der Wind verweht's, und Blatt nach Blatt
Jagt er in alle Ferne.

Die Roſe doch läßt nimmer ab,
Läßt immer neue fallen:
Sie grüßt, und grüßt ſich faſt zu Tod,
Doch keines trifft von allen.

Daß letzte fängt die Lilie
Und thut ſich dicht zuſammen;
Nun glüht das Blatt in ihrem Kelch,
Als wär's ein Herz voll Flammen.

Blume und Duft.

In Frühlings Heiligthume,
Wenn dir ein Duft an's Tiefſte rührt,
Da ſuche nicht die Blume,
Der ihn ein Hauch entführt.

Der Duft läßt Ew'ges ahnen,
Von unbegrenztem Leben voll;
Die Blume kann nur mahnen,
Wie ſchnell ſie welken ſoll.

Der Sonnen-Jüngling.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum erſten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen,
Er kehrt ſich glühend ab in ſüßem Bangen,
Doch blüh'n ſchon Veilchen auf vor ſeinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu ſeiner Qual
Iſt ſchnell die erſte Lilie aufgegangen;
Beim dritten Mal ſieht er die Roſe prangen,
Nun muß er raſtlos blicken, ohne Wahl.

Und ach, je länger er ſie nun betrachtet,
Je größer wird in ſeiner Bruſt das Sehnen,
Weil ſie ſich immer lieblicher geſtaltet.

Er aber, der ſich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in ſeinem Weh und ſeinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur ſein Blick entfaltet.

Horn und Flöte.

Tief in des Berges Grunde,
  Da ruhte das Metall,
In ödem Steingeklüfte,
  Taub, ohne Glanz und Schall.
Oft um des Berges Gipfel
  Hat dumpf der Sturm gerauſcht,
Man hat in ſeinen Tiefen
  Gewäſſerſturz erlauſcht.

Fern an des Ganges Ufer,
  Da ſtand der Sandelbaum;
Die Sonne einſam drüber
  Im weiten Himmelsraum.
Goß die auf ihn hernieder
  Der Strahlen heiße Glut,
So kühlte ihn der Lotos
  Durch ſeiner Düfte Flut.

Man wagte ſich hinunter
  Bis zu des Berges Herz
Und ſtahl mit keckem Finger
  Sein treu bewahrtes Erz.

Durch Feuer und durch Waſſer
Hat das den Weg gemacht,
Draus haben Menſchen-Hände
Ein Horn hervorgebracht.

Es haben gift'ge Winde
Den edlen Baum entſtellt,
Dann hat ein fleiß'ger Schiffer
Ihn ganz und gar gefällt.
Ihn über's Meer zu führen,
Hielt er ihn nicht zu ſchlecht,
Zur Flöte fand ein Meiſter
Drauf einen Zweig gerecht.

Nun bläſeſt du die Flöte
Und du das Horn zur Stund',
Und Horn und Flöte machen
Mir manch' Geheimniß kund.
Bald in des Berges Schooße
Vermeine ich zu ſein,
Und bald mich zu ergehen
In Indiens Sonnenſchein.

Der Kranke.

Der Kranke in ſeinem Bette,
  Wie ſchlief er ſo ſchwer und bang,
Als hin zu der ſchwülen Stätte
  Der erſte Lenzhauch drang.

Ein Fenſter war aufgegangen,
  Durch das er hinein ſich ſtahl,
Nun kühlt er die heißen Wangen,
  Die glühende Stirn zumal.

Und all' dies linde Koſen,
  Das Blüten gelockt aus dem Baum,
Es giebt dem Hoffnungsloſen
  Geneſung in ſüßem Traum.

Doch ach, der holde Gedanke
  Erſchüttert zu ſehr ſein Herz.
Vor Freuden erwacht der Kranke
  Und fühlt den alten Schmerz.

Das Grab.

Mir war, als müßt' ich graben
Und grub gar tief hinab;
Grub in die Läng' und Breite,
Am Ende ward's ein Grab.

War, weiß nicht wie, gezwungen,
Hab's nimmer gern gethan,
Doch ſollt' ich, was ich wünſchte,
Zuletzt als Lohn empfah'n.

Das Grab war aufgeworfen,
Matt ſank mir Arm und Bein,
Ich hatte Nichts mehr zu wünſchen
Und legte mich ſelbſt hinein.

Die Schönheit der Welt.

Weiß ich nicht, wie du entſprungen,
Weiß ich doch, was dich erhält,
Was den Streit in dir bezwungen,
Und mit ihm den Tod, o Welt!

Der Zerſtörung wilde Triebe,
Die kein Selbſtgenuß noch band,
Sind erloſchen in der Liebe,
Seit du dich als ſchön erkannt!

Dem Adon, der ſterben wollte,
Zeigt ſein erſtes Bild das Grab,
Das im Fluß ihn decken ſollte,
Und er ſpringt nicht mehr hinab.

Das Hermelin.

Der Jäger ſpürt dem reinſten Hermelin
Seit lange nach, doch welches Netz er ſtellt,
Das edle Thier weiß jedes klug zu flieh'n
Und hüpft nur um ſo froher durch das Feld.

Da aber ritzt es ſich an einem Dorn
Und hält für einen Fleck ſein eignes Blut:
Den wäſcht es aus am nächſten klaren Born,
Und nun beſchleicht's der Feind und kühlt den Muth.

Morgen und Abend.

O Morgenzeit, du friſche Zeit!
Des Lebens reichſte Quelle!
Du machſt die enge Bruſt mir weit,
Das trübe Aug' mir helle!
Mir iſt, als dürft' ich auferſteh'n
Aus einem dumpfen Grabe,
Wenn ich das erſte Licht geſeh'n,
Den Hauch getrunken habe.

Dem Teich Betheſda gleicht mein Herz
Mit ſeinen friſchen Säften,
Die ſchwellen es zu Luſt und Schmerz
Mit tauſend neuen Kräften:
Ihr trunk'nes Durcheinanderſpiel
Erfüllt mich mit Entzücken;
Ich weiß nicht was, doch will ich viel
Und Alles muß mir glücken!

Allein, unendlich iſt die Welt,
Und, wie die Bruſt ſich dehne,
Sie fühlt's zuletzt, und brennend fällt
Die reinſte Menſchenthräne.
Dann ſinkt des Abends heil'ge Ruh',
Als wär's auf eine Wunde,
Auf ſie herab, und ſchließt ſie zu,
Damit ſie ſtill geſunde.

Des Menſchen Kraft reicht eben aus
Zum Kämpfen, nicht zum Siegen,
Wir ſollen in dem ew'gen Strauß
Nicht ſteh'n und nicht erliegen;
Doch wenn uns dies das Herz beſchwert,
Naht der erſehnte Schlummer,
Und, ward der letzte Wunſch gewährt:
Wem macht der erſte Kummer?

An ein weinendes Kind.

Zur Erde, die dein Veilchen deckt,
Kind, blickſt du weinend nieder,
Und deiner Thränen Thau erweckt
In ihr ein zweites wieder.

Die Unſchuld.

Sie iſt nicht, daß ſie ewig lebe,
Sie ſoll nur einen Tod erwerben,
Der ſie mit Glorie umgebe,
Drum muß ſie an der Liebe ſterben!

An den Tod.

Halb aus dem Schlummer erwacht,
Den ich traumlos getrunken,
Ach, wie war ich verſunken
In die unendliche Nacht!

Tiefes Verdämmern des Seins,
Denkend Nichts, noch empfindend!
Nichtig mir ſelber entſchwindend,
Schatte mit Schatten zu Eins!

Da beſchlich's mich ſo bang,
Ob auch, den Bruder verdrängend,
Geiſt mir und Sinne verengend,
Liſtig der Tod mich umſchlang.

Schaudernd dacht' ich's, und fuhr
Auf, und ſchloß mich an's Leben,
Drängte in glüh'ndem Erheben
Kühn mich an Gott und Natur.

Siehe, da hab' ich gelebt:
Was ſonſt, zu Tropfen zerfloſſen,
Langſam und karg ſich ergoſſen,
Hat mich auf einmal durchbebt.

Oft noch berühre du mich,
Tod, wenn ich in mir zerrinne,
Bis ich mich wieder gewinne
Durch den Gedanken an dich!

Das alte Haus.

Der Maurer ſchreitet friſch heraus,
Er ſoll dich niederbrechen;
Da iſt es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich ſprechen:
„Wie magſt du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magſt du mich zerſtören?

Dein Ahnherr hat mich einſt erbaut
Und unter frommem Beten
Mit ſeiner ſchönen, ſtillen Braut
Mich dann zuerſt betreten.
Ich weiß um Alles wohl Beſcheid,
Um jede Luſt, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater ward geboren hier,
  In der gebräunten Stube,
Die erſten Blicke gab er mir,
  Der munt're kräft'ge Bube.
Er ſchaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenſter Schein,
  Dann erſt auf ſeine Mutter.

Und als er traurig ſchlich am Stab,
  Nach manchen ſchönen Jahren,
Da hat er ſchon, wie ſtill ein Grab,
  In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke ſaß er da,
Und ſtumm und händefaltend ſah
  Er ſehnlich auf zum Himmel.

Du ſelbſt — doch nein, das ſag' ich nicht,
  Ich will von dir nicht ſprechen,
Hat dieſes Alles kein Gewicht,
  So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerſtöre du den Tempel ſein,
  Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich ſteh'n,
  Bin feſt genug gegründet,
Und ob ſich mit der Stürme Weh'n
  Ein Wolkenbruch verbündet;

Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht feſtlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat ſich beklagt,
Ich ſei zu klein geweſen.

Und, wenn es einſt zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern ſtille ſteht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater ſterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu ſtreiten?"

Nun ſchweigt es ſtill, das alte Haus,
Mir aber iſt's, als ſchritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eig'nen Bruſt,
Wie ruft ſo manche Kinder-Luſt:
Laß ſteh'n das Haus, laß ſtehen!

Indeſſen iſt der Mauermann
Schon in's Gebälk geſtiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an,
Und Stein' und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meiſter, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt ſtehen.

Memento vivere.

Ich ritt einmal im Dunkeln
Spät durch ein enges Thal;
Die Nacht war ſtill und traurig,
Ich ſtill und traurig zumal.

Ich dachte der wenigen Freunde,
Die ich auf Erden fand,
Ich dachte derer vor Allen,
Die ſchon bedeckt der Sand.

Da ſcholl's, wie Geiſterſtimme,
Vom düſtern Berg herab:
Menſch, freu' dich heut' des Lebens,
Denn Morgen geht's in's Grab.

War es ein Hirtenknabe,
Der jene Worte ſang —
Ich weiß es nicht, ſie gingen
Mir durch die Seele bang.

Einſt hatt' ich ſie vernommen
Aus eines Bruders Mund,
Da trank er meine Geſundheit,
Jetzt lag er im kühlen Grund.

Das Haus am Meer.

Hart an des Meeres Strande
Baut man ein feſtes Haus;
Als ſollt' es ewig dauern,
So heben die trotz'gen Mauern
Sich in das Land hinaus.

Mächtige Hammerſchläge
Erdröhnen ſchwer und voll;
Die Sägen knarren und ziſchen,
Verworren hört man dazwiſchen
Der Wogen dumpf Geroll.

Durch das Gebälke klettert
Ein rüſt'ger Zimmermann;
Der Wind, der ſich erhoben,
Zerreißt mit ſeinem Toben
Das Lied, das er begann.

Ich bin hineingetreten;
Daß ſolch' ein Werk gedeiht,
Das iſt an Gott gelegen,
Zu beten um ſeinen Segen,
Nehm' ich mir gern die Zeit.

Die Fenſter gehen alle
Hinaus auf die wilde See;
Noch ſind ſie nicht verſchloſſen,
Eine Möve kommt geſchoſſen
Durch das, an dem ich ſteh'.

Hier will der Bewohner ſchlafen;
Schon wird in dem luft'gen Raum
Die Bettſtatt aufgeſchlagen;
Da ahn' ich mit ſtillem Behagen
Voraus gar manchen Traum.

Doch wende ich mein Auge,
Fällt's auf gar manches Riff,
Ich ſehe des Meeres Toſen,
Drüben im Grenzenloſen
Durchbricht den Nebel ein Schiff.

Wer iſt's denn, der am Strande,
  Am öden, ſein Haus ſich baut?
„Ein Schiffer; ſeit vielen Jahren
Hat er das Meer befahren,
  Nun iſt's ihm lieb und vertraut.

Dies iſt die letzte Reiſe,
  Ich fühl' mich alt und müd',
Daß ich mein Neſt dann finde,
Hobelt und hämmert geſchwinde!
  So ſprach er, als er ſchied.

Jetzt kann er ſtündlich kehren,
  Er iſt ſchon lange fort,
Drum müſſen wir Alle eilen!“
Des ſchwellenden Sturmwind's Heulen
  Verſchlingt des Zimm'rers Wort.

Die Wolken ballen ſich dräuend,
  Rieſige Wogen erſteh'n,
Aufgerüttelt von Stürmen,
Schrecklich, wenn ſie ſich thürmen,
  Schrecklicher, wenn ſie zergeh'n.

Das Schiff dort, kraftlos ringend,
  Ihr Spiel jetzt, bald ihr Raub,
Muß gegen die Felſen prallen,
Schon hör' ich den Nothſchuß fallen,
  Was hilft es? Gott iſt taub.

Ich fürchte, das iſt der Schiffer,
  Dem man dies Bett beſtellt,
Der Zimm'rer mit dem Hammer
Befeſtigt die letzte Klammer,
  Während das Schiff zerſchellt.

Unterm Baum.

Unterm Baum im Sonnenſtrahle
  Liegt ein rothes, träges Kind,
Schläft ſo lange, bis zum Mahle
  Früchte abgefallen ſind.

Einer hängt der ſchweren Aeſte
  Faſt herab auf ſein Geſicht,
Beut ihm ſtill der Früchte beſte,
  Doch ſie pflücken mag es nicht.

Flink vom fernen Bergesgipfel
  Eilt der Mittagswind daher,
Schüttelt leiſe, und vom Wipfel
  Fällt es, gelb, wie Gold, und ſchwer.

Daß das Bübchen, nun die Spende
  Aus dem Graſe winkt, erwacht,
Setzt auf eine ſeiner Hände
  Sich die kleinſte Mücke ſacht.

Verſöhnung.

„Iſt nicht heute Aller-Seelen?
Ja, ich will zur Kirche geh'n,
Und was Menſchen mir verſagen,
Von dem Himmel mir erfleh'n.

Meine Mutter kann nur weinen,
Hat nicht Troſt für meinen Schmerz;
Krank geworden iſt der Vater,
Das zerreißt mir ganz das Herz!"

Und ſie ſtellt des Vaters Suppe
Sorgſam zu des Herdes Glut,
Sagt der Mutter guten Morgen,
Geht dann fort in trübem Muth.

Vor der Nachbarinnen Augen
Bebt das ihre ſcheu zurück,
Aber frei hinauf zum Himmel
Wendet ſie den reinen Blick.

In ein Haus der Anverwandten
Tritt ſie nur mit Angſt und Pein,
Aber in des Ew'gen Tempel
Geht ſie ohne Zagen ein.

Am Altar der Mutter Gottes
Kniet ſie ſtill und glühend hin,
Doch um was ſie bitten dürfe
Kommt ihr nimmer in den Sinn.

Milde Mutter, Gnadenmutter,
Neige dich und ſprich ſie los;
Ihr Verſöhner und ihr Mittler
Iſt das Kind in ihrem Schooß.

Wird es doch gekreuzigt werden
Von der Wiege bis an's Grab,
Und ſo zahlt es überreichlich
Alle ihre Schulden ab.

Auf ein ſchlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir ſtehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln ſehe,
  Wenn du erglühſt ſo wunderbar,
Da ahne ich mit ſüßem Grauen:
Dürfſt' ich in deine Träume ſchauen,
  So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir iſt die Erde noch verſchloſſen,
Du haſt noch keine Luſt genoſſen;
  Noch iſt kein Glück, was du empfingſt;
Wie könnteſt du ſo ſüß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
  Woher du kameſt, dich erging'ſt?

Alte Widmung dieſer Gedichte.

Dem Andenken meines früh geſchiedenen Freundes Emil Rouſſeau aus Ansbach.

Du ſtarbſt; mir war in meinem Grauen,
Nun hätt' ich hier Nichts mehr zu thun,
Als dir ein Denkmal noch zu bauen,
Damit du ſüßer mögteſt ruh'n;
Der Welt durch meinen Schmerz zu zeigen,
Was du ſo jung geweſen biſt,
Dann ſelbſt in's Grab hinab zu ſteigen,
Das deine ew'ge Wohnung iſt.

Nun ſchaut' ich ſtill und unverdroſſen,
In meines Herzens Nacht hinab,
Allein mein Schmerz war ſtumm, verſchloſſen,
Unfruchtbar war er, wie dein Grab.
Und wenn das Leben, das erſtickte,
Zuweilen eine Blüte trieb,
So war ſie farbig, und ich knickte
Im Keim die meiſten, dir zu lieb.

Bald aber ward, ich fühlt' es ſchaudernd,
Dem ſtolzen Geiſt, der dich zu Gott
Hinauf verfolgt, das Herz, das zaudernd
Noch bei der Aſche weilt, ein Spott.

Er iſt nur ſtumm für mich geworden —
So ſprach er — ich nur blind für ihn,
Doch ſteh'n wir noch im gleichen Orden,
Und können gleiche Bahnen zieh'n.

Nun regten denn ſich unaufhaltſam
Die Kräfte wieder, wie zuvor,
Nun rangen ſtürmiſch und gewaltſam
Sich neue Schöpfungen empor.
Und Friede ward's auch im Gemüthe,
Das all' dies Leben erſt bedrängt,
Ich ſeh' ja, daß an jeder Blüte
Der Thränenthau des Schmerzes hängt.

Dir weih' ich Alles. Mag's vergehen,
Mag's dauern, wie die Zeit erkennt!
Mir gilt es gleich. Kann es beſtehen,
So gönn' ich's deinem Monument.
Und wenn's zerſtäubt — in deinem Lenze
Sah ich dich ſelbſt hinabgeſandt,
Mich kann's nicht ſchmerzen, wenn die Kränze
Dir folgen, die dein Freund dir wand.

Winterreiſe.

Wie durch ſo manchen Ort
  Bin ich nun ſchon gekommen,
Und hab' aus keinem fort
  Ein freundlich' Bild genommen.

Man prüft am fremden Gaſt
  Den Mantel und den Kragen,
Mit Blicken, welche faſt
  Die Liebe unterſagen.

Der Gruß trägt ſo die Spur
  Gleichgültig-off'ner Kälte,
Daß ich ihn ungern nur
  Mit meinem Dank vergelte.

Und weil ſie in der Bruſt
  Mir nicht die Flamme nähren,
So muß ſie ohne Luſt
  Sich in ſich ſelbſt verzehren.

Da ruf' ich aus mit Schmerz,
  Indem ich fürbaß wand're:
Man hat nur dann ein Herz,
  Wenn man es hat für And're.

Sommerreiſe.

An ein Mädchen.

Dein Haus im Waldgehege
  Stand auf dem Hügel frei;
Ich, auf gewund'nem Stege,
  Zog hart daran vorbei.
Du gabſt mit treuer Miene
  Mir meinen Gruß zurück,
Die wallende Gardine
  Entzog dich dann dem Blick.

Nun hat das reiche Leben,
  Das ringsum ſich ergießt,
In deinem ſtillen Weben
  Den Punkt, in dem es ſchließt:
Du wirſt die Beere pflücken,
  Die dort zur Reiſe drängt,
Dich wird die Roſe ſchmücken,
  Die hier im Grünen hängt.

Und danke ich der Quelle,
  Die mir den Trunk gebracht,
Dank' ich ſo mancher Stelle
  Voll kühler Waldesnacht,

Dank' ich der Sonne willig
Ihr herzerfreuend Licht,
So dank' ich dir auch billig
Dein ſüßes Angeſicht.

Die Roſen im Süden.

(In Neapel gedichtet.)

Aus den Knoſpen, die euch deckten,
Süße Roſen, mein Entzücken,
Lockte euch der heiße Süd;

Doch die Gluten, die euch weckten,
Drohen jetzt euch zu erſticken,
Ach, ihr ſeid ſchon halb verglüht!

Und dem Freunde, dem erſchreckten,
Däucht, er muß euch eilig pflücken,
Daß ihr nicht zu ſchnell verblüht.

Die Kirmeß.

Das iſt ein Geigen und Flöten
Bis über das Dorf hinaus:
Sie feiern die Kirmeß heute
Mit Tanz und Spiel und Schmaus.

Wenn ich ein Mädchen wäre,
So ſchaut' ich die Burſchen an,
Doch jetzt betracht' ich die Mädchen,
Ein Mann ſucht keinen Mann!

Die Blonde hat mir gefallen,
So lang' ich die Braune nicht ſah,
Jetzt iſt mir, als hätt' ich geſündigt;
Ei, war ſie denn ſchon da?

Es darf ſie nur Einer küſſen,
Doch Jeder tanzt mit ihr,
Und auch den plattſten Geſellen
Vergoldet ihr Auge mir.

Und ſchlägt ſie's erglühend nieder,
Weil ſie des Sponſen ſich ſchämt,
Erhebt er dafür das ſeine,
Man ſieht, daß ihn's nicht grämt.

Und dies gefällt mir eben,
Er fühlt die Ehre doch,
Und denkt er daran im Alter,
So ſteift ſich ſein Rücken noch.

Im Alter, ach, im Alter!
Ja, ja, wir werden alt!
Er, ich, du ſelbſt, wir Alle,
Wir werden alt und kalt!

Die Kinder ſtecken des Abends
Zuweilen Papier in Brand
Und legen's auf den Ofen
Und kauern ſich um den Rand.

Sie freu'n ſich der hüpfenden Funken,
Mit Grau und Schwarz vermiſcht,
Und wetten, wer von allen
Am letzten wohl erliſcht.

Wir hüpfen, wie dieſe Funken,
Ueber der Erde Rund
Und leuchten vielleicht am hellſten
In dieſer frohen Stund'.

Wer weiß, wer von uns Allen
Zuletzt erlöſchen mag,
Der weiß auch, wer am längſten
Erzählt von dieſem Tag!

Du ſchönſtes Kind, ich ahne,
Das wirſt du ſelber ſein,
Ich ſehe dich, wie doppelt,
Maifriſch und alt wie Stein.

Jetzt drehſt du dich im Reigen,
So reizend und geſchwind,
Wie dort das Roſenblättchen
Im Sommerabendwind.

Jetzt hockſt du blind im Lehnſtuhl,
Die Enkel um dich her,
Du ſprichſt von dieſem Tage,
Sie glauben, von einer Mähr'.

Du ſtreichelſt mit knöchernem Finger
Die Enkelin, die dir gleicht,
Du ſagſt: ich war dir ähnlich,
So jung, ſo ſchön, ſo leicht!

Sie aber kann's nicht glauben,
Und das verdenk' ich ihr nicht.
Sie müßte ſich ſagen: ich ſelber
Bekomm' einſt ein ſolches Geſicht!

Leben.

Seele, die du, unergründlich
  Tief verſenkt, dich ätherwärts
Schwingen mögteſt und allſtündlich
  Dich gehemmt wähnſt durch den Schmerz —
An den Taucher, an den ſtillen,
  Denke, der in finſtrer See
Fiſcht nach eines Höhern Willen:
  Nur vom Athmen kommt ſein Weh.

Iſt die Perle erſt gefunden
  In der öden Wellengruft,
Wird er ſchnell empor gewunden,
  Daß ihn heilen Licht und Luft;
Was ſich lange ihm verhehlte,
  Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
  Eben nur ſein Leben war.

Gebet.

Die du, über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schaale
Aufſchwebſt, um ſie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal ſchwenke ſie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmliſche Seele,
Die hier unten in Schmerz erſtarrt,
Wieder in Wonne zu löſen.
Ach! ſie weint dir ſüßeren Dank,
Als die Anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel.

Vor'm Spiegel ſteht ſie, die ſchöne Maid,
Bei nächtlicher Zeit,
  Und ſpricht in magdlichem Scherze,

Indem ſie den eigenen Reiz beſchaut:
Wann werd' ich Braut? —
  Auf einmal erliſcht da die Kerze.

Und als nun die Nacht ihr Bild verſchluckt,
Da wird ſie durchzuckt
  Von einem ahnenden Schmerze.

Ihr iſt, als ob ihr der finſtre Tod
Den Arm jetzt bot,
  Und Gott befiehlt ſich ihr Herze.

Thorwaldſens Ganymed und der Adler.

Knabe, ſüßer, wunderbarer,
Unter'm Kuß des Zeus gereift,
Blüte, die in leuchtend-klarer
Schönheit nie der Wind geſtreift:

Sorgſam tränkſt du und äſthetiſch,
Wenn auch halb gelangeweilt,
Hier den Aar, der gravitätiſch
Schmaust und wenig ſich beeilt.

Mancher würde ungeduldig,
Und er hätte Grund genug,
Doch du denkſt: ich bin's ihm ſchuldig,
Weil er zum Olymp mich trug;

Weil er ſchnell, mich feſter faſſend,
In die Wolken mich entrückt,
Als ich, ſchwindelnd und erblaſſend,
Unter mich hinabgeblickt;

Ja, weil er ſogar die Klauen
Unter'm Fittig-Paar verhüllt,
Die mich faſt mit größer'm Grauen,
Als der Abgrund ſelbſt, erfüllt.

Sollteſt doch in's Ohr ihm raunen:
Spute dich zu deinem Heil!
Denn ſchon wölkte Zeus die Braunen,
Und — da fällt der Donnerkeil!

Auf, mein Vogel, dienſtbefliſſen!
Wie du auch das Auge rollſt!
Du, o Knabe, wirſt ſchon wiſſen,
Wo du dich erholen ſollſt!

Meeresleuchten.

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus ſtill empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den ſie erkor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen ſich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da ſie ſelbſt auf ewig wich.

Lächelnd gönnte ſie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer ſein Leuchten
Bis auf dieſen Tag zurück.

Auf die deutſche Künſtlerin.

Ich will das rohe Feuer nicht,
  Das, durch kein Maß zurückgehalten,
Hervor, wie aus der Hölle, bricht,
  Um gleich dem Element zu walten;
Ich will den Funken aus den Höh'n,
  Der ſanft der Seele ſich verbündet,
Und langſam wachſend, immer ſchön,
  Zuletzt zur Flamme ſich entzündet:
Zur Flamme, die den Leib durchſtrahlt,
  Ihn nicht verzehrt, in blindem Toben,
Und uns im reinſten Purpur malt,
  Wie ſich Natur und Geiſt verwoben.
Als wär' zum erſten Mal ein Stern
  In menſchlicher Geſtalt erſchienen,
Verſchmolzen bis zum tiefſten Kern
  Mit Menſchenblick und Menſchenmienen;
Mit dieſer Flamme krönteſt du
  Stets deine ſchöpf'riſchen Gebilde,
Drum ſprech' ich dir den Lorbeer zu;
  Megären reiche ihn der Wilde.

Auf die Sixtiniſche Madonna.

Das hätt' ein Menſch gemacht? Wir ſind betrogen!
Das rührt nicht her von einer ird'ſchen Hand!
Das iſt entſtanden, wie der Regenbogen,
Und auch, wie er, ein göttlich Unterpfand!

Als einſt die Himmelskönigin ſich zeigte,
Als ſie von ihrem Throne, ſanft und mild,
Sich auf die dunkle Erde niederneigte,
Da ſeufzte jedes Herz nach ihrem Bild.

Und ſieh: des Aethers reinſte Tropfen fallen,
Der Sonne hellſte Strahlen ſchimmern d'rein,
Und wie ſie blitzend durch einander wallen,
So fangen ſie den holden Wiederſchein.

Er ſelber aber hält ſie nun zuſammen,
Und ein kryſtall'ner Spiegel bildet ſich
Aus glüh'nden Perlen und aus feuchten Flammen,
In dem auch keine Linie erblich.

Schau' hin! Dein Auge wird dir nimmer ſagen,
Was Thau iſt oder Licht im kleinſten Punkt;
Drum ſoll ſich Keiner an dies Wunder wagen,
Der ſeinen Pinſel blos in Farben tunkt.

Viel lieber ſoll's die Zukunft ganz betrauern,
Als nur zur Hälfte ſich erhalten ſeh'n;
In einer Sage mög' es ewig dauern,
In einem Abbild nicht zu Grunde geh'n!

Meiſenglück.

Aus dem gold'nen Morgen-Qualm
Sich herniederſchwingend,
Hüpft die Meiſe auf den Halm,
Aber noch nicht ſingend.

Doch der Halm iſt viel zu ſchwach,
Um nicht bald zu knicken,
Und nur wenn ſie flattert, mag
Sie ſich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht ſie nun
Flink und unverdroſſen,
Und indeß die Füßchen ruh'n,
Wird ein Korn genoſſen.

Einen kühlen Tropfen Thau
Schlürft ſie noch daneben,
Um mit Jubel dann in's Blau'
Wieder aufzuſchweben.

Der beſte Liebesbrief.

Hat ſie's dir denn angethan
  Im Vorüberſchweben,
So verfolge raſch die Bahn
  Zu dem neuen Leben.

Haſche dir den Schmetterling
  Auf dem Roſenhügel,
Nimm ihm mit dem blauen Ring
  Seinen weißen Flügel;

Borge von der Biene dann
  Dir den Honigrüſſel,
Der zum Griffel dienen kann,
  Wie zum Blumenſchlüſſel;

Laß das Blatt nun ohne Scheu
  Durch die Lüfte ſchnellen:
Iſt dir Amor hold und treu,
  Wird's der Wind beſtellen.

Die Weihe der Nacht.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen ſchwer,
Säuſelt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf in's Weit'ſte ſtrebte,
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Friſche regen,
Und aus ſeinen Finſterniſſen
Tritt der Herr, ſo weit er kann,
Und die Fäden, die zerriſſen,
Knüpft er alle wieder an.

Das Venerabile in der Nacht.

(Ein Bild aus Neapel.)

Auf benachbartem Balcone
  Sah ich, wenn die Nacht ſich ſenkte,
    Oft zwei Schweſtern traulich geh'n;
Doch, wie nah ich ihnen wohne,
  Und wie drob mein Herz ſich kränkte:
    Tag's hab' ich ſie nie geſeh'n;
Nur mit ſeiner Flammenkrone,
  Die er, wie in Feuer, tränkte,
    Sah ich den Granatbaum ſteh'n.

Heute auch ſind ſie erſchienen,
  Ihre Kleider, ihre weißen,
    Schimmern durch die Nacht, wie Licht;
Und die Düfte zieh'n von ihnen
  Her zu mir, die ſich befleißen,
    Zu erfriſchen ihr Geſicht;
Nur die ſüßen Mädchenmienen,
  Die den Himmel uns verheißen,
    Nur ihr Antlitz, ſeh' ich nicht.

Horch! da zieht es durch die Gaſſen,
Beten höre ich und ſingen,
Fromm gebeugt ſteht Jedermann;
Mit dem Chriſtusbild, dem blaſſen,
Kommen Knaben, Glocken klingen
Und Gott ſelber naht heran;
Aber meine Nachbarn faſſen
Nach den Lampen rings und bringen
Sie zum Fenſter, knieen dann.

An die junge Bruſt ſich ſchlagend,
Sinken zu des Ew'gen Preiſe
Auch die Schweſtern auf das Knie:
Und, die helle Lampe tragend,
Kommt die Mutter ſtill, die greiſe,
Und ſie ſtellt ſie zwiſchen ſie;
Doch der Baum, ſie überragend,
Streut auf ſie die Blüten leiſe,
Die der Sommer ihm verlieh.

Dem Schmerz ſein Recht.

1.

Ewiger, der du in Tiefen wohneſt,
Die der jüngſt geborene Gedanke,
Der, weil du allein Gedanken ſendeſt,
Kaum den Weg von dir zu mir durchmeſſen,
Wenn er rückwärts blickt, nur ſchwindelnd nachmißt,
Ewiger, vernimm in dieſer Stunde
Meines bang bewegten Herzens Flehen!

Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in deſſen Seele
Jene Kraft des ſchöpferiſchen Bildens,
Die du, auf dein höchſtes Recht verzichtend,
Deinen Menſchen lieheſt, heimlich ſchlummert,
Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armuth hart bedrängt und Rohheit,
Einſt ein Auge, das vor ſtarren Thränen
Deine Sterne längſt nicht mehr geſehen,
Auf zu dir und ſtammelt ohne Worte:
Luft, mein Vater, daß ich nicht erſticke,
Eh' ich für mein Leben dich bezahlte!
Send' ihm dann den Edelſten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Leben
Aus dem Bann zu löſen, ihm die Hand reicht,
Und belohnt iſt, wenn er wieder athmet,

Wie ein Wand'rer die verſtopfte Quelle
Freundlich reinigt, und für ſeine Mühe
Als der Erſte trinkt und weiter ſchreitet.
Kannſt du aber keinen Solchen ſenden,
So verſchließe dich vor ſeinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in ſeiner Bruſt zurückgehalten,
Langſam, aber ſicher, ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All ſich miſchen,
Bis, verſtärkt in langer Ruhepauſe,
Ihn die eig'ne Schwere wieder ablöſ't
Und ihm neu das Thor zum Daſein aufſprengt.

Alſo bet' ich; weil ich ſchmerzlich wünſche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Menſch gebetet hätte.

2.

Liegt Einer ſchwer gefangen
In öder Kerkernacht,
So tödt' er das Verlangen
Nach Freiheit, wenn's erwacht.

Wenn auch ſein ernſtes Streben
Zuletzt das Ziel erringt,
Wer gibt ihm Muth und Leben
Zurück, die es verſchlingt?

Tritt er hinaus in's Freie
Und fühlt ſich ganz zerſtört,
Da frägt er ſich mit Reue,
Warum er ſich empört.
Und ſtärker, immer ſtärker,
Wird er ſein eig'ner Feind,
Bis ihm zuletzt ſein Kerker
Als ſeine Welt erſcheint.

Wie der Gedank' auch brenne,
Doch wünſch' ich, menſchlich-mild,
Daß Keiner ſich erkenne
In dieſem dunklen Bild.
Die eig'ne Qual wird's dämpfen,
Wenn ihr es nimmer wißt,
Welch' Leben dies mein Kämpfen
Um eine Grabſchrift iſt.

3.

Alle Wunden hören auf, zu bluten,
Alle Schmerzen hören auf, zu brennen,
Doch, entkrochen ſeines Jammers Fluten,
Kann der Menſch ſich ſelbſt nicht mehr erkennen.
Mund und Augen ſind ihm zugefroren,
Selbſt des Abgrunds Tiefe iſt vergeſſen,
Und ihm iſt, als hätt' er Nichts verloren,
Aber auch, als hätt' er Nichts beſeſſen.

Denn das ewige Geſetz, das waltet,
Will die Harmonie noch im Verderben,
Und im Gleichmaß, wie es ſich entfaltet,
Muß ein Weſen auch vergeh'n und ſterben.
Alle Theile ſtimmen nach dem einen
Sich herunter, den der Tod beſchlichen,
Und ſo kann es ganz geſund erſcheinen,
Wenn das Leben ganz aus ihm gewichen.

Ja, ein Weh' giebt's, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht ſein eig'nes Maß zerbräche,
Und, wie einer abgeſchmackten Lüge,
Der Erinn'rung ſelber widerſpräche;
Dann, vergeſſend in der innern Oede,
Daß einſt friſch das Herz geſchlagen habe,
Iſt ein Menſch der Neſſel gleich, die ſchnöde
Wuchert über ſeinem eig'nen Grabe.

4.

Schlafen, Schlafen, Nichts als Schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leiſeſtes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
Niederklingt in meine Ruh',
Nur noch tiefer mich verhülle,
Feſter zu die Augen thu'!

5.

Gott weiß, wie tief der Meeresgrund,
Gott weiß, wie tief die Wunde iſt!
Auf ewig ſchließ' ich drum den Mund,
Ich werde dadurch nicht geſund,
Daß, die ſie ſchlug, ſie auch ermißt.

Doch ſie, die Welt, die das verbrach,
Sie ſchändet meinen ſtummen Schmerz,
Sie wagt die allerhöchſte Schmach
Und ruft, nachdem ſie's ſelbſt durchſtach,
Mir höhnend zu: Du haſt kein Herz!

6.

Natur, du kannſt mich nicht vernichten,
Weil es dich ſelbſt vernichten heißt,
Du kannſt auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreiſt;

Du mußt ſie alle wieder wecken,
Die Weſen, die ſich, groß und klein,
In deinem dunklen Schooß verſtecken
Und träumen, nun nicht mehr zu ſein.

Natur, ich will dich nicht beſchwören:
Veränd're deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, du kannſt mich nicht erhören,
Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Geſtorben, mich im Stein verſchließen,
Im härteſten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaukle,
Ob er bei heller Kerzen Licht
Auf einer Mädchenbruſt ſich ſchaukle,
Ich ſchlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tauſend Feſtestänzen
Als Mittelpunkt im Strahlenkranz
Vielleicht, wie nie ein And'rer, glänzen,
Doch Keiner ahnt, woher der Glanz.

Erſt, wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger ſtill in's Ohr,
Daß einſt ein Menſch zerrann zur Thräne
Und die zum Edelſtein gefror!

7.

Und mußt du denn, trotz Kraft und Muth,
An jedem Dorn dich ritzen,
So hüt' dich nur, mit deinem Blut
Die Roſen zu beſpritzen.

8.

Geht ſtumm an dir vorbei die Welt,
So fühle ſtolz und andachtsvoll:
Ich bin ein Kelch, für Gott beſtellt,
Der ihn allein erquicken ſoll!

9.

Es grüßt dich wohl ein Augenblick,
  Der iſt ſo überſchwellend voll,
Als ob er dich mit ſel'gem Glück
  Für alle Zukunft tränken ſoll.

Du aber wehrſt, eh' du's vermeinſt,
  Ihn ſcheu und zitternd ſelber ab,
Und jene Thräne, die du weinſt,
  Giebt ihm den Glanz, doch auch das Grab.

Uns dünkt die Freude Altar-Wein,
  Am Heiligſten ein ſünd'ger Raub;
Zieht Gottes Hauch durch unſer Sein,
  So fühlen wir uns doppelt Staub.

10.

Unergründlicher Schmerz!
  Knirſcht' ich in vorigen Stunden:
  Jetzt, mit noch blutenden Wunden,
Segnet und preist dich mein Herz.

Alles Leben iſt Raub;
  Funken, die Sonnen entſtammen,
  Lodern, das All zu durchflammen,
Da verſchluckt ſie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
  Höchſte und tiefſte Gewalten
  Drängen in allen Geſtalten!
Trotze, ſo bleibt dir der Sieg.

Thatſt du in Qual und in Angſt
  Erſt genug für dein Leben,
  Werden ſie ſelbſt dich erheben,
Wie du es hoffſt und verlangſt.

Greife in's All nun hinein!
  Wie du gekämpft und geduldet,
  Sind dir die Götter verſchuldet,
Nimm dir, denn alles iſt dein!

Nun verſagen ſie Nichts,
  Als den letzten der Sterne,
  Der dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
  Der dich, dein Ird'ſches verzehrend,
  Und dich mit Feuer verklärend,
Löſ't für den ewigen Sitz!

11.

Den bängſten Traum begleitet
  Ein heimliches Gefühl,
Daß Alles Nichts bedeutet,
  Und wär' uns noch ſo ſchwul.
Da ſpielt in unſer Weinen
  Ein Lächeln hold hinein,
Ich aber mögte meinen,
  So ſollt' es immer ſein!

Des Dichters Teſtament.

Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter.

Zu Weihnacht.

O, meine Mutter, ſchwer war unſer Scheiden,
Drum muß ich mich noch einmal zu dir wenden,
Dich zu beſchwichtigen in deinem Leiden!
Und ob mich auch die tauſend Sonnen blenden,
Die ſtill und groß an mir vorüber wallen,
Doch find' ich ſie, der ſie die Strahlen ſenden, —
Denn deine Thränen leuchten mir vor allen
Die Erde noch heraus, die dämmernd-kleine,
Die, ſonſt verſchwimmend in den blauen Hallen,
Jetzt heller aufglänzt, wie im eig'nen Scheine;
Denn fröhlich ſind der Menſchen Angeſichter,
Und keines iſt verdüſtert, als das deine!
Die Kinder hüpfen um die Weihnachtslichter,
Die ihre Mütter ihnen angezündet,
Du ſiehſt es und verhüllſt dich dicht und dichter.
Ich aber will, geheimnißvoll verbündet,
Mit meines Vaters Geiſt, nicht von dir laſſen,
Bis ich das Wort der Worte dir verkündet.

Das, kannſt du's auch nicht ungeſtorben faſſen,
Doch all' dein Sinnen feſſelt und dein Denken,
Bis es ſich ganz dir aufſchließt im Erblaſſen.
Ich will in meinen Vater mich verſenken,
Ich will mein tiefſtes Ahnen ihm entdecken,
Ich will ihm Bilder und Gedanken ſchenken,
Die ſelbſt vor einem Dichter ſich verſtecken.
Und faßt er ſie ſo wenig, wie die Harfe
Den Ton, den Abendliſpel in ihr wecken,
So wird er doch nach innerſtem Bedarfe
Sie fromm in deine Bruſt hinüber leiten,
Dann löst in ihr der Mißlaut ſich, der ſcharfe,
Da ew'ge Harmonieen ihn beſtreiten.

O, had're nimmer mit den Urgewalten,
Die, ruhig thronend über allen Zeiten,
In feſten Händen jeglich' Schickſal halten!
Des Lebens Schönheit wollt' ich dir erſchließen,
Des Todes Schrecken mußt' ich dir entfalten.
Die ird'ſchen Wonnen brannt' ich zu genießen,
Doch zu den höhern ward ich abgerufen.
Dir war, als ſähſt du mich in Nichts zerfließen,
Als mich's erhob zur letzten aller Stufen,
Ich ſelber ſträubte mich, obgleich mein Beben
Und Säumen einzig ſo viel Qual mir ſchufen.
Ich glich in meinem eitlen Widerſtreben
Dem Eingekerkerten, der das Gefängniß,
Wenn es zuſammenſtürzt in Windes Weben,
Nicht laſſen will in ſeines Herzens Bängniß.

Es fällt kein Stein, der ihm nicht Wunden ſchlüge,
Bis er entſpringt, dann faßt er das Verhängniß
Und thut im Freien friſche Athemzüge.
Mir war, wie ich da lag in meinen Wehen,
Als konnt' ich's nie verwinden, was ich trüge;
Jetzt iſt es mir, als wär's mir nie geſchehen,
Und wie du, meines Friedens reine Fülle,
So kann ich deinen Schmerz nicht mehr verſtehen.
Mich ſchaudert's vor der abgeworf'nen Hülle,
Auch fürchte ich, es würde dich nicht heilen,
Sonſt zeigte ich in mitternächt'ger Stille
Mich, wie ich war, in Träumen dir zuweilen.
Jetzt hält ja keine Form mich mehr gefangen,
Kann ich auch jede, wolkengleich, zertheilen,
Ich bin, was meinem innerſten Verlangen
Entſpricht, und bin's nicht mehr, ſobald mich ekelt,
Wer alle, bis zur höchſten, durchgegangen,
Der wird in keine wieder eingehäkelt,
Er wird, und ob's ihn auch noch rückwärts triebe,
Doch nicht mehr ſchnöde an den Staub vermäkelt.

Denn alles Leben iſt gefror'ne Liebe,
Vereiſ'ter Gottes-Hauch, in tauſend Flocken
Erſtickt, und Zacken, d'rin er ſtarren bliebe,
Wenn nicht, obgleich die Wechſelkräfte ſtocken,
Im Tiefſten ihn ein dunkler Drang erregte,
Ihn fort und immer weiter fort zu locken,
Bis er den Kreis, in dem er ſich bewegte,
Den weitern Ring ſtets um den engern tauſchend,

Zurück bis auf der Ringe letzten legte,
Und nun, hinaus in's Unbegränzte lauſchend,
Dem Odemzug, durch den ſich Gott die Weſen
Einſt wieder miſcht, in Ahnung ſich berauſchend,
Entgegen harrt, mit Guten und mit Böſen,
Die ſich auf Erden darin unterſchieden,
Daß jene, groß und klar ſich als erleſen
Von Gott erkennend, ihm ſich ſchon darnieden
Entgegen drängten aus der todten Zacke,
Wenn dieſe, dumpf und klein, zu ew'gem Frieden
Sich gern verſchloſſen hätten in die Schlacke,
Damit er, den ſie nur mit Schaudern ahnten,
Sie nicht, vorüber wandelnd, plötzlich packe!
O daß ſich, die noch leben, hieran mahnten,
Und ſo, durch eig'ne Kraft heraus ſich ſchälend,
Den Weg zur Welt- und Selbſterlöſung bahnten!
Denn, auf den Letzten, wie den Erſten, zählend,
Kann Gott das Liebeswerk erſt dann vollbringen,
Wenn dieſer auch, ſich mühſam aufwärts quälend,
Gekräftigt iſt, mit uns emporzudringen.
So lange aber müſſen wir's entbehren,
Und ob Aeonen noch darob vergingen.
Auch wird uns erſt der Uebergang erklären,
Wozu im Ewig-Einen dies Zerſplittern;
Ob einzig, um das Böſe zu verzehren,
Das, wenn es ſich in tauſend Ungewittern
Entlud, vor ſeiner eig'nen Ohnmacht endlich
Erſchrecken wird und ſtill in ſich zerzittern;
Ob mit, weil Gott, ſich ſelber unverſtändlich,

Wie unſer Geiſt in Worte, in Figuren
Zerfließen mußte, um ſich dadurch kenntlich
Zu werden, und aus allen Signaturen
Die eigene zuſammen ſich zu ſtellen,
So daß die Welt, trotz ihrer finſtern Spuren,
Ihm Fackel war, ſein Inn'res aufzuhellen,
Und daß nicht unſre Schuld, nur ſein Bedürfen
Den Gegenſatz, dem Trotz und Haß entquellen,
Hervor rief, der nach myſtiſchen Entwürfen
Uns, die wir leiden, quält, als ob wir thäten,
Um ſo, indem wir all' ſein Bitt'res ſchlürfen,
In uns ihn, bis zur Wurzel auszujäten
Und das Geheimniß erſt zu offenbaren,
Wenn wir zurück in ihn, den Urgrund, treten
Und wieder werden, was wir einſt ſchon waren,
Den Tropfen gleich, die, in ſich abgeſchloſſen,
Doch in der Welle rollen, in der klaren,
So rund für ſich, als ganz mit ihr verfloſſen.

Prolog zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier.

Dem Freiherrn Friedrich von Uechtritz freundſchaftlichſt zugeeignet.

(Zu Wien im Theater am Kärnthner-Thor geſprochen).

Es ſcheint vielleicht zu ſchlicht, das Feſt, das wir hier feiern heute,
Erkämpfte Fahnen ſieht man nicht, auch hört man kein Geläute.
Die Muſe tritt zum Lorbeerſtrauch, und pflückt die wen'gen Blätter,
Die Mars ihm noch gelaſſen hat, des Vaterlandes Retter.
Doch er, dem ſie auf's mooſ'ge Grab den Kranz nun legt, der Todte,
Er iſt — der letzte Grieche zwar, allein der erſte Gothe.
Er hat für uns durch Bild und Ton die trotz'ge Welt bezwungen,
Was uns zuvor durch's Schwert zwar auch, doch niemals ganz gelungen.

Und darum folgt dies Feſt mit Recht ſo ſchnell dem blut'gen Kriege,
Es gilt dem dauerndſten und auch dem ſchönſten unſrer Siege.

Das zeigt uns ſchon ein flücht'ger Blick auf fremde Nationen,
Sie alle flechten heut', wie wir, dem Todten friſche Kronen!
Der Brite nimmt von Shakeſpeare's Haupt die ewig grünen Reiſer
Und bringt ſie Deutſchlands Goethe dar als nachgebornem Kaiſer;
Der Franke, der von Alters her zu unſerm Splitterrichter
Beſtellt ſich dünkt, verſpottet uns, doch preiſ't er unſern Dichter,
Und in Italien ſogar wird's ſtaunend zugegeben,
Daß auch in einem Eichenhain noch Nachtigallen leben.
Was lehrt uns das? Doch ganz gewiß, daß wir nicht thöricht prahlen,
Wenn wir dem Abgeſchied'nen jetzt die letzte Schuld bezahlen,
Ja, daß vielleicht zu unſrer Schmach, wenn wir's nicht ſelber thäten,
Die bitterſten der Feinde uns mit Freuden hier verträten.
Denn das, was Goethe's Geiſt errang, das iſt, wie Thau und Regen,

Ein Eigenthum der ganzen Welt, nicht bloß für uns ein Segen,
Es kennt, wie alles Höchſte, nicht die Volks- und Länderſchranken,
Drum braucht man bloß ein Menſch zu ſein, um ihm dafür zu danken.

Dem Deutſchen ziemt's vor Allen zwar, denn wenn ihm nicht noch länger
Europa ſtolz das Ohr verſchließt, ſo dankt er's ſeinem Sänger,
Der unſrer Sprache rauhen Klang dadurch vergeſſen machte,
Daß er das Lied des Sophokles in ihr zu Ende brachte.
Nun müſſen unſre Nachbarn uns den Ruhm denn endlich gönnen,
Daß die Heroen auch bei uns zur Noth erſtehen können:
Doch rufen ſie uns jetzt noch zu: Ihr wißt ſie nicht zu ehren!
Laßt uns ſie denn des Gegentheils, und nicht bloß heut', belehren.
Verlangen wir vom Spiegel nicht des Schwertes Eigenſchaften,
Und nicht vom Schwert die Tugenden, die nur am Spiegel haften!
Nach dieſer Regel läßt ſich ja die Sonne ſelbſt verdammen,

Weil man bei ihr nicht kochen kann, wie bei des Herdes Flammen.
Was Goethe war, das mache ſich ein Jeder ganz zu eigen,
Was Goethe mangelt, möge uns ein ſpät'rer Meiſter zeigen.
Und ſchaue Keiner zu genau auf ſeine Muttermäler:
Zuletzt ſind die Verdienſte ſein und unſer ſind die Fehler!
Drum mahne uns, was ihm gebricht, nur an die eig'nen Lücken;
Wenn wir ſie kennen, wird's wohl auch, ſie auszufüllen, glücken!
Und ſchützen wir, und wär' es ſelbſt mit unſ'rem Blut, die Saaten,
Die er verſchwend'riſch ausgeſtreut, zu inner'n ſchönen Thaten!
Denn warum darf der wilde Krieg das Chaos halb enthüllen?
Doch nur, um uns mit Furcht und Grau'n vor'm ganzen zu erfüllen,
Doch nur, um auf's verlor'ne Maß die Welt zurück zu führen,
Damit nicht irre Geiſter mehr am Fundamente rühren,
Damit nicht das Unmögliche auf dieſer armen Erde
Gefordert, noch das Mögliche zurückgehalten werde.
Und dieſes war's, was Goethe ſtets mit Wort und That verkündigt,
In einer Zeit, die links und rechts, wie unſ're auch, geſündigt,

Und hätt' er Nichts als das gethan, ſo wär's genug geweſen,
Und immer müßten wir noch jetzt zum Führer ihn erleſen.
Denn eben dieſes macht ihn groß, daß er, ſo reich, wie Keiner,
Sich der Nothwendigkeit gebeugt, und ſich beſchränkt, wie Einer.
Wer hat ſie klarer wohl geſeh'n, des Himmels letzte Sterne?
Doch kannt' er auch den Zwiſchenraum, die ungeheure Ferne,
Drum ſtrebt' er nicht hinauf, er war zufrieden, daß ſie ſchienen,
Da meinten unſ're Kinder denn, er fürchte ſich vor ihnen.
Doch g'rade, weil er Dichter war im Ganzen und im Großen,
Verlor er nicht, wie And're, ſich im Maß- und Grenzenloſen,
Denn wer nur dies und das beſitzt, muß Vieles überſchätzen,
Wer Alles hat, hat Alles auch in Harmonie zu ſetzen,
Und wär' auch einzeln jede Kraft, die er beſaß, zu ſteigern:
Der Einheit ſeines Weſens darf kein Gott die Ehrfurcht weigern. —

Zwar ſtand er nicht auf ſich allein; die ihm vorangeſchritten,
Sie haben nicht umſonſt gelebt und nicht umſonſt geſtritten.
Die Blume keimt nicht in der Luft, die Elemente müſſen
Sich miſchen, eh' ſie werden kann, und Licht und Staub ſich küſſen.
Die Blume aber iſt's allein, die ſüßen Duft verſendet,
Und nicht dem Licht und nicht dem Staub, der Dank wird ihr geſpendet.
Schuf Luther denn das Inſtrument, gab Klopſtock ihm die Saiten,
Ließ Leſſing ſanft zur Prüfung dann den Finger d'rüber gleiten,
Schlug Bürger ſchon die Töne an, wir wollen's nicht vergeſſen,
Doch dem, der die Muſik gemacht, darum nicht karger meſſen!
Und kommt die Zeit — ſie kommt gewiß! — wo jedes Volkes Tempel
Zerfällt, weil jedes ſich gefügt der Menſchheit reinſtem Stempel,
Wo man den Wunderhort der Welt noch einmal wieder ſichtet
Und nun im allergrößten Styl, den letzten Bau errichtet:
Dann wird des Tabernakels Stolz des Altars Sockel zieren

Und in des Bodens Moſaik ſich manche Perl' verlieren,
Dann wird die bloße Mauer ſchon in purem Golde glänzen,
Und jedes Thor ein Kapitäl von Edelſteinen kränzen;
Allein auch dann wird manch' Juwel aus Goethe's Schrein noch funkeln,
Denn viele kann der Himmel kaum durch einen Stern verdunkeln.

Und nun zu einer andern Pflicht! Der Herzog ſei geprieſen,
Der an dem großen Goethe einſt ſich ſelber groß erwieſen!
Nicht, weil er Kunſt und Wiſſenſchaft geehrt: wer wird ihn krönen,
Weil er ſich ſelbſt nicht ſchändete? Das hieße ihn verhöhnen!
Nein, weil er nicht den zehnten Kranz auf eine Stirne drückte,
Die jegliche der Muſen ſchon vor ihm mit einem ſchmückte;
Weil er noch minder aus der Schaar den Erſten, Beſten wählte,
Dem's freilich an der Leier nicht, doch an der Weihe fehlte.
Denn Beides wöge viel zu leicht! Den König aufzufinden,

Der ſchon den Purpurmantel trägt, gelingt wohl auch dem Blinden,
Und wer Apoll verehren will im letzten Opferknaben,
Der buhlt nur um den leeren Schein und wird ihn doch nicht haben.
Nein, weil er gleich mit ſich'rem Blick den Genius erkannte,
Den Nikolai, der noch lebt, den böſen Dämon nannte,
Und weil er, wie er ihn erkannt, ihn auch zu ſich erhoben,
Trotz ſeiner Neider häm'ſchem Chor und der Philiſter Toben!
Das zeigt, daß auch in ſeiner Bruſt das rechte Herz geſchlagen,
Denn niemals werden Groß und Klein ſich anzieh'n und ertragen.
Und darum werde nie ein Kranz um Goethe's Haupt gewunden,
Eh' man für Weimars Karl Auguſt den friſchen Strauß gebunden!

Die Erde und der Menſch.

Ernſt Brücke freundſchaftlichſt zugeeignet.

(1848 gedichtet.)

Dich, alte Erde muß ich etwas fragen,
Damit ich endlich mir das Räthſel löſe,
Mit dem in unſern ungewiſſen Tagen
Sich ängſtlich plagt der Gute, wie der Böſe.
Du magſt mir, was du willſt, als Antwort ſagen,
Ich ruf' es treu hinaus in das Getöſe
Der Millionen wild verworr'ner Stimmen,
Gleichgültig, ob ſie jauchzen, ob ergrimmen.

Ich ſeh' den holden Frühling wiederkehren
Und reicher war er niemals noch geſtaltet,
Als wollteſt du dich jedes Keim's entleeren,
So hat ſich üppig Alles rings entfaltet,
Die Fülle hört nicht auf, ſich zu vermehren,
Verſchwenderiſch erſcheint der Geiſt, der waltet,
Man fragt: Kann jetzt ein zweiter Lenz noch kommen?
Allein man weiß, dem Herbſt wird dieſer frommen!

Doch deine Menſchen ſchau'n darein mit Mienen,
Als wärſt du nicht ein ewig grüner Garten,
Vielmehr ein Schiff, ſo überfüllt von ihnen,
Daß ſie ſchon längſt vor Furcht und Angſt erſtarrten,
Als wäre jetzt ihr jüngſter Tag erſchienen,
Als hätten ſie nicht Friſt mehr zu erwarten,
Als müßten ſie ſich um den Zwieback raufen
Und ſich mit Blut ihr letztes Mahl erkaufen.

Sprich, Erde, drum! hat die Ernährung Schranken
Und die Erzeugung hätte dennoch keine?
Vergebens dürfte nicht ein Hälmchen ranken,
Indeß entmarkt, mit ſchlotterndem Gebeine,
Zu Millionen ſchon die Menſchen wanken,
Weil du für ſie kein Brot mehr haſt, nur Steine?
Weit eher ſollte eine Welt voll Aehren
Ja doch verfaulen, als ein Menſch entbehren.

So hatt' ich in der Frühlingsnacht geſprochen,
Verzweifelnd, ob dem düſtern Welt-Verhängniß.
Mir war der Geiſt gebeugt, das Herz gebrochen,
Und in der raſtlos wachſenden Bedrängniß
Wagt' ich die ſtumme Mutter aufzupochen
Um einen Troſt in meiner Seelenbängniß.
Auch gab ſie mir, die ich begehrt, die Kunde,
Jedoch in ſtrengem Sinn, mit ernſtem Munde.

Noch nie iſt mir ein Kind aus Noth geſtorben —
Dies war ihr Spruch — denn jede war zu wenden,
Und ſind auch ganze Völker ſchon verdorben,
Man konnte fernhin über's Meer ſie ſenden,
Dort hätten ſie ſich Heil und Glück erworben
Und mich zugleich geſchmückt mit fleiß'gen Händen,
Ich band die Bäume nur an ihre Schollen,
Die Menſchen nicht, weil dieſe wandern ſollen!

Darum verklagt nicht mich, wenn ihr verſchmachtet
In einem Elend, das ihr ſelbſt geſchaffen,
Weil ihr das Mittel, das ich bot, verachtet:
Faßt endlich den Entſchluß, euch aufzuraffen,
Und kehrt den Pflug, wenn ihr nach Segen trachtet,
Still gegen mich, nicht gegen euch, die Waffen:
Ich hatt' und hab für weit mehr Millionen
Noch Brot, als mich bewohnten und bewohnen!

Bin ich nur erſt bebaut in allen Ländern,
So wird euch allen auch der Tiſch ſich decken,
Und ſollte ſich's in fernſter Zukunft ändern,
So habt ihr ſelbſt die Grenze euch zu ſtecken,
Und die gehören zu der Freiheit Schändern,
Die dann vor dieſer ſchweren Pflicht erſchrecken;
Ich kann mich nicht vergrößern, meinen Kindern
Iſt's nicht unmöglich, ihre Zahl zu mindern.

Zwar glaube ich nach der Natur der Dinge,
Das Gleichgewicht wird ewig fort beſtehen,
Wenn's erſt errungen iſt, daß dieß gelinge,
Müßt ihr den Weg, den ich euch zeigte, gehen.
So dreht euch denn nicht mehr im alten Ringe,
Erweitert ihn, und Alles iſt geſchehen:
Wenn meine Quellen nicht mehr überfließen,
Wird wohl von ſelbſt des Lebens Thor ſich ſchließen.

Doch dieß wird das Jahrtauſend kaum entſcheiden,
Drum ſoll es nicht ſchon das Jahrhundert quälen,
Ihr braucht nicht länger, als ihr wollt, zu leiden,
Ihr habt nur neu den Welttheil euch zu wählen,
Dann wird, was ich in meinen Eingeweiden
Bisher mit Qual verſchloß, euch nicht mehr fehlen,
Und ſtatt des Fluchs werd' ich in vollen Chören
Zum erſten Mal der Menſchheit Jubel hören!

Nun ſchwieg ſie ſtill, ich aber rief vernichtet:
Sie hat mit uns, nicht wir mit ihr, zu rechten:
Darum zu Schiff, jedoch zum Heer verdichtet,
Nicht bloß zu pflügen gilt's, wohl auch zu fechten;
So wird der große Doppelzwiſt geſchlichtet,
Denn erſt, wenn wir uns ganz mit ihr verflechten,
Kann ſie der Sonne auch für ihre Strahlen
In Glanz und Duft die ganze Schuld bezahlen!

Laß aber du, o Vaterland, dich mahnen:
Vergiß ſie nicht, die Kinder in der Ferne,
Sie werden ſegeln unter deinen Fahnen,
D'rum ſorge du, daß man ſie achten lerne.
Und zieh'n ſie auch von Pol zu Pol die Bahnen,
Sei du mit ihnen, wie die treuen Sterne,
Und halte jedes, voll erhab'nen Trutzes,
Je ferner dir, je würd'ger deines Schutzes!

An des Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät.

(Bei Gelegenheit des Attentats.)

War auch der Mörder, welcher, tief verblendet,
Den meuchleriſchen Stahl auf Dich gezückt,
Ein Bote, den die Hölle ſelbſt geſendet,
Nachdem ſie ihn im Innerſten berückt,
So hat es doch der Himmel ſo gewendet,
Daß jetzt ihn die Apoſtelkrone ſchmückt,
Denn Kunde hat der Herr durch ihn gegeben:
Gefeit iſt, weil geweiht, des Kaiſers Leben!

Nun darfſt Du doppelt auf Dich ſelbſt vertrauen,
Und doppelt hoffen darf auf Dich die Welt,
Der Dichter aber blickt mit heil'gem Grauen
In Deine Zukunft, die ſich ihm erhellt,
Du wirſt, er glaubt's, den Thron auf's Neue bauen,
Den Karl der Große einſt ſo hoch geſtellt,
Denn ſoll's noch einmal auf der Erde tagen,
So muß das Herz Europa's wieder ſchlagen!

So ſchmiede denn mit einer eh'rnen Klammer
Das eig'ne feſt an's alte deutſche Reich:
Dann endeſt Du den allgemeinen Jammer
Und den des edlen deutſchen Volks zugleich:
Wo drängt ſich auch durch eine Herzenskammer
Das Blut und läßt die and're leer und bleich?
Durch alle beide muß es wechſelnd fluthen,
Dann weckt es die verborg'nen Lebensgluthen!

Und liegt das alte Reich auch tief darnieder,
Ein Wink von Dir und es erhebt ſich ſchon.
Es ſtarb ja nicht an ſeiner eig'nen Hyder,
Es ward zermalmt durch einen Götterſohn,
In Cäſar kehrte Alexander wieder
Und alle beide in Napoleon,
Und ſehen wir den Erdball ſelber ſchwanken,
So darf auch ohne Schmach die Eiche wanken!

Er glich dem düſtern Helden jener Sage,
Der ſeine Feinde nicht bloß überwand,
Nein, der ſich auch zu ſeiner eig'nen Klage
Nach jedem Siege doppelt ſtärker fand,
So daß er an dem Abend ſeiner Tage
Die Kraft der Welt in ſich zuſammen band,
Und, da ihm doch beſchieden war, zu enden,
Den Tod erlitt von aller Götter Händen!

Drum iſt, was ihm erlag, nur halb erlegen,
Es ſank betäubt, doch war es nicht erſchlafft.
Der Scheintod ſelbſt, er ward vielleicht zum Segen,
Sogar ein Traum entzündet oft die Kraft,
Auch ſeh'n wir manchen Zwerg ſich wieder regen,
Der keck und trotzig ſich empor gerafft:
Was ſchläft denn noch der erſte aller Recken?
Berühr' ihn, Herr, ein Habsburg kann ihn wecken!

An Seine Majeſtät König Wilhelm I. von Preußen.

Ich ſprach an Oeſtreichs Kaiſerthrone
In ernſter Zeit ein ernſtes Wort,
Als, ungeſchreckt vom Glanz der Krone,
Sich ihm genaht der Meuchelmord,
Ich mahnte in der großen Stunde,
Wo Habsburgs Sohn dem Tod entging,
Ihn an des deutſchen Volkes Wunde,
Die's durch ſein eig'nes Haus empfing.

Das leiſe Dichterwort verhallte,
Die Jahre flohen ungenützt,
Doch als der Schlachtendonner ſchallte,
Da ward es furchtbar unterſtützt,
Denn nun verlor der deutſche Rieſe,
Der einer Welt gewachſen iſt,
Sein Recht am ird'ſchen Paradieſe,
Ohnmächtig durch den innern Zwiſt.

Der Meuchelmord hat jetzt das Gleiche
  An Deinem heil'gen Haupt verſucht,
Auch Du entgingſt dem Todesſtreiche
  Und doppelt wird er nun verflucht.
Doch laß auch Du, o Herr, Dich mahnen:
  Thu' das für uns, was Gott für Dich.
Zwar nicht zur Sühnung Deiner Ahnen,
  Zu neuem Ruhm für Friederich!

Denn über Deinem deutſchen Volke
  Schwebt längſt ein Loos, wie's Dir gedroht:
In ſchwerbelad'ner Wetterwolke
  Ein unnatürlich jäher Tod,
Und wenn auch jedes Herz den Knaben
  Und ſeine blöde That verdammt,
Die Angſt wird nicht mit ihm begraben,
  Die bis zum Wahnſinn ihn entflammt.

Nicht blos, daß ſich der Erzfeind rüſtet,
  Der Karl's des Großen Reich geſprengt,
Und daß den nord'ſchen Aar gelüſtet,
  Der ſchon durch's Wachſen uns bedrängt:
Auch die Bedientenvölker rütteln
  Am Bau, den Jeder todt geglaubt,
Die Czechen und Polacken ſchütteln
  Ihr ſtrupp'ges Karyatidenhaupt.

Und wie in grauen Römertagen
Die Legion vom Wall herab,
Nachdem ſie an den Schild geſchlagen,
Vergab den Imperatorſtab,
So bieten jetzt die deutſchen Stämme
Das Scepter der Ottonen aus,
Daß es wie einſt die Scythen hemme,
Doch nur an's alte Doppelhaus.

Dies Volk der Krieger und der Denker,
Das nie von Keimen ſchwoll, wie jetzt,
Was würd' es unter einem Lenker,
Der ſich das Ziel im Morgen ſetzt,
Der raſch, geſtützt auf alle Kräfte,
Sich zum Entſcheidungskampf erhebt,
Und dann dem göttlichen Geſchäfte,
Ein Paradies zu gründen, lebt!

Denn wenn der Junker in der Fabel
Verſchied am erſten Sonnenſtrahl,
Als ihm ein Vöglein mit dem Schnabel
Den Mantel nahm im grünen Thal:
Der Deutſche wird erſt recht lebendig,
Wenn hinter ihm die Nacht verſinkt
Und über ſeinem Haupt beſtändig
Des Himmels gold'ne Scheibe blinkt.

Er war bis jetzt der Narr der Erde
Und ward verſpottet fern und nah:
Sprich Du, o Herr, ein zweites Werde,
So ſteht er als ihr König da!
Er iſt ein Adam, doch in Ketten,
Im Kreis der Thiere: löſe ſie,
Und die ihn gern verſchlungen hätten,
Die küſſen ſchon ihm Fuß und Knie.

Der Tod iſt Dir vorbeigegangen
Und gnädig hat Dich Gott bewahrt,
Nun fühlſt Du ſelbſt mit frohem Bangen,
Daß Du zu Großem aufgeſpart!
Was aber kann es Größ'res geben,
Als daß Du Deine Nation
Erweckſt zu neuem, ſchön'ren Leben,
So thu's und ſei ihr beſter Sohn!

Wär's klug, die Zeit zurückzuſchrauben?
Es iſt ja einmal ſchon geſcheh'n,
Und in dem felſenfeſten Glauben,
Sie bleibe nun auf ewig ſteh'n.
Was war nicht nach der Schlacht zu hoffen,
Die blutig ſchloß den heil'gen Krieg?
Napoleon zum Tod getroffen,
Die Welt erſchöpft vom eig'nen Sieg!

Die Völker auf der einen Seite
Und auf der andern er allein,
Errang er noch im letzten Streite
Der Erde höchſten Glorienſchein.
Er ließ der Menſchheit ſelbſt zur Ader
Und wie ein Leichnam ſank ſie hin,
Eh' noch in ſchnell entflammtem Hader
Gewürfelt war um den Gewinn.

Was half's, daß man die müden Glieder
Nun in die alten Bande ſchlug?
Die Kräfte kehrten langſam wieder,
Der Muth beim erſten Odemzug!
Und iſt es damals nicht gelungen,
Als man nach einem Weltenbrand
Den neuen Typhon ſelbſt bezwungen,
Sprich, Herr, wie hätt' es heut Beſtand?

Drum ſchreite fort, anſtatt zu weilen,
Und wende Dich nicht ab vom Licht;
Du kannſt mit Gott die Allmacht theilen,
Allwiſſend aber wirſt Du nicht.
Und möchteſt Du mit Deinen Händen,
Nicht ahnend, wo er trifft und fällt,
Ein blinder Zeus, den Blitz verſenden?
Du ſelber rufſt: Nicht um die Welt!

Denk' an den edelſten der Fürſten,
  Der je auf einem Throne ſaß:
Wie alle nach der Beute dürſten,
  Da findet er allein das Maß;
Er rührt nicht an die theuern Güter,
  Die ſich ſein Volk mit Blut erkämpft,
Er wird ihr erſter tapf'rer Hüter,
  Durch Nichts in ſeinem Muth gedämpft.

Und wer das thut im größten Kreiſe,
  Was Karl Auguſt im kleinern that,
Der öffnet uns auf rechte Weiſe
  Zum neuen Sieg den ſich'ren Pfad,
Der bindet die entzweiten Geiſter
  In einem ewigen Symbol,
Der wird durch ſie Europas Meiſter
  Und erntet Dank von Pol zu Pol.

Dann wird man deutſcher Art ſich neigen
  Und ehren, was man ſonſt geſchmäht,
Denn, wenn ſich Jeder, wie im Reigen
  Der Sterne, um ſich ſelber dreht,
Und dennoch Keiner aus der Sphäre,
  Der Herrſcherin, der Sonne, weicht,
So wird's auf Erden ſein, als wäre
  Des Himmels Harmonie erreicht.

Nun ringt denn, Oeſterreich und Preußen,
Das ganze Deutſchland jauchzt Euch zu,
Weiſ't ihr den Welſchen und den Reußen,
Die andern ſterben ſo, zur Ruh!
Horcht, wie's in vollern, immer vollern
Accorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiſer iſt, wer das vollbringt.

Prolog zum 26. Februar.

(In Wien im Operntheater geſprochen.)

Wir feiern heute einen ſeltnen Tag,
Wie ihm ſo bald kein gleicher folgen mag:
Es iſt ein Jahr, da ward der Bann geſprengt,
Der winterſchwer uns Alle eingezwängt
Und jeden Lebenskeim, wenn nicht erſtickt,
So doch geſchwächt und ſchon als Reis geknickt.
Und das iſt nicht, wie wir es einſt geſeh'n,
Durch einen blinden Völkerſturm geſcheh'n,
Der, was er mit den Händen kaum erſtritt,
Gleich mit den plumpen Füßen auch zertritt:
Nein, frei und nur vom eig'nen Geiſt bewegt,
Erhebt der Kaiſer ſelbſt ſich und zerſchlägt
Die altersſtarre Form, die, einmal recht,
Sich überlebt um mehr, als ein Geſchlecht,
Weil längſt in ihr das friſche Jugendblut,
So viel ſie trank, verdampfte ohne Glut.
O, blickt mit Dank und mit gerührtem Sinn
Auf dieſes Schauſpiel der Geſchichte hin:

Ein Kaiſer ſchließt, zum Opfer fromm bereit,
Den feſten Bund mit einer neuen Zeit:
Der hoch erlauchte Fürſt, in deſſen Haus
Die Kaiſerkrone ſprießt als goldner Strauß,
Von ſo viel Diademen tief gebeugt,
Wie die des Gartens rothe Dolden zeugt:
Der erſtgebor'ne Sohn des Deutſchen Reichs
Betritt den Boden friedlichen Vergleichs,
Er theilt mit ſeinem Volk den Sonnen-Ring,
Den er von ſeinen Ahnen ganz empfing.
Und das verbürgt der neuen Zeit Beſtand,
Sie hat die Majeſtät zum Unterpfand.
Der fünfte Karl, des Kaiſerhauſes Preis,
Sprach einſt mit Stolz: „In meiner Herrſchaft Kreis
Erliſcht die Sonne nicht!“ Sein Enkel ſpricht:
„Die Sonne wohl, doch nimmermehr das Licht!“
Es iſt ein Jahr. Nun fragt ſchon hie und da
Die Ungeduld, ob auch genug geſchah.
O, nicht zu raſch! Und nicht zu viel verlangt!
Wo iſt der Baum, der ſchon mit Früchten prangt,
Wenn noch die Elemente, Fluth und Wind,
Im letzten Scheidekampf begriffen ſind!
Ein Uebergang iſt immer unheilvoll,
Und wenn der milde Lenz ſchon kommen ſoll,
So bläſ't der Winter oft noch ſo darein,
Als würde ſeine Dauer ewig ſein.
Auch ſenkt ſich kaum mit ſeinem Lilienſtab
Aus Himmelshöh'n ein Genius herab,
So ſteigt ein Dämon auch im grimm'gen Lauf

Mit rother Fackel aus dem Abgrund auf,
Und lockt ihn ſchon ein bloßes Kartenhaus,
Wie bliebe er beim Bau der Staaten aus?
So war auch unter uns ein Sohn der Nacht
Geſchäftig, eh ſich's Einer noch gedacht,
Und faſt erregte er denſelben Sturm,
Der, wie man ſagt, geraſ't um Babels Thurm,
Denn ein gewalt'ger Volks- und Zungenſtreit
Erſtickte gleich die holde Einigkeit,
Und, kaum der Kette los, war Arm und Bein
Schon voll von Wuth und Schmerz, nicht Kopf zu ſein.
O, laßt es ruh'n, und werbt nur durch die That
Um Euren Rang im Nationen-Rath!
Die Völkerkrone geht von Haupt zu Haupt
Und auch dem letzten iſt der Kampf erlaubt,
Denn trotz Homer erblich auch Griechenland
Und trotz des Nebels glänzt der Deutſche Strand.
Doch Ehre dem, der jetzt die Fahne ſchwingt,
Und Wehe dem, der kraftlos um ſie ringt,
Mit ew'ger Schande aber ſei bedeckt,
Wer ſie beſchimpft, eh' ſeine höher ſteckt!
  Es heißt, im Schooß der Erde ruht ein Hort,
Der wird gehoben durch ein Zauberwort,
Doch unter Viele iſt das Wort vertheilt,
Von denen Keiner bei dem Andern weilt.
Sie wandeln Alle auf verſchied'ner Bahn,
Es trennt der Berg ſie, wie der Ozean,
Und ihre Einzel-Silbe fördert Nichts
Aus dunkler Nacht herauf in's Reich des Lichts,

Ja, Keiner ahnt auf ſeiner Pilgerſchaft
Des räthſelhaften Laut's verborg'ne Kraft.
Doch wenn ihr Stern ſie einſt zuſammenführt,
So fühlt ein Jeder ſeltſam ſich berührt,
Sie ſind ſich fremd und dennoch gleich bekannt,
Sie reichen ſich zum Bruderbund die Hand,
Und wie von ſelbſt entſchwebt das Wort dem Mund,
Vor dem die Erde birſt bis auf den Grund,
Und die verſchloß'ne Herrlichkeit und Pracht
Liegt offen für ſie da in reichem Schacht.
Ihr ſteht vielleicht vor einem gleichen Hort,
Und noch viel krauſer ſcheint das Zauberwort,
Ich glaube, alle Völker ſtammeln d'ran,
So viele man auf Erden zählen kann,
Und auch dem letzten ward ein halber Laut
Zum allgemeinen Glück und Heil vertraut.
So ſchaffe denn ein Jeder, was er ſoll:
Vielleicht iſt hier der Völker-Rath ſchon voll,
Vielleicht entſchwebt das Wort ſchon Eurem Mund,
Wenn ihr die Hand Euch reicht zum Bruderbund.
Dieß Oeſterreich iſt eine kleine Welt,
In der die große ihre Probe hält,
Und waltet erſt bei uns das Gleichgewicht,
So wird's auch in der andern wieder licht.
Drum eilt, Ihr wirkt ja für die gold'ne Zeit,
Denn nicht im Dunkel der Vergangenheit
Soll man ſie ſuchen, vor uns liegt ſie da.
Einſt wird geſchehen, was noch nie geſchah,
Schaut hin auf Pericles und ſein Athen

Und fragt Euch ſelbſt: wie wird's auf Erden ſteh'n,
Wenn die vereinten Kräfte des Geſchlechts
Sich rühren in dem Segen gleichen Rechts
Und wenn ſich der Planet mit Blüten krönt,
Wie ſie das Beet, das Hellas hieß, verſchönt'.
Die Menſchheit war bis jetzt ſchon reich genug,
Wenn ſie Ein Haupt auf ihren Schultern trug,
Und waren's Zwei, ſo ſchien's ein Wunder gar,
Denn manch' Jahrhundert blieb des kleinſten baar,
Und zeigte dem verdroß'nen Sonnenſtrahl
Nur tauſendfach den hohlen Eſſig-Aal.
Der Zukunft aber fällt ein reich'res Loos,
Denn doppelt fruchtbar iſt der Freiheit Schoos,
Und kommen wird der Tag, wo man ſie kränzt,
Weil ſie mit allen ihren Häuptern glänzt,
Wo ſich dem Helden gleich der Muſen-Chor
Geſellt, den er ſo oft umſonſt beſchwor,
Und wo die That, die ihm ein Gott beſcheert,
Den gold'nen Schatten wirft, der ewig währt:
Ein Alexander führt den Inderzug,
Ein Raphael erhaſcht das Bild im Flug,
Ein Phidias prüft für's Denkmal ſchon den Stein,
Ein Mozart ſtimmt mit Sternen-Klängen ein,
Ein Shakeſpeare lächelt über Alle hin
Und offenbart des Erden-Räthſels Sinn,
Indeß ein Kant noch tiefer niederſteigt
Und auf die Wurzel aller Welten zeigt.

Sonette.

An eine Römerin.

Ich hab' als Kind geſpielt im fernen Norden,
Dann bin ich weit und breit herum gekommen
Und habe ſchon das dritte Meer durchſchwommen,
Nun ruh' ich aus an ſeinen Blüten-Borden.

Dir iſt ein ſchlichtes Mädchen-Loos geworden,
Wie eine Blume biſt du ſtill erglommen,
Dann hat, wie die der Strauß, dich aufgenommen
Als friſchen Schmuck der fromme Jungfrau'n-Orden.

Nun geh'n wir Beide Hand in Hand zuſammen,
Wie Gärtnerin und Schiffer traulich wallen,
Im kühlen Schatten dicht verſchlung'ner Aeſte;

Ich ſpreche dir von Sturm und Meeresflammen
Und ſchmücke dich mit Perlen und Korallen,
Du pflügſt mir ſtill der Gold-Orangen beſte.

Im römiſchen Carneval.

Einſt bin ich unter'm Maienbaum gelegen,
  Und, wie ich lag, hat ſich ein Wind erhoben!
  Wie ſind die Blüten da um mich geſtoben!
Wie unermeßlich ſchien des Frühlings Segen!

Jetzt, däucht mir, ſeh' ich einen gleichen Regen,
  Doch von Geſtalten, Licht und Glut gewoben!
  Als hätten ſich die gold'nen Sterne droben
Geſchüttelt, welche alles Höchſte pflegen.

Vom ſtillen Reizenden zum Blendend-Schönen,
  Es fehlt kein Glied der holden Formenkette,
    Und meinen Augen ſcheint ſie nicht zu enden.

Drum reicht den Kranz, die Königin zu krönen,
  Nicht mir; denn eh' ich ſie gefunden hätte,
    Wär' er gewiß verwelkt in meinen Händen!

Eine Mondnacht in Rom.

Beim Dämmerlicht des Mondes ſchau' ich gerne
Der grauen Weltſtadt bröckelnde Ruinen,
Die uns als Maß für ihre Größe dienen,
Woran der Menſch ſich ſelber meſſen lerne;

Denn dieſes Licht, das einem trüben Sterne
Entfließt, hat ihre Schlachten nie beſchienen,
Nur die Gefall'nen mit den ehr'nen Mienen,
Umſtanden von des Heeres beſtem Kerne.

Jetzt trägt ſie ſelbſt, wie die, den Todesſtempel,
Drum ziemt ſich's, daß daſſelbe Licht ihr leuchte,
Dann träumt vielleicht ein Dichter, daß die Sonnen

Erlöſchen, wie Paläſte hier und Tempel
Zuſammenſtürzen, und der oft verſcheuchte
Vernichtungsengel jetzt den Sieg gewonnen!

Die Lerche.

Ich kam in Ungarn durch ein Thal gefahren,
Von leichten Roſſen ſchnell dahin getragen,
Und hörte über mir die Lerche ſchlagen,
Die durch den Aether zog, den bläulich-klaren.

Bald aber mußte ich erſtaunt gewahren,
Daß ſie zu mir hinab ſchoß in den Wagen,
Doch ſchien mir dies Vertrau'n zugleich ein Zagen
Vor einem andern Feind zu offenbaren.

Ich ſchaute auf und ſah den Habicht hangen,
Der nicht gewohnt iſt, Schwache zu verſchonen,
Sie hatte Schutz geſucht auf meinen Knieen;

Ich aber dachte: daß das klein're Bangen
Der Menſch dir einflößt, ſoll ſich dir belohnen,
Und ließ ſie ungefangen wieder ziehen!

Der Wein.

Du blinkſt ſo hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Strahl in dir zerronnen,
Woraus du einſt die Feuerkraft gewonnen,
Die glühend jetzt entgegen ſchäumt dem Zecher.

Ich aber ſäume, reizender Verſprecher
Des Süßeſten, und zähle all' die Sonnen,
Die dich mit ihrem Netz von Licht umſponnen,
Bevor die Traube reif erſchien dem Brecher.

Ich ſehe ihn, von Nächten und von Tagen
Den reichen Zug, die längſt hinab geſunken,
Dir ſcheidend all' ihr Köſtlichſtes gegeben.

Da mögt' ich faſt im Geiſt vor dir verzagen,
Kaum an den Lippen, biſt du ausgetrunken:
Wie zahle ich den Preis für ſo viel Leben?

Vollendung.

Von einer Wunderblume laßt mich träumen!
Der Tag verſchwendet ſeine reichſten Strahlen,
In aller Farben Glut ſie auszumalen;
Die Nacht verſucht, mit Perlen ſie zu ſäumen.

Bald wird das Leben in ihr überſchäumen,
Und brennend, die Geſtirne zu bezahlen,
Verſtrömt ſie aus der Kelche Opferſchaalen
Den flammenheißen Duft nach allen Räumen.

Doch, daß einmal das Schönſte ſich vollende,
Verſchließt der Himmel ſeine durſt'gen Lippen
Vor ihrem Opfer und es ſenkt ſich wieder.

Wie ſie den Duft in jede Ferne ſende,
Nicht Mond, noch Sonne, nicht ein Stern darf nippen,
Er wird zu Thau und ſinkt auf ſie hernieder.

Rechtfertigung.

Jüngſt ward das Gold, das edle, hart geſcholten,
Die andern Erden ſchmähten es, und riefen:
Wir ſind's, in denen Baum und Blume ſchliefen,
Die jegliches Geſchöpf erquicken ſollten:

Wenn dich auch alle Sonnen küſſen wollten,
Die jemals um das ew'ge Centrum liefen,
Sie weckten Nichts in deines Schooßes Tiefen,
Drum haſt du uns auch ſtets für Nichts gegolten!

Nun ſprach das Gold: ich bin das längſt geweſen,
Was ihr jetzt ſeid, und wenn euch ſo viel Lenze
Wie mir entkeimten, werdet ihr mir gleichen.

Von mir ſind keine Früchte mehr zu leſen,
Weil ich ſchon frei im eig'nen Daſein glänze,
Drum blüht und duftet fort, mich zu erreichen!

Die Freiheit der Sünde.

O glaube nicht, daß du durch deine Sünde
Die Welt verwirrſt! Wie du auch freveln mögeſt,
Und ob du Gott dein Ich auch ganz entzögeſt,
Du hinderſt nicht, daß ſie zum Kreis ſich ründe!

Ja, ob du, in des innern Abgrunds Schlünde
Hinunter taumelnd, völlig dich betrögeſt
Und dich hinauf zur Götter-Freiheit lögeſt,
Doch trifft dich das Gericht, das ich verkünde!

Wir leben nur im Ewigen und Wahren,
Und ihm entfliehen wollen, würde heißen,
In unſrer Bruſt den Odem anzuhalten;

Wir können's, doch es wird ſich offenbaren,
Daß wir das eig'ne Lebensband zerreißen
Und Nichts dadurch im Aether umgeſtalten.

Schönheitsprobe.

Wie läßt die echte Schönheit ſich erproben?
Wohl einzig an dem ſelbſtbewußten Frieden,
Der ſie umfließt, weil ſie ſich wie geſchieden
Von allen Kämpfen fühlt, die ſie umtoben.

Ihr ſteht er, wie ein Sternenkranz von oben,
Den, da ſie ganz den innern Zwiſt gemieden,
Der alles Uebrige verwirrt hienieden,
Die ew'ge Mutter ſelbſt für ſie gewoben.

Doch wehe ihren Afterſchweſtern allen,
Die ihr nicht gleichen und ſich ſelber krönen,
Weil Faun und Satyr ihnen Beifall zollen!

Sie können nur, wenn ſie ſich nicht gefallen,
Mit ihrem halben Daſein uns verſöhnen,
Nur, wenn ſie zeigen, daß ſie weiter wollen.

An Chriſtine Engehauſen.

Du tränkſt des Dichters dämmernde Geſtalten,
Die ängſtlich zwiſchen Sein und Nichtſein ſchweben,
Mit deinem Blut, und gibſt den Schatten Leben,
In denen ungebor'ne Seelen walten.

Ich aber mögte nicht zu früh erkalten,
Der Zeit die Form zu dem Gehalt zu geben
Und über ſie hinaus ſie zu erheben
Durch neuer Schönheit ſchüchternes Entfalten.

Doch dieſes Deutſchland wird uns ſchwer erwarmen,
Und eh' wir's denken, ſteh'n wir ab, verdroſſen,
Drum laß uns Eins das Andere belohnen.

Wo treu und feſt ſich Mann und Weib umarmen,
Da iſt ein Kreis, da iſt der Kreis geſchloſſen,
In dem die höchſten Menſchenfreuden wohnen.

Doppelter Krieg.

Wie ſollten ſich des Schönen Prieſter haſſen,
Wie ſollten ſie unedel ſich bekriegen!
Ein Jeder wird dem Andern gern erliegen,
Das heißt, ſich gern von ihm bewirthen laſſen!

Doch freilich werden ſie das Schwert erfaſſen,
Den Pfuſcher, der den Thron der Kunſt beſtiegen
Und ihn ſchon dadurch ſchändet, zu beſiegen,
Weil dem vor Zorn die Götter ſelbſt erblaſſen.

Was iſt es dort? Ein anmuthsvolles Ringen,
Ob einer leiſten ſolle, ob genießen,
Ob füllen oder leeren bloß die Schaale.

Hier gilt's, den Pöbelfürſten zu bezwingen,
Den ſchnöde Wächter in den Tempel ließen,
Damit er allen Muſen Bärte male.

An den Künſtler.

Ob du auch bilden magſt, was unvergänglich
Durch alle Zeiten wandeln ſoll und glänzen,
Doch wird dich die, in der du lebſt, nicht kränzen,
Sie wird dir trotzen, ſtumpf und unempfänglich.

Die Menſchheit, ſchon an ſich ſo unzulänglich,
Kann ſich in ihren enggeſteckten Grenzen
Nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
Der aus ihr ſelbſt hervorbricht, überſchwänglich.

Beklage es, doch einzig ihrethalben,
Die mit dem Nicht-Genießen dies Verkennen
Zu theuer büßt, und nimmer deinetwegen;

Denn wollte ſie dich gleich zum König ſalben,
So würden dich die Zweifel nicht mehr brennen,
Durch die du zahlſt für aller Götter Segen!

Ein zweites.

Und ob mich dieſe Zweifel brennen müſſen?
So rufſt du aus und mögteſt es verneinen,
Auch mag der Froſt dir unerträglich ſcheinen,
Der oft dich ſchüttelt bei der Muſe Küſſen.

Doch ſprich: wenn deinen ſchöpf'riſchen Ergüſſen,
In denen alle Wonnen ſich vereinen,
Die Schmerzen fehlten, ſtünden nicht mit Weinen
Die Brüder fern ſo einzigen Genüſſen?

Drum nimm ſie hin, die Ungerechtigkeiten
Der Welt, die dir die Luſt des Daſeins trüben
Und bittern Zwieſpalt in dir ſelbſt erwecken.

Sie ſind beſtimmt, von Anbeginn der Zeiten,
Die höhere Gerechtigkeit zu üben
Und einen Zwieſpalt größ'rer Art zu decken.

Unſere Zeit.

Es iſt die Zeit des ſtummen Weltgerichts:
In Waſſerfluthen nicht und nicht in Flammen:
Die Form der Welt bricht in ſich ſelbſt zuſammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenroth verſchwammen,
Doch wird er nicht beſchwören, nicht verdammen,
Der keuſche Prieſter am Altar des Lichts.

Er ſoll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und wie er für des Frühlings erſte Blüte
Ein Auge hat, und ſie mit Liebe bricht:

So darf er auch des Herbſtes letzten Segen
Nicht überſeh'n, und die zu ſpät erglühte
Nicht kalt verſchmähen, wenn den Kranz er flicht.

Die menſchliche Geſellſchaft.

Wenn du verkörpert wärſt zu einem Leibe,
Mit allen deinen Satzungen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie ſchamlos knechten,
Damit dem Todten dieſe Welt verbleibe;

Die gottverflucht in hölliſchem Getreibe,
Die Sünden ſelbſt erzeugen, die ſie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

Da dürfte dir das ſchlimmſte deiner Glieder,
Keck, wie es wollte, in die Augen ſchauen,
Du müßteſt ganz gewiß vor ihm erröthen!

Der Räuber braucht die Fauſt nur hin und wieder,
Der Mörder treibt ſein Werk nicht ohne Grauen,
Du haſt das Amt, zu rauben und zu tödten.

Mein Päan.

Ich mögte auch einmal von Freiheit ſingen,
Doch, iſt der Drang auch groß, den ich verſpüre,
Wer ſagt mir, wie viel Odem ihm gebühre?
Mir däucht, zuvor muß ich den Flamberg ſchwingen.

Der Tag erſt, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, ſo wie ich jetzt die Saiten rühre,
Mit eig'ner Fauſt mein gutes Eiſen führe,
Der Tag erſt wird die rechte Antwort bringen.

Auch dann noch fecht' ich ſtill und ſtumm, gleich Allen,
Die ſchweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.

Dann ſoll der Freiheit mein Päan erſchallen,
Denn ſo viel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwiſchen Fallen bleibt und Sterben.

An eine edle Liebende.

Du meinſt in deiner Seele Dämmerweben,
Dir ſei das Tiefſte ſo gelöſ't in Liebe,
Daß dir nichts Eig'nes zu bewahren bliebe,
Drum willſt du ganz und gar dich ihm ergeben.

O, thu' es nicht! Es gibt ein Widerſtreben,
So rein von jedem ſelbſtiſch-rohen Triebe,
Daß ſich das Höchſte ſtill zu Nichts zerriebe,
Erſchlöße dieß ihm nicht ein ew'ges Leben.

Und könnteſt du, im Edelſten erglommen,
Auch deines Weſens Form vor ihm vernichten —
Die Elemente bleiben, die ſie waren!

So wird dein Opfer niemals ganz vollkommen,
Du kannſt nicht völlig auf dich ſelbſt verzichten,
Drum ſorge du, dich ganz zu offenbaren!

Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Oceane
Willſt du, der Tropfe, dich in dich verſchließen?
So wirſt du nie zur Perl zuſammen ſchießen,
Wie dich auch Fluthen ſchütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innerſten Organe
Und miſche dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen;
Dann dienſt du dir und dienſt dem höchſten Plane.

Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und dein Ur-Eig'nes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erſt wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſteh'n vermag im Tanze!

An die Kunſt.

Dir, heil'ge Kunſt! dir hab' ich mich ergeben!
Nicht drängt' ich mich, du rieſſt mich zum Altare,
Ich rang mit dir, ob ich mich frei bewahre,
Du ſiegteſt, nimm mich denn auf Tod und Leben!

Nun wollen Träume meinen Blick umweben,
Ich aber ſchau' hinab auf ernſte Jahre,
Doch, wie ſich auch zum Kampf der Pöbel ſchaare,
Am Ende ſiegt ein gottgebor'nes Streben.

Viel trage ich, doch ſchlägt mir die Entehrung
Der Welt-Idee, auf deren Leib ich hoffe,
Durch Puppen-Larven leicht die Todeswunde.

Was thut's? die echte Zeugung iſt Entleerung
Des Einzelweſens von dem Weltenſtoffe,
Und geht mit ihrem Vater nicht zu Grunde.

Die Schönheit.

as Looſ der Götter iſt auch dir gefallen;
Denn du biſt ſchön, du brauchſt dich nur zu zeigen,
[illegible] wird ſogar von Lippen, welche ſchweigen,
Wenn Jeder jauchzt, dir Lob und Preiſ erſchallen.

Denn, die als unerreichbar vorſchwebt Allen,
Die Harmonie, iſt deinem Weſen eigen,
Wie ſollte dich, wo du erſcheinſt, ein Reigen
Von trunkenen Verehrern nicht umwallen!

Zwar werden wir's nur ſchmerzlicher empfinden,
Wie viel uns mangelt, wenn wir auf dich ſchauen,
Allein du biſt uns doch verwandt geblieben;

Drum dienſt du, uns dem Höchſten zu verbinden,
Wir ſtehen ihm nicht länger fern mit Grauen,
Es tritt uns nah' in dir, wir können's lieben!

Die Verſchmähte.

Du liebſt mich nicht! Wie ſollt' ich länger leben!
Die Hoffnung, endlich in dein Herz zu dringen.
Erhielt mich, doch es wird mir nie gelingen!
Ich fühl's, und dieſes muß den Tod mir geben.

Er naht mir ſchon, ich ſeh' ihn ohne Beben,
Er wird zurück mich zu der Mutter bringen;
Doch kann ich nicht den letzten Schmerz bezwingen.
Und mit mir ſelbſt erſt wird er ganz verſchweben

O, wär' ich, ſtatt mit buntem Staub umkleidet,
Als ſtummes Traumbild vor dich hingetreten,
Du hätteſt heiß das Dämmernde umſchloſſen!

Ich ward dir dadurch, daß ich war, verleidet,
Du hätteſt ſonſt mich ſelbſt von Gott erbeten,
Und ich in deinem Wunſch mein Glück genoſſen!

Die beiden Zecher.

Beim Weine ſah ich einſt zwei Zecher ſitzen:
Der Eine rief: kein Tropfen wird vergoſſen,
Bevor ſich das Geheimniß mir erſchloſſen,
Woher es kommt, dies Perlen und dies Blitzen!

Der Andre ſprach: er wird mein Blut erhitzen,
Und daraus iſt mir nie noch Heil entſproſſen,
Wie wär' mir's, wenn ich nach dem Rauſch verdroſſen
Mich fände auf den ſchroffſten Felſenſpitzen!

So ſaßen ſie und grübelten auf's Beſte,
Indeß umſonſt die Goldpokale lachten,
Zu ihres gütigen Bewirthers Qualen;

Inzwiſchen kam ein Haufen friſcher Gäſte,
Da ſah'n ſie ſich vertrieben, eh' ſie's dachten,
Und müſſen nun mit ew'gem Durſt bezahlen!

Der Menſch und die Geſchichte.

Die Weltgeſchichte ſucht aus ſpröden Stoffen
Ein reines Bild der Menſchheit zu geſtalten,
Vor dem, die jetzt ſich ſchrankenlos entfalten,
Die Individuen vergeh'n, die ſchroffen.

Die endliche Vollendung iſt zu hoffen,
Denn dieſe Künſtlerin wird nie erkalten,
Auch ſehen wir, wenn ſich die Nebel ſpalten,
Schon manchen Zug des Bildes tief getroffen.

Doch wir, wie Kinder in der Werkſtatt harrend,
Wir haſchen nach den abgeſprung'nen Stücken,
Die, wie ſie ſchweigend meißelt, nieder fallen;

Dann rufen wir, in Andacht dumpf erſtarrend,
Mit krummen Nacken und gebeugten Rücken:
Hier ſind die Götter, laßt den Weihrauch wallen!

Mann und Weib.

Dem Weibe iſt ein ſchönes Loos beſchieden,
Was ſie auch hat, ſie hat es ganz und immer,
Sie freut ſich an des fernſten Sternes Schimmer,
Allein ſie ſchließt ſich ab in klarem Frieden.

Der Mann wird nie ſo ſehr vom Glück gemieden,
Als er es meidet, denn er faßt es nimmer,
Gleichgültig, wird es beſſer, wird es ſchlimmer,
Er hört nicht auf, das Daſein umzuſchmieden.

Ihr iſt es, wie ein zugeworf'ner Faden,
Sie hält ſich d'ran, und ſchaudert vor den Wogen,
Die unten dräu'n, und trinkt des Himmels Lüfte.

Er widerſteht nicht, ſich im Meer zu baden,
Und forſcht, vom hellen Leben abgezogen,
Ob Gott ſich nicht verbirgt im Schooß der Grüfte.

An ein ſchönes Kind.

Du blickſt, um deiner Mutter Hals dich ſchmiegend,
Mich hold und lächelnd an, ein ſel'ger Stummer;
Die Wonne ſchließt den Mund, ihn löſ't der Kummer,
Du brauchſt die Sprache nicht, in Luſt dich wiegend.

Doch jetzt, der Kraft des Lenzes ſtill erliegend,
Durch Bienen eingeſurrt und and're Summer,
Von Duft betäubt, fällſt du in tiefen Schlummer,
Ein Roſenblatt, in einen Brunnen fliegend.

O! würdeſt du der Maler und der Dichter
Gewaltigſter, du wirſt durch all' dein Ringen
Das Höchſte nie, wie jetzt im Spiel, verrathen,

Nie ſo das Schöne durch der Farbe Lichter,
Nie ſo das Reine durch dein frömmſtes Singen,
Nie ſo das Menſchlich-Göttliche durch Thaten!

Das Heiligſte.

Wenn Zwei ſich in einander ſtill verſenken,
Nicht durch ein ſchnödes Feuer aufgewiegelt,
Nein, keuſch in Liebe, die die Unſchuld ſpiegelt,
Und ſchamhaft zitternd, während ſie ſich tränken;

Dann müſſen beide Welten ſich verſchränken,
Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt,
Und aus dem Schöpfungsborn, im Ich entſiegelt,
Springt eine Welle, die die Sterne lenken.

Was in dem Geiſt des Mannes, ungeſtaltet,
Und in der Bruſt des Weibes, kaum empfunden,
Als Schönſtes dämmerte, das muß ſich miſchen;

Gott aber thut, die eben ſich entfaltet,
Die lichten Bilder ſeiner jüngſten Stunden
Hinzu, die unverkörperten und friſchen.

Myſterium.

O, könnte ich den Faden doch gewinnen,
Der, mich mit Gott und der Natur verknüpfend,
Und, abgewickelt, das Geheimſte lüpfend,
Verborgen ſitzt im Geiſt und in den Sinnen!

Wie wollte ich ihn muthig rückwärts ſpinnen,
Bis er mir, endlich von der Spindel hüpfend,
Und in den Mittelpunkt hinüber ſchlüpfend,
Gezeigt, wie All und Ich in Eins zerrinnen.

Nur fürchte ich, daß, wie ich ſelbſt Gedanken,
Die gleich Kometen blitzten, ſchon erſtickte,
Eh' ich verging in ihrem glüh'nden Lichte,

So auch das All ein Ich, das ſeiner Schranken
Vergeſſen, an das Welten-Räthſel tickte,
Aus Nothwehr, eh' es tiefer dringt, vernichte.

An den Aether.

Allewiger und unbegrenzter Aether!
Durch's Engſte, wie durch's Weiteſte Ergoſſ'ner!
Von keinem Ring des Daſeins Ausgeſchloſſ'ner!
Von jedem Hauch des Lebens ſtill Durchwehter!

Des Unerforſchten einziger Vertreter!
Sein erſter und ſein würdigſter Entſproſſ'ner!
Von ihm allein in tiefſter Ruh' Umfloſſ'ner!
Dir gegenüber werd' auch ich ein Beter!

Mein ſchweifend' Auge, das dich gern umſpannte,
Schließt ſich vor dir in Ehrfurcht, eh' es ſcheitert,
Denn Nichts ermißt der Blick, als ſeine Schranken.

So auch mein Geiſt vor Gott, denn er erkannte,
Daß er, umfaßt, ſich nie ſo ſehr erweitert,
Den Allumfaſſer wieder zu umranken.

Die Sprache.

Als höchſtes Wunder, das der Geiſt vollbrachte,
Preiſ' ich die Sprache, die er, ſonſt verloren
In tiefſte Einſamkeit, aus ſich geboren,
Weil ſie allein die andern möglich machte.

Ja, wenn ich ſie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur ſie den ſchweren Fluch beſchworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelſein erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.

Denn iſt das unerforſchte Eins und Alles
In nie begriff'nem Selbſtzerſplitt'rungs-Drange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerſtoben:

So wird durch ſie, die jedes Weſen-Balles
Geheimſtes Sein erſcheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben.

Apollo von Belvedere.

Wer ſchön, wie du, iſt, ſoll dich einſt zerſchlagen!
So ſprach der Meiſter, als er dich vollendet
Und vor dir ſtand, von deinem Glanz geblendet:
Er hatte Nichts bei dieſem Wort zu wagen.

Denn wen auch noch ſeit deines Urſprungs Tagen
Die neidiſche Natur hieher geſendet,
Hier hat ſich immer ſein Triumph geendet,
Kein Jüngling ſtand noch vor dir, als mit Zagen.

Ja, könnte ſelbſt in Zukunft Einer kommen,
Dir gleich und dennoch fähig, dich zu haſſen,
Er würde nimmer büßen ſein Gelüſte:

Er hätte kaum die Axt zur Hand genommen,
So müßt' er ſie ſchon wieder fallen laſſen,
Weil er ſchon dadurch häßlich werden müßte.

An meinen Freund Gurlitt.

Ich dachte dein, als ich die Herrlichkeiten
Der Steiermark vom Berg herab erblickte
Und im Empfindungswirbel faſt erſtickte,
Weil mir die Kraft gebrach, ihn abzuleiten.

Denn wer, wie du, in nebelhafte Weiten
Den Künſtlerblick ſo oft ſchon ſiegreich ſchickte
Und ſicher war, daß keine ihn verſtrickte,
Vermag auch dort mit der Natur zu ſtreiten.

Zwar werde ich dir nie die Hand mißgönnen,
Doch könnt' ich dir das Auge faſt beneiden,
Vor dem des Chaos Formen nicht beſtehen.

Ich mögte Bilder ſchau'n, nicht machen können,
Und bloß, um Nichts vom Häßlichen zu leiden,
Denn niemals hat's der Maler noch geſehen.

Juno Ludoviſi.

Du läſſeſt uns die Blüte alles Schönen
Und ſeines Werdens holdes Wunder ſehen:
Die Stirn' iſt ſtreng, man ſieht's in ihr entſtehen,
Wo es noch ringen muß mit herben Tönen.

Die Wange will ſich ſchon mit Anmuth krönen,
Doch darf ſie noch im Lächeln nicht zergehen,
Der Mund jedoch zerſchmilzt in ſüßen Wehen,
Daß Ernſt und Milde ſich im Reiz verſöhnen.

Erſt keuſches Leben, wurzelhaft gebunden,
Dann ſcheuer Vortraum von ſich ſelbſt, der leiſe
Hinüber führt zur wirklichen Entfaltung;

Und nun iſt auch der Werdekampf verwunden,
Man ſieht nicht Anfang mehr, noch Schluß im Kreiſe,
Und dieſes iſt der Gipfel der Geſtaltung.

Ein Bild.

Im Morgenwinde ſah ich Blumen wanken
Und ſah, wie ſie den Thau der gold'nen Frühe
Daß jede voller dufte, tiefer glühe,
Mit heißem Mund begierig in ſich tranken.

Geſättigt ſah ich bald die meiſten ſchwanken,
Als glaubten ſie, daß keine nun verblühe,
Die Roſen tranken fort mit ſüßer Mühe,
Bis ihre Kelche faſt zur Erde ſanken.

Die andern wiegten ſich in Luſtgefühlen,
Sie wollten eben lauten Spott erheben,
Da ſchoß die Sonne ihre Flammen-Pfeile.

Die Roſen löſchten ſie im Thau, dem kühlen,
Doch jenen drangen ſie in Mark und Leben,
Man ſah ſie hingewelkt nach kurzer Weile.

Anmerkungen.

Es iſt die vierte Sammlung von Gedichten Friedrich Hebbel's, welche hier dem Publikum geboten wird. Die erſte war im J. 1842 bei Hoffmann und Campe erſchienen und dem Andenken ſeines Univerſitätsfreundes Emil Rouſſeau gewidmet; die zweite, unter dem Titel „Neue Gedichte“, im Jahre 1848 bei J. J. Weber; die dritte, mit dem Beiſatze „Geſammt-Ausgabe ſtark vermehrt und verbeſſert,“ im J. 1857 bei J. G. Cotta, und „dem erſten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland in unwandelbarer Verehrung“ zugeeignet. Hebbel hatte in dieſe „Geſammt-Ausgabe“ nicht alle in den erſten und zweiten Sammlung enthaltenen Gedichte aufgenommen, ſondern ſtrenge geſichtet und viele der ausgewählten ſelbſt wieder verändert, oft weſentlich umgeſtaltet. Er that dieß nach den Grundſätzen, welche die Briefſtelle andeutet, die der Herausgeber in der Vorbemerkung zum 1. Bande der ſämmtlichen Werke Hebbels mitgetheilt. Dafür hatte der Dichter die letzterwähnte Sammlung mit einer ſtattlichen Zahl neuer Stücke bereichert. Daß dieſe Sammlung hinſichtlich der Anordnung für den Herausgeber maßgebend ſein mußte, leuchtet ein. Was der Dichter ſelbſt ausgeſchieden, blieb, bis auf zwei Gedichte, draußen, und was er an lyriſchen Productionen ſeit dem Erſcheinen der „Geſammt-Ausgabe“ ſeiner Gedichte in Zeitſchriften, Anthologien u. dgl. ſelbſt veröffentlicht hatte, das wurde an ſchicklicher Stelle eingereiht und durch ein † im Inhalt hervorgehoben. Die zwei aus geſchiedenen Gedichte, bei denen der Herausgeber ſich geſtattete, ſie dennoch aufzunehmen, ſind: „Heimkehr“, S. 116 und „Leben“, S. 223; beide rühren aus der erſten Sammlung her. Der Herausgeber hatte nämlich einmal gegen Hebbel das Bedauern geäußert, daß dieſe zwei Gedichte in der Sammlung fehlten, und von Hebbel die Antwort erhalten: man könne ja die ungerecht Verſchmähten gelegentlich wieder zu Ehren bringen. Noch zwei Gedichte der erſten Sammlung waren nachträglich von Hebbel begnadigt worden: „Der Blinde“ und „Auf ein neues Trinkglas“. Sie werden im Anhang, der die zweite Abtheilung der Gedichte abſchließen ſoll, ihre Stelle finden. Die im Inhalts-Verzeichniß bemerkten Angaben über die Zeit der Entſtehung der einzelnen Gedichte ſind zum Theil aus zwei Tabellen gezogen, welche unter der Ueberſchrift: „Geburtstage meiner Gedichte“ in den Tagebüchern vorkommen, zum Theil aus den betreffenden Original-Manuſkripten, ſowie aus anderweitigen Aufſchreibungen und Notizen. Wo der Herausgeber keinen ſichern Anhaltspunkt hatte, was übrigens ſelten der Fall war, da ſuchte er wenigſtens annähernd auf die Zeit der Entſtehung hinzuweiſen.

Einige der Gedichte wurden für die von Hebbel veranſtaltete dritte Sammlung umgetauft, einige von dem Orte, den ſie früher einnahmen, an einen andern geſtellt. „Schiffers Abſchied“ S. 9, hieß „Matroſen-Abſchied“ (Sammlung I.); „Das Vöglein“ S. 15., hieß „Das Glück“ (S. I.); „Frühlingslied“ S. 17, hieß „Frühlingsgedicht“ (S. I); „Der Haideknabe“ S. 36, hatte den Titel „Ballade“ (S. II); „Tändelei“ S. 119, den Titel „Entſtehen und Vergehen“ (S. I); „Letzter Gruß“ S. 127, den Titel „Geſicht“ (S. II). Das Gedicht „Situation“ S. 142, in den „Waldbildern“, hieß „Der junge Jäger“ (S. I). Die zwei Gedichte unter der Ueberſchrift „Das Mädchen im Kampf mit ſich ſelbſt“ S. 154, hatten den Titel „Magdthum“ (S. I und II). Das

Gedicht „Mahnung“ S. 159, hieß „Vorbereitung“ (S. I) und das Gedicht „Ein Spaziergang in Paris“ S. 168, „Thorwaldſen.“ (S. II). „Proteus“ S. 183, bildete unter der Ueberſchrift „Das höchſte Lebendige“ Nummer 5 des Cyklus „Gott, Menſch, Natur, Anſchauungen, Phantaſien und Ahnungen in Fragmenten“ (S. I), und „Erleuchtung“ S. 186, bildete unter der Ueberſchrift „Offenbarung“ Nummer 4 des genannten Cyklus. Das Gedicht „Die Roſen im Süden“ S. 219, hieß „Lied in Neapel gedichtet“ (S. II). Die Verſe „Auf die deutſche Künſtlerin“ S. 228, gelten der Frau des Dichters; das Manuſkript hat die Ueberſchrift: „An Chriſtine, als ich die Maria Stuart der Madame Rachel geſehen hatte.“ „Die Weihe der Nacht“ S. 232, hieß „An meine Seele“ (S. I). Das Gedicht, welches die Rubrik „Dem Schmerz ſein Recht“ eröffnet: „Ewiger, der du in Tiefen wohneſt“ S. 237, ſteht in der Sammlung I als „Gebet für den Genius“; das Gedicht „Liegt Einer ſchwer gefangen“ S. 238, ſteht in der nämlichen Sammlung als das den Cyklus „Lebensmomente“ einleitende Gedicht: „Jetzt iſt die Nacht gekommen“; das Gedicht „Alle Wunden hören auf zu bluten“ S. 240, findet ſich in der Sammlung II unter dem Titel: „Im tiefſten Schmerz“ und das fünfte und ſechſte Gedicht in der Rubrik „Dem Schmerz ſein Recht“, nämlich: „Gott weiß, wie tief der Meeresgrund“ S. 241 und „Natur, du kannſt mich nicht vernichten“ S. 242, erſcheinen als die Stücke: „Du haſt kein Herz“ aus Sammlung I und „Letzter Geber“ aus Sammlung II.

Es wäre nicht angemeſſen, alle Veränderungen anzumerken, welche der Dichter für die „Geſammt-Ausgabe“ an den einzelnen Stücken vorgenommen. Viele dieſer Veränderungen ſind ſo zarter Natur, daß nur das feinſte Auge den Grund und die Bedeutung derſelben wahrnehmen würde. Und zuletzt wäre eine ſolche Darlegung nichts weniger als pietätvoll; ſie wäre vielmehr gegen die künſtleriſche Abſicht des Dichters und käme einer aufdröſelnden und entblätternden Arbeit gleich. Der Herausgeber theilt daher nur die wichtigſten Varianten mit.

Das **„Frühlingslied“** S. 17 hat nur die letzte Strophe des „Frühlingsgedichtes“ herübergenommen. Dieſes lautet:

Ich bin hinausgegangen
In all die Frühlingspracht!
Wie regt ſich jedes Leben!
Und jedem wird gegeben,
Was jedes glücklich macht.

Und jedes, wie ſich's freuet,
Erfreut es andre auch;
Dein Lied voll Duft und Sonne,
Giebt, Lerche, meiner Wonne
Den glüh'nden Lebenshauch.

Ja, heil'ge Pflicht iſt Freude,
Deß werd' ich mir bewußt;
Ich fühl's, ſchon dürſtet Eines,
Das Nichts erquickt als meines
Erhobnen Herzens Luſt.

Ringt um des Jubels Krone!
Das iſt das Weltgebot.
Die trunkenſte der Seelen
Will Gott ſich ſelbſt vermählen
Durch ſüßen Freudentod.

In der Ballade **„Die heilige Drei“** S. 63 iſt, wie das Original-Manuſkript ausweiſt, folgende Strophe zwiſchen der 17. und 18. geſtrichen worden:

Iſt er's, den ſie vermiſſen,
Und der, nicht Menſch, nicht Geiſt,
Hier nickt am Leichenkiſſen,
Das durch die Dämm'rung gleißt?

Wie räthſelhaft er ſchaltet,
Sie fühlen ahnungsvoll,
Daß ein Geheimniß waltet,
Was Gott nur löſen ſoll.

In dem Gedicht **„An Hedwig“** S. 114 zeigen ſich, mit dem Abdruck in Sammlung I verglichen, die zweite, dritte und vierte Strophe eingeſchoben. — Das erſte der Gedichte unter der Ueberſchrift „Das Mädchen im Kampf mit ſich ſelbſt“ S. 154, beginnt mit einer Strophe, welche in dem Gedicht „Magdthum“ (S. I) nicht enthalten iſt, und das zweite der Gedichte ward um die zweite Strophe vermehrt, welche in dem Gedicht „Magdthum 2,“ (S. II) fehlt. „Die Weihe der Nacht“ S. 232 iſt durch die Verkürzung, welche es erfahren und durch den neuen Schluß ein anderes Gedicht geworden. Da an dieſem Beiſpiel das Wunder der Form ſich beſonders anſchaulich darſtellt, ſo theilt der Herausgeber das Gedicht, wie es in der Sammlung I lautet, zur Vergleichung vollſtändig mit:

An meine Seele.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie vom göttlichen Segen ſchwer,
Säuſelt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf in's Weit'ſte ſtrebte,
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Seele, du wachſt noch?
Taſteſt noch zitternd umher
In der Unendlichkeit?
Findeſt denn du allein nicht den Weg,
Der zurück zu dir ſelbſt dich führt?
Haſt du zu weit dich verirrt?

Biſt du in die Umarmung der Welt
Eingefroren zu feſt?
Löſe dich! Löſe dich!
Daß du die heilige Weihe nicht ſtörſt,
Die das Leben ringsum erneut.
Tauche dich ſtill und lauſche nicht mehr
Aus dir ſelber heraus,
Bis du allmälig ganz dich verlierſt
In die innere Nacht.
Wenn du, ruhig dich dehnend im Schlaf,
Die umſchließende Form zerſprengſt,
Die dich ſondert vom All,
Dann ergreift es dich, wie ein Arm
Und du fühlſt es mit ſüßer Angſt,
Daß es ſtill dich hinunter zieht
In den Urgrund des Seins, in Gott.

Das zweite der Gedichte unter der Rubrik **„Dem Schmerz ſein Recht“**: „Liegt Einer ſchwer gefangen“ S. 238 hat ſich nur die drei letzten Strophen von dem Eingangs-Gedicht aus dem Cyklus „Lebensmomente“ (S. 1) angeeignet. Die Strophen, welche weggefallen, lauten:

Jetzt iſt die Nacht gekommen,
  Die mich geboren hat,
Ich fühle es beklommen,
  Die ernſte Stunde naht.
Jetzt will ich mich verſenken
  Tief in mein eignes Herz,
Zugleich mit Ehrfurcht lenken
  Die Blicke himmelwärts.

Die mich den Finſterniſſen
  Der nacht-ew'gen Kraft
Als Creatur entriſſen,
  Die ſelber ſteht ~~und ſchafft~~:
Die Stunde, oder keine,
  Erhellt den Traum der Zeit,
In dem ich knirſch' und weine,
  Mit Licht der Ewigkeit.

Doch nur vergebens ranke
    Ich mich empor, es ſprengt
Von oben kein Gedanke
    Den Ring, der mich beengt.
Da fühl' ich denn mich ſchauernd,
    Wie niemals noch, allein,
Und der ich bin, grüßt trauernd
    Den, der ich könnte ſein!

Ich will nicht lange fragen:
    Warum, als ich begann,
Mir Licht und Luft verſagen?
    Umſonſt nur fragt' ich an.
Stolz aber darf ich ſprechen:
    Verſagte Gott mir's nicht,
So könnt' ich Manches brechen,
    Was jetzt mich ſelber bricht.

Als der Herausgeber mit der Redaction der Gedichte beſchäftigt war, empfing er von ſeinem verehrten Freunde Klaus Groth die Mittheilung, daß in dem kürzlich erſchienenen Lexikon Schleswig-Holſtein'ſcher Schriftſteller von Dr. Alberti das Gedicht Hebbels „Ein nächtliches Echo“ S. 12, für den Bruder des Dr. Alberti, den jetzt in Amerika lebenden Profeſſor Leopold Alberti, einen Jugendfreund Hebbels, in Anſpruch genommen wird. Der Herausgeber erinnert ſich ganz wohl, daß Hebbel Jahre lang gezögert hatte, jenes Gedicht einer ſeiner Sammlungen einzuverleiben, weil er eben beſorgte, es könne für Leopold Alberti reklamirt werden; nichts deſtoweniger — meinte Hebbel — ſei das Gedicht ſein eigen, indem der Jugendfreund nur das Aeußerliche: das Echo-Spiel, geſchildert, er (Hebbel) aber den Gehalt, die lyriſche Erfindung in das Gedicht gebracht habe. Im Nachlaſſe des Verewigten fand ſich der erſte Abdruck des Gedichtes in der Nummer 10 der „Neuen Pariſer Modeblätter“ 1834, herausgegeben und verlegt von Amalie Schoppe, geb. Weiſe. Es iſt dort „Echo“ überſchrieben und Leopold Ramdor unterzeichnet. Unter dieſem Namen ſteht von Hebbels eigener Hand geſchrieben: „(Eigentlich von mir. Hebbel.)“ Dieſes Echo-Gedicht hatte in den „Neuen Pariſer Modeblättern“ nachſtehende Faſſung:

„Liebe!“
Knabe ſingt es durch den dunklen Wald.
„Liebe!“
Aus der duft'gen Ferne widerhallt.
„O Traum!“
Knabe ruft es laut mit Schmerzensach:
„O Traum!“
Wiederholt ſo ſüß die ſtille Nacht.
Knabe
Glaubt entzückt, was Seel' und Sinn ihm füllt.
Habe
Freundlich ſich in Luft und Duft gehüllt.
„O komm!“
Ach, er klagt's ſo ſchmelzend und ſo weich!
„O komm!“
Aus der Ferne klagt's zurück ſogleich.
Seine
Klagen giebt getreu der Wald zurück!
Keine
Himmliſche Geſtalt erſcheint dem Blick
„Nur Schall!“
Ruft der Knabe, und er ruft nicht mehr!
„Nur Schall!“
Zieht es in den Lüften leis umher!

Es iſt füglich nicht anzunehmen, daß das kleine Lied einen Streit veranlaſſen werde, deſſen Gegenſtand noch minder ſchwer wöge, als „la secchia rapita.“

Druck von Adolf Holzhausen in Wien

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Achter Band.

Gedichte aus dem Nachlaß. — Epigramme. —
Mutter und Kind.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

Inhalt.

(Die mit † bezeichneten Gedichte und Epigramme ſind nur in dieſer Ausgabe enthalten.)

---

† **Gedichte aus dem Nachlaß.**

Seite
Schau ich in die tiefſte Ferne (Zeit der Entſtehung unbekannt) 3
Das Mädchen (wahrſcheinlich 1845) 7
Der Ring (4. December 1857, Wien) 8
Der Kirſchenſtrauß (14. Juni 1858) 14
An die Prinzeſſin M. W. (28. Juni 1858 auf dem Wege von Weimar nach Jena) 17
Das Geheimniß der Schönheit (2. Juni 1859, Wien) . 19
Zum Schiller-Jubiläum (11. November 1859, Wien) . . 21
Der letzte Baum (28. Auguſt 1860) 24
Auf das Thier (25. September 1860) 25
Was iſt das für ein Frauenbild (11. Februar 1862) . 26
Aus dem Wiener Prater (6. Mai 1862, Wien) . . . 27
Auf ein ſehr ſchönes junges Mädchen (15. October 1862) 29
Linde (27. Juni 1863, Gmunden) 31
Der Bramine (22. Juli 1863, Gmunden) 32
Wenn die Roſen ewig blühten (wahrſcheinlich 1863 in Gmunden 37
Luſtig tritt ein ſchöner Knabe (6. September 1863, Baden bei Wien) 38
Iſt's ein Narr blos? Iſt's ein Weiſer? (18. Sept. 1863, Baden bei Wien) 41

Seite
Wohin ſo flink du junges Kind (19. September 1863, Baden bei Wien) 44
Diocletian (1863) 47

Epigramme und Verwandtes.

I. Bilder.

Auf den Dom zu Sanct Stephan in Wien . . . 55
Todtenopfer 57
Wüſtenbild 58
Schwalbe und Fliege 59
Geſchloſſener Kreis 60
Ein Weizenfeld 61
Bei der Beſtattung des Herzogs von Auguſtenburg 62
Der Greis 64
Nach dem erſten Abend bei Franconi in Paris . . 65
Der Phönix 67
Natur und Menſch 68
Italiens erſter Gruß 69
Rom 69
Coloſſeum und Rotunda 70
Auf dem Capitol 71
Via appia 71
Der Epheu am Grabe der Cecilia Metella . . . 72
La chiesa sotteranea dei Capucini a Roma . . 73
Auf eine Biene in der Villa Medicis 74
Die Kuppelbeleuchtung zu Rom 75
Vor dem Laocoon 77
Die Herme 77
Ein Scirocco-Tag in Rom 78
Vor Raphaels Galathea 80
Die Alexander Schlacht 80
Der Lorbeer in Italien 81
In Albano 81
In den pontiniſchen Sümpfen 82

Seite
Villa reale a Napoli 83
Neapolitaniſches Bild 84
Auf einen Schmetterling, der mich in der Gräberſtraße zu Pompeji umflog 85
Die ſicilianiſche Seiltänzerin 86
Venedig 88

II. Gnomen.

Der Lorbeer um ein Menſchenhaupt 89
Das Höchſte und das Tiefſte 89
Auf den Tod 90
Die doppelten Thränen des Menſchen 90
Der Dämon und der Genius 91
† Das Sterben 91
Der Wirbel des Seins 92
Transſubſtantiation 92
Der Abend 93
Die Grenze des Menſchen 93
Philoſophenſchickſal 94
† Das Haar in der Suppe 94
Die Scham 95
An die Erde 95
Der Schlaf 96
Des Lebens Höchſtes 96
An das Glück 97
Der Führer durch's Leben 97
Majestas hominis 98
Jedermann in's Album 99
Der Triumph der Natur 99
Das größte Hinderniß 100
Bedingtes Vertrauen 100
An den Menſchen 101
An Columbus 101
Homo sapiens 102

Seite
Die Unſterblichen 102
Der Größte 103
Blumen und Dornen 103
Der Weg zur Bildung 104
Lebensregel 104
Schön und lieblich 105
Menſchenloos 105
Die Frage bedingt die Antwort 106
Gottes Räthſel 106
Der ewige Papſt 107
Selbſterkenntniß 107
Die Welt 108
Verwunderung und Auflöſung 109
† Frage 109
† Unterſchied der Lebensalter 110
Mahnung 110
Die Summe des Lebens 111
Heroenſchickſal 111
Der Traum als Prophet 112
Haß und Liebe 112
† Die Grenze des Vergebens 113
Welt und Menſch 113

III. Kunſt.

Das Genie und die Talente 114
Meiſter und Pfuſcher 116
Gewiſſensfrage 117
Idee und Geſtalt 117
Vers und Proſa 118
Die deutſche Sprache 119
Weltpoeſie 122
Die Regel 123
Die Poeſie der Formen 123
Philoſophie und Kunſt 124

Seite
Niederländiſche Schule 124
Vor einem Rembrand 125
Die Secundären 125
Auf Manchen 126
Grundbedingung des Schönen 126
Das Princip der Naturnachahmung 127
Die alten Naturdichter und die neuen 127
Goethe's Rechtfertigung 128
Schiller in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen 128
Tieck als Dramendichter 129
Einem Urſprünglichen 129
Goethe's Biographie 132
Troſt 132
Goethe's Belobungen 133
Unſterbliche und Unbegrabene 133
Richtſchnur 135
An den Dichter 135
An einen Schriftſteller 136
Monolog eines Modelljägers 136
† Einmal wieder vor Raphael's Madonna 138
Leſſing und ſeine Nachfolger 138
Schiller und Napoleon 139
Auf einen Abſolutiſten des Verſes im Drama . . 139
Auf einen viel gedruckten Lyricus 140
† Ophelia in der Literatur 140
Shakeſpeare 141
† Shakeſpeare's Quellen 141
Arioſt 142
Platen 143
Der alte Gleim 144
Virtuoſenporträts 144
† Der Erfolg 145
Allegorie und Symbol 145
Die deutſche Literatur 146

Seite
Literatur-Epochen 146
Ein Narr in Folio 147
Nach der Lectüre eines deutſchen Dichter-Necrologs 148
† Das Idol der Urſprünglichen 148
Grundirrthum 149
Bilderpoeſie 149
† Grenze der Kunſt 150
Wohl zu merken 150
Kriegsrecht 151
Guter Rath 151
Hiſtoriſcher Rückblick 152
Der Dilettant 152
Der Kritiker als Demiurg 153
Ein philoſophiſcher Analytiker der Kunſt 153
Die Komödie 154
Die moderne Komödie 154
Moderne Analyſe des Agamemnon 155
Dem Teufel ſein Recht im Drama 155
Ton und Farbe 156
Die Situation des Dichters 156
Dichterloos 157
Troſt für deutſche Autoren 157
Kunſt und Afterkunſt 158
Auf die modernen Franzoſen und ihre deutſchen Genoſſen 159
† An den Tragiker 159
Zur Beherzigung 160
Die Form 160
An die Realiſten 161
† Auf das Nibelungenlied 161
† Einſprache gegen das Obige 164
An das deutſche Volk 166

IV. Geſchichte.

Jetziger Standpunkt der Geſchichte 167

Seite
Politiſche Situation 167
Den Staatsmännern 168
Unſere Zeit und die Kreuzzüge 168
Friedrich der Große 169
Ein Erfahrungsſatz 169
Verſchiedener Caſus 170
Zu erwägen 171
Der jüngſte Tag und die Welt 171
Moderne Staatsbildungen 172
Nur weiter! 172
Tiberius' Antwort 173
Die Freiheit der Preſſe 173
Der Ungar und ſeine Anſprüche an Deutſchland 174
† Napoleon und Staps 174

V. Ethiſches.

Unfehlbar 175
Selbſtvernichtung in der Selbſterhaltung 176
Auf einen Menſchenfeind 176
Der ſchlimmſte Egoiſt 177
Ethiſcher Imperativ 177
Höchſtes Kriterium der Bildung 178
Pietät 178
Deviſe für Kunſt und Leben 179
Geſetz und Pflicht 179
Das Geſetz 180
Lüge und Wahrheit 180

VI. Perſönliches.

Auch einmal dem Wicht eine Antwort 181
Mein Lorbeer 183
Selbſtkritik meiner Dramen 183
Ablehnung 184
Prophezeiung 184

Seite
Dem Propheten zur Antwort 185
Letzter Wunſch 186
Meine neuen Gedichte 187
Zu hoher Preis 187
An die Götter 188
Conditio sine qua non 188
Zwölf Jahre ſpäter 188

VII. Buntes.

Das Urtheil der Freunde 189
Den Verſtand in Ehren 189
Napoleon 190
† Die Nemeſis 191
Alchimiſt und Papſt 191
Dareios 192
Groß und Klein 192
Der Genius 193
† Neander und das neue Teſtament; Cap.: Auferſtehung 193
Verſchiedene Conſequenzen 194
Das Feuer 194
Frommer Spruch 195
Ein Eid und ſeine Auslegung 195
Fatale Conſequenz 196
Der Practiker ſpricht 196
Das Gelübde 197
Das Vaterunſer 197
Ein Garten 198
Ein Napoleoniſcher Senator im Pantheon 198
Eine römiſche Courtiſane und die Polizei 199
Auf eine Belladonna 199
Eine Antwort ſonder Gleichen 200
Das römiſche Pantheon 200
An einen Winzer bei Pompeji 201
Traum und Poeſie 202

Seite

† Marktruf 203
Ausrede 203
Cäſar und ſein Schneider 204
Unter mein Bild von Rahl 204
Die Höhle 205
† Der Ehemann 205
Ahnenſtolz der Völker 206
Chriſtine auf dem Ball 206
† Doppelte Eiferſucht 207
An einen Jüngling 207
Vergeblicher Wunſch 208
Originalität 208
Der deutſche Mime 209
Schauſpielerkritik 209
Die Veilchen 210
Im Großen wie im Kleinen 210
Ich und der Blinde 211
Die Sonne und mein Kind 211
Text und Commentar 212
Im Frühling 212
Warnung 213
Das Urgeheimniß 214
Shakeſpeare's Teſtament 214
Raupe und Schmetterling 215
Die Nachtigall 215
Die Krankheit 216
Das griechiſche Feuer 216
Auf einen Bettler 217
Meine Sängerin 217
Als ich einen todten Vogel fand 218
Adam und der Fruchtkern 219
Ausgleichung 219
Der verborgene Kaiſer 220
† Chriſtus und ſeine Apoſtel 221

Seite
† Ideal und Leben 221
† Du biſt allein 222
† Zur Erinnerung 222

VIII. Gereimte.

Parabel 223
Die tragiſche Kunſt 225
Die poetiſche Licenz 227
Ein Reiſeabenteuer in Deutſchland 229
† Das Geheimniß der Rebe 231
† Auf Götz von Berlichingen 232
Auf eine Sängerin 233
Sprüche 234
An — 235

† Epigramme aus dem Nachlaß.

Der Menſch und die Güter des Lebens 239
Grenze des Denkens 240
Das Dezennium 240
Goethe'n hör' ich mit Freuden 241
Jüngling wirſt du nicht wieder 241
Amor fehlen die Augen 242
An die Exacten 242
Philosophus teutonicus 243
An die Feinde des Neuen 243
Literatur-Geſchichtſchreiber 244
Lorbeer und Perrücke 244
Grün iſt die Farbe der Hoffnung 245
Leichter verzeiht dir der Menſch 245
Währt ein Gewitter zu lange 246
David und Goliath 246

Byron.

Der Dichter 247
Kain und Himmel und Erde 247

Seite
Childe Harold 248
Lara 248
Chriſtian und Conrad 248
Pariſina 249
Lucifer 250
Don Juan 251
Kätzchen, du wärſt zu beneiden 252
Höre den Richter 252
Phidias hätte den Zeus geſchaffen? 253
Nie begreift der Kleine den Großen 253
Varnhagen's Tagebuch 254
Newton als Greis 254
An meine Frau 255
Halte das Glück 255
Auf der Reiſe empfang' ich 256
Mit Ophelien 256
Reizt dich der goldene Apfel 257
An meine Landsleute, die Schleswig-Holſteiner . . 257
Ein Ausſpruch S. E—s. 258
Auf eine rezenſirende Dichterin 258
Soll ſich die Menſchheit 259
Tugend nennt ihr's 259
Veilchen ging ich zu ſuchen 260
Eine Biene verſucht 261
Mutter und Kind. Ein Gedicht in ſieben Geſängen . 263
Anmerkungen 407
Anhang 417

(Ein großer Theil der Epigramme iſt im Jahre 1845 in Rom und Neapel entſtanden; die mit † bezeichneten fallen beinahe ſämmtlich in die Jahre 1857—1863.)

Gedichte

aus dem

Nachlaß.

Schau' ich in die tiefſte Ferne . .

Schau' ich in die tiefſte Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus ſeinem Grab.

Fröhlich kommt er hergeſprungen,
Friſchen Muths, den Staub der Gruft,
Wie ſo oft den Sand der Straße,
Von ſich ſchüttelnd in der Luft.

Mit den treuen braunen Augen
Blickt er wieder auf zu mir,
Und er ſcheint, wie einſt, zu mahnen:
Geh' doch nur, ich folge dir!

Denn in unſ'rem Hauſe fehlte
Es an Dienern ganz und gar,
Doch die Mutter ließ mich laufen,
Wenn er mir zur Seite war.

Beſſer gab auch keine Amme
Je auf ihren Schützling Acht
Und er hatte ſchärf're Waffen
Und gebrauchte ſie mit Macht.

Seine eig'nen Kameraden
Hielt er mit den Zähnen fern
Und des Nachbars Katze ehrte
Ihn von ſelbſt als ihren Herrn.

Doch, wenn ich dem alten Brunnen
Spielend nahte hinter'm Haus,
Bellte er mit heller Stimme
Meine Mutter gleich heraus.

Er erhielt von jedem Biſſen
Seinen Theil, den ich bekam,
Und er war mir ſo ergeben,
Daß er ſelbſt die Kirſchen nahm.

Wie die beiden Dioscuren
Brachten wir die Tage hin,
Einer durch den Andern glücklich,
Jede Stunde ein Gewinn.

Macht' ich nicht auch halb vom Tode
Meinen treuen Pollux frei,
Ließ ich's nur, weil ich nicht ahnte,
Daß ich ſelbſt der Kaſtor ſei.

Aber allzu bald nur trübte
Uns der heit're Himmel ſich,
Denn er hatte einen Fehler,
Dieſen, daß er wuchs, wie ich.

Und an ihm erſchien als Sünde,
Was an mir als Tugend galt,
Da man mich um's Wachſen lobte,
Aber ihn um's Wachſen ſchalt.

Immer größer ward der Hunger,
Immer kleiner ward das Brot,
Und der Eine konnte eſſen,
Was die Mutter Beiden bot.

Als ich eines Morgens fragte,
Sagte man, er wäre fort,
Und entlaufen, wie mein Haſe,
Doch das war ein falſches Wort.

Noch denſelben Abend kehrte
Er zu ſeinem Freund zurück,
Den zerbiß'nen Strick am Halſe,
Doch das war ein kurzes Glück.

Denn, obgleich er mit in's Bette
Durfte, ach, ich bat ſo ſehr,
War er Morgens doch verſchwunden
Und ich ſah ihn niemals mehr.

Ward er an die Eiſenkette
Jetzt gelegt von ſeinem Herrn,
Oder fiel ſein Loos noch härter,
Weiß ich nicht, doch blieb er fern!

Schau ich in die tiefſte Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus ſeinem Grab.

Das Mädchen.

Ich bin nicht ſchön! So ſprach das Mädchen leiſe
Und überwand im Stillen ihre Qual;
Und als ſie nun in ihrer Schweſtern Kreiſe
Zurücktrat, war ſie es zum erſten Mal.

Der Ring.

Es ſitzt ein Vater bei Mondenſchein
Mit ſeinen Kindern im Kämmerlein,
  Er ſchleift ein roſtiges Meſſer
  Und wird dabei bläſſer und bläſſer.

Der Knabe ſieht ihn verwundert an,
Er weiß nicht, was es bedeuten kann,
  Das Mädchen klatſcht in die Hände:
  So iſt noch das Brot nicht zu Ende!

Die Kinder fragen und plaudern fort,
Der Vater ſagt kein einziges Wort,
  Sie weinen zuletzt um die Wette
  Und kriechen hungrig in's Bette.

Und als ſie endlich entſchlummert ſind,
Da ſpringt er auf: Nun thu' ich's geſchwind!
  Bin ich nur hinüber am Morgen,
  So muß ſie das Dorf ſchon verſorgen.

Er hebt das Meſſer, wie funkelt es blank,
Doch wirft er's zurück auf die Fenſterbank:
Ich kann es noch nicht vollbringen,
Mich ſtört der Wächter mit Singen!

Die Stimme des Wächters wird plötzlich ſtumm,
Und hinter ihm flüſtert's: Sieh dich nicht um,
Doch halte die Hand auf den Rücken,
Ich kam, um dich zu beglücken!

Er thut's, doch zieht er beim erſten Druck
Sie ſchaudernd zurück, da ziert ſie ein Schmuck,
Ein Ring mit rothen Geſteinen,
Die glühend, wie Kohlen, erſcheinen.

„Den laß' ich auf hundert Jahre dir,
Verſprichſt du dafür die Seele mir,
Dann wirſt du, der Aermſte auf Erden,
Der Reichſte und Glücklichſte werden!

Du willſt ihn wieder vom Finger zieh'n?
Laß' ab, er ſei dir umſonſt verlieh'n!
Nun kannſt du alles begehren,
Er wird es dir eilig beſcheeren!

Du ſiehſt, ich wage allein bei dem Stück,
Denn du bleibſt frei, ſo erprobe dein Glück,
  Und wünſch' dir nach Luſt, wer es eben
  Beſitzt, der muß es dir geben!

Doch kommt's mir einmal in den Sinn,
So tret' ich plötzlich vor dich hin,
  Und willſt du ihn dann noch behalten,
  So darf ich über dich ſchalten!"

Jetzt ſchweigt's, doch eh' er noch hinter ſich blickt,
Wird ſchon von außen an's Fenſter getickt:
  Der reiche Müller will ſterben,
  Steh auf, du ſollſt ihn beerben!

Er hat noch zur Nacht mir den Biſſen Brot
Verſagt in meiner entſetzlichen Noth
  Und ſollte — da pocht es auf's Neue:
  Raſch, raſch, er verzweifelt vor Reue!

Ich habe vorhin an ihn gedacht,
Das hat ihm doch nicht den Tod gebracht?
  Da ruft's: Er ging ſchon zur Ruhe,
  Hier ſchickt er den Schlüſſel der Truhe.

Es hieß, er habe vom Teufel ſein Gut,
Das hat er wohl jetzt bezahlt mit dem Blut —
Weil ich — — dieß muß ich vergeſſen,
Die Kinder haben zu eſſen!

Wacht auf, wacht auf, und ſpringt empor,
Es giebt noch Brot! — Sie kriechen hervor,
Und ſchlüpfen raſch in die Fetzen
Von Kleidern, ſich endlich zu letzen.

Und wenn ihm die Kinder zur Seite ſteh'n,
So iſt ihm, als könne ihm Nichts geſcheh'n,
Er küßt ſie, ſie küſſen ihn wieder
Und ſingen fröhliche Lieder.

Doch Nachts, wenn's draußen tappt und ſchleicht,
Wie denkt er ſo oft und bebt und erbleicht:
Jetzt kommt er, ihn wieder zu holen,
Doch Gott die Seele befohlen.

Und Mittags auch, wenn der Wald ihn deckt,
Wie ruft er ſo oft, von Schatten geſchreckt,
Die tanzen auf Wegen und Stegen:
Jetzt tritt er dir ſicher entgegen!

Doch ruhig vergeht ihm Jahr auf Jahr
Und jedes bringt ihm ſein Beſtes dar,
Schon zittern ihm Haupt und Glieder,
Der Teufel kehrt nicht wieder.

Da packt ihn eine noch größ're Qual:
Mir blieb gewiß nicht mehr die Wahl,
Er hat mich ſelber im Netze
Und läßt mir darum die Schätze.

Und wollte er ſonſt vor Angſt vergeh'n
Bei dem Gedanken, ihn kommen zu ſeh'n:
Jetzt mögt' er ihn ſelber beſchwören,
Aus Furcht, ihm längſt zu gehören.

Zum Kreuzweg tritt er in nächtlicher Stund:
Erſcheine, erſcheine, ich löſe den Bund!
Umſonſt, nur glühender funkeln
Die rothen Geſteine im Dunkeln.

Herunter mit dir, du verfluchter Ring,
Durch den der hölliſche Feind mich fing,
Jetzt liegſt du im Brunnen! — Wohl nimmer,
Er blitzt am Finger, wie immer!

Und wenn ſich der Ring dann vom Finger nicht ſchied,
So ſcheid ich vom Leib mit dem Meſſer das Glied!
  Was hilft's? Er verſteht ſich auf's Wandern,
  Schon glänzt er, wie immer, am andern!

Das trägt er nicht mehr und im grimmigen Schmerz
Durchſtößt er verzweifelnd das eigene Herz.
  Man hört ein Höllen-Gelächter,
  Dazwiſchen den ſingenden Wächter.

Der Kirſchenſtrauß.

Blond und fein, ein Lockenköpfchen,
Das kaum vier der Jahre hat,
Trippelt ängſtlich durch das Gäßchen,
Jeder Schritt noch eine That.

Eier trägt es in den Händen,
Die es ſo verlegen hält,
Wie auf alten Kaiſerbildern
Karl der Große ſeine Welt.

Arme Kleine! Wenn ſie fielen,
Gäb' es keinen Kuchen mehr
Und der Weg iſt ſo gefährlich
Und das Herzchen pocht ſo ſehr!

Hätte ſie geahnt, wie theuer
Oft ſich büßt der Thatendrang,
Nimmer hätt' ſie ihn der Mutter
Abgeſchmeichelt dieſen Gang.

Dennoch käm' ſie wohl zu Hauſe,
Forderte der Kirſchenſtrauß,
Den die Krämerin ihr ſchenkte,
Nur den Durſt nicht ſo heraus.

Doch ſie mögte eine koſten
Von den Beeren rund und roth,
Denn es ſind für ſie die erſten
Und das bringt ihr große Noth.

Ihre Hand zum Mund zu führen,
Wagt ſie nimmer, denn das Ei
Könnte ihr derweil entſchlüpfen,
Hält ſie doch den Strauß dabei.

D'rum verſucht ſie's, ſich zu bücken,
Doch die Kluft iſt gar zu weit
Und ſie ſpitzt umſonſt die Lippen
Nach der würz'gen Süßigkeit.

Aber ſie geräth in's Straucheln
Und das Unglück wär' geſcheh'n,
Bliebe ſie nicht auf der Stelle,
Wie erſtarrt vor Schrecken ſteh'n.

Denn die Eier wollen gleiten
Und ſie hält ſie nur noch feſt,
Weil ſie beide unwillkürlich
Gegen Leib und Bruſt gepreßt.

Lange wird es zwar nicht dauern;
Bellt der erſte kleine Hund,
Fährt ſie noch einmal zuſammen
Und ſie rollen auf den Grund.

Doch da ſpringt, den Küchenlöffel
In der Mehl beſtäubten Hand,
Ihr die Mutter raſch entgegen
Und das Schickſal iſt gebannt.

Der Princeß M. W.

Zur Erinnerung an einen Abend.

Ein goldnes Netz im vollen dunklen Haar,
Dazu die Troddel, fremd und wunderbar,
Mit Augen die mich einſt zu reinſtem Glück
Begrüßt auf Perugino's ſchönſtem Stück,
Als ich in Rom vor ſeiner Tafel ſtand
Und Mond- und Sonnenſtrahl zugleich empfand:
So ſchlägſt Du hier dem Meiſter ſtill und ſtumm
Am Inſtrument die heil'gen Blätter um,
Der, Herr und Sclav des Tones, längſt die Welt,
Und nun auch mich in ſeinen Banden hält.
Zwar horchſt Du ſelbſt, doch rührſt Du dann und wann,
Wie weihend ihm die wilden Locken an:
Da iſt's, als ob er zwiefach Funken ſprüht
Und zwiefach zünden ſie mir im Gemüth!
So zeigſt Du als lebend'ge Muſe Dich,
Doch nur für ihn — als Nemeſis für mich,
Als Nemeſis in reizendſter Geſtalt
Und darum auch mit doppelter Gewalt!
Ihm ſchenkſt Du Alles, was er je erbat,
Mich mahnſt Du an vergeß'ne Miſſethat,

Die, erſt bereut, ſeitdem ich Dich erblickt,
Mir jetzt durch Dich die ſpäte Strafe ſchickt.
Die Schlangenhäuptige ertrüg' ich leicht,
Ich bin der Mann nicht, der ſo bald erbleicht,
Du aber zwingſt mir ein Erröthen ab,
Und dieſes wird mich brennen bis in's Grab!

Das Geheimniß der Schönheit.

Was iſt es, das an alle Deine Schritte
Uns feſſelt und das Herz uns ſchwellt,
Und uns zugleich in dieſe reine Mitte
Von heil'ger Scheu und ſüßer Neigung ſtellt.

Zwar ſcheinſt Du, wie aus einer lichtern Sphäre
In unſ're Nacht hinab getaucht,
Als ob der Duft in Dir verleiblicht wäre,
Den ſtill der Lotos in die Lüfte haucht.

Doch iſt's nicht dieſer Zauber, der uns bindet,
Uns trifft ein höherer durch ihn,
Bei dem die Seele ſchauernd vorempfindet,
Wie alle Welten ihre Bahnen ziehn.

Du magſt Dein Auge ſenken oder heben,
Den Reigen führen oder ruhn,
So ſpiegelt ſich das allgemeine Leben,
Dir ſelbſt Geheimniß, ab in deinem Thun.

Du biſt der Schmetterling, der auf den Flügeln
Den Schlüſſel zu der Schöpfung trägt
Und ſie im Gaukeln über Au'n und Hügeln
Vor'm Strahl der Sonne auseinander ſchlägt.

Du folgſt nur einem flüchtigen Verlangen,
Nur einer Wallung der Natur,
Wenn wir mit trunknen Blicken an Dir hangen,
Als zög' ein neuer Stern die erſte Spur.

Du pflückſt in einer kindlich-leichten Regung
Dir Blüte oder Frucht vom Baum
Und weckſt durch eine liebliche Bewegung
In uns den früh'ſten Paradieſes-Traum.

Heil uns, daß Du in unbewußtem Walten,
Wenn Du auch ſelbſt nur ſpielen willſt,
Durch Deiner Schönheit leuchtendes Entfalten
In uns das ewige Bedürfniß ſtillſt.

Zum Schiller-Jubiläum.

Die Welt gleicht immerdar dem Wirth,
  Der ſich in ſeinen Gäſten
Zu ſeinem größten Nachtheil irrt,
  Beſonders in den Beſten.

Viel glatte Burſche kehren ein,
  Behängt mit Tand und Flimmer
Und er, geblendet durch den Schein,
  Vergiebt an ſie die Zimmer.

Dann kommt wohl noch zur Abendzeit
  Der König ſtill gegangen,
Für den iſt kaum ein Loch bereit,
  Mit Lumpen rings verhangen.

Vor'm Kärrner ſieht man, weiß und roth,
  Die vollen Flaſchen ſtehen,
Der König mag in ſeiner Noth
  Zum nächſten Brunnen gehen.

Doch wenn er längſt von hinnen ſchied,
So kommt die rechte Kunde,
Und gleich erſchallt ein Klagelied
Aus aller Kellner Munde.

Nun rauben ſie den Garten aus
Mit ängſtlichen Geſichtern,
Nun ſchmücken ſie das ganze Haus
Mit Blumen und mit Lichtern.

Das glänzt und funkelt durch die Nacht,
Doch kann es wenig frommen,
Denn all die Herrlichkeit und Pracht
Iſt viel zu ſpät gekommen.

Auch heute ſpielt das alte Stück
Und iſt noch nicht zu Ende.
So wünſcht denn Schiller herzlich Glück,
Doch klatſcht nicht in die Hände.

Und ſei, mein Volk, nicht allzu ſtolz,
Daß du auch ohne Wage
Den Unterſchied von Gold und Holz
Erkennſt am Schiller-Tage.

Denn ſtets noch horcht das deutſche Reich
  Auf Kotzebue'ſches Leiern,
Und dafür ſollſt du doch zugleich
  Den Buß- und Bet-Tag feiern.

Der letzte Baum.

So wie die Sonne untergeht,
Giebt's einen letzten Baum,
Der wie in Morgenflammen ſteht
Am fernſten Himmelsſaum.

Es iſt ein Baum und weiter Nichts,
Doch denkt man in der Nacht
Des letzten wunderbaren Lichts,
So wird auch ſein gedacht.

Auf gleiche Weiſe denk' ich Dein,
Nun mich die Jugend läßt,
Du hältſt mir ihren letzten Schein
Für alle Zeiten feſt.

Auf das Thier.

Du biſt der arme Kaliban der Welt,
  Du haſt dem Menſchen jede Frucht gezeigt,
Die auf der Erde Saft und Mark enthält,
  Und dich ihm ſtumm, als deinem Gott, geneigt,
Dir dankt er's ſelbſt, daß er die Quelle kennt,
  Worin er ſich den Leib verjüngen kann,
Doch ſeit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
  Verhängt er über dich den Todesbann,
Und das Geſchöpf, das gleich verloren war,
  Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch all die Martern dar,
  Wozu der Trieb in ſeiner Bruſt erwacht.

Was iſt das für ein Frauenbild . . .

Was iſt das für ein Frauenbild
In dürftigem Gewand?
Sie ſtützt ein Antlitz krank und mild
In eine weiße Hand.

Sie ſieht nach mir, wird roth und bleich,
Lacht gellend auf und weint
Und iſt dem Regentropfen gleich,
Durch den die Sonne ſcheint.

Ach, jetzt verſteh' ich ihren Schmerz
Und er betrübt mich ſehr:
Einſt liebt' ich dich, du armes Herz,
Nun kannt' ich dich nicht mehr.

Doch wer erkennt ein Blumenbeet,
Das ihn im Lenz entzückt,
Wenn zwiſchen Herbſt und Winter ſpät
Der Sturm die Stengel knickt!

Aus dem Wiener Prater.

Horch, die geigenden Zigeuner!
Wie vom Teufel ſelbſt gepackt!
Die Geſichter immer bräuner,
Immer wilder Ton und Tact.

Was vor vielen tauſend Jahren
Einſt am Ganges ſchon erſcholl,
Macht die ung'riſchen Huſaren
Und die deutſchen Mädchen toll.

Bald zerreißt die erſte Saite,
Bald zerſpringt die erſte Bruſt,
Denn der Tod iſt im Geleite
Einer ſo dämon'ſchen Luſt.

Inſtrument und Muſicanten
Sind dem Untergang geweiht,
Wie die raſenden Bachanten,
Die ſich hier zum Tanz gereiht.

Und im ganzen Taumelkreiſe
  Iſt auch Nichts, was übrig bleibt,
Als die dunkle Zauberweiſe,
  Die ſie in den Abgrund treibt.

Auf ein ſehr ſchönes junges Mädchen.

Wohl lächelt mir dein rother Mund,
Wohl reizt mich deine Huldgeſtalt,
Doch ſuch' ich nicht mit dir den Bund,
Denn du biſt jung und ich bin alt.

Dir würde ein Antinous,
Der aller Götter Liebling iſt,
Noch zagen unter'm erſten Kuß,
Ob er ſich nicht zu viel vermißt.

Kein Mädchen-Auge ſchloß den Tod,
Du erbteſt ſeinen reinſten Blitz,
Und deiner Wangen ſanftes Roth
Iſt jedes Lächelns holder Sitz.

Wie wagt' ich's wohl, mich dir zu nah'n,
Der zürnenden Natur zum Hohn,
Du ſtehſt im Anfang deiner Bahn,
Ich ſeh' das dunkle Ende ſchon.

Wär' ich ein König, baut' ich dir
Das ſchönſte Haus mit Thurm und Wall,
Und ſetzte dich hinein zur Zier,
Wie eine Roſ' in den Kriſtall.

Doch, da ich nur ein Dichter bin,
Mit leichtem Kranz und Pilgerſtab,
So ſegn' ich dich in frommem Sinn
Und wende mich für ewig ab.

Nun ſtehſt du in der Engel Hut,
Bis einſt die Liebe Wache hält,
Denn ſie beſchirmen Dichter-Gut,
Bis es in reine Hände fällt.

Linde.

Ich ſchritt vorbei an manchem Baum
Im Spiel der Morgenwinde,
Ich ſchwankte hin in wachem Traum
Und ſah nicht, wie der Blinde.

Doch plötzlich fuhr ich auf im Traum
Und rief: „O Gott, wie linde!“
Ich fand mich unter'm Lindenbaum,
Er hauchte Duft im Winde.

Ich aber ſprach: Du ſüßer Baum,
Dich grüßt wohl auch der Blinde,
Der deinen Namen ſelbſt im Traum
Noch nie gehört, als Linde.

Der Bramine.

In den bängſten Qualen windet
Sich der frömmſte der Braminen,
Jahre hat er's ausgehalten,
Heute iſt der Tag erſchienen,
Wo die Kräfte ihn verlaſſen,
Die in ihm den Göttern dienen,
Statt ſie ſtumm, wie ſonſt zu ſegnen,
Stöhnt er laut empor zu ihnen.

Aber aus der Zelle Winkel
Kommt der Tod herangeſchritten
Und er ſpricht mit heller Stimme:
Endlich haſt du ausgelitten.
Wolle nur, und all' die Schmerzen,
Die dir Mark und Bein zerſchnitten,
Werden dieſen Hund zerreißen,
Der dir naht mit leiſen Tritten.

Eben leckt der treue Wächter
Ihm die halb entblößten Hände,
Und der Kranke flüſtert ſchaudernd:
Lieber duld' ich bis an's Ende!
Traurig folgt mir ſtets ſein Auge,
Wie ich mich auch dreh' und wende,
Und ich ſollt' ihn ſo belohnen?
Ford're nicht, daß ich mich ſchände!

Nun ſo gieb mir einen Vogel,
Luſtig hör' ich einen pfeifen,
Er iſt einer von den vielen,
Die von Land zu Lande ſchweifen,
Niemals wird er wiederkehren,
Immer weiter muß er ſtreifen,
Und du biſt ihm nicht verſchuldet,
Laß' mich dieſen denn ergreifen.

Rühr' mir nimmer an den Vogel
Flügel wurden ihm gegeben,
Um mit ſeinem ſüßen Liede
Erd' und Himmel zu verweben,
Droben lauſcht der Engel nieder,
Unten horcht mit freud'gem Beben
Ihm des Kindes trunk'ne Seele,
Heilig iſt mir ſolch' ein Leben!

Eben ſtürzt in wilder Wüſte
Sich der Leu auf die Gazelle,
Angſt verſteinert ihre Glieder
Und ſie kann nicht aus der Stelle,
Sichtbar klopfen ihr die Rippen
Unter'm buntbemalten Felle,
Winke nur, ſo ſtürzt der Räuber,
Und ſie ſpringt hinweg zur Quelle.

Frommt der Hindin noch das Leben,
Hat's ihr Brama auch beſchieden,
Und im rechten Augenblicke
Hilft ein Wunder ihr zum Frieden.
Mich verlockſt du nicht, zu tödten,
Um mir ſelbſt die Friſt hienieden
Zu verlängern, wie die Ströme
Meines kranken Bluts auch ſieden.

Nun, ſo greif' in das Gewimmel
Unrein-ekler Creaturen,
D'rin die böſen Geiſter hauſen,
Die das ew'ge Licht verſchwuren
Und zur Strafe ihres Trotzes
In die ſchnöden Larven fuhren:
Unken, Spinnen, Kröten, Würmer,
Alle tragen Teufelsſpuren.

Büßen ſie für ihre Sünden,
Nun, ſo büß' ich für die meinen,
Auch noch aus der Hölle Tiefen
Führt ein Weg zurück zum Reinen.
Wollte ich den Letzten hindern,
Sich Vergebung zu erweinen,
Würd' ich eines härter'n Fluches
Als ſie alle werth erſcheinen.

Hoffe nicht, daß ſie's erwiedern,
Raſcheln hör' ich ſchon die Schlange,
Die dir droht mit gift'gem Stachel,
Und dir ſelbſt wird todesbange.
Aufgerichtet, wie zum Sprunge,
Wälzt ſie in geſchweiftem Gange
Sich heran, ſo opfre dieſe,
Daß ſie raſch den Lohn empfange.

Schließen will ich meine Augen,
Denn ich kann den Wurm nicht ſehen,
Aber iſt ihm Macht gegeben,
Werd' ich nimmer widerſtehen.
Darf er mir das Leben rauben,
Muß er auch von ſeinen Wehen
Mich befrei'n, wie ſollt' ich zittern?
Mag, was kann und ſoll, geſchehen.

Grimmig ſchlägt die zorn'ge Schlange
Jetzt den Zahn in ſeine Glieder,
Doch, ſo wie ſie ihn nur ritzte,
Iſt er auch ein Jüngling wieder,
Aus dem loſen Schulter-Paare
Sproßt ihm goldenes Gefieder,
Brama aber ruft vom Himmel:
Schweb' empor, ſonſt ſteig' ich nieder!

Wenn die Roſen ewig blühten ...

Wenn die Roſen ewig blühten,
Die man nicht vom Stock gebrochen,
Würden ſich die Mädchen hüten,
Wenn die Burſche nächtlich pochen.
Aber, da der Sturm vernichtet,
Was die Finger übrig ließen,
Fühlen ſie ſich nicht verpflichtet,
Ihre Kammern zu verſchließen.

Luſtig tritt ein ſchöner Knabe . . .

Luſtig tritt ein ſchöner Knabe
In die Abendſchenke ein
Und ſogleich zur kühlen Labe
Bringt die Kellnerin den Wein.

Ihn gelüſtet's, ſie zu küſſen,
Er umſchließt ſie, feſt und dicht,
Doch ſie gießt, um nicht zu müſſen,
Raſch den Wein ihm in's Geſicht.

Jetzt erſt ſchau'n ſich alle Beide
Näher an auf off'nem Plan
Und ſie ſeh'n mit ſtillem Neide,
Daß nicht Eines recht gethan.

Er iſt ſtattlich anzuſchauen,
Wie das Herz ſich's nur begehrt,
Und der ganze Flor der Frauen
Hielte ihn der Liebe werth.

Doch ſie ſelbſt iſt auch ein Engel,
Dem man ſeinen Kuß nicht raubt,
Wie man Kirſchen rupft vom Stengel
Und Johannis-Beeren klaubt.

Gänzlich ſind ſie nun geſchieden
Und doch innerlich verwandt,
Doch die Gäſte ſind zufrieden,
Denn ſie klatſchen in die Hand.

Bis zur Stirn hinauf erglühend,
Bringt ſie ihm das zweite Glas,
Aber dunkle Flammen ſprühend,
Wie ſie ſelbſt, verſchmäht er das.

Es verlockt ihn nicht, zu nippen,
Wie der gold'ne Wein auch lacht,
Und er fragt mit heißen Lippen
Nur um's Lager für die Nacht.

Selber führt ſie ihn in's Zimmer
Und er nickt ihr freundlich Dank,
Doch verbittet er noch immer
Ihre Speiſe, ihren Trank.

Einſam hört er und verdroſſen
  Nun der Luſt der Andern zu,
Endlich wird das Haus verſchloſſen
  Und der Letzte ſucht die Ruh'.

Horch, da klopft es, leiſe, leiſe,
  Schloß und Riegel geben nach,
Und in hold verſchämter Weiſe
  Tritt das Mädchen in's Gemach.

Hell beleuchtet, bis zum Blenden,
  Steht ſie da im Mondenſtrahl,
Und in ihren weißen Händen
  Blinkt der Wein zum dritten Mal.

Und ſie flüſtert halb mit Thränen:
  Ungern that ich dir ſo weh!
Doch die Andern konnten wähnen,
  Daß es unrecht mit mir ſteh'!

Jetzt erfüll' ich dein Verlangen,
  Nimm den Kuß von meinem Mund,
Aber haſt du ihn empfangen,
  Leer' das Glas auch bis zum Grund!

Iſt's ein Narr blos? Iſt's ein Weiſer?

Iſt's ein Narr blos? Iſt's ein Weiſer?
Dreißig Jahre eingeſchloſſen,
Sitzt er ſchon in dunkler Klauſe.
Selbſt erforſchen will's der Kaiſer
Und vom höchſten Glanz umfloſſen
Naht er ſich dem öden Hauſe.

Auf der Erde hingekauert
Liegt der Blöde und betrachtet
Sich den Gaſt mit ſtolzen Mienen.
Alles fühlt ſich fremd durchſchauert,
Daß ein Bettler Den verachtet,
Dem der Erde Völker dienen.

Sollte mich der Greis nicht kennen? —
Ruft der Kaiſer — Doch ich ſtaune,
Drüben ſteht ja meine Büſte!
Nein, ich brauch' mich nicht zu nennen,
Denn ihm wehrt nur tück'ſche Laune,
Mich zu ehren, wie er müßte.

Was ihn treibt, wer könnt' es ſagen?
Wär' es Trotz, ſo müßt' ich's rächen,
Doch es will mir Wahnſinn ſcheinen.
Um die Zukunft wollt' ich fragen,
Aber ſtatt mit dem zu ſprechen,
Such' ich Weisheit bei den Steinen.

Doch, ſo wie das Wort gefallen,
Hat der Blöde ſich erhoben
Und nach ſeinem Stab gegriffen,
Seine langen Locken wallen,
Wie zum Rock um ihn verwoben,
Und ſein Stab iſt ſcharf geſchliffen.

Vor des Kaiſers Büſte tretend,
Schlägt er ihr vom Haupt die Krone
Und in Stücke fällt ſie nieder,
Bohrt ihr dann, wie Diſteln jätend,
Noch die Augen aus zum Hohne,
Jauchzt und tanzt und legt ſich wieder.

Alles ſieht ihm zu mit Grauen,
Dennoch zwingt man ſich zum Lachen
Und des Kaiſers Bruder flüſtert:
Ich genieße dein Vertrauen,
Laß' mein Schwert nur fürder wachen
Und dein Stern wird nie verdüſtert.

Aber, eh' der Tag noch endet,
Steigt, der ſchmeichelnd ſo geſprochen,
Selber auf den Thron der Griechen
Und der Kaiſer liegt geblendet,
Wo die Todtenwürmer pochen
Und die gift'gen Molche kriechen.

Wohin ſo flink, du junges Kind.

Wohin ſo flink, du junges Kind?
Ich trage Geld in's Städtchen!
Da weiß ich einen viel näher'n Weg,
Den führ' ich dich, o Mädchen.

Sie folgt ihm in den dicken Wald;
Hier iſt es kühl zu gehen,
Doch dürſtet mich, wenn ich nur Waſſer hätt'!
Gleich wirſt du Waſſer ſehen.

Nun wird's ja aber grauſam wild,
Man kann nicht von der Stelle,
Da iſt auch nur ein Seitenpfad,
Doch bringt er uns zur Quelle.

Hinauf, hinab und wieder hinauf,
Durch Stein- und Holz-Gerümpel!
Da kommt ein Abhang jäh und ſteil
Und drunten ſteht ein Tümpel.

Nun gieb dein Geld und ſchlag' das Kreuz,
Denn heute mußt du ſterben!
So laß' doch nur das Leben mir,
Das würde mich ſelbſt verderben!

Nun zieh' auch deine Kleider aus,
Die brauchſt du nicht im Sumpfe.
Sie legt ſie ab, da liegen ſie
Schon auf dem Eichenſtumpfe.

Nun gieb mir noch dein weißes Hemd,
Denn Leinen iſt jetzt theuer!
Sie iſt ſo bleich, wie friſcher Schnee,
Nun wird ſie roth, wie Feuer.

Doch plötzlich zuckt's ihr durch's Geſicht,
Da greift ſie in die Locken,
Und zieht zwei Ringelein hervor
Mit rothen Korallen-Glocken.

Für dieſe Ringe dank' ich dir,
Die waren mir verloren,
Das lange Haar verhüllt dir ganz
Die kleinen feinen Ohren.

Doch auch das Hemd begehr' ich noch,
Da hilſt kein Schämen und Grämen,
Und wenn du jezt nicht eilig machſt,
So muß ich ſelbſt mir's nehmen.

So thu' mir denn nur Eins zu lieb,
Dich etwas umzukehren!
Ich ſpringe auch von ſelbſt hinab,
Hältſt du mich ſo in Ehren.

Er nickt und thut's und zählt das Geld,
Da kreiſchen drunten die Raben,
Er bückt ſich über den Rand und ſpricht:
Was mögen die dort haben!

Sie blickt ſich eben um nach ihm,
Ob er auch Wort gehalten,
Und als ſie ihn ſo ſtehen ſieht,
Da ſcheint ihr Gott zu walten.

Sie rafft ſich auf mit aller Kraft
Und ſtößt ihn in den Rücken,
Er taumelt hinunter und nicht einmal
Sein letzter Fluch will glücken!

Diocletian.

Da ſteht auch das! Mein Grabmahl! Sieben Jahr'
Sind abermals herum, und hell und klar,
Wie immer, blickt die Sonne auf den Greis,
Der müde iſt und nicht zu ſterben weiß.
Dieß ſollte meine letzte Arbeit ſein:
Das Bett iſt fertig, doch ich ſchlaf' nicht ein!

Nun, ſetzt kein Gott mir das erſehnte Ziel,
So thu' ich's ſelbſt, ich hab' es ſatt das Spiel:
Es ſcheint zwar bunt, doch wiederholt ſich's nur,
Die Tage ſind, wie Blumen auf der Flur:
Der Farbenwechſel täuſcht zwar kurze Zeit,
Dann kennt man ſie für alle Ewigkeit.

Das Werk iſt wohlgerathen! Tritt heran,
O Bildner, daß ich dich belohnen kann!
Den Preis empfingſt du, Silber oder Gold,
Ich weiß nicht was, ſo viel du ſelbſt gewollt,
Doch haſt du Räthſel in den Stein gehau'n:
Ich will zum Dank dir jetzt den Sinn vertrau'n.

Siehſt du den Jüngling, der die Säcke trägt?
Und auch den krauſen Mohren, der ihn ſchlägt?
Wer mag's wohl ſein, den hier die Peitſche traf?
Ich bin es ſelbſt! mein Vater war ein Sclav.
Du ſtaunſt darob? So lehre dich mein Ruhm:
Ein Kaiſer findet ſtets ſein Kaiſerthum.

Da iſt er wieder! Aber auf der Flucht!
Verfolgt von Häſchern, grimmig und verrucht.
Er tödtete den Vogt in raſchem Zorn
Und ſchüttelte umſonſt auf ihn ſein Korn,
Doch war's ein Glück für ihn, er eilt zum Heer,
Man reiht ihn ein und keiner ſtraft ihn mehr.

Nun Schlacht auf Schlacht, bis jene letzte kam,
Die Rom den Herrn und mir den Führer nahm.
Ich rächt' ihn, da erſcholl ein Jubelſchrei,
Als ob er wieder auferſtanden ſei,
Es galt mir ſelbſt und eh' ich's je geglaubt,
Trug ich des Todten Krone auf dem Haupt.

Doch ging es jetzt nicht nächſten Wegs nach Haus,
Ich maß vorher das Rund der Erde aus
Und richtete die Adler wieder auf,
Die man zertrümmert in der Zeiten Lauf,
Und an der Schnur die Völker, dumpf und ſtumpf,
Die das verbrochen, hielt ich den Triumpf.

Dort ihr Gewühl! Jedwedes Angeſicht
Ein Sonnen-Abdruck, dunkel oder licht,
Wie ſie die Zone färbte, ſchwarz geraucht,
Und wie von Flammen röthlich angehaucht,
So ſtieren ſie zum Kapitol empor,
Wo ich mich neige vor der Götter Chor.

Nun fünfzig Jahre auf dem Römerthron!
Zwar Anfangs noch im Kampf mit Trotz und Hohn,
Doch immer ſiegreich, endlich ohne Feind,
Die ganze Menſchheit ſtumm und wie verſteint,
Nur Odem übrig für ein einzig Wort:
Hoch Diocletian! Und ewig fort!

Genug! Genug! Mein Jubeltag iſt da,
Die Völker zieh'n herbei von fern und nah,
Das Feſt iſt ſelten, das man feiern will,
Doch ein noch ſelt'neres bereit' ich ſtill:
Sie bieten mir die Welt zum zweiten Mal,
Ich weiſe ſie zurück als leer und ſchaal.

Hier auf dem Markt leg' ich die Krone ab
Und ſorge nur noch für das Kaiſergrab,
Denn ſtatt des Goldes, das ſie mir gebracht,
Und ſtatt der leuchtenden Juwelenpracht,
Beding' ich mir als letztes Liebespfand
Von einem Jeden eine Hand voll Sand.

Die ſollen ſie mir opfern noch dem Tod,
Und ſie beſchwören willig mein Gebot.
Die ganze Erde hat vor mir gebebt
Und trägt mein Zeichen, wenn man mich begräbt,
So will ich in der ganzen Erde ruh'n,
Wie's Weltgebietern ziemt und ihrem Thun.

Nun baut' ich mir den mächtigen Pallaſt,
Der bald ſchon wieder eine Stadt umfaßt.
Der neue Cäſar zittert nicht vor mir,
Der Tod vergißt mich und es wird mir ſchier,
Als wär' dem Einz'gen, der ſie nicht begehrt,
Vom Schickſal die Unſterblichkeit beſcheert.

Heut fiel mir ſchon die erſte Frucht vom Baum,
Den ich gepflanzt, als Zoll für meinen Gaum,
Längſt iſt der Wipfel meiner Zeder grün,
Ich ſeh' wohl gar die Aloe noch blüh'n!
Doch nein! du ſollſt nicht warten auf den Schluß,
Zum Epitaph, den ich dir liefern muß!

Drum heut der Tod! Und wie es dir gefällt,
Sterb' ich als Weiſer, oder auch als Held.
Was zieht der Künſtler vor? Den Giftpokal
In meiner Rechten, oder dieſen Stahl?
Du wählſt nicht? Wohl, ſo wähle ich für dich,
Die Sonne will nicht geh'n, ſo geh' denn ich.

Zurück von meinem kaiſerlichen Leib!
Glaubſt du, ich laß' mich halten, wie ein Weib?
Zwar bin ich ohne Krone, ohne Reich,
Doch hier, du ſiehſt es, Herr und Knecht zugleich.
Auch das geglückt! Wie ſtark das Blut noch quillt!
Da iſt die Skizze — geh' nun raſch an's Bild!

Epigramme und Verwandtes.

Bilder, wie ſie im Fluge ſich haſchen laſſen, Gedanken,
  Welche ſich runden in ſich, mancher geſchichtliche Strich,
Auch zuweilen ein Hauch, der, leiſe ſchwellend, den Buſen
  Hebt und wieder verläßt, eh er ein Lied noch beſeelt,
Und dazwiſchen, doch ſelten, die Köpfe von Schelmen und Wichten,
  Wie man, genagelt an's Thor, Eulen und Dohlen erblickt,
Alles aber im Vers, wie Schiller und Goethe ihn bauten,
  Schmäh'n ihn auch Platen und Voß, weil er der deutſcheſte iſt!

I. Bilder.

Auf den Dom zu Sanct Stephan in Wien.

Altehrwürd'ges Symbol der wahren Einheit und Eintracht,
Welch ein gewaltiges Bild ſtellſt du mir hin vor den Geiſt!
Mehr erhebt es mich faſt, dich werden zu ſeh'n in Gedanken,
Als mich, geſättigten Blick's, deiner Vollendung zu freu'n.
Welch ein harmoniſches Leben! Welch fröhlicher Austauſch der Kräfte!
Und von Geſchlecht zu Geſchlecht ſchlingt ſich das heilige Band.
Kaum entfaltet der Meiſter, des Genius irdiſcher Herold,
Fromm und begeiſtert den Plan, als ſich auch Alles ihm beugt;

Nicht das Handwerk blos, das nur durch's Dienen ſich adelt,
Auch die ſtolzere Kunſt horcht nur auf ſeinen Befehl.
Einer greift zur Kelle, der And're zum Meißel, und freudig
Fängt nun Jeglicher an, was er nicht endigen ſoll.
Wer als kräftiger Jüngling die luft'gen Gerüſte erklommen,
Steigt erſt herunter als Greis, doch es erſetzt ihn ſein Sohn,
Dieſen wieder ſein Enkel, und als nun endlich der Letzte
Für die Spitze des Thurms windet den ſchimmernden Kranz,
Siehe, da kann er die Blumen auf deſſen Grabe ſchon pflücken,
Welcher den Grundſtein einſt, gläubig vertrauend, gelegt!
Aber nun ſtehſt du auch da, ein Fels, von menſchlichen Händen,
Und verkündeſt der Welt, wie man das Dauernde ſchafft!

Todtenopfer.

Ueber den Kirchhof ging ich und pflückte von jedem der Gräber
Eine Blume mir ab, bis ſie mir ſchwollen zum Strauß.
Aber, was ſoll er mir doch — ſo rief ich, plötzlich erſchaudernd —
Borgt das Leben ſich denn Zierde und Zeichen vom Tod?
Doch, da traf ich ein Grab, verwildert liegend und einſam,
Welchem jeglicher Kranz fehlte, der welke ſogar.
Nimm ſie, ſprach ich und ſtreute die Blumen, die ſchlummernden Nachbarn
Senden das Opfer durch mich, da es die Liebe verſäumt!

Wüſtenbild.

Ueber der Wüſte ſchwebt ein Geier und ſpäht nach der Beute,
Unten im Sande zieht keuchend ein Wand'rer daher.
Jener mögte verhungern, und nirgends erblickt er ein Leben,
Dieſer verſchmachtet vor Durſt, aber ihm rieſelt kein Quell.
Da gewahren ſich Beide, und brennen, zuſammen zu treffen,
Hat doch der Eine ſein Fleiſch, hat doch der And're ſein Blut!

Schwalbe und Fliege.

An dem heiterſten Morgen entſtürzte die fröhlichſte Schwalbe
Plötzlich dem Himmel und ſank todt zu den Füßen mir hin.
Mittags der längſt Erſtarrten den Schnabel öffnend, erſpäht' ich
Eine Fliege im Schlund, welche ſie halb nur verſchluckt.
Dieſe zappelte noch, ich zog ſie hervor, und die Flügel
Trocknend im Sonnenſtrahl, ſchwirrte ſie bald mir davon.

Geſchloſſener Kreis.

Nicht vermogte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man ſie kelterte, war ſie dem Zerſpringen ſchon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das ſtarke, den feurigen feſſeln,
Wenn man nicht ſchnell ihn gezapft, hätt' er ſich ſelber befreit;
Noch viel weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er ſchon wieder davon;
Mög' es den Hörer berauſchen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß ſich vollende der Kreis!

Ein Weizenfeld.

Weil es die Aehre verſchmäht, ſich mit der Farbe zu zieren,
Hat die Natur ihr den Mohn dicht an die Seite geſtellt;
Jener hat ſie die Kraft vertraut, den Menſchen zu nähren,
Dieſem verlieh ſie den Reiz, welcher ſein Auge erfreut.
Jene frage drum nicht: wo ſprießen dir nützliche Körner?
Oder dieſen: wo trägſt du den erquicklichen Schmuck?
Wenn die Eine uns fehlte, ſo könnten wir freilich nicht leben,
Aber wir mögten es nicht, wäre der And're nicht da!

Bei der Beſtattung des Herzogs von Auguſtenburg.

Volk, was tummelſt du dich? „Der Herzog wird ja begraben!
Hörſt du die Glocken denn nicht? Laut genug hallen ſie doch!“
O, du glückliche Menge, dir kann es nimmermehr fehlen,
Alles wird dir zum Feſt, ganz, wie die Hochzeit, der Tod.
Männer und Weiber, der Greis mit ſilberhaarigem Scheitel,
Und das quellende Kind dort auf dem Arme der Magd,
Alle ſtrömen herbei, ſie wollen die ſtolzen Caroſſen
Sehen, die Pferde im Putz und die Lakeien im Staat.
Würde er ſelbſt hier, der Tod, beſtattet, und läge die Hippe,
Statt des Schwerts, auf dem Sarg, welche uns Alle bedroht,
Bunter wäre es nicht und luſtiger kaum, das Gefolge,
Traun, ſie blicken darein, wie es Unſterblichen ziemt.

Jener Greis, er zählt ſein Alter von hundert herunter,
Und da bleiben ihm noch zwanzig der Jahre und mehr,
Dieſes Kind, es läßt gar von der Magd ſich verſprechen,
Daß man ihm morgen zur Luſt Kaiſer und König begräbt.
Ich nur ſehe den Todten mit ſeinem geſchloſſenen Auge,
Ich nur das lehmerne Bild, welches der Deckel verbirgt.
Doch ſchon ſehe auch ihn nicht mehr, dort lächelt ein Mädchen,
Und es kommt mir ſo vor, daß ſie mich kennt und mir winkt.

Der Greis.

Bin ich wieder geneſen und glaubte, ſicher zu ſterben?
Dank dir, gütiger Tod, daß du ein Umſeh'n mir noch
Wollteſt vergönnen, ein letztes! Zu lange werd' ich nicht zögern!
Einen einzigen Blick! Erde, wie biſt du ſo ſchön!
Jene Thräne iſt längſt getrocknet, die mir zuweilen
Deinen Zauber verhüllt, morgendlich glühſt du mich an!
Drüben ſpielt mein Enkel! Den heiligen Funken des Lebens
Trat ich ab an das Kind! Fort nun! Er bleibt ja zurück!

Nach dem erſten Abend bei Franconi in Paris.

Jammer, du rührſt mich nicht mehr! Denn daß es dem feurigen Proteus
In des Odyſſeus Arm, der ihn nicht einmal befragt,
Der ihn nur ſtumm erdrückt und an der Verwandlung verhindert,
Daß es ihm übel behagt, dieſes verſteht ſich von ſelbſt.
Aber, wenn er ſich löſ't und ſich die göttliche Freiheit
Wieder erobert, und wär's auch nur für Einen Moment:
Ja, da rührt er mich tief, da fühl' ich mich doppelt und dreifach
Selber gebunden, da wird eilig das Auge mir feucht.
Zeigt mir ein Bettler die Wunden, ſo reich' ich ihm freilich den Pfenning,
Doch ich wuſch ſie noch nie mild mit der Thräne ihm aus,
Aber ich weine dem Lear, und auch nicht, weil es dem König
Mißlich ergeht in dem Stück, nein, weil ein Menſch es gemacht.

Ja, ich will es bekennen, daß ſelbſt die Reiter-Geſellſchaft
Mir heut' Abend den Thau ſüßer Bewund'rung entlockt.
Iſt es dem Vogel nicht nah, dies zierliche Mädchen? Der Jüngling,
Beugt er dem dumpfen Geſetz irdiſcher Schwere ſich noch?
Und, auf den Schultern des Bruders, das Knäbchen, die Stellungen wechſelnd,
Scheint's nicht lebendiger Thon, welcher nach Laune ſich formt?
Gaukeln nicht Alle vorüber, wie glänzende Schatten, und zeigen,
Daß der Leib, wie der Geiſt, frei iſt, ſobald er nur will?
Ja, und würde auch Jedes ein Opfer des kühnſten Verſuches,
Den die Begeiſterung wagt: ſtürzt denn nicht Pſyche noch ſchön,
Wenn ſie's im Taumel vergißt, daß ſie den trüg'riſchen Fittig
Wieder zerſchüttelt zu Sand, den ſie zu muthig bewegt?

Der Phönix.

Biſt du ſelber, o Menſch, der Phönix, von welchem du träumteſt,
Daß ihn die Flamme verjüngt? Innig beklag' ich dich dann,
Daß man aus feuchtem Holz den Scheiterhaufen dir thürmte
Und in regnichter Nacht gar in den Brand ihn geſteckt.
Anfangs zwar ſchürt Amor das Feuer, er hat es entzündet,
Luſtig praſſelt es auf, doch er verſäumt es zu bald,
Nun erliſcht es, du liegſt auf todten Kohlen, die Winde
Sauſen, der Regen tropft und du erſtarrſt und erfrierſt.

Natur und Menſch.

Oft ſchon kam es mir vor, Natur, als hätt'ſt du zu zeitig
In dein Werk dich verliebt und die Vollendung verſäumt.
Weil der Menſch dir gefiel, ſo bliebſt du ſtehen bei'm Menſchen,
Und erweckteſt in ihm nicht noch den ſchlummernden Gott.
Aber nun träumt er von dem, und weil er erwachend ſich wieder
Findet, wie eben vorher, fällt er zurück in das Thier.

Italiens erſter Gruß.

Heliogabalus ließ die Gäſte erſticken mit Veilchen:
Schönes Italien, drohſt du mir ein ähnliches Loos?
Deiner Fülle erlieg' ich! Sie iſt für Götter und Käfer!
Göttern bin ich nicht gleich, Käfern noch minder verwandt!

Rom.

Rom, ſchon biſt du Ruine und wirſt noch weniger werden,
Aber dein Himmel verbürgt dennoch die ewige Stadt.
Wo die Myrthe gedeiht und wo der Lorbeer nicht mangelt,
Siedeln zu Liebe und Krieg immer auch Menſchen ſich an.

Coloſſeum und Rotunda.

Coloſſeum, Rotunda, ihr wurdet chriſtliche Kirchen,
Weil euch dieſes allein vor der Zerſtörung geſchützt,
Denn der ſtumpfe Zelot ergriff die Axt des Barbaren,
Als ſie ihm endlich entſank, aber der weiſere Papſt
Schirmte euch durch den Altar und durch die Heiligenbilder
Still vor der letzten Gefahr, welche euch drohte bis heut'.
Dennoch kommt es mir vor, als hätt' man erſchlag'nen Titanen
Nach dem Tode das Kreuz noch auf die Stirne gebrannt.

Auf dem Capitol.

Cäſar entblößte ſein Haupt und hatte ſich ſelbſt nicht zu grüßen;
Kann ich weniger thun, jetzt, da ſein Schatten hier weilt?

Via Appia.

An den Straßen erhöhten die Römer den Todten die Gräber,
Daß der Niedrigſte ſelbſt, führte ſein Weg ihn vorbei,
Sich noch glücklich erkenne und ſpreche: wenn mir auch wenig
Nur gehört, mir gehört viel, mir gehört noch kein Grab!

Der Epheu am Grabe der Cecilia Metella.

Epheu, man hat dich verklagt, du ſollſt die Bäume entſeelen,
  Aber ich ſpreche dich los, da du die Steine belebſt!
Jenen Frevel erblickt' ich noch nie; dies reizende Wunder
  Sah ich noch heute vollbracht: grünt doch das traurige Grab.

La chiesa sotterranea dei Capucini a Roma.

Menſchen-Gebeine hat man zu Sternen und Blumen verflochten,
Von der farbigen Wand grinſen ſie zierlich herab;
Aufgeſtapelte Schädel umſteh'n in geordneten Reihen
Dämmernde Niſchen, worin manches Gerippe ſich ſtreckt,
Wie im Leben, bekleidet mit bräunlicher Kutte, ein Täflein
In der knöchernen Hand, welches das Sterbejahr nennt,
Und dein Führer, ein Mönch, wie dieſe Todten es waren,
Sagt dir lächelnd: dereinſt werde ich ruhen, wie ſie!
Aber Italiens Sonne beſtrahlt durch niedrige Fenſter
All' den Moder und ſanft plätſchert ein Springbrunn im Hof.

Auf eine Biene in der Villa Medicis.

Holdes Bienchen, du irrſt! Dort winkt dir blühend der Lorbeer,
Sprich, was umſurrſt du denn mir emſig die Wang' und den Mund?
Honig entſaugſt du mir nicht, du ſei'ſt denn ein ſchelmiſches Mädchen,
Das ſich vermummte, und dann komm' in der wahren Geſtalt!
Sinnſt du mir aber ein Arges, gedenkſt du, dafür mich zu ſtrafen,
Daß ich ein Menſch nur bin, nimmer die Roſe des Thals,
Oder bin ich dir gar aus alter Zeit noch verſchuldet,
Hab' ich als Blume vielleicht einſt dir geweigert den Trunk:
O, beſieh' mich vorher, ob nicht mit ſchärferem Stachel
Dich ein ſtärkerer Feind lange an mir ſchon gerächt;
Sieh', du ſetzteſt dich leicht auf eine Narbe, denn manche
Hab' ich, ich zuckte dir kaum, aber du litteſt den Tod.

Die Kuppelbeleuchtung zu Rom.

Alter Sanct Peter, was ſeh' ich? Es ringelt die Schlange des Feuers
Glühend ſich um dich herum, züngelt noch über das Haupt
Dir hinaus und verſcheucht den Mond, den frommen Verſilb'rer
Deiner Kuppel, der wähnt, daß ihn die Hölle vertreibt.
Doch, ich irrte mich wohl! Du ſtehſt nicht erſchrocken, die Flamme
Zittert, ſtatt deiner, ſie friert, gern auch entſchlüpfte ſie dir,
Aber du hältſt ſie, ſie ſoll den Vorwitz büßen, verwegen
Aufgekrochen zu ſein an dem Giganten von Stein.
Oder hat ſich der jüngſte der Blitze, der Wolke entwiſchend,
Gar des Angriffs erkühnt, haſt du den Neſtling gepackt

Und dich in ihn gewickelt, damit er verkünde: Sanct Peter
Hat zwar das Ende der Welt, aber Nichts weiter zu ſcheu'n?
Wahrlich, ich glaub's, dich knirſcht erſt dann die Erde hinunter,
Wenn ſie dem Chaos erbebt, welches ſie ſelber erſchnappt.

Vor dem Laocoon.

Michel Angelo hieß als Wunder der Kunſt dich willkommen,
Weil du als Gegengewicht gegen den ſchönen Apoll,
Der den Raphael trug und ihn verneinte, ihm dienteſt;
Mancher ſprach es ihm nach, aber er ſagte zu viel.
Was die Wahrheit vermag, das zeigſt du deutlich, o Gruppe,
Deutlicher zeigſt du jedoch, daß ſie nicht Alles vermag!

Die Herme.

Herme, ich liebe auch dich! Mir iſt, als ſäh' ich das Chaos
Nach unendlichem Kampf hier von ſich ſelbſt ſich befrei'n!

Ein Scirocco-Tag in Rom.

Steht in Flammen die Welt? Sind rings die Meere verdünſtet,
Welche mit linderndem Hauch ſonſt doch die Glut wohl gekühlt?
Sinken ſie alle in Aſche zuſammen, die Städte der Menſchen?
Wälzt den glühenden Qualm langſam herüber der Wind?
Oder iſt's der Scirocco, der zwar die Orange uns zeitigt
Und die Traube uns kocht, aber uns ſelbſt auch erſtickt,
So daß Jeglicher zweifelt, er werde die Früchte noch koſten,
Die er uns ſüßt, und des Weins, den er uns würzt, ſich erfreu'n?
Sei es, was es auch ſei, das bloße Athmen wird Arbeit
Und das Leben begräbt ſcheu ſich im dumpfeſten Schlaf,

Kaum noch rettet es ſich den leiſen Wunſch, zu erwachen,
Denn es fühlt ſich dem Tod, fühlt ſich dem Nichts ſchon zu nah!

Vor Raphaels Galathea.

Dieſes Bild zu betrachten, war Einer nur würdig, der Dichter,
Welcher die Julia bot; dieſes entzückende Stück
War nur für Raphael da: o hätten ſich Beide bewirthet
Und in die ewige Nacht dann, was ſie ſchufen, verſenkt!

Die Alexander-Schlacht.

Seht dies köſtliche Bild, ihr Maler, und lernt das Geheimniß,
Wie ſich die Fülle des Stoffs paart mit der Größe der Form.

Der Lorbeer in Italien.

Alles Herrliche trieb in dieſem Lande die Erde,
Darum hat ſie ſich ſelbſt hier mit dem Lorbeer gekrönt.

In Albano.

Unvergeßliches Bild! Ein Eſel wollte verſchmachten,
Zwar, der Brunnen war nah, aber es war ihm zu viel,
Zwanzig Schritte zu machen, und es bedurfte des Führers,
Ihn zu beſtimmen; gepeitſcht, trank er mit Gier und mit Luſt.

In den pontiniſchen Sümpfen.

Lachen erwartete ich, was fand ich? Strotzende Wieſen,
Selten wuchernden Schilf, kaum noch die Spuren von Sumpf,
Aber kräftige Bäume, des Erdreichs Mark mir bezeugend,
Korn auch, freilich nur da, wo man gepflügt und geſät.

Villa reale a Napoli.

Unter duftigen Bäumen, vom Hauch des Abends durchſäuſelt,
Sammelt von reizenden Frau'n ſtill ſich ein glänzender Flor;
Leiſe ergießt ſich der Strom melodiſcher Klänge und ſchaukelt
Zwiſchen Wonne und Weh jedes empfängliche Herz;
Aber die Wogen des Meers, am nahen Geſtade ſich brechend
Und vom Winde geſchwellt, donnern verhalten darein,
An die gewalt'gen Accorde der rollenden Sphären uns mahnend,
Welche für's menſchliche Ohr ſanft zur Muſik ſich gedämpft.

Neapolitaniſches Bild.

Fleißig hämmert der Schmied, mein Nachbar, da naht ſich bedächtig
Ihm der heiſchende Mönch, willig auch reicht ihm der Mann,
Den er noch kaum verdient durch frühe Arbeit, den Groſchen,
Und es beut ihm der Mönch einen gedoppelten Dank,
Erſt die Madonna zum Kuß und dann die Doſe zum Schnupfen,
Jener küßt und nimmt ruhig die Priſe darauf.

Auf einen Schmetterling, der mich in der Gräberſtraße zu Pompeji umflog.

Faſt in's Angeſicht fliegt mir der Schmetterling, immer ſo ſcheu ſonſt;
Ahnt er, daß hier ein Menſch gar nicht zu tödten vermag?
In der begrabenen Stadt und unter begrabenen Gräbern
Halt' ich den Odem ſogar an, wenn der Gaukler ſich naht.

Die Sicilianiſche Seiltänzerin.

Süßes, reizendes Mädchen! Du tanzeſt drinnen, doch draußen
Schlägſt du die Becken zuvor, daß ſich die Bude dir füllt.
Roth iſt dein Kleid und es ſtechen davon die weißen Korallen
Zierlich ab, die du fein dir um das Hälschen gehängt.
Aber wehe! Du ließeſt die Schellen zu mächtig ertönen
Und zerquetſchteſt dabei leider ein Perlchen der Schnur.
Traurig ſenkſt du das Köpfchen und blickſt zur älteren Schweſter
Still hinüber und flehſt ſtumm um ihr Mitleid ſie an.
Doch ſie lächelt verächtlich, und dreht dir den Rücken, und wirft ihr
Tambourin ſo in die Luft, daß es, gefangen, zerſpringt.

Aermſte, ich kann ſie verſteh'n! Sie hat ſchon Beſſ'res verloren
Und dein kindlicher Schmerz um den zerſchmetterten Tand,
Der die Reinheit der Seele, die fleckenloſeſte, ſpiegelt,
Mahnt ſie an deinen Beſitz, ach! und an ihren Verluſt!

Venedig.

Wie ein verwirklichter Traum begrüßt dich das bunte Venedig,
Wenn du es flüchtig durchſchiffſt: nicht die verſunkene Stadt
Glaubſt du vor dir zu ſehen, von welcher die Dichter erzählen,
Dieſe dünkt dir im Meer gleich von Tritonen erbaut,
Und du taumelſt dahin, wie unter Korallen und Muſcheln,
Und verwunderſt dich nur, daß dich die Fluth nicht ereilt.
Alles Uebrige paßt hinein in den Rahmen: der Doge,
Der ſich den Wellen vermählt, und das vermummte Gericht,
Ja die Brücke der Seufzer, erſcheinen dir hier ſo natürlich,
Wie in des Oceans Nacht Fiſche mit Sägen im Haupt.
Laß dir aber vom Führer berichten, wie Alles entſtanden,
Und das phantaſtiſche Bild löſ't in Vernunft ſich dir auf!

II. Gnomen.

Der Lorbeer um ein Menſchenhaupt.

Unverwelklicher Lorbeer in ſchnell erbleichender Locke!
Welch' ein gewaltiges Bild menſchlicher Größe und Kraft!

Das Höchſte und das Tiefſte.

Kein Gewiſſen zu haben, bezeichnet das Höchſte und Tiefſte,
Denn es erliſcht nur im Gott, doch es verſtummt auch im Thier.

Auf den Tod.

Tod, man kann dich nicht bannen, doch dafür kann man dich rufen;
Weil du das Opfer verſchmähſt, biſt du zum Sclaven gemacht.

Die doppelten Thränen des Menſchen.

Weinen mußt du im Himmel und weinen mußt du auf Erden,
In dem nämlichen Thau ſpiegeln ſich Wonne und Qual.
Aber die Thräne der Wonne verdunkelt ſogleich dir den Himmel,
Während die Thräne der Luſt nie dir die Erde verhüllt.

Der Dämon und der Genius.

Glücklich willſt du nicht heißen, noch weniger jubeln und jauchzen
Daß du den Dämon nicht weckſt, der nur die Stillen verſchont;
Aber zitterſt du nicht, den Genius ſelbſt zu verletzen,
Welcher dich ſegnet und ſchirmt, wenn du den Dank ihm entziehſt?

Das Sterben.

Iſt der Tod nur ein Schlaf, wie kann dich das Sterben erſchrecken?
Haſt du es je noch geſpürt, wenn du des Abends entſchliefſt?

Der Wirbel des Seins.

Denke dir einmal das Nichts! Du denkſt es dir neben dem Etwas!
Aber, da denkſt du's dir nicht! Hier iſt der Wirbel des Seins!

Transſubſtantiation.

Zwiſchen den Zähnen noch wehrt ſich der Apfel gegen den Menſchen,
Aber, wehrt ſich der Menſch weniger gegen die Welt?

Der Abend.

Jeglicher Abend ergreift mich, als wär' er der letzte von allen,
Der nach unendlichem Kampf ewige Ruhe verheißt.

Die Grenze des Menſchen.

Wo die Natur dir Erkenntniß vergönnt und Einſicht in's Weſen?
Wo ſie deiner bedarf! Das iſt nur ſelten der Fall.

Philoſophenſchickſal.

Salomons Schlüſſel glaubſt du zu faſſen und Himmel und Erde
Aufzuſchließen, da löſ't er in Figuren ſich auf,
Und du ſiehſt mit Entſetzen das Alphabet ſich erneuern,
Tröſte dich aber, es hat während der Zeit ſich erhöht.

Das Haar in der Suppe.

Mancher findet nur darum ein Haar in jeglicher Suppe,
Weil er das eigene Haupt ſchüttelt, ſo lange er ißt.

Die Scham.

Scham bezeichnet im Menſchen die innere Grenze der Sünde;
Wo er erröthet, beginnt eben ſein edleres Selbſt.

An die Erde.

Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachſen, o Erde:
Was er an Früchten erzeugt, wirft er dir doch in den Schooß!

Der Schlaf.

Alles wird uns Genuß, ſo ſchön iſt das Leben gerundet,
Selbſt der Tod, denn der Schlaf iſt der genoſſene Tod.

Des Lebens Höchſtes.

Mutterliebe, man nennt dich des Lebens Höchſtes! So wird denn
Jedem, wie ſchnell er auch ſtirbt, dennoch ſein Höchſtes zu Theil!

An das Glück.

Glück, ſie nennen dich blind und werden nicht müde, zu ſchelten.
Frage doch endlich zurück: Könnt ihr denn ſelber auch ſeh'n?

Der Führer durch's Leben.

Nie verbinde dich Einem, der das als Mittel behandelt,
Was dir Zweck iſt, du ſelbſt biſt nur ein Mittel für ihn!

Majestas hominis.

Je geringer der Mann, je größer ſein Stolz, daß er Menſch iſt,
Aber je größer der Mann, um ſo geringer der Stolz.
Cajus fühlt ſich gedeckt durch Julius Cäſar und jubelt,
Cäſar bezweifelt ſich ſelbſt, wenn er des Cajus gedenkt.

Jedermann in's Album.

Was ich dir wünſche, mein Freund? Ich wünſche
Allen daſſelbe:
Finde Jeglicher den, der ihm im Innerſten gleicht!
Biſt du ein Guter, ſo kann dich der Himmel nicht
beſſer belohnen,
Biſt du ein Schlimmer, ſo ſtraft ärger die Hölle
dich nicht.

Der Triumph der Natur.

Jede Form iſt ein Kerker. Wie hält die Natur denn
das Leben
Feſt in allen? Sie hat keinen mit Fenſtern ver-
ſeh'n!

Das größte Hinderniß.

Was den Menſchen am meiſten in Kunſt und Leben zurück hält?
Daß er auf Brücken ſich gern ewige Wohnungen baut!

Bedingtes Vertrauen.

Heute trau' ich dir noch, doch morgen nimmer, du biſt nur
Darum gut, weil du glaubſt, daß es die Anderen ſind.

An den Menſchen.

Wünſche dir nicht zu ſcharf das Auge, denn wenn du die Todten
In der Erde erſt ſiehſt, ſiehſt du die Blumen nicht mehr!

An Columbus.

Glaubſt du, du trägſt ſie allein, die Kette? Dem horchenden Ohre
Klirrt ſie vernehmlich genug durch die Geſchichte hindurch.

Homo sapiens.

Welch' ein Narr iſt der Menſch! In Allem muß er ſich ſpiegeln!
Selbſt in Sonne und Mond hat er ſein Antlitz entdeckt.

Die Unſterblichen.

Kennſt du die Tafel, auf welche die unbeſtechliche Clio
Einſt die Unſterblichen bringt? Freund, auf den Nagel des Daums!

Der Größte.

Was der Größte ſich denkt? Dies denkt er: Hole der Teufel
Euer ganzes Geſchlecht, wenn ich das bin, was ihr glaubt!

Blumen und Dornen.

Blumenkränze entführt dem Menſchen der leiſeſte Weſtwind,
Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigſte Sturm.

Der Weg zur Bildung.

Menſch, ergründe die Welt und nicht die Bücher, wie viel ſie
Auch enthalten, es ward ſtets aus der Welt ja geſchöpft,
Und, du magſt es mir glauben, ich habe es ſelber erfahren,
Sagt ſie dir es nicht auch, iſt es für dich nicht geſagt.

Lebensregel.

Wer nur den Menſchen im Menſchen erblickt, der wird mit dem Niedern
Gern verkehren, als wär' Alles auf Erden ſich gleich.
Aber er thu' es nur dann, wenn dieſer den Niedrigern wieder
Aehnlich behandelt, denn ſonſt hat's der Geſell nicht verdient.

Schön und lieblich.

Drei der Grazien giebt's, nur Eine Venus! Die Veilchen
  Will ich zum Strauße gereiht, aber die Roſe allein.

Menſchenloos.

Was der Menſch auch gewinne, er muß es zu theuer bezahlen,
  Wär' es auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert.

Die Frage bedingt die Antwort.

Was dir der Genius ſagt, der eigene oder der fremde?
  Was nur der Genius weiß! Fragſt du gemein, iſt er ſtumm!

Gottes Räthſel.

Kinder ſind Räthſel von Gott, und ſchwerer, als alle, zu löſen,
  Aber der Liebe gelingt's, wenn ſie ſich ſelber bezwingt.

Der ewige Papſt.

Wer in weltlichen Dingen auf geiſtige Weiſe vermittelt?
Freilich thut es ein Papſt, aber der Künſtler iſt Papſt.

Selbſterkenntniß.

Ob du dich ſelber erkennſt? Du thuſt es ſicher, ſobald du
Mehr Gebrechen an dir, als an den Andern entdeckſt.

Die Welt.

Wenn ich die Welt im Ganzen und Großen betrachte, ſo glaub' ich's,
Daß ſie von Ewigkeit iſt und allein durch ſich ſelbſt;
Wenn ich mir aber ſodann das Einzelne näher beſchaue,
Kommt ſie mir vor, wie der Witz eines gewaltigen Ichs.

Verwunderung und Auflöſung.

Gäbe es lauter Genie's, ich würde mich gar nicht verwundern,
Aber ich ſtaunte ſchon oft, daß es ſo wenige giebt.
Dennoch iſt es natürlich! Wie viel iſt Muskel am Menſchen
Und wie wenig Gehirn! So auch am Menſchengeſchlecht.

Frage.

Glaubſt du, der höchſte Gedanke des größten der Menſchen auf Erden
Käme dem göttlichen bei, welchem er ſelber entſprang?

Unterſchied der Lebensalter.

Hat dir der Tag was gebracht? So fragt ſich am
Abend der Jüngling;
Hat dir der Tag was geraubt? Fragt ſich der
Mann und der Greis.

Mahnung.

Fürchte die ſchlechteſte Fliege! Sie kann den edelſten
Wein dir
Doch verderben: ſie fällt eben hinein und erſäuft!

Die Summe des Lebens.

Jahre reihſt du an Jahre, doch, was ein Jahrhundert dir brachte,
Wenn du der Glücklichſte biſt, zählt die Minute dir auf.

Heroenſchickſal.

Jedem Heroen ſtellt ſich ein winziger Affe zur Seite,
Der ſich die Kränze erſchnappt, welche der And're verdient.

Der Traum als Prophet.

Was dir begegnen wird, wie ſollte der Traum es dir ſagen?
Was du thun wirſt, das zeigt er ſchon eher dir an.

Haß und Liebe.

Wen du der Liebe nicht würdigſt, den würdige auch nicht des Haſſes,
Sache nur ſei er für dich, aber mit nichten Perſon!

Die Grenze des Vergebens.

Allen ſoll ich vergeben? Mit Freuden, wenn ich mich ſelber
 Bloß bedenke und nicht auch die beleidigte Welt.
Aber dieſe verbeut's, denn wenn ich dem Sünder die Buße
 Schenke, ſo raube ich ihr ſeiner Veredlung Gewähr
Und erſticke in ihm den Trieb, ſich über ſich ſelber
 Zu erheben: ſo iſt Strenge denn heilige Pflicht.

Welt und Menſch.

Zwölf der Monde bedarf's, ſo heißt es, die Welt zu umſegeln,
 Zwölf der Jahre jedoch, eh' du den Menſchen umgehſt.

III. Kunſt.

Das Genie und die Talente.

An der höheren Stufe vermißt ihr gewöhnlich die nied're,
Lernt's doch endlich, ſie wird eben mit dieſer erkauft.
Daß ein Ganzes werde, muß jeglicher Theil ſich beſcheiden,
Tritt er einzeln hervor, wuchert er, wie er nur kann,
Und er wird, wo er herrſcht, ſich freilich ſtärker erweiſen,
Als er thut, wo er dient, aber ein Thor nur vergleicht.
Denkt nur an den Menſchen! Ihm gaben alle Geſchöpfe
Von dem Ihrigen ab, doch er erreicht auch nicht eins,

Oder hat er die Klaue des Löwen, den Fittig des Vogels?
  Selbſt das ſtumpfe Inſekt trotzt ihm mit ſeinem Inſtinct.
Dennoch iſt er ihr König, und jedes muß ſich ihm beugen,
  Aber ihm gleicht das Genie, das die Talente vereint.

Meiſter und Pfuſcher.

Nicht den Charakter bewundert, wenn echte Talente verſchmähen,
Um den erbärmlichen Preis flüchtigen Gauklererfolgs
Alle Geſetze der Kunſt mit Füßen zu treten und alle
Zu verhöhnen, verehrt ruhig die größ're Natur.
Pfuſchern ſetztet ihr oft ſchon deutſche Preiſe, wofür ihr
Meiſterſtücke bedangt; ſetzt ſie den Meiſtern einmal
Und bedingt euch Geſudel, ſie werden euch ſchwerlich genügen,
Denn ein harmoniſcher Geiſt hat im Gemeinen ſein Maß.
Einfach iſt das Geſetz, es ruht die Kraft nicht im Wurme,
Eh' ſie den Punkt erreicht, wo ſie ſich ſelber genügt,
Und es triebe kein Gott ſie weiter, wenn er auch wollte,
Meßt denn ehrlich den Weg und es ergiebt ſich der Grad.

Gewiſſensfrage.

Machte der Künſtler ein Bild und wüßte, es dauere ewig,
Aber ein einziger Zug, tief, wie kein and'rer, verſteckt,
Werde von keinem erkannt der jetz'gen und künftigen Menſchen,
Bis an's Ende der Zeit, glaubt ihr, er ließe ihn weg?

Idee und Geſtalt.

Blumen nur hätt' ich gemalt und Bäume und Kräuter, nichts weiter?
Lieber Tadler, nur ſo wird ja die Sonne gemalt!

Vers und Proſa.

Leichter wäre auf einmal der Vers, als die Proſa, geworden?
Schwerer iſt er, wofern ihr ihn vortrefflich verlangt,
Denn mit jeglichem Reiz der Proſa muß er ſich ſchmücken
Und mit dem höheren noch, den man an ihr nicht vermißt.
Wenn ihr ihm einen erlaßt, ſo wird's euch der Dichter nicht danken,
Denn ihr ebnet dadurch einzig dem Stümper die Bahn.
Aber, ſo ſeid ihr, ihr ſetzt, damit nur Jeder ein Künſtler
Heiße, ruhig die Kunſt unter ſich ſelbſt erſt herab,
Und da pfeifende Knaben das Nichts nun zu leiſten vermögen,
Das ihr fordert, ſo denkt ihr ſie euch ſelbſt als ein Nichts!

Die Deutſche Sprache.

Schön erſcheint ſie mir nicht, die deutſche Sprache, doch ſchön iſt
Auch die franzöſiſche nicht, nur die italiſche klingt.
Aber ich finde ſie reich, wie irgend eine der Völker,
Finde den köſtlichſten Schatz treffender Wörter gehäuft,
Finde unendliche Freiheit, ſie ſo und anders zu ſtellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er ſich leicht verwebt in fremde Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Ichs, dem er entſprang, nicht verliert.
Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Feſſelt den ſchaffenden Geiſt nicht durch ein ſtrenges Geſetz;
Ueberläßt ihn ſich ſelbſt, vergönnt ihm die frei'ſte Bewegung
Und bewahrt ſich dadurch ewig lebendigen Reiz.

Hütet euch nur, ihr Dichter, in dieſer edlen Verläugnung
Ihn zu kränken, zerbrecht nicht mit dem Joche das Maß,
Glaubt nicht zu gewinnen, wenn, kindiſch zerſtochen, die Dämme
Berſten und reißen; es führt wieder nach Babel zurück;
Oder wer ſetzte Barbaren im Ungebund'nen die Grenze?
Paßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel ſind der Sprachen auf Erden, ſchon dieſes ſollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;
Darf ſich aber darum ein Jeder die eigene bilden?
Beſſer wäre der Menſch ſtumm, wie die Fiſche im Meer!
Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weiſe ſogar, die ſie bedächtig gewählt;
Fand ein Goethe doch Raum in dieſen gemeſſenen Schranken,
Wären ſie plötzlich zu eng für die Heroen von heut'?

Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz ſich erneut:
Alt ſind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Roſen,
Friſch iſt der Duft und im Kranz thut ſich der Meiſter hervor!

Weltpoeſie.

Keine edlere Flamme, die Völker in Eins zu verſchmelzen,
Als die poetiſche, nur gehen wir Deutſche zu weit,
Wenn wir den Perſern die Tropen für unſ're Gedanken entlehnen,
Denn es wird nur verlangt, daß wir die Perſer verſteh'n.
Oder wäre die Zeit der letzten Verſöhnung gekommen,
Wenn man perſiſch bei uns dichtet, in Perſien deutſch?
Wenn wir die Stimme des Frühlings am Lech als Bulbul begrüßen,
Während ein neuer Hafis dort von der Nachtigall ſingt?

Die Regel.

Regel, wie gleichſt du der Kette, die Benjamin Franklin erfunden!
Freilich beſchützt ſie das Haus, doch ſie verſchluckt auch den Blitz.

Die Poeſie der Formen.

Was in den Formen ſchon liegt, das ſetze nicht dir auf die Rechnung:
Iſt das Klavier erſt gebaut, wecken auch Kinder den Ton.

Philoſophie und Kunſt.

Ein Syſtem verſchlingt das and're, doch neben dem Shakeſpeare,
Jung und friſch, wie der Mai, wandelt noch immer Homer.

Niederländiſche Schule.

Siehſt du den Meiſter? Er ſpuckt! Nun hat er, was ihn begeiſtert,
Wenn er den Auswurf copirt, thut er der Schule genug.
Greift dann gar der Beſchauer mit einem Pfui! zum Schnupftuch,
Weil er für wirklichen Schmutz dieſen artiſtiſchen hält:
O, dann feiert die Richtung den höchſten ihrer Triumphe,
Und der Künſtler verlangt, daß man, wie Zeuxis, ihn ehrt.

Vor einem Rembrand.

Wilde, rieſige Züge, hervor aus der Finſterniß brechend,
Als bekäme die Nacht plötzlich hier ſelbſt ein Geſicht.

Die Secundären.

Wäre die Kunſt nicht ſchon da, ihr würdet ſie nimmer erfinden,
Darum gelingt euch in ihr Großes und Ewiges nicht.

Auf Manchen.

Freilich thut es dir noth, zu ſchaffen, ich glaub' es, doch, leider!
Thut es der Welt nicht noth, daß ſie beſitzt, was du ſchaffſt.

Grundbedingung des Schönen.

Nur vom Ueberfluß lebt das Schöne, dieß merke dir, Dichter;
Haſt du nicht etwas zu viel, haſt du mit nichten genug.

Das Princip der Naturnachahmung.

Freunde, ihr wollt die Natur nachahmend erreichen? O Thorheit!
Kommt ihr nicht über ſie weg, bleibt ihr auch unter ihr ſteh'n.

Die alten Naturdichter und die neuen.

(Brockes, Geßner, Stifter u. ſ. w.)

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen ſo glücken?
Weil ihr die Menſchen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht ſeht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr ſchwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnenſyſtem, ſagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte ſo ſein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Goethe's Rechtfertigung.

Was ich ſelber vermag, das darf ich an Ander'n verachten,
Darum ſchelt' ich dich nicht, daß du geſchwiegen zu Kleiſt.

Schiller in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen.

Unter den Richtern der Form biſt du der Erſte, der Einz'ge,
Der das Geſetz, das er giebt, gleich ſchon im Geben erfüllt.

Tieck als Dramendichter.

Wäre es wirklich ſo ſchwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, ſo iſt es gethan!

Einem Urſprünglichen.

Jener Wilde erhob den Brief zum Ohre und lauſchte,
Ob er nicht ſpräche, er war kürzlich in Briefen verklagt,
Und er dachte ſich nun die Blätter mit Zungen verſehen;
Welch' ein poetiſcher Kopf nach dem modernſten Begriff!
Freund, erkenne dich ſelbſt in dieſem Wilden! Du gleichſt ihm,
Da du der Einſamkeit „Augen“ und „Haare“ verleihſt,

Ja, du mußt ihm noch weichen, denn deine erhitzte Phantaſtik
Iſt nur betrunkner Verſtand, er jedoch taumelt von ſelbſt;
Und du rechneſt nicht minder, nur ſchlechter, weil dir die Tafel
Mit den Ziffern zerbricht, eh' du die Summe noch zogſt!
Anzuſchauen iſt freilich in Kunſt und Leben das Höchſte,
Aber man ſchaut noch nicht an, weil man nicht denkt und nicht ſieht:
Jenſeits der Linie erſt begiebt ſich dies letzte der Wunder,
Dieſſeits ſucht es der Thor, dem es mit Beidem nicht glückt.
Wenn du's bezweifelſt, ſo kröne den Säugling als erſten Poeten,
Denn er ſprudelt wohl noch Aergeres aus, als du ſelbſt,
Aber man hat doch die Freude, die Sprache entſtehen zu ſehen,
Wenn er im Kampf um das Wort Nächſtes und Fernſtes verknüpft,
Während ein hohler Geſell uns zeigt durch ſeine Bombaſtik,
Daß ſie im leeren Gehirn völlig verglüht und verdampft.

Welche Verblendung! Du bringſt es, verſtrickt in die dürftigſten Bilder,
Wie ſie zu Tauſenden einſt jegliche Sprache verſchlang,
Nicht einmal zum Gedanken, du ſpielſt nur mit Hülſen und Schaalen,
Und du träumſt, die Natur nackt, wie die Götter, zu ſchau'n;
Du enträthſelſt nicht einmal die Hieroglyphen, du ſiehſt nur
Schlangen und Vögel, und glaubſt, dicht vor der Iſis zu ſteh'n!

Goethe's Biographie.

Anfangs iſt es ein Punkt, der leiſe zum Kreiſe ſich öffnet,
  Aber, wachſend, umfaßt dieſer am Ende die Welt.

Troſt.

Perlen haſt du geſä't, auf einmal beginnt es zu hageln,
  Und man erblickt ſie nicht mehr; hoff' auf die Sonne, ſie kommt!

Goethe's Belobungen.

Goethe hat ihn gelobt. Das heißt: er hat ihn geadelt,
Hat zum Baron ihn gemacht. Fürſten erlauben ſich viel.

Unſterbliche und Unbegrabene.

Trennt Unſterbliche nur von Unbegrabenen, Freunde,
Alle Unſterblichkeit hat nur ein einziges Maß!
Das iſt unſterblich, was lebt, was unverlöſchliche Funken
Sprüht, die noch zünden in uns, glaubt mir, das Andre iſt todt.
So iſt Homer unſterblich, und durch den Homer auch Achilles,
Aeſchylos, Sophocles ſo, Shakeſpeare, ja Goethe ſogar,

Aber Napoleon ſtirbt, wofern ihm ein ſpät'res Jahrhundert
Nicht den Dichter erweckt, der ihm das Leben verbürgt.
Knaben werden's belächeln, was Alexander beſiegelt
Als er am Ganges rief: weh mir, es lebt kein Homer!

Richtſchnur.

Künſtler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde!
Schleudert er Steine nach dir, mache du Statuen d'raus.

An den Dichter.

Dichter, ergreife die Stunde, ſobald ſie dir lächelt, ſie kehrt zwar
Immer wieder, jedoch nie mit dem nämlichen Gold.

An einen Schriftſteller.

Vogel möchteſt du ſein! Das muß ich dir leider beſtreiten,
Aber ein Tauſendfuß biſt du, ich räume es ein.

Monolog eines Modelljägers.

Welch' ein herrlicher Kopf! Und einer der vielen des Pöbels!
Macht ſie nicht heut das Modell, macht ſie es morgen gewiß.
Wenn ſie des Hutes bedarf, ihn gegen die Sonne zu ſchützen;
Welchem Rumpfe jedoch ſetzt man am beſten ihn auf?
Ei, durchmuſtern wir ſchnell die Ilias oder die Bibel,
Welcher Göttin beliebt? Welche der Heiligen paßt?

Juno? Da wär' erſt die Stirn zu renken, die römiſch und kurz iſt;
Venus? Du ſtehſt mir im Weg, griechiſches Menſch in Florenz!
Heidinnen, packt euch zum Teufel! Ich ſchenkt' ihn flugs der Madonna,
Doch die Sixtiniſche iſt leider bis jetzt nicht geköpft.
Vaſen werden zerbrochen und Trauerſpiele vergiftet,
Aber der Maler erharrt ſeinen Salvator umſonſt.
Sei der Seufzer verzieh'n! Und nun? Was quäl' ich mich länger!
Iſt nur der Kopf erſt gemalt, hängt ſich ein Leib wohl daran.

Einmal wieder vor Raphael's Madonna.

Thränen lockt mir dein Bild in's Auge, du himmliſcher Maler;
Aber iſt das dir auch recht? Weinende können nicht ſeh'n!

Leſſing und ſeine Nachfolger.

Leſſings Auge umfaßte zugleich die ſteigende Sonne
Und den ſchüchternſten Halm, den ihr beſcheidenſter Strahl
Weckte im Schooße der Erde, und ſind die Dichter der Deutſchen
Ausgeartet, ſo ſind's die, die ſie richten, noch mehr.

Schiller und Napoleon.

Schiller iſt ein Verdienſt des großen franzöſiſchen Kaiſers,
Welches der Donnerer ſich um die Germanen erwarb;
Hätte Napoleon nicht die Erde erſchüttert, ſo wären
Wallenſtein, Jungfrau und Tell in der Geburt ſchon erſtickt.

Auf einen Abſolutiſten des Verſes im Drama.

Alle Dramen in Verſen, und das in deutſchen, obgleich doch
Längſt vor dem ſtrengen Verdict Klärchen in Proſa gelang?
Freund, du lieferſt dem Mond, dem ewig wechſelnden, nächſtens
Sicher das paſſende Kleid, welches noch Keinem geglückt!

Auf einen viel gedruckten Lyricus.

Wunderlich iſt es, gewiß! Auch wird's die Geſchichte verzeichnen,
Daß man ſo oft dich gedruckt, aber beſcheide dich doch!
Kalk bleibt Kalk, er wird nicht darum von dem Geſunden
Mit gerechnet zum Mehl, weil ihn der Kranke verſchlingt.

Ophelia in der Literatur.

Wie die Verrückte im Hamlet die Blumen, vertheilt Ihr die Kränze
Unter die „Männer der Zeit", aber Ihr ſeid bei Verſtand.

Shakeſpeare.

Shakeſpeare war kein Britte, wie Jeſus Chriſtus kein Jude,
Denn, wie jegliches Land einen vertretenden Geiſt
In dem größten Poeten gefunden, den es erzeugte,
Fand ihn die Welt in ihm, darum erſchien er als Menſch.

Shakeſpeare's Quellen.

Shakeſpeare und ſeine Quellen! Warum nicht auch Newton und ſeine?
Sind die Fälle doch gleich, wenn man ſie richtig erwägt.
Was für den Dichter die Wälſchen mit ihren hohlen Geſchichten,
That für den Weiſen der Baum, welcher den Apfel verlor.

Arioſt.

Reizend, wie du, hat Keiner die Thorheit der Welt uns geſchildert;
Ward dein Gedicht dir belohnt, ward der Verſtand dir verſagt.
Ihn zu verlieren, iſt ſchlimm, ſo heißt es, ihn nicht zu bekommen,
Iſt das einzige Glück, welches die Götter verleih'n.

Platen.

Vieles haſt du gethan, man ſoll es mit Liebe dir danken,
Haſt der äußeren Form ſtreng, wie kein Zweiter, genügt,
Haſt die inn're erkannt und alle Reifen der Sprache,
Welche der Leichtſinn ſprengt, wieder zuſammen geſchweißt.
Eines fehlt dir jedoch, die ſanfte Wallung des Lebens,
Die in ein reizendes Spiel gaukelnder Willkür den Ernſt
Des Geſetzes verwandelt und das im tiefſten Gebund'ne
So weit löſ't, bis es ſcheint, daß es ſich ſelbſt nur gehorcht.
Dennoch verſchmilzt nur dieß die äußere Form mit der inner'n,
Und man erreicht es nur ſo, daß die Gebilde der Kunſt
Wirken, wie die der Natur, und daß, wie Blumen und Bäume,
Keiner ſich auch ein Gedicht anders noch denkt, als es iſt.

Der alte Gleim.

Arm nur war er und that doch mehr für Dichter und Künſtler,
Als von Kaiſer und Reich einſt mit einander geſchah.
Welkt ſein eigener Lorbeer, ſo flechtet ihm eilig aus fremdem,
Hat er doch fromm ihn gedüngt, einen unſterblichen Kranz!

Virtuoſenporträts.

Alſo dieß iſt der Mann, durch welchen mich Mozart entzückte!
Säh' ich die Geige doch auch, die ihm ſo wacker gedient!
Säh' ich das nützliche Schaaf, das dieſer die Saiten geliefert,
Und das geduldige Pferd, das ihm den Bogen bezog!

Der Erfolg.

Wie der Erfolg, ſo der Werth? Die Sibylliniſchen Bücher
Waren in Rom wohl geſucht, wie ein Pasquill auf Auguſt!

Allegorie und Symbol.

Wie zur Landſchaft die Karte, der todte Aufriß zum Bilde,
Steht die Allegorie zu dem beſeelten Symbol.

Die Deutſche Literatur.

Deutſche Literatur, du ſchnurrigſtes Stammbuch der Völker!
Jeder ſchreibt ſich hinein, wie es ihm eben gefällt.

Literatur-Epochen.

Lumpe giebt es beſtändig, doch ſcheiden ſich darnach die Zeiten,
Ob man ſie rühmt und beklatſcht, oder ſie nöthigt zur Schaam.

Ein Narr in Folio.

„Dichter ſollte ich ſein, doch will es leider die Zeit nicht;
Wäre ſie, was ſie nicht iſt, wäre ich, was ich nicht bin!“
Schwanger fühle ich mich, den Heiland könnt' ich gebären,
Aber die Stunde iſt ſchlecht und ich erſticke das Kind.
Schweig' mir, Vettel, denn hätte der Himmel dich wirklich geſegnet,
Brächteſt du's freudig zur Welt, fehlten auch Krippe und Stall.

Nach der Lectüre eines Deutſchen Dichter-Necrologs.

Unglückſeliges Volk, das deutſche, mit ſeinen Talenten,
Daß es an keinem beſitzt, aber an jedem verliert!

Das Idol der Urſprünglichen.

Bileam's Eſel, du Muſter naiv=urſprünglicher Dichter!
Während der Herr aus dir ſprach, ſahſt du nach Diſteln dich um.

Grundirrthum.

„Hätte der Rüſtige nicht ſo viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!“
Wäre die Wieſe nicht leider in Butterblumen zerfloſſen,
Eine Aloe wär' ſicher zuletzt ihr entſproßt!
Giebſt du das Eine nicht zu, ſo muß ich das And're beſtreiten,
Nie zerfließt ein Kryſtall, aber ein Tropfen zerrinnt.

Bilderpoeſie.

Setzt ihr aus Spiegeln den Spiegel zuſammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An ſich iſt ein Gedicht ja ein Bild!

Grenze der Kunſt.

Himmel und Erde geh'n dem Dichter zwar nicht in den Rahmen,
Aber wohl das Geſetz, das ſie beherrſcht und bewegt.

Wohl zu merken.

Lichter gießen, iſt Eins, und Lichter brauchen, ein Zweites!
Merk' es dir, emſiger Freund, der du die Fackel dir borgſt,
Und nun, Winkel nach Winkel mit ihrer Hülfe durchkriechend,
Jenem, der ſie dir lieh, keck an die Seite dich ſtellſt!
Der die Sonne erſchuf, wird ewig ein Anderer bleiben,
Als der fleißige Mann, der die Veduten uns malt.

Kriegsrecht.

Wir bekriegen einander, wir ſuchen einander zu tödten,
Aber wer ſagt denn vom Feind, daß er den Tod auch verdient?

Guter Rath.

Werde kein Dichter, mein Freund, woſern du ein Lump biſt, du kannſt dich
Höchſtens veredeln zum Schuft: reizt dich das würdige Ziel?

Hiſtoriſcher Rückblick.

Nach dem Xenien-Hagel der beiden deutſchen Heroen
Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch geſeh'n:
Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar,
Und der erbärmlichſte Wicht warf ſie mit Steinen und Koth.
Doch was bewies der Spektakel? Nichts weiter, als daß das Gelichter
Noch viel kläglicher war, als es die Beiden gemalt!

Der Dilettant.

Nimmer zum Kunſtwerk wirſt du's bringen, aber zur Einſicht
In das Weſen der Kunſt, wenn du dein Nichts erſt erkennſt.

Der Kritiker als Demiurg.

Jeder mögte doch ſchaffen, und da du nun einmal Gedichte
Nicht zu ſchaffen vermagſt, ſchaffſt du uns Dichter dafür.

Ein philoſophiſcher Analytiker der Kunſt

Fangt ihm den Adler, er wird ihn zerlegen, wie Keiner, doch leider
Sieht er den hölzernen oft für den lebendigen an.

Die Komödie.

Was die Komödie ſei? Die höchſte und reichſte der Formen!
Jede geringere wird ihr ja auf's Neue zum Stoff!

Die moderne Komödie.

Wollt ihr wiſſen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie ſie bei den Modernen verſchlingt!
Individuen ſind als ſolche ſchon komiſch, an ſich ſchon,
Wer ſie noch ſteigert, der bringt meiſtens auch Fratzen zur Welt.

Moderne Analyſe des Agamemnon.

Klytämneſtra erfand die Telegraphen und Atreus
Aß die Beefſteaks zuerſt: dieß iſt die Skizze des Stücks.

Dem Teufel ſein Recht im Drama.

Brecht ihr dem Teufel die Zähne erſt aus, was will's noch beweiſen,
Daß der Herr ihn beſiegt, welchem zu Ehren ihr's thut?
Wenn ihr dem Einzelcharakter ſein Nein im Drama verbietet:
Was beweiſ't noch das Ja eures entmarkten Gedichts?

Ton und Farbe.

Wo die Natur den Ton verleiht, da verſagt ſie die Farbe,
Wo ſie die Farbe gewährt, weigert ſie immer den Ton.
Denkt der Nachtigall und denkt des Flamingo, ſo ſeht ihr's;
Aber das gleiche Geſetz waltet im Reiche der Kunſt.

Die Situation des Dichters.

And're ſchaffen, damit ſie das Leben ſich ſichern; dem Dichter
Muß es geſichert ſein, eh' er zu ſchaffen vermag.

Dichterloos.

Laß dich tadeln für's Gute und laß dich loben für's Schlechte;
Fällt dir Eines zu ſchwer, ſchlage die Leier entzwei.

Troſt für deutſche Autoren.

Deutſche Autoren, man läßt euch freilich lebendig verhungern,
Aber tröſtet euch nur, denn man begräbt euch in Speck.

Kunſt und Afterkunſt.

(Bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels der Rachel.)

Mit der Mutter Natur, die leiſe vom Sommer zum Winter
Schreitet und wieder zurück, rechtet das ruſſiſche Bad.
Matt ſind Frühling und Herbſt, ſo ruft es, ich werde dir zeigen,
Daß auch ein einziger Schritt führt von der Hitze zum Froſt.
Jene erwiedert mit Lächeln: ich weiß es, doch frommt's nur dem Kranken,
Aber ich ſorge für die, welche geſund ſind, wie ich.

Auf die modernen Franzoſen und ihre deutſchen Genoſſen.

Eure Romane und Dramen ſind Nichts, als leere Charaden,
Kennt man das Wort, das ſie löſ't, wirft man ſie auch an die Wand.

An den Tragiker.

Packe den Menſchen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Geſetz, das ihn ſelbſt erhält, nach gewaltigem Kampfe,
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert;
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch ſtreiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entſchwebt.

Zur Beherzigung.

Schlechte Tragödien ſollten dem Billigen gelten, wie gute;
Held iſt der Dichter darin, aber ſein Schickſal der Stoff:
Mannhaft kämpft er mit dieſem, und lange hofft er, zu ſiegen,
Endlich erliegt er; wer hält Furcht wohl und Mitleid zurück?

Die Form.

Braune Augen und blaue, man ſieht mit beiden, warum denn
Sind die Farben nicht gleich? Ahne das Wunder der Form!

An die Realiſten.

Wahrheit wollt ihr; ich auch! Doch mir genügt es, die Thräne
Aufzufangen, indeß Boz ihr den Schnupfen geſellt.
Läugnen läßt es ſich nicht, er folgt ihr im Leben beſtändig,
Doch ein gebildeter Sinn ſchaudert vor ſolcher Natur.

Auf das Nibelungenlied.

Taubſtumm ſcheinſt du mir zwar, du redeſt öfter durch Zeichen
Oder Gebärden, als durch unſer geſchmeidiges Wort,
Ja, du bedienſt dich auch dann noch des ſchlichteſten, das du nur findeſt,
Aber ich nenne dich doch unſer unſterblichſtes Lied.

Kommen werden die Zeiten, wo Aſiens grimmige Horden
Uns auf's Neue den Kampf bieten am goldenen Horn,
Und wie die Väter geſiegt, ſo können die Enkel erliegen,
Denen der gläubige Muth fehlt, wie das rieſige Mark.
Dann ergießt ſich der Schwarm, geführt von Attila's Schatten,
Ueber den Stolz der Kultur ohne Erbarmen daher,
Bilder werden zerfetzt und Statuen werden zerbrochen,
Bücher in Bänden verbrannt oder von Pferden zerſtampft.
Selbſt die Sprachen zerſchellen und ſchmelzen am Ende zuſammen,
Aber, wenn Dieſes geſchieht, iſt auch die Brücke gebaut,
Die den erſten Mongolen verlockt, ſich hinüber zu wagen
In die verſchüttete Welt, welche noch ſtammelt für ihn.
Trifft er unter den Trümmern den „Fauſt" dann oder den „Taſſo",
Wirft er ſie lachend zurück in das durchſtöberte Grab,

Denn was hätt' ihm der Doktor im ſchwarzen Talare zu ſagen,
Oder der weiche Poet, welcher den Kränzen erliegt?
Aber die Helden Burgund's verſteht er, den grimmigen Hagen
Und das rächende Weib, wenn auch das liebende nicht,
Und ſo ſchlagen die Recken, die unſ're älteſten Schlachten
Durchgefochten, dereinſt auch noch die jüngſte für uns.

Einſprache gegen das Obige.

Aus M. zu Gunſten der B.

Faſelſt du? Dies Pasquill verleumdet die nobelſten Helden,
Wie's der rohſte Poet nie noch vermeſſner gewagt,
Aiſchylos nicht einmal, der doch der Prinzeſſin von Troja
Bilder vom „Stier und der Kuh" legt in den ſittigen Mund.
Nein, wir kennen ſie beſſer, die edlen Burgunden, und willſt du
Reine Geſchichte, ſo leih unſerm Tragöden das Ohr.
Wie er den Lindwurm gänzlich beſeitigt, weil Raff ihn nicht kannte
Und auch Cuvier nicht ſeine Gebeine entdeckt,
Alſo hat er zugleich die Recken des Eiſens entkleidet,
Und ſie zu Menſchen gemacht, wie wir ſie lieben bei uns.
Hagen wüthet nicht blind, er iſt ein beſonnener Hofmann,
Der den Rivalen erſticht, weil er die Gnade ihm ſtiehlt;

Siegfried ſelber iſt Nichts, doch büßt er das ſchwere Verbrechen,
Daß er ſich doppelt verlobt, was die Moral nicht erlaubt.
Kriemhild verbeſſert die Reden der Thekla und macht ſie proſodiſch,
Denn im Metriſchen war Schiller bekanntlich ein Kind;
Brunhild allein blieb wild und Gunther muß ringen und ſpringen,
Aber es wird uns erklärt: weil ſie die Mutter verlor!
Dennoch ſtört es ein wenig, und wenn der Dichter auch glücklich
Sich der Kappe des Zwergs, welche den Helfer verbarg,
Durch das natürliche Mittel der ſimplen Verkleidung entledigt:
Menſchlicher wär' es vielleicht, ſpielten die Beiden nur Schach!
Tilg' er denn unverweilt in ſouveräner Verachtung,
Wie das Uebrige, auch dieſen barbariſchen Reſt.

An das deutſche Volk.

Wackeres deutſches Volk! du haſt ſo noble Gelüſte!
Wär' nur dein Hals nicht ſo ſteif! könnteſt du dieſen nur dreh'n!
Hinter dir würdeſt du dann vielleicht das Meiſte ſchon finden,
Was du noch immer erſchrei'ſt, weil du's noch niemals bemerkt.
Kaiſer-Tragödien! ſuchſt du. Dein Uhland hat ſie gedichtet!
Willſt du im Bilde dich ſeh'n, herrlicher ſiehſt du dich nie!
Volks-Komödie! rufſt du. Da iſt das Lager von Schiller,
Bunt und national, voll von komiſcher Kraft!
Einmal erſcheinen die Götter und bringen die himmliſchen Gaben,
Täglich kommt der Jongleur, der dir die Pfennige ſtiehlt.
Jene lerne verehren und dieſen lerne verachten,
Wenn er den Pfiff auch verſteht, neu in der Maske zu ſein!

IV. Geſchichte.

Jetziger Standpunkt der Geſchichte.

Was die Geſchichte bis jetzt errang? Die ew'gen Ideen!
Sie zu verwirklichen, iſt nun denn ihr großes Geſchäft.

Politiſche Situation.

Oben brennt es im Dach und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus ſchlägt man ſich um den Beſitz.

Den Staatsmännern.

Kämpft mit jedem Gewitter, ihr habt die Waffen, nur nimmer
Mit der Elektricität, denn ſie iſt eins mit der Luft.

Unſere Zeit und die der Kreuzzüge.

Alle katholiſchen Mächte verbürgen dem Türken das Seine!
Aber das heilige Grab liegt im Gebiet der Türkei.

Friedrich der Große.

Friedrich ſuchte die Kunſt, nicht einzuſchlafen, vergebens;
And're haben die Kunſt, nicht zu erwachen, entdeckt.

Ein Erfahrungsſatz.

Leicht iſt ein Sumpf zu verhüten, doch iſt er einmal entſtanden,
So verhütet kein Gott Schlangen und Molche in ihm.

Verſchiedener Caſus.

Deutſche zogen nach Rom, warum nicht Ruſſen nach Deutſchland?
Jene waren ein Volk, tapfer und markig und friſch,
Und als ſolches vom Himmel zu Erben der Römer berufen,
Ja, ſie blieben's bis heut', dieſe ſind nur noch Geſchmeiß.
Und das ſchlechtere Volk ward nie noch der Henker des edlern,
Während der lauterſte Menſch oft durch den niedrigſten fällt.
Wenn der Ruſſe den Taſſo verbeſſert, der Deutſche die Knute,
Will ich zittern für uns, aber ich warte es ab!

Zu erwägen.

Haltet die Uhr nur an und denkt, nun werd' es nicht Abend;
Stand die Sonne ſchon ſtill, weil es ein Küſter gebot?

Der jüngſte Tag und die Welt.

Pauſen hatte die Schöpfung, dieß lehrte uns Moſes, und Pauſen
Hat auch das jüngſte Gericht, doch die verblendete Welt
Nützt ſie ſelten und nennt den Tag der zerſchmelzenden Sterne
Lieber ein Feuerwerk, welches erſtickte im Schnee.

Moderne Staatsbildungen.

Raubt dem Löwen die Klaue, dem Adler die mächtige Schwinge,
Aber dem Stiere das Haupt, glaubt ihr, es gebe ein Thier?
Nein, das wächſ't nicht zuſammen, das kann nur zuſammen verweſen,
Denn das belebende Herz hat noch kein Nagel erſetzt.

Nur weiter!

Vormund ſetzt ihr nach Vormund, wer ſollt' es nicht loben und preiſen?
Geht nur weiter, ihr ſeid noch nicht am Ziele der Bahn.
Setzt, wie jeglichem Dorf, ſo jeglichem Menſchen den ſeinen,
Dann wird wieder, wie einſt, Jeder ſein eigener ſein.

Tiberius' Antwort.

„Großer Cäſar, du haſt den Jeſus Chriſtus gekreuzigt,
Aber die Lehre, ſie lebt, ja, ſie verbreitet ſich ſtark!"
Bloße Schuld des Pilatus, denn hätt' er die Zwölf, die Apoſtel,
Mit ihm gekreuzigt, ſo wär' Alles auf ewig vorbei.

Die Freiheit der Preſſe.

Wäre der Preſſe Freiheit ein Gut nur der einzelnen Völker,
So verſchmerzt' ich's wohl noch, würde ſie einem verkürzt.
Aber ſie eignet der Welt, Gedanken, noch ſchädlich im Norden,
Nützen dem Süden vielleicht, während ſie jener erzeugt!

Der Ungar und ſeine Anſprüche an Deutſchland.

Eine Bürgerkrone! Ich rettete einen der Bürger!
Rief der römiſche Narr, als er der Tiber entſprang.
Einen Kranz, Europa! Ich habe den Türken beſtanden!
Ruft der Ungar, und doch lebt er nur, weil er es that!

Napoleon und Staps.

Wie vor Varus, den Römer, ſo trat im geknechteten Deuſchland
Vor Napoleon auch mahnend die Nemeſis hin.
Hätt' er den Jüngling verſtanden, der, ohne zu zittern, das Leben
Vor die Füße ihm warf, als er's ihm wieder geſchenkt:
Nimmer hätt' es der Völker bedurft, ihm die Lehre zu geben,
Daß der germaniſche Geiſt immer den ſittlichen rächt.

V. Ethiſches.

Unfehlbar.

Stelle dich, wie du auch willſt, nicht wirſt du die Feinde vermeiden,
Aber, wie Thetis den Sohn, kannſt du dich fei'n für den Streit:
Mache ſo ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Daß man die Götter verletzt, wenn man dich ſelber bekämpft!

Selbſtvernichtung in der Selbſterhaltung.

Du verläugneſt dich ſelbſt? Warum denn? Ich will mich behaupten,
Und man duldet mich nicht, zeig' ich mein wahres Geſicht!
Aber behaupteſt du dich, indem du dich heuchelnd vernichteſt?
Lebſt du noch ſelber? Es ſpukt dann ja ein Schatten für dich!

Auf einen Menſchenfeind.

Wie? Die Menſchheit willſt du, der Wichte wegen, verachten?
Biſt du denn ſelbſt auch ein Wicht? Oder nicht ſelbſt auch ein Menſch?

Der ſchlimmſte Egoiſt.

Egoiſten ſind Alle. Der ſchlimmſte aber iſt Jener,
Welcher nicht glaubt, es zu ſein, weil es am Maß
ihm gebricht.

Ethiſcher Imperativ.

Deine Tugenden halte für allgemeine des Menſchen,
Deine Fehler jedoch für dein beſonderes Theil!

Höchſtes Kriterium der Bildung.

Mancher iſt ehrlich genug, mit Ernſt und Eifer zu prüfen,
Was er iſt in dem Kreis, dem die Natur ihn beſtimmt;
Wenige haben den Muth, den Kreis zu prüfen und redlich
Zu ermitteln, wie viel dieſer im größeren gilt.

Pietät.

Etwas Mitleid den Künſtlern und Dichtern, welche das Höchſte
Nicht erreichen, es ſagt's ihnen kein Joſeph voraus,
Und ſie müſſen das Leben erſt opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geſchieht, darum verſchont ſie mit Spott.

Deviſe für Kunſt und Leben.

Haſt du begriffen, warum die Wanzen und Flöhe entſtehen,
Fluchſt du nicht mehr der Natur, daß ſie ſie ſchafft, wie dich ſelbſt,
Dann bekämpfe ſie einzeln und warte nicht, bis ſie dich ſtechen:
Duldung gebührt dem Geſchlecht, ſchärfſte Verfolgung dem Glied.

Geſetz und Pflicht.

Das Geſetz erfüllſt du und glaubſt ſchon der Pflicht zu genügen?
Was der Galgen beherrſcht, wär' das Gebiet der Moral?
Freund, der himmliſche Richter wird nimmer ſchon darum dich krönen,
Weil dich der ird'ſche nicht hing! Alſo erweit're den Kreis!

Das Geſetz.

Was ich will vom Geſetz? Es ſoll das Höchſte verlangen,
Was der Beſte vermag, wenn er die Kraft nur gebraucht.
So beſchützt es die Welt vor'm Böſen und ſteht auch dem Guten
Gegen ſich ſelber bei, wenn ihn die Stunde verſucht.

Lüge und Wahrheit.

Was du theurer bezahlſt, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene koſtet dein Ich, dieſe doch höchſtens dein Glück!

VI. Perſönliches.

Auch einmal dem Wicht eine Antwort.

Ein erbärmlicher Wicht, der meinen Angelo geſtern
Hoch bis zum Himmel erhob, heute mit Füßen ihn tritt,
Tadelt mich, daß ich nicht ſchläfrig im Zimmer ſitze und brüte,
Sondern die freie Natur ſuche, wie Kinder die Bruſt.
Freund, das find' ich doch graß! Die Schuld zwar kann ich nicht läugnen:
Ja, ich ſchweife herum, ganz, wie der alte Homer,
Mein iſt das erſte der Veilchen und mein die letzte der Aſtern,
Regen ſogar und Sturm halten mich ſelten zu Haus!
Aber, wo hörteſt du denn, daß Mauern und Wände den Dichtern
Je als Muſen gedient, oder der Druckergeſell?

Niemals ſaßen ſie noch gebückt vor hungrigen Bogen,
Aufgekrempelt den Arm, wie es dem Weber gebührt!
Nein, ſie lauſchten den Wellen, ſie horchten dem Brauſen des Windes,
Und ein Lilienblatt reichte als Täfelchen aus.

Mein Lorbeer.

Glaubt ihr, es iſt mir verhaßt, wenn alle Winde ihn zauſen?
Nein, mir gebührt nur das Blatt, was ſie ihm laſſen, mit Recht.

Selbſtkritik meiner Dramen.

Zu moraliſch ſind ſie! Für ihre ſittliche Strenge
Steh'n wir dem Paradies leider ſchon lange zu fern
Und dem jüngſten Gericht mit ſeinen verzehrenden Flammen
Noch nicht nahe genug. Reuig bekenn' ich euch dieß.

Ablehnung.

Nur mein Beſtes verlangſt du? Das pflückt man vom Baum zwar als Apfel,
Aber man ſchlägt es vom Rumpf nimmer herunter als Kopf.

Prophezeiung.

„Deine Freunde ſind jung, es wird dir mit ihnen ergehen,
Wie mit den Früchten dem Baum: reifen ſie, fallen ſie ab!“

Dem Propheten zur Antwort.

Weißt du, wie ich mich ſchütze? Ich habe ſelber vom Himmel
Reichlich empfangen und ganz ohne mein eig'nes Verdienſt,
Darum gebe ich nie in meinem Namen, ich gebe
Immer im Namen des Herrn, wie es dem Menſchen gebührt,
Aber, wer ſelbſt nur giebt, um Gott die Schuld zu bezahlen,
Fragt nicht, ob man ihm dankt oder ihn ſchmählich betrügt!

Letzter Wunſch.

Mancherlei Wünſche hatt' ich und mancherlei hab' ich für's Leben,
Einen einzigen nur ſpar' ich mir auf für den Tod:
Daß ſich in Flammen mein Geiſt entbinden möge, noch glühend
Von dem letzten Gedicht, daß ſich in Flammen mein Leib
Wandeln dürfe in Aſche, bevor noch völlig das Antlitz
Sich zur Larve verſtellt, das der Geliebten gefiel!
Jenes geb' ich den Göttern anheim und Dieſes den Freunden,
Die es wiſſen, wie ſehr ſtets vor Gewürm ich gebebt;
Mögen ſie ſtill mir den Holzſtoß errichten und raſch ihn entzünden,
Ein gefälliger Wind bläſet wohl freundlich hinein!

Meine neuen Gedichte.

Blumen will ich nicht mehr! So rief ich und hätte die Keime
Mit dem erquetſchenden Stein gerne für immer erſtickt.
Aber ſie ſpannen die Wurzeln gelaſſen weiter und ſchlingen
Um ihn ſelbſt nun als Kranz farbig und friſch ſich herum.

Zu hoher Preis.

Ob ich den Wirkungskreis mir wünſche? Könnt ihr noch fragen,
Wenn es im Spott nicht geſchieht? Stellt nur den Preis nicht zu hoch.
Eh' ich das Leben mit dem erkaufe, was ihm den Werth giebt,
Laß ich's fahren, und das wird ja faſt immer verlangt!

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd euch
Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern!

Conditio sine qua non.

Götter, ich ford're nicht viel! Ich will die Muſchel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn ſie der Ocean rollt.

Zwölf Jahre ſpäter.

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erſchrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt ſie nur ſchirmend empor!

VII. Buntes.

Das Urtheil der Freunde.

Unparteiiſch iſt ein Freund wohl nie noch geweſen,
Aber ungerecht wird er nicht ſelten aus Furcht.

Den Verſtand in Ehren.

Selbſt die Muſik beruht zuletzt auf Zahl und Verhältniß,
Und du ſchiltſt den Verſtand, wenn er im Drama ſich zeigt?
Jegliche Frage geſtatt' ihm, doch keine einzige Antwort,
Und du erkälteſt dein Bild nimmer, du läuterſt es nur,
Denn die Phantaſie wird wieder und wieder ſich regen,
Wenn er die ſchlummernde weckt, bis ſie ihm völlig genügt.

Napoleon.

Nennt doch den Korſen nicht groß! Er wußte die Menſchen zu brauchen,
Wies Jedwedem den Platz, welcher ihm eignete, an,
Knüpfte, was rings geſchah, mit klugem Geiſte zuſammen,
Nutzte es liſtig und hieb endlich darein mit dem Schwert.
Freilich, was rühmt man den Shakeſpeare! Er reihte Buchſtab' an Buchſtab',
Setzte am richtigen Ort Komma und Kolon und Punkt,
Miſchte das Alphabet, wie And're, nur etwas geſchickter,
Bis ein Macbeth, ein Lear oder ein Hamlet entſtand.

Die Nemeſis.

Vieles hat die Natur in Römern, wie Cato, gelitten,
Doch ſie rächte ſich ſchwer, als ſie die Kaiſer erſchuf.

Alchimiſt und Pabſt.

Endlich hat er's entdeckt, das rings erſehnte Geheimniß,
Gold zu machen, dem Pabſt bringt er das krauſe Recept.
Doch der bedächtige Greis löſ't lächelnd den Säckel vom Gürtel,
Leert ihn und reicht ihn und ſpricht: nimm dir denn, was dir noch fehlt!

Dareios.

Daß Dareios das Meer von ſeinen ſclaviſchen Horden
Peitſchen laſſen, erfährt jeder Pennal und belacht's,
Daß er den blühendſten Baum mit einer goldenen Kette
Schmückte, entzückt, wie ein Kind, weiß die Geſchichte allein.

Groß und klein.

Iffland kam nach Berlin, und über alle Erwartung
Fand er die Bühne, ihm ſchien ſelbſt der Souffleur ein Genie,
Nur ein Einziger blieb, ſo ſagte er, völlig darunter,
Aber der Eine war Fleck! Alſo erzählte mir Tieck.

Der Genius.

Nimmer in tauſend Köpfen, der Genius wohnt nur in Einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.
Nicht durch Stimmenmehrheit ſind Himmel und Erde entſtanden,
Nie auch ein großes Gedicht oder ein ewiges Bild.

Neander und das neue Teſtament; Cap: Auferſtehung.

Daß ſich die Arme in Flügel verwandelten, mußt du mir glauben;
Ob auch die Füße in Klau'n, magſt du bezweifeln, o Chriſt!

Verſchiedene Conſequenzen.

Tugend, du biſt nur ein Name! ſpricht Brutus und tödtet ſich ſelber
Cajus merkt ſich's, bricht ein, raubt und betrinkt ſich für's Geld.

Das Feuer.

Freilich iſt es gefräſſig, das Feuer, doch ſollſt du's nicht ſchelten,
Denn es iſt übel geſtellt: tödtet's nicht ſelber, ſo ſtirbt's!

Frommer Spruch.

Wie von den einzelnen Mühen und Laſten des Lebens im Schlummer,
Ruht man vom Leben ſelbſt endlich im Tode ſich aus.

Ein Eid und ſeine Auslegung.

Glaubſt du, weil er dir's ſchwur, er werde dich nun nicht betrügen?
Nein, er gelobte dir nur, Gott zu betrügen, wie dich.

Fatale Conſequenz.

Freunde haſt du ſo viele, wie Tage im Jahre, doch leider
Schließt der Plural hier meiſtens den Singular aus.

Der Practiker ſpricht.

Willſt du menſchlich mit Menſchen in Städten der Menſchen verkehren,
Stelle die Uhr nach dem Thurm, nicht nach der Sonne, mein Freund!

Das Gelübde.

Niemals Wein zu trinken, als aus kryſtall'nem Pocale,
Nie zu küſſen ein Weib, das dir nicht göttlich erſcheint:
Dieß beſchwöre mir, Jüngling, ſo will ich das Kirchengelübde
Gern dir erlaſſen, du bleibſt dennoch ein Menſch, wie du ſollſt.

Das Vaterunſer.

Wollt ihr beten, ſo betet, wie Jeſus die Jünger es lehrte!
Manches Gebet zwar giebt's, welches zur Läuterung führt:
Dieſes ſetzt ſie voraus: will's Einer, ohne zu heucheln,
Beten, ſo muß er ſich erſt völlig vollenden als Menſch.

Ein Garten.

Eiſerne Gitter und Thore und blühende Roſen dahinter;
Arme Blumen, wofür ſeid ihr gefangen geſetzt?

Ein Napoleoniſcher Senator im Pantheon.

Nachwelt, kröne den Heros! Der Kaiſer hat es geboten!
Unvergänglichen Ruhm ſichert dem Mann ein Decret.

Eine römiſche Courtiſane und die Polizei.

Näna, ich finde dich tragiſch geſtellt in der heiligen Roma:
Alle ſollen dich ſeh'n, die nur, die Alles ſeh'n, nicht.

Auf eine Belladonna.

Belladonna, du ſtehſt hier mitten zwiſchen den Dornen,
Darum zertret' ich dich nicht, grüne und blühe nur fort!
Jene halten ja Wache und wehren dem lüſternen Kinde,
Wie es die Dolde auch lockt, wie es die Beere auch reizt.

Eine Antwort ſonder Gleichen.

Finden Sie ſelber ſie gut? So frug ich in Hamburg den Jüngling,
Der mir den ſchwellenden Band ſeiner Gedichte gebracht.
Freilich! verſetzt' er mit Ruhe, denn fänd' ich ſie anders, ſo hätt' ich
Sie ja beſſer gemacht! Iſt es nicht einzig, dies Wort?

Das römiſche Pantheon.

Endlich am Ziele der Bahn, jedoch in gemeſſenen Schranken,
Ruht die erhabenſte Kunſt hier in ſich ſelber ſich aus;
Schaudernd blickt ſie zurück und ſchwindelnd vorwärts, ſie zweifelt,
Ob ihr das Gleiche gelingt, wenn ſie ſich weiter getraut.

An einen Winzer bei Pompeji.

Laß ſie ſitzen, die Traube, ſie iſt noch herbe, dir reiften
Tauſend and're, nur ſie wünſcht ſich des Feuers noch mehr.
Dir verdirbt ſie den Wein, den herbſtlichen Wand'rer erquickt ſie,
Und er ſegnet die Hand, die ſie zu brechen vergaß.

Traum und Poeſie.

Träume und Dichtergebilde ſind eng mit einander verſchwiſtert,
Beide löſen ſich ab oder ergänzen ſich ſtill,
Aber ſie wurzeln nicht bloß im tiefſten Bedürfniß der Seele,
Nein, ſie wurzeln zugleich in dem unendlichen All.
In die wirkliche Welt ſind viele mögliche andre
Eingeſponnen, der Schlaf wickelt ſie wieder heraus,
Sei es der dunkle der Nacht, der alle Menſchen bewältigt,
Sei es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt,
Und ſo treten auch ſie, damit das All ſich erſchöpfe,
Durch den menſchlichen Geiſt in ein verflatterndes Sein.

Marktruf.

Tummelt euch, Freunde, und bringt euch im Leben zur Geltung! dem Todten
Reicht zwar das Volk noch den Kranz, aber der Fürſt nicht den Stern.

Ausrede.

Ein ſich verbeugender Schranze behauptet, gemäßigt zu ſtoßen;
Darnach wäre ſein Kuß auch ein verhaltener Biß.

Cäſar und ſein Schneider.

Cäſar wurde ermordet, da ſchrie ſein Schneider nach Waffen
Wer iſt noch ſicher in Rom, rief er, wenn der es nicht war!

Unter mein Bild von Rahl.

Bild, jetzt bin ich zwar mehr, wie du, doch magſt du dich tröſten,
Denn in der kürzeſten Friſt wirſt du ſchon mehr ſein, wie ich.

Die Höhle.

Welche Fackel dahinten? So rief ich, die Höhle betretend.
Gottes Sonne jedoch war es, ſie ſtrahlte hindurch.

Der Ehemann.

Daß ſie durch Linien ſpricht, die Natur, das muß ich euch glauben;
Daß ſie durch Linien täuſcht, hab' ich aus ſicherſter Hand.

Ahnenſtolz der Völker.

Thörichter Stolz auf Ahnen! Du biſt mir verhaßt an Geſchlechtern,
Aber an Völkern noch mehr. Drückend empfand ich's in Rom.

Chriſtine auf dem Ball.

Knoſpen trugſt du im Haar und führteſt den Reigen, doch leiſe
Gingen ſie auf und nun hauchen dir Blüten den Duft.

Doppelte Eiferſucht.

Edelherzige Frauen und eigennützig-gemeine
Quälen mit Eiferſucht auch den vortrefflichſten Mann,
Aber die Einen mit der, die ihnen im eigenen Buſen
Lodert, die Andern mit der, die ſie entzünden in ihm.

An einen Jüngling.

Großmuth mögteſt du üben, du mögteſt verſchwenden, doch leider
Hat dir, klagſt du, das Glück neidiſch die Mittel verſagt.
Wirb um Kenntniß und Weisheit, ſo kannſt du Alle, die darben,
Reicher machen und wirſt ſelber nicht ärmer dadurch.

Vergeblicher Wunſch.

Eines find' ich abſcheulich: daß ſich das Leben nicht ſteigert,
Daß dem höchſten Moment meiſt ein geringerer folgt!
Einige ſterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändeſt
Keine ſchönere Glut, uns zu verjüngen, Natur.

Originalität.

Wären die Menſchen im Innern, wie in den Geſichtern, verſchieden:
In das reizendſte Spiel löſ'te das Leben ſich auf.
Aber, da malt ſich die Welt auf gleiche Weiſe in Allen,
Und der Wahnſinn kaum macht ſie noch originell.

Der deutſche Mime.

Freilich hat der Mime in Deutſchland ſelten Gedächtniß,
Aber er braucht es ja nicht: hat doch ſein Publikum keins!

Schauſpielerkritik.

Spielen nur hieß' es, wenn Menſchen die Schatten der Dichter beſeelen?
Leben heißt es, nur ſchnell! Richter, erwägt's, wenn ihr ſprecht.

Die Veilchen.

Veilchen hab' ich gepflückt, nun will ich zum Strauße ſie reihen,
Da entfallen ſie mir und es zerſtreut ſie der Wind.
Leichter pflücke ich neue und friſche, als daß ich ſie ſammle,
Denn die Wieſe iſt reich, aber ich ſammle ſie doch.

Im Großen wie im Kleinen.

Trittſt du in ein Gemach, worin die beſcheid'ne Reſeda
Freundlich gepflegt wird, wie ſüß ſtrömt dir entgegen der Duft!
Wenn du aber darin ein Paar Minuten verweilteſt,
Spürſt du ihn nicht mehr: warum geht's uns doch ſo mit der Welt?

Ich und der Blinde.

Einem Blinden wollt' ich die Gabe reichen, doch ließ ich's,
Denn es brauſ'te der Sturm gar zu gewaltig daher;
Vorwärts eilt' ich, da jagte mir dieſer ein Stäubchen in's Auge,
So an die Blindheit gemahnt, kehrt' ich zurück nun und gab.

Die Sonne und mein Kind.

Ewige Sonne, empfingſt du je ein reineres Opfer?
Ich, der Wandelnde, ſah dir, der Verſinkenden, nach,
Auf dem Arme mein Kind; ich nickte dir grüßend, doch dieſes
Hauchte den brünſtigſten Kuß in die vergoldete Luft.

Text und Commentar.

Nicht verbinde das Maul dem Ochſen, wenn er dir driſchet!
Alſo ſagte der Herr, da er auf Sinai ſtand.
Aber, mißbraucht er die Freiheit, erfrecht er ſich, Aehren zu freſſen,
Gieb ihm einen darauf! Alſo erläutert's der Menſch.

Im Frühling.

Welch' ein reizendes Bild! Der Baum, von ferne geſehen,
Zeigt uns nicht Zweige und Laub, zeigt uns die Blüten allein,
Die, zur Wolke geballt, ihn krönen, da ſcheint denn ſein Wipfel
Uns ein magiſcher Kreis, leicht in den Aether gehaucht.

Warnung.

Reizt den Dichter nicht! Er kann ſich fürchterlich rächen,
Und es entzieht ihm den Feind Keiner, nicht einmal der Tod!
Denn ſo wie ſein Kuß dem Freund unſterbliche Ehre
Sichert, ſo ſichert ſein Tritt dieſem unſterbliche Schmach.
Denkt an Gözze! Er ſtach nach Leſſing und wollte ihn tödten,
Leſſing rächt ſich, er läßt ewig ihn leben, den Wicht!
Ja, und hätte er ſelbſt den leuchtenden Kerker des Nathan,
Der ihm den Pfaffen verwahrt, ſpäter, gerührt und verſöhnt,
Oeffnen wollen, er hätte den Schlüſſel nimmer gefunden,
Denn wir ſperren nur ein, aber wir laſſen nicht aus!

Das Urgeheimniß.

Wie der Schmerz entſteht? Nicht anders, mein Freund, als das Leben:
Thut der Finger dir weh, ſchied er vom Leibe ſich ab,
Und die Säfte beginnen, im Gliede geſondert zu kreiſen;
Aber ſo iſt auch der Menſch, fürcht' ich, ein Schmerz nur in Gott.

Shakeſpear's Teſtament.

Titus Andronikus war ſein Anfang und Timon ſein Ende,
Und ein dunkleres Wort ſpricht die Geſchichte nicht aus.
In der Mitte zwar prangt die ſchönſte der Welten, doch ringelt
Sich die Schlange der Nacht um ſie herum, als ihr Band.

Raupe und Schmetterling.

Wie, die Raupe vertilgſt du — ſo fragt' ich zornig den Gärtner —
Welche den Schmetterling zeugt? Doch er verſetzte darauf:
Dieſer flöge davon, er würde bei mir nicht verweilen,
Jene aber entlaubt mir den Ernährer, den Baum!

Die Nachtigall.

Eine Nachtigall ſchlug. Sie ſchlug entzückend und rührte
Jedes empfängliche Herz, aber ſie riß ſich zu ſchnell
Mit zu ängſtlichem Schnabel ihr Blatt herunter vom Lorbeer:
Hält ſie's im Wind auch feſt, iſt ſie dafür doch verſtummt!

Die Krankheit.

Krankheit, dich auch preiſ' ich. Zur reinen Freude am Daſein,
Welche nicht wünſcht, noch bedarf, biſt du der einzige Weg.

Das griechiſche Feuer.

Wie? das griechiſche Feuer, das fortbrennt mitten im Waſſer,
Wäre erloſchen? Es ſprüht, denk' ich, aus jeglichem Blick.

Auf einen Bettler.

Bettler, dich rufe ich um und gebe dir doppelt, du haſt mir,
Eh' du das Geld noch beſeh'n, das du empfingſt, ſchon gedankt.

Meine Sängerin.

Manche Sängerin hört' ich, doch hat mir nur Eine von Allen,
Wann ſie mein Ohr auch vernahm, immer das Herz noch gerührt:
An der Wiege die Mutter, durch ſchlichte Weiſen den Liebling
Einzuſingen bemüht in den erquickenden Schlaf.

Als ich einen todten Vogel ſand.

Vöglein, todtes, du darfſt nicht hier am Wege verweſen!
Immer das reizendſte Bild haſt du dem Wand'rer geweckt,
Wenn er dich hörte und ſah, und ſollteſt die Schrecken der Schrecken
Jetzt ihm enthüllen? O nein! Eilig begrabe ich dich!

Adam und der Fruchtkern.

Adam hatte die Frucht mit großem Behagen genoſſen,
Doch an dem ſteinernen Kern biß er die Zähne ſich aus.
Grimmig warf er ihn von ſich und ſtampfte in wüthendem Schmerze
Mit dem erhobenen Fuß tief in die Erde ihn ein.
Aber nun trieb der Kern den Schößling, er ſah es verwundert,
Und ſo hatt' ihn der Zorn Bäume zu pflanzen gelehrt.

Ausgleichung.

Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
Sprach er: Was koſtet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz!

Der verborgene Kaiſer.

Ihre Könige kennen die Völker der Erde: ſie rollen
Stolz in Caroſſen daher, Trommeln und Fahnen voran;
Aber ſie haben zugleich auch einen verborgenen Kaiſer,
Welcher am Brunnen vielleicht ſelber das Waſſer ſich ſchöpft,
Und, ſei dieſer ein Künſtler, ein Denker oder ein Weiſer,
Eh' das Jahrhundert vergeht, trägt er die Krone allein.

Chriſtus und ſeine Apoſtel.

Zwölf Apoſtel und doch nur ein einziger Judas darunter?
Würde der Göttliche heut, zählte er mindeſtens elf!

Ideal und Leben.

Iſt der göttliche Lenz mit ſeinen Farben und Düften
Nicht ein Gut für ſich ſelbſt, wird er es nur durch den Herbſt?

Du biſt allein.

Ohne Gefolge betrittſt du die Welt und ohne Geleite
Gehſt du wieder hinaus: ſei denn getröſtet, o Menſch,
Wenn dich im Herbſt die Freunde, wie Spatzen und Schwalben verlaſſen,
Denn in der bitterſten Noth war noch ein Jeder allein.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Menſch, wenn das, worum du am Morgen
Kämpfteſt auf Leben und Tod, dich nicht am Abend erdrückt.

VIII. Gereimte.

Parabel.

Jüngſt traf ich einen alten Mann
Und hub ihm vorzuſingen an,
Doch an den Mienen des Geſichts
Bemerkt' ich bald, er höre Nichts.
Da dachte ich: der Greis iſt taub,
D'rum wird dein Lied des Windes Raub,
So thu' ihm denn, nicht durch den Mund,
Durch Zeichen, Dieß und Jenes kund.
Ich that's, doch ward mir leider klar,
Daß er auch ſchon erblindet war,
Denn wie der Froſch aus ſeinem Sumpf
Hervor glotzt, ſah er dumpf und ſtumpf,
Und ungeſtört in ſeiner Ruh',
Der Sprache meiner Finger zu.
Ich rief: mit dem ſteht's ſchlimm genug,
Doch mögt' ich ihm den letzten Zug
Noch gönnen aus dem Lebensquell!
Da reicht' ich ihm die Roſe ſchnell,

Die ich für meine Braut gepflückt,
Allein auch das iſt ſchlecht geglückt,
Ihm ſchien der Duft nicht mehr zu ſein,
Wie einem Gartengott von Stein.
Nunmehr verlor ich die Geduld,
Ich dacht' an meines Mädchens Huld,
Die mir ſo ſchmählich jetzt entging,
Da ſie die Roſe nicht empfing,
Und jagte ihm im erſten Zorn
In's dicke Fell den ſcharfen Dorn;
Doch bracht' auch dieß ihm wenig Noth,
Er zuckte nicht, er — war wohl todt!

Die tragiſche Kunſt.

Wohl ſoll die Kunſt euch ſtets erfreu'n
Selbſt durch das blut'ge Trauerſpiel,
Nur müßt ihr nicht das Mittel ſcheu'n,
Durch das ſie's hier erreicht, dies Ziel.
Die Sonne lacht euch ohne ſie,
Euch ohne ſie das Morgenroth,
Allein der Schmerz erquickt euch nie,
Und nie der Tod, der bitt're Tod.
Sie nöthigt Beide, es zu thun,
Sie führt ſie nah' genug heran,
Daß keine Kraft in euch mehr ruh'n,
Daß jede ſich nur ſteigern kann;
Sie hält ſie dennoch fern genug,
Daß euch ihr Stachel nicht verletzt,
Und daß nur, wer ſchon ſelbſt dem Fluch
Verfallen iſt, ſich noch entſetzt.
Verkehrt ſie denn mit Tod und Schmerz,
So thut ſie's, ſtiller Hoffnung voll,
Daß eben dadurch euer Herz,
Wie nie, von Leben ſchwellen ſoll,

Und daß ein einziger Genuß,
Wie keine Luſt ihn euch gewährt,
Euch Seel' und Sinn erfriſchen muß,
Wenn ſie das Grauen ſelbſt verklärt.

Die poetiſche Licenz.

Es tanzt ein Mann auf einem Seil,
Mit der Licenz, den Hals zu brechen,
Doch der Poet an ſeinem Theil
Muß mir nicht von Licenzen ſprechen;
Je ſchwerer, was er vor ſich ſieht,
Je leichter muß er es vollbringen,
Ein ſchlechter Reim paſſirt im Lied,
Doch das Sonett muß rein erklingen:
Es könnt' ihn ja ein Schüler dort
Vermeiden, warum mit ihm rechten?
Allein den Meiſter braucht's, das Wort
Vierfach und dreifach zu verflechten.
Nicht, das ihm dies und das gelang,
Wird der Gebildete ihm danken,
Nur, daß ſein Geiſt zur Höhe drang,
Wo man nicht kämpft, nur ſpielt mit Schranken;
Nur, daß er ihm die ganze Kunſt,
Und wär's im kleinſten Bilde, zeigte,
Der Muſen wunderbare Gunſt,
Der auch das Sprödeſte ſich neigte.

D'rum geb' ich denn mit Goethe nicht
  Für den Gedanken alle Reime,
Ich ford're Beides vom Gedicht,
  Denn Beides wächſ't aus Einem Keime.

Ein Reiſeabenteuer in Deutſchland.

Es flog in X. mein Hut mir ab,
  Natürlich über die Grenze,
Und als ich, ihn wieder zu holen, lief,
  Da gab's vertrackte Tänze.

Ich durfte den deutſchen Nachbarſtaat
  Nicht ohne Paß betreten,
Und da ich bloß ſpazieren ging,
  So hatt' ich mir keinen erbeten.

Das that ich nun, auch wurde ich
  In Gnaden damit verſehen,
Doch war's um meinen armen Hut
  Trotz alledem geſchehen.

Der war ſchon längſt im dritten Staat
  Und blieb auch dort nicht liegen,
Ihn ließ der ſchadenfrohe Wind
  Ein Dutzend noch durchfliegen.

Was half mir nun der gute Paß,
Den ich in X. genommen?
Zehn neue braucht' ich in Einem Tag,
Da war nicht nachzukommen.

Ich kaufte mir einen ander'n Hut,
Der Meiſter aber erwählte
Den Wiener Congreß zum Schutzpatron,
Als ich mein Schickſal erzählte.

Das Geheimniß der Rebe.

Das Knäblein ſtiehlt ſich lüſtern eine Traube,
Obgleich es ihm der Vater ſtreng verbot,
Und naſcht an ihr, ſich duckend hinter'm Laube,
Und ahnt nicht, daß ihm ſchon die Rache droht.

Der Vater aber kommt ihm nachgeſchritten
Und faßt die Rebe, die die Frucht gereift,
Und hat ſie, eh' man's denkt, vom Stock geſchnitten
Und ſchwingt ſie in den Lüften, daß es pfeift.

Dann winkt er ſtumm dem kleinen Miſſethäter
Und züchtigt ihn, und dieſer ſieht erſchreckt,
Daß nebſt der Traube, die zum Uebertreter
Ihn machte, auch die Gerte in ihr ſteckt.

Auf Götz von Berlichingen.

(In das Berlichingen Album.)

Du haſt im Leben jede Zier,
Die Helden ehrt, errungen,
Doch iſt der Thaten höchſte dir
Im Tode erſt gelungen.
Du haſt den größten Dichtergeiſt
Des deutſchen Volks entzündet,
Und wo man Goethe's Namen preiſt,
Wird deiner auch verkündet.

Auf eine Sängerin.

Die Lerche, die den Lenz begrüßt,
Die holde Nachtigall,
Die ſeinen Abſchied uns verſüßt
Durch ihrer Stimme Schall;

Die Beiden ſcheinen Schweſtern gleich,
Die raſch und unverweilt
Schon bei der Schöpfung ſich in's Reich
Der Harmonie getheilt.

Doch fühl' ich, ſeit ich dich vernahm,
Daß noch ein Vogel fehlt,
Der einſt ſich zwiſchen Luſt und Gram
Den Echo-Sitz erwählt.

Sprüche.

1.

Der Menſch ſoll treten in die Welt,
Als wäre ſie ſein Haus;
Man geht nicht in die Schlacht als Held,
Man kommt als Held heraus.

2.

„Warum ficht mich ſo manches Uebel an?“
Weil Gott dich vor dir ſelbſt nicht ſchützen kann!

3.

Die Mutter an die Tochter.

Fehlt dir auch nur ein Laub an deinem Myrthenkranz,
So iſt dein Zauber hin, du bindeſt Keinen ganz.

4.

Hüben und Drüben.

Wer langes Leben wünſcht im irdiſchen Gewimmel,
Der weiß nicht, was er thut: er kürzt ſich ja den Himmel.

An —

Ich ſeh' dein Haupt mit Lorbeer'n reich bekränzt,
Doch auch vom Schnee des Alters weiß umglänzt.
O, kaufteſt du, der Welt, wie dir, zum Glück,
Jetzt für den Kranz die Locken dir zurück!
Du wurdeſt durch den Ruhm, der dich verklärt,
Des Lebens, das er koſtet, doppelt werth:
Warum verſagt dir die Natur den Preis?
Welch' einen Jüngling gäbe ſolch' ein Greis!

Epigramme

aus dem

Nachlaß.

Der Menſch und die Güter des Lebens.

Tauſend Libellen umgaukeln den Menſchen und ſchillern und locken,
Aber die ſchönſte iſt grau, wenn er ſie endlich erhaſcht.
Wäre es anders, und ſchmückte der goldene Staub, der die Flügel
Jeder ſchweifenden ziert, eine gefangene nur;
Glänzte das Gut, das wir haben, wie jenes, welches uns mangelt,
Stände das Gut, das uns fehlt, nackt vor den Blicken, wie dieß:
Welch ein Heil für uns Alle! Wir würden nicht thörigt verlangen,
Und des beſcheidenſten Glücks ruhig und ſtill uns erfreu'n!

Grenze des Denkens.

Rein zu denken, vermeinſt du? Wie ſehr du die Bilder auch ſichteſt,
Bilder bleiben es doch, wenn auch zu Worten verdünnt,
Und ſie borgen ſich bloß im ewigen Wechſel die Lichter,
Denn das erſte erliſcht, wenn ſich das zweite erhellt.
Aber ein Anderes iſt's, in Blei Figuren zu gießen,
Wie es die Mägde thun, oder zu zeichnen, wie Kant.

Das Dezennium.

Jetzt kein Schelm und kein Lump zu werden, erfordert die Kraft ſchon,
Welche in beſſerer Zeit Helden und Heil'gen genügt.

Goethen hör' ich mit Freuden von ſeinem Genius reden,
Denn der Himmliſche führt neben dem Dichter die Welt.
Aber ihr Anderen ſchweigt und rühmt euch höchſtens der Naſe,
Die die Natur euch verlieh; dieſe genügt für das Haus.

Jüngling wirſt du nicht wieder, noch Mann, wenn das Haar ſich dir bleichte,
Aber ſobald du nur willſt, wirſt du von Neuem ein Kind.

Amor fehlen die Augen, doch Hymen iſt doppelt verſehen,
Zeus verlieh ihm auch die, welche der Blinde entbehrt.

An die Exacten.

Raſſelt nur nicht zu viel mit Kette und Meſſer und Wage,
Machte der Himmel euch ſtolz, den ihr berechnet und meßt,
Nun ſo ſchaut auf die Frau und werdet wieder beſcheiden,
Denn ihr fragt euch umſonſt, was euch gefeſſelt an ſie,
Und die Linie, ſo, nicht anders, gezogen im Antlitz,
Trägt, ihr erkennt es, das Haus, trägt gar den Staat und die Welt.

Philosophus teutonicus.

Wundert's dich, daß er noch immer ſo faſelt? Ich kann es begreifen!
Wenn er ſich ſelbſt nicht verſteht, glaubt er, ein Genius ſpricht.

An die Feinde des Neuen.

Hielt die Schwere nicht längſt ſchon Himmel und Erde zuſammen,
Ehe, vom Apfel belehrt, Newton ſie endlich entdeckt?
Und ihr wollt ein Geſetz bloß darum läugnen und ſchmähen,
Weil es nicht Moſes ſchon gab, als er auf Sinai ſtand?

Literatur-Geſchichtſchreiber.

Alle Dichter ſind Nullen, die Erſten ſo gut, wie die Letzten,
Doch aus den Nullen erwächſt eine unendliche Zahl.
„Eine unendliche Zahl?“ So ſprech' ich, die Jüngern zu ſchrecken,
Hält er den Hort für gefüllt, bringt nur ein Narr mir noch Geld.

Lorbeer und Perrücke.

Caeſar deckte den Scheitel, ſobald ihn die Jahre ihm bleichten,
Mit dem unſterblichen Zweig, welcher ihm heute noch grünt;
Ludwig rief den Friſeur und dieſer erfand die Perrücke
Für das bedürftige Haupt, dem es am Kranze gebrach.

Grün iſt die Farbe der Hoffnung, denn grün iſt die Farbe des Lenzes,
Welcher verſpricht für den Herbſt, was der Betrüger nicht hält.

Leichter verzeiht dir der Menſch das Böſe, das du ihm thateſt,
Als er vergiebt und vergißt, was er begangen an dir,
Und ſo gleicht er dem Zecher, der ſtatt ſich ſelbſt zu kaſteien,
Wenn ihn der Jammer befällt, ſchimpft auf den Wirth und den Wein.
Aber der häßliche Zug iſt edel im Keim und beſtätigt,
Daß im Verworfenſten ſelbſt nie das Gewiſſen verſtummt.

Währt ein Gewitter zu lange, ſo hört man auf ſich zu fürchten,
 Aber man zittert ſogleich, fällt nur ein Ziegel vom Dach.

David und Goliath.

Dieſen Rieſen zu tödten, war leicht für den muthigen Hirten,
 Welcher, im Schleudern geſchickt, ſicher verſandte den Stein.
Schwerer fand er es ſchon, den Todten des Haupts zu berauben,
 Doch es gelang ihm zuletzt durch den verdoppelten Streich.
Aber dem Letzten erliegt er, er ſoll es dem König ja bringen,
 Und nun ſchleppt er ſich todt an der gewaltigen Laſt.

Byron.

Der Dichter.

Welch ein ſchnurriges Bild! Man ſieht ihn von Morgen bis Abend
  Fechten und ſchießen und doch kommt es zu keinem Duell.

Kain und Himmel und Erde.

Wie die Farben entſtehen, das ſollteſt du zeigen, o Dichter,
  Aber du zeigteſt uns nur, wie man die Farben gebraucht.
Taucht man den dämmernden Morgen in die Lichter des Mittags,
  Gibt es zwar auch noch ein Bild, doch es iſt leichter gemalt.

Childe Harold.

Trolle dich endlich, o Junker, mit deinen erlogenen Schmerzen,
Alles mag leiden an dir, aber gewiß nicht das Herz.

Lara.

Lara, tummle dich auch! Du blickſt zwar noch immer dämoniſch,
Doch wir erſchrecken nicht mehr, wenn du die Augen verdrehſt.

Chriſtian und Conrad.

Schließt euch an, ihr Corſaren! Wir lieben als Menſchen den Wechſel
Und uns gelüſtet ſchon längſt, wirkliche Tiger zu ſeh'n.

Pariſina.

Pariſina, wir müſſen dich höflich behandeln, als Dame,
Aber bedanke dich hübſch, rufe die Schweſtern und geh!

Lucifer.

Lucifer, gründlichſter Teufel, der philoſophiert, wie ein Deutſcher,
Weiche von hinnen, doch nicht ohne den Sardanapal.

Don Juan.

Don Juan, ſpaniſcher Junker, der uns die Schleier vertheuert,
Weil er ſo viele zerreißt, ſag' mir, was ſchleichſt du davon?

Seine Antwort.

Haſt du vielleicht mir im Stillen den Scheiterhaufen errichtet?
Spare das Feuer, mir hat längſt ſchon ein And'rer geheizt.

Ich.

Nein, ich habe für dich die friſcheſten Roſen gebrochen
Und für den Dichter den Zweig, welcher Unſterblichen ziemt.

Er.

Wie? Du jagteſt noch eben die nobelſten Helden von dannen,
Welche ſich ſchämen für Gott, daß er nur Menſchen erſchuf?

Ich.

Ja, ich haſſe die Heuchler, die, um ſich nur ſelbſt nicht zu waſchen,
Spähen nach Sonne und Mond, wo ſie ein Flecken entſtellt.

Er.

Und die aetheriſchen Frauen, zu zart für's Eſſen und Trinken
Und für Wiege und Herd, aber im Uebrigen ſtark?

— — — — — — — — — — —

Kätzchen, du wärſt zu beneiden, ſo wirſt du beklatſcht und geprieſen,
Wenn du die Sprünge verſuchſt, welche die Jugend dich lehrt,
Aber du mußt es zu theuer als alte Katze bezahlen,
Die man mit Füßen tritt, wo ſie ſich zeigt und ſich regt.

„Höre den Richter!“ Wie gern, doch welchen? Man nannte mir tauſend,
Und ein Jeglicher fällt ſeinen beſonderen Spruch.
„Wähle!“ Da muß ich ja ſelbſt von Neuem prüfen. „So prüfe!“
Aber du ſchickſt mich ja nur, weil du mir ſelbſt nicht vertrauſt.

Phidias hätte den Zeus geſchaffen? Nach Wolf und nach Lachmann
Drehte das ganze Athen ihm den olympiſchen Bart.

Nie begreift der Kleine den Großen, doch mag er ſich tröſten,
Denn der Große begreift eben ſo wenig ihn ſelbſt.
Aber ein Goethe vermißt zuweilen die Fäuſte des Bauern,
Während der Bauer gewiß Goethe's Gehirn nicht begehrt.

Varnhagen's Tagebuch.

Immer ſchien mir die Schlange der giftigſte Wurm, doch noch ſchlimmer
Iſt der Kammer-Lakei, der die Carrière verfehlt.

Newton als Greis.

Newton verſenkte ſich fromm als Greis in die Apocalypſe,
Moleſchott ſpöttelt darob, aber ich finde es ſchön.
Freilich, die Wahl war ſchlecht, doch hatte er's endlich begriffen,
Daß man die Tiefe der Welt durch den Calcül nicht erſchöpft.

An meine Frau.

Wieder anders die Blumen geſetzt und die Nipſe geordnet,
Anders die Bilder gehängt, anders die Spiegel geſtellt!
Theuerſtes Weib, du biſt ſo treu und beſtändig im Großen,
Daß du das ſtarke Geſchlecht faſt, wie das ſchwache, beſchämſt.
Mußt du es büßen, indem du noch häufiger wechſelſt im Kleinen,
Als es Cleopatra that, da ſie Antonius fing?

Halte das Glück, wie den Vogel: ſo leiſe und loſe, wie möglich!
Dünkt er ſich ſelber nur frei, bleibt er dir gern in der Hand.

Auf der Reiſe empfang' ich des Zufalls Gaben mit Freuden,
Denn dem Reiſenden iſt dieſer zum Gotte geſetzt.
Sonſt betracht' ich ſie ſo, als würfe ein tölpiſcher Diener
Aus Verſehen mir zu, was mir der Herr nicht beſtimmt.

Mit Ophelien kannſt du nicht tanzen und auch nicht ſoupiren,
Aber du ſchreiteſt auch nie hinter der Leiche einher.

Reizt dich der goldene Apfel und wagſt du ihn nicht zu ergreifen,
Weil du die Nemeſis ſcheuſt? Zitt're, indem du ihn pflückſt!

An meine Landsleute, die Schleswig-Holſteiner.

Lange war ich nur Menſch mit Menſchen, da wurde ich plötzlich
Durch die Geſchichte verdammt, wieder ein Deutſcher zu ſein,
Endlich mußt' ich ſogar im Deutſchen den Holſten erwecken,
Doch ich bleib es mit Luſt, bis wir den Dänen bezahlt,
Aber die Großmuth wird uns ziemen und wenn ihn der Eisbär
Packt, ſo retten wir ihn freundlich hinüber in's Reich.

Ein Ausſpruch S. E—s.

Wo zwei Menſchen ſich küſſen, da ſchleichen die Andern vorüber,
Wo ſie ſich prügeln, da ſteh'n alle als Chorus herum.

Auf eine rezenſirende Dichterin.

Darf die geſtiefelte Katze, die ganz ſich als Kater geberdet,
Wirklich der Peitſche entgeh'n, weil es am Bart ihr gebricht?

Soll ſich die Menſchheit im Ganzen und Großen entwickeln, ſo braucht es
Mächtiger Staaten, es braucht ſelbſt der Tyrannen dazu,
Soll der einzelne Menſch ſich ſeiner Kräfte erfreuen,
Wachſe das Haus zwar zum Dorf, aber das Dorf nicht zur Stadt.
Wähle nun, willſt du Heroen und Künſtler, oder nur Hirten?
Beides iſt möglich, mein Freund, aber nicht Beides zugleich.

Tugend nennt ihr's, die Freude des Andern, wie eig'ne, zu fühlen?
Unermeßliches Glück ſcheint mir's und großes Talent!

Veilchen ging ich zu ſuchen und keines vermogt' ich, zu finden,
  Da begnügt' ich mich denn, liebliche Primeln mit euch,
Als ich aber mich bückte, das zehnte zu pflücken, entdeckt' ich
  Auch ein Veilchen und ſo habt ihr mir freundlich gedankt.

Eine Biene verſucht das Mädchen ängſtlich zu ſcheuchen,
Die ſich in's Zimmer zu ihr ſummend und brummend verirrt.
Eifrig ſchwingt ſie das Tuch und treibt ſie durch's offene Fenſter,
Aber, was hilft's ihr, ſie kehrt, eh' ſie noch riegelt, zurück.
Siehe, da wandelt der Jüngling vorüber, der nimmer bis heute
Auch den Gruß nur gewagt, doch er erlöſt ſie vom Feind,
Denn er trägt in der Hand die blühenden Zweige der Linde
Und, vom Dufte gereizt, ſetzt ſich das Thierchen darauf.
Freundlich nickt ihm das Mädchen, er dankt erröthend und blöde
Und ſein verſpäteter Blick trifft nur noch Rücken und Hals.
Aber der Roſenſtock, der die lüſterne Biene ſo lockte,
Trägt noch Knospen, da ſitzt er ſchon dahinter mit ihr!

Mutter und Kind.

Ein Gedicht in ſieben Geſängen.

(Von dem Comite der Tiedge-Stiftung in Dresden mit dem Preiſe gekrönt.)

Erſter Geſang.

Eben grauet der Morgen. Noch ſtehen die zitternden Sterne
An der Wölbung des Himmels, die kaum am Rande zu blauen
Anfängt, während die Mitte noch ſchwarz, wie die Erde, herab hängt.
Frierend kriechen die Wächter mit Spieß und Knarre nach Hauſe,
Doch ſie erlöſte die Uhr und nicht die ſteigende Sonne,
Denn noch ruhen die Bürger der Stadt und bedürfen des Schutzes
Gegen den ſchleichenden Dieb, den ſpähende Augen gewähren.
Wie der Hahn auch rufe, und wie vom Thurme herunter
Auch der hungrige Geier mit ewig brennendem Magen
Nach dem Frühſtück krächze, es kümmert nicht Menſchen noch Thiere.
Nur in den Ställen, die hinter die ſtattlichen Häuſer verſteckt ſind,

Wird's allmälig lebendig, es ſcharren und ſtampfen die Pferde
Und es brüllen die Kühe, allein die Knechte und Mägde
Schwören ſich blos, zur Nacht die Raufen noch voller zu ſtopfen,
Als es geſtern geſchah, und ſchlafen weiter in Frieden.
Nun, man müßte ſie loben, wofern ſie ſich raſcher erhüben,
Aber, wer könnte ſie tadeln, daß ſie ſich noch einmal herumdreh'n?
Iſt doch die Kälte zu groß! Der Fuß, dem die Decke entgleitet,
Schrickt zurück vor der Luft, als ob er in Waſſer geriethe,
Welches ſich eben beeiſ't, auch darf man den Winter nicht ſchelten,
Weihnachts-Abend iſt da, wie ſollt' er nicht grimmig ſich zeigen.
Dennoch lehnt ſchon am Pfahl der ſtill verglüh'nden Laterne
Eine dunkle Geſtalt. Im Licht des flackernden Dochtes,
Welcher ſich ſelbſt verzehrt, des Oel's allmälig ermangelnd,
Kann man den Jüngling erkennen, der unbeweglich hinüber
Schaut nach dem Erdgeſchoß des Hauſes über der Straße.

Wahrlich, es müſſen die Pulſe ihm heiß und fieberiſch hüpfen,
Daß er um dieſe Stunde, die ſelbſt im Sommer die Zähne
Oft zum Klappern bringt und alle Glieder zum Schaudern,
Hier ſo ruhig ſteht, als wär' er in Eiſen gegoſſen.
Schneidend und ſcharf, wie ein Meſſer, zertheilt der Hauch nun die Lüfte,
Welcher die Sonne meldet, den ſollen die Fiſche im Waſſer
Spüren und mitempfinden, er aber regt ſich auch jetzt nicht.
Doch, da ſchreitet er vor und naht ſich dem Hauſe. Was giebt ihm
Denn ſo plötzlich Gefühl und macht ihn lebendig? Ein Schimmer
Ward da drunten ſichtbar, den eine getragene Lampe
Zu verbreiten ſcheint. Er bückt ſich nieder zu lauſchen,
Spricht: ſie iſt's! und tickt mit leiſem Finger an's Fenſter.
Drinnen taucht ein Kopf empor. Die klarſte der Scheiben
Suchend, er findet ſie ſchwer, die meiſten ſind blind und belaufen,
Lugt er ſchüchtern hindurch. Es iſt ein blühendes Mädchen,
Welches ſich ſelber beleuchtet, indem es, die Lampe erhebend,

Nach dem Klopfenden ſpäht. Er ruft: mach' auf, Magdalena!
Und enteilt in das Gäßchen, das links am Hauſe ſich hinzieht.
Bald auch öffnet ſich ſeitwärts das Diener-Pförtchen, doch halb nur,
Und den Fuß in der Thür, beim Licht noch einmal ihn prüfend,
Spricht ſie: Chriſtian, Du? Was kannſt Du ſo zeitig nur wollen?
Laß uns hinein — verſetzt er — Du würdeſt draußen erfrieren,
Und wir ſind ja noch ſicher! Sie ſperrt ihm noch immer den Eingang,
Doch er hält ihr den Pelz entgegen, in den er gehüllt iſt,
Und nun tritt ſie zurück und geht voran in die Küche,
Während er auf den Zehen ihr folgt. Schon brennt auf dem Herde
Hell und luſtig ein Feuer. Sie ſtellt den Keſſel mit Waſſer
Jetzt darüber und ſetzt ſich an einer Seite daneben,
An der anderen er. Die röthliche Flamme vergoldet
Spielend Beider Geſicht, und gegen ſein dunkel gebräuntes
Sticht ihr lilienweißes, mit blonden Locken bekränztes

Fein und angenehm ab. So mußt Du — beginnt ſie — ſchon wieder
Auf die Straße hinaus, und das am heiligen Abend?
Wer dem Fuhrmann dient, — entgegnet er — feiert die Feſte
Selten gemächlich zu Hauſe, denn immer mangelt dem Kaufmann
Dieß und das im Gewölb, und da die Kunden nicht warten,
Wartet er ſelbſt auch nicht! Doch Du — erwiedert ſie leiſe,
Faſt in Vorwurfs Ton — Du könnteſt es lange ſchon beſſer
Haben, wenn Du nur wollteſt! — Du meinſt, ich könnte beim Kaufmann
Selber, könnte bei Euch ſein — verſetzt er mit Lächeln — und freilich
Hätt' ich's bequemer und dürfte, man ſieht's ja, zu Tode mich ſchlafen.
Aber das thäte nicht gut! — Er ſpringt empor und die Küche
Stumm und ſinnend durchſchreitend und dann in plötzlicher Wendung
Vor das Mädchen tretend und ihre Schönheit betrachtend,
Ruft er aus: Nein, nein, ſie ſoll mir nicht hungern und frieren!

Voll Verwunderung ſchaut ſie auf und merkt es nun endlich,
Daß er bewegt iſt, wie nie. Was haſt Du? fragt ſie ihn ängſtlich,
Und er ſtreichelt ſie ſanft und ſpricht die bedächtigen Worte:
Wem ein altes Weib für ſeinen Groſchen das Schickſal
Aus den Karten verkündigt, der mag noch zweifeln und lachen,
Aber, wem es der Herr im liebſten Freunde und Bruder
Dicht vor die Augen ſtellt, dem ziemt es, ſich warnen zu laſſen!
Hätte der Aermſte mich in ſolchem Elend geſehen,
Wie ich geſtern ihn, er wäre wohl ledig geblieben,
Und ſein Beiſpiel ſoll — dieß wird, — ſo meint er — ihn tröſten —
Nicht verloren ſein für ſeinen Jugendgenoſſen!
Geht es den Beiden ſo ſchlecht — verſetzt ſie erſchreckend — ich habe
Anna nicht wieder erblickt, ſie iſt nicht weiter gekommen
Und ich kann das Haus nur ſelten auf Stunden verlaſſen,
Und da hab' ich zu thun und rechne mit Schuſter und Schneider.
Ging's mir anders mit Wilhelm — erwiedert er traurig — ich hatte

Ihn ſo gut, wie verloren, denn ängſtlich, wie Sünde und Schande
Pflegen ſich Armuth und Noth in Ecken und Winkeln zu bergen.
Seinen eigenen Vetter vermogt' ich nicht zu ihm zu führen,
Als er nach Hamburg kam, um Anna endlich zu ſehen,
Und erſt geſtern zur Nacht bin ich ihm wieder begegnet,
Aber in welcher Geſtalt! Wie gänzlich verändert! Du kannſt es
Dir nicht denken! Ich glaubte zuerſt, es wäre ſein Vater,
Der noch lebt auf dem Dorf, um ſeinen Jammer zu mehren,
Weil er den Greis nicht fürder ernähren kann, wie ſo lange!
Als ich ihn dann erkannte in ſeinem gebrochenen Weſen,
Wollte er mir nicht ſteh'n, wie Einer, der giftige Blattern
Zu verbreiten fürchtet, ich aber blieb ihm zur Seite
Und ſo nahm er mich mit zum kranken Weib und den Kindern.
Nun, die dienten zuſammen! Das Mädchen erhebt ſich und ſchließt ihn
Innig und feſt an die Bruſt. — Sie wohnen im feuchteſten Keller,

Welchen ich jemals ſah. Dem Todtengräber gehörig,
Hat er die naſſen Wände mit Brettern von Särgen beſchlagen,
Wie ſie der Kirchhof ihm aus wieder eröffneten Gräbern
Fett und modrig liefert, die dunſten, daß, wer herein tritt,
Faſt erſtickt, doch die Miethe iſt billig, auch jagt ſie der Hausherr
Nicht ſo leicht heraus, es fehlt am zweiten Bewerber,
Darum bleiben ſie ſitzen. Sie ſollen vom Fieber geneſen,
Wo's ein Geſunder bekommt. Da macht's natürlich die Runde,
Springt von ihm zu ihr, von einem Kinde zum andern
Und verläßt ſie nicht mehr! Du weinſt ſchon bittere Thränen,
Nun, ich rede nicht weiter! — Sie trocknet ſich plötzlich die Augen,
Welche ihr längſt ſchon ſtrömten und ſpricht mit krampfigtem Lachen,
Ihn bei der Hand ergreifend und über und über erglühend:
Chriſtian, weißt Du was? Es iſt der heilige Abend
Und es wird uns beſcheert: da wollen wir wieder beſcheeren!
Meinen ganzen Weihnacht, und reichlich giebt ihn die Herrſchaft,

Kleider und Tücher und Geld und was noch etwa hinzu kommt,
Alles trag' ich zu Anna, Du machſt es auch ſo mit Wilhelm,
Und ſie können den Keller verlaſſen und wieder geſunden!
Kind — verſetzt er darauf — ich that zwar gleich, was ich konnte,
Und der Weihnacht iſt die Hälfte des Lohnes in Hamburg,
Aber es ſei darum! Denn, wie kein Engel im Himmel,
Hat mich Wilhelm geſtern für ewige Zeiten geſegnet,
Und ich dank' es ihm gern! Zwar war ſie bitter die Lehre,
Die ich empfing, als ich ſah, daß trockenes Brod ihm wie Kuchen
Schmeckte, Käſe, wie Fleiſch, doch werd' ich ſie nimmer vergeſſen.
Ja, ich hab' es erkannt, und werd' es im Herzen bewahren:
Wenn der Arme es wagt, nur Gatte und Vater zu werden,
Iſt es ſo ſündlich, als dächte der Reiche auf Kaiſer und König,
Und es ſtraft ſich noch härter. So bin ich denn feſt auch entſchloſſen,
Endlich den Schritt zu thun, auf den ich ſchon lange geſonnen.

Denn das Leben iſt kurz und einmal will ich doch würfeln! —
Sie erſchrickt, doch bald zerſchmilzt in freudigem Lächeln
Ihre Angſt, denn er zieht zu ihrem höchſten Erſtaunen
Einen goldenen Ring hervor — er iſt in den Handſchuh
Eingewickelt, den ſie vermißt und den er entwandte,
Um ihr Maaß zu haben — und reicht ihr das funkelnde Kleinod.
Nimm ihn an von mir — ſo ſpricht er — und trag' ihn zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes, ſowie des heiligen Geiſtes
In Geduld drei Jahre, Du wirſt nicht darüber ergrauen
Und das Glück hat Zeit, mir einen Finger zu reichen!
In Geduld drei Jahre! — verſetzt ſie — und das noch zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes, ſowie des heiligen Geiſtes?
Nein, in Liebe und Treue das ganze Leben und Keinem
Mehr zu Ehren, als Dir, Du Bravſter unter den Braven!
Kind, ich nehm' es nicht an — entgegnet er ernſt — denn es würde

Mir das Gewiſſen belaſten, Du biſt nicht länger gebunden,
Wenn die Friſt verlief, auch iſt ſie völlig genügend,
Und wenn ich Dich nicht löſe, ſo magſt Du ſelber Dich löſen!
„Aber — ruft ſie — was können ſo wenige Jahre Dir bringen,
Wenn Du das Heil nicht von Alt'na erwarteſt oder von Wandsbeck,
Und Du biſt wohl der Letzte, Dein Haus auf's Lotto zu bauen!
Darauf ſchwöre nur nicht — verſetzt er — Du würdeſt Dich täuſchen.
Denn ich rechne auf's Lotto, doch ſetz' ich nicht Heller und Groſchen,
Nein, ich ſetze mich ſelbſt. Ich geh' im Frühling zu Schiffe.
Schlage nicht gleich die Hände zuſammen und halte die Schürze
Vor die Augen! Ich hab' es lange bedacht und erwogen,
Geſtern kam's zum Entſchluß! Die Welt iſt anders geworden,
Als mein Vater ſie kannte, und ſeine goldenen Regeln
Paſſen nicht mehr hinein! Wer bliebe nicht gerne im Lande
Und ernährte ſich redlich! Ich ſehne mich nicht nach dem Welttheil,

Wo man Löwen und Affen und Papageien umſonſt ſieht,
Nein, ich will das Plaiſir mit Freuden noch länger bezahlen,
Wenn wir über den Berg nach Altona geh'n zur Erholung!
Aber, wer kann, was er mögte! Wofür mein Vater das Häuschen
Kaufte, mieth' ich mir kaum die Stube, und was für den Ochſen
Einſt der Schlachter gab, das giebt für die Haut jetzt der Gerber!
Sprich, wo wäre da Hoffnung! Es ſind der Menſchen zu viele
Ueber die Erde verſä't, und ſtatt, wie einſt, ſich zu helfen,
Drängen ſie ſich und ſtoßen und ſuchen ſich neidiſch die Biſſen
Aus den Händen zu reißen. D'rum ſind auch die ſchrecklichen Thiere
Losgelaſſen, von denen die Offenbarung Johannis
Prophezeih'te, ſie ſollen den Haufen lichten und ſichten.
Bonaparte voran als Tod mit der blinkenden Senſe,
Jetzt die neue Peſt, die Cholera, wie ſie ſie heißen,
Und die Hungersnoth wird folgen, ſie guckt um die Ecke;
Fault nicht ſchon die Kartoffel? So ſagte der Alte aus Bremen,

Den ſie den Myſtikus nennen, und der uns Knechten und Mägden
Seine Geſichte verkündigt, und wahrlich: er hat nicht gefaſelt!
Höre den Orgeldreher, wer will! Doch ſieh, wie Dein Keſſel
Siedet! Auch haben die Pferde in meinem Stall wohl gefreſſen,
Und je eher daran, je eher davon. Bis zum Abend
Bin ich morgen zurück und bringe Wilhelm das Seine,
Denn Du würdeſt den Gang, geſchweige den Keller nicht finden,
Dürfteſt Dich auch nicht hinein begeben, er wimmelt von Schiffern
Und von allerlei Volk, und was ſie da ſuchen, das weißt Du,
Heute iſt er verſeh'n, — Er reicht ihr die Hand hin zum Abſchied,
Aber ſie hält ihn feſt, ſie ſchaut ihm in's Auge und ſchüttelt
Kindlich den lockigen Kopf, im Anfang leiſe und ſchüchtern,
Dann geſchwind und geſchwinder, und da er noch immer nicht redet,
Zieht ſie den Hochgewachſ'nen zu ſich hernieder und bietet
Ihm, wie zum Danke, den Mund. Er aber weigert ſich lächelnd,

Dieſen Kuß zu nehmen und ſpricht: Das wär' ein Gelöbniß,
Hier zu bleiben, und dieß vermag ich Dir nicht mehr zu geben,
Denn ich habe den Dienſt ſchon aufgeſagt und ich gehe
Mit den Gefährten, dem Schmied und dem Tiſchler, die lange ſchon drängten,
Wenn die Störche kommen, damit wir endlich erfahren,
Welche Reiſe ſie machen. Das Wenige, was ich erſparte,
Reicht ſchon aus für das Schiff, und warum gingen nur wir nicht,
Unſer Glück zu verſuchen! Zu Tauſenden zieh'n ſie hinüber,
Um nach Gold zu graben im kaliforniſchen Boden!
Wäre der Himmel geöffnet und würde am Thore geläutet,
Wie des Abends bei uns zur Zeit der Sperre, es gäbe
Schier kein größ'res Getümmel, kein ärgeres Rennen und Laufen:
Muſikanten verkaufen die Fiedel, Gelehrte die Bibel,
Schuſter und Schneider den Pfriem und die Nadel, und eilen nach Bremen.
Von dem Bette des Kranken entweicht der gierige Doktor

Und ſein Koch iſt voraus, es ſtoße im Mörſer wer Luſt hat,
Advokaten und Schreiber verachten auf einmal die Zunge,
Die ſie ſo lange ernährte, und rechnen auf Arme und Beine,
Der Senator bedenkt ſich's, ob er denn wirklich zu dick iſt,
Und der Prediger kaum hält's aus bei ſeiner Gemeinde.
Sollte der Aermſte da fehlen? Ich dächte doch, dieſem vor Allen
Wäre der Segen beſcheert, nur muß er ſich freilich auch rühren,
Denn Sankt Nikolaus ſchenkt zwar die Kuh, doch nicht auch den Halfter.
Darum weine mir nicht! Ich bin ja nicht, wie die Andern,
Unerſättlich, und werfe das Brod, das ich habe, zu Boden,
Um nach dem Kuchen zu ſchnappen, ich will ja nicht mehr, als ich brauche,
Um Dich mit gutem Gewiſſen zur Kirche führen zu können,
Und Du biſt es wohl werth, daß mir dieß Wenige werde.
Hätt' ich den Dampfer auch ſchon beſtiegen, ich würde ihn willig

Wieder verlaſſen, wenn hier noch ein mäßiges Glück ſich mir zeigte,
Aber eben ſo ſicher vollbring' ich auch, was ich beſchloſſen,
Wenn kein Wunder geſchieht und an die Heimat mich feſſelt.
Knarrt nicht die Treppe? Ja wohl! Man kommt! So trockne die Augen,
Daß ſie nicht glauben, wir zankten! Da rollt ſchon der Wagen des Nachbars!
Nun, ich hol' ihn noch ein, denn meine Pferde ſind beſſer.
Lebe denn wohl! Sie bringen in Holſtein den Pudding nicht fertig,
Wenn ich nicht mache, es fehlt an friſchen Roſinen und Mandeln,
Und hier brauchen wir Schinken und wohl geräucherte Zungen!
Heller Tag! Wie die Zeit verſtrichen iſt! Glücklicherweiſe
Hat mein Alter die Gicht! Da ſchläft er hinein in den Morgen,
Weil ſie ihn zwickt bei der Nacht für's fleißige Schnapſen von früher,
Sonſt erging' es mir übel! Es hat ihn nicht wenig verdroſſen,
Daß ich nicht bleiben will und, ſelbſt nicht offen und ehrlich,

Glaubt er, ich will den Dienſt nur wechſeln und nicht mit dem Spaten
Wirklich die Zügel vertauſchen! Ei nun, er wird es erfahren!
Keinen Kuß? Doch die Hand! Auch die nicht? Du ſollſt mich noch loben! —
Damit eilt er hinweg. Sie ſetzt ſich, um Kaffee zu mahlen,
Doch ihr rinnen die Thränen von Neuem, es kann ſie nicht tröſten,
Daß die Raben noch krächzen und nicht die Störche ſchon klappern,
Denn ſie weiß, was er ſagt, das thut er! Sie kennt ihn zu lange.

Zweiter Geſang.

Während dieß in der Küche geſchah, iſt Alles im Hauſe
Nacheinander lebendig geworden, das fleißige Mädchen
Hatte zuerſt ſich erhoben, in ihrer ländlichen Weiſe
Nach der Kälte nicht fragend, nur nach der Stunde, verdrießlich
Iſt ihr nach langer Pauſe, mit offenen Ohren verdämmert,
Dann die zweite gefolgt und hat Kamine und Oefen
Bis zum Zerſpringen geheizt, vom Schlaf erſt völlig ermuntert,
Als ihr auf einmal die Haube zu glimmen begann und ein Löckchen
Sich entzündete, raſch, wie Hanf, am Feuer verflackernd,
Und die Augenbraunen, ja ſelbſt die Wimpern ihr ſengend.
Noch viel ſpäter ſchlüpft der Kutſcher in ſeine Pantoffeln:
Dieſen weckt zwar gewöhnlich die Kaffeemühle, doch hütet

Er ſich, aufzuſteh'n, bevor ſie wieder verſtummt iſt,
Denn er käme zu früh, noch wäre das Brod nicht geröſtet
Oder die Sahne geſotten, das hat er längſt ſchon berechnet,
Und ein verſtändiger Mann verachtet nie die Erfahrung.
Jetzt ſogar bleibt ihm noch Zeit, den Thermometer am Fenſter
Um den Grad zu befragen, doch iſt's ihm freilich nicht möglich,
Auch nach der Uhr zu ſeh'n, die ihm zu Häupten am Bett hängt,
Denn es wird ihm da unten zu ſtill, ſie ſind ſchon beim Trinken.
Endlich huſcht auch die Zofe hinab, das Praſſeln im Ofen
Hat ſie herausgetrieben, doch ſind ihr die Augen noch immer
Matt, und gleichen den Lichtern, die, Nachts in der Kälte beſchlagen,
Oder mit Waſſer beſpritzt, nicht brennen wollen am Morgen.
Darum bemerkt ſie's auch nicht, daß Magdalena ſchon weinte,
Sondern erkundigt ſich blos, ob Keiner ihr Traumbuch geſeh'n hat.
Nur der Bediente fehlt, der muß die Klingel erſt hören,

Aber er rühmt ſich der Kunſt, ſo flink in die Kleider zu kommen,
Daß er, wie ſchwach ſie der Herr auch zieh'n mag, immer ſchon fertig
In das Zimmer tritt, bevor noch die Glocke verhallte:
Und da darf er's ſchon wagen, die Nachricht im Bette zu leſen.
Dennoch irrt er gewaltig, indem er das Knattern des Bodens,
Welches er über ſich hört, allein dem Springen der Bretter
Zuſchreibt, wenn ſie auch mächtig im klingenden Winter ſich krümmen,
Denn ſchon lange wandelt der Kaufherr ſinnend und ſchweigend
In den Gemächern herum, die königlich weit und geſchmückt ſind,
Aber nicht mit Stolz, man ſieht es ihm an, und Behagen.
Vor dem Spiegel flammen in ſchweren ſilbernen Leuchtern
Noch die Kerzen, ſie ſind zwar nicht mehr nöthig, doch mag er,
Wie er ſie angezündet, ſie nicht auch ſelber noch löſchen,
Und noch weniger ſcheint er den Diener ſchon rufen zu wollen.

Jetzt beſchaut er die Blumen und fremden Gewächſe, ſie füllen
Faſt ein ganzes Gemach, und alle Theile der Erde
Haben ihr Schönſtes geliefert, doch feſſeln die ſchwellenden Knoſpen,
Die er ſonſt wohl muſtert, als wär' er in Holland geboren
Und ein Bürger der Zeit, wo Zwiebeln die Wechſel vertraten,
Dieß Mal ihn nur wenig, ja ſelbſt die geöffneten Kelche
Hauchen ihm heute vergebens die heißen Düfte entgegen,
Welche den Papagei, er ſchließt vor Behagen die Augen
Und iſt betäubt und berauſcht, zurück in die Heimath verſetzen.
Jetzt betrachtet er ſich die neue chineſiſche Vaſe:
Altoum ſelbſt, der Drachen und Schlangen erlauchter Gebieter,
Hat ſie in Pecking nicht reicher, mit Gold gefüllt bis zum Rande
Wäre ſie kaum bezahlt, ſo ſelten und rein iſt die Miſchung
Und ſo brennend die Farbe! Man ſtellte in jedem Muſeum
Einen Wächter daneben, doch er, in plötzlicher Wendung

Gegen ein Bild an der Wand, der Morgen beleuchtet's gerade,
Stößt ſie vom Tiſch herunter, und wenn er erſchrickt, ſo geſchieht es
Blos des Gepraſſels wegen, das dennoch der türkiſche Teppich
Mächtig dämpft, denn er horcht, anſtatt die Scherben zu ſammeln
Oder auch nur zu beachten, mit angehaltenem Odem
Nach der linken Seite hinüber, wo ihm die Gattin
Schlummert im Bett von Damaſt, und da's dort ſtill, wie zuvor, bleibt,
Spricht er lächelnd: ſo war denn doch noch ein Glück bei dem Unglück!
Und als hätte er nur die Kaffee-Taſſe zerbrochen,
Tritt er gelaſſen und ruhig, nicht einmal den fegenden Schlafrock
Erſt um den Leib ſich gürtend und weitern Schaden verhütend,
Vor das Gemälde hin. Es iſt von Rahl und es zeigt uns
Marius unter den Zimbern im grimmigen Würgen. Kein König
Hat es beim Meiſter beſtellt, nicht einmal der König der Juden,
Auch kein reicher Prälat, kein Julius oder ein Bembo,
Noch viel minder ein Junker, was kümmern ſie Künſtler und Dichter,

Aber der Handelsherr, obgleich zum Patron nicht geboren,
Und von Manchen beſpöttelt, die mit ihm rechnen und tauſchen,
Rief's in's Leben, ſobald er in Wien die Skizze erblickte,
Denn er ſucht in Venedig und nicht in Karthago ſein Vorbild.
Freilich hält ihn auch dies, ſo ſehr er es ſchätzt und bewundert,
Heute nicht lange feſt. Er nickt zwar, erſtaunend, wie immer,
Dem gewaltigen Stier, der eben den Römer geſpießt hat,
Und der entſetzlichen Mutter, die ihren eigenen Säugling
Unter die Feinde ſchleudert, doch greift er nicht nach der Kerze,
Um es heller zu ſeh'n, obgleich das goldene Tagslicht
Wieder verdüſtert ward durch jenes graue Gerieſel,
Welches nicht Nebel bleibt und auch nicht zu Schnee ſich verdichtet
Und die Finſterniß mehrt, die Kälte aber nicht mindert.
Nein, er ſchreitet auf's Neue von Zimmer zu Zimmer und heftet
Bald auf die Nipſe den Blick, die Tiſche und Schränke ihm zieren,

Bald auf Figuren und Büſten und bald auf Stiche und Bücher.
Alles beſieht er und prüft's, er ſpäht begierig nach Lücken,
Aber er findet ſie nicht, und wenn ſich die Luſt des Beſitzes
Auch in ſeinem Geſicht nicht eben ſpiegelt, ſo zeigt es
Doch auch keinen Verdruß. Da fällt ſein ſchweifendes Auge
Auf die Dresd'ner Madonna, mit ihrem lieblichſten Knaben,
Und den reizenden Engeln, die Raphael malte, und eilig
Wendet er's wieder ab, als ſähe er, was ihn nicht freute,
Und ſein ruhiger Ernſt verwandelt in Schmerz ſich und Trauer.
Wär' nur das Stück kein Geſchenk, ich würd' es noch heute entfernen,
Spricht er, aber ich darf's nicht wagen, und dennoch vergoß ſie
Oft ſchon Thränen davor, ſie kann in der Fürſtin des Himmels
Nur noch die glückliche Mutter erblicken und ließe ihr willig
Für den flüchtigſten Kuß des Kindes die ewige Krone.
Wär' doch der Tag erſt vorüber, beſonders der Abend!

Die Domzeit

Macht ſie faſt immer krank. Was ſchelt' ich den göttlichen Künſtler
Und ſein köſtliches Blatt! die quickendſte Weihnachtstrompete
In der ſchmutzigſten Twiete vom garſtigſten Rangen geblaſen,
Thut ihr ja eben ſo weh! Die bunten beleuchteten Buden,
Welche den Gänſemarkt den ganzen Advent ſo beleben,
Schneiden ihr tief in das Herz. Sogar die Juden am Steinweg
Mit den Karren voll Tand entlocken ihr ſeltner das Lächeln
Halber Ergötzung, nach dem ich oft Wochen vergebens mich ſehne,
Als den Seufzer des Grams. Denn neben den ſcharfen Geſichtern,
Die das häßliche Schreien verzerrt, bemerkt ſie noch immer
Auch die Oechslein und Eſel von Zinn, mit denen ſie trödeln
Und um die ſich begierig die Knaben und Mädchen verſammeln,
Und da kehren ſogleich die bitt'ren Gefühle ihr wieder.
Nun, es geht ja zu Ende! Wenn nur nicht heute gerade
Alles ſo übel ſich träfe! Der Affe iſt nicht gekommen,

Weil das Schiff, das ihn trug, verſchlagen wurde, die Vögel
Freilich ſind eingetroffen, doch ſcheinen ſie krank und ich werde
Schon zufrieden ſein, wenn ſie nur leben bis Neujahr.
Wäre die Blumen-Uhr nicht da, ich müßte verzweifeln,
Denn hier fehlt es an Nichts und alles iſt dreifach vorhanden.
Aber es wird ſie zerſtreu'n, es wird ſie vielleicht gar erfreuen,
Wenn ihr die perſiſche Roſe, bis auf die letzte Minute
Feſt geſchloſſen, den Mittag, die türkiſche Tulpe den Abend,
Und der Jasmin vom Athos die Mitternachtsſtunde verkündigt,
Ja, es wird ſie erfreu'n, die Schritte des Tages an Düften
Abzuzählen und Farben, die alle Wunder der Ferne
Vor die Seele ihr rücken! Er wiederholt es und klingelt
Endlich dem Diener: ihm folgt ſogleich auf dem Fuße der Doktor,
Welcher, des Hauſes Freund und alter Vertrauter, ſein Vorrecht
Braucht, und das um ſo eher, als er ſchon lange gewartet.
Ei, da ſind Sie ja — ruft ihm der Kaufherr freundlich entgegen —

Ich bin auch ſchon bereit, hier liegen in Gold und in Silber
Ihre Summen, und wollen Sie mehr, ſo kommen Sie wieder!
Nur verſchonen Sie mich mit Ihren Berichten, ich mag nicht
Wiſſen, wo Sie es laſſen, ich mag die Perlen nicht ſammeln,
Welche aus Freudenthränen entſtehen ſollen, ich müßte
Sonſt auch den Aerger verwinden, wenn unſer Pfennig nicht wuchert,
Wie er wohl konnte! Sie lächeln? Sie glauben, daß ich nur ſcherze
Oder mich ſelbſt verläumde, weil jede Erfahrung mir mangelt?
Freund, ich habe ſie nicht aus Grille gemieden! Sie zweifeln?
Kennen Sie wirklich das Herz des Menſchen ſo wenig? Die Bäume,
Welche er pflanzt und begießt und ſäubert von Raupen und Würmern,
Werden ihm nimmer zu grün, doch leicht die Armen zu fröhlich,
Und ein Heiliger wird nicht Jeder durch Eſſen und Trinken,
Welcher ein Märtyrer iſt durch Hungern und Durſten und Frieren;

Wen man aber beſchämt, den wird man zugleich auch erbittern.
Darum ſoll man die Kluft, die zwiſchen dem Geber und Nehmer
Einmal beſteht, durch Milde nicht füllen wollen, man kann's nicht,
Nein, man ſoll ſie mit Nacht, mit heiligem Dunkel bedecken,
Und wie der Ewige ſelbſt, in's tiefſte Geheimniß ſich hüllen.
Denn es iſt nicht genug, daß blos die Rechte nicht wiſſe,
Was die Linke thut, ſie ſoll es auch ſelber vergeſſen;
Reiche den Becher und wende Dich ab, ſo wirſt Du erquicken!
Sie verhalten's darnach — entgegnet der Doktor mit Rührung —
Sie entkleiden die Pflicht des einzigen Reizes und üben
Jede um Gottes willen, nur nicht die Stirne gerunzelt,
Heute müſſen Sie's hören, ich heiße ſeit Jahren das letzte
Unglück aller Heroen, und meine verrufene Zunge
Schont auch ſo wenig den Cäſar, als Bonaparte und Friedrich,
Oder die hohen Poeten, die immer mit Worten bezahlen.

Aber wenn ich das Große in Völkerwürgern und Künſtlern,
Wie ſie auf Ihren Geſimſen zu Hunderten prunken im Lorbeer,
Auch nur ſelten entdecke, das Edle vermag ich zu ſchätzen
Und, wer nie noch geſchmeichelt, der ſcheint mir berufen, zu loben
Wären Sie nur auch ſo glücklich, als gut! Wie ging es denn geſtern? —
Aber der Kaufherr ſeufzt und ſpricht mit ſtockender Stimme:
Nun, Sie wiſſen's am beſten, wie ſehr die Woche der Kinder
Ihr die Hölle im Buſen entzündet, das Schlimmſte iſt aber,
Daß mit jeglichem Jahre die Qualen ſich ſteigern und mehren.
Eh'mals lenkte ſie ſelbſt vom Weihnachtszimmer das Auge
Auf die Krankenſtube, vom Tannenbaum mit den Kerzen
Auf die Trauerweide hinüber und fand ſich getröſtet:
Jetzt erblickt ſie nur noch die feſtlichen Räume des Jubels,
Aber der Kirchhof rückt in immer weitere Ferne,
Und doch ſtehen die Särge ſo nah an den Wiegen und werden.

Wie wir es ſelbſt ſchon erlebten, an theuren Verwandten und Freunden,
Oft aus dem nämlichen Baum vom nämlichen Meiſter gehobelt.
Ja, ich fürchte für ſie, ich will es nicht länger verhehlen,
Und Sie fürchten ſich auch, obgleich Sie's mir nicht bekennen,
Und ſo mag es wohl kommen, daß ſich der letzte der Bettler,
Welchen ich heute beſchenke, noch glücklicher fühlt, wie ich ſelber,
Denn ſie iſt mir der Mund, mit dem ich eſſe und trinke,
Ihrethalben könnte ich wünſchen, wir wären katholiſch,
Wenn ich ſie hoch auch ehre, die proteſtantiſche Freiheit
Und ihr göttliches Recht auf jeglichen wahren Gedanken,
Wie es der zwölfte Apoſtel, denn Judas hat ſich geſtrichen,
Wie es der eiſerne Luther mit feuriger Zunge erkämpfte.
Denn da dürft' ich mit ihr von einem Orte der Gnade
Zu dem anderen pilgern, und erſt am heiligen Grabe
In Jeruſalem würde die Hoffnung völlig erlöſchen,
Aber da wäre zugleich doch auch das Leben zu Ende.
Was mich ſelber betrifft, ſo fand ich mich längſt in mein Schickſal,

Denn ich hab's nicht verſchuldet, es ward mir von oben geſendet
Und ich glaube den Finger des Ewigen deutlich zu ſehen.
Sie verwundern ſich, Doktor? Vernehmen Sie, wie ich es meine.
Wiſſen Sie, was mich zumeiſt am großen Brande entſetzte,
Welcher ein Fünftel der Stadt in Aſche legte vor Jahren?
Nicht die flammenden Straßen mit ihren donnernden Häuſern,
Welche vor dem Minirer gen Himmel flogen und barſten;
Nicht der tückiſche Wind, der, wie ein dämoniſches Weſen,
Immer ſich drehte, ſobald die Spritzen Meiſter geworden;
Nicht die lodernde Börſe mit all den Kaiſer-Geſtalten,
Die das römiſche Reich, doch auch uns Bürger bevogtet;
Nicht die grünlichen Flammen der Thürme, welche von Kupfer
Sich ernährten und Blei und gräßlichen Regen verſpritzten;
Nicht der endliche Sturz von Nikolai und Petri,
Faſt ſo entſetzlich für uns, als bräche die Erde zuſammen;

Nicht einmal das Geheul der Feuerglocken, die Alles
Ueberwimmerten, ſelbſt die Stunden-Uhren, ſo daß man
Keine einzige hörte, als wären die Zeiten vollendet
Und als müßte der Richter nun gleich in den Wolken erſcheinen:
Alles dieſes verſchwand mir gegen die Hunger-Geſichter,
Welche mit Ratten und Mäuſen verſchüchtert zu Tage ſich drängten,
Ja, ſie kamen mir vor, als ſollten ſie klagen und zeugen
Und erwarteten nur noch den Engel mit ſeiner Poſaune.
Welch ein Elend erblickt' ich! Und tief, wie unter der Erde,
War es verborgen geweſen, und ſtahl ſich, als wäre es Sünde
Gegen die glücklichen Brüder, auch jetzt noch zögernd und ängſtlich,
Und vom dräuenden Tode gejagt, hervor aus den Löchern!
Männer, Weiber und Kinder! Und das im chriſtlichen Hamburg,
Welches der Armen und Kranken doch wahrlich nie noch vergeſſen.
Faſt mit Grauſen gedacht' ich der eigenen Güter und ſchämte
Mich des eigenen Kummers! Allein nicht lange verharrt' ich

In dem ſtumpfen Entſetzen: mir ſchien auf einmal das Räthſel
Meines Lebens gelöſ't. Für Dieſe ſtrömen die Schätze
So zuſammen bei Dir, und wenn es am Erben Dir mangelt,
Iſt's der Verzweifelten wegen! So rief's in mir und ſo ruft es
Bis zur Stunde noch fort! Ich mögte, wie Fugger in Augsburg,
Ein Aſyl begründen, in welchem es nimmer an Mitteln,
Eher an Dürftigen fehlte. Man ſpricht von rothen Geſpenſtern,
Die man mit Pulver und Blei verſcheuchen müſſe. Sie ſind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu eſſen,
Und, anſtatt die Erde in unerſättlicher Goldgier
Auszuſchmelzen und dann als Schlacke liegen zu laſſen,
Wie es ein Rothſchild thut, beſtelle man Wüſten und weiſe
Ihnen die Aecker an! Das heißt, ſich ſelber beſchützen,
Denn wir beſitzen die Habe doch nicht, wie Arme und Beine,
Die wir freilich mit Keinem zu theilen vermögen, und ſollen

Dritter Geſang.

Raſch entfernt ſich der Doktor, denn viel noch hat er zu ſchaffen,
Auch den Kaufherrn ruft gar Manches ab, doch verwundert
Schaut er dem Alten nach und denkt: was mag er nur meinen?
Plötzlich fühlt er von hinten ſich innig umſchlungen, die Gattin
Hat ſich ihm leiſe genähert, und wie er ſich wendet, erſtaunt er
Ueber den klaren Blick des reinen Auges und freut ſich,
Sie ſo ruhig zu finden. Sie küßt ihn herzlich und drückt ihn
Mehrmals gegen die Bruſt, als wäre der Morgen der Hochzeit
Wiedergekehrt, an dem ſie, dem Kreiſe der Schweſtern entſchlüpfend,
Die noch an ihr ſchmückten, und über die trennende Schwelle
Ihm entgegen hüpfend, an welcher er ſchüchtern und lauſchend

Oder, wie ich, als tröſtlich mit einiger Freude begrüßen,
Immer verdient er die Prüfung. Ich war vorhin in der Küche
Und da fand ich das Mädchen vom Lande in bitteren Thränen,
Das geſunde und friſche, das ich dem Hauſe empfohlen.
Sie eröffnete mir ihr Herz, denn ſeit ich vom Fieber
Sie befreite, vertraut ſie mir, als wär' ich ihr Vater.
Ei, wie bunt iſt die Welt! Hier oben fehlt es an Einem
Und dort unten am Andern! Es wäre vielleicht noch zu helfen,
Wenn man die Hände ſich böte. Denn: Alles beruht ja auf Miſchung!
Sagt Apotheker Franz, der Helgoländer, und kämen
Mit den Kräutern des Berges die Kräuter des Thals nicht zuſammen,
Würde kein Uebel geheilt! Ei nun, wir wollen's verſuchen.
Nur nicht zu früh erwarten Sie mich. Ein glücklicher Schneider,
Dem Sie unter die Arme gegriffen haben, erlaubt ſich
Mit den Seinigen heute den erſten Pudding. Er lud mich
Und ich mögte wirklich das kleine Feſt nicht verſäumen,
Denn nicht lieber ſeh' ich den Regenbogen am Himmel
Als im Menſchen-Geſicht die wieder erwachende Freude.

Dritter Geſang.

Raſch entfernt ſich der Doktor, denn viel noch hat er zu ſchaffen,
Auch den Kaufherrn ruft gar Manches ab, doch verwundert
Schaut er dem Alten nach und denkt: was mag er nur meinen?
Plötzlich fühlt er von hinten ſich innig umſchlungen, die Gattin
Hat ſich ihm leiſe genähert, und wie er ſich wendet, erſtaunt er
Ueber den klaren Blick des reinen Auges und freut ſich,
Sie ſo ruhig zu finden. Sie küßt ihn herzlich und drückt ihn
Mehrmals gegen die Bruſt, als wäre der Morgen der Hochzeit
Wiedergekehrt, an dem ſie, dem Kreiſe der Schweſtern entſchlüpfend,
Die noch an ihr ſchmückten, und über die trennende Schwelle
Ihm entgegen hüpfend, an welcher er ſchüchtern und lauſchend

Stehen geblieben war, dem faſt Erſchreckten bewieſen,
Daß ſie nur darum ſo lange das kargſte der Mädchen geweſen,
Um als reichſte der Bräute noch in der letzten der Stunden
Für die erduldete Strenge ihm überſchwenglich zu lohnen.
Denn, wie mancher Baum, zu deſſen Füßen die Veilchen
Schon ihr Leben verhauchen, und den die mildeſten Lüfte
Unermüdlich umſchmeicheln, nicht eine einzige Knospe
Oeffnet, bevor der Mai den Frühling göttlich beſiegelt:
Alſo hatte auch ſie ſogar dem Verlobten noch Vieles
Abgeſchlagen, was ſelbſt die ſprödeſte Sitte geſtattet
Und die ſorglichſte Mutter nicht rügt, und ſtill ſich beſcheidend
Hatt' er's ertragen, obgleich nicht ohne quälende Zweifel.
Aber wie ſolch ein Baum zuletzt die innere Fülle
Auch in heißeren Düften und volleren Blüthen entbindet,
Als die Uebrigen alle, die Nichts zuſammen gehalten:
Alſo hatte auch ſie auf dieſe einzige Stunde,
Die mit Geben beginnt, um nicht mit Fordern zu enden,
Alle Wonnen gehäuft und ihn im Tiefſten beſchwichtigt.

Unvergeßlich war ihm der Morgen, doch ward er nur ſelten
Wieder an ihn erinnert, und heute am wenigſten hätt' er
Dieſes Zeichen der Liebe von ihrer Seite erwartet.
Feurig erwiedert er's ihr, und als ſie ſich endlich ihm weigert,
Spricht er: wir ſtritten uns oft, ob fallende Früchte am beſten
Schmeckten, oder gepflückte, ich hatte ſoeben von beiden
Und ich finde ſie gleich. Du aber ſag' mir zuletzt noch,
Was mir den innigen Gruß verſchafft hat, den ich ſo zärtlich
Nicht erhielt, ſeitdem ich von Philadelphia kehrte
Und auch da wohl nur, weil eine verlogene Zeitung,
Sei ſie noch jetzt mir geprieſen, mich ſcheitern ließ und verſinken,
Als ich die Elbe bereits mit günſtigem Winde hinauf trieb.
Sanft erröthend verſetzt ſie: Du warſt mir wieder geſtorben,
Und ſo ſehr ich den Traum auch haſſe, weil er ein Nichts iſt
Und mich dennoch beängſtigt: für dieſen könnte ich danken!
Laß mich ſchweigen, ich habe gelobt, nicht wieder zu weinen,

Und ich müßte vielleicht, wenn ich noch weiter erzählte,
Aber Du ſollſt ſchon ſeh'n. Jetzt kenn' ich die Oede, jetzt weiß ich,
Was es bedeutet, allein in weiten Gemächern zu ſitzen.
Alle Stunden des Tages zu zählen und doch ſich bei keiner
Sagen zu dürfen: nun tritt er herein, nun prüft er die Mienen
Deines Geſichtes und beut, ſobald ſie ihm traurig erſcheinen,
Dir die Rechte als Freund, ſobald ſie ermunternd ihm lächeln,
Dir die Lippe als Gatte! Jetzt hab' ich's in Wahrheit empfunden,
Nicht aus Grille blos mir eingebildet! D'rum will ich
Dir in Allem auch folgen! Es giebt der Waiſen ſo viele
In dem großen Hauſe, das Jeglicher ſegnet, der Reigen,
Welcher zu Pfingſten die Straßen durchzieht, daß der Bürger erfahre,
Wie man ſie kleidet und nährt, iſt jährlich noch immer gewachſen:
Nehmen wir eine heraus! Wir könnten heute noch wählen,
Wenn Du denkſt, wie bisher! Ein Knabe oder ein Mädchen,

Was Dir gefällt, iſt mir recht! Wir machen Einen auf Erden,
Zweie im Himmel glücklich! Ich werde Dich ſelber begleiten.
Wiederhol' es mir morgen — verſetzt' er mit Lächeln — ſo wollen
Wir es weiter bereden. Ich denke es anders zu machen,
Wenn es Dein Wille bleibt. Warum der ſterbenden Mutter
Nicht ſogleich aus den Armen den Säugling nehmen und gänzlich
Ueber ſein Schickſal beruhigt, in's Grab ſie ſenden, warum ihn
Erſt von Fremden empfangen? Doch Alles dieſes auf morgen!
Denn wie ſehr ich mich auch der ſchönen Wallung erfreue,
Welche Dich heute bewegt, ich werde ſie nimmer mißbrauchen,
Und ſie kommt mir zu raſch, als daß ich ihr völlig vertraute!
Damit geht er von hinnen, denn lange ſchon warteten ſeiner
Ungeduldig die Schreiber. Doch kann er's nicht laſſen, noch einmal
An der Thür ſich zu wenden. Mir lobe noch Einer die Mädchen!

Ruft er dann und enteilt. Und wahrlich, er durfte es wagen,
Denn die hohe Geſtalt im weißen Morgen-Gewande
Mit den glühenden Augen und reichlich wallenden Locken
Iſt vollendet zu nennen in ſtolzer Erſcheinung, es deutet
Nichts zurück auf die Jugend, das unentwickelt und unreif
Noch zu zeitigen wäre, und Nichts hinein in das Alter,
Das ſich zu voll ſchon zeigte, es iſt die reizende Mitte
Zwiſchen Blüthe und Frucht, der köſtliche Gipfel des Lebens,
Wo in holdeſter Pauſe die endlich geſättigten Kräfte
Ihren Sabbath feiern und nur mit ſich ſelber noch ſpielen.
Tief, wie nie noch, ergriffen von ihrer Macht, zu beglücken,
Sieht ſie dem Eilenden nach. Ein eigener Schauder erfaßt ſie,
Als ſein treues Geſicht, das freilich derb wie ein Holzſchnitt
Aus den älteſten Zeiten, nur krampfhaft lachen und weinen,
Aber nicht lächeln kann, mit fröhlichem Nicken verſchwindet

Und die Thüre ſich ſchließt. Denn dieſe hat ſie im Traume
Immer vor ſich gehabt und alle Schrammen und Ritzen,
Welche ſogar Magdalenen beim emſigſten Bohnen entgingen,
Deutlich ſich eingeprägt. Er ſollte kommen und kam nicht,
Aber ſtatt ſeiner erſchien nach langem ängſtlichen Harren,
Während deß die Minuten vorüber krochen wie Stunden,
Schwarz gekleidet der Schneider und fragte mit ernſten Geberden,
Ob es ihr jetzt gefalle, die Trauer zu wählen, es warte
Draußen auch ſchon der Zeichner mit einem Modell zu dem Denkmal,
Den ſie beſtellt, wie ihn ſelbſt, das Werk ſei herrlich gerathen,
Ganz beſonders die Büſte des Abgeſchied'nen, nicht treuer
Hänge ſein Bild an der Wand vor ihren eigenen Augen,
Als es ſich über dem Grabe zur größten Zierde des Kirchhofs
Bald, in Eiſen gegoſſen, erheben werde: Da war ſie
Vor Entſetzen erwacht und mit unendlicher Rührung

Hatte ſie durch das Spiel der Glocken hindurch, wie es ſtündlich
Von den Thürmen erſchallt in frommen Choral-Melodieen,
Seine Stimme vernommen und raſch und ſtill ſich erhoben.
Tief war das Herz ihr beklemmt. Der Fluch des ganzen Geſchlechtes,
Daß es nicht ſchätzt, was es hat, und überſchätzt, was es nicht hat,
Drückte ſie ſo darnieder, als wäre nur ſie ihm erlegen,
Während doch Alle zuſammen den Duft der lockenden Früchte
Gleich beim Pflücken verwiſchen, und weil ſich zwiſchen den Fingern
Freilich das Gold nicht findet, das auf den Zweigen ſo reizte,
Neu verlangend den Baum erklettern, um aber und aber
Ihn zu plündern und ſich zu täuſchen! Der bitt're Gedanke,
Ihrem Gatten wohl oft durch ihr verdüſtertes Weſen
Stille Freude getrübt und edel verheimlichten Kummer,
Statt ihn zu lindern, erhöht zu haben, verließ ſie nicht wieder:
All' die kleinen Momente, an denen das Leben ſo reich iſt,

Wo ein freundlicher Blick mit einem finſtern erwiedert
Wurde, ein herzliches Wort mit einem kalten und leeren,
Traten in greller Beleuchtung vor ihre geängſtigte Seele,
Und ſie fand nicht den Muth, ihm guten Morgen zu ſagen,
Eh' ſie ein ſtilles Gelübde im tiefſten Gemüthe beſchworen.
Feſt auch ſteht ihr Entſchluß, es unverbrüchlich zu halten,
Ja, ſie wiederholt's, indem ſie der Thüre den Rücken
Wendet, die ihr den Traum ſo klar in's Gedächtniß gerufen,
Daß ſie ihr Auge bisher, wie magiſch, an ſich gefeſſelt.
Als ſie in's eig'ne Gemach zurückkehrt, trifft ſie die Zofe
Eben vor'm Spiegel: ſie mögte von Magdalenen berichten,
Die ſich bei ihr erkundigte, ob Californien weit iſt
Und ob wirklich die Straße mit Todten-Gerippen gepflaſtert,
Wie ſie auf ängſtliches Fragen bei Hoffmann und Campe erfahren.
Aber die Thörin erröthet und ſchleicht ſich davon, als ſie plötzlich

Ihre Herrin, anſtatt auf ſie zu hören, zur Nadel
Greifen ſieht, um vor Nacht noch die längſt begonnene Arbeit,
Welche ſchon aufgegeben erſchien, für den Herrn zu vollenden.
Denn die Reuige will's durch thätige Buße beweiſen,
Daß ſie verwandelt iſt, und wirklich wird ſie noch fertig,
Wenn auch im Laufe der Stunden gar manche ihrer Bekannten
Prunkend und prahlend erſcheinen, gehüllt in die neueſten Roben,
Welche Paris geliefert, und brennend, Neid zu erregen,
Oder zum wenigſten doch in ſtiller Bewund'rung zu ſchwelgen.
Ja ſie werden ſogar, obgleich ſie nur ſtören und hindern,
Beſſer empfangen, wie ſonſt, und finden offnere Ohren
Für ihr erſtaunliches Glück, das Mode-Journal zu beſchämen.
Denn es will ihr dünken, als hätten ſie tändelnd und gaukelnd
Und die ſchillernden Flitter aus kindiſcher Freude am Wechſel,
Wie die Vögel ſich mauſern, vertauſchend und wieder vertauſchend.

Sich vor Schlimm'rem bewahrt, ſie ſchaut nicht mehr mit Verachtung
Auf die Schweſtern herunter, es ſcheint ihr doch beſſer, zu ſpielen,
Als beſtändig zu brüten, den Liebſten aber zu quälen.
So vergeht ihr der Tag in fruchtbar-ernſter Betrachtung,
Welche ſie über ſich ſelbſt im Geiſt erhebt und ſie kräftigt,
Während im zierlichen Fleiß der Finger das Herz ſich erleichtert,
Und es naht ſich der Abend. Nun gilt's noch, die Gaben zu ordnen,
Die ſie beſtimmte für's Haus — ſeit Jahren that es die Zofe —
Dann, ſich feſtlich zu ſchmücken, und Beides dauert ſo lange,
Daß der Doktor erſcheint, bevor ſie noch ſelber gekommen.
Ueberglücklich begrüßt der Kaufherr ihn und erzählt ihm,
Was am Morgen geſcheh'n und wie es weiter gegangen.
Doch der Alte erwiedert als Prüfer der Herzen und Nieren:
Einer Geneſenden gleicht ſie, und alle Geneſenden fühlen,
Wenn ſie das Uebel verließ, ſich frei von Wunſch und Verlangen,

Denn ſie haben das Maß des Menſchlichen wieder gewonnen,
Das die Begierde zerbrach, und wollen nur leben und athmen.
Aber das ändert ſich wieder. Drum muß man die Pauſe benutzen,
Und ſo fatal mir der Paſtor mit Sakrament und Ermahnung
Auch in der Kriſis iſt, ſo gern doch ſeh' ich ihn nahen,
Wenn ich ſelbſt mich entferne, denn rein iſt der Boden von Unkraut
Und der göttliche Same mag Wurzel faſſen und treiben.
Alſo wollen wir's auch mit ihr verhalten, und hat ſie
Selbſt den Entſchluß gefaßt, der einzig hilft auf die Länge,
Denn was Juden als Fluch, gilt Chriſten noch immer als Unglück,
Und die bitt're Empfindung wird wieder und wieder ſich regen,
Nun, ſo müſſen wir ſorgen, ihn raſch in die That zu verwandeln.
Und es trifft ſich beſonders. — Da öffnet ſich plötzlich die Thüre
Und im ſeltenſten Putz, ſie weiß, wie ſehr es ihm ſchmeichelt,
Wenn ſie die eigenen Reize erhöht durch ſeine Geſchenke,

Tritt die Gattin herein. Er eilt ihr entgegen, der Alte
Folgt ihm aber ſogleich, und zwiſchen ſie tretend und Beide
An den Händen faſſend, beginnt er eifrig von Neuem:
Unten verbringt das Mädchen, das ich dem Hauſe empfohlen,
Weinend den ganzen Tag, weil ihr Verlobter im Frühling
Nach Amerika will, um dort entweder zu ſterben,
Oder ſo viel zu erwerben, als nöthig iſt für die Heirath;
Hier vermißt Ihr das Kind, das jetzt mit leuchtenden Augen
Und mit glühenden Wangen von einem Tiſche zum andern
Hüpfen ſollte und Euch durch Händeklatſchen und Jubeln
In die Jugend zurück verſetzen! Da mögt ich doch rathen:
Gebt das Paar zuſammen und macht den Erſtling zum Erben!
Edel ſind ſie und brav, Ihr werdet es nimmer bereuen,
Wenn das Wort ſich bewährt, das alte, vom Stamm und vom Apfel,
Und ſo ſicher Ihr ſelbſt das Kind in's Leben gerufen,

Eben ſo ſicher auch werdet Ihr's inniger lieben, wie
eines,
Denn Ihr wählt's Euch nicht aus, Ihr fragt nicht nach
Augen und Haaren,
Wie es doch ſonſt wohl geſchähe, es wird Euch von
oben geſendet,
Wie den Eltern, auch ſeid Ihr ſo heilig, wie dieſe,
gebunden
Und Ihr heißt es vielleicht, als wär' es ein eig'nes,
willkommen.
Ja, es könnte ſogar für Euer eigenes gelten,
Wenn Ihr wolltet, Ihr nähmet die Mutter mit
auf die Reiſe,
Welche Ihr jährlich macht, und kämet ohne ſie wieder:
Sie vergäß' es über das zweite und fände ſich glücklich
An der Seite des Gatten in Hülle und Fülle des
Wohlſtands,
Aber es würde bei Euch auf einmal lebendig und
fröhlich,
Denn was die Pendel den Uhren, das ſind die Kinder
den Häuſern!
Sie erwiedert dem Alten mit Haſt und fiebriſch erröthend:
Dieſes wäre das Beſte und alſo muß es auch werden!
Was ſie auch immer verlangen, ſo werden ſie Alles
erhalten,
Aber bevor noch der Säugling den Mutter-Namen
geſtammelt,

Muß ſie ſich trennen von ihm, denn mich nur darf er ſo nennen!
Da entgegnet der Doktor: So ſprech' ich denn gleich mit dem Mädchen!
Und er verläßt das Gemach. Sie eilt ihm nach bis zur Thüre,
Unwillkürlich gedrängt, ihn umzurufen, doch hält ſie
Auf der Schwelle noch ein und ſagt, zum Gatten gewendet,
Der ſie verfolgt mit dem Blick: Nicht wahr, wir dürfen es nehmen,
Wenn ſie ſelber es geben? Er holt ſie zurück und erwiedert:
Dieſes gelt' uns als Zeichen! Doch wie ſie auch immer ſich faſſen:
Wir vereinigen ſie! Das hab' ich ſchon ſtill mir geſchworen.
Was auch ſiege im Kampf der Wunſch, ihr Kind zu behalten
Oder es glücklich zu wiſſen, und glücklich können wir's machen,
Ruhig warten wir's ab, denn wahrlich, ich will ſie belohnen.
Abraham wurde geprüft, er ſollte den Iſaak ſchlachten,
Und er fand ſich bereit. Doch nicht, als er trauernden Herzens,
Aber mit lächelnden Mienen, der Sarah den Liebling entführte;

Auch nicht, als er den Berg mit zitternden Knieen hinanſtieg,
Oder den Opfer-Altar mit bebenden Händen erbaute;
Nicht einmal, als er ſchaudernd dem Knaben das Hälschen entblößte,
Erſt als das Meſſer ſchon blinkte, erſchien ihm der rettende Engel!
Dieſe brauchen nur Nein zu ſagen, ſo iſt es beſtanden,
Darum fürchte Dich nicht der Sünde in Deinem Gewiſſen:
Denn ſie gewinnen das Leben und ſetzen ſich ſelbſt die Bedingung.
Aber nun ſieh Dich doch um, betrachte die Vögel und Blumen,
Die Dich ſo freundlich begrüßen und ſage mir, ob ich's getroffen?
Sie entgegnet: ich habe da drüben für Dich auch ein Tiſchchen,
Wenig zwar liegt nur darauf, allein Du biſt ja genügſam,
Und ich kam, Dich zu rufen! — Doch viel zu bewegt ſind ſie Beide,
Um hinüber zu geh'n, ſie ſcheinen's nicht einmal zu merken,
Daß die türkiſche Tulpe vor ihren Augen ſich öffnet,
Ja, ſie würden nicht horchen, wenn plötzlich die Sterne erklängen.

Bald auch kehrt der Doktor zurück mit vergnügtem Geſichte,
Ihn begleitet das Mädchen. Sie iſt, wie zum Tode, erblichen,
Aber ſie lächelt dabei. Sie mögte reden und danken,
Doch ſie verſucht es umſonſt; ſo ſinkt ſie der Herrin zu Füßen.
Dieſe erhebt ſie und küßt ſie. Da ſchallen Hörner und Zinken
Fromm von der Straße herauf. Nun wirft ſie ſich abermals nieder,
Aber ſie faltet die Hände und blickt gen Himmel. Die Gatten
Knieen neben ihr hin, und alſo ſchließt ſich die Weihnacht.

Vierter Geſang.

Abend ward es und Nacht, eh' Chriſtian kehrte aus Holſtein,
Denn die grimmige Kälte war umgeſchlagen, es hatte
Tüchtig geſchneit und die Wege verſchüttet, da galt es, zu ſchaufeln,
Aber das thut der Bauer allein für die Poſten des Königs.
Endlich rollt ſein Wagen, er iſt gar leicht zu erkennen
An dem muntern Geklingel der Schellen behangenen Pferde,
Vor dem Hauſe vorbei, und Magdalena, die längſt ſchon
Ungeduldig geharrt und geſpäht durch das niedrige Fenſter,
Ruft ihm, mit haſtigen Händen das eingefrorene öffnend,
Ueber die Straße entgegen: ich muß Dich heute noch ſprechen.
Mit der Peitſche knallt er ihr luſtig die Antwort herunter,

Und durch dieſe Bewegung die Kruſte vom Leibe ſich ſchüttelnd,
Wird er wieder zum Menſchen; bis dahin war er ein Schnee-Mann.
Jetzt auch währt es noch lange, bevor er kommt, denn die Thiere
Wollen das Ihrige haben, und nicht dem eig'nen Beſitzer
Würd' er ſie anvertrauen, er muß ſie ſelber beſorgen:
Aber, nachdem er ſie Alle mit wärmenden Decken behangen
Und in die reinlichen Tröge den goldenen Hafer geſchüttet,
Auch den Wallach, er iſt es gewohnt, mit Kümmel erquickt hat,
Wechſelt er raſch die Kleider, und eilt, bevor er die Kammer
Mit dem Weihnachts-Geſchenk auch nur betreten, hinüber,
Denn es iſt ihm zu neu, ſein Mädchen rufen zu hören,
Um nicht zu brennen, ſogleich den Grund zu erfahren. Er trifft ſie
Ganz allein in der Küche bei ihrer Lampe, die Andern
Sind zum Tanz und die Zofe iſt gar, wie ſie's nennt, in Viſite,
Und er verwundert ſich ſehr, ſie unbeſchäftigt zu finden,

Denn er ſieht nicht die Scheere und auch nicht die Nadel, und dennoch
Kann ſie, das weiß er, nicht athmen, ſo lange die Finger ihr ruhen,
Und ſie beklagt es noch immer, im Hauſe nicht ſpinnen zu dürfen.
Aber wie wächſt ſein Erſtaunen, als ſie, die Schämige, Scheue,
Gleich an den Hals ihm fliegt und wieder und wieder ihn drückend
Spricht: Du darfſt mir nicht fort, Dich ſollen die Bären nicht freſſen!
O, ich weiß es gar wohl, was über dem Meer Dich erwartet,
Wenn Du auch Wellen und Winden entgehſt, die Manchen verſchlingen,
Und den Menſchen-Verkäufern, die ſchlauer, wie eh'mals die Werber,
Ihre Netze zu ſtellen verſteh'n, ich hab' es erkundet,
Denn noch nie iſt das Herz mir bedrängt geweſen, wie geſtern,
Und ſo nahm ich mir Zeit. Zu Tauſenden liegen die Todten
An der Straße und weiſen Dich ſtumm zurück in die Heimath,
Wenn Du ſie aber verachteſt, die ſchweigenden Warner, wie Viele,

Und nur Zeichen des Wegs in ihnen erblickſt, die man ruhig
Hinter ſich läßt, wie bei uns die Meilenſteine, ſo wirſt Du
Endlich ſelber zu Einem. Und kämſt Du auch wirklich in's Goldland,
Ohne vorher zu verhungern, und wärſt ſo glücklich, die Ader
In der Erde zu treffen und auszubeuten, ſo wirſt Du,
Eh' Du Dein Schiff noch erreichſt, von Dieben und Räubern erſchlagen,
Denn der Teufel regiert und Einer tödtet den Andern,
Um nicht graben zu müſſen und dennoch Schätze zu häufen!
Lache, ſo lange Du willſt, Du machſt mich wahrhaftig nicht irre:
Californien iſt der offene Rachen der Hölle,
Welcher ſich plötzlich geöffnet, um Seele und Leib zu verderben,
Doch, was red' ich, Du bleibſt und ſo iſt Alles vorüber!
Chriſtian aber erwiedert, ſich ihren Armen entwindend:
Immer hab' ich Dich ſonſt gefaßt und beſonnen gefunden,
Hat denn Deine Natur auf einmal ſich völlig verändert?
Gehen werd' ich gewiß, doch hätt' ich Dir's gern noch verborgen,

Um Dir das Feſt nicht zu trüben, allein der Schmied und der Tiſchler
Haben geplaudert, da wär' es Dir dennoch zu Ohren gekommen
Und Du hätteſt am Ende geglaubt, ich wollte Dich täuſchen,
Darum mußte ich's ſagen. Nun aber rede nicht weiter,
Monde noch nennen wir unſer, warum ſie ſündlich verjammern?
Nein, wir wollen ſie ruhig in Frieden und Freude verbringen
Und in der Stunde der Trennung dem Vater im Himmel vertrauen,
Deinetwegen allein wird dieſer mich ſegnen und ſchirmen!
Aber ſie lächelt und ſpricht: Du brauchſt nicht die Reiſe zu machen,
Um es beſtätigt zu finden, es hat ſich ſchon jetzt ſo erwieſen!
Siehe, ich flehte ihn an, die Prüfung, wenn auch nicht gänzlich
Mir vom Haupte zu nehmen, ſo doch in Gnaden zu wenden,
Und er hat mich erhört. Was ſollte ich nun nicht ertragen,
Da Du mir bleibſt und mir hilfſt! Es komme, was wolle, ich werde
Sicher nicht murren und klagen! Doch Dieſem wär' ich erlegen.

Aber Du weißt ja noch nicht! Vernimm's und erſtaune! Die Herrſchaft
Steuert mich aus, und ſie giebt auch Dir ein reichliches Erbe.
Schüttle nur nicht mit dem Kopf, es iſt ſo, wie ich Dir ſage,
Haus und Hof ſind unſer, ſobald wir wollen, man wartet
Oben ſchon lange auf Dich, ſo geh' und höre das Weit're!
Aber der Jüngling verſetzt, am Tiſche ſich lehnend, wie ſchwindelnd:
Sind denn wirklich die Engel noch nicht von der Erde verſchwunden,
Und was hab' ich gethan, daß ſie um mich ſich bekümmern?
Doch, was frage ich noch! Nur Deinethalben geſchah es!
Soll ich denn Alles in Allem Dir ſchuldig werden? Wie Vieles
Hab' ich Dir längſt zu verdanken! Ich fühl' mich nicht beſſer, wie Andre,
Und ich würde vielleicht, wie ſie, im Taumel mich drehen,
Bis ich mich ſelber verlöre, wenn Du nicht wäreſt. Für Alle
Kommt der Tag der Verſuchung. Das tägliche Leben und Treiben

Widert Jeden, ſobald ihn die Hoffnung verläßt, und ſie wechſelt
Gern, wie der hüpfende Vogel, den Baum. Da greift er zum Glaſe,
Um ſich ſelbſt zu betäuben, und hatten die Karten ſo lange
Feurige Ränder für ihn, die an den Teufel ihn mahnten,
Der ſie zuerſt gemalt und herumgegeben, ſo ſcheinen
Sie ihm plötzlich vergoldet und locken durch alle Figuren.
Siehe, da iſt er geliefert, wenn nur noch Gottes Gebote
Ihm die Straße zur Hölle verſperren, wenn Vater und Mutter
Ruhig im Grabe ihm ſchlummern und noch kein ſorgliches Mädchen
An die Stelle der Beiden ihm trat. Die Sterne des Himmels
Zittert er nicht, zu verfinſtern, und wenn ſie zu ſchrecklich ihm funkeln,
Schaut er nimmer hinauf, allein das Auge der Liebe
Iſt gar leicht zu trüben und ſeinen ängſtlichen Blicken
Kann ſich Keiner entziehn, da fühlt ſich der Menſch denn gehalten!
So erging's mir mit Dir. Ich hatte die Eltern verloren

Und nun war ich gezwungen, an mich zu denken. Das hatte
Ich bisher nicht gethan, es war mir genug, mir den Segen
Zu verdienen, mit dem ich als Knabe ihr Hüttchen verlaſſen,
Um dem Bauer das Vieh zu hüten, zuerſt nur die Gänſe,
Dann die Schweine und Schafe, und endlich die Ochſen und Kühe,
Und ich fühlte mich glücklich, für ſie zu ſorgen, auch hielt ich
Ihnen die Noth von der Thür. Da raffte die tückiſche Seuche
Sie hinweg und auf einmal war Alles anders. Die Groſchen
Blieben mir zwar und ich konnte allmälig Manches mir ſchaffen,
Was ich lange entbehrt, doch boten die Uhr und die Pfeife
Keinen Erſatz für das Lächeln der Mutter, womit ſie mir's lohnte,
Wenn ich ihr gegen den Winter mit Bohnen und Erbſen die Truhe
Füllte, oder im Frühling zur Maſtung ein Ferkelchen brachte.
Da begann ich zu rechnen, und leider mußt' ich's bejahen,

Wenn die Genoſſen mir ſagten, mein Sparen bringe mich einzig
Um die Freuden der Jugend, und ſich're mir doch nicht das Alter,
Höchſtens könnt' ich den Doktor aus eigenem Säckel bezahlen,
Wenn ich einmal erkrankte, allein das danke mir Keiner,
Den beſolde die Stadt. So warf ich denn wirklich mein Flickzeug
Eines Sonntags bei Seite, denn Sonntags flickte ich wieder,
Was ich zerriß in der Woche, und miſchte mich unter die Andern,
Um, wie dieſe es nannten, doch auch mal den Herrn zu probiren.
Wohl gekämmt und gebürſtet, und blank in der Taſche den Thaler,
Prunkt' ich daher, auch gefiel's mir, zuerſt den Hafen zu ſehen,
Wo die Maſten ſo eng und ſo dicht zuſammen ſich drängen,
Wie die Spitzen des Schilfs bei uns in Gräben und Sümpfen,
Dann an dem Ufer der Elbe hinab zu ſpazieren nach Flottbeck
Und die Schiffe zu zählen, die eben kommen und gehen,

Oder die Gärten, die bunt ſich am breiten Fluſſe dahin zieh'n.
Gern bezahlt' ich auch Mittags mein Eſſen, obgleich ich's zu Hauſe
Beſſer und billiger hatte, ich ließ mir's ſogar noch gefallen,
Daß wir auch Kaffe tranken, ich wollte den Mäkler nicht machen.
Aber, als ſie nun riefen: jetzt müſſen wir karten und kegeln
Und den guten Likör daneben verſuchen, da ſprach ich:
Weiter halt' ich nicht mit! und ging, wie ſehr ſie auch höhnten.
Denn oft ſagte mein Vater, es würde Keiner die erſte
Schenke betreten, der ahnte, in welcher Geſtalt er die letzte
Einſt nach Jahren und Monden verlaſſen würde, auch ſchlüpfte
Selbſt der Geſunkenſte ſchwerlich des Morgens hinein, wenn er wüßte,
Wie er ſich Abends entfernte, und dieſes klang mir im Ohre.
Nicke mir nicht ſo freundlich, es wär' wohl noch anders gekommen,
Denn der Grund, der mich trug, ich fühl' es noch heute mit Schaudern,
Wankte mir unter den Füßen, und Taumelnde können auch fallen,

Doch ich erblickte Dich! — Und wurdest — verſetzt ſie — mein Retter,
Als ich mich vor dem Verfolger nicht länger zu ſchützen vermogte.
Mich auch hatte der Spott, wie Dich, vom Hauſe getrieben,
Denn ich fühlte mich glücklich, daheim zu ſitzen, ich hatte
Angſt vor der großen Stadt, und wünſchte mich eben ſo wenig
In den Strudel der Menſchen, wie in den Strudel der Elbe,
Wenn ſie fluthet, hinein. Da aber hieß es beſtändig:
Dieſe iſt wohl in Sachſen vom Baum herunter gefallen,
Daß ſie Keiner beſucht, es kommt nicht Bruder noch Schweſter,
Oder Onkel und Tante, auch hat ſie ja keinen Geburtstag,
Denn ihr wird nicht geſchrieben! Da ging ich denn endlich, als wär' es
Zu Verwandten und Freunden, allein ich kannte nicht Einen
Von den Tauſenden, welche hier wohnen, und all mein Vergnügen
War, die Stunden zu zählen, mein Kleid im Gedränge zu ſchützen
Und mir die Straßen zu merken, um Abends den Rückweg zu finden.

So gelangt' ich vor's Thor. Da aber geſellte ſich plötzlich
Ein Begleiter zu mir. Ich hatte ihn niemals geſehen,
Lang und ſchmal, wie er war, und prangend mit Ketten und Ringen,
Aber er wollte mich kennen und grüßte von Vater und Mutter.
Als ich ihm ſagte, er irre, die lägen ſchon lange im Grabe,
Sprach er, er meine die ſeinen, und blieb mir ruhig zur Seite.
So gewiß ich auch wußte, daß Keiner mich kannte, ſo wollt' ich
Dennoch erſticken vor Scham, als wenn es mir mitten im Dorfe
Unter den Meinen geſchähe, und ſuchte ihm raſch zu entkommen.
Aber, wie ich auch lief, und wie ich mich drehte und wandte:
Nichts gewann ich ihm ab und ſpöttiſch rief er am Ende:
Dirne, ich bin ja der Wind, Du willſt doch dem Wind nicht entlaufen?
Nun begann er ſogar, von häßlichen Dingen zu reden,
Und je ſtiller es wurde, je mehr die Menſchen verſchwanden,

Um ſo kecker erging ſich ſeine verworfene Zunge.
Rennen konnt' ich nicht mehr, und mag man die Augen verſchließen:
Offen bleiben die Ohren und herzlich begann ich zu weinen.
Aber er hörte nicht auf, es wurde je länger je ärger
Und zugleich auch die Gegend verlaſſ'ner und wilder und wilder.
Da vernahm ich von ferne ein Pfeifen, das fröhlich und muthig
Klang und mir Hülfe verhieß, ich ſchrie, ſo laut ich's vermogte,
Und es währte nicht lange, ſo wurdeſt Du ſichtbar, Dich hatte
Nur ein Knick noch verborgen. Du eilteſt herbei, doch der And're
Lief nicht davon, er beſah Dich mit ſeinem vergoldeten Glaſe,
Welches an ſchwarzem Bande ihm baumelte über die Weſte,
Sprach, er ſei kein Räuber, doch ich das albernſte Gänschen,
Und erkundigte ſich nach Bauer's Garten. — Du aber,
Mit den Augen mich prüfend, und über und über erglühend,
Trateſt ihm ernſt in den Weg und riefſt mit donnernder Stimme:

Herr, das Kind hat geweint und ich, ich bin aus dem Lande,
Wo man die zinnernen Krüge vor Zeiten, wie lederne Schläuche,
So mit den grimmigen Fäuſten zuſammen drückte und quetſchte,
Daß das verſchüchterte Bier die Decke beſpritzte und Löcher
Machte, als käm's aus der Büchſe! Er lachte höhniſch und ſagte,
Leicht in die Taſche greifend und klingelnd mit Gold und mit Silber:
Hier iſt ein Thaler, mein Freund, nun führ' Er die Liebſte zu Ahrens,
Dort wird Abends getanzt! Doch Du — Ich mag es nicht denken —
Aber der Jüngling erwiedert, die hangenden Locken ihr ſcheitelnd:
Kind, ich hätte mich ſelbſt des Zorns nicht fähig gehalten,
Der mich ſo plötzlich ergriff, und Keiner meiner Genoſſen,
Denn ich galt für ein Lamm. Auch wär' ihm gewiß Nichts geſchehen,
Hätt' er nur mich beſchimpft, die ſeidenen Kleider allein ſchon
Hätten ihn ſicher geſtellt, ich hätt' mich im Stillen geärgert,

Auch vor Dir mich geſchämt, und doch wohl albern gelächelt,
Denn noch erblickt' ich den Herrn in Jedem, welcher den feinern
Rock auf dem Leibe trug, und ließ mich drillen und hänſeln.
Aber, wie ich Dich ſah und Alles, was er geredet,
Von der brennenden Wange Dir ablas, ward ich ein And'rer,
Als ich mich je noch gefühlt im ganzen Leben, und eher
Hätt' ich Dich ſelber verletzt, Du wich'ſt zwar bald auf die Seite,
Aber Du falteteſt doch die Hände, und ſchien'ſt mich zu bitten,
Ihn zu verſchonen, als ihm die bündige Probe erlaſſen,
Daß die Fäuſte noch immer in Weſſelburen gedeihen.
Nun, es ſei ihm verzieh'n! Er wird es nicht wieder verſuchen,
Und ich hab' es am Ende doch ihm allein zu verdanken,
Daß ich Dich kennen gelernt, wie hätt' ich Dich ſonſt wohl getroffen?
Und Du wär'ſt auch vor mir vielleicht ſo ängſtlich gelaufen,
Wie nur immer vor ihm, d'rum wünſch' ich ihm nicht einmal Narben.

Aber, nun ſprich, was es giebt! Mir dreht ſich der Kopf noch im Wirbel!
Muß ich gewiß nicht zu Schiff? Ich geh' ja nicht gerne, obgleich ich
Hart am Meere erwuchs! Ich lieb' es den Wagen zu lenken,
Oder die Pferde zu tummeln, auch mag ich pflügen und dreſchen,
Aber das Waſſer war mir ſtets zuwider, und nie noch
Hab' ich den Fiſcher begleitet, ſo gern ich dem ſtreifenden Jäger
Mich geſellte, wenn's ging! Wie iſt nicht das Eine ſchon gräßlich,
Daß man darin nicht bloß ertrinken, ſondern darauf auch
Schmählich verdurſten kann! Mir ward es hinter den Deichen
Immer ſchon eigen zu Muth, die gegen Stürme und Fluthen
Uns das Ländchen beſchirmen. Das Schrillen und Kreiſchen der Vögel
Mit den langen Hälſen, und oft noch längeren Schnäbeln,
Welche im warmen Sande die bunt geſprenkelten Eier
Hinterlaſſen, die Muſcheln und ſelbſt die fettigen Kräuter
Mit den wolligen Blumen erfüllten mich immer mit Grauſen,

Und ich brauchte nicht erſt auf Todten-Gebeine zu ſtoßen,
Wie ſie aus Schiffer-Gräbern vergilbt und vermorſcht wohl hervorſchau'n,
Um das Knaben-Gelüſt nach Bernſtein nieder zu kämpfen
Und von dannen zu flieh'n. Da magſt Du Dir denken, wie leicht mir's
Ward, den Entſchluß zu faſſen, mich dennoch der See zu vertrauen!
Aber ich war es Dir ſchuldig, und wär' es mir übel ergangen,
Und ich erwartete nicht, ich darf es Dir jetzt ja bekennen,
Was der Schmied und der Tiſchler erwarten, ſo wäre ich drüben
Bis an mein Ende geblieben, und wär's auch als Sclave geweſen,
Um Dein Glück nicht zu hindern und Ander'n den Weg zu vertreten.
Du verfärbſt Dich? Was haſt Du? O, hätte ich Narr doch geſchwiegen,
Dieſe erzählte mir Träume, und ich, ich nahm ſie für Wahrheit!
Aber das Mädchen erwiedert: Man ſchaudert wohl auch bei Gefahren,
Die man erſt völlig erkennt, nachdem ſie vorübergegangen!

Alſo hatt' ich doch Recht, ſogleich das Aergſte zu fürchten
Und mich nicht zu beſinnen! Nun mache nur Du es nicht ſchlimmer,
Frage nicht, eile hinauf, und wenn ich ſelbſt nur nicht Nein ſprach,
Weil es zu plötzlich kam und mich verwirrte, ſo zeige
Du Dich dafür als Mann, und gieb Dein entſchloſſenes Jawort!
Haus und Hof ſind unſer, ſobald wir es ſelber nur wünſchen
Und wir ſollen dafür — — ich weiß nicht, ob ich's verſtanden,
Aber dort kommt er ſelbſt, er wird Dir's deutlicher ſagen!
Und dem Kaufherrn, welcher die Thür ſo eben geöffnet,
Tritt der Jüngling entgegen und ſpricht: ich habe das Mädchen
Nie als thöricht gekannt, und dennoch kann ich's nicht glauben,
Daß ich mir wirklich ihr Stottern und Stammeln richtig gedeutet.
Wenn es aber ſo wäre, wie ſie verkündet, ſo könnt' ich
Nur das Einzige ſagen: ich kenn' und ich liebe die Wirthſchaft,
Und der jüng're Verwalter hat das voraus vor dem ältern,

Daß er ſich ſelber nicht ſchont, und nicht mit der Zunge bloß ackert.
Wenn Sie mir alſo vertrauen, obgleich die Erfahrung mir mangelt,
Werden Sie, was ich verſehe, an Knechten und Pferden erſparen.
Wahrlich, ich werd' es an Fleiß nicht fehlen laſſen, ich ſtehe
Jetzt ſchon der Erſte auf, und bin der Letzte zu Bette,
Und was Einer dem Boden nur abzwingt, ſei's an Getreide,
Sei's an Obſt und an Vieh, das werden auch wir ſchon gewinnen!
Aber der Kaufherr ſpricht: Ihr ſäet und erntet Euch ſelber,
Ich bin höchſtens noch da, wenn Ueberſchwemmung und Mißwachs,
Brand, Viehſterben und Krieg Euch wider Verhoffen betreffen,
Um Euch helfen zu können, im Uebrigen ſeid Ihr die Eigner,
Und verpflichtet Euch bloß, nicht wiederzukehren nach Hamburg,
Denn das Gut, das ich meine, liegt fern am Fuße des Brockens,
Und uns das Kind zu laſſen, damit wir es chriſtlich erziehen
Und es zum Träger des Namens, ſo wie zum Erben ernennen.

Chriſtian, erſt ſo erſtaunt, als würd' er belehnt mit der Erde,
Denn er hatte nicht einmal an Pacht, geſchweige an Herrſchaft
Sich zu denken getraut bei ihren verworrenen Worten,
Fährt zuſammen und ſchaut auf Magdalena, doch dieſe
Ruft: So iſt's! Wir geloben's! und hängt mit ängſtlichen Blicken
An dem Munde des Jünglings. Er ſchweigt noch lange, doch endlich
Sagt er: Was Du verſprichſt, das kann ich halten! und bietet
Nun dem Kaufherrn feſt zum Pfand und zum Siegel die Rechte.

Fünfter Geſang.

O, wie ſchön iſt die Zeit, wenn ſchalkhaft hinter dem Winter
Schon der Lenz ſich verſteckt, wenn früh am Morgen die Lerche
Wirbelt, als hätte ſie längſt das Veilchen geſehen, und dennoch
Abends gern mit dem Spatz ſich unter dem Balken verkröche,
Wo er im Neſte kauert, und wenn die erſte der Primeln
Durch den nämlichen Tropfen, an dem ſie ſich Mittags erquickte,
Während die Sonne ſo brannte, vor Nacht ihr Ende noch findet,
Weil er gefriert und ſie knickt! Wie iſt ſie in Ahnung und Hoffnung
Jener ſpätern voraus, wo ſchleichend hinter dem Sommer
So der Herbſt ſich verbirgt! Die Schauer von Hitze und Kälte
Wechſeln zwar ganz, wie jetzt, allein es ziehen die Schwalben

Und es kommen die Raben, die Einen nicht länger gefeſſelt
Von der Wärme, die Andern nicht länger geſchreckt, auch erblickt man
Schon die Erſtlingsglieder der traurigen Kette von Blumen,
Welche, den Duft und die Farbe zugleich allmälig verlierend,
Schließt in der ſtrohigten Aſter, die ſelbſt der Sturm nicht entblättert,
Sondern der Schnee begräbt! — Die ſchöne Zeit iſt gekommen,
Und ein glückliches Paar, vom kurzen Tage ermüdet,
Weil es die ſpärliche Friſt, die zwiſchen den Nebeln der Frühe
Liegt und den Nebeln des Abends, durch Fleiß zu verdoppeln gewohnt iſt,
Setzt ſich beim Scheine der Lampe behaglich zur dampfenden Suppe
Und verzehrt ſie mit Luſt, doch ſtill und ohne zu reden,
Wie es der Landmann macht, um ſich den Genuß nicht zu ſchmälern.
Dann hebt Chriſtian an: Ich habe die Aecker und Wieſen
Heute wieder gemuſtert und kann es noch immer nicht faſſen,
Daß ich auf eigenem Boden mich müde gelaufen. Er iſt zwar

Nicht ſo fett wie bei uns, auch hat man in müßigen Stunden
Steine genug zu ſammeln und wird ſie ſobald nicht vertilgen,
Weil, wie die Bauern hier ſagen, der Teufel ſie immer von Neuem
Fallen läßt, wenn er Nachts mit vollen Säcken vom Blocksberg
Abfährt, um ſich dafür in Holſtein Seelen zu kaufen,
Aber wie dehnt ſich das aus! Sogar das Eckchen am Berge
Iſt noch unſer, ich fragte! Und Magdalena erwiedert,
Während ſie einige Aepfel als unerwarteten Nachtiſch
Bringt und lächelnd vertheilt: Ich habe dagegen den Garten
Näher beſehen und kann Dir von jeglichem Baume vermelden,
Welche Früchte er trägt, wie viele und wann er geſetzt iſt.
Spare die Frage, Du Schalk, ich hab's den Rinden der Stämme
Nicht entnommen, mir hat's der alte Pfarrer verkündet,
Welcher vorüber kam. Er kann ſich der Zeit noch erinnern,
Wo das Haus nicht ſtand und hat den hinterſten Birnbaum,

Den uns der Mond jetzt zeigt, am Tage, wo man's gerichtet,
Eigenhändig gepflanzt. Den wollte er eben beſuchen
Weil er ihn liebt, und ich denke, wir ſchicken ihm jährlich ein Körbchen,
Ganz bis oben gefüllt mit allen Sorten zur Labung,
Wie es die Andern gethan, obgleich er uns ſchwerlich die Rede
Halten wird, wenn wir ſterben! Du glaubſt nicht, die edelſten Arten,
Wie ſie der Gärtner nur hat, dabei dem Wind, wie entzogen,
Weil die Hügel uns decken, die lang geſchweift ſich dahin ziehn,
Und geſucht auf dem Markt, wie keine! Es wäre Verſchwendung,
Selbſt davon zu koſten, als Weihnachts-Abend. Was horchſt Du?
Chriſtian tritt zum Fenſter und ſpricht, indem er es öffnet:
Regte die Kuh ſich nicht? Ich lege mich heute nicht nieder,
Denn ich traue nicht recht. Es iſt zwar nach dem Kalender
Auf der Thüre im Stall noch eine Woche, doch weiß ich,
Daß ſich die Knechte verrechnen, indem ſie der Striche zu viele

Oder zu wenige machen, und habe ich, ohne zu murren
Oder auch nur auf's Geheiß zu warten und Kaffee zu fordern,
Fremdes Vieh bewacht, wie ſollt' ich das eig'ne vergeſſen!
Lachſt Du nicht mit? Das eig'ne! Ich glaube noch immer zu träumen.
Magdalena verſetzt: ich höre nicht auf, mich zu wundern,
Wenn ich ſo Alles bedenke, am meiſten aber erſtaun' ich
Ueber die Trauung ſelbſt. In ſtattlicher Kutſche zu fahren,
Während Vater und Mutter zu Fuße gingen und triefend
Vor dem Paſtor erſchienen, die angeſehene Herrſchaft
Und den Doktor als Zeugen zu haben, während den Eltern
Hirt und Wächter dienten und mürriſch das Wetter verfluchten,
Und am Abend der Schmaus: es war, um den Kopf zu verlieren!
Wäre Dir nicht der Hut herunter gefallen, indem Du
Gar zu eilig den Wagen beſteigen wollteſt, und hätte
Ich nicht die Locken zerdrückt und Kranz und Bänder verſchoben,
Als ich zur Seite rückte: es wäre zu prächtig gegangen

Und man hätt' uns zu ſtark beneidet, vielleicht gar beredet.
Aber nun gab's für die Andern in Hülle und Fülle zu lachen
Und wir Beide kamen nicht eher aus dem Erröthen
Wieder heraus, als im Dom, wo neue Sorgen begannen,
Oder erging es Dir beſſer? Ich zitterte kindiſch, zu zeitig
Oder zu ſpät mit dem Ja zu kommen, obgleich ich als Kind ſchon,
Hinter den Stühlen der Kirche mich mit den Geſpielen verſteckend
Um vom brummenden Küſter nicht fortgetrieben zu werden,
Manche Trauung geſeh'n und Alles gehörig beachtet,
Was den Bräuten geziemt! Da iſt es mir anders gegangen! —
Sagte Chriſtian jetzt — Sobald ich die Orgel vernehme
Und den gekreuzigten Heiland mit ſeinen Wunden erblicke,
Hab' ich die Welt im Rücken und könnte Königen ſelber
Feſt in die Augen ſchau'n! — So recht, noch einige Klötze
In den Ofen geſchoben, damit ich nicht friere. Wie emſig

Biſt Du aber geweſen. Wie blinken Tiegel und Pfannen,
Nun ſie die Flamme beleuchtet! So iſt der Keſſel von Kupfer,
Statt von Meſſing? Wie glänzt er! Den Spiegel wirſt Du nicht brauchen,
Jedes Geſchirr erſetzt ihn, wir könnten ihn wieder verkaufen,
Wenn mein Bart nicht wäre, und dieſen laſſe ich wachſen,
Wie ſie's hier Alle thun, die Hirten ſogar und die Fiſcher.
Was wir aber behalten, das ſind die heiligen Bilder
Von dem verlorenen Sohn. Mit Dieſem hab' ich als Knabe
Oft zu Mittag gegeſſen. Mein Vater pflegte zu ſagen,
Wenn es an Allem gebrach, ſogar an Salz und Kartoffeln,
Wie ſich's im Winter zuweilen begab, wenn Faſtnacht vorbei war:
Heute ſind wir bei Dem zu Gaſt gebeten! und zeigte
Auf die luſtige Tafel, ſie hing vergilbt und verräuchert
Ueber dem Ofen und hatte gewiß ſchon den zehnten Beſitzer,
War auch nicht zu verkaufen und galt nicht einmal als Pfandſtück,

Wo der Wüſtling ſchwelgt und wo ihn die Dirnen beſtehlen.
Trunken hebt er das Glas, den Wein verſchüttend, zu Füßen
Liegt ihm ein leckeres Brot, vom Arm herunter geſtoßen,
Welches ein Hund beſchnüffelt, indeß er, wenn er ſich wendet
In den geſchaukelten Stuhl, es augenblicklich zertreten
Oder beſchmutzen muß, und dies muß eilig geſchehen,
Wenn er nicht ſtürzen will. Der Tiſch iſt reichlich beladen
Mit den erleſenſten Speiſen und ausgewählten Getränken,
Aber ich wünſchte mir nichts von dem ganzen glänzenden Gaſtmahl
Für den brennenden Hunger, als dieſes Brot und ich hab' es
Tauſendmal in Gedanken verzehrt und werde auf Erden
Niemand wieder beneiden, wie dieſen Hund, der ſo ſatt iſt,
Daß er es kaum beriecht. Nun geh' mir aber zu Bette!
Wenn ſich der Wind noch mehr erhebt, ſo will ich mich freuen,

Daß ich mein Feuer ſchüre und nicht mit dem Schmied und dem Tiſchler
Auf dem Ocean ſchiffe, Du aber träume geſchickter,
Wie in der letzten Nacht, von Wilhelm und Anna, ſie haben's
Jetzt ſo gut, wie die Meiſten, der Weihnacht hat ſie gekräftigt! —
So verſtrichen dem Paar die Stunden, die Tage und Wochen,
Eine der anderen gleich und keine beſſer und ſchlechter,
Wie im himmliſchen Reich; ſie ſprechen zu keiner: verweile!
Oder: entferne dich raſcher! Denn alle bringen daſſelbe.
Nur die Arbeit wechſelt. Der Pflug geht heute zu Felde,
Morgen wackelt die Egge ihm nach und ebnet die Furchen,
Welche er zog in der Erde, und wenn die beiden im Schuppen
Wieder ruhen, verſucht ſich die längſt gedengelte Senſe
Schon am erſten Graſe. Indeſſen folgte der Primel
Mit dem fröhlichen Spatz, der ſelbſt dem Winter noch Trotz beut,
Still das liebliche Veilchen, von Fink und Lerche begleitet,
Und der heiße Hollunder, dem Maienglöckchen verſchwiſtert,

Welcher die Nachtigall durch ſeine betäubenden Düfte
Aus dem Schlummer erweckt. Wer ſchwitzt, der ſieht in der Sonne
Nur noch die Uhr, nicht den Stern, und alle Blumen und Vögel
Sind für den Ack'rer nicht da. Doch Samſtags bückt er ſich gerne,
Wenn er am Abend die Ochſen zu Hauſe treibt, um ein Sträußchen
Mit zu bringen, ſo gut er's eben findet, das Sonntags,
Vor den Buſen geſteckt, die Liebſte ziere zum Kirchgang.
Dieß that Chriſtian auch und Magdalena bedankte
Sich am folgenden Tag durch irgend ein neues Gemüſe,
Welches der Garten gebracht, ſei's nun das zarte Radischen
Oder der friſche Spinat und was die gütige Erde
Weiter bietet. So ſind die fröhlichen Pfingſten gekommen
Und mit dunkelnder Nacht, es war noch ſo Vieles zu ordnen,
Um die feſtliche Raſt mit Ruhe genießen zu können,
Tritt er ſingend in's Haus und bringt ihr den erſten Hollunder.
Stumm am Herde beſchäftigt und gegen die Thüre den Rücken

Kehrend, ſcheint ſie ihn nicht zu hören, da tickt er ihr leiſe
Mit den thauigen Blumen auf ihren glühenden Nacken,
Deſſen Tuch ſich verſchob. Sie fährt ein wenig zuſammen
Vor der plötzlichen Kälte, wie wird ihm aber zu Muthe,
Als ſie, ſtatt ſich zu freuen und ihm nach ihrer Gewohnheit
Aus der dampfenden Pfanne den erſten Biſſen zu reichen,
Daß er koſte und lobe, den Strauß in wilder Bewegung
Aus den Händen ihm reißt und in die Flammen ihn ſchleudert.
Aengſtlich ſieht er ſie an, doch eh' er die Lippen noch öffnet,
Stürzt ſie ihm an die Bruſt und weint, als hätte ſie eben
Himmel und Erde gekränkt und könne ſich nimmer verzeihen.
Sie zu beſchwichtigen, will ihm lange durchaus nicht gelingen,
Denn ſie bebt vor ſich ſelbſt und fragt umſonſt nach dem Grunde
Dieſer heftigen Wallung. Sie hatte ihn freilich ein Stündchen
Früher erwartet zum Eſſen und Alles war ihr verbraten,

Doch erklärte das Nichts. Da tritt, um Feuer zu zünden,
Eine Alte herein, die ſie verwundert betrachtet,
Als ſie die Thränen erblickt, die immer noch rollen und der ſie
Haſtig erzählt, was geſcheh'n, damit ſie zu Chriſtians Nachtheil
Nicht das Verkehrte glaube. Die führt ſie ſchmunzelnd bei Seite,
Fragt ſie Manches und lacht. Dann ſpricht ſie, indem ſie ſich wendet:
Ruft mich herüber, ſobald ſich die erſten Halme vergolden,
Länger wird's wohl nicht währen und ſorgt indeß für die Hemden.
Was den Sünder betrifft, ſo muß er geduldig ſich faſſen,
Wenn's auch noch ärger kommt und denken, es zanke ſein Kindlein,
Du gebrauche Dein Recht, Du darfſt jetzt kratzen und beißen.
Als ſie ſich humpelnd entfernt, will Chriſtian tanzen und jubeln,
Magdalena jedoch bedeckt ihr Geſicht mit den Händen,
Wie am Hochzeits-Abend, als Alle neckend den Erſtling
Leben ließen, und nicht aus Schaam allein und Verwirrung.
Da beſinnt er ſich ſchnell und ſagt, um ihre Gedanken

Abzuleiten: Mich hungert! und als ſie eſſen und trinken,
Fügt er hinzu: Nun mußt Du mir morgen gewiß auf den Brocken,
Wie Du mir's Oſtern verſprochen, denn wenn wir's wieder verpaſſen,
Wird Dir das Steigen zu ſchwer und immer wär' es doch ſchade,
Wenn der Sommer verginge, bevor wir mit eigenen Augen
Urian's Sitz uns beſeh'n, um nicht zu ſehr zu erſchrecken,
Wenn es im kommenden Herbſt rumort zu unſeren Häupten!
So beſchwichtigt er ſie und heiter verſtreichen die Pfingſten,
Denn, vom herrlichſten Wetter begünſtigt, erklimmen ſie wirklich
Den verrufenen Berg, vor dem ſie als Kinder ſchon bebten,
Wenn die Mutter, im Winter, beim Schein der erlöſchenden Lampe
Sie entkleidend, die Thaten des Beſenſtieles erzählte,
Und der Vater zum Schluß des feurigen Drachen noch dachte,
Während ſie, ſchaudernd vor Angſt, wie vor Froſt, in die Kiſſen ſich wühlten.
Seltſam ſtarrt er ſie an mit ſeinen Stollen und Schachten,

Die zur Hölle hinunter zu führen ſcheinen und hätten
Sie's auch nie gehört, daß alle Dämonen hier hauſen,
Würden ſie dennoch zittern, dem Teufel hier zu begegnen,
Wenn die dunkelnde Nacht ſie unter den Fratzen-Geſtalten
All' der Felſen beſchliche, die ringsum drohen und äffen
Und vielleicht um die Stunde der Geiſter zum Leben erwachen,
Um durch die Lüfte als Jäger auf glühenden Roſſen zu ſtürmen,
Oder als Gnome zu ſpuken und waſchende Mägde zu plagen.
D'rum beeilen ſie ſich, zurück in die Thäler zu kommen,
Die er nur dann betritt, wenn ein entſetzlicher Frevel
Ihm den heiligen Kreis der ſchirmenden Engel geöffnet,
Und beim Sinken der Sonne ihr Dörfchen wieder erreichend,
Wo das Geläut' gerade verhallt, geloben ſich Beide,
Halb den Schwindel vor Augen und halb die empfundenen Schauer,
Auch in den Gliedern gelähmt, wie nie, und verlacht von den Nachbarn,
Keinen Feſttag wieder auf dieſe Weiſe zu feiern.
Ihr verbietet ſich's auch von ſelbſt, denn ganz, wie's die Alte

Prophezeite, geſchieht's. So wie die Roſen erglühen,
Werden die Wangen ihr bleich und als die Levkojen ſich füllen,
Kann ſie ſich kaum noch bücken, ſie abzupflücken. Nur Eines
Trifft nicht zu, ſie wird nicht launiſch, wie And're, die erſte
Heftige Wallung iſt zugleich auch die letzte geweſen,
Aber unendliche Trauer bemächtigt ſich ihrer und ſtündlich
Gehen die Augen ihr über. Er ſucht umſonſt zu erfahren,
Was ſie drückt, doch er kann ſich genau des Tags noch erinnern,
Ja, der Stunde ſogar, wo ihr in plötzlicher Zuckung
So die erſten Thränen entſchoſſen. Sie hatte ſo eben
Leiſe gebetet, wie's ſchien, und hielt die flehenden Hände
Noch gefaltet, wie er, durch's Fenſter lauſchend, bemerkte,
Denn er kam zum Eſſen. Da fuhr ſie auf einmal zuſammen
Und begrub ihr Geſicht im Schooß. Er nahte ſich haſtig,
Weil er dachte, ſie ſei vielleicht von Schmerzen befallen,
Doch ſie erhob das Haupt und ſuchte zu lächeln. Verwundert

Sah er ſie an. Da begann ſie zu ſchluchzen und ging in die Küche,
Um ſich auszuweinen. Er folgte ihr, aber vergebens
Fragte er, was ihr ſei. Indeſſen verdrängte den Sommer
Schon der ergiebige Herbſt, und ſelten noch ſtrotzte ſein Füllhorn
So von Allem zugleich, was für den traurigen Winter
Keller und Böden uns füllt. Denn meiſtens bringt er das Eine
Reichlich, um mit dem Andern zu kargen, da Hitze und Kälte,
Naſſes und trockenes Wetter faſt nie ſo günſtig gemiſcht ſind,
Daß auf jegliche Frucht nach Art und Maß und Bedürfniß
Immer das Rechte käme und keine im Wechſel erfröre
Oder erſtickte. Die Bäume im Garten drohen zu brechen,
Denn die nächtlichen Fröſte des Mai's vertilgten die Raupen
So erbarmungslos, daß neben Hummeln und Bienen
Faſt der luſtigſte Schwärmer, der farbige Schmetterling, fehlte,
Als ſie den Raubzug hielten im Reiche der Blumen und Blüten,

Und die Aehren ſind ſchwer, als trügen ſie goldene Körner
Und zerknicken die Halme, bevor noch die Sichel gewetzt iſt.
Nun giebt's drinnen und draußen zu thun. Das Obſt zu beſorgen,
Fühlt ſie ſich noch im Stande, wenn er's des Abends nur ſchüttelt,
Was ſie ſelbſt nicht vermag. Sie ſchlichtet am Tage die Haufen,
Nimmt das Erquetſchte für ſich, wie früher das Würmer-Geſtoch'ne,
Schickt das wenig Verletzte, das Uebermürbe und Weiche
Auf den Markt zum Verkauf und legt das Beſte bei Seite,
Um es, wenn Mangel entſteht, zu höherem Preis zu verſilbern.
Er dagegen iſt fleißig im Felde und macht die Erfahrung,
Daß der Thätigſte ſelbſt für ſich die Kräfte noch immer
Anders braucht, als für Fremde, denn hat er früher für Zweie
Schaffen können, ſo kann er's jetzt für Dreie und fühlt ſich
Doch zur Nacht nicht zu müde, um mit im Hauſe zu helfen.

Schon ſind Roggen und Waizen in ſicherer Scheuer geborgen
Und ſo hat denn der Menſch ſein Theil, nicht minder die Gerſte,
Welche dem Maſtvieh Mark und Fett und ſchweres Gewicht giebt,
Und es ſpritzte von oben nicht Eine Wolke! Es fehlt jetzt
Nur noch der Hafer des Pferdes, ſo iſt bis auf die Kartoffel,
Die dem Thier mit dem Menſchen gemein iſt, die Ernte vollendet.
Heut ſoll dieſer daran, indeß im Garten die Quitten,
Welche allein noch hängen, den luftigen Platz auf den Zweigen
Mit der dumpferen Kammer, wo auf der reinlichen Schütte
Schweſtern und Brüder ſchon lagern, vertauſchen müſſen: die Garben
Fliegen luſtig hinauf zum Wagen, da ſieht man den Nachbar
Haſtig nahen und winken mit ausgezogener Weſte,
Weil's ihm am Tuch gebricht. Mit halb beladener Fuhre
Jagt ihm Chriſtian gleich entgegen. Was trifft er zu Hauſe?
Eine glückliche Mutter, die unter Lachen und Weinen,
Roth und weiß zugleich, wie Apfelblüte, ein Knäblein

Trinken läßt. Sie iſt nur kaum in's Bette getragen,
Denn ſie hat es im Grünen geboren, als ſie ſich bückte,
Eine vergeſſene Birne empor zu heben, die gelblich
Blinkte unter dem Graſe. Er küßt ſie leiſe und flüſtert:
Siehſt Du, daß man nicht ſtirbt? Nun trockne denn eilig die Thränen,
Die mich ſo lange geängſtigt. Sie aber erwiedert mit Seufzen:
Ach, das habe ich nie gefürchtet: Ich hatte gebetet,
Daß es nicht kommen mögte, doch eh' ich das Amen geſprochen,
Hüpfte es mir zur Strafe im eigenen Schooße entgegen!

Sechſter Geſang.

Unterdeſſen erwartet der Kaufherr, welcher die Gattin
Nach Italien führte, in Rom das ſtille Ereigniß,
Denn es ſollte ſo ſein, als hätte ſie ſelber geboren.
Endlich erhält er den Brief, von außen ſchon leicht zu erkennen
An den eiſernen Zügen der dennoch zittrigen Handſchrift,
Welcher die Meldung bringt. Er trägt ihn, ohne zu öffnen,
Gleich hinüber zu ihr und ſpricht: es hat ſich entſchieden,
Aber nun frage Dich Ein's, bevor das Siegel gelöſt wird:
Iſt Dir jegliches Kind willkommen? Die wirkliche Mutter
Unterſcheidet nicht zwiſchen dem einen und zwiſchen dem andern,
Ja es iſt ſo beſtimmt durch Gottes ewige Fügung
Und den Zug der Natur, daß ihr das gebrechliche Weſen

Ueber das kräftige geht, das kränkliche über's geſunde,
Aber die Fremde erſchrickt vor einem verwachſ'nen Gebilde
Und ſie findet das Weinen und Schreien des Buckels abſcheulich,
Was ſie dem Engelsköpfchen verzeiht und gelaſſen erduldet.
Sie erwiedert: Das habe ich Alles bedacht und erwogen
Und bin meiner gewiß. Was Gott uns ſendet, das werde
Ich mit Liebe begrüßen. Und wäre das Schickſal der Sarah
Mir noch am Ende beſtimmt, ich machte ſie nimmer zur Hagar,
Nein, ich fühlte mich doppelt beglückt und doppelt geſegnet
Und man ſollte nicht ahnen, daß ich nur Eines von Beiden
Unter dem Herzen getragen, ſo redlich würde ich theilen,
Was im Buſen mir wohnt, das kann ich Dir heilig betheuern.
Aber erbrich nun den Brief, damit ich vor Allem erfahre,
Wie es ihr ſelber ergangen, ich habe ſchon lange gezittert.

Raſch durchfliegt er das Blatt und ſpricht mit Lächeln: wie Eva!
Und das Kind iſt geſund und wohl gebildet. Da treten
Ihr die Thränen in's Auge und erſt zum Himmel die Hände
Hebend, dann den Gemahl umarmend, vergeht ſie in Rührung.
Aber er ſelber ſagt: ich darf den nackenden Knaben
Ruhig zum Erben ernennen. mir lebt kein einz'ger Verwandter,
Welcher mir näher ſtände, und heut' noch ſchreib' ich nach Hamburg
Und beſtelle die Taufe zum Mai. Ich werd' ihn erziehen,
Daß er in jeglichem Armen den Bruder ſieht und ihn tröſtet
Und ſo ſorg' ich durch ihn, den Sohn des Volkes, noch immer
Ueber das Grab hinaus für's Volk und gebe ein Beiſpiel,
Wie man Geſpenſter beſchwört und doch nicht die Kugeln vertheuert.
Denn dies liegt mir am Herzen. Es wanken im innerſten Grunde
Alle Staaten der Erde und wenig wird nur gebeſſert,
Ob die Rotten des Pöbels den Diener des Fürſten erſchlagen,

Und die blutige That auch blutig büßen und ſühnen,
Oder noch ſchlechtere Junker den Mann des Geſetzes erſchießen
Und, dem Richter entzogen, der Aechtung des Dichters verfallen.
Alles lebt nur von heute auf morgen, beſonders Parteien,
Und ſo gewaltig die Kämpfe auch ſind, ſo ſchrecklich die Siege,
Die ſie im wechſelnden Spiel des Kriegs einander entreißen:
Immer muß ich der Knaben am Fluſſe gedenken, die ſchaudern,
Wenn er, von allen Gewäſſern der ragenden Berge geſchwollen,
Rauſcht und ſich ſchäumend ergießt und jubeln, wenn ſie ihn endlich
Wieder gefrieren ſeh'n. Wer wird ſich des Kahns noch erinnern,
Wenn er den Schlittſchuh braucht, und wer des roſtigen Schlittſchuhs,
Wenn er im Kahne fährt? Warum den Einen verzimmern
Oder den Anderen putzen? Jetzt dauert's ja immer und ewig!
Geht es fort, wie bisher, ſo werden Stände die Stände,

Völker die Völker vertilgen und in die ſchweigende Oede
Kehren die Thiere zurück, die einſt dem Menſchen gewichen.
Aber Du weißt, wie ich denke, nun eil' ich und ſchreibe dem Doctor! —
Alſo geſchah's. Doch nie erſchien ein Winter ihr länger,
Als der jetzige, welchen ſie unter den Myrthen verlebte,
Denn das munt're Gewimmel der bunten römiſchen Feſte
Oder der heitere Chor der ewig lächelnden Muſen,
Welche den zweiten Olymp hier fanden, vom erſten vertrieben,
War für ſie nicht vorhanden, und wenn ſie die Roſen erblickte,
Die, vom gemilderten Hauch der afrikaniſchen Wüſte
Angeblaſen, noch immer die friſchen Gärten verzierten,
Konnte ſie's kaum begreifen, daß ihre Schweſtern in Deutſchland
Nur in Kübeln und Töpfen die eingeſchlafene Triebkraft
Friſten ſollten, indeß des Nordpols wüthendſte Stürme
Eiſig ſauſ'ten und Schnee und Regen ſich grimmig bekämpften.
Endlich wird es in Rom ſo heiß, daß Jeder des Landes

Hinter den Alpen mit Sehnen gedenkt, denn plötzlich erſcheint hier
Immer der Sommer, er wird nicht ſanft vom lieblichen Frühling
Eingeführt, er iſt da, und gleich verſchrumpfen die Wieſen,
Deren erquickliches Grün im Norden ſich ewig erneuert.
Aber der Kaufherr ſpricht: Jetzt hängt man die Pelze in Hamburg
An den Nagel und ſucht in Harvſtehude ſich Primeln,
Darum mein' ich, wir laſſen den Knaben allmälig entwöhnen
Und begeben uns dann, dem Veilchen folgend, verweilend,
Wo es eben erblüht und ſcheidend, wo es vertrocknet,
Auf den Weg nach Hauſe. Und alſo ward es geordnet.
Aber das junge Paar im Harz verbrachte den Winter
Froh wie keinen vorher. Wer zählt die Freuden der Eltern
An der Wiege des Kindes und wer die Wonnen der Mutter,
Wenn ſie noch Alles in Allem ihm ſein darf, während der Vater
Ihm noch ferne ſteht, wie Himmel und Erde, und einzig

Durch die Sorge für ſie, die Beide vertritt, wie ihn ſelber,
Seine Liebe zu ihm bethätigt! Wer nennt uns die Sproſſen
Dieſer goldenen Leiter der reinſten Gefühle, auf welcher
Sich der Menſch und der Engel begegnen und tauſchen, und welche
Alle Sphären verbindet und alle Weſen vereinigt!
Welches irdiſche Glück iſt dieſem höchſten vergleichbar,
Das uns über uns ſelbſt erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es verſagt, wem wird es gekränkt und geſchmälert?
Wie der Kelch der Gemeinde auf gleiche Weiſe an Alle
Kommt und Alle erquickt, ſo kommt auch dieſes an Alle:
Fürſten empfinden's nicht tiefer und Bettler empfinden's nicht ſchwächer,
Weil die Einen den Säugling in Purpur wickeln, die Andern
In die Krippe ihn legen, das giebt kein Mehr und kein Minder
Und ſo iſt die Natur gerecht im Ganzen und Großen
Und vertheilt nur den Tand, die Flitter, nach Luſt und nach Laune!
Habt Ihr Euch je ein Neſt mit Kinder-Augen betrachtet?

So vergrößert es Euch und ſetzt zwei glückliche Menſchen
Statt der Vögel hinein und einen lieblichen Knaben
Statt des piepſenden Jungen, das Atzen und Gluſtern und Bluſtern
Bleibt daſſelbe. Wie wird zuerſt darüber geſtritten,
Wem er gleicht! Ein Jeder entdeckt die Züge des Andern,
Weil er ſie lieber ſieht, als ſeine eig'nen, doch täglich
Iſt das kleine Geſicht verändert und völlig unmöglich
Scheint es, Frieden zu ſchließen. Es ſind am Ende die Eltern,
Seine oder die ihren, die auferſtehen im Enkel,
Weil ſie, Chriſtian ſagt's, vergaßen, ſich malen zu laſſen.
Welch ein Ereigniß iſt das erſte wirkliche Lächeln,
Das die Mutter auf ſich bezieht und jubelnd berichtet,
Daß er ſie nun ſchon kenne, und wenn ſie gehe, vermiſſe!
Dann die zappelnden Arme, die ihren Nacken umklammern,
Wenn ſie ſich niederbückt, ſo wie die beſeelteren Blicke
Und der erwiederte Kuß! Zuletzt die ſtampfenden Beine,
Welche die Erde ſuchen und dennoch ſcheuen, das Lallen

Mit gebundener Zunge und ungeduldigen Lippen,
Und der vernehmliche Laut! Wie oft muß Chriſtian kommen,
Um ihn ſchlummern zu ſeh'n! Wie gern verläßt er die Tenne,
Wo er driſcht, und verdoppelt nachher die gewichtigen Schläge
Des geſchwungenen Flegels, um das Verſäumte bis Abend
Wieder einzubringen! Und iſt nicht der Knabe in Wahrheit
Größer und klüger, als and're? Das Tannenbäumchen, zu Weihnacht
Angezündet, iſt zwar noch überflüſſig geweſen,
Aber erfreut er ſich nicht des luſtigen Hahnes zu Lichtmeß,
Welcher zuweilen die Stube beſucht, des geſchüttelten Kammes
Und des plötzlichen Krähens? Der Hahn macht eben Viſite
Und das Knäblein kreiſcht und klatſcht vergnügt in die Hände,
Als der römiſche Brief, der ſeine Entwöhnung gebietet,
Eintrifft. Chriſtian lieſ't und ſpricht: jetzt gieb ihm zu trinken,
Daß er ruhe und ſchlafe, wir haben zuſammen zu ſprechen.

Doch ſie erbleicht und ruft: Die Oſtern ſind vor der Thüre
Und ich weiß, was es iſt! Es fährt mir nur ſo in die Glieder,
Daß ich ihm nicht die Bruſt zu reichen wagte und wenn er
Hungriger wäre, wie je. Er muß ſich heute behelfen!
Chriſtian aber verſetzt: ſo ſeid Ihr auf immer geſchieden,
Denn die Stunde iſt da. Zu morgen bring' ich Dir Wermuth,
Daß er von ſelbſt verzichtet, er geht ja bald auf die Reiſe
Und da muß er die Kuh vorher als Amme gewohnt ſein.
Magdalena ſchweigt, doch wohl bemerkt es der Gatte,
Daß ſie weint in der Nacht und auf die leiſeſte Regung
In der Frühe das Kind noch einmal ſtillt. Es erbarmt ihn,
Daß ſie es heimlich thut, als wäre es ſchon ein Verbrechen
Und ihn ſelber mit Angſt betrachtet, ob er auch ſchlafe,
Und er hütet ſich wohl, durch irgend eine Bewegung
Sie zu ſtören, er läßt ſogar von ihr ſich erwecken,
Um die letzte Beſorgniß in ihr zu erſticken, obgleich er

Zittert, wenn er ſich fragt: wie wird's nur weiter ergehen?
Aber es ſcheint, als hätte ſie ihre Mutter-Gefühle
Jetzt für immer bezwungen, denn leichter, als er ſich's dachte,
Reicht ſie am folgenden Tage dem ſträubenden Knaben die fremde
Nahrung, die er nur ſelbſt beharrlich ſich weigert, zu nehmen
Und iſt, wenn auch nicht froh, doch ſtill und in ſich beruhigt.
So verſtreicht die Woche, er will ſich durchaus nicht gewöhnen,
Doch er fällt nicht vom Fleiſch, zu Chriſtians höchſter Verwund'rung,
Der ihn nicht eſſen ſieht, und dennoch gedeihen und wachſen,
Und ſie ſelber enthält ſich edel jeglicher Klage.
Sonntags Morgens läßt die Mutter ihn tanzen und ſpringen,
Während der Vater pfeift, da löſ't ſich zu Beider Entzücken
Hell das erſte Mama von ſeinen ſtammelnden Lippen.
Chriſtian will ihn küſſen, doch eh' er ſich ſeiner bemächtigt,
Reißt ſie ſelbſt ihn empor und preßt ihn gegen den Buſen,
Daß er erſchrickt und weint, und ruft: ich laſſe Dich nimmer!

Weg mit Aeckern und Wieſen! Wir haben Arme und Beine
Und wir ſind nicht Güter, wir ſind nur Liebe Dir ſchuldig!
Daß Du es weißt, mein Freund! Er hat noch immer getrunken,
Und es wird ihm kein Tag an ſeinem Jahre entzogen,
Hierin bin ich Dir feſt, in allem Andern gefügig!
Hungern will ich und durſten, wie Vater und Mutter es thaten,
Frieren und nackend geh'n und ganze Nächte nicht ſchlafen,
Doch ich gebe ihn nicht und müßt' ich mich ſelber verkaufen!
Chriſtian aber erwiedert: Du weißt doch, was wir gelobten,
Weißt doch, daß ich Dir nicht gerathen, noch Dich getrieben,
Weißt doch, daß ich nur zögernd und nicht im Galopp Dir gefolgt bin!
Nun ſo wiſſe noch Ein's: ich habe, ſo lange ich lebe,
Nie mein Wort noch gebrochen und werde auch dieſes nicht brechen,
D'rum entwöhne ihn morgen, ich bring' Dir den Wermuth noch einmal.
Sie verſtummt, denn ſie hat noch nie ſo ernſt ihn geſehen,

Und er ſchreitet hinaus, er ſagt, die Kräuter zu pflücken,
Aber er thut es nur, um ihr den Kampf zu verhehlen,
Welchen er ſelber kämpft und welcher die Seele ihm ſpaltet.
Sie hingegen umarmt und küßt den Knaben auf's Neue,
Daß ſie ihn faſt erſtickt und ruft, als ob er's verſtände:
Nein, ich laſſe Dich nicht, es möge kommen, was wolle!
Und bevor noch der Abend herab auf die Erde ſich ſenkte,
Iſt ihr Entſchluß gefaßt: ſie will ihn ſtehlen und fliehen.
Still bereitet ſie nun das kleine beſcheidene Bündel,
Das ihr ſelber gehört, und wenn ihr die Thränen auch reichlich
Strömen bei dem Gedanken an die ſo bittere Trennung
Von dem Herzlich-Geliebten, ſo fühlt ſie dennoch im Innern
Durch dieß ſchmerzliche Opfer zugleich ſich geſtärkt und gehoben
Und ſo wie das Vertrauen auf Gottes Erbarmen und Hülfe
Wächſt durch dieſes Gefühl, ſo ſteigt auch die lächelnde Hoffnung
Leiſe wieder empor vor ihren verdüſterten Blicken,

Und ſo ſieht ſie am Ende der langen Reihe von grauen
Monden und Jahren ein gold'nes und ſternengekröntes ſich winken.
Morgen muß es geſcheh'n, denn morgen ſoll ſie die Quelle,
Welche ihr ſelber entſpringt, verſtopfen: wie will ſie ihn tränken,
Wenn ſie verſiegte? Ein Dach iſt leichter zu finden, es wohnen
Menſchen in jeglicher Hütte und Engel bereiten die Stätte,
Wenn ſich die Unſchuld naht, von Reue und Buße geleitet.
Schüchtern erkundet ſie nun die nächſten Wege und Stege,
Denn, vom Locomotiv entführt in brauſender Eile,
Kennt ſie die Straße nicht, auf der ſie gekommen und die ſie
Jetzt mit Tritten des Huhns zurück zu meſſen beſchloſſen,
Weil ihr Wilhelm und Anna vor Augen ſtehen, wie Sterne.
Als der Tag nun erſcheint, da kocht ſie dem Gatten zum Abſchied
Noch ſein liebſtes Gericht, doch kann ſie ſelber nicht eſſen,
Denn ihr fiebert der Kopf, ſie hat die Nacht nicht geſchlafen,

Und ihr hüpfen die Pulſe, als wollten die Adern zerſpringen.
Chriſtian merkt es wohl, ihm ſind die heimlichen Thränen
Auch nicht entgangen, doch denkt er: ſie will ſich endlich bezwingen
Und es koſtet ſie viel! Da klopft er ihr bloß auf die Wange,
Als er ſich wieder erhebt und ſpricht: wir machen ihn glücklich!
Um die Dämmerungszeit begiebt er ſich dann in die Schmiede,
Wo man die Eiſen des Pfluges ihm ſchärft, nun richtet ſie Alles
Für den Abend und ſchleicht ſich fort, in doppelte Tücher
Ihren Knaben gehüllt und unter dem Arme das Bündel.
Aengſtlich ſpäht ſie umher und duckt ſich hinter die Büſche,
Wenn ſie Kommende hört, ſie ſteh'n zwar noch nicht im Laube,
Aber ſie decken ſie ſchon, wenn nur der Knabe durch Schreien
Das Verſteck nicht verräth. Doch geht auch Mancher vorüber,
Der mit flüchtigem Auge das Reiſig ſtreift und ſich wundert:

Keiner der Wenigen iſt darunter, welche ſie kennen,
Still auch verhält ſich das Kind, durch leiſes Schaukeln beſchwichtigt,
Und es ſenken die Schatten des Abends ſich bald ſo gewaltig,
Daß ſie ſich eilen muß, um nur die verlaſſene Hütte
Zu erreichen, in der ſie die Nacht zu verbringen beſchloſſen.
Einem Jäger gehört ſie und liegt im Walde. Sie kennt ſie.
Weil ſie mit Chriſtian einſt, den fernſten Acker beſuchend,
Sich vor Regen und Schloßen in ihr verborgen. Ein Lager,
Das ſie im Innern trifft, aus dürren Blättern bereitet,
Kommt ihr freilich zu Statten, doch mögte ſie's lieber entbehren,
Denn ſie fürchtet, es könnten auch andere Gäſte erſcheinen.
Doch ſie ſetzt ſich und reicht dem Knaben die Bruſt, die er lange
Taſtend und greifend gefordert, und zieht zur eig'nen Erquickung
Einen der Aepfel hervor, womit ſie die Taſche gefüllt hat;
Schmecken will er ihr nicht, ſie legt ihn wieder bei Seite,

Als ſie eben gekoſtet, indeß der Knabe behaglich
Trinkt, als wär' er daheim, und in den Pauſen des Athmens
Kichert und endlich verſinkt in ſeinen gewöhnlichen Schlummer.
Brauſend erhebt ſich der Wind und wirft die trockenen Zweige
Auf das bretterne Dach und bläſ't, als wollt' er's entführen.
Aber ſie heißt ihn willkommen, obgleich ſie bei heftigen Stößen
Immer zuſammenfährt, er ſcheint ihr die Ruhe zu ſichern,
Und mit den Kleidern des Bündels den Knaben noch ſorglich bedeckend,
Wühlt ſie ſich ein in die Streu und fällt, erſchöpft von den Qualen
Dieſer Tage, in Schlaf, wie ein Thier, noch eh' ſie gebetet.
Chriſtian kommt indeß mit ſeinen Eiſen zu Hauſe
Und verwundert ſich ſehr, kein Licht zu ſehen, er hat ſich
Länger, wie ſonſt, verweilt, um aus dem Munde des Schmiedes
Manchen Rath zu vernehmen, denn dieſer iſt alt und erfahren,
Aber nicht immer freundlich, und noch viel ſelt'ner geſprächig.

Dennoch verſchließt er gelaſſen den Stall, vergattert den Garten,
Trägt die Eiſen zu Boden, und ſtellt ſie, Alles im Finſtern,
Hinter dem Schornſtein auf. Dann lauſcht er hinein in die Küche,
Wo, er hört's vor der Thür, die Suppe brodelt, und als er
Magdalena beim Feuer nicht findet, wie er erwartet,
Oeffnet er leiſe die Stube und fragt im Scherz, ob ſie ſchlafe.
Alles ſtumm! Was iſt das? Er taſtet ſich durch bis zur Wiege.
Sie iſt leer! Er erſchrickt und zündet eilig die Kerze.
Ein Gedeck auf dem Tiſch! Die Mutter entfloh mit dem Kinde!
Doch wohin? Noch nicht weit! Es ſind nur wenige Stunden!
Raſch zum Jäger! Er borgt mir ſicher den eifrigſten Spürer,
Und das freundliche Thier iſt willig, zu folgen, es kennt mich.
Wo iſt ein Tuch von ihr? Und wo ein Strumpf von dem Knaben?
Beides iſt ſchwer zu entdecken, doch endlich iſt er ſo glücklich,
Und nun klopft er den Alten heraus und ſtottert zuſammen,

Was er ſelbſt nicht verſteht, von nächtlichem Geh'n und Verirren.
Dieſer bewilligt den Hund, doch zweifelt er an dem Erfolge,
Weil es zu mächtig ſtürmt, als das er die Spur nicht verlöre,
Wenn ſie ein einziges Mal nur gegen den Wind ſich gewendet.
Wirklich dreht ſich das Thier auch lange vergeblich im Kreiſe,
Als es die Stube, wohin es geführt ward, wieder verlaſſen,
Ja, es heult vor Verdruß. Doch plötzlich beginnt es zu ſchnüffeln,
Dann zu wedeln, und fröhlich zu bellen. Nun ſchießt es von hinnen,
Daß ihm Chriſtian kaum mit ſeiner hörnernen Leuchte
Nachzukommen vermag. Es geht zuweilen im Zickzack
Um die Büſche herum, doch nie verſagt ihm die Witt'rung,
Bis es die Hütte erreicht und anſchlägt, um es zu melden.
Welch ein Schreck für die Arme, die drinnen kauert. Was iſt das?
Iſt's ein Wolf vom Gebirg'? Sie ſollen bellen wie Hunde!
Oder iſt es ein Hund? Dann kommt er nicht ohne Begleitung!

Hilf uns, heiliger Gott! Da wird die gebrechliche Thüre
Aufgeſtoßen und ſchnoppernd, doch nicht mit glühenden Augen,
Fährt's im Sprunge herein. Sie greift voll Angſt nach dem Knaben,
Welcher, geweckt aus dem Schlummer und ſeiner behaglichen Wärme
Ohne Schonung entriſſen, mit Händen und Füßen zu ſtampfen
Und zu murren beginnt. „So ſeid Ihr's gewiß und wahrhaftig?“
Ruft mit keuchender Bruſt, — der Hund war grimmig gelaufen,
Als er der Hütte ſich nahte, die ihm bekannt und vertraut war, —
Und die Leuchte erhebend mit ihrem verlöſchenden Lichte,
Aus der Ferne der Gatte, das eifrige Bellen verſtehend.
Raſch nun ſtürzt er heran und ſchließt ſie feſt in die Arme,
Streichelt das Thier, das leckend und dieſes Dankes gewärtig
Ihn umſchmeichelt, und ſpricht: So kannſt Du mich wirklich verlaſſen?
Ich vermögte es nimmer und nimmer, von Dir mich zu trennen.

Doch ſie erwiedert ihm ſanft: Ich kann und ich darf ja nicht bleiben,
Und Du darfſt mich noch minder begleiten, das fühle ich ſelber,
Darum wär's viel beſſer, Du hätt'ſt uns nicht wieder gefunden!
Aber, erſchüttert, wie nie, verſetzt er mit ſtrömenden Thränen:
Kehre nur heute zurück, ſo gehen wir morgen zuſammen!
Sieh', es legt ſich der Wind, auch blinken ſchon einige Sterne,
Und ich trage den Knaben und diene Dir ſelber zur Stütze!

Siebenter Geſang.

Als ſie am folgenden Morgen beiſammen ſitzen — die Sonne
Steht ſchon hoch, doch ſie würden noch ſchlafen, hätte der Jäger
Nicht geklopft und gefragt, wie Alles am Abend gegangen —
Sagt der Gatte mit Ernſt: es werde, wie Du beſchloſſen,
Denn ich darf Dich nicht halten und kann noch weniger dulden,
Daß Du bettelſt, ſo lange mir Arme und Beine geblieben,
Aber wir müſſen noch warten, denn als ein treuer Verwalter
Will ich zum Mindeſten geh'n, und viel noch giebt es zu pflügen.
Dann auch mußt Du mir folgen, wohin ich Dich führe, ich mögte
Dieſem gütigen Herrn nicht wieder begegnen und auch nicht
Dieſer freundlichen Frau, ſo wie dem redlichen Alten,

Die uns gewiß nicht gezwungen und die wir dennoch ſo täuſchen.
Ueber den Ocean müſſen wir flüchten, der Schmied und der Tiſchler
Sind ſchon lange hinüber, und wenn wir ſie finden, ſo werden
Sie uns die Wege bezeichnen und vor den Betrügern uns warnen.
O, ich verblende mich nicht! Du ſagſt mit Recht, daß das Wetter
Drüben wechſelt, wie hier, und daß noch Keiner das Unglück
Mit dem Staube der Straße ſich von den Füßen geſchüttelt,
Wenn er zu Schiffe ſtieg! Es wimmelt von Schelmen und Dieben,
Und wo kämen ſie her und wagten das Rad und den Galgen,
Wenn es ſich anders verhielte? Doch darf man immer noch hoffen,
Während der Menſch in Europa für ewige Zeiten verdammt iſt,
Aus der Hand in den Mund zu leben, und endlich zu darben,
Da die jüngern Kräfte die ſtumpfen des Alters verdrängen,
Ehe die Grube ſich öffnet, wo müde Gebeine zerfallen.

Schweres ſteht uns bevor, und dieſes ſcheint mir das Schlimmſte,
Daß nicht Jedem die Luft bekommt, denn wenn wir erkrankten,
Wären wir auch verloren. Doch Alles kann ja gelingen.
Sieh mich nicht fragend an, ich bin nicht minder entſchloſſen,
Weil ich weiß, was es gilt, und weil die traurigen Bilder
Meiner dürftigen Jugend ſich unter die fröhlichen miſchen,
Welche die neue Welt in leichten Gemüthern entzündet:
Meine Träume ſogar, Du weißt es, ſind immer beklommen,
Doch ich trug ſie noch nie in's Leben hinüber und werde,
Wenn ich auch nicht erwarte, am eigenen Herde, wie heute,
Wieder zu ſitzen und wieder mit eigenen Ochſen zu pflügen,
Zieh'n, als hofft' ich das Beſte, und nur den Knaben bedauern.
Ja, Du lächelnder Schelm, er faßt den Schläfer in's Auge,
Der ſich gerade reckt, Du wirſt es theuer bezahlen,
Daß Du die Milch der Mutter noch trinkſt. In Sammt und in Seide

Könnteſt Du gehen und früh, die Bücher im zierlichen Ränzel,
Und das Pennal in der Hand, das Johanneum beſuchen,
Um Lateiniſch und Griechiſch und Spaniſch und Engliſch zu lernen,
Während Du jetzt vielleicht, in Lumpen gekleidet, die Schweine
Hüten mußt, wie Dein Vater und höchſtens die Stimmen der Vögel
Nachzuahmen verſtehſt, wenn Du dem Metzger die Heerde
Zutreibſt gegen den Winter! Die Handelsſchule beziehen
Und nach einigen Jahren, verbracht auf nützlichen Reiſen,
An der Börſe Dich zeigen, und endlich den ſtolzen Geſichtern
Dich zu geſellen, auf die der Mackler ſchaut, wie der Ack'rer
Auf die Sonne, damit er das Wetter des Tages erforſche!
Das iſt alles dahin! — Doch Magdalena erwiedert
Glühend: Auch die Gefahr, im Pavillon an der Alſter,
Von den Andern verführt, durch Trinken und Spielen und Fluchen
Sich hervor zu thun, und ehe der Bart ihm gewachſen,

Und im zwanzigſten Jahre begraben zu werden, wie Mancher,
Welchem der Rücken ſchon bricht, bevor er ſein Kreuz noch geſehen!
Denkſt Du des Sohn's nicht mehr, der an der Mutter Geburtstag
Und, ich ſchaud're noch heute, vor ihren eigenen Augen
Sich erſchoß, weil ihn Nichts auf Erden noch lockte und reizte?
Laß ihn ſchwitzen, wie wir, ſo wird er gewiß nicht verderben
Und was Menſchen gebrauchen, das können ſie immer verdienen,
Wenn ſie die Mühe nicht ſcheu'n. Du weißt, ich bin nicht ſo ängſtlich,
Wie Du ſelber, obgleich ich zweifle, ob es den Meinen
Beſſer erging, wie den Deinen, was Du ja beſtändig behaupteſt,
Um Dir den fröhlichen Muth, der mich beſeelt, zu erklären.
Nein, wir haben wohl auch, das glaube, gehörig gehungert
Und im Sommer ſogar, und ganze Tage die Hoffnung
Bloß auf den Wind geſetzt, ob dieſer die Bäume des Nachbars,
Welche die Zweige zu uns herüber ſtreckten, nicht ſchütteln

Und uns einiges Obſt beſcheeren werde. Wir lagen,
Ich und die Schweſter, die lange dahin iſt, unter dem Zaune,
Hielten Gras in die Höhe, die Luft zu prüfen und wagten,
Wenn kein Halm ſich bewegte und immer ſtärker der Magen
Knurrte, auch wohl den Wurf. Es mangelt mir nicht an Erfahrung,
Aber ich fürchte mich nicht, ich will Dich mit Freuden begleiten
Und ertragen, was kommt, es wird mich tröſten und ſtärken,
Daß ich mein Kind nicht verkaufte. Ich hätt's ja auch nimmer verſprochen,
Für die Aecker und Wieſen, ich that's, um Dich zu behalten
Und ich dacht' es mir nicht ſo ſchwer. Doch ſeit ich es ſehe,
Ach, was ſage ich da, ſchon ſeit ich es fühle und ſpüre,
Iſt mir zu Muthe, als ſollt' ich mich ſelber zerreißen und theilen
Und die Hälfte begraben! Ich habe geſündigt und will es
Büßen, wie Du's verhängſt, nur Eines mußt Du gewähren,
Ehe wir ziehen, es liegt mir ſchon längſt auf dem Herzen, die Taufe,

Dann hinüber mit Gott und lieber heute als morgen!
Chriſtian lächelt und ſpricht: Die Taufe entſcheidet auch Alles.
Doch es möge geſcheh'n, ſo wie die Felder beſtellt ſind
Und Du ſelber Dein Haus ſo blank geputzt wie ein Käſtchen!
Denn wir dürfen uns nicht den Wellen und Winden vertrauen,
Eh' wir die heiligſte Pflicht erfüllten gegen den Knaben
Und ich wag' es nicht früher, als bis wir, zur Reiſe gerüſtet,
Aus der Kirche ſogleich fort ſchleichen können zum Schiffe.
Beide rühren ſich nun, wie nie, und ſchaffen in Tagen,
Was die Andern in Wochen, doch iſt die Eile auch nöthig,
Denn es nahen die Pfingſten und mit den Pfingſten der Kaufherr,
Wenn er nicht früher kommt, gelockt von dem ſeltenen Wetter.
Endlich iſt es gethan und mit den ſchwieligen Händen
Setzt ſich Chriſtian hin und ſtellt die Rechnung zuſammen,
Zählt den baaren Erlös von Obſt und Korn bis zum Heller
Auf und nimmt für ſich ſelbſt den ſchmalſten Lohn, der dem letzten

Aller Knechte gebührte, für Magdalena desgleichen,
Was die niedrigſte Magd im ſchlechteſten Dienſte bekäme:
Gern erließen ſie's ganz, allein ſie müſſen ja leben!
Nun beſtellt er die Taufe, er bittet den Jäger zum Pathen,
Sagt: wir müſſen verreiſen, ein frommes Werk zu verrichten,
Und erſucht ihn zugleich, anſtatt den gehenkelten Thaler
In die Wiege zu legen, indeß ſein Vieh zu beſorgen
Und auf's Häuschen zu ſeh'n. Mit Schmunzeln erwiedert der Alte:
Darum alſo ſo eifrig und nicht aus Geiz, wie die Knechte
Murrten, welche ſich ſchämten, den Acker vor Dir zu verlaſſen
Und doch fluchten und wünſchten, Du mögteſt die Beine Dir brechen?
Dazu helf' ich mit Freuden! Denn pfleg' ich auch ſelber der Andacht
Leider nur ſelten, nur dann, wenn mich beim Streifen im Walde
Irgend ein Kreuz erinnert, für einen meiner Genoſſen,
Welchen der Wildſchütz traf, mein Vaterunſer zu beten:
Gern doch hab' ich's an Andern, und geh' ich auch kaum noch zu Oſtern

Selbſt in die Kirche, ſo jag' ich doch immer die Knaben von dannen,
Wenn ich vorüber komme, die während der Predigt ſich balgen!
Noch viel williger iſt der Pfarrer, die heilige Handlung
Vorzunehmen, er hat im Scherz ſchon lange getrieben
Und im Ernſt ſich verwundert, daß ſie nicht von ſelber ſich melden.
Nun iſt Alles vollbracht und gleich der folgende Morgen
Wird beſtimmt für die Flucht. Doch Magdalena, die Abends
Spät noch zum Krämer will, erblickt zu ihrem Entſetzen
Einen Wagen im Thor des Gaſthofs, welchem die Herrſchaft
Eben entſteigt und ruft, zu Hauſe fliegend, mit Beben:
Auf! Sie ſind da! Nur hinaus, ſo wie wir gehen und ſtehen!
Chriſtian ſieht auf die Uhr und ſpricht: ſie werden nicht kommen,
Ehe der Morgen tagt, doch freilich müſſen wir eilen,
Denn mir mangelt der Muth, den Beiden in's Auge zu ſchauen,
Und das Kind iſt getauft, denn wäre das nicht geſchehen,

Weiß ich nicht, was ich noch thäte, doch jetzt iſt Alles vorüber,
Darum fort auf der Stelle, der Jäger muß uns verſtecken!
Früh erhebt ſich am Morgen der Kaufherr ſammt der Gemahlin,
Und am würzigen Hauch der Lüfte ſich innig erquickend,
Laſſen ſie raſch ſich vom Diener des Wirths zum Häuschen geleiten.
Bald auch ſtehen ſie davor. Wie blank ſind Fenſter und Läden
Und wie ſauber und rein die Beete des Gartens gehalten,
Welcher es zierlich umgiebt. Die Gattin bückt ſich im Gehen
Ueber den niedrigen Zaun und pflückt ſich eine Aurikel,
Um ſie als erſte Gabe dem Kinde zu reichen, indeſſen
Er mit eiliger Hand die Pforte öffnet und lächelnd
Winkt, ihm leiſe zu folgen, denn durch die hintere Thüre
Denkt er das Paar zu beſchleichen. Sie kommen auch leicht in die Küche,
Und, ein wenig verwundert, daß Feuer nicht brennen zu ſehen,
Auf den Zehen in's Zimmer. Doch Alles iſt leer und verlaſſen

Und man ſieht nicht die Spur des häuslichen Waltens.
Der Nachbar,
Von dem Brunnen, an dem er ſich wäſcht, herüber gerufen,
Iſt erſtaunt, wie ſie ſelbſt, doch löſ't er ihnen das Räthſel
Durch ein einziges Wort: er ſpricht von der geſtrigen Taufe,
Und ein Brief auf dem Tiſch, die wohl geordnete Rechnung
Und die Lade mit Geld daneben beſtätigen Alles,
Was ſie ahnen und fürchten, ſo wie ſie's hören.
Die Gattin
Ruft, im Tiefſten bewegt: So iſt es alſo gekommen,
Wie ich's immer beſorgte, ſie können's und wollen's nicht geben.
Aber ich muß ſie darum nur höher achten und lieben,
Wenn ich auch jetzt erröthe, indem ich der Fragen gedenke,
Die mich in Hamburg erwarten, des Ziſchelns und Tüſchelns und Lächelns,
Und ich werde nicht ruhig, bevor wir ſie wieder gefunden,
Denn ſie dürfen ſich nicht in Noth und Kummer verzehren,
Und ſie zittern vor uns und denken, wir könnten es rauben.
Beide eilen zum Pfarrer, doch dieſer weiſ't ſie zum Jäger,

Und das geflüchtete Paar, verſteckt auf dem Boden und ſpähend,
Sieht ſie kommen und glaubt ſich verrathen. Doch läugnet der Alte
Jegliche Kunde von ihnen, und ihre klopfenden Herzen
Schlagen ſchon weniger raſch, da ſchreit, vom Dunkel geängſtigt
Und vom Rauche gequält, der Knabe. Man fragt nach dem Kinde
Und man wünſcht es zu ſeh'n. Der Alte holt es herunter,
Aber er ſagt dabei, es ſei ſein Enkel, die Mutter
Liege im Bette krank. Sie herzen und küſſen den Knaben,
Loben ſein lockiges Haar und ſeine blitzenden Augen,
Geben ihm die Aurikel, beſchenken den Alten und gehen.
  Aber, freundliche Muſe, die uns ſo treulich geleitet,
Knüpfe die Menſchen doch gleich in Liebe wieder zuſammen,
Welche ſo ängſtlich ſich ſuchen und wieder ſo thöricht ſich fliehen:
Hat ſie das Kind, das ſie trennt und eint, doch ſchon flüchtig verbunden!
Deuteſt Du weiter? Es ſei! Du führſt auf längerem Wege
Sicher zum ſchöneren Ziel, und willig wollen wir folgen,

Denn Du lächelſt und nickſt und legſt die Hand auf den Buſen!

Chriſtian athmet wieder und Magdalena erhebt ſich,
Denn ſie hatte gekniet, ſo wie ſich die Beiden entfernen,
Aber der Alte ſpricht: Ich folge ihnen in's Städtchen,
Um zu erfahren, was ferner geſchieht, und werd' es Euch melden.
Als er zurückkehrt, ſagt er: Sie ſind beim Richter geweſen,
Und, ich merkte es wohl, was dieſer nur irgend an Spähern
Aufzubieten vermag, das iſt auch heimlich zu Gange.
Doch ich lache darüber, es ward noch Keiner ergriffen,
Welchen der Jäger beſchützt, und ſcheint dies Alles auch ſeltſam,
Eure Geſichter ſind gut, und alſo helf' ich Euch weiter!
Redlich hält er auch Wort und ſchafft ſie über die Gränze,
Wo er, ohne zu fragen und ohne auch nur zu geſtatten,
Daß ſich Chriſtian ihm vertraute, wie es ihn drängte,
Sie dem Himmel empfahl und mit dem Dukaten beſchenkte,
Welchen der Kaufherr ihm gegeben hatte. So ſind ſie
Mit ſich ſelber allein. Die Berge treten allmälig
Mit den Wäldern zurück, und offen breitet die Straße

Durch die Eb'ne ſich aus, doch Chriſtian meidet ſie ängſtlich,
Weil ihn neben den Spürern und Streifern zu Fuß und zu Pferde,
Die im Dienſt des Geſetzes den Frevel belauern und packen,
Auch die Zungen der Erde, die Telegraphen, erſchrecken,
Welche Städte mit Städten und Länder mit Ländern verbinden
Und den Tod, wie das Leben, von einem zum andern befördern.
Selten erſcheint ihm ein Weg ſo abgelegen und düſter,
Daß er ihn nicht betritt, um dieſem in Eiſen gegoſſ'nen
Spinnennetz zu entſchlüpfen, an dem die Könige weben,
Und ſo zieh'n ſie einher, als wären ſie Schelme und Diebe,
Tragen unendliche Laſt und Mühe bei Tage und müſſen
In den ödeſten Schenken die traurigſten Nächte verbringen.
Welch ein verändertes Loos für Beide! Wie hart und wie bitter!
Doch je härter der Druck, je bitt'rer ſo manche Entbehrung,
Um ſo ruhiger wird's der flüchtigen Mutter im Buſen,

Chriſtian aber fühlt ſich getröſtet durch den Gedanken,
Daß er doch Alles theilt und daß ſie nicht ohne ihn irren.
Sie iſt noch immer ſo reich, ihr hungriges Kind zu erquicken,
Er noch immer ſo ſtark, ſein zitterndes Weib zu beſchirmen,
Und ſo oft es auch ſcheint, als wäre man ihnen im Nacken:
Immer ſind ſie ſo glücklich, bei Nebel und Nacht zu entkommen.
Ein's nur peinigt ſie noch: die Summe verringert ſich täglich,
Die ſie brauchen in Bremen, um überfahren zu können,
Und ſie prüfen ſchon oft die überflüſſigen Kleider,
Die ſich verkaufen laſſen, um dieſe Lücke zu decken.
Eines Abends geſchieht es wieder, da flucht's vor der Thüre
Und mit vielem Gelärm, er konnte die Klinke nicht finden,
Tritt ein Geſell herein, in dem ſie, den Augen nicht trauend,
Endlich den Tiſchler erkennen. So biſt Du im Lande geblieben?
Ruft ihm Chriſtian zu. Zurückgekehrt aus der Traufe

In den Regen — verſetzt er — und habe das Leben gerettet,
Welches der Schmied verlor. Es iſt noch ärger da drüben,
Und wir Deutſche beſonders, wir müſſen uns ducken und drücken,
Wie die Hunde bei uns! Denn wäre der Schmied nur ein Franzmann,
Oder ein Beefſteak-Freſſer, ſo würden ſchon ganze Armeen
Ueber die See geſchickt, doch auf der Leiche des Deutſchen
Legt der Mörder ſich ſchlafen, und Keiner ſtört ihm die Ruhe,
Wenn er nicht ſelber nieſ't und ſich weckt. Wir wollten hinüber!
Wirft ihm Chriſtian ein. So laß Dich warnen! erwiedert
Lachend der Andre und ſchleudert den Ranzen hinter den Ofen,
Fordert ſich Wein und rückt heran. Wir haben uns drüben,
Wie in Egypten die Juden, vermehrt und werden, wie dieſe,
Weil ſie uns fürchten und haſſen, gehetzt und vertilgt. In Europa
Mußt Du ſtehlen, bevor man Dich hängt. Dort wirſt Du gehangen,

Eh' Du geſtohlen haſt! Und was Dich immer auch jage:
Bleibe daheim. Es wird bei uns auch, ehe wir's denken,
Anders werden und beſſer. Du blickſt erſtaunt und verwundert?
Bruder, das iſt nicht geprahlt, ich kehre zwar nackter und ärmer,
Aber auch klüger zurück. Man hat mir vernünft'ger gepredigt,
Als in der Jugend geſchah. Du weißt doch, daß man Dich einmal
Schändlich beſtahl? Wo haſt Du Güter? Wo ſtehen die Häuſer,
Die Du vermietheſt? Wo wiehert Dein Gaul? Wo melk'ſt Du die Kühe?
Schurken haben Dir Alles entriſſen, noch eh' Du geboren
Wurdeſt, und halten es feſt. Das hat der klügſte Franzoſe
Ausgeſpürt: wer beſitzt, iſt ein Dieb, und ſo viele Dukaten,
Eben ſo viele Verbrechen! Doch wird's nicht lange mehr dauern;
Denn das jüngſte Gericht iſt nah. Du mußt nicht erwarten,
Daß in den Wolken die Engel mit ihren Poſaunen erſcheinen,

Dieſen hat man die Flügel geſtutzt, wir blaſen uns ſelber,
Statt des Zeichens zu harren, und ſchleifen inzwiſchen die Aexte!
Deinen Jungen beneid' ich! Er wächſt in's goldene Alter,
Wie in den Frühling hinein und wird nur im Tanze noch ſchwitzen.
Aber, wie kommſt Du mir vor? Du machſt ein Geſicht wie ein Reicher?
Biſt Du's etwa geworden? Ich hörte ſo Manches in Hamburg.
Haſt Du im Trüben gefiſcht, und eilſt, Dich ſicher zu ſtellen?
Freund, entdecke Dich mir. Vor einem Jahre noch hätt' ich
Dich beim Kragen gepackt und laut nach dem Büttel geſchrieen,
Heute ſage ich Dir: noch ehe die dummen Geſetze
Dich erreichen, wornach der Dieb den wahren Beſitzer
Straft, ſind alle getilgt. Das habe ich ſelber von Weitling,
Dem es Chriſtus vertraute, denn der iſt ſo lange ſchon unten,
Und ſie ſehen ſich oft und ſind die beſten Bekannten.
Chriſtian ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch, er kann ſich nicht halten,

Aber der And're trinkt und ſpricht: Ich ſollte doch meinen,
Daß ich Dir Gutes verkünde, Du ſelbſt gehörteſt ja früher
Zu den Schluckern, für welche die weißen Haare des Scheitels
Hunger und Kummer bedeuten, und Dich am wenigſten hätt' ich
Auf der Seite der Schwelger vermuthet, doch ganz nach Gefallen!
Daß ſie Soldaten haben, das wiſſen wir Alle und machen
Auf den Kampf uns gefaßt, doch daß ſich ihren Soldaten
Thoren mit knurrenden Magen geſellen, um die zu beſtreiten,
Welche das Eſſen bringen, das hat wohl Keiner erwartet.
Aber, Du thuſt auch nur ſo, ich weiß ja von Wilhelm und Anna,
Daß man Dich ſucht, und man trifft die Leute mit ſauber'm Gewiſſen
Nicht auf heimlichen Straßen, wie arme Teufel vom Handwerk,
Welche fechten und ſchnurren, und nicht in Schenken, wie dieſe.
Deine beſten Bekannten in Hamburg ſchütteln die Köpfe,

Und die Feinde und Neider erzählen ſich ſchlechte Geſchichten,
Sag' doch nur, was es iſt, man denkt ſich ſchon lange das Aergſte!
Denn ein Millionär verſchmerzt die geringen Verluſte
Bis zu Hundert mit Lachen, und bis zu Tauſend mit Flüchen,
Doch ſie haben ſich ſo, beſonders die Frau, wie ich höre,
Euch zu erwiſchen, als gälte es Diamanten und Perlen!
Chriſtian aber erhebt ſich und ſpricht die gelaſſenen Worte:
Wenn es iſt, wie Du ſagſt, und wenn ſie ſo wenig uns ſchonten,
Daß uns die geifernden Zungen den ehrlichen Namen beleckten,
Nun, ſo geh' ich hinüber, und das noch morgen! Denn nimmer
Soll man die redlichſten Eltern in ihrem Sohne beſchimpfen,
Oder dem ärmſten der Kinder ſein einziges Erbe verkürzen,
Und es komme, wie's will, die Ehre werd' ich mir wahren!
Was Dich ſelber betrifft und Deine verworfenen Lehren,
So verlaß Dich darauf, ich würde, wenn Ihr Euch regtet,

Selbſt den Wuch'rer beſchützen, und wären wenige Stunden
Früher mein Weib und mein Kind vor ſeiner Thüre verhungert
Und ich hätt' nur noch Kraft zu einem einzigen Schlage.
Denn Ihr ſeid ja ärger, als Feuer und Waſſer und Alles,
Und wer fragt, wenn es brennt, nach Freunden und Feinden beim Löſchen?
Dieſes wäre geſagt — und nun für immer geſchieden!
Aber der Tiſchler verſetzt: Das nenn' ich von oben geſprochen,
Doch ich glaube Dir nicht, und wär' ich, wie Du mich ſchilderſt,
Würd' ich erwiedern: mein Held, ich will Dich nach Hamburg begleiten,
Daß Du Dein Ziel nicht verfehlſt, ich habe die Zeit und ich werde,
Wenn ich Dich bringe, vielleicht noch eine Belohnung erhalten.
Aber ich wünſche Dir Glück auf allen Wegen und Stegen,
Die Du auch wandeln magſt, und werde Dir ſicher nicht nachſeh'n,
Wenn Du Dich morgen entfernſt, wir haben zuſammen getrunken.

Chriſtian ſchweigt, er fühlt ſich von dieſen Worten getroffen,
Doch Magdalena erglüht und ruft: Ich will es Dir ſagen,
Was uns treibt, daß Du's weißt! Wir haben für Mittel zur Heirath
Ihnen den Knaben verſprochen, und fliehen nur darum ſo ängſtlich,
Um ihn nicht geben zu müſſen, denn dieſes würde mich tödten.
Aber der Tiſchler lacht und ſpricht: Da ſieht man auf's Neue,
Daß Ihr die Welt nicht kennt! Wie könnt Ihr Thoren nur glauben,
Daß man Euch zwingen kann? Doch nun begreife ich Alles!
Hieß es ja doch, ſie hätten den ſehnlichſt erwarteten Erben
Endlich in fremden Landen bekommen und wieder verloren,
Und ſie gingen in Trauer! Mich dünkt, ich ſehe den Todten! —
Raſch nun geht es nach Hamburg und ſchon in wenigen Tagen
Seh'n ſie die Thürme der Stadt. Als Magdalena erzittert
Und ihn bittet, ſie ſelbſt mit ihrem Knaben im Dorfe

Ueber der Gränze zu laſſen, erwiedert Chriſtian ruhig:
Nein, der Tiſchler hat Recht, uns zwingt kein Geſetz, ihn zu geben,
Wie ein verhöckertes Kalb. Auch habe ich minder den Richter,
Als ſie ſelber gefürchtet, ſie ſchienen mir Beide ſo edel,
Daß ich mich meiner ſchämte, ſo wie ich ihrer nur dachte;
Aber da ſie uns wirklich wie grobe Verbrecher behandeln,
Hat das Alles ein Ende und ruhig werde ich fragen,
Wenn ich ſie ſehe und kühn dabei die Augen erheben:
War die Rechnung nicht richtig? Sie fühlt ſich ſelber ermuthigt
Durch das entſchloſſene Weſen des Gatten und ohne zu zaudern
Oder ängſtlich zu thun und hin und wieder zu blicken,
Folgt ſie ihm in das Thor. Wie jubeln Wilhelm und Anna,
Als die Beiden auf einmal die reinliche Stube betreten,
Welche ſie jetzt bewohnen. Sie rufen: nun haben wir hundert
Thaler mehr im Vermögen, denn dieſe ſind uns verſprochen,

Wenn wir verkündigen können, wo Ihr Euch befindet. Da ſeid Ihr
Und nun brauchen wir bloß die Thüre zu ſchließen, ſo haben
Wir Euch ſelber gefangen! Doch ſeht, noch brodelt der Keſſel
Und wir wollen uns erſt durch einen tüchtigen Kaffee
Für die Hochzeit bedanken, denn ſicher ſeid Ihr doch durſtig.
Chriſtian grollt und ſpricht: So wurden auf unſere Köpfe
Auch ſchon Preiſe geſetzt? Das thut man bei Räubern und Mördern!
Wenn es Euch aber gelüſtet, das Geld zu verdienen, ſo haltet
Nicht beim Feuer Euch auf und tändelt mir nicht mit dem Knaben,
Eilt, ſo ſehr Ihr nur könnt, ich kam, mich ſelber zu melden
Und ich hoffe ſogar am Galgen vorüber zu kommen.
Manchen Späher bemerkt' ich und manche verdächtige Schenke
Hab' ich betreten und doch entging ich den Fallen und Netzen;
Wenn Ihr mich heute erblickt, ſo kam ich aus eig'ner Bewegung,
Statt mich nach Bremen zu wenden, denn Nichts verſchloß mir die Straße.

Wohl Dir, daß Du es nicht gethan, engegnet ihm Wilhelm,
Nur mit Mühe zum Ernſt ſich zwingend und feierlich blickend,
Denn man hätt' Dich in Bremen nicht fortgelaſſen, die Häfen
Waren alle beſetzt und Jeglicher wurde gemuſtert!
Chriſtian ballt die Fauſt, doch Anna verſchließt ihm die Lippen
Mit den Fingern und ſpricht: es wäre doch beſſer geweſen,
Wenn du in irgend ein Netz gegangen wäreſt, Du hätteſt
Weniger Sorge gehabt, auch würde der Knabe nicht huſten,
Denn Du flohſt vor dem Glück, und haben ſie Späher geſendet
Oder Preiſe geſetzt, ſo iſt das Alles geſchehen,
Um Dir Kunde zu geben, das haben ſie ſelbſt mir betheuert,
Daß ſie die Schuld Dir erlaſſen, ich weiß nicht, welche ſie meinen,
Aber das Gut Dir ſchenken! Nun brauch' nach Belieben die Zunge!
Chriſtian deckt ſein Geſicht mit beiden Händen, ein Zittern
Ueberkommt ihn, er iſt nicht eines Wortes noch mächtig,

Und ein jegliches Glied will reden; endlich beginnt er:
Nun, ſo bin ich nicht werth, daß Sonne und Mond mich beſcheinen
Und ich rufe die Flüche, die eben, was ſollt' ich's verhehlen,
In die Kehle mir ſtiegen, als Du den Mund mir verſchloſſeſt,
Auf mein eigenes Haupt herab und vollziehe ſie ſelber!
Magdalena jedoch, der längſt die Thränen entſtrömten,
Schließt ihn raſch in die Arme und küßt ihn und zeigt ihm den Knaben,
Dem ſie die Händchen gefaltet und deſſen verwundertes Lächeln
Ueber ſich ſelbſt und die Mutter ſein Raſen bändigt, ſo daß er
Sich nicht ſchlägt und zerrauft, wie er wollte, im Wüthen der Reue;
Wilhelm ergriff indeß den Hut und eilte von dannen.
Aber der Kaufherr ſitzt mit ſeiner Gattin beim Frühſtück
Und ſie fragt mit den Augen, doch nicht mit den Lippen, ob wieder
Keine Kunde gekommen. Er ſpricht: Es kann ja nicht fehlen,
Daß wir's endlich erfahren, wie ſehr ſie ſich immer verkriechen!
Wär's für den Reichen ſchon ſchwer, ſich ganz und gar zu verbergen,

Wenn die Grille ihm käme, ſo kann es dem Armen noch minder
Glücken: er muß ſich ernähren und alſo heraus um die Arbeit,
Und wir wiſſen's am beſten, wie wenig der dürftige Pfennig,
Den ſie nahmen für ſich, genügt, ſie Monde und Jahre
Zu erhalten, ſo tröſte Dich jetzt, was Du früher beklagteſt.
Sie erwiedert darauf: Und kann der Knabe nicht ſterben?
Oder können ſie nicht in fremde Länder entkommen?
Nein, ich ängſtige mich zu Tode! je länger es dauert,
Um ſo weniger dürfen wir hoffen, ſie wieder zu finden!
Ich vernehme vielleicht, damit mich das Bitterſte treffe,
Wo ſie erlagen und kann die Gräber mit Blumen verzieren,
Aber ich werde ſie nicht für ihre erduldeten Leiden,
Wie ich hoffte, belohnen, mich wird ein Engel verdrängen.
O, wie werd' ich geſtraft! Ich wußte mein Glück nicht zu ſchätzen!
Wie, wer nie noch die Luft auf Augenblicke entbehrte,
Gar nicht weiß, was ſie iſt, und aus dem eitelſten Grunde
Hab' ich mit drückender Schuld mir die Seele belaſtet! Denn nimmer

Wär' ich dem Doktor gefolgt, auch hätt' er's gewiß nicht gerathen,
Wenn nicht die thörigte Scham vor anderer Müttern, verbunden
Mit dem ſündlichen Neid auf ihre blühenden Kinder,
Mich ſeit Jahren beſeſſen und in der verſuchenden Stunde
Mir das Herz in der Bruſt verhärtet hätte! Mich quälen
Jetzt die ſchrecklichſten Bilder, ich ſehe die blaſſen Geſichter
Ausgewanderter Mädchen und Knaben, wie ſie mich früher
Oft im Hafen entſetzten und all' die vermeſſenen Wünſche,
Die ich ſo lange gehegt im ungeduldigen Buſen,
Löſen ſich auf in dem Einen: Das Kind gerettet zu wiſſen,
Das ich frevelnd in's Leben gerufen, doch wird's nicht geſchehen!
Da erſchallt vor der Thür die laute Stimme des Doktors,
Jubelnd tritt er herein und ruft: Gefunden! Gefunden!
Und, er hat ſie ſogleich durch Wilhelm, der's ihm gemeldet,
Holen laſſen — verwirrt und blöde folgen die Andern.

Magdalena voran im Arm den lieblichen Knaben,
Chriſtian hinterher, die Augen zu Boden geſchlagen,
Wilhelm und Anna zuletzt, und nur bis zur Schwelle ſich trauend,
Jene dem heiligen Paar vergleichbar, dieſe den Hirten.
Aber die Gattin faltet die Hände und hebt ſie zum Himmel,
Preßt dann Mutter und Kind an's Herz und ſchluchzt: ich genieße
Jetzt die ſeligſte Stunde des Lebens durch reichſte Erfüllung
Meines heiligſten Wunſches und opf're mit Freuden die andern.
Ja, nun ſag' ich mit Dir, ſie wendet ſich innig zum Gatten,
Unſere Kinder ſind die Armen, doch bleibt mir von Allen
Dieſer Knabe der Nächſte, denn ihm verdank' ich den Frieden,
Den ich nie noch gekannt, und den die Erde nicht mindert,
Wenn man ihn einmal errang, und ſelbſt der Himmel nicht ſteigert.
Doch, was iſt das? Ich konnte bisher vor Thränen nicht ſehen!
Dieſe lockigen Haare und dieſe blitzenden Augen
Soll ich kennen! Ja! ja! Das iſt der Enkel des Jägers:

Herr, ich kann Dich verſteh'n! Du wollteſt im Feuer mich läutern,
Darum durf't ich nicht gleich ihn finden! Doch ſchützteſt Du ſelbſt ihn
Mit allmächtiger Hand! Für alles ſei mir geprieſen!

◆

Anmerkungen.

1. „Der Weihnacht!“ heißt in Hamburg das Geſchenk, welches den dienenden Klaſſen zum heiligen Chriſtfeſt von ihren Herrſchaften gereicht wird. Es pflegt ungewöhnlich groß zu ſein.
2. In Altona und Wandsbeck befanden ſich die jetzt aufgehobenen däniſchen Zahlen-Lotterien der beiden deutſchen Herzogthümer Schleswig und Holſtein.
3. „Der Berg“ heißt im Volks- und Matroſen-Mund diejenige Vorſtadt Hamburgs, welche unmittelbar an Altona ſtößt; ſonſt führt ſie den Namen St. Pauli.
4. „Zur Zeit der Sperre.“ In Hamburg werden die Thore des Abends noch immer zu beſtimmten, nach der Jahreszeit wechſelnden Stunden geſperrt; zwar nicht, um die zu ſpät Kommenden auf gut mittelalterlich auszuſchließen, aber doch, um eine kleine Steuer von ihnen zu erheben.
5. „Es iſt von Rahl.“ Carl Rahl in Wien, eines berühmten Vaters berühmterer Sohn, iſt einer der erſten jetzt lebenden Hiſtorien-Maler Deutſchlands und unbedingt und unbeſtritten der größte Coloriſt.
6. Die Advent-Zeit heißt in Hamburg die Domzeit; am Gänſemarkt und auf dem Steinweg brillirt vorzugsweiſe die Weihnachts-Ausſtellung, dort die chriſtliche, hier die jüdiſche.
7. Twiete heißt in Hamburg ein enges Verbindungs-Gäßchen.
8. Nicolay und Petri, zwei Hauptkirchen Hamburgs, welche bei dem großen Brande von 1842 theils ganz in Flammen aufgingen, theils ſtark beſchädigt wurden.

9. Die „Fuggerei“ in Augsburg iſt bekannt und ſieht ſich bis jetzt in Frankfurt vergebens nach dem Filial um.
10. „In dem großen Hauſe, das Jeglicher ſegnet.“ Das Waiſenhaus; ein den darin aufgenommenen Kindern jedes Jahr zu Pfingſten veranſtaltetes Feſt, das den Namen „Waiſengrün“ trägt, iſt eins der ſchönſten, die es giebt.
11. „Durch das Spiel der Glocken hindurch.“ In Hamburg ſind die alten erbaulichen Glockenſpiele noch immer nicht verſtummt.
12. Flottbeck, ein am Ufer der Elbe reizend gelegenes Dorf; in Flottbeck: Bauers Garten als Culminationspunkt.
13. „Daß die Fäuſte noch immer in Weſſelburen gedeihen.“ Die Holſteiner ſind als grob verſchrieen, die Dithmarſcher als noch gröber und die Weſſelburer als die allergröbſten. Weſſelburen iſt ein Marktflecken in Norderdithmarſchen.
14. Harvſtehude, ein ſchönes Dorf bei Hamburg, das nur noch wenig Leſern aus dem alten Hagedorn bekannt ſein dürfte.
15. Das „Johanneum“, die berühmte gelehrte Schule Hamburgs, die ihren Ruhm ſowohl durch die ausgezeichneten Lehrer, die an ihr wirkten und wirken, wie durch die ausgezeichneten Männer, die aus ihr hervorgingen und hervorgehen, vor vielen anderen verdient.
16. Der „Hamburger Pavillon“ an der Alſter iſt eben ſo bekannt, wie „Ahrens Salon“.
17. Johann Weitling, ein früher oft genannter Communiſt, ſeines Zeichens ein Schneider.
18. „Die Nachricht“, die am meiſten geleſene Hamburger-Zeitung.
19. „Ein Knick“, niedriges Gebüſch.
20. „Iſt's ein Wolf vom Gebirg?“ Der Verfaſſer weiß, daß es auf dem Harz keine Wölfe giebt. Aber ein aus der Ebene dahin verſchlagenes Bauermädchen braucht es darum nicht auch zu wiſſen.

Anmerkungen.

Zu den „Gedichten aus dem Nachlaß“.

Auf den Wunſch der Witwe des Dichters hat der Herausgeber jene Gedichte, welche ſich im Nachlaß des Verewigten vorfanden, unter einer beſonderen Rubrik vereinigt. Die Stücke: „Zum Schiller-Jubiläum“, S. 21, „Der letzte Baum“, S. 24, „Aus dem Wiener Prater“, S. 27, „Linde“, S. 31, „Der Bramine“, S. 32 wurden nach dem Tode Hebbel's in Zeitſchriften veröffentlicht; alle übrigen erſcheinen hier zum erſten Male im Druck. Viele derſelben entbehrten der Ueberſchrift. Der Herausgeber, der ihnen nicht eigenmächtig Titel geben wollte, ſetzte die Anfangszeilen an die Spitze, ausgenommen bei dem Gedicht „Linde“, das den Titel gleichſam von ſelbſt ausſpricht.

Die Schlußwendung des Gedichts „An die Prinzeſſin M. W.“, S. 17 iſt dunkel. Es diene alſo zur Erklärung, daß ſich die Schlußwendung auf das Epigramm: „Verſchiedener Caſus“ (Epigramme und Verwandtes, S. 170) bezieht. Das böſe Wort, das hier über die Ruſſen geſagt iſt, fiel dem Dichter ein, als ihn die Anmuth der Dame, welche eine Ruſſin iſt, bezauberte. — Eine von Hebbel gemachte Abſchrift des Gedichts „Das Geheimniß der Schönheit“, S. 19 trägt den Titel: An — . — „Zum Schiller-Jubiläum“, S. 21 iſt als eine Improviſation anzuſehen, welche Hebbel für ein häusliches Feſt in ſeinem Hauſe hingeworfen. — Das Original-Manuſcript des Gedichts: „Iſt's ein Narr blos? Iſt's ein Weiſer?“ hat nachſtehende Anmerkung: „vide Nicetas Choniates Leben des Iſaak Angelus (der Dichter ein Seher von

Alb. Steinbeck, Leipzig, Göſchen, 1836". Die Stelle in dem genannten Buche, auf die Hebbel verweiſt, lautet: „... Auch ſprechen Wahnſinnige in hellſehenden Momenten oft ſymboliſch aus oder zeigen es bildlich an, was die Zukunft noch verbirgt. Ein hierhergehöriges Beiſpiel iſt folgendes: Nicetas Choniates erzählt im Leben des Iſaak Angelus: „Als der Kaiſer in Rodoſtes war, beſuchte er einen Mann, Namens Baſilakus, der ein wunderbares Leben führte und im Rufe ſtand, die Zukunft zu kennen. Eine verſammelte große Menſchenmenge fragte ihn um Rath, wie man ehedem Hammon und Amphiaraus gefragt hatte, Nicetas (der gar nicht für ihn eingenommen iſt) ſagt, das er vom Volke für einen Seher gehalten wurde; aber bei allen vernünftigen Leuten galt er für einen Narren, für einen elenden, vom böſen Geiſte beſeſſenen Menſchen. Baſilakus empfing den Kaiſer nicht mit den, ſeiner Würde gebührenden Ehrenbezeigungen; er antwortete weder auf ſeinen Gruß, noch antwortete er ihm durch das kleinſte Zeichen, ſondern er lief wie ein Raſender hin und her, fluchte und ſah nicht auf den Kaiſer; nachher trat er an das Bild des Kaiſers, das im Zimmer hing, kratzte ihm mit ſeinem Stabe die Augen aus und ſuchte ihm den Hut herunterzuſchlagen. Als dies der Kaiſer ſah, verachtete er den Wahnſinnigen und ging. Das Volk indeſſen ahnte nichts Gutes, und nach kurzer Zeit brach wirklich eine Empörung aus, und die Großen des Reichs ſetzten Alexis, den Bruder Iſaaks auf den Thron, der ſeinem Bruder die Augen ausſtechen ließ." (Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poeſie und der Sprache mit dem Hellſehn. Von Dr. Alb. Steinbeck. Nebſt einer einleitenden Abhandlung: „Der organiſche Leib, und die Sprache" von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert. Leipzig 1836, Verlag von Georg. Joachim Göſchen. S. 537 f.) — Am Fuße des Original-Manuſkripts von dem Gedicht: „Der Bramine" ſtehen die Worte: „In ſchweren Leiden."

Zu den „Epigrammen ꝛc.“

Auch bei den Epigrammen wurde, wie bei den Gedichten im Bde. 7, die Anordnung beibehalten, welche Hebbel in der „Geſammt-Ausgabe“ ſeiner Gedichte für gut befunden. Die nach dem Erſcheinen der „Geſammt-Ausgabe“ ſeiner Gedichte bei Cotta in Zeitſchriften veröffentlichten neuen Epigramme, wurden wie die betreffenden Gedichte im Bde. 7 an ſchicklicher Stelle eingereiht. Von den durch Hebbel ausgeſchiedenen Epigrammen hat der Herausgeber nur eines wieder aufgenommen: „An das deutſche Volk“, S. 166. Dieſes Epigramm, in den „Neuen Gedichten“ (Leipzig, J. J. Weber) enthalten, hatte Hebbel ſpäter als ungerecht von ihm verurtheilt angeſehen. — Bei dem Epigramm: „Die alten Naturdichter und die neuen, (Brockes, Geßner, Stifter u. ſ. w.)“ S. 127, iſt ein Name weggelaſſen worden, wie es Hebbel bei einem Wiederabdruck dieſes Epigramms zu thun im Sinne hatte. — Bei dem Epigramme: „Schiller und Napoleon“ S. 139 hat ſich der Herausgeber an dem Pentameter des zweiten Diſtichons eine kleine Correctur erlaubt. Das zweite Diſtichon hieß früher:

> „Hätte Napoleon nicht die Erde erſchüttert, ſo wären
> Carlos, Fiesco und Tell in der Geburt ſchon erſtickt.“

Der Pentameter lautet jetzt:

> „Wallenſtein, Jungfrau und Tell in der Geburt ſchon erſtickt.“

Denn als Fiesco und Don Carlos entſtanden, war Napoleon noch nicht auf der Weltbühne erſchienen. Das Epigramm: „Moderne Analyſe des Agamemnon“ S. 155, hat im Original-Manuſcript die Ueberſchrift: „Grenzboten-Kritik des Agamemnon.“ — Das Original-Manuſcript des Epigramms: „Auch einmal dem Wicht eine Antwort“ S. 181. weiſt folgende Diſticha auf, welche nach dem 6. und nach dem 12. Verſe eingeſchoben waren:

„Frage die Alten und Neuern, wie ſehr auch immer verſchieden:
Darin ſind ſie ſich gleich bis auf den brittiſchen Lord.“

„Wie ich die Wälder durchſtreife, ſo tauch' ich mich gern in die Flüſſe,
Ohne ein Jäger zu ſein ſtieg ich den Gemſen ſchon nach.“

Zu den „Epigrammen aus dem Nachlaß.“

Bei der Zuſammenſtellung der hier vereinigten Epigramme war es nicht leicht möglich, genau zu beſtimmen, ob nicht das eine und andere ſchon von Hebbel ſelbſt irgendwo veröffentlicht worden. Doch kann dies nur bei wenigen der Fall ſein und zuletzt iſt es gleichgültig, wenn ein paar Epigramme in dieſe ſtatt in eine andere Rubrik gerathen ſind. Einige nichts weniger als zahme Xenien auf noch lebende Perſonen hat der Herausgeber vorläufig zurückgelegt.

Zu „Mutter und Kind.“

Dieſes Gedicht wurde 1859 zum erſten Male veröffentlicht. Dasſelbe war „Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachſen-Weimar Karl Alexander“ gewidmet.

Das Stillleben, das der Dichter im fünften und ſechſten Geſange ſchildert, war Anfangs nach Gmunden verlegt worden, wo Hebbel eine kleine Beſitzung hatte und durch viele Jahre ſtets und mit Vorliebe ein paar Sommermonate zubrachte.

Der Vers S. 335: „Denn das Gut, das ich meine, liegt fern am Fuße des Brockens“, lautete früher: „Denn das Gut, das ich meine, liegt fern im ſonnigen Süden.“ Und ſtatt der Verſe S. 349—350, wo die geſpenſtiſche Welt des „verrufenen Berges“ beſchrieben wird, ſtanden früher die nachſtehenden:

„. . . . Und immer wär' es doch Schade,
Wenn der Sommer verſtriche, bevor Du die Gemſen geſehen
Und den ewigen Schnee, in dem ſie hüpfen und ſpringen!
Wie wir in Hamburg einmal den Thurm zuſammen beſtiegen,
Um ein Bild von der Stadt zu bekommen, ſo muß man in Gmunden
Einen der Felſen erklettern, die dunkel im See ſich beſpiegeln,
Und es trifft ſich nicht oft, daß Andere gehen und führen.
So beſchwichtigt er ſie und heiter verſtreichen die Pfingſten,
Denn, vom herrlichſten Wetter begünſtigt, erklimmen ſie wirklich
Einen Kamm des Gebirgs und ſchau'n nun mit dem Erſtaunen,
Welches die Kinder der Eb'ne ergreift, von der wolkigen Höhe
In die zackige Welt hinein, die ſich um ſie verbreitet.
Aber, wie ſehr ſie auch jubeln, wenn dämmernd Gipfel nach Gipfel
In der bläulichen Ferne hervortritt, bald von der Sonne
Glänzend beleuchtet und blitzend und bald in Schatten begraben;
Oder wie ſehr ſie's ergötzt, die ſchüchterne Gemſe vertraulich
Näher kommen zu ſeh'n mit ihren gelenkigen Zicklein
Und dem Adler zu folgen mit ſeiner zappelnden Beute,
Die er im Forſte noch lebend verzehrt mit den gierigen Jungen:
Dennoch freuen ſie ſich, zurück in die Thäler zu kommen.“

Später empfand Hebbel das Gewaltſame, das in der Verſetzung der Handlung von Hamburg nach Gmunden liegt, und opferte ſein „liebes Gmunden“ zu Gunſten der einheitlichen Stimmung des Gedichts.

In der erſten Ausgabe von „Mutter und Kind“ waren nach den Worten, S. 358: „Denn dies liegt mir am Herzen“ folgende Verſe zu leſen:

„. . . . Es wanken im innerſten Grunde
Alle Staaten der Erde und wenn man von oben und unten
Nicht die Hände ſich reicht, ſo kann es noch fürchterlich enden.“

Die Verſe an dieſer Stelle lauten jetzt:

„. . . . Es wanken im innerſten Grunde
Alle Staaten der Erde und wenig wird nur gebeſſert,
Ob die Rotten des Pöbels den Diener des Fürſten erſchlagen
Und die blutige That auch blutig büßen und ſühnen,
Oder noch ſchlechtere Junker den Mann des Geſetzes erſchießen
Und, dem Richter entzogen, der Ächtung des Dichters verfallen.“

Das damalige Comité der Tiedge-Stiftung verlangte von Hebbel, dem es für „Mutter und Kind“ den Preis ertheilt hatte, er ſolle die Beziehung auf Hans von Rochow tilgen, und Hebbel that es, doch, wie der Herausgeber aus dem Munde des Dichters weiß, mit dem Vorbehalt, die unterdrückten Verſe bei einem ſpäteren Abdruck des Gedichts wieder herzuſtellen.

Einige Zeit bevor Hebbel „Mutter und Kind“ dem Großherzog von Weimar gewidmet, hatte er im Sinne, die nachſtehenden Diſticha dem Gedicht vorzuſetzen:

„Widmung.

Nicht dem Markte und nicht den Herren und Fürſten der Erde:
Einem gebildeten Geiſt weih' ich dieß ſchlichte Gedicht.
Denn ein ſolcher erkennt, wie Recht und Pflicht ſich verketten
Und entziffert ſich gern ſeinen beſcheidenen Sinn.
Wem er ſich aber verbirgt, der möge nur Eins nicht vergeſſen:
Auch ein Selam bleibt immer ein blühender Strauß!
Wär' ihm ſogar noch der Strauß zu bunt und zu künſtlich geflochten,
Nun ſo halt' er ſich doch ſtill an die Blumen allein.“

Anhang.

Die Abſicht: eine möglichſt vollſtändige Ausgabe der Schriften Hebbel's herzuſtellen und die Scheu: auch Dasjenige darin aufzunehmen, was der Dichter ſelbſt beſeitigt wiſſen wollte, haben den Herausgeber gerade bei der Redaction der Gedichte ein wenig in's Gedränge gebracht. Er ſuchte daher durch einen Compromiß ſich zu helfen, indem er einen Anhang beifügt, welcher eine Auswahl der von Hebbel in die „Geſammt-Ausgabe" ſeiner Gedichte nicht aufgenommenen Stücke und zugleich ein Verzeichniß derjenigen enthält, die nach wie vor ausgeſchieden bleiben. Daß Hebbel nicht erſt in ſpäterer Zeit, ſondern ſchon frühe ängſtlich bemüht war, all' die Arbeiten zu unterdrücken, welche er nicht mehr billigte, das beweiſt unter Anderem eine Briefſtelle aus dem Jahre 1842, als er eben die erſte Sammlung ſeiner Gedichte veröffentlicht hatte. Er ſchrieb damals an die Mutter eines ihm theuern Freundes nachſtehende Worte: „... Schließlich ſei auch noch dem Dichter eine Bitte geſtattet, die Sie gewiß nicht mißdeuten werden. Ich habe der Sammlung meiner Gedichte den mir erreichbaren höchſten Grad der Vollendung zu geben geſtrebt, ich habe Alles, was mir in Gehalt und Form nicht durchaus genügte, ausgeſchieden und manches Frühere einem ſtrengen Läuterungsproceß unterzogen. Nun iſt es mir mehr als peinlich, dieſe Sachen noch in einer andern Geſtalt, als in derjenigen, worin ich ſie allein anerkennen und vertreten kann, in der Welt zu wiſſen, und ich habe ſchon die meiſten meiner Freunde, welche handſchriftliche Gedichte von mir beſaßen, zur Vernichtung derſelben veranlaßt, um nicht der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, Stücke, die ich entweder völlig verworfen, oder doch umgeſchmolzen habe, in einer ſpäteren Zeit durch den einen oder andern Zufall an's Licht gebracht zu ſehen. Unter den nachgelaſſenen Papieren Ihres Sohnes befindet ſich ein ganzes Convolut ſolcher Handſchriften; Sie werden meinen Wunſch ohne Zweifel billigen und erfüllen, wenn ich Sie bitte, dieſe gütigſt ausſuchen laſſen und den Flammen übergeben zu wollen ..“ — Was aber der noch nicht reife Dichter und was der Lebende in dieſer Hinſicht von freundſchaftlicher Rückſicht erbat und erwartete, das durfte die Pietät für den in ſich abgeſchloſſenen Dichter und für den Todten zu thun gewiß nicht verabſäumen.

Die im langjährigen und vertrauten Umgang mit dem Dichter gewonnene Kenntniß der Eigenart und Selbſtkritik Hebbel's hat den Herausgeber bei der erwähnten Auswahl vorzugsweiſe geleitet.

Aus der Sammlung I, (Gedichte, Hoffmann und Campe 1842) ſind von den ausgeſchiedenen Stücken in den Anhang aufgenommen: Der Prieſter (S. 17), Vinum sacrum (S. 26), Hexenritt (S. 31), Der Blinde (S. 65), Der Pokal (S. 78), Schlachtlied (S. 82), Auf ein neues Trinkglas (S. 147), Zum letzten Mal (S. 163), Trennung (S. 166), Geneſungsgefühl (S. 183), Das traurige Licht (S. 187), Kleiſt (S. 235), Der Menſch (S. 239), Das Element des Lebens (S. 240).

Ausgeſchieden blieben die nachſtehenden in Sammlung I enthaltenen Gedichte: Für Wen? (S. 20), Winterlandſchaft (S. 24), Vor dem Wein (S. 25), Gruß der Zukunft (S. 32), Der Becher (S. 40), Myſtiſch (S. 64), Traum (S. 68), Bei einem Gewitter (S. 73), Licht in der Nacht (S. 75), Roſenleben (S. 76), Leben und Traum (S. 83), Frage und Antwort (S. 84), Der Invalide (S. 85), Auf dem Kirchhof (S. 88), Gott über der Welt (S. 90), Der Menſch (S. 92), Das Sein (S. 95), Im Walde (S. 118), Das Licht will ſich verſtecken (S. 122), Mutterſchmerz (S. 125), Wiederſehen (S. 128), Liebesgeheimniß (S. 131), Wiegenlied (S. 132), Stillſtes Leben (144), Das griechiſche Mädchen (S. 145), Der blinde Orgelſpieler (S. 149), Der Bettler weint um ſeinen Sohn (S. 152), Alt und Jung (S. 158), Hochzeit (S. 161), Vater und Sohn (S. 164), Eine Hinrichtung (S. 168), Auf eine Verlaſſene (S. 173), Sprüche und Gleichniſſe Nr. 1. 4. 5. (S. 174), Der Knabe (S. 178), Der Schäfer (S. 181), Die ſchöne Stunde (S. 185), Lebensgeheimniß (S. 186), Was iſt die Welt (S. 200), Was willſt du Sonnenſchein (S. 202), Situation (S. 210), An Eliſe (S. 211), Räuber und Henker (S. 215), Goethe (S. 234), Das höchſte Geſetz (S. 237).

Zu den Gedichten: „Der Prieſter“ und „Hexenritt“ iſt zu bemerken, daß Hebbel gegen Adolf Strodtmann, wie dieſer dem Herausgeber mittheilte, einmal im Geſpräche geäußert hat, er werde dieſe beiden Balladen jedenfalls in einer künftigen Auflage wieder abdrucken laſſen. Ueber die Gedichte: „Der Blinde“ und „Auf ein neues Trinkglas“ hat Hebbel das Nämliche gegen den Herausgeber ausgeſprochen. Die nicht in den Anhang aufgenommenen Gedichte der Sammlung I ſind theils mißrathen, theils ſind ſie als Stufen zu ſpäter entſtandenen anzuſehen, wo die ſelbigen Gedanken und Farben anſchaulicher und reiner wiederkehren. Mehrere der Verbannten waren Hebbel geradezu widerwärtig geworden.

Aus der Sammlung II (Neue Gedichte, J. J. Weber, 1848) ſind von den ausgeſchiedenen in den Anhang aufgenommen worden: Der Jude an den Chriſten (S. 78), An ein junges Mädchen (S. 83), An einen Freund (S. 114). Ferner die Epigramme: Das revolutionäre Fieber (S. 145), Tieck (S. 146), Unterſchied (S. 148), Notre Dame de Paris (S. 148), Orthodoxe Proteſtanten (S. 157), Goethe und ſein Schönheits-Ideal (S. 186), Modernes Privilegium der Wiſſenſchaft (S. 194), Deutſche Nationalität im Ausland (S. 200), Männer und Ordensbänder (S. 202).

Ausgeſchieden blieben die nachſtehenden, in Sammlung II enthaltenen Gedichte und Epigramme: Eine moderne Ballade (S. 71), In öder Zeit (S. 94), La morque (S. 153), Die Techniker in der bildenden Kunſt (S. 160), Als ich von Rom nach Neapel kam (S. 169), Situationen-Stücke (S. 171), Natur des Einfalls (S. 172), Die Dankbarkeit (S. 189), Schmerz-Gedichte. An mich ſelbſt (S. 209), Drei Schickſale (S. 215).

Endlich wurde dem Anhang das Gedicht: Noch iſt Polen nicht verloren einverleibt, das Hebbel im „Deutſchen Muſeum“ von Robert Prutz (Nr. 32. 4. Auguſt 1853) hat drucken laſſen. Ein Gedicht: An Deutſchland über den Schleswig-Holſteiniſchen Waffenſtillſtand. Geſchrieben am 12. Sept. 1848 hatte Hebbel in den „Hamburger literariſchen und kritiſchen Blättern“ (Nr. 1. Jahrgang 1849) veröffentlicht. Der Herausgeber, der das Manuſcript im Nachlaß vorfand, war nichts weniger als erbaut davon und legte es zurück. Mit der Redaction dieſes Bandes gerade beſchäftigt, erfuhr er von Adolf Strodtmann, Hebbel habe demſelben in einem Briefe vom 3. März 1862 beſtätigt, das er dieſe Strophen wie Strodtmann gemuthmaßt, „wegen ihres Reichthums an Leder“ unterdrückt hätte. — Was ſonſt noch an Gedichten Hebbel's vorhanden iſt (nur Weniges) davon wird Manches in der Biographie des Dichters mitgetheilt werden, wohin es allein paßt.

Zum Schluße hat der Herausgeber einen Irrthum zu berichtigen, der ihm bei der Zeitbeſtimmung zweier Gedichte im 7. Bande der Werke begegnet iſt. Es ſind dort im Inhalts-Verzeichniß die Nummern 8 und 9 der Gedichte „Dem Schmerz ſein Recht“, nämlich: „Geht ſtumm an dir vorbei die Welt“ (S. 243) und „Es grüßt dich wohl ein Augenblick“ (S. 244) als im Jahre 1856 oder 1857 entſtanden angegeben. Nun aber iſt das erſtere dem kleinen Gedicht „Ermuthigung“ (Sammlung I S. 67) entnommen und ſtammt aus dem

Jahre 1839, während das zweite mit dem Gedicht „Menſchenfreude“ (ebenfalls Sammlung I S. 30) identiſch und im Jahre 1837 entſtanden iſt.

Der Prieſter.

In ernſten Tempels Düſter,
Am Altar, mit dem Wein,
Da ſteht der bleiche Prieſter
Und thut ein Gift hinein.
„Die Zweifel und die Kämpfe,
Den innern Hohn und Spott,
Daß ich ihn endlich dämpfe,
Verſuch' ich Dich, o Gott!

Iſt's Blut von Deinem Blute?
Iſt's Fleiſch von Deinem Leib?
Ich theil' in hohem Muthe
Es aus an Mann und Weib.
Mich kann Dein Blitz zerſchmettern,
Weil ich mich's unterwand;
Ich kann Dich nicht entgöttern
Mit frevelhafter Hand!“

Der Morgen iſt gekommen,
Das heil'ge Amt beginnt,
Still nahen ſich die Frommen,
Zuerſt ſein eigen Kind.
Er reicht ihr ohne Beben,
Feſt blickend, Wein und Brot,
Und ach! ihr junges Leben
Erſtarrt im ſchnellſten Tod.

Kalt ſchaut er auf die Todte,
Zornig gen Himmel dann:
„Wohl bin ich noch ein Bote,
Doch ohne Herrn fortan!

Den Himmel und die Erde.
Ich find' ſie ſchön genug
Für eines Gottes Werde,
Und doch iſt's Lug und Trug!

Ihr Männer und ihr Frauen,
Die ich hier um mich ſeh',
Euch muß ich Eins vertrauen,
Das Letzte, eh' ich geh'.
Mit Luſt und Reiz und Schimmer
Lockt Euch ringsum die Welt:
Thut, was Ihr wollt, nur nimmer,
Was Eurem Gott gefällt!“

An des Erlöſers Bilde
Haftet ſein Auge nun:
„Du Mann der ew'gen Milde,
Schön war Dein Traum, Dein Thun!
Daß uns Dein Wort nicht trüge,
Tod littſt Du ohne Wank:
Ich zeihe Dich der Lüge;
Sieh!“ Sprach's und trank und ſank.

Vinum sacrum.

Es ſchlichen zwei ſchlimme Geſellen
Sich in die Kapelle hinein
In Kannen, in goldnen, geweihten,
Stand dort der heilige Wein.

Da ſpricht der Eine mit Lachen
Zum Andern in ſündigem Muth:
„Komm, willſt Du Dich mit mir berauſchen
In Chriſti eigenem Blut?“

Der Andere greift nach der Kanne
Und ſetzt ſie flugs an den Mund;
Sie trinken, und trinken, und trinken,
Doch kommen ſie nicht auf den Grund.

Sie trinken, und trinken, und trinken
Und treiben viel froſtigen Scherz,
Doch ſteigt keine Glut auf die Wangen,
Doch flammt keine Luſt durch das Herz.

Sie trinken, und trinken, und trinken,
Die Kanne bleibt voll, wie ſie war,
Da packt ſie ein innerſtes Grauſen,
Sie ſtürzen hin am Altar.

Sie rufen: „Er blutet auf's Neue,
Wer ſtillt des Blutes Lauf!
Er zeigt uns die offenen Wunden,
O weh uns, wir riſſen ſie auf!“

Nun ſchau'n ſie ewig den Heiland,
Ein blaſſes, blutendes Bild;
Er blickt ſie an, nicht finſter,
Ach, ſo unendlich mild!

Hexen-Ritt.

Es haben drei Hexen bei Nebel und Nacht
Zum fernen Blocksberg ſich aufgemacht.

Begegnet ihnen ein feiner Mann,
Da halten die Drei den Beſenſtiel an.

Spricht drauf die Erſte: „Ich thu' Euch kund,
Den da verwandl' ich in einen Hund!“

Spricht drauf die Zweite: „Das iſt nicht recht,
Zum Affen aber taugt er nicht ſchlecht!“

Spricht drauf die Dritte: „Du biſt ein Stock,
Er wird der trefflichſte Ziegenbock!“

Und murmeln Alle zugleich den Fluch,
Und Jede entkräftet der Schweſtern Spruch.

Und ſind ſchon lange beim tollen Schmaus,
Da ſteht noch der Zarte in Schreck und Graus.

Und kommt zum Liebchen mit blaſſem Geſicht
Und klopft an's Fenſter, doch ruft er ihr nicht.

Und redet ſie leiſe, leiſe an
Und freut ſich, daß er nicht bellen kann.

Und ſpricht vom Himmel auf Erden nun
Und denkt: das kann doch kein Affe thun.

Und als ſie ihm hold in die Arme ſinkt,
Da weiß er's gewiß, daß er auch nicht –.

Der Blinde.

Der Blinde ſitzt im ſtillen Thal
    Und athmet Frühlingsluft,
Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
    Des erſten Veilchens Duft.

Um es zu pflücken, ſteht er auf,
    Sucht, bis die Nacht ſich naht,
Und ahnt nicht, daß in irrem Lauf
    Sein Fuß es längſt zertrat.

Der Pocal.

Zwei Gläſer wollen klingen,
    Doch, eh noch Klang und Ton
Ganz iſt und voll, zerſpringen
    Sie von dem Stoße ſchon.

Die Scherben all zuſammen,
    Die trägt dann Stuck vor Stück
Ein Sammler in die Flammen
    Zum Umguß ſtill zurück.

Dort ſind mit einem Male
    Die Beiden nun verſöhnt:
Sie werden zum Pocale,
    Der aus ſich ſelbſt ertönt.

Schlachtlied.

Fragt nicht, wohin? Fragt nicht, warum?
    Nur immer drauf und dran!
Die Büchſen her, und Knall auf Knall,
    Und jeder Knall ein Mann!
Und ſtreckſt Du Manchen in den Grund —
    Du hältſt ja wieder ſtill;
Sei's Freund, ſei's Bruder oder Sohn,
    Mach' ſich bezahlt, wer will.

Und iſt die Helden-Arbeit gleich,
    So iſt auch gleich der Lohn!
Mit Cäſar gilt's die Brüderſchaft
    Und mit Napoleon!
Iſt ſolch ein Gut für etwas Blut
    Denn nicht ein würd'ger Kauf?
Und können Todte auferſtehn,
    So ſteh'n ſie heute auf!

Hurrah, das pufft, das knallt und pfeift,
    Daß ſchier die Erde bebt!
Die Trommeln wirbeln luſtig d'rein
    Und Alles iſt belebt.
Am Morgen war's hier ſtill und todt
    Kaum, daß die Wachtel ſchlug,
Und wenn wir erſt erſchlagen ſind,
    Wird's wieder ſtill genug!

Auf ein neues Trinkglas.

Du funkelſt rein und ſpiegelblank
Im Morgenſtrahl der rothen Sonne,
Dich füllt zum erſten Mal der Trank,
Der Heiterkeit erſchafft und Wonne.
Ich führe Dich an meinen Mund,
Ich ſoll zum erſten Mal Dich leeren,
Doch frag' ich mich zu dieſer Stund:
Wem tönt der erſte Spruch zu Ehren?

Gern trink' ich auf Dein eigen Glück,
Und wahrlich wird es Dir nicht ſchaden,
Dir droht viel arges Mißgeſchick,
Behütet Dich nicht Gott in Gnaden.
Ich trete immer dreiſt heran,
Wo ſich die Menſchen tapfer freuen,
Doch, armes Gläslein, eben dann
Haſt Du ſie allermeiſt zu ſcheuen.

Schon ſeh' ich ſie, die muntre Schaar,
Das ganze fröhliche Gewimmel,
Das Du an manchem Tag im Jahr
Hinüber flügeln wirſt zum Himmel.
Ich ſeh's, wie Dich der Jüngling hebt
Und muthig ſtürzt mit kecker Lippe,
Und wie das ſcheue Mägdlein bebt,
Noch zweifelnd, ob ſie ſparſam nippe.

Ich bin im Tiefſten aufgeregt
Bei dieſem innigen Gedenken,
O, könnt' ich, was mich jetzt bewegt,
In Deinen ſtillen Kelch verſenken!
Da ſchlüg's in jedes Herz hinein,
Sobald der Mund aus Dir getrunken,
Ein zweiter, ſchön'rer Feuerwein,
Und weckte drinnen heil'ge Funken.

Und früge ſich wohl Einer gar,
    Woher ſie komme, jene Flamme,
Da würde ihm auf einmal klar,
    Daß ſie von einem Bruder ſtamme,
Der, weil er ihm die treue Hand
    Nicht reichen konnte, und nicht ſagen,
Was er ſo warm für ihn empfand,
    Dem Glas dies heimlich aufgetragen.

Zum letzten Mal.

Zum letzten Mal die Hand zu drucken,
    Die warm die meine wieder drückt;
Zum letzten Mal in's Auge blicken,
    Das gern in meines wieder blickt;
Zum letzten Mal die Stimme hören,
    Die mir im Tiefſten wiederhallt,
Dann ewiglich umſonſt beſchwören
    Den ſüßen Ton, die Huldgeſtalt:
O grauenhaftes Vorempfinden
    Des Todes, voll geheimſter Qual,
Ich weiß Dich nicht zu überwinden,
    Hab' ich Dich denn zum erſten Mal?
Und ſagt mir durch dies inn're Bangen
    Wohl gar ein Tiefgeliebtes an,
Daß es im Stillen heimgegangen,
    Und daß ich noch nicht folgen kann?

Trennung.

Wir ſchreiten lange ſtumm und ſtill
    Zuſammen durch das Leben;
Wenn auch das Herz ſich öffnen will,
    So ſchließt ſich's doch mit Beben.

Wir preſſen ſchweigend Hand in Hand,
Das Auge perlt von Thränen,
Da wird erkannt, doch nicht genannt,
Was wir mit Angſt erſehnen.

Doch naht ſie, ernſt und finſter, nun,
Die bange Trennungsſtunde,
Da kann das Herz nicht länger ruhn,
Springt auf, wie eine Wunde.
Dann ſind wir Armen ſchnell vereint
In ſchmerzlich ſüßem Triebe,
Und Jeder frägt, und Jeder weint:
Du hatteſt ſo viel Liebe?

Tief ſind wir in den ſüßen Tauſch,
Ach, allzutief, verſunken,
Wir haben uns in wildem Rauſch
Die Seelen zugetrunken.
Man fühlt, was Menſch dem Menſchen iſt,
Dann aber ſoll man ſcheiden,
Und in der Stund', wo man's ermißt,
Muß man's auf ewig meiden.

Geneſungsgefühl.

Ich habe mit dem Tod gerungen,
Er griff nach mir mit eiſ'ger Hand,
Er hat mich dennoch nicht bezwungen,
Ich hielt ihm feſten Muthes Stand;
Ich ſprach: ich kann und will nicht glauben,
Das Gott mein Leben fodern läßt,
Du willſt mir's eigenmächtig rauben,
Und darum halt' ich's männlich feſt.

Doch nun, da alle Kräfte quellen,
Nun, da in reger Werdeluſt
Die Lebenskeime wieder ſchwellen,
Als würd' es Lenz in meiner Bruſt,

Nun, da mir Gott vergönnt, auf's Neue
    Ein Kind zu ſein, in mich verſenkt,
Das, wie voreinſt der Mutter Treue,
    Jetzt Erd' und Himmel freundlich tränkt;

Nun fodert mich dies ohnegleiche,
    Dies heil'ge Leben ſelbſt heraus,
Daß ich's dem Tode überreiche,
    Wie einen friſchen Blütenſtrauß,
Damit er ihn mit leiſem Grüßen,
    So duftig und ſo thauig blank
Still lege zu des Ew'gen Füßen
    Als meiner Seele reinen Dank.

Das traurige Licht.

Stürmiſch iſt die Nacht und dunkel;
Trüben blauen Lichts Gefunkel!
Doch ich kann dabei Nichts ſeh'n,
Als ſein eigenes Vergeh'n.

Noch iſt Polen nicht verloren.

I.

Wild entbrennt in Warſchaus Gaſſen
    Abermals der Freiheitskampf
Und der ew'ge Weichſelnebel
    Wird verdickt vom Pulverdampf.

Noch iſt Polen nicht verloren!
    Schallt es laut aus jedem Mund:
Denn die Senſe und der Degen
    Sind zum erſten mal im Bund.

Alle Jagellonen ſchauen
    Aus der Höhe ſtolz herab
Und der große Sobiesky
    Steigt hervor aus ſeinem Grab.

Heute wird der Czar erzittern,
    Wenn er auch nicht weiß, warum:
Kosciuszko ſelbſt berührt ihn
    Mit dem Todtenfinger ſtumm.

Heute muß ſein Thron hier fallen
    Und ein Sprüchwort obendrein,
Jenes Sprüchwort, drin die Teutſchen
    Unſre Wirthſchaft ſo verſchrei'n.

Heute ſind wir Alle einig,
    Heut ſind wir Alle gleich
Und auf Einheit und auf Gleichheit
    Gründen wir das neue Reich.

Unſre alte Königskrone,
    Die beſtäubt in Krakau liegt,
Fängt von ſelber an zu funkeln,
    Nun der weiße Adler fliegt.

Alle Augen, die hier brechen,
    Blitzen wieder auf in ihr
Und verleih'n den Diamanten
    Neuen Glanz und neue Zier.

Ja, indeß wir tapfer kämpfen,
    Schwebt ſie durch die Luft heran,
Um auf Den herab zu ſinken,
    Der ſich zeigt als beſter Mann.

Und die Knechte, wie die Ritter,
    Alle haben gleichen Muth,
Auch nicht Einer ſchont ſein Leben,
    Auch nicht Einer ſpart ſein Blut.

Jede Waffenthat der Väter
    Wird noch einmal heut vollbracht
Und in ihrem tiefſten Grunde
    Wankt bereits die Ruſſenmacht.

Noch iſt Polen nicht verloren!
    Schwingt die Fahne, daß ſie rauſcht,
Laßt ſie ſchmettern, die Trompeten,
    Denn Europa ſtaunt und lauſcht.

II.

Doch was iſt das für ein Schwanken,
    Und was hemmt des Sieges Lauf!
Stand vielleicht das ſchlimme Veto
    Auch mit von den Todten auf?

Jenes Veto, das den Thoren
    Zu des Weiſen Herrn erhub,
Das zuerſt des Reiches Freunde
    Und zuletzt das Reich begrub?

Weh, ſie wiſpern und ſie flüſtern
    Und das grauenvolle Wort:
Unſre Führer ſind Verräther!
    Frißt durchs ganze Heer ſich fort.

Wer zuerſt es ausgeſprochen,
    War vielleicht ein blöder Wicht,
War vielleicht ein fremder Späher,
    Doch in Polen forſcht man nicht.

Lachen ſeh' ich dort und grinſen
    Einen mißgeſchaffnen Zwerg,
Putzig, wie die Vogelſcheuchen,
    Die man dreht aus Hanf und Werg

Ließ der Zwerg ſie los, die Schlange.
    Der erlauchten Republik?
Einerlei, es iſt die alte
    Und ſie kriecht ihr ins Genick.

Polen, ihr ſeid nicht verrathen!
    Doch ſie glauben, daß ſie's ſind,
Und indeß ſie ſtehn und hadern,
    Sammelt ſich der Feind geſchwind.

Die Baſchkiren und Mongolen
    Ballen ſich zum grauſen Kern
Und die Lanzen der Koſaken
    Machen ihn zum Morgenſtern.

Polen, werft euch ihm entgegen,
    Drängt ſo feſt zu einem Wall
Euch zuſammen, daß der Todte
    Selber nicht mehr kommt zu Fall.

Raſch! daß eure Römertugend,
    Eines ew'gen Kranzes werth,
Euch ſtatt deſſen nicht die Kette,
    Die der Räuber trägt, beſchert!

Raſch! ihr ſeid noch Menſchen heute,
    Sorgt dafür, daß ihr es bleibt,
Daß man nicht als todte Nummern
    Euch ins öde Bergwerk treibt! —

Doch ſie hören nicht, ſie ſtreiten,
    Welcher Führer hängen ſoll —
Noch iſt Rußland nicht verloren,
    Denn noch ſind die Polen toll!

III.

Die Muſik iſt noch dieſelbe,
    Die Trompeten ſchmettern wild,
Doch jetzt bläht ſich auf der Fahne
    Eines andern Adlers Bild.

Heil'ger Iwan, ſei geprieſen,
    Der dem Briten auf den Kopf
Einſt den Deckel feſt genagelt
    Als ihn aufbehielt der Tropf!

Großer Peter, ſei erhoben,
Welcher die Strelitzen friſch
Köpfte mit den eignen Händen,
Wenn er luſtig war bei Tiſch!

Ihr ſeid noch mit eurem Volke!
Die Rebellen ſind geſprengt.
Seht nur, wie der blut'ge Knauel
Durch das enge Thor ſich zwängt!

Ja, die eben Löwen waren,
Knirſchend in ihr ehr'nes Joch,
Sind in Mäuſe jetzt verwandelt,
Die nur ſpähn nach einem Loch.

In den Wäldern und den Schluchten,
Wie's der Zufall eben bot,
Wühlen ſie ſich ein und zittern,
Denn es gilt hier mehr als Tod!

Doch nicht Jeder kann entkommen,
Mancher Kämpfer bleibt zurück
Und nun iſt ein finſtrer Winkel
In der Stadt ſein letztes Glück.

Einem Paar, das ſich verſpätet,
Hat ein räuchriger Kamin,
Den ſie eben offen fanden,
Kümmerlichen Schutz verlieh'n.

Kaum nur athmend, ängſtlich lauſchend,
Sitzen Beide knieend da,
Denn des heil'gen Iwan Loblied,
Hallt noch immer fern und nah.

Endlich wird es etwas ſtiller,
Und, vom erſten Schrecken frei,
Sucht der Eine zu erforſchen,
Wer denn wohl der Zweite ſei.

An der Art, den Hals zu drehen,
    Sieht man, er iſt ſelbſt Baron
Und nur um ſo ſtrenger muſtert
    Er den andern Erdenſohn.

Zwar das Licht, das durch die Ritzen
    Dämmernd fällt, iſt mehr als ſchlecht;
Aber dennoch wirds ihm deutlich,
    Daß er hockt bei einem Knecht.

Ja, das iſt der haar'ge Knoten,
    Der als Weichſelzopf ſo ſchreckt,
Und der ſtruppig-plumpe Schädel
    Iſt noch obendrein bedeckt.

O der Frechheit! Hut herunter!
    Raunt er ganz erboſt ihm zu —
Doch der ſcheint nicht drauf zu hören
    Und verharrt in ſeiner Ruh'.

Perlen kann ich ſtatt der Erbſen
    Kochen laſſen, wenn ich will,
Drum noch einmal: Hut herunter! —
    Doch der ſitzt noch immer ſtill!

Willſt du Gleichheit dir ertrotzen,
    Da mir ſelbſt die Freiheit fehlt?
Hut herunter, Hut herunter,
    Wie dich auch der Hochmuth quält!

Als der Knecht noch immer zögert,
    Bricht der Freiherr grimmig los
Und verſetzt ihm in die Rippen
    Einen wohlgezielten Stoß.

Aber der empfindet's nimmer:
    Denn dem Tode längſt vertraut,
Hat er für den neuen Bruder
    Sich verblutet ohne Laut.

Nur ſein Leichnam wird getroffen
Und, ſich überſchlagend, ſtoßt:
Der die Thür auf, hier des Riegels,
Wie im Paradies, entbloßt.

Sie, da naht, nach Beute ſpähend,
Ein Koſak — und mit der Wehr
Stellt er die geſtörte Gleichheit
Zwiſchen Beiden wieder her.

Der Jude an den Chriſten.

Ich ſank zu Deinen Füßen, bleich und blutend,
Ich zeigte ſtumm auf die Vergangenheit;
Ich rief, im Sterben ſelbſt mich noch ermuthend:
Sei Du mein Heiland, jüngſte, ſtolze Zeit!

Du ſtandeſt ſtill vor mir, mich ernſt betrachtend,
Dein Blick, umwölkt zwar, ſchien doch mitleidvoll,
So daß mein Herz, bisher verzweifelnd ſchmachtend,
Zum erſten Mal von ſanfter Hoffnung ſchwoll.

Doch ach! Du zählteſt ſchweigend nur die Wunden,
Die langſam mich, bis auf den Kern, zerſtört,
Du fandeſt ſchaudernd alle unverbunden,
Und wandteſt Dich, im Innerſten empört.

Nun prägt mich, allen Zeiten zu beweiſen,
Daß mich kein Menſch mehr Bruder nennen kann,
Dein Griffel, Zug um Zug, in Stein und Eiſen;
Dann wiederholſt Du ſtreng den alten Bann.

O, zerr' es nur aus dunklem Tabernakel
Hervor, mein Bild, zerriſſen und entſtellt;
O, ſtell' es nur mit jedem ſeiner Makel
Im Glanz der Sonne auf vor aller Welt!

Was war in Eurer Märt'rer Leib zu leſen,
Wenn man zerfetzt hervor ſie ſtieß an's Licht?
Doch nur, wie hart die Folterbank geweſen —
Für Sünden hielt man ihre Wunden nicht!

An ein junges Mädchen.

Du hängſt mit ſüßen Blicken
An meinem Angeſicht;
Du mögteſt mich beglücken,
Doch Du vermagſt es nicht.

Wie auch die Pulſe klopfen,
Die Seele zagt und weint;
Ich bin ein Waſſertropfen,
Durch den die Sonne ſcheint!

Kleiſt.

Er war ein Dichter und ein Mann, wie Einer,
Er brauchte ſelbſt dem Höchſten nicht zu weichen,
An Kraft ſind Wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner.

Er ſtieg empor, die Welt ward klein und kleiner,
Und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen,
Die wir nur fliegend, oder nie erreichen,
Ward über ihm der Aether immer reiner.

Doch, als er nun die Welt nicht mehr erblickte,
Da hatte ſie ihn längſt nicht mehr geſehen
Und frech ihm ſelbſt das Daſein abgeſprochen!

Nun mußt' er darben, wie er einſt erſtickte,
Ihm blieb Nichts übrig, als zurück zu gehen,
Doch lieber hat er ſeine Form zerbrochen.

Der Menſch.

Die Wurzelkraft im Menſchen treibt zum Eilen,
Sie ſtrebt ins Weiteſte aus allem Engen,
Sie will das Letzte ſchon in's Erſte mengen,
Ihr bangt vor Raum und Zeit, die ſie zertheilen.

Die Gegenkraft im Menſchen treibt zum Weilen,
Sie will ans Nächſte ſich auf ewig hängen,
Sie mögte die Entfaltung rückwärts drängen
Und jede Wunde meiden, ſtatt zu heilen.

Aus dieſer beiden Kräfte Widerſtreben
Entſpringt in ewig wechſelnder Geſtaltung
Die unbegriffne Form des Seins: das Leben!

Und aus dem Seufzer, der den Tod verkündet,
Wird im Moment vernichtender Erkaltung
Ein Hauch, der neu und friſch die Flamme zündet.

Das Element des Lebens.

Du ſchiltſt die Welt und zeigſt auf deine Wunden
Und ſprichſt von Deiner Kraft und Deinem Wollen,
Und fühlſt Dich, weil die Menſchen Dir Nichts zollen,
Als Neid und Haß, im Innerſten gebunden.

Aus meinem Mund iſt in verfloßnen Stunden,
Ich will's geſtehn, das Gleiche oft erſchollen,
Ich aber hörte lange auf, zu grollen,
Obgleich ich Widerſtand, wie Du, gefunden.

In die entriegelte Pandora Büchſe
Das Widerſtrebende zurück zu fluchen,
Heißt auf des Lebens Element verzichten.

Denn, wenn er gleich als Statue erwüchſe,
Der Marmorblock, an dem wir uns verſuchen:
Was bliebe noch dem Bildner zu verrichten?

An einen Freund.

Du rühmſt mich oft um meine Dichtergaben,
Und nennſt mich reich, weil Vieles, was ich dachte,
Dich mit dem ſelt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter Dir geſpendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermögt' ich Alles, was in Dir erwachte,
Als ſich Dein Geiſt an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefſten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Muſen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterſcheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht geſellen.

Zwar, Mancher trägt noch weniger im Buſen,
Der glaubt, die Welt als erſter Hirt zu weiden,
Und iſt, o Zeit, doch Kork auf Deinen Wellen!

Das revolutionaire Fieber.

Freilich, ein Fieber des Volks, das revolutionaire,
Aber, wie ſeltſam, es ſtirbt immer der König daran!

Tieck.

Theuer mußt Du es büßen, daß einſt zum Haupt der Romantik
Dich Dein kritiſcher Freund unvorſichtig gekrönt;
Stimmungen werden Dir nun als Confeſſionen gerechnet,
Träume als ein Syſtem, Launen als Dogmen der Kunſt.
Freilich biſt Du kein Geiſt, aus dem die Normen der Zukunft
Sich gebären, doch auch keineswegs ein Geſpenſt;

Nein, es kehrt ſich in Dir die weiter ſchreitende Neuzeit,
Wie zum letzten Ade, nach der Vergangenheit um.
Meinſt Du wirklich, ſie müßte die Züge der ſterbenden Mutter
Nicht bloß kindlich in's Herz graben, ſie müßte ſie auch
Kindlich in das Geſicht ſich ſchminken, um ihr zu gleichen,
Traf Dich Dein Schickſal mit Recht, aber ich glaube es nicht.
Eines weiß ich, wofern Du tauſend und abermal tauſend
Grillen hecktest, Du haſt längſt den Freibrief bezahlt;
Märchen, wie Deine, ſind nie gedichtet, und fehlt Dir zum Luſtſpiel
Auch die Geſtalt, mir däucht, alles And're iſt da.
In der Novelle dagegen vermag ich Dich nicht zu bewundern,
Dieſe reizende Form haſt Du erweiternd zerſtört.

Unterſchied.

Pfaffen ſah ich in Frankreich und in Italien Pfaffen,
Jene ſenken das Haupt, dieſe erheben es ſtolz.
Ach, dort ſind ſie verdammt, den Herrn zu tragen, und das iſt
Schwierig, hier trägt ſie der Herr, das iſt ſanft und bequem.

Notre Dame de Paris.

Mittelalterlich, ja! Wie eine verſpätete Krähe
Nimmt die Kirche ſich aus in dem blanken Paris.
Regen und Schnee ſind verſchwunden, und Frühling iſt es geworden,
Blind nun ſtiert ſie hinein in den blühenden Mai.

Orthodoxe Proteſtanten.

Für die muthige That, dem Papſt die Krone zu rauben,
Setzen ſie Luthern zum Dank eine gleiche auf's Haupt.

Goethe und ſein Schönheits-Ideal.

Einen Garten zwar hat er in der Welt ſich gegründet,
Aber wahrlich die Welt nicht zum Garten gemacht!

Modernes Privilegium der Wiſſenſchaft.

Philoſophirt, nur thut's im Kreiſe des Staats und der Kirche!
Wirklich? Sagt doch einmal: wißt Ihr, was Ihr erlaubt?
Einen Beweis, daß Alles in Beiden vortrefflich beſtellt iſt;
Aber ich dächte denn doch, dieſen führtet Ihr ſelbſt!

Deutſche Nationalität im Ausland.

Biſt Du ein Brite, ſo wirſt Du im Ausland als Brite geachtet,
Biſt Du Franzoſe, Du wirſt als Franzoſe geſchätzt,
Biſt Du ein Deutſcher, ſo mußt Du durchaus in Perſon Dich hervorthun,
Deine Geſchichte hat Nichts, gar Nichts für Dich gethan,
Und ich ſind' es doch ſchwierig, im bloßen Privatkrieg den Völkern
Abzujagen, was ſie (ſelbſt) nicht von ihnen erzwang!

Männer und Ordensbänder.

Knaben pflegen den Käfer an kurzem Bande zu halten,
Aber an kürzerem noch halten die Fürſten den Mann.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Neunter Band.

Schnock. — Erzählungen und Novellen. — Reiſeeindrücke.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

Inhalt.

Seite
Schnock 1

Erzählungen und Novellen.

Matteo 85
Herr Haidvogel und ſeine Familie 104
Anna 125
Pauls merkwürdigſte Nacht 136
Die Kuh 147
Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd 155
Eine Nacht im Jägerhauſe 172
Der Rubin. Ein Märchen 189
Die beiden Vagabunden. Ein Fragment 205

Reiſeeindrücke.

Diarium. Ein Tagebuch ꝛc. 247
Der Veſuv 280
Erinnerungen an Paris 291
Aus Agram 297
Aus Berlin 307
Aus Hamburg 343
Ein Schloß und eine alte Familiengruft 356

Schnock.

Ein niederländiſches Gemälde.

Erſtes Kapitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo ſich jeder Reiſende gern ſo lange aufhält, als er muß, nämlich ſo lange als die Poſt ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letzten Mal ein. Der Ort iſt einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menſchen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabſteine, die man nicht Lügen zu ſtrafen wagt, verſichern, daß Menſchen darin ſterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Poſtillon ſei fehlgefahren, wenn ſich nicht der mir unvergeßliche Poſtmeiſter, eine lange, dürre, windſchiefe Figur, die ſich ſcheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob ſie ſchon durch ihre bloße Exiſtenz zu beleidigen fürchte, aus der Thür geſchoben, und ſo meine Zweifel verſcheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenſter, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausſchauen wollen, als Platz fanden; auf dem

Kirchthurm ſelbſt konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterſcheiden, und jedes Geſicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die ſich mühſam mit der rechten Hand auf ihren Stab ſtützte und mit der linken die Brille aufſetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit ſeinen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der geſpannteſten Erwartung. „Was giebt's denn,“ fragte ich den Poſtmeiſter, „iſt's Jahrmarkt heut'?“ „Den 16. hujus geweſen.“ „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienſt-Jubiläum?“ „Herr Paſtor primarius Rothnagel hat's ſchon gefeiert und iſt an den Folgen des Schmauſes geſtorben, und unſer Herr Amtmann darf in den nächſten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu iſt er mit Erlaubniß zu ſagen, noch viel zu jung.“ „Giebt's denn Aufſtand? Rebelliren die Bürger? Empört ſich was Hoſen trägt?“ „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man muß ſich tummeln, um's liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erſchwingen. Nein die Sache, es kurz zu vermelden, iſt die. Ein höchſt gefährlicher Verbrecher, ein Böſewicht, der einen gräulichen Diebſtahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde geſtern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühſtück in den alten verfallenen Thurm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die geſammte Bürgerſchaft aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, ſo iſt's, wunderbar genug! geglückt. Nun iſt man natürlich begierig — —" Der Poſtmeiſter unterbrach ſich; denn er bemerkte, daß ich ſchon längſt nicht mehr auf ihn hörte, weil ich ſonſt über die Explikation das Schauſpiel ſelbſt verſäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je geſehen, kam die Straße herauf. Zuerſt, in grell rothen Röcken mit meſſingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erſchwerten und den Muth gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenfeſte Männer, voll edlen Selbſtgefühls, in denen ſich ehemalige Unterofficiere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, ſaß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannſchaft des Fleckens, mit Miſtgabeln, Aexten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leſer nicht erwartet, armirt und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und ſie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der andern ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an ſich zu prügeln, der Amtmann trat vor mit einem Geſicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenſtrich. Die Gerichtsdiener machten Front und ſtatteten beide zugleich, alſo ſo unverſtändlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieſer mit ſeinem ungezogenſten Gähnen erwiderte, dann rief er finſter aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm ſeine Zufriedenheit bezeigen kann?“ „Heda, Meiſter Schnock, aufgepaßt!“ ſchrieen die Gerichtsdiener, das verdrießliche Geſicht des Amtmanns und den mürriſchen Ton ſeiner Stimme möglichſt treu copirend. Jetzt merkt' ich auf; wer noch nie einen Glücklichen geſehen hat, der betrachte ſich einen deutſchen Bürger, dem bei irgend einem Anlaß von Gerichts wegen die Verſicherung ertheilt wird, daß er ein ganzer Kerl ſei. Nicht ſo ſchnell, als ich erwartet hatte, aber doch ſchnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch ſein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitſchultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Geſicht, worauf das erſte Kindergreinen über empfangene Ruthenſtreiche verſteinert zu ſein ſchien; ein Bär mit einer Kaninchen-Phyſiognomie. Der Amtmann ertheilte ihm ein ſparſames Lob wegen ſeiner bewieſenen Herzhaftigkeit, Schnock ſenkte wehmüthig den Kopf und ſchickte einen ängſtlichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf ſeinem Wagen in ſanften Schlummer gefallen war, oder ſich doch ſtellte, als ob er es wäre. Der Amtmann zog ſich in das Heiligthum der Amtsſtube zurück, die Gerichtsdiener riſſen den Gefangenen von ſeinem Sitz herunter und ſchwuren, er ſolle ihnen nicht zum zweiten Mal entkommen, und wenn er auch die Kunſt beſäße, ſich in eine Fledermaus zu verwandeln. Die Menge zerſtreute ſich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Baſilisken geſehen, regungslos auf dem Platze ſteh'n. Der Mann intereſſirte mich, ich trat zu ihm heran. „Mein Freund," begann ich, „Ihr ſeid ſehr in Gedanken vertieft!" „Weil ich ein geſchlagener Mann bin," gab er zur Antwort. Ich ſtutzte und fragte weiter: „Wie ſo? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut', wo Ihr Euch in ſo hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben ſcheint, ſo lebhaft fühlt?" „Eben darum," verſetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der ſich im Gefängniß erdroſſelt, oder ſich mit Glasſcherben die Pulsader aufreißt? Giebt's der Herr," er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß dieſen heilloſen Sünder in der Einſamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebſtahl, wegen deſſen ihn der ſtrengſte Richter nicht zum Tode verurtheilen, ja nicht einmal auf Zeitlebens einſtecken kann, noch eine Mordthat, oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?" „Von wem ſprecht Ihr denn eigentlich?" unterbrach ich ihn. „Nun, von wem anders, als von dem Böſewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretiren. Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber Niemand entgeht ſeinem ſchlimmen Stern, und am wenigſten ich." „Ich begreife Euch bei Gott nicht!" verſetzte ich. „Für jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein Feſt zu ſein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Menſch zur Haft gebracht wird." „O freilich, wenn er nur nicht ſelbſt die Falle war, in der der Fuchs ſich erwiſchen ließ!" „Ich dächte, das wäre gleichgiltig!" „Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit über'm Kopf anzünden kann, und der ſich geſtehen muß, daß ſich in ſein Fleiſch ſo gut ein Loch bohren läßt, wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht überſehen haben — auf'm Wagen einſchläft, während ihn tauſend Kehlen mit den gräulichſten Verwünſchungen überhäufen, werde ſich für die endloſe Langeweile, der er im Kerker und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückſeligen, dem er das Alles verdankt, auf ſeine Weiſe erkenntlich bezeigen? Was wird dieſe Kröte zwiſchen den finſtern Mauern des Gefängniſſes aushecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Böſewicht mißglückt iſt, was er ſich vornahm? Höchſtens kommt man ihm hinten drein auf die Spur;

das weckt aber Keinen wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder ſonſt wo verſcharrt liegt. Dem Schlachtopfer iſt's gleichgiltig, ob man den Schlächter zu ihm in die Erde ſteckt.“ „Mir ſcheint, ein Mann, wie Ihr, kann ſich ſeiner Haut ſchon wehren; Euch geht, däucht mir, zu einem Rieſen nicht viel ab, geſchweige zu einem tüchtigen Schläger.“ „O,“ verſetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft ſoll ich dieſe vermaledeiten breiten Schultern, dieſe lügenhafte, großprahleriſche Leibesgeſtalt, womit irgend ein ſchadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge verſetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunſch meiner Wünſche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedſames, geruhiges Leben, ſprichwörtlich iſt's, daß ſie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge, — ſagte er, nicht ſcherzhaft, ſondern in grimmigem Ton — biſt Du verrückt? Du könnt'ſt bei Deinen Knochen und Kräften einen Ackergaul erſetzen, und wollt'ſt gleich einem Affen, mit gekreuzten Beinen und löſchpapiernem Geſicht hinter dem Fenſter auf'm Schneidertiſch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das iſt was für Krüppel, für Lahme und Verwachſene, damit komm' mir nicht; Du wirſt mir, ſo Gott will! ein braver Schreiner! Natürlich, er war ja ſelbſt ein Schreiner, und das edle Handwerk wär' zu Grunde gegangen, hätt' ich ein anderes ergriffen. Gott vergeb's ihm, meinetwegen; ich vergeb's ihm nicht, höchſtens auf'm Todtenbett, wo man Alles vergiebt!" Schnock ballte die Hand. „Aber, lieber Meiſter," fragt' ich weiter, „warum ließ't Ihr den Dieb nicht entſchlüpfen, wenn es Euch ſo bedenklich ſchien ihn feſtzuhalten? Das ſtand ja doch bei Euch?" „Keineswegs," erwiederte Schnock; „man iſt ſelten, oder nie Herr ſeines Willens. Ich war den Uebrigen voraufgelaufen, nicht etwa, um mir ein Anſehen zu geben, ſondern um ihnen möglichſt bald aus den Augen zu kommen und bei der Hetze gegen brutale Aufforderungen zum Hülfeleiſten geſichert zu ſein. Plötzlich, da ich eben den Sprung um ein Gebüſch mache, fährt mir das Teufels-Wildpret, ich meine meinen Arreſtanten, entgegen. Ich ſchaud're zuſammen; denn das laute Hurrah, das aus hundert Kehlen hinter mir erſchallt, ſagt mir's gleich, daß mein niederträchtiges Jagdglück nicht unbemerkt geblieben iſt. Dennoch hätt' ich, ohne Rückſicht auf ſpätere Foppereien und Anzüglichkeiten, dem Kerl gern den Vorſprung gelaſſen und zu hinken angefangen; aber der war wie unſinnig, ſtatt zu entſpringen, blieb er ſtehen, rollte die Augen, ballte die Fauſt gegen mich und fuhr endlich damit, als wollt' er ein Meſſer, oder gar eine Piſtole hervorziehen, in die Taſche. Da ergriff mich Angſt und Grauſen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden Eſel, die mir ſchon aus der Ferne ein Bravo über das andere zuſchrieen, glauben mogten, ſondern aus Furcht macht' ich mich über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß ſeine Taſchen leer waren, wie ſich's bei der Viſitation fand, konnt' ich nicht wiſſen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich ſichern." Ein Burſch kam in dieſem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme ſchon!" rief Schnock ihm entgegen und machte mir zugleich eine Abſchiedsverbeugung. „Ihr irrt Euch, Meiſter," ſagte der Burſch mit unterdrücktem Lachen, „ich ſuche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett." „So ſagſt Du nicht," verſetzte Schnock, „daß Du mich geſehen haſt. — Wenn die Kopfweh hat," fuhr er, ſich wieder zu mir wendend, fort, „iſt's gold'ne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß wirklich zuvor das Schlimmſte begegnet ſein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als ſie jüngſt wegen Zahnſchmerz und Backengeſchwulſt vierzehn Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden." Ich lud Schnock ein, mich in's Poſthaus zu begleiten und dort eine Flaſche Wein mit mir auszuſtechen. „Ich weiß mich,“ ſagte ich, als er bedenklich zu zögern ſchien, „vor Langeweile nicht zu laſſen, und wo ſind' ich Geſellſchaft?“ Er willigte ein, und nicht lange dauerte es, ſo ſaßen wir uns auf meinem Zimmer bei gefüllten Gläſern gegenüber. Es giebt untrügliche Kennzeichen, wodurch ſich der geübte Trinker von dem angehenden unterſcheidet; wenn dieſer, während er das ſüße, flüſſige Feuer hinuntergießt, die Augen wollüſtig zukneift, und in innigem Behagen noch mit dem letzten Tropfen die Zunge erquickt, ſo ſpitzt jener blos ein wenig den Mund, trinkt mit offnen Augen und ignorirt den Tropfen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß dieſer Nachzügler den Durſt, ſtatt ihn zu löſchen, nur auf's Neue weckt. Schnock, das ſah ich gleich, war kein angehender Trinker; er trank das erſte Glas nur, um recht bald zum zweiten zu kommen, und an eine Entſiegelung ſeines innern Menſchen, auf die ich mich freute und deretwegen ich ihn eingeladen hatte, war vor Entſiegelung der dritten Flaſche nicht zu denken. Ich gab mich gegen ihn für einen geſchiedenen Ehemann aus und ſagte, ich hätte blos darum mein Vaterland verlaſſen, weil mein rachſüchtiges Weib mir ihre ſämmtlichen Liebhaber, Einen nach dem Andern mit Herausforderungen auf den Hals ſchicke, was mir über kurz oder lang das Leben koſten könne. Dieſe Eröffnung machte ihn treuherzig, aber eine Unvorſichtigkeit, die ich gleich hernach beging, hätte das günſtige Vorurtheil, das er für mich zu faſſen begann, faſt im Keim wieder zerſtört. Ich zog nämlich, weil ſie mir unbequem waren, meine Taſchenpiſtolen hervor und legte ſie neben mich auf den Tiſch. Plötzlich, er war ſchon in recht lebhaften Mittheilungen über ſein Märtyrerthum begriffen geweſen, ſtockte der Fluß ſeiner Rede, er entfärbte ſich und ſah mich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, früher, als ich ſie begriff, und bemühte mich, ihrer Urſache auf die Spur zu kommen, aber ſchneller, als all' mein Nachſinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner Hand zur Aufklärung über den zweifelhaften Punkt. In der Zerſtreuung ergriff ich eine der Piſtolen, die ungeladen waren, und ſpannte ſpielend den Hahn; da ſprang Schnock von ſeinem Stuhle auf und verſicherte mir mit einem Geſicht, welches gegen den Mund die bündigſte Proteſtation einlegte, er halte ſich in meiner Geſellſchaft für ſicher. „Ihr ſeid's vollkommen, lieber Meiſter," verſetzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe ſie zu meiner Vertheidigung auf Reiſen bei mir, aber um mich nicht ſelbſt zu beſchädigen, lade ich ſie nicht, außer wenn ich bei Nebel und Nacht durch dicke Waldungen komme." Zum Zeugniß der Wahrhaftigkeit meiner Relation drückte ich die Piſtole, welche ich eben in der Hand hielt, ab. „Ich," entgegnete

Schnock, indem er ſich wieder mit alter Behaglichkeit niederließ, „würde doch Piſtolen und dergleichen niemals mit mir führen; denn davon bin ich überzeugt, wenn die Gefahr wirklich an den Mann heran tritt, ſo vergißt man's entweder, daß man ſie hat, oder man ſchießt bei'm Abfeuern fehl, und reizt ſo den Menſchen, der es vielleicht nur auf einfache Räuberei abgeſehen hatte, zu Mord und Blutvergießen.“ „Ihr habt nicht Unrecht,“ erwiderte ich, mein Lachen verbeißend, was mir, wenn's mir nur einmal gelingt, immer gelingt, „und da wär's gar möglich, daß man, nachdem man durch die erſte Piſtole den Mordgedanken erweckte, durch die zweite niedergeſtreckt würde; ich ſetze den Fall, daß der Räuber keine Waffe bei ſich führt und ſich ihrer bemächtigt.“ „Freilich, freilich!“ verſetzte Schnock und trank, ſichtlich erfreut, in mir einen Gemüthsverwandten gefunden zu haben, zwei Gläſer hinter einander. Die dritte Flaſche war halb geleert, da ſtand er raſch auf, trat mit pfiffig-wichtiger Miene vor mich hin und fragte mich: „Sagt mir doch, bin ich eigentlich feig?“ „Es ſcheint wohl nur ſo!“ antwortete ich, einigermaßen verdutzt. „Gewiß!“ verſetzte er und nahm wieder Platz, „daß ich's nicht bin, davon, glaub ich, hab' ich Euch heute den Beweis gegeben. Ich traue Euch nichts Böſes zu, bei Gott nicht! ſonſt wär' ich keine fünf Minuten geblieben; aber, dies könnt Ihr nicht läugnen, Ihr ſeid mir wildfremd. Ihr ladet mich ein, Euch auf Euer Zimmer zu begleiten und Wein mit Euch zu trinken, jeder Andere hätte, und mit Recht, aus Eurer Splendidität Argwohn geſchöpft und die ſonderbare Einladung mit Abſcheu abgelehnt; ich unterdrücke meinen Verdacht und gehe mit Euch. Ich denke, ich bin nicht feig!“ „Ei, Meiſter Schnock,“ erwiederte ich, „wie kommt Euch denn der Einfall, daß Ihr feig wäret?“ „Weil,“ verſetzte er haſtig und ſchenkte ſich ein, „weil ſie mich alle für feig halten, ja, weil ich, Stunden, wie dieſe, ausgenommen, ſelbſt das ganze Jahr hindurch, Gott weiß, woran es liegt! glaube, daß ich's bin.“ Jetzt verſchwand bei ihm die letzte Spur von Zurückhaltung, um ſo mehr, als er erfuhr, daß ich nicht im Orte bleibe, ſondern gleich den nächſten Tag wieder abreiſe, er machte mich zum vollſtändigſten Vertrauten ſeiner Lebens-, d. h. Märtyrer-Geſchichte, und ich erhielt Gelegenheit, in die Mikrologien eines Daſeins hineinzuſchauen, das mir ſo putzig vorkam, als ob es gar nicht ſeiner ſelbſt wegen, ſondern zur Beluſtigung eines größern geführt würde. Ich darf nun freilich nicht vergeſſen, daß meine Leſer nicht, wie ich, gezwungen ſind, in dem Marktflecken Y. einen ganzen Tag auf die Poſt zu warten, und muß darum den größten Theil von Schnock's Mittheilungen für mich behalten; denn bei mir hatten ſie nur mit einem alten Kalender, den ich durchblättern, mit den Fenſterſcheiben, die ich hätte zählen können, zu rivaliſiren, was hoffentlich bei keinem meiner Leſer der Fall iſt. Ich glaube jedoch, daß Einiges daraus ſie auch in einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann, und bitte ſie, wenn ich mich hierin täuſche, den Grund nicht in dem Mann und ſeinen Erlebniſſen zu ſuchen, ſondern in meiner Unfähigkeit, ihn treu, bis in das Haargewebe ſeiner Beſtimmungsgründe hinein, zu zeichnen. Um dieſer Unfähigkeit möglichſt zu Hilfe zu kommen, laſſe ich ihn ſelbſt reden.

Zweites Kapitel.

Schnock erzählt.

Fragt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, was ich jetzt ſelbſt fürchten muß, ſo kann ich auf dieſe Frage vernünftiger antworten, als Tauſende von Ehemännern, die mein Schickſal theilen. Sie pflegen ſchmachvoller Weiſe für ſich anzuführen, daß ihre Drachen ihnen in Engelsgeſtalt entgegengetreten ſeien, als ob dies nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es, Adam ausgenommen, der das freilich nicht wiſſen konnte, da kein Anderer ihm ſeine Erfahrungen vermacht hatte, irgend Jemandem zur Entſchuldigung gereichen könnte! Solche Thoren darf ich verachten; denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geſchlecht, dem er angehört, getäuſcht, und wenn ich dennoch ſein Geſpons geworden bin, ſo iſt das wenigſtens nicht meiner Verblendung beizumeſſen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzuſehen, und wer das zu ruhmredig findet, der laſſe ſich ſagen, was ich ſchon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen.

Ich ſtand dabei, als meine Mutter meinem Vater die Oberlippe abbiß, weil er nach einem heftigen Zank zu früh auf den Verſöhnungskuß drang, ich ſah ſein Blut ſtromweis in den Bart rinnen und den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hätte nicht ſchaudernd, wie ich, das Gelübde gethan, niemals wieder einen Menſchen an dem Ort, wo er Zähne hat, zu küſſen, und wer könnte dies Gelübde halten und ſich doch zugleich beweiben wollen? Aber meine jähzornige Mutter beſtand, als ich in die Jahre kam, mit Ungeſtüm darauf, daß ich mich verheirathen ſolle, ſie fragte mich, ob ich ein ſonſtiges Mittel wüßte, ihr Enkel zu verſchaffen, oder ob ſie andern alten Frauen in ihren Anſprüchen auf die großmütterlichen Würden und Freuden nachſtünde, und darauf ließ ſich nicht viel erwidern. Ich mußte mich alſo in den Gedanken ergeben, daß ich ihretwegen mit irgend einer Perſon weiblichen Geſchlechts früher oder ſpäter eine eheliche Verbindung würde eingehen müſſen, wenn ſie nicht wider Erwarten und Verhoffen früh wegſtürbe, und da das Letztere nicht geſchah, ſo irrte ich mich hierin auch keineswegs. Zwar zog ich die Entſcheidung noch lang hinaus und feierte noch manchen Geburtstag als Junggeſell, worin für mich zu der Zeit, von der ich ſpreche, der Hauptreiz dieſes Feſtes lag. Aber als unſ're alte Familienkatze verreckte und bald darauf unſer Mops an einem Kloß, den er zu heiß hinein fraß, erſtickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unſerm Hauſe eintrat, ſo unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen, und daß ſie die entſtandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt ſehen wollte. Auch begünſtigte der Zufall ſie; denn Jungfer Magdalena Kotzſchneuzel, die Stickerin, miethete ſich eben damals in unſ'rer Nachbarſchaft ein und wußte ſie durch einige wohlangebrachte Aufmerkſamkeiten, die ſie ihr erwies, namentlich dadurch, daß ſie bei einer gewiſſen Gelegenheit ihren Rath einzog und ihn auch treu befolgte, ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ich bald bei'm Frühſtück, bei'm Mittags- und Abendeſſen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt Du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den ſie nicht ſelbſt geſponnen hat?“ wurde ich des Morgens regelmäßig befragt, und die dritte Taſſe Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeſchenkt, wenn ich dieſen ſchlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgetheilt, daß ſie einmal einige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ich darauf das erſte Mal ſpitzig bemerkte: ſie ſpielt alſo! ward ich mit einem haſtigen: „Nein! ſie hat das Loos auf der Straße gefunden!“ zurechtgewieſen. Des Abends mußte ich mir die Auseinanderſetzung gefallen laſſen, daß ſie ſich im Gegenſatz zu Andern älter mache, als ſie ſei, weil ſie's für eine größere

Ehre halte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als zu den leichtſinnigen, jungen Mädchen, deren Claſſe ſie bei ihren fünf und zwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, der das wiſſe und nicht um ſie würbe, ein Narr ſein müſſe. Da dies Alles bei mir nicht anſchlug, nahm ſie ſie plötzlich, ohne mir vorher auch nur ein Wort zu ſagen, auf einige Tage zu ſich in's Haus, eines Kleides wegen, das geändert werden mußte, wie ſie vorgab, das ſie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, was dahinter ſteckte, und ſuchte mich dem Frauenzimmer von meiner unangenehmſten Seite darzuſtellen, raſirte mich nicht, trug immer meinen ſchlechteſten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war ſtets mürriſch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre, und erwies ihr nicht die kleinſte Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn ſie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Geſellen, der von Perſon nicht unanſehnlich und im Handwerk geſchickt war, auf das Mädchen aufmerkſam, ich ſtrich ſie gegen ihn heraus, wie ſie gegen mich herausgeſtrichen wurde, ich redete ihm ſogar ein, das ſie jedes Mal erröthe, wenn ſie ihn erblicke. Aber Beides ſchlug mir zum Unheil aus; denn Lene ſtieß ſich nicht im Geringſten an meinem Benehmen, ſie entſchuldigte mich gegen meine Mutter, wenn dieſe mir meine Nachläſſigkeit verwies, auf's Eifrigſte und meinte, wer mit ganzer Seele beim Gewerbe ſei, wer darüber nachſänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, dort einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geſchniegelt und geſtriegelt gehen, wie ein Ladendiener und ſich auf Höflichkeiten verlegen, wie ein Barbiergehilfe; mein Geſell dagegen fing Feuer und rächte ſich natürlich ſpäter, als ich ihm nothgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weiſe für meine anſcheinende Falſchheit. Als Lene unſer Haus wieder verließ, war meine Mutter, wo möglich noch mehr für ſie eingenommen, wie früher; ſie beſuchte ſie täglich, und auch zwiſchen ihr und mir entſpann ſich, ſo ſehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältniß. Ich konnte nicht aus der Thür treten, ohne ſie an ihrem Fenſter hinter den Blumen bei der Arbeit ſitzen zu ſehen, da wurden denn gegenſeitige Grüße ausgetauſcht, und was läßt ſich nicht an Grüße anknüpfen; haben ſich doch gewiß noch niemals Leute geſtritten und todt geſchlagen, die nicht im Anfang: guten Tag! zu einander geſagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war ſchon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tiſchler eine ſo dringende Arbeit iſt, wie ein Bräutigamsrock für einen Schneider, und wollte vor'm Niederlegen noch ein wenig im Freien verſchnaufen. Ich ſchlenderte, die Pfeife im Munde, an Lene's Fenſter vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete ſie und fragte mich, warum ich denn ſo eile. Ich blieb ſtehen und erwiderte, daß ich das ſelbſt nicht wiſſe. Dann, verſetzte ſie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe ſie noch nicht ein einziges Mal beſucht, und ſie könne doch am Ende verlangen, daß das geſchehe. Ich konnte hiegegen Nichts einwenden und ging auf die Thüre zu, fand ſie aber verſchloſſen. „Ei," rief ſie aus, als ſie das bemerkte, „iſt meine alte Hausfrau ſchon zu Bette? Nun, ſteigt in's Fenſter, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich ſtutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter ſitzt drüben im Zimmer und ſieht's, ſie hält dich, kurzſichtig, wie ſie iſt, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigſte Liebhaber, ſtieg oder ſprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene ſuchte noch den Schwefelfaden, womit ſie ihr Licht anzünden wollte, als mir ſchon wüthend nachgeſchimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Geſellen, der hinter mir hergeſchlichen ſein mogte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geſchlechts wegen nicht auf mich paßten, ſprudelte er gegen Lene aus. Ich ſchwieg ſtill, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er ihr Vater oder ihr Bruder ſei. Als er dies verneinte, erwiderte ſie, dann hätte er auch Nichts d'rein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände: denn das ſei ich. Dabei umarmte ſie mich und ſagte: „Nicht wahr, Chriſtoph? es wäre Dir ja nie eingefallen, zu einem unbeſcholtenen Mädchen bei Nacht in's Fenſter zu ſteigen, wenn Du nicht die ernſthafteſten Abſichten hegteſt? mir wär' es wenigſtens nie in den Sinn gekommen, Dich dazu einzuladen, wenn ich dieſe nach den Eröffnungen Deiner Mutter nicht hätte vorausſetzen dürfen!“ Ich ſchwieg noch immer und ſchwieg ſo lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen ſchon Alles entſchieden hatte, und daß es lächerlich ſei, nicht darin zu verharren. Mein Geſell zog ſich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenſter. Sie aber bemerkte das kaum, als ſie mich bei den Rockſchößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht ſei, wenn es zu Michaelis geſchähe, wie die Mutter vorſchlage, oder ob ich auf einem andern Tag beſtünde. „Vor Allerheiligen laß' ich mich auf nichts ein!“ verſetzte ich feſt und beſtimmt und ſprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Geſell mit geballten Fäuſten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von ihm durchprügeln zu laſſen, und ließ ihn gewähren, verſuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereigniß aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er ſeinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuter Wuth auf mich losſchlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab ſich alle Mühe, mich niederzuwerfen; es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kothig, und wer ſeinen beſten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr, ausgenommen diejenige, der man nicht ausweichen kann, ſcheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unſinnigen Menſchen, dem ich an Leibesſtärke überlegen war, einen Schlag zu verſetzen, und gab ihm einen in's Geſicht, hatte es aber kaum gethan, als ich's auch ſchon bereute; denn ich hatte ihn gerade auf die Naſe getroffen, und er ſtürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers, zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu ſein und verfluchte mein Schickſal; denn ich erinnerte mich von meiner Wanderſchaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getödtet hatte, und ich wußte, was meine Fauſt vermogte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich ſchwur dem Himmel, noch denſelben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menſchen wieder auferwecke; ich ſchwur dem Menſchen, das Mädchen mit keinem Auge mehr anzuſehen, wenn er von ſelbſt wieder aufſtehe, und ich wurde mir des Widerſpruchs zwiſchen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an, mich nach Dingen zu ſehnen, wornach ſich wohl noch nie Jemand geſehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Zuletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm ſei, ihm derb auf die ausgeſtreckt daliegende Hand. Da richtete er ſich ſchnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis gründlich zu geben, in's Bein. Es that ſehr weh, und ich ſtieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über dieſen Biß. Nun nieſte er, ſprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch todt zu ſchlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verſtörter, wie jemals, bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich freundlichem Geſicht. „Wo biſt Du geweſen?" rief ſie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich ſah, das ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und ſagte: „Gott vergebe Dir, was Du an mir gethan haſt!" Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu ſtehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die

Thür, als ſie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, ſondern zerriß zu dieſem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Uebrigens ſchlief ich in der auf dieſen Abend folgenden Nacht beſſer, als man vielleicht erwartet, was ich dem Umſtande beimeſſe, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, ſo lange Zeit vorher weiß, wann er in den Eheſtand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen iſt, nicht blindlings hineinrennen, wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umſicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen und jede Vorſichtsmaßregel ergreifen, die dem Menſchen in ſolcher Lage zu Gebote ſteht. Mein Erſtes gleich nach dem ſchauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Ueberzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich ſie bei meiner Mutter oder ſonſt in der Nähe wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihülfe des Geſellen mit großer Mühe Pfähle ein, ja, eines Nachmittags ſchleppte ich die ganze ſchwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Eben ſo ſtellt' ich mich bei ſchicklichen Gelegenheiten, als ob ich ſehr hitzigen auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke in's Geſicht ſtach, fluchte ich barbariſch und verſetzte mir, anſcheinend der Mücke wegen, einen ſo grimmigen Schlag auf die Naſe, daß Blut floß; auf eine Maus, die eines

Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter beim Gänſerupfen half, zum Vorſchein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufſchrieen, und gleich darauf dreht' ich einem ſchreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich ſtark kratzte. Mehrere Male ſtieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugeſteckt, damit er es ſich gefallen laſſe, zur Thür hinaus; meinen Lehrjungen ſchalt ich einſt, noch vor dem Frühſtück einen Ochſenkopf und drohte ihm, ich wolle ihn hinter'm Schornſtein aufhenken, worüber der kleine Knirps ſo erſchrak, daß er mir ſelbſt leid that. „Biſt du ſo voll Galle?" fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr ſehr gefiele. „Wie man's nehmen will!" verſetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du biſt ja ein ganz Anderer auf der Wanderſchaft geworden," ſagte meine Mutter, „früher warſt du fromm und ſinnig, wie ein Lamm!" — „Jedem Menſchen wachſen die Zähne!" erwiderte ich und pfiff einen Galopp-Walzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an und meine Geberden wurden verwegen. Ich glaube auch noch immer ſteif und feſt, daß ein Menſch an Herzhaftigkeit und Geiſtesgegenwart gewöhnt werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten; angeboren iſt's Keinem, Jeder hat ſein Leben lieb.

In meiner Jugend geſchah das nicht; ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich mögte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben ſpielte und etwas ſchnell lief, ſo rief ſie mir zu: — „Stoffelchen", ſie nannte mich bis in mein ſechszehntes Jahr, wo ich's mir ernſtlich verbat, immer Stoffelchen, — „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällſt und dir den Kopf zerſchlägſt; als ich einmal auf unſern kleinen Kirſchbaum zu klettern verſuchte, riß ſie mich bei den Haaren wieder herunter. Ja, hätt' ich nur noch in meinem zwei und zwanzigſten Jahr, wie ſo viele meiner Kameraden, Soldat werden müſſen! Dieſer beſtändige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben ſcharfer Bayonette, dieſe Furcht vor dem Unterofficier, dieſe Angſt vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an ſich hat: dies Alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der ſo gut, wie jeder Andere, ſich in Wirthshäuſern den Knebelbart geſtrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verſchoſſen und ohne Anlaß mit geballten Fäuſten auf den Tiſch geſchlagen hätte. Nun es hat nicht ſo ſein ſollen, und hat Gott mir bis hieher geholfen, ſo wird er mir auch bis an mein ſeliges Ende helfen."

Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer Art, als ich beabſichtigt hatte. Statt vor mir, wie vor einer gefüllten Pulvertonne, zurückzuſchaudern, ſchien ſie immer mehr Geſchmack an mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel ſelbſt ſein können, und ihr wär's Recht geweſen, ſie mogte ſich's zutrauen, ſelbſt den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgiltig, als der Plan, den ich eines Sonntags Nachmittags — Sonntags mußt' ich ſie ſpazieren führen — auf einen großen, uns begegnenden Pudel baute, zu Waſſer ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben in's Ohr geſagt: „Ich hab' Dich doch recht lieb, Christoph!" — „Der Pudel da," dacht' ich, „ſoll Dich von der verdammten Liebe etwas curiren und Dir einigen Reſpect vor Deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht blos mit Mäuſen und Kätzchen aufnehme, ſondern, ſeines giftigen Gebiſſes ungeachtet, auch mit einem Hund." Alſo ſchritt ich, ohne ihm, wie ſonſt, auszuweichen, friſch auf den Pudel zu. Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsſtarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch ſchon frech und unverſchämt zu mir aufblickend, in gerader Linie ſeinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!" rief ich, ſie feſthaltend, „Du wirſt doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?" Ich holte wie vom Teufel beſeſſen mit dem Spazierſtöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht ſich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletſchend ſieht er mich an. Gereizt ſchlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die aufſätzige Beſtie ſchnappt mir nach den Waden, ſtatt ſich auf die

Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und ſpringe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mir des unwillkürlichen Ausreißens bewußt werde, ich wage kaum, mich umzuſehen. „Die Gefahr iſt vorbei!“ ruft laut lachend Lene mir zu; zu meinem großen Aerger bemerke ich, daß ſie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachſenden will. „Liebes Kind,“ ſag' ich, „nimm Dich in Acht, bedenkſt Du denn nicht, daß wir in den Hundstagen ſind? Er iſt ja toll!“ — „Was?“ ruft ſie, plötzlich erſchreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings“, verſetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerkteſt Du nicht, wie ihm der Schaum vor'm Maul ſtand, wie er den Schwanz zwiſchen die Beine klemmte, wie häßlich roth ſeine Augen waren, welch unnatürlich Gelüſt er zum Menſchenfleiſch trug?“ In dieſem Augenblick ging der abſcheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen ſein mochte, zu Waſſer, mich in ſeiner thieriſchen Dummheit Lügen ſtrafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; ſie ſchoß einen wüthenden Blick auf mich, den erſten, wenn mir recht iſt, und rief mit vor Zorn und Schreck faſt erſtickter Stimme: „Und das ſagteſt Du mir nicht gleich?“ Wunderbar iſt meine Gabe, die Lüge ſpitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind“, antwort' ich und pflücke für ſie, um mich ihren, gleich zwei geladenen Piſtolen, auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt' ich's denn wiſſen, daß Du's nicht geleſen haſt, was im Kalender über tolle Hunde ſteht?“ — „Nun“, erwidert ſie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und ſteckt die Blume, die ich ihr galant überreiche, an die Bruſt, „den Hals hat's ja nicht gekoſtet. Hoffentlich haſt Du bei dem kühnen Sprung die Knochen nicht verrenkt?“ Dies war Spott, ich merkt' es gleich und antwortete Nichts.“

Im Wein iſt Wahrheit!“ ſagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demſelben Sonntag erfahren. Mit Liſt bracht' ich Lene in den Hinckeldey'ſchen Garten. „Wir konnen dort Kaffee oder Thee trinken,“ ſagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern Nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, ſtellt' ich mich verwundert und ſah Lene mit einem verdrießlichen Geſicht an. „Nun“, ſagte ſie, „ſo laſſ' Wein bringen, aber für mich Waſſer dabei.“ — „Herrlich geht's“, dacht' ich und rieb mir vergnügt die Hände; dann beſtellt' ich Vierundachtziger, der, wie ich wußte, ſtark und ſchnell zu Kopfe ſtieg, auch eine reichliche Portion Zucker; denn durch den verführt man die Weiber am leicht'ſten zum Trinken. „Deine Geſundheit!“ rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Waſſer gegoſſen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodenſatzes von Zucker ſüßer war, als die erſte, ſo ließ ſie nicht gar zu lange in ſich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, ſagte ſie dann: „Jetzt aber auch Deine!“ Raſch ſchenkte ich die Gläſer wieder voll. „Unmöglich“, rief ſie, „kann ich's ganz leeren, mir wird ſchon ſo wunderlich!“ — „Dann“, verſetzte ich, „haſt Du mich auch nicht lieb.“ Einen Augenblick ſah ſie vor ſich nieder in den Schooß; dann trank ſie langſam, mir die Hand über den Tiſch gebend, — ich ſaß nicht an ihrer Seite, ſondern ihr gegenüber — und mich feſt anſehend, das Glas aus. Es ward ihr ſchwer, das ſah ich. „Nun wird ſie bald überſprudeln,“ dacht' ich, „ſaubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut iſt's, wenn man's weiß, woher der Wind weht, man kann ſich darnach richten.“ Ich trat ihr, wie aus Verſehen, auf den Fuß und hoffte, ſie ſollt's übel nehmen; ſie hielt's, angetrunken, wie ſie war, für ein Liebeszeichen. „'s thut Nichts,“ dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorſchein kommen, wenn die Beſinnung noch mehr ſchwindet; ſchon tritt ihr ein verdächtiges Roth auf die Wangen, ihre Augen ſchwimmen.“ — „Aber meine Mutter!“ ſagt' ich und ſchenkte noch einmal die Gläſer voll.

„Ja, Deine Mutter," erwiderte ſie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!" — „Beſſer Etwas, als gar Nichts!" dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt ſah ſie faſt gar nicht mehr auf, ſondern lächelte in Einem fort ſtill vor ſich hin. Aufmerkſam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichſten Stunde ſtellte ſich, ſchnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen," dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm Dich doch in Acht, mein Schatz," rief ſie, ſo wie ſie bemerkte, daß ich den Hund lockte, „er kann toll ſein, oder es werden." Dabei lachte ſie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter Nichts. Aus Unvorſichtigkeit ſtieß ich die Waſſerflaſche um, das Waſſer, an allen Seiten vom Tiſch herabſtrömend, näßte, bevor ſie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, Herr Jeſus!" rief ſie und flog von ihrem Sitz auf. „Nun kommt's!" dacht' ich und ſpitzte die Ohren; doch, der Herr Jeſus war der bloße Vorläufer eines guthmüthigen: „Es thut Nichts, es iſt ja kein Wein!" Aergerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich ſelbſt zu ſchimpfen und mich herabzuſetzen. „Ungeſchickt", fing ich an, „bin ich, wie ein Schulkind. Als ich — dieß war nicht erlogen — das letzte Mal zum Abendmahl ging, plumpte ich, ſollteſt Du's glauben, vor dem Altar, da ich eben aus dem Kelch nippen ſollte, nieder, wie ein zu ſchwer beladener Müller-Eſel.“ „Pfui!“ unterbrach ſie mich und rümpfte die Naſe. „Ja,“ fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kiſſen gleiten und auf den Taufſtein fallen, wo er ſich an einer Ecke jämmerlich den Kopf zerſtieß.“ — „Wie? was ſagſt Du?“ fragte ſie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfſchütteln u. dgl. mehr erwartend, keck und mit Lüſternheit in die Augen ſah. Mit Uebertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeſchichte. „Ach,“ ſeufzte ſie, „ich hab' ſo viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!“ Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen“, erzählt' ich, „ſtieß ich einem Bäckergeſellen, mit dem ich zuſammen ſchlief, Nachts bei'm Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das Auge aus.“ — „Das iſt ja fürchterlich!“ fuhr ſie auf. „Du könnt'ſt ja wohl, wenn Du ſchläfſt und träumſt, das Haus in Brand ſtecken!“ — „Gewiß!“ fuhr ich heuchleriſch-ruhig fort, „nachtwandelnd hab' ich mich in Frankfurt am Main ohne irgend einen vernünftigen Grund einmal erhenkt. Der Strick war mürbe und zerriß; ſonſt ſäß' ich hier wohl nicht und tränke auf Deine Geſundheit.“ — „Du treibſt Poſſen!“ ſagte ſie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es iſt die reine Wahrheit,“

verſetzt' ich mit einem Ernſt, dem ſie Glauben ſchenken mußte, „ich bin nun einmal ſolch ein Unglücksmenſch; was mir paſſirt, paſſirt ſo leicht keinem Zweiten." Ich ſeufzte kläglich, dann fragt' ich ſchlau: „Nicht wahr, Lene, wenn Du gewußt hätteſt, wie's eigentlich um mich ſtünde, Du würdeſt Dich für einen ſolchen Mann bedankt haben?" — „So etwas iſt freilich ſchlimm," gab ſie zur Antwort, „doch das wollen wir ſchon kriegen!" — „Wie ſo? wie meinſt Du?" fragt' ich ſchnell und lauernd. „Ach was!" ſagte ſie, ſtand auf und gab mir, warum es mir am wenigſten zu thun war, einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange, und ließ ſich nicht wieder heraustreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ranken, Nichts von den Plagen und Quälereien, die ſie mir in ſo reichlichem Maße zugedacht; ja, gefallen mußt' ich mir's laſſen, daß ſie mir, als ob ſie ſo nüchtern geweſen wäre, wie ſonſt, gleich nach dem Kuß in's Ohr flüſterte: „Ich hab' Dich deſſen ungeachtet doch lieb!" Ich hatte ihr Herz, wie einen Wetterkalender, aufzuſchlagen gehofft und wurde abgeſpeiſt mit dem ſchönen Einband."

„An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum erſten und letzten Mal in meinem Leben einen Geiſt geſehen. Ich ſage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, ſondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit iſt. Es war gegen eilf Uhr, da ging ich über den Magdalenen-Kirchhof, um für meine

Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Camillen zu holen. Man muß nämlich über dieſen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte — ich kann's beſchwören — nicht an Geiſter und Geſpenſter, ſondern nur daran, wie angenehm es ſein würde, wenn ich erſt wieder zu Hauſe wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge, und ſah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas Weißes, was lang und ſonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch — ſo iſt der Menſch — blieb ich ſtehen; hätte der Geiſt mir gewinkt, ich wäre — das glaub' ich — gehorſam, wie ein Hund, zu ihm herangekommen. Aber, er bekümmerte ſich nicht um mich, ſondern ſchwebte, ohne nach Art der Geiſter ein Zeichen, oder einen gräßlichen Ton von ſich zu geben, langſam, langſam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erſt, wie er verſchwunden war, kam mir die eigentliche Angſt, da erſt fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemüthsbeſchaffenheit hätte zufügen können. Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr ſah, glaubte ich ihn allenthalben zu ſehen, wenn der Weſtwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das gräuliche Ereigniß am andern Morgen erzählte, fand ſich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüſſel dazu hatte. Der Prahlhans, der verſoffene

Barbier, der zuletzt im Hoſpital verreckt iſt, wollte nämlich auf dem Magdalenen-Kirchhof — er nannte ihn ſeinen Garten, weil er daran wohnte — der Abendkühle wegen, im Schlafrock und in der Nachtmütze ſpazieren gegangen ſein. Es war dem Kerl blos um die Ehre, er wollte ſich rühmen können, für einen Geiſt angeſehen worden zu ſein; man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geiſt zu unterſcheiden weiß; denn das iſt keine Kunſt! Uebrigens war ſelbſt dieſe Geiſtererſcheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Menſch daher gerannt, der, ſo weit ich bei'm ſchwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit Nichts als ſeinem Hemde bekleidet war, und ſich höchſt ſonderbar geberdete. Bald ſtarrte er in's Waſſer hinein, dann ſah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und ſprang, wie unſinnig, in den Teich. „Was ſoll das?“ rief ich ihm in einer wahren Todesangſt zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in Acht, Niemand iſt in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!“ Keine Antwort. Ich ſchritt bis an den Rand des Teichs vor, das Waſſer bewegte ſich in großen Kreiſen, der Wind flüſterte im Schilf, von dem Menſchen war nichts mehr zu ſehen. „Iſt das Spaß oder Ernſt?“ rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermogte kaum noch zu ſtehen. „Heda! Ihr dort unten, ſteigt herauf!“ Stille, wie vorher! „Gott im Himmel! es iſt richtig ein Selbſtmörder!“ brach ich jetzt aus, als ob ich den Menſchen bisher für einen Taucher gehalten hätte, „wer ein Chriſt iſt, ſpringt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!“ Wenig fehlte und ich hätt' es gethan; man hat in ſolchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht laſſen dürfte. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls ſchon todt ſei und daß nur ein Narr ſein Leben eines Cadavers wegen ausſetze. Gedanken anderer Art drängten ſich mir auf. „Wer iſt's?“ fragt' ich mich. Antwort: „vielleicht dein Geſell!“ Das kam mir bald äußerſt wahrſcheinlich vor, und was knüpfte ſich nicht Alles daran! „Wird man nicht glauben,“ dacht' ich, „du haſt ihn hineingeſtürzt? Wird man nicht wenigſtens behaupten, daß du, der du ihm faſt zur Seite ſtandeſt, aus abſichtlicher Bosheit Nichts für ſeine Rettung gethan haſt? Und hat das Eine nicht Grund, wie das Andere?“ Ich ſah mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir Jemand Zeuge dieſes Selbſtmords geweſen ſei und beſchloß, als ich mich des Gegentheils verſichert hatte, den Vorfall zu verſchweigen, um allen Verfänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich raſch, ward aber gleich, ſo wie ich am erſten Wirthshaus vorüber kam, von der ſchwerſten meiner Befürchtungen befreit; denn mein Geſell ſaß drinnen bei einer Kanne Bier und ſchwur eben mit lauter Stimme, daß er ſich an meinem Hochzeitstage ſchon vor Sonnenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack ſpielen wolle, der ihm während des Rauſches in den Sinn käme. Den nächſten Morgen klärte ſich das Ereigniß auf. Der kranke Müller war ſeinem Wärter, dem man Schuld gab, daß er fahrläſſig geweſen und eingeſchlafen ſei, entkommen und hatte ſeinem Leben in einem Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man ſagte, er habe vom Krankenbett aus Dinge von ſeiner Frau geſehen, die er nicht wieder hätte vergeſſen können. Ich zweifle nicht daran."

„Am auffallendſten war mir's, daß Lene jene Heuchelei und Verſtellung noch Monate lang im Eheſtand fortſetzte; gerade ſo, als hätte ſie ſich einen Reiter zum Vorbild genommen, der ſein Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitſche genugſam plagt, beim Beſteigen klatſcht und ſtreichelt. Nichts konnte im Haushalt geſchehen, Schnock mußte erſt befragt werden. „Meinſt du nicht, Chriſtopher," hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand beſſer hinge? Iſt's dir recht, wenn der rothe Koffer ſeinen Platz verändert? Kann der Lehrburſch wohl einmal flink zum Krämer ſpringen und mir etwas Seide holen, oder ſiehſt Du's nicht gern? Liebſt Du die

Pfannkuchen braun gebraten, oder nicht?“ Anfangs lacht' ich, wenn ſie mit dem ſpitzbübiſch-unſchuldigſten Geſicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und ſagte: „Geh' mir!“ Zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätiſch, wie Könige im Puppenſpiel, meinen Willen und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe Mittags wirklich ſo auf den Tiſch kam, wie ich ſie Morgens beim Frühſtück, wo ich, würdevoll den Großvaterſtuhl ausfüllend, meine lächerlichen Inſtructionen ertheilte, beſtellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm und mein Drache ſeine eigentliche Natur zum erſten Mal hervorkehrte. Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Geſellen die Arbeit aufgekündigt, alſo Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man ſich blos gegenſeitig die Verſicherung giebt, daß man, Einer ohne den Andern leben könne. Ich glaube, Alles iſt in Ordnung und freue mich, als mit einem Male der Geſell, da ich eben mein Lieblingsſtück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.“ zu pfeifen anfange, vor mich hinſpringt, mit geballter Fauſt auf die Hobelbank ſchlägt, daß etliches Geräth herunter fliegt, und mit Ungeſtüm verlangt, ich ſolle ſagen, was ich an ihm auszuſetzen habe, er ſei nicht von geſtern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende,“ beſorg' ich, „du haſt ihn im Verdacht der Dieberei;“ um ihn zu begütigen, ſag' ich: „Die Fenſterrahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, ſie ſind krumm und ſchief.“— „Ich habe in Hamburg in einer der erſten Werkſtätten gearbeitet!“ fällt er mir trotzig ins Wort. „Drei Tage!“ verſetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt ſeines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt ihr mich?“ fährt er auf, „da ſoll Euch denn doch — —“ er unterbricht ſich ſelbſt, doch nur um den Rock abzuwerfen, dann dringt er auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erſt bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und ſchimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben ſchabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, ſie wird ſich mit dem unſinnigen Menſchen vereinigen, um meine Niederlage vollſtändig zu machen; aber, weit gefehlt, ſie ergreift die Feuerzange und wirft ſie dem Geſellen, der ſich deſſen wohl ſo wenig verſah, wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleiſchgabel an's Schienbein, daß er laut aufſchreit: „Ein Weib wie der Teufel!“ und ſich wendet, ſo daß er der Aſchenſchaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt ſich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu ſtehen gekommen, zu mir um und ſieht mich an. „Das war Recht,“ ſtott're ich, „der Lump, der Hundsvott“ — „O,“ unterbricht ſie mich, „biſt du auch ein Mann!“ und roth wie ein geſottener Krebs, ſetzt ſie ſich wieder zu den Rüben nieder, ich ſchleiche mich fort. Wenige Minuten darauf rief ſie: „Hans!“ So hieß mein Lehrjunge. „Er iſt draußen im Garten,“ antwort' ich ihr. „So ruf' ihn,“ herrſcht ſie mir zu, „aber ſchnell, er ſoll für mich aus!“ — „Jetzt fängt's an!“ ſagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; ſeit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde ſelten ein freundlich Wort gehört, dafür tractirt ſie mich faſt ſtündlich mit Bonbons, wie dieſe ſind: „Ich wills ſo!“ oder „Du ſollſt nicht!“ oder „Unterſteh' Dich's noch einmal!“ u. dgl. mehr. Nun, das iſt nicht ſo unbequem, als es ſcheint; was ich ſeitdem thue, iſt, als ob ſie's gethan hat, ſie hat von meinem Thun und Laſſen mehr Plage, als ich ſelbſt, ich bin fett geworden, ſie iſt mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel ſagte, ſie könne für mich zur Beichte gehen; gewiſſermaßen hat er Recht.“

„Einmal — ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Buſch zu Buſch — hatt' ich, wie man denn im Trunk ſo leicht Narrheiten begeht, verſprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu feſtgeſetzten Abend tüchtig ausſchmälen, ſo, daß man's draußen unter den Fenſtern hören ſolle. „Wirſt Du's Dir gefallen laſſen?“ fragt' ich ſie beim Zuhauſekommen im Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geſtändniſſes und ihren Geiz, „ſonſt koſtet's mir drei Flaſchen Wein; denn ich habe gewettet.“ —

„O, gerne, gerne!“ erwiderte ſie; ſie war nämlich — ich wußt' es — weichmüthig, weil ihr Nachmittags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder geſtorben ſei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich verfluchte mich ſelbſt und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte in ihrem Geſicht etwas Verſteckt-Heimtückiſches gelegen; jetzt — ſie ſaß hinter dem Ofen im Großvaterſtuhl, aus dem ich natürlich längſt vertrieben war — entlud ſich's in einem ſpöttiſchen Gelächter und in der höhniſchen Frage: „Wird's bald?“ Deutliches Huſten und Flüſtern verkundete mir, daß man draußen ſchon mit Ungeduld harre: „dennoch ſagt' ich „Kind, es hat ja keine Eil'!“ — „Wie lange ſoll ich denn warten?“ fuhr ſie auf, „Pſt, pſt, Engel!“ wiſperte ich, „man muß ſich ja doch erſt beſinnen.“ — „Hätt' ich nur 'nen Hund,“ dacht' ich, „oder 'ne Katz' zur Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der Wand glaubten, es gelte ihr.“ Lautes Räuſpern und in die Hände Klatſchen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung. Nichts fällt mir bei, über mein Zögern erboßt, ſieht Lene mich giftig an. „Schlag' der Teufel drein!“ fluch' ich und hoffe, dabei in den Gang zu kommen. „Was fehlt Dir, lieber Mann?“ fragt ſie ſpottend. „Kind,“ verſetz' ich drängend, „ſchmälen und ſchimpfiren ſoll ich und weiß nicht, worüber.“ Ich wußt' es wohl, aber wer bürgte mir für ihre Gelaſſenheit, darum ſucht' ich alles in einen Scherz zu verwandeln;

denn gegen Scherz war ſie nicht völlig abgehärtet. „Gieb mir einige Gründe an die Hand und dann ſchlag' die Augen nieder, ſonſt gelingt's mir nimmer." — „Gut," erwiderte ſie, „ſo ſprich mir nach, was ich Dir vorſage, aber grimmig, im Ton eines Bären: Ungetreue — —" — „Der Teufel ſprech's Dir nach," unterbrech' ich ſie, „ſchändlich würd' ich ja wohl lügen!" — „Oder," fährt ſie fort, „zänkiſche, boshafte — —" — „Mäßige Dich, Kind!" fall' ich ihr ins Wort. „Willſt Du bald?" fährt ſie auf, und wiederholt: „Zänkiſche, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!" Angſt ergreift mich; denn das ſind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen ſie bediene. In dieſem Augenblick klopfen die da draußen an's Fenſter. In der Verwirrung reiß' ich, mich ſtellend, als ob ich meine beſten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenſter auf, und ſchimpfe wüthend heraus „Hundezeug! verfluchtes Geſindel! was giebt's hier zu horchen?" — „Bravo, bravo, Schnock!" geben ſie zur Antwort, Lene ſchlägt ein Gelächter auf, ich bin wie todt."

„Aerger noch — das nicht — aber eben ſo arg ging's mir, als ich — unter Dreien hatte gerade mich das Loos getroffen — den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die ſo ſichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede ſtellen mußte. Gleich nach der Frühſtückszeit — frühſtücken konnt' ich nicht — macht' ich mich auf den Weg, die Conſorten, die mir in ſolchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt du,“ ſagt' ich, mir gewiſſermaßen ſelbſt den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüſt, an der Pfarre vorbeizuſchleichen, „ſonſt kommen die Hinteren Dir auf den Hals. Er iſt wohl zu irgend einem Kranken geholt, oder zu einer Taufe!“ denk' ich und öff'ne die Thür. Statt der Magd — während des Anmeldens verſtreicht doch immer, wenn man zu ſolchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann — tritt mir der Pfarrer ſelbſt, eben mit brennender Pfeiſe aus der Küche kommend, auf dem Flur entgegen. Er ſieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein,“ ſag' ich endlich, mich zu dem Schooßhund ſeiner Frau, der munter dahergeſprungen kam, niederbeugend und ihn ſtreichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meiſter Schnock?“ ſagt der Pfarrer und öffnet die Thür ſeines Studirzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niederſetzen?“ Ich ſetze mich. „Und Euer Begehren iſt?“ frägt er endlich, verwundert und geduldig. „Ich — ich komme!“ verſetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich plötzlich das niederträchtigſte Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter, als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich ſollte —“ —

„Lieber Mann,“ fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zuſtand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl ſchon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern ſeid.“ Erwünſchteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als dieſe Grobheit des Pfarrers, ich nehme ſchnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die Höllenviſite abgethan iſt, und mich über ihren Ausfall gegen die Anderen nur dunkel, und ſo, daß ſie mich mißverſtehen müſſen, auslaſſend.“

Dennoch hab’ ich trotz der Friedfertigkeit meiner Natur zwei Mal in meinem Leben Ohrfeigen ausgetheilt, die eine im Finſtern, die zweite bei Licht, und Beide an meinen leiblichen Vetter, den Stellmacher Vinckel. Auf Vinckel war ich nämlich im höchſten Grade erboßt, und dazu hatte ich guten Grund. Wer einmal eine lächerliche Geſchichte von mir erzählt, dem reich’ ich vielleicht noch, ſo wie er mir wieder begegnet, die Hand zum Gruß, wenn ich ſie ihm auch nicht mehr drücke. Niernhäutl, der Weſſelbur’ner Pächter, wird mir’s bezeugen. War er’s nicht, der’s ausſchwatzte, daß ich einſt vor ſeinem kalekut’ſchen Hahn ausgeriſſen bin, der es aber verſchwieg, daß ich’s nur der rothen Weſte wegen that, die ich gerade anhatte? Doch es geſchah bei’m Bier, es geſchah eine halbe Stunde nach Mitternacht, und er kam nie wieder auf die Dummheit zurück. Wer es zwei Mal thut, dem nick’ ich zwar noch zu, wenn er mir in den Weg kommt, aber ich huſte dabei, um ihm nicht in klaren deutlichen Worten einen guten Tag wünſchen zu müſſen; wer ſagt denn auch zur Brennneſſel: wachſe und gedeihe! Wer aber gar nicht aufhört, wer, ſo wie er zu einer Kindtaufe oder einer Hochzeit geladen iſt, entweder ſtumm und dumm da ſitzt, wie die Wand, an die er ſich mit ſeinem Rücken lehnt, oder ſeinen albernen Witz auf meine Koſten Bocksſprünge machen läßt, der wird mir am Ende ſo verhaßt, daß ſich in mir das Oberſte zu unterſt kehrt und ich mir Luft machen muß, zumal, da es in der Natur des Menſchen liegt, ſich ſo lange zuzurufen: Du trauſt Dir nicht genug, bis er übermüthig wird und ſich zu viel zuzutrauen anfängt. Das war aber mit Vinckel der Fall, und es kam noch hinzu, daß wir als Verwandte uns überall trafen, daß wir uns gar nicht vermeiden konnten. Er wurde nicht müde, auf den Beſuch zu ſticheln, den wir Beide auf der Wanderſchaft in der Thierbude zu Bremen abgelegt und bei dem wir uns allerdings ſehr verſchieden benommen hatten; er wie ein unwiſſender Flegel, der zwiſchen den lebendigen Ungeheuern drinnen und den gemalten auf der Wachsleinwand am Eingang nicht zu unterſcheiden wußte, ich wie ein vernünftiger Menſch, der ſich auf dieſen Unterſchied verſtand. Ich muß den Beſuch erzählen, damit man ſieht, daß ich bei Gelegenheit deſſelben Nichts that, als was jeder Andere, der nicht eben ein Vinckel war, auch gethan hätte, und daß ich höchſtens wegen meines Fürwitzes, denn ich hätte ja auch fort bleiben können, einen Vorwurf verdiene.

Es war ein heitrer Sonntag-Nachmittag, und ich ging mit Vinckel über den Marktplatz, wo die Bude ſtand. Der niederträchtige Thierführer trat eben heraus und verkündigte mit lauter Stimme, die Beſtien ſollten gefüttert werden, wer es ſehen wolle, möge eintreten. Nun hatt' ich unglücklicherweiſe am Tage zuvor mit meinem Begleiter über jene Thiere geſprochen und ihm, um ihm von meiner Herzhaftigkeit eine gute Meinung beizubringen, geſagt, ich gedächte ſie nächſtens in Augenſchein zu nehmen. „Hörſt Du — rief er mir zu — die Thiere werden gefüttert, laß uns hinein gehen, es koſtet ja nur einen Groſchen. „Ei was — verſetzte ich — morgen iſt auch ein Tag, und ob ich ſie freſſen ſehe, oder nicht, daß iſt mir ganz einerlei. Onehin hat man ſie hier alle ausgeſtopft auf dem Muſeum!“ Leider hatte der Thierführer, wie denn ſolches Geſindel immer mäuſeſcharf hört, unſer Geſpräch belauſcht; er trat auf uns zu und ſagte: „meine Herren, morgen mit dem Frühſten reiſ' ich ab, wollen Sie alſo dies wirklich ſehenswürdige Kabinet mit Ihrer Gegenwart beehren, ſo ſchieben Sie es nicht auf.“ „Komm', komm', — drängte mein Begleiter und zeigte auf den Aushängeſchild — es ſind, wie Du ſiehſt, zwei Tiger darin, ein Löwe — — —“ „Die Rieſenſchlange, das ſeltene

Exemplar eines weißen Bären, die Hyäne und die köſtlichen Affenarten nicht zu vergeſſen!“ unterbrach ihn der Thierführer. Der dumme Schlingel glaubte, mich durch Aufzählung all der Scheuſale, die in der Höllenbude ihr Unweſen trieben, zum Eintritt reizen zu können, während ich an den beiden Tigern und dem Löwen, deren mein Gefährte erwähnte, ſchon mehr als genug hatte. „Die Tiger ſind wohl noch jung?“ fragte ich. „Den Teufel auch, — antwortete der Eſel — völlig ausgewachſen, und feurig, wie in Africa.“ Mich ſchauderte. „Jedenfalls iſt dieſe Boaſchlange klein wie ein Regenwurm und wird hinter dreifachem Eiſengitter verwahrt?“ „Umgekehrt, lang, wie ein Schiffsanker-Tau — verſetzte Jener — Sie iſt in Europa noch niemals größer geſehen worden, und die Kunſt beſteht gerade darin, daß ich ſie mit den Händen aus ihrem Kaſten herausnehme und frei hinlege. Treten Sie nur ein, es wird Sie nicht gereuen.“ Mir war, als ſtänd' ich vor meinem Grabe. Ganz kleinlaut fragt' ich: „Wie ſteht's denn mit der Hyäne? Auch ſo groß, wie ein Pferd?“ Dummſtolz lächelnd erwiederte der Kerl: „Sehen Sie jenen alten, grauen, lahmen Hund, der die Straße heraufwatſchelt? Größer iſt die Hyäne nie und ſieht ſo unbeholfen aus, wie der.“ „Was frägſt Du lange — ſagte mein Begleiter — wir können das Alles ja ſehen.“ Ich ließ mich nicht ſtören. „Es ſind doch wohl oft ſchon Unglücksfälle in Ihrer Bude paſſirt? — fuhr ich fort — der Löwe hat ſich losgeriſſen, die Schlange hat Menſchen erdrückt? Es kann nicht anders ſein. Ich habe im Wochenblatt davon geleſen!“ „Sie ſind ſehr furchtſam!“ verſetzte der Thierführer frech. „Gar nicht furchtſam, durchaus nicht furchtſam — fuhr ich hitzig auf — aber bekannt genug iſt's, daß — —“ „Löwen und Schlangen nach Menſchenfleiſch lüſtern ſind,“ hatt' ich ſagen wollen, doch der Thierführer unterbrach mich. „Kommen Sie herein, meine Herren — ſagte er — ich darf mit der Fütterung nicht länger zögern, die Thiere ſind hungrig.“ „Hungrig!“ rief ich entſetzt; dann flüſterte ich meinem Begleiter in's Ohr: „Hörteſt Du das? Die Beeſter ſind hungrig!“ „Um ſo intereſſanter wird's ſein — gab der unverſtändige Menſch zur Antwort — komm nur!“ Er zog mich mit ſich fort, und wenn ich keinen Skandal machen wollte, mußt' ich folgen. Ein widriges Geräuſch der unangenehmſten Stimmen drang uns entgegen, ein Gebrüll, Gequäke, Geſchnatter, Gepiepſe zum Umfallen. Anfänglich macht' ich die Augen zu, bloß, um mich an die Ungeheuer zu gewöhnen. Doch, bald bedachte ich, daß ich mich gerade dadurch den größten Gefahren ausſetzen und in die Nähe der ſchauderhaften Schlange, die ich am meiſten fürchtete, gerathen könne, und öffnete ſie wieder. Mein erſter Blick fiel auf die gräuliche Kropfgans, die in wenigen Secunden einen halben Keſſel voll Fiſche verſchluckte und dann in ihren Käfig zurückkehrte. Hu! Solche Thiere ſollten billig erſt vier und zwanzig Stunden vor dem jüngſten Tag geſchaffen worden ſein! Wer würde ſich dann aus dem Untergang der Welt noch was gemacht haben! Jetzt wurde ich den Löwen gewahr, der entſetzlich brüllte; ſchnell wandte ich den Blick, allein nun ſah ich die beiden blutdürſtigen Tiger, die in ewiger Unruhe in ihren Käfigen auf und nieder rannten und mit den Schweifen an die Stäbe ſchlugen, daß ſie erbebten. Die bunten Farben-Ringe, die dieſen Scheuſalen um den Leib laufen, kamen mir, beſonders wenn ich blinzelte, wie aufgerollte Schlangen vor, die auch wohl herunter ſpringen könnten; dabei macht' ich die wenig beruhigende Entdeckung, daß ſämmtliche Käfige aus Holz gezimmert waren. Auf einmal entſtand hinter mir ein grauſiger Spectakel; als ich mich umſah, erblickte ich die hohläugige, grinſende Hyäne, die ſich vergebens anſtrengte, ein Stück Fleiſch, welches der Wärter ihr vorhielt, zu erhaſchen. Ich beſchwor den Menſchen, das Thier um Gottes willen nicht zu necken; in frevelhaftem Muthwillen verſetzte er aber: „nur unbeſorgt, ich und Bunku verſtehen uns!“ Zugleich hielt er ſeinen Mund an das Gitter und rief: „Bunku, einen Kuß!“ Schnell wandt' ich das Geſicht ab und erwartete, im Augenblick Jammertöne und Geſchrei, des zerfleiſchten Menſchen nämlich, zu vernehmen. Ich vernahm Nichts; ſtatt deſſen hörte ich ein ſonderbares Geplapper und Geplärr gerade über meinem Kopf, und als ich empor ſchaute, ſah ich eine Menge häßlicher Affen mit ungeſtalteten Gliedmaßen und weiten Mäulern, die die Zähne fletſchten und mich mit Unrath bewarfen. Dieſe vergnügten mich einigermaßen, da ſie klein waren und poſſirliche Grimaſſen ſchnitten; ſie wurden mit Aepfeln gefüttert, und ich mußte lachen, ſo wenig ich auch ſonſt zum Lachen aufgelegt war, als ich bemerkte, daß Einige ſich in ihrer Gefräßigkeit das Maul ſo voll ſtopften, als ob es eine Vorrathskammer wäre. Wie ward mir aber zu Muth, als ich mich zufällig umkehrte und auf einer Kiſte, an die ich mich mit dem Rücken gelehnt hatte, die entſetzliche Boaſchlange, keine zehn Zoll von mir entfernt erblickte. Da lag ſie, lang hingeſtreckt, die gräuliche, Blut ſaugende Bewohnerin der Waldungen eines fremden Welttheils — — ein Sprung, und ſie umwand mich, ſie zermalmte meine Knochen, ſie mäſtete ſich von meinem Mark. Sie zog ſich zuſammen, ich that einen lauten Schrei und ſprang zur Thür. Langhalſige Vögel, Strauße nannte ſie der Thierführer, reckten mir hier, als hätten ſie's auf meine Augen abgeſehen, aus einem Käfig, über den ihre Köpfe hoch hinaus ragten, die ſpitzigen Schnäbel entgegen. Ich gab nicht viel um die Nachbarſchaft dieſer Rieſenvögel und näherte mich der Schlange wieder um einen Schritt; kaum aber ſtand ich ſtill, als mich ein Geklapper ängſtigte, welches ſich über mir vernehmen ließ. Himmel, gerade über meinem Haupt hing ein Käfig mit einer Klapperſchlange. Ich kann es gar nicht beſchreiben, wie furchtbar mir dies zwei Fuß lange Thier in ſeiner eckelhaft-bunten Haut und mit den abſcheulichen Tönen, die es von ſich gab, vorkam. Starr blickt' ich zu ihr hinauf; plötzlich klopfte mein Begleiter mich auf die Schulter und ſagte: „was iſt denn an dem kleinen bunten Ding zu ſehen? Gieb nun Acht, die große Schlange wird ſogleich ein Kaninchen verzehren, der Wärter bringt es ſchon.“ Obwohl mich ohne Unterlaß kalte Schauder überliefen, konnt' ich mich doch bei dieſen Worten eines leichten Lächelns nicht erwehren; der Menſch glaubte, ich betrachtete die Klapperſchlange, während ich doch bloß ihren Käfig unterſuchte, um mich zu vergewiſſern, daß ſie nirgends durchſchlüpfen könne. Als ich mich hiemit noch beſchäftigte, gab die Klapperſchlange, wie es mir — ich kann mich irren — wenigſtens vorkam, ein feines Geziſch von ſich; eine weiße Maſſe fiel mir auf den Rock und da ich glauben mußte, dieſe weiße Maſſe rühre von ihr her, ſchrie ich laut auf: „Hülfe! Gift! Gift!“ Erſchreckt ſprangen mehrere der Anweſenden auf mich zu; ich, keines Wortes mächtig, zeigte auf den weißen Fleck auf meinem Rock, Alle ſtanden mit offnem Munde. Der Thierführer kam gleichfalls herbei; kaum aber hatte dieſer meinen Rock angeſehen, als er laut auflachte und ſagte: „das Gift kommt von dem unartigen Papagei, der dort oben hängt!“ Jetzt wurde das Gelächter allgemein; ich beſichtigte die weiße Maſſe näher und lachte dann ſelbſt von ganzem Herzen mit. „Du biſt ja ein wahres Kind — rief mein Begleiter mir zu — da will ich Dir was Anderes zeigen.“ Der Waghals trat zur Boaſchlange heran, die eben mit entſetzlicher Wolluſt, welche ihr ſichtlich durch den langen häßlichen Körper zuckte, dem armen Kaninchen das Blut ausſog und berührte ſie mit der Hand. Doch, ſie fuhr zuſammen, als würde ſie mit Nadeln geſtochen, und Binckel, der Held, flog ſo ſchnell zur Thür, wie ich; ich nahm übrigens dieſe Gelegenheit wahr, ihn, bevor er wieder zur Beſinnung kommen konnte, mit heraus zu ziehen. Als ich mich wieder in freier Luſt ſah, verdroß mich's doch, daß ich den Bären gar nicht geſehen hatte; ich hätt's um denſelben Preis gehabt.

Das war der Beſuch. Es war keine Kunſt, ihn im Zimmer hinter dem Ofen, wenn man von brüllenden Löwen und zähnefletſchenden Tigern ſo weit, wie von Africa und Amerika, entfernt war, zu verdrehen und dabei zum Beweis der eigenen Herzhaftigkeit dem unter dem Tiſch auf den Knochen-Abfall harrenden armen Haushund einen Tritt zu verſetzen. Es war noch weniger ein Wunder, daß mich das verdroß. Als Binckel es eines Abends wieder gethan hatte und ich im Finſtern mit ihm und einigen Andern zu Hauſe ging, gab ich ihm endlich einmal, wie ein gährender Bierkrug, den Pfropf abſtoßend, einen Derben hinter die Ohren. So wenig hielt er mich trotz der mir zugefügten Beleidigung der Rache fähig, daß er ausrief: „Schnock, man ſchlug mich, wer war's?“ Als ich kurz antwortete: „kann ich's wiſſen, wenn Du's ſelbſt nicht weißt!“ verſetzte er: „nun gut, ſo tritt Du nur bei Seite, denn Du haſt's gewiß nicht gethan! „Ich folgte, heimlich lachend, ſeiner Weiſung, dann rief er: „wenn Einer was erhält, der's nicht verdient hat, ſo bitt' ich im Voraus um Verzeihung!“ Nun draſch er auf die Uebrigen, die verdutzt ſtehen geblieben waren, wie ein Unſinniger los und bekam natürlich, was er austheilte, mit Zinſen zurück, ſo daß ich, der ich gelaſſen, wie die Unſchuld ſelbſt, dabei ſtand, die vollkommenſte Satisfaction erhielt. Aber die Sache blieb bei alledem, wie ſie war; denn wenn ihm den nächſten Tag auch ein Zahn fehlte: er ahnte nicht, daß er ihn noch haben würde, wenn er ſeine Zunge im Zaum gehalten hätte, und ich mußte mich entſchließen, das im Dunkeln begonnene Werk bei Licht zu Ende zu bringen, da ſeine Späße, was ich freilich voraus hätte wiſſen ſollen, auch jetzt noch nicht aufhörten. Ich ſchleppte ihn daher eines Sonntag-Abends in's Wirthshaus, machte ihn betrunken — ich ſelbſt war's ſchon vorher — ſtellte eine Menge

Gläſer vor ihm hin, von denen ich glaubte, daß ſie ihn am ſchnellen Hervorkommen hinter dem Tiſch hindern würden, ſchloß ihn zum Ueberfluß auch noch mit Stühlen ein und ſagte dann zum Pächter Niernhäutl: „es wird hier noch etwas geben!“ Er ſah mich an und antwortete: „mit wem denn?“ „Mit dem da!“ ſagt' ich und warf einen vernichtenden Blick auf Binckel. „Wer hat denn was mit dem Knirps?“ fragte der Pächter, der die Menſchen, wie ein Werbeofficier, nach ihrer Leibeslänge abzuſchätzen pflegt, und lachte. „Rathet einmal!“ verſetzt' ich. Er rieth hin und her, es verdroß mich, daß er immer ſo gräulich vorbeiſchoß, und ich kehrte ihm unwillig den Rücken zu. Er gab mir einen Klaps an einer unanſtändigen Stelle; ich zeigte ihm meine geballte Fauſt und rief: „meint Ihr, daß in der allein keine Kopfnüſſe wachſen? Wie viel verwettet Ihr auf eine, die in einer Viertelſtunde reif ſein muß?“ Durch Wetten hab' ich mich nämlich oft in die Courage hinein gehetzt, aber Niernhäutl ließ ſich auf nichts ein, ſondern ſagte bloß: „wir werden ſehen!“ „Gewiß!“ verſetzt' ich und trat an den Schenktiſch. Ich forderte mir ein Glas Punſch, ich ließ noch ein zweites einſchenken, und trat damit zu meinem Widerſacher, der den Kopf ermüdet auf den Tiſch lehnte, heran. Er lag völlig ſchlaggerecht und ich ging mit mir zu Rathe, was ich thun, ob ich die Gelegenheit benutzen, oder noch einige Minuten verſtreichen laſſen ſolle. „Des Grimms — dacht' ich — kannſt Du heut Abend nicht genug entwickeln, laß' Dir Zeit und denk' an Alles, was er Dir gethan hat!“ Da ſah ich, daß Niernhäutl verächtlich die Achſeln zuckte und ſeinen Hut ſuchte. Der mußte Zeuge ſein, ich ſtürzte das zweite Glas Punſch herunter, die Kniee ſchlotterten mir, aber mit lauter, donnerähnlicher Stimme rief ich, während ich zugleich mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug: „Heda!“ Vinckel hatte einen Todtenſchlaf, er merkte nichts von Ruf und Schlag, und zu meinem Verdruß kam ein einfältiger Aufwärter herbei und fragte, was ich befahle. Der Flegel hatte meine Herausforderung zum Kampfe für ein Zeichen, was ihm gelte, angeſehen. Dies Alles brachte meine Wuth aufs höchſte; ich nahm all meine Kraft zuſammen, ſchlug noch einmal, indem ich zugleich die beiden leeren Punſchgläſer bei Seite ſchob, auf den Tiſch und rief: „Heda!“ Jetzt erwachte Vinckel, gähnte unanſtändig und fragte mich: „Iſt's Zeit zu Hauſe?“ Ich ſuchte ihm durch Blicke verſtändlich zu machen, wie er mit mir daran ſei, als dies aber Nichts half, und er Miene machte, wieder einzunicken, ſchrie ich ihm laut entgegen: „wie ſteht's mit der Klapperſchlange?“ Ich meinte jene in der Thierbude. Niernhäutl verſicherte mir hinterher, ich ſei hiebei zur Leiche erblaßt, ich glaub's herzlich gern, mir war, als läg' ich im Fieber! Vinckel glotzte mich, merkwürdig verdutzt an;

ich aber, noch kühner werdend, wiederholte meine Frage: „wie ſteht's mit der Klapperſchlange?“ „Sie iſt längſt verreckt und ausgeſtopft, ſei ohne Sorgen!“ war die Antwort, die mich, da ich nun einmal ſo weit gegangen war, nicht begütigen konnte. So wie nun Vinckel die auf mich gerichteten Augen nur wieder abgewandt hatte, verſetzte ich ihm, mich über den Tiſch lehnend, die ihm zugedachte Ohrfeige; dann zog ich mich eilends zurück, griff nach meinem vor dem Fenſter ſtehenden Hut und lief, ſo ſchnell es ging, — daß ich angetrunken war, ſagt' ich ſchon — der Thür zu. Er aber ſchrie überlaut: „was? was iſt das?“ und ohne ſich an das Zerbrechen der Gläſer im Geringſten zu kehren, warf er den Tiſch um, und ſtürzte mir nach. Ich geſtehe, das lag außer meiner Erwartung und Berechnung, ich ſtand ſtarr und machte keine Anſtalten, dem Verfolger zu entfliehen. Er faßte mich bei den Haaren und warf mich zu Boden; einige Fußtritte, die ich erhielt, ſchienen mir ein bloßes Vorſpiel des Haupt-Angriffs. Ich blieb ruhig liegen, und wenn ich an Etwas dachte, ſo war's an meine Frau, der das Unglück ja nicht verborgen bleiben konnte. Endlich wollten der Wirth und der Pächter Niernhäutl mich aufrichten, ich ſträubte mich aber aus Leibeskräften dagegen, und gar nicht, wie ſie glauben mochten, aus Eigenſinn, ſondern nur, um Vinckel, deſſen Toben und Fluchen nachzulaſſen ſchien, vielleicht, weil er mich für todt hielt, nicht durch Aufſtehen zu reizen. Doch, ihre vereinten Kräfte überſtiegen die meinigen, und ich befand mich früher wieder auf den Beinen, als ich befürchtet hatte. Mein erſter Blick fiel in einen mir gerade gegenüber hängenden Spiegel. Ich ſah, daß ich ſtark blutete, ich war nämlich beim Niederſchlagen auf eine ſcharfe Kante des Tiſchfußes gefallen und hatte mich verletzt; ſchnell wiſchte ich mir das Blut über's ganze Geſicht und erhielt dadurch ein herzbrechendes Anſehen. In dieſem Augenblick wurde Vinckel mich gewahr, und ich ihn; er kam auf mich zu, mich übermannte die Furcht und ich eilte in ſchnellen Sprüngen aus der Thür. Hier aber glitſchte ich aus und fiel abermals zu Boden; das Weinen war mir nahe, doch Vinckel rief mir zu: „ei, warum läufſt Du ſo vor mir, ich komme ja bloß, um mich wieder mit Dir zu vertragen; denn wenn ich's näher bedenke, ſo haſt Du ſo großes Unrecht nicht gehabt, und mich freut's, daß Du's endlich fuhlſt!“ Dabei gab er mir die Hand und richtete mich auf, ich konnte kein Wort hervor bringen, er aber zog mich an den Schenktiſch, und wir tranken Vertrag mit einander, was ich gerne that, ob ich gleich dem Frieden wenig traute. „Es thut mir leid — ſagte er — daß Du Dir das ſchändliche Loch in den Kopf gefallen haſt!“ „Das heilt ſchon wieder!“ verſetzte ich hoflich und nahm meinen Hut, um mich in der Stille davon zu ſchleichen. Schon war ich glücklich bis an die Hausthür gekommen, als er mir nachrief: „Willſt du zu Haus? Wart', ich begleite Dich!“ Die Begleitung eines wilden Thiers, eines Freundes aus der Bremer Bude, wär' mir eben ſo lieb geweſen; aber, was war zu machen? In wenigen Secunden ſtand er bei mir und nahm meinen Arm. Ich konnte mir nicht viel Gutes verſprechen, zu meinem Glück ſchien der Mond recht hell, auch blies der Nachtwächter ſchon in den Straßen. Ich faßte Muth, beſonders, als es mir gelang, Binckeln meinen Arm wieder auf ſanfte Weiſe zu entwinden. Ich war meinem Hauſe bereits nah, da fragt' er mich: „wie kam dir die Rachſucht aber ſo plötzlich?“ Konnt' ich was darauf antworten? Ich ſchwieg ſtill und erwartete das Weitere. Er aber — ſo unausſtehlich der Menſch iſt, ſo liegt doch mehr Gutmüthigkeit, als man denken ſollte, in ſeiner Natur — er ſagte: „nu, nu, wir wollen nicht weiter davon ſprechen,“ gab mir die Hand und ſchied von mir vor meiner Hausthür. Nun galt's. Ich zögerte, die Thür aufzumachen, und ließ langſam mein Waſſer. Der Stellmacher kam die Straße wieder herunter; er hatte vielleicht im Wirthshaus etwas vergeſſen, mir konnt' es aber nicht wünſchenswerth erſcheinen, nochmals mit ihm zuſammen zu treffen, und ich trat ſchnell in mein Haus. „Iſt's gerathen — dacht' ich — ſogleich auszuglitſchen, etwa über die Kartoffel, die dort liegt, und dich zu ſtellen, als ob du in deinem eigenen Hauſe den Kopf zerſchlagen haſt, oder —“ Doch, meine Frau, die das Klingeln der Hausthür nie überhört, trat ſchon aus der Stube und ich mußte auf etwas Haltbareres ſinnen. „Mein Gott, wie ſiehſt Du aus?“ rief ſie mir überlaut entgegen und fügte noch Manches hinzu, was ich vergeſſen haben will. „Wer Dich beſchimpft, der hat's mit mir zu thun, — verſetzt' ich trotzig, haſt Du eine Taſſe Thee für mich? Ich bin ſtark angegriffen!“ Damit wollt' ich in die Stube treten, meine Frau gab's aber nicht zu. „Es iſt Jemand darin — erwiederte ſie — und Du — —.“ Sie trieb mich in die Küche, wo ich mich waſchen und abtrocknen und ihr erzählen mußte, was ſich zugetragen habe. Ich log entſetzlich; denn es galt eine ruhige Nacht. „Eine Sau — ſagt' ich — hat er Dich genannt!“ „Wer? wer denn?“ unterbrach ſie mich heftig. „Haſt Du's nicht gehört? — verſetzte ich — wer anders, als der da am Markt, der Stellmacher.“ „Der Schelm, der ſchieläugige Hund, der Nichtsnutz!“ ſchrie ſie ſo laut, daß es mich erſchreckte; konnt' ich doch gewiß ſein, daß die Nachbarn das Alles auf mich beziehen würden, obgleich ich keineswegs ſchiele. Dann ballte ſie die Hand und rief: „wart! ſein Weib iſt drinnen, und er wird ſie abholen; kommt er, ſo ſoll ihn —“ In dieſem Augenblick ging die Hausthür, und an den raſchen Tritten erkannte ich Winckel auf der Stelle. „Da iſt er ſchon!“ kreiſchte ſie und wollte ihm entgegen ſtürzen. Ich vertrat ihr den Weg und ſagte: „Lene, ſoll's Straßenlärm geben? Bedenke, daß es ſpät iſt, und daß ſich morgen auch etwas abmachen läßt!“ „Laß' mich los, laß' mich los, oder —“ Sie ergänzte ihre Rede durch einen Stoß auf die Bruſt, den ſie mir beibrachte. Ich aber — ich hatt' ihre Hand gefaßt — hielt ſie, kaum wiſſend, was ich that, feſt. „Ich hab Dich ja ſchon gerächt — ſtotterte ich — er hat Abbitte gethan, und ich hab' ihm vergeben.“ „Was? Was haſt du gethan? Ihm vergeben?“ Sie vergaß ſich ſo weit, mir einen Schlag in's Geſicht zu verſetzen; ich verfluchte meine Lüge, und doch konnt' ich mich nicht überwinden, ſie zu widerrufen. „Ich bitte Dich, Weib, thu' mir zum erſten Mal einen Gefallen — —“ Meine Bitten halfen Nichts, ſie riß ſich los und ſtürzte in die Stube hinein. Ich ſtieg zu Boden und ſtellte mich hinter den Schornſtein. Droben konnt' ich denn Alles deutlich hören. Erſt ein mörderliches Schimpfen; dann kam's zur Balgerei und Vinckel — wer, an meiner Stelle hätt' einige Schadenfreude unterdrückt? — ſchrie mehr als einmal: „kratzt mir nur kein Auge aus, ich hab' nur zwei!“ Endlich flogen faſt zugleich Stuben- und Hausthüre auf, und Vinckel, ſammt ſeiner Frau, die ſich unkluger, obgleich natürlicher Weiſe mit in den Handel gemiſcht hatte, hinaus. Ich hatte alle Urſache mit meiner Lene zufrieden zu ſein: denn in der Wuth hatte ſie Vinckels

Frage, was er ihr gethan, zu meiner unſäglichſten Freude mit einem ſpöttiſchen: „er wiß' es wohl ſelbſt“ beantwortet. „Der glaubt ſicher — dacht' ich, als ich wieder vom Boden herunterſtieg — es iſt aus purer ehelicher Liebe, wegen Deiner Kopfwunde, geſchehen; das ſchadet nicht! Uebrigens hat Vinckel die Thierbuden-Geſchichte ſeit jenem Abend wirklich niemals wieder aufgerührt, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob er das aus Reſpect vor meiner Lene oder vor mir ſelbſt unterläßt. Freilich kam dabei für mich nicht viel heraus; denn die Schulkinder wußten ſie ſchon auswendig, aber, das muß ich doch zu ſeiner Ehre anführen, wenn man ihn jetzt zum Zeugen aufruft, ſo antwortet er mit einem Schlag!

Sollte ſich's ein Chriſtenmenſch vorſtellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuſpringen, ein Mörder und ſchnöder Giftmiſcher zu werden? Ich ſitze eines Abends im „goldenen Schaf“ hinter dem Tiſch und denk' an nichts Arges, an gar Nichts nämlich; da tritt ein Fremder, wunderlich, ſonſt gut gekleidet, herein, fordert ſich Wein und ſetzt ſich zu mir. Er begrüßt mich und ſieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das iſt“, denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, deſſen Geſichtszüge und Namen nichtswürdiger Weiſe deinem Gedächtniſſe entfallen ſind; lächle wenigſtens und ſtell' dich erfreut über's glückliche Zuſammentreffen.“ Ich thu's, und wirklich iſt bald zwiſchen uns ein Geſpräch im Gange, wie zwiſchen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht ſind. Wir ſprechen über allerlei Unglücksfälle, wie ſie ſich zutragen; ich erzähl' ihm von Einigen, die ſich im letzten Jahr erhenkten und ſonſt entleibten; dann kommen wir auf's Einſchlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß ſolch ein Feuer gar nicht zu löſchen iſt. „Ja,“ ſeufz' ich, „die Welt iſt ein Jammerthal, man muß ſich wundern, daß man bei all dem Elend doch über die Vierzig hinauskommt.“ — „Leute, wie Ihr,“ entgegnet er, „können's wohl aushalten; denn, wie das Schäfchen auch ſei, iſt's nur in's Trockene gebracht, ſo gibt's Milch und Wolle, aber Unſer-Einer — —“ — „Nichts iſt mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückpilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmuthig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn ſei. „Ich bin ein Kammerjäger,“ verſetzt er mit unbeſchreiblicher Aufrichtigkeit, „und alſo in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer ſo ſchläfrig und langſam heckt, als ob ſich's erſt trauen laſſen müßte, wie verliebte Menſchen, von Haus aus ein geſchlagener Mann.“ Auf Kammerjäger hab' ich von jeher wenig gehalten, zumal auf ſolche, die, wenn ſie einem anſtändigen Bürger begegnen, ſtatt die Augen demüthig niederzuſchlagen, ihn frech anſtieren und wohl gar grüßen, ja, einen Discurs anknüpfen, ich hab' ſie eigentlich mehr verachtet, als Bettelvögte; ſolch eine Antwort, die ein Prinz, der ſich zu erkennen giebt, nicht zuverſichtlicher hätte vorbringen können, mußte mich alſo billig befremden. „Wagen ſich Leute der Art in's goldene Schaf?“ denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch Alles zwiſchen uns beim Alten wäre, ſeine Pfeife ausklopft, einen Blick, wie etwa unſer Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch ſag' ich zugleich zu mir ſelbſt: „Laß den Menſchen heut' Abend den Standesunterſchied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anſtellt, weiß er ſich ohnehin zu beſcheiden.“ — „Nun, was ſagt Ihr zu meinem Meier?“ fragt' er dann. „Beneidenswerth iſt's wohl nicht,“ erwidere ich, „aber vermuthlich hat's Euch am Heirathen verhindert, und das iſt doch auch für etwas anzuſchlagen.“ — „Drückt Euch der Schuh da,“ verſetzt er höhniſch, „nun, das iſt das Schickſal in Mausgeſtalt.“ — „Narr!“ hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „verſuch's erſt einmal, wie ich, drei und zwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze.“ Doch unterlaß' ich's; denn man muß ſich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigſtens denk' ich,“ fährt er fort, „ein Unglück, was den Menſchen zum Kapaun herausfüttert, kann ſo groß nicht ſein.“ Dabei ſtreicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den

Bauch. Gereizt verſetz' ich: „Eben darin kann das Unglück liegen; meint Ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, ſich über ſeine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! iſt's denn unverſchämt, wenn man für ewiges Plagen, für Aerger und Verdruß ohn' Ende, ein ſieches, Mitleid erregendes Geſicht und einen baufälligen Körper verlangt, der Einen nicht durch hämiſche Dicke Lügen ſtraft, ſobald man einmal das Herz ausſchütten will? Ich frage noch einmal, iſt's unverſchämt? — „Iſt Euch das Weib zuwider," giebt er zur Antwort, „ſo ſchafft's ab. Pah!" Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeiſe, daß er bald mit ſeinen gelben Katzenaugen da ſitzt, wie ein Hexenmeiſter, wenn er den Böſen beſchwört. Ich entgegnete: „Wenn Euer Hund da — ich zeigte auf ſeinen großen, ſchwarzen, mit langen Zottelhaaren, der ſich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte, biſſig iſt, ſo könnt Ihr ihn fortjagen, aufhenken, erſäufen; ſo iſt's aber in Chriſtenlanden nicht mit Eh'frauen." — „Hört, lieber Mann," ſagt' er mit geheimnißvollem Geſicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicher Weiſe aus der Taſche gezogen, „Euch iſt zu helfen, nämlich, wenn Ihr Muth habt." Der Teufel hat Muth genug, einzugeſtehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direct, aber ich werfe mich in die Bruſt, trommle auf den Tiſch und zwinge mir einige verwegene

Blicke ab. „An gewiſſen grauen Pulvern, die ich bei mir führe,“ flüſtert er mir nun mit ſchrecklicher Stimme in’s Ohr, „verrecken nicht blos Ratten.“ Er nickt mir zu und drückt mir, als ob ſich jetzt alles Andere von ſelbſt verſtände, die Hand; weniger aus Verwirrung, als aus Angſt vor dem furchtbaren Menſchen, nick’ ich auch und erwidere den Druck. „Wir ſind alſo einig,“ ſagt er dann, „nun aber auch keine Sylbe mehr, Meiſter Schnock!“ leider hatt’ ich ihm meinen Namen vorher ſchon verrathen; „ſolche Geſchäfte,“ entſetzlich klang mir das Wort, und der gräuliche Menſch lachte dabei, als hätte er nicht einen Vergiftungsplan, ſondern einen Spaß gemacht, „laſſen ſich nicht in Wirthshäuſern weitläuftig beſprechen, morgen in der Frühe komm ich zu Euch. Gute Nacht!“ Er ſteht auf und taumelt. „Gott im Himmel!“ denk’ ich, „beſoffen iſt der Kerl auch —“ allerdings war’s kein Wunder; denn ſo lange er neben mir ſaß, hatte er ununterbrochen getrunken — „noch ein Glas —“ eben bemerk’ ich, daß er ſich’s einſchenken läßt — „ſo läuft’s über, dann hat er, im Rauſch geht’s nicht anders, gerade ſo viele Freunde um ſich, als Menſchen, und das Erſte, was er ausſchwatzt, iſt der Vergiftungsplan.“ Richtig geräth er gleich mit dem Wirth in ein Geſpräch; mich ſchaudert. Er läßt was fallen von Crepiren; eiskalt überläuft’s mich. Der Wirth ſchiebt ſich die Nachtmütze weiter in’s

Geſicht und ſpricht von Gefahr; „nun iſt's heraus!" denk' ich und ſpüre ſchon was von Kopfabſchlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speiſekammer; da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, ſondern vom Ungeziefer des „goldenen Schafs" die Rede geweſen iſt; unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf ford're ich gebieteriſch ein Glas Wein, um die verfänglichen Conferenzen zwiſchen dem Wirth und dem Fremden durch einen Gewaltſtreich abzubrechen. Der Wirth bringt mir hurtig den Wein: thieriſch voll taumelt der Fremde, ungeſchickt mit dem Arm gegen den Thürpfoſten rennend, fort, ohne ſich, als ob er mich ſchon völlig vergeſſen hätte, nach mir umzuſehen. Er hatte mich vergeſſen; denn am andern Morgen kam er nicht, und ſchon am Mittag ward er zu meiner Satisfaction wegen ſeiner miſerabeln Handthierung und wegen Mangels an Paß und aller ſonſtigen Legitimation, die unſere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Uebrigens hätt' ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner ſtillſchweigenden Zuſage ungeachtet, nimmermehr zur Mordthat die Hand geboten und ihm das zu verſtehen gegeben; wer wird denn auch ſeine Frau umbringen, blos, weil er es einem Rattenfänger verſprochen hat!"

„Ich habe es nicht geſagt, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Sparſamkeit meines Weibes mit den Jahren zunahm, ſo daß ſie zuletzt in jenen Geiz, der ſich ſein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunkt trat ein, als ſie, die immer gern geputzt ging, mir zum erſten Mal das Anſchaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr ſonſt regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannſt mir eine andere Weihnachtsfreude machen,“ ſagte ſie heimtückiſch, „dadurch nämlich, daß Du mir die kleine Pfeife ſchenkſt, deren Du Dich in der Werkſtatt bedienſt.“ Will ſie zu rauchen anfangen? dachte ich zuerſt, und freute mich ſchon, in ihr einen Conſorten zu gewinnen; konnte ſie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verſchwendung ſchelten, wenn ſie ſelbſt es theilte. Doch kam mir dies bald unwahrſcheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmählen ruinirten Lungen einfielen, ſie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in Verbindung getreten war. „Was kann ſie denn mit der alten, halb zerbrochnen Pfeife wollen?“ fragte ich mich, „wär's noch die mit dem Meerſchaumkopf und dem Silberbeſchlag, die du Sonntags trägſt, aber dies elende Ding — —“ Ich ſchäme mich, zu geſtehen, welch' thörigter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei,“ dachte ich, „ſie iſt doch wahrhaftig nicht ſo ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr ſolche Aufmerkſamkeit zugetraut!“ Ich glaubte alles Ernſtes — wie war's möglich? frag' ich mich ſelbſt, indem ich's erzähle, und ſchabe mir Rübchen — daß ſie mir auch einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer Pfeife anbinden wolle. Der heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöſer zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angeſteckt, der Roſinenpudding, nebſt dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf, ward auf den Tiſch geſtellt; im Hintergrund drohte ſchon die große, unhöfliche, dick mit Eiſen und Meſſing beſchlagene Poſtille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, faſt den Kopf zerſchmettert hätte, indem das Ungethüm ungeſchlacht vom Schrank herunterplumpte, und aus der Lene mir jetzt an hohen Feſttagen gerne vorlas, theils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch, um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längſt vermoderten geiſtlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehäſſigkeiten, die keineswegs im Buche ſtanden, zu ſagen. Bevor wir uns zum Eſſen niederſetzten, nahm ich meine Pfeife, legte ſie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte ſie mit einigen ſcherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!" ſagte ſie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelaſſen aus dem Fenſter. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeſchenk herauszurücken, machte ſie mich darauf aufmerkſam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer am Tabak erſparen werde. „Und was ſollen denn die zwanzig Kreuzer?“ fragte ich giftig. „Was ſie ſollen?“ verſetzte ſie, „dadurch, daß ſie da ſind, erfüllen ſie ihren Zweck, und um ſo beſſer thun ſie das, je länger ſie bleiben!“ — „Ich ſollte alſo nicht mehr rauchen?“ fuhr ich auf. „Nein“, erwiderte ſie, „das heißt, Du ſollſt Dir nicht muthwillig die Schwindſucht zuziehen, und für den Fall, daß Du ſie ſchon hätteſt, wird uns über kurz oder lang Deine Erſparniß trefflich zu Statten kommen, Dich davon heilen zu laſſen. Glaubſt du etwa, daß der Doctor Dir die mit Dampf zerblaſenen Lungen umſonſt flickt?“ Ich ſagte nichts weiter, aber mein Entſchluß war gefaßt; ich hätte eben ſo leicht auf's Athemholen, als auf's Rauchen Verzicht leiſten können; denn für den Raucher iſt die leidige friſche Luft ungenießbar, er muß ſich das flaue, nüchterne Element erſt mit Dampf würzen, wenn es ihn nicht aneckeln ſoll. Ich trug daher am Morgen ſtillſchweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkſtatt hinunter, und erklärte meinem erſtaunten Weibe, daß ich dieſe ſo lange mit der höchſten Unbarmherzigkeit ſtrapaziren werde, bis ſie mir eine weniger koſtbare Stellvertreterin anſchaffe. Mitleid mit dem Silberbeſchlag und den Bernſteintroddeln des Prachtſtücks bewogen ſie zur Nachgiebigkeit, doch gewann ſie durch ihre Liſt ſo viel, daß ich verſprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Taback begnügen zu wollen.

So war ſie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einſtehen laſſen, ſo ward er vorher bei uns zu Tiſch gebeten, nicht, wie es ſchien, aus Generoſität, ſondern nur, um ſeinen Appetit auf die Probe zu ſtellen. Fand der junge Menſch unglücklicherweiſe ſein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen Marſch gemacht und konnte für zwei Perſonen eſſen, ſo durfte ich ihn gewiß nicht annehmen; „wer ſetzt ſich denn," ſagte Lene, „ſelbſt den Krebs in ſein Fleiſch?" Bei ſolchen Gelegenheiten trug ſie ihr Beſtes auf und legte eifrig vor; ich dagegen, der das ſchlaue Manöver kannte, ſpielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche dieſer oder jener Speiſe aufmerkſam, und warnte vor Ueberladung, ſo daß die Uneingeweihten ſie für die Gaſtfreiheit ſelbſt, mich für den Neidhard halten mußten. Das Lächerlichſte aber war wohl, daß ſie ſogar ihre Freundſchaft und Liebe ſtreng nach dem Grade der Eßluſt und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte Jemand über ſeinen ſchwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Waſſer und den Fidibus, ſo wußte ſie nicht zuthulich genug zu thun; „ach," hieß es dann, „welch ein honoriger Menſch, wie wird er doch liebenswürdiger mit jedem Tage!" War das Gegentheil der Fall, glaubte Einer ein Gericht nicht beſſer loben zu können, als indem er zweimal davon nahm, ſo war er ein

Subject ohne Lebensart, ein Kerl, der aus Schlund und Magen zuſammengeſetzt ſei, wie Andere aus Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer Gärtnersfrau, die uns alle Sonntage beſuchte, ſtand ſie im Begriff, auf immer zu brechen, blos, weil dieſe an der Auszehrung litt, und ſchüchtern, ſo wie ihre Krankheit zunahm, von drei Taſſen Kaffe und einem Zwieback, womit ſie ſich anfangs begnügte, bis zu ſechs Taſſen und drei Zwiebäcken aufſtieg; um einen Grund zu bekommen, ſtellte ſie ſich eiferſüchtig auf die lederndürre Todesbraut, eiferſüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner. Die Perſon ſtarb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das ſie bedrohte, ſonſt würde ſie's erlebt haben, daß man ihre Todesſeufzer für verliebte und ihre Schwindſucht für ein Sehnſuchtsfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von dieſem Geiz Niemand mehr zu leiden, als ich, und was mich am meiſten verdroß, war, daß er mit unſerer Wohlhabenheit zunahm, daß das Eſſen, je mehr ich verdiente, um ſo ſchlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind," ſagte ich einſt, durch eine Waſſerſuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlaſſen, kommt an wildfremde Menſchen, ich begreife Dein Knickern, Dein Schinden und Schaben nicht." — „Was?" verſetzte ſie lebhaft, „iſt's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unſerem Tode mit Verwunderung und Reſpect in ihr Inventarienbuch ſchreiben: Der Silberſchrank war ſo wohl verſehen, daß auch kein Löffelſtiel mehr hineinging, an Leinenzeug fand ſich mehr vor als die ſeligen Eheleute Christopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können, der Schornſtein wollte berſten, ſo voll hing er von Würſten und Schinken? Iſt das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle tröſten muß? Oder mögteſt Du, daß es von Dir hieße: man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will; denn der Sarg iſt nicht bezahlt, er hat ſich aus der Welt geſtohlen, wie ein Dieb aus dem Gefängniß, Niemand kommt zu dem Seinigen, als etwa der Kirchhofwurm, wenn er ſein Banquerottirer-Fleiſch nicht verſchmäht!“ Sie beklagte es, daß wir nicht katholiſch waren, bloß der vielen Faſttage wegen; in dem Glauben — ſagte ſie — können Leute doch was vor ſich bringen, die Religion ſelbſt bringt das Sparen mit ſich, und naſeweiſe Geſellen dürfen ſich nicht moquiren, wenn der Tiſch nicht immer unter Fleiſch brechen will. Ja, ſie ging zuletzt ſo weit, daß ſie ihre öconomiſchen Rückſichten auf meinen eigenen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anſtrengung deſſelben, wie ſie ſich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur ſelten verſtattete; vermuthlich, weil ſie die Koſten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuſchätzen verſtand und weil ſie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich ſie auf alle Art zu betrügen und zu hintergehen ſuchte, doch glückte mir dies meiſtens nur bis zu dem Punkt, wo ich die Abſicht nicht mehr läugnen konnte, wo mir die Frucht meiner Liſt aber dennoch ſchmählig entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre, als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Vetter von mir, der über kurz oder lang bei mir einſprechen wird; ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erſtaune, daß ich noch keine gräuliche Miſſethat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß Einer Morgens unſchuldig, wie ein Kind, aufſteht, und Abends blutbeſpritzt, wie ein bairiſcher Hieſel, zu Bette geht. Was hilft alle Vorſicht! Vorſicht iſt der Ball, womit das Schickſal ſpielt. Der Teufel iſt allenthalben, nur da nicht, wo man ihn ſucht. Wer ſollte glauben, daß ich das Aergſte, was mir bis jetzt begegnet iſt, in meiner eigenen Speiſekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!"

„Aus Leckerei entſchloß ich mich eines Abends, mich ſelbſt, meinen eigenen Haushalt, zu beſtehlen. Wir hatten nämlich unſer Schwein eingeſchlachtet, und es waren treffliche Würſte gemacht worden. Von dieſen Würſten erhielt ich ſo viel, als nöthig war, um in mir den unbändigſten Wunſch nach mehr zu erregen; dann mußte ich ſelbſt ſie in die Speiſekammer tragen, und ſie dort ſo hoch aufhängen, als ob ſie niemals wieder heruntergenommen werden ſollten. Das Fenſter der Speiſekammer ging auf die Straße hinaus, unvermerkt klinkte ich es auf, ohne noch ſelbſt zu wiſſen, weshalb. Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgeſetzt wurde, als ich zum Eſſen in die Stube kam, machte mich vollends deſperat. „Der Teufel ſoll ſie holen!“ brauſ'te ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?“ fragte Lene, ihren langen Gänſehals hinter dem Ofen hervorſtreckend. „Die Zahnſchmerzen!“ verſetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf ſtahl ich mich aus der Thür und umſchlich leiſe und behutſam, mein Haus. Es war finſter genug, dicke Regenwolken verſchluckten das ſparſame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes ſchwirren, da ſtieß ich das Fenſter der Speiſekammer von außen auf und ſchwang mich mit einer Geſchicklichkeit, als ob ich ſeit dreißig Jahren practizirender Dieb geweſen wäre — Angſt vor Ertappung gab ſie mir — hinein. „Guten Abend!“ ruft mir auf einmal mit hohler Stimme Einer nach. „Still, ſtill, um's Himmelswillen, ſtill!“ wiſpere ich. „Sei unbeſorgt, Kamerad,“

wird mir geantwortet, „aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenſter iſt verdammt hoch.“ Was ſollte ich thun? Sollte ich Lärm machen, und mich von Kindern und Erwachſenen als einen Menſchen, der bei ſich ſelbſt auf Diebereien ausgeht, verſpotten laſſen? Oder ſollt' ich den Unbekannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finſtern durch gütliche Vorſtellungen zu bewegen, wieder hinauszuſteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte thun ſollen; meine Hand war eilfertiger, als mein Kopf, ſie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, inſtinctmäßig die Fauſt, die ſich ihr entgegenſtreckte, und zog den Kerl, dem dieſelbe angehörte, herein. „Merkwürdiges Zuſammentreffen!“ ſagt dieſer und tappt herum. „Allerdings!“ erwidere ich mit einem Seufzer. „Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Beſuch zugedacht,“ fährt er fort, „und wollte nur erſt das Auslöſchen des Lichts abwarten, da ſah ich Dich das Fenſter öffnen. Wie konnteſt Du dies nur bewerkſtelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?“ — „Das iſt ein Geheimniß!“ verſetzte ich zähneklappernd. „Was Du mir mittheilen mußt,“ fällt er raſch ein, „ich will Dir dafür eine neue Art Handſchellen zu zerbrechen, lehren. Wo haſt Du ſtudirt?“ — „Studirt?“ frage ich. „Ja, auf welcher Ohnverſität, in welchem Zuchthaus, meine ich?“ — „Ich ſaß noch nicht in Zuchthäuſern!“ antworte ich. „Unglückſeliger!“ verſetzt er, „ſo biſt Du noch nicht ein einziges Mal abſolvirt, ſchleppſt Dich noch mit all' Deinen Sünden herum? Mich hat die Juſtiz ſchon dreimal rein gewaſchen und neu friſirt. Was haſt Du denn Alles auf'm Herzen? Iſt etwas von Erheblichkeit, ein Mord, oder ſo was, darunter? Oder haſt Du Deine Tugend für Nichts und wieder Nichts hingegeben?" — „Menſch, Du ſprichſt, als ob Du der Teufel ſelbſt wärſt!" ſtoß' ich vor Entſetzen hervor. „Wer ſagt Dir daß ich's nicht bin?" ſagt er mit einem Ernſt, der mich im erſten Augenblick ſchaudern macht, „wahrlich, ich ſage Dir, ich bin der Teufel, und ich will Dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —" Mir wird bei dieſen läſterlichen Redensarten gräßlich zu Muth, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel ſich auf, ſo daß der erſte Vorübergehende das Offenſtehen des Fenſters bemerken muß; raſch, ehe der unheimliche Menſch ſich deſſen verſieht, ſpringe ich hinaus, bei'm Sprung kommt mir aber die Zunge zwiſchen die Zähne, und ich zerbeiße ſie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu laſſen weiß. Ich reiße die Thür auf und ſtürze mit dem lauten Geſchrei: „Diebe, Diebe in der Speiſekammer!" in mein Haus. Meine Frau, nebſt meinem Geſellen — es war der größte, den ich jemals hatte, ein Menſch, der ſich, wie er ſagte, vor Niemand fürchtete, als vor ſich ſelbſt, vor ſeiner eigenen Wuth nämlich — eilen ſchlaftrunken mit einem Licht auf die Speiſekammer zu, ich — der Spitzbube, der ſich für den Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Conſorten erkennen, weil wir ja nur in der dickſten Finſterniß Vertraute geworden waren — folgte ihnen mit einem Beſenſtiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würſte; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben ſie noch zuweilen hinein — mein Geſell nimmt, die fürchterlichſten Flüche ausſtoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was mir freilich nicht entging, was ich dem Rieſen jedoch hingehen ließ. Was geſchieht am andern Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenſter und ſehe, daß ſämmtliche Würſte, zu einer Art von Kranz in einander verſchränkt, vor unſerer Thür aufgehängt ſind, und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, ſpringend und Einer den Andern giftig bei'm Schwanz zurückzerrend, ſich umſonſt bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein ſolcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein Paar Tage ſpäter erfuhr ich indeß, daß ein Uebelthäter aus unſerem Ort, wegen Wahnſinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanſtalt abgeführt, ſeinen Wächtern unterwegs entſprungen und erſt nach längerer Zeit wieder eingefangen worden ſei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntſchaft dieſes Verrückten in meiner Speiſekammer gemacht."

Drittes Kapitel.

Zum Schluß.

Der Morgen war angebrochen, der Wagen ſtand vor der Thür, reiſefertig trat ich in das Gaſtzimmer, um von Schnock, der ſchon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abſchied zu nehmen. Schnock ſaß am Tiſch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaſchen, ſo wie ein derbes Gabelfrühſtück, vor ſich ſtehen; ihm gegenüber ſaß mein Wirth, der lange, dürre Poſtmeiſter, ſich auffallend beeifernd, ſeinen Gaſt durch Anekdoten und muntere Geſchichten zu ergötzen. Da war kein Jägerſtückchen, kein Witzwort vom kleinen Corporal, oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Poſtmeiſter begnügte ſich nicht, bloß ſein Gedächtniß zu martern, er war unbarmherzig genug gegen ſich ſelbſt, ſeine eigene Phantaſie Peitſche und Sporen koſten zu laſſen, um ihr dies oder jenes Geiſtreiche abzujagen. Aber Schnock, der ſonſt ſo leicht und ſo gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von ſich; er ſchüttelte nur zuweilen, wenn der Poſtmeiſter recht anſetzte, verächtlich den Kopf, oder ſtieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund aufthat, ſo geſchah es einzig und allein, um ein Stück Fleiſch, oder etwas Aehnliches hineinzuſtecken. „Trinkt doch, trinkt! ſagte der Poſtmeiſter hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den ſeligen Mann noch im Grabe beleidigen; ich mögte der Schlingel nicht ſein, der das thäte; denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeiſter, und wenn Einer von uns rechnen und ſchreiben kann, ſo hat er's von ihm gelernt.“ Die Schnurre war wirklich luſtig, dennoch hielt Schnock an ſich, obgleich ſein Geſicht berſten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?“ ſagte der Poſtmeiſter; „für den Herrn Dr.,“ er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr ſitzt wie ein Klotz? Der Teufel ſoll mich holen, wo ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!“ — „Worin beſteht denn die Wette?“ fragte ich neugierig. „Werdet Ihr ſo unhöflich ſein, die Frage des Herrn Dr. unbeantwortet zu laſſen?“ ſagte der Poſtmeiſter lebhaft zu Schnock; dieſer aber ſah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillſchweigen. „Nun“, verſetzte ich gleichgiltig, „in Geheimniſſe will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meiſter Schnock!“ Schnock ſtand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, ſie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, deſſen ſich die Billardſpieler zu bedienen pflegten, und ſchrieb damit auf den Tiſch, daß er mir eine glückliche Reiſe wünſche. „Iſt der Mann ſtumm geworden?“ fragte ich, aus der Thür tretend, den mich begleitenden Poſtmeiſter. „Nichts weniger, als das, purer Egoismus!“ erwiderte der Poſtmeiſter. „Wie ſo?“ fragte ich ſtutzend. „Er will umſonſt bei mir eſſen und trinken,“ gab der Poſtmeiſter zur Antwort, „darum ſpielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, ſo haben wir geſtern zur Nacht im Rauſch gewettet, das Beſte aus Küche und Keller ſo lange unentgeltlich aufſetzen, bis er ſich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder ſpricht er ein Wort, ſo muß er — hierin liegt mein Vortheil — Alles doppelt bezahlen; hält er an ſich, nun freilich, dann weiß ich, wer ſich noch heut’ Abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag ſich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt’s Keinem aus meiner Familie. Ich will ihn ſchimpfen, bis er vor Aerger braun und blau wird, wie ein Kapaun; ich will dritte Perſonen herbeirufen und Schandgeſchichten von ihm erzählen, denen er Widerſpruch entgegenſetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt ſie glauben ſoll; ich will Piſtolen hinter ſeinem Rücken abfeuern; ich will ſeiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir ſchlemmt, damit dieſe ihm über den Hals komme; ich will mich ſtellen, als ob ich mich umbringen wollte; ich will — —“

Mein Wagen fuhr ab.

Erzählungen und Novellen.

Matteo.

1839.

Matteo war ein junger Mann, der, obwohl von niedriger Herkunft, und nicht mit beſonderen Talenten ausgeſtattet, ſich durch ſeine Dienſtbefliſſenheit und ſein ſtilles, beſcheidenes Weſen angenehm zu machen und Vertrauen zu erwecken wußte. Man trug ihm in Genua, wo er lebte, allerlei Verrichtungen auf, die er fleißig und treu beſorgte, man lohnte ihm gut, und er war mit ſeiner beſchränkten Lage ſo zufrieden, daß er ſich in ſeinen Gebeten vom Himmel Nichts erflehte, als es ewig zu behalten, wie er es hatte; er war Einer der Glücklichen, die im Leben ſelbſt die Aufgabe des Lebens ſehen. Matteo wurde krank, die bösartigſten Blattern befielen ihn und er mußte viel leiden. In ſeiner Krankheit erweiterte ſich auf einmal der Kreis ſeiner Wünſche. „Wie ſchön wäre es, wenn jetzt ein liebendes Weib an deinem Lager ſäße und deine Schmerzen zu lindern, deine Ungeduld zu beſchwichtigen ſuchte!“ So dachte er, als er blind darnieder lag, und malte ſich in ſeiner

Einſamkeit dies reizende Bild mit Behagen aus. Dicht neben ihm wohnte eine bejahrte Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter Felicita, die gewöhnlich, wenn Matteo in aller Frühe ſeine Wohnung verließ, um ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſchon in ihrem Gärtchen ſtand und ſeinen freundlichen Gruß freundlich erwiederte. Er hatte das Mädchen immer ſeinen Morgenſtern genannt und ſich ihrer ſanften, erquickenden Schönheit innig erfreut; niemals jedoch war ihm der Gedanke gekommen, ſich um ihre Liebe zu bewerben, er hatte ſich kaum gedrungen gefühlt, hin und wieder ein Wort mit ihr zu reden. Ein wunderbarer Traum, der ihm während ſeiner Krankheit kam, geſtaltete im Augenblick dies Alles anders. Ihm war, als hätte er etwas verloren und wiſſe ſelbſt nicht, was. Eine ungeheure Angſt erfüllte ſeine Bruſt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen und verzweifelnd eilte er durch die Gaſſen der Stadt. Plötzlich trat ihm Felicita entgegen und fragte ihn mit ihrer ſüßen Stimme: was ſuchſt Du, Matteo? „Dich, Dich, Felicita!“ rief er jauchzend aus. „So komm!“ ſagte ſie und ſah ihn lächelnd an. Er wollte ſie entzückt an ſeine Bruſt ziehen, ſie aber rief: folge mir nach! und ſchwang ſich, wie auf Flügeln, zum Himmel empor. „Ach, ich habe ja keine Flügel!“ ſagte er. „Sehne Dich nur recht nach mir, dann wirſt Du ſie bekommen!“ tröſtete ſie ihn und verſchwand in den goldenen Wolken. Dieſen Traum träumte Matteo auch noch im Wachen fort, er nahm ſich vor, ihn gleich nach ſeiner Geneſung Felicita zu erzählen und ihr dabei recht tief in die Augen zu ſehen. Endlich war er ſo weit hergeſtellt, daß er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, er händigte der Alten, die ihn in ſeiner Krankheit nothdürftig verpflegt hatte, freudig den Reſt ſeiner kleinen Baarſchaft ein und trat, ſich in ſeinem Gefühl viel reicher dünkend, wie noch je zuvor, ſeit langer Zeit zum erſten Mal aus ſeiner Thür. Es traf ſich, daß auch Felicita, zu deren Wohnung er ſogleich hinüber ſah, in demſelben Augenblick in ihr Gärtchen eintrat. Sie war köſtlicher geſchmückt, als er ſie zu irgend einer Zeit, die höchſten Feſttage nicht ausgenommen, erblickt hatte, ein reiches ſeidenes Kleid umfloß ihre edle Geſtalt und ein goldenes Kreuz, mit rothen Edelſteinen beſetzt, glänzte an ihrem Halſe. Das ſeltſame Zuſammentreffen und die ungewohnte Pracht, die das Mädchen umgab, machte auf Matteo einen unbeſchreiblichen Eindruck; ſie erſchien ihm als ein überaus herrliches Kleinod, das die über ihm waltende göttliche Macht ihm zum Lohn für die beſtandene harte Prüfung beſtimmt habe, er faltete unwillkürlich die Hände und lehnte ſich, vor Wonne und Wehmuth zitternd und den Gruß vergeſſend, an einen Baum. „Armer Matteo! — rief ihm Felicita ſchon aus der Ferne zu — aber heiliger Gott, wie häßlich biſt Du geworden!“ ſchrie ſie laut auf, als ſie näher gekommen war und ihm in's Geſicht ſah. „So?“ verſetzte er dumpf, von dieſem Ausruf des Mädchens wie von einem tödtlichen Pfeil in ſeinem Innerſten getroffen. „Verzeih' meiner Überraſchung dies thörigte Wort — begann ſie nach einer Pauſe verlegen — ich ſagte es gewiß nicht, um Deines Unglücks zu ſpotten!“ „Ich danke Dir vielmehr — erwiderte er bitter — daß Du bei mir die Stelle eines Spiegels vertreten magſt, es fehlt mir wirklich an einem!“ „Du zürnſt mir, Matteo, aber Du mußt mir verzeihen, Du mußt es um ſo eher thun, da ich eine Braut bin. Du willſt mir doch gewiß nicht die ſchönſten Tage meines Lebens verbittern?“ Matteo ſtarrte ſie an, ſie ergriff ſeine Hand und fuhr fort: „Sich, morgen feiere ich meine Hochzeit; zum Zeichen, daß Du mir nicht mehr böſe biſt, kommſt Du auch, meine Mutter wird dich gern ſehen.“ Matteo ſagte kein Wort, er wandte ſich um und kehrte langſam in ſein Haus zurück. Er fing an, bitterlich zu weinen, und als ſein Blick von ungefähr auf das über ſeinem Bett hängende Crucifix fiel, wandte er im erſten Moment dem dornengekrönten Heiland in ſeiner Entrüſtung den Rücken zu, denn er hatte eine Empfindung, als ob der höchſte Gott ſeine Allmacht ſchnöde gemißbraucht und nur, um ihn zu höhnen und zu verſpotten, ſein Herz ſo ſeltſam verwandelt habe. Doch gleich darauf war ihm, als hätte er durch dieſen Gedanken heillos an der ewigen Liebe gefrevelt und in tiefer Zerknirſchung warf er ſich vor dem Bilde auf die Kniee und ſchluchzte: „ſtrafe mich wie Du willſt und mußt, ich empörte mich gegen Dich und hab's verdient!“ Dann erhob er ſich, wunderbar gekräftigt, vom Boden und reinigte mit frommer Sorgfalt das Crucifix vom Spinngeweb. „Gott ſei Dank — rief er aus — daß ich arm bin, zum Verzweifeln bleibt mir keine Zeit!“ Zwar traten ihm hiebei die hellen Thränen wieder in die Augen, aber er verließ, den Schmerz mit Gewalt in ſeine Bruſt zurückpreſſend, ſein Zimmer, um ſich in den ihm bekannten Häuſern der Stadt zu zeigen und ſich Beſchäftigung irgend einer Art zu erbitten. „Wer biſt Du?“ hörte er ſich in dem erſten Hauſe, das er betrat, von der Dame anreden. „Ich bin Matteo!“ verſetzte er erſtaunt. „Matteo? Das iſt unmöglich. Matteo war ja ein hübſcher, friſcher Burſch mit einem Geſicht, das man recht gern ſah, Du aber ſiehſt aus, wie ein Geſchundener!“ „Ich war krank!“ ſagte Matteo leiſe. „Das mag eine eigene Krankheit geweſen ſein! Menſch, laß Dich hier nicht wieder blicken, es wird Einem übel zu Muth, wenn man Dich anſieht!“ Die Dame wandte ſich mit einer Geberde des Abſcheus von ihm ab, Matteo blieb beſinnungslos ſtehen und ſchaute ihr nach. Als er ſich endlich wieder ermannte und das Haus verlaſſen wollte, bemerkte er einen Spiegel und trat vor dieſen hin. „Ha, das bin ich?“ rief er erſchrocken aus, als der Spiegel ihm ſtatt ſeiner früheren Züge ein häßliches Geflecht von Narben und Puſteln zeigte. Und während er noch einmal hineinſchaute, ſpuckte er das ihm in dem klaren Rund hämiſch deutlich entgegen tretende Bild in kaltem Ingrimm an und ſprach: wer ſo ausſieht, der muß ſich ſelbſt verachten! Nun blieb er lange, lange vor dem Spiegel ſtehen, als wollte er durch den Anblick ſeiner ſelbſt ſeine Seele verſteinern. Dann rief er mit einem Blick gen Himmel: den Dank für meine Geneſung nehme ich zurück! und eilte fort. Er ging nach und nach in alle Häuſer, wo er ſich vor ſeiner Krankheit auf dieſe oder jene Weiſe nützlich zu machen gewußt hatte. Aber allenthalben ſah er ſich abgewieſen; hier, weil inzwiſchen ein Anderer an ſeine Stelle getreten war, dort, weil ſeine Geſtalt Widerwillen einflößte, an einem dritten Ort, weil es wirklich Nichts für ihn zu thun gab, und zuletzt, weil er, durch die Noth gezwungen, ſeine wenigen Kleidungsſtücke zu verkaufen, gar zu abgeriſſen und bettelhaft erſchien. Bald kündigte ihm auch ſeine Wirthin, weil er die Miethe nicht mehr zu bezahlen vermogte, die Wohnung auf; er mußte ſie verlaſſen und hatte nun nicht einmal ein Obdach mehr. Eine ſtumme Erbitterung, die ſich Anfangs nicht gegen die Welt, ſondern gegen ihn ſelbſt kehrte, bemächtigte ſich ſeiner, Kränkungen und Demüthigungen kamen ihm erwünſcht und wurden ihm zum Bedürfniß, er war wie Einer, der ſein Leben nur dann noch fühlt, wenn er zu all' ſeinen alten Wunden noch eine neue erhält. Als er eines Abends die Straßen durchwandelte, um ſich nach einer Lagerſtäte für die Nacht umzuſehen, winkte ihm ein ſehr vornehm gekleideter Herr. „Kennſt Du den Signor Barbarucci?“ „Ich kenne ihn!“ „Es dauert keine Stunde, ſo kommt er hier vorbei!“ „Was ſoll das mir?“ „Er darf morgen nicht mehr leben! Nimm!“ Mit dieſen Worten drückte er Matteo eine Börſe in die Hand. Matteo warf ſie ihm empört vor die Füße. „So hab' ich mich geirrt? Wie iſt das möglich!“ rief der Fremde überraſcht aus mit einem ſpöttiſchen Blick auf Matteo; dann hob er ſein Geld wieder auf und ging fort, Matteo war es, als habe in dieſem Augenblick eine unſichtbare Hand den letzten Faden, der ihn noch an das Beſſere knüpfte, grauſam zerſchnitten; ich muß, dachte er knirſchend, jetzt in meinem Geſicht den Widerſtrahl der Hölle tragen, denn man tritt auf mich zu und muthet mir ohne Umſtände das Ungeheuerſte an, als ob es mein Handwerk wäre; ſoll man nichts Anderes ſcheinen wollen, als man iſt, ſo ſoll man auch nichts Anderes ſein wollen, als man ſcheint, das ſeh' ich ein und will's darnach verhalten! — Der Signor Barbarucci kam die enge Gaſſe herunter. „Ha — dachte Matteo — nun endlich wird es mir klar, weshalb mein Vater, als er ſtarb, mir doch lieber einen Dolch hinterließ, als gar Nichts! Hätt' ich ihn doch bei mir! Als ich ihn zum letzten Mal ſchliff, geſchah es nur, weil er roſtig geworden war. Aber es iſt gut, daß ich es bei Zeiten that!“ Eine menſchliche Regung beſchlich ihn wieder. „Bevor ich zu morden anfange — rief er aus — will ich es mit dem Betteln verſuchen, aber, dieß ſchwör' ich, wenn ich ſchnöde abgewieſen werde, nur dies einzige Mal!“ Er ging den Signor um ein Almoſen an, nicht eben demüthig. Dieſer, der aus einer luſtigen Geſellſchaft kam und berauſcht war, zog eine Börſe und ſprach, indem er Matteo eine ſchwere Münze reichte: „nimm hin, ich hab's im Spiel gewonnen!“ Matteo wollte ſchon ein: Lohn' es Gott! ausſprechen und mitleidvoll eine Warnung hinzufügen, aber er verſchluckte Beides und ballte die Hand, denn der Signor, forttaumelnd, rief: „ich wohne bei der Kirche Sct. Petri und Pauli, und ſage Dir das, damit Du, wenn Du Dich einmal erhängen willſt, mich zu finden weißt, ich will dann den Strick für Dich bezahlen!“ Matteo nahm die Münze und warf ſie ihm an den Kopf. Der Signor, erſchreckt, entfernte ſich eilig, und Matteo, der die Münze im Mondlicht ſchimmern ſah, beugte ſich unwillkürlich, um ſie wieder aufzuheben. Dann aber trat er ſie mit dem Fuß in die Erde, halb aus heiligem Menſchenſtolz, halb aus Furcht, das Geld, wenn er es beſäße, möge ihn morgen in ſeinem gefaßten Entſchluß wankend machen. Der nächſte Abend kam. Matteo hatte den ganzen Tag verſchlafen, um ſich, um die Welt und Gott zu vergeſſen. Zuletzt weckte ihn der Hunger. Die anſtändigſte, geräuſchloſeſte Art des Selbſtmordes, das ſtille Erhungern, das ein Gemißhandelter oft gern wählen würde, iſt leider zugleich auch die ſchwerſte, und wenigſtens dies ſollte anders ſein. Matteo ſprang auf, zog den auf ſeiner Bruſt verborgen gehaltenen Dolch, den er ſchon in der Frühe des Morgens bei ſeiner ehemaligen Wirthin abgeholt hatte, hervor und ſtieß ihn in einen Baum. Heller Saft entquoll der Rinde, zugleich fiel eine reife Frucht vom Wipfel herunter. „Baum — rief Matteo — Du biſt wie die Welt. Erſt ein Stoß, dann eine Frucht!“ Er bückte ſich gierig nach der Frucht, aber er ſtolperte dabei über eine aus der Erde hervorragende Wurzel des Baumes, ſtürzte zu Boden und ſtach ſich mit dem Dolch in die Hand. Strömend rann ſein Blut, er betrachtete es ernſthaft und ſprach dann: man wird nicht ohnmächtig, wenn man Blut fließen ſieht! Schnell, wie es in Italien geſchieht, brach die Nacht herein und Matteo trat ſeine Wanderung durch die Straßen an. „Der Erſte iſt der Rechte!“ rief er halblaut vor ſich hin, als er Schritte hörte. Aber das Schickſal lachte zu ſeinem Schwur, denn zuerſt begegnete ihm die Alte, die ihn in ſeiner Krankheit gepflegt und ihm auch nachher noch von ihrer Armuth mitgetheilt hatte. „Wohin, Mutter?“ fragte er ſie, als er ſie im Schein des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes erkannte. „Zu Haus, um mich hungrig zu Bette zu legen — verſetzte ſie — und morgen wieder hungrig aufzuſtehen!“ „Morgen zahl' ich Dir, was ich Dir ſchuldig bin!“ ſagte Matteo.

„Wenn Du kannſt, mein Sohn, ſo thuſt Du ein chriſtlich Werk!“ erwiderte die Alte und entfernte ſich. Bei Gott — ſprach Matteo — die alte Frau ſoll morgen eſſen, wer weiß, ob ſie übermorgen noch eſſen kann!“ In eine hohle, ſchmale Gaſſe einbiegend, deren ſchwindelerregend-hohe Häuſer das Mondlicht abhielten, bemerkte er ein hinter den übrigen in einem Winkel zurückliegendes Gebäude, wo ſich ein Menſch mittelſt einer angelehnten Leiter auf die Terraſſe ſchwang. „Der ſchleicht — dachte Matteo — wahrſcheinlich zu dem Weibe eines Anderen, aber für dies Mal ſei ihm der Spaß verſalzen!“ Sacht zog er die Leiter weg, legte ſie nieder und klopfte unten, obwohl ſo leiſe, daß es geraume Zeit dauerte, bis man drinnen aufmerkſam ward. Endlich wurde ein Schiebfenſter geöffnet und die dünne zitternde Stimme eines Greiſes fragte, wer noch ſo ſpät ſtöre. „Ich will Euch nur anzeigen, alter Herr — verſetzte Matteo — daß ſo eben ein Beſuch bei Euch eingetroffen iſt; es mag ein Freund ſein, der es mit Eurer jungen Frau, wenn Ihr vielleicht eine genommen habt, oder mit Eurer Tochter wohl meint, und es wäre Euch gewiß unangenehm, wenn der nächtliche Gaſt ſich wieder entfernte, ohne daß Ihr ihn gebührend bewillkommt hättet!“ „Treibt Eure abgeſchmackten Poſſen anderwärts — erwiederte der Alte verdrießlich — meine Thür iſt feſt verſchloſſen und durch’s Schlüſſelloch kommen nur die Geſpenſter!“ „Die Liebe hat Flügel! — ſagte Matteo und hob die Leiter vom Boden auf — ſie fürchtet ſich nicht, den Hals zu brechen und klettert, wie die Katzen, über's Dach." „Mein Geld! mein Geld! — ſchrie jetzt der Alte hell auf — Pietro! Nicolo! Diebe! Diebe!" Es ward augenblicklich lebendig im Hauſe, angezündete Lichter, umher getragen, erhellten Zimmer nach Zimmer. „Steht es ſo? — dachte Matteo — ſo lege ich die Leiter wieder an!" Wirklich that er's, doch der gehetzte, fliehende Dieb, der ſie nicht am alten Platz fand, ſprang in ſeiner Angſt von der hohen Terraſſe auf die Straße herab, wobei ihm klingend ein Geldſack entfiel. Jammernd blieb er am Boden liegen, denn er hatte ein Bein gebrochen. „Jetzt — ſprach Matteo — müßte ich den Dieb beſtehlen, dann wäre der Wahnſinn vollkommen!" Vielleicht hätte er es gethan, aber es war zu ſpät, ſchon ſtürzte der Alte ſammt ſeinen Dienern mit Windlichtern aus der Thür, und von einer anderen Seite näherte ſich die durch das Geſchrei und Geräuſch herbei gezogene Schaarwache. Der Alte hob zuerſt den Geldſack auf, dann ſtieß er nach dem Dieb mit dem Fuß, zuletzt ſagte er Matteo in einigen kahlen Worten ſeinen Dank, gab aber zugleich, Matteos zerriſſenes Kleid mit Entſetzen bemerkend, dem Nicolo Befehl, auf's Haus zu paſſen, damit ſich Keiner einſchleiche. Matteo ging weiter. „Der angehende Mörder — rief er grimmig lachend — liefert den Dieb an den Galgen!" Der unergründliche Widerſpruch des Lebens packte ihn wie mit Krallen, die Welt kam ihm wie ein unſinniges Kaleidoſcop vor, das in buntem Gemiſch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darſtellt, und die menſchliche Vernunft, wie der Verſuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der Alles bewegt und durcheinander ſchüttelt, zu reiten. An einem übel berüchtigten Platz ſtand er ſtill. Ein Mord ſchien ihm jetzt ein Nichts, ihm war, als müßte er ſich mit einer ſchweren That, wie mit Ballaſt, beladen, damit ſeine Gedanken ihn nur nicht in's Gränzenloſe, in die unendliche Leere, hinein wirbelten. Bald kam ein Mann daher, an der Hand ſeinen Knaben. Matteo nahm eine drohende Stellung an, doch der Mann trat vertrauensvoll auf ihn zu und ſprach: „guter Freund, es iſt hier ein gar unheimlicher Ort, den Jeder gern meidet, wenn er kann! Habt Ihr nichts Nothwendiges zu verſäumen, ſo thut mir den Gefallen, mich über die verrufene Strecke bis an mein Haus zu begleiten, ich will Euch den Weg bezahlen!“ Dieſe unerwartete Anrede drang Matteo Anfangs zum Herzen, doch bald dachte er: es iſt die Liſt der Furcht, die ſo ſpricht! und mit der Hand in den Buſen nach dem Dolch fahrend, verſetzte er wild: ſehe ich aus, wie Einer, deſſen Schutz man in Anſpruch nimmt? „Was Euer Ausſehen betrifft — erwiderte der Mann ruhig und nahm ſeinen Knaben, der ſich über Müdigkeit beklagte, auf den Arm — ſo ſagt es mir zu, das heißt ſeit der Zeit, daß Ihr krank geweſen ſeid, denn von Leuten, die ſchöner ſind, als Ihr, das fürcht' ich, kommt mein ganzes Unglück. Ich kenne Euch wohl, Ihr heißt Matteo, einer meiner Freunde hat mir viel Gutes von Euch geſagt und ich mögte Euch in meinen Dienſt nehmen, doch muß ich erſt wiſſen, wie Ihr meiner Frau gefallt.“ „Ei, wie blank! — rief der Knabe dazwiſchen und zeigte auf Matteos halbentblößten Dolch, den er, nun er von ſeinem Vater getragen ward, bemerken konnte — gieb mir das ſchöne Meſſer!“ Alsbald griff er, ſich zu Matteo hinüber beugend, keck in deſſen Buſen hinein und faßte den Dolch, den er der Scheide haſtig entriß und trotz der Vorſtellungen ſeines Vaters nicht wieder laſſen wollte. Matteo fuhr mit ſeiner Hand nach der Stirn, er wußte nicht, war es der Stachel eines Schmerzes, war es der eines Gedankens, der ihm kalt durch's Gehirn drang. Daß der Mann, dem er den Tod von ſeiner Fauſt beſtimmt hatte, jetzt ahnungslos, von ihm Hülfe und Beiſtand gegen die Angriffe Anderer erwartend, an ſeiner Seite ging; daß der Muthwille der Unſchuld ihm das Mordinſtrument ſpielend raubte, weil den Kindesblick der falſche Glanz deſſelben beſtach, und daß der Knabe mit dem Eiſen, womit er ſeinen Vater hatte durchbohren wollen, vielleicht einen Apfel ſpießen oder den geſtopften Kleibauch einer Puppe aufſchlitzen würde, das ſchien ihm ſo wunderbar und dennoch ſo fratzenhaft dabei, daß es ihn über alles menſchliche Bewußtſein hinausdrängte, daß ihm war, als ob er, mit dem Kopf auf eine Nadelſpitze geſtellt und nun mit Windeseile von Morgen gen Abend und wieder von Abend gen Morgen im Kreis herum gedreht, mit ſeinem Auge Alles auf einmal ſehen, die Enden der Dinge zugleich auffaſſen und die Unvereinbarkeiten verknüpfen müſſe, daß es ihm vorkam, als ob ein Menſch an und für ſich eigentlich gar nichts ſei und, wie ein Spiegel, immer nur für das gelten könne, was er eben abbilde. „Hier iſt mein Haus — ſagte der Mann in ſonderbarem Ton und ſetzte den Knaben nieder, bleibt einmal mit dem Kinde ſtehen, ich will durch eine hintere Thür gehen und dann vorn aufmachen. Laßt aber Niemand heraus, wenn Einer wollte, kein Weib und noch weniger eine Mannsperſon!“ Matteo gehorchte, was ihn ſonſt verwundert hätte, ſchien ihm jetzt natürlich, nur das Gewöhnliche, die Rückkehr des entfeſſelten Stroms ſeltſamer Ereigniſſe und Zufälle in das alte Bett, würde ihn überraſcht haben. Der Knabe zitterte vor Froſt, er ſetzte ſich auf einen Stein und ſchloß die Augen. Matteo beugte ſich, ihn ſtreichelnd, auf ihn herab, da wurde die Hausthür leiſe aufgemacht und ein Herr, ſich dicht in einen prächtigen Mantel einwickelnd, ſchlich vorſichtig heraus. Matteo, der empfangenen Weiſung eingedenk, vertrat ihm den Weg und ſuchte ihn mit Gewalt in's Haus zurückzudrängen. Der Unbekannte ſtieß einen Fluch aus, machte eine ſchnelle Bewegung und verwundete Matteo in den Arm. Matteo, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, entriß dem eingeſchlummerten Knaben den Dolch und jagte ihn mit der Wuth eines Menſchen, der ſich in demſelben Augenblick mörderiſch angefallen ſieht, wo er in ſich ſelbſt einen grimmigen Mordgedanken niedergekämpft hat, dem Unbekannten ſo gewaltſam in's Herz, daß er mit einem gebrochenen Laut gegen das Haus zurück taumelte, und auf dem Flur, die Thür durch das mechaniſche Gewicht ſeines ſich überſchlagenden Körpers aufſtoßend, leblos zu Boden ſank. Jetzt erſchien der Vater des Knaben, in der einen Hand eine qualmende Kerze tragend, mit der anderen im höchſten Zorn an ihren langen, ſeidenen Locken ſein Weib, eine bleiche, ſchöne Geſtalt mit entblößtem Buſen, nach ſich ziehend. „War Keiner hier? Keiner? Keiner? — rief er aus — gehen denn Geſpenſter im Hauſe um, daß die Treppen knarren und die Thüren aufſpringen? Aber ich denke, der Vogel iſt gefangen!“ In ſeiner Raſerei zog er die junge Frau, die ſich auch gar nicht ſträubte, immer weiter vorwärts, bis ſie zuletzt über den Ermordeten, den ſo wenig ſie, als er, bemerkte, ſtolperte und niederſtürzend zu Boden fiel. Mit Entſetzen raffte ſie ſich wieder auf, erſt an ihrem befleckten weißen Kleide, das der Todte aus ſeiner noch ſprudelnden Wunde mit Blut gefärbt hatte, erkannte der Mann, was geſchehen war. Er leuchtete dem Leichnam in's Geſicht und erſtarrte, dann rief er: „gut, Matteo, gut, daß Du mir die Arbeit abgenommen haſt, den hätte ich nicht tödten können, es iſt mein Jugendfreund!“ Unwillkürlich warf auch Matteo, der da ſtand, als ob er erwartete, daß ihn gleich ein Berg, heran wandelnd und über ihn zuſammen brechend, bedecken würde, auf den Getödteten einen Blick. Das entſtellte Geſicht des Signor Barbarucci grinſte ihm entgegen, und nun war ihm auf einmal, als ob das, was er gethan habe, leicht zu tragen ſei, um ſo mehr, als ſein Arm ihn eben ſehr zu ſchmerzen anfing. „Einen Arzt! Einen Arzt!“ ſchrie die junge Frau und warf ſich mit dem ungebundenſten Jammer maßloſer Liebe über den Leichnam hin. „O Du Verruchter!“ rief ſie dann, wieder aufſpringend, drang furienhaft wüthend auf Matteo ein, riß ihm den Dolch weg und ſtach nach ihm. Ihr Mann ſchleuderte ſie in eine Ecke und Matteo ſprach, indem er ſeinen blutenden Arm in die Höhe hob: ich wurde zuerſt angegriffen und habe mich nur meines Lebens gewehrt. „Deines Lebens, Du Hund? — kreiſchte ſie — errötheſt Du nicht, daß Du noch lebſt, und daß der todt iſt, der wie ein Licht über die Erde wandelte? Verflucht ſei die Hand, die Dir wieder Brot und Wein reichen wird!“ „Du haſt Dich ſelbſt verflucht — ſprach ihr Mann — denn noch heut Abend ſollſt Du Matteo ſpeiſen und tränken, und ſogleich ſollſt Du ihm ſeinen Arm verbinden!“ „Den Arm, der den Geliebten meiner Seele niederſtieß?“ ſchrie ſie und ſchlug ein helles Gelächter auf. „Metze, Metze, das mir? — rief der Mann erblaſſend — Deine letzte Stunde iſt da!“ Er ſtürzte auf ſie los, ſie kauerte ſich nieder und hielt ihre Hände vor die Augen, der Knabe umklammerte, heranſpringend und vor ſeine Mutter tretend, die Kniee des Wüthenden, aber er packte ihn und warf ihn weit von ſich, ſo daß der kleine Kopf dröhnend gegen die harte Wand fuhr, und das Kind, ohne einen Laut von ſich zu geben, liegen blieb. „Heiliger Gott! — rief Matteo erſchaudernd und ergriff die zur Erde gefallene und nur noch mühſam fortglimmende Kerze — Ihr habt den Knaben getödtet.“ Der Mann, der die Frau inzwiſchen bei der Gurgel gepackt hatte, drehte langſam den Hals herum und ſprach: das lügſt Du! „Er athmet nicht mehr!“ ſagte Matteo, ſich mit dem Kinde beſchäftigend. Der Mann trat mit ſchwankenden Schritten heran, in einiger Entfernung von Matteo blieb er ſtehen und ſprach halblaut: „wer weiß denn, ob es mein Sohn iſt!“ „Er iſt's, er iſt's! — kreiſchte die Frau — ich ſchwör's bei allen Heiligen im Himmel, die jetzt ihr Antlitz verhüllen, weil der eigene Vater ihn umgebracht hat!“ „Dann fahr' ihm nach und ſage den Heiligen, daß Du Schuld an dem Gräuel biſt!“ So rief er, aber er bewegte ſich nicht von der Stelle. Jetzt rührte ſich der Knabe und öffnete die Augen, als er aber ſeinen finſter vor ſich hinſtarrenden Vater erblickte, ſchloß er ſie wieder feſt zu. „Gebt Euch zufrieden — ſprach Matteo — er lebt!" Als die ängſtlich aufhorchende Frau dieſes Wort vernahm, rutſchte ſie auf ihren Knieen herbei, nahm den Fuß ihres Mannes und ſetzte ſich ihn ſtillſchweigend auf den Nacken, in ihrem Innern zum erſten Mal von einem Gedanken zerſpaltet, der ſie, wie in bluthrothem Licht, von fern die ungeheure Verwirrung erkennen ließ, die ein Weib, das die ehelichen Schranken leichtſinnig überſpringt, in alle menſchliche Verhältniſſe hinein bringt. Der Mann ließ ſie gewähren und ſah nur auf den Knaben, der erſt in ſehr langer Zeit die Augen wieder aufſchlug, und nun von Matteo in die Arme ſeines Vaters gelegt ward. „Ich preiſe dieſen Abend — ſprach der Mann feierlich — er hat den Argwohn, den ich gegen mein ſchlechtes Weib hegte, zwar ſchrecklich beſtätigt, aber er hat mir doch zugleich auch die Ueberzeugung gegeben, daß der Knabe hier, den ich oft, wenn ich ihn küſſen wollte, mit eiskaltem Schauder wieder niederſetzte, ohne es zu thun, wirklich der meine iſt, denn der Wuth dieſer Nichtswürdigen, die mich aus Rache gern zum Kindesmörder geſtempelt hätte, darf ich glauben, was ich nach dem, was geſchah, ihren Betheurungen nie geglaubt haben würde." „O verzeih' mir — ſtöhnte die Frau — und tödte mich, wenn Du mir nicht verzeihen kannſt, erſt Deine That hat mich über die meinige belehrt, und ich haſſe, obgleich er todt iſt, meinen Verführer jetzt mehr, als ich ihn je geliebt habe.“ Der Mann, ſie ſcharf betrachtend, verſetzte: „Iſt das wahr?“ „Ich ſchwör's!“ erwiederte ſie und hob die Hände gen Himmel. „Dann beweiſe es dadurch — ſagte er kalt — daß Du die Leiche, die hier nicht liegen bleiben kann, auf Deinen Schultern die Straße hinunter trägſt, bis auf den wüſten Platz, wo ſchon ſo mancher Mord vorfiel.“ Statt aller Antwort ging ſie zitternd, aber entſchloſſen, auf den Todten zu und verſuchte, ihn aufzuheben. „Laß ab, es iſt genug — ſprach der Mann ſanft — ich will es ſelbſt thun, aber Du verbindeſt mittlerweile Matteo den Arm, denn er bleibt, ſtatt des glatten, geſchmeidigen Burſchen, den ich geſtern gehen ließ, als Diener bei uns!“ Der Mann ſchaffte nun den Leichnam fort, was ihm, da die Gaſſe, wo er wohnte, einſam und verrufen war, trotz des hellen Mondſcheins gelang, ohne daß er geſtört oder auch nur bemerkt wurde; die Frau verband Matteos Wunde und trug ihm ein gutes Nachteſſen auf, und Matteo dachte bei ſich ſelbſt, daß, wenn er ſich in einem ſo guten Hauſe, wo ihm aus allen Ecken die Wohlhäbigkeit entgegen lachte, ſo plötzlich untergebracht ſähe, er dieß einzig und allein ſeiner Häßlichkeit verdanke, und ſöhnte ſich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb deſſen ein menſchliches Daſein ſich bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zuſammenfügt, in ſeinem Herzen einigermaßen wieder aus.

Herr Haidvogel und ſeine Familie.

1847.

„Nun, warum laßt Ihr die Köpfe ſo hängen? Luſtig, wie ich es bin!“ Mit dieſen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in ſeine enge Stube, in der ſeine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängſtigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum ſiehſt Du mich nicht an? — fuhr er fort und ſtellte ſich vor ſeine Frau hin, die allerdings, ihr kleines, frierendes Mädchen ſtreichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben ſchien; — ziehſt Du wieder, wie gewöhnlich, im Stillen einen Vergleich zwiſchen mir und dem Quackſalber von Doctor, der auch einmal hinter Dir herlief? Danke Gott, daß Du mich ſtatt ſeiner bekommen haſt, denn ich lebe doch wenigſtens noch, ihn hat heute Mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an ſeinem Hauſe vorbeikam, nagelte der Vergolder, der noch von Nichts wußte, den neuen Schild mit den ellenlangen Buchſtaben, der ihm die Kundſchaft verdoppeln ſollte, über ſeiner Thür feſt." — „Er iſt —?" fragte die Frau, ihr Auge zum erſten Mal ein wenig erhebend, während ihre Hand von dem Haupte des Kindes herabglitt. „Todt!" — verſetzte Herr Haidvogel ſchadenfroh ſchnell — „ſo gewiß todt, als ob er einen ſeiner eignen Decocte verſchluckt hätte. Ja, der wird mich mit ſeinen oſtindiſchen Taſchentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und mich am Fenſter ſtehen ſah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er ſich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock beſtellt, denn bloß meinetwegen ſchaffte er ſich drei Mal ſo viel Kleider an, als er brauchte. Mögte der Schneider ihn doch ſchon zugeſchnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübſches Chriſtgeſchenk für ſein hochmüthiges Weib, die es ganz zu vergeſſen ſcheint, wie gern ſie, als mein Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft ſie mir dabei die Hand gedrückt hat." — „Mein Gott! Acht und dreißig Jahr!" — ſagte die Frau, ohne ſich um ihren Mann zu bekümmern, und ſtarrte vor ſich hin. „Und auch ihr" — begann Her Haidvogel auf's Neue und wandte ſich zu den Kindern — „warum hockt ihr immer in der Stube, warum ſpringt ihr nicht herum, wenn's euch friert, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn, wie die Andern? Munter, Junge, tanz' mit der Schweſter, ich will pfeifen!" — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen" — unterbrach die Frau ihn bitter — „die Paar Kartoffeln, die Du nach Hauſe brachteſt, liegen noch da, es fehlte an Holz, ſie zu kochen!“ — „Und war da nicht zu helfen?“ — erwiderte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tiſch ſtehenden alten Stühle bei der Lehne packte und mit ihm ſo ſtark gegen den Boden ſtieß, daß er faſt zerbrach — „ich ſollte doch meinen!“ — „So machteſt Du's ſtets“ — verſetzte die Frau — „und nur darum ſind wir ſo weit herunter gekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einſprechenden übrig blieb, denn den andern füllſt Du aus und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr, als mein Schooß und Deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade! Ein Glas Waſſer konnten wir längſt keinem Menſchen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenns nach Dir ginge, ſo würde morgen auch Niemand mehr einen Sitz bei uns finden.“ — „Wär' das ein Unglück?“ — entgegnete Herr Haidvogel — „läßt ſich ein Hund bei uns ſehen, als wenn er Etwas von uns zu fordern hat? Und trollt ſich ſo Einer nicht um ſo eher wieder, wenn er ſich nicht breit zum Predigen nieder laſſen kann? Doch, gleichviel! Es giebt andere Mittel! Wir wollen uns heut Abend etwas zu Gute thun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider iſt es falſch, Du ſiehſt — —“ Er unterbrach ſich, nahm den Hut, den er bisher aufbehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule am Kopf. „Woher haſt

Du die?" fragte die Frau und erhob ſich. „Woher!" verſetzte Herr Haidvogel und bedeckte ſich ſchnell wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim Onkel. Alles beim Alten!" — „Menſch! Menſch!" — fuhr die Frau erſchreckt auf — „willſt Du uns noch um das Letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, iſt ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß Du nie ſein Haus betrittſt, daß Du bei Tage nicht einmal daran vorbei gehſt! Und nun — — Ich zitt're! Ich zitt're!" Sie preßte ihre Kinder an ſich. „Ei was!" — ſagte Herr Haidvogel — „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen Dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt und er ſei geſtorben, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen. Wenn das ſich ſo verhalten hätte, würdeſt Du doch wohl die Erbin geweſen ſein, nicht wahr?" — „Aber es verhielt ſich nicht ſo!" — verſetzte die Frau — „und das konnteſt du wiſſen!" — „Das konnte ich nicht wiſſen!" — fuhr Herr Haidvogel gereizt auf — „es unterhielten ſich Zwei davon auf offener Straße, die es gar nicht ſahen, daß ich in einer Ecke ſtand und an meinen Stiefelriemen knöpfte, die es alſo auf einen Spaß mit mir auch nicht abgeſehen haben konnten. Als ich zum Vorſchein kam, zogen ſie den Hut vor mir und der Eine ſprang ſogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich noch überflüſſiger Weiſe zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte in's Sterbehaus, um die aufſichtsloſen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verſchleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. — „Wohin damit? fuhr ich die Perſon an. Nicht von der Stelle! Oder — Und Er da — rief ich dem Schlingel, dem Johann zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche herauf kam — warum war Er noch nicht bei mir? Hat Er den Kalender vielleicht erſt verbrannt, worin der Todte die Vorſchüſſe notirte, die Er ihm abzuſchwatzen wußte? Das wird Ihm übel bekommen!“ — „Gott! Gott!“ ſeufzte die Frau — „Der iſt zehn Jahre und Die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn“ — „Was würde aus ihnen“ — unterbrach Herr Haidvogel ſie mit Unwillen — „wenn ſie einmal eine Erbſchaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen, als ich es bin! Dies Mal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgeſprochen, als der Alte erſchien und zornig fragte, wer einen ſolchen Lärm erhöbe. Da nun die Köchin, boshaft, wie ſie iſt, erwiderte, daß ich ihr verböte, das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorſtehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldſchmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er ſich natürlich gewaltig, ſein Geſicht wurde blau, ſeine Hände flogen und — — genug, der tückiſche Wunſch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen mögte, iſt nicht in Erfüllung gegangen, ſo gut der Johann ſeinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerücht Vortheil ziehen, ſo lange wir es noch können! Flink, Theodor, ſpring' Du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleiſch, und Du, Auguſte, lauf' zum Krämer und beſorge die Butter. Wenn ſie uns noch nie geborgt haben, ſo borgen ſie uns jetzt! Nicht dieſe Stirnfalten, Weib! Es giebt mehr Kinder, die nach Sieben über die Straße geſchickt werden und doch keinen Huſten mit nach Hauſe bringen! Waſche Du inzwiſchen die Kartoffeln ab, ich will Holz ſchaffen! Vater zahlt morgen, er iſt beim Onkel!" Mit dieſen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die ſich nur zögernd zum Gehorchen anſchickten, weil ſie ſolche Botſchaften nicht zum erſten Mal ausrichten ſollten und den Erfolg ſchon kannten, aus der Thür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung ausbrach und ſich nicht von der Stelle rührte. Er that auf's Gerathewohl einen Gang durch das abgelegene Quatier, wo er wohnte und muſterte manchen Zaun und manche alte Hecke, ſogar hie und da einen Fenſterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht gehörig befeſtigt war. Aber, wenn er eben Hand anlegen wollte, ſchien ihm bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zu viel Leute über die Straße, bald störte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich ſagte er zu ſich ſelbſt: ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es iſt doch immer noch ſehr zweifelhaft, ob wir Fleiſch und Butter erhalten, und wenn, ſo liefert der Stuhl Holz genug. Sogleich nahm er ſeine gewöhnliche ſtolze Haltung, deren er ſich als angehender Dieb bereits abgethan hatte, wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes ſtieß; er hob es auf und ſiehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorſichtig ſah er ſich nach allen Seiten um, ob ihn Jemand bemerkt habe, dann ſteckte er den Beutel zu ſich und ſetzte, jedoch nicht eben ſchneller, als vorher, ſeinen Weg fort. Als er zu Hauſe wieder anlangte, fand er ſeine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beſchäftigt, ſondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtetete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte ſprechen, doch die Mutter unterbrach ſie und ſagte: „Euer Vater weiß Alles, was ihr ihm melden könnt, nun zu Bett mit euch, damit ihr hinein kommt, bevor die Lampe erliſcht!“ „Nichts da! Ihr bleibt auf!“ rief Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tiſch. Blanke Thaler rollten, die Kinder jubelten und die Frau ſah ihren Mann mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens an. „Menſch — ſagte ſie endlich langſam und ein ſchlimmer Verdacht ſtieg in ihr auf — woher kommt Dir dies Geld?“ „Wenn's nun ein Lotterie-Gewinn wäre — erwiderte er — würdeſt Du dann endlich einräumen, daß ich Recht that, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Collecteur trug, ſtatt ſie zu Brod herzugeben?“ — „Nein“ — verſetzte ſie — „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnahmsweiſe einmal gute Folgen gehabt hätte. Iſt es denn ſo?“ — „Laß uns weiter reden“ — rief Herr Haidvogel, — „wenn wir ſatt ſind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menſchen plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollene Mütze beſaß, ſich ihn damit zu bedecken. Das ſagte ich Dir ſchon oft, erinnere Dich daran und mach' Feuer, jetzt wird Dir der Stuhl wohl nicht mehr zu koſtbar ſcheinen! Ich ſelbſt hole, was ſonſt nöthig iſt, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Credit verſagten, ſie ſollen glauben, daß ich blos ihre Geſinnungen gegen mich auf die Probe geſtellt habe, und da ſie von meinen guten Zeiten her wiſſen, wie viel ich darauf gehen laſſe, wenn ich nur kann, ſo wird ſie's verdrießen, in dieſer nicht beſſer beſtanden zu ſein!“ Jetzt ſetzte die Frau ſich emſig in Thätigkeit, während Herr Haidvogel ſein Geld wieder einſtrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Theil ſeines väterlichen Erbtheils mit dem Leichtſinn und der

Liederlichkeit eines verhätſchelten einzigen Sohns verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker geweſen, er hatte ein für ſeine Verhältniſſe ganz anſehnliches Vermögen hindurch gebracht und ſich eben dadurch die Verachtung des Onkels, ſeiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm laſſen wollte, den Haß deſſelben zugezogen. „Da ſitzen nun — dachte er — die Meiſten von denen, womit ich ſonſt zuſammen zu ſitzen pflegte, da ſchwatzen ſie, wenn ihnen nichts Beſſeres einfällt, von mir, da lachen und ſpotten ſie auf meine Koſten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achſeln und — ich muß hinein!“ Er legte die Hand auf die Thür. „Was ſie ſagen werden, wenn ich ſo plötzlich erſcheine, wie ſie Anfangs vor mir zurückweichen, dann, ſowie ſie Geld ſehen, mir zunicken und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge Einer von ihnen ſo weit, mich um ein Darlehen anzuſprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote ſteht, einen guten Begriff beizubringen.“ Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Geſellſchaft beiſammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wiſperten dann mit einander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbſchaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß ſie es jetzt für vollkommen beſtätigt hielten, ſelbſt der Wirth war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerkſamkeit, die er erregte und in dem Geflüſter, das rings umher entſtand, eine hinreichende Genugthuung für alle Entbehrungen der letztverſtrichenen Jahre fand, durchſchritt, um ſeinen Triumph vollſtändig zu genießen, den Saal ſeiner ganzen Länge nach, ehe er ſich niederließ, dann ſetzte er ſich an einen Tiſch, an dem der einzige Menſch ſaß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn faſt und er faßte ihn darum ſcharf in's Auge; es ſchien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reiſender Viehhändler zu ſein, er hatte den Kopf auf den Tiſch geſtützt und ſtarrte trübſinnig vor ſich hin. „Dem iſt ein Ochſe gefallen!“ dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnert er ſich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Thier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Habſucht!“ Dann forderte er ſich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirth brachte es eilig in eigener Perſon und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erſt ſah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeſchlagenheit in den an ſich ſo mannhaft trotzigen Zügen deſſelben lag. „Iſt Euch nicht um Eure Zeche bange“ — fragte Herr Haidvogel den Wirth halblaut und deutete auf den Fremden — „der ſcheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!“ — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit“ — verſetzte der Wirth luſtig — denn ſie beläuft ſich noch auf Nichts, das Glas Bier, das er ſich geben ließ, ſteht noch unberührt vor ihm.“ — „Damit Ihr das nicht auch von mir ſagen könnt“ — ſagte Herr Haidvogel — „will ich meinen Wein trinken!“ Er that's und zog dann eine Hand voll Thaler hervor, die er haſtig nach kleiner Münze zu durchſuchen begann, weniger, weil er ſo eifrig auf's Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, ſeinen Reichthum zu zeigen. „Ei du mein Himmel,“ verſetzte der Wirth abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht ſchon wieder zu gehen? Von einem alten Freund, der ſich ſo lange nicht mehr bei mir ſehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!“ — „Nun“ — erwiderte Herr Haidvogel — „ich werde bleiben! Aber ſchickt ſchnell ein gutes Nachteſſen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen ſich ſelbſt was bereiten, wozu die Umſtände!“ — „Freilich, freilich, wozu! Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was ſoll's nur ſein? Hier iſt die Speiſekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?“ — „Schickt Alles, was darauf ſteht“ — verſetzte Herr Haidvogel — „dann ſchickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft. Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke ſitzt — Heda, Meiſter, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geſchoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maaß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Aermel oder den Schuſter durch einen zerriſſenen Stiefel ärgerte, ſo geſchah das ja blos, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, ſo fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu laſſen, und wenn er mir auch einmal in ſeinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, ſo kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Iſt er magerer geworden, ſeit ich keine Bratwürſte mehr bei Euch aß?“ Hiebei klopfte er ſich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Atzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beſchaffenheit ſeines Tiſches gegolten hatte. „O. ſicher nicht,“ entgegnete der Wirth, obgleich trotz ſeiner Geſchmeidigkeit nur mit mühſam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch, ich will dem Kellner Auftrag geben!“ Er ſprang fort, um nicht zu berſten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter iſt?“ ſagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch da ſaß wie vorhin, und deſſen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfing. — „Freilich, das Bettelgeſindel.“ Er warf mit dieſen Worten das Geld mit Geräuſch auf den Tiſch und ſchickte den Reſt in der Taſche Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend zwiſchen den Thalern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde auf's Neue aufmerkſam auf ihn, der Wirth rief dem Kellner einmal über das andere „hurtig! hurtig!“ zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr ſchnödes Benehmen gegen ihn in der Zwiſchenzeit in Vergeſſenheit zu bringen wünſchten, ſtießen, ſcheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf ſein Wohl mit einander an, nur der Fremde verharrte in ſeiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat ihn um Erlaubniß, ſein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das ſeinige ſo düſter brenne und zwei überhaupt heller leuchteten, als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und ſah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und ſchimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie beſeſſen auffuhr, den bisherigen Beſitzer mit einem mächtigen Stoß bei Seite ſchleuderte und mit einer Donnerſtimme ausrief: „Des Todes iſt, wer dies Geld berührt, es iſt mein! Hundert Thaler! Die ruſſiſche Schaumünze, an der ich mein Eigenthum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!“ Der Wirth, die ganze Geſellſchaft, vor Allem aber Herr Haidvogel ſelbſt, ſtanden einen Moment wie verſteinert, der Letztere faßte ſich jedoch gleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerſchnödeſten Verdacht gerathen werde, wenn er lange im Stillſchweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich ſein breites Schlächtermeſſer gezogen und ſich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und ſpöttiſch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe ſie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig ſagen? Da iſt der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübſch! Der Uebergang über die Berezina! Ein Andenken?“ Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick, und da er entdeckte, daß der Rock deſſelben etwas kahl war, zählte er ſein Geld ſorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das Geringſte fehle, reichte er ihm die Hand und ſagte: „verzeiht mir meine Heftigkeit und ſetzt Euch zu mir, daß wir zuſammen trinken!“ — „Trinkt mit wem Ihr wollt“ — entgegnete Herr Haidvogel vornehm — „aber haltet Euch ein andermal auf beſſere Taſchen!“ Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaſtſtube und überrannte in der Thür faſt den ſchwer bepackten Kellner, der, bei einer ſo unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirth eiligſt wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's ſelbſt mitnehmen!“ rief er dieſem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Menſch, der den Zuſammenhang nicht kannte, auch ohne Widerſtand fahren ließ, den der Wirth Herrn

Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, ſo war's gemeint," ſagte dieſer, „gut, da iſt hier denn auch für mein Glas Wein!" Er warf die letzten vier Groſchen hin, die er beſaß und die er zum Ankauf von Glanzwichſe beſtimmt gehabt hatte, verſuchte den Wirth durch einen Puff, den er ihm im Vorbeiſchießen beibrachte, umzuſtoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leiſe, leiſe ſtahl er ſich in ſein Haus und in ſeine Wohnſtube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, in der Thür angebrachtes Fenſter ſehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beſchäftigt, das Feuer brannte luſtig auf dem Heerd und die Kinder ſtanden mit heiteren Geſichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!" fluchte er und begann ſich ſchleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu Ende gekommen und ſtieg eben in's Bett, als ſeine Frau, die ſchon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!" — rief ſie auf's höchſte verwundert aus — „Du gehſt zu Bett?" — „Thu' Du es auch," entgegnete er und ſetzte, indem er die Decke über ſich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längſten!" Die Frau hatte aber noch kaum die Zeit gehabt, ihr Erſtaunen durch einen unartikulirten Laut auszudrücken, als an die Thür gepocht wurde. „Riegel vor!" rief Herr Haidvogel, und als er ſah, daß die Thür bereits aufging, griff er nach ſeinem Stock, der zu Häupten des Bettes ſtand. Der Kellner trat mit ſeiner Laſt herein:

„die Geſichter der Kinder, die ſich ſchon verfinſtert hatten, klärten ſich wieder auf, denn der leckere Duft, der ſich im Zimmer verbreitete und das fröhliche Klappern der Schüſſeln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewiſſensbiſſe?“ — fragte Herr Haidvogel den Menſchen, der den Korb ſtillſchweigend auf den Tiſch ſtellte — „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich ſchickt der Viehhändler“ — entgegnete dieſer — „er hat Alles bezahlt!“ — „Der!“ — rief Herr Haidvogel — „Was unterſteht der Kerl ſich! Mir, der ich ſchon an Einem Abende mehr verſpielt habe, als er in einem Jahre gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre Nichts davon! Ehrenwort!“ Der Kellner wollte ſich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Dankſagung auf. „Kein Wort von Dank!“ — fuhr Herr Haidvogel dazwiſchen — „Er hat ſeine Schuldigkeit gethan, und kaum. Aber Deinem Herrn kannſt Du melden, daß ich ihm mit den Schüſſeln, wenn er ſie etwa zurück verlangt, die Fenſter einwerfen werde!“ In dieſem Augenblicke wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Viſiten an!“ rief Herr Haidvogel, aber die Thür wurde trotzdem langſam geöffnet und mit verſtörtem Geſicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun Hallunke“ — ſchrie Herr Haidvogel ihm entgegen und ſchwang ſeinen Stock — „willſt Du die Zahlung haben für —?“ Er berührte hiebei mit einer unzweideutigen Geberde ſeinen Rücken. „Herr Haidvogel“ — ſtotterte Johann — „Sie wiſſen, daß ich Nichts that, als was der Herr mir befahl, deſſen Brot ich aß!“ — „Aß?“ fragte Herr Haidvogel geſpannt. „Ja,“ — fuhr Johann fort — „der gnädige Herr iſt am Schlag“ — „Am Schlag?“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuſcht — „Kerl, biſt Du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eigenen Augen überzeugte ich mich davon!“ — „Heute Nachmittag, ja“ — verſetzte Johann — „aber jetzt nicht mehr! Leider!“ — „Leider?“ — rief Herr Haidvogel — „Gott Lob!“ — „Freilich, Gottlob!“ — entgegnete Johann geſchmeidig — „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte! Noch dieſes Loch im Kopf — —“ — „Haſt Du vor ſieben Stunden von dem Thürpfoſten bekommen“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel — „an den Du Dich ſtießeſt, als Du mit mir boßeln wollteſt — — Was kümmert's mich noch! Haſt Du gehört, Frau?“ — „Iſt es denn wahr, Johann?“ fragte ſie ſchüchtern und ſchob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er ſich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er ſchon lange nur noch über die Achſel angeſehen hatte, plötzlich wieder eine Reſpektsperſon für ihn geworden war. „Wie kannſt Du nur noch fragen“ — eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging — „ſiehſt

Du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor Dir ſteht? Aber, wie kam's denn?“ — „Wahrſcheinlich“ — entgegnete Johann zögernd — „von dem Aerger, den —“ — „Den ich ihm machte? fragte Herr Haidvogel jubelnd — „Ja? Iſt's ſo? Das freut mich! O das freut mich! Maaß für Maaß! Kerl, ich ſchenke Dir Alles, was Du heute Abend geſtohlen haſt! Verbeugſt Dich? Bravo! Nun, Frau, war's gut, daß ich da war? He, was ſagſt Du?“ — „Laß ihn doch zu Wort kommen“ — erwiderte ſie unwillig — „noch wiſſen wir ja von Nichts!“ — „Der Auftritt mit Ihnen“ — begann Johann wieder — „hatte ihn in die furchtbarſte Aufregung verſetzt, er ſchäumte vor Wuth —“ — „Das ſah ich noch!“ warf Herr Haidvogel ein, „o, das ſah ich!“ — „Und er ſchrie: gleich mach' ich mein Teſtament, ich warte meinen Siebzigſten, Geburtstag meinte er vermuthlich, nicht ab, und ich enterbe ſie vollſtändig!“ — „Es war alſo noch nicht geſchehen“ — verſetzte Herr Haidvogel — „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Credit den Todesſtoß!“ — „Wir ſagten“ — erwiderte Johann kleinlaut — „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegentheil gewußt — —“ — „So hättet Ihr“ — unterbrach die Frau ihn bitter — „meinen Theodor zur Kirſchenzeit zuweilen in den Garten gelaſſen, wenn der Onkel abweſend war und er darum bat, weil die rothen Beeren ihn ſo lockten!“

— „Gewiß!“ — entgegnete Johann mit einem dummen Geſicht — „das hätten wir gethan!“ — „Weiter!“ drängte Herr Haidvogel. „O“ — ſagte Johann — „es iſt gleich aus! Ich mußte zum Advokaten ſpringen und als ich zurückkam, lag er ſchon ſprachlos da. Dann — Genug, es iſt vorbei!“ — „Für ihn!“ — verſetzte Herr Haidvogel — „und für uns fängt's an. Haſt Du Geld bei Dir? — „Zu Befehl!“ entgegnete Johann und griff dienſtfertig in die Taſche. „So bezahl' dem Menſchen da, der Maul-Affen an der Thür feil hält, das Eſſen! Heda, Kellner! dem Viehhändler ſeinen Thaler, oder ſind's zwei? zurückgebracht und über Alles, was Du hier gehört haſt, auf Deine gewöhnliche Weiſe reinen Mund gehalten! Ah, ſieh! hätteſt Du Deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie ſich's gebührt, ſo könnteſt Du ſie jetzt wieder aufſetzen! Nun mußt Du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!“ Der Kellner ging, auch Johann ſchickte ſich zum Fortgehen an, vorher aber ſagte er noch, die Köchin habe ſich in's Bett gelegt und ſtellte ſich krank, es ſei aber nicht wahr, ihr fehle Nichts, dann entfernte er ſich. „Nun Frau“ — rief Herr Haidvogel und zog ſich an — „kann ich mein väterliches Haus jetzt wieder kaufen, von dem ich den Kindern einſt, als wir mit ihnen daran vorbei gingen, zu Deinem Verdruß weiß machte, es ſei noch mein und ich hätte nur den Thürſchlüſſel verloren, ſonſt würde ich ſie hinein führen? Kann ich — —“ — „Nichts kannſt Du“ — verſetzte die Frau, die inzwiſchen ihr dünnes Umſchlagetuch umgenommen und ſich zum Fortgehen angeſchickt hatte — „Nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in Deine Hände und ich werde dafür ſorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende iſt, nicht wieder anfangen kann!“ — „Wie? Was?“ rief Herr Haidvogel mit offenem Munde, und war ſo überraſcht, daß er den ſchon halb angezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem poſſirlich an der rechten Seite ſeines Leibes niederbaumelnden Kleidungsſtück wie eine Vogelſcheuche daſtand. „Gewiß“ — fuhr die Frau im beſtimmteſten Ton fort — „Du ſollſt mir thun, was Dir gefällt, wenn Dir Mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tiſch fehlt und wenn Du des Abends wieder kalte Kartoffeln eſſen mußt!“ — „Pah“ — erwiderte Herr Haidvogel giftig — „wenn man nicht ſelbſt Banquerott macht, ſo thun's Andere und man verliert ſein Geld. Das iſt das Beſte!“ — „Darauf laß' ich's ankommen!“ verſetzte die Frau und ging. „Schöne Ausſichten!“ rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male ſtillſchweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?“ rief er dann den Kindern zu, die ſich längſt über das Eſſen hergemacht hatten und ſetzte ſich zu ihnen. „Galle macht Appetit! Ein neuer Beweis dafür!“ murmelte er nach einer kleinen Pauſe der Unthätigkeit und griff auch ſeinerſeits zu. „Was iſt's auch weiter?“ — monologiſirte er nun käuend fort — „ich bedinge mir ein Monatliches, das thaten Andere auch, und ehe ſie's in's Wochenblatt ſetzen läßt, daß ſie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zuſammenborgen! Heiſa! Luſtig! Was für Noth?“

* * *

Anna.

1836.

> „Himmel blau und mild die Luft,
> Blumen voll von Thau und Duft,
> Und am Abend Tanz und Spiel,
> Das iſt mehr als allzuviel!“

Luſtig ſang dies an einem hellen Sonntagmorgen Anna, die junge Magd, während ſie zugleich auf's fleißigſte mit Reinigung der Küchen- und Milchgeſchirre beſchäftigt war. Da ging im gründamaſtenen Schlafrock der Freiherr von Eichenthal, in deſſen Dienſten ſie ſeit einem halben Jahre ſtand, an ihr vorüber, ein junger verlebter Mann, voll Hypochondrie und Grillen. „Was ſoll das Gejohle — herrſchte er, indem er vor ihr ſtehen blieb, ihr zu — Sie weiß, daß ich keine Leichtfertigkeiten leiden kann!“ Anna erglühte über und über, ſie erinnerte ſich, daß der geſtrenge Herr ſie vor einigen Abenden in der Gartenlaube gern leichtfertig gefunden hätte, ſie hatte ein ſcharfes Wort auf der Zunge, griff aber, es mit Gewalt unterdrückend, nach einer weißporzellainenen Suppenterrine und ließ dieſe, in heftigem Kampfe mit der ihr eigenen Unerſchrockenheit begriffen, zu Boden fallen. Das koſtbare Geſchirr zerbrach, der Freiherr, der bereits einige Schritte vorwärts gethan hatte, kehrte zornglühenden Geſichts um. „Was? — rief er laut aus und trat dicht vor das Mädchen hin — will Sie Tuckmäuſerin an meiner Mutter Küchengeräthſchaften ihr Müthchen kühlen, weil Ihre Verſtocktheit es Ihr nicht erlaubt, einen wohlverdienten Vorwurf ruhig hinzunehmen wie ſich's geziemt?“ Und damit gab er ihr rechts und links, ſcheltend und tobend, Ohrfeigen über Ohrfeigen, während ſie ihn erſtarrend, wie ein Kind, der Sprache, ja faſt der Sinne beraubt, in der einen Hand noch den Henkel der Terrine haltend, die andere unwillkürlich gegen die Bruſt drückend, anſah. Aus dieſem an Ohnmacht grenzenden Zuſtande wurde ſie erſt durch das ſpöttiſche Gelächter des Kammermädchens Friederike erweckt, die, gefälliger wie ſie, es ſich gern gefallen ließ, daß der Freiherr lüſtern tändelnd ſie in die Wangen kniff und mit ihren Locken ſpielte. Höhniſch ſchaute die freche Dirne zu ihr hinüber und rief ihr zu: „das gibt guten Appetit für die Kirmſe, Jungfer Männerſcheu.“ Der Freiherr aber ſtemmte laut lachend die Arme in die Seite und ſagte: „laſſ' Sie ſich das Gelüſte nach Tanz und Spiel nur vergeh'n; ich nehme die von meiner Mutter ertheilte Erlaubniß zurück, Sie ſoll das Haus hüten.“ „Gibt's denn heute Nichts für ſie zu thun?“ fuhr er mit ſich ſelbſt rathſchlagend fort.

Friederike flüſterte Einiges. „Richtig — rief er überlaut — ſie ſoll Flachs hecheln, bis ſpät in die Nacht, hört Sie's?“ Anna in gänzlicher Verwirrung nickte mit dem Kopf und ſank dann kraftlos auf die Kniee, ergriff aber zugleich inſtinktartig ein meſſingenes Gefäß und begann, während ihr die Thränen heiß und unaufhaltſam aus den Augen drangen, es blank zu ſcheuern. Da ging der Gärtner, der ihr, friſch und blühend, wie ſie war, längſt, aber vergebens nachgeſtellt, und den vorigen Auftritt von ferne angeſehen hatte, an ihr vorbei, grüßte ſie und fragte höhniſch, wie's ihr gehe. „Oh, oh!“ ſtöhnte ſie krampfhaft zuſammenzuckend, ſprang auf und packte den hohnſprechenden Buben bei Bruſt und Geſicht. „Raſende!“ rief er erſchreckend und ſtieß ſie, ſich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte ſie ſelbſt nicht, was ſie gethan, ſtarrte ihm nach mit weit aufgeriſſenen Augen, dann, wie ſich beſinnend, ging ſie wieder an ihre Arbeit, die ſie ununterbrochen, nur zuweilen unbewußt laut aufſeufzend, fortſetzte, bis man ſie Mittags zum Eſſen in die Küche rief. Hier ſah ſie ſich empfangen von lauter ſchadenfrohen Geſichtern, und von mehr oder minder unterdrücktem Gelächter und Gekicher, welches, da ſie mit brennenden Wangen auf ihren Teller niederblickte und zu allen reichlich vorgebrachten Anſpielungen kein Wort ſagte, immer ſtärker und rückſichtsloſer ward. Die Mägde, theilweiſe ſchon im Putz, neckten ſich in unverkennbarem Bezug auf ſie gegenſeitig mit den Liebhabern, die ſie gefunden hatten oder zu finden hofften, und der breitnaſige Küchenjunge, durch Großknecht und Kutſcher mit Augenzwinkern zu dieſer Frechheit aufgemuntert, fragte Anna, ob er nicht ihre rothgeblümte Schürze, ſo wie den bunt bebänderten Hut, den des Majors Bedienter Friedrich ihr zur Weihnacht geſchenkt, leihen dürfe; ſie werde ja in der Flachskammer dieſe Sachen entbehren können, und er hoffe, ſich ein Mädchen, dem es an Putz fehle, dadurch geneigt zu machen. „Bube,“ rief ſie aus mit blaſſen, bebenden Lippen, „ich will Dir, wenn Du krank liegſt und von Niemandem beachtet wirſt, keine Milchſuppen wieder kochen;“ ſchob ihren Teller zurück und ging, die leeren Waſſereimer ergreifend, um ſie, wie es ihr zukam, friſch aus dem Brunnen zu füllen, hinaus. „Pfui,“ ſagte Johann, ein alter Diener, der, im Dienſte ſeines Vaters grau geworden, bei dem Freiherrn von Eichenthal das Gnadenbrot genoß, „es iſt Unrecht, der Dirne Eſſen und Trinken durch gallige Reden zu verderben!“ „Ei, verſetzte der Gärtner, der ſchad'ts nicht, ſie iſt ſo hochmüthig, ſeit der Friedrich, der dünnleibige Speichellecker, hinter ihr herläuft, als ob ein Edelmann angebiſſen hätte!“ „Hochmuth kommt vor dem Falle!“ ſagte Lieſe, die kleine dralle Köchin, mit einem zärtlichen Blick auf den phlegmatiſchen Großknecht, „wißt ihr, daß ſie ſich ſchnürt?“ „Warum auch nicht hochmüthig,“ ſagte der Kutſcher,

„iſt ſie doch des Schulmeiſters Tochter!“ Friederike, das Kammermädchen, trat mit erhitztem Geſicht in die Küche. „Iſt die Anna nicht hier — fragte ſie, ſich die Stirn mit dem ſeidenen Taſchentuche trocknend — der gnädige Herr hat ſich eben zu Bett gelegt, er war ſehr ſpaßhaft — hier huſtete ſie, weil die Anderen ſich mit bedeutenden Blicken anſahen und lachten — und ich ſoll ihr ſagen, daß ſie gleich mit dem Flachshecheln beginnen und — dies ſetzte ſie eigenmächtig hinzu — vor zehn Uhr nicht Feierabend machen ſoll!“ „Ich will's ihr ſchon ausrichten, Rike!“ verſetzte Lieſe. Friederike tänzelte wieder fort. „Ob die ſich nicht auch ſchnürt?“ fragte der Großknecht. „Pſt! Pſt!“ wiſperte Johann und klimperte verlegen mit ſeiner Gabel auf dem Teller. Anna trat mit ihrer Tracht Waſſer in die Küche. „Anna — begann Lieſe geſchäftig — ich ſoll Dir ſagen“ — — „Ich weiß ſchon Beſcheid — erwiderte Anna trocken im feſten Tone: — Ich bin dem Boten begegnet. Wo hängt der Schlüſſel zur Flachskammer?“ „Drüben am Nagel!“ verſetzte die Köchin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle. Anna, gelaſſen, weil im Innerſten zerſchlagen, nahm den Schlüſſel und ging, während die Uebrigen ſich zu ihren Koffern begaben, um dort vor einem Drei-Groſchen-Spiegel den Anzug zu vollenden, haſtig in die Flachskammer, deren Fenſter auf Schloßhof und Landſtraße hinausgingen. Sie ſetzte ſich, das Geſicht gegen die Fenſter gewendet, ſo, daß ſie alle Fröhlichen, die aus dem Dorfe auf die Kirmſe zogen, ſehen und ihre munteren Geſpräche hören konnte, an die Arbeit, die ſie in dumpfer Emſigkeit begann, und wenn ſie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten verſank, doch ſogleich aus dieſem, wie vor Schlangen- und Tarantelſtich ſchreckhaft auffahrend, mit verſtärktem, ja unnatürlichem Eifer fortſetzte. Nur einmal während des ganzen langen Nachmittags ſtand ſie von ihrem niedrigen harten Blockſtuhl auf, und zwar als ihr Mitgeſinde auf bequemem, von raſchen Pferden gezogenem Leiterwagen den Schloßhof hinunter jagte, aber laut auflachend, wie zu eigener Verſpottung, ſetzte ſie ſich wieder nieder und trank, obwohl ſie in all' der Hitze und all' dem Staub durſtig ward, daß ihr die Zunge am Gaumen klebte, nicht einmal den Kaffee, den ihr um vier oder fünf Uhr die alte Brigitte, die bei einer Gelegenheit, wie die heutige, für die Mägde das Haus zu hüten pflegte, mitleidig gebracht hatte. Als die Nacht allmälig hereinbrach, ging ſie, ohne ſich die wild um's Geſicht herunterhängenden Locken zurückzuſtreichen, in die Küche, wo ſie, auf Brigittens freundliche Einladung, dort zu bleiben und eine leckere Pfanne voll gebratener Kartoffeln mit ihr zu verzehren, Nichts erwidernd, ein Licht aus dem Lichtkaſten nahm und ſich dann mit dieſem, es mit darüber gehaltener Hand vor dem Zugwind ſchützend, in die Flachskammer zurückbegab. Nicht lange dauerte es, ſo klopfte es bei ihr an's Fenſter, und als ſie die Thür öffnete, trat Friedrich, über und über ſchwitzend, mit Haſt herein. „Ich muß doch ſehen — ſagte er faſt außer Athem und ſich die Weſte aufreißend — ſie flüſtern allerlei!“ „Du ſiehſt!“ erwiderte Anna ſchnell, dann aber ſtockend und ſteckte ihren Buſenlatz, der ſich etwas verſchoben hatte, feſt. „Dein Herr iſt ein Hundsfott!“ brauſte Friedrich auf und knirſchte mit den Zähnen. „Ja, ja!“ ſagte Anna. „Ich mögt' ihm begegnen, drüben am Abhang“ — rief Friedrich — „o es iſt entſetzlich!“ „Wie heiß biſt Du“ — ſagte Anna, indem ſie ſanft ſeine Hand faßte — „haſt Du ſchon getanzt?“ „Wein hab' ich getrunken, fünf, ſechs Gläſer,“ verſetzte Friedrich — „komm, Anna, zieh Dich an, Du ſollſt mit, jedem Teufel zum Trotz, der ſich drein legen will.“ „Nein, nein, nein!“ ſagte Anna. „Ja doch“, fuhr Friedrich auf und legte ſeinen Arm um ihren Leib, „Doch!“ „Ganz gewiß nicht!“ erwiderte Anna leiſe, ihn innig umſchlingend. „Du ſollſt, ich will's,“ rief Friedrich und ließ ſie los. Anna ergriff, ohne etwas zu antworten, die Hechel und ſah vor ſich nieder. „Willſt Du oder nicht?“ drängte Friedrich und trat dicht vor ſie hin. „Wie könnt' ich?“ entgegnete Anna, indem ſie, ihm vertrauensvoll in die Augen ſehend, ihre Hand auf's Herz legte. „Gut, gut,“ rief Friedrich, „Du willſt nicht? Gott verdamme mich, wo ich Dich wieder ſeh'!“ Wie raſend ſtürzte er fort. „Friedrich“ —

ſchrie Anna ihm nach — „bleib doch, bleib einen Augenblick, horch, wie der Wind brauſt!“ Sie wollte ihm nacheilen, da ſtreifte ihr Kleid das niedrig auf einen Eichenklotz geſtellte Licht, es fiel herunter und entzündete den ſchnell in mächtiger Flamme auflodernden Flachs. Friedrich, von Wein und Zorn berauſcht, zwang ſich, wie dies in ſolchen Augenblicken wohl geſchicht, ein Lied zu ſingen, während er in die ſehr unfreundlich gewordene Nacht hinausſchritt; in wilder Luſtigkeit drangen die wohlbekannten Töne zu Anna hinüber. „Ach! ach!“ ſeufzte ſie aus tiefſter Bruſt. Da erſt bemerkte ſie, daß die Kammer ſchon halb in Feuer ſtand. Mit Händen und Füßen ſchlagend und tretend warf ſie ſich in die gefräßigen Flammen, die ihr heiß und brennend entgegen ſchlugen und ſie ſelbſt verletzten. Dann rief ſie — Friedrichs Stimme verklang eben in weiter Ferne in einem letzten Halloh — „Ei, was löſch' ich, laß! laß!“ und eilte, die Thür mit Macht hinter ſich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus, unwillkürlich den nämlichen Weg durch den Garten einſchlagend, den Friedrich gegangen war. Bald aber, auf einer Wieſe, die zunächſt an den Garten ſtieß, ſank ſie kraftlos, faſt ohnmächtig zuſammen und drückte laut ſtöhnend ihr Geſicht ins kalte naſſe Gras. So lag ſie lange Zeit. Da ertönten dumpf und ſchrecklich von nah und von fern die Noth- und Feuerglocken. Sie richtete ſich halb auf, doch ſah ſie ſich nicht um, aber über ihr war der

Himmel blutroth und voll von Funken; eine unnatürliche Wärme verbreitete ſich, von Minute zu Minute zunehmend; Geheul und Gebrauſe des Windes, Gepraſſel der Flammen, Wehklage und Geſchrei. Sie legte ſich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob ſie ſchlafen könne, doch ſchreckte ſie im nächſten Augenblick aus dieſem, dem Tode ähnlichen Zuſtand die Rede zweier Vorübereilenden wieder auf, von denen einer ausrief: „Herr Jeſus, es brennt ſchon im Dorf!“ Jetzt mit Rieſenkraft raffte ſie ſich zuſammen und eilte mit fliegenden Haaren in das hart an die brennende Seite des Schloſſes ſtoßende Dorf hinunter, wo die leicht Feuer fangenden Strohdächer bereits an mehr als einer Stelle in lichten Flammen aufſchlugen. Immer gewaltiger erhob ſich der Wind; die meiſten Einwohner, Kinder und alte, ſchwächliche Perſonen ausgenommen, waren über vier Meilen entfernt auf der Kirmſe; die elenden Feueranſtalten hätten den zwei verbündeten furchtbaren Elementen ohnehin, auch wenn die nöthige Mannſchaft zur Stelle geweſen wäre, nur eitlen Widerſtand leiſten können; es fehlte ſogar, denn der Sommer war ungewöhnlich trocken, an Waſſer. Unglück, Gefahr, Verwirrung wuchs mit jeder Minute; ein kleiner Knabe rannte umher und ſchrie: „Ach Gott, ach Gott! mein Schweſterlein!“ und wenn man ihn fragte: wo iſt deine Schweſter? ſo begann er, als ob er, jedes klaren Gedankens unfähig, die Frage nicht verſtanden hätte, von Neuem ſein Entſetzen erregendes Geſchrei. Eine alte Frau mußte mit Gewalt gezwungen werden, ihr Haus zu verlaſſen; ſie jammerte: „meine Henne, meine arme kleine Henne,“ und in der That war es rührend anzuſehen, wie das Thierchen in dem erſtickenden Rauche ängſtlich von einer Ecke in die andere flatterte, und ſich dennoch, weil es in beſſeren Zeiten gewöhnt ſein mogte, die Schwelle nicht zu überſchreiten, von ſeiner Herrin ſelbſt nicht durch die offene Thür in's Freie hinaus ſcheuchen ließ. Anna, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, ſchreiend, ſich die Bruſt zerſchlagend, dann wieder lachend, ſtürzte ſich in jede Gefahr, rettete, löſchte, und war allen Andern zugleich Gegenſtand des Erſtaunens, der Bewunderung und unheimliches Räthſel. Zuletzt, als man in allgemeiner Kleinmüthigkeit ſelbſt die Hoffnung aufgab, dem Feuer, das immer weiter um ſich griff und das ganze Dorf mit der Einäſcherung bedrohte, Einhalt thun zu können, ſah man ſie in einem brennenden Hauſe auf die Kniee ſinken und mit gerungenen Händen zum Himmel emporſtarren. Da rief der Pfarrer: „Um Gotteswillen, rettet das heldenmüthige, brave Mädchen, das Dach ſchießt herunter!“ Anna, ſeine Worte hörend, blökte ihm, noch immer auf den Knieen liegend, mit einer Geberde des heftigſten Abſcheu's die Zunge entgegen und lachte ihn wahnſinnig an. In dieſem Augenblick erſchien Friedrich, der ſie nur kaum in der entſetzlichen Todesgefahr erblickte, als er, bleich werdend wie eine Wand, auf das dem Einſturz drohende Haus zuſtürzte. Sie aber, ihn ſogleich gewahrend, ſprang erſchreckt auf und rief: „Laß! laß! Friedrich! ich, ich bin Schuld, dort — dort —.“ Und mit der Hand auf die Gegend zeigend, wo das Schloß lag, eilte ſie, um jegliche Rettung unmöglich zu machen, die ſchon brennende Leiter, welche zum Boden des Hauſes führte, hinauf. Die Leiter, bereits zu ſtark vom Feuer verſehrt, brach unter ihr, zugleich aber ſchoß, eine Flammenmauer bildend, das Strohdach herunter; man hörte noch einen durch Mark und Bein dringenden Schrei, dann ward's ſtill. Der Freiherr von Eichenthal kam. So wie Friedrich ihn erblickte, eilte er auf ihn zu und ſtieß ihn, bevor der Freiherr ſich ſeiner erwehren konnte, mit dem Fuß vor den Leib, daß er rücklings zu Boden ſchlug, dann ließ er die Bauern, die ſich auf Befehl des Schulzen ſeiner Perſon zu bemächtigen ſuchten, ruhig gewähren. Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was ſich mit Anna begeben hatte, befahl er ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzuſuchen und ſie auf dem Schindanger zu verſcharren. Dies geſchah.

Pauls merkwürdigſte Nacht.

1837.

Die Uhr ſchlug eben Neun. Paul ſaß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tiſche und las eine Räubergeſchichte, in deren Beſitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er ſie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müſſen. Wenn er eine Seite des Buches beendigt hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfſchüttelnd zurück; als guter Hauswirth wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieſer hielt noch immer einige Wärme feſt. Zu ſeinen Füßen, träge in einen Knäuel zuſammengerollt und laut ſchnarchend, lag ſein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Pudel, der ſein Fett weniger der Freigebigkeit ſeines Herrn, als ſeiner diebiſchen Gewandtheit in Metzgerbuden verdankte. Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig intereſſirte, oder wenn er in die ſpärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblick zu erlöſchen drohte, ein paar Tropfen Oel gießen mußte, ſo bückte er ſich wohl zu dem Hund nieder, ließ denſelben, vielleicht weil er ihn um ſeinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künſte machen, Schildwache ſtehen, oder den unfreiwilligen Todten ſpielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für ſeine Folgſamkeit. Die Uhr ſchlug halb Zehn. Paul ſtand auf, um ſich zu entkleiden, da klopfte es an's Fenſter. „Komm herein,“ rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermuthend, der ihn necken wolle, „dann kannſt Du hinausſehen!“ Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Aergerlich blies Paul die Lampe aus und ſchlug ſein Bett zurück. „Mach' auf, ich bin's!“ rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?“ entgegnete Paul, „was willſt Du denn ſo ſpät?“ Verdrießlich ſuchte er ſein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Thüre. „Du mußt noch zur Stadt,“ ſagte der Bruder eintretend und legte einen großen Brief auf den Tiſch, „wir haben im Amt alle Hände voll zu thun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müſſen!“ „Das iſt nicht dein Ernſt!“ verſetzte Paul und ſchaute ſeinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er beſorgte bei Tage für das Amt, wo ſein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen und er hatte keine Luſt, ſtatt zu Bette zu gehen, im Finſtern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie ſollte es nicht mein Ernſt ſein!“ entgegnete der Bruder; „mach' hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick iſt zu verlieren!“ „Spute Dich, Paul!“ rief die Mutter, die einer Erkältung halber ſchon ſeit einer Stunde im Bette lag; „das kommt uns trefflich zu Statten, denn morgen iſt Markttag!“ „Such' Dir einen andern Boten,“ ſagte Paul nach einer Pauſe halb leiſe, „ich gehe nicht!“ Der Bruder, der ſich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienſt zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du ſollſt!“ rief er mit Heftigkeit; „wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch Nachts bei der Hand ſein!“ „Thu', was Du willſt!“ erwiderte Paul mit großer Ruhe; „es ſollte mich wundern, wenn Du mich ſo weit brächteſt.“ Er trat an den Tiſch und blätterte in dem Räuberromane; mitunter warf er einen ſcheuen Blick auf den Bruder. Dieſer ſchwieg eine Weile ſtill, dann ſagte er: „Ich werde den Bettelvogt zu Dir ſchicken!“ und wollte fortgehen. Der Bettelvogt war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er denn Umfang ſeiner Macht nicht kannte; er vertrat ſeinem Bruder daher den Weg und ſprach: „Franz, ſei nicht unvernünftig, Du würdeſt es eben ſo wenig thun, wie ich!“ Jetzt regte ſich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!“ rief ſie zornig, „wem gleichſt Du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, ſo alt ich bin, rühre mich wie ich kann. Du aber kommſt vor Faulheit um!“ „Faulheit?“ verſetzte Paul ärgerlich und ſtellte ſeine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen laſſen, vor das Fenſter, „als ob's Faulheit wäre!“ „Was iſt es denn?“ fragte der Bruder. „Das weißt Du recht gut!“ erwiderte Paul und ſtützte, ſich niederſetzend, den Kopf auf den Tiſch. „Erſt neulich ſtand eine Mordgeſchichte im Wochenblatt!“ Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann ſagte er: „Paul, ſei kein Narr! ſieh' auf Deine kahle Jacke und tröſte Dich. Dich wird Niemand umbringen; denn daß Du nichts in der Taſche haſt, das ſieht Dir Jeder an.“ „Haben ſie,“ entgegnete Paul mit einem Blicke herausfordernder Angſt, „nicht einmal Einen um's Hemd kalt gemacht?“ Dabei zog er ſeine Jacke aus, um mit That und Wort zugleich gegen das ihm zugemuthete Heldenſtück zu proteſtiren. Der Mutter, die dies bemerkte, floß die Galle über; ſie richtete ſich, ohne etwas zu ſagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erſt ſah, daß Paul im Stillen Anſtalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, faßte ihn bei der Bruſt, ſchüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre Dich, ob Du willſt oder nicht!“ „Ich will!“ ſagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!“ Dann kehrte er ſich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du biſt an meinem Unglück Schuld! Der Mond iſt nicht einmal ordentlich durch!“ Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, doch ſagte er jetzt kein Wort weiter, ſondern zog ſchweigend und ſchnell die ſchon abgelegte Jacke wieder an, ſetzte die Mütze auf, ſteckte Tabackspfeife und Brief in die Taſche, griff zum Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Thür. Eine kurze Weile machte er nur ſehr langſame Schritte, weil er zurückgerufen zu werden hoffte. Dann ſetzte er ſich mit einem Fluch in ſeinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landſtraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgeſondert liegenden Hauſe vorbei, welches als eine Diebsherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe ſammt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei,“ dachte Paul, „ſind, wo ſie ſein ſollen, ſo will ich mich beruhigen!“ und ſchlich ſich mit leiſen, leiſen Schritten unter die erleuchteten Fenſter, die nur ſchlecht mit einigen zerriſſenen Schürzen verhängt waren und den Blick in's Innere geſtatteten. Die Diebsmutter ſaß am Ofen und ſpann, zwei ihrer Söhne ſpielten Karten mit einem berüchtigten Herumſtreifer, einem Muſikanten, der dritte war nicht ſichtbar, aber im Hintergrunde des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von deſſen Geſicht man nichts erkennen konnte, als den ſtarken ſchwarzen Backenbart, der ſich verwegen von dem einen Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hanns iſt nicht zu Hauſe,“ dachte Paul und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der Erſte ſein, der mir unterwegs begegnet!“ Er lauſchte wieder hinein. „Wie grimmig der rothhaarige Marquard ausſieht!“ ſagte er und wußte nicht, daß er ſeinen Gedanken Worte gab. — „Und der einäugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was ſind ſie alle Beide gegen den Hanns!“ Ein Geräuſch entſtand, vorſichtig zog Paul ſich zurück und ſetzte ſeinen Weg fort. Er kam an einer Mühle vorbei, der Müllerhund, ſeine Kette ſchüttelnd, bellte ihn an. „Belle nur zu!“ rief Paul kühn und ſchwang ſeinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Thor iſt!“ fuhr er nach einer Pauſe fort; „ſonſt fürchte ich mich wie ein Kind vor Hunden, jetzt mögten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nähme es lieber mit ihnen auf, als mit einem einzigen Menſchen!“ Nun befand er ſich auf der Landſtraße. Wie eine ungeheure Rieſenſchlange dehnte ſie ſich mit den unheimlichſten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war ſtill, ſo todtenhaft ſtill, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Froſt ſein kann; der Mond ſpielte Verſteckens mit den Wolken und ſchien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finſterniß begraben; nur hie und da brannte in einem Hauſe noch ein trübes Licht, als trauriger Geſellſchafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen ſieht; eine dumpfe Kirchenuhr ſchlug in der Ferne und Paul zählte ängſtlich ihre feierlichen eilf Schläge. Paul war kein Atheiſt, aber er ſchlief manchen Abend ohne ſein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunſer. Eine

Krähe flog mit häßlichem Geſchrei dicht vor ihm auf. Er fluchte auf ſeinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf deſſen beſchneite Leichenſteine der Mond zwei Sekunden lang ein grelles Licht warf. Paul ſchwur, daß er des Morgens nie wieder vor ſeiner Mutter aufſtehen und ihr den Kaffee kochen wolle. Ein Reiter ſprengte ſtumm an ihm vorüber. „Wie glücklich," rief Paul, der noch nie geritten war, „iſt ein Menſch, der ein Pferd hat!" Schon floß ihm der Schweiß von der Stirne herab, denn ſeit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wüthend gelaufen. Jetzt wagte er zum erſten Male, ſich umzuſehen, er entdeckte nichts Bedrohliches und zündete deshalb, mit Ruhe Feuer ſchlagend, die Pfeife an. „Hätt' ich doch," dachte er, als er die erſten Züge that, die ihn bis in's Innerſte hinein belebten, „irgend einen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe ſich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, Nachts zwiſchen Eilf und Zwölf wandern nur Räuber und Mörder, und Thoren, die beraubt und gemordet ſein wollen. Wer ein Chriſt iſt, der ſchläft zu dieſer Stunde!" Er ſah ſich wieder um, denn er hatte ſeinen Hund, der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief, ſo laut er konnte: „Spitz! Spitz!" Da war es ihm, als ob er ſelbſt laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberiſcher Geſpanntheit horchte er auf und fand, daß er ſich nicht getäuſcht habe, denn „Paul! Paul!“ erſcholl es hell und deutlich hinter ihm und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zueilende hohe Mannsgeſtalt, die, wie zum Wink, ihren Knittel ſchwang. „Wer wird's ſein?“ dachte Paul, „als der lange Hanns aus der Diebsherberge! Jedem im Dorf iſt's bekannt, daß ich für's Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es ſei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit ſind gelegen! Wenn er mich nicht blos morden, wenn er mich gemächlich ſchlachten wollte, hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!“ Paul zog inſtinktmäßig ſein Meſſer aus der Taſche und ſtürzte wie raſend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz und Quer gerannt und wahrſcheinlich einem Haſen auf der Spur geweſen war, folgte ihm und hatte das Mißgeſchick, ihm vor übergroßer Eile zwiſchen die Beine zu gerathen. Paul ſtolperte über ihn und wäre faſt gefallen. „Verfluchter Köter!“ rief er aus, „morgen erſäuf' ich Dich!“ Dabei ſtieß er mit dem Fuß nach dem treuen Thiere, welches eben, um ſeine Ungeſchicklichkeit wieder gut zu machen, ſchmeichelnd an ihm hinaufſprang. Einer ſeiner Handſchuhe entfiel ihm, er nahm ſich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Pudel that's für ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackentaſche, er fluchte, während er ſich aber nothgedrungen niederbückte und ihn wieder aufnahm, blickte er zugleich ſcheu und ängſtlich rückwärts, und bemerkte zu ſeinem Troſte, daß dem Verfolger bereits ein ſehr bedeutender Vorſprung abgewonnen ſei. „Im Laufen,“ dachte er, „nimmt's ſo leicht Keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum verſuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu verleiten. Ha! ha! als ob ich einfältiger wäre, wie ein Haſe, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, ſchon ſehe ich die Thürme der Stadt!“ Der Lange, der es bemerken mogte, daß Paul nicht mehr ſo eilte, wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!“ „Nimmt er nicht,“ dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das iſt die ſeinige nicht, die iſt durch den Branntwein längſt verdorben. Aber ruf' Du, wie ein Engel ruft, mich fängt man nicht durch ſolche Künſte!“ Immer rüſtig vorwärts ſchreitend gelangte er bald an das unverſchloſſene Thor der Stadt. Hier ſah er ſich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nahe, und er konnte im Mondſchein deutlich bemerken, das Spitz, deſſen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längſt verdächtig geweſen war, Jenen liebkoſte, an ihm hinaufſprang und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!“ rief Paul grimmig aus und ging in die Stadt hinein, „morgen erſäuf' ich den Köter im erſten Waſſer, ich glaube, ich ſchwur's ſchon einmal!“ Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier

Nachtwächter wanderten umher. „Hier iſt man mehr als ſicher!“ dachte Paul und ſtellte ſich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Geſell ſich in die Stadt,“ dies gelobte er ſich feierlich und blickte unverwandt nach dem Thore zurück, „ſo mach' ich die Wächter auf ihn aufmerkſam, das bin ich jedem Schlafenden, den er beſtehlen könnte, ſchuldig!“ In dieſem Augenblicke kam der Lange in's Thor. Paul eilte auf den nächſten Nachtwächter zu und ſagte in ängſtlicher Haſt: „Paßt auf den Menſchen, der eben die Straße heraufkommt, er iſt ein Räuber und Dieb und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!“ Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, alsbald ſammelten ſich um ihn ſeine Kameraden und umzingelten, nachdem er ſie in höchſter Kürze inſtruirt hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den ſonderbarſten Fragen beſtürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward ihm, als er in der Perſon, vor der er wie vor dem Teufel geflohen war, ſtatt des langen Hanns ſeinen guten Freund Jakob, einen Schmiedgeſellen, erkannte. „Das iſt er nicht!“ rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt dieſen los!“ Schimpfend und brummend ließen die Wächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernſt: „Warſt Du es wirklich, der hinter mir her kam, mir winkte und mich beim Namen rief?“ Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen ſollte, verſetzte übellaunig: „Wer wäre es ſonſt geweſen? Ich ſoll für meinen Meiſter, der plötzlich erkrankt iſt, zum Arzt und erkannte Dich, als Du Deinen Hund locktest, an der Stimme!“ „Jeſus!“ entgegnete Paul ruhig und hielt ſeinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er ſich eine Pfeife ſtopfe; „hätte ich das gewußt, ſo hätten wir zuſammen gehen können!“

* * *

Die Kuh.

1849.

In ſeiner Wohnſtube, die ſehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hauſe nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfs am Schornſtein fehlte, ſaß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herſtammenden alten eichenen Tiſch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Thalerſcheine. Er hatte die Pfeife im Munde und daran konnte man ſehen, daß es Sonntag ſei, da er ſich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverſchwendung bei ſeiner knappen, ängſtlich-genauen Natur an keinem anderen Tage erlaubt haben würde; ſie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet geweſen, obgleich das Talglicht, wobei es hatte geſchehen ſollen, ſchon lange geflackert haben mußte. Um ihn herum, bald zum Vater auf die Bank kletternd und ihm ernſthaft zuſchauend, bald den durch die offen ſtehende Thür aus- und einwandelnden gravitätiſchen Haushahn jagend und neckend, ſpielte ſein Kind, ein munteres braunes Knäblein von zwei ein halb bis drei Jahren. „Den da — murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit ſichtlichem Behagen in die Höhe — bekam ich für die Fuhre Sand, die ich dem Maurermeiſter Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mulden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Riß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groſchen wieder heraus zu geben, aber er ließ mir den wegen meiner durchnäßten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte!“ „Dieſen hier — fuhr er fort — habe ich am ſauerſten verdient, es iſt der mit dem großen Dintenfleck! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrog voll Kamillen bringen will, der muß ſich oft bücken und das iſt nach dem Feierabend nicht bloß für die Faulen mühſam!“ „Der zerſetzte und wieder zuſammengeklebte — begann er nach einer Pauſe von Neuem — ärgert mich jedes Mal, wenn ich ihn anſehe, ich werde den Verdruß nicht los. Anderthalb hätten's ſein ſollen, wenn ſie auch gerade nicht ausdrücklich zum Voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! In's Bein hieb ich mich obendrein vor übergroßem Eifer, weil ich's den Leuten gern, ehe der Regenguß kam, in den Keller ſchaffen wollte! Und ein ſolcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe und das Kind weiß nicht, ob es eine Semmel ohne Butter eſſen will oder nicht!“ „Brüllt's nicht ſchon?“ Er ſprang auf und eilte an's Fenſter. „Nichts da — ſagte er zurückkehrend — das kam aus dem Stall des Nachbars! Nun, morgen wird aus dem meinigen geantwortet werden! Ja, Junge — hierbei klopfte er ſein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder — noch heute erhalten unſere beiden Eſel Geſellſchaft. Dein Vater hat's endlich ſo weit gebracht, die Kuh iſt ſchon unterwegs! Du mußt das Pferd ſchaffen, wenn Du groß wirſt! Hörſt Du?" Das Kind nickte, als ob es verſtünde, was es doch noch nicht verſtehen konnte. Andreas ſetzte ſich wieder an den Tiſch. „Freilich, freilich — begann er abermals, indem er einen Zehnthalerſchein ergriff — es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünſtigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fiſchfang, der ſich der Mühe verlohnte, obgleich der Fiſch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer wie jenen Abend von ungefähr darauf zukäme, wenn ſich Einer erſäufen will und die Rettungs-Prämie erwiſchte! Ich bringe Jeden wieder an's Ufer, ärger kann ſich Keiner ſträuben, als der Leinweber ſich ſträubte, er hätte mich faſt in den Grund des Teichs mit hinab geriſſen! Noch fühl' ich ſeine Klauen in meinem linken Arm und ernſtlich hat er's gemeint, denn drei Tage nachher ſchnitt er ſich den Hals ab! Doch was gelingt Unſer-Einem nicht, wenn man weiß, daß Einem eine Belohnung von zehn Thalern gewiß iſt! Lange währt's aber, es wird ja ſchon Nacht! Daß der Müller meiner Geeſche

Bier und Brot vorgeſetzt hat, kann ich mir nicht denken! Dann müßte ſein Profit größer ſein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorſicht angeführt! Ich will einmal vor die Thür gehen!" Andreas ſtand auf und that jetzt den erſten Zug aus der Pfeife. „Ja ſo — rief er aus — Du brennſt noch nicht und ich meine, ſchon eine halbe Stunde zu ſchmauchen! Nun, umſonſt will ich Dich nicht geſtopft haben." Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tiſch, in das die Scheine eingewickelt geweſen waren. „Jetzt brauche ich's nicht mehr — ſprach er, indem er es beim Licht anzündete — noch heute geht das Geld aus dem Hauſe, denn der Müller kommt gewiß mit, ich thät's an ſeiner Stelle auch!" Er ſteckte die Pfeife in den Brand und warf das Blatt an die Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen deſſelben mit leuchtenden Augen zugeſehen, es rief jetzt: Ah! und hob das Blatt wieder auf. „Brenn' Dich nicht!" ſagte Andreas und ging hinaus. Es war völlig finſter geworden und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo ſie nur bleibt! — murrte Andreas, ſich mit dem Rücken verdrießlich an den Thürpfoſten lehnend — nun werd' ich bald ungeduldig! Ob ſie auf's Neue zu dingen angefangen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Hut abziehen, der da noch einen Groſchen abzwackt, wo ich den Handel ſchloß! Ich könnte ihr entgegen gehen, doch ſie hat den Pflügerjungen ja bei ſich und dann iſt hier auch das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen." Andreas ging wieder hinein. „Satan!" rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgeriſſenem Munde und faſt aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube ſtehen. Der Knabe kniete auf der Bank, die er erklettert hatte und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kaſſenſchein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine unendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert und um ſie zu erneuern, that er Alles nach, was er vorher ſeinen Vater, aufmerkſam und neugierig zu ihm empor ſchauend, hatte thun ſehen. „Au!" ſchrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange feſtgehaltene Papier brannte es auf die Finger; „mehr!" ſetzte es hinzu, als es, das Auge nach der Thür wendend, den faſt verſteinerten Andreas erblickte. Dies Wörtchen weckte dieſen aus ſeiner Erſtarrung; „mehr, Du Teufelsbrut?" rief er aus, ſtürzte auf ſein Söhnchen zu, faßte es, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, bei den Haaren und ſchleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hätte. „Mehr!" ſagte er dann, „noch mehr, viel mehr," und riß den am Ofengeſtell hängenden neuen Strick herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein ſchneller, ſcheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das

Kind laut- und leblos mit geborſtenem Schädel und mit verſpritztem Gehirn am Boden lag. Er that einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen und er griff um ſich herum in die Luft, wie nach einem Gegenſtande, an dem er ſich halten könne: da ließ ſich in geringer Entfernung von ſeinem Hauſe klar und deutlich das ſo lange erſehnte Gebrüll vernehmen. Dies ſchien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entſchluß zu geben; er rief: „gute Nacht, Andreas!“ und ſtürzte mit dem Strick auf die Hausflur hinaus. Hier ſtand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er ſchon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorſorglich herabgeworfen hatte; dieſe Leiter eilte er ſo ſchnell hinauf, daß ihm ſein Hut, den er nach Bauernſitte im Hauſe, wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verſchwand er in der Lucke und bald darauf knackte der Dachſtuhl. Faſt in demſelben Augenblick wurde es laut vor der Thür. „Nun, Andreas, biſt Du eingeſchlafen — rief eine weibliche Stimme — das pflegſt Du doch ſonſt nicht zu thun, eh' Du Deine Grütze im Leibe haſt!“ „Spring hinein, Hans, und weck' ihn!“ Hans, ein nach Art der Miſtgewächſe lang aufgeſchoſſener, aber ſpindeldürrer Junge, that, wie ihm geheißen wurde, während Geeſche die Kuh feſthielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und ſtotterte: „aber Frau, aber Frau!“ ohne mehr hervor bringen zu können. „Was iſt's? Was giebt's?“ rief

Geeſche, von ſeiner Leichenbläſſe und ſeinem Zähngeklapper erſchreckt und ſtürzte hinein. Hans griff nach dem Licht und ſagte: „der Bauer iſt nicht da,“ dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei ſank die Mutter um und blieb bewußtlos liegen. Hans verlor die Beſinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo iſt er? wo bleibt er?“ rief er wohl hundertmal hinter einander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hauſe wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er in's Ofenloch hineingeleuchtet hatte, ſtolperte er am Fuß der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er ſich oben verſteckt, Bauer? — rief Hans — komm' er jetzt nur herunter, wir ſind da!“ Da keine Antwort erfolgte, ſtieg er ſelbſt empor. Als er den Kopf in die Bodenluke ſteckte und, eine neue Leiterſproſſe erſteigend, Hals und Schultern nachſchob, ſtieß er auf Widerſtand, der von etwas herrührte, das ihn Anfangs zurück zu drängen, ſich dann zu ſpalten und aus einander zu theilen ſchien. Der Angſtſchweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an und ohne zu wiſſen, daß er's that, ſtieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob ſich ein ſehr ſchwerer Menſch wie zum Reiten auf ſeinen Nacken ſetzte, zwei ſteife Beine, in denen er an den breiten Meſſingſchnallen der Schuhe die ſeines Wirths erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf ſeiner Bruſt zum Vorſchein, und durch das eine derſelben wurde ihm das Licht aus der Hand geſtoßen. Nun ſtieß er noch einen unartikulirten Laut aus, dann überſchlug er ſich rücklings, ſtürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloſchen, ohne vorher den Haufen loſen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten ſtand das Haus in Flammen. Ob Geeſche, als dies Alles geſchah, aus ihrer Bewußtloſigkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der auf's ſchnellſte von Rauch und Qualm gefüllten Stube erſtickt war, oder ob ſie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verſchmäht hatte, ſich zu retten, hat ſich nicht ermitteln laſſen. So viel ſteht feſt, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verſchrumpftes Gerippe aus dem Hauſe heraus gekommen und daß auch die Kuh, dem dieſen armen Thieren angeborenen unſeligen Trieb folgend, in's Feuer hinein gelaufen und mit verbrannt iſt.

Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd

1837.

Wenn Dir, lieber Leſer, in der Auguſtinergaſſe der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger in's Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwiſchen vier und fünf Uhr ein Mann von unterſetzter Statur begegnen ſollte, an dem Dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebſt der damit verbundenen ſcharfen Muſterung Deiner Rückſeite auffällt, ſo fürchte nur nicht etwa, daß es ein Gauner ſei, dem Dein ſorgloſes Schlendern böſe Gedanken einflößte; es iſt kein Anderer, als der ehrſame Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel, der in dem Albrecht-Dürer-Hauſe zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, ſei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache geſetzt, geſchweige in ein Gefängniß gebracht wurde, und blos um ſich zu ärgern, blos um ſich zu ſagen: was ſind das Stiefel! welch' ein Rock gegen den deinigen, Nepomuk, und ein ſilberner Knopf auf dem Stock! ſchenkt er Dir ſeine Aufmerkſamkeit. Langſam ſchreitet er die Straße entlang und ſein ſpürender Blick weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der ſich ermüdet an die Ecke lehnt, wird ihm die blautuchene Hoſe, die dem faſt Erſtarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß ſie einige Löcher hat; der Stelzfuß ſelbſt, der eben pfeifend vorüber ſtapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob du ein hölzernes Bein bezahlen könnteſt, wenn du, wie der da, das fleiſcherne einbüßteſt. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen ſah, verdroß es ihn ſehr, daß der kränkliche Menſch, den der Arzt für den Fußtransport zu ſchwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht ſelbſt der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen geſegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glücks gegen ihn, den vernachläſſigten, immer hintangeſetzten Schneidermeiſter, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm ſein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Civilhoſe flickt, weil keiner ſeiner Kollegen ſich aus gerechtem Kleidermacherſtolz damit befaſſen will. Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeiſters mit größerem Abſcheu berühren, als der Schneidermeiſter ſelbſt, er ſcheint ihn nur abzuziehen und zu ſchwenken, um ihn von ſich zu ſchleudern. Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brod einzukaufen — Geld hat er nicht — ſondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von ſeinen Geſellenjahren her kennt, ſei geſtorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlaſſen, nun will er kondoliren und gratuliren, und hofft dabei zu erfahren, daß Alles, zum wenigſten das Beſte, nämlich die Erbſchaft, erſtunken und erlogen ſei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil ſie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Geſindel, — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonderling ſein, ein Engländer, der ſich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider ſteckt? Was hat der Kerl für Schultern und Fäuſte — ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer luſtig und hell erleuchtete Werkſtatt eines Schmiedes hineinlauſcht, und auf den rieſenhaften Geſellen, der eben den ſchweren Hammer ſchwingt, grollende Blicke wirft — ich glaube, er könnte den Amboß zerſchmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du biſt aus Lappen zuſammengepfuſcht; pfui über die Wirthſchaft! — Dem liebenden Paare, das innig in ſein ſüßes Geſchwätz verloren vorüber ſchleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu ſtören, ſondern um ſich bei Laternenlicht aus des Mädchens Geſicht die Impertinenz zu abſtrahiren, mit der ſie ihn würde ablaufen laſſen, falls er ſich zum Seladon antrüge; daß ich längſt ein Weib habe, denkt er, ſieht mir Keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann und ſchießt vorbei. Einer alten Frau, die die Goſſe zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit ſie ihm ſeine krummen Säbelbeine und den Anſatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigſtens, falls ſie wider ſein Vermuthen nicht zu dem ſtreitbaren Korps gehört, das bei Tage Aepfel oder Fiſche feil bietet, ſeine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf ſeiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der perſonifizirten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeiſter nicht bei Zeiten ausweicht, ſo verſetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Thier iſt Schlägel, dem Nichts der Art entgeht, ſchon eine Minute lang ein Dorn im Auge, Solch' eine Kreatur — denkt er — die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und ſäuft, und macht ſich Plaiſir, und krepirt zuletzt ohne Qual und Krankenbett. Der Pudel ſtiehlt ſich geſchickt und hurtig am herausgerückten Tiſch in einer offenen Metzgerbude aufſpringend eine Groſchenwurſt; „heda, halt!“ —

ruft Nepomuk — diebiſche Hunde — brummt er dann mit einem Ingrimm, als ob er ſelbſt beſtohlen wäre — ſollten ſo gut aufgeknüpft werden, wie Menſchen, die das ſiebente Gebot nicht reſpektiren; warum haben ſie mehr Recht zu einer ſchlechten Aufführung wie ich? Dem Fleiſcher, der gerade, die meſſingne Brille auf der Naſe, in der Bairiſchen Landbötin lieſt, iſt das crimen entgangen; Nepomuk macht ihm ſchleunige Mittheilung und lächelt, da Jener verdrießlich die Nachtmütze in's Geſicht ſchiebt und einen Fluch ausſtößt, an dieſem Abend zum erſten Mal. „Das Kind hat die Waſſerſucht!“ — ſagt er zu einer Magd, die einen blaſſen, weinerlichen, in dicke Tücher eingewickelten Knaben über die Straße trägt — „ſchützt der Doctor noch immer ein heilbares Uebel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ „Alſo der iſt richtig davon gekommen!“ — ruft er aus und biegt, um ſeinem ehemaligen Schulkameraden, dem ſchon aus der Ferne gutmüthig mit der Hand grüßenden Seifenſieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab — ja, das ſag' ich ja nur, der Kerl, ſo ſchmächtig er ſcheint, iſt aus Eiſen gegoſſen, jeder Andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn ſie ihn packen, ihn ficht's nicht an, er darf ſchon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich ſie wahrlich rauh und kalt iſt; nun, ich will mich nicht erboßen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines erſten und letzten Tuchdiebſtahls, denn an die

Wiederholung iſt nicht zu denken, da Niemand etwas Neues bei mir machen läßt, juſt ein Katzenleben hat! Es iſt ihm völlig recht, daß der rußige Schornſteinfeger mit ſeinen weißen Augen, der gerade, die lange ſchmutzige Leiter unterm Arm und den Kehrbeſen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen bei beſtem Willen nicht auszuweichen vermag; verfluchter Kittel, — denkt er und wirft auf ſeinen Rock einen ſchnöden Seitenblick — Dir geſchieht, was Dir gebührt! Einem weinenden, blondhaarigen Mädchen von ſieben Jahren, das den Sechsbätzner, wofür es das Nachtbier holen ſollte, verloren hat und ſich nicht zum jähzornigen Vater zurückgetraut, giebt er, ſtatt der Münze, die das Kind für die Erzählung ſeiner Jammergeſchichte erwartete, den Rath, ein ander Mal die Hand feſter zuzuhalten und ſich nicht wieder am Juwelier-Laden durch Betrachtung der blitzenden Goldſachen und Edelſteine zu zerſtreuen; er mögte des Strafamts wegen wol auf eine Viertelſtunde Vater zum Mädchen ſein. Einige Wonne würd' er ſpüren, wenn einmal plötzlich unter ſeinen Augen ein großes Verbrechen — ein Todtſchlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu ſpät kommen, um die That zu verhüten, und früh genug, um den Miſſethäter der Gensdamerie zu überantworten. So war, da einſt in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, Niemand geſchäftiger, ſchrecklichen, d. h. erſchreckenden Lärm zu machen und die Sturmglocke zu läuten, als Nepomuk, nachdem er ſich vorher überzeugt hatte, daß das Löſchen bei dem ſtarken Winde und der Gebrechlichkeit der Spritzen unmöglich ſei. Ebenſo iſt er jeden Sonnabend der Erſte, der der alten halbblinden Tiſchlers-Witwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenſchaftlich in der Zahlen-Lotterie ſpielt, weil ſie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen mögte, mit zuvorkommender Dienſtfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben ſind. Die ſchöne Militärmuſik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen ſehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt iſt, oder viel Schnee fällt, ſo daß den Spielleuten die Finger erſtarren; jetzt — denkt er — wiſſen ſie doch, wofür der König ſie löhnt. An Theaterabenden verſäumt er ſelten, ſich vor dem Schauſpielhauſe einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten ſchon geſchah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauſpiel, das in ſeinen Augen jedes ſonſtige überträfe, und ein römiſch-unentgeltliches obendrein. Auch iſt es ihm nicht angenehm, daß ſo ſelten Ohnmächtige oder Epileptiſche herausgebracht werden. Doch entſchädigt ihn Manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber ſo ſticht, daß ſie nicht ſtehen oder gar durchgehen wollen, während die Herrſchaft ausſteigt; ein plötzlicher Regenguß, der

Damen, die das Paraplue vergaßen, bis auf die Haut einnäßt; auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu ſchnell und gar zu anmuthig hinaufhüpfen will, weil die artige Couſine ſeine Grazie bewundern ſoll, und der dabei ſchmählich ausglitſcht. Wenig beneidet er übrigens Standesperſonen, die in's Schauſpiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demſelben Grunde, warum er dem Vogel ſeine Flügel und dem Himmel ſeine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen Alles, was Parterre und Gallerie füllt, denn — ſagt er — da hinein gehörte ich ſo gut, wie Andere, wenn's in der Welt nicht ſo lüderlich herginge. Von Mitleid empfindet er eigentlich ſo viel wie gar Nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen, dem der Geliebte, ein Maler und Anſtreicher, für den Freiſchütz ein Billet geſchenkt hat, den kahlen Strickbeutel beim Eintritt in's Haus umſonſt darnach durchſucht, und zuletzt mit Entſetzen entdeckt, daß die Schatullenmäuſe aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefreſſen haben. Es empört ihn, daß Theaterbediente unſterblich ſind, wie er ſich hyperboliſch ausdrückt; der Wanſt da mit der rothen Naſe, der an der Kaſſe ſitzt — ſagt er — wird, wie ein Schwein, mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verſchluckt er mehr Zugluft, als die Flöhe in meinem Aermel! Wenn junge Herren, die nur in's Theater eintreten, um es in einer Scene, die Alles ſpannt, mit Geräuſch wieder zu verlaſſen, anbettelnden Gaſſenbuben die Contremarke verweigern, weil ſie ſich keine geben ließen, ſo vergnügt's ihn einigermaßen. Ließe ſich bei der Aufmerkſamkeit des zahlreichen Aufſichtsperſonals an ein Einſchleichen nur irgend denken, ſo hätte Nepomuk es längſt verſucht, nicht, um ſich an Schiller oder Kotzebue zu delektiren — er verlacht Beide, und das Publikum, das ſich durch ſie täuſchen läßt, obendrein — ſondern um ſich zu ſagen: alſo die kleine geſchminkte Wachspuppe da iſt Mamſell die und die, die dafür, daß ſie hopſt oder das Geſicht verzieht und ſich ſtellt, als ob ſie weinte, dreitauſend Gulden einſtreicht, und der zum Barbier herausſtaffirte Narr iſt Herr der und der, dem man ſeine Triller und Läufe, ſeit ihm viertauſend nicht mehr genug ſind, mit ſechstauſend bezahlt! Feſttage ſind wahre Leckertage für ihn. Am heiligen Weihnachtsabend kann er ſich's nicht verſagen, ſtundenlang Gaſſe nach Gaſſe, die freundliche, im Glanz der menſchlich- und göttlich-ſchönſten Jahresfeier ſchimmernde Stadt, der Guſtav Adolf einſt Räder wünſchte, um ſie nach Schweden hinüber ſchaffen zu können, zu durchſtreifen. Dann ergeht er ſich in erheiternden Phantaſien, denkt zuweilen: wie wär's, wenn jener Läufer dich ſuchte, weil er dich in die Reſidenz zur Tafel bitten ſoll, ſchämt ſich aber bald des materiellen Gelüſtes, und malt ſich's aus, wie es den Conditor, an deſſen prangendem Laden ihn eben ſein Weg vorbeiführt, überraſchen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenſter einwürfe; wär' ich der Teufel, denkt er, ſo macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hauſe, ſowie man ſich zum Schmarotzen niederſetze, die Lichter auszublaſen und den Tiſch umzuſtoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Decoct und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß ſo etwas nie geſchieht, ſchließt er faſt, daß es gar keinen Teufel giebt. Neujahrs ermuntert er muthwillige junge Leute eifrigſt zum Freudenſchießen, theils weil es von der Polizei verboten iſt, theils weil es den unvorſichtigen Schützen oft die Hand koſtet, oder doch einen Finger. Am Octoberfeſt hält er ſich am liebſten in der Nähe des ſogenannten Rettungszelts für Verunglückende auf, hat aber ſelten die Satisfaction, einen Erquetſchten, vom Pferde Geſtürzten, oder ſonſt Beſchädigten hinein bringen zu ſehen, und ſchimpft darum das ganze Feſt eine Lumperei. Am Tage aller Seelen beſucht er das Grab ſeines Vaters, nicht um daran zu beten, oder es gar zu bekränzen, ſondern um daran zu fluchen und es dem Todten vorzuwerfen, daß er ihm Nichts hinterlaſſen hat. Wer weiß — denkt er — wie weit die Macht der Todten geht, und ob ſie Einem nicht Schätze anzeigen oder Glücksnummern eingeben können! Fleißigſt beſucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weiſe erbauen, keinen Unterſchied zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen. Da hocken ſie alle — murrt er, indem er die vollen

Sitzbänke und Betſtühle muſtert — dickbäuchig und mit ſtrotzenden Vollmondgeſichtern, gleich gemäſteten Hühnern auf der Latte; da ſtammeln ſie, wie Gäſte, die vom Schmaus aufſtehen, für's genoſſene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken; da gehen ſie ſelbſtzufrieden und zuverſichtlich davon und ſind ſicher, nicht, wie ich, der Schneidermeiſter, vergeſſen zu werden! „Vater unſer, gieb ihr doch — er faßt, während er dies ſagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch verſunkenes ſchönes Mädchen, mit auf die Seite geneigtem, geſund-blaſſem Madonnengeſicht in's Auge — gieb ihr doch, was ſie verlangt, gieb ihr den Geliebten, und dann gieb ihr auch etwas, was ſie nicht verlangt!“ Zuweilen geht er bei ſich ſelbſt zu Gaſt und beneidet ſich, ſeiner frühern Jahre wegen. Da ich ein Knabe war — denkt er — und es nicht zu ſchätzen wußte, mangelte mir's an Nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner ſein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder an's Fenſter treten und auf die rothhaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, ſtolz herabſchauen konnte, und wenn mir die Mittagskoſt nicht behagte, ſo buk die Mutter mir heimlich einen leckern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag ſo gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänſe mit Aepfeln und Roſinen gefüllt, und mit herrlicher brauner Sauce übergoſſen?

O verflucht und drei Mal verflucht ſei jene Zeit! Hätt' ich ſolche Gänſe nie gefreſſen, ſo würde mir jetzt nicht das Maul darnach wäſſern! Bier- und Speiſehäuſer ſind Bet-, d. h. Fluchhäuſer für ihn; ſeine nah an den Atheismus ſtreifende Ueberzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieſer trüben Atmoſphäre und im eigentlichſten Verſtande aus Bierkrügen, aus ſolchen nämlich, die er nicht ſtürzen durfte, geſchöpft. Was muß er aber auch nicht Alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, ſeine Andacht zu verrichten! Für Dich, lieber Leſer, der Du, die Abendpfeife oder die Cigarre im Munde und das baare blanke Geld im Sack, Dich nach einem Geſpräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen ſehnſt, iſt der Eintritt in ein Wirthshaus freilich kein Heldenſtück. Du gehſt einem wahren Bombardement von Genüſſen entgegen: devote Bücklinge, die Dich an der Thür empfangen; intereſſante Neuigkeiten, die gerade wie Du eintrittſt, erzählt werden; ein Herzensfreund, den Du erſt in acht Tagen von ſeiner Reiſe zurück erwarten durfteſt und der Deiner mit Ungeduld harrt; ein Anderer, der Dir noch vor einer Stunde ſagte, er könne den Acten heute gewiß keinen Augenblick abmüſſigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tiſch ſitzt; dies und wie viel mehr noch verwirrt Dir den Kopf und ſtürzt Dich mitten in jenen ſüßen Taumel hinein, in dem alle Wolluſtknoſpen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und blos zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdiſchen miſcht ſich der kleine Verdruß darunter, daß heute Abend jeder Braten, nur kein Rehbraten, auf den Du Dich doch gerade geſpitzt hatteſt, auf der Speiſekarte paradirt. Wie anders verhält es ſich mit Nepomuk! Es ſteckt etwas Räthſelhaftes in einem Wirth. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieft; quäle ihn bis auf's Blut, laſſ' ihn hundert Dinge aus allen Ecken und Winkeln ſeines Hauſes herbeiſchleppen, finde nichts gut genug, ſondern verlange immerfort das Beſſere und das Beſte: ihm dünkts nicht unverſchämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, ſeine Heiterkeit ſteigt mit ſeiner Mühe und er creirt Dich, ohne Pfalzgraf zu ſein, zum Baron, zum Grafen, zu Allem, was Du nicht biſt. Wehe aber ſtillen, genügſamen Leuten, wie Nepomuk, die ſich, mit einem Trunk Luft zufrieden, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie zu haben iſt, beſcheiden in eine Ecke drücken und ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie ſind ihm in tiefſter Seele zuwider und er hat deß kein Hehl; da er ſie durch Blicke nicht vergiften kann, ſo ſucht er ſie dadurch zu vertreiben, und die Römerſeele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte darum den Sieg nur nicht für ſchon entſchieden, ſondern bereite ſich auf die ſchnödeſte Kriegsliſt vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, ſie macht ihn grimmig und tückiſch. Wer hat dies ſchmerzlicher erfahren, als der

Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es ſagen, im Stachusgarten aus, was Menſchen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; ſchnödes Einpalliſadiren mit leeren Krügen und Flaſchen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tiſch, an dem er, in faſt kindlicher Unbefangenheit mit ſeinem Hut ſpielend, einſam ſaß; ſogar ein Tritt des groben Aufwärters auf ſeine Leichdornen, dem keine Bitte um Entſchuldigung folgte — ſtandhaft ertrug und verbiß er Alles, wie jener Holländer die Gräuel der franzöſiſchen Revolution, und tröſtete ſich wie dieſer: es hat ein Ende und jeden Abend lebt' ich noch, wenn ich zu Bett ging. Was half's? Einmal war er kaum eingetreten, da ſetzte der Wirth gräßlich-freundlich in eigner Perſon einen übermächtigen Braten ſammt Zubehör und zwei helle Feſtkerzen vor ihn hin und ſah dann mit inhaltſchwerem Geſicht auf ſeine Taſche. Als er den Mann gutmüthig aufmerkſam machte, er habe nichts beſtellt, fuhr der Grobian ihn an, das wiſſe er wohl und eben darum ſolle er ſich zum Teufel ſcheren, er habe noch nie etwas beſtellt. Seitdem ſchleicht er ſich in's Wirthshaus, wie eine Maus ſich in die Speiſekammer. Wenn's nur glücken will, miſcht er ſich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkommner Gäſte, die hineinſtrömt. Geht das nicht, ſo giebt er ſich beim Eintritt das Anſehen, als ob er Jemanden ſuche, frägt auch wohl nach einem Herrn mit metallenen Knöpfen auf'm Rock oder mit rothem Schnurrbart und ſchlüpft dann mit der Geſchwindigkeit einer Eidechſe in den dunkelſten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer Dich ſo mit unendlicher Geſchicklichkeit das Kunſtſtück, Dich in einer räucherigen Wirthshausecke unterzubringen, ausführen ſieht, der ahnt nicht, daß es bloß darum geſchieht, damit Du jedem Gaſt die Biſſen in den Mund zählen und Dich dabei der kalten Kartoffeln, die Dich zu Hauſe erwarten, mit Zähneknirſchen erinnern kannſt. Und wird Dir, wenn Du's aufrichtig bedenkſt, etwas Anderes zu Theil? Ein zerbrochenes Glas kann Dich wenig tröſten, denn ſelten oder nie trifft das Unglück Einen, der den letzten Heller ſchon ausgegeben hat und es nicht bezahlen kann; geſchäh's aber auch einmal, ſo würde es Dir zu Nichts als zu der Ueberzeugung verhelfen, daß es, Dich ausgenommen, Niemandem bei Wirthsleuten an Credit fehlt. Prügeleien entſtehen freilich beim Biere ebenſo oft, als ewige Freundſchaften, aber wen verdrießt denn ein Fauſtſchlag, da er zwei zurückgeben darf, wer macht ſich viel aus einer gepletſchten Naſe, wenn er zu ſeiner Satisfaktion das abgeriſſene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zuſtande wird allerdings Manches ausgeſchwatzt, was beſſer verſchwiegen bliebe, aber iſt jemals in Deiner Anweſenheit von einer längſt vergeſſenen Mordthat oder einer Brandſtiftung etwas zum Vorſchein gekommen, und was hatteſt Du alſo von Deiner Nüchternheit, Deinem Aufhorchen? Das Bierhaus iſt unſtreitig der Boden, wo Waſſerſuchten und andere Todkrankheiten luſtig, wie Pilze zu Dutzenden aufſchießen; iſt aber, frage Dich einmal, Deine Phantaſie flügelkräftig genug, Dir, wenn Du irgend einen Hans ohne Sorgen friſch und wohlgemuth das ſechſte Glas hinunterſtürzen und das ſiebente fordern ſiehſt, flink als niederſchlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfſchüttelnd das Bier als Waſſer wieder abzapft und im Stillen das Leben abſpricht? Nichts bleibt Dir, als das wohlthuende Gefühl glücklich überwundener Hinderniſſe und der Triumph, doch auch da zu ſein, Nichts als der leidige Troſt, daß, ſowie die Polizeiſtunde eintritt, Jeder fortgewieſen wird gleich Dir, und daß dann Dir das Gehen beſſer fleckt als den Meiſten. Und nun zu Hauſe! Freilich ſollſt Du aus dem Munde Deiner Frau noch die erſte Klage über die bittere Armuth hören, die ſie mit Dir theilen muß; ſie wartet geduldig auf Dich in der ungeheizten Kammer, ſo lange Du auch ausbleiben magſt, ſie geht, wenn Du endlich mit leeren Händen kommſt, hungrig zu Bette, wie ſie hungrig aufgeſtanden iſt, und beſchwert ſich mit keinem Wort über ihr Schickſal. Aber nie wirſt Du ſie dahin bringen, daß ſie ſich ihre ſchönen ſchwarzen Haare abſchneiden läßt, und da Du, ſeit Dein Nachbar, der Friſeur, Dir zwei Kronenthaler dafür bot, keinen Gedanken mehr ſpinnſt, der nicht an dieſe Haare geknüpft wäre, ſo haſt Du eben ſo viel Qual und Pein von ihr, als wenn ſie tobte und lärmte. Umſonſt ziehſt Du ſie ſchmeichelnd auf Deinen Schooß, nennſt ſie Dein Täubchen und fragſt ſie, indem Du ihre Locken koſend durch die Finger gleiten läſſeſt, ob ſie Dich glücklich machen will; umſonſt ſuchſt Du ſie durch den Triumphzug von gebratenen Gänſen, dampfenden Nudeln, ſchäumenden Bierkrügen, den Du mit dichteriſcher Glut und Kraft vor ihre Phantaſie heraufbeſchwörſt, zu betäuben, um dann gleich einem Stoßvogel die Bemerkung: und das Alles kann man für zwei Kronenthaler haben! hinterdrein fliegen zu laſſen; umſonſt machſt Du's ihr plauſibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwidert ſanft, aber beſtimmt: im Sarg magſt Du mich ſcheeren, früher nicht! und da ſich, wie Du verſucht haſt, im Schlaf Nichts bei ihr ausrichten läßt, ſo wirſt Du durch dieſes Hauskreuz vielleicht Dein ganzes Leben lang für die Freuden, die Du Dir auf der Straße erjagſt, den Zoll abtragen müſſen. Und iſt's denn ſo ganz ungerecht?

Eine Nacht im Jägerhauſe.

1837.

„Kommen wir denn nicht bald nach D.? — rief Otto ungeduldig ſeinem Freunde Adolf zu und fuhr heftig mit der Hand nach ſeiner linken Wange, weil er ſich an einem Zweig geritzt hatte, — die Sonne iſt längſt hinunter, die Finſterniß kann kaum noch größer werden und die Beine wollen mich nicht mehr tragen.“ „Ich glaube, daß wir uns verirrt haben — entgegnete Adolf kleinmüthig — wir müſſen uns wohl darauf gefaßt machen, die Nacht im Walde zuzubringen!“ „Das habe ich längſt gedacht — verſetzte Otto ärgerlich — aber Du weißt allenthalben Beſcheid, auch da, wo Du nie geweſen biſt. Hungrig bin ich auch, wie der Wolf, wenn er ein Schaf blöken hört.“ „Ich habe noch eine Semmel in der Taſche! — erwiderte Adolf, indem er darnach zu ſuchen begann — doch nein — ſetzte er ſogleich hinzu — ich habe ſie dem ausgehungerten Schäferhunde zugeworfen, der uns im letzten Dorf vorüber ſchlich.“ Eine lange Pauſe, wie ſie nur dann unter Studenten möglich iſt, wenn ſie bis auf's Blut ermüdet ſind, trat ein. Die Freunde wanderten, ſich Beide gereizt fühlend und ſich Beide dieſer Kleinlichkeit ſchämend, bald ſtumm, bald pfeifend, neben einander hin. „Nun fängt's auch noch zu regnen an!“ begann Otto endlich wieder. „Wer eine Haut hat, fühlt es — verſetzte Adolf — aber wenn mich mein Auge nicht täuſcht, ſo ſeh' ich drüben ein Licht ſchimmern!“ „Ein Irrlicht, was wohl anders! — ſagte Otto halblaut — es wird hier an Sümpfen nicht fehlen!“ Deſſen ungeachtet verdoppelte er ſeine Schritte. „Wer da?“ rief Adolf und ſtand auf einmal ſtill. Es erfolgte keine Antwort. „Ich meinte Fußtritte hinter uns zu hören!“ ſagte er dann. „Man verhört ſich leicht!“ entgegnete Otto. Während deſſen waren ſie an ein einſam gelegenes Haus gelangt. Sie traten unter die Fenſter und ſchauten hinein. Ein weites, ödes Zimmer zeigte ſich ihren Blicken; die ſchlechten Lehmwände hatten ihre ehemalige Kalkbeſetzung zum Theil verloren, einige Strohſtühle ſtanden umher und über dem halb niedergebrochnen Ofen hingen zwei Piſtolen nebſt einem Hirſchfänger. Im Hintergrund ſaß an einem Tiſch ein altes Weib, zahnlos und einäugig, zu ihren Füßen lag ein großer Hund, der ſich mit ſeinen ungeſchlachten Pfoten zuweilen kratzte. „Ich denke — begann Adolf nach vollbrachter Muſterung — wir nehmen unſer Quatier lieber unter einem Buſch, als in dieſer Höhle. Es ſieht ja ganz verflucht darin aus!“ Otto hatte dieſelbe Aeußerung auf der Zunge gehabt. Wie aber in ſolchen Stunden des äußerſten Mißbehagens der Menſch ſich zu beſtändigem Widerſpruch aufgelegt fühlt, ſetzte ſich ſeine Meinung ſchnell in ihr Gegentheil um und er erwiderte ſpöttiſch, daß er ein altes Weib nicht eben furchtbar fände und in der That nicht wiſſe, warum ſie nicht hinein gehen ſollten. „Es beliebt Dir — verſetzte Adolf ſcharf — mich mißzuverſtehen. Die Alte ſitzt gewiß nicht unſertwegen da, ſie wartet auf Gäſte, und welcher Art dieſe ſind, iſt ſchwer zu ſagen. Sieh nur, wie ſie ſich das Auge, das ihr von der letzten Schlägerei her übrig blieb, reibt, um den Schlaf, der ſie beſchleicht, zu verſcheuchen, und wie ſie das zahnloſe Maul verzieht! Eine Schenke iſt's ohnehin, denn drüben in der Ecke ſtehen Flaſchen und Gläſer. Aber wie Du, ſo ich.“ Bevor Otto Etwas erwidern konnte, erſcholl hinter Beiden ein ſcharfes: „guten Abend!“ und eine Mannsgeſtalt wurde in dem ſchwachen Lichtſchimmer, der durch's Fenſter drang, ſichtbar; kurz, gedrungen, mit Augen, die verſchlagen und liſtig von dem Einen zum Andern wanderten, den Jägerhut tief in die Stirn hinabgedrückt. „Sie haben ſich ohne Zweifel verirrt — fuhr der Unbekannte fort — und ſuchen ein Unterkommen für die Nacht. Danken Sie dem Himmel, daß ich gerade von meiner Streiferei zurückkehre, meine alte Mutter hätte Sie nicht aufgenommen. Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, ſo folgen Sie mir; etwas beſſer als hier draußen werden Sie's in der Bodenkammer finden, die ich Ihnen einräumen kann. Bier und Brot ſteht zu Dienſten und eine Streu zum Schlafen läßt ſich aufſchütten!“ Der Hund ſchlug an und die Alte ſtand auf und ſchleppte ſich mit ſchweren Schritten zum Fenſter. „Ich bin's!“ rief der Jäger. „Du mein Sohn? erwiderte ſie in näſelndem Ton und öffnete langſam die inwendig verſchloſſene Thür. „Nur immer herein! ſagte der Jäger mit zudringlicher Höflichkeit zu den Fremden. Sie folgten ſeiner Einladung, nicht ohne Widerwillen, Otto zuerſt. Sobald ſie die Schwelle überſchritten hatten, ſchloß der Jäger mit ſonderbarer Haſtigkeit die Thür hinter ihnen ab, während die Alte, ihre Brille zurecht rückend, ſie unfreundlich betrachtete. „Noch nicht da?“ fragte der Jäger, indem er ſie in's Zimmer hinein nöthigte, ſeine Mutter, aber ſo leiſe, daß nicht ſie, die ſchwerhörig ſein mochte, nur Otto ihn verſtand. Flüſternd trat er nun mit der Alten in eine Ecke und mehr als einmal flog ein häßliches Lachen über ſein Geſicht. Die Alte ging, einen ſeltſamen Blick auf die ſpäten Gäſte werfend, hinaus und kehrte bald darauf mit Bier, Brot und Käſe zurück. Der Jäger ſchob zwei Stühle an den Tiſch; ſie lud, ſich umſonſt zur Freundlichkeit zwingend, mit ſtummen Geberden zum Zulangen ein. Hungrig, wie ſie waren, ließen die Freunde es ſich ſchmecken; mittlerweile nahm der

Jäger die über dem Ofen hängenden Piſtolen herab, lud ſie, ohne ſich an das Befremden ſeiner Gäſte zu kehren, mit großer Förmlichkeit, ſchüttete ſogar Pulver auf die Pfanne und ſteckte ſie zu ſich. Stillſchweigend ergriff er nun die Lampe und führte die Freunde eine Leiter hinauf in eine alte Bodenkammer hinein, wo ſie bereits ein Strohlager vorfanden. Mit einem kurzen: „gute Nacht!“ wollte er ſich jetzt wieder mit der Lampe entfernen; Beide erklärten ihm aber gleichzeitig ihren Wunſch, mit Licht verſehen zu werden. „Mit Licht? — fragte er verwundert — es thut mir leid, aber Sie werden bei mir ſchlafen müſſen, wie man im Grabe ſchläft, nämlich im Dunkeln. Meine Mutter hat ſelten eine Kerze im Hauſe und der Lampe bedürfen wir ſelbſt, um — um“ — „Um?“ fragte Otto, da er ſtockte. „Um den Abendſegen zu leſen, natürlich, — verſetzte er — nur die Gelehrten wiſſen ihn auswendig. Doch, wer weiß, vielleicht iſt das Glück günſtig, und wenn ſich nur noch ein Stümpfchen Licht auftreiben läßt, ſo bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf.“ Der Jäger ging und ließ die Freunde im Dunkeln. „Was meinſt Du?“ ſagte Otto zu Adolf. „Wir werden entweder gar nicht, oder ſehr lange ſchlafen!“ verſetzte dieſer ernſt. „Iſt dort nicht ein Fenſter im Dach?“ fragte Otto. „So ſcheint's — erwiderte Adolf — ich will doch unterſuchen, ob man's öffnen kann. Er tappte zum Fenſter und bemühte ſich, es aufzumachen. In demſelben

Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein. Mit finſtrem Geſicht rief er Adolf zu: „Das Fenſter hat die Klinge nur zum Staat, es iſt von außen vernagelt, auch ſind eiſerne Stangen angebracht, wie ich glaube; an friſcher Luft wird's dennoch nicht fehlen, denn drei Scheiben ſind entzwei! Er ging zur Thür zurück, kehrte ſich aber noch einmal um und ſagte: „Wenn unten auch noch Dies und Das vorfällt, ſo laſſen Sie ſich nur nicht ſtören, Sie wird Niemand beunruhigen!" „Was giebt's denn noch ſo ſpät?" fragte Adolf heftig. „Ei nun — verſetzte der Jäger ſpöttiſch — eine Waldſchenke hat bei Nacht den meiſten Zuſpruch!" „Aber ſicher iſt man doch?" rief Adolf ergrimmt aus. „Jedenfalls ſind wir mit Waffen verſehen!" bemerkte Otto mit erkünſtelter Ruhe. „Das freut mich!" entgegnete der Jäger laut lachend und warf die Thür hinter ſich zu, daß die Pfoſten bebten und das Fenſter krachte. „Harras! — rief er draußen — paß auf!" Der Hund lagerte ſich knurrend, dann gähnend hart vor der Thür. „Abgeriegelt!" ſagte Otto zu Adolf. Dies ward, da die Thür wirklich mit einem Schubriegel verſehen war, leicht vollbracht. „Gottlob, daß die Lampe einen hinreichenden Vorrath Oel enthält — ſprach Adolf und leuchtete in der Kammer umher — nun wollen wir ſehen, ob ſich unter all' dem Gerümpel, das hier wüſt durcheinander liegt, nicht ein Knittel, oder was es ſei, finden läßt, der uns zur Vertheidigung dienen kann. Jetzt begannen ſie die Muſterung der vielen, in der Kammer aufgeſchichteten Sachen. Otto fiel ein alter Kalender in die Hände, den er nur aufnahm, um ihn gleich wieder von ſich zu ſchlendern. Adolf griff nach ihm und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten ließ er ihn mit leichenblaſſem Geſichte zur Erde fallen und ſagte: „Nun weiß ich, wo wir ſind. Dies iſt das Mordloch des (er nannte einen in ganz Deutſchland berüchtigten Miſſethäter, der erſt vor einem halben Jahre in der Univerſitätsſtadt, wo die Freunde ihren Studien oblagen, wegen vielfacher Mordthaten enthauptet worden war), ſein Name iſt in den Kalender eingeſchrieben und vermuthlich ſind wir die Gäſte ſeines Sohnes.“ — Sich den Tod mit allen ſeinen Schrecken und Geheimniſſen lebhaft denken, iſt ſchon der halbe Tod. In voller Glut des jugendlich überſchäumenden Daſeinsgefühls, das, kaum entfeſſelt, ungeſtüm durch alle Adern brauſt und für die Ewigkeit auszureichen ſcheint, plötzlich und ohne vorbereitenden Uebergang am Rande des vom Meuchelmord aufgeworfenen Grabes ſtehen, iſt gewiß des Entſetzlichen Entſetzlichſtes. Die Seele zieht ſich zuſammen, wie ein Wurm ſich zuſammenzieht im Schatten des ſchon erhobenen Fußes, der ihn zu zertreten droht: von allen ihren feurigen Wünſchen bleibt ihr nur der einzige, noch einmal, dem Wurm gleich, thieriſch und ohnmächtig wüthend, ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit durch eine letzte Aeußerung derſelben, durch einen Stich oder einen Schlag am Mörder ſelbſt darzuthun. Laut auf jubelten die Freunde, als ſie, hinter Bretern verſteckt, ein roſtiges Beil erblickten, im Triumph zogen ſie es hervor und ſchwangen es, Einer nach dem Andern, um's Haupt. „Siehſt Du — ſagte Adolf — es iſt mit Blut befleckt!“ „Beſpritzt — entgegnete Otto ſchaudernd — wie eine Schlächteraxt! Adolf, an eine ſolche Nacht dachten wir nicht, als wir heute morgen ausgingen, um uns einen vergnügten Tag zu machen. Die Sonne ſchien ſo hell und freundlich, ein friſcher Wind ſpielte mit unſern Locken und wir ſprachen von dem, was wir nach drei Jahren thun wollten!“ „Wer pocht!“ fuhr Adolf auf und ging, das Beil zum Schlage empor haltend, zur Thür. „Es iſt der Hund, der ſich kratzt!“ bemerkte Otto. „Du haſt Recht — verſetzte Adolf — das Thier ſchnarcht ſchon wieder laut. Komm, wir wollen uns auf unſer Lager ſetzen und die Lampe auf jenen Block ſtellen!“ Sie thaten dies ſtillſchweigend, Otto blätterte in dem Kalender und las eine Heiligen-Legende, die er enthielt, Adolf ſaß mit unverwandtem Geſichte in den hellen Schein der Lampe hinein. „Es iſt doch ſchauerlich — ſprach er nach einem langen Stillſchweigen — an einer Stelle zu ſitzen, wo der Mord vielleicht mehr als einmal an einem harmloſen Schläfer ſein furchterliches Geſchäft verrichtete, während unten wahrſcheinlich das Meſſer geſchliffen wird, das uns in der nächſten

Stunde die eigene Bruſt durchbohren ſoll. Ging nicht die Hausthür?“ „Offenbar — entgegnete Otto, geſpannt aufhorchend — auch höre ich ein Geräuſch, wie von verhaltnen Fußtritten; die Helfershelfer ſtellen ſich ein!“ „Mir lieb — ſagte Adolf und ſprang raſch auf — ich mag auf Nichts warten, und am wenigſten auf den Tod!“ „Wir ſind unſrer Zwei — verſetzte Otto — und ſie ſollen erſt die Leiter hinauf. Ich denke, Alles geht noch gut. Freilich gegen Schießgewehr — — die Leiter knarrt, ſie kommen, auf, ihnen entgegen!“ Mit ſchnellem Rucke ſchob Otto den Riegel der Thür zurück und wollte hinaustreten. Der Hund fletſchte grimmig die Zähne und trieb ihn wieder hinein. Da ertönte die Stimme des Jägers. „Pfui, Harras! — rief er hämiſch — laß die Herren, wenn ſie deinen Schutz zurückweiſen, ſo dränge du ihn nicht auf!“ Der Hund ließ die Ohren hängen und ſchlich gehorſam auf die Seite, Adolf ergriff die Lampe und trat an die Leiter. „Noch nicht eingeſchlafen?“ fragte der Jäger. „Was wollt Ihr noch?“ entgegnete Adolf. „Ja was nur gleich? — verſetzte anſcheinend verlegen der Jäger — irgend etwas war's doch!“ „Ihr ſeid mir verdächtig!“ rief Adolf und ſein Geſicht ſprühte Flammen. „Dann ſind Sie wohl irgendwo Amtmann? — erwiderte der Jäger — die Herren Amtleute können meine Naſe nicht ausſtehen, ſie ſagen, ſie ſei ſchief; finden Sie's auch?“ „Kerl!“ rief Adolf, trat ſo weit vor, als er konnte und ſetzte die Lampe auf den Boden. „Kein Schimpfwort! — verſetzte der Jäger heftig — ich glaube es Ihnen auch ſo, daß Sie von dem Holz ſind, aus dem man Geheimräthe ſchnitzt. Aber — fuhr er, den alten Ton wieder annehmend, fort — ſchieben Sie die Lampe etwas weiter weg, ich habe Huſten, und wenn ich die Flamme aushuſtete, ſo wäre es ſo ſchlimm, als hätte ich ſie ausgeblaſen. Sie ſehen mich, wie es ſcheint, nicht gern oben? Nun, dann thun Sie mir den Gefallen und füllen Sie mir dies Maas aus der Kiſte, die neben dem Schornſteine ſteht, mit Hafer für meinen kranken Gaul. Ei, da haben Sie ja ein Beil? Wenn Sie das in der Taſche als Waffe bei ſich führten, ſo muß ſie geräumig ſein!“ Otto that an Adolf's Statt, was der Jäger begehrte. Er zog ſich hierauf zurück, die Freunde gingen wieder in die Kammer, auch der Hund nahm ſeinen alten Platz auf's Neue ein. „Eine wunderliche Nacht! — ſagte Otto zu Adolf — am Ende iſt der Gauner doch allein im Hauſe, die Spießgeſellen ſind ausgeblieben und er leiſtet, da die Ueberrumpelung ihm mißlang, auf die Ausführung des Bubenſtücks Verzicht.“ „Möglich — erwiderte Adolf und ſah nach ſeiner Uhr — aber noch iſt's früh.“ Ein Schuß fiel. Gleich darauf entſtand ein ſonderbares Geräuſch vor dem Dachfenſter. „Wer da?“ rief Adolf und leuchtete mit der Lampe hin. Er brach in lautes Lachen aus, denn er erblickte das philiſterhaft-vernünftige Geſicht eines Katers, der, wahrſcheinlich durch den Schuß erſchreckt und vom Licht angezogen, emporgekrochen war und ihn Anfangs, von dem hellen Schein der ihm ſo nah gebrachten Lampe geblendet, unter poſſirlichen Geberden anſtierte, dann davon ſprang. Bald hernach hörten ſie unten einen ſchweren Fall, wie von einem lebendigen Körper, den plötzlich ein Meſſerſtich hinwirft. Dröhnende Schritte ließen ſich vernehmen, dazwiſchen die näſelnde Stimme des alten Weibes. „Wie ſteht's?“ fragte ſie: „Todt!“ antwortete der Jäger dumpf und ſtieß einen Fluch aus. „Jeſus Chriſtus!“ rief die Alte rauh und gellend. Es wurde wieder ſtill. Die Freunde wußten nicht, was ſie aus dem Vorgang machen ſollten. Sie ſetzten ſich auf's Bett. Jeder hing ſeinen Gedanken nach. Endlich verfielen ſie, da Alles ſtumm und lautlos blieb, in einen unruhigen Schlummer. In dieſem Zuſtand halben Wachens und halben Träumens kam es Otto zuletzt vor, als ob er die Lampe erlöſchen ſähe. Haſtig fuhr er auf, glaubte ſich aber getäuſcht zu haben, da er das von der Lampe verbreitete Dämmerlicht noch fortdauern ſah. Da bemerkte er mit unausſprechlicher Freude, daß die Morgenſonne roth und golden in's Fenſter ſchien, und weckte den finſter ausſehenden, ſchlafenden Freund, der, das Beil noch feſt umklammernd, auf die Streu zurückgeſunken war. „Was giebt's?“ rief Adolf und ſprang auf. „Sieh, ſieh!“ ſagte Otto und führte ihn zum Fenſter. „Gelobt ſei Gott! —

ſprach Adolf — ich hatte einen häßlichen Traum. Ich glaubte ſchon in Italien zu ſein und ging durch einen Wald. Da ſprang ein Trupp zerlumpter Geſellen aus dichtem Gebüſch hervor und drang unter wildem Geſchrei zu Raub und Mord auf mich ein. Ich, in der Todesgefahr, rufe: Hackt denn eine Krähe der andern die Augen aus? Ich bin Euresgleichen, ſeht hier den Beweis! Dabei zieh' ich den kleinen, biegſamen Dolch, den ich, wie Du weißt, auf der Frankfurter Meſſe von einem jüdiſchen Trödler gekauft habe. Die Räuber ſchenken meiner Rede keinen Glauben und lachen mich aus. Nun kommt plötzlich auf ſtattlichem Roß ein zweiter Reiſender daher und Einer aus dem Trupp tritt vor mich hin und ſpricht: Du biſt, was wir ſind? Gut, wir nehmen Dich unter uns auf, nun geh' und mach' an Jenem dort Dein Probeſtück! In dem Augenblicke weckteſt Du mich, und jetzt erinnere ich mich, daß dies die alberne Geſchichte iſt, die mein verſtorbener Oheim ſo oft als ihm begegnet erzählte, und die ich ihm niemals glaubte, weil die Frage nach dem Ausgang des verwickelten Handels ihn immer in Verwirrung brachte."

„Wir wollen dieſe Nacht und ihre Träume vergeſſen — ſagte Otto — und uns dem vollen, friſchen Gefühl des Lebens hingeben, ohne Maß, wie einem Rauſch! Zum erſten Mal dürfen wir es als ein, wenn nicht erworbenes, ſo doch durch Wachſamkeit und Vorſorge erhaltenes koſtbares Gut betrachten, nicht mehr als bloſes Geſchenk!“ Adolf drückte ihm warm und kräftig die Hand. Jetzt erſcholl die Stimme der Alten, die mit Andacht ihr Morgenlied abſang. Deutlich vernahm man die fromme Gellertſche Strophe:

Wach auf, mein Herz, und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menſchenhüter!

Unwillkürlich ſtimmten die Freunde mit ein und ſtiegen die Leiter hinunter. Am Fuß derſelben trat ihnen, freundlich grüßend, der Jäger entgegen. Sein Geſicht kam ihnen bei weitem nicht mehr ſo unangenehm vor, wie am Abend vorher und in der Nacht. Sie waren ſchon geneigt, ihm in ihrem Herzen Abbitte zu thun, da bemerkten ſie auf's Neue jenen boshaften Zug um den Mund und jenes verdächtige Lächeln, und der Menſch wurde ihnen widerlicher, wie je. Er entſchuldigte ſich, daß er ſie noch ſo ſpät habe ſtören müſſen. „Freilich — ſetzte er hinzu — konnte ich nicht wiſſen, daß Sie mit offenen Augen ſchliefen, wie die Haſen, und mich, ſo leiſe ich auftrat, hören würden.“ Dann führte er ſie in das Wohnzimmer, wo die Alte bereits mit Bereitung eines Kaffee's beſchäftigt war, deſſen aromatiſcher Duft ihnen kräftig und ſtärkend entgegen drang. Schweigend, wie ſie es der Klugheit gemäß erachten mußten, genoſſen ſie dieſen. Hierauf erkundigten ſie ſich bei dem Jäger, der ſeinen Hund wuſch und kämmte, nach ihrer Schuldigkeit. Lakoniſch und ohne aufzuſehen verſetzte er, er habe ſich ſchon bezahlt gemacht. „Fehlt Dir etwas von Deinen Sachen?“ fragte Adolf, der ſich nicht länger halten konnte, ſeinen Freund mit Spott. Als Otto dies verneinte, ſagte er zu dem Jäger: „Auch ich habe das Meinige beiſammen, darum nennt die Zeche!“ „Meine Herren! — rief der Jäger und leerte, an den Tiſch tretend, ein Glas Bier — ich will nicht länger Verſteckens mit Ihnen ſpielen. Sie lagen die Nacht hindurch auf der Folter und die Folter hat man umſonſt!“ „Eine Aufrichtigkeit ſonder Gleichen!“ verſetzte Adolf und ſah Otto an. „Nicht wahr — fuhr der Jäger fort — ich irrte mich nicht? Ich bin in Ihren Augen, was der Blutmann in den Augen der Kinder iſt?“ „Ganz recht, mein Freund — ſagte Adolf und klopfte ihn mit unterdrücktem Grimm auf die Schulter — Ihr ſeid der rechte Sohn Eures Vaters!“ „Das verſteh ich nicht — entgegnete der Jäger und erglühte über und über — aber dies verſprech' ich mir, nicht ohne Schamröthe ſollen Sie mein ſchlechtes Haus verlaſſen. Sehen Sie die alte Frau dort, die Ihnen geſtern Abend Brot und Bier brachte und heut' morgen den Kaffee? Es iſt meine Mutter! Sie hat keine Zähne mehr; auch von den Ihrigen werden Sie zwei und dreißig vermiſſen, wenn Sie einmal ſiebzig Jahre zählen. Sie iſt einäugig, aber nur, weil die Hand eines böſen Buben ihr das linke Auge ausſchlug, als ſie in ihrer einſamen Hütte überfallen wurde und ihres Mannes ſauer verdienten Sparpfennig nicht gutwillig hergeben wollte. Und nun hören Sie. Ich ſtand geſtern Abend ſchon hinter Ihnen, als Sie, in's Fenſter ſchauend, meine arme Wohnung betrachteten, und wollte Sie eben zuvorkommend, wie es ſich geziemt, zum gaſtlichen Eintritt einladen, da begannen Sie Ihre ſchnöden Bemerkungen über meine Mutter, die mich um ſo mehr verdroſſen, je beſſer ich es mit Ihnen im Sinne gehabt hatte. Hitzig, wie ich bin, hätte ich auf der Stelle, verzeihen Sie, daß ich es ſage, mit meinem derben Eichenſtock drein ſchlagen mögen, aber ich ließ den bereits erhobenen Arm wieder ſinken, denn mir kam der Gedanke einer gründlicheren Rache, ich nahm mir vor, Sie zur Strafe für Ihren ungerechten Verdacht in der Phantaſie alles Schreckliche durchempfinden zu laſſen, das Sie in Wirklichkeit bei mir getroffen hätten, wenn ich geweſen wäre, wofür Sie mich halten zu dürfen glaubten. So trat ich denn mit meiner Einladung zu Ihnen heran, ſuchte Sie aber, ſobald ich Sie im Bereich meiner vier Pfähle ſah, durch Zweideutigkeiten aller Art zu den ſchlimmſten Vermuthungen aufzuregen, und konnte dies um ſo eher die halbe Nacht hindurch fortſetzen, als mich ohnehin die Pflege meines kranken Gauls, der leider um ein Uhr todt hinfiel, nicht an's Bett denken ließ.“ „Alſo war es — unterbrach Otto den Jäger, der Tod des Gauls, den Ihr Eurer Mutter auf ihre Frage, wie's ſtünde, verkündetet?“ „Auch das haben Sie gehört? — verſetzte Jener — nun, der Zufall hat mir beſſer gedient, als ich ahnen konnte! Wahrlich, daran dachte ich nicht, aller Muthwille verging mir, als ich das ſchöne treue Thier, das ich erſt vor wenigen Wochen um theuren Preis erſtand, zuſammenbrechen und die vier Füße von ſich ſtrecken ſah, ich ſchüttete den Hafer über den todten Körper aus und warf das Maaß an die Wand, daß es zerbrach!“ „Seid Ihr — fragte Adolf — nicht der Sohn des —?“ Er nannte den Namen des ſchon erwähnten berüchtigten Mörders, den er mit eigenen Augen hatte köpfen ſehen. „Heiliger Gott, nein — erwiderte der Jäger entſetzt — wie kommen Sie zu einer ſolchen Frage?“ „Ein alter Kalender — warf Otto ein — den wir oben fanden, veranlaßte dieſen Irrthum, der uns in der Nacht mit Grauen erfüllte und ohne den Euer Plan gewiß nicht ſo gut geglückt wäre.“ „Was in der Kammer Alles liegen mag — verſetzte der Jäger — weiß ich nicht, ich habe mich noch nicht darum kümmern können, denn ich bin erſt ſeit Kurzen im hieſigen Revier angeſtellt und habe bis auf Weiteres in dieſer Mordhöhle, die nächſtens eingeriſſen und an deren Stelle ein ordentliches Haus aufgeführt werden ſoll, Quartier nehmen müſſen.“ „Ihr ſeid ein braver Mann — rief Adolf aus und legte ſeine Börſe auf den Tiſch — nehmt das als

Beiſteuer zu einem neuen Gaul!“ Otto wollte in ſtudentiſcher Unbekümmertheit um den nächſten Tag daſſelbe thun, doch der Jäger ſchob das Geld zurück und ſagte: „Ich nehme keinen Pfennig, es iſt genug, wenn wir uns gegenſeitig vergeben.“

* * *

Der Rubin.

Mährchen.

1837.

Es war an einem ſchönen hellen Nachmittag, da ſtand Aſſad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum erſten Male die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte, und ſich nun mit ſtets geſteigertem Erſtaunen unter all' ihren Wundern erging, vor der Bude des reichſten und angeſehenſten Juweliers. Mit inniger Luſt verſenkte er ſich in das mannigfaltige glühende Leben, das in Strahlen und Farben ſich offenbarend, die edlen Geſteine durchflammt. „O Edelſtein — rief er voll Entzücken aus — wohl mit Recht biſt Du erkoren, die Kronen der Könige zu ſchmücken, denn in Dir iſt alles Herrliche zugleich zuſammengedrängt und geläutert, der flüchtige Sonnenſtrahl iſt gefangen genommen und in Deinen geheimnißvollen Kern eingeſchloſſen, die ſchnell verlöſchende Farbe feiert in Dir ihre Verklärung und empfängt Unſterblichkeit, die reinen, himmliſchen Elemente, Luft, Feuer und Waſſer vermählen ſich in Deinem Glanze! Hier ſteh' ich an der Gränze der

Natur, hier iſt das letzte, höchſte Product der ſchaffenden Kräfte, weiter — ſchauernd fühlt es der Geiſt — kann die Unendlichkeit ſelbſt nicht.“

Der Juwelier, ein gutmüthiger Mann, der für ſeine Kunſt enthuſiaſtiſch eingenommen war, ſtand gerade in der Thür und empfand großes Vergnügen über die begeiſterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervor gingen. Er trat, bisher ungeſehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kaſten, ergriff ſeine Hand und ſteckte ihm einen ſchönen Ring an den Finger. Aſſad bemerkte es kaum, ſeinen Blick feſſelte mit magiſcher Gewalt ein Rubin von ſeltener Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verſchleiernden Wolke hervor trat, ihren vollen Schein warf. Er drückte unwillkürlich ſeine Hand gegen das Herz und holte zum Erſtaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann ſtreifte er den ihm angeſteckten Ring mit dem Ausdruck ſonderbaren Widerwillens wieder ab, und rief, auf den Rubin zeigend, leidenſchaftlich aus: „Behaltet das elende Ding und gebt mir den!“ Kopfſchüttelnd erwiderte der Juwelier: „Der Stein iſt mir um Hunderte nicht feil!“ „Ich muß ihn aber haben!“ verſetzte der Jüngling, wie im Wahnſinn, ergriff den Rubin und ſtürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geſchrei, rannte Aſſad nach und ſchalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen ſchien, einen Räuber und Mörder.

Alsbald entſtand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungeſtüm vor den Kadi geſchleppt.

„Herr," begann der Juwelier voll Zorn, „ſo jung dieſer Menſch zu ſein ſcheint, und ſo viel Einnehmendes in ſeiner Geſtalt liegt, ſo iſt er doch ein frecher, undankbarer Böſewicht. Ich ſah ihn vor meiner Bude ſtehen, und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreiteten Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, ſeine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: Du ſollſt einmal billiger kaufen als ein Anderer, nahm einen koſtbaren Ring aus dem Kaſten und ſteckte ihm dieſen an. Ich erwartete, er würde, ſo plötzlich beſchenkt, große Augen machen und nicht wiſſen, wie er ſich geberden ſolle. Statt deſſen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit, und ſtieß zu meinem nicht geringen Aerger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf mir ihn verächtlich hin, und verlangte in einem ſo gebieteriſchen Ton, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern dürfte, den wundervollſten Rubin, der je in meine Hände gerathen iſt. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich ſeine Unwiſſenheit für den Grund ſeiner Unverſchämtheit hielt, ihm beſcheiden bemerkte, daß ein ſolcher Stein mehr Werth habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müſſe ihn haben, nahm auch mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten ſogleich von meinem Eigenthum Beſitz und begab ſich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Laſt meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich ſelbſt nicht, die Angſt muß dem Menſchen übernatürliche Kräfte verleihen.“

Der Kadi, ein langer hagerer Mann, mit einem Geſicht, das, wenn er in ſeiner Gerichtsſtube ſtand, die Inſchrift der Dante'ſchen Hölle furchtbar-getreu wiederſpiegelte, war einmal ſelbſt beſtohlen worden, und ſprach ſeitdem gegen Diebe nur noch Todesurtheile aus. Er fragte Aſſad freundlich, ob er das ihm angeſchuldete Vergehen läugne. „Wie könnt' ich!“ gab der Jüngling finſter zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig.“ verſetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtsperſonen in allen Ländern der zerquetſchten Menſchheit in einem Unglücklichen ſo gern den Gnadenſtoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und thue, was Rechtens.“ „Jedoch nicht ohne vorgängige nachdrückliche Baſtonade!“ ſetzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot.

Aſſad wurde abgeführt. Auf der Straße wandte er ſich an den Juwelier, der in ſeiner Entrüſtung noch gar nicht daran gedacht hatte, ſich den Rubin zurückgeben zu laſſen, und ſagte zu ihm: „Herr, ich bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Thor, daß ich ihn dort noch einmal anſchaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abſchlagen? Es iſt ja nur noch kurze Zeit.“ In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der ſchöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in voller Kraft und Gluth des Lebens vor ihm ſtand und doch in wenigen Augenblicken ſchon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern daran geſetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemüthsart des Kadi unmöglich, er mußte ſich alſo darauf beſchränken, dem Scheidenden freundlich ſeine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Thore zog Aſſad den Rubin, den er bis dahin auf ſeinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte, wie das Auge eines Menſchen, drückte ihn wehmüthig an den Mund und machte Anſtalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermogte, trat ein Greis von ſehr würdigem Anſehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem ſtrengen Blick und ſagte: „Aſſad, Du biſt ein Dieb?“ Glühendes Roth überſtrömte die Wangen des Jünglings, aber feſt und unverwirrt ſchaute er zu dem Greiſe auf und antwortete: „Ja, und, wie Du gleich ſehen wirſt, ich leide den Tod dafür!“ „Iſt Dir Dein Diebſtahl nicht leid?“ fragte der Greis. „Nein,“ verſetzte Aſſad ſchnell und beſtimmt, „ich weiß nicht, was mich an dieſen Stein kettet, aber es mag gut ſein, daß ich ſterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn in den Händen eines Anderen ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückſchaudert, wie vor dem eigenen Tode.“ „Ei, wunderbar!“ entgegnete der Greis, „gieb mir doch Deine Hand.“ Aſſad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er ſich auf einer unbekannten Landſtraße. Der Greis ſtand neben ihm. Mehr verwundert und überraſcht, als erfreut, ſchaute der Jüngling ſeinen Retter mit einem fragenden Blick an. „Du biſt jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt,“ begann der Greis, der ſeinen Blick wohl verſtanden hatte, „und ſie können dort, wenn ſie wollen, ein Lamm ſtranguliren, das ich zum Zeichen Deiner Unſchuld an Deiner Stelle zurückgelaſſen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich Dich gerettet haben würde, wenn Leichtſinn oder ſchnöde Habſucht Dich zum Raub an fremdem Eigenthum verleitet hätten. Mir ſtehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche ſie nie, wie ſo manche Genoſſen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und verändern kann, vertrauensvoll in unſere Hände gelegt, damit wir ihr in irgend einem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Geſetz, nicht ausreicht, zu Hülfe kommen mögen. Solch ein Fall iſt der Deinige, denn der Rubin, den Du dort in der Hand hältſt, iſt das Grab einer wunderſchönen verzauberten Prinzeſſin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Roth in ſich geſogen, in das er getaucht iſt. Das Feuer ihres Auges ſprüht Dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er ſo verſchwenderiſch verſendet. Ihr ſchlummerndes Leben ſchauerte Dich an, als Du den Stein im Sonnenſchein glänzen ſaheſt, da wurde Deine Seele bis in die innerſten Tiefen mit ſüßer Ahnung getränkt, und Deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten.“ „Kann die Prinzeſſin durch mich erlöſ't werden?“ fragte Aſſad, tief aufathmend. „Das weiß nur ſie ſelbſt!“ verſetzte der Greis, „und Du kannſt, wenn Du willſt, ſie einmal ſehen und mit ihr reden. Sobald Du um Mitternacht alle Deine Gedanken in den einzigen an ſie zuſammendrängſt und auf den Rubin drei Küſſe drückſt, ſo weicht der Zauber auf einen Augenblick und ſie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem ſteinernen Gefängniß hervor. Aber, wage nicht dein Glück und Deinen Frieden an einen ungewiſſen Moment; mit dem Dämon iſt ſchwer zu kämpfen, Dich aber würde die herrlichſte der Jungfrauen mit unwiderſtehlicher Gewalt in deinem tiefſten Sein gefangen nehmen, und wenn es Dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, ſo wäreſt Du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher ſieht mich zum zweiten Mal!“

Der Greis war verſchwunden, ſo wie er ausgeredet hatte. Aſſad bemerkte es kaum, denn jede ſeiner Empfindungen, jeder ſeiner Gedanken war an das Wunder, das er in ſeiner Hand hielt, gebunden. Wie freute er ſich, daß die Sonne ſich ſchon zum Untergang neigte, daß die Schatten ſich verlängerten; wie ſehnte er ſich nach der Mitternacht, die er ſonſt, als unheimliche Freiſtunde der Todten und Geſpenſter geſcheut, vor der er ſich ängſtlich in die ſchützenden Arme des frommen Schlafes hinein geflüchtet hatte. Sie erſchien ihm jetzt, wie ein Gefäß, aus dem ſeinen dürſtenden Lippen der holdeſte Inbegriff alles Lebens entgegen ſchäumte, und daß ſie über die ganze übrige Welt Angſt, Grauen und Entſetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, ſchauerlich zauberiſchen Reiz. Unterdeß eilte er, da es ſchon dunkel wurde, raſtlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finſterniß die Stadt, die er in nicht gar weiter Ferne vor ſich liegen ſah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günſtig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog ſich ſogleich, große Müdigkeit vorſchützend, in das ihm beſtimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor ſich auf den Tiſch, und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenſtern die Minuten, die langſam, langſam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüber krochen. Endlich war es zwölf. Mit unſäglicher Inbrunſt drückte er jetzt den Rubin an ſeinen Mund und küßte ihn drei Mal.

Da war es, als ob ſich der Edelſtein in ſeiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenrothen Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anſchwoll. Aus der Wolke ſchimmerte eine weibliche Geſtalt hervor, anfangs blaß und im ſchwachen Umriß kaum erkennbar, aber ſchnell aufblühend zu friſchem, glühendem Daſein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmuth ein wenig vorwärts neigend, warf einen ſchüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „wo bin ich?“ Gleich darauf aber heftete ſie, wie in troſtloſer Verzweiflung, ihr Auge ſtarr und thränenlos auf Aſſad, vor dem es eben noch mädchenhaft-ſcheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erſt jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zuſtand, wie ein Leichenſtein, jedwede ihrer Lebensregungen, holte ſie einen Seufzer, in dem mehr als menſchlicher Schmerz ſich kund zu thun ſchien, aus tiefſter Bruſt. Dieſer Seufzer ſchnitt Aſſad in Mark und Bein, die Jünglings-Blödigkeit, mit der er ſich bisher in ehrerbietiger Entfernung hielt, verſchwand, männlich feſt und die Hand an ſeinen Dolch legend, trat er vor, verneigte ſich und ſprach: „Edle Fürſtin, wenn Eure Erlöſung die ſchwachen Kräfte eines Menſchen nicht überſteigt, ſo vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf.“ „Wie gern thu' ich das,“ gab ſie haſtig zur Antwort, „aber, Ihr werdet, wie ſtandhaft auch Euer Entſchluß ſei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu *ſchwer* iſt, ſondern weil es zu *leicht* iſt!“ „Habe ich recht gehört?“ fragte Aſſad mit höchſter Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage,“ verſetzte ſie, „Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung ſie unmöglich macht, und dennoch iſt es ſo. Der boshafteſte und verſchmitzteſte aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraſchend, weil mein Vater ihm ſeine Bittte um drei Tropfen meines Blutes, deren er vielleicht zu irgend einem ſchnöden Zweck bedurfte, zornig abſchlug. Durch den jedesmaligen Beſitzer des Steines kann der Zauber gebrochen werden; damit ich aber niemals wieder des ſchönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft, auf das, weil es einem Jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote ſteht, eben darum Keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual vollkommen zu machen, damit bekannt gemacht hat, als das theuerſte Geheimniß bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben ſein will. Ach, wie fröſtelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gieb mir einen Becher Wein, ſchöner Jüngling, denn mich dürſtet, aber ſchnell!“ Von ſeltſamer Rührung über dieſe Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen ſchien, die vom Leben noch einen letzten Genuß verlangt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte Aſſad ihr mit abgewandtem Geſicht den Wein, den ſeine Wirthin ihm gebracht und den er in ſeiner Aufgeregtheit ungetrunken gelaſſen hatte. Freundlich dankend trank ſie den Wein, gleich darauf war ſie wieder von der Wolke umfloſſen. Mit einem glühenden Blick auf Aſſad, in dem ſie, wie ein verlöſchendes Licht noch einmal aufzuflammen ſchien, rief ſie aus: „o Gott, ich mögte doch leben!“ Dunkler wurde die Wolke, und ringelte ſich dichter und dichter um ſie herum, Aſſad ſah mit herzzerſchneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen ſichtlich in einander ſchmolzen und zerrannen, noch immer glaubte er ihr, wie in ſtummem Flehen, auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterſcheiden zu können, der ſie einſchlang, doch bald bemerkte er ſeinen Irrthum, was er für ihr Auge hielt, war nichts Anderes, als der Rubin, der ſchon wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Oel ſchmachtenden Lampe beſchienen, auf dem Tiſche lag. „Ihr Leib, ihre Seele, o!“ ſeufzte Aſſad und ſtarrte den Edelſtein an, die Lampe erloſch, wie ein wirkliches Weſen drängte ſich die kalte, laut- und lichtloſe Nacht an ſeine Bruſt.

Ein Jahr war verfloſſen. Es war ein ſchöner Morgen. Aſſad hatte ſich aus der großen, geräuſchvollen Stadt geflüchtet; ſtill und bleich ſaß er auf einer Bank, die weit vor dem Thore am Ufer des großen Fluſſes, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht und ihren Reichthum dankte, an einem einſamen Platze ſtand; in ſeiner Hand hielt er, ihn nach ſeiner Gewohnheit in ſtummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das iſt ein herrlicher Stein!“ erſcholl es auf einmal hinter ihm. Er ſah ſich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher, gebietender Geſtalt mit edlen Zügen, in denen ſich ein tiefer, aber in's Innerſte zurückgedrängter Lebensſchmerz auszudrücken ſchien. „Ja, ein herrlicher Stein!“ wiederholte Aſſad düſter, und verbarg mit den Gefühlen eines Eiferſüchtigen den Rubin wieder auf ſeiner Bruſt. „Junger Mann,“ ſagte der Alte, „dieſen Stein kauf' ich Dir ab. Es ſoll Edelſteine geben, die den Menſchen ſanft und mild machen, andere, die ihm liebliche Träume bringen. Als ich den Deinigen erblickte, beſchlich mich wunderbare Wehmuth, und das Bild einer verlorenen Tochter ging mir, als ob ſie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Ueberlaß' mir den Stein und beſtimme ſelbſt den Preis." Aſſad ſchüttelte, ohne aufzuſehen, den Kopf und erwiderte kalt und bitter: „Und wenn Du mir ein Königreich zu Füßen legteſt, ſo würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich laß' ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn ſelbſt in's Grab nehme ich ihn mit hinunter." „Sclav," rief der Alte ergrimmt, „Du giebſt den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!" Er richtete ſich bei dieſen Worten von der Lehne der Bank, über die er ſich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Aſſad einen durchbohrenden Blick. Aſſad antwortete nichts, aber er erhob ſich ebenfalls und lächelte ſtill vor ſich hin, wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreideweiß geworden, wandte ſich um, und winkte mit der Hand eine ſtattlich gekleidete Schaar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da," rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Aſſad," wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen." Aſſad zog ſeinen Dolch, doch ſein Widerſtand war fruchtlos, er ſah ſich alsbald von der Menge umringt, und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel ſein Blick auf den Sultan, der ihn ſcharf beobachtete, ein ſpöttiſches Lächeln überflog ſein Geſicht, er zog den Rubin hervor, nickte dem Sultan zu und warf, bevor noch Jemand daran denken konnte, ihn zu hindern, den Stein weit von ſich in den Fluß. „Durchſtoßt ihn!" rief der Sultan und riß, zitternd vor Wuth, ſein Schwert aus der Scheide. „Ich thu's ſelbſt!" ſagte Aſſad, und zückte den Dolch gegen die eigene Bruſt. Da ertönte auf einmal ein leiſes Ach, es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Aſſad das innerſte Leben noch im Angeſicht des Todes zur ungeſtümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm ſinken und ſtand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, ſo ſehe ich dich endlich wieder?" rief der Sultan aus, und that einen Schritt vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die theure Erſcheinung mögte ſich in Nichts auflöſen, ſo bald er ſie zu faſſen verſuchte. „Allah ſei gelobt!" jauchzten die erſtaunten Trabanten und warfen ſich, ihr Angeſicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!" rief die ſüße Stimme, die Aſſad in jener Mitternacht vernahm, und leidenſchaftlich-ängſtlich umſchlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freude vermiſchten ſich in Aſſad's Bruſt, er ſeufzte laut auf, da trat die Prinzeſſin zu ihm heran, faßte erröthend ſeine Hand und ſagte, indem ſie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier iſt mein Retter!" Der Sultan blieb eine Weile ſtumm und ernſt, dann ſprach er zu Aſſad: „ich wollte Dich tödten!" „Ja," erwiderte Aſſad, „aber noch leb' ich." „Und Du ſollſt leben bis an's Ende deiner Tage," verſetzte der Sultan mit erhöhter Stimme, „und wenn Du mein Reich forderſt, ſo will ich's Dir zu Füßen legen, und mir Nichts ausbedingen, als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!“ „Ich habe Nichts zu fordern!“ entgegnete Aſſad düſter und dumpf. Dann fuhr er, ſich zu der Prinzeſſin wendend, langſam und gemeſſen fort, wie Einer, der über ſich ſelbſt ein Todesurtheil ausſpricht: „Ich hätte gern für Dich den letzten Tropfen meines Blutes verſpritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte Dich nicht erlöſen, ich konnte Dich bloß beklagen, und das konnte Jedermann. Und heute — heute war ich ſogar nichtswürdig genug, den Stein, der Dein holdes Selbſt umſchloß, in die ſchlammige Tiefe hinab zu ſchleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt ſehe, Dein Vater iſt und in dem gewiß nur ahnungsvolle Sehnſucht den Wunſch nach ſeinem Beſitz ſo heftig entzündete, ihn von mir verlangte. O, ich verachte mich ſelbſt, und Du mußt mich auch verachten!“ „Du thuſt Dir unrecht,“ ſagte Fatime, „denn dadurch, daß Du den Rubin, den Du bisher, wie alle früheren Beſitzer, nur zu ſtarrſinnig feſtgehalten hatteſt, freiwillig und aus eigenem Antriebe von Dir warfſt, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja eben die ſchlimme Bedingung, die dieſelbe, obgleich ein Jeder ſie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewiſſer machte, wie ein Kampf mit Ungeheuern und Drachen.“ „So ward ich denn glücklich, weil ich erbärmlich war!“ verſetzte Aſſad. Fatime ſchaute ihn zugleich bittend und fragend an, denn ſie verſtand ihn nicht mehr, der Sultan aber trat hinzu und ſagte: „Du biſt von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, ein Mann muß ſich nicht ſchämen, das von dem Zufall als Geſchenk anzunehmen, was er, wenn's nöthig wäre, dem Schickſal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Pallaſt, es iſt nicht recht, daß wir uns ſo lange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter.“

* * *

Die beiden Vagabunden.

Ein Fragment.

1837.

Es war in der alten guten Zeit. Noch ſaß der Teufel ſo ruhig und unangefochten auf ſeinem Thron, wie der liebe Gott; wenn es zu dunkler Nachtzeit in den Lüften rumorte, ſchrieb man das nicht den wilden Gänſen zu, ſondern dem wilden Jäger, und griff nicht zur Kugelbüchſe, ſondern zum Roſenkranz; ſo armſelig war keine Hütte, daß nicht zuweilen ein Geſpenſt, ein Todter, der nach Erlöſung ſeufzte, in ihr einſprach, ſo winzig kein Berg, in deſſen Klüften nicht irgend ein Geiſt ſein Weſen trieb.

Ziemlich ſpät an einem rauhen Herbſtabend trafen zwei junge Leute in einem Dorfe ein. Der eine war lang von Perſon, hatte ein ſchmales, ausgedörrtes Geſicht und häßliche lange Arme, die ungeſchickt an ſeinem, wie auf der Folter ausgereckten Körper herunter hingen; der andere war klein und in ſeinem jetzigen Aufzug auch mehr abſtoßend als anziehend, aber ein neuer Rock und ein paar gute Beinkleider hätten vielleicht etwas für ihn thun können. Beide gehörten einem Stande an, für den die Sprache bis jetzt keinen anſtändigen Namen aufzufinden gewußt hat; wollen wir unſre Freunde nicht Lumpen, Vagabunden und Landſtreicher nennen, ſo müſſen wir ſie einſtweilen ungenannt laſſen. „Hör' einmal, Hans" — ſagte der Kleine zum Langen — „weißt Du auch, was das ewige Hungern für Folgen hat?" „Ich habe Erfahrung genug, Jürgen, um das zu wiſſen" — verſetzte der Lange mit einer Art von Lachen — „bei Tage Mattigkeit in allen Gliedern, ſo daß man die ſchönſte Dirne erblicken kann, ohne Wohlgefallen an ihr zu finden; bei Nacht Schlafloſigkeit und am Ende den Tod!" „Brav geantwortet, Junge," ſagte der Kleine, „aber, hörſt Du nicht Gänſe ſchreien? Ich denke, das ſiebente Gebot iſt nicht gemacht, daß es Menſchen tödten ſoll. Wie wär's, wenn wir irgend einen Hühnerſtall mit unſerm Beſuch beehrten?" „Ich trau' unſerm Glücksſtern nicht," erwiderte der Lange ernſthaft und verdrießlich, „haben Deine falſchen Würfel uns etwas Anderes als Ohrfeigen und Rippenſtöße, die ich noch fühle, eingebracht? Wollte ein Menſch den Kater mit dem großen Bart, den Du für ein Wunder in ſeiner Art auszugeben dachteſt, ſehen? Brachte es Dir eine Krume Brod ein, daß Du jenem alten griesgrämlichen Hökerweibe von geträumten Nummern erzählteſt?" „Die Talente unſerer Finger haben wir noch nicht ausgeübt," verſetzte der Kleine, „man muß nicht Alles ſo ſchwarz anſehen, vielleicht ſind ſie einträglicher als mein Witz.“ „Verlaß Dich darauf,“ entgegnete der Lange, „uns gelingt nichts.“ „Pfui, Heide,“ fuhr der Kleine haſtig auf, „Du biſt ein Chriſt und kannſt ſo kleinmüthig ſein? Bei meinem Gewiſſen, nie werd’ ich ſchlechter von meinem himmliſchen Vater denken, als von meinem irdiſchen, der, obgleich er nur ein armer Schuſter war, ſich doch Tag und Nacht plakte und plagte um ſeinem Jungen täglich den Bauch zu füllen. Die Gänſe ſind ordendlich ungeduldig, daß wir nicht kommen; folg mir, Kamerad, aus Religion folge mir!“ Sie gingen weiter, der Kleine pfeifend und ſingend, der Lange einige Mal huſtend und dazu fluchend, und kamen vor die Schenke des Dorfes, wo die Bauern ſich regelmäßig alle Abend einfanden, um ſich zu prügeln oder zu langweilen. In der räuchrigen Stube verbreitete ein flatternder Kienſpan, der in einen Soden Torf geſteckt und auf den Ofen geſtellt war, ein unbeſtändiges Licht; der vierſchrötige Wirth ſtand mit auf den Rücken gelegten Händen vor dem großen Kachelofen; die Gäſte ſaßen auf hölzernen Bänken umher mit Pfeifen im Munde, die bei einigen noch dampften, bei andern ſchon ausgegangen waren. Der Kleine hielt an und lauſchte. „Hans,“ rief er dann aus und that einen Sprung, „mir kommt ein beſſerer Einfall; wir gehen in die Schenke.“ „Und laſſen uns wieder hinaus werfen, wie damals," ſagte der Lange. „Iſt heute der Todestag deiner Mutter, daß du ſo melancholiſch biſt, wie Einer, der gehenkt werden ſoll? Sieh' doch nur einmal in's Fenſter und betrachte Dir dieſe Geſichter. Sehen ſie nicht alle aus, als ſollten ſie vor Langeweile zerſpringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geſchichten erzählen, und nenne mich Deinen Bruder, wenn das uns nicht was zu eſſen einbringt." „Ich weiß Nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das iſt ſchlimm," verſetzte der Kleine, „Du ſiehſt ſo intereſſant aus, als müßten Dir die Geheimniſſe aller Gefängniſſe in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt ſein. Nun, laß mich nur machen; Du kannſt den Verſteckten ſpielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier iſt die Thür, Gott gebe nur, daß ſie nicht verſchloſſen ſei, wenn ſie uns erſt lange beleuchten, ſo laſſen ſie uns nicht ein, denn ein Wirth iſt nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Anſehen der Perſon gilt." Der Kleine öffnete die Thür mit möglichſt wenig Geräuſch. „Hör' Du," flüſterte ihm der Lange grimmig in's Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermuthlich entgegen gehe, geb' ich Dir doppelt zurück, ſobald wir wieder allein ſind. Wärſt Du nicht geweſen, ſo wär' ich bei meinem Meiſter geblieben und nun bald Geſell!" „Auf die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothhaarigen Schurken drinnen," verſetzte der Kleine, „baue ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er ſich an mir, ſo fall' ich ſogleich wie todt nieder, und werd' es ſchon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann ſteht es bei Dir, wie bejammernswürdig Du den Zuſtand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willſt; ich will dem Kerl Schreck genug in die Glieder jagen, und bevor er ſich zu einem Nachteſſen und allem Uebrigen bequemt hat, erwecken mich drei Eimer Waſſer nicht aus meiner Ohnmacht." Sie traten in die Gaſtſtube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirth finſter betrachtet. Jürgens erſte Frage war, ob nicht der berühmte Doktor Paracelſus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob ſie denn nicht im Dorf Theofraſtika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund," rief Jürgen nun aus, und fiel Hans mit Leidenſchaft um den Hals, „wie recht haſt Du, wenn Du ſagſt, das Unglück verfolge uns. Alle böſen Geiſter durchkreuzen unſern Weg, und warum? weil wir einem Geheimniß auf der Spur ſind, deſſen Beſitz ſie doch dem König Salomon willig gönnten. Gewiß iſt der Ziegenbock, der ſich nachher in einen großen ſchwarzen Hund mit glühenden Augen und dann in einen langen finſtern Schatten verwandelte, Niemand als der Teufel ſelbſt geweſen, und nur unſerm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte." „Ein Ziegenbock?

Was iſt Euch mit dieſem Ziegenbock paſſirt, mein Freund?“ frug mit heiſerer und vor Alter zitternder Stimme des Wirthes achtzigjährige Schwiegermutter, die, das weiße Haupt in die Hände gelegt und die welken Arme auf die Knie geſtützt, in einem Winkel kauerte. „Das Abenteuer iſt wunderbar, oder vielmehr grauenhaft genug,“ entgegnete Jürgen und ließ ſich hinter einem Tiſch nieder, „aber gegen unſre übrigen Abenteuer verlohnt es ſich kaum der Mühe, es zu erzählen. Beſonders das Leben meines Freundes beſteht aus einem Gewebe von faſt lauter Unbegreiflichkeiten; aber freilich, wer, wie er bei ſeiner Seelen Seligkeit den Schwur unverbrüchlichen Stillſchweigens hat ablegen müſſen, der wird nichts verrathen.“ Aller Blicke richteten ſich bei dieſen Worten auf Hans; er ſeufzte und legte ſein Geſicht auf den Tiſch, was große Wirkung that. „Uebrigens,“ fuhr Jürgen fort, „hört man Begebenheiten, wie ſie mir zugeſtoßen ſind, auch nicht jeden Tag, und wenigſtens bis heute habe ich mir das Recht zu bewahren gewußt, ſie dem Böſen zum Trotz unter Freunden mitzutheilen. Aber, Gott ſei bei uns, da iſt er, da iſt er wieder!“ Er deutete mit der Hand auf's Fenſter; ein Ziegenbock ſchaute gravitätiſch durch die dunklen Scheiben hinein. Der Bock gehörte dem Wirth; er hatte die Thür ſeines Stalls offen gefunden und war hinaus ſpaziert. Daran dachte aber kein Menſch, und ſelbſt am folgenden Morgen, als das Räthſel ſich aufklärte, beſtand die Alte darauf, der Bock müſſe geſchlachtet und mit Haut und Haar an einem Kreuzweg verſcharrt werden, der Teufel habe ihn gemißbraucht; ſie ruhte auch nicht, bevor es geſchah. Alle, Jürgen nicht ausgenommen, deſſen Lügen das Thier ſo unerwarteter Weiſe unterſtützte, ſchraken zuſammen, als ſie den Bock erblickten. Wenigen entging es, daß ſeine Augen glühten, wie Feuerräder, Einer hatte, wie ſich ſpäter ergab, ſogar bemerkt, daß er ſich hinten in einen Hund verlor, Jürgen ſah Hans, der ganz blaß geworden war, triumphirend an, ſobald der Bock ſich wieder vom Fenſter zurückgezogen hatte. Die Bauern dachten nicht daran, zu ihren Weibern zurückzukehren, obwohl die gewöhnliche Aufbruchsſtunde ſchon gekommen war; ſie mußten zuvor die Geſchichte des Fremden hören, auch zitterten ſie, draußen Einen zu treffen, dem ſie nicht gern begegneten, und der vielleicht wegen Grenzpfahlsverrückungen und anderer Kleinigkeiten ein Sträußchen mit ihnen zu pflücken haben mogte. Sie ließen ſich friſches Getränk bringen; dies nahm dem Wirth die letzte Wolke des Unwillens gegen unſre Freunde von der Stirn, zuvorkommend ſetzte er ihnen Bier, Brod und kaltes Fleiſch vor, und verſprach ihnen ein Nachtlager obendrein, verlangte dafür aber von Jürgen, ſeinen merkwürdigen Lebenslauf zum Beſten zu geben. — Jürgen begann ohne weitere Vorrede:

„Ich bin das unehliche Kind eines armen aber ſchönen Mädchens, und kann in Wahrheit nicht ſagen, wer mein Vater iſt, ſonſt würd' ich ihn aufſuchen und ihn unterſtützen, oder nach Befinden der Umſtände mich von ihm unterſtützen laſſen. Daß der reiche, vornehme Kaufmann, auf den meine Mutter ausſagte, mein Vater ſei, kann ich nicht glauben; denn das eine Mal, daß ich ihn mit dem theuren Namen begrüßte, traktirte er mich mit Ohrfeigen und ſo ſpricht kein Vaterherz! Meine Mutter glaubte, als ſie mich geboren hatte, nichts Beſſeres thun zu können, als mit mir in einen Bach zu ſpringen; an der Ausführung dieſes ſchnöden Vorhabens hinderte ſie ein alter Doktor, der im Ruf eines Schwarzkünſtlers ſtand und für ſie und ihr Kind zu ſorgen verſprach, falls ſie ihm den Knaben in ſeinem ſiebenten Jahre übergeben wolle. Der Doktor hielt ſein Verſprechen, meine Mutter das ihrige auch und ſo kam ich, als ich mein ſiebentes Jahr erreicht hatte, in des Doktors Hände. Anfangs fürchtete ich mich entſetzlich vor dem Doktor und wollte durchaus nicht bei ihm bleiben; er war ein kleiner, unheimlich-dünner Mann, und trug beſtändig einen ſchwarzen, bauſchigen Rock von wunderlichem Zuſchnitt, in welchem er ſich mit ſeinem unveränderlichen leichenblaſſen Geſicht ausnahm, wie ein vor der Zeit aus dem Grabe zurückgekehrter Todter. Der Doktor wußte aber mit Kindern umzugehen; er gab mir

Mandeln und Roſinen, machte mir allerlei Spielwerk, ſchenkte mir bunte Bilderbücher und ſpielte ſogar Verſteckens und Huckepack mit mir, ſo, daß ich ihn bald von Herzen lieb gewann. Wie ich älter wurde, lehrte er mich Vielerlei, gab mir auch große Bücher zum Studiren, woraus ich vornehmlich die Pflanzen und ihre verborgenen Eigenſchaften und Kräfte kennen lernte; nachdem ich dieſe Wiſſenſchaft erlangt hatte, ſchickte er mich auf die Berge, um in gewiſſen Stunden, die er mir genau bezeichnete, gewiſſe Kräuter und Mooſe zu pflücken, dabei ſchärfte er mir auf's Dringendſte ein, mich aller Gedanken an's zweite Geſchlecht zu entſchlagen, ſonſt würden die Geiſter, die jene Kräuter bewachten, Macht über mich bekommen, mich überwältigen und tödten. Die Wahrheit iſt, daß die Kräuter ihre wunderbaren Kräfte verlieren, wenn eine unreine Hand ſie pflückt, ich glaubte meinem Herrn aber Alles, und hielt mich vollkommen überzeugt, daß an einen Kuß, ja an etwas noch Geringeres, unmittelbar mein Tod geknüpft ſei; daß ich mich bei dieſer Ueberzeugung wenig zum Küſſen aufgelegt fühlte, kann man ſich denken. Dies Leben führte ich lange fort, ohne mich nur darum zu kümmern, wozu denn mein Herr die Kräuter, die ich oft mit ſo viel Beſchwerde und Mühſeligkeit einſammeln mußte, gebrauche; ich dankte dem Himmel, wenn er ſich in ſein Laboratorium einſchloß, weil ich wußte, daß er mir dann in einigen Tagen nichts befehlen würde; ich aß und trank und war vergnügt. Eines Tags, als mein Herr ſich wieder zurückgezogen hatte, ging ich zufällig in ſein Studirzimmer und bemerkte dort ein kleines ſchwarzes Käſtchen, das ich noch nie bemerkt hatte; ein Schlüſſel ſteckte darin, ich konnte meiner Neugierde nicht widerſteh'n, ich mußte es aufſchließen. Ich fand nichts darin als ein altes Buch; wie erſtaunte ich aber, als ich, wie ich das Buch aufſchlug, ſah, daß es die Anleitung enthielt, auf nächſtem Wege den Stein der Weiſen zu gewinnen. Ich fing an in dem Buche zu leſen, es ward mir aber dabei ganz peinlich zu Muth, mir war, als ob ich unſichtbar von einer fürchterlichen Geſellſchaft umgeben ſei, ich hätte das Buch gern wieder weggelegt, doch ich vermogte es nicht. Nach wenigen Minuten trat mein Herr herein; er warf einen fürchterlichen Blick auf mich und riß mir das Buch aus der Hand, er wurde aber gleich wieder freundlich, ſagte: wir ſprechen uns nachher, ſchloß das Buch ein und entfernte ſich. Mein Herr beobachtete jedoch ſeinem Verſprechen zuwider zu meinem größten Verdruß über das Vorgefallene das tiefſte Stillſchweigen; er ſetzte nicht einmal mehr den Unterricht über die natürlichen Dinge mit mir fort und ich ſah wohl, daß er nicht geneigt war, mir etwas von dem anzuvertrauen, was ich zu erfahren brannte. Er hätte mich gewiß von Herzen gern fortgejagt, wenn er meiner nicht zur Erlangung der ihm unentbehrlichen Kräuter bedurft hätte; da er aber alt und gichtbrüchig war, ſo konnte er nicht ſelbſt die Berge beſteigen und mußte ſich, ſo ſchwer es ihm ankommen mogte, freundlich gegen mich bezeigen. Ich nahm jetzt aber Zeit und Gelegenheit beſſer wahr, wie vorher; ich ſah meine Bücher mit ganz andern Augen an und ſtudirte nicht, wie ſonſt, blos deßwegen darin, um den Vorwürfen und Ohrfeigen des Doktors zu entgehen. Ich machte mich über ſeine Papiere her, ſo oft ich nur konnte, und ſchrieb mir die wunderbaren Rezepte ab; es gelang mir ſogar, mittelſt eines falſchen Schlüſſels mich Tage lang in den Beſitz jenes alten Buchs zu ſetzen und (hiebei ſah Jürgen mit ſtolzen Blicken im Kreiſe ſeiner Zuhörer, die aufmerkſam und ehrfurchtsvoll an ſeinen Lippen hingen, herum) ich las es nicht ohne Frucht. Gar bald drang ich vor zur Kenntniß der vier Erden, die ſich in der heiligen Nacht bei einer durch die Knochen eines unſchuldigen Lammes genährten Flamme begatten müſſen, der güldene Löwe konnte ſich meinen ſpähenden Blicken nicht länger verbergen, und wie nah' ich dem letzten Geheimniß war, das zeigten mir die tückiſchen Streiche der immer wachſamen Geiſter, die mich irre zu machen ſuchten, weil ſie mich fürchteten. Da hatte ich das Unglück, mich zu verlieben. Ich nenne es ein Unglück, denn dieſer verwünſchte Umſtand iſt Schuld daran, daß ich mich jetzt in einer Lage befinde, wo ich für die Erreichung meines hohen Zweckes wenig thun kann. Ich mögte raſend werden, wenn ich, der ich vielleicht nach Jahren im Stande ſein werde, ganze Miſthaufen, ja den Erdkörper, wofern ich dumm genug dazu wäre, in Gold zu verwandeln, des Morgens Hoſen anziehen muß, deren mancher Bettler, ich übertreibe nicht, ſich ſchämen würde; doch ich weiß, wer ich bin, und ertrage mein Schickſal mit Geduld, wie ſich's gebührt. Die Schönheit eines Mädchens riß mich hin; daß ſie lebhaften Antheil an mir zu nehmen, daß ſie nicht ohne mich leben zu können ſchien, behagte meiner Eitelkeit und brachte meine Sinne gänzlich in Verwirrung. Statt auf die Berge zu klettern, ſchlich ich mich eines Morgens, wo ſie in ihrer Hütte allein war, zu ihr. Leider hatte der Doktor, der mir, was dieſen Punkt anbelangt, nicht mehr trauen mogte, mir nachgelauert, er machte ſich ſogleich trotz ſeiner Krücken auf den Weg, um ſeinem Kräuter-Lieferanten in der Verſuchung beizuſteh'n, aber was half's dem armen gichtbrüchigen Mann? Er kam eben früh genug, um ſich mit ſeinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er — zu ſpät kam! „Verfluchter,“ rief er aus und ſchäumte vor Wuth, „nun komm' mir nicht wieder über die Schwelle.“ Im erſten Aerger verſetzte er mir mit ſeiner Krücke einen derben Schlag über den Arm; dieſe Beſchimpfung unter den Augen meiner Geliebten war zu groß, das Blut empörte ſich in meinen Adern, ich ergriff ihn bei ſeinem langen Bart, und hätte ihn gewiß zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, wenn mir nicht plötzlich eine wirkſamere Art, Rache zu üben, in den Sinn gekommen wäre. „Ich gehe zum Doktor Paracelſus, flüſterte ich ihm zu, und bringe dem das Rezept der grünen Erde.“ Der Doktor wurde noch bleicher als er immer war und ſtarrte mich an; dann aber ſchlug er eine gellende Lache auf und rief: „Ei, junger Thor, ich weiß wohl und hab's Dir ſelbſt geſagt, daß dem alten Paracelſus nur noch die grüne Erde fehlt, um in den Tiefen und Abgründen der Natur zu dringen, wohin es ihm beliebt; aber eben die grüne Erde — ha! ha! ha!“ Jetzt raunte ich dem Doktor drei chaldäiſche Worte in's Ohr, die keine ſterbliche Zunge nach Sonnenuntergang ausſprechen darf; da mogte ihm eine Ahnung aufgehen, wie weit der faule Menſch, dem er Jahrelang kaum durch den Ochſenziemer einige Neigung für die Wiſſenſchaften hatte beibringen können und den er zu ſehr verachtet hatte, um es nöthig zu finden, vor ihm etwas zu verbergen, während der letzten Zeit in ſein Thun und Treiben eingedrungen ſei. Er warf ſich vor mir auf die Knie, und beſchwor mich, ihm nicht durch unzeitige Entdeckung den Preis eines langen, mühevollen Lebens zu entreißen; er bat mich, mit ihm zurückzukehren und verſprach mir, mich in alle ſeine Geheimniſſe einzuführen. War es Trotz, der ſich nicht bezwingen laſſen wollte, oder war es Furcht, die mich von der Rachſucht und dem Neid des unheimlichen Alten das Aeußerſte befürchten ließ, ich weiß es nicht, genug, ich verweigerte feſt und beſtimmt jede Ausſöhnung. Da ſprang er raſch vom Boden auf, als ob er wieder Jüngling geworden wäre; über ſein Geſicht flammte eine wunderliche Röthe und ſeine Augen ſchoßen Blitze, es war, als wollte der böſe Feind ſelbſt mit all ſeinen Schrecken hervortreten aus des alten Mannes ſchwacher, gebrechlicher Geſtalt. „O Du verruchter Satan,“ rief er mir mit einer Donnerſtimme zu, „ich hab's wohl gedacht; hätt' ich Dir doch geſtern den Trank gegeben, den Du heute Abend zum Dank für Deine Hinterliſt in Deinen Wein empfangen ſollteſt, dann könnteſt Du im Bauch des Kirchhofs gegen Deine Sargnachbarn ausplaudern, was Du zu wiſſen meinſt! Ach, daß gerade heute das wunderbarſte aller Mooſe in die Blüthe treten mußte, und daß ich außer Dir Niemand hatte, der es pflücken konnte!“ Nun war es ordentlich, als ob er wieder zuſammen knickte, er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach der Krücke und ſchlich ſich keuchend fort. Jürgen machte eine Pauſe und trank, wie zur Erholung, auf den in der Erinnerung noch einmal überſtandenen Schreck ein Glas Bier. Der Wirth, der während des Fortgangs der Erzählung im Zweifel, wie die übrigen Anweſenden im Glauben erſtarkt war, ergriff dieſe Gelegenheit, einen garſtigen Einwurf vorzubringen. „Ihr nanntet," hob er an, „vorhin eure Liebſchaft ein Unglück; mir ſcheint ein Unglück, das dem Menſchen das Leben rettet, kann er ſich wohl gefallen laſſen." Hans huſtete und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn; Jürgen aber, ſtatt in Verwirrung zu gerathen, verſetzte mit unvergleichlicher Unverſchämtheit: Ihr habt Recht und fuhr ruhig fort. „Man kann es ſich leicht denken, daß ich, eben im Begriff, Berg- und Felsſpitzen zu erklimmen, nicht ſonderlich gekleidet war; dennoch fühlt' ich mich nicht im Gerin'gſten verſucht, das Haus des Doktors mit einem Fuß wieder zu betreten. Ich gab meinem Mädchen einen letzten Kuß, das arme Kind mogte fühlen, daß es ewigen Abſchied gelte und hielt mich feſt; ach, ihrer Leidenſchaftlichkeit habe ich dieſen abſcheulichen Riß in meinem Wamms zu danken! Ich eilte zu meinem Freunde; er lebte damals — jetzt ſieht man's ihm nicht recht mehr an — in wahrhaft glänzenden Verhältniſſen! Doch er liebte mich; Bruder, rief er aus, ich begleite Dich bis an's Ende der Welt, und umarmte mich mit einem Ungeſtüm, daß ich, ich hab' nicht die Bruſt eines Rieſen, nicht zum zweiten Mal ſo umarmt zu werden wünſche. Nun begaben wir uns ſogleich auf den Weg, um den Doktor Paracelſus ſo ſchnell als möglich zum Glücklichſten der Sterblichen zu machen. „Wie weit haben wir noch bis Theofrastika?“ Die Bauern ſchüttelten den Kopf; keiner hatte den Namen eines ſolchen Orts jemals nennen gehört. „Gott ſteh' uns bei,“ wehklagte Jürgen, „ſo hat der Feind uns die ganze lange Zeit hindurch, daß wir auf der Wanderung ſind, getäuſcht; noch am Eingang dieſes Dorfes begegnete uns ein einäugiger Mann mit geſtreiften Beinkleidern und verſicherte uns, wir wären am Ziel.“ „Himmliſche Gerechtigkeit!“ rief einer der Bauern aus, „ich wollte ſchwören, das wäre mein alter Großvater geweſen, aber der kommt ſchon ſeit einem halben Jahr nicht mehr aus der Stube.“ „Der Böſe nimmt eine Geſtalt an, wie er will,“ verſetzte Jürgen; „mein Freund hat's erlebt, daß er ihm als ſein leibhaftes Konterfei entgegen getreten iſt, und ihm erſt verliebte Küſſe, dann den Kopf zugeworfen hat.“ Es war ſpät geworden, recht ſchadenfroh heulte der Wind um's Haus und warf die Regentropfen an die Fenſter, nicht ohne Herzklopfen dachten die Bauern an ihren Heimgang in der finſtern Nacht, aber ſie mußten ſich doch zuletzt entſchließen, und brachen nicht, wie ſonſt, Einer nach dem Andern, ſondern friedlich und freundſchaftlich alle auf einmal auf. Nur ein einziger Mann blieb zurück; dieſer hatte ſich den ganzen Abend vor den Uebrigen dadurch ausgezeichnet, daß er ſein Bier aus dem größten Glaſe trank, daß er den meiſten Qualm aus ſeiner Pfeife jagte, und daß er ſeinen breitgekrempten Hut keinen Augenblick vom Kopf herunter that. Er war ſtarkknochig und vierſchrötig; ſein breites, volles Geſicht war ein vollkommen glaubwürdiges Atteſtat, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangenen Futterlieferungen ausgeſtellt hatte; ein gewiſſer alberner Stolz, der ſich vergebens durch die dicken, aufgequollenen Züge Bahn zu brechen ſuchte, bezog ſich wohl auf einige klingende Thaler in der Taſche oder auf einen fetten Ochſen im Stall. Der Mann trat auf Jürgen zu, legte ihm plump die Hand auf die Schulter, ſah ihn eine Zeitlang mit lächerlichem Ernſte an und fragte ihn dann: „Junger Menſch, ſeid Ihr Eurer Sache gewiß, ich meine, daß Ihr Gold machen könnt?“ „Wäre ein Kruzifix bei der Hand,“ entgegnete Jürgen vornehm, „ſo könnte ich, wofern es mir beliebte, Euren Zweifel durch einen Schwur entkräften!“ „Es iſt kein leichtes Stück Arbeit,“ bemerkte der Andere. „Es geht, erwiderte Jürgen, auch keineswegs ſo ſchnell von Statten, wie man etwa eine Bratwurſt ſtopft oder Schinken in den Rauch hängt!“ „Könnt Ihr Euch wohl einen Tag im Dorf aufhalten?“ „Was meinſt Du Freund,“ ſagte Jürgen, indem er ſich zu Hans wandte. „Unſ're Zeit iſt koſtbar,“ erwiderte Hans langſam, „doch, wenn's nicht länger iſt —“ „Gut, verſetzte der ſtarkknochigte Mann, morgen in aller

Frühe bin ich wieder hier, bis dahin laßt Euch im Wirtshaus Nichts abgehen, ich bezahle Alles.“ Er rückte vor Jürgen ein klein wenig den Hut und ging, ohne von Hans Notiz zu nehmen, hinaus, der Wirth folgte ihm mit dem Licht. „Wer war der Mann?“ fragte Jürgen lauernd, ſobald der Wirth zurück kam. „Es iſt der Meiſter Jakob, verſetzte der Wirth, unſer Hufſchmied und der einzige Hufſchmied in einer Runde von drei Meilen. Dieſem Umſtand allein hat er es beizumeſſen, daß ſich ſeiner Ungeſchliffenheit und närriſchen Hoffart ungeachtet, ſeine Kundſchaft nicht vermindert. Man kann doch nicht immer eine Reiſe von einigen Stunden darum thun, wenn man ein Roß beſchlagen laſſen will.“ „Der Meiſter Jakob,“ ſondirte Jürgen weiter, „iſt wahrſcheinlich reich, und macht ſich deßwegen nicht viel aus ſeiner Schmiede und ſeinen Kunden!“ „An Vermögen fehlt es ihm freilich nicht,“ entgegnete der Wirth und begann, für ſeine beiden Gäſte hinter dem Ofen eine warme Streu einzurichten, „doch, das iſt der Grund nicht, weßhalb er Hammer und Amboß über die Achſel anſieht.“ „Ei, was denn?“ fragte Jürgen mit einer Haſt, die von dem gleichgiltigen Ton, in dem er bisher das Geſpräch geführt hatte, gar ſonderbar abſtach. „Der Meiſter Jakob verzehrt viel Geld bei mir,“ verſetzte der Wirth, „doch, das ſoll mich nicht abhalten, mit der Sprache gerade heraus zu gehen.

Mit einem Wort, er iſt der größte Narr unter der Sonne. Dieſer Menſch, der ſo dumm iſt, daß ihn ein Kind überliſtet, bildet ſich ein, er ſei zu großen Dingen berufen und die Welt werde noch einmal über ihn erſtaunen. Ihr lacht, man ſollte es nicht für möglich halten, und doch iſt's wahr. Fragt man ihn, was er denn von ſich und der Zukunft erwartet, ſo geſteht er ohne Umſtände ein, er wiſſe es ſelbſt nicht, aber das Alles, ſetzt er dann mit liſtig zugekniffenen Augen hinzu, wird ſich zu ſeiner Zeit ſchon finden.“ „Welche Thorheit für einen Mann, deſſen Haare ſich ſchon grau färben,“ ſagte Hans. „Nicht zu vorſchnell,“ unterbrach ihn Jürgen mit Würde, „ich fühle mich zu dieſem Mann wunderbar hingezogen. Vielleicht hat das, was die Welt Thorheit und Wahnſinn ſchilt, einen tieferen Grund. Oft bleiben die Ohren der Weiſen verſchloſſen und den Einfältigen offenbart ſich der Himmel!“ „Dagegen läßt ſich nichts einwenden,“ ſagte der Wirth mit einem ſchlauen Lächeln, „denn es ſteht in der Bibel.“ Hierauf wünſchte er Hans und Jürgen eine gute Nacht und begab ſich in ein anſtoßendes Gemach zu ſeiner Frau, die, weil ſie ſich nun einmal bei Licht des Schlafes nicht erwehren konnte, regelmäßig einige Stunden vor ihrem Mann zu Bette ging. Kaum war er fort, als Jürgen jubelnd in der Stube herum zu ſpringen und alle Zeichen einer ausgelaſſenen Freude von ſich zu geben begann. „Still doch Menſch, ſtill doch,“ wisperte Hans, „wenn Du das Lärmen und Hanthieren nicht einſtellſt, ſo wirft er uns noch um Mitternacht aus der Thür.“ „Grützkopf,“ verſetzte Jürgen, „ich wette, Du ahnſt es gar nicht, daß wir heut Abend den Stein der Weiſen gefunden haben!“ „Ich verſtehe dich wohl,“ erwiderte Hans, denn ich kenne Deine Frechheit; aber ich überſehe eben ſo wenig, daß wenn wir uns bei Meiſter Jakobs Thorheit in die Koſt legen, ſeine Weisheit plötzlich einmal erwachen und uns eine garſtige Zeche abfordern wird, die er dann vermuthlich mit einer Eiſenſtange eintreibt.“ „Was thäte das Kerl!“ unterbrach ihn Jürgen, „ich denke, dein Rücken iſt lange genug dein Zahlmeiſter geweſen, um auf ſo etwas gefaßt zu ſein. Diesmal aber fürchteſt Du, wo nichts zu fürchten iſt. Ich habe einen Plan, einen Plan — — Hans, ſeit ich dieſen Plan ausgeheckt, muß ich auf jeder billigen Wagſchaale um zehn Procent im Werth geſtiegen ſein!“ „Wie Du nur ſolch’ eine Geſchichte ſo in einem Athem zuſammen lügen konnteſt,“ ſagte Hans kopfſchüttelnd, „ich muß bekennen, ſo lange du erzählteſt, lag ich in einer Art von Fieber, denn endlich, dachte ich, muß der Krug, der ſo unmenſchlich keck zu Waſſer geht, doch wohl brechen!“ „Erzählen iſt eine Kunſt, die ſich von meiner Großmutter her auf mich vererbt hat,“ entgegnete Jürgen, „und Wunderdinge erzählen ſich am leichteſten, da Niemand verlangen kann, daß man ſie ihm erkläre. Uebrigens war's ja, Kleinigkeiten und die nöthigen Vergoldungen abgerechnet, wirklich meine Lebensgeſchichte. Setze an die Stelle des Doktors den geizigen Apotheker, zu dem mich mein Vater in die Lehre that; nimm den Kräutern, die ich ſammeln mußte, ihre edelſten Kräfte und lege ihnen die gemeinen, ſchweißtreibenden und abführenden bei; entzieh' meiner Liebſchaft etwas von ihrem Glanz und mache ſie zu einem vertraulichen Verhältniß zu der Magd im Hauſe, das der Apotheker am Lehrling nicht dulden wollte, weil er es ſich ſelbſt wünſchte; beſonders aber zieh' über Deine glänzenden Verhältniſſe einen Strich und erinnere Dich, daß Du bei deinem Meiſter, dem tauben Grobſchmied blos arbeiten, aber nicht eſſen ſollteſt, bleibt dann noch etwas zu verändern übrig?" „Ich wollte doch," entgegnete Hans und kratzte ſich hinter den Ohren, „ich wär' bei dem Meiſter geblieben, dann wär' ich nun bald Geſell! Du machteſt mir, als Dein Herr Dich aus der Thür geworfen, und Dein Vater Dir die ſeinige vor der Naſe zugeſchlagen hatte, eine ſo leckere Beſchreibung von der Freiheit, daß mir das Maul darnach wäſſerte, wie nach einer Martinsgans. Hol' der Teufel die Freiheit, die dem Menſchen nichts bringt, als Hunger und Durſt und die Ausſicht auf ein Gefängniß! Ich ſehne mich ordentlich nach Arbeit, und während Du dem Meiſter

Jakob Gold machſt, mögte ich ihm wohl Hufeiſen, Nägel und Radfelgen verfertigen.“ „Deine niederträchtigen Geſchicklichkeiten werden uns am Ende noch verrathen,“ fuhr Jürgen auf, „nun komm her, und ſtrecke Deine faulen Knochen auf's weiche Stroh; ſo gut haben wir's lange nicht gehabt. Der Ofen iſt noch ſo warm, daß ich die Hand nicht daran halten kann; wie das behagt!“ Ermudet, wie ſie waren, ſchliefen ſie bald ein; nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wurde Jürgen durch ein ängſtliches Aechzen und Stöhnen ſeines Gefährten geweckt. Verdrießlich über die Störung ſeiner nächtlichen Ruhe, ſtieß er Hans derb mit dem Ellbogen in die Seite; wie ward ihm aber, als er dieſen „ach Gott, ach Gott“ rufen, und alle Gebete, die er von Kindesbeinen an auswendig gelernt haben mogte, unter lautem Zähnklappern herſagen hörte. Jürgen konnte ſich des Lachens nicht erwehren. „Dem träumt gewiß, er wird gehenkt,“ dachte er, „weil ich geſtern Abend von den Gänſen ſprach; einen betrübteren Kameraden hätt' ich nicht finden können.“ Dann ergriff er ihn beim Arme, ſchüttelte ihn, und rief: Kerl, ermuntere dich doch! „Du biſts?“ ſagte Hans, und holte einen tiefen Seufzer. „Wer ſollt's anders ſein?“ verſetzte Jürgen. „Entſetzliche Dinge hab' ich überſtanden!“ ſagte Hans. „Du haſt davon geträumt!“ verbeſſerte Jürgen. „Nein, nein!“ fiel ihm Hans mit

Heftigkeit in die Rede, „ich mögte ſagen, ich wär' vor Angſt geſtorben, wenn ich nicht noch lebte. Nur kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, da kam Etwas zu mir heran, und legte ſich auf mich wie Blei, daß ich kein Glied zu rühren vermogte, und zu erſticken meinte.“ „Du lagſt vermuthlich auf'm Rücken,“ ſagte Jürgen ſpöttiſch, „und da drückte Dich Dein eigen Blut, wie mein Herr, der Apotheker, zu ſagen pflegte.“ „Deinem Herrn, dem Apotheker,“ entgegnete Hans gereizt, „ſchlüge ich drei Zähne aus, wenn er mir weißmachen wollte, daß das Blut eines Menſchen, das am Tage ſo wenig eine Laſt für ihn iſt wie die Luft, bei Nacht in's Gewicht fällt wie ein Mühlſtein! Die Nachtmähr' war's, die mich ritt; ich hab' das abſcheuliche Ungeheuer ja ſelbſt geſehen, ſie hatte ganz kleine Zähne und eine hellrothe Zunge, die ihr ellenlang aus dem Rachen hing, und einen bläulichen Glanz ausſtrömte. Ich erkannte ſie ſogleich, denn meiner Mutter Bruder, der alte Chriſtian mit dem lahmen Fuße, hat ſie mir ſchon beſchrieben, als ich noch auf den Armen getragen wurde. Das war aber noch nicht genug. Wie ich dies Ungeheuer anſtiere, und mich, in Erwartung eines unfehlbaren Todes, auf Stoßgebete beſinne, fällt eine halbe Legion von häßlichen Teufeln über mich her, und quält mich. Einer davon verſetzte mir einen ſolchen Stoß in die Seite, daß mir alle Knochen krachten. Es ſchmerzt mich noch in den Kaldaunen!“ „Nun, das nenne ich eine Narrheit!“ rief Jürgen, und hielt ſich den Bauch, „die ſich am Markte ſehen laſſen darf, denn ſchwerlich findet ſie ihres Gleichen.“ „Du weißt,“ verſetzte Hans zornig, „daß ich um Foppereien nicht viel gebe, und am wenigſten zur Nachtzeit, wo ich entweder ſchlafe oder verdrießlich bin. Will mir Einer abſtreiten, was ich geſehen habe, ſo laſſ' ich's gelten, denn das Auge kann ſich täuſchen, beſonders im Finſtern; wer mir aber meine Haut, mein Fleiſch und Bein zu Lügnern machen will, dem tränk' ich's ein. Die Prügel, die Striemen nachlaſſen, hab' ich wirklich bekommen, und Du ſollſt mir an die Teufel glauben, weil ich den Stoß noch fühle!“ „Blix, alle Wetter!“ fuhr Jürgen auf, „ſo nimm doch Vernunft an, den Stoß brachte Dir ja Niemand bei, als ich. Dein vermaledeites Stöhnen hatte mich aus dem Schlafe geweckt, deshalb war ich erboßt auf Dich!“ Hans hatte keine Zeit, ſeine Verwunderung zu bezeigen; ein ſonderbares Geräuſch, das ſich draußen unter dem Fenſter vernehmen ließ, bewog Beide zum Schweigen und Aufhorchen. Es dauerte nicht lange, ſo wurde das Fenſter geſchickt aufgemacht, und eine Geſtalt bemühte ſich, hinein zu ſteigen; ſie hatte aber kaum ein Bein hereingebracht, als Jürgen, der hurtig aufgeſtanden und herangeſchlichen war, dies umklammerte, und dann aus Leibeskräften ſchrie: Diebe! Diebe! Auf dieſen

Ruf wurde der Wirth alsbald munter, und ſtürzte in die Stube. „Steckt nur ſchnell einen Span an!“ rief Jürgen ihm entgegen, „ich halt’ den Burſchen ſchon, ſo unſanft er mir auch mit dem beſtiefelten Fuße liebkoſet.“ „Ich habe eben ſeine beiden Fäuſte gepackt,“ ſetzte Hans hinzu, „er kann jetzt, wie Ihr hört, nur noch wimmern und fluchen.“ Der Wirth kam mit einem brennenden Spane zurück; der flackernde Schein deſſelben fiel auf ein ſpitziges, hageres, welkes Geſicht. „Iſt es denn möglich!“ rief der Wirth aus, ſo wie er den nächtlichen Gaſt in’s Auge faßte, „Liſe, Weib, das iſt ja Dein leiblicher Bruder!“ „Leider, Schwager, bin ich’s,“ ſtöhnte der Gefangene, „thu mir die Liebe, und mach’ nicht ſo viel Lärm.“ „O, der niederträchtige Filz,“ knirſchte die Frau, die mittlerweile ebenfalls herbei geeilt war, „gewiß hat er die zwanzig Gulden, die er Dir geſtern endlich für den ſchon im Sommer gekauften und verzehrten Ochſen ausgezahlt hat, wieder holen wollen.“ „Schweſter, ich beſchwöre Dich, ruinire mich nicht durch Schimpfen,“ wimmerte der noch immer halb im Zimmer und halb draußen befindliche Dieb, „was ich gewollt habe, kann Dir einerlei ſein, Du ſiehſt, es iſt mir mißglückt.“ „Wär’s nicht eine Schande für mich ſelbſt,“ ſagte der Wirth, und kniff, vor Zorn über und über glühend, den Schwager in die Ohren, „ſo würde ich den Hund einſtweilen in den Keller ſtecken, und ihn morgen, am hellen, lichten Tage, gebunden an Händen und Füßen, zum Schulzen ſchleppen." „Jetzt", unterbrach ihn Jürgen, „ſpazirt er auf ein Viertelſtündchen herein, und wird gehörig abgegerbt, und wofern er ſich den geringſten Schrei erlaubt —" „Schreien werd' ich nicht," verſicherte der Hagere, ihm ſchnell in's Wort fallend, „die Nachbarn würden mich an der Stimme erkennen. Darf ich Dich aber bitten, lieber Schwager," ſetzte er mit weinerlicher Stimme hinzu, „ſo laſſ' uns den Handel im Dunkeln abmachen, damit mich der Nachtwächter, wenn er vielleicht bei dir die Stunde abrufen ſollte, nicht ſieht. Du weißt, in meiner Hanthierung bedarf ich des guten Leumunds, und ich werde mich Dir mit einem Scheffel Kartoffeln dankbar bezeigen." „Fort mit Dir!" fluchte der Wirth, und gab ihm einen Stoß vor die Bruſt, daß er aus dem Fenſter flog wie eine hölzerne Puppe. Der Wirth begab ſich nun wieder in ſein eheliches Gemach, jedoch nicht, ohne den Freunden ſeinen lebhafteſten Dank zu bezeigen; ſie hätten, meinte er, diesmal ſeinen wachſamen Hund, der leider vor einigen Wochen krepirt ſei, auf's Beſte erſetzt. „Da haſt Du das Schickſal," ſagte Jürgen zu Hans, als ſie ſich wieder auf der Streu dehnten, „vor drei Stunden faſt ſelbſt Diebe, und nun nicht blos ehrliche Leute, ſondern noch etwas mehr als ehrliche Leute, den Gottloſen ein Gräuel, den Sündern ein Stein des Anſtoßes, über den ſie

Hals und Bein brechen.“ Am anderen Morgen hatten ſie nur kaum ihre Bierſuppe und einen leckeren Eierkuchen, den die Wirthin aus Dankbarkeit dem Frühſtücke hinzufügte, verzehrt, als Meiſter Jakob hereintrat. Er hatte ſich friſch raſirt und ſich die Nägel beſchnitten, ein Umſtand, der Jürgen nicht entging, und auf den er das gehörige Gewicht legte. Beim Eintritte nahm er den Hut ab, ſetzte ihn indes gleich wieder auf, und ſteckte, bevor er ein Wort ſagte, ſeine Pfeife an. „Wiſſ't Ihr auch,“ begann er nun, nach den erſten erquicklichen Zügen, mit einer wichtigen Miene zu Jürgen, „was mir geträumt hat? Ich ſah Euch, ſo kam es mir vor, gewiß und wahrhaftig! Gold machen. Es waren lauter gehenkelte Dukaten, wie meine Tochter einen um den Hals trägt, und Ihr ſtandet an einem großen Tiſche mit Löwenfüßen, und betriebt Euer Geſchäft. Euer Kamerad ſtand neben Euch, aber der ſchaute eben ſo dumm drein, als ich ſelbſt.“ „Das iſt ein einfältiger Traum,“ verſetzte Jürgen vornehm, „aus dem Schmelztiegel gehen wohl zuweilen Goldbarren hervor, doch niemals Dukaten. Und was meinen Kameraden anlangt, ſo mögte ich in der entſcheidenden Stunde lieber dies oder jenes Kräutlein entbehren, als die Kraft ſeines Gebetes.“ „Mit Gebet wird das Werk vollbracht?“ fragte Meiſter Jakob voll Erſtaunen. „Habt Ihr etwa erwartet, durch des Teufels Liſt und Gewalt?“ erwiderte Jürgen bitter. „Ihr nehmt mir dadurch eigentlich einen Stein vom Herzen," ſagte Meiſter Jakob, „man iſt nun einmal gewohnt, dem Teufel das Goldmachen und dergleichen zuzuſchreiben." Es entſtand eine Pauſe. „Meiſter," hub Jürgen darauf wieder an, „Ihr erſuchtet uns geſtern Abend, einen Tag im Dorf zu verweilen. Es liegt Etwas in Euerem Geſichte, was mir ſogleich gefiel, d'rum ſagten wir Euch zu. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mich dieſe Willfährigkeit jetzt gereut. Der Menſch muß ſein Ziel verfolgen, wie der Jäger das Wild, ſonſt entgeht es ihm gar zu leicht. Seid ſo gut, und ſagt uns ohne weiteren Aufenthalt, was Ihr von uns verlangt, damit wir fürbaß wandern können. Der Boden brennt mir unter den Füßen." Meiſter Jakob huſtete, und ſah den Wirth an; dieſer verſtand den Wink, und ging hinaus. „Gold machen", begann er nun verlegen, „iſt eine ſchöne Kunſt, und es iſt einem Familienvater, einem Manne, der Jahr aus, Jahr ein den ſchweren Schmiedehammer ſchwingen muß, wohl nicht zu verargen, wenn er ſie erlernen mögte." „Das geht nur unter gewiſſen Umſtänden," unterbrach ihn Jürgen achſelzuckend, „in welchem Monate ſeid Ihr geboren?" „Im April." „Dankt Euerer Mutter noch im Grabe dafür," fuhr Jürgen fort, „hätte ſie Euch im März oder gar im Mai in die Welt geſetzt, ſo hätte der Mops, der unter dem Ofen liegt, gerade ſo viel Ausſichten, wie Ihr. Hoffentlich habt Ihr Euere

Hände nie mit Menſchenblut befleckt, d. h. Ihr ſeid kein Mörder und Todtſchläger?" „Bewahre Gott, nein!" „Und habt Ihr Muth? Wenn Euch plötzlich einmal ein Kopf mit einer Naſe von zwei Ellen Länge über die Schulter guckte, oder wenn zehn Finger vor Euch in der Luft herumkreuzten, ohne daß Ihr einen Arm, geſchweige einen Körper, dem ſie angehören möchten, erblicken könntet, würdet Ihr dem Schrecke nicht erliegen?" „Geſchieht das denn zuweilen?" fragte Meiſter Jakob. „Ich kann Euch wenigſtens nicht verſprechen, daß es nicht geſchieht," erwiderte Jürgen. „Ihr ſeht, ich bin aufrichtig gegen Euch." „Ich glaube nicht," verſetzte Meiſter Jakob nach einer Pauſe der Ueberlegung, „daß mir ſolche Widerwärtigkeiten begegnen werden. Ihr denkt vielleicht, daß ich nur ſo in den Brei hinein tappe, daß ich blos, weil ich ihn fliegen ſehe, den Vogel zu fangen meine. Dann wäre ich ein Narr. Nein, Gottlob, die Sache iſt anders. Von Kindesbeinen an weiß ich und bin auf's Ueberzeugendſte davon vergewiſſert, daß ich zu etwas mehr, als zum Brodeſſen beſtimmt bin. Während meine Mutter mit mir ſchwanger ging, träumte ihr drei Mal — merkt es wohl, drei Mal hintereinander — ſie würde von einem Gerſtenkorne entbunden, und dies verwandelte ſich in eine Perle. Damals war hier im Dorfe eine weiſe Frau, der erzählte meine Mutter ihren Traum, damit ſie ihn auslege. Die ſagte ihr, ſie werde ein Kind mit ſonderbaren Gaben gebären, ein Wunderkind. Dieſe nämliche Frau ſagte ihren eigenen Tod voraus, und er traf richtig ein. Als ich nun zur Welt kam, da war ich gleich ſo dick und fett, daß meine Mutter die Prophezeiung der weiſen Frau gar nicht mehr in Zweifel zog. Aber wie ich größer wurde, da wollte Jederman, und vornehmlich mein Vater, ein harter, unbilliger Mann, finden, ich ſei eigentlich äußerſt ungelehrig und ungeſchickt. und ich hieß der dumme Jakob. Dies zog ich mir einmal an einem Abende zu Gemüthe, wollte das Hühnel, das meine Mutter mir heimlich gebraten hatte, nicht eſſen, und begann bitterlich zu weinen. Meine Mutter trat zu mir, und fragte: Jöbſtchen, warum weinſt du? Ach, ſchluchzte ich, weil die Leute ſagen, daß ich ſo dumm bin. Damals hielt ich mich nämlich wirklich für dumm. Kind, verſetzte meine Mutter, und putzte mir mit ihrem Sacktuche die Naſe, kehre dich nicht an die Leute. Ich weiß es wohl, daß dir die verwetterten krummen Dinger, die Buchſtaben, nicht in den Kopf wollen. Was thut's? Als ich jung war, da überließ man das Buchſtabiren den geiſtlichen Herren und denen, die es werden wollten, und die Welt ging nicht ſchlechter darum. Dein Vater berühmt ſich, er habe in deinen Jahren ſchon gleich dem beſten Geſellen ein Hufeiſen aus dem Feuer ſchmieden können. Du kannſt es freilich nicht, nun daraus folgt, daß etwas Anderes, als ein gemeiner Grobſchmied, in dir ſteckt. Hierauf erzählte ſie mir haarklein Alles, was ſich zwiſchen ihr und der weiſen Frau zugetragen hatte, und ſuchte mich von der Wichtigkeit meiner Perſon zu überzeugen. Trotzig und verſtockt, wie ich vom Weinen und Heulen war, koſtete es ihr viele Mühe; endlich gelang es ihr, ich aß und trank, und legte mich ſchlafen. Das Ding brannte mir wie glühend' Eiſen im Kopfe, ich hätte gar zu gern etwas davon begriffen. Da ich aber nie ein Freund vom Grübeln geweſen bin, ließ ich's bald ruhen, und verließ mich, wie in hundert anderen Fällen, auf meine Mutter. Doch unterließ ich nicht, mich ſelbſt an Leib und Seel' zu unterſuchen, und meine Gaben für das Außerordentliche zu prüfen. Anfangs — noch jetzt muß ich über dieſe kindiſche Thorheit lachen — glaubte ich ſteif und feſt, das ganze Wunder läge in meiner beſonderen Fertigkeit, Buben, die mich verhöhnten, die Ohren zu zwicken. Wie ich vernünftiger wurde, und einen Bart bekam, hoffte ich auf Glück im Würfelſpiele. Vielleicht, dachte ich ſpäter, kannſt du Blinde ſehend machen, aber ſie blieben blind, wenn ich ſie berührte. Mein Vater zwang mich, ſein Handwerk zu erlernen, auch hab' ich nach ſeinem Tode die Schmiede übernommen, und ihr, wiewohl nicht ohne Widerwillen, ſeither vorgeſtanden. Ich muß bekennen, mein Glaube an die Weiſſagung iſt in den letzten zehn Jahren etwas heruntergekommen; auch iſt das wohl bei einem Manne, der die Fünfzig überſchritten hat, ohne ein Titelchen von ſeiner geringſten Hoffnung erfüllt zu ſehen, ſehr natürlich. Aber als ich geſtern Abend vom Goldmachen ſprechen hörte, da ging's mir plötzlich wie ein Licht auf, und" — Meiſter Jakob ſtockte, und ſah Jürgen an. Jürgen ſtellte ſich mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Armen vor ſeinen angehenden Diſcipulus hin, ſchaute ihm ſo lange keck und ſcharf in die Augen, bis er ſie verwirrt niederſchlug, und fragte ihn dann in ſo tiefem Baſſe, als er ſeinem Organe abzwingen konnte: „Freund, Ihr habt Glauben, habt Ihr aber auch Geduld?" „Nicht viel!" verſetzte Meiſter Jakob, raſcher und beſtimmter, als es Jürgen lieb war. „Und doch liegt zwiſchen Säen und Ernten lange Zeit!" bemerkte Jürgen. „Hier iſt ja von Wunderthun die Rede!" entgegnete Meiſter Jakob. „Nicht doch!" erwiderte Jürgen mit finſterem Geſichte, „es handelt ſich hier blos um einen Blick in's Kochbuch der Natur, der freilich nicht jedem Auge verſtattet iſt. Kennen wir aber einmal die Art und Weiſe, ſo gewinnen wir den Erden auf dem nämlichen Wege das goldene Blut ab, wie der Bauer ſeinem Acker den Roggen oder den Weizen. Wenn Zauberei dazu gehörte, meint Ihr, der gottesfürchtigſte unter den Königen, der König Salomo, hätte ſich damit befaßt, von dem doch weltbekannt iſt, daß ihm die

Elemente unterworfen waren?“ „Nun, nun,“ verſetzte Meiſter Jakob, „hab' ich für das Bischen Eſſen und Trinken dreißig Jahre hinter'm Amboſſe ausgehalten, ſo — — — hier meine Hand, ſchlagt ein, und bleibt bei mir, ſtatt den verfluchten Doktor, deſſen Namen ich nicht behalten kann, aufzuſuchen; ich verſpreche Euch, die Zeit ſoll mir nicht zu lang' werden!“ „Noch Eines!“ ſagte Jürgen, und zog ſeine Hand zurück. „Ihr müßt Euch, mögt Ihr nun unmittelbar mit mir operiren wollen, oder nicht, jedenfalls, wie ich ſelbſt, drei ſchweren Bedingungen unterwerfen, denn ſonſt wären all' unſere Bemühungen umſonſt. Ihr habt ein Weib, nicht wahr?“ „Ja.“ „Ihr dürft Euch ihr um keinen Preis nähern!“ „Das wird ihr nicht behagen.“ „Irgend eine Speiſe iſt Euer Leibgericht?“ „Nichts geht mir über gekochten Schinken mit Sauerkraut!“ „Das Gericht darf, ja, es muß auf Eueren Tiſch kommen, damit Ihr wirklich ein Opfer bringt!“ Jürgen theilte nämlich, was Schinken und Sauerkraut betraf, Meiſter Jakobs ſoliden Geſchmack, und ſtellte ſeine Bedingung darnach, „aber Ihr dürft es nicht anrühren!“ „Teufel!“ „Ihr habt hitziges Blut, und haltet, man ſieht's Euch an, gewiß mehr vom Dazwiſchenſchlagen, als von einem Prozeſſe. Aber Ihr dürft, wofern Ihr nicht blos Gold ſuchen, ſondern Gold finden wollt, nicht ſo viel Galle in Euerer Bruſt beherbergen, wie eine Taube, nicht ſo viel wie eine Taube, ich wiederhol' es!“ „An dieſem Punkte, fürcht' ich,“ gab Meiſter Jakob kleinlaut zur Antwort, „wird das ganze Vorhaben ſcheitern. Ich kenne mich, ich hab' Stunden gehabt, wo ich meinen eigenen Vater hätte todtſchlagen können; aus einem Menſchen, wie ich bin, wird nie eine Taube.“ „Nun,“ verſetzte Jürgen, der ſich, um nicht Alles zu verlieren, hier nachgiebig bezeigen zu müſſen glaubte, „wenn Ihr den beiden anderen Bedingungen nur ganz getreu nachkommt, ſo läßt ſich, falls Ihr das Unglück haben ſolltet, die dritte einmal zu brechen, immer wieder helfen. Doch, ſoviel iſt gewiß, jedes Aufbrauſen, das Ihr Euch zu Schulden kommen laſſ't, entfernt uns meilenweit wieder vom Ziele, dem wir uns ohnehin nur mit Hahnenſchritten nähern können, und ließet Ihr Euch wider Verhoffen zum Aeußerſten, ich meine zum Prügeln, von Eurem Ungeſtüme fortreißen, ſo — —“ „Darf ich,“ unterbrach Meiſter Jakob ihn, „die Wuth an mir ſelbſt auslaſſen? Darf ich mir, wenn's in mir brauſt und überläuft, Haare ausraufen? Darf ich mit der Stirne gegen die Wand rennen, und mir das Maul mit der Fauſt zerdreſchen? Dies war von jeher mein Mittel, wenn ich meinem Widerſacher nicht an's Kleid zu kommen wußte; da will ich von jetzt an denn immer denken, mein Feind ſei auf den Mond geflüchtet!“ „Ihr ſeid Herr über Euren Körper,“ verſetzte Jürgen nach kurzem Beſinnen, „ſtellt mit ihm an, was Ihr wollt. Niemand hat Euch d'rein zu reden, wenn Ihr Euch nur nicht umbringt!" „Nun," ſagte Meiſter Jakob, hoch aufathmend, „ſo ſind wir einig; begleitet mich denn, damit wir keine Zeit verlieren, unter mein Dach." Meiſter Jakob zündete die Pfeife, die ihm längſt ausgegangen war, wieder an, und ging voraus. „Hatt' ich geſtern Abend Recht mit meinem Plane, hatt' ich Urſache zu Freudenſprüngen," flüſterte Jürgen ſeinem Gefährten zu, der verdutzt über Alles, was er geſehen und gehört hatte, wie im Traume neben ihm herging, „ſind das Bedingungen, die ein Menſch halten kann, und iſt der Gimpel ſie desungeachtet nicht eingegangen? Ich werde kochen und deſtilliren und filtriren, wie ich's noch vom Apotheker her verſtehe, und wenn Kraut Kraut bleibt, ſo ſchreibt unſer Mann es dem Umſtande zu, daß er ſeinem Weibe ſchöngethan, oder hinter meinem Rücken Sauerkraut gegeſſen hat." „Und was das Beſte iſt," fiel Hans ein, „gegen Prügel iſt man geſichert; wenn er mit Einem von uns unzufrieden wird, ohrfeigt er ſich ſelbſt!" Unter der Thüre rief der Wirth, der den Horcher gemacht hatte, und den die unverſchämte Prellerei, die er ſich anſpinnen ſah, verdroß, den Meiſter Jakob an: „Ihr werdet doch kein Narr ſein, Nachbar," ſagte er ziemlich barſch, „und Euch im Ernſte mit den lügenhaften, zerlumpten Windbeuteln einlaſſen?" „Ich weiß es längſt," verſetzte

Meiſter Jakob zornig, „daß ſich in dieſem Neſte jeder Eſel für meinen Vormund hält, aber fegt getroſt vor Eurer eigenen Thür, ich bedarf Eueres Beiſtandes nicht. Ich habe ſo gut meine Leuchte im Kopfe, wie Andere, und merke es wohl, wenn ich betrogen werde. Leute, denen ich vertraue, verdienen, daß man ihnen vertraut, und was ihre zerriſſenen Wämmſer betrifft, ſo bin ich der Mann, der ihnen noch heute beſſere auf den Leib ſchaffen kann!“ Damit kehrte er dem wohlmeinenden Wirthe unwillig den Rücken, und faßte, um es ihm vollends deutlich zu machen, wie gut er ſeine Warnung zu würdigen wiſſe, Jürgen, gleich ſeinem vertrauteſten Freunde, unter den Arm. Meiſter Jakob gehörte zu denjenigen Leuten, die es nur dadurch, daß ſie im eigentlichſten Verſtande mit der Thüre in's Haus fallen, zu zeigen verſtehen, daß ſie Herr im Hauſe ſind. Er erhob daher gleich beim Eintritte in das ſeinige ein mörderiſches Geſchrei nach Bier, Brod und Wurſt, fluchte entſetzlich, und riß die Stubenthüre mit ſolchem Ungeſtüme auf, daß Babet, ſeine Tochter, ein junges, ſchönes Mädchen von ſiebenzehn Jahren, die eben heraustreten wollte, erſchreckt zurückfuhr. „Hier herein, meine Freunde!“ rief er ſeinen Begleitern zu, „das Ding da wird für Alles, was wir brauchen, Sorge tragen — ei was, der Edelmann wohnt hier nicht, daß Ihr erſt lange die Schuhe reinigen müßtet — ſetzt Euch nieder, da, hinter den Ofen — was Teufel! behaltet doch die Hüte auf dem Kopfe, ich will den meinigen nur mit der Wollmütze vertauſchen, die iſt wärmer; Pfeifen! alle Wetter, Pfeifen! Schlag' der Donner d'rein, wenn er will, da kommt ein verfluchter Gaul, den ich beſchlagen muß — — laſſ't Euch die Zeit nicht lang werden, in einer Viertelſtunde bin ich wieder hier, ich ſehe, es fehlen nur die Vordereiſen!" Brummend ging Meiſter Jakob hinaus, und zankte im Vorbeigehen mit Babet, die bald, nachdem er das Zimmer verlaſſen hatte, mit friſchem Biere, dem Vorläufer des Frühſtückes, das ſie gleich hinterher auftrug, hereintrat. Sie war freundlich gegen die wunderlichen Gäſte, und ermunterte ſie zum Eſſen und Trinken, doch geſchah das in einem Tone, wie man Bettler zum Zulangen auffordert, und es half Jürgen wenig, daß er ſein rechtes Bein über ſein linkes ſchlug, Babet hatte das häßliche Loch im Beinkleide ſchon bemerkt. „Ein hübſches Dirnel, he?" ſagte Hans, ſobald ſie wieder in die Küche gegangen war. „Ich wollt', ich wär' kein ſo großer Lump," erwiderte Jürgen, „und wenn ich mich morgen in Gold faſſen ließe, es käme ihr nicht aus dem Sinne, wie ich heute eingezogen bin. Es iſt doch wahr," ſetzte er, wie in Gedanken, hinzu, „ein ordentlicher Wandel iſt was werth." „Hier ſcheint Alles vollauf zu ſein," fuhr Hans fort, und ſeine großen, begehrlichen Augen ſtreiften in der

Stube wie Stoß- und Raubvögel, „der Meiſter Jakob muß ſich ſchon auf's Goldmachen verſtehen!“ Babet kam wieder herein; ſie gab ſich den Anſchein, als wollte ſie nachſehen, ob es auch an Etwas fehle, eigentlich aber kam ſie, um die Schlüſſel, die ſie im Silberſchrank hatte ſtecken laſſen, abzuziehen, und allerlei Kleinigkeiten auf die Seite zu ſchaffen. Jürgen, der jeglicher ihrer Bewegungen folgte, entging das nicht. „Warum iſſeſt und trinkſt Du nicht?“ ſagte Hans, und kniff ihn in den Arm, auf den er, wohl unwillkürlich, den Kopf geſtützt hatte. „Du haſt Recht,“ verſetzte er grimmig mit einem Blicke auf Babet, die eben wieder hinausging, „Eſſen und Trinken iſt die Hauptſache, alles Andere iſt Narrentheiding!“ Bald darauf trat ein ältliches, verwittertes Mütterchen, das aber trotz der Brille und den grauen Haaren noch voll Leben und Regſamkeit zu ſein ſchien, in die Stube. Die Alte ſtieß nach dem erſten Blick auf unſ're Freunde eine Art von unartikulirtem Laut aus, von dem ſich ſchwer ſagen läßt, ob er einem Gruß, einem Schrei oder einem Fluch am nächſten verwandt war; doch nahm Hans ihn für einen Gruß und dankte höflich. Hundegeheul ließ ſich vernehmen, Meiſter Jakob ließ den Hauspudel, der, ſich deſſen ſchon verſehend, auf dem Flur liſtig an ihm vorüber ſchleichen wollte, durch einen Stoß, den er ihm in die Seite applicirte, ſeine Autorität fühlen; dann trat er mit Geräuſch herein.

„Hier, Frau, ſiehſt Du zwei Männer," declarirte er der Alten, „die von jetzt an Deine täglichen Haus- und Tiſchgenoſſen ſind, und die Du ehren ſollſt, wie mich ſelbſt. Richte ihnen eine Schlafkammer ein, und vor allen Dingen laß Babet hurtig zum Gevatter Schneider ſpringen, er ſoll ſich tummeln und das Maß nicht vergeſſen. Auch bringe von meinen Hemden und Unterjacken, was eben zur Hand iſt, meine Freunde können vielleicht Gebrauch davon machen. Nicht ein ſolches Geſicht, Weib, Donner und Wetter, ich kann's nicht leiden, daß bei Dir immer der Nebel ſteigt, wenn er bei mir fällt. Ahnſt Du denn gar nicht, welch' Heil uns heute widerfährt?" Wenige Tage verſtrichen, da gingen Hans und Jürgen wie neu geboren aus den Händen des Schneiders hervor, und wenn ſich bei dem dürren Hans die Metamorphoſe darauf beſchränkte, daß er aufgehört hatte, eine Vogelſcheuche zu ſein, ſo war dagegen Jürgen wirklich ein Menſch geworden, und zeigte, daß er ſich in ein ordentliches Wamms zu ſchicken wußte. Mittlerweile hatte Meiſter Jakob neben ſeiner Werkſtatt für ein Laboratorium geſorgt; die Materialienhandlung im benachbarten Städtchen lieferte eine Maſſe Kräuter und chemiſche Stoffe, und der Schöpfungsproceß, der kein Ende nehmen konnte, nahm einſtweilen ſeinen Anfang.

* * *

Reiſeeindrücke.

Ein Diarium.

(Geführt auf einer Reiſe von Paris nach Rom im Herbſt 1844.)

Es iſt drei Uhr Nachts, ich ſitze in Chalons auf dem Dampfſchiff, das um fünf Uhr nach Lyon abgehen wird, es regnet ſo ſtark, daß der Fall der Tropfen auf's Verdeck ſich unten hörbar macht, hier im Saale ſchlafen Einige auf Bänken, eine nur ſpärlich brennende Lampe giebt mir Licht, von ihr hängt es ab, ob ich meine Reiſenotizen blos anfangen oder zu Ende bringen ſoll. Vorgeſtern Nachmittags um fünf Uhr verließ ich Paris, Felix Bamberg, mein Freund und Gefährte, dem ich bei meiner anfangs ſo dürftigen Kenntniß der franzöſiſchen Sprache Unendliches zu verdanken habe, begleitete mich auf die Meſſagerie. Ich kam eben zur rechten Zeit und wurde zum Einſteigen ſo gedrängt, daß mir kaum zum Abſchiednehmen eine ſchmale Friſt blieb; als der Wagen ſich in Bewegung ſetzte, ward mir noch ſchnell von einem der Arbeitsleute ein Billet und ein ſonderbar geſiegeltes Paquet überreicht. Es war Bambergs Hand, ich öffnete das Billet und fand ein paar ſehr ſchöne Verſe, die in Verbindung mit unſern ernſteſten Geſprächen ſtanden; ſie lauteten:

> Der Klaue, wenn ſie das Lebend'ge faßt,
> Nimmt ſelbſt der Flügel halb nur ab die Laſt,
> Drum, wenn ſich ſchwer Geſchaff'nes auf Dich legt,
> Denk' an den Adler, der die Beute trägt!

Das Paquet enthielt eine prächtige Adlerfeder; ich erinnerte mich, das ich einmal, mit Bamberg durch die rue de la paix ſpazieren gehend und eine ſolche Feder an einem Fenſter neben andern Sachen ausgeſtellt erblickend, ſagte: die wünſchte ich mir, um — und ſeine Aufmerkſamkeit rührte mich tief. Ich dankte dem Freunde noch mit einer Handbewegung, dann verlor ich ihn aus dem Geſicht, und der Wagen raſſelte mit einer Eile, die erwünſchter ſein mag, wenn man der Hauptſtadt der Welt entgegen fährt, als wenn man ſie verläßt, durch die Straßen dahin. Die Lampe wollte eben erlöſchen und ich zu ſchreiben aufhören, da kam ein Garçon herein und ſtachelte ſie mit einer Nadel wieder auf; er hatte ein ſo verdrießliches Geſicht, als ob er ſchon ſeit drei Jahren an Leibſchmerz litte, aber es ſei ihm verziehen, denn ihm verdanke ich's, daß ich fortfahren kann und mich nicht ſchlaflos auf einer Bank niederſtrecken muß. Paris zeigte ſich mir noch einmal in ſeinem höchſten Glanz, auf einige Regentage, die die Wege ſtaublos gemacht hatten, war ein wunderſchöner Sonntag gefolgt, es war, als ob die Sonne ihr Gold geſpart hätte, um es beim Abſchied verſchwenden zu können. Die Boulevards, das Palais Royal, das ich am Morgen noch niemals beſuchte, die Quai's, die Buden, die öffentlichen Gebäude, an denen der Wagen vorüber kam, ſie alle hätten als Weihnachtsgeſchenke auf den Tiſch geſetzt werden können, ſo glitzerten und funkelten ſie. Mir war, als ſähe ich ſie zum erſten, und nicht zum letzten Male; ich hatte mich von ihnen ſchon losgetrennt und nun übten ſie wieder den Zauberreiz des erſten Eindrucks auf mich aus. Der jardin des plantes mit ſeinen vielen Spaziergängen und der d'Auſterlitz, der mich einſt zur Juliſäule und zu dem rieſigen Elephanten geführt hatte, den Napoleon in grandioſer Ironie als ein Symbol des die Baſtille zerſtörenden Volks in Erz gießen laſſen wollte, waren die letzten großen Objecte, auf denen mein Auge ruhte. — Bisher bin ich aus Irrthum in der zweiten Kajüte geweſen, ich ging zufällig hinauf, und als ich oben auf dem Verdeck ankam, bemerkte ich einen jungen Geiſtlichen, ein weißes Kreuz auf der Bruſt, das trotz der Finſterniß gegen den ſchwarzen Talar deutlich abſtach. Er ſtand da, als ob er das Lamm ſei, das alle Sünden der ſich Einſchiffenden tragen ſolle, geſenkten Hauptes, aber mit in die Höhe gedrängten Schultern, die ein für alle Mal entſchloſſen zu ſein ſchienen, nicht zu erliegen. Ich betrachtete ihn mit Aufmerkſamkeit, er wandte ſich und ſtieg eine Treppe hinab, ich folgte ihm und machte ſo die Entdeckung, daß es hier eine erſte Kajüte giebt. Schnell ließ ich meine Sachen hinüberſchaffen, und ſchreibe nun bei beſſerer Beleuchtung in einem ſtattlicheren Salon fort. Die Situation iſt piquant, um mich herum ſitzen Herren und Damen auf Bänken und Stühlen, Einige plaudern, Andere halten ſich die Ohren zu und verſuchen einzuſchlafen, auf dem runden Tiſch, an dem ich ſchreibe, ſteht ein Licht, mir vis à vis befindet ſich ein alter Abbé und liest in ſeinem Brevét. Er läßt ſich ſo wenig durch mich, als durch Andere ſtören, beantwortet aber jedes comment vous portez vous mit dem üblichen très bien, merci, und liest dann wieder fort, bald leiſe, bald laut. Es iſt, als ob er auf der Himmelfahrt begriffen wäre und nur deßhalb nicht anlangt, weil ſeine Freunde und Bekannten ihn durch ihre Glückswünſche, die zu wohl gemeint ſind, als daß er ſie zurückweiſen dürfte, daran verhindern. Neben ihm ſitzt noch ein zweiter Geiſtlicher, ein ächtes Pfaffengeſicht, ſpitze Naſe, ſcharfe Augen, die ſich der Brille, unter der ſie hervorblitzen, wohl nur bedienen, um ſich unter ihr zu verſtecken, breiter, ſinnlicher Mund. Dieſer beobachtet mich unabläßig; er würde, wenn der heilige Geiſt ſich herabließe, ihn in ſeiner Divinationsgabe zu unterſtützen, gewiß lieber das Blatt, das ich hier beſchreibe, zum Gegenſtand ſeiner Forſchung machen, als einen dunklen Bibelſpruch. Es iſt Tag geworden, erſt blauſchwarze Dämmerung, dann ein Morgen ohne Sonne, es regnet fort, Alles bleibt in der Kajüte, und ſo ſchön die Ufer der Rhone auch ſein mögen, ich muß, wenn ich nicht durchnäßt werden will, dasſelbe thun. Man wird doch ein Anderer auf Reiſen! Ehemals ſcheute ich mich, aus Furcht vor Oſtentation, in Anweſenheit fremder Menſchen auch nur eine einzige Notiz zu Papier zu bringen; jetzt faſſe ich in einer Geſellſchaft, die mir kaum ein Eckchen am Tiſch frei läßt, ein ganzes Reiſetagebuch ab und finde mich durch die mit Verwunderung auf mir haftenden Blicke meiner Umgebung ſo wenig geſtört, als ob alle dieſe neugierigen Augen Schwalben, Spatzen und Tauben angehörten. Und das iſt gut, denn der alte Goethe hat Recht: Zuſtände gehen unwiderbringlich verloren, wenn man ſie nicht zu fixiren ſucht, ſo lange ſie noch friſch ſind. Es hat ſich hier, während ich dieſe Bemerkung niederſchrieb, eine Gruppe gebildet, die ich durchaus zeichnen muß, ehe ſie ſich wieder verändert. Die beiden Geiſtlichen ſitzen noch immer am alten Platz, der Eine hat zu leſen aufgehört, dafür haben aber Beide zu beten angefangen, und ihnen vis à vis an der entgegengeſetzten Kajütenwand haben ſich ein Paar junge Herren placirt, die neue Romane in der Hand halten. Der ältere der beiden Prieſter ſchlägt von Zeit zu Zeit die Augen auf, und blinzelt, um zu ſehen, welchen Eindruck ſeine ſichtbare Frömmigkeit auf die beiden Weltkinder macht, dann gähnen ſie ihn jedes Mal an; er ſollte ſich dadurch eigentlich nicht beleidigt fühlen, denn es kann ja eben ſo gut ihrer Lectüre gelten, wie ihm, dennoch verdrießt es ihn. Sein College nimmt von der Umgebung nicht die mindeſte Notiz, er zwingt mich jedoch, die Frage aufzuwerfen, ob man andächtig ſein Gebet verrichten und dennoch Mühe haben kann, das Gähnen zu unterdrücken. Es geht ihm ſelbſt nämlich ſo; während ſein Mund ſich bewegt, wie eine Mühle, auf der ein Menſchengeiſt zu lauter Paternoſtern vermahlen wird, deuten gewiſſe, in die Quere laufende und nur leiſe aufzuckende Muskelbewegungen auf unwiderſprechliche Weiſe an, daß er gähnen könnte, wenn er nicht beten müßte. — Ich habe das Verdeck beſtiegen, das Wetter wechſelt beſtändig zwiſchen Naß und Trocken, und es iſt eben jetzt leidlich. Als ich hinaufſtieg, wunderte ich mich nicht wenig, ein ſeltſames Gebäude, das ich erſt eine Minute nachher für eine Brücke erkannte, über uns wegſegeln zu ſehen. Die Sache verhielt ſich aber ſo, daß der bewegliche Schornſtein unſeres Schiffes niedergelaſſen worden war, um das Durchpaſſieren möglich zu machen; es ſah aus, wie eine Höflichkeits-Bezeugung des Rauchfangs vor der Brücke, und wiederholte ſich noch oft. Jetzt ſchwimmt ein Floß an uns vorbei, auf dem ſich nur ein einziger Menſch befindet; dieſer ſteht auf einem der über das Waſſer emporragenden Balken, auf einem anderen iſt ein Feuer angemacht, und über dem Feuer, an einem Staken befeſtigt, hängt ein Kochtopf: ein vortreffliches niederländiſches Bild! Die Ufer der Rhone ſind bis jetzt nicht ſchön und können es auch bei Sonnenſchein nicht ſein. Auf der rechten Seite ziehen ſich leiſe anſchwellende Berge hin, hier ſieht man viel Wein; auf der linken erblickt man eine flache Ebene, und auf dieſer viel Gebüſch und Geſtrüpp, in der Ferne zeigt ſich dünner Wald. Jene deuten auf Fruchtbarkeit, dieſe auf das Gegentheil; dort hat die Natur das Geſicht, das eine gute Hausmutter bei feſtlichen Gelegenheiten zu machen pflegt, hier die Miene, womit ſie am folgenden Tage, um den Aufwand wieder einzubringen, die Reſte aufſetzt. Eben legen wir bei Macon an, es iſt ſchon die zweite Stadt, die wir paſſiren, und unſer Schornſtein verneigt ſich abermals ehrfurchtsvoll vor der Brücke, damit ſie ihm nicht das Genick breche. Während die Paſſagiere aus- und einſteigen, nähert ſich eine alte Frau mit Weintrauben, der Reſtaurant des Dampfſchiffs will ihr den ganzen Korb voll auf einmal abkaufen, ich komme ihm aber zuvor und bitte mir für zwei Sous aus. Sie reicht mir in einer Art von Schaufel eine ſolche Portion, daß ich glaube, ſie hat mich mißverſtanden, es iſt aber Alles in Ordnung, und nun habe ich ein Frühſtück, wie man es nicht billiger und auch nicht köſtlicher haben kann. Die Trauben ſind gar zu ſchön, einzelne Beeren ſo groß, wie Kirſchen; man freut ſich eben ſo ſehr, ſie zu ſehen, wie ſie zu eſſen. Dabei erinnere ich mich lebhaft der erſten Weinbeere, denn mit Beeren fing ich an, an eine ganze Traube war in meinem von Bachus verfluchten Vaterlande nicht zu denken, die ich in meiner Kindheit gegeſſen habe. Ich zitterte vor Wonne, wie mir die Beere geboten ward, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen; die Weintraube hatte, ihrer Seltenheit wegen, einen faſt heiligen Reiz für mich, aber es war eine unglückliche, eine unreine Hand, die mir den Erſtling reichte, die Hand eines jungen Frauenzimmers, deren Geſicht durch eine ſcheußliche Krankheit entſtellt war, und während meine Gefährten, weniger eckel, mit ihrem Antheil fröhlich davon ſprangen, ſchwankte ich, ob ich die Gabe nehmen ſollte oder nicht. Zuletzt ſiegte die Begierde, ich wuſch die Beere jedoch, bevor ich ſie genoß, ſorgfältig im Waſſer ab, und that dadurch auch meinem Widerwillen genug. — Es iſt neue Geſellſchaft an Bord gekommen, drei Nonnen in ſchwarzen Roben, mit weißen Flügelhauben, auf der Bruſt ein meſſingenes Kreuz, an der Seite mächtige Roſenkränze. Sie ſetzen ſich mir gerade gegenüber, zwei ſind ältlich, obgleich nicht alt, die dritte iſt noch jung, und gerade die trägt eine Brille. Mit franzöſiſchen Nonnen habe ich ein noch größeres Mitleid, wie mit anderen, ſie können nicht ſo leicht reſigniren, wie die deutſchen, und ſich nicht ſo glühend enthuſiasmiren, wie die ſpaniſchen, ſie müſſen den härteſten Kampf mit dem Fleiſch beſtehen, und werden dafür doch nicht mit einem Heiligenſchein belohnt. Wie oft habe ich ſie beklagt, wenn ich ſie zu Paris im Tuilerien-Garten, oder wohl gar auf den Boulevards erblickt! — Jetzt ſcheint die Sonne ſchon ſeit einer Stunde ohne Unterbrechung, und die Ufer des Fluſſes werden reizender; die Berge, die wir Anfangs zur Seite hatten, liegen hinter uns, und links und rechts erblickt man Dörfer und kleine Städte; eine Menge Brücken, von denen man in Deutſchland gewiß manche geſpart hätte, führen herüber und hinüber. — Nun endlich nach Paris zurück. Da wir die Stadt erſt um halb ſechs Uhr verließen, ſo wurde es bald dunkel, ich hatte mich ſtark erhitzt und fing, ſobald der innere Rauſch, der mit jedem Abſchied verbunden iſt, mich verließ, zu fröſteln an. Wir hatten die ganze Nacht hellen Mondſchein, ich ſchlummerte zuweilen ein, dann erwachte ich wieder und freute mich, wie ein Kind, nun endlich auf dem Wege nach Rom zu ſein. Längſt freilich hätte ich da ſein können, wenn Paris nicht gar zu reizend für mich geweſen wäre. Ich verlängerte meinen Aufenthalt von Monat zu Monat, und was mich zuletzt forttrieb, waren nicht die Neckereien meiner Freunde, die ſchon Wetten darauf eingingen, daß ich Italien nie erblicken würde, ſondern die Weintrauben. Ich ging eines Tages über die Boulevards und ſah, daß friſche Trauben feil geboten wurden; dabei erinnerte ich mich, daß die Trauben mich bei meiner Ankunft in Paris zuerſt begrüßt hatten, und rief aus: ſeid ihr ſchon wieder da? Kaum hatte ich das aber gethan, ſo fiel mir ein, daß ſie ein viel größeres Recht hätten, mir zuzurufen: biſt du noch immer nicht fort? und dieſe eindringliche, nicht durch den Kalender vermittelte Mahnung an das verſtrichene volle runde Jahr bewog mich, endlich mit Ernſt an die Abreiſe zu denken. Am Morgen kamen wir durch Auxerois, gegen zehn Uhr wurde gefrühſtückt, um fünf Uhr zu Mittag gegeſſen, und Nachts um ein Uhr kamen wir in Chalons an. Schon des Morgens hatte die Sonne ſtark mit dem Nebel zu kämpfen, und zeigte zuweilen das abgeblaßte Leichengeſicht, das ſo furchtbar iſt, ſie überwand die feuchten Dünſte jedoch gegen Mittag, und erſt als ſie ihre Macht verloren hatte, zur Zeit der Dämmerung, verdichteten dieſe ſich zu ſchweren Wolken, die ſich alsbald wieder in leiſen Regen auflöſten. In Chalons blieben wir bis fünf Uhr; ich ging in der tiefen Nacht, trotz des Regens, am Hafen auf und ab, eine alte Frau zerrte mich faſt mit Gewalt in eine dort aufgeſchlagene Boutike hinein, wo ihr Mann, wie ſie verſicherte, vortrefflichen warmen Kaffee ausſchenke. Ich ſperrte mich nicht lange, denn ich bedurfte einer Erfriſchung, und die franzöſiſchen Poſthäuſer kümmern ſich bekanntlich ſehr wenig um die Bequemlichkeit der Reiſenden. Eine Dame, mit der ich von Paris gekommen und deren aufmerkſamer Tiſchnachbar ich geweſen war, ſaß ſchon darin und hatte das Getränk bereits dampfend, aber unangerührt vor ſich ſtehen; auch ich wurde gleich bedient und koſtete auf der Stelle. Aber, was ich nicht geahnt hatte, geſchah: in einem Augenblick, wo ich es mit meinem Lieblingsgetränk gewiß weniger genau nahm, wie jemals, trat es mir in einer Geſtalt entgegen, daß ich es für ewig hätte verſchwören mögen. Ich ſetzte das Glas ſogleich wieder hin und zahlte; die Dame folgte meinem Beiſpiel, ohne auch nur zu verſuchen. Jetzt, Ein Uhr Mittags, ſind die Anſichten, welche die Rhone darbietet, in Wahrheit lieblich ſchön; ſie tragen den Charakter des Neckarthals und erinnern beſonders an Heidelberg. Das Dampfſchiff geht luſtig, Wind und Wetter begünſtigen uns ausnehmend, ich werde heute Abend um ſechs Uhr in Lyon, ich kann, wenn ich morgen in der Frühe wieder abreiſe, Nachmittags in Marſeille ſein. Das geht raſcher, als ich gedacht habe, auch mein Franzöſiſch fließt ganz leidlich, zum eigentlichen Converſiren im deutſchen Sinn wäre ich ohnehin nicht aufgelegt, denn ich habe innerlich genug zu verarbeiten, und kenne gar keinen ſüßeren Zuſtand als denjenigen, in dem man eine Menge von Gedanken und Empfindungen nur halb durch denkt und durchführt, weil ſie zu ſchnell hinter einander kommen, und das Oberflächliche kann ich ſehr gut tractiren. Auf dem Schiff befindet ſich ein junger franzöſiſcher Student, der mir freundlichſt auf meine Fragen über die Städte und Oerter, an denen wir vorüber ſegeln, Auskunft giebt; er wird im nächſten Jahr nach Heidelberg gehen, um deutſch zu lernen, und fragt mich mit Naivetät, ob das wirklich ſo ſchwer ſei, wie man ihm überall ſage. Ich gab ihm den Rath, er möge, bevor er mit der Sprache beginne, ſich in irgend etwas Deutſches verlieben, in die Literatur, die Geſchichte oder ein ſchönes Mädchen, dann werde es ſchon gehen. Wir trafen ſchon um 2 Uhr in Lyon ein; die Gegend wird immer ſchöner; Villen, die mehr oder minder ſtolz von den Bergen herabſchauen, kündigen die zweite Hauptſtadt Frankreichs an, und bei einer plötzlichen Biegung des Fluſſes tritt ſie ſelbſt hervor. Der Augenblick des Ausſchiffens iſt immer ein widerwärtiger; dieß Paſſen auf's Gepäck, das man ſich nun einmal nicht ſtehlen laſſen darf, weil man ſich's ja gleich wieder anſchaffen müßte, dieß Kämpfen mit der Unverſchämtheit der Träger, dieß Suchen nach einem Hotel in einem Moment, wo man die neuen Gegenſtände ſo gern ruhig auf ſich wirken laſſen mögte, Alles dieß verwiſcht den goldenen Duft der Friſche, der ſo unendlich reizend iſt, bevor er noch genoſſen wurde, und erzeugt eine ärgerliche Stimmung. Lyon liegt ungefähr wie Heidelberg, nur mit dem Unterſchiede, daß Alles, was es Heidelberg ähnlich macht, ſich großartiger zeigt; es iſt an der einen Seite ganz, an der andern eine Stunde lang von Bergrücken eingeſchloſſen; die Rhone fließt mitten durch die Stadt und hat ein äußerſt prächtiges Anſehen, impoſante Brücken führen über den breiten Fluß und links und rechts ziehen ſich nach Art der Pariſer Boulevards Spaziergänge hinunter, die mit Alleen bepflanzt ſind. Man ſieht es der Stadt an, daß die Kaufleute ſie gebaut haben, die Häuſer ſind alle maſſiv und von Schwindel erregender Höhe, der Place Louis le grand mit der Statue dieſes von den Franzoſen naiver Weiſe ſo hoch geſtellten Königs iſt impoſant, und beſonders hier tritt die Aehnlichkeit mit Heidelberg hervor, denn ungefähr wie in Heidelberg das Schloß auf den Karlsplatz, blickt hier ein ähnliches, obgleich nicht ſo mittelalterlich-romantiſches Gebäude auf den Platz von einem ernſten Berge herab. Das Hôtel de Ville iſt ein bedeutendes Gebäude; Heinrich der Vierte mit ſeinem gutmüthigen Geſicht, der ſeinen Unterthanen nur darum in die Töpfe gucken mögte, um ſich zu überzeugen, ob ſie Sonntags auch wirklich ein Huhn darin haben, nicht aber, um ein geſtohlenes Stück Wild noch auf der letzten Station zum Magen zu ertappen, ſchaut vom Hauptportal, wie in Paris, zu Pferde auf die Ein- und

Ausgehenden herunter, und wenn man das Gebäude durchſchreitet, gelangt man an's Theater, deſſen Façade man ſchon vom Hof aus erblickt. Merkwürdig war mir das äußerſt ſchlechte Straßenpflaſter, das aus lauter ſpitzen Steinen beſteht, die für das Zerſtechen der Stiefel recht eigentlich geſchliffen ſcheinen; man ſollte glauben, daß lauter Schuſter und Hühneraugen-Operateure im Magiſtrat ſitzen. Ich erhielt im Hôtel de Provence, dem erſten der Stadt, ein Zimmer, ließ meine Sachen hineinbringen und ging dann aus. An den Boulevards traf ich ein Café, in dem außerordentlich viel Menſchen verſammelt waren, ich trat ebenfalls ein und fand gleich auf dem erſten Tiſch die Allgemeine Zeitung, ein Beweis, daß ſich in Lyon wie in Paris viele Deutſche aufhalten, die, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, ſich durch die alte Großmutter in Augsburg, der die Giftzähne ausgebrochen ſind, ihre politiſche Speiſe vorkäuen laſſen. Abends ging ich zeitig zu Bett und ſchlief ſo feſt ein, daß, als der Garçon mich Morgens um 4 Uhr für's Dampfſchiff weckte, ich wirklich noch im tiefſten Schlafe lag, was mir auf Reiſen ſelten begegnet; aber ich war ſo ermüdet, daß ich ſogar einnickte, als ich im Café ſaß. Um halb 5 Uhr beſtieg ich das Dampfſchiff, das nach Avignon fährt. Geſtern, beim Aufſuchen des Hotels, machte ich die Bekanntſchaft eines Italieners, der mich, wie es mir zum

Schaden meiner Börſe oft begegnet, ohne Weiteres für einen Engländer genommen hat, denn als ich ihn Abends wieder traf, ſprach er fortwährend von London und Paris und dem Unterſchied, den ich zwiſchen beiden Städten gefunden haben werde, und heute auf dem Dampfſchiff ſetzt er das Geſpräch fort. Ich unterbreche mich auf einen Augenblick, um ein Bild, das ſich hier in der zweiten Kajüte zuſammengeſtellt hat, während ich ſchreibe, abzuzeichnen. Es ſitzt mir gegenüber ein junges Ehepaar, ein Offizier mit ſeiner ſchwarz verſchleierten Frau; ſie haben ſich zum Schlafen an einander gelehnt und auf ihrer beider Schooß ruht ein Hund, groß genug, um ein ganzes Dorf zu bewachen, aber ſo mager, daß es ſcheint als ob er nur mit Liebkoſungen gefüttert würde; vielleicht iſt die Auszeichnung, die er in dieſem Augenblick genießt, ſein Diner. Außer dem Italiener, der Schriftſteller iſt, wie er mir ſagt, und eine Naſe hat wie Michel Angelo, nur daß ſie dem ſchmächtigen Männchen mit ſeinen dünnen Knickbeinen nicht ſo gut ſteht, nimmt mich auch noch ein junger Franzoſe, der nach Corſica reiſt, für einen Engländer. Er greift Peel an und wundert ſich, daß ich ihn nicht vertheidige; er fragt mich ſpitzig, ob England außer ſeinen parlamentariſchen, die er ſehr plump finde, noch andere große Redner habe, und erſtaunt, daß ich die Frage einfach verneine. Ich laſſe mir die Rolle, die man mir ohne Umſtände zugetheilt hat, ruhig gefallen, mache aber dabei die ſehr ſchmerzliche Erfahrung, daß Jeder, der nicht eben ein Deutſcher iſt, den Fremden ſchon durch ſeine bloße Nationalität imponirt, daß aber der Deutſche dieſes hiſtoriſchen Beigewichts entbehrt und banquerott macht, wenn er ſich nicht auf perſönliche Vorzüge und perſönliche Bedeutung berufen kann. Das Dampfſchiff fliegt davon wie eine Nußſchale, die ein Knabe in den Fluß warf, wir haben die herrlichſte Reiſe und nähern uns Avignon. Die Berge, die den Fluß lange Zeit eingekeilt hatten, weichen mehr und mehr zurück, Alles wird öder, man erblickt viele Ruinen von alten Schlöſſern, wie in Süddeutſchland, die Felſen nehmen ſeltſame Geſtalten an. Der Italiener zeigt mir Savoyen, deſſen blaue Gebirge, mit Schnee bedeckt, herüber ſchimmern; endlich erblicken wir die Stadt „des Papſtes", dem oberen Theil nach, der zuerſt in's Auge fällt, auf ein mächtiges Felſenfundament gebaut. Am Ufer, wo wir anlegen, iſt eine außerordentliche Menſchenmenge verſammelt, das deutet aber wohl mehr auf den Sonntag als auf große Bevölkerung. Ein alter Mann trägt meine Sachen in die Stadt auf's Bureau der Meſſagerie; ich will ſogleich weiter, aber es iſt kein Platz mehr, für heute nicht und wahrſcheinlich auch nicht für morgen. Schöne Poſteinrichtung! Doch in dieſem Punkt ſteht Frankreich überall hinter Deutſchland zurück. Ich werde verdrießlich, widerſtehe aber nun einem zudringlichen Garçon, der mit ſeinen Kollegen auf die Reiſenden fahndet, nicht länger, ſondern laſſe mich in's Hotel ſchleppen. Meine Bekannten vom Dampfſchiffe ſind glücklicher geweſen, wir diniren noch zuſammen und ſcheiden auf Nimmer-Wiederſehen. Nach dem Eſſen gehe ich, um mir die Stadt zu betrachten; ich komme bald aus dem Thor und finde eine Promenade, die ſich am Fluß hinzieht. Sie iſt voll von Spaziergängern, man erblickt beſonders viele Mädchen, nicht ſehr geputzt, aber mit intereſſanten Geſichtern, italieniſch-ſcharf geſchnitten und katholiſch zuſammen gehalten. Um ſechs Uhr kehrt Alles in die Stadt zurück, ich ſchließe mich dem Zuge an und ſehe mit Verwunderung, daß man nur die eine Promenade mit der anderen vertauſcht, denn man ſetzt auf dem Place d'Horlogue den Spaziergang fort, obgleich dieſer Platz nur klein iſt und der ſchönen Allee vor dem Thore keineswegs vorgezogen zu werden verdient. Der Platz iſt von Gebäuden eingeſchoſſen, ich bemerke die Hauptwache, das Theater, das ſich, nicht zu groß und nicht zu klein, recht hübſch und angemeſſen zeigt, und viele Kaffeehäuſer, in denen das Militär zu dominiren ſcheint. Es wird finſter, von den ſchönen Mädchen verſchwinden viele, einzelne ſchwere Regentropfen fallen, falb-blaue Blitze zucken am Himmel auf und verbreiten für eine Sekunde ein geſpenſterhaftes Licht, das der ſchwarze Erdſpiegel reflektirt. Plötzlich ſtellt ſich ein militäriſches Muſikcorps zuſammen und meine Verwunderung iſt gelöst. Es werden einige Stücke voll Kraft und Leben geſpielt, ich wandle unter all den fremden Menſchen auf und nieder, meine Bruſt hebt ſich, meine Füße werden elaſtiſch, und doch beſchleicht mich, wenn ein Blitz den Himmel aufreißt und ein Regenguß darauf folgt, ein ganz eigenes Gefühl. Ich bin in Avignon, wo mich Keiner von meinen Freunden und Bekannten ſucht, ich kann ſterben, ich kann begraben werden, und ſie würden vielleicht nie oder doch erſt ſehr ſpät erfahren, wo? — Dennoch iſt dies Gefühl kein katzenjämmerlich-wehmüthiges. Die Militärmuſik iſt vorbei, ich gehe in ein Café, ich glaubte, daß drinnen zum Tanz aufgeſpielt würde, aber ich habe mich getäuſcht. Es wird nur Bier und Café getrunken und zwei phantaſtiſch herausgeputzte Mädchen mit rothen Kleidern und ſpitzigen Vogelgeſichtern, die nebſt einem kleinen Kinde vor dem „Orcheſter“ ſtehen, ſingen in Pauſen einen Chanſon, der trotz der gläſern dünnen Stimmen regelmäßig beklatſcht wird. Um acht Uhr begebe ich mich nach Hauſe, um mich ſchlafen zu legen, ich erhalte ein Zimmer ohne Fenſter angewieſen, wie ich den Garçon darauf aufmerkſam mache, öffnet er mit Gleichmuth die Thür und zeigt mir die Fenſter des Corridors. Am andern Morgen ſtand ich, vom Sonnenlicht abgeſperrt, wie ich's war, erſt um neun Uhr auf, ich eilte gleich auf die Meſſagerie, aber es war richtig kein Platz nach Marſeille zu bekommen, doch wurde mir die Möglichkeit in Ausſicht geſtellt, daß auf dem aus Lyon für Marſeille zu erwartenden Wagen noch einer vacant ſein könne. Was war zu thun? Ich mußte mich der Nothwendigkeit fügen und ſchweife jetzt denn wieder ohne Zweck und Ziel in der Stadt umher. Die ſchönen Mädchen, die mich geſtern begrüßten, laſſen ſich heute nicht blicken, man muß ſie ſich ſpinnend, nähend, Kartoffeln ſchälend, ſchmuzige Teller ſpülend vorſtellen, die Straßen ſind ſchmal und der hohen Häuſer und Gartenmauern wegen dunkel, wie Kirchenhallen. Das ſchickt ſich für die geiſtliche Stadt, das Pflaſter iſt ſo ſchlecht, als ob es für wallfahrtende Sünder erſten Ranges angelegt wäre, die ihre Füße martern ſollen, um ihr Gewiſſen zu erleichtern, dieß macht das Spazierengehen hier zur Arbeit. Ich beſah mit einem Deutſchen, der mich an einem vaterländiſchen Fluch als Landsmann erkannt hatte, mehrere Kirchen, er ſuchte ein Kreuz, und das war leicht zu finden, aber es ſollte ein in ſeinem Wegweiſer bezeichnetes elfenbeinernes ſein und das konnte er nirgends aufſpüren. In der Kathedrale beſahen wir das verwitterte Grabmahl eines Papſtes, dann trennten wir uns und ich ging allein in das ſogenannte Hôtel de Pape. Es iſt jetzt zu einer Kaſerne hergerichtet, die rothen Hoſen trommeln und pfeifen, wo die ſchwarzen Röcke einſt gelispelt und gewispelt haben, dicht neben dem Conclave wird gekocht, und die Kapelle ſelbſt, die dieſen ſtolzen Namen noch immer führt, iſt zu einem ungeheuren Schlafzimmer hergerichtet. Eine Beſchließerin führte mich mit einem feierlichen Geſicht herum und ſprach mir viel von koſtbaren Malereien, die nicht mehr zu ſehen waren, ich hätte ihr das Trinkgeld in einer Anweiſung auf das Fünfkrankenſtück, das ich in Paris einmal verlor, zahlen ſollen. In einem ganz zerſtörten Theil des weitläufigen Gebäudes zeigte ſie mir die Spuren der Revolution: Gräber und Keller von Abgrundstiefe, in die man Prieſter und Adelige zu hunderten hinunter geſtürzt habe; es waren an den Wänden in der That noch die Blutſpuren zu ſehen. Ich machte ſie auf den ſeltſamen Wechſel aufmerkſam, der mit dem Gebäude vorgegangen ſei; ſie ſeufzte und ſagte: die Soldaten ſind allerdings ſchlechte Heilige. Ich erwiderte: die Heiligen müßten aber doch noch ſchlechtere Soldaten ſein, denn ſie ſind im Beſitz geweſen und haben ſich vertreiben laſſen! Die Rede ſchien ihr nicht zu gefallen, denn ſie hielt plötzlich inne, ſtreckte die Hand aus und bemerkte mir, jetzt habe ſie mir Alles gezeigt. Drei Meilen von hier liegt Vaucluſe mit der berühmten Quelle des Petrarca. Die Spuren eines großen Daſeins ſuche ich gern auf, denn ſie ſind für mich nicht blos magnetiſch, ſondern auch electriſch, aber weil ich nicht weiß, ob ich nicht doch noch heut Abend einen Platz für Marſeille erhalte, darf ich mich nicht von Avignon entfernen. In einer Straße bemerkte ich vor einem über der Thür eines Hauſes in einer Niſche angebrachten Madonnenbilde eine der Madonna geopferte Traube; ſie war ſchon welk, das zeigt, daß ein ſolches Opfer hier vor der Lüſternheit der Schuljugend ſicher iſt, aber es wird mehr für die Wohlfeilheit der Weintrauben, wie für die Frömmigkeit der Knaben beweiſen. Eine, dem place des armes benachbarte, ungewöhnlich enge Gaſſe iſt ganz mit zerriſſener Leinwand überhängt, mit deren Fetzen der Wind ſpielt, darunter hanthieren Schlächter und Krämer. Ein wunderlicher Anblick und eine ganz unſinnige Einrichtung, denn die Leinwand befindet ſich in einem Zuſtand, daß ſie ſo wenig die Sonne, als den Regen abzuwehren vermag, ſie verſchafft den Leuten bloß das Vergnügen, daß ſie ſich den Himmel, als mit Lumpen unterfüttert, vorſtellen können. Man bemerkt in der Stadt des Papſtes viele Steinhauerläden, in welchen Biſchofsköpfe mit ſtrengen Mienen und ſtolzen Mitren feil geboten werden; Alles wird mehr und mehr excluſiv-katholiſch. Avignon hat Feſtungswerke, hohe Mauern mit ſpitz zulaufenden, zinkenartigen Wartthürmen ziehen ſich rings um die Stadt herum, wie ein Stachelgürtel, aber ſie werden ſchlecht unterhalten, aus Ritzen und Spalten ſchießt das grüne Unkraut luſtig hervor und die Thürme ſind nicht mit Soldaten beſetzt, ſondern arme Familien ſcheinen darin zu wohnen. Wenigſtens bemerkte ich dieß an einem, von dem oben ein brauner Mädchenkopf herunter ſah, während unten vor der Thür eine alte Frau ſaß, welche einige Hühner, die aus dem düſtern Souterrain an's Tagslicht wollten, zurücktrieb. Meine Gänge hatten keinen andern Zweck, als mir die Zeit zu vertreiben, die für mich, der ich an das Pariſer Fahrwaſſer gewöhnt war, in dieſem lebloſen Ort ihren Faden noch einmal ſo lang, wie gewöhnlich, auszuſpinnen ſchien. Endlich war es fünf Uhr und ich konnte zum Diner gehen. Kaum aber ſaß ich, als ein Faktor von der Meſſagerie mir anzeigte, daß die Lyoner Diligence noch einen Platz für mich habe. Raſch ſprang ich auf, er ſagte mir jedoch, ich könne gern noch eſſen; ich verzehrte alſo noch, was ich bezahlt hatte, trank meinen Wein, ſteckte mein Deſert zu mir und eilte fort. In zwei Minuten ging es vorwärts, und nun kehrte das friſche Lebensgefühl mir wieder zurück, das mich ſchon zu verlaſſen gedroht hatte. Es wurde bald finſter, ich kann daher nicht beurtheilen, ob der Weg von Avignon bis Marſeille wirklich ſo öde iſt, wie er mir auf der Poſt beſchrieben wurde, als ich einige Neigung blicken ließ, ihn zu Fuß zu machen. Was ich am nächſten Morgen ſah, die letzte Strecke, entſprach dieſer abſchreckenden Schilderung durchaus nicht, denn wenn man auch nur wenige Spuren von eigentlicher Fruchtbarkeit entdeckte, wenn die lachenden Weinberge auch ganz verſchwunden, und kahle Felſen, mit unbekannten Kräutern, namentlich einem breitblättrigen Rohr bewachſen, an ihre Stelle getreten waren, ſo boten auch dieſe doch Abwechslung genug dar, und ließen keine Ermüdung aufkommen. Die Natur veränderte ſich ſichtlich und trat in ein neues Stadium. Schon in Avignon hatte ich auf dem Markt allerlei Früchte bemerkt, die ich nicht zu nennen und über deren Gebrauch ich mir nicht Rechenſchaft zu geben wußte; neben dem Granatapfel ungeheure Birnen, krumm gezogen und kurzſtieligt und anderes Obſt in geſteigerten Dimenſionen und mit erhöhten Farben. Jetzt erblickte ich ganz fremdartige Bäume und Geſträuche, welche mir zudringliche Fragen vorlegten, die ich nicht beantworten konnte, und das iſt für mich auf Reiſen immer ein höchſt wichtiger Moment. Unterwegs in der Nacht wurden uns einmal, während der Wagen eine Minute anhielt, bei dem Flackerlicht einer Laterne gelblich-weiße Trauben mit Taubeneier großen Beeren angeboten; ich kaufte ſie und ſah ſpäter in Marſeille ganze Körbe voll davon auf den Straßen ſtehen. Am Morgen ſah ich einmal bei einer plötzlichen Biegung des Wegs im hellſten Sonnenſchein das Meer vor uns liegen, ſchwarzblau, wie angelaufener Stahl, in der tiefen geheimnißvollen Mutterfarbe, aus der ſich alle übrigen ſanft in leiſen Uebergängen auszuſcheiden ſuchen; kreideweiße Felſen umgaben es, eine mit kleinen Häuſern und Hütten überſä'te Niederung, von der ich nicht begreife, wie ſie gegen Sturmfluthen geſichert ſein kann, lag davor. Aber ſchnell, wie es aufgetaucht war, verſchwand es wieder, mir blieb kaum die Zeit, ihm meinen Gruß zuzurufen. Ganz dicht vor Marſeille erblickte ich's zum zweiten Mal, ein kleiner hübſcher Knabe, der mit ſeinem Vater neben mir im Coupé ſaß, jauchzte auf, als er das erſte Schiff, das mit vollen Segeln ging, entdeckte, und ſo naiv der Ausbruch ſeines Gefühls war, ſo tief war es begründet, denn das ungeheure Element hat nur dann nichts Erdrückendes mehr für den Menſchen, wenn er es bewältigt, wenn er es zum Medium menſchlicher Geiſtesthätigkeit herabgeſetzt ſieht. Nun fuhren wir in Marſeille ein und ich hatte den letzten Punkt des ſüdlichen Frankreichs erreicht. Marſeille hat bei weitem kein ſo impoſantes Anſehen, wie Lyon, ich hätte es mir viel größer vorgeſtellt. Die Häuſer ſind klein und ſchmutzig, die Straßen eng, die Hauptpromenade iſt zugleich Markt, beim Einfahren bemerkte ich ein ſchönes, neues Thor mit trefflichen Sculpturen, aber es ſcheint blos für die unſichtbaren aus- und eingehenden Engel gebaut zu ſein, denn Wagen und Fußgänger paſſiren es nicht, ſondern umfahren und umgehen es, da es auf einem bis jetzt freien Platz ſteht; das ſieht denn abſonderlich aus. Das Bureau der Meſſagerie iſt am Hafen, ich war auf ein achttägiges Vorankerliegen gefaßt, da ich aus den Zeitungen wußte, daß die Schiffe nach Civita Vechia nur dreimal im Monat gingen und da ich den Tag der Abfahrt in Avignon gezwung'nermaßen verſäumt hatte; wie angenehm wurde ich daher überraſcht, als ich gleich beim Abſteigen erfuhr, daß ich noch denſelben Abend abreiſen könne. Freilich hatten die Zeitungen Recht gehabt, aber das Schiff war nicht abgeſegelt, weil zu meinem Glück nicht Paſſagiere genug vorhanden geweſen waren. Augenblicklich ging ich auf's Schiffsbureau und von dort auf's däniſche Conſulat, das durch den Hamburger Conſul mit verſehen wird, um das nöthige Viſum bei Zeiten einzuholen. Ich traf einen alten Mann, in hechtgraues Tuch gekleidet, mit weißen Haaren und jenem ſelbſtzufrieden gegen die ganze Welt abgeſchloſſenen, echt hamburgiſchen Geſicht, das ſich, da es ſich ſelbſt nach dem Brande und den Almoſen, die man in Folge deſſen von der ganzen Welt empfing, nicht verändert hat, wohl nie verändern wird. Ich wurde nicht landsmannſchaftlich von ihm behandelt und es war mir doch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plump-rohe Menſch, den ich in ganz Frankreich traf, ein Deutſcher und dann noch wieder ein Hamburger ſein mußte.

In meiner übergroßen Eile hatte ich mir mein Hotel nicht gemerkt, es koſtete mir nicht wenig Mühe, es wieder aufzufinden, da ich ſo wenig das Wahrzeichen, als die Straße wußte, es gelang mir jedoch. Nun frühſtückte ich und ging dann aus, die Stadt zu beſehen. Ich ging durch die rue de paradis bis an den Cours Bonaparte, es war Mittag, die Hitze lag, wie ſichtbar, auf den Bergen und brütete ihre Ungeheuer aus: in dem ihrer nicht gewohnten Nordländer den Wahnſinn, und in dem Südländer jene Wuth der Leidenſchaft, die man die vernünftige nennt. Der Cours Bonaparte führte mich langſam aufwärts, einem kaſtellartigen Gebäude entgegen, um das ich kleine Kapellen und Kreuze in Menge herum geſä't ſah und das mit Soldaten beſetzt war. Ich wußte nicht, ob das Erſteigen erlaubt ſei, oder nicht, und grüßte, um ein gutes Vorurtheil für mich zu erwecken, auf das andächtigſte einige Muttergottesbilder, was ich um ſo lieber that, als es an heißen Tagen ſehr angenehm iſt, von Zeit zu Zeit den Hut abzunehmen. Dabei ſtieg ich immer höher, erreichte den Gipfel, und trat nun, ohne von der Wache gehindert zu werden, in das Gebäude ſelbſt ein. Es iſt ein Glockenhaus, die Beſuchenden erfahren es aus einer an der Wandglocke angebrachten Aufforderung, für die Nothglocke U. L. F. beizuſteuern, zugleich dient es zur Wohnung einer Familie, wahrſcheinlich des

Telegraphen-Wärters, denn auf der Höhe dieſes felſigten Berges thront ein Telegraph. Man hat von hier aus eine wunderbar ſchöne Ausſicht auf das Meer und die Stadt; tiefblau liegt jenes da, zackige Felſen ziehen ſich noch weit hinein, aber endlich verſchwinden ſie und das erhabenſte Bild der Unendlichkeit wird durch nichts mehr geſtört. Lange genoß ich den köſtlichen Anblick und glaubte, obgleich ich nur das Auge badete, den ganzen Körper zu erfriſchen, indem ich die Hitze nicht mehr ſo ſpürte, wie vorher, dann ſtieg ich wieder herunter und ſtreifte noch in der Stadt umher. Im Hafen ſah ich Gondeln, die erſten, die ich jemals erblickte, vor der Börſe, die aus Holz aufgeführt iſt und einem Bretterverſchlage ähnlich ſieht, ſtand ein Trompeter und blies, wie bei uns vor den Buden der Aequilibriſten geblaſen wird; wahrſcheinlich war der Schluß nah. Darauf kehrte ich in mein Hotel zurück, um zu diniren, kaum hatte ich mich im Speiſeſaal an einen Tiſch geſetzt, als eine Familie erſchien, die in demſelben Gaſthof wohnte, und, wie mir ein Kellner ſpäter vertraute, nach Nizza reiſte. Ein Papa, ganz comme il faut, um die Schlecker und Lecker fern zu halten, ohne zugleich die Schwiegerſöhne in spe, die honetten jungen Leute mit ernſthaften Abſichten zu verſcheuchen, eine freundliche, geſprächige Mutter und ein ſehr holdſelig-zartes Weſen von Tochter mit kaſtanienbraunen Haaren und leuchtenden Augen, das Köpfchen anmuthig geſenkt. Das Mädchen kam mir vis à vis zu ſitzen und ſchenkte mir ſo viele Blicke, als wollte ſie mich dafür entſchädigen, daß ich ſie nur einmal und dann niemals wieder ſehen ſollte. Nach dem Eſſen wechſelte ich mir Gold ein und dann ging's zu Schiff. Auf dem Verdeck umherwandelnd, und während Alles um mich herum arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir zum Brennpunkt ſammelnd, ſo wie das in leiſen Umriſſen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im Voraus genießend, empfand ich jetzt Stunden lang eine ſolche Seligkeit des geſättigten Daſeins, wie ich ſie noch nie empfunden habe und ſie vielleicht auch nie wieder empfinden werde. Es war fünf Uhr, die Sonne ſenkte ſich in's Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben ſich aufgelöſt zu haben ſchienen, erſetzt, zuletzt verlor dieſer ſich in ein tiefes, ſchönes Roth, das unten am Horizont anſchoß und erſt ſehr ſpät, als das Schiff den Hafen ſchon verlaſſen hatte und in die offene See hinaus eilte, verloſch. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchſten Augenblick meines Lebens genieße und daß ſeine längere oder kürzere Dauer ſogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines

Leibes abhange, es war ein ganz einziger Zuſtand, der wohl darin ſeine Erklärung finden mag, daß ich nur durch eine Art von Wunder zu einer Reiſe nach Italien, von der ich früher kaum träumen durfte, auch wirklich nicht träumte, gekommen war. Dann Souper, komiſche Unterhaltung auf dem Verdeck mit engliſchen Bedienten, die mit ihrer Herrſchaft die ganze Welt durchſtreift ſind und die verſchiedenen Länder und Völker auf ihre Weiſe charakteriſirten, und endlich eine ruhige Nacht ohne Anwandlung von Seekrankheit in bequemem Bett. Das war der erſte October, das Schiff heißt Elba, es geht trotz der Anweſenheit engliſcher Damen ſchon ſehr italiäniſch darauf zu, die Leute, die unten bei den Maſchinen arbeiten, kommen zuweilen ſplitternackt herauf und ziehen, wenn ſie oben verweilen ſollen, höchſtens Hoſen an. Am nächſten Tag erblickte ich ſchon Vormittags die Küſte von Korſika und Nachmittags kamen wir ihr ſo nah, daß wir in die wilden, ſchauerlichen Bergſchluchten, woraus ſie beſteht, deutlich hineinſchauen konnten. Auch einige Mühlen und an die Felſen angebaute Hütten bemerkte ich; etwas von der Küſte entfernt, wie durch einen titanenhaften Vorfahren Napoleons in's Meer hinein geſchleudert, liegt ein einzelner Felsblock, auf dem ein verfallener Thurm ſteht. Eben jetzt, Abends gegen fünf Uhr, wenn ich nach den Vorbereitungen zum Diner ſchließen darf, fahren wir an der Inſel Caprera vorbei, die ganz ſo ausſieht, wie Korſika, und die Inſel Elba liegt gerade vor uns. Die Gedanken und Empfindungen, womit man dieſe welthiſtoriſchen Punkte erblickt, verſtehen ſich von ſelbſt, vor Korſika habe ich den Hut abgezogen, oder vielmehr die mir von Bamberg geſchenkte Mütze, die ich, der Bequemlichkeit wegen, auf dem Schiff trage. Eine ſchönere Reiſe, wie die meinige, kann nie gemacht ſein, der Wind iſt fortwährend der günſtigſte, wir kommen auf's Schnellſte vorwärts und müſſen es nicht mit dem geringſten Unwohlſein bezahlen. Indem ich dieß ſchreibe, erweiſt ein Engländer ſeiner Dame auf wunderbare Weiſe einen Kavalierdienſt, er hält ihr, weil ſie von der Sonne incommodirt wird, ſeine plumpe Bärentatze als Paraſol vor, es ſieht unbeſchreiblich komiſch aus. Als wir bei der Inſel Elba ankamen, ſtand hell und klar der Abendſtern darüber, der einzige, der noch am Himmel hervorgetreten war, ich wollte einige Bemerkungen in mein Diarium eintragen, fand meine Bleifeder aber nicht mehr, ſo daß mir von jetzt an das Mittel fehlte, die Eindrücke in ihrer Friſche gleich auf dem Papier feſtzuhalten, nun muß ich hier in Rom denn, wo ich dieſes ſchreibe, aus der Erinnerung nachhelfen, ſo gut es geht. Ich hatte wieder eine ruhige, nicht von der leiſeſten Anwandlung der Seekrankheit geſtörte Nacht, was freilich nicht jeder Paſſagier von ſich rühmen konnte, und wie ich kaum erwacht war, ſtand das

Schiff ſtill und ich hörte, daß wir angekommen ſeien. Hurtig eilte ich auf's Verdeck, Civitavecchia lag vor mir unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getrübten Himmel, der Anblick erinnerte mich, ſo ſeltſam das klingen mag, an eine Theater-Decoration aus der Viktor Hugo'ſchen Lukrezia Borgia, in der ich zu Paris die Georges geſehen hatte. Wir wurden raſch an's Land geſetzt und eben ſo raſch wurde ich trotz meiner verbotenen Bücher mit der Douane fertig; ein kleines Trinkgeld unaufgefordert gereicht, erlöſte mich von ihr. Nun belegte ich mir für den Mittag einen Platz auf der nach Rom gehenden päbſtlichen Diligence, dann ging ich aus und beſah das Städtchen. Es iſt eng und knapp zwiſchen das Meer und das gleich hinter dieſem emporſchwellende Land hinein gekeilt und bietet außer einem neugebauten, unverhältnißmäßig groß erſcheinenden Theater, an öffentlichen Gebäuden nichts Merkwürdiges dar. Auf dem Markt war ein reges Treiben, vor Allem fiel mir die große Zahl der Geiſtlichen und Mönche und ihr von dem Weſen ihrer franzöſiſchen Brüder grell abſtechendes Benehmen auf; wenn dieſe das heilige Haupt beſcheiden ſenkten, hoben jene es keck empor, wenn dieſe ſich eines Bauch-Anſatzes und ſtrotzendfeiſter Backen ſchämen, ſind jene ſtolz darauf.

„Pfaffen ſah ich in Frankreich und ſah in Italien Pfaffen,
Jene beugen das Haupt, dieſe erheben es ſtolz

Dort, ach, ſind ſie verdammt, den Herrn zu tragen und das iſt
Schwierig, hier trägt ſie der Herr, das iſt denn ſanft
und bequem!“
(Siehe meine „neuen Gedichte“.)

Ich kaufte mir für drei Bajocco eine Weintraube, die ſo groß war, daß ſie aus dem Lande Kanaan zu kommen ſchien, und daß ich ſie eben ſo gut unter dem Arm, wie in der Hand hätte tragen können. Dieſe verzehrte ich und ſpazierte dabei, nicht des Schattens, ſondern des Spaſſes wegen, in einer Art von Miniatur-Allee, die man am Meeresſtrand angelegt, die aber ein erbärmlich ſchlechtes Gedeihen hat, und eigentlich nur aus vertrocknetem Geſträuch beſteht, das in den dürren Sandboden geſteckt iſt. Alle Augenblick raſchelte eine Eidexe mit eckelhaft-bunten Farben über den Weg und ich trat vorſichtig auf, weil ich dachte, daß der werthen Kouſine die Schlangenmuhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte ich die erſte Palme, die aus dem Treibhaus, in dem ſie mir bis jetzt nur vorkam, in's Freie hinaus ſpaziert war; abermals ein neues Stadium der ſchaffenden Natur. Mittags um zwölf Uhr fuhr ich, mit noch fünf andern Paſſagieren in's Innere der Diligence gepackt, von Civitavecchia ab und kam Abends zwiſchen acht und neun Uhr mit einem vor Migraine faſt zerſpringenden Kopf vor den Thoren von Rom an. Unterwegs eine nur von Büffelochſen belebte Wüſtenei; auf den Poſtſtationen elende, verfallene Häuſer und bettelnde Poſtillone, ich ſah aus Allem, daß ich mich dem Scherbenberg der Welt näherte. Es war völlig finſter, wie wir in Rom einfuhren, kümmerliche Laternen, die Nichts beleuchteten, als ſich ſelbſt, wurden eben langſam angezündet, ich bemerkte einmal, aus dem Wagen ſchauend, eine Reihe koloſſaler Säulen, St. Pierre! näſelte ein Franzoſe, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt.

* * *

Der Veſuv.

(Aus meinen Reiſebriefen von 1845.)

Rom verließ ich den Sechzehnten, des Morgens in der Früh. Der Abſchied war mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren würde. Er wird mir aber auch nicht ſchwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beſchauer macht, kommt nur durch Reflexion; es iſt ja nicht mehr die Stadt der Cäſaren, man muß die Bruchſtücke des großen antiken Daſeins kümmerlich aus dem modernen Ameiſenhaufen heraus ſuchen, und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen ſoll. Mit uns, mir und K., im Wagen war noch eine römiſche Familie, für die die Reiſe nach dem benachbarten Neapel ſo viel war, wie für mich jetzt eine nach dem Nordpol ſein würde; eine Frau mit mehreren Kindern und ein Schwager zur Begleitung. Es hatte einige Tage zuvor und noch die letzte Nacht geregnet, die Luft war daher abgekühlt und wir hatten herrliches Reiſewetter. Die erſte Nacht brachten wir in Ciſterne zu, wo uns der

Vetturin ein ſchlechtes Abendeſſen durch die Verſicherung würzte, daß wir den nächſten Abend in Molo di Gaeta vortrefflich ſpeiſen würden; die zweite in Molo di Gaeta, wo er uns ein noch ſchlechteres durch die Erinnerung an das beſſere in Ciſterna genießbar zu machen ſuchte, ganz wie es der Menſch ſelbſt auf der Reiſe durch's Leben macht, der ſo lange hofft, bis er ſich wieder zu erinnern anfängt. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontiniſchen Sümpfe. Ueber dieſe mußte ich erſtaunen, da ſie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. — Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern ſtrotzend; am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlingsfeld, das ausſah, als ob es der Teufel bebaute. Dieſe Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menſchenhand in eine Kornkammer zu verwandeln, jedoch müſſen ſie ihren urſprünglichen Charakter verloren haben, denn den Römern waren ſie ſchrecklich, und die unternahmen noch mehr, wie jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde ſich ausruhen mußten. Hier verſuchte ich, die phantaſtiſchen, thurmartig emporſteigenden Felſen zu erklettern, mußte aber darauf Verzicht leiſten. Terracina liegt faſt am Meer; ein Café, in das wir eintraten, bot auf dieſes von einem Balcon aus die prachtvollſte Ausſicht dar, es war aber nicht möglich, auf dem Balcon zu verweilen, denn der edle Wirth hatte unter demſelben einen, die gräulichſten Gerüche verbreitenden Miſthaufen angelegt. Auch unſere Reiſegeſellſchaft machte mir durch allerlei Naivetäten hin und wieder Vergnügen; ſo fragte mich in Terracina der Schwager, ob hier das Meer nun wirklich anfinge, und würde, wenn ich geantwortet hätte: „Nein, die Wäſcherinnen haben hier nur ihre Tröge umgeſtürzt!“ mir vielleicht geglaubt haben; und einer der kleinen Knaben rief mit Verwunderung aus: „Così piccola è il mare?“ ſo klein iſt das Meer? Das letztere gefiel mir; ich mag es glauben, daß der menſchliche Geiſt ein Maß in die Welt mitbringt, dem ſie nicht entſpricht. In Terracina erblickten wir ſchon den Veſuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die ſenkrecht von ihm aufſtieg; ebenſo Iſchia, Capri u. ſ. w. Nun kamen wir in's Neapolitaniſche, wo ſich gleich eine ganz andere Agricultur zeigte, als im römiſchen, d. h. apoſtoliſchen Gebiet. Einen äußerſt wohlthuenden Anblick gewährt die Campagna felice. Der Segen quillt aus dem Boden hervor, es iſt wie ein Goldregen von unten herauf: Feigen, Oel, Wein, Korn, Alles, was der Menſch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Molo di Gaeta hatten wir aus unſerem Zimmer bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar ſchöne Ausſicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wiſſenſchaftliches Feſt dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen ſie in Augenſchein, aber für mich haben ſolche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem friſchen Dufte der Orangen, die das Leben, wie eben ſo viele Standarten ſeines ewigen Triumphs über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüſten Trümmerhaufen ſelbſt. Ohnehin iſt mir Cicero von jeher zuwider geweſen; ich intereſſire mich mehr für Catilina, als für ihn. Am dritten Tag hatten wir ſchon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Cactus fing an, wild zu wachſen und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir an die Thore von Neapel; während die Douane unſeren Wagen viſitirte, betrachteten wir den Veſuv, den wir gerade vor uns ſahen.

Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geſchweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es iſt ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantaſie freilich ſieht mehr, als das Auge; ihr ſchweben Herculanum und Pompeji vor, die ſich vertraulich an ſeine Bruſt gelegt hatten, und es ſo theuer büßen mußten, und da ſich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, ſo däucht er ihr ein Rieſe, der ſich ſchlafend ſtellt, um deſto ſicherer zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umſtände, und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalt, während deſſen unſere Römerin ſich mit ihrem Mann begrüßt, d. h. einige unwirſche Reden über zu bezahlende Rechnungen mit ihm gewechſelt hatte, in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier recommandirt; der Vetturin machte unterwegs noch Allerlei ab, es war Nacht, als wir die Straße erreichten. Sie liegt in der allerſchönſten Gegend, unmittelbar am Golf, wir erhielten in der Nr. 31 ein Zimmer, und hatten nun von unſerem Balkon aus einen Anblick, der allerdings zu dem ſtolzen Wort: vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unſeren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer ſteigende Klarheit verbreitend, langſam der eben voll gewordene Mond aufſtieg, und am andern Ufer, uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob ſich der Veſuv mit ſeiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, ſondern er ſpie, was keineswegs immer der Fall iſt und zuweilen im ganzen Jahr nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerſtrom vom Krater niederfloß; der Ausdruck Speien iſt außerordenlich bezeichnend, denn dieß gewaltige Schauſpiel macht weniger den Eindruck einer Erd-Eruption, als eines bewußten Vernichtungsactes einer ungeheuren dämoniſchen Macht, die ſich, Verderben brütend, in die Schöpfung hinein geſtellt hat. Die zwiſchen die verſchiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pauſen ſind wie ein Sammeln des Athems, und das Ausſtoßen und Heraufblaſen des Elements iſt, wie ein Entleeren von Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spazierfahrende, Fiſcherbarken mit flackernden Feuerbündeln, ruderten hinaus, das Mondlicht badete ſich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Auſtern- und Eßmarkt etablirt iſt, trieb Alles ſein Weſen, was den Tag ſcheut und die Nacht liebt; die Fremden genoſſen die kühlen und kräftigenden Seethiere, die Italiener ihre Maccaroni, und dazwiſchen wurde gejubelt und geſungen. Letzteres auf eine Ohren zerreißende Weiſe, denn der Neapolitaner ſpricht ſeine ſchöne Sprache, wie ich die Flöte blaſe, und er ſingt, als ob er am Feuer gebraten würde, und ſeinem Quäler aus Rache das Trommelfell ſprengen wollte. Ueberhaupt hat Italien längſt aufgehört, das Land der Muſik und des Geſangs zu ſein; wer z. B. in Neapel Volkslieder hören will, muß ſie ſich ſelbſt ſingen.

Sonnabend, den 19., beſtieg ich den Veſuv, von zwei jungen Doctoren, einem Schleſier und einem Dänen, die mich hier beſucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeſchoben, weil ich gleich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und ſpäter den Vollmond abwarten wollte. Wir fuhren Nachmittags um 3 Uhr mit der Eiſenbahn nach Portici oder vielmehr Reſina, welches die Fortſetzung von

Portici bildet und über dem eben aus dieſem Grunde nicht völlig aufzugrabenden Herculanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Eſel und machten uns auf den Weg. Der Däne, ein kleines ſpindeldürres Kerlchen mit breitkrämpigem weißen Hut, ſah aus, als ob er noch nie ein Pferd beſtiegen hätte; um ihn zu vexiren, ritten wir, obgleich es beſtändig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im raſendſten Galopp; die Führer hingen ſich mit der einen Hand an den Schwanz des Eſels und peitſchten ihn mit der andern. Bald holten wir ein Paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun alſo eine Kavalkade von 5 Perſonen aus. Es geht lange zwiſchen Weinbergen fort, denn der Veſuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt ſich nur ſehr allmälig; dann kommt man in die Region der älteſten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des erſten Ausbruchs von 79, bei dem Herculanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerkſam gemacht. Hier iſt es mit der Vegetation vorbei, eine ſchwarze Wüſte, friſchgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellenlinien, dehnt ſich vor dem Auge aus, und der eigentliche Bergkegel, von dem Hintergrund des Horizonts abgelöſt, tritt ſchauerlich und nackt in öder Selbſtſtändigkeit hervor. Es war kein heller Tag, Wolken ſtanden am Himmel, der Schatten, den eine derſelben warf, kroch unheimlich auf ſeinem Nacken herum.

Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meeres, deſſen köſtliche Bläue ſeltſam mit unſerer Umgebung contraſtirte. Bei der ſogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheure Preiſe, die von dieſen frommen Vätern für die ſchlechteſte Bewirthung gefordert werden, ſelbſt die Engländer abſchreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Eſel weiter, dann befanden wir uns am Fuße des Kegels und mußten unſere eigenen Kräfte verſuchen. Er iſt ſtufenweiſe mit Steinen, die, von der Größe abgeſehen, den Schmiede-Schlacken gleichen, und mit Aſche, die jedoch ſehr grobkörnig iſt, überdeckt, und zwar ſo, daß man, je nachdem man will völlig in der Aſche hinaufwaten oder auf den Steinen hinaufklettern kann. Wir zogen das Letztere vor, fünf Lazzaroni ſprangen voraus und ſchleppten uns an Stricken, die ſie über die Schultern ſchlugen nach, was die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren ſehr bald, etwa in einer guten halben Stunde oben; die Beſchwerlichkeiten waren nicht ſo groß, als ſie uns geſchildert worden waren.

Nun galt es zunächſt einen Kampf mit den Lazzaroni. Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohnes vergeſſen, und nun verlangten ſie, nach echt neapolitaniſcher Weiſe, das Zehnfache deſſen, womit ſie ſonſt zufrieden geweſen wären. Natürlich erreichten ſie nicht ihren Zweck, aber man mußte ſich doch erſt mit ihnen abzanken, und das iſt in ſolchen Momenten nicht viel beſſer, als ob man im Begriff, das Abendmahl zu nehmen, mit dem Prieſter erſt über die Taxe handeln müßte. Zwar war das Bild, das uns oben entgegen trat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte geſtört oder auch nur verringert werden können. Wir hatten ein vulkaniſches Meer vor uns, zuſammengefloſſen aus den noch zu unterſcheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie ſie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnißvollen Schooß des Berges hervorgebrochen ſind. In der Mitte, ziemlich ſteil, erhebt ſich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es ſchon von unten bemerkt, in regelmäßigen Pauſen nicht Flammen, ſondern glühende Steine von zuweilen ſehr beträchtlicher Größe herauf fahren; dabei vernimmt man ein Geräuſch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Geziſch zuſammengeſetzt und zum Theil ein unterirdiſches iſt, und ein rother Lavaſtrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt ſich langſam vorwärts, diesmal nicht breiter, wie ein mäßiger Fußſteig, bei einer Eruption aber die ganze Fläche, auf der wir ſtanden, überdeckend, und alles Lebendige vor ſich herjagend. Wir näherten uns dem Kegel, ſo weit wir konnten, und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Beſteigen und Beſichtigen des Kraters war nicht zu denken, dies iſt nur zu einer Zeit möglich, wo der

Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der jetzt ruhte, ſehr ſcharf von einer beſtimmten Seite her weht, und den Auswurf, nebſt der Alles einhüllenden Rauchwolke abtreibt. Ich konnte mich anfangs, ſo lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen, und beſtand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, ſondern der mit uns gekommene Schutz-Soldat ſchien ſich mir ſogar widerſetzen zu wollen, und als ſpäter die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regelloſigkeit, womit der Berg ſie verſtreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken geweſen, und wenn ein dreißig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menſchlicher Schädel zuſammen ſtoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davon zu tragen, als der Schädel.

Einen grauenhaften Anblick gewähren die erſtarrten Lavaſtröme, die den Kegel, ſich durcheinander windend, umringen; ſie ſehen aus, wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe, und nicht etwa blos für die Phantaſie, ſondern für das Auge; es iſt, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kinder-Traum der Menſchheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich ſagte ſchon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deßhalb die Ausſicht beſchränkt war, aber ich konnte das nicht bedauern, das ſchreckliche Bild ging um ſo beſſer zur Totalität zuſammen, Wolken und Nebel legten ſich als Rahmen herum und ſchnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerſpeienden Berg, die Hölle muß ſich ſelbſt beleuchten, erſt nach ihrem Untergang ſchloß ſich der Eindruck in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ab. Man kann jedoch für Andere ſo wenig ſehen, als Wein trinken, oder was weißt Du mehr, als Du jetzt ſchon weißt, wenn ich ſage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen ſchien, daß die Steine, die er um ſich herum ſäete, röther glühten, daß das donnerähnliche Gekoller unter der Erde und das ziſchende Geheul ſich verſtärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch ſein mildes unſchuldiges Licht einige Verſöhnung in die düſtre Scene, die ein ergreifendes Vorſpiel jenes letzten Zeit-Moments abgab, wo die Erde ſein wird, wie dieſer Berg, kahl und öde, und den Elementen zur völligen Zerſtörung überantwortet. Wir weilten noch eine Viertelſtunde, um auch die neue Beleuchtung noch zu genießen, dann ſtiegen wir wieder herunter. Dieß war in wenigen Minuten vollbracht, es geht an der Aſchen-Seite unglaublich raſch und ohne die geringſte Beſchwerde; nun wieder zu Eſel nach Reſina, und dann zu Wagen nach Neapel, wo wir um zwölf Uhr Nachts ankamen und uns im „Café di Europa“ erfriſchten.

Erinnerungen an Paris.

1850.

Paris, und wieder Paris! wird mancher Leſer verdrießlich ausrufen. Und doch wird er dadurch nur beweiſen, daß er noch nicht dort war, denn ſonſt würde er ſelbſt einen Savojardenknaben mit Intereſſe anhören. Ich bin durchaus nicht enthuſiaſtiſch für die Franzoſen eingenommen, ich weiß, daß wir ſie in Vielem übertreffen und nur in Wenigem hinter ihnen zurückſtehen. Aber ich liebe ihre Hauptſtadt trotz des phyſiſchen und moraliſchen Schlammes, an dem ſie reich iſt und trotz der Koketterie, durch den ſie den großartigen Eindruck, den ſie immer und überall machen könnte, ſo oft ſelbſt wieder zerſtört. Denn in ihr drängt ſich zwar nicht die Welt, aber doch ſo viel von der Welt zuſammen, als ein Menſch mit ſeinen Organen auf einmal in ſich aufzunehmen vermag, und wem ſie nicht gefällt, der hat nicht bloß das Unglück gehabt, in Krähwinkel geboren zu werden, ſondern er verdient auch in Krähwinkel zu ſterben.

Ja, Paris iſt eine Probe für den Beſucher und nicht bloß in dem Sinn, daß er erfährt, wie ihm filtrirtes Seinewaſſer bekommt, und wie viel Fett er nach einem Drei-Franken-Diner bei Herrn Richard im Palaisroyal anſetzt. Der grobe Egoismus, der auf Geld und Amuſement verſeſſene, mag dort gedeihen, der feinere wird erſtickt. Es giebt Leute, die auf die Kirchthürme eiferſüchtig ſind, weil dieſe, wenn auch nur der Uhr wegen öfter angeſehen werden, als ſie. Die ſollen ja nicht hinreiſen, denn ſie, die vor Aerger erkranken, wenn unter zehn Perſonen, die ihnen begegnen, ſich nicht neun nach ihrem Befinden erkundigen, werden es freilich nicht ertragen, daß ſich in Paris Keiner um ſie bekümmert, als der ſie betrügen, beſtehlen oder zum Beſten haben will. Es giebt Andere, geſteigerte Exemplare der nämlichen Spezies, die, wenn ſie die Welt mit einem neuen Buch oder einem Gemälde beſchenkten, kein Pferd und keinen Eſel mehr beſteigen, ohne in Gedanken auszurufen: Arme Creatur, wüßteſt du, wen du trägſt! Die ſollen auch zu Hauſe bleiben, denn an jeder Wirthstafel finden ſie ihres Gleichen, und es muß fatal ſein, den Tiſchnachbar bei einer kitzlichen Wendung des Disputs durch raſches Aufknöpfen des Ueberrocks mit einem Orden zum Stillſchweigen bringen zu wollen, und bei ihm auf denſelben Schmuck zu ſtoßen. Doch, von den Narren abgeſehen, es iſt auch für den gewiegten Mann, auch für den, der nicht blos ſeinen eigenen Kreis kennt, ſondern der auch das Verhältniß dieſes ſeines Kreiſes zum größern und größten ausgemeſſen hat, keine kleine Aufgabe, ſich mit den ungeheuren Elementen, die ſich in Paris regen und durcheinander bewegen, in das Gleichgewicht zu ſetzen, und wer ſchnell damit fertig wird, der weiß gar nicht, worum es ſich handelt. Darum deutet der fliegende Enthuſiasmus, der gleich beim erſten Spaziergang über die Boulevards ſich einſtellende und unaufhörlich Beifall klatſchende Bewunderungsſchwindel eben ſo gut auf Schwerpunktloſigkeit und innere Leere, wie die philiſterhafte Nörgelei, welche die Stadt, ja Land und Volk nach der zerbrochenen Kaffeetaſſe, oder nach dem rauchenden Kamin beurtheilt, und welche ſich beſſer amuſirt, wenn ſie die Beſchreibung von Paris in Paris ſelbſt hinterm Ofen nachlieſ't, als wenn ſie ſich Paris mit eigenen Augen beſieht, denn ob ein Ich verdunſtet, oder vertrocknet, das iſt völlig Einerlei.

Die Metropole eines Landes iſt die verkörperte Spitze ſeiner Geſchichte, ſeines Entwicklungsproceſſes. Der Deutſche, der dieß begreift, wird nicht ganz frohen Muthes in Paris hineinfahren, er wird die ſtolze Vignette des centraliſirten und deshalb zu Schutz und Trutz, ja ſelbſt zu kühnen Griffen und zur Befriedigung ſeltſamer Gelüſte gerüſteten Frankreichs mit ſehr gemiſchten Empfindungen, und nicht ohne Kummer und Neid, wenn auch vielleicht ohne

Angſt erblicken. Was würden wir zu Stande gebracht haben, wenn wir, wie die Franzoſen, unſere miſerabeln Privat-Streitigkeiten für den müſſigen Sonntag aufſchiebend, Hand in Hand gegangen und bei Zeiten bemüht geweſen wären, das Haus, das uns Alle ſchützen ſoll, unter Dach zu bringen! Ich bitte mir zuweilen in patriotiſchen Träumen eine Geſellſchaft von ſteinernen Rieſen-Gäſten zuſammen, die einen Begriff davon geben kann, wie die Hauptſtadt Deutſchlands wohl ungefähr ausſähe, wenn Deutſchland es, wie Frankreich zu einer Hauptſtadt gebracht hätte. Man denke ſich den Wiener Stephansthurm, den Straßburger und den Freiburger Münſter, den Kölner Dom, die Hamburger Petri-Kirche und ſo viele andere architectoniſche Trophäen des deutſchen Geiſtes in den Ringmauern einer einzigen Stadt vereinigt, und man frage ſich, ob ſich in dieſer Stadt dann nicht nothwendig auch eine granitne Kaiſer-Burg erheben müßte und ob der darin thronende Kaiſer nicht mit der Rechten den Scepter der römiſchen Imperatoren und mit der Linken den ehemals karthageniensiſchen, jetzt großbritanniſchen Dreizack ſchwingen würde. Es wäre doch herrlich, wenn dieſe Stadt nicht blos in Vater Jahns Gehirn läge, und es iſt geradezu lächerlich, wenn man unſere Zerriſſenheit und Zerſpliſſenheit, die man höchſtens als ein nun nicht mehr abzuwendendes Unglück ertragen kann, zu einer Quelle von, ich weiß nicht welchen, imaginären

Vortheilen machen will. Allerdings würden wir keine gebornen Kosmopoliten ſein, wenn wir in einem anderen, als dem etymologiſchen Sinn Deutſche wären und ſein könnten, denn auf die ganze Menſchheit überträgt nur der ſeine Liebe, der keine Familie hat. Aber es iſt keine beneidenswerthe Lage, wenn man auf die Sonne zurückgehen muß, ſobald man das Centrum, mit dem man zuſammenhängt, nachweiſen ſoll. Die Sonne ſchützt nur die Planeten vorm Schwindel, nicht die Menſchen.

Solche Gedanken waren es ungefähr, die mir vorſchwebten, als ich Paris zum erſten Mal betrat. Sie wurden in mir nicht blos durch die mir von allen Seiten zuſtrömenden gegenwärtigen Eindrücke hervorgerufen, ſie wurden in mir eben ſo ſehr durch die jüngſt vergangenen, die ich in mir aufgenommen und friſch bewahrt hatte, geweckt. Ich kam, faſt unmittelbar, nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, von Dänemark, von Kopenhagen herüber. Dort hatte ich die Hauptſtadt eines kleinen Landes geſehen, wie ich hier die Hauptſtadt eines großen Landes erblickte und mich überzeugt, welch ein Bollwerk der Nationalität Erzbiſchof Abſoloms weiſe Schöpfung geworden war. Die Saat, die im letzten Jahre ſo blutig aufgegangen iſt, wurde gerade während meiner damaligen Anweſenheit in Kopenhagen ausgeſtreut; die Dänen kämpften in Volks- oder Wirthshaus-Verſammlungen, ſo wie durch Zeitungs-Artikel und Petitionen an den König auf's Eifrigſte für das ſogenannte „gute" Recht ihrer Deputirten, in den Schleswig-Holſteiniſchen Ständekammern auch bei vollkommener Kenntniß der deutſchen Sprache, ja bei nur unvollſtändiger der däniſchen — denn ein ſo ſchreiender Fall lag vor — däniſch reden zu dürfen; ſie hatten ſo wenig die Logik, als die Geſchichte für ſich und hätten meine Sympathien nicht erhalten, wenn ich auch kein Dithmarſcher geweſen wäre. Aber die Bewegung als energiſche Lebens-Aeußerung eines numeriſch ſo unbedeutenden Völkchens gewann meinen Antheil und ich mußte mir ſagen: wäre nicht ein Bienenkorb, wie die Hauptſtadt, vorhanden, in dem Alles, was im kleinen Reich Stacheln hat, ſich zuſammen findet, ſo würde die Erinnerung an die nordiſchen Seekönige, die in unvordenklicher Zeit alle Meere tyranniſirten und an Kanut den Großen, der einſt über das ſtolze England, wie über das vereinte Skandinavien herrſchte, ihnen nicht mehr helfen, wie uns die Träumereien von Kaiſer Karl und von Barbaroſſa, welche bei uns nichts erzeugen, als die verdächtige Almanachs- und Prolog-Poeſie. Doch ſie haben in ihrem Kopenhagen eben ein ſteinernes Album, in das die Jahrhunderte ſich auf eine auch nach dem engliſchen Bombardement noch nicht völlig unkenntliche Weiſe einzeichneten, und wenn die Enkel ſich tapfer regen, wenn ſie zuſchlagen, ſtatt zu rechnen, ſo geſchieht es, weil ſie ihre Urväter noch hinter ſich ſtehen ſehen!

* * *

Aus Agram.

1850.

I.

7. Juli. Der Fremde bemerkt, wenn er in ein Haus tritt, oft auf den erſten Blick, was dem Bewohner entgeht. Dieſe alte Wahrheit möge den Durchreiſenden bei Ihrem gewöhnlichen Correſpondenten entſchuldigen, wenn er ſeinen kurzen Aufenthalt in Croatien und deſſen Hauptſtadt zu einer flüchtigen Schilderung der hieſigen Zuſtände benützt. Die Hauptſtadt eines Landes iſt faſt immer die Silhouette desſelben; laſſen Sie mich deshalb mit Agram beginnen. Agram iſt am beſten mit einem erſt halb angekleideten Menſchen zu vergleichen; die blanken Stiefel, die neuen Pantalons, hat er bereits an, ebenfalls das ſchillernde ſeidene Gilet, aber der alte zerriſſene Schlafrock ſchlottert ihm noch um die Beine und Stroh und Federn ſitzen ihm in den Haaren. Die Stadt kann, ihrer Lage nach, eine der ſchönſten Europa's werden; an einen Berg hinan gebaut, wie ſie iſt, bietet ſie die köſtlichſten Ausſichten dar und iſt in ihrem untern Theil mit herrlichen

Plätzen geziert. Aber auf dieſen Plätzen wächſt Gras und Unkraut und die Straßen ſind der Art, daß man den Hals brechen könnte, wenn man einfach ſpazieren geht. Es laufen eben ſo viele Schweine als Hunde herum und an den Markttagen ſieht man Bäuerinnen mit Ferkeln auf den Armen, die ſie zärtlich wiegen, wie Kinder. Das würde nun freilich nichts machen, wenn ſich auf dieſen unſaubern Straßen nur ein wirklich kräftiger Volksſtamm bewegte, der für den Mangel an Cultur durch urſprünglichen Gehalt und Sittenſtrenge entſchädigte; auch unſere deutſchen Altväter mögen zu der Zeit, wo ſie den Bären aus ſeiner Höhle vertrieben, wenn ſie eine Wohnung brauchten, nicht ſehr ſäuberlich angethan geweſen ſein. Aber hier hapert's eben; nur ſelten begegnet man einer markigen, von Kraftfülle ſtrotzenden Geſtalt, vor der ein alter Römer Reſpect gehabt haben würde; die meiſten ſind aber eben ſo unanſehnlich als ſchmutzig. Dagegen ſind die Gefängniſſe überfüllt, und man kann faſt nicht über die Straße gehen, ohne auf Truppen von Eingekerkerten zu ſtoßen, die an Händen und Füßen gefeſſelt ſind und zur Arbeit geführt werden. Ich ſchreibe dieß wahrlich nicht mit ſchadenfrohem Vergnügen nieder; ich bin der Ueberzeugung, daß, wie alle Farben zum Regenbogen, ſo auch alle Völker zur Menſchheit gehören und daß die Menſchheit ſich nur durch die verſchiedenen Völker, wie durch eben ſo viele beſondere Organe, nach allen Seiten vollſtändig entwickeln kann. Darum iſt es eine Thorheit, die ſich ſelbſt ſtraft, wenn eines auf das andere mit Verachtung herabſieht; es iſt aber auch eine Thorheit und noch eine größere, wenn das zurückgebliebene, oder noch gar nicht in den Gang gekommene, die Hülfsmittel verſchmäht, die das benachbarte, fortgeſchrittene ihm bietet. Und dieſer Thorheit macht man ſich hier jetzt in hohem Grade ſchuldig. Ich will Ihnen dieß an einem Beiſpiel, das in den Kreis meiner eigenen Erlebniſſe fällt, veranſchaulichen. Es beſteht in Agram bekanntlich ſeit vielen Jahren ein deutſches Theater. Im letzten Winter wurde in demſelben von Dilettanten illyriſch geſpielt. Wie nun unter einer neuen Direction zu Oſtern die deutſche Saiſon wieder begann, verpflichtete ſich die illyriſch-croatiſche Partei gegenſeitig mit Wort und Handſchlag, keinen Fuß mehr hinein zu ſetzen. Das muß, ich bemerke es ausdrücklich, keinen Künſtler abſchrecken, hieher zu kommen; es ſind hier Deutſche genug vorhanden, um die Lücke zu decken und ſie bleiben nicht nach ihrer ſonſtigen Gewohnheit im Winkel ſitzen, ſie thun redlich das Ihrige. Aber es zeigt, wie weit die nationale Gehäſſigkeit, die von den Magyaren auf die „Germanen" übertragen wurde, hier geht. Nun geſellt ſich noch die Abſurdität hinzu, daß die illyriſchen Dilettanten, die nach dem Urtheil eines gebildeten Mannes recht gut wären, wenn ſie nur nicht Künſtler vorſtellen wollten, fortwährend deutſche Stücke ſpielen, weil es an einheimiſchen fehlt. Man kann alſo dem deutſchen Weſen gar nicht entfliehen, und wenn man ein Vergnügen daran findet, unſeren edlen Wein aus der Schweinsblaſe zu trinken, ſtatt aus goldenen Bechern, ſo iſt das höchſt poſſirlich. Wäre nun der nationale Drang nur wirklich echt und ſtark, ſo könnte man ſich am Ende auch mit ſolchen Abſurditäten ausſöhnen. Aber das iſt keineswegs der Fall. Erklärte doch ein einſichtsvoller ſlaviſcher Schriftſteller, der hier lebt, ſogar Alles für Strohfeuer, und die Thatſachen, die er mir erzählte, ließen ſein Urtheil wenigſtens als beachtenswerth erſcheinen. So iſt hier z. B. ein Lehrſtuhl für ſlaviſche Sprache und Literatur errichtet worden. Der Profeſſor fand Anfangs großen Zulauf, aber als das Auditorium ungefähr wußte, ob er blond oder braun war und im Baß oder Discant ſprach, verlief es ſich, und jetzt kann er aus Mangel an Zuhörern nicht mehr leſen. Fragt man nach dem Grund, warum man alles Deutſche haßt, ſo iſt die Antwort die gewöhnliche, aus Furcht vor dem Germaniſirtwerden. Dieſe Antwort erfüllt mich jedes Mal, wo ich ſie auch vernehme, mit Wehmuth und mit Grimm. Mit Wehmuth, weil ich wünſche, daß ſie Grund hätte, indem wir, wenn der Trieb, uns geltend zu machen, in uns läge, längſt etwas gelten müßten! Mit Grimm, weil ſie ganz aus der Luft gegriffen iſt und weil diejenigen, die ſie vorbringen, das ſelbſt recht gut wiſſen! Wir und germaniſiren! Wir ſelbſt ſind unter Regierungen, die ſeit den Tagen Herrmanns des Cheruskers, lieber die Präfecturen fremder Gewalthaber ſpielten, als ſich auf ihre eigenen Füße ſtellten, ſchon romaniſirt, franzöſirt, ruſſificirt und daniſirt worden, aber wir, von unſerer Seite, werden Niemand germaniſiren. Ein Volksſtamm, der uns nicht widerſtehen kann, erliegt dem einfachen Größenverhältniß; wir ſelbſt thun Nichts dazu!

II.

9. Juli. Laſſen Sie mich meine hieſigen Eindrücke vervollſtändigen! Während ich Ihnen ſchreibe, iſt in Deutſchland ein Ereigniß eingetreten, das die thörigte Furcht vor dem Germaniſirtwerden auch in dem letzten Croaten erſticken muß. Schleswig-Holſtein! Der Preußiſche Friede. Sie verſtehen mich. Ein neues Stichwort, meine Herren Slaven, wenn wir bitten dürfen, mit dem alten wird's nicht mehr gehen. Zwiſchen Euch und uns handelt es ſich nur um einen Wettkampf um die Krone der Bildung; daß wir aber in dieſem Wettkampf bis jetzt die Sieger waren, wird wenigſtens der Croate nicht beſtreiten können. Und warum es nicht frei und freudig einräumen? Für jeden Schüler kommt die Zeit, wo er ſeinen Meiſter bezahlen kann, denn in Jedem liegt etwas Eigenthümliches und auf gegenſeitiger

Ergänzung beruht die Welt. Glaubt Ihr, es wird uns verdrießen, wenn ſich der Gaſt in den Schenken plötzlich verwandelt und uns zum Dank neuen Nectar reicht? Das habt Ihr bei uns am wenigſten zu fürchten, nur Spülicht muß es nicht ſein, was Ihr uns bietet, und eben ſo wenig der vor der Zeit ausgequetſchte Saft unreifer Trauben. Pflanzt und begießt, das Uebrige wird ſich finden! In Croatien hat man es bis jetzt, wie ich auf meine Frage erfuhr, noch nicht einmal zu einer Grammatik gebracht, es giebt alſo für den Fremden noch gar keinen Weg zu der Sprache, die übrigens ſehr wohlklingend iſt, beſonders aus weiblichem Munde. Dieſe Lücke kann nicht ſchnell genug geſtopft werden und es läßt ſich von der anerkennungswerthen Energie der nationalen Partei erwarten, daß ſie es thun wird. Ein Muſeum hat ſie bereits geſtiftet, ein eben ſo geſchmackvolles, als zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, das kein Durchreiſender unbeſucht laſſen ſollte. Die Sammlungen ſind zwar noch dürftig, ſie enthalten aber doch ſchon viel Intereſſantes, das in die Vorzeit zurückführt und auf uralte Zuſtände hinweiſt. Manche Curioſa, die aber nichts weiter, als ſolche ſind, wird man ſpäter gewiß ausſcheiden; einſtweilen füllen ſie einen Platz aus. Im Muſeum ſieht man auch mehrere Gemälde eines in Rom ausgebildeten und in der That ſehr wackern croatiſchen Malers, Namens Carvae, unter Anderem das Porträt einer zu ihrer

Zeit renommirten Römerin, deſſen große Aehnlichkeit Ihr Berichterſtatter von ſeinem römiſchen Aufenthalt her verbürgen kann. Da wäre denn ſchon ein Anfang nationaler Kunſt. Die Wiſſenſchaft fände ſehr viel zu thun; die hiſtoriſche ſchon durch das bloße Ediren vorhandener Manuſcripte, die ſich auf der biſchöflichen Bibliothek befinden und auf die ich die kaiſerliche Akademie aufmerkſam machen mögte. Wahrlich, an Arbeit gebricht es nicht, und ohne Zweifel würden die Deutſchen gern mit Hand anlegen, wenn man ſie nur nicht zurückſtieße. Doch die Verſöhnung beider Parteien wird wohl bald erfolgen, und um ſo ſicherer, als es auch hier nicht an einer mittleren fehlt, die allerdings das nationale Weſen gehoben ſehen will, die aber wohl weiß, auf welch' einer niedrigen Stufe es noch zur Zeit ſteht und die eben darum der Aufführung einer chineſiſchen Mauer, wie ſie den Fanatikern recht wäre, aus allen Kräften widerſtrebt. Alle Parteien erwarten das Außerordentliche vom Banus, der bis jetzt, was man auch darüber verbreitet haben möge, in Croatien allgemein auf den Händen getragen wird; natürlich erwarten die Repräſentanten der Extreme das Widerſprechende von ihm und ſo iſt ſeine Aufgabe eine höchſt ſchwierige. Wahrſcheinlich wird er ſich um das Geſchrei, das ſich ohne Zweifel bald auf der einen bald auf der andern Seite erhebt, je nachdem er einen Schritt nach links oder nach rechts thut, gar nicht kümmern, ſich aber bemühen, den noch ſo ſehr darnieder liegenden materiellen Wohlſtand des Landes zu ſteigern. Gelingt ihm dies, bringt er den Bauer, der bis jetzt, wie ſeine Lehmhütte und ſein ſchlechtes Kleid beweiſt, mit der erbärmlichſten Exiſtenz zufrieden iſt, wirklich dahin, daß er den üppigen Boden gehörig bebaut und den hundertfältigen Ertrag erntet, welchen das Evangelium dem fleißigen Säemann verſpricht, ſo wird er der eigentliche Schöpfer ſeines Volkes werden. Mit den reichlicheren Saaten werden auch die Dörfer und die Städte, an denen es bis jetzt faſt noch gänzlich fehlt, aus der Erde hervor ſchießen, die nackten Kinder, die jetzt Dutzendweiſe an den Landſtraßen kauern, werden verſchwinden, und dieſe Straßen ſelbſt, die dem Bauer zur Zeit völlig gleichgiltig ſind, da er ſie nicht benützt, werden ſich ebnen. Iſt es nicht ein grauſames Mißverhältniß? Im preußiſchen Schleſien mögten die Menſchen ſich die Hand mit Erde füllen und Kohl darin bauen und von dem fruchtbaren Croatien liegt ein Drittheil ſo gut wie brach. Ich habe es im Jahre 1848 ſchon geſagt und ich wiederhole es: nur eine organiſirte Völkerwanderung kann den gegenwärtigen Nothzuſtand der Geſellſchaft gründlich heben. Die unorganiſirte kommt früher oder ſpäter von ſelbſt, aber die überſchwemmt dann auch die Civiliſation. — Laſſen Sie ſich zuletzt noch ein Bild zeichnen, wie man es nur in Croatien und Ungarn ſieht. Ich wohne in der Nähe des

Comitatshauſes, in dem ein Theil der Gefangenen ſteckt, und wurde heute morgen durch einen ſtarken Lärm an's Fenſter gelockt. Was erblickte ich? Eine Zigeunerfuhre! Natürlich eilte ich ſogleich auf die Straße und beſah mir die egyptiſchen Gäſte. Weibergeſichter, die man kaum noch unter die menſchlichen rechnen konnte; ſchwarze, zottige Haare, die noch nie gekämmt worden waren; Augen, deren Blicke förmlich ſtachen. An gelben Brüſten ſäugten ſie ſchmutzige Kinder, zugleich aber zankten ſie in ihrer unverſtändlichen Mundart auf's Heftigſte mit den Soldaten, die ihre Wagen abluden, weil ſie geſtohlen hatten. Eine Alte, welche die Urmutter des ganzen Stammes hätte vorſtellen können, lehnte ſich mit dem Rücken gegen ein Pferd und ſchmauchte ruhig ihre kurzſtielige Pfeife. Die Sachen, die ſich auf den Wagen vorfanden, waren der Art, daß ein civiliſirter Bettler ſie ohne Zweifel mit Indignation unangerührt hätte liegen laſſen, wenn ſie ihm irgendwo vorgekommen wären; hier wurde darum gehadert, wie um Edelſteine und Gold. Zwei Croaten niedrigſter Bildungsſtufe, wie wir ſie zuweilen in Wien mit ihren rauhen Jacken durch die Gaſſen ziehen ſehen, ſchloßen das Bild; ſie ſchauten mit Verachtung auf die wilden Barbaren des Waldes herab. Es wäre etwas für den Hiſtorienmaler geweſen; ich dachte an unſern Freund D. in Wien. — Jetzt wird Meiſter Ludwig Löwe in Agram erwartet; er kann auf den ſchönſten Enthuſiasmus rechnen und wenn der wahre Künſtler nur Liebe findet, ſo wird er nichts Anderes vermiſſen. Der frühere Darſteller des Holofernes wird vor Entſetzen den Geiſt aufgeben, wenn er Löwe's Meiſtergebilde erblickt.

Aus Berlin.

1851.

I.

Berlin, 16. April.

Wunderbare Zeit des Lenzes,
Wo man ſelbſt das Unkraut liebt,
Weil es einen grünen Faden
Mit zum großen Teppich giebt.

Dieſe Verſe ſummten mir unaufhörlich im Kopfe, als ich den Dampfwagen beſtiegen hatte. und nun in raſchem Fluge von Süden nach Norden entführt wurde. Ach, es liegt für das menſchliche Gemüth etwas unendlich Rührendes in dieſem Keimen und Sproſſen der erſten Frühlingstage; wie aus Gottes Munde kommt der erweckende Hauch, und nun regt ſich's in den Tiefen wie auf den Höhen, und in naiver Werdeluſt, unbekümmert um das Wieweit? und Wozu? ſucht ſich das gemeinſte wie das edelſte Gewächs dem dunklen Mutterſchooße zu entwinden. Ja, im Entſtehen wie im Vergehen, iſt Alles ſich gleich; und gerade dieſe anſcheinende Einheit der noch verhüllten Mannigfaltigkeit macht einen Eindruck, dem kein zweiter entſpricht. Wer ſieht im Wonnemond an der Brenneſſel etwas Anderes, als daß ſie grün iſt, und wer ſieht am Roſenſtrauch mehr? Auch der Frühling der Menſchenwelt hat einen ähnlichen Moment; wer denkt nicht an die ſchöne Kinderzeit zurück, wo Alles, was ſich jetzt durch Schwindel erregende Klüfte getrennt erblickt, auf dunkler Schulbank friedlich zuſammenſaß und mit glühenden Wangen am Katechismus ſtammelte, ja wo der künftige Grobſchmied den künftigen Dichter nicht ſelten übertraf, und ihm aus ſeinem Schatz der ABC-Weisheit großmüthig einen ſehr nöthigen Vorſchuß machte. Seltſam genug wollten dieſe Phantaſien, die äußerſt wenig zu meiner geräuſchvollen Umgebung paßten, gar nicht weichen; kein Geſpräch konnte ſie verſcheuchen, ja ſelbſt die drolligſte Fratze, deren mehr als eine unter den Reiſegefährten auftauchte, vermogte nicht, mich ihnen zu entreißen. Anfangs dachte ich: ſie werden ſchon mit dem Frühling ſelbſt verſchwinden, denn ich war darauf gefaßt, in Norddeutſchland noch Eis und Schnee, oder doch wenigſtens kahle Bäume anzutreffen. Aber ich hatte mich verrechnet, ich fand die Wieſen in Breslau eben ſo grün, wie in Wien, und ich würde ſie in Berlin nicht anders gefunden haben, wenn es dort Wieſen gäbe. Da ließ ich die Empfindungen denn ruhig ausklingen, was um ſo länger dauerte, als ſie jeden Augenblick friſche Nahrung erhielten. So wunderte ich mich z. B. nicht wenig, alle Dörfer, durch die wir kamen, voll Geſang und Muſik zu finden, obgleich es keineswegs Sonntag war; ſpäter merkte ich, daß der Jubel von einer Compagnie böhmiſcher Soldaten ausging, die mit uns Uebrigen auf der Eiſenbahn befördert wurden, und ihre ſehr melodiſchen Nationallieder abſangen. Eben ſo luſtig waren eine Menge Handwerksburſche, von denen einige nach Bremen gingen, um ſich dort den nach Amerika Auswandernden anzuſchließen, wie mir Einer von ihnen, mit dem ich mich auf einer Station in's Geſpräch einließ, mittheilte. Auf mich macht die Freude dieſer armen Teufel immer einen tiefen Eindruck; ſie müſſen ſich am Gaſtmal des Lebens mit den Trebern begnügen, wie der verlorne Sohn im Evangelium, und haben doch niemals, gleich ihm geſündigt: ihr Frohlocken iſt wie eine ſittliche That. Zuletzt freilich wurde die Romantik überwältigt; einem Offizier gelang es, ſie durch eine Anekdote in die Flucht zu ſchlagen, die er mir von ſeinem Bedienten erzählte. Haben Sie je etwas Ergötzlicheres gehört? Der Menſch wird in Berlin in ein beſtimmtes Haus zu einem beſtimmten Manne geſchickt, um dort etwas abzugeben. Zurückgekommen und befragt, ob er ſeinen Auftrag erfüllt habe, erwiedert er: allerdings, aber der Herr wohnt nicht im zweiten Stock, ſondern im dritten, er iſt auch nicht General, wie Sie mir ſagten, ſondern Poſamentier, die Hausnummer allein war richtig. Es giebt ordinäre Dummheiten, die nur zu einer Ohrfeige herausfordern; es gibt aber auch andere, die man mit einem Lorbeerkranz belohnen mögte, weil die Genialität der Natur in ihnen ſo gut, wie in ihren poſitivſten Leiſtungen, zum Vorſchein kommt, und dieſe ſcheint mir dazu zu gehören. Aus Dankbarkeit für die Mittheilung lieh ich dem Erzähler nun auch ein williges Ohr für ſeine politiſchen Anſichten, denn, ſo auffallend es klingen mag, noch nie, ſelbſt im Jahre 1848 nicht, hat die Politik nach meiner Erfahrung die Menſchen aller Claſſen ſo angelegentlich, ja ſo ausſchließlich beſchäftigt, wie jetzt. Auf die Gründe dieſer Erſcheinung werde ich wohl noch zurückkommen; einſtweilen ſei ſie ſelbſt notirt. Es kommt den Meiſten ſo vor, als ob der Strom, der vor zwei Jahren aus ſeinem Bette trat, nicht ſowohl in dies Bett zurückgekehrt, als nur gefroren ſei, und als ob die Linien und Figuren, welche die Schlittſchuh laufende Diplomatie dem Eiſe einzuprägen ſucht, keinen Beſtand haben werden.

II.

Berlin, 19. April.

Da wäre ich denn einmal wieder in der Metropole deutſcher Intelligenz, wie Berlin ſich ſo gerne nennen hört. Wahr iſt's, Deutſchland hat nur eine Stadt, die den Namen einer großen gleich auf den erſten Blick erobert, und dieſe eine Stadt iſt Berlin. Was ſind das für Straßen, für Plätze und Gebäude; man fühlt ſich an Paris, ſogar an Rom erinnert.

Aber freilich, man darf nicht näher hinſehen, man darf nur blinzeln, wenn man den Eindruck nicht wieder verlieren ſoll. Denn genau betrachtet: wie leer ſind dieſe Straßen, wie öde dieſe Plätze, wie wenig ſolid dieſe Gebäude. Alles iſt wie auf den Kauf gearbeitet, die Erde braucht ſich nicht zu ſchütteln, um es zu zerſtören, es fällt ſchon von ſelbſt wieder um. Wohl giebt es Zeugniß von einem außerordentlichen Daſein, aber nicht von dem Daſein eines Volkes, das ſich behaglich einrichtete, ſondern von dem Daſein eines mächtigen Individuums, das ſich ein Denkmal ſetzte. Friedrich der Große iſt es, der uns an allen Ecken und Enden entgegentritt, denn auf ſein Commando haben ſich dieſe Häuſer eben ſo gut in Reihe und Glied geſtellt wie ſeine Soldaten, und man hat das Gefühl, daß ſie eben ſo wenig in alle Ewigkeit ſo ſtockſteif ſtehen bleiben können, wie dieſe ſtehen geblieben ſind. Wie ganz anders iſt das mit Wien! Da iſt Alles gewachſen, nichts gemacht; der Stephansthurm ſcheint unmittelbar in der Erde zu wurzeln, und Palläſte und Hütten ſcheinen ſich, wie Vaſallen um ihren Herrn und Gebieter, in treuer Anhänglichkeit um ihn geſchaart zu haben. Dazu die üppige Natur, die hier nur für's Herbarium producirt, ſo daß der Frühling nothgedrungen ſeine Erquickungen ganz homäopathiſch abmißt und den Duft einer Blume auf tauſend Menſchen vertheilt!

Dagegen läßt es ſich nicht leugnen, daß ſich in Berlin von jeher die bedeutendſten Repräſentanten der Kunſt und Wiſſenſchaft zuſammen fanden. Die guten Berliner hatten freilich nichts davon, als daß ſie ſich den Inſtinct, auf den die Maſſen nun einmal angewieſen ſind, durch die Krittelei verdarben, ohne zur wahren Erkenntniß vorzudringen. Aber es kam Deutſchland zu Gute, denn was ſonſt einſam in ſeiner Zelle geſeſſen und vor ſich hin gebrütet hätte, das berührte ſich nun, und nur die Friction ſteigert die Kräfte. Auch damit iſt es nun faſt vorbei, wenn auch noch ehrwürdige Reſte vorhanden ſind. Schelling klappert zwar noch immer mit ſeinem Schlüſſel zur abſoluten Wahrheit, aber Niemand glaubt mehr daran, daß ſich etwas damit aufſchließen läßt. Der alte Tieck iſt dem Tode, dem er faſt ſchon verfallen war, noch einmal wieder entgangen, doch von irgend einer Thätigkeit kann bei ihm nicht mehr die Rede ſein. Friedrich Rückert, der mir von jeher ein ſehr zweifelhafter Gewinn ſchien, iſt mit ſeinem preußiſchen Gelde wieder in's Vaterland zurückgekehrt. Nur Humboldt und Cornelius ſind trotz ihrer hohen Jahre noch friſch und lebendig. Doch halt, da beleidige ich eine Notabilität, da trete ich Ernſt Raupach zu nahe! Wir Alle kennen das Taſchenſpielerſtück, daß aus einem einzigen Sacktuch eine Unzahl von Federbüſchen hervorgezogen werden. Dies wiederholt die dramatiſche Muſe mit Raupach; ſie ſchüttelt eine ſolche Menge von Trauer-, Schau- und Luſtſpielen aus ihm heraus, daß man nun erſt ſieht, wie ſtiefmütterlich ſie ihre früheren Lieblinge, z. B. den Shakeſpeare, der es bekanntlich nicht über dreißig brachte, behandelt hat. Da iſt jetzt auf dem Königſtädtiſchen Theater ein Märchen „Rübezahl“ von ihm erſchienen, auf das ich jeden Staatsmann aufmerkſam mache. Der Dichter hat das Mittel entdeckt, wie man den Abgrund der Revolution für ewig ſchließen kann. Er bedarf zu dem Ende nicht der Armeen, noch weniger der Reformen, er bedarf blos einiger Dutzend Ohrfeigen, die freilich zur rechten Zeit und durch den rechten Mann in früher Jugend nämlich, und durch den Schulmeiſter, applicirt werden müßten. Mirabeau, Robespierre, ja ſelbſt Napoleon, als Knaben gezüchtigt, hätten nicht als Männer von der Tribune gedonnert, auf dem Greveplatz guillotinirt und halb Europa bekriegt und beſiegt; ſie hätten ſich ein beſcheidenes Loos zu gründen geſucht und „Nun danket Alle Gott“ geſungen, wenn das Geſchäft einigermaßen gegangen wäre. Das wohlgemeinte und zeitgemäße Werk fand leider wenig Anerkennung beim Publicum und noch weniger bei der Kritik; ich beſuchte die dritte Vorſtellung und hätte die Anweſenden ſehr leicht ſplendide bewirthen können, ohne mich zu ruiniren. Doch das wird wohl noch kommen, denn die „Kreuzzeitung“ bemüht ſich auf’s Angelegentlichſte, den Rübezahl in’s rechte Licht und ſeine Gegner in den rechten Schatten zu ſetzen. Vor Allem ſucht ſie den unbequemen Rötſcher auf die Seite zu bringen, und freilich hat ſie dazu gute Gründe, denn dieſer Kritiker iſt nicht blos mit dem äſthetiſchen, ſondern auch mit dem politiſchen Theile des Märchens unzufrieden. Er zeigt ſich nicht allein ſtumpfſinnig genug, die tiefſinnige Pointe desſelben zu tadeln, die darin beſteht, daß umgeſtürzte Kegel durch Werfen wieder aufgerichtet werden; er geifert ſogar gegen die Geſinnung des Dichters, zieht ein ſaures Geſicht zu der Verhöhnung des Geſchwornengerichts, und ſpricht die vermeſſene Meinung aus, die Geſchichte laſſe ſich nicht zurückſchrauben. Dafür hat er doch gewiß eine derbe Züchtigung verdient, und die wird ihm auch zu Theil.

III.

Berlin, 21. April.

Berlin hat noch manchen bedeutenden Mann, obgleich die Epoche vorüber ſcheint, wo es den natürlichen Mittelpunkt bildete, dem jede hervorragende Entwicklung zuſtrebte. Aber, wenn ſich auch Alle auf einmal verſammelten, etwa bei einem Jubiläum, deſſen Hauptgenuß darin beſteht, daß der Alte ſich dem Aeltern gegenüber jung fühlt und ſein Podagra im Vergleich mit dem Aſthma, das dieſen quält, erträglich findet: ſie würden ſich gegen die einſt ſo laute, jetzt ſo ſtill gewordene Gemeinde außerordentlicher Geiſter, die ehedem von hier aus über ganz Deutſchland ihre Strahlen ausſandten, ſehr winzig ausnehmen. „Kommen Sie,“ ſagte am Charfreitag ein junger Dichter zu mir, „auch wir wollen einen frommen Gang zu Gräbern machen, die der Menſchheit heilig ſind und es ewig bleiben werden!“ Ich folgte ſeinem Ruf, ein Maler, Profeſſor S. aus Weimar, der mein undankbares Geſicht zeichnet, ſchloß ſich an, die geheimnißvolle Drei, die das bindet, was ſonſt auseinander fiele, war alſo beiſammen. Der Nachmittag war ſehr ſchön, ein friſcher Regen hatte ſich haſtig ergoſſen, jedes Blatt hauchte Duft. Was in Berlin auffällt, iſt die unendliche Fülle von Hyacinthen, die man feil bieten ſieht; jeder Markt iſt voll davon, auf allen Straßen werden ſie herum getragen, in allen Häuſern, ſogar in den Reſtaurationen, trifft man Sträuße. Ein freundlicher Anblick! Mein Führer und Mit-Pilger war nicht der Beſte; er wußte nicht allein die Gräber nicht, er wußte nicht einmal den Kirchhof, wir kamen auf einen ganz verkehrten, wo uns die Frau Todtengräberin, in Sammt und Seide gekleidet, wie die vornehmſte Dame, wenigſtens ſo weit zurecht wies, daß wir erfuhren, vor welchem Thore wir das Ziel unſerer Wanderung zu ſuchen hätten. Endlich fanden wir, bei ſchon einbrechender Dämmerung, den Gottesacker, es iſt der Werder’ſche, ſtill und anſpruchslos, wie es ſich für die Stätte geziemt, wo alle

Eitelkeiten der Welt ihr Ende haben, zugleich aber auch ehrfurchtgebietend, wie es dem Orte wohl anſteht, wo der edelſte Staub ſich dem gemeinen wieder miſchen ſoll. Hier war die Todtengräberin, wenn ich ſie anders nicht mit ihrer Magd verwechsle, keine Frau von Stande; aus einem ſchmucken Häuschen, deſſen Fenſter mit Blumen faſt zugeſtellt waren, trat ein kurzes, dralles Weibchen hervor und beantwortete unſere Erkundigung nach dem Grabe Hegel's und Fichte's ungefähr ſo, als ob wir bei Lebzeiten nach ihrer Wohnung gefragt hätten. „Folgen Sie mir, meine Herren,“ ſagte ſie, „Sie ſind hier durchaus nicht irre, ich werde Sie ſogleich zu den Herren Profeſſoren führen!“ Man ſieht es, es fehlt nur das: ſie ſind noch immer nicht ausgezogen, ich behandle meine Leute gut, bei mir bleibt ein Jeder, bis er abreiſt! Dann fügte ſie, ihre fetten Arme in die Schürze wickelnd, hinzu: „Es ſind aber noch viel mehr hier, die können Sie auch gleich mitnehmen, wenn es nicht zu früh dunkel wird, es wird Sie nicht gereuen!“ Ich liebe den unfreiwilligen, unbewußten Humor, während ich gegen den bewußten, der ſeit Jean Paul ſo viel Glück macht, von Jahr zu Jahr ſtumpfer werde; jener kommt ungefähr ſo zu Stande, wie eine ſchnurrige Figur, wenn Tiſche, Stühle und Bänke, oder was ſonſt immer, durcheinander purzeln und ſo ſcheinbare Verbindungen eingehen, die freilich nur für unſer Auge beſtehen.

Auf dem Kirchhof iſt nun eigentlich alles Thun des lebendigen Menſchen humoriſtiſch, denn Leben und Tod ſind nicht in Einklang zu bringen; am allerpoſſirlichſten nehmen ſich aber die Dienſtleute des Todes aus. Wer in Hamburg je eine Leiche beſtatten ſah, wer die rothen, jugendlichen Geſichter der Träger unter den weißgepuderten Perücken erblickte, die ſie zu Greiſen ſtempeln ſollen, der hat ohne Zweifel einen Eindruck, wie aus dem Callot mit hinweggenommen, der hat ein Gefühl gehabt, als habe irgend ein verrücktes Menſchengehirn den Schädel geſprengt, und den tollſten ſeiner Träume in die Welt entlaſſen. Mir ging es nicht viel anders auf dem Werder'ſchen Kirchhof, wie ich unſere Cicerone den Ruhm gloſſiren hörte, während ſie uns von Grab zu Grab führte. „Das war der Philoſoph Fichte, dem haben ſie die meſſingenen Schilder vom Denkmal heruntergebrochen, er wird viel beſucht; dort liegt ein College von ihm, er heißt Hegel, etwas weiter weg findet ſich noch ein anderer College, Namens Solger, er verdient's doch auch, daß Sie die Paar Schritte ſeinetwegen machen! Hier bemerken Sie die Dichterin Amalie v. Imhof, die hat ein ſchönes Grab u. ſ. w." Gerade ſo, als ob ein Guckkaſten vorgezeigt worden wäre! Mitunter wurden wir faſt mit Gewalt zum Stehenbleiben gezwungen, um einem Todten die Reverenz zu bezeigen, der uns wenig kümmerte, den unſere Führerin aber protegirte; ganz gewiß — ſagte ſie dann — auch das war ein berühmter Mann, ich muß es doch wohl wiſſen! Auch rührende Verſe ließ ſie uns leſen; ſie ſchien ſich ihren Bedarf an Poeſie von den Leichenſteinen zuſammen zu kratzen, und ſo hat denn jeder Dichter ſein Publicum, ſogar der Inſchriften-Verfaſſer. Der Werder'ſche Kirchhof iſt an intereſſanten Gräbern nun auch in der That überreich; ſo viel erloſchene Fackeln auf einmal trifft man wohl nur in Paris auf dem père la chaise wieder beiſammen. Von den Majeſtäten, von Hegel, Fichte und Solger noch abgeſehen: was ruht dort nicht Alles aus! Der heitere, lebensluſtige Eduard Gans, dies Muſterbild eines echten Schülers, der, wie mein Begleiter mir erzählte, noch im Tode eine Demonſtration gemacht, durch ſeinen Leichenzug nämlich, den eben von Potsdam kommenden König am Weiterfahren gehindert hat; der gelehrte Burmann, die Plage jedes Tertianers, der Griechiſch lernen muß; der unermüdliche und doch ſo raſch überholte Hufeland, der das menſchliche Leben ſo kurz fand, daß er es durch ſein Buch zu verlängern ſuchte; der heitere Klenze, der in München die Glyptothek erbaute, ohne zu erwägen, ob der weiche Thonboden auch die Laſt des Gebäudes trüge; der breite, redſelige Schadow; Hitzig, der treue, redliche Freund, der ſich erſt niederlegte, nachdem er ſeinen Hoffmann und ſeinen Chamiſſo unſterblich gemacht hatte; ſchüchtern in einem Winkel, als ob er ſich in ſo vornehmer Geſellſchaft ſeiner Schwänke ein wenig ſchäme, ſogar der ſpaßige Langbein; die alle, und noch mehr, liegen hier friedlich bei einander. An wie manchen dieſer Namen knüpft ſich eine ganze Epoche, die Einem vor die Seele tritt, ſo wie er nur genannt wird! Nur Hoffmann, der phantaſiereiche Verfaſſer der Nachtſtücke, der Serapionsbrüder und ſo vieler anderer ſeltſamer Werke, der in Deutſchland aus der Mode gekommen iſt, in Frankreich aber enthuſiaſtiſcher wie jemals gefeiert wird, fehlt hier, und ebenfalls Seydelmann, dem Rötſcher ein ſo ſchönes Denkmal geſetzt hat, — ſonſt iſt Alles beiſammen, was leuchtende Fußſtapfen auf dieſem Boden hinterließ!

IV.

Berlin, 23. April.

Man ſieht die Natur eigentlich nur ſo lange, als man den Menſchen noch nicht ſieht; er drängt ſie augenblicklich in den Hintergrund, ſobald er hervortritt. Dies finde ich auch hier beſtätigt; ich bemerke den Sand ſchon nicht mehr, ich vermiſſe die gewohnten Berge nicht, ich laſſe die „Linden“ als eine Abbreviatur des Waldes gelten und bin zufrieden, wenn ihr beſcheidenes Laub mich nur gegen die brennendſten Sonnenſtrahlen ſchützt, ich frage die Veilchen nicht, ob ſie aus den Treibhäuſern oder von den Wieſen ſtammen, ich kaufe mir einen Strauß und ſtecke ihn an die Bruſt, ohne zu reflectiren. Das Alles iſt doch nur Decoration, wenn freilich auch zwiſchen Italien und der Lüneburger Haide ein größerer Unterſchied beſteht, als Leſſing zugeben wollte; es feſſelt den Blick ſo lange, bis der Held des Stücks erſcheint, aber keine Minute länger. Unſere Gräberfahrt hat uns gelehrt, daß die Artustafel, die einſt den Stolz Berlins und den Ruhm ſeines Königs ausmachte, nicht mehr vollſtändig beſetzt iſt; es iſt jedoch noch mehr als ein Paladin zurückgeblieben, der von der Vergangenheit zeugt. Von Schelling rede ich nicht; er iſt das myſteriöſe X der Algebra, und gleicht einem Manne, der ſein Gold von Zeit zu Zeit wohl zeigt, um nicht für einen Bettler gehalten zu werden, der es aber nicht ausgiebt, weil er es doch lieber allein behält, als es mit der Welt theilt. Ich kenne ihn von München her, habe ihn aber nicht beſucht. Den alten ehrwürdigen Tieck habe ich geſehen, und zwar zum erſten Mal; ich war ihm nie vorher perſönlich im Leben begegnet. Von einem ſehr ſchweren Krankheitsanfall erſt halb hergeſtellt, iſt er noch nicht im Stande, das Bett zu verlaſſen, aber ſein Geiſt iſt ſchon wieder kräftig und friſch und ſprüht Funken jenes köſtlichen Humors, der nicht das blöde Reſultat einer verzehrten Weltanſchauung iſt, ſondern aus einer vollendeten Bildung hervorgeht, welcher nichts Einzelnes mehr ungebührlich imponirt. Welch' ein Auge hat dieſer Mann; wie ein unſterbliches Weſen von der Höhe eines Thurms, der unter ihm zuſammenbricht, ſchaut es mit Siegermuth und Stolz auf den gebrechlichen Leib herab, und wohl könnte dieſer zu ihm ſagen: Du haſt des Feuers zu viel gebraucht, das muß ich büßen, darum verhöhne mich nicht! Wie ich den greiſen Dichter in aller ſeiner Schwäche ſo ungebeugt da liegen ſah, hätte ich ihm mit einem alten Vers von mir zurufen mögen:

Du biſt mir der Unſterblichkeit
    Ein Zeugniß, ewigen Gewichts:
Des Todes Senſe iſt die Zeit,
    Trifft die uns nicht, ſo trifft uns nichts!

Die Situation, in der ich ihn fand, mußte mir die Pflicht auflegen, tiefere Geſpräche zu vermeiden, ich überzeugte mich jedoch trotzdem, daß die Kluft zwiſchen ihm und den poetiſchen Beſtrebungen der Gegenwart nicht ſo groß ſein kann, als die Hegelſche Philoſophie ſie gemacht hat. Wie ſollte ſie auch! Zwiſchen dem Künſtler der einen und dem der anderen Epoche wird ſich zwar ſtets eine Differenz ergeben, die nothwendigerweiſe aus ihrem verſchiedenen Verhältniß zu der Materie dieſer beiden Epochen, zu dem, was dieſelben treibt und bewegt, entſpringen muß. Aber ewig und über allen Wechſel erhaben ſind die Formen, in denen dieſe immer wandelbare Materie ihren dauernden Ausdruck finden ſoll, und ſie verbinden wieder, was dem Philoſophen auf ſeinem abſtracten Standpunkt unvereinbar erſcheint. Steht daher nur wirklich auf jeder Seite ein Poet, ſo wird die Vermittlung nicht ausbleiben, vorausgeſetzt, daß nicht zufällig die höchſte Abgeſtumpftheit des Alters und die erſte ungebändigte Wildheit der Jugend zuſammen treffen. Auch meinen alten Freund Cornelius ſah ich wieder, und traf ihn vor ſeinem großen Carton, der das Ende aller Dinge, das neue Jeruſalem, darſtellt. „Sehen Sie — rief er mir zu — daran glaube ich nun buchſtäblich, das Alles wird kommen, und es fragt ſich bloß, ob früher oder ſpäter;“ Mancher wäre zurückgeprallt und hätte den Meiſter darauf angeſehen, ob er nicht wahnſinnig geworden ſei, Cornelius denkt aber natürlich nicht daran, daß das Thier mit ſieben Hörnern einſt auf Erden erſcheinen, oder daß die Schale des Zorns ausgegoſſen werden wird, er hält nur die Zuverſicht auf eine endliche Ausgleichung der Verwirrungen feſt, die bis jetzt faſt ausſchließlich den Inhalt der Geſchichte ausmachen, und dieſe theile ich mit ihm. Seine neuen Schöpfungen habe ich, beſchränkt in meiner Zeit, wie ich es war, zu flüchtig geſehen, um mir ein Urtheil darüber erlauben zu können; der hinreißend mächtige Eindruck verſteht ſich von ſelbſt, und das will etwas ſagen, da die Symbolik der Apokalypſe der modernen Welt faſt ſo fern liegt, wie die Hieroglyphik des alten Egyptens. Er war ſehr erfreut darüber, daß ich nicht, wie ſo Viele, den Kopf hängen laſſen, und rief mir beim Abſchied zu: Ich hab's immer geſagt, die Hoffnung iſt eine große männliche Tugend. Ein eben ſo ſchönes, als tiefes Wort! Auch dieſer außerordentliche Mann, obgleich von kaum mittlerer Größe, iſt ein Beweis dafür, daß die Natur den Sokrates nur aus Verſehen, oder in einer Laune in ein ſo häßliches Gehäuſe ſteckte, daß ſie ſich aber gewöhnlich nach einer Kryſtall-Vaſe für eine reine Flamme umſieht. Man rufe die ganze Armee der Leute zuſammen, die jetzt in Deutſchland den Pinſel führen, vom erſten an, bis zum letzten herunter, und Jeder, der nicht ſelbſt Fiſchaugen hat, wird Peter Cornelius als den gebornen Generaliſſimus heraus finden. Wilhelm von Humboldt, der mir von jeher als genialer Sprachforſcher ſo wichtig war, weil nach meiner Ueberzeugung die tiefſten Myſterien des Geiſtes gerade in dem Gebiet, das ihn vorzugsweiſe beſchäftigte, ihre Löſung finden müſſen, iſt leider geſchieden, aber Theodor Mundt und ſeine liebenswürdige Gattin führten mich nach ſeinem viel geliebten Tegel heraus. Man ſollte wirklich einen ſo freundlichen Punkt in der Nähe Berlins nicht vermuthen; ein allerliebſtes Wäldchen, ein reizender See und in der Mitte eine anſpruchsloſe und doch äußerſt geſchmackvolle Villa, die nicht, wie ſo oft, das Ausſehen hat, als ob ſie durch irgend ein Mißgeſchick aus Italien nach Deutſchland verſchlagen worden wäre, ſondern die zu dem Orte paßt, wo ſie ſteht. Wir traten hinein, und ſelten habe ich ein Gebäude erblickt, das ich in dem Sinne, wie dies, ein lebendiges nennen mögte; es athmet den Geiſt ſeines Erbauers und iſt vielleicht ſein beſtes Porträt. Nicht ohne Wehmuth durchwandelte ich dieſe feſtlichen und doch engen Räume, in denen ein Reichthum waltet, der ſich ſelbſt beſchränkt, wie es bei Humboldt ſelbſt der Fall war; Alles liegt und ſteht noch, wie er es verließ, man hat ein Gefühl, als ob er jeden Augenblick wieder herein treten könnte, und weiß dennoch, daß es nicht geſchehen wird. — Zum Schluße werde noch auf ein kleines, aber werthvolles Büchlein aufmerkſam gemacht, das bei uns gar nicht bekannt geworden iſt, und das Goethe's Verehrern doch manche ſchöne Gabe bietet. Es iſt betitelt: „Goethe in Berlin.“ Erinnerungsblätter zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtsfeſtes am 28. Auguſt 1849. Berlin bei Duncker, 1849, und bringt unter Anderem einige intereſſante Anecdoten, von denen ich zur Probe eine nacherzähle. Der einſt bekannte, jetzt vergeſſene Dichter Burmann hatte an Goethe geſchrieben und wurde in Folge deſſen von dieſem, als er nach Berlin kam, beſucht. Darüber fühlte ſich Burmann ſo entzückt, daß er hoch in die Höhe ſprang, ſich dann niederwarf und auf dem Boden des Zimmers, wie ein Kind, herumkugelte. Goethe erſtaunt und fragt, was das bedeute, Burmann erwiedert, er könne ſeine Freude nicht anders ausdrücken. Nun, verſetzt Goethe, wenn das iſt, ſo lege ich mich zu Ihnen! — Verfaſſer des Büchleins iſt der Hofrath Teichmann, von dem jetzt eine Geſchichte des Berliner Theaters zu erwarten ſteht.

V.

Berlin, 5. Juli.

Wie verſchieden iſt die Phyſiognomie der Jahreszeiten! Der Frühling hat etwas von einem Traum, und erweckt in jedem Menſchen die Hoffnung, daß nun werden wird, was noch nie geweſen iſt. Warum ſollte es nicht neben den kleineren auch größere Zeitabſchnitte geben, welche gebundene Kräfte entfeſſeln und in das Leben rufen, was der Erde bisher fehlte, um ganz ein Paradies zu ſein! ſo phantaſirt man, und würde gar nicht erſtaunen, wenn plötzlich ein Wunder geſchähe, wenn die Luft ſich wirklich, wie der Roué in der „Schauſpielerin" es wünſcht, bei dem bloßen Gedanken des Durſtigen an eine Kirſche in ſeinem Munde zur Kirſche verdichtete und wenn die Sonnenſtrahlen ſich Mittags als Kerzen für die Nacht einſammeln ließen. Man ſtößt ſich nicht im Mindeſten daran, daß der Kalender von ſolchen Zeitabſchnitten nichts weiß, man findet das höchſt einfach und natürlich, man denkt: Moſes hat ſich geirrt, als er von ſieben

Schopfungstagen ſprach, wir ſtehen noch beim erſten und Gott ermannt ſich eben jetzt zum zweiten! Da iſt man denn durchaus poetiſch geſtimmt und verbannt, um das heilige Werk nicht durch eigene Unwürdigkeit zu ſtoren, alle Disharmonie aus der Seele, man recitirt Goethe und Uhland, man fühlt ſich empört, wenn irgend ein Reiſegefährte nach der Uhr fragt und ſtellt ſich lieber taubſtumm, als daß man antwortete. Du lieber Himmel, wie ganz anders iſt das im Sommer! Man hat es wieder ſo recht gründlich erfahren, daß alles Grünen und Blühen nur zu Aepfeln und Birnen, zu Gurken und Kartoffeln führt, und daß der ganze große Prachtaufwand der Natur an Duft und Farbe nicht mehr bedeutet, als der Lorbeerkranz, mit welchem die Hausfrau den Braten ſchmückt. Da kehrt der Menſch auch ſeinerſeits in's alte Gleis zurück, zieht Notizen über die beſten Gaſthäuſer ein, erkundigt ſich nach dem Cours und macht, um ſich nur des Schlafes zu erwehren, dumme Witze und elende Späße, kommt wohl gar ſo weit, daß er ſich mit einem Kartoffelfeld ausſohnt und ſich freut, wenn er die edle Frucht herrlich gedeihen ſieht. Merkwürdig iſt dabei, daß ſich jede Jahreszeit in irgend einem phantaſtiſchen oder ſcurrilen Naturbild verkörpert, das ein Hogarth nur auf die Leinwand zu übertragen braucht, um die ganze Zickzackreihe von Gedanken und Empfindungen, die ſich an ſie ſelbſt knüpfen, wieder zu erwecken. Iſt ein Zweig, der voll

Knoſpen ſitzt, nicht das treue Conterfei des Frühlings? Und kann — man verzeihe den Uebergang, aber es giebt kein treffenderes Bild! — kann ein Hund, dem die Zunge vor Hitze aus dem Halſe hängt und der uns an all' die ſtaubigen, vom grellſten Sonnenſchein beſchienenen Straßen erinnert, die wir vor oder hinter uns haben, nicht für die Vignette des Sommers gelten? Ich ſehe von meinem Fenſter aus eben jetzt einen ſolchen Märtyrer; unter ihm brennen die gluthgetränkten Steine, von oben beſchießt ihn Apoll mit ſeinen glühendſten Pfeilen; dabei iſt er frei, wie der Menſch, und weicht, wie dieſer, dennoch nicht von der Stelle. Nur ein Fußtritt, der ihn gewaltſam in den kühlen Schatten des offenen Hausthores hinein ſchleudert, und nach dem er ſich gewiß nicht ſehnt, kann ihn noch retten, ſonſt wird er völlig geröſtet und vom erſten beſten Conſorten als Leckerbiſſen verzehrt, er iſt ſchon jetzt nicht viel mehr, als ein athmendes Beefſteak. Zu ſo proſaiſchen Betrachtungen fühlte ich mich bei meinem diesmaligen Ausflug von Wien aufgelegt; ich hatte keinen anderen Wunſch, als den, das Ziel meiner Reiſe nur raſch zu erreichen und pries mich glücklich, im Zeitalter der Eiſenbahnen zu leben, wenn ich mich auch eines kleinen Verdrußes darüber, daß die Luftſchifffahrt noch immer nicht geregelt iſt, nicht zu erwehren wußte. Links und rechts lag der Segen Gottes in ſichtbarer Geſtalt auf den Feldern; das Getreide ſtand ſo üppig, als ob die Erde das befruchtende: es werde! erſt eben vernommen hätte, und roth und weiß geſprenkelte Mohnäcker waren wie glänzende Stücke eines zerſchnittenen Prachtteppichs dazwiſchen geſäet. Aber ich hatte keine Augen dafür, ich freute mich nur der mit Sturmeseile dahin brauſenden Maſchine und berechnete die Stunde, wo ich in Berlin eintreffen und das mir von liebevoller Freundeshand ſchon bereitgehaltene Logis beziehen würde. Das war ein Frevel, der gebüßt werden mußte, und die nimmer ſchlummernden Eumeniden waren, da doch nicht zu Jupiters Blitz gegriffen werden durfte, auch um eine Ruthe nicht verlegen. Wie wir des Nachts um zwei Uhr in Dresden ankamen, und uns von einem Bahnhof zum andern befördern ließen, erfuhren wir, daß plötzlich eine Veränderung in der Abgangszeit der Perſonenzüge eingetreten ſei, und daß wir, da wir uns nicht genug beeilt hätten, wovon uns der Conducteur ſelbſt abgehalten hatte, bis Nachmittag vor Anker liegen müßten. Die Ueberraſchung war nicht die angenehmſte; es ſchien mir nicht in der Ordnung zu ſein, daß man auf dem erſten Bahnhof nicht wüßte, was auf dem ihm correſpondirenden zweiten vorgehe, und es war vielleicht verzeihlich, daß ich die ſächſiſche Höflichkeit durch „ein Schock neuer Flüche“ auf die Probe ſtellte. Doch ich mußte mich fügen und am nächſten Morgen bethätigte ſich der Frauentroſt: wer weiß, wozu das gut iſt! an mir auf die glänzendſte

Weiſe. Kaum hatte ich aus dem Fenſter meines Gaſthofs einen Blick auf die Straße geworfen, als ich mir in einem höchſt wunderlichen Lichte erſchien; ich dachte: du biſt auf dem Wege zur Wüſte und grollſt, daß man dich für ein Paar Stunden im Paradieſe zurückgelaſſen hat. Dresden iſt gar zu freundlich; es ſcheint nur ſo hingemalt zu ſein. Mit wahrem Vergnügen erging ich mich in dieſen reinlichen Straßen, auf dieſen fröhlichen Märkten; ſeit dem Roſenfeſte in Genzano im Römiſchen habe ich nicht ſo viele Kinder der Flora beiſammen geſehen. Man ſieht Blumen auf allen Tiſchen, an allen Fenſtern, in allen Händen; die Sträuße werden in ganz Deutſchland nicht ſo geſchmackvoll gewunden, eine Bäurin trug ſogar ein aus Roſen geflochtenes Grabkreuz. Dann begab ich mich auf die Gallerie, um nach der überſtrömenden Fülle der Natur auch die der Kunſt auf mich wirken zu laſſen. Ich pflege, um eines reinen Genuſſes ſicher zu ſein, bei einem nur flüchtigen Beſuch immer zu dem mir ſchon Bekannten zurückzukehren, und ſo verſchloß ich auch diesmal die Augen ſo lange, bis ich vor der Sixtiniſchen Madonna ſtand. Wunderbar, daß Raphael's höchſte Leiſtung — denn das iſt ſie, ich kenne alle ihre Schweſtern aus eigener Anſchauung — aus Italien nach Deutſchland verſchlagen werden mußte! Nicht weit von ihr hängt eine Madonna von Hans Holbein, auch ein recht wackeres Bild, ein Meiſterſtück der altdeutſchen Schule. Aber welche

Kluft zwiſchen Beiden; ſie ſcheinen kaum auf einem und demſelben Stern entſprungen zu ſein! Wenn Maria dem alten Holbein wirklich erſchienen iſt, ſo hat ſie es aus Barmherzigkeit gethan, aus Mitleid mit dem braven Altbürger, der ſich doch nicht ganz umſonſt plagen durfte; ſie hat einen grauen Nebeltag gewählt, und ſich noch überdies in einen ſiebenfachen Schleier eingewickelt. Auf Raphael hat ſie aus freier Liebe herab gelächelt, und ihm, wenn nicht himmliſche Herrlichkeiten enthüllt, ſo doch den Blick für alle irdiſchen erſchloſſen. Das Werk iſt durchaus eine Spitze und der Maler, der es in ſich aufgenommen hat und ſich trotzdem an Madonnen wagt, iſt entweder keiner, oder er arbeitet, was er freilich muß, um zu leben, auf Beſtellung, denn die Aufgabe iſt ſo verzweifelt, als wenn Jemand der Sonne ein neues Geſicht geben oder mit einem Blüthenzweig, der vielleicht recht duftig iſt, über einen Stern weg werfen ſollte!

VI.

Berlin, 9. Juli.

Als ich im Frühling hier war, ſtaunte ich über die unendliche Menge von Hyacinthen, die ich, wie aus Himmelshöhen, über die Stadt des „Sandes“ ausgeſtreut fand. Jetzt, im Sommer, ſetzt mich die Fülle der Früchte in Verwunderung, womit die Märkte überſchwemmt ſind. Erdbeeren und Kirſchen, wie wir ſie in ſolcher Größe und Schönheit in

Wien nur ſelten erblicken und noch ſeltener bezahlen können, werden hier zu den billigſten Preiſen feil geboten, und kommen deshalb eben ſo gut auf den Tiſch des Handwerkers, wie auf die Tafel des Geheimrathes oder des Rentiers. Nur die Pfirſiche und Trauben machen ſich nicht mit dem Proletarier gemein, alles Uebrige gehört ihm ſo gut, wie den Excluſiven. Das iſt das Reſultat der Eiſenbahnen, die den Ueberſchuß der Provinzen und der Nachbarſtaaten auf's Raſcheſte hieher befördern, denn früher war es allerdings anders. Welch' ein Triumph des Geiſtes ſpricht ſich in dieſer einfachen Thatſache aus, und welch' eine Perſpective öffnet ſie für die Zukunft! Ja, wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die Erdtheile ſich die Hände reichen, wie jetzt die einzelnen Länder, und ſobald kein Halm mehr verfault, keine Frucht mehr verdirbt und kein Ochſe mehr blos der Haut wegen geſchlachtet wird, kann auch kein Menſch zu viel mehr geboren werden. Das ſteht feſt, und dieſen Zuſtand möglichſt bald herbei zu führen, iſt die dringendſte Aufgabe der Geſchichte. Sie würde freilich dadurch nicht erreicht, daß Demokraten vom reinſten Waſſer den Damen, denen ſie begegnen, die weißen Schnupftücher aus der Hand riſſen, ſich derſelben bedienten, und ſie beſchmutzt zurückgaben, wie es in den Straßen Berlins im Jahre 1848 mehrfach vorkam. Sie wird aber auch dadurch ſchwerlich erfüllt, daß die Staatslenker die furchtbare Macht der hungernden Mägen ignoriren oder wenigſtens zu gering anſchlagen, was doch hie und da, wenn auch nicht bei uns, zu geſchehen ſcheint. Das jüngſte Gericht hat Pauſen und nur, wenn dieſe nicht benützt werden, brechen Himmel und Erde wirklich zuſammen. Möge die gegenwärtige Segen bringend ſein; Niemand kann es ſehnlicher wünſchen, als der Künſtler!

Mein erſter Gang war dies Mal zum Denkmal Friedrich des Großen. Nun, Deutſchland iſt wirklich um ein bedeutendes Kunſtwerk reicher geworden und das will etwas ſagen. Es war nicht leicht, den alten Fritz des Volkes, der ſich des Krückſtocks gern als Scepter, der Weſtentaſche als Schnupftabaksdoſe bediente, und den Heroen des ſiebenjährigen Krieges in Eins zu verſchmelzen; aber es iſt gelungen. Seiner Unſterblichkeit gewiß blickt der König von ſeinem kühnen Roß auf den Haufen von Gaffern und Bewunderern herab, der ſich faſt unabläſſig zu ſeinen Füßen drängt, allein es ſind nicht alle Züge der Verwandtſchaft zwiſchen ihm und dem Stamm, aus dem er hervorging, verwiſcht, es iſt etwas „Erde“ an ſeinem Stiefel ſitzen geblieben, und gerade dies Bischen märkiſcher Erde erhält ihn lebendig. Nichts Abſcheulicheres als der fürchterliche zweite Tod in Erz und Stein durch Bildner und Gießer, auf den es bei einer verunglückten Auferſtehung immer hinausläuft; dies idealiſtiſche Verblaſen einer bedeutenden Menſchengeſtalt in's Nichts der ſogenannten reinen Form, oder das rohe Verbacken derſelben zu einem Klumpen Materie, worin der Realismus ſich gefällt. Beide Klippen ſind glücklich vermieden und darum hat man einen Eindruck, als ob der Heros uns aus den Wolken noch einmal die Hand reichte. Es kann mir nicht einfallen, das Denkmal zu beſchreiben; als Beweis des großen Sinnes, worin es gedacht und ausgeführt iſt, werde nur noch bemerkt, daß neben der königlichen auf dem Sockel auch andere Unſterblichkeiten, die ſich nicht mit dem Degen, ſondern mit einem friedlicheren Inſtrument ein Recht auf das Andenken der Jahrtauſende eroberten, der ſchuldige Ehrenzoll zu Theil wird. Da findet ſich nicht blos der „Preußiſche Grenadier", der alte Gleim, der mit ſeinen Kriegsliedern das Heer begeiſterte; nicht blos Ewald Chriſtian Kleiſt, der auf dem Schlachtfelde an einer Koſakenlanze zu Tode blutete; nicht blos Chriſtian Garve, der Philoſoph, den die Wiſſenſchaft überhüpfen mag, der aber allen Leidenden in ſeinem erhabenen Duldungsmuth ein ewiges Vorbild werden kann. Da findet ſich auch Chriſtian Wolf, der zähe Apoſtel Leibnitzen's, den Friedrich's Vater aus dem Lande jagte und falls er ſich nach vier und zwanzig Stunden noch betreten ließe, mit dem Strick bedrohte; da findet ſich Gotthold Ephraim Leſſing, der kühne Johannes eines gröſſeren Meſſias, den die

Proteſtanten, denen er angehörte, noch eher in den Bann thaten, als die Katholiken; da findet ſich endlich Immanuel Kant, der die Welt von ſeinem Katheder herab noch viel gewaltiger bewegte und erſchütterte, wie Friedrich mit all' ſeinen Kanonen und den ſpäter ein Wöllner, ein Individuum, das nur wegen dieſes Attentats auf den letzten Zeus der Vergeſſenheit entgeht, unter Cenſur ſtellte. Das heißt im Geiſt des großen Königs denken und gereicht dem Monarchen, welcher der Conception des Künſtlers ſeine Sanction nicht verſagte, eben ſo wohl zum bleibenden Ruhme, wie dieſem ſelbſt.

VII.

Ich hatte Ihnen ein Tagebuch in Briefen zugedacht, und wahrlich es mangelte nicht an Stoff der mannigfaltigſten Art, aber ich hatte dabei nicht in Anſchlag gebracht, daß der Reiſende ein Gemeingut iſt, wonach ein Jeder greifen darf, dem es gefällt. Der Eine bittet ſich ſeinen Morgen aus, weil er ihm etwas Intereſſantes zu zeigen hat: der Andere legt Beſchlag auf ſeinen Mittag, weil er ihn mit Theilnehmenden, oder, um Goethe's Ausdruck zu gebrauchen, mit Wohlwollenden bekannt machen will; der Dritte verlangt ſeinen Abend, weil man ſich denn doch auch einmal ausplaudern muß. So iſt der Tag aber herum, und da ſich nach Mitternacht ein Gläubiger einzuſtellen pflegt, den Niemand abweiſen kann, ſo bleibt für das Tagebuch keine Zeit übrig, und es fällt weg. Laſſen Sie mich nur noch einmal auf den ehrwürdigen Tieck zurück kommen.

Ich fand ihn leider nicht ſo weit fortgeſchritten, als ich gehofft hatte; der kalte Sommer war ihm zu feindſelig geweſen. Ein Diner in Potsdam, auf das er ſich ſehr zu freuen ſchien, konnte nicht zu Stande kommen, weil der Arzt ihm verbot, die Stadt zu verlaſſen; dennoch ſah ich ihn oft und verlebte unvergeßliche Stunden in ſeiner Nähe. Nicht, als ob das Gegenſätzliche, das in mancher Beziehung in unſeren Naturen liegt, nicht zum Vorſchein gekommen, oder gar abſichtlich zurückgehalten worden wäre. Im Gegentheil, es wurde offen ausgeſprochen, und da zeigte es ſich in einem concreten Fall, daß der Altmeiſter das Beſtreben des Jüngeren, allen ſeinen Gebilden eine reale Baſis zu geben, und das Moment der Idealität ausſchließlich in die Verklärung dieſer Baſis zu legen, für eine Art von Furcht hält, das Element in reine Poeſie aufzulöſen, während der Jüngere ſich nur dadurch vor der Abirrung in's Leere ſchützen zu können glaubt. Aber der Punct wurde von beiden Seiten nicht ohne jene heilige Scheu berührt, welche die Achtung vor dem mit jedem Individuum geſetzten, und immer nur zum kleinſten Theile enträthſelbaren Myſterium erheiſcht, und freilich iſt es ein Anderes, ob ein Unterſchied auf die Natur ſelbſt zurückgeführt und aus der

Weltwurzel abgeleitet wird, oder ob man bei Zufälligkeiten ſtehen bleibt, und wohl gar, wie es oft geſchieht, verſchiedene Stadien eines und deſſelben Weges mit einander verwechſelt, ſich alſo an Differenzen abquält, die nur ſcheinbar vorhanden ſind. Für mich waren dieſe Erörterungen unendlich fruchtbar, für Tieck waren ſie jedenfalls anregend, und darum heilſam; ſein Geiſt iſt ein Spiegel, der die Erſcheinungen, ſo weit ſie überall hineinfallen, mit unglaublicher Treue und Reinheit wiedergiebt, wer daher den Rahmen, der die Objecte zuweilen zerſchneidet, abzuziehen verſteht, was immer und überall nothwendig iſt, der trägt einen bleibenden Gewinn davon, wenn er ſich mit ihm berührt. Wir Deutſche bewegen uns in einem höchſt ſeltſamen Widerſpruch, der wohl nur den Wenigſten zum Bewußtſein kommt, in der Kunſt verlangen wir eigenthümliche, ſcharf umriſſene Charaktere, die uns überraſchen, ſich mithin doch gewiß auch von uns unterſcheiden ſollen, im Leben können wir ſie nicht ertragen, ſo daß der armſelige, nur auf die ganz unreife Jugend und die geſtempelte Mittelmäßigkeit paſſende Spruch: „ex sociis noscitur“ bei uns wirklich, wie wir zu unſerer Schande eingeſtehen müſſen, im weiteren Kreiſe Anwendung findet. Wenige haben ſich auf dem Wege unabläſſiger Fortbildung von dieſer plumpen Schranke ſo frei gemacht wie Tieck, und gerade in dieſer Beziehung mögte ich der Nation den edlen Greis als Vorbild empfehlen. Es iſt doch der entſchiedenſte Beweis von innerer Haltloſigkeit, wenn man ſeinem Gegenſatz, mit dem man ſich meſſen und an dem man ſich ſtärken ſollte, feig und zitternd ausweicht und es verräth doch den dürftigſten Begriff von der Menſchennatur, wenn bei uns faſt allgemein angenommen wird, daß zwei principielle Gegner nicht miteinander zu Mittag eſſen können, ohne daß der Eine oder der Andere Gefahr läuft, die Seele einzubüßen, d. h. ſeine Grundüberzeugungen aufzugeben. Je bedeutender das Individuum iſt, um ſo weniger iſt es dem ausgeſetzt, um ſo mehr bedarf es aber auch eines Reizes, den ein vielſtimmiges Echo, wie es aus dem Umgang mit lauter unbedingt Gleichgeſinnten hervorzugehen pflegt, niemals darzubieten vermag. Bei dem Dichter, wenn er anders nicht zu den Mückenfängern und Veilchenſängern gehört, verſteht ſich das von ſelbſt, denn er kann das Geſetz nur aus der Totalſumme aller Erſcheinungen abſtrahiren, er ſteht der Welt gegenüber, wie einem difformirten Gemälde, einem jener zerſchnittenen Vexirbilder, an denen kein Stück fehlen darf, wenn es richtig entziffert werden ſoll. Aber es dürfte auch im Allgemeinen das Hauptkennzeichen echter Bildung ſein, ob Jemand im Stande iſt, den Menſchen wie ein Kunſtwerk, als ein nun einmal ſo und nicht anderes Gegebenes hinzunehmen und gelten zu laſſen, oder nicht. Allein es wird bei uns wahrſcheinlich noch lange dauern, ehe dieſe Anſicht der Dinge ſich Bahn bricht, obgleich ſie ſich bei einigem Nachdenken von ſelbſt ergiebt; fällt es uns doch ſogar noch ſchwer, ſie auch nur in der Literatur feſtzuhalten, wie Tieck's eigenes Beiſpiel am beſten beweiſt. Möge der ſeltene Mann ſich bald ſo weit erholen, daß er an die Redaction ſeiner Memoiren gehen kann; ein werthvolleres Geſchenk kann er der Nation, nun ſein höchſt bedeutender Briefwechſel völlig geordnet und druckreif vorliegt, nicht mehr machen, und ich habe ihm die Herausgabe dringend an's Herz gelegt. Das Buch wird manches überraſchende Urtheil, manche frappante Anecdote bringen; eine, die für das Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie zur romantiſchen Schule Epoche machend und verhängnißvoll geworden ſein ſoll, darf ich erzählen. Tieck lieſt eines Abends in Anweſenheit Hegel's und mehrerer ſeiner Schüler den Othello vor und erregt, wie gewöhnlich, einen mächtigen Eindruck, namentlich durch ſeine Reproduction des Jago. Der Philoſoph, ebenfalls ſtark ergriffen, ſchweigt lange, räuſpert ſich dann, und bricht in die unglaublichen Worte aus: „Wie zerriſſen muß dieſer Menſch — Shakeſpeare nämlich! — in ſeinem Innern geweſen ſein, daß er das ſo darſtellen konnte." Der Dichter, ſeinen Ohren kaum trauend, antwortet lebhaft: „Profeſſor, ſind Sie des Teufels?" und die entente cordiale war nicht blos für den Abend geſtört. Die Anecdote verbürgt ſich ſelbſt, noch ganz abgeſehen von dem Munde, aus dem ſie kommt, denn ſie iſt ſymboliſch, und wird ſich zwiſchen Philoſophen und Poeten immer und ewig wiederholen, ſonſt würde ſie hier von mir nicht aufgezeichnet worden ſein. Tieck iſt durch die Pietät ſeines Königs in eine nicht blos ſorgenfreie, ſondern möglichſt behagliche Lage verſetzt, und dieſe Pietät iſt nicht genug anzuerkennen. Als Friedrich Wilhelm IV. bei ſeiner Thronbeſteigung in Schelling, Cornelius, Tieck u. ſ. w. die Repräſentanten einer vergangenen Zeit nach Berlin berief und die Gegenwart ausſchloß, da war der Witz leicht gemacht, daß man in Preußen die niedergebrannten Kerzen theurer bezahle, wie die ganzen. Aber er war unverſtändig, denn die Jugend ſoll ſich ſelbſt helfen, und wenn ſie das nicht kann, ſo ſteckt Nichts hinter ihr, geht alſo auch Nichts an ihr zu Grunde; das Alter dagegen, das ſeine Kräfte ausgegeben und nicht ſich in kleinlichem Eigennutz die Hütte gebaut, ſondern unbekümmert um die eigene Zukunft, den Tempel der Nation mit einem neuen Pfeiler verſehen, oder mit einem neuen Zierrath geſchmückt hat, ſoll im Prytaneum des Staats ſeines Platzes nicht entbehren. Dabei iſt denn freilich zu wünſchen, daß nicht die perſönliche Sympathie oder Antipathie der Leitenden, ſondern allein die durch die Wirkung erprobte Bedeutung entſcheide, denn dem Staat geziemt es noch mehr, als dem Einzelnen, alle Gegenſätze in ſich aufzunehmen, da er, wie die Welt ſelbſt, eben auf der Vermittlung derſelben beruht.

Auch an jüngeren Männern von Geiſt und Talent iſt Berlin noch immer reicher, wie jede andere deutſche Stadt, und mehr als Einer iſt darunter, der ſich um Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon unſterbliche Verdienſte erworben hat. Vor Allen wäre da Rötſcher zu nennen, aber ſein Kreis iſt bereits ſo groß, und ſeine Poſition, trotz aller Anfeindungen, ſo feſt, daß er deſſen überall nicht mehr bedarf. Alſo nicht von dem Hauptrepräſentanten der gegenwärtigen dramatiſchen Kritik ſei hier die Rede; dieſer wird ſich der Nation nächſtens durch eine gewichtige Arbeit über den Gervinus'ſchen Shakeſpeare ſelbſt in Erinnerung bringen. Aber ein Wort über den Mann und Menſchen iſt nicht überflüßig, da man von dieſem ziemlich allgemein ein ganz verkehrtes Bild zu haben ſcheint. Niemand hat die Profeſſorenperücke weiter weg geworfen, als Rötſcher; er gleicht einem gebildeten Officier, der, wenn er den Salon betritt, ſich's gar nicht merken läßt, daß er den Degen je gezogen hat. Wer im geſelligen Leben aus ihm den Hegelianer heraus zu wittern glaubt, der verwechſelt höchſt wahrſcheinlich den Hegelianismus mit dem Geiſt überhaupt, und wähnt, dieſer unbequeme Gaſt ſei erſt mit Hegel in die Welt gekommen; wer gar von gelehrtem Pedantismus redet, der muß im Verkehr an die allerleichteſte Scheidemünze gewöhnt ſein, und ſich einbilden, der Pedantismus fange an, wo die Unwiſſenheit und die Fadheit aufhört. Auch **Theodor Mundt** hat ſich jetzt mit ſeiner reich begabten Frau ſeine Breslauer Profeſſur mit einer Bibliothekarſtelle vertauſchend, bleibend in Berlin angeſiedelt, und übt ſein gar nicht genug zu ſchätzendes Vermittlungstalent in angeſtrengteſter Thätigkeit nach allen Seiten. Sehr liebenswürdig ſteht ſeiner harmoniſch abgeſchloſſenen Perſönlichkeit die ſchöne Hingeburg, deren ſie fähig iſt, wie mich denn die mir von ihm auf alle mögliche Weiſe dargelegte herzliche Freude über den Erfolg der „Judith", in dem er wohl zu enthuſiaſtiſch, eine förmliche Rehabilitirung des Theaterpublicums erblickte, faſt noch mehr erquickte, wie dieſer Erfolg ſelbſt. Eine eigenthümliche, aber höchſt bedeutende Erſcheinung, mehr gehaßt und gemieden, als geliebt und aufgeſucht, iſt J. L. **Klein**, als dramatiſcher Dichter bekannt, als Kritiker gefürchtet. Man kennt meine Vorliebe für Specialitäten, für Menſchen, deren Hintermann Niemand nennen kann und wahrlich, eine größere iſt mir noch ſelten vorgekommen. Die Natur ſcheint zuweilen eine Fülle koſtbarer Elemente in einem Individuum nieder zu legen, aber die Miſchung ſcheint ihr zu mißglücken oder das Individuum läßt es an ſich fehlen und rundet ſich nicht ab. Eines von Beiden iſt der Fall bei **Klein**. Wer kann ſeine Stücke: „Maria von Medicis", „Luines", „Schützling", „Cavalier und

Arbeiter“ u. ſ. w. leſen, wer nur eine einzige ſeiner Kritiken, ohne über den Reichthum von Anſchauungen und Gedanken zu erſtaunen, der ihm entgegen blickt? Aber wer hat nicht eine Empfindung dabei, als ob er Irrlichter im Zugwind tanzen ſähe, weil es überall an den reinen Linien mangelt, die freilich einſchränken, aber nur, um fertig zu machen? Klein ſtreut ſein Pulver auf den Tiſch, ſtatt es in die Büchſe zu laden, er ergötzt ſich mehr daran, es in phantaſtiſchen Zickzack-Figuren raſch verflackern zu laſſen, als es zum Schuß zu verwenden. Er kehre die Sache einmal um, und er wird erlegen, was er auf's Korn nimmt; dann wird er ſich aber auch mit Manchem ausſöhnen, wogegen er jetzt ungerecht iſt. Meine warme Theilnahme kann er nicht verkennen, darum beherzige er meinen Fingerzeig. Uebrigens iſt er im „Schützling“ ſchon auf gutem Wege. Bruno Bauer habe ich nicht geſehen, obgleich ich ihn aufſuchte und dem mir gewordenen Rath folgend, mit dem Fuß, anſtatt mit dem Finger bei ihm anklopfte: er bildet eine Art von Gegenſatz zu Klein, indem in ihm ein einzelnes Vermögen auf Koſten aller Uebrigen ungebührlich hervorgetreten iſt und ich hätte mir ihn ſchon aus dieſem pſychologiſchen Grunde gern gegenſtändlich gemacht.

* * *

Aus Hamburg.

1853.

I.

Sie waren ſo freundlich, mich zu einigen Reiſeberichten aufzufordern. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, denn ohne einen äußeren Grund komm' ich ſelten oder nie dazu, Eindrücke zu fixiren und doch verdient ſo mancher, feſt gehalten zu werden. Wird doch gerade das Eigenthümlichſte nur im Fluge erhaſcht, indem die feinſten Unterſcheidungslinien gleich verſchwinden, wenn man näher heran tritt, um den Gegenſtand in proſaiſcher Beſchaulichkeit zu muſtern, ſo daß man auf eine Traumerſcheinung los zu ſchreiten glaubt und plötzlich vor einem ganz ordinären Baum ſteht, deſſen Rinde zufällig ſo aufgeſprungen iſt, daß der Stamm einem Menſchen-Angeſicht gleicht! Dennoch fürchtete ich faſt, Ihrer Aufforderung nicht entſprechen zu können. Nicht blos aus dem gewöhnlichen Grunde, weil der neue Stoff ſich immer ſchon zudrängte, bevor der alte noch bewältigt war und weil es eben ſo ſchwer hält, eine Fülle aphoriſtiſcher Phantaſien und Halbgedanken zu einem Totalbilde zu verknüpfen, als aus den Blumen des Feuerwerkers einen Strauß zu winden! Die Melancholie war dies Mal meine Begleiterin, die alte Schlange, von der die Edda erzählt, die ſich aber nicht blos um die Erde, ſondern auch um jeden Menſchen, den ſie trägt, herum ringelt, hörte nicht auf, mich zu ſtechen, und man ſoll ſich nach meinem Gefühl bei düſtern Stimmungen ſo feſt in ſich ſelbſt verſchließen, wie die Todten in ihre Gräber, die ja auch ihre Schmerzen und Geheimniſſe nicht ausplaudern. Der unaufhörliche graue Regen, hin und wieder mit grellen Sonnenblicken vermiſcht, war wenig geeignet, dieſen geiſtigen Nebel zu unterſcheuchen, der wohl jedes tiefere Gemüth von Zeit zu Zeit zu Boden drückt, aber Frühling, Sommer und Herbſt, wenn ſie in reizendſter Miſchung einmal zugleich hervor träten, würden auch nichts gegen ihn ausrichten. Es giebt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Diſſonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, ſondern das dem Leben ſelbſt in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieſes Weh iſt nur Derjenige geſchützt, der die Weltwurzel auszuziehen verſteht, wie die Köchin eine Peterſilienwurzel. Der Menſch erwehrt ſich ſeiner mit den Jahren zwar mehr und mehr, und wär' es ſelbſt dadurch, daß er mit Swift ausruft: „Vive la Bagatelle!“; aber es kehrt immer wieder, und wer weiß denn, ob der Tod nicht gerade dann eintritt, wenn es uns zum erſten Mal über den Kopf wächſt, denn für rein zufällig kann ich ihn nicht halten, und auf die Verknöcherung der Organe und die Vertrocknung der Säfte mögte ich ihn auch nicht gern allein zurückführen. Die Tröſtungen der Liebe und der Freundſchaft vermögen über einen ſolchen Gemüthszuſtand eben ſo wenig viel, wie die Natur; er muß durchgemacht werden, wie eine Krankheit, und ſein Charakteriſtiſches liegt eben in der gänzlichen Vereinſamung und der damit verbundenen Unzugänglichkeit. Jetzt iſt er vorüber und die raſchere Herſtellung verdanke ich Helgoland; bevor ich aber von dieſem wunderbaren Felſen ſpreche, ſei mir ein kurzer Rückblick auf die vorhergegangenen Stationen geſtattet.

In Dresden freute ich mich ſehr, nach einem langen, langen Zwiſchenraum Gutzkow einmal wieder zu ſehen und mich zu überzeugen, daß das Geſättigte ſeiner letzten und bedeutendſten Production, der „Ritter vom Geiſt“, auf ihn ſelbſt übergegangen iſt; wir erinnerten uns der Tage, die wir in Hamburg mit einander verlebten und nicht ohne Rührung ſah ich einen Sohn neben ihm am Tiſch Platz nehmen, der jetzt faſt ſo groß war, wie der Vater ſelbſt, und deſſen Geburt ihm gerade angezeigt wurde, als wir einſt in der „Stadt Petersburg“ mit einander aßen. Die Kinder treten uns ſchon auf die Ferſen, wir müſſen uns beeilen, wenn wir noch etwas vollbringen wollen! Auch die Gemäldegallerie machte wieder den gewohnten tiefen Eindruck auf mich; nur iſt dieſer bei mir nie ein heiterer und war es jetzt natürlich am wenigſten. Ich kann eher in einem Beinhauſe ohne Erſchütterung umher wandeln, als in einem Bilderſaal, denn ein Haufen weiß gebleichter Knochen und ein Haufen Steine ſind nicht weit auseinander; aber ein im Fluge durch den Pinſel aufgefangenes Lächeln, ein ſchmelzender Blick, ein Zucken des Mundes und dabei der Gedanke an Staub und Aſche, das packt mich mit Ueberwältigung! Nur das, was nie gelebt hat, weil es entweder unter den Händen des Stümpers Schatten und Schemen blieb, oder weil es wie die Raphael'ſche Madonna, gleich bei der Geburt dem Dunſtkreis des Athmens durch den Meiſter entrückt wurde, macht davon eine Ausnahme. In Berlin hatte ich Gelegenheit, das große Talent eines öſterreichiſchen Landsmannes, des Profeſſors Schramm aus Teſchen, in neuen Proben zu bewundern und halte es für Schuldigkeit, auf ſeine Leiſtungen aufmerkſam zu machen. Er hat ein Album der Zeitgenoſſen in Bleiſtiftzeichnungen angelegt und kam zu mir, um das ſchon vor drei Jahren angefangene Bild von mir zu vollenden. Daraus konnte wegen Kürze der Zeit freilich nichts werden, aber ich ließ mir den inzwiſchen entſtandenen Zuwachs zeigen und war namentlich über das Portrait Tieck's erſtaunt, das in Auffaſſung und Ausführung Nichts zu wünſchen übrig läßt. Einige Blätter aus dieſem Album würden eine Zierde der Wiener Kunſtausſtellung ſein. Hamburg empfing mich, wie ſchon ſo oft, mit einem Regen, der nicht von oben aus den Aethers Höhen, ſondern aus einem ausgedrückten Schwamm zu kommen ſchien; dabei wurde ich aus einem Orgelkaſten, der faſt im Schlaf gedreht wurde, angeorgelt: „Freut Euch des Lebens!“

II.

So unfreundlich Hamburg mich auch begrüßte, ſo überreich hat es mich dafür durch eine ganze Reihe der ſchönſten Tage entſchädigt. Hamburg iſt und bleibt eine der allerintereſſanteſten Städte Deutſchlands! Aeußerlich mahnt es, ſo auffallend dies auch klingen mag, vielfach an Venedig. Die Alſter mit ihren beleuchteten Böten, aus denen Geſang und Muſik erſchallt, ſteht an einem reizenden Sommerabend gar nicht zu weit hinter der Riva oder dem Canal grande zurück. Wer aus eigener Anſchauung vergleichen kann, wird über die Aehnlichkeit erſtaunen. Aber auch die Altſtadt, mittelalterlich zuſammengeſchoben und finſter, wie ſie iſt, bietet Punkte dar, die unmittelbar aus Venedig herüber geholt zu ſein ſcheinen. Man ſtelle ſich nur an eins der dunkelgrün dahinſchleichenden Fleete, die ſie in krauſen Windungen durchziehen, und frage ſich. Links und rechts ſind Pfähle eingerammt, die einſt vielleicht als ſtolze Eichen in einem ſchleswig-holſteiniſchen Walde aufwuchſen und jetzt gar demüthig die Hamburger Kaufhäuſer tragen; hie und da führt eine Brücke hinüber und über den Waſſer- oder vielmehr Sumpfſpiegel gleiten die ſchwer beladenen Jollen langſam fort, um bei irgend einem Speicher anzuhalten. Freilich läuft überall eine mehr oder minder breite Straße nebenher, aber auch in Venedig kann zu Fuß gehen, wer keine Luſt oder kein Geld hat, ſich in die Gondel zu ſetzen. Ich hatte dieſes Mal bei meinen Wanderungen durch Hamburg oft das Gefühl: dies ſahſt du ſchon im Traume, bis mir einfiel, daß ich es vor einem Jahr in Italien ſah. Innerlich hat die alte Hanſeſtadt allerdings mit der ehemaligen Meerkönigin nicht die geringſte Verwandtſchaft und das erhöht noch das Eigenthümliche des Eindrucks: dieſelbe Retorte und eine ſo ganz andere Miſchung! Hier haben wir den Norden vor uns, wie er ſich ganz entſchieden vom Süden losſagt, und nicht mit Schmerz und Reſignation, ſondern mit Luſt und Behagen. Nicht an der Spree muß ſtecken bleiben, aber auch nicht über die Elbe muß hinausgehen, wer ihn kennen lernen will; diesſeits des Strichs giebt es noch Kampf und jenſeits ſtellt ſich die Trauer ein. Nur hier ſtehen Gewinn und Verluſt im Gleichgewicht: Formen und Farben vertrocknen und erlöſchen, aber das Mark wächſt dafür in den Knochen, und was der Erſcheinung mangelt, das wird in die That gelegt. Tanzen muß man die frieſiſchen Volksſtämme, die ſich hier alle zuſammenfinden, nicht ſehen; ſie haben mehr Grazie, wenn ſie pflügen und eggen oder als Matroſen im Sturm den Maſtkorb erklettern, als wenn ſie ſich rhythmiſch nach den „Götterklängen“ der Muſik bewegen. Ganz anders nehmen ſie ſich ſchon aus, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und ich ſelbſt habe einen Jugendfreund, der ſo mit dem Thier, das ihn trägt, zuſammengewachſen zu ſein ſcheint, wenn er über Hecken und Gräben dahinſtürmt, daß er gar wohl zu der Fabel von den Centauren Anlaß geben könnte, falls ſie nicht längſt erfunden wäre. Schön aber werden ſie erſt auf dem Schlachtfeld, denn nur da fällt Sollen und Wollen bei ihnen gänzlich zuſammen, und ſeit den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſchlagen ſie ſich nicht blos, weil es ihnen Pflicht dünkt, ſondern noch mehr, weil es ihnen Wolluſt iſt. Nicht ſelten begegnet man noch einer felſenhaft aufgebauten und dabei doch von Milde umfloſſenen Männergeſtalt, die an den ſtarken Bauer mahnt, von dem die holſteiniſchen Chroniken erzählen, daß er alle Beleidigungen eingeſteckt habe, weil er ſeine Fäuſte gar nicht brauchen konnte, ohne zu tödten. Doch glaube ich zu bemerken, daß der große Nivellirungsproceß der Zeit, den Dampfböte und Eiſenbahnen auf unberechenbare Weiſe fördern, das Charakteriſtiſche auch in Hamburg bedeutend angreift. Das gemeine Volk iſt höflicher, natürlich auch pfiffiger geworden; wenn man nach dem Wege fragt, ſo wird Einem, wie mir früher ſehr oft begegnete, die Richtung nicht mehr ſtumm durch den ausgeſtreckten Arm oder den erhobenen Fuß angedeutet, ſondern es wird eben ſo artig, als umſtändlich Beſcheid gegeben; auch lachen die Mägde nicht mehr hinter einem Schnurbart her, den ſie ehemals nie ohne Hohn paſſiren ließen. Die Sonntagsſchulen haben dies Reſultat geliefert, auch der Mäßigkeitsverein ſoll floriren und vielleicht wird bald gar kein Arbeitsmann mehr gefunden, der, wenn er ſich in trunkenem Zuſtande im Jungfernſtieg an einen Baum ſtößt, ſich indignirt umwendet und dem Baum zuruft: Kann Er S.........l nicht ſehen, daß Er nicht ausweicht? Dagegen hat der Kalender, der in der ganzen übrigen Welt ſtabil zu ſein pflegt, in Hamburg an Eigenthümlichkeit gewonnen, wenigſtens die Ausgabe desſelben, deren man ſich auf den Comptoiren bedient. Denken ſie ſich mein Erſtaunen, als ich, ihn zufällig in die Hand nehmend, mitten unter den Heiligen diverſe Hamburger Kaufleute erblickte, als ich neben Cyrillus und Laurentius, Cyprian und Sylveſter wohlbekannte Börſennamen, wie Schröder, Amſingk u. ſ. w. eingetragen fand! Das iſt ganz neu und geht denn doch etwas weit!

III.

Wienbarg war es, der mich nach Helgoland hinübertrieb. Niemand konnte mich leichter dazu überreden, als er, denn ſein Name iſt durch ſein noch bei weitem nicht genug gewürdigtes Tagebuch ſo untrennbar mit Helgoland verbunden, daß man ihn den Genius des Eilands nennen kann. Es war mir eine große Freude ihn nach langer Trennung einmal wieder zu ſehen, und ich kann allen Denjenigen, die ihn für verſchollen halten, weil er mehr, wie ſie, in der Tiefe zu thun hat und darum von Zeit zu Zeit für längere oder kürzere Friſt verſchwindet, die Verſicherung geben, daß ſeine Thaten keineswegs ſchon hinter ihm liegen. Man wirft die Lebendigen in unſerer Periode überhaupt etwas vorſchnell zu den Todten und greift dem ruhenden Herkules nur gar zu gern nach der Keule, weil er ſie nicht gegen Ratten und Mäuſe braucht. Der Verfaſſer der „Aeſthetiſchen Feldzüge“, die trotz mancher Einſeitigkeiten einſt um ſo tiefer einſchnitten, als ſie ſich von aller Abſtraction fern hielten und dennoch meiſtens den innerſten Lebensnerv trafen, wandelt jetzt myſtiſche, tief verſchlungene Wege. Er brütet über dem Geheimniß der Sprache, und es ſind ihm Lichter aufgegangen, die nur Derjenige zu würdigen weiß, der ſich ſelbſt in den Gegenſtand vertieft und wenigſtens ſeine allumfaſſende

Natur erkannt hat. Denn die Sprache iſt das erſte Product des großen poetiſchen Proceſſes, der alle Elemente der Welt in ſich aufnimmt, um ſie zu ſteigern und zu verklären; ſie iſt ſelbſt ein Gedicht und ſchwebt wie ein ſolches auf wunderbare Weiſe zwiſchen Willkür und Geſetz in der Mitte. Das muß man freilich wiſſen, wenn man gegen Wienbarg's Beſtrebungen gerecht ſein ſoll. Uebrigens denkt er daran, auch ſeine journaliſtiſche Thätigkeit wieder aufzunehmen, und es wäre zu wünſchen, daß ſeine „Norddeutſche Zeitung“ recht bald zu Stande käme, damit Gutzkow's „Telegraph“ endlich in Hamburg erſetzt würde. Wienbarg ſollte ich denn auch die Bekanntſchaft mit ſeinem geliebten Helgoland ſchuldig werden und wenn, wie ich glaube, ein durchaus eigenthümlicher, mit gar keinem anderen vergleichbarer Eindruck ein Gewinn für's Leben iſt, ſo muß ich ihm danken, denn dieſer Fels hat eine wirkliche Urphyſiognomie.

Von der Ueberfahrt nach Helgoland ſage ich Nichts. „Der Schiffe maſtenreicher Wald“ im Hamburger Hafen, an ſich allerdings imponirend genug, wird jedes Jahr hundertmal geſchrieben; Nienſtädten, Blankeneſe u. ſ. w. findet Jeder der vorbei kommt, reizender als ich, der ich das Nette und Niedliche in der Natur eben ſo wenig als in der Kunſt leiden kann, und dem Kraken, von dem der Wallfiſch eine bloße Laus ſein ſoll, bin ich nicht begegnet. Doch will ich Ihnen eine hübſche Geſchichte nicht vorenthalten, die mir erzählt wurde, als wir den Brunsbüttler Kirchthurm, die äußerſte Spitze meines Vaterländchens Dithmarſchen, im Geſicht hatten. Dort ſtrandet vor Jahren ein Schiff, auf dem ſich egyptiſche Mumien befinden. Dieſe werden aufgefiſcht, als menſchliche Leichname erkannt und von meinen Landsleuten nach frommem chriſtlichen Brauch begraben. Die Glocken werden geläutet, die Chorknaben ſingen, der Prediger ſpricht ein Vaterunſer und vielleicht iſt es König Rampſenit nebſt Familie, dem die Ehre widerfährt. Regt das nicht zu ganz eigenen Gedanken über unſer Schickſal im Tode an?

Wir hatten contrairen Wind und brauchten deshalb etwas länger Zeit wie gewöhnlich; gegen ſechs Uhr Abends taucht der röthlich geſprenkelte Fels aber vor uns auf. Denken ſie ſich einen koloſſalen ſteinernen Würfel, nothdürftig mit Erde bedeckt, ſo daß Kartoffeln und Rüben eben gedeihen, überall ſteil abſchüſſig, vielfach zerklüftet und zerſägt, und Sie haben Helgoland vor ſich. Denken Sie ſich ein emſiges Völkchen dazu, das ſich in ewiger Rührſamkeit ameiſenhaft anklammert, als ob von dem ganzen großen Planeten nur noch dieſer kleine, dem Zerbröckeln nahe Reſt übrig geblieben wäre, und Sie ſehen die Helgoländer. Nirgends wird mehr eingeſetzt, um weniger zu gewinnen, als hier, aber gerade die ſchmale Situation iſt dem Durchſchnittsmenſchen am zuträglichſten und darum haben die hieſigen Fiſcher und Schiffer mehr Rundes und Abgeſchloſſenes, als alle Dichter und Philoſophen zuſammengenommen. Mich begünſtigte das Wetter ausnehmend; es veränderte ſich jeden Augenblick und ſo hatte ich Gelegenheit, Inſel und Meer während meines kurzen Aufenthalts in allen möglichen Schattirungen kennen zu lernen. Den erſten Tag erlebte ich einen Sturm, der die Bänke auf dem Oberland umſtürzte, obgleich ſie in die Erde eingegraben ſind, und die Schafe, die der Milch wegen zahlreich gehalten werden, faſt herunter gefegt hätte. Mit Entzücken ſah ich, auf die einzige alte Kanone gelehnt, durch die England ſich hier gegen das mächtige Deutſchland vertheidigt, dem tobenden Wogenſpiel zu meinen Füßen ſtundenlang zu; die Nordſee iſt ja auch meine Amme, wenn ſie an der dithmarſiſchen Küſte ihr wildes Zerſtörungslied auch nicht ganz ſo grauſenhaft ſingt und ſie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich ſelbſt weiß, denn ich höre ſie viel zu gern, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen ſollte. Diesmal erleichterte ſie mich: auf einem Schlachtfeld thut Niemand der Finger mehr weh und wer einem Kampf zwiſchen der Erde und dem Meer zuſchaut, dem löſ't ſich die Spannung in der eigenen Bruſt. Der Abend ſpannte einen Regenbogen über die Inſel, wie ich nie einen ähnlichen erblickte und der folgende Tag endigte mit einem herrlichen Sonnenuntergang.

Doch gehört das Schöne eigentlich nicht hieher, ſo wenig wie die lakirten Häuſer oder wie die Kurſäle und Converſationshallen mit ihren Pharotiſchen und Muſikbanden, es ſtimmt nicht zum Grundton und man mögte es nach Italien heimſchicken, woher es kommt. Rührend und höchſt charakteriſtiſch für die engen, knappen Verhältniſſe der Inſel ſchien mir eine Anecdote, die mir mein Freund Franz, ein geborner Helgoländer, der ſeinem Felſen treu geblieben iſt, mittheilte. Eine alte Frau kommt in ihrem Leben zum erſten Mal auf's feſte Land. „Mein Gott, mein Gott — ruft ſie mit Thränen aus — wie groß iſt Deine Welt!“

Ein Schloß und eine alte Familiengruft.

Die Zeitungen meldeten vor einiger Zeit ein furchtbares Unglück. Auf einem Schloß in Steiermark, hart an der ungariſchen Grenze gelegen, wird der Sonntagsgottesdienſt abgehalten. Es iſt ein wunderbar ſchöner Morgen, die Kapelle kann die Zahl der von allen Seiten heranſtrömenden Andächtigen nicht faſſen, und der Geiſtliche muß ſich, wie es in ähnlichen Fällen ſchon öfter geſchah, zu einer Predigt im Freien entſchließen. Der Schloßhof iſt groß, die ſteyriſche und die ungariſche Ritterſchaft pflegte ſich ſeiner in früheren Jahrhunderten zu den glänzendſten Turnieren zu bedienen, und die für den „reichen Kranz“ der ſchönen Damen beſtimmten Gallerieen ſpinnen ſich noch jetzt in länglichem, weit geſtreckten Oval um ihn herum. Dort, vor einem halb verwitterten ſteinernen Kruzifix, wird die Kanzel aufgeſchlagen, und das heilige Werk beginnt. Aber plötzlich thürmen ſich Regenwolken, der blaue Himmel verfinſtert ſich und ein ſchreckliches Wetter kommt zu raſchem Ausbruch. Die Menge ſtiebt auseinander. Einige finden Schutz unter den dichten dunkeln Zweigen des rieſigen

Nußbaums, der in der Mitte ſteht, die Meiſten ſtürzen die Treppe hinauf, die zu den noch immer wohl bedachten Gallerieen führt. Aber dieſe, längſt gewohnt, nur noch den Gutsherrn oder einen ſeiner Gäſte auf einer ſpäten Wanderung in der Abenddämmerung zu tragen, brechen zuſammen unter der neuen Laſt, die vermorſchten Balken geben nach, die Pfeiler wanken, und wie der entſetzte Menſchenhaufe ſich nach und nach aus dem Chaos der Stein- und Holztrümmer wieder loswickelt, bleibt mehr als Einer liegen und wartet auf die Poſaune des jüngſten Gerichts.

Dieſe Zeitungsnachricht war für mich der letzte Strich an einem mir wohl bekannten Bilde, das in voller Farbenfriſche wieder vor mir auftauchte, als ſie mir vor die Augen kam, und ich rief unwillkürlich aus: ſo mußte es kommen, wenn das Ganze einen Abſchluß erhalten ſollte, nun iſt es endlich rund! Ich war nämlich mit dem alten Schloſſe ſo vertraut, wie eine der Mäuſe, die auf ſeinen Böden oder in ſeinen Kellern hauſen, denn ich war vor Jahren einmal drei Tage lang darin herum geklettert und hätte es ſchon damals natürlich gefunden, wenn es eingeſtürzt wäre, ſo wie ich ihm wieder den Rücken gewandt hatte. Als nun bald darauf in den Blättern eine offenbar vom Gutsherrn ſelbſt hervorgerufene Berichtigung erſchien, die zu beweiſen ſuchte, daß die Wunden eigentlich keine Wunden, die Todten keine Todten geweſen ſeien, da trat auch dieſer mein Freund, überall ein ernſter, Ehrfurcht gebietender und erzwingender Mann, aber hier wider Wiſſen und Willen eine durchaus humoriſtiſche Erſcheinung, in heller Beleuchtung wieder vor meine Seele hin, und mit ihm zugleich der ſeltſamſte Contraſt, der vielleicht jemals zwiſchen der Natur eines Beſitzthums und der ſeines letzten Eigenthümers beſtanden hat. Wenn der Sarg Karl's des Großen bei der neueſten Eröffnung des Grabes mit allen Reſten durch irgend einen der räthſelhaften Zufälle, an denen die Weltgeſchichte reich iſt, in die Hände eines Trödlers, ſtatt in die des ehrwürdigen Domcapitels gerathen wäre, ſo hätte ſein Schickſal nicht wunderlicher ausfallen können, wie das des alten Schloſſes. Die Knochen würden durch ſich ſelbſt, als die eines Menſchen und muthmaßlichen Chriſten, wenn auch nicht die eines Kaiſers und eines unſterblichen Helden, vor Profanirung geſchützt worden ſein, und ihr ſtilles Plätzchen innerhalb der Kirchhofsmauer neben der Aſche eines ehrſamen Schuſter- oder Schneidermeiſters eingeräumt erhalten haben. Aber die Ueberbleibſel der byzantiniſchen Seide und des venetianiſchen Sammts, die unzerſtäubt gebliebenen Fetzen alter Pracht und Herrlichkeit, in die man ſie eingeſchlagen fand, hätten ſich nur zu leicht in die Bude eines Pupenſpielers verirrt, um den abgeſchabten Purpurmantel König David's zu erſetzen, und der Sarg, wenn er anders, was ich nicht weiß, was ſich aber bei der langen

Dauer doch mit Wahrſcheinlichkeit annehmen läßt, nicht von Holz, ſondern von Marmor oder von Blei war, hätte in dem einen Fall ohne Zweifel an die Stelle eines Brunnentroges treten, in dem anderen in Dachrinnen- oder Kanonenkugelgeſtalt ſeine unfreiwillige Auferſtehung feiern müſſen. Nicht beſſer war das Loos des alten Schloſſes geweſen, nur mit dem Unterſchied, daß mein Freund, weit entfernt, bei der Veränderung deſſelben durch den Vortheil beſtimmt zu werden, im Gegentheil ſein Geld mit beiden Händen aus dem Fenſter warf, um das zu beſeitigen, was er ein wüſtes Durcheinander nannte und was ihn in innerſter Seele anwiderte. Er ging in der verfallenen Todtenburg wie ein modernes Geſpenſt herum und hätte die Geiſter der abgeſchiedenen, wenn er ihnen ſichtbar geworden wäre, gewiß mehr erſchreckt, wie ſie ihn.

Seltſame, phantaſtiſch-eigenthümliche Stunden, die mich märchenhaft zwiſchen zwei entgegengeſetzten Welten ſchaukelten, ſoll ich euer Gedächtniß wieder herauf rufen? Es werde hier in flüchtigen Umriſſen verſucht. Ungern folgte ich der Einladung meines Freundes, ſo ſehr die klaren, goldenen Herbſttage auch zu einem letzten Ausflug vor der nahen Winterſperre lockten, denn ich hatte mich ſchon tief in eine Arbeit eingeſponnen, und die künſtleriſche Production hat das mit dem Traum gemein, daß man ſich auf ſie eben ſo wenig vorbereiten, als ſie, einmal unterbrochen, willkürlich wieder aufnehmen kann. Aber ich hatte ein Verſprechen gegeben, wenn auch allerdings nur, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, in der ſicheren Erwartung, daß ich an die Erfüllung nie gemahnt werden würde; ich wurde wider Erwarten daran erinnert, wie ein ehrlicher Schuldner an den Verfalltermin ſeines Wechſels, und mir blieb, da mein Freund kein Mann der Ausreden war und, wie ein ſpaniſcher Zahuri, unter dem üppigſten Gras- und und Blumenwuchs noch die Todten in der Erde liegen ſah, durchaus nichts weiter übrig, als Alles bei Seite zu werfen und das Gelübde abzulegen, künftighin vorſichtiger zu ſein. Doch war es nicht ganz ſo; alte Schlöſſer, um die Leben und Tod mit einander zu ringen ſcheinen, haben von Jugend auf einen unendlichen Reiz für mich gehabt, und auch mit meinem Freunde verkehrte ich trotz des ſchneidenden Widerſpruchs unſerer Naturen von Zeit zu Zeit ſehr gern, denn wir ſtanden, die großen Verhältniſſe bei Seite geſetzt, und den Vatermord ſowie die, Verſchwörung von Brutus und Caſſius abgerechnet, ungefähr ſo in der Welt zu einander, wie Hamlet und Julius Cäſar im Shakeſpeare, und es imponirte mir gewaltig, wenn er, von ſeinem ausgebreiteten amtlichen Wirkungskreiſe her an raſches Handeln gewöhnt, in viel kürzerer Friſt tauſend Pläne realiſirte, als ich einen einzigen erſann, und das im Handumkehren vollbrachte, wozu ich eines monatelangen

Anlaufs bedurft hätte, wogegen er meinen Träumen zuweilen auch nicht ungern ein geneigtes Ohr lieh. So ergab ich mich denn auch bald in mein Schickſal, und kaum war ich auf der Eiſenbahn, als die alte Reiſeluſt in mir mit voller Gewalt wieder erwachte und mich vorwärts trieb. In früher Morgenſtunde, nach einer nächtlichen Fahrt, die durch ein intereſſantes Geſpräch mit Unbekannten, wie ich es liebe, raſch genug verſtrich, erwartete mich auf einer Hauptſtation mein Freund mit ſeiner Equipage, und nun ging's in's Land hinein, tief und immer tiefer, an allen Raabfürſten vorbei, wie Kaiſer Joſef die breit über den ganzen Fluß gelagerten Müller nannte, bis das alte Schloß mit dem ſeltſamen ſteinernen Ausrufungszeichen, das ſeinen Thurm vorſtellte, aus dunkelm Waldesgrün vor uns auftauchte. „Das iſt das Einzige, was ich nicht verändern werde," ſagte mein Freund, indem er auf die phantaſtiſche Thurmſpitze deutete, „denn ich denke ſie ganz abtragen zu laſſen, wozu brauchen wir Thürme, wenn keine Glocken darin hängen?" Wir kamen an einem Garten vorbei, aus dem uns eine Menge goldener Tafeln mit türkiſchen und perſiſchen Inſchriften anblitzten; er gehörte dem größten Orientaliſten unſerer Tage und ſtach in ſeiner minutiöſen Zierlichkeit höchſt wunderlich gegen die Urzuſtände ab, die bei der Nähe von Ungarn ſchon auf unzweideutige Weiſe hereinzubrechen begannen. Bald erreichten wir unſer Ziel, mußten aber auf der letzten Strecke, wo es etwas raſch in die Höhe ging, den Wagen verlaſſen, wenn wir den Hals nicht riskiren wollten, ſo ſehr verſchlechterte ſich der Weg, an deſſen Aufbeſſerung finſter blickende und kaum grüßende Bauern langſam und widerwillig arbeiteten. Eine alte Façade, dicht mit Weinlaub umſponnen und von ehrſamer Steinmetzenhand mit plumpen Figuren geſchmückt, lud zum Eintritt ein; ein ungeheurer Hof, um den eine lange Reihe von Generationen im widerſprechendſten Geſchmack die grell von einander abſtechenden Gebäude zuſammen geſchoben hatte, empfing uns; ein unheimlicher Brunnen von ſchwindelerregender Tiefe, über den ein gewiß hundertjähriger Nußbaum ſeine düſtern Zweige ſenkte, bildete den Mittelpunkt des Ganzen. Ich fühlte mich in eine ferne Vergangenheit entrückt und wäre dem Eindruck gern noch ruhig nachgehangen, aber mein Freund rief mir zu: „Stoßen Sie ſich jetzt an Nichts, das wird Alles in ein paar Jahren ganz anders ausſehen; die Façade laſſe ich einreißen, den Brunnen verſchütten, und auch der Baum hat uns die längſte Zeit hier die Schlafzimmer dunkel und feucht gemacht!“ Ehe ich mich noch von dieſer entſetzlichen Eröffnung erholt hatte, durchſchritten wir ſchon die Säle, welche der verſchönernden und umbildenden Hand meines Freundes bereits zum größten Theil erlegen waren. Koloſſale Räumlichkeiten, durch längere oder kürzere Korridore mit einander verknüpft, breiteten ſich labyrinthiſch verſchlungen vor mir aus; die Korridore waren noch unverändert, geputzte Mohren-Könige und Königinnen, ſeltſam grimaſſirend, grinsten aus verblichenen Goldrahmen von den Wänden auf mich herab, von geſchwollenen allegoriſchen Geſtalten, als da ſind: Sommer und Winter, Liebe und Gerechtigkeit, fratzenhaft unterſtützt; die Säle trugen ſchon den modernen Stempel. Sie waren an Schränke gewöhnt, in deren Schubladen ein pariſer Salle à manger Platz gehabt hätte, an Tiſche, die für das ganze Corps de ballet einer kleinen fürſtlichen Reſidenz geräumig genug geweſen wären; das ſah man an den Kaminen, die mit Bequemlichkeit einen mäßigen Eichbaum auf einmal in ihren Molochbauch aufnehmen konnten. Jetzt ſtanden elegante Divans und Stühle der neueſten Façon umher, die hier früher ganz vortrefflich als Nippeſachen zur Beluſtigung der Kinder hätten dienen können, und darüber hingen alte Familienbilder, worunter ein zornig darein ſchauender Gaugraf beſonders hervortrat, der mit ſeinem Richterſtab auf einen hinter ihm auflodernden Scheiterhaufen deutete, und dem gegenüber ſeine Gemahlin, eine geſpreizte Dame mit ſtumpfblödem Geſicht, die einen ſcheußlichen Affen liebkoste, placirt war. Nur der Trinkſaal war unverändert, und ein Loch in der Mauer, durch das er mit dem Keller in unmittelbarer Verbindung ſtand, ſo daß der Wein, in gewaltigen Krügen von Hand zu Hand gereicht, gleich vom Faß auf den Tiſch wandern konnte, mahnte eindringlich an das goldene Alter der deutſcheſten aller Künſte, der edlen Methologie, oder wie Lichtenberg will, Methyologie, an die fernen, fernen Tage, wo der „Stiefel“ erfunden wurde, der auch den herzhafteſten Enkel noch jetzt mit Ehrfurcht und ſchaudernder Rührung erfüllt, wenn er ihm in einer Raritätenkammer, denn dahin iſt er leider verbannt, einmal vor die Augen tritt; an die Heroenzeit, wo die Zecher ſich gar nicht niederſetzten, als mit dem feierlichen Gelübde, vor Ablauf von vollen dreimal vierundzwanzig Stunden nicht wieder aufzuſtehen, und wo ſie ſich, ſelbſt den Schwächen einer Urweltsnatur mißtrauend und bekannt mit den Verlockungen einer Streu im Winkel, gleich feſt zuſammenbanden, um ſich das Halten des Schwurs gegenſeitig zu erleichtern. Mit Staunen betrachtete ich mir dieß Loch und überzeugte mich ſo recht, daß jede Generation Schöpfergeiſt genug beſitzt, um das hervor zu bringen, was ihr gerade am nöthigſten iſt, und daß darum keine auf die andere mit Hochmuth und Dünkel herabſchauen, die der Eiſenbahnen und der Dampfſchiffe z. B. in ihrer Aufgeblaſenheit die beſcheidene des „Trink-Stiefels“ nicht verachten ſoll, obgleich ſie unläugbar raſcher vorwärts kommt wie dieſe, die ſich mehr auf Sitzen und Liegenbleiben eingerichtet hatte. Eine Wendeltreppe von nur drei weit auseinander liegenden Stufen führte in den Keller hinunter, aber mit welcher Weisheit war ſie erbaut, ſo eng nämlich, daß Niemand ſeines benebelten Kopfes wegen umfallen konnte, der dahin geſtellt wurde, um die Löſchanſtalt mit verſehen zu helfen, was gewiß, wenn man die Verhältniſſe in billige Erwägung zieht, eben ſo viel Anerkennung verdient, wie die Conſtruction der ſo allgemein angeſtaunten künſtlichen Axe, die unſere Locomotive vor Stockungen bewahrt. Dieſer mir ſo unerwartet aufgeſtoßene neue Beweis der urſprünglichen Tüchtigkeit und Solidität „Deutſcher Nation“, die ſich nicht einmal in dem verläugnet, was die Nachbarvölker unſere Laſter zu nennen pflegen, brachte mich faſt zum Schwärmen, und ſchon wollte ich, in immer höhere Gebiete aufſteigend, und nach Anleitung von Sturm's Morgenandachten der heilſamen dreifachen Verwendbarkeit des menſchlichen Mundes gedenkend, mit Stolz ausrufen: mag der närriſche Franzos den erſten Einfall gehabt und alſo auch aller Welt das erſte Wort weggeſchnappt, mag der Ur-Britanier die erſte Langeweile verſpürt und das erſte muſtergültige Gähnen zu Stande gebracht haben, ſicher hat der Teutone den erſten Schluck gethan. Da aber klopfte mein Freund mich auf die Schulter und ſprach: „Das Alles wäre ſchon im Frühling beſeitigt worden, wenn nur Maurer zu bekommen geweſen wären, doch der Schnee ſoll nicht fallen, bevor nicht auch hier aufgeräumt iſt.“ Jetzt überließ er mich mir ſelbſt, weil er mit Verwalter und Jäger zu verhandeln hatte und ich konnte nach Luſt und Laune herum ſteigen und klettern. Ich traf überall daſſelbe: verſunkene Pracht und Herrlichkeit und nothdürftige Reſtauration, kümmerliche Herſtellung des Einzelnen durch mühſames Zuſammenflicken ohne Sinn für das Ganze, ein Todtengerippe, in Halskrauſe und Manſchetten geſteckt, aber darum im Winde nicht weniger gräßlich klappernd. Die Dämmerung brach allmälig herein, und indem ich, die raſch durchſtöberten Böden verlaſſend, meinen Entdeckungsgang beim letzten Licht des ſcheidenden Tages auf dem im Eingang geſchilderten Gallerien-Oval fortſetzte, gerieth ich unverſehens in ein neues Labyrinth von größeren und kleineren Gemächern hinein, welche ehemals die Pfarrwohnung vorgeſtellt haben mogten. Sie waren ganz leer und ich wäre gleich wieder umgekehrt, wenn ich nicht eine menſchliche Geſtalt bemerkt hätte, die unheimlich an den Wänden dahin ſchlich und ſich offenbar vor mir zu verbergen ſuchte. Ich ſchritt auf ſie zu, ſie wandte ſich, als ſie dies ſah, augenblicklich um und bat mich ſie nicht zu verrathen. Es war ein Mann, der dieſes verdächtige Geſuch mit heiſerer Stimme vorbrachte, und im höchſten Grade erſtaunt, forderte ich ihn auf, mir aus der Halbfinſterniß der dumpfen Räume auf die Gallerie in's Freie zu folgen. Er gehorchte ungern, aber er that's, und welch ein Jammerbild ſtand vor mir, als er in die rothen Strahlen des verglühenden Abends hinaus trat. Ein bleiches Geſicht mit ſanften Chriſtusaugen blickte ſchüchtern zu mir auf, ein Rock, aus ſo vielen Fetzen und Lumpen zuſammengeſtückt, daß er an Papagenos Federkittel erinnerte, und auch, wie dieſer, vor dem leiſeſten Luftzug in flatternde Bewegung gerieth, war um einen faſt durchſichtigen Körper geſchlungen, und die mageren Hände hielten ein halb verzehrtes Stück Schwarzbrod. Es war kein Miſſethäter, der ſich vor mir zu verſtecken geſucht hatte, es war der Schulmeiſter, der den Kindern der wenigen Dorfhütten, die in der Nähe herumlagen, den nothdürftigſten Unterricht ertheilte und der ſein undankbares Handwerk, wie ein Verbrecher, in einem Schlupfwinkel betrieb, zu dem ſich ſeine Zöglinge ſelbſt ängſtlich hinauf ſtehlen mußten. Das hing, wie ich auf meine Fragen erfuhr, ſo zuſammen. Das alte Schloß war nur als eine an ſich werthloſe, aber von dem übrigen Güterkomplex nicht zu trennende Beigabe neben den Aeckern und Waldungen in den Beſitz meines Freundes gekommen als ein Trümmer- und Steinhaufen, der höchſtens die Materialien zu einem neuen Bau liefern konnte. Decennien lang hatte es wüſt und öde dagelegen, ja in ſo weit geradezu herrenlos, als Niemand Eigenthumsrechte geltend machte; durchſtreifende Zigeunerbanden hatten darin ihr Quartier aufgeſchlagen, verſprengte Honveds ihr Aſyl gefunden, kein Wunder, daß auch die Bauern ſich dort eine wohlfeile Schulſtube ausgeſucht hatten. Das war nun Alles anders geworden, und der arme Menſch, vom Verwalter nur halb und halb und auf Bedingung geduldet, fürchtete, daß er ausgejagt werden mögte wie Vagabunden und Räuber, und mied darum das Auge des Gutsherrn. Darüber konnte ich ihn nun nicht nur beruhigen, ſondern ihm auch bei dem Charakter meines Freundes, ohne das Geringſte zu wagen, eine gründliche Verbeſſerung ſeiner traurigen Exiſtenz verſprechen, und ſo wurde er für ſeinen Schreck durch eine Hoffnung belohnt, die gleich am nächſten Tag glänzend in Erfüllung ging. Die Nacht ſenkte ſich, und mir wurde neben der Kapelle, in der ſich zugleich die Gruft befand, mein Schlafgemach angewieſen; nur ein einziger Saal, von dem aus eine Treppe mit unverſchloſſener Thür hinunterführte, trennte mich von ihr, der Nußbaum klopfte mit ſeinen Zweigen, wenn ein Windhauch hindurch ſtrich, ab und zu an mein Fenſter, zuweilen warf er auch, wie ich in der Stille an dem Plätſchern des Waſſers deutlich vernehmen konnte, eine ſeiner ſchweren Früchte in den Brunnen hinunter. Doch bekam ich die Ohren für dieß Alles erſt ſpäter, als ich ſchlaflos in meinem Bette lag, denn ich und mein Freund blieben lange beiſammen und er theilte mir eine Menge Sagen mit, die ſich an das Schloß knüpften. Beſonders eine ſcheint mir erhaltungswerth. Es ſteht im Hof ein ſteinerner Johannes, der ſich dadurch von allen übrigen Standbildern des vielverehrten Heiligen unterſcheidet, daß er bedeutungsvoll den Finger der rechten Hand auf den Mund gelegt hält; er war mir in ſeiner Niſche, trotz des wilden Ahorns, der ihn zur Hälfte verdeckte, keineswegs entgangen. Dieſer ſoll ſo zu Stande gekommen ſein. Eine ſchöne junge Dame, vom Grafen heimgeführt, zieht als Gebieterin ein und waltet des Amts der Schlüſſel etwas ſtrenger, als dem Geſinde, das bis dahin ſich ſelbſt überlaſſen war, lieb ſein kann. Sie wird eines Abends an's Fenſter gelockt, durch einen Brief, wie es heißt, den man mit dem rothen Siegel gegen die Scheiben drückt, und den ſie in Empfang nehmen will; wie ſie aber näher tritt, fällt ein Schuß, und wohl getroffen ſinkt ſie ihrem raſch und beſtürzt vom Familientiſch herbeiſpringenden Gatten todt in die Arme. Der Verdacht haftet auf Jedermann und darum auf Keinem; viele Jahre ſpäter aber ſtirbt die Förſterin, welche die Wirthſchaft vor ihr geführt und nach ihr wieder übernommen hatte, und dieſe ordnet in ihrem Teſtament bei Strafe der Enterbung die Errichtung der räthſelhaften Statue mit dem Attribut des Schweigens an, denn der heilige Johannes habe ihr ſein Wort gehalten und ſie wolle ihm auch das ihrige nicht brechen. Bevor wir auseinander gingen, vertraute mein Freund mir noch, daß er mich aus einem ganz beſondern Grunde gerade jetzt auf ſein Schloß citirt habe, und holte mit geheimnißvollem Lächeln aus dem Hintergrund des Zimmers ein großes Bild hervor. Es war ein Familienſtück und, wie man auf den erſten Blick erkannte, aus alter, alter Zeit; um einen ernſten, geharniſchten Ritter und ſeine demüthig aus ſteifer Halskrauſe hervorſchauende Gemahlin gruppirte ſich eine anmuthige, zahlreiche Kinderſchaar. „Das ſind die Grafen von L—,“ ſagte mein Freund, „als das Gut von der Familie kam, haben ſie dieß Bild behalten; jetzt iſt die letzte Enkelin geſtorben und dieſe hat es mir unter der Bedingung vermacht, daß ich es in der Gruft aufhängen laſſe. Das ſoll nun geſchehen und Sie werden nicht ungern dabei ſein!“ Damit verabſchiedete er mich, folgte mir aber faſt auf dem Fuß nach und legte ein Piſtol neben mein Waſſerglas. „Geniren Sie ſich ja nicht, Gebrauch davon zu machen,“ rief er mir zu, „wenn Sie ungebetenen Beſuch erhalten ſollten, der Gaſt wird ſich auch nicht geniren. Drei Stunden von hier hat man zu Mittag eine ganze Tiſchgeſellſchaft überfallen, und ſich zum Andenken nicht bloß die ſilbernen Löffel ſondern auch einige Ohren mitgenommen, und ich habe einen Brief vom benachbarten Poſtamt vorgefunden, worin ich aufgefordert werde, eine für mich eingelaufene Summe Geldes in Perſon zu erheben, weil man das Riſiko des Schickens nicht mehr übernehmen könne. Wir ſind an der ungariſchen Grenze.“ Ich konnte nicht ſchlafen, doch nicht die Räuber des Bakonier-Waldes ſtörten mich in der Ruhe, ſondern das Bild mit den friſchen, rothwangigen Kindern, die auf der Tafel des Malers noch gaukelten wie Schmetterlinge im Sonnenſchein, und die doch ſeit Jahrhunderten ſchon Staub und Aſche waren und in meiner nächſten Nähe ſchlummerten. Ich horchte auf Nußbaum und Brunnen und ihr ſeltſames Zwiegeſpräch, ich dachte des humoriſtiſchen Fürſten S., der mir tauſendmal auseinanderſetzte, daß das Recht der Nothwehr nach den neueſten Principien der Juriſten erſt eintrete, wenn Einem die Gedärme bereits um die Kniee ſchlotterten und wenn man einen Zeugen darüber habe, aber nichts wollte helfen. Eine Beinkammer oder Schädelſtätte hat nie etwas Schreckliches für mich gehabt; der dürre Knochen, der nackte Todtenkopf, ſtehen dem Stein ſchon viel zu nah, um mich noch lebhaft an den Menſchen, dem ſie einſt angehörten, zu erinnern. Aber eine Gemäldegallerie, beſonders wenn ſie eine reiche Porträtſammlung hat, kann durch den auf der Leinwand feſtgehaltenen ſchalkhaften Augenſtrahl und das mir von längſt verblichenen Wangen entgegenflatternde Lächeln wahre Geſpenſterſchauer in mir erwecken. Mit einer Waffe, deren ich nicht bedurfte, war ich verſehen, aber an Schwefelhölzern fehlte es mir, und da man leider nicht Young zu ſein braucht, um Nachtgedanken zu haben, und dieſe, je länger man ſie gewähren läßt, um ſo finſterer zu werden pflegen, ſo entſchloß ich mich zuletzt zu einem eigenthümlichen Mittel, um mir wenigſtens Licht zu verſchaffen. Ich wußte, daß in der Kapelle die ewige Lampe brannte und ich dachte, daß ich als Ketzer mich ihrer wohl im Nothfall zu einem profanen Zweck bedienen dürfte, ich ergriff daher meine Kerze und taſtete mich nach dem Zwiſchenſaal hinüber. Von dort leitete mich der ſchwach durch die gebrochene Thür dringende Schimmer ſicher zur Treppe, und bald ſtand ich vor dem Altar und entzündete meine weltliche Flamme an der heiligen, die dort der Mater dolorosa loderte und ſie ſpärlich beleuchtete. Nun ſah ich mich flüchtig um, denn ich hatte die Kapelle, da ſie von außen verſchloſſen war, noch nicht betreten. Sie war klein und eng, vergitterte Schränke waren an den Wänden aufgeſtellt, aus denen ſtaubige Marien-Kronen, zerfetzte Prieſtermützen, verbogene Kelche und ähnliche Reliquien vorſchauten, zu meinen Füßen befand ſich eine koloſſale ſteinerne Fallthüre, die faſt ein Drittheil des geſammten Raums einnahm und ohne Zweifel in's Gruftgewölbe hinab führte. Ich eilte in mein Bett zurück und ſchlief nun ſehr bald ein, verkehrte aber im Traum mit lauter Todten, mit einem Spielgefährten der früheſten Kindheit, mit der erſten Jugendgeliebten u. ſ. w. Der Morgen war wunderbar ſchön, mein Freund gab wegen der

Eröffnung des Grabes die nöthigen Befehle, dann ſetzten wir uns in den Wagen, um die Umgebung zu beſehen. Welch eine Baum- und Wälderpracht, welches Farbenſpiel, welche Luft! In der Nähe Römergräber, reich an Münzen aus der Kaiſerzeit, die Riegersburg, die man in ihrem Trotz architektoniſch die unvergängliche nennen mögte, wie ſie militäriſch die unüberwindliche iſt, Gleichenberg mit ſeiner Heilquelle u. ſ. w. Erſt ſpät kamen wir heim. und wie wir bei vortefflichem Wein unſere fetten Rebhühner verzehrten, erfuhr ich von meinem in allen Gebieten bis auf's kleinſte Detail unterrichteten Freunde einen neuen humanen Zug, durch den der Menſch ſeinen ſtummen Mitbrüdern auf gewohnte Art ſeine Liebe beweiſt; das Rebhuhn wird nämlich nicht abgeſtochen, ſondern abgefedert, indem die Köchin ihm an einer beſtimmten, durch die Tradition der Jahrhunderte ein für alle Mal feſtgeſetzten Stelle eine ſtarke Feder aus dem eigenen Leibe reißt und ihm mit dieſer den Hals durchſticht. Aber welch' eine Ueberraſchung ſtand uns am nächſten, zum Aufhängen des Bildes anberaumten Morgen bevor! Die Eröffnung des Gruftgewölbes hatte während unſerer Abweſenheit ſtattgefunden und war ſogar viel leichter vor ſich gegangen, als man zu hoffen gewagt hatte. Allein, was hatte man entdeckt! Statt der langen Reihe von kupfernen und bleiernen Särgen mit Silberſchilden und Trophäen, wie ſie im Laufe von wenigſtens drei Jahrhunderten hinab geſenkt worden waren, einen wüſten Haufen von Todtenſchädeln und Gebeinen, unordentlicher herumgeſät, wie die aufgepflügten Ueberbleibſel der Thiere auf einem Ackerfeld. Ein ſchauerliches Verbrechen lag vor: Gräberſchändung und Todtenberaubung im ſcheußlichſten Grade, aber es konnte eben ſo gut vor fünfzig wie vor fünf Jahren verübt ſein, und nur dies ſtand feſt, daß die Miſſethäter viel Zeit gehabt haben und vor Störung ſehr ſicher geweſen ſein mußten. Wir gingen in die Kapelle und ſchauten in den Schlund hinab; es war ein grauenvoller Anblick. Mein Freund ſagte: „Es thut mir leid um Sie, nun müſſen wir uns, wenigſtens einſtweilen, begnügen, das Bild vor dem Altar aufzuſtellen. Später werde ich die entweihten Reſte meiner Vorgänger noch einmal feierlich beſtatten laſſen und mein eigenes Lager über dem ihrigen aufſchlagen.“ Dabei lächelte er ſeltſam und reichte mir ein altes, vergilbtes, mit ſtolzen Siegeln verſehenes Dokument. Es war die Stiftungsurkunde des Erbauers, des Ahnherrn, dem nun ſein ganzes Geſchlecht in die ewige Nacht gefolgt war, und der in rührenden Worten die zuverſichtliche Hoffnung ausſprach, daß er „in dieſem ſeinem lieben Schlafkämmerlein ruhig und ungeſtört ſchlummern werde bis an den jüngſten Tag“.

* * *

Anmerkungen.

Zum „Schnock“.

Der „Schnock“ wurde zum erſten Male im Jahre 1850 veröffentlicht. — Das Büchlein hatte nachſtehende Vorrede:

„Der Componiſt pflegt ſeinem Muſikſtück den Schlüſſel vorzuſetzen, damit ein Jeder auf den erſten Blick erkenne, aus welcher Tonart es geht. Das iſt eine Gewohnheit, die vielleicht von anderen Künſtlern nachgeahmt zu werden verdient, wenn auch nur, weil ſie alle ungehörigen Erwartungen zum Voraus abſchneiden würde.

Das kleine Büchlein, welches ich dem Leſer jetzt in die Hand gebe, enthält ein niederländiſches Gemälde. Wer Raphael und Michel Angelo nicht ſo lange vergeſſen kann, als er vor Teniers und Douw ſteht, der ſchleud're es augenblicklich an die Wand. Denn es will nur ergötzen, weiter Nichts.

Darum iſt es aber gar nicht überbeſcheiden, gar nicht bis zur Selbſt-Verläugnung demüthig. Es mögte ſich neben Eulenſpiegel, Katzenberger und Abraham Tonelli einen Platz erobern und würde überglücklich ſein, wenn es ſeinen gegenwärtigen Prachtrock über kurz oder lang einmal abwerfen und ſich auf Jahrmärkten und Kirchmeſſen in einem Bauernkittel von Fließpapier herum tummeln dürfte.

Uebrigens wurde es nicht erſt jetzt, ſondern bereits im Jahre 1837, und zwar zu München während der unheimlichen Cholera-Zeit, geſchrieben. Es wurde damals von dem Meiſter des Humors, dem alten Tieck, brieflich mit großer

Wärme begrüßt. Ich habe es jedoch, weil es zu üppig ausgefallen war, bei der Herausgabe auf ein Drittheil ſeines urſprünglichen Volumens reducirt und auch den Reſt mit Sorgfalt überarbeitet.

Die vorſtehende chronologiſche Bemerkung hat nicht den Zweck, dem Kritiker ein ungewöhnliches Maß von Nachſicht und Milde für mein Jugendwerk abzugewinnen; wenn ich es nicht mehr vertreten zu können glaubte, würde ich die Pflicht haben, es zu unterdrücken, und ſie erfüllen. Sie ſoll nur diejenigen meiner Freunde, die ſich für meine Entwickelung, als ſolche, intereſſiren, davon unterrichten, daß der Schnock ein Vorläufer, nicht ein Nachfolger meiner übrigen Arbeiten iſt.“

Zu den „Erzählungen und Novellen“.

Unter dieſem Titel waren im Jahre 1855 die Stücke: Matteo, Herr Haidvogel und ſeine Familie, Anna, Pauls merkwürdigſte Nacht, Die Kuh, Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd, Eine Nacht im Jägerhauſe, geſammelt veröffentlicht worden. Schon früher waren dieſe Erzählungen in Zeitſchriften zum erſten Male gedruckt. — Das Märchen: „Der Rubin“ und das Fragment: „Die beiden Vagabunden“, beide ebenfalls in Zeitſchriften gedruckt, hatte der Dichter aus der Sammlung ausgeſchieden. Dem Herausgeber ſchien die Aufnahme des Märchens in die Geſammt-Ausgabe der Schriften Hebbels, der Vergleichung wegen, wünſchenswerth, die ſich zwiſchen der epiſchen und nachträglich dramatiſchen Behandlung der Erfindung von ſelbſt ergibt. Das genannte Fragment ſteht im Detail nicht hinter den übrigen Erzählungen Hebbel's zurück, wenn es auch eine ungebührlich breite Anlage zeigt. Aber gerade als Gegenſatz zu der lakoniſchen Kürze derſelben, wird dieſe Beigabe Denjenigen nicht unwillkommen ſein, welche ein vollſtändiges Bild des Dichters begehren.

Unter den Papieren Hebbel's fand der Herausgeber ein Vorwort, das den „Schnock“ und die Erzählungen einleiten ſollte, als Hebbel im Jahre 1844 daran dachte, dieſe Productionen in einem Buche zu veröffentlichen. Das bisher nicht gedruckte Vorwort lautet:

„Die erzählenden Dichtungen, die hier erſcheinen, ſind ſämmtlich vor längerer Zeit, zum Theil vor acht bis neun Jahren, geſchrieben worden. Ich bemerke dies nicht, um die Kritik nachſichtig gegen ſie zu ſtimmen, denn künſtleriſche Productionen können der Nachſicht nie zugleich würdig und bedürftig ſein, und wer wird veröffentlichen, was er nicht vertreten zu können glaubt. Ich bemerke es nur, damit ein zurückgelegtes Stadium meiner ſchriftſtelleriſchen Entwickelung nicht für ein erſt zurück zu legendes gehalten werden möge. Wenn ich übrigens Novellen im alten Styl bringe, ſolche, die durchaus nur auf die neue, unerhörte Begebenheit und das aus dieſer entſpringende neue, unerhörte Verhältniß des Menſchen zu Leben und Welt gebaut ſind, ſtatt auf Herzens- und Geiſtes-Zerfaſerungen, ſo ſehe man hierin die thatſächliche Darlegung meiner Ueberzeugung, daß die Novelle keinen Fortſchritt machte, als ſie, ſich ſcheinbar erweiternd, den geſchloſſenen Ring ihrer Form durchbrach und ſich wieder in ihre Elemente auflöſte. Die Kunſtformen ſind Organismen, wie die Lebensformen, ſie können, wie in der phyſiſchen Welt mit der Umbildung des Erdkörpers ganze Geſchlechter der Lebendigen ausſterben, allerdings aufhören, dem Schöpfungs- und Schönheits-Bedürfniß der Zeiten zu entſprechen, aber ſie können nicht ohne Lebensgefahr verengert oder auseinandergezerrt werden, denn in keinem Organismus tritt, dem ihn ablöſenden Höheren gegenüber, in dem der Lebens- und Werde-Proceß fortgeſetzt und geſteigert werden ſoll, der Sättigungs- und Indifferenz-Punkt ohne innere Nothwendigke ein, wenn man freilich auch in jedem noch eine Seite au zeigen kann, die, den Thier-Anſätzen in der Pflanze ähnlic weiter zu deuten ſcheint. Dieſe Erklärung entſchuldige i principielle Verworrenheit der Zeit, die es zuläßt, daß e und derſelbe Kopf wegen einer und derſelben Hervorbringu hier gekrönt und dort abgeſchlagen wird. Sie will Nieman in ſeiner Methode ſtören, ſie will nur die eigene motivire

Paris, den 14. Juli 1844.

Friedrich Hebbel.“

Zu den „Reiſeeindrücken“.

Die Briefe aus Agram, Berlin und Hamburg, ſow die Skizze, welche den neunten Band abſchließt, waren, w übrigens der Leſer ſelbſt wahrnehmen muß, für Journa beſtimmt, wo ſie auch zuerſt erſchienen ſind.

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Zur Theorie der Kunſt. — Charakteriſtiken.

Hamburg.
Hoffmann und Campe
1867.

Inhalt.

Zur Theorie der Kunſt. Seite

Mein Wort über das Drama (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1843) 3
Vorwort zur „Maria Magdalena“ (1844) 55
Ueber den Styl des Dramas (Rötſcher's Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur, 1847) 94
Wie verhalten ſich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander (Rötſcher's Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur, 1847) 106
Das Komma im Frack (Kolatſchek's Stimmen der Zeit, 1858) 114
Abfertigung eines aeſthetiſchen Kannegießers (der „Julia“ angeſchloſſen, 1851) 120
Kritiſche Schriften von Ludwig Tieck (Wiener Reichszeitung, 1849) 153
Zur Anthologien-Literatur (Wiener Zeitung, 1854) . . 160

Seite
Ludovico. Eine Tragödie in fünf Acten von Maſſinger (Wiener Lloyd, 1848) 171
Struenſee. Eine Betrachtung über den Stoff (Wiener Reichszeitung, 1849) 189

Charakteriſtiken.

Schiller und Körner (Wiener Jahrbücher, 1848) . . . 209
Ludwig Holberg (Wiener Zeitung, 1857) 364
Bogumil Goltz und ſein Buch der Kindheit (Wiener Wanderer, 1852) 384

Vorwort.

Die in den vermiſchten Schriften enthaltenen Aufſätze werden hier zum erſten Male geſammelt veröffentlicht. Der größte Theil derſelben war in Zeitſchriften gedruckt, ein einziger Aufſatz für ſich als Broſchüre erſchienen und zwei Aufſätze hatte Hebbel den Einzelausgaben zweier Dramen vorausgeſchickt.

Das Sammeln dieſer Aufſätze war nicht leicht. Nur ein Drittheil derſelben lag in einer vom Dichter ſelbſt beſorgten Auswahl vor, welche er im Anfang der fünfziger Jahre herauszugeben beabſichtigte. Daß ich mich nicht ausſchließlich an dieſe Auswahl halten konnte, leuchtet ein. Denn was Hebbel damals, aus den verſchiedenſten Gründen, vorläufig unberückſichtigt ließ, das würde er wahrſcheinlich zu anderer Zeit wieder hervorgeholt haben, jedenfalls Manches davon, z. B. die eingehende Abhandlung über den Schiller-Körner-Briefwechſel. Auch ſind ſeit jenem Moment eine Reihe neuer Monographien und Kritiken aus Hebbels Feder hinzugekommen, darunter ausgezeichnete Arbeiten, wie die über Holberg von Prutz, den Briefwechſel zwiſchen Friedrich Gentz und Adam Müller, das Bodenſtedt'ſche Buch: Shakeſpeare's Zeitgenoſſen und ihre Werke, u. m. a. Viele Aufſätze mußte ich in Jahrbüchern, Monatsſchriften und Tagesblättern aufſuchen, da ich ungefähr wußte, wo und wann äſthetiſche und kritiſche

Arbeiten Hebbels gedruckt worden. Nur für eine kleine Anzahl derſelben bot mir ein vom Dichter ſelbſt entworfenes Verzeichniß eine ſichere Handhabe zu ihrer Auffindung. Bei denjenigen, die ich aus den betreffenden Zeitſchriften zog, oder die in Abdrücken bereits vorlagen, konnte ich beſtimmt angeben, an welchem Orte und in welchem Jahre ſie Hebbel zuerſt veröffentlicht hatte, bei anderen, die ich in Abſchrift unter Hebbels Papieren fand, konnte ich dieß mit Zuhilfenahme der Tagebücher und Briefe Hebbels feſtſtellen, während ich bei einigen der copirten Aufſätze darüber im Zweifel blieb oder jedes Anhaltspunktes ermangelte.

Die Frage: was iſt in der Geſammt-Ausgabe von den Aufſätzen zu bringen, was iſt auszuſcheiden? erregte mir keine großen Bedenken. Denn nur ein verſchwindend geringer Theil fiel unter die Kategorie des Werthloſen, für den Tag Berechneten. Hebbel ſetzte in den meiſten Fällen, wenn er kritiſch thätig war, ſeine ganze Kraft ein und den vollen Ernſt ſeiner Natur, wie bei dichteriſchen Productionen, die ihm freilich in dem Grade friſch und munter von der Hand gingen, als ihm kritiſche Arbeiten ſchwere Anſtrengung verurſachten. Den Cultus der Papierſchnitzel hat ſchon deshalb Niemand zu befürchten, der Hebbels vermiſchte Schriften aufſchlägt, weil es bei dieſem Autor an Material dafür vollends gebricht. Dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht entgehen, daß die Proſa Hebbels nur im Vorwort zur Maria Magdalena und hie und da in dem Aufſatz: Mein Wort über das Drama, ſich in lang ausgeſponnenen, durch Zwiſchenſätze verwickelten Perioden bewegt, und daß dagegen die übrigen Stücke der Sammlung ein durchaus edles, künſtleriſch gegliedertes und energiſches Gefüge der Sprache aufweiſen. Ebenſo wird das feinere Auge wahrnehmen, daß ſich in den Aufſätzen aus den vierziger Jahren, der Epoche des Kampfes, den der Dichter mit und in ſich ſelber wie gegen die herrſchenden

Tendenzen des Tages kämpfte, ein Ungeſtüm bemerkbar macht, ein herber Unwille, der in den ſpäteren Aufſätzen verſchwindet, weil die nun gewonnene geiſtige Freiheit und Abgeſchloſſenheit mit bitteren und verbitterten Stimmungen unverträglich ſind.

Die Zuſammenſtellung iſt keine chronologiſche und konnte es nicht ſein. Eine ſolche würde des Charakters der Einheit entbehrt und jede Ueberſicht verwiſcht haben. Mein Hauptaugenmerk war auf eine Anordnung nach Gattungen gerichtet, wobei es mir auf die hervortretenden Grundzüge vor Allem ankam.

Unter die Rubrik: Zur Theorie der Kunſt habe ich alle jene Aufſätze gereiht, welche Hebbels allgemeine Anſchauungen vom Weſen und Zweck der Kunſt vorzugsweiſe ausdrücken. Bei den Aufſätzen: Mein Wort über das Drama, Vorwort zur Maria Magdalena, Ueber den Styl des Dramas, Wie verhalten ſich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander, Das Komma im Frack, konnte nicht zweifelhaft ſein, ob ſie in die genannte Rubrik paſſen. Denn wenn irgendwo in den kritiſchen Arbeiten des Dichters ſein äſthetiſches Glaubensbekenntniß ſich deutlich ausgeprägt hat, ſo iſt es dort geſchehen. Weniger deutlich zeigt ſich dieß bei den übrigen dahin gehörigen Aufſätzen. Ich geſtatte mir daher in Betreff ihrer einige Andeutungen. Die Abfertigung eines äſthetiſchen Kannegießers iſt allerdings polemiſcher und perſönlicher Natur. Gleichwohl iſt der Kern dieſer Abwehr eine Darlegung der Geſetze der dichteriſchen Thätigkeit, und eine derartige Darlegung ſteht denn doch mit der Theorie der Kunſt, wie ſie Hebbel auffaßt, in enger Beziehung. In den beiden Aufſätzen: Kritiſche Schriften von Ludwig Tieck, Zur Anthologien-Literatur, bilden die Entwicklungen über den poetiſchen Schöpfungsproceß den Mittelpunkt und ſind die Urtheile über die Bücher zu beiläufigen Erörterungen herabgeſunken. Am Schluſſe des erſten der eben citirten Aufſätze wird dieſer Geſichtspunkt ſogar von Hebbel ſelbſt hervorgehoben. In dem Aufſatz Ludovico iſt das Trauerſpiel von Maſſinger der dem Dichter willkommene Anlaß, die Geheimniſſe der dramatiſchen Compoſition überhaupt zu beleuchten und das Drama Herodes und Mariamne, das ſich in ihm regte, in ſeinen Motiven und in ſeinem Aufbau zu ſchildern. Struenſee endlich giebt Hebbel Gelegenheit, an dem Stoffe zu einem Trauerſpiel den Lebensnerv zu prüfen und den Abriß eines Gebäudes zu zeichnen, das er aufzuführen im Sinne hatte. Das Alles aber gehört zur Theorie der Kunſt.

In die Rubrik: Charakteriſtiken habe ich jene Aufſätze gegeben, bei denen das Charakteriſiren des Gegenſtandes ſichtlicht vorherrſcht, wenn auch allgemeine Entwicklungen, die oft damit verknüpft ſind, an die Arbeiten: Zur Theorie der Kunſt erinnern. Die in dieſem Bande vorkommenden Aufſätze: Schiller und Körner, Ludwig Holberg, Bogumil Goltz und ſein Buch der Kindheit können die entſcheidenden Merkmale der Charakteriſtik nicht verläugnen. Desgleichen nicht die des zweiten Bandes der vermiſchten Schriften: Feuchtersleben, Briefwechſel zwiſchen Friedrich Gentz und Adam Müller, Ein Selbſtporträt von Carl Gutzkow, Geſchichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus, Fallmerayer's geſammelte Schriften. Die polemiſchen Aufſätze jedoch über Bodenſtedt's Buch: Shakeſpear's Zeitgenoſſen und ihre Werke, welche den nächſten Band eröffnen, ſcheinen auf den erſten Blick den Platz neben der Polemik gegen Julian Schmidt zu begehren. Aber bei näherer Betrachtung wird der einſichtige Leſer einräumen, daß das Gewicht jener ſtreitbaren Aufſätze auf die charakteriſirende Darſtellung Shakeſpear's und ſeiner Zeitgenoſſen fällt. Auch verwehrte übrigens die Wichtigkeit des beurtheilten Gegenſtandes, nämlich Shakeſpeare's, das Einordnen der bezüglichen Auſſätze in die Rubrik: Zur Theorie der Kunſt. Der nämliche Grund war mir maßgebend, als ich der Kritik über Kleiſt's Prinzen von Homburg, die ebenfalls im nächſten Bande erſcheinen wird, unter den Recenſionen dramatiſcher Werke eine Stelle anwies, anſtatt neben dem Ludovico, da das Kleiſt'ſche Stück ein künſtleriſcher Organismus iſt, den Hebbel als ſolchen bewunderte, indeß das Maſſinger'ſche Stück ihn nicht als Kunſtwerk beſchäftigte, das er decomponirt hätte, ſondern bloß als Folie, von der ſich ſeine Skizze zu Herodes und Mariamne abheben ſollte.

Für die Vertheilung der unter der Rubrik: **Kritiken** im folgenden Bande enthaltenen Auſſätze ergab ſich die Anordnung von ſelbſt.

Der Aufſatz über den Schiller-Körner-Briefwechſel hat eine ungebührlich große Ausdehnung durch die vielen Citate von Briefſtellen, die in ihn verwebt ſind. Daß ich dieſe Auszüge nicht verringert habe, wird mir wohl Niemand vorwerfen, da ſie mit dem Gedankengange des Aufſatzes unauflöslich verbunden ſind. — In dem Aufſatze: Zur Anthologien-Literatur, S. 168, Z. 19 v. o. iſt die aus der Charakteriſtik Feuchtersleben's, welche der Band XI bringen wird, entnommene Stelle über Heinrich Heine eingeſchaltet, was ich zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen bemerke.

Wien, October 1867.

Emil Kuh.

Zur Theorie der Kunſt.

Mein Wort über das Drama!

Eine Erwiderung an Profeſſor Heiberg in Kopenhagen.

1843.

Die Kunſt hat es mit dem Leben, dem innern und äußern, zu thun, und man kann wohl ſagen, daß ſie beides zugleich darſtellt, ſeine reinſte Form und ſeinen höchſten Gehalt. Die Hauptgattungen der Kunſt und ihre Geſetze ergeben ſich unmittelbar aus der Verſchiedenheit der Elemente, die ſie im jedesmaligen Fall aus dem Leben herausnimmt und verarbeitet. Das Leben erſcheint aber in zwiefacher Geſtalt, als Sein und als Werden, und die Kunſt löſt ihre Aufgabe am vollkommenſten, wenn ſie ſich zwiſchen beiden gemeſſen in der Schwebe erhält. Nur ſo verſichert ſie ſich der Gegenwart, wie der Zukunft, die ihr gleich wichtig ſein müſſen, nur ſo wird ſie, was ſie werden ſoll, Leben im Leben; denn das Zuſtändlich-Geſchloſſene erſtickt den ſchöpferiſchen Hauch, ohne den ſie wirkungslos bliebe, und das Embryoniſch-Aufzuckende ſchließt die Form aus.

Das Drama ſtellt den Lebensproceß an ſich dar. Und zwar nicht blos in dem Sinne, daß es uns das Leben in ſeiner ganzen Breite vorführt, was die epiſche Dichtung ſich ja wohl auch zu thun erlaubt, ſondern in dem Sinne, daß es uns das bedenkliche Verhältniß vergegenwärtigt, worin das aus dem urſprünglichen Nexus entlaſſene Individuum dem Ganzen, deſſen Theil es trotz ſeiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben iſt, gegenüber ſteht. Das Drama iſt demnach, wie es ſich für die höchſte Kunſtform ſchicken will, auf gleiche Weiſe an's Seiende, wie an's Werdende verwieſen: an's Seiende, indem es nicht müde werden darf, die ewige Wahrheit zu wiederholen, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maaß zu halten weiß, die Schuld nicht bloß zufällig erzeugt, ſondern ſie nothwendig und weſentlich mit einſchließt und bedingt; an's Werdende, indem es an immer neuen Stoffen, wie die wandelnde Zeit und ihr Niederſchlag, die Geſchichte, ſie ihm entgegen bringt, darzuthun hat, daß der Menſch, wie die Dinge um ihn her ſich auch verändern mögen, ſeiner Natur und ſeinem Geſchick nach ewig derſelbe bleibt. Hiebei iſt nicht zu überſehen, daß die dramatiſche Schuld nicht, wie die chriſtliche Erbſünde, erſt aus der Richtung des menſchlichen Willens entſpringt, ſondern unmittelbar aus dem Willen ſelbſt, aus der ſtarren eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, hervorgeht, und daß es daher dramatiſch völlig gleichgültig iſt, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Beſtrebung ſcheitert.

Den Stoff des Dramas bilden Fabel und Charaktere. Von jener wollen wir hier abſehen, denn ſie iſt, wenigſtens bei den Neueren, ein untergeordnetes Moment geworden, wie Jeder, der etwa zweifelt, ſich klar machen kann, wenn er ein Shakeſpear'ſches Stück zur Hand nimmt, und ſich fragt, was wohl den Dichter entzündet hat, die Geſchichte oder die Menſchen, die er auftreten läßt. Von der allergrößten Wichtigkeit dagegen iſt die Behandlung der Charaktere. Dieſe dürfen in keinem Fall als fertige erſcheinen, die nur noch allerlei Verhältniſſe durch- und abſpielen, und wohl äußerlich an Glück oder Unglück, nicht aber innerlich an Kern und Weſenhaftigkeit gewinnen und verlieren können. Dieß iſt der Tod des Dramas, der Tod vor der Geburt. Nur dadurch, daß es uns veranſchaulicht, wie das Individuum im Kampf zwiſchen ſeinem perſönlichen und dem allgemeinen Weltwillen, der die That, den Ausdruck der Freiheit, immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Nothwendigkeit, modificirt und umgeſtaltet, ſeine Form und ſeinen Schwerpunkt gewinnt, und daß es uns ſo die Natur alles menſchlichen Handelns klar macht, das beſtändig, ſo wie es ein inneres Motiv zu manifeſtiren ſucht, zugleich ein widerſtrebendes, auf Herſtellung des

Gleichgewichts berechnetes äußeres entbindet — nur dadurch wird das Drama lebendig. Und obgleich die zu Grunde gelegte Idee, von der die hier vorausgeſetzte Würde des Dramas und ſein Werth abhängt, den Ring abgiebt, innerhalb deſſen ſich Alles planetariſch regen und bewegen muß, ſo hat der Dichter doch im gehörigen Sinn und unbeſchadet der wahren Einheit, für Vervielfältigung der Intereſſen, oder richtiger, für Vergegenwärtigung der Totalität des Lebens und der Welt zu ſorgen, und ſich wohl zu hüten, alle ſeine Charaktere, wie dies in den ſogenannten lyriſchen Stücken öfters geſchieht, dem Centrum gleich nah zu ſtellen. Das vollkommenſte Lebensbild entſteht dann, wenn der Hauptcharakter das für die Neben- und Gegencharaktere wird, was das Geſchick, mit dem er ringt, für ihn iſt, und wenn ſich auf ſolche Weiſe Alles, bis zu den unterſten Abſtufungen herab, in, durch und mit einander entwickelt, bedingt und ſpiegelt.

Es fragt ſich nun: in welchem Verhältniß ſteht das Drama zur Geſchichte und in wie fern muß es hiſtoriſch ſein? Ich denke, ſo weit, als es dieſes ſchon an und für ſich iſt, und als die Kunſt für die höchſte Geſchichtſchreibung gelten darf, indem ſie die großartigſten und bedeutendſten Lebensproceſſe gar nicht darſtellen kann, ohne die entſcheidenden hiſtoriſchen Kriſen, welche ſie hervorrufen und bedingen, die Auflockerung oder die allmälige

Verdichtung der religiöſen und politiſchen Formen der Welt, als der Hauptleiter und Träger aller Bildung, mit einem Wort: die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anſchauung zu bringen. Die materielle Geſchichte, die ſchon Napoleon die Fabel der Uebereinkunft nannte, dieſer buntſcheckige ungeheure Wuſt von zweifelhaften Thatſachen und einſeitig oder gar nicht umriſſenen Charakterbildern, wird früher oder ſpäter das menſchliche Faſſungsvermögen überſteigen, und das neuere Drama, beſonders das Shakeſpear'ſche, und nicht bloß das vorzugsweiſe hiſtoriſch genannte, ſondern das ganze, könnte auf dieſem Wege zur entfernteren Nachwelt ganz von ſelbſt in dieſelbe Stellung kommen, worin das antike zu uns ſteht. Dann, eher wohl nicht, wird man aufhören, mit beſchränktem Sinn nach einer gemeinen Identität zwiſchen Kunſt und Geſchichte zu forſchen und gegebene und verarbeitete Situationen und Charaktere ängſtlich miteinander zu vergleichen, denn man hat einſehen gelernt, daß dabei ja doch nur die faſt gleichgültige Uebereinſtimmung zwiſchen dem erſten und zweiten Portrait, nicht aber die zwiſchen Bild und Wahrheit überhaupt, herausgebracht werden kann, und man hat erkannt, daß das Drama nicht bloß in ſeiner Totalität, wo es ſich von ſelbſt verſteht, ſondern daß es ſchon in jedem ſeiner Elemente ſymboliſch iſt und als ſymboliſch betrachtet werden muß, eben ſo wie der

Maler die Farben, durch die er ſeinen Figuren rothe Wangen und blaue Augen giebt, nicht aus wirklichem Menſchenblut heraus deſtillirt, ſondern ſich ruhig und unangefochten des Zinobers und des Indigos bedient.

Aber der Inhalt des Lebens iſt unerſchöpflich und das Medium der Kunſt iſt begränzt. Das Leben kennt keinen Abſchluß, der Faden, an dem es die Erſcheinungen abſpinnt, zieht ſich in's Unendliche hin, die Kunſt dagegen muß abſchließen, ſie muß den Faden, ſo gut es geht, zum Kreis zuſammen knüpfen, und dies iſt der Punkt, den Goethe allein im Auge haben konnte, als er ausſprach, daß alle ihre Formen etwas Unwahres mit ſich führten. Dieß Unwahre läßt ſich freilich ſchon im Leben ſelbſt aufzeigen, denn auch dieſes bietet keine einzige Form dar, worin alle ſeine Elemente gleichmäßig aufgehen; es kann den vollkommenſten Mann z. B. nicht bilden, ohne ihm die Vorzüge vorzuenthalten, die das vollkommenſte Weib ausmachen, und die beiden Eimer im Brunnen, wovon immer nur einer voll ſein kann, ſind das bezeichnendſte Symbol aller Schöpfung. Viel ſchlimmer und bedenklicher jedoch, als im Leben, wo das Ganze ſtets für das Einzelne eintritt und entſchädigt, ſtellt ſich dieſer Grundmangel in der Kunſt heraus, und zwar deshalb, weil hier der Bruch auf der einen Seite durchaus durch einen Ueberſchuß auf der andern gedeckt werden muß.

Ich will den Gedanken erläutern, indem ich die Anwendung auf's Drama mache. Die vorzüglichſten Dramen aller Literaturen zeigen uns, daß der Dichter den unſichtbaren Ring, innerhalb deſſen das von ihm aufgeſtellte Lebensbild ſich bewegt, oft nur dadurch zuſammen fügen konnte, daß er einem oder einigen der Hauptcharaktere ein das Maaß des Wirklichen bei weitem überſchreitendes Welt- und Selbſtbewußtſein verlieh. Ich will die Alten unangeführt laſſen, denn ihre Behandlung der Charaktere war eine andere, ich will nur an Shakeſpeare, und mit Uebergehung des vielleicht zu ſchlagenden Hamlet, an die Monologe im Macbeth und im Richard, ſo wie an den Baſtard im König Johann, erinnern. Man hat, nebenbei ſei es bemerkt, bei Shakeſpeare in dieſem offenbaren Gebrechen zuweilen ſchon eine Tugend, einen beſonderen Vorzug erblicken wollen (ſogar Hegel in ſeiner Aeſthetik) ſtatt ſich an dem Nachweis zu begnügen, daß daſſelbe nicht im Dichter, ſondern in der Kunſt ſelbſt ſeinen Grund habe. Was ſich aber ſolchemnach bei den größten Dramatikern als durchgehender Zug in ganzen Charakteren findet, das wird auch oft im Einzelnen, in den culminirenden Momenten, angetroffen, indem das Wort neben der That einhergeht, oder ihr wohl gar voraneilt, und dies iſt es, um ein höchſt wichtiges Reſultat zu ziehen, was die bewußte Darſtellung in der Kunſt von der unbewußten im

Leben unterſcheidet, daß jene, wenn ſie ihre Wirkung nicht verfehlen will, ſcharfe und ganze Umriſſe bringen muß, während dieſe, die ihre Beglaubigung nicht erſt zu erringen braucht, und der es am Ende gleichgültig ſein darf, ob und wie ſie verſtanden wird, ſich an halben, am Ach und O, an einer Miene, einer Bewegung, genügen laſſen mag. Goethes Ausſpruch, der an das gefährlichſte Geheimniß der Kunſt zu ticken wagte, iſt oft nachgeſprochen, aber meiſtens nur auf das, was man äußerlich Form nennt, bezogen worden. Der Knabe ſieht im tiefſinnigſten Bibelvers nur ſeine guten Bekannten, die vierundzwanzig Buchſtaben, durch die er ausgedrückt ward.

Das deutſche Drama ſcheint einen neuen Aufflug zu nehmen. Welche Aufgabe hat es jetzt zu löſen? Die Frage könnte befremden, denn die zunächſt liegende Antwort muß allerdings lauten: dieſelbe, die das Drama zu allen Zeiten zu löſen hatte. Aber man kann weiter fragen: ſoll es in die Gegenwart hineingreifen? ſoll es ſich nach der Vergangenheit zurück wenden? oder ſoll es ſich um keine von beiden bekümmern, d. h. ſoll es ſocial, hiſtoriſch oder philoſophiſch ſein? Reſpectable Talente haben dieſe drei verſchiedenen Richtungen ſchon eingeſchlagen. Das ſociale Thema hat Gutzkow aufgenommen. Vier ſeiner Stücke liegen vor und ſie machen in ihrer Geſammtheit einen befriedigenderen Eindruck, als einzeln, ſie ſind offenbar Correlate, die den geſellſchaftlichen

Zuſtand mit ſcharfen, ſchneidenden Lichtern in ſeinen Höhen und Niederungen beleuchten. Richard Savage zeigt, was eine Galanterie bedeutet, wenn ſie zugleich mit der Natur und der Rückſicht auf's Decorum ſchließt; je grauſamer, um ſo beſſer; es war nicht recht, daß der Verfaſſer den urſprünglichen Schluß veränderte, denn gerade darin lag das Tragiſche, daß ſo wenig die Lady, als Richard über ihr näheres Verhältniß zu einander klar werden konnte. Werner genügt am wenigſten; er ſcheint mehr aus einem Gefühl, als aus einer Idee hervorgegangen zu ſein. Patkul hat gerade darin ſeine Stärke, worin man ſeine Schwäche ſuchen könnte, im Charakter und in der Situation des Kurfürſten; er zeigt, wer an einem Hof die unabhängigſte Perſon iſt, und es gilt gleich, ob die Zeichnung auf Auguſt den Starken paßt oder nicht. Die Schule der Reichen lehrt, daß die Extreme von Glück und Unglück in ihrer Wirkung auf den Menſchen zuſammen fallen. — Andere haben ſich dem hiſtoriſchen Drama zugewandt. Ich glaube nun, und habe es oben ausgeführt, daß der wahre hiſtoriſche Charakter des Dramas niemals im Stoff liegt und daß ein reines Phantaſiegebilde, ſelbſt ein Liebesgemälde, wenn nur der Geiſt des Lebens in ihm weht, und es für die Nachwelt, die nicht wiſſen will, wie unſere Großväter ſich in unſern Köpfen abgebildet haben, ſondern wie wir ſelbſt beſchaffen waren, friſch erhält, ſehr hiſtoriſch ſein kann. Ich will hiemit keineswegs ſagen, daß die Poeten ihre dramatiſchen Dichtungen aus der Luft greifen ſollen; im Gegentheil, wenn ihnen die Geſchichte oder die Sage einen Anhaltspunkt darbietet, ſo ſollen ſie ihn nicht in lächerlichem Erfindungsdünkel verſchmähen, ſondern ihn dankbar benutzen. Ich will nur den weitverbreiteten Wahn, als ob der Dichter etwas Anderes geben könne, als ſich ſelbſt, als ſeinen eigenen Lebensproceß, beſtreiten; er kann es nicht und hat es auch nicht nöthig, denn wenn er wahrhaft lebt, wenn er ſich nicht klein und eigenſinnig in ſein dürftiges Ich verkriecht, ſondern durchſtrömt wird von den unſichtbaren Elementen, die zu allen Zeiten im Fluß ſind und neue Formen und Geſtalten vorbereiten, ſo darf er dem Zug ſeines Geiſtes getroſt folgen und kann gewiß ſein, daß er in ſeinen Bedürfniſſen die Bedürfniſſe der Welt, in ſeinen Phantaſien die Bilder der Zukunft ausſpricht, womit es ſich freilich ſehr wohl verträgt, daß er ſich in die Kämpfe, die eben auf der Straße vorfallen, nicht perſönlich miſcht. Die Geſchichte iſt für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung ſeiner Anſchauungen und Ideen, nicht aber iſt umgekehrt der Dichter der Auferſtehungsengel der Geſchichte; und was die deutſche Geſchichte ſpeciell betrifft, ſo hat Wienbarg in ſeiner vortrefflichen Abhandlung über Uhland es mit großem Recht in Frage geſtellt, ob ſie auch nur Vehikel ſein kann. Wer mich verſteht, der wird finden, das Shakeſpeare und Aeſchylos meine Anſicht eher beſtätigen, als widerlegen. — Auch philoſophiſche Dramen liegen vor. Bei dieſen kommt Alles darauf an, ob die Metaphyſik aus dem Leben hervorgeht, oder ob das Leben aus der Metaphyſik hervorgehen ſoll. In dem einen Fall wird etwas Geſundes, aber gerade keine neue Gattung entſtehen, in dem andern ein Monſtrum.

Nun iſt noch ein Viertes möglich, ein Drama, das die hier charakteriſirten verſchiedenen Richtungen in ſich vereinigt und eben deshalb keine einzelne entſchieden hervortreten läßt. Dieſes Drama iſt das Ziel meiner eigenen Beſtrebungen, und wenn ich, was ich meine, durch meine Verſuche ſelbſt, durch die Judith und die nächſtens erſcheinende Genoveva, nicht deutlich gemacht habe, ſo wäre es thörigt, mit abſtracten Entwickelungen nachzuhelfen.

* * *

Profeſſor Heiberg in Kopenhagen hat meinen vorſtehenden, vor längerer Zeit im Morgenblatt erſchienenen und jetzt, wie ich ſehe, in's Däniſche übertragenen Aufſatz: Ein Wort über das Drama, in Nr. 31. ſeines Intelligenzblatt's einer kritiſchen Beleuchtung unterzogen. Nicht dieſe Kritik ſelbſt, nur der Zeitpunkt, in welchem Profeſſor Heiberg damit hervortritt, kann mich zu einer Erwiderung veranlaſſen. In dem Augenblick, wo mir von der

Großmuth meines Königs zum Behuf meiner weiteren Entwickelung ein Reiſeſtipendium ausgeſetzt worden iſt, muß ich es für meine Pflicht halten, die ſtarken Behauptungen, die ſich Profeſſor Heiberg in jener Kritik erlaubt, auf ihr Nichts zu reduciren. Zu jeder anderen Zeit würde ich dem hochgebildeten däniſchen Publikum, das ohne Zweifel den angegriffenen Aufſatz in Fädrelandet Nro. 1261 mit der Beleuchtung verglich, ehe es urtheilte, die Widerlegung ruhig anheim geſtellt haben. Ich kann nicht dringend genug bitten, dieſen alleinigen Beweggrund meines perſönlichen Hervortretens gehörig zu würdigen, und zu bedenken, daß ich jetzt zu dem mir gemachten Vorwurf eines „philoſophiſchen oder kritiſchen Banquerotts“ nicht ſtillſchweigen darf, obgleich meine Vertheidigung, wie ich wohl weiß, kaum etwas Anderes darthun kann, als daß ſie unnöthig war.

Zuerſt eine Erörterung, die nicht der wiſſenſchaftlichen Categorie angehört, die aber, wie ich faſt fürchte, auf die Stellung, die mein Gegner mir gegenüber angenommen hat, ein ganz eigenthümliches Licht werfen wird. Profeſſor Heiberg ſpricht über meine Judith, aber er ſpricht nicht über die Judith, die ich bei Hoffmann und Campe in Hamburg in den Druck gegeben habe und die der Kritik als Object vorliegt, er ſpricht über eine andere, über eine von mir für die Bühne abgeänderte Judith, die Manuſcript geblieben und Manuſcript zu bleiben beſtimmt iſt. Zur Kenntniß dieſes Manuſcripts iſt er als Mit-Director des Kopenhagener Theaters gelangt, nicht ich habe daſſelbe der Theater-Direction vorgelegt, ſondern ein geiſtreicher däniſcher Schriftſteller, Herr P. L. Mœller, der mich um die Mittheilung erſuchte, und dem ich, da ich ihn achten und ſchätzen lernte, ſeinen Wunſch mit Vergnügen gewährte; wie konnte Profeſſor Heiberg ſich erlauben, ein Actenſtück, in deſſen zeitweiligen Beſitz er nur als Beamter kam, zu recenſiren? Leſſing macht es mit Recht zur moraliſchen Bedingung aller Kritik, die ſich nicht von vorn herein um den Credit bringen will, daß dem Kritiker von einem Autor nie mehr bekannt ſein dürfe, als das zu beſprechende Werk ſelbſt ihm verrathe; auf den Mißbrauch amtlicher Erfahrungen ſind ſogar angemeſſene Strafen geſetzt. Profeſſor Heiberg, um Alles, was zu ſeinen Gunſten ſpricht, hervor zu heben, konnte aus öffentlichen Blättern wiſſen, daß ich die Judith zum Zweck der Aufführung verändert habe, aber nur der Blick in das ihm anvertraute Manuſcript konnte ihn über das Wie, auf das er doch ſein ganzes Raiſonnement ſtützt, belehren. Ich begnüge mich, die einfache Thatſache anzuführen und enthalte mich jeder Bemerkung; das Urtheil über ein ſolches Verfahren ergiebt ſich von ſelbſt.

Profeſſor Heiberg ſtempelt die Abänderung meiner Judith zu einer äſthetiſchen Sünde. Er hat recht, es iſt eine Sünde, aber eine ſolche, die unter gleichen Umſtänden jeder Dichter, Profeſſor Heiberg ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, begehen wird. Ich fragte nicht etwa, mein corrumpirtes Manuſcript in der Hand, bei den Bühnen herum, ob irgend eine ſo gnädig ſein wolle, mein Erſtlingswerk in Scene zu ſetzen. Im Gegentheil, mir kam das erſte Theater Norddeutſchlands mit größter Bereitwilligkeit entgegen, bedeutende Künſtler drangen in mich, mein Drama bühnengerecht zu machen und ich war keineswegs gleich bereit, ihnen zu willfahren, ja auf die Haupt-Veränderung ließ ich mich bei der Aufführung in Berlin überall nicht ein, ſie wurde ohne mein Wiſſen von fremder Hand getroffen. Vielleicht hätte ich noch hartnäckiger ſein, vielleicht hätte ich mit Pathos ausrufen ſollen: Alles oder Nichts! Doch Profeſſor Heiberg wird als Theater-Director zu gut wiſſen, daß wenig Dichter in eine ähnliche Verſuchung geführt werden, um es nicht zu entſchuldigen, daß ich ihr halb erlag. Ohnehin wird ein Drama gedruckt und dadurch für Jedermann zugänglich gemacht. Die Bühnen, wenn ſie es für ihre Zwecke geeignet halten, fragen nicht lange, ob ſie durch ihre „Bearbeitung“ den darin veranſchaulichten Ideen zu nahe treten und den Dichter proſtituiren, ſie ſtreichen, ſetzen hinzu und führen auf. Nun wäre es doch ſeltſam, wenn jede dritte Perſon berechtigt ſein ſollte, mit einem Werk eine ſolche Procedur vorzunehmen, nur der Verfaſſer nicht.

Uebrigens wirft Profeſſor Heiberg, indem er über die Manuſcript gebliebene Judith ſpricht, beiläufig auch einen Blick auf die wirklich gedruckte. Er ſagt, er wolle ſie nicht kritiſiren und kritiſirt ſie doch, denn er verſichert, ſie ſei verwerflich, aber es ſei nicht der Ort, das Warum zu entwickeln. Man ſollte nun glauben, daß da, wo der Ort iſt, ein Drama herabzuſetzen, auch der Ort ſein müſſe, das Urtheil mit Gründen zu belegen. Doch mache ich dieſen Einwurf nur im Allgemeinen, weil ich es verhüten mögte, daß die aus der Juſtiz mehr und mehr verſchwindenden unmotivirten Richterſprüche in die Aeſthetik übergehen, keineswegs aber, weil ich daran zweifle, daß Profeſſor Heiberg Gründe hat. Er braucht ſich nur an die von ihm ſchon in ſeinem Aufſatz roth angekreideten „Kraftſtellen“ zu halten und Grund und Zweck des Ganzen zu ignoriren, um zu einer uneingeſchränkten Verdammung meines Werk's zu gelangen. Wie leicht iſt nicht ein Holofernes in einer Zeit, wo es keine römiſche Imperatoren mehr giebt, die ſich vergöttern laſſen, lächerlich gemacht! Warum nach den vielleicht unter den rohſten Cynismen verſteckten pſychologiſchen Angeln fragen, worin dieſer Character ſich dreht! Warum gar über die behandelte Anekdote wegſehen und den Ideenhintergrund in's Auge faſſen! Es wäre ja ſchlimm, wenn es ſich fände, daß ein Dichter, der nach Profeſſor Heiberg in ſeinem Raiſonnement über die Kunſt das Moment der Idee übergangen haben ſoll, in ſeinem Drama nur Ideen, ja die abſolute, die dem geſammten Geſchichtsverlauf zu Grunde liegende höchſte Idee, ſo weit das menſchliche Bewußtſein ſie bei Heiden und Juden erfaßt hatte, dargeſtellt hat! Ich würde zu Angriffen auf eine meiner dichteriſchen Productionen ſelbſt dann ſchweigen, wenn Niemand, als der Angreifer ſie kennte. Jetzt freilich, wo ſich in Deutſchland längſt die competenteſten Richter über mein Werk ausgeſprochen haben, liegt in meinem Schweigen nichts Verdienſtliches. Ich darf aber dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne Profeſſor Heiberg für das Lob zu danken, das er dadurch über die Auffaſſungsweiſe meines Dramas ausgeſprochen hat, daß er ſie zu der allein möglichen, zu der objectiv mit dem Stoff ſelbſt gegebenen erhöhte. Denn ein ſo glänzendes Lob liegt in ſeinem Tadel, daß ich mein Sujet bei der Umarbeitung, in welcher nämlich, wie die reale Bühne es verlangte, Judith wohl noch mit dem Kopf des Holofernes, nicht aber er mit ihrem Herzen davon geht, alles Safts und aller Kraft beraubt habe, indem eine Judith, die ſich nicht perſönlich aufopfere, keine Judith mehr ſei, ſondern eine Charlotte Corday. Er hat recht, durchaus recht, ein Weib, das eine ſo ungeheure That nicht noch vor dem Vollbringen bezahlt, das vorher nicht moraliſch und ſittlich eben daſſelbe leidet, was ſie ihrem Feind nachher phyſiſch zufügt, iſt Alles, nur keine tragiſche Heldin. Es iſt ihm nur ein kleiner Irrthum mit untergelaufen, denn — die Judith der Bibel iſt eben Nichts, als eine Charlotte Corday, ein fanatiſch-liſtiges Ungeheuer, ſie ſingt und tanzt drei Tage lang um die Bundeslade und giebt ihren „lieben Brüdern“ in den Aufathmungs-Pauſen die Verſicherung, daß ſie von dem gräulichen Tyrannen keineswegs „verunreinigt“ worden ſei. Erſt meine Erfindung, erſt die furchtbare Situation am Schluß, daß ſie dem Ermordeten einen Sohn gebären und ſo nach dem alten Dictum: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, den Muttermörder, alſo die Nemeſis, in ihrem eigenen Schooß tragen kann, hat ſie in den tragiſchen Kreis erhoben. Ich darf zweifeln, ob Profeſſor Heiberg mir das obige Zugeſtändniß gemacht haben würde, wenn er vorher das Buch Judith in der Bibel nachgeleſen hätte, er kann es mir daher nicht verdenken, wenn ich Beſchlag darauf lege.

Profeſſor Heiberg entwickelt hierauf ſeine Anſichten über das eigentliche Verhältniß des Dramas zum Theater. Ich könnte dieſen Abſchnitt ſeiner Abhandlung unberührt laſſen, da er ſich nicht perſönlich mit mir beſchäftigt, aber an und für ſich iſt der Gegenſtand zu wichtig, als daß ich nicht auch meine Bemerkungen daran knüpfen ſollte, und dann vermiſſe ich hier bei Profeſſor Heiberg das, was ich gerade bei ihm ſuchen durfte, da er ein ſo außerordentliches Gewicht darauf zu legen ſcheint, den praktiſchen Blick. Ob es Deutſchland an der dramatiſchen Literatur fehlt und ob man ſchon deshalb kein Dramatiker ſein kann, weil man ein Deutſcher iſt, bleibe unerörtert; ich führe es nur an, um zu zeigen, daß Profeſſor Heiberg nicht bloß dann ſehr viel auf einmal behauptet, wenn er von mir als einzelnem Deutſchen redet, ſondern daß er ganz Deutſchland auf ähnliche Weiſe behandelt. So viel gebe ich zu, daß den deutſchen Dichtern, weil ſie ſich zu ſehr bemühen, alle innere Motive zu ergründen, eben deshalb der Effect, welcher Concentration und raſches Fortſchreiten verlangt, nicht ſelten entgeht, und daß das, was ſie durch die ſchärfere pſychologiſche Zeichnung bei ihren Leſern gewinnen, nicht jedesmal für das entſchädigt, was ſie durch das den Strom der Handlung aufhaltende immer neue Knotenknüpfen bei ihren Zuſchauern verlieren. Aber Profeſſor Heiberg würde doch vermuthlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn ich ihn aufforderte, nachzuweiſen, wo denn ſeit 1770 größere dramatiſche Thaten verrichtet worden ſind, als in Deutſchland. Doch das iſt gleichgültig. Im Princip ſtimme ich mit ihm völlig überein. Die Trennung zwiſchen Drama und Theater iſt unnatürlich, ſie ſollte nicht ſein. Aber ſie iſt, und ſie wird ſchwerlich wieder beſeitigt, denn die Ideal-Bühne iſt nur einmal, bei den Griechen, wo das

Drama aus der Religion hervorging und in Stoff und Form heilig und geweiht war, verkörpert geweſen, das moderne Theater dagegen ſchwebte zu allen Zeiten mehr oder weniger in der Luft, da es ſich wohl zuweilen zum National-Ausdruck erhob, aber nie im Sinne der Griechen ein National-Act wurde, noch werden konnte. Es war von jeher Unterhaltungsmittel, Zeitvertreib. Wer es nicht zugeben will, der zeige mir im Bewußtſein derjenigen Völker, die es unter den Neueren wirklich zu einem Drama brachten, das innere Entwicklungsmoment auf, aus dem dieſes mit Nothwendigkeit hervortrat. Ich ſage: das allgemein-nationale Entwicklungsmoment, nicht das ſpeciell literatur-hiſtoriſche, das hier nicht genügt, noch weniger die äußeren Umſtände, die hie und da die Ausbildung des Theaters begünſtigten, ohne ihm darum die wahre und hohe Bedeutung, die es für das Volksbewußtſein haben ſoll, zu verleihen. Ich kenne die meiſten ſchönen Reden, die von witzigen Köpfen über dieſen Gegenſtand gehalten worden ſind, ich weiß namentlich, daß man ſich in geiſtreichen Wendungen erſchöpft hat, um den wunderbaren Umſtand, daß die Shakeſpear'ſchen Stücke unter der jungfräulichen Königin faſt eben ſo viel Aufſehen erregten, als die Bärenhetzen, zu einem ſolchen Entwicklungsmoment zu ſtempeln, aber ich weiß leider auch, daß ſchöne Reden und geiſtreiche Wendungen Nichts beweiſen, und daß ein äußeres Intereſſe für das Inſtitut, ſelbſt wenn es ſich, wie bei den Franzoſen in ihrer claſſiſchen Zeit, zur National-Eitelkeit ſteigert, etwas ganz Anderes iſt, als ein inneres Bedürfniß, deſſen Befriedigung das Volksbewußtſein zu einer höheren Stufe hinüberführt. Und warum ſoll man der Sache den rechten Namen nicht geben? So lange das Theater Zeitvertreib des Volks, des wirklichen, wahren Volks, bleibt, iſt es nicht verloren, denn das Volk hat Phantaſie, es läßt ſich hinreißen und erſchüttern, und der ihm einwohnende Inſtinct für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Geſammtheit urtheilt, offenbart, ſchützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, beſſer vor Verkennung und Mißhandlung, als der „gute Geſchmack" der Halbwiſſer. Erſt wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menſchenclaſſe wird, die ſich die allein gebildete zu nennen überein gekommen iſt und die nicht von den Mühen des Lebens, ſondern vom Leben ſelbſt ausruhen will, fängt es zu ſinken an, dann ſinkt es aber auch ſchneller, als es je zuvor ſtieg, denn wahrlich, alle Kunſt ruht auf dem tiefſten Ernſt und wenn ſie dieſen auch allerdings nach Schillers Worten in heiterem Spiel auflöſen und bewältigen ſoll, ſo iſt das doch nicht ſo zu verſtehen, als ob es ihre Aufgabe ſei, ihn hinweg zu ſpötteln oder ihn tändelnd und gaukelnd zu überhüpfen. Zeitvertreib der „Gebildeten," Unterhaltungsmittel während der Verdauung, iſt das Theater aber jetzt ſo ziemlich überall geworden. Das Volk wagt ſich in die ſtolzen Prachtgebäude, die wir anſtatt der beſcheidenen Buden errichtet haben, nur noch zagend hinein, es fühlt ſich unheimlich in den weiten glänzenden Räumen, die es, nicht ideell, aber materiell an eine ganz andere Welt erinnern, als diejenige iſt, in der es lebt und webt, und die hohen Eintrittspreiſe erlauben ihm nicht, ſo oft zu kommen, daß der befangende erſte Eindruck ſich abſtumpfen und ihm ſeine geiſtige Freiheit zurück geben könnte. Da kann ſich denn recht ungeſtört jene Zartheit des Gemüths entwickeln, die ſich die abgeſchmackteſte Dialectik über erkünſtelte Leiden gefallen läßt, die ſich aber, halb verdrießlich, halb ſchaudernd, abwendet, wenn ein wirkliches, dem die Poeſie Sprache verleiht, ſeinen Schmerzſchrei ausſtößt; da kann jene Decenz, die die Unſchuld ſchamroth macht und die, wenn ſie conſequent wäre, mit der eigenen Mutter darüber hadern müßte, daß ſie ſie zur Welt geboren und die Natur nicht zu einer Ausnahme von der alten plumpen Regel gezwungen hat, den höchſten Gipfelpunkt der Albernheit erreichen. Was ſoll nun aber in ſolcher Periode der Dichter beginnen? Der Seidenwurm hört nicht zu ſpinnen auf, weil wollene Zeuge Mode werden, und der dramatiſche Geiſt nicht zu geſtalten, weil man ihm das Theater verſchließt. Nichts bleibt ihm übrig, als ſein Kunſtwerk

„ſchweigend in den unermeßlichen Abgrund der Zeit zu werfen“ und ſich ruhig und ſtolz in der Ueberzeugung, daß die Geſchichte zur rechten Stunde jeden Goldfaden in ihr großes Gewebe zu verflechten wiſſen wird, zu neuen Schöpfungen zuſammen zu faſſen. Alle dieſe **rein praktiſchen** Seiten hätte Profeſſor **Heiberg** nicht überſehen ſollen, dann würde er mit mir den factiſchen Zuſtand der Dinge beklagt, aber nimmermehr dem Strom der dramatiſchen Literatur nach der jetzigen Couliſſenwelt das Bett abgeſteckt haben. Der Dichter thut genug, wenn er ſeine Werke ſo einrichtet, daß ſie aufgeführt werden können, daß ſie ſich nicht in die epiſche Breite oder die lyriſche Tiefe verlaufen; ob ſie aber wirklich zur Aufführung gelangen, davon konnte wohl in Griechenland, wo das geſammte Volk in ſeiner durch feierliche Opfer erhöhten Stimmung darüber entſchied, wer von den Bewerbern um den tragiſchen Kranz die Juwelen der religiöſen und heroiſchen Mythen in das reinſte Gold der Darſtellung gefaßt habe, ihre Bedeutung für die Nation abhangen, aber gewiß nicht bei uns. Ich ſprach in meinem Aufſatz, und Profeſſor **Heiberg** erzeigt mir die Gerechtigkeit, es vorauszuſetzen, allerdings nicht von jenem hohlen Scheingebild, das vor den Lampen zittert und ſich zum Theetiſch flüchtet, weil es ſich ſeiner Mark- und Maaßloſigkeit bewußt iſt, ich ſprach vom wahren, wirklichen, für die Scene beſtimmten Drama, denn dieſes hat auch nach meiner Anſicht allein Intereſſe und Werth für die Zukunft, doch man muß billig auch zwiſchen der Bühne, wie ſie iſt, und der Bühne, wie ſie ſein ſollte und könnte, unterſcheiden und nicht Alles als undarſtellbar an ſich verwerfen, was von der Bequemlichkeit der Regie und der Schauſpieler als undarſtellbar ignorirt oder geradezu bei Seite geſchoben wird, am wenigſten in einer ſo verworrenen Zeit, wie die unſrige, wo das Drama durchaus, wenn es nicht kümmerlich hinter der Philoſophie und dem öffentlichen Leben einherhinken will, neue, und zum Theil bedenkliche Wege einſchlagen muß und wo es deſſenungeachtet bei der eingeriſſenen Unſitte des Publikums, Act für Act, ja Scene für Scene und Rede für Rede kurz, die Einzelnheiten als Einzelnheiten, ohne Rückſicht auf das Ganze, zu beurtheilen, über eine in der Mitte hervortretende und erſt am Schluß aufgelöſte ungewöhnliche Diſſonanz, ja über einen ſtarken Pinſelſtrich, einen gewaltigen Ausdruck, wenn er auch hinter dem

„Halt' doch den Stier von der Kuh!“
Aeſchylos, Agamemnon.

der Kaſſandra noch weit zurückbleibt, den Hals brechen kann.

Ich gehe weiter. Aber nun kreuzen ſich die ſeltſamſten Sophismen ſo wunderbar, daß ich kaum weiß, wo ich mit meiner Berichtigung anfangen und wo ich enden ſoll. Es iſt ein Tirailleur-Feuer, ich kann unmöglich jeden einzelnen Schuß erwidern, aber ich will den blauen Dampf, den dieſes Geplänkel hinterlaſſen hat, zu zerſtreuen ſuchen, dann ſtellt ſich der Stand der Dinge wohl von ſelbſt heraus. Zuerſt muß ich bemerken, daß, als ich: „ein Wort über das Drama“ ſchrieb, ich keine, den Gegenſtand nach allen Seiten erſchöpfende Abhandlung, keine Dramaturgie, liefern wollte. Ich wollte die Reſultate meines Nachdenkens über einige ſehr wichtige Punkte der dramatiſchen Kunſt mittheilen, und ich glaube Dank dafür zu verdienen, daß ich dieſe ohne Umſchweiſe gab, und daß ich, um ein paar Dogmen näher zu beſtimmen, nicht nach Art der gelehrten Handwerker den ganzen dramatiſchen Katechismus repetirte. Freilich habe ich jetzt die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man vom Apfel ſpricht, die Bemerkung vorausſchicken muß, daß er auf dem Baum wächſ't, und daß der Baum in der Erde wurzelt, wenn gewiſſe Leute nicht behaupten ſollen, man ſtelle dies in Abrede, oder gar, man ſcheine es nicht zu wiſſen. Dann muß ich daran erinnern, daß mein Aufſatz aus zwei Hälften beſteht, einer theoretiſchen und einer praktiſchen, und daß ſich zwiſchen beiden natürlich der bekannte breite Graben befindet, der Theorie und Praxis überall, wie Leib und Seele, trennt. Wenn ich alſo, nachdem ich in dem erſten Theil die Aufgabe des künftigen Dramas zu entwickeln ſuchte, in dem zweiten davon rede, daß das deutſche Drama einen neuen Aufſchwung zu nehmen ſcheine, ſo habe ich durch dieſe gewiß nicht prahleriſche Wendung ſo wenig direct geſagt, als indirect angedeutet, daß das künftige Drama in Deutſchland bereits geboren ſei. Dennoch läßt Profeſſor Heiberg mich dieſes und etwas noch Stärkeres behaupten, wenn er ſagt, daß das deutſche Drama nach mir nicht bloß neu ſein wolle, ſondern daß es abſolut neu, daß es das erſte ſein wolle. Mit gleichem Rechte könnte er mir vorwerfen, wenn ich davon geſprochen hätte, daß wir Menſchen tugendhaft, großmüthig, gottähnlich ſein ſollen, ich hätte zu verſtehen gegeben, daß ich, und etwa auch meine Freunde, tugendhaft, großmüthig, gottähnlich ſeien. Ja, wer ſollte es glauben, den einfachen Schlußworten meines Aufſatzes ſchiebt er einen Sinn unter, als hätte ich mich ſelbſt vor aller Welt als Norm und Muſter der Kunſt, als praktiſche Ergänzung der Theorie, als in's Leben getretene Regel des Polyclet, aufſtellen wollen. Ich darf mir nicht erlauben, auf dieſe Beſchuldigung im Ernſt einzugehen. Mein Aufſatz liegt vor, Jeder ſieht auf den erſten Blick, daß die zweite Hälfte deſſelben Nichts iſt und Nichts ſein ſoll, als eine kurze Charakteriſtik der neuen dramatiſchen Literaturbewegung in Deutſchland, als eine flüchtige Skizzirung der bis jetzt hervorgetretenen Richtungen einzelner Dichter, die ich, wie es angemeſſen war, abbrach, als ich meiner eigenen Verſuche zu erwähnen hatte. Oder würde

Profeſſor Heiberg mir den Vorwurf eines philoſophiſch-kritiſchen Banquerotts, den er mir eben bei dieſer Gelegenheit macht, erſpart haben, wenn ich, ſtatt mich mit einer beſcheidenen Andeutung des nur bei meinen Beſtrebungen vorſchwebenden Ziels zu begnügen, meine Gedanken ſo ausgeführt hätte: es iſt ein Drama möglich, das den Strom der Geſchichte bis in ſeine geheimnißvollſten Quellen, die poſitiven Religionen hinein, verfolgt und das, weil es in dialectiſcher Form alle Conſequenzen der dieſen zu Grunde liegenden innerſten Ideen an den zuerſt bewußt oder unbewußt davon ergriffenen Individuen veranſchaulicht, ein Simbolum der geſammten hiſtoriſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände, die ſich im Lauf der Jahrhunderte daraus entwickeln mußten, aufſtellt? Vermuthlich hätte er ſeinen Vorwurf dann umgekehrt und ausgerufen: das ſind Worte, beweiſe die Möglichkeit eines ſolchen Dramas durch die That! Die merkwürdigſte aller Beſchuldigungen iſt aber die, daß ich Gutzkow als dramatiſchen Dichter überſchätze; eine Beſchuldigung, mir ſo neu, ſo ungewöhnlich, daß ſie mir der Abwechslung wegen faſt angenehm wird. Gutzkow iſt der Erſte unter den neueren Schriftſtellern geweſen, der ſich des Theaters wieder zu bemächtigen gewußt hat, ſeine Stücke werden auf allen Bühnen gegeben, ſchon aus dieſem Grunde muß man ſeiner gedenken, wenn man über die Regeneration des Dramas ſpricht. Ich ſagte über ihn: Gutzkow hat das ſociale Thema aufgenommen. Vier ſeiner Stücke liegen vor, und ſie machen in ihrer Geſammtheit einen befriedigenderen Eindruck, als einzeln, ſie ſind offenbar Correlate, die den geſellſchaftlichen Zuſtand in ſeinen Höhen und und Niederungen mit ſcharfen ſchneidenden Lichtern beleuchten. Dies iſt ein richtiges, wohl abgemeſſenes Wort und die Literatur-Geſchichte wird es ohne Zweifel beſtätigen, denn in demſelben Augenblick, wo ſie die Unterſuchung anſtellt, wie weit Gutzkow hinter der höchſten Aufgabe des Dramas zurückgeblieben iſt, wird ſie auch unterſuchen müſſen, wie weit er ſich über die dramatiſchen Handwerker, die des Zeitvertreib's wegen dramatiſiren, wie die Kinder der Buchſtaben wegen ſchreiben, erhoben hat, und dann wird ſie finden, daß er nach Ideen arbeitet, was, beiläufig geſagt, Iffland, mit dem ihn Profeſſor Heiberg zuſammenſtellt, nicht that. Nun ſehe man, wie Profeſſor Heiberg dieſes Wort interpretirt. Ich ſage: Gutzkow hat das ſociale Thema aufgenommen ꝛc. Damit iſt Nichts ausgeſprochen, als das ſimple Factum, wie es Profeſſor Heiberg ſelbſt durch die Inhalts-Anzeige der Gutzkow'ſchen Stücke beſtätigt. Es heißt nichts weiter, als: Gutzkow hat zum ſchwarzen, nicht zum weißen Bogen gegriffen. Profeſſor Heiberg läßt mich ſagen: Gutzkow iſt der Repräſentant der von ihm eingeſchlagenen neuen Richtung. Das würde heißen: Gutzkow hat geradezu ins Schwarze getroffen. Iſt beides einerlei? Man ſieht, die Deutung, die Profeſſor Heiberg meinen Worten gibt, iſt keck. Aber bei weitem kecker noch iſt der Schluß, den er daraus zieht. „Von Gutzkow“ — fährt er fort — „ſollen wir alſo abſtrahiren, welche Forderungen das Zeitalter an den dramatiſchen Dichter macht!“ Wie! Nun iſt Gutzkow nicht bloß auf dem von ihm gewählten Standpunkt ein guter Schütze, nun iſt er abſolut der Muſter-Schütze? Profeſſor Heiberg muß das Publikum des Intelligenzblatt's ſehr wenig achten, wenn er glaubt, daß es ſich durch ſolche Künſte verblenden läßt. Doch, es kommt noch beſſer. Ich gebrauche an einer Stelle meines Aufſatzes den Ausdruck: Atmoſphäre der Zeiten. Profeſſor Heiberg ſtellt ſich, als ob er den metaphoriſchen Sinn dieſes Ausdrucks nicht kennt und überſetzt ſich ihn ohne Weiteres mit Dunſtkreis. Dann ſtellt er meinem Ausdruck Atmoſphäre den Ausdruck Zeitgeiſt gegenüber, um durch den Scheinkrieg, worin er die beiden Redefiguren verwickelt, die Gedanken und Begriffe zu verwirren. Doch, es iſt nicht einmal ein Scheinkrieg, denn auch im gewöhnlichen Sinn genommen, würde der Ausdruck Atmosphäre dem Ausdruck Zeitgeiſt noch immer adäquat ſein, da die Atmoſphäre die leibliche Lebensquelle, die Luft, umſchließt, wie der Zeitgeiſt die geiſtige, den Strom der Ideen. Mit dieſer Spielerei hat Profeſſor Heiberg alſo Nichts gewonnen. Aber auch Nichts verloren, kann man ſagen, denn vielleicht war ihm die metaphoriſche Bedeutung jenes Ausdrucks wirklich unbekannt, vielleicht hat er ihn für einen neu geſchaffenen gehalten, den er anfechten zu müſſen glaubte, weil er nicht wußte, daß es Goethe war, der ihn zuerſt in Umlauf brachte. Möglich, obgleich nicht wahrſcheinlich. Aber auch zugegeben hülfe ihm das zu Nichts, denn über den Sinn, den ich im vorliegenden Fall mit meinem Ausdruck verband, konnte er nicht im Unklaren ſein, da ich ihn, wie der Augenſchein lehrt, vorher ausdrücklich feſtgeſtellt habe. Ein gleiches Manöver erlaubt ſich Profeſſor Heiberg noch zwei Mal mit meinen Ausdrücken, ich werde es gehörigen Orts nachweiſen, ich werde es mir dann jedoch erſparen dürfen, alle ſeine Spinnwebsfäden, vom erſten bis zum letzten, abzuwickeln, wie diesmal. Ich frage nun: wie viel Ehrlichkeit kann man in der philoſophiſchen Sphäre, wo ſich, da wir doch am Ende eben ſowohl individuell denken, als individuell dichten, die Grenzen unmöglich haarſcharf abmarken laſſen, von einem Manne erwarten, der ſich ſchon in einem untergeordneten Gebiet, wo die Enthüllung verhältnißmäßig leicht iſt, ſolche „Subreptionen“ geſtattet. Ich muß noch einmal auf Gutzkow zurückkommen. Profeſſor Heiberg ſagt über ihn: ſeine vier Stücke ſind vier Nullen, die zuſammenaddirt nur eine einzige Null ausmachen; die Sprache oscillirt zwiſchen der breiteſten Trivialität und dem dickſten Schwulſt; die Ideen ſind veraltet. Als äſthetiſche Organismen müſſen dramatiſche Gebilde ſich ſelbſt vertreten, die beiden erſten Vorwürfe gehen mich hier alſo nicht an, aber ich habe behauptet, daß ſie nach Ideen gearbeitet ſind, und das muß ich darthun, um ſo mehr, da ohne Zweifel nur mein wohlgemeintes Wort Gutzkow dieſen Angriff zugezogen hat. Vorher erſuche ich Profeſſor Heiberg, die Gutzkowſche Recenſion meiner Genoveva im Telegraphen nachzuleſen, damit er ſich überzeugt, daß hier nicht, wie er vielleicht glaubt, ein Freund über den Freund ſpricht. Die Recenſion iſt nicht eben günſtig für mein Werk und ich bin nicht der Einzige, der ſie für ungerecht hält, aber um ſo eher darf ich ſie citiren, um ſo nachdrücklicher wird ſie beweiſen, was ſie gerade beweiſen ſoll. Nun zur Sache. Das Thema der Gutzkowſchen Stücke iſt der Menſch im Kampf mit der Geſellſchaft. Sie wollen zeigen, daß dieſelben Formen, die dem Geſchlecht Halt und Beſtand geben, das einzelne Individuum in extremen Fällen vernichten können, und daß dieſer unabwendbare Fluch jener Formen ſich, wie es Patkul und die Schule der Reichen veranſchaulichen, eben ſo gut geltend machen kann, wenn ſie ſich zu ſehr um den Menſchen erweitern, als wenn ſie ſich zu ſehr um ihn verengen. Dies iſt, wenn anders Profeſſor **Heiberg** ſeinen Ausſpruch nicht einſeitig auf den materiell-ſtofflichen Inhalt der fraglichen Stücke, für den ich keineswegs aufzukommen gedenke, begründen will, nicht alt und noch weniger veraltet; an Darſtellungen, die uns den Menſchen vorführen, wie er trotz innerer Exiſtenz-Berechtigung an äußeren Verhältniſſen zu Grunde geht, hat es freilich niemals gefehlt, aber es iſt denn doch wohl ein großer Unterſchied, ob dieſe äußeren Verhältniſſe, wie es früher geſchah, in ihrer reinen Zufälligkeit, in ſo fern ſie nämlich von dem Entſchluß des einen oder des andern der im Drama vorkommenden Charaktere abhängig gedacht ſind, dargeſtellt werden, oder in ihrer tieferen Nothwendigkeit. Allerdings tritt dieſes zweite bedeutendere und allein bedeutende „realiſtiſch-pragmatiſche“ Element, das auch der ſtrenge Immermann in ſeinen Memorabilien mit Liebe an den jüngeren Schriftſtellern anerkannte, bei Gutzkow noch mehr inſtinctmäßig, als mit entſchiedener Klarheit, hervor, aber er hat es in den beiden letzten Stücken ſchon beſſer zu bewältigen gewußt, als in den erſten, namentlich im Patkul, der jenes verzweifelte credo des Mephiſtopheles: „am Ende hängen wir doch ab von Creaturen, die wir machten!“ (Fauſt 2. Theil) zu dem ſich ſelbſt Napoleon, der doch wohl ein Selbſtherrſcher war, bekannte, commentirt und ſich dadurch für das Fräulein Anna von Einſiedel und das Examen über die Unſterblichkeit der Seele Verzeihung auswirkt, wenigſtens bei mir.

Ich kann mich nach Abfertigung aller dieſer nur halb zur Sache gehörigen, von Profeſſor Heiberg aber in den Vorgrund gerückten Dinge, endlich zu dem allgemein-wiſſenſchaftlichen Theil ſeiner Beleuchtung wenden. Hier habe ich eine ſchwierige Aufgabe, ich kann mir unmöglich denken, daß ich wirklich ſo auffallend mißverſtanden bin, wie es den Anſchein hat, und ich muß mich doch ſtellen, als ob ich es glaube. Zweierlei Methoden giebt es, um das Lebendigſte und Eigenthümlichſte in den Augen Vieler, die dieſe unredlichen Nihilirungsproceſſe nicht durchſchauen, herab zu ſetzen. Entweder führt man es auf einen Gemeinplatz zurück, der, wie die zerſchnittene Ochſenhaut der Dido das geſammte Karthago, eine unendliche Maſſe unentwickelter Begriffe, und unter dieſen zufällig auch den eben in Frage ſtehenden, in chaotiſchem Gewirr umfaßt, und ruft dann triumphirend aus: ſeht Ihr, das iſt bereits geſagt! Hiernach hat der Glückliche, der zum erſten Mal die beiden großen Worte Gott und Welt ausſprach, alle Philoſophen zu ſeinen Nachtretern gemacht, denn er hat den ganzen Inhalt der Philoſophie vorweg genommen. Oder man treibt es auf die äußerſte Spitze, man zieht daraus die Conſequenz des Wahnſinns und ſpricht dann: es muß doch unhaltbar ſein, denn dies folgt daraus. Profeſſor Heiberg hat ſich abwechſelnd beider Methoden gegen mich bedient, doch das kann bei einem Mann nicht verwundern, der, wie ich nachwies, meinen Ausdrücken offenbar Gewalt anthat, um meine Gedanken durch den Buckel, den er ihrem Körper andichtet, zu verunſtalten, ja, der ſogar mit mir darüber hadert, daß ich, das logiſche wie das äſthetiſche Alphabet vorausſetzend und darum die ſich von ſelbſt verſtehenden Mittelglieder „überſpringend“, die Schulknaben-Menuett zwiſchen Prämiſſen und Concluſion nicht regelmäßig erſt aufführe, bevor ich das Reſultat hinſtelle.

Profeſſor Heiberg bemerkt im Anfang, daß er mir in manchen Punkten unbedenklich beiſtimmen würde; wenn er nur gewiß wäre, welche Begriffe ich mit meinen Worten verbunden habe. Welche Begriffe? Die gewöhnlichen, die wie Münzen im geiſtigen Verkehr gäng und gäbe ſind und die höchſtens dann unklar werden, wenn man ſie lang und breit zu entwickeln ſucht. Schon der Ort, wo mein Aufſatz ſtand, das Publikum, für welches er geſchrieben war, konnte Profeſſor Heiberg hierüber belehren. Aber er hat den Zweifel auch nur aufgeworfen, um ſelbſt da, wo ſich mir nicht offen mit ſophiſtiſchen Wendungen beikommen ließ, noch mäkeln zu können. So würde er, wie er verſichert, gleich meinem erſten Satz, daß das Leben, das äußere und innere, Gegenſtand der Kunſt ſei, beipflichten, „derſom man“ — fährt er fort — „ikke befrygtede, at han tager Livet i en abſtract Betydning, nemlig i dets Adſkillelſe fra de objective Magter, ſom beſtemme det. Men iſaafald vilde man da komme til den uſande Paaſtand, at Kunſten, og navnlig den dramatiſke Kunſt, idet den fremſtiller Individer, ikke kan fremſtille Andet, end et reent individuelt Liv, at den følgelig ikke kan fremſtille dette ſom et Moment i det Ewige, ikke kan viſe den guddommelige Verdensſtyrelſes Virken i det Individuelle. Hermed vilde da Kunſtens egenlige Idee være fornægtet, de ſtørſte dramatiſke Digteres Total-Anſkuelſe maatte betragtes ſom forfeilet, og et underordnet, tildeels tilbegelagt Standpunct vilde ſættes ſom Maalet for Dramets fremtidige Udvikling.“ Freilich. Aber eben weil dies Alles folgt, hätte er eine ſolche Interpretation meiner Worte von vorn herein als unſtatthaft abweiſen ſollen, denn Anſchauungen und Gedanken, aus denen ſich geradezu die verkehrte Welt deduciren läßt, ſind ſelten unter dem Monde, ſie kommen wenigſtens bei der Zudringlichkeit des geſunden Menſchenverſtandes, der es gleich merkt, wenn irgendwo der Verſuch gemacht wird, das Spinnrad vom Faden abzuleiten, nicht ungeſtört zur Reife, und ich würde ſie bei einem Schriftſteller, gegen den ich ein ganzes Heft ſchriebe, niemals vorausſetzen, obwohl ich recht gut einſehe, daß man ſich die Sache dadurch beträchtlich erleichtern mag. Ich hätte behauptet, die Kunſt könne nur das rein individuelle, nur das von den objektiven Mächten, die es beſtimmen, losgetrennte und geſonderte Leben darſtellen? Dann hätte ich eigentlich behauptet, ſie könne gar Nichts darſtellen, denn mit einem ſolchen Unbegriff wäre nicht blos die Idee der Kunſt vernichtet, wie Profeſſor Heiberg ſich noch ſehr gemäßigt ausdrückt, ſondern ihre Möglichkeit ſelbſt wäre aufgehoben, es gäbe gar keinen Weg mehr, auf dem ſie Form erlangen könnte, da dieſe ja eben nur das Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen zeichnet, und da die Unterſcheidungs-Linie, die das Einzel-Gebilde in ſeinen Gränzen vom Ganzen abſchneiden ſoll, mit dem Hintergrund, von dem es abzuſchneiden iſt, von ſelbſt wegfällt. Ich darf mir den Beweis, daß ich etwas ſo Widerſinniges wirklich nicht behauptet habe, erſparen, meine Leſer werden ihn ſelbſt führen, der flüchtigſte Blick in meinen Aufſatz, ja die einfachen Worte Maaß und Schuld, die gleich zu Anfang vorkommen, müſſen ſie vom Gegentheil überzeugen. Setzt denn das Maaß nicht ein zu Ueberſchreitendes, die Schuld nicht ein zu Beleidigendes voraus, und wird der ärgſte Sophiſt wagen, dies zu Ueberſchreitende, dies zu Beleidigende, dem erſten gegenüber, in das zweite, dritte oder vierte Individuum, mit dem es in Conflict geräth, zu verlegen und es in Abrede zu ſtellen, daß die Individuen ſo viel Recht haben, als ſie Kraft beſitzen, wenn man ſie nicht eben als Glieder der ſittlichen Weltordnung, als Monaden, worin die höchſte Idee ſich geheimnißvoll zu manifeſtiren ſucht, betrachtet? Und iſt hiermit nicht erwieſen, daß ich von Maaß und Schuld nur ſprechen konnte, weil ich „den guddommelige Verdensſtyrelſes Virken i det Individuelle“ oder das uralte Sophokleiſche Wort:

— an Göttlichem darf
Nie freveln der Menſch! Großſprecheriſch Wort
Der Vermeſſenen fühlt den gewaltigen Schlag
Der beſtrafenden Hand
Und lehret im Alter die Weisheit!
(Antigone, Schlußchor.)

das ich als tragiſchen Kanon freilich vorziehe, im Auge hatte? Die Sonnenflecke ſoll ich bemerkt und die Sonne ſelbſt ſoll ich überſehen haben!

Wie kommt nun Profeſſor *Heiberg* dazu, mir ſolche Abſurditäten in den Mund zu legen? Etwa weil ich das Moment der Idee, das, wie ich genügend darthat, meiner Betrachtung des Dramas, wie der ſeinigen und wie der jedes Menſchen von äſthetiſcher Bildung zu Grunde liegt, nur im Allgemeinen nannte, während ich Fabel und Charaktere ausführlich beſprach? Er wäre dazu nicht berechtigt geweſen, wenn ich es auch ganz übergangen hätte, denn die Baſis verſteht ſich überall von ſelbſt, und eben dadurch, daß man ſie als ſich von ſelbſt verſtehend, behandelt, zeigt man am Beſten, daß man das gehörige Gewicht auf ſie legt. Aber ich erinnere mich, ich habe jenes Moment ja ausdrücklich als dasjenige, von dem Würde und Werth des Dramas abhange, definirt. Das kann es alſo nicht ſein. Was iſt es denn? Muß ich die kleine Unvorſichtigkeit, daß ich, als ich aus der Schule heraustrat, um in äſthetiſchen Dingen zwiſchen ihr und dem gebildeten Publikum zu vermitteln, aus Rückſicht auf letzteres das abſchreckende Handwerkszeug, die Methode, dahinter ließ, ſo ſchwer büßen? In der That, das iſt es. Weil ich nicht A B C ſage, ſondern gleich mit D anfange, indem ich erſt zu D eine Bemerkung zu machen habe, murrt mein Gegner von dunkeln Wegen und verworrenen Begriffen und macht mich für jeden Teich, in den er hinein geräth, für jede Ecke, an die er ſich den Kopf zerſtößt, weil er es durchaus nicht zugeben will, daß wir uns ſchon auf der zweiten oder dritten Station befinden und weil er ſich deshalb eigenſinnig an die Biegungen und Warnungstafeln der Straße nicht kehrt, verantwortlich. Und er weiß ſich zu rächen! Da du mit D anfängſt, denkt er, ſo betrachte ich D als dein A, da du die pſychologiſche Seite des Dramas, die Charaktere, ſo ſehr hervor hebſt, ſo mache ich, ohne mich darum zu bekümmern, daß du es bei der dir geſtellten Aufgabe mit Recht thuſt, daraus dein Alpha und Omega, und da du die Mittelglieder, die deine Reſultate mit einander verknüpfen, überſpringſt, ſo will ich dir ſchon die gehörigen unterſchieben. Ich habe gegen dieſe mir geborgten Mittelglieder nicht zur rechten Zeit proteſtiren können, denn ich konnte Profeſſor Heibergs Feder, da ich nicht die Ehre habe, ihn perſönlich zu kennen, in ihrem Lauf nicht aufhalten, aber ich gebe ſie jetzt öffentlich zurück, und zwar ohne mich zu bedanken, denn ich glaube das Darlehn dadurch, daß ich von dem einen oder dem andern Leſer des Intelligenzblatts vielleicht eine Zeitlang für den Eigenthümer angeſehen worden bin, mehr als hinreichend verzinſ't zu haben. Hier iſt mein eigener Gedankengang.

Kunſt und Philoſophie haben eine und dieſelbe Aufgabe, aber ſie ſuchen ſie auf verſchiedene Weiſe zu löſen. Wenn die Philoſophie ſich bemüht, die Idee unmittelbar zu erfaſſen, ſo beſcheidet die Kunſt ſich, Alles, was ihr in der Erſcheinungswelt widerſpricht, zu vernichten. Die Philoſophie hat ihrem Theil der gemeinſchaftlichen Aufgabe noch nicht genügt, ſie hat die Peripherie um das myſteriöſe Centrum enger und enger zuſammen gezogen, aber der Sprung von der Peripherie in's Centrum hinein iſt noch nicht geglückt, denn die Vereinzelung iſt noch nicht auf ihre innere Nothwendigkeit zurück geführt. Die Kunſt dagegen hat ihr Geſchäft bei Alten und Neuern noch ſtets zur rechten Zeit vollbracht, ſie hat die Vereinzelung durch die ihr eingepflanzte Maaßloſigkeit ſelbſt immer wieder aufzulöſen und die Idee von ihrer mangelhaften Form zu befreien gewußt. In der Maaßloſigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, da das Vereinzelte nur darum maaßlos iſt, weil es, als unvollkommen, keinen Anſpruch auf Dauer hat und deshalb auf ſeine eigene Zerſtörung hinarbeiten muß, die Verſöhnung, ſo weit im Kreiſe der Kunſt darnach gefragt werden kann. Dieſe Schuld iſt eine uranfängliche, von dem Begriff des Menſchen nicht zu trennende und kaum in ſein Bewußtſein fallende, ſie iſt mit dem Leben ſelbſt geſetzt. Sie zieht ſich als dunkelſter Faden durch die Ueberlieferungen aller Völker hindurch und die Erbſünde ſelbſt iſt nichts weiter, als eine aus ihr abgeleitete, chriſtlich modificirte Conſequenz. Sie hängt von der Richtung des menſchlichen Willens nicht ab, ſie begleitet alles menſchliche Handeln, wir mögen uns dem Guten oder dem Böſen zuwenden, das Maaß können wir dort überſchreiten, wie hier. Das höchſte Drama hat es nur mit ihr zu thun, und es iſt nicht bloß gleichgültig, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Beſtrebung zu Grunde geht, ſondern es iſt, wenn das erſchütterndſte Bild zu Stande kommen ſoll, nothwendig, daß jenes, nicht dieſes, geſchieht. Profeſſor Heiberg findet die meiſten der obigen Sätze, namentlich aber das letzte Reſultat, abſurd. Ich will ihm glauben, daß er, da er ſtatt des allgemeinen Schuldbegriff's nur einen dürftigen, ſpeciellen Sündenbegriff in ſich ausgebildet zu haben ſcheint, ſich von der Wahrheit meiner Ausſprüche nicht überzeugen konnte, denn allerdings iſt nicht geſagt, daß wir, weil wir leben, auch morden und rauben müſſen, und wenn er mich ſo verſtand, ſo hatte er alle Urſache, darauf zu beſtehen, daß die Schuld nur möglich, keineswegs aber unvermeidlich ſei. Hier kann ich ihm alſo ſeinen Vorwurf nicht übel nehmen, im Gegentheil, ich bin ihm Dank ſchuldig, daß er ihn ſo gelind einrichtete und mir nicht einen ganz andern machte. Begriffs-Verwirrung hätte er mir nun freilich in dem Augenblick, wo ich die Begriffe aufs Strengſte ſchied und er ſie wieder in einander neſtelte, nicht vorwerfen ſollen, doch er hatte vergeſſen, daß an dem Ort, wo ich die Erbſünde ausſchloß oder richtiger einſchloß, indem ich ſie dem Gattungsbegriff, dem ſie angehört, unterordnete, vom Drama überhaupt, nicht vom chriſtlichen Drama, die Rede war, und das kann begegnen. Wie er aber dazu kam, vor Allem das letzte Reſultat anzufechten, begreife ich nicht. Fiel ihm denn der größte der Tragiker, Sophocles, fiel ihm das Meiſterſtück der Meiſterſtücke, Antigone, dem ſich bei Alten und Neueren Nichts an die Seite ſetzen läßt, nicht ein?

Antigone will eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Verwandten- und Liebespflicht gegen den unbegraben da liegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter, dennoch geht ſie unter, obgleich ſie Nichts, als ein bürgerliches, in ſich ſelbſt unhaltbares, und nur der Form nach die Idee des Staats repräſentirendes Geſetz übertritt. Es iſt klar, entweder habe ich ein Axiom ausgeſprochen, oder die Antigone iſt auf eine Nichtigkeit gegründet. Zuletzt bemerkt Profeſſor Heiberg noch wider mich, daß ich bei meiner Auffaſſung des Dramas das Ziel deſſelben in eine Diſſonanz ſetze, indem ich die Schuld unaufgehoben ſtehen laſſe. Hier konnen wir uns vielleicht verſtändigen, nur muß ich mir andere Ausdrücke ausbitten. Das Drama, wie ich es conſtruire, ſchließt keineswegs mit der Diſſonanz, denn es löſ't die dualiſtiſche Form des Seins, ſobald ſie zu ſchneidend hervor tritt, durch ſich ſelbſt wieder auf, es ſtellt, wenn ein Gleichniß erlaubt iſt, die beiden Kreiſe auf dem Waſſer dar, die ſich eben dadurch, daß ſie einander entgegen ſchwellen, zerſtören und in einen einzigen großen Kreis, der den zerriſſenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen. Aber es läßt allerdings eine Diſſonanz unerledigt, und zwar die urſprüngliche Diſſonanz, die es von Anfang an überging, indem es die Vereinzelung, ohne nach der causa prima zu forſchen, als mit oder ohne Creation unmittelbar gegebenes Factum hinnahm, es läßt daher nicht die Schuld unaufgehoben, wohl aber den innern Grund der Schuld unenthüllt. Doch dies iſt die Seite, wo das Drama ſich mit dem Weltmyſterium in eine und dieſelbe Nacht verliert. Das Höchſte, was es erreicht, iſt die Satisfaction, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch ſein Handeln oder durch ſein Daſein ſelbſt widerſtrebenden Individuums verſchafft, eine Satisfaction, die bald unvollſtändig iſt, indem das Individuum trotzig und in ſich verbiſſen untergeht und dadurch im Voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollſtändig, indem das Individuum im Untergang ſelbſt eine geläutertere Anſchauung ſeines Verhältniſſes zum Ganzen gewinnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß ſich auch wieder ſchließt, warum mußte der Riß geſchehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden und keiner wird ſie finden, der ernſtlich frägt.

Profeſſor Heiberg giebt nun ſeine eigene Anſicht über die Aufgabe, die das künftige Drama löſen ſoll. „Den idealiſtiske Fremgang fordrer," — ſagt er — „at Charactererne nu ſkulle ſees i deres Afhængighed af Ideen, og at folgelig denne ſkal indtage det Overherredomme, ſom inden Shakſpears Tid var indrommet Fabelen. Det horer til den nyere Tids Udvikling, at der mere ſporges om

Hvad end om Hvem. Ogſaa i det nyere Drama vil derfor Intereſſen mere hvile paa den fremſtilte Idee, paa hvad man kunde kalde Dramets Tendens, end paa Charactererne, tagne umiddelbart for ſig ſelv, thi nu er Touren til dem at nedſættes til Momenter.“ Das verſtehe ich nicht, oder wenn ich es verſtehe, ſo ſchreibt Profeſſor Heiberg dem Drama einen Schritt vor, den es entweder längſt gethan hat, oder den es niemals thun kann. „In dem neueren Drama wird das Intereſſe mehr auf der dargeſtellten Idee, auf dem, was man die Tendenz des Drama's nennt, verweilen, als auf den Charakteren, unmittelbar für ſich ſelbſt betrachtet?“ Das iſt entweder immer der Fall geweſen, oder — Doch, treten wir behutſam auf, denn hier iſt der Ort, wo wir in Gefahr ſtehen, Alles wieder zu verlieren, was wir ſchon ſo ſicher gewonnen zu haben glaubten. „Die Charaktere werden nicht mehr in ſich ſelbſt, ſondern in der Idee des Ganzen ruhen, und nur noch ſo weit Centralpunkte im Drama bleiben, als ſie ſelbſt ſich um ein noch tieferes Centrum herum bewegen?“ Wie? Was? Ich müßte alle Interjectionen auf einmal ausſtoßen, wenn ich meine Verwunderung, mein Erſtaunen genügend ausdrücken wollte. Statt deſſen will ich hier ein offenes Bekenntniß ablegen. Wenn die Idee dem Drama bisher gefehlt hat, wenn ſie ſich nicht in jeder dramatiſchen Dichtung, die für die Kunſt irgend in Betracht kommt, als Centrum aufzeigen läßt, und wenn die Charaktere nicht beſtändig in dieſem Centrum, um das ſie ſich in größerer oder geringerer Sonnennähe und Ferne „planetariſch“ herum bewegen, ihren Ausgangs- und Zielpunkt gehabt haben, dann fehlt das Moment der Idee auch meinem Begriff des Drama's, dann habe ich mit allen meinen vorhergehenden Erörterungen gegen Profeſſor Heiberg nicht allein Nichts bewieſen, ſondern auch Nichts beweiſen wollen, dann hat er eine Anſicht, die nicht bloß jetzt gründlich neu iſt, ſondern die, ich bürge ihm dafür, auch bis an's Ende der Tage neu und jüngferlich friſch bleiben wird, da ſie auf keinerlei Art durch künſtleriſche Verleiblichung abgenutzt werden kann. Hier kehrt ſich denn aber, wie Jeder ſieht, das ganze Verhältniß zwiſchen mir und meinem Gegner um. Er ſteht auf dem abſtracteſten aller Standpunkte, ich auf dem praktiſchen oder empiriſchen, während nach ſeiner Verſicherung das Gegentheil der Fall ſein ſoll; er ſpinnt die vermeſſenſte aller Theorieen aus, und fragt nicht, ob auch Flachs um den Rocken ſitzt, ſondern iſt zufrieden, daß das Rad ſchnurrt und der Finger die Bewegung des Fadenziehens macht, ich, der ich nach ſeiner Behauptung: „over Aaen efter Vand“ gehe, abſtrahire meinen Begriff der dramatiſchen Kunſt von den Kunſtwerken und hüte mich ſehr, ein Moment in denſelben aufzunehmen, das ich bei Sophocles und

Shakeſpeare vermiſſe. Nie hat das Drama, das den Namen verdient, anders, als durch ſeine Totalität wirken wollen, nie hat es ſich eine geringere Wirkung, wenn es ſie unglücklicher Weiſe hatte, aneignen mögen; es iſt und war von jeher, die lockende Arabeske um eine Chiffre von Geiſterhand, die ſich nur darum ſo farbig-bunt, ſo neckiſch-verzogen um die geheimnißvolle Schrift herum ſchlingt, damit der Menſch, der am Gaſtmahl des Lebens ſchwelgende Belſazar, während er ſich an den ſchnörkelhaft-putzigen Umriſſen erfreut, auf denen ſein trunkenes Auge mit Wohlgefallen ruht, zugleich auch unbewußt und unwillkührlich das dunkle Warnungswort gewahre und entziffere, das ihn über ſeine Natur und ſein Geſchick belehrt. Eben aber mit der unmittelbar im Leben ſelbſt aufgehenden, wenn auch in der Form des Widerſpruchs hervortretenden, nimmermehr jedoch mit der eigentlich ſpeculativen Seite der Idee hat es die dramatiſche Kunſt zu thun. Menſchen-Natur und Menſchen-Geſchick, wie ſie ſich wechſelſeitig bedingen, ſoll ſie erforſchen und darſtellen, nicht aber, wie Profeſſor Heiberg will, in die unergründlichen Tiefen der Metaphyſik hinabſteigen. Jenes hat ſie, wie ich oben bereits ſagte, immer gethan, dieſes wird ſie nie thun. Profeſſor Heibergs veredeltes Lehrgedicht wird ohne Zweifel in der Sphäre der Ununterſcheidbarkeit, worin er es in der Eile ſtecken ließ, verharren müſſen, denn ſeine „Eenhed af det Speculative og det Poetiſke“ widerſpricht, wenn dieſer neue Ausdruck nicht etwa auf die uralte Wahrheit geht, daß ein Drama immer dem jedesmaligen Entwickelungsſtadium der allgemeinen Welt-Anſchauung entſprechen muß, der Natur der Kunſt, und kann höchſtens ein kaltes allegoriſches Puppenſpiel, das ſich um eine äußere Angel dreht, hervorrufen, nicht aber eine in ſich ſelbſt ruhende Schöpfung voll warmblütiger, lebendiger Geſtalten. Das wäre kein Fortſchritt auf dem Wege, den Shakeſpeare einſchlug, als er die Charaktere von der Oberherrſchaft der Fabel befreite, wie Profeſſor Heiberg meint, das wäre ein Sprung zur Seite, in's Nichts hinein. Shakeſpeare kehrte nur das um, was man die Oeconomie des Drama's nennt, und das mußte er thun, weil das Individuum durch das Chriſtenthum eine größere Bedeutung erhalten und eine veränderte Stellung erlangt hatte; er wandte die Mittel des Drama's anders an und vermehrte ſie, aber er ſteckte ihm kein anderes Ziel. Ich habe nicht vergeſſen, was ich weiter oben über die Möglichkeit eines ſymboliſchen Drama's, das den Geſchichtsſtrom bis in ſeine innerſten Quellen, die religiöſen, hinein verfolge, geſagt habe, aber ich thue vielleicht wohl, wenn ich hier ausdrücklich bemerke, daß ich dabei keineswegs an's Dialogiſiren des dogmatiſchen Theils der Kirchen-Hiſtorie dachte, ſondern an eine großartige Darſtellung der wenigen Charaktere, die die Jahrhunderte, ja die Jahrtauſende, als organiſche Uebergangspunkte vermitteln, und die zuweilen, wie z. B. Luther, mit den Ideen, deren individuelle Träger ſie ſind, ſelbſt in Conflict gerathen, weil ſie vor den Anfangs ungeahnten Conſequenzen derſelben zu ſchaudern beginnen. Dies Drama könnte ein allgemeines werden, da es in Stoff und Gehalt für alle Völker gleiches Intereſſe haben müßte; und an ein ſolches zu denken, iſt in einer Zeit, wo die nationalen Unterſchiede mehr und mehr verſchwinden, nicht all zu gewagt.

Jetzt habe ich mich noch über einen „Taſchenſpielerkniff“, über meine „kümmerliche Anſchauung der Geſchichte“ und über eine „Crudität“ zu verantworten. Ich kann mir die Satisfaction nicht verſagen, dieſe Ausdrücke, deren mein Gegner ſich bedienen zu müſſen glaubte, und die ſich den vorangegangenen und von mir ehrlich aufgezählten Vorwürfen eines „philoſophiſch-kritiſchen Banquerotts“, ſo wie der „Abſurdität“ und der „Begriffsverwirrung“ würdig anſchließen, zu wiederholen, damit meine Leſer, die jetzt ſchon einigermaßen wiſſen werden, mit wie viel Recht Profeſſor Heiberg mich angriff, doch auch ſehen mögen, mit wie viel Chevalerie er ſein Recht bis zum letzten Augenblick verfolgt hat.

Mit der kümmerlichen Anſchauung der Geſchichte mache ich den Anfang, weil mit ihr der Taſchenſpielerkniff von ſelbſt wegfällt. Die Anklage beruht zum

Theil wieder auf einem mißverſtandenen oder gemißdeuteten Ausdruck. Ich nenne die Geſchichte den Niederſchlag der wandelnden Zeit, Profeſſor Heiberg überſetzt ſich das mit Hefe oder Bodenſatz und frägt dann, ob die Anſchauung eines Schriftſtellers, der in der Geſchichte Nichts erblickt, als Hefe und Bodenſatz, nicht eine kümmerliche ſei. Wenn er wirklich nicht weiß, was der Ausdruck Niederſchlag im Deutſchen beſagt, ſo laſſe er ſich eine öffentliche Belehrung gefallen. Der Aſtronom Gruithuſen nennt die Sterne den Niederſchlag des Aethers, Immermann die Lehre den Niederſchlag der Forſchung, in keinem geringeren Sinne ich die Geſchichte den Niederſchlag der Zeit. Der Ausdruck entſpricht dem chemiſchen: Präcipitat und bezeichnet in jedem Zeugungs- und Geſtaltungsproceß das Dauernde, Bleibende, das ſich im Gegenſatz zu den verfliegenden Elementen fixiren läßt. Dieſer erſte Grund, aus dem meine kümmerliche Anſchauung der Geſchichte gefolgert wurde, beweiſ't alſo das Gegentheil von dem, was er beweiſen ſollte; mit dem zweiten ſteht es nicht beſſer. In dem Augenblick, wo ich, auf Napoleons entſcheidende Autorität geſtützt, die materielle Hälfte der Geſchichte durchſtreiche, um der geiſtigen, die durch die Kunſt wieder geboren werden ſoll, die Bedeutung, die ihr gebührt, zu erobern, läßt Profeſſor Heiberg mich behaupten, die Geſchichte ſei Nichts, als das todte Portrait der Begebenheiten.

Unbegreiflich! Nach der von mir entwickelten Anſicht iſt ſie zugleich mehr, unendlich viel mehr, aber auch weniger, als das. Weil ſie weniger iſt, weil Karl der Große unſtreitig größer war, als das Bild, das ſein Schreiber den Jahrhunderten von ihm überlieferte, ſpreche ich den Dichter von der Verpflichtung frei, dies Bild ängſtlich zu copiren und die Geſtalt des Kaiſers, wie ſie in ſeinem eigenen Geiſt aufdämmert, wenn er ſich in die Zeit, die er beherrſchte, verſenkt, zu erſticken; weil ſie mehr iſt, weil eine ganz andere Wahrheit durch ſie hindurch geht, als die mit Brief und Siegel zu belegende und deshalb auch mit Brief und Siegel zu verfälſchende, durfte ich ihm jene Verpflichtung erlaſſen, ohne der Geſchichte und dem Utilitäts-Verhältniß, worin das Drama zu ihr ſteht, etwas zu vergeben. Dieſer Satz, wenn irgend einer, beweiſ't ſich ſelbſt und meine Anſchauung iſt als eine lebendige und eigenthümliche gerechtfertigt, wenn ich ſie auch nur in ſimplen Worten, die hinter Profeſſor Heibergs „Tidernes levende og uforgængelige Aand" weit zurückſtehen, vortrug. Uebrigens äußerte ſich Leſſing, was die dramatiſche Seite dieſer Frage betrifft, ganz in meinem Sinn, nur daß er, als er ſeine Anſicht ausſprach, die Gründe, gegen ſeine Gewohnheit, zurück behielt. Profeſſor Heiberg freilich iſt hier ſeines Sieges ſo gewiß, daß er den Triumph im Voraus feiert, und ausruft, ich ſei, der Ausdruck

Niederſchlag beweiſe es, ſchwerlich der Meſſias, den das Drama erwarte. Wie grauſam! Aber wenn ich nun noch grauſamer ſein, wenn ich erklären wollte: Profeſſor Heiberg iſt der Meſſias! Würde er nicht in Verlegenheit gerathen, wenn er nun das Werk der Erlöſung vollbringen ſollte?

Auf den Taſchenſpielerkniff brauche ich nun wohl kaum noch zurück zu kommen. Ich ſoll ihn dadurch begangen haben, daß ich, als ich von Shakeſpeare's Unterordnung der Fabel unter die Charaktere ſprach, mich des Ausdrucks Geſchichte bediente, ſtatt den Ausdruck Fabel zu wiederholen. Es leuchtet ein, daß, wenn ich die mir vorgeworfene kümmerliche Anſchauung der Geſchichte nicht hatte, auch zu der mir angeſchuldeten Subreption kein Grund vorhanden war und daß mit dem Grund ſie ſelbſt wegfällt. Aber auch hier, es iſt entſetzlich, denn es iſt das dritte Mal, habe ich die jammervolle Aufgabe, einen ſchiefgedeuteten Ausdruck zu rechtfertigen, da Profeſſor Heiberg ſeine Anklage einzig und allein auf dieſen ſtützt. Es iſt bekannt, daß man nach deutſchem Sprachgebrauch eben ſo gut von merkwürdigen Geſchichten, wie von der Geſchichte ſpricht, und daß man damit gerade wunderbare Ereigniſſe und ſchauerliche Vorgänge, wie Novellen- und Dramen-Dichter ſie wohl zu benutzen pflegen, bezeichnet. In dieſem Sinne gebrauchte ich den Ausdruck, und eben bei Shakeſpeare, der ſo oft ſeltſame Geſchichten behandelt hat, war er richtig angewandt. In einem andern Sinne konnte ich ihn gar nicht gebrauchen wollen, denn der eigentlich hiſtoriſchen Stücke ſind bei Shakeſpeare ungleich weniger, als der dem Stoff nach phantaſtiſchen und ſagenhaften, und es verſteht ſich doch wohl von ſelbſt, daß man, wenn man bei einem Dichter das Charakteriſtiſche hervorheben will, die Mehrzahl ſeiner Werke in's Auge faßt. Ohnehin ſpreche ich, wie mein Aufſatz lehrt, von der Hiſtorie, der wirklichen Welt-Hiſtorie, viel ſpäter; auch ſetzte ich, und dies entſcheidet, am fraglichen Orte für den Ausdruck Charaktere den Ausdruck Menſchen, wie für den Ausdruck Fabel den Ausdruck Geſchichte, und zeigte dadurch deutlich genug, daß es mir um ſtrenge Handhabung der herkömmlichen Terminologie keineswegs zu thun ſei.

Nun iſt die Crudität noch übrig. „Es kommt," ſage ich, „bei philoſophiſchen Dramen Alles darauf an, ob die Metaphyſik aus dem Leben hervorgeht, oder ob umgekehrt das Leben aus der Metaphyſik hervorgehen ſoll." Nur einem Einzigen, nur Profeſſor Heiberg, kann der Sinn meiner Worte dunkel ſein, dieſes Einzigen wegen werde hier denn erläuternd bemerkt, daß ich an den unermeßlichen Unterſchied erinnern wollte, der zwiſchen den Tiefſinnigkeiten eines Hamlet, den ein ungeheures Schickſal in die Abgründe ſeines Innern hinein treibt, und zwiſchen den kahlen Spitzfindigkeiten einer philoſophiſchen Gliederpuppe, durch die, wie wir es in Deutſchland ſchon erlebten, ein „Liebhaber der Weisheit" den „reinen Begriff" zur Abwechſelung einmal in Scenen und Acten, ſtatt in Paragraphen und Capiteln, zu veranſchaulichen ſucht, beſteht.

Ich bin zu Ende, und was ich mir nicht verhehlte, als ich dieſe Vertheidigung begann, das hat ſich beſtätigt: ſie beweiſ't der Hauptſache nach Nichts, als daß ſie überflüſſig war, denn ich habe auch an keinem einzigen Ort Gelegenheit gehabt, die in meinem Aufſatz niedergelegten Ideen, in denen ich freilich die Reſultate Jahre langen Nachdenkens gab, zu berichtigen, ſondern mein ganzes Geſchäft hat darin beſtanden, die von meinem Gegner in meinem Gedanken-Haushalt durch willkürliche Interpretation angerichtete Verwirrung wieder zu beſeitigen. Aber vielleicht muß in unſerer Zeit, wie jedes Recht, ſo auch das Recht zum Stillſchweigen erkämpft werden. Ich glaube es jetzt erkämpft zu haben und werde davon vermuthlich in wieder vorkommenden Fällen, ſelbſt wenn die Angriffe mir nicht entgehen ſollten, was aber, da ich Deutſchland allernächſtens verlaſſe, leicht geſchehen könnte, mit noch größerer Ruhe, wie bisher, Gebrauch machen.

Vorwort zur „Maria Magdalena,“

betreffend das Verhältniß der dramatiſchen Kunſt zur Zeit und verwandte Punkte.

Das kleine Vorwort, womit ich meine Genoveva begleitete, hat ſo viel Mißverſtändniß und Widerſpruch hervorgerufen, daß ich mich über den darin berührten Hauptpunkt noch einmal ausſprechen muß. Ich muß aber ein aeſthetiſches Fundament, und ganz beſonders einigen guten Willen, auf das Weſentliche meines Gedankenganges einzugehen, vorausſetzen, denn wenn die Unſchuld des Worts nicht reſpectirt, und von der dialectiſchen Natur der Sprache, deren ganze Kraft auf dem Gegenſatz beruht, abgeſehen wird, ſo kann man mit jedem eigenthümlichen Ausdruck jeden beliebigen Wechſelbalg erzeugen, man braucht nur einfach in die Bejahung der eben hervorgehobenen Seite eine ſtillſchweigende Verneinung aller übrigen zu legen.

Das Drama, als die Spitze aller Kunſt, ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand in ſeinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden ſittlichen Centrum, das wir im Welt-Organismus, ſchon ſeiner Selbſt-Erhaltung wegen, annehmen müſſen, veranſchaulichen. Das Drama, d. h. das höchſte, das Epoche machende, denn es gibt auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein ſubjectiv-individuelles, die ſich zu jenem verhalten, wie einzelne Scenen und Charaktere zum ganzen Stück, die daſſelbe aber ſo lange, bis ein Alles umfaſſender Geiſt erſcheint, vertreten, und wenn dieſer ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in ſeine Stelle rücken, das Drama iſt nur dann möglich, wenn in dieſem Zuſtand eine entſcheidende Veränderung vor ſich geht, es iſt daher durchaus ein Product der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine ſolche Zeit ſelbſt ein Product aller vorhergegangenen Zeiten iſt, das verbindende Mittelglied zwiſchen einer Kette von Jahrhunderten, die ſich ſchließen und einer neuen, die beginnen will.

Bis jetzt hat die Geſchichte erſt zwei Kriſen aufzuzeigen, in welchen das höchſte Drama hervortreten konnte, es iſt demgemäß auch erſt zwei Mal hervorgetreten: einmal bei den Alten, als die antike Welt-Anſchauung aus ihrer urſprünglichen Naivetät in das ſie zunächſt auflockernde und dann zerſtörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der chriſtlichen eine ähnliche Selbſt-Entzweiung eintrat. Das griechiſche Drama entfaltete ſich, als der Paganismus ſich überlebt hatte und verſchlang ihn, es legte den durch alle die bunten Götter-Geſtalten des Olymps ſich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es geſtaltete das Fatum. Daher das maaßloſe Herabdrücken des Individuums, den ſittlichen Mächten gegenüber, mit denen es ſich in einen doch nicht zufälligen, ſondern nothwendigen Kampf verſtrickt ſieht, wie es im Oedyp den Schwindel erregenden Höhepunkt erreicht. Das Shakeſpear'ſche Drama entwickelte ſich am Proteſtantismus und emancipirte das Individuum. Daher die furchtbare Dialectik ſeiner Charaktere, die, ſo weit ſie Männer der That ſind, alles Lebendige um ſich her durch ungemeſſenſte Ausdehnung verdrängen, und ſo weit ſie im Gedanken leben, wie Hamlet, in eben ſo ungemeſſener Vertiefung in ſich ſelbſt durch die kühnſten entſetzlichſten Fragen Gott aus der Welt, wie aus einer Pfuſcherei, herausjagen mögten.

Nach Shakeſpeare hat zuerſt Goethe im Fauſt und in den mit Recht dramatiſch genannten Wahlverwandtſchaften wieder zu einem großen Drama den Grundſtein gelegt, und zwar hat er gethan, oder vielmehr zu thun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialectik unmittelbar in die Idee ſelbſt hinein geworfen, er hat den Widerſpruch, den Shakeſpeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Centrum, um das das Ich ſich herum bewegt, d. h. in der dieſem erfaßbaren Seite deſſelben, aufzuzeigen, und ſo den Punkt, auf den die gerade, wie die krumme Linie zurück zu führen ſchien, in zwei Hälften zu theilen geſucht. Es muß Niemand wundern, daß ich Calderon, dem Manche einen gleichen Rang anweiſen, übergehe, denn das Calderon'ſche Drama iſt allerdings bewunderungswürdig in ſeiner conſequenten Ausbildung, und hat der Literatur der Welt in dem Stücke: das Leben ein Traum! ein unvergängliches Symbol einverleibt, aber es enthält nur Vergangenheit, keine Zukunft, es ſetzt in ſeiner ſtarren Abhängigkeit vom Dogma voraus, was es beweiſen ſoll, und nimmt daher, wenn auch nicht der Form, ſo doch dem Gehalt nach, nur eine untergeordnete Stellung ein.

Allein Goethe hat nur den Weg gewieſen, man kann kaum ſagen, daß er den erſten Schritt gethan hat, denn im Fauſt kehrte er, als er zu hoch hinauf, und in die kalte Region hinein gerieth, wo das Blut zu gefrieren anfängt, wieder um, und in den Wahlverwandtſchaften ſetzte er, wie Calderon, voraus, was er zu beweiſen oder zu veranſchaulichen hatte. Wie Goethe, der durchaus Künſtler, großer Künſtler, war, in den Wahlverwandtſchaften einen ſolchen Verſtoß gegen die innere Form begehen konnte, daß er, einem zerſtreuten Zergliederer nicht unähnlich, der, ſtatt eines wirklichen Körpers, ein Automat auf das anatomiſche Theater brächte, eine von Haus aus nichtige, ja unſittliche Ehe, wie die zwiſchen Eduard und Charlotte, zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung machte und dieß Verhältniß behandelte und benutzte, als ob es ein ganz entgegengeſetztes, ein vollkommen berechtigtes wäre, wüßte ich mir nicht zu erklären; daß er aber auf die Hauptfrage des Romans nicht tiefer einging, und daß er ebenſo im Fauſt, als er zwiſchen einer ungeheuren Perſpective und einem mit Katechismus-Figuren bemalten Bretter-Verſchlag wählen ſollte, den Bretter-Verſchlag vorzog und die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menſchheit, die wir mit Recht im erſten Theil erblickten, im zweiten zu bloßen Krankheits-Momenten eines ſpäter durch einen willkürlichen, nur nothdürftig-pſychologiſch vermittelten Act curirten Individuums herabſetzte, das ging aus ſeiner ganz eigen complicirten Individualität hervor, die ich hier nicht zu analyſiren brauche, da ich nur anzudeuten habe, wie weit er gekommen iſt. Es bedarf hoffentlich nicht der Bemerkung, daß die vorſtehenden, ſehr motivirten Einwendungen gegen den Fauſt und die Wahlverwandtſchaften dieſen beiden welthiſtoriſchen Productionen durchaus Nichts von ihrem unermeßlichen Werth abdingen, ſondern nur das Verhältniß, worin ihr eigener Dichter zu den in ihnen verkörperten Ideen ſtand, bezeichnen und den Punkt, wo ſie formlos geblieben ſind, nachweiſen ſollen.

Goethe hat demnach, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die große Erbſchaft der Zeit wohl *angetreten*, aber nicht *verzehrt*, er hat wohl erkannt, daß das menſchliche Bewußtſein ſich erweitern, daß es wieder einen Ring zerſprengen will, aber er konnte ſich nicht in gläubigem Vertrauen an die Geſchichte hingeben, und da er die aus den Uebergangs-Zuſtänden, in die er in ſeiner Jugend ſelbſt gewaltſam hingezogen wurde, entſpringenden Diſſonanzen nicht aufzulöſen wußte, ſo wandte er ſich mit Entſchiedenheit, ja mit Widerwillen und Ekel, von ihnen ab. Aber dieſe Zuſtände waren damit nicht beſeitigt, ſie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag, ja ſie haben ſich geſteigert und alle Schwankungen und Spaltungen in unſerem öffentlichen, wie in unſerem Privat-Leben, ſind auf ſie zurück zu führen, auch ſind ſie keineswegs ſo unnatürlich, oder auch nur ſo gefährlich, wie man ſie gern machen mögte, *denn der Menſch dieſes Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Inſtitutionen, er will nur ein beſſeres Fundament für die ſchon vorhandenen, er will, daß ſie ſich auf Nichts, als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identiſch ſind, ſtützen* und alſo den äußeren Haken, an dem ſie bis jetzt zum Theil befeſtigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem ſie ſich vollſtändig ableiten laſſen, vertauſchen ſollen. Dies iſt, nach meiner Ueberzeugung, der welthiſtoriſche Proceß, der in unſeren Tagen vor ſich geht, die Philoſophie, von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zerſetzend und auflöſend, vorbereitet, und die dramatiſche Kunſt, vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt noch irgend etwas ſoll, denn der bisherige Kreis iſt durchlaufen und Duplicate ſind vom Ueberfluß und paſſen nicht in den Haushalt der Literatur, ſoll ihn beendigen helfen, ſie ſoll, wie es in einer ähnlichen Kriſis Aeſchylos, Sophocles, Euripides und Ariſtophanes, die nicht von ungefähr und etwa blos, weil das Schickſal es mit dem Theater der Athener beſonders wohl meinte, ſo kurz hinter einander hervortraten, gethan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus geſättigt aufgegangenen, ſondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erſtarrt geweſenen und durch die letzte große Geſchichts-Bewegung entfeſſelten Elemente, durcheinander fluthend und ſich gegenſeitig bekämpfend, die neue Form der Menſchheit, in welcher Alles wieder an ſeine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüber ſtehen wird, wie dieſer der Geſellſchaft, und wie die Geſellſchaft der Idee, erzeugen. Damit iſt nun freilich der Uebelſtand verknüpft, daß die dramatiſche Kunſt ſich auf Bedenkliches und Bedenklichſtes einlaſſen muß, da das Brechen der Weltzuſtände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erſcheinen kann, und da ein Erdbeben ſich nicht anders darſtellen läßt, als durch das Zuſammenſtürzen der Kirchen und Häuſer und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rückſicht auf die harmloſen Seelen, die ein *Trauerſpiel* und ein *Kartenſpiel* unbewußt auf *einen und denſelben* Zweck reduciren, einen Uebelſtand, denn dieſen wird unheimlich zu Muth, wenn Spadille nicht mehr Spadille ſein ſoll, ſie wollen wohl neue Combinationen im Spiel, aber keine neue Regel, ſie verwünſchen den Hexenmeiſter, der ihnen dieſe aufdringt, oder doch zeigt, daß ſie möglich iſt, und ſehen ſich nach dem Gevatter Handwerker um, der die Blätter wohl anders miſcht, auch wohl hin und wieder, denn Abwechſelung muß ſein, einen neuen Trumpf einſetzt, aber im Uebrigen die altehrwürdige Erfindung des Ur-Ur-Großvaters, wie das Natur-Geſetz ſelbſt, reſpectirt. Hier wäre es am Ort, aus dem halben Scherz in einen bittern ganzen Ernſt überzugehen, denn es iſt nicht zu ſagen, bis zu welchem Grade eine zum Theil unzurechnungsfähige und unmündige, zum Theil aber auch perfide Kritik, ſich den erbärmlichen Theater-Verhältniſſen unſerer Tage und dem beſchränkten Geſichtskreis des großen Haufens accomodirend, die einfachen Grundbegriffe der dramatiſchen Kunſt, von denen man glauben ſollte, daß ſie, nachdem ſich ihre Kraft und Wahrheit vier Jahrtauſende hindurch bewährte, unantaſtbar ſeien, wie das Einmaleins, verwirrt und auf den Kopf geſtellt hat. Der Maler braucht ſich, und er mag dem Himmel dafür danken, noch nicht darüber zu entſchuldigen, daß er die Leinewand, aus der auch Siebbeutel gemacht werden könnten, bemalt, auch verlacht man ihn noch nicht, wenn man ſieht, daß er auf die Compoſition ſeines Gemäldes Mühe und Fleiß verwendet, daß er die Farben, die ja doch auch ſchon an ſich dem Auge ſchmeicheln, auf Geſtalten, und die Geſtalten wieder auf einen inneren, für den bloßen Gaffer nicht vorhandenen Mittelpunkt bezieht, ſtatt das Farbenbrett ſelbſt mit dem eingerührten Blau, Gelb und Roth, für das Gemälde zu geben, oder doch den bunten Geſtalten- und Figuren-Tanz; aber jene Kunſt, die, wie alles Höchſte, nur dann überhaupt etwas iſt, wenn ſie das, was ſie ſein ſoll, ganz iſt, muß ſich jetzt, wie über eine Narrheit, darüber hudeln laſſen, daß ſie ihre einzige, ihre erſte und letzte Aufgabe, im Auge behält, ſtatt es ſich bequem zu machen und für den Karfunkel den Kieſel zu bieten, für ein tiefſinniges und unergründliches Lebens-Symbol ein gemeines Lebens-Räthſel, das mit der gelöſ'ten Spannung in's Nichts zerplatzt, und, außer Stande, auch nur die dürftigſte Seele für einen Moment zu ſättigen, Nichts erweckt, als den Hungerruf: was Neues! was Neues! Ich ſage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatiſche Dichter nennt, wenn Ihr Euch damit begnügt, Anecdoten, hiſtoriſche oder andere, es iſt gleich, in Scene zu ſetzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in ſeinem pſychologiſchen Räderwerk auseinander zu legen, ſo ſteht Ihr, Ihr mögt nun die Thränenfiſtel preſſen oder die Lachmuskeln erſchüttern, wie Ihr wollt, um Nichts höher, als unſer bekannter Vetter von Thespis her, der in ſeiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Nur wo ein *Problem* vorliegt, hat Eure Kunſt etwas zu ſchaffen, wo Euch aber ein ſolches aufgeht, wo Euch das *Leben* in ſeiner *Gebrochenheit* entgegen tritt und zugleich in Eurem Geiſt, denn *Beides* muß *zuſammen fallen*, das *Moment der Idee*, in dem es die *verlorne Einheit* wieder findet, da ergreift es, und kümmert Euch nicht darum, daß der äſthetiſche Pöbel in der *Krankheit ſelbſt die Geſundheit* aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den *Uebergang* zur Geſundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne Euch mit dem Fieber einzulaſſen, denn dieſer Pöbel, der Euch über die Paroxismen, die Ihr darſtellt, zur Rechenſchaft zieht, als ob es Eure eigenen wären, müßte, wenn er Conſequenz beſäße, auch dem Richter, der dem Miſſethäter das Verbrechen abfragt, um ſeine Stellung zum Geſetz zu ermitteln, ja dem Geiſtlichen, der Beichte hört, den Vorwurf machen, daß er ſich mit ſchmutzigen Dingen befaſſe, und Ihr ſeid für Nichts, für gar Nichts, verantwortlich, als für die Behandlung, die, als eine freie, Eure ſubjective Unabhängigkeit vom Gegenſtand und Euer perſönliches Unvermiſchtſein mit demſelben hervortreten laſſen muß, und für das letzte Reſultat, ja auch das Reſultat braucht nicht im Lanzen-Spitzen-Sinn die Spitze Eures Werkes zu ſein, es darf ſich eben ſo gut als Ausgangspunkt eines Charakters hinſtellen, wie als Ausgangspunkt des ganzen Dramas, obgleich freilich, wenn Letzteres der Fall iſt, das Drama der Form nach einen höheren Grad von Vollendung für ſich in Anſpruch zu nehmen hat. Man kann, wenn man ſich genöthigt ſieht, über Dinge, die Niemandem ohne innere Erfahrung ganz verſtändlich werden, zu ſprechen, ſich nicht genug gegen Mißdeutung verwahren; ich füge alſo noch ausdrücklich hinzu, daß man hier nicht an ein allegoriſches Herausputzen der Idee, überhaupt nicht an die philoſophiſche, ſondern an die unmittelbar in's Leben ſelbſt verlegte Dialectik denken muß, und daß, wenn in einem Proceß, worin, wie in jedem ſchöpferiſchen, alle Elemente ſich mit gleicher Nothwendigkeit bedingen und vorausſetzen, überall von einem Vor und Nach die Rede ſein kann, der Dichter (wer ſich für einen hält, möge ſich darnach prüfen!) ſich jedenfalls eher der Geſtalten bewußt werden wird, als der Idee, oder vielmehr des Verhältniſſes der Geſtalten zur Idee. Doch, wie geſagt, die ganze Anſchauungsweiſe iſt eine unzuläſſige, die aber noch ſehr verbreitet zu ſein ſcheint, da, was aus ihr allein hervorgehen kann, ſelbſt einſichtige Männer nicht aufhören, mit dem Dichter über die Wahl ſeiner Stoffe, wie ſie es nennen, zu hadern, und dadurch zeigen, daß ſie ſich das Schaffen, deſſen erſtes Stadium, das empfangende, doch tief unter dem Bewußtſein liegt und zuweilen in die dunkelſte Ferne der Kindheit zurückfällt, immer als ein, wenn auch veredeltes, Machen vorſtellen, und daß ſie in das geiſtige Gebären eine Willkür verlegen, die ſie dem leiblichen, deſſen Gebundenſein an die Natur freilich heller in die Augen ſpringt, gewiß nicht zuſprechen würden. Den Gevatter Handwerker, deſſen ich oben gedachte, mag man ſchelten, wenn er etwas bringt, was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der wackere Mann kann das eine ſo gut liefern als das Andere, er hat ſich, als er ſeine Anecdote auswählte, bloß im Effect verrechnet und für Rechenfehler iſt Jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will, oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt ſich nicht zurück verdauen, es läßt ſich nicht wieder in Blut verwandeln, ſondern muß in freier Selbſtändigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geiſtige Entbindung kann eben ſo gut, wie eine leibliche, die Vernichtung, ſei es nun durch den Tod, oder durch den Wahnſinn, nach ſich ziehen. Man denke an Goethes Jugend-Genoſſen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe.

Ich ſagte: die dramatiſche Kunſt ſoll den welthiſtoriſchen Proceß, der in unſeren Tagen vor ſich geht, und der die vorhandenen Inſtitutionen des menſchlichen Geſchlechts, die politiſchen, religiöſen und ſittlichen, nicht umſtürzen, ſondern tiefer begründen, ſie alſo vor dem Umſturz ſichern will, beendigen helfen. *In dieſem Sinne* ſoll ſie, wie alle Poeſie, die ſich nicht auf Superfötation und Arabeskenweſen beſchränkt, *zeitgemäß* ſein, in *dieſem* Sinn, und in *keinem andern*, iſt es jede *echte*, in *dieſem Sinn* habe auch ich im Vorwort zur Genoveva meine Dramen als *künſtleriſche Opfer der Zeit* bezeichnet, denn ich bin mir bewußt, daß die individuellen Lebens-Proceſſe, die ich darſtellte und noch darſtellen werde, mit den jetzt obſchwebenden allgemeinen Principien-Fragen in engſter Verbindung ſtehen, und obgleich es mich nicht unangenehm berühren konnte, daß die Kritik bisher faſt ausſchließlich meine Geſtalten in's Auge faßte, und die Ideen, die ſie repräſentiren, unberückſichtigt ließ, indem ich hierin wohl nicht mit Unrecht den beſten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit dieſer Geſtalten erblickte, ſo muß ich nun doch wünſchen, daß dieß ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Factor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren laſſen möge, da ſich natürlich ein ganz anderes Urtheil über Anlage und Ausführung ergiebt, wenn man ſie bloß in Bezug auf die behandelte Anecdote betrachtet, als wenn man ſie nach dem zu bewältigenden Ideen-Kern, der Manches nothwendig machen kann, was für jene überflüſſig iſt, bemißt. Der erſte Recenſent, den meine Genoveva fand, glaubte in jener Bezeichnung meiner Dramen eine der Majeſtät der Poeſie nicht würdige Conceſſion an die Zeitungspoetik unſerer Tage zu erblicken und fragte mich, wo denn in meinen Stücken jene Epigrammatie und Bezüglichkeit, die man jetzt zeitgemäß nenne, anzutreffen ſei. Ich habe ihm hierauf nichts zu antworten, als daß ich die Begriffe der Zeit und des Zeitungsblatts nicht ſo identiſch finde, wie er zu thun ſcheint, falls ſein ſonderbarer Einwurf anders ernſt gemeint und nicht bloß darauf gerichtet war, mir die hier gegebene nähere Entwickelung meiner vielleicht zu lakoniſch hingeſtellten Gedanken abzubringen. Ich weiß übrigens recht gut, daß ſich heut zu Tage eine ganz andere Zeitpoeſie in Deutſchland geltend macht, eine Zeitpoeſie, die ſich an den

Augenblick hingiebt, und die, obgleich ſie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gährung im Blut mit dem Hautſymptom, wodurch ſie ſich ankündigt, verwechſelt, doch, inſofern ſie dem Augenblick wirklich dient, nicht zu ſchelten wäre, wenn nur ſie ſelbſt ſich des Scheltens enthalten wollte. Aber, nicht zufrieden, in ihrer zweifelhaften epigrammatiſch-rhetoriſchen Exiſtenz tolerirt, ja gehegt und gepflegt zu werden, will ſie allein exiſtiren, und gibt ſich, polternd und eifernd, das Anſehen, als ob ſie Dinge verſchmähte, von denen ſie wenigſtens erſt beweiſen ſollte, daß ſie ihr erreichbar ſind. Man kann in keinem Band Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat ſie das Quartier aufgeſchlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Controverſen gegen die Sänger des Weins, der Liebe, des Frühlings u. ſ. w., die todten wie die lebendigen, zu ſtoßen, aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produciren, wenn ſie damit auftreten, ſolche Nichtigkeiten, daß man unwillkürlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er ſich lächerlich gemacht hatte, als er es zu ſpielen verſuchte. Lieben Leute, wenn Einer die Feuerglocke zieht, ſo brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muß ſich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt. Auch daraus, daß die Epigramme, die Ihr bekannten Perſonen mit Kreide auf den Rücken ſchreibt, ſchneller verſtanden werden und raſcher in Umlauf kommen, als Juvenalſche Satyren, müßt Ihr nicht ſchließen, daß Ihr den Juvenal übertroffen habt; ſie ſind dafür auch vergeſſen, ſobald die Perſonen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechſeln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtauſenden geleſen würde. Als Goethe der ſchönſten Lieder-Poeſie, die uns nach der ſeinigen geſchenkt worden iſt, der Uhlandſchen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts „Menſchen-Geſchick Aufregendes und Bezwingendes“ hervorgehen, ſo hatte er freilich Recht, denn Lilien-Duft iſt kein Schießpulver, und auch der Erl-König und der Fiſcher, obgleich ſie Millionen Trommelſchläger-Stückchen aufwiegen, würden im Krieg ſo wenig den Trompeter- als einen anderen Dienſt verſehen können. Die Poeſie hat Formen, in denen der Geiſt ſeine Schlachten ſchlägt, die epiſchen und dramatiſchen, ſie hat Formen worin das Herz ſeine Schätze niederlegt, die lyriſchen, und das Genie zeigt ſich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weiſe ausfüllt, indeß das Halb-Talent, das für die größeren nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zerſprengen ſucht, um trotz ſeiner Armuth reich zu erſcheinen. Ein ſolcher, von einem total verkehrt gewählten Geſichtspunkt aus gefällter Ausſpruch, den Goethe ſelbſt in den Geſprächen mit Eckermann ſchon modificirte, hätte der Kritik zu Nichts Veranlaſſung geben ſollen, als zu einer gründlichen Auseinanderſetzung, worin ſich Uhland und der piepſende Ratten- und Mäuſekönig, der ſich ihm angehängt hat, die „ſchwäbiſche Schule", von einander unterſcheiden, da ja nicht Uhland, ſondern ein von Goethe unbeſehens für ein Mitglied dieſer Schule gehaltener ſchwäbiſcher Dichter den Ausſpruch hervorrief. Es iſt hier zu dieſer Auseinanderſetzung, die ſich übrigens um ſo eher der Mühe verlohnte, als ſich, wenn man bis zum Prinzip hinabſtiege, wahrſcheinlich ergäbe, daß eine gemeine Gemüths- und eine gemeine Reflexions-Lyrik gleich nullenhaft ſind und daß ein Einfall über den „Baum" der „Menſchheit", an dem die „Blüthe" der „Freiheit" unter dem „Sonnenkuß" des „Völkerlenzes" aufbricht, wirklich nicht mehr beſagen will, als ein Hausvater-Gefühl unterm blühenden Apfelbaum, nicht der Ort, aber ich kann nicht umhin, auf den Unterſchied ſelbſt dringend aufmerkſam zu machen, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, als ob ich die melodieloſe Nüchternheit, die zu dichten glaubt, wenn ſie ihre Werkeltags-Empfindungen oder eine hinter dem Zaun aufgeleſene Alte-Weiber-Sage in platte Verſe zwängt, einer Rhetorik vorziehe, die zwar, ſchon der ſpröden Einſeitigkeit wegen, niemals zur Poeſie, aber doch vielleicht zur Gedanken- und, wenn dieß gelingt, auch zur Charakterbildung führt. Man ſoll die Flöte nicht nach dem Brennholz, das ſich allenfalls für den prophezeiten Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, abſchätzen, aber das gemeine Brennholz ſoll noch weniger auf ſeine eingebildete Verwandtſchaft mit der Flöte dicke thun. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht alle Schwaben, und noch weniger bloß die Schwaben, zur ſchwäbiſchen Schule rechne, denn auch Kerner ꝛc. iſt ein Schwabe.

Vielleicht ſagt der Eine oder der Andere: dieß ſind ja alte, bekannte, längſt feſtgeſtellte Dinge. Allerdings. Ja, ich würde erſchrecken, wenn es ſich anders verhielte, denn wir ſollen im Aeſthetiſchen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, ſondern die zehn vorhandenen erfüllen. Bei alledem bleibt Demjenigen, der die alten Geſetztafeln einmal wieder mit dem Schwamm abwäſcht und den frechen Kreide-Commentar, mit dem allerlei unlautre Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, immer noch ſein beſcheidenes Verdienſt. Es hat ſich ein gar zu verdächtiges Gloſſarium angeſammelt. Die Poeſie ſoll nicht bleiben, was ſie war und iſt: Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menſchheit im Allgemeinen, ſie ſoll Spiegel des Tags, ja der

Stunde werden. Am allerſchlimmſten aber kommt das Drama weg, und nicht, weil man zu viel, oder das Verkehrte von ihm verlangt, ſondern weil man gar Nichts von ihm verlangt. Es ſoll blos amüſiren, es ſoll uns eine ſpannende Anecdote, allenfalls, der Piquantheit wegen von pſychologiſch-merkwürdigen Charakteren getragen, vorführen, aber es ſoll bei Leibe nicht mehr thun; was im Shakeſpeare (man wagt, ſich auf ihn zu berufen) nicht amüſirt, das iſt vom Uebel, ja es iſt, näher beſehen, auch nur durch den Enthuſiasmus ſeiner Ausleger in ihn hinein phantaſirt, er ſelbſt hat nicht daran gedacht, er war ein guter Junge, der ſich freute, wenn er durch ſeine wilden Schnurren mehr Volk wie gewöhnlich, zuſammen trommelte, denn dann erhielt er vom Theater-Director einen Schilling über die Wochen-Gage und wurde wohl gar freundlich in's Ohr gekniffen. Ein berühmter Schauſpieler, jetzt verſtorben, hat, wie ihm von ſeinen Freunden nachgeſagt wird, dem neuen Evangelium die praktiſche Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernſtes behauptet, daß der „Poet“ dem „Künſtler“ nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch dieſen extemporirend auszufüllen ſei. Die Conſequenz iſt hier, wie allenthalben, zu loben, denn man ſieht doch, wohin das Amüſement-Princip führt, aber das Sach-Verhältniß iſt dieß. Eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche giebt muß darſtellbar ſein, jedoch nur deshalb, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Darſtellbar iſt nun nur das Handeln, nicht das Denken und Empfinden; Gedanken und Empfindungen gehören alſo nicht an ſich, ſondern immer nur ſo weit, als ſie ſich unmittelbar zur Handlung umbilden, in's Drama hinein; dagegen ſind aber auch Handlungen keine Handlungen, wenigſtens keine dramatiſche, wenn ſie ſich ohne die ſie vorbereitenden Gedanken und die ſie begleitenden Empfindungen, in nackter Abgeriſſenheit, wie Natur-Vorfälle, hinſtellen, ſonſt wäre ein ſtillſchweigend gezogener Degen der Höhepunkt aller Action. Auch iſt nicht zu überſehen, daß die Kluft zwiſchen Handeln und Leiden keineswegs ſo groß iſt, als die Sprache ſie macht, denn alles Handeln löſ't ſich dem Schickſal, d. h. dem Welt-Willen gegenüber, in ein Leiden auf, und gerade dies wird in der Tragödie veranſchaulicht, alles Leiden aber iſt im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln, und wie unſer Intereſſe mit eben ſo großer Befriedigung auf dem Menſchen ruht, wenn er ſich auf ſich ſelbſt, auf das Ewige und Unvergängliche im zerſchmetterten Individuum beſinnt und ſich dadurch wieder herſtellt, was im Leiden geſchieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Gebundenheit Trotz bietet, und dafür von dieſem, das über alle Manifeſtation hinausgeht, wie z. B. unſer Gedanke über die Hand, die er in Thätigkeit ſetzt, und das ſelbſt dann, wenn ihm der Wille nicht entgegen tritt, noch im Ich auf eine hemmende Schranke ſtoßen kann, die ſtrenge Zurechtweiſung empfängt, ſo iſt das *Eine* auch eben ſo gut *darſtellbar*, wie das *Andere*, und erfordert höchſtens den *größeren* Künſtler. Ich wiederhole es: eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche giebt, muß darſtellbar ſein, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Dieſer innere Grund iſt zugleich der einzige, die mimiſche Darſtellbarkeit iſt das allein untrügliche Kriterium der poetiſchen Darſtellung, darum darf der Dichter ſie nie aus den Augen verlieren. Aber dieſe *Darſtellbarkeit* iſt nicht nach der *Convenienz* und den in „ſteter Wandlung“ begriffenen *Mode-Vorurtheilen* zu bemeſſen, und wenn ſie ihr Maaß von dem realen Theater entlehnen will, ſo hat ſie nach dem *Theater aller Zeiten*, nicht aber nach dieſer oder jener ſpeciellen Bühne, worin ja, wer kann es wiſſen, wie jetzt die jungen Mädchen, vielleicht noch einmal die Kinder das Präſidium führen, und dann, ihren unſchuldigen Bedürfniſſen gemäß, darauf beſtehen werden, daß die Ideen der Stücke nicht über das Niveau von: quäle nie ein Thier zum Scherz u. ſ. w. oder: Schwarzbeerchen, biſt du noch ſo ſchön u. ſ. w. hinausgehen ſollen, zu fragen. Es ergibt ſich bei einigem Nachdenken von ſelbſt, daß der Dichter nicht, wie es ein ſeichter Geſchmack, und auch ein unvollſtändiger und frühreifer Schönheits-Begriff, der, um ſich bequemer und ſchneller abſchließen zu können, die volle Wahrheit nicht in ſich aufzunehmen wagt, von ihm verlangen, zugleich ein Bild der Welt geben und doch von den Elementen, woraus die Welt beſteht, die widerſpenſtigen ausſcheiden kann, ſondern daß er alle gerechten Anſprüche befriedigt, wenn er jedem dieſer Elemente die rechte Stelle anweiſ't, und die untergeordneten, die ſich nun einmal, wie querlaufende Nerven und Adern mit im Organismus vorfinden, nur hervor treten läßt, damit die höhern ſie verzehren. Davon, daß der Werth und die Bedeutung eines Dramas von dem durch hundert und tauſend Zufälligkeiten bedingten Umſtand, ob es zur Aufführung kommt oder nicht, alſo von ſeinem äußern Schickſal, abhange, kann ich mich nicht überzeugen, denn, wenn das Theater, das als vermittelndes Organ zwiſchen der Poeſie und dem Publikum ſehr hoch zu ſchätzen iſt, eine ſolche Wunderkraft beſäße, ſo müßte es zunächſt doch das lebendig erhalten, was ſich ihm mit Leib und Seele ergibt; wo bleiben ſie aber, die hundert und tauſend „bühnengerechten“ Stücke, die „mit verdientem Beifall“ unter „zahlreichen Wiederholungen“ über die Bretter gehen? Und um von der Fabrik-Waare abzuſehen, werden Shakeſpeare und Calderon, die ja doch nicht bloß große dramatiſche Dichter, ſondern auch wahre Theater-Schriftſteller geweſen ſein ſollen, geſpielt, hat das Theater ſie nicht längſt fallen laſſen und dadurch bewieſen, daß es ſo wenig das Vortreffliche, als das Richtige, feſt hält, geht daraus aber nicht mit Evidenz hervor, daß nicht, wie diejenigen, die nur halb wiſſen, worauf es ankommt, meinen, das factiſche Dargeſtelltwerden, das früher oder ſpäter aufhört, ohne darum der Wirkung des Dichters eine Gränze zu ſetzen, ſondern die von mir aus der Form als unbedingt nothwendig abgeleitete und ihrem wahren Weſen nach beſtimmte Darſtellbarkeit über Werth und Bedeutung eines Dramas entſcheidet? Hiermit iſt nun nicht bloß die naive Seidelmann'ſche Behauptung beſeitigt, von der ich zunächſt ausging, und die eigentlich darauf hinausläuft, das ein poetiſches Nichts, das ſich in jeder Façon, die der Künſtler ihm aufzudrücken beliebt, noch beſſer ausnimmt, als in der von Haus aus mitgebrachten, der Willkür des genialen Schauſpielers freieren Spielraum verſtattet, als das zähe poetiſche Etwas, an das er ſich hingeben muß; ſondern es iſt damit auch all das übrige Gerede, deſſen ich gedachte, auf ſein Körnlein Wahrheit reducirt, es iſt gezeigt, daß der echte dramatiſche Darſtellungs-Proceß ganz von ſelbſt und ohne nach der Bühne zu blinzeln, alles Geiſtige verleiblichen, daß er die dualiſtiſchen Ideen-Factoren, aus deren Aneinanderprallen der das ganze Kunſtwerk entzündende ſchöpferiſche Funke hervor ſpringt, zu Charakteren verdichten, daß er das innere Ereigniß nach allen ſeinen Entwickelungsſtadien in einer äußeren Geſchichte, einer Anecdote, auseinander fallen und dieſe Anecdote, dem Steigerungs-Geſetz der Form gemäß, zur Spitze auslaufen laſſen, alſo ſpannend und Intereſſe erweckend geſtalten, und ſo auch denjenigen Theil der Leſer- und Zuſchauerſchaft, der die wahre Handlung gar nicht ahnt, amüſiren und zufrieden ſtellen wird.

Kann aber, ich darf dieſe Frage nicht umgehen, die ſo weit fortgeſchrittene Philoſophie die große Aufgabe der Zeit nicht allein löſen, und iſt der Standpunkt der Kunſt nicht als ein überwundener oder ein doch zu überwindender zu betrachten? Wenn die Kunſt nichts weiter wäre, als was die Meiſten in ihr erblicken, ein träumeriſches, hin und wieder durch einen ſogenannten ironiſchen Einfall über ſich ſelbſt unterbrochenes Fortſpinnen der Erſcheinungswelt, eine gleichſam von dem äußeren Theater auf's innere verſetzte Geſtalten-Komödie, worin die verhüllte Idee nach, wie vor, mit ſich ſelbſt Verſteckens ſpielt, ſo müßte man darauf unbedingt mit Ja antworten, und ihr auflegen, die viertauſendjährige Sünde einer angemaßten Exiſtenz mit einem freiwilligen Tode zu büßen, ja ſelbſt die ewige Ruhe nicht als einen, durch ihre erſt jetzt überflüſſig gewordene Thätigkeit verdienten Lohn, ſondern nur als ein ihr aus Rückſicht auf den von ihr der Menſchheit in ihren Kinderjahren durch ihre nicht ganz ſinnloſen Bilder und Hieroglyphen verſchafften nützlichen Zeitvertreib bewilligtes Gnadengeſchenk hinzunehmen. Aber die Kunſt iſt nicht bloß unendlich viel mehr, ſie iſt etwas ganz Anderes, ſie iſt die realiſirte Philoſophie, wie die Welt die realiſirte Idee, und eine Philoſophie, die nicht mit ihr ſchließen, die nicht ſelbſt in ihr zur Erſcheinung werden, und dadurch den höchſten Beweis ihrer Realität geben will, braucht auch nicht mit der Welt anzufangen, es iſt gleichgültig, ob ſie das erſte oder das letzte Stadium des Lebensproceſſes, von dem ſie ſich ausgeſchloſſen wähnen muß, wenn ſie ohne Darſtellung auskommen zu können glaubt, negirt, denn auf die Welt kann ſie ſich, als auf eine ſolche Darſtellung nicht zurück beziehen, ohne ſich zugleich mit auf die Kunſt zu beziehen, da die Welt eben erſt in der Kunſt zur Totalität zuſammen geht. Eine ſchöpferiſche und urſprüngliche Philoſophie hat dieß auch noch nie gethan, ſie hat immer gewußt, daß ſie ſich eine Probe, die die von ihr nackt reproducirte Idee ſelbſt ſich nicht erſparen konnte, nicht unterſchlagen darf, und deshalb in der Kunſt niemals einen bloßen Stand-, ſondern ihren eigenen Ziel- und Gipfelpunkt erblickt; dagegen iſt es charakteriſtiſch für jede Formale, und aus nahe liegenden Gründen auch für die Jüngerſchaft jeder anderen, daß ſie ſelbſt da, wo ſie lebendige Geſtalt geworden iſt, oder doch werden ſollte, nicht aufhören kann, zu zerſetzen, und, gleich einem Menſchen, der, um ſich zu überzeugen, ob er auch Alles das, was, wie er aus der Anthropologie weiß, zum Menſchen gehört, wirklich beſitze, ſich Kopf- Bruſt- und Bauchhöhle öffnen wollte, die Spitze aller Erſcheinung, in der Geiſt und Natur ſich umarmen, durch einen zugleich barbariſchen und ſelbſtmörderiſchen Act zerſtört. Eine ſolche Philoſophie erkennt ſich ſelbſt in der höheren Chiffre der Kunſt nicht wieder, es kommt ihr ſchon verdächtig vor, daß ſie dieſelbe aus der von ihr mit ſo viel Mühe und Anſtrengung zerriſſenen Chiffre der Natur zuſammengeſetzt findet, und ſie weiß nicht, woran ſie ſich halten ſoll; da ſtößt ſie aber zu ihrem Glück im Kunſtwerk auf einzelne Parthieen, die (ſollten's unter einem Gemälde auch nur die Unterſchriften des Regiſtrators ſein!) in der ihr allein geläufigen Ausdrucksweiſe des Gedankens und der Reflexion abgefaßt ſind, weil entweder der Geiſt des Ganzen dort wirklich nicht zur Form durchdrang, oder weil nur eine, der Form nicht bedürftige, Copula hinzuſtellen war; die hält ſie nun für die Hauptſache, für das Reſultat der Darſtellung, um das ſich das übrige Schnörkelweſen von Figuren und Geſtalten ungefähr ſo herum ſchlinge, wie auf einem kaufmänniſchen Wechſel die Arabesken, Merkur und ſeine Sippſchaft, um die reelle Zahl, mit Eifer und Ehrlichkeit reiht ſie dieſe Perlen, Sentenzen und Gnomen genannt, am Faden auf und ſchätzt ſie ab; da das Reſultat nun aber natürlich eben ſo kläglich ausfällt, als wenn man die Philoſophie nach ihrem Reichthum an Leben und Geſtalt meſſen wollte, ſo ſpricht ſie mit voller Ueberzeugung ihr endliches Urtheil dahin aus, daß die Kunſt eine kindiſche Spielerei ſei, wobei ja wohl auch, man habe Exempel, zuweilen ein von einem reichen Mann auf der Straße verlorenes Goldſtück gefunden und wieder in Cours geſetzt werde. Wer dieſe Schilderung für übertrieben hält, der erinnere ſich an Kant's famoſen Ausſpruch in der Anthropologie, wo der Alte vom Berge alles Ernſtes erklärt, das poetiſche Vermögen, von Homer an, beweiſe Nichts, als eine Unfähigkeit zum reinen Denken, ohne jedoch die ſich mit Nothwendigkeit ergebende Conſequenz hinzuzufügen, daß auch die Welt in ihrer ſtammelnden Mannigfaltigkeit Nichts beweiſe, als die Unfähigkeit Gottes, einen Monolog zu halten.

Wenn nun aber das Drama keine geringere, als die weltgeſchichtliche Aufgabe ſelbſt löſen helfen, wenn es zwiſchen der Idee und dem Welt- und Menſchen-Zuſtand vermitteln ſoll, folgt nicht daraus, daß es ſich ganz an die Geſchichte hingeben, daß es hiſtoriſch ſein muß? Ich habe mich über dieſen wichtigen Punkt an einem andern Ort, in der Schrift: Ein Wort über das Drama, Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1843, auf den ich hier wohl verweiſen darf, dahin ausgeſprochen, daß das Drama ſchon an und für ſich und ohne ſpecielle Tendenz (die eigentlich, um recht geſchichtlich zu werden, aus der Geſchichte heraus tritt, und die Nabelſchnur, die jede Kraft mit der lebendigen Gegenwart verknüpft, durchſchneidet, um ſie an die todte Vergangenheit mit einem Zwirnsfaden feſt zu binden) hiſtoriſch und daß die Kunſt die höchſte Geſchichtſchreibung ſei. Dieſen Ausſpruch wird Keiner, der rückwärts oder vorwärts zu ſchauen verſteht, anfechten, denn er wird ſich erinnern, daß uns nur von denjenigen Völkern der alten Welt, die es zur Kunſt gebracht, die ihr Daſein und Wirken in einer unzerbrechlichen Form nieder gelegt haben, ein Bild geblieben iſt, und hierin liegt zunächſt der nie zu verachtende factiſche Beweis; er wird aber auch erkennen, daß der ſich ſchon jetzt verſtrengernde hiſtoriſche Ausſcheidungsproceß, der das Bedeutende vom Unbedeutenden, das uns völlig Abgeſtorbene, wenn auch in ſich noch ſo Gewichtige, von dem noch in den Geſchichtsorganismus hinüber Greifenden ſondert, ſich immer ſteigern, daß er die Nomenclatur dereinſt einmal bis auf die Alexander und Napoleone lichten, daß er noch ſpäter nur noch die Völker-Phyſiognomieen und dann wohl gar nur noch die durch die Phaſen der Religion und Philoſophie bedingten allgemeinſten Entwickelungs-Epochen der Menſchheit feſthalten, ja ſogar, der Humor kommt hier von ſelbſt, darum verzeihe man ihn, die deutſchen Lyrici, die mit Niemand anſtoßen, der ihnen nicht vorher die Unſterblichkeit einräumt, lieblos fallen laſſen wird; da nun aber die großen Thaten der Kunſt noch viel ſeltener ſind, als die übrigen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben erſt aus dieſen reſultiren, und da ſie ſich deshalb langſamer häufen, ſo leuchtet ein, daß die Kunſt in dem ungeheuren Meer, worin Welle Welle verſchlingt, noch lange Baken ſtecken, und der Nachwelt den allgemeinen und allerdings an ſich unverlierbaren, weil unmittelbar im Leben aufgehenden, Gehalt der Geſchichte in der Schaale der ſpeciellen Perioden, deren Spitze ſie in ihren verſchiedenen Gliederungen bildet, überliefern, ihr alſo, wenn auch nicht das weitläufige und gleichgültige Regiſter der Gärtner, die den Baum pflanzten und düngten, ſo doch die Frucht mit Fleiſch und Kern, auf die es allein ankommt, und außerdem noch den Duft der Atmoſphäre, in der ſie reiſte, darbieten kann. Endlich freilich wird auch hier der Punkt der Unüberſehbarkeit erreicht werden, Shakeſpeare wird die Griechen, und was nach Shakeſpeare hervortritt, wird ihn verzehren, und ein neuer Kreislauf wird beginnen, oder Kunſt und Geſchichte werden verſanden, die Welt wird für das Geweſene das Verſtändniß verlieren, ohne etwas Neues zu erzeugen, wenn ſich nicht mit größerer Wahrſcheinlichkeit annehmen ließe, daß dem Planeten mit dem Geſchlecht, das er trägt, die ſchöpferiſche Kraft zugleich ausgehen wird. Die Conſequenzen dieſes Geſichtspunktes ergeben ſich von ſelbſt, die Geſchichte in ſo fern ſie nicht blos das allmälige Fortrücken der Menſchheit in der Löſung ihrer Aufgabe darſtellen, ſondern auch den Antheil, den die hervorragendern Individuen daran hatten, mit Haushälterin-Genauigkeit ſpecificziren will, iſt wirklich nicht viel mehr, als ein großer Kirchhof mit ſeinem Immortalitäts-Apparat, den Leichenſteinen und Kreuzen und ihren Inſchriften, die dem Tod, ſtatt ihm zu trotzen, höchſtens neue Arbeit machen, und wer weiß, wie unentwirrbar ſich im Menſchen die unbewußten und bewußten Motive ſeiner Handlungen zum Knoten verſchlingen, der wird die Wahrheit dieſer Inſchriften ſelbſt dann noch in Zweifel ziehen müſſen, wenn der Todte ſie ſich ſelbſt geſetzt und den guten Willen zur Aufrichtigkeit dargelegt hat. Iſt nun aber ſolchemnach das materielle Fundament der Geſchichte ein von vorn herein nach allen Seiten durchlöchertes und durchlöcherbares, ſo kann die Aufgabe des Dramas doch unmöglich darin beſtehen, mit eben dieſem Fundament, dieſem verdächtigen Conglomerat von Begebenheiten-Skizzen und Geſtalten-Schemen, einen zweifelhaften Galvaniſirungs-Verſuch anzuſtellen, und der nüchterne Leſſing'ſche Ausſpruch in der Dramaturgie, wornach der dramatiſche Dichter die Geſchichte, je nach Befund der Umſtände, benutzen oder unbenutzt laſſen darf, ohne in dem letzten Fall einen Tadel, oder in dem erſten ein ſpecielles Lob zu verdienen, wird, wenn man ihn nur über die Negation hinaus dahin erweitert, daß das Drama deſſenungeachtet den höchſten Gehalt der Geſchichte in ſich aufnehmen kann und ſoll, in voller Kraft verbleiben, am wenigſten aber durch Shakeſpeare's Beiſpiel, in deſſen hiſtoriſchen Dramen die auf das Aparte zuweilen etwas verſeſſene romantiſche Schule plötzlich mehr finden wollte, als in ſeinen übrigen, des größeren Geſichtskreiſes wegen unzweifelhaft höher ſtehenden Stücken, umgeſtoßen werden, denn Shakeſpeare ſcheuerte nicht etwa die „alten Schaumünzen" mit dem Kopf Wilhelm's des Eroberers oder König Ethelred's wieder blank, ſondern mit jenem großartigen Blick in das wahrhaft Lebendige, der dieſen einzigen Mann nicht ſowohl auszeichnet, als ihn macht, ſtellte er dar, was noch im Bewußtſein ſeines Volks lebte, weil es noch daran zu tragen und zu zehren hatte, den Krieg der rothen Roſe mit der weißen, die Höllen-Ausgeburten des Kampfes und die, in der deshalb ſo „fromm und maaßvoll“ gehaltenen Perſon Richmond's aufdämmernden Segnungen des endlichen Friedens. Wenn dieß von aller Geſchichte gilt, wie es denn der Fall iſt, ſo gilt es noch ganz beſonders von der deutſchen; es betrübt mich daher aufrichtig, daß bei uns, ungeachtet ſo vieler ſchlimmer Erfahrungen, das Dramatiſiren unſerer ausgangs- und darum ſogar im untergeordneten Sinn gehaltloſen Kaiſer-Hiſtorien immer wieder in die Mode kommt. Iſt es denn ſo ſchwer, zu erkennen, daß die deutſche Nation bis jetzt überall keine Lebens-, ſondern nur eine Krankheits-Geſchichte aufzuzeigen hat, oder glaubt man alles Ernſtes, durch das In Spiritus Setzen der Hohenſtaufen-Bandwürmer, die ihr die Eingeweide zerfreſſen haben, die Krankheit heilen zu können? Wenn ich die Talente, die ihre Kraft an einem auf dieſem Wege nicht zu erreichenden, obgleich an ſich hochwichtigen und realiſirbaren Zweck vergeuden, nicht achtete, ſo würde ich die Frage nicht aufwerfen. Es gibt hiefür eine andere, freilich ſecundäre Form, die nicht ſo ſehr, wie die dramatiſche, auf Concentration und Progreſſion angewieſen iſt, und die durch die ihr verſtattete Detailmalerei ein Intereſſe, das ſie im Volk nicht vorfindet, ohne daß das Volk darum zu ſchelten wäre, erwecken kann, die von Walter Scott geſchaffene Form des hiſtoriſchen Romans, die in Deutſchland keiner ſo vollſtändig ausgefüllt, ja erweitert hat, als Wilibald Alexis in ſeinem letzten Roman: der falſche Woldemar. Auf dieſen Roman, der, an Brandenburg anknüpfend, alle deutſche Verhältniſſe der dargeſtellten wichtigen Epoche zur Anſchauung bringt und Geſchichte gibt, ohne ſie auf der einen Seite in Geſchichten aufzulöſen, oder auf der anderen einem ſogenannten hiſtoriſchen Pragmatismus die Fülle des Lebens und der Geſtalten zu opfern, nehme ich hier zur Verdeutlichung meiner Gedanken gern Bezug.

So viel im Allgemeinen. Nun noch ein Wort in Beziehung auf das Drama, das ich dem Publicum jetzt vorlege. Der Bänkelſängerſtab, vor dem Immermann ſo gerechte Scheu trug, widert auch mich an, ich werde daher nicht über mein Stück und deſſen Oeconomie (obgleich ich einige Urſache, und vielleicht auch einiges Recht dazu hätte, denn man hat mir die Judith und die Genoveva faſt auf den Kopf geſtellt, man hat mir in der Erſteren namentlich das Moment, worin ihr ganzes Verdienſt liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die ſie eine Katze, wenn man will, eine heroiſche, geworden oder geblieben wäre, und die Ableitung der That aus eben dieſer Verwirrung, die nur dadurch eine tragiſche, d. h. eine *in ſich*, des welthiſtoriſchen Zwecks wegen *nothwendige*, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen ſeiner partiellen Verletzung des ſittlichen Geſetzes *vernichtende*, werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir alſo geradezu die Tugend als Sünde angerechnet), ich werde nur über die Gattung, zu der es gehört, reden. Es iſt ein *bürgerliches Trauerſpiel*. Das bürgerliche Trauerſpiel iſt in Deutſchland in Mißcredit gerathen, und hauptſächlich durch zwei Uebelſtände. Vornämlich dadurch, daß man es nicht aus ſeinen *inneren*, ihm allein eigenen, Elementen, aus der ſchroffen Geſchloſſenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen ſich in dem beſchränkteſten Kreis gegenüber ſtehen, und aus der hieraus entſpringenden ſchrecklichen *Gebundenheit* des *Lebens* in der *Einſeitigkeit* aufgebaut, ſondern es aus allerlei *Aeußerlichkeiten*, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor allem aber aus dem Zuſammenſtoßen des dritten Standes mit dem zweiten und erſten in Liebes-Affairen, zuſammen geflickt hat. Daraus geht nun unläugbar viel Trauriges, aber nichts Tragiſches, hervor, denn das Tragiſche muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben ſelbſt Geſetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; ſobald man ſich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre ſie (ein Fräulein geweſen u. ſ. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erſchüttern ſoll, trivial, und die Wirkung, wenn ſie nicht ganz verpufft, beſteht darin, daß die Zuſchauer am nächſten Tag mit größerer Bereitwilligkeit, wie ſonſt, ihre Armenſteuer bezahlen oder ihre Töchter nachſichtiger behandeln, dafür haben ſich aber die resp. Armen-Vorſteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatiſche Kunſt. Dann auch dadurch, daß unſere Poeten, wenn ſie ſich einmal zum Volk herniederließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht bloß ein Menſch ſein dürfe, um ein Schickſal, und unter Umſtänden ein ungeheures Schickſal haben zu können, die gemeinen Menſchen, mit denen ſie ſich in ſolchen verlorenen Stunden befaßten, immer erſt durch ſchöne Reden, die ſie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorſtreckten, adeln, oder auch durch ſtöckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Standpunkt in der Welt hinab drücken zu müſſen glaubten, ſo daß ihre Perſonen uns zum Theil als verwunſchene Prinzen und Prinzeſſinnen vorkamen, die der Zauberer aus Malice nicht einmal in Drachen und Löwen und andere reſpectable Notabilitäten der Thierwelt, ſondern in ſchnöde Bäckermädchen und Schneidergeſellen verwandelt hatte, zum Theil aber auch als belebte Klötze, an denen es uns ſchon Wunder nehmen mußte, daß ſie Ja und Nein ſagen konnten. Dieß war nun, wo möglich, noch ſchlimmer, es fügte dem Trivialen das Abſurde und Lächerliche hinzu, und obendrein auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe, denn Jeder weiß, daß Bürger und Bauern ihre Tropen, deren ſie ſich eben ſo gut bedienen, wie die Helden des Salons und der Promenaden, nicht am Sternenhimmel pflücken und nicht aus dem Meer fiſchen, ſondern daß der Handwerker ſie ſich in ſeiner Werkſtatt, der Pflüger ſie hinter ſeinem Pflug zuſammen lieſ't, und Mancher macht wohl auch die Erfahrung, daß dieſe ſimplen Leute ſich, wenn auch nicht auf's Converſiren, ſo doch recht gut auf's lebendige Reden, auf das Miſchen und Veranſchaulichen ihrer Gedanken, verſtehen. Dieſe beiden Uebelſtände machen das Vorurtheil gegen das bürgerliche Trauerſpiel begreiflich, aber ſie können es nicht rechtfertigen, denn ſie fallen augenſcheinlich nicht der Gattung, ſondern nur den Pfuſchern, die in ihr geſtümpert haben, zur Laſt. Es iſt an und für ſich gleichgültig, ob der Zeiger der Uhr von Gold oder von Meſſing iſt, und es kommt nicht darauf an, ob eine in ſich bedeutende, d. h. ſymboliſche, Handlung ſich in einer niederen, oder einer geſellſchaftlich höheren Sphäre ereignet. Aber freilich, wenn in der heroiſchen Tragödie die Schwere des Stoffs, das Gewicht der ſich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen eher bis auf einen gewiſſen Grad für die Mängel der tragiſchen Form entſchädigt, ſo hängt im bürgerlichen Trauerſpiel Alles davon ab, ob der Ring der tragiſchen Form geſchloſſen, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo uns einestheils nicht mehr die kümmerliche Theilnahme an dem Einzel-Geſchick einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Perſon zugemuthet, ſondern dieſes in ein allgemein menſchliches, wenn auch nur in extremen Fällen ſo ſchneidend hervortretendes, aufgelöſ't wird, und wo uns anderntheils neben dem, von der ſogenannten Verſöhnung unſerer Aesthetici, welche ſie in einem in der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorn herein zuzugebenden Factums zu Beſeitigenden zu thun hat — unmöglichen, in der auf conventionelle Verwirrungen gebauten aber leicht herbei zu führenden ſchließlichen Embraſſement der Anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegenſätze zu erblicken pflegen, auf's Strengſte zu unterſcheidenden Reſultat des Kampfes, zugleich auch die Nothwendigkeit, es gerade auf dieſem und keinem andern Wege zu erreichen, entgegen tritt. In dem letzten Punkt, der Erläuterung wegen werde es bemerkt, iſt die Ottilie der Wahlverwandtſchaften ein vielleicht für alle Zeiten unerreichbares Meiſterſtück und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethe's künſtleriſches Recht, ein ſo ungeheures Schickſal aus einer an den Oedyp erinnernden Willenloſigkeit abzuleiten, da die himmliſche Schönheit einer ſo ganz innerlichen Natur ſich nicht in einem ruhigen, ſondern nur im allergewaltſamſten Zuſtande aufdecken konnte. Hiernach, zu allernächſt z. B. nach dem Verhältniß der Anecdote zu den im Hintergrund derſelben ſich mit ihren poſitiven und negativen Seiten bewegenden ſittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral, wäre denn auch bei meinem Stück allein zu fragen, nicht aber nach der ſogenannten „blühenden Diction," dieſem jammervollen bunten Kattun, worin die Marionnetten ſich ſpreizen, oder nach der Zahl der hübſchen Bilder, der Pracht-Sentenzen und Beſchreibungen und anderen Unter-Schönheiten, an denen arm zu ſein, die erſte Folge des Reichthums iſt. Die Erbfehler des bürgerlichen Trauerſpiels, deren ich oben gedachte, habe ich vermieden, das weiß ich, unſtreitig habe ich andere dafür begangen. Welche? Das mögte ich am liebſten von den einſichtsvollen Beurtheilern meiner Genoveva im Vaterland und in den Blättern für literariſche Unterhaltung, denen ich hier für ihre gründlichen und geiſtreichen Recenſionen öffentlich meinen Dank ausſpreche, erfahren.

Paris, den 4. März 1844.

Ueber den Styl des Dramas.

Der Dialog iſt leicht! Der Dialog iſt ſchwerfällig! Das iſt das Einzige, was die Recenſenten, und ſelbſt die beſſeren, über den Styl eines Dramas zu bemerken pflegen. Dieſe Bemerkungen zeigen ihre Flachheit aber ſchon durch ihre Allgemeinheit. Denn gingen ſie aus wahrer Sachkenntniß hervor, ſo müßten ſie auf einzelne Scenen, ja auf einzelne Reden, beſchränkt werden, da die Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit des Dialogs gar kein charakteriſtiſches Kennzeichen eines ganzen Dramas ſein kann.

Unſtreitig iſt die Sprache das allerwichtigſte Element wie der Poeſie überhaupt, ſo ſpeciell auch des Dramas, und die Kritik thut ſchon darum wohl, bei ihr zu beginnen, weil ſie, wenn ſie hier nicht befriedigt wird, gar nicht weiter zu gehen braucht. In der Idee, ſelbſt in den Charakteren, verſteckt ſich das Abſtracte ſehr tief und wird um ſo ſchwerer entdeckt, als in dieſem Kreiſe auch das Concreteſte bei ſeiner ſymboliſchen Natur darauf zurückführt, es ſich alſo um die immer äußerſt ſchwierige Ermittelung handelt, ob eine an ſich ſchon bis zur Unmerklichkeit feine Linie überſchritten wurde, oder nicht. In der Sprache offenbart es ſich dem äſthetiſchen Sinn ſogleich, denn nur durch ſie und in ihr wird die lange adjectivloſe Arbeit des poetiſchen Geiſtes, die in einigen Stadien ſogar mit dem Geſchäft des Denkers, der Thätigkeit des Pſychologen in freilich modificirter Form zuſammentrifft, zur entſchiedenen Dichterthat. Aber allerdings muß man, um ſich an die Analyſe der Sprache wagen und aus ihrer Beſchaffenheit das Urtheil ableiten zu dürfen, den ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen einer Relation und einer Darſtellung erkannt haben und dieſe Erkenntniß ſcheint ſelten zu ſein.

An der Sprache iſt es die wunderbarſte Seite, wie der allgemeine Geiſt des Volks, deſſen Product ſie iſt, und der individuelle, der ſich ihrer zu ſeinen Einzelzwecken bedient, in einander wirken und, ſich gegenſeitig ergänzend und beſchränkend, ein Drittes erzeugen, das Beiden gemeinſchaftlich angehört. Der allgemeine Geiſt und der individuelle ſtehen ſich in dieſem Proceß wie Zeichner und Coloriſt gegenüber; der Eine zieht die Linien, hält ſich deshalb ſtreng in der Sphäre des Fundamentalen, und trennt, um dieß zu können, alles Begleitende auf's Schärfſte vom Weſentlichen; der Andere gibt die Farben und ſieht ſich hierin eben durch dieſe Trennung, die nicht allein die Eigenſchaften, Zuſtände und Verhältniſſe an ſich von den Dingen abgeſchnitten, ſondern auch für die graduelle Beſtimmung derſelben eine mehr oder weniger ausgedehnte Freiheit übrig gelaſſen hat, vorgearbeitet und unterſtützt. Die Sprache erſcheint hiebei als feſt und flüſſig zugleich; als feſt, indem ſie die Ueberſchreitung des nach den ihr zu Grunde liegenden Ur-Anſchauungen und Erfahrungen einmal gezogenen Kreiſes, der ſie zur Trägerin einer beſtimmten Nationalität macht, nicht geſtattet; als flüſſig indem ſie ſich der freien Bewegung innerhalb dieſes Kreiſes, der größeren Vertiefung in dieſe Anſchauungen und Erfahrungen und der weiteren Verknüpfung derſelben nicht widerſetzt. Dieß gilt von allen Sprachen ohne Ausnahme; von dem Maaß der Enthaltſamkeit, die der allgemeine Geiſt an ſeinen Theil bewies, und der Freiheit, die demgemäß der individuelle vorfindet, hängt der Werth jeder einzelnen ab, nicht aber von dem Grade des an ſich relativen, weil climatiſch und ſonſt, bedingten Wohllauts, denn eine Sprache kann äußerſt muſikaliſch und nichts deſto weniger geiſtlos und unpoetiſch ſein, ihre Zeichen können dem Ohr durch Vocal-Fülle ſchmeicheln und dennoch dem Geiſt durch Dürftigkeit des Sinnes und Miſchungs-Unfähigkeit trotzen. Darauf aber kommt es an, daß der Geiſt in der Sprache möglichſt vollſtändig zur Erſcheinung gelange, daß er hier an der Gränze der ſich bereits verflüchtigenden materiellen Welt den letzten, durchſichtigen Leib erhalte; nicht darauf, daß durch unendliches Sichten, Wägen und Meſſen ein Zwitter-Medium heraus gebracht werde, das doch nicht Muſik wird, noch bei der zwiefachen Verwendbarkeit des Tons zu werden braucht, das aber die Eitelkeit, ſich der Muſik um Einen Schritt zu nähern, mit dem unſchätzbaren Vorzug, den Geiſt mit jeder ſeiner Lebens-Regungen unverkürzt und unverdunkelt in ſich aufzunehmen, bezahlen muß.

Das Leben des Geiſtes tritt nun in doppelter Geſtalt, als Denken und Dichten, in der Sprache hervor. Natürlich iſt dieß ſchon in der Sprachbildung ſelbſt, ſeiner erſten und größten That, zu der alle übrigen ſich verhalten, wie die Kinder zur Mutter, der Fall, und wenn hier die Thätigkeit dieſer beiden Factoren auch unmittelbar zuſammen ging, ſo geſchah das doch nicht auf eine in dem Product nicht mehr zu unterſcheidende Weiſe. Im Gegentheil ſetzen ſich Denker und Dichter nur durch ſtrenge Sonderung der einem jeden dieſer Factoren angehörigen Formen und Zeichen gründlich in den Beſitz der Sprache und verſichern ſich ihrer Kraft, machen aber freilich auch zuweilen, und nicht ſelten zur Unzeit, die Erfahrung, daß der eine hie und da für den anderen, aushelfend oder vorgreifend, eingetreten, oder gar daß die ganze Arbeit, nach irgend einer Seite hin, z. B. ſehr oft, wo die geſpenſtiſch-abſtracte Vorſylbe an ſich aufdringt, zu früh eingeſtellt worden iſt. Hier iſt der Punkt, auf dem der Gedanke an eine Univerſal-Sprache, gegen die ſich die verſchiedenen Nationalſprachen wie eben ſo viele ihr vorhergegangene Exercitien verhielten, deren Zweck auf relative Ermittelungen und Vorbereitungen hinaus liefe, wenigſtens nicht unvernünftig und willkürlich erſcheint. Allerdings deckt in den letzteren immer eine die Lücken der anderen, auch ſind dieſe Lücken ſelbſt durchaus charakteriſtiſch, müſſen alſo nicht als rohe Zufälligkeiten betrachtet werden, ſondern als nothwendige Conſequenzen des den ganzen Schöpfungsproceß beherrſchenden Individualiſirungs-Geſetzes, als ſtumpfe Linien an den geiſtigen Phyſiognomien der Völker, die ſich vor dem rechten Auge ganz von ſelbſt in ſprechende an der Phyſiognomie der Menſchheit verwandeln. Aber die Kenntniß der Rahmen erweitert nicht die Spiegel, und die Hoffnung, ſie alle dereinſt näher und näher zuſammen rücken, dann zerbrechen und auf dem Gipfel der Civiliſation in einem einzigen verſchmelzen zu ſehen, ermangelt keineswegs des Fundaments. Denn es handelt ſich hiebei nicht um die Abfindung eines unberechtigten, nicht aus dem Weſen der Sache ſelbſt hervorgehenden, ſondern nur von einer ihr fremden Sphäre aus an ſie angeknüpften Gelüſtes, etwa nach größerer Gemächlichkeit im äußern Verkehr, im Handel und Wandel: es handelt ſich um die Befriedigung des tief in der Natur des Geiſtes begründeten Bedürfniſſes, in jedem Kreiſe, und alſo auch in dem der Sprache, von den niedrigeren Organismen in allmäliger Erhebung zu den höheren und zum höchſten, ſie alle in ſich aufnehmenden, vorzudringen. Auch ſoll, um zu dieſem Ziel zu gelangen, nicht aus dem Stegreife ein Sprung unternommen, es ſoll nur einfach fortgeſchritten werden, da man, wenn kein Stillſtand eintritt, auf demſelben Weg, und ungefähr auch mit denſelben Opfern in Bezug auf das dahinter zu laſſende gar zu individuelle Beiwerk, von der National-Sprache zur Univerſal-Sprache kommen muß, auf dem und mit denen man von der Individual-Sprache, um die erſten ſtammelnden Verſtändigungs- und Mittheilungs-Verſuche ſo zu nennen, zur Familien-, Provinzial- und National-Sprache kam.

Weiter nun und entſchiedener gehen Denken und Dichten in dem Individuum, das ſich der Sprache zu ſeinen Einzelzwecken bedient, auseinander; doch muß man ſich auch hier keine abſolute Trennung vorſtellen. Der menſchliche Geiſt wirkt immer in ungebrochener Totalität, und wenn er ſich auch gewöhnlich nur mit der einen oder der andern ſeiner Facultäten gegen die Welt heraus kehrt, ſo ſind die übrigen darum nicht minder vorhanden, weil ſie die beſcheidene Arbeit der Ernährung verrichten und auf das Zeugungsgeſchäft Verzicht leiſten. Uns intereſſirt hier vornehmlich der ſpecifiſche Unterſchied, der zwiſchen dem Denk- und dem Dichtungs-Vermögen beſteht; an die höhere Einheit derſelben müſſen wir uns aber auch erinnern, weil Beide eine Seite haben, worin ſie zuſammenlaufen und weil gerade dieſe Seite das Hervortreten gewiſſer Zwitter-Erſcheinungen und die Verwechſelung derſelben mit den normalen erklärt, die ſonſt unerklärlich ſein würde. Das Denk-Vermögen bethätigt ſich in der Bildung reiner Begriffe und gelangt zur Form im philoſophiſchen Syſtem; das Dichtungs-Vermögen in der unmittelbaren Aufnahme und freien Reproduction ſymboliſcher Anſchauungen und gipfelt im geſchloſſenen Kunſtwerk. Der Begriff wurzelt aber in der Anſchauung und tritt zunächſt als Vorſtellung auf; die dichteriſche Anſchauung participirt durch ihre ſymboliſche Beſchaffenheit, die ſie eben über die gemeine erhebt, am Begriff, und Beide unterſcheiden ſich ihrer Richtung nach darin, daß der Begriff in unendlicher Ausbreitung alles Beſondere in's Allgemeine auflöſt, die dichteriſche Anſchauung in eben ſo unendlicher Vertiefung das Allgemeine im Beſonderen aufdeckt. Wenn man dieſes Grund-Verhältniß gehörig erwägt und dabei berückſichtigt, wie ſchwer überall ein Letztes zu faſſen iſt und wie viele Stufen hinauf- und hinunter führen, ſo wird man nicht allein die Entſtehung einer ſogenannten poetiſchen Philoſophie und einer philoſophiſchen, bald didactiſchen, bald rhetoriſchen Poeſie begreifen, ſondern es auch natürlich finden, daß Philoſophie und Poeſie die Maſſe in der Regel um ſo mehr anziehen, je weniger ſie ganz ſind, was ſie ſein ſollen. Es wird nicht Alles Philoſophie, was dazu anſetzt, nicht Alles Poeſie oder gar Kunſt, was ſich poetiſch anläßt, und dieß ſchnöde Mittlere, das im Werdeproceß ſtecken bleibt und die rohen Elemente zu wohlfeilem und müheloſem Genuß darbietet, verurſacht alle jene Verwirrungen, die den Künſtler in ſeinem inſtinctiven Bewußtſein, den Philoſophen in ſeinem Princip beirren könnten, wenn Beide die Unvermeidlichkeit und Conſequenzloſigkeit derſelben nicht gerade vermöge dieſes Bewußtſeins und dieſes Princips erkennen lernten.

Die Dichtung erwächſt alſo aus der Anſchauung, ſie hat es mit dem Leben zu thun und iſt deſſen Spitze. Das ſprachliche Product, das entſteht, wenn ein poſitiv individueller Geiſt (denn negativ individuell ſind alle) den allgemeinen auf die oben entwickelte Weiſe durchdringt und befruchtet, wird Styl genannt; es ſetzt beide Factoren mit gleicher Nothwendigkeit voraus, iſt darum Ausdruck zugleich der Bildung, wie der Artung eines Individuums, und kann ſchon deßwegen nicht, wozu die leere Schönſchreiberei unſerer Tage es gern machen mögte, eine beiläufige Eigenſchaft des Nichts ſein, der Zähler einer Null, das Fleiſch einer Luftblaſe. Anſchauungen beruhen, näher oder entfernter, auf

Ueberlieferungen der Sinne, der poetiſche Styl iſt daher, dem Grund-Element nach, ein ſinnlicher; er bedient ſich, ſo weit der Schatz reicht, nur der lebendigen Wörter, das heißt derjenigen, welche den Dingen nicht, wie die todten, zahlenhaften, willkürlich eingeſchrieben, ſondern ihnen durch Ohr und Auge abgewonnen wurden; er reiht ſie ſo an einander, daß ſie ſich durch den Schatten, den ſie werfen, den Glanz, den ſie verbreiten, gegenſeitig nach jedesmaligem Bedürfniß des Colorits verdunkeln oder heben; er wird die ihm nothwendige Bildlichkeit aber nie durch die Verſtandes-Operation der Bilderhäufung erreichen wollen, denn er weiß, daß ein ſogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache heraus geboren, ſondern mühſam aufgejagt und umſtändlich ausgemalt wird, ſelten etwas Anderes iſt, als eine chineſiſche Laterne, die der banquerotte Poet neben einer grauen Abſtraction aufhängt, um Blödſichtige zu täuſchen. Dieß gilt von aller Poeſie, alſo auch von der dramatiſchen; für dieſe ergeben ſich jedoch in Bezug auf Sprache und Styl noch ganz beſondere Geſetze. Das Drama iſt die höchſte Form der Poeſie und der Kunſt überhaupt, hat aber nichtsdeſtoweniger die Aufgabe, das Leben in ſeiner Unmittelbarkeit zur Anſchauung zu bringen, und den Alles umfaſſenden Verſtand, der ihm im Ganzen zu Grunde liegen muß, im Einzelnen hinter anſcheinender Willkür zu verſtecken; es ſoll eine Welt ſein, keine Uhr. Die Löſung dieſer Aufgabe hängt nun zwar zunächſt von dem Wechſel-Geflecht der Charaktere und Situationen ab, von dem Grade, wie dieſe ſich gegenſeitig bedingen und dem Verhältniß, worin ſie zum Ideen-Centrum ſtehen, ſie findet ihre vollſtändige Realiſirung aber erſt in der Sprache. Alles Uebrige mag beſchaffen ſein, wie es will, es iſt bloßer Chylus, oder, wenn es hoch kommt, Blut vor dem Athemzug; nur durch die Sprache wird es, was es werden ſoll oder kann: Darſtellung oder Relation, die Sache ſelbſt oder ein Bericht über die Sache. Die Darſtellung giebt den Werdeproceß in ſeiner ganzen Tiefe und begleitet Alles, was ſie in ihren Kreis aufnimmt, von der Wurzel bis zum Gipfel-Punkt, die Menſchen, ihre Neigungen und Leidenſchaften, zum Theil ſogar das Medium, deſſen ſie ſelbſt ſich bedient, die Sprache; ſie führt das Leben in der ihm weſentlichen Geſtalt eines raſtloſen Sich-Umgebärens vor, bei dem das Kind augenblicklich wieder zum Vater wird, und erzwingt ſich darum auch einen unbedingten Glauben, denn ſie iſt die Probe ihrer ſelbſt. Die Relation dagegen iſt an das Fertige ſei es auch das Fertige im Werdenden, gebunden, ſie legt das Leben wohl den entſcheidenden Momenten nach aus einander und zieht ein Reſultat, aber ſie dringt nicht in die Uebergänge; deshalb nöthigt ſie uns auch nie ein: So iſt es! ab, ſondern höchſtens ein: So kann es ſein! und es ändert hieran Nichts, ob das Individuum aus ſich ſelbſt ſchöpft oder aus der Welt. Es iſt dieß Alles nicht etwa ſo aufzufaſſen, als ob der auf Relationen beſchränkte Geiſt erſt in der Sprache anfinge, ſich von dem darſtellenden zu unterſcheiden; es wird nur behauptet, daß ſobald er ſich in ihr zu verleiblichen ſucht, jede Täuſchung über die eigentliche Beſchaffenheit ſeines Vermögens aufhört und daß ſie das einzige Kriterium iſt, das niemals trügt. Das Charakteriſtiſche des dramatiſchen Relationen-Styls im Gegenſatz zu der Natur der Darſtellung ergiebt ſich aus den vorhergehenden Bemerkungen von ſelbſt; er wird immer kurz oder phraſenhaft ſein, kurz, weil er meiſtens nur eine oder einige Linien zu ziehen hat, phraſenhaft, weil er hiemit zu früh fertig zu werden fürchtet und dann allerlei überflüſſige Schnörkel hinzufügt. Die Kürze iſt ſeine Tugend, man kann ihm kein größeres Lob beilegen, als daß er leicht und gedrungen ſei. Ganz anders verhält es ſich mit der Darſtellung. Bei jedem Schritt, den ſie thut, drängt ſich ihr eine Welt von Anſchauungen und Beziehungen auf, die zugleich rückwärts und vorwärts deuten, und die ſie alle mitnehmen muß; die Lebensäußerungen kreuzen ſich und heben ſich auf, der Gedankenfaden reißt, bevor er abgeſponnen wurde, die Empfindung ſpringt um, das Wort ſogar verſelbſtändigt ſich und kehrt einen geheimen Sinn hervor, der den gewöhnlichen paralyſirt, denn jedes iſt ein auf mehr als einer

Seite gezeichneter Würfel. Hier wäre der Häckerling kleiner Sätze, der Blutkügelchen nach Blutkügelchen, Faſer nach Faſer hinzählt, ſehr wenig am Platz; es handelt ſich um Vergegenwärtigung der Zuſtände in ihrer organiſchen Geſammtheit, nicht bloß ihrer Ergebniſſe, wie bei der Relation, und Rauhigkeit des Versbaus, Verwickelung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerſpruch der Bilder erheben ſich zu wirkſamen und unumgänglichen Darſtellungsmitteln, wenn ſie auch dem oberflächlichen Blick, der nicht erkennt, daß auch das Ringen um Ausdruck, Ausdruck iſt, als Ungeſchicklichkeiten und Schwerfälligkeiten erſcheinen mögen. Bei dieſen Andeutungen über das Unſagbare laſſe ich es bewenden, ich habe ſie an den Sprachbildungsproceß ſelbſt anknüpfen zu müſſen geglaubt, weil das Räthſel, das ich einigermaßen ins Enge zu bringen ſuchte, unmittelbar auf ihn zurückführt und keine einzige Frage anregt, die, wenn überhaupt, nicht dort ihre Erledigung fände. Es ſollte mich freuen, wenn ich gezeigt hätte, daß Shakeſpeare nicht ohne zureichenden inneren Grund ſeinen Dialog vor ſich herwälzt, wie Siſyphus den Stein, und daß man kein Recht hat, ihn etwa auf den Kotzebueſchen, als auf ein Muſter, zu verweiſen, obgleich dieſer zierlich tanzt und hüpft, wie der Kreiſel vor der Peitſche des Knaben.

Wie verhalten ſich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander?

Wenn die Poeten unſ'rer Zeit, namentlich die dramatiſchen, das Ziel verfehlen, ſo redet man ſich und ihnen gewöhnlich ein, das rühre daher, weil ſie einen verkehrten Weg einſchlagen, und erſpart ſich die Unterſuchung, ob denn auch von vorn herein die nöthigen Mittel vorhanden geweſen ſind, und ob die meiſten derſelben, wenn ſie ſich auch über die Anlage ſelbſt nicht täuſchten, ſich doch nicht über den Grad derſelben getäuſcht haben. Unſtreitig iſt der Verſtandes-Irrthum, der ſo heraus kommt, auch leichter zu ertragen, als der innere Mangel, der ſonſt eingeräumt werden müßte, und darin mag der Grund liegen, warum man ſo hartnäckig an ihm feſthält; in dieſen müßte man ſich ein für alle Mal mit unbedingter Reſignation ergeben, jenem dagegen wäre abzuhelfen, wenigſtens ſcheinbar, da eine Legion mißlungener Verſuche die Befugniß, immer neue wieder anzuſtellen und die Hoffnung, endlich einmal das Rechte zu treffen, nicht ausſchlöſſe, der Tag der letzten Rechenſchaft alſo niemals käme. Aber wenn nun der Beweis geliefert werden ſollte, daß ein ſolcher Irrthum ohne einen ſolchen Mangel auch nur möglich wäre, ſo würde ſich's ſchnell zeigen, welch eine Widerſinnigkeit man behauptet hätte. Denn, daß die ſchaffende Natur auf jeder Stufe, die ſie auf ihrem langen Wege von der Baſis bis zur Spitze zurücklegt, eine Weile ausruht und das hervorruft, was ſie auf ihr ſchon hervorrufen kann, iſt klar, und nicht minder, daß auf dieſe Weiſe in der phyſiſchen, wie in der geiſtigen Sphäre hin und wider an gewiſſen Punkten mit Nothwendigkeit ein Uebergangsgeſchöpf hervortreten muß, das der Idee nach einer höheren Gattung angehört, als es durch ſeine noch mangelhaften Organe zu realiſiren vermag. Wie könnte ſolch ein Geſchöpf nun aber wohl dem Widerſpruch zwiſchen Wollen und Vollbringen entfliehen? Der fliegende Fiſch wird aus dem leichten Element, in das er hinein ſtrebt, immer wieder in das ſchwerere, dem er ſich zu entziehen ſucht, zurückfallen, die Fledermaus wird niemals Vogel und iſt doch unläugbar mehr, als das Thier, mit dem ſie den Namen theilt, der unzulänglich begabte Dichter zieht im Traum phantaſtiſche Fäden, bringt es aber nie zum Gewebe und iſt darum das Spiel jedes Windes, der in ſeine luftige Schöpfung hinein bläſ't. Das Alles iſt einfach; wie jedoch mit entſchiedener Kraft eine unentſchiedene Richtung, mit dem Vermögen für das Beſtimmteſte, worin eine ſolche Kraft eben beſteht, ein unbeſtimmtes Abirren in's Wüſte und Leere hinein vereinbar ſein könne, iſt durchaus nicht zu begreifen.

Man wird daher wohl zu der entgegengeſetzten Betrachtungsweiſe zurückkehren und einräumen müſſen, daß der Poet, der den rechten Weg nicht zu finden weiß, ſchon darum nicht der rechte ſein kann, wenn damit auch die meiſten unſ'rer ſogenannten Literatur-Hoffnungen wegfallen. Kraft und Erkenntniß bedingen ſich im Dichter, wie überall, gegenſeitig. Die Natur iſt nicht ſo grauſam, dem Individuum, dem ſie die Kraft verſagte, die Erkenntniß aufzudringen, denn ſie würde es dadurch vernichten, ſie iſt noch weniger ſo unverſtändig, dem Individuum, dem ſie die Kraft verlieh, die Erkenntniß vorzuenthalten, denn ſie würde dadurch die höchſten Wirkungen, die ſie durch dasſelbe bezweckt, ſchwächen, ja aufheben. Wo die Erkenntniß mangelt, da gebricht es ſicher an der Kraft, ihr zu genügen, und wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntniß nimmermehr fehlen. Man hat ſich in Deutſchland freilich den Begriff des Naiven, den man noch inſtinctmäßig als die Grundbedingung alles künſtleriſchen Schaffens feſthielt, auf eine Weiſe zurecht gemacht, die dieſem Axiom widerſpricht, aber das iſt eben ein Unbegriff. Man ſetzt das Naive in einen beharrlichen Zuſtand dumpfer Unbewußtheit, in dem das Schöne nicht bloß, wie allerdings geſchieht, empfangen, ſondern auch geboren werde, und reducirt ſo die zwei Momente, in die der ſchöpferiſche Proceß zerfällt, ohne daß eins das andere beeinträchtigt, auf einen. Es iſt nun zwar ſeltſam genug, daß ſich dieſe Vorſtellung gerade bei uns feſtſetzen konnte, da wir doch in dem Briefwechſel, den unſ're beiden größten Dichter in der Fülle ihrer Kraft, zu der Zeit, wo ſie ihr Beſtes lieferten, mit einander führten, die ſchlagendſte Widerlegung derſelben haben; oder waren Schiller und Goethe ſich nicht faſt bis zur Durchſichtigkeit klar? Sie ſteht aber offenbar noch bis auf dieſen Tag in Anſehen, und der Grund iſt, wie öfter in äſthetiſchen Dingen, in der Verwechſelung der Carricatur mit dem Weſen der Sache zu ſuchen. Es giebt nämlich eine doppelte Naivetät, die triviale, deren ſich der Beſitzer nicht rühmen würde, wenn er wüßte, daß ſie auf lauter Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geiſt, und alſo auch nicht das von dieſem unzertrennliche Bewußtſein ausſchließt, wohl aber eine beſtimmte Form des Geiſtes, die Reflexion. Beide muß ich etwas näher charakteriſiren.

Die triviale Naivetät wurzelt allerdings, jener Vorſtellung gemäß, im vollſtändigſten Erkenntnißmangel und wird nur durch dieſen, nur durch das, was ihr fehlt, in Thätigkeit geſetzt. In ihr feiert die Natur den poſſirlichſten ihrer Triumphe und erreicht durch Verſagen und Nehmen, was ſie durch Gewähren und Geben nie erreichen wird, unerſchütterliche Selbſtgefälligkeit und unerſchöpfliche Productivität. Ihr beweiſ't die Abweſenheit einer Eigenſchaft immer die Anweſenheit einer andern, die Leere an allem idealen Gehalt z. B. die Fülle concreten Lebens. Sie weiß von keinem Geſetz, weil kein Geſetz auf ſie rechnet und kann ſich deshalb auch an keins ſtoßen; ſie ſoll nur ſpielen und ſie ſpielt das Königsſpiel in dem ſchrankenloſen Bereich des Nichts. Deßungeachtet erlaubt ſich die Natur nicht etwa bloß einen neckiſchen Scherz mit ihr, ſondern erfüllt eine mütterliche Pflicht gegen ſie, wenn ſie das Licht von ihr abhält. Uebergehen konnte ſie ſie nicht, ſie war möglich und darum nothwendig, aber eben weil ſie ihr alle und jede Ausſtattung für That und Wirkung vorenthielt, war ſie ihr einen Erſatz in erhöhtem Selbſtgenuß ſchuldig und den hat ſie. Freilich giebt es auch, und das iſt natürlich, da ja jede Stufe weiter führt und alle Uebergänge ſich in einander verlaufen, in dieſer trivialen Naivetät Grade, und es finden ſich Individuen, die zuweilen eine Ahnung des inneren Deficits durchfröſtelt; ſo haben wir jetzt in Deutſchland einen erwachten Iffland, der ſicher mehr iſt, wie der frühere ſchlafende und der doch wie weniger ausſieht, weil er ſich ſelbſt bezweifelt. Doch das geſchieht nur in einzelnen ſelt'nen Momenten und von einem Durchbruch der

Erkenntniß iſt nicht die Rede, ſie unterdrücken ihn mit Gewalt. Der fliegende Fiſch tröſtet ſich, wenn er wieder herunter taumelt: ich bin Bruder des Adlers und des Leviathans zugleich, und die Fledermaus denkt: mir gehört der Tag, wie die Nacht! Dennoch tritt, ſolchen Individuen gegenüber unbedingt die Zurechnung ein, die bei den übrigen, noch unter ſie geſtellten, wegfällt, denn wenn ſie ein mangelhaftes Talent, deſſen Lückenhaftigkeit ſie, ungleich dieſen, ſelbſt fühlen, mit entſchloſſener Reſignation wegwürfen, ſo könnten ſie ſich als Geiſter vollenden und aus den letzten Producenten die erſten Kritiker werden. Sie ziehen vor, ſich und die Welt zu betrügen und büßen als Menſchen, was ſie als Künſtler verbrechen, da äſthetiſche Sünden ſo gut, wie moraliſche, ethiſche Nachwirkungen haben, wenn ſie auch keine criminelle Strafen nach ſich ziehen, ſondern nur innerlich am Kern des Weſens zehren. Hier gilt Schillers tiefer Ausſpruch: „Das kleine Ich, was ſich nicht ſo weit zu erweitern vermag, daß es dem Ideal genügt, verengert das Ideal nach ſich!“ Das iſt ein Frevel, aber doch gewiß auch ein Fluch!

Von dieſem Allen trifft nun Nichts die echte Naivetät. Nichts? Doch, der Schein, und aus dieſem Schein eben iſt die widerſinnige Vorſtellung, die uns hier beſchäftigt, hervorgegangen. Das werden wir gleich ſehen. Wenn die triviale Naivetät vom Geſetz Nichts weiß und Nichts wiſſen darf, weil ſie eben des Selbſtgenuſſes wegen hervor bringen muß und doch Nichts hervor bringen kann, was vor dem Geſetz Beſtand hätte, ſo iſt die echte, als reinſte Erſcheinung des Genies und als einzige des vollen und ganzen, ſo geſetzmäßig organiſirt, daß das Geſetz ſich ganz von ſelbſt in ihr vollzieht, daß ſie ſich auf dasſelbe nicht erſt zu beſinnen, nicht erſt die Probe zu machen braucht. Bei der einen fällt alſo, wie bei der anderen, das Moment der Reflexion weg; aus den verſchiedenartigſten Gründen zwar, aber was thuts, der gemeine Beobachter findet einen Vergleichungspunkt heraus und confundirt nun nach Luſt und Belieben. Ein Denken, das, wie ſchon A. W. Schlegel bemerkt, nur darum nicht als Nachdenken auftritt, weil es zu ſchnell von Statten geht, iſt ihm überhaupt kein Denken und fällt mit dem trivialen Denk-Unvermögen zuſammen; der Blitz iſt kein Feuer, weil er ohne Zündhölzchen zu Stande kommt, Ideen, die wie Goldadern den Berg, das Kunſtwerk in ſeiner Tiefe durchkreuzen, ſich aber nirgends in klingende Sentenzen-Scheidemünzen umſetzen, ſind keine oder doch nur zufällig, ohne Wiſſen und Wollen des Künſtlers hinein gerathen und eher dem, der ſie entdeckt, als ihm ſelbſt anzurechnen, wie dem Erwachſenen die Reflexion über ein Kinderſpiel, dem er zuſieht. Es liegt der ganzen Betrachtungsweiſe offenbar außer der Oberflächlichkeit des Geiſtes auch einige Gemeinheit des Herzens zu Grunde. Man wollte der unbequemen Ehrfurcht vor dem Urſprünglichen, das im Genie zur Erſcheinung gelang, los ſein und erfand ſich deswegen von der Naivetät, die es unzertrennlich begleitet, einen Begriff, der es an ſich zwar in ſeiner Würde und Bedeutung unangetaſtet läßt, den Träger aber, das damit ausgeſtattete und nach der Meinung von ehedem bevorzugte Individuum, noch unter die gewöhnlich begabte Menſchen-Natur hinabdrückt. Wenn ein Kind ſpielend eine Uhr zuſammenſetzte, aber gar nicht ahnte, daß ſich damit die Zeit meſſen ließe, ſondern ſie zum Kegeln benutzen wollte, könnte man ihm das Ding nicht aus der Hand nehmen und es brauchen, das Werk hochſchätzen und doch über das Kind lächeln? Solch ein Kind wollte man gern aus dem Genius machen!

Wir haben uns überzeugt, daß dieſer Unbegriff nur das Weſen der trivialen Naivetät ausſpricht und auf die echte nicht paßt; er kann alſo gegen das oben ausgeſprochene Axiom Nichts beweiſen.

Das Komma im Frack.

Demjenigen, welcher der Literatur und der Kunſt eine mehr als oberflächliche Aufmerkſamkeit zuwendet, kann es nicht entgangen ſein, daß jetzt in allen Gebieten der Genre eine ganz unverhältnißmäßige Rolle ſpielt. Er wird nicht allein an ſich in ſeinen ſämmtlichen zahlloſen Spielarten auf das Sorgfältigſte gehegt und gepflegt, er greift auch mehr und mehr aus dem ihm angewieſenen Kreiſe in die höheren Sphären hinüber, indem die idealen Formen in ſeinem Sinne behandelt und dadurch zerſtört, wenigſtens verrückt und verunſtaltet werden. Es wimmelt z. B. auf unſeren Gemälde-Ausſtellungen nicht bloß an allen Ecken und Enden von ſpielenden Kindern und ſäugenden Müttern, ſondern auch das hiſtoriſche Bild nimmt Zwitter-Elemente in ſich auf, die es ſcheinbar dem Gemüth näher führen, es in demſelben Grade aber auch dem Geiſt entfremden und es im Grunde vernichten.

Die Erſcheinung iſt an und für ſich keineswegs unnatürlich oder unerklärbar. Die Kunſt drängt nach ihrem ewigen Entwicklungs-Prinzip zunächſt unaufhaltſam zur Spitze und verweilt auf den untergeordneten Stufen nicht länger, als ſie durchaus muß, um ihre Kräfte zu erproben und auszubilden. Wenn ſie aber auf der Höhe angelangt iſt, ſteht ſie ebenſo wenig ſtill, um nun fort und fort Univerſal-Schöpfungen zu produciren oder, wie Gott der Herr nach der Hervorbringung des Menſchen, zu feiern, ſondern ſie mißt den ganzen Weg zurück und vertieft ſich, in treuem Ernſt nachholend, was ſie in der erſten Begeiſterung überſprang, bei jedem Schritt inniger in's Detail. So entſpringt der Genre und mit ihm die einzige Quelle äſthetiſchen Genuſſes für alle diejenigen, die nicht im Stande ſind, ein Ganzes aufzufaſſen und in ſich aufzunehmen, wohl aber, ſich am Einzelnen zu erfreuen.

Das iſt nun kein Unglück, im Gegentheil, es wird auf dieſe Weiſe wirklich eine neue Seite der Welt erſchloſſen, in die ſich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz ſeiner Zierlichkeit, den Eichbaum nicht vergißt, auf dem es wächſt, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm iſt nur, daß die Grenze leicht überſchritten und das Maaß verrückt wird, und das geſchieht immer, früher oder ſpäter. Weil das Moos ſich viel anſehnlicher ausnimmt, wenn der Maler ſich um den Baum nicht bekümmert, und der Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verſchwindet, ſo entſteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und ſich auch inſtinctiv die Aufgabe nicht höher ſtellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz ſchon darum nicht ſchildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht ſichtbar iſt. Da fängt das „Nebenbei“ überall an zu floriren; der Koth auf Napoleons Stiefeln wird, wenn es ſich um den großen Abdicationsmoment des Helden handelt, ebenſo ängſtlich treu gemalt, wie der Seelenkampf auf ſeinem Geſicht; dem Jambus der Tragödie wird es als eine poſitive That angerechnet, wenn er den Hiatus zu vermeiden weiß, und die Wucht des Gedankens wird ihm dafür erlaſſen; die Statue buhlt mit der Nips-Figur um ihre Reize und unterſcheidet ſich zuletzt nur noch durch die Dimenſionen von ihr u. ſ. w. Kurz, das Komma zieht den Frack an und lächelt ſtolz und ſelbſtgefällig auf den Satz herab, dem es doch allein ſeine Exiſtenz verdankt.

Es iſt vollkommen hinreichend, die Erſcheinung zu markiren, und darum überflüſſig, ſie in allen Kreiſen der Kunſt im Einzelnen nachzuweiſen; wir wollen ſie daher nur in einer Branche der Literatur verfolgen, in der ſie am ſchlagendſten hervortritt, und hier den Moment aufzeigen, wo ſie ſich vermöge der ſich mit unausweichbarer Nothwendigkeit ergebenden letzten Conſequenzen ſelbſt wieder aufhebt. Das ſie vorhanden iſt, wird Niemand läugnen, der ſich an den Dorfgeſchichten-Schwindel unſerer Tage erinnert und ſich dabei vergegenwärtigt, welch' eine beſcheidene Rolle die eigentlichen Schöpfer dieſes Genre, Jung-Stilling, Peſtalozzi und Ulrich Hegner, deren Leiſtungen ihre Zeitgenoſſen doch auch zu würdigen wußten, geſpielt haben. Unterſtützt wird ſie durch eine Theorie, die das Ideal und das Abſtracte mit einander verwechſelt und dem ſtumpfen Realismus, der die Warze ebenſo wichtig nimmt, wie die Naſe, auf der ſie ſitzt, eifrig das Wort redet, weil ſie nicht ahnt, daß jedes Bild ohne Ausnahme ein hieroglyphiſches Element in ſich aufnehmen muß, welches nach allen Seiten die Grenzen zieht. Dem Maler, der die perſpectiviſchen Geſetze beobachtet und Vordergrund und Hintergrund durch Zeichnung und Colorit gehörig auseinanderhält, wird nicht vorgeworfen, daß ihm bei den Figuren, die nicht in greller Beleuchtung daſtehen, die Linien mißrathen und die Farben ausgegangen ſeien; aber der Dichter, der nicht im Genre ſtecken bleibt, muß dieſen Vorwurf alle Tage hören. Darum ſtürzen ſich auch alle mittleren Talente Hals über Kopf in den Genre hinein und die großen müſſen ihren mühevollen Weg einſam fortſetzen und werden um die raſche Wirkung gebracht. Als Immermann die Dorfgeſchichte, um endlich auf dieſe zurückzukommen, durch ſeinen Hofſchulzen wieder in's Leben rief, fand er noch nöthig, ſeinem markigen weſtphäliſchen Idyll ein allgemeines Weltgemälde gegenüber zu ſtellen, das freilich in den forcirten komiſchen Partien nicht beſonders gelungen war, das aber doch den Blick in's Weite und Freie offen ließ. Seine nächſten und bedeutendſten Nachfolger ſchloſſen die Fenſter ſchon zu und waren auf den erſtickenden Brodem, der ſich bei dem Mangel an Luftzug nun in ihren Bauernſtuben entwickeln mußte, nicht wenig ſtolz. Sie hielten aber doch wenigſtens noch den Menſchen feſt, wenn auch nur auf höchſt untergeordneter Stufe, und der hervorragendſte von ihnen, Jeremias Gotthelf, knüpfte immer, wenn auch nicht an Ideen, ſo doch an didactiſche Geſichtspunkte an, um der Stagnation vorzubeugen. Erſt dem Mann der ewigen Studien, dem behäbigen Adalbert Stifter, war es vorbehalten, den Menſchen ganz aus dem Auge zu verlieren, und in dieſem vollzog ſich denn auch die Selbſtaufhebung der ganzen Richtung, die in ſeinem „Nachſommer“ entſchieden den letzten denkbaren Schritt gethan hat. Denn dieß Product iſt ſchon bei Erſch und Gruber oder bei Junker's „Handbuch gemeinnütziger Kenntniſſe“ angelangt, und ſelbſt derjenige, der dem Verfaſſer noch durch das Gebiet der Botanik mit Ruhe und Geduld gefolgt iſt, muß einſehen, daß die äſthetiſche That aufhört, wo die Recepte anfangen. Es iſt aber durchaus kein Zufall, daß ein Stifter kam und daß dieſer Stifter einen „Nachſommer“ ſchrieb, bei dem er offenbar Adam und Eva als Leſer vorausſetzte, weil nur dieſe mit den Dingen unbekannt ſein können, die er breit und weitläufig beſchreibt. Darin liegt Folgerichtigkeit nach beiden Seiten. Der ausartende Genre reißt ſich mehr und mehr vom Alles bedingenden, aber auch Alles zuſammenhaltenden Centrum los und zerfällt in demſelben Moment in ſich ſelbſt, wo er ſich ganz befreit zu haben glaubt. Und das überſchätzte Diminutiv-Talent kommt eben ſo natürlich vom Aufdröſeln der Form zum Zerbröckeln und Zerkrümeln der Materie, ſchließt damit aber auch den ganzen Kreis vollſtändig ab.

Abfertigung eines aeſthetiſchen Kannegießers.

(S. Gränzboten, IV. 1850. Seite 721—733.)

Andere Zeiten, andere Erſcheinungen und andere Nothwendigkeiten! Schiller beſchwerte ſich einmal bitterlich über Leute, die im Schweiß ihres Angeſichts das Schöne richteten; was würde er zu Leuten geſagt haben, die es ohne dieſen Schweiß richten, die vom Specifiſchen der Kunſt Nichts wiſſen, und doch wie Orakel ſprechen. Leute dieſer Art führen jetzt an vielen Orten das große Wort und verpflanzen die politiſche Kannegießerei, die bekanntlich darin beſteht, daß der Philiſter, dem die erſten Begriffe der Kriegskunſt fehlen, hinter ſeinem Ofen die Feldzüge der Cäſaren und Napoleone corrigirt und die Heroen zehn Mal orfeigt, ehe er ihnen einmal ein ſparſames Lob ertheilt, in's aeſthetiſche Gebiet. Da ihre Zahl ſich mehrt und ihre Frechheit ſteigt, ſo iſt es nöthig geworden, die Species einmal gründlich zu beleuchten, und wenn ich zu dieſem Ende den jetzigen Redacteur der Gränzboten, den Herrn Julian Schmidt in Leipzig, vornehme, ſo geſchieht es zunächſt, weil er ein höchſt ausgezeichnetes Exemplar iſt, indem ſich in ihm alle Eigenſchaften vereinigt finden, die ich ſonſt getrennt aufſuchen müßte, und dann auch, weil er ſich vorzugsweiſe, von ſchüchternen Angriffen zu den maaßloſeſten fortſchreitend, mit mir zu ſchaffen macht. Herr Schmidt nimmt in ſeinem letzten Aufſatz Alles wieder auf, was jemals gegen mich eingewendet wurde, auch das, was die reſpectabelſte Kritik längſt erledigt hat; er denuncirt mich der Nation als ein krankes Individuum, das ſich unabläſſig in der Region des Widerwärtigen, Scheußlichen, Wahnwitzigen und alſo Unſittlichen (oder ergiebt ſich, wenn er das Wort auch vermeidet, aus ſolchen Factoren die Unſittlichkeit nicht von ſelbſt?) herum treibe; er inſinuirt meinen dramatiſchen Mitbewerben, daß ich von ihnen allen, ja ſogar von den Todten, mit der größten Verachtung ſpreche und mich ſelbſt als den Propheten einer neuen Zeit hinſtelle; er carrikirt, um Alles dieß glaubhaft zu machen, meine Praxis und thut meiner Theorie Gewalt an. Und dieß geſchieht mit augenſcheinlicher Berechnung in einem Moment, wo vermöge der eingetretenen politiſchen Conſtellationen jede etwas kühnere Leiſtung der Kunſt und der Wiſſenſchaft wieder mit den mißtrauiſchſten Augen angeſehen wird, und wo ich mit fünf neuen Werken, mit der Erzählung Schnock und mit den Dramen Herodes, Rubin, Trauerſpiel in Sicilien und Julia vor dem Publicum erſcheine. Darum muß ich meinen Freunden Recht geben, wenn ſie glauben, daß ich ein Stillſchweigen, was ich ſonſt zu beobachten pflege, bei dieſem Anlaß einmal brechen müſſe, weil die Schwere der vorgebrachten Anſchuldigungen das Phyſiognomieloſe der Perſon, von der ſie ausgehen, überwiege. Ich hoffe, daß der geneigte Leſer an der Detail-Erörterung, die ich ihm nicht erlaſſen kann, aus dem Grunde ein lebhafteres Intereſſe nehmen ſoll, weil er dadurch Gelegenheit erhält, in unſere jetzigen literariſchen Zuſtände einige Blicke zu thun, die zwar unerfreulich, aber belehrend ſind und ihn in dem hoffentlich längſt gefaßten heilſamen Entſchluß beſtärken werden, in allen Fällen ſelbſt zu prüfen, wo ihm nicht eine Autorität durch gediegene Leiſtungen in dem zu beurtheilenden Kreiſe die nöthigen Garantien bietet.

Herr Schmidt hat ſchon einmal über mich geſchrieben, damals, wie Arnold Ruge mir ſagte, aus Geiſt des Widerſpruchs, und nach dem Anfang ſeines gegenwärtigen Aufſatzes ſollte man glauben, daß er einen erkannten Irrthum zurücknehmen und für verübten Unglimpf Satisfaction geben wolle. Aber davon iſt er weit entfernt. Er hat ſich freilich überzeugt, daß ich nicht, wie er ſich früher einbildete, Gefahr lauſe, verrückt zu werden; er meint, daß er die Anarchie, die er in meiner Poeſie entdecken will, zu voreilig in meine eigene Seele hinein gelegt habe, wo ſie ſich übrigens auch jedenfalls auffinden laſſen müßte, wenn ſie in der Poeſie wirklich vorhanden wäre. Dafür ſpricht er mir nun aber auch alle poſitiven Eigenſchaften ab, die er mir früher einräumte, und iſt alſo ein Kritiker, welcher einen Dichter ſo lange für außerordentlich erklärt, als er in ihm mit dem verhüllten Wahnſinn zu thun zu haben glaubt, ihn aber in demſelben Augenblick vom Poſtament herunter ſtößt und mit Füßen tritt, wo er eingeſtehen muß, daß es mit ſeinem geſunden Menſchen-Verſtand nicht ſo ganz übel beſtellt iſt. Herr Schmidt wird hiegegen Proteſt einlegen und auf die großen Vorzüge verweiſen, die er mir auch jetzt noch gleich zu Anfang ſeines Aufſatzes zugeſteht. Aber was er mit der rechten Hand giebt, nimmt er mit der linken vollſtändig wieder zurück, wenn er auch, für einen ſolchen Dialectiker auffallend genug, verſichert, daß das nicht geſchehen ſolle, und geräth dadurch in den heilloſeſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Dieß iſt zunächſt darzuthun. Es wird mir zugeſtanden:

1) eine unerbittliche Conſequenz in der Zeichnung der Charaktere und in Erfindung und Durchführung der Fabel; jede Erfindung, jeder Einfall, jede Handlung ſtehen in directer Verbindung mit dem beab-

ſichtigten Grundton. Dieß Verdienſt — fügt der Verfaſſer hinzu — iſt um ſo größer und anerkennungswerther, je ſeltener es in einer Zeit iſt, wo die Reflexion alle Beſtimmtheit ſo zerſetzt und zerfreſſen hat, daß die meiſten poetiſchen Figuren nach dem Bilde ihrer Urheber in der Form von Molluſken auftreten.

Das Gloſſarium hiezu lautet einige Seiten ſpäter:

Jene Conſequenz iſt im ſtrengſten Sinne des Worts eine gemachte. Hebbel führt den Entſchluß, ſeine Perſonen nichts Anderes ſprechen und thun zu laſſen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht ſetzen kann, und dieſe Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen heraus zu forciren, mit einem Eifer und einer Gewiſſenhaftigkeit durch, die etwas Aengſtliches hat; er läßt ſie Nichts ſprechen, als Epigramme, aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer beſtimmten gleichen Richtung hin macht ſo wenig einen organiſchen Charakter, wie die Figuren La Bruyère's, und dieſer iſt ſein directes Vorbild. Ja, zuletzt werden die Motive ſo ſubtiliſirt, daß ſeine ſcheinbar in äußerſter Feſtigkeit erſtarrten Charaktere ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen.

Nun verſuche man einmal Text und Gloſſarium in Einklang zu bringen! wie kann man von der unerbittlichen Conſequenz in der Durchführung der Charaktere reden, wie kann man in derſelben ein anerkennungswerthes Verdienſt erblicken, wenn gar keine Charaktere vorhanden ſind, wenn man in meinen Dramen nur Sammlungen von Epigrammen und La Bruyèreſchen Schablonen antrifft, ja, wenn ſelbſt dieſe Schablonen ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen! Kann man nicht mit dem nämlichen Recht ſagen: mein Nachbar, der Schmid, liefert ſcharfe Meſſer, aber freilich, es ſind keine Meſſer, und ſie ſind auch nicht ſcharf, ja ſie ſind nicht einmal von Eiſen? Alſo: der ſchreiendſte Widerſpruch! Aber eben deshalb darf man die Wahrheit mit demſelben Recht im Gloſſarium, wie im Text ſuchen, und vielleicht iſt ein Charakter von mir wirklich nur eine La Bruyèreſche Schablone, ein Haufen von zuſammen getragenen abſtracten Zügen, dem, wie bei Calderon, ein nomen proprium vorgeſetzt wird. Nun, das wollen wir gleich ſehen, denn zwiſchen einer bloßen Abſtraction und einem lebendigen Charakter beſteht der empiriſche Unterſchied, daß die eine uns kalt läßt, während der andere uns hinreißt, und dieſer Unterſchied iſt entſcheidend, da das Leben ſich dem Begriff entzieht und nicht definirt, nur empfunden werden kann. Vermuthlich bleibt Herr Schmidt ſo kalt bei meinen Dramen, wie bei der Lectüre La Bruyères, und dann habe ich wenigſtens einen Zeugen gegen mich, der erſt durch einen andern aufgewogen werden muß. Doch nein. Es wird mir ausdrücklich weiter zugeſtanden:

2) Er verſteht das Fieber der Leidenſchaft mit einer Virtuoſität, einer hinreißenden Gewalt zu ſchildern, daß ſie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutſchen Dichtern überhaupt nicht ihres Gleichen findet. Ich führe nur die Scene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt anthut, incl. des Vorſpiels und der Nachwirkungen. Die Schilderung wird vielleicht empören, aber ſie wird hinreißen; eben ſo die Reihenfolge der Empfindungen Claras in der Maria Magdalena. Hebbel hat ſcharf genug beobachtet, und die Saiten ſeines Innern vibriren lebhaft genug, daß ihm dieſes Fieber im Detail aufgeht. Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die eben darum Hebbels Stücke unter keiner Bedingung ſpielen würde, weil die Production des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie ſie auch Victor Hugo verſchmäht, der wenigſtens in der Intention, ungewöhnliche Leidenſchaften zu detailliren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann.

Hieraus folgt, daß Herr Schmidt bei meinen Dramen nicht kalt bleibt, auch jetzt noch nicht, und daraus wieder, daß — — Doch, nicht zu eilig, hören wir erſt das Gloſſarium. Dieß lautet:

Er wendet, um ſeine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen, zweierlei Mittel an. Zunächſt ein mechaniſches: er erregt einen ſo heftigen Wirbelwind, daß ſie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft ſchlottern und klappern. Dann auch ein chemiſches: er ſchärft die Hitze der Leidenſchaft dadurch, daß er das phyſicaliſche, thieriſche, unverſtändlich trübe und darum geheimnißvoll dunkle Moment über das menſchliche hervor treten läßt.

Damit iſt nun die mir zugeſtandene Virtuoſität in der Schilderung der Leidenſchaft ebenfalls wieder aufgehoben. Wie? Es wäre die Stimme der Leidenſchaft, wenn ein Beingeripp im Wirbelwind klappert oder wenn ein Menſch im Thier ertrinkt und etwa noch ein letztes Gewimmer ausſtößt? Nichts da! In dem einen Fall hören wir nichts Beſſeres, als ein materielles Geräuſch, wie von Steinen, die geſchüttelt werden, in dem andern hören wir beſtialiſche Töne, wie von Hunden, die ſich beißen, oder von Pferden, die ſich anwiehern. Und um Herrn Schmidt von den Conſequenzen ſeiner abgeſchmackten Gleichniſſe zu erlöſen: es iſt abſurd, von den Leidenſchaften knöchener Figuren zu reden; Leidenſchaften — dieß wollte ich oben ſagen, als ich abbrach — ſetzen Charaktere voraus, und nur ein Blödſinniger wird behaupten, daß das Ebben und Fluthen eines Stroms vortrefflich dargeſtellt ſei, daß der Strom ſelbſt aber nicht exiſtire. Alſo abermals ein ſchreiender Widerſpruch! Man kann allerdings ein materielles Feuer auf einem ſteinernen Herde anmachen, zu dem es nicht im wahlverwandtſchaftlichen Verhältniß ſteht, doch das edle geiſtige Feuer, das ſich in der Leidenſchaft zur Flamme entzündet, iſt das ausſchließliche Reſultat eines lebendigen Organismus, und wer dieß leugnet, wer Urſache und Wirkung trennen zu können glaubt, der weiß Nichts vom Specifiſchen der Kunſt, der zeigt, daß ihm die nothwendigſten Grundanſchauungen fehlen, der iſt, trotz ſeines dialectiſchen Geklappers, ein aeſthetiſcher Kannegießer.

Zu meinen Vorzügen rechnet Herr Schmidt endlich auch noch eine hohe Auffaſſung der Kunſt. Da aber dieſe Auffaſſung mich, wie ſich ſpäter aus dem Gloſſarium ergiebt, zu lauter Irrthümern in der Praxis verleitet, ſo hätte auch ſie zu meinen Fehlern gerechnet werden ſollen. Wir haben daher wiederum einen ſchreienden Widerſpruch vor uns.

Hiermit iſt dargethan, daß Herr Schmidt mir, wie ich oben ſagte, alle früher eingeräumten poſitiven Eigenſchaften abſpricht, nun er mich nicht mehr für einen Irrenhaus-Candidaten erklären darf, denn ſein Gloſſarium hebt den Text, den es nach ſeiner Verſicherung nur einſchränken ſoll, vollſtändig auf, und es iſt evident, daß er die ſcheinbaren Zugeſtändniſſe nur macht, damit die Kluft zwiſchen ſeinem zweiten und ſeinem erſten Aufſatz nicht gar zu groß ſei. Bei einem Kunſtrichter iſt nun, wie bei jedem andern Richter, Conſequenz die Hauptſache; unterſuchen wir daher, ehe wir weiter gehen, wie ſich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält. Der Herr Schmidt von 1847 (S. A. Allg. Zeit. vom 7. Juli) iſt in ſeinem Innerſten von der urſprünglichen Kraft und grandioſen Naturwahrheit ergriffen, womit ich dem blaſirten Zeitalter einmal wieder das Bild ganzer Menſchen entgegen halte. Er hat ſich von dem Hauch des Genius erquickt gefühlt, und die Reflexion, die ihm das ſüße Gefühl der Bewunderung verkümmern will, thut ihm ordentlich weh. Ich bin ein größerer Dichter, wie Lenz, Hölderlin, Grabbe und Kleiſt, wenn auch ihr Geiſtesverwandter. Freilich ſind die Probleme, die ich mir ſtelle, anonyme, individuelle Krankheits-Geſchichten, die nicht dem hiſtoriſchen Gebiet, ſondern dem pathologiſchen angehören. Aber was thut's? Alle meine Verirrungen tragen das Gepräge eines großen Talents; die dämoniſche Glut des Haſſes wird von mir mit eben ſo ſinnlicher Wahrheit vor die Seele geführt, als das ſchmeichelnde Geflüſter der Liebe. Außer Leſſing und Kleiſt kennt Herr Schmidt keinen deutſchen Dramatiker, deſſen Zeichnung ſo ſcharf und beſtimmt ausgeführt, mit ſolcher unerbitterlichen Härte gehalten wäre. Ich habe vor dieſen Beiden ſogar den Vorzug, daß meine Dichtungen auch den muſikaliſchen Reiz nicht entbehrten, den poetiſchen Duft, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abſchieds-Scene zwiſchen Siegfried und Genoveva iſt eines der reizendſten Bilder, welche die deutſche Poeſie hervorgebracht, und mein Meiſter Anton eine der kühnſten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt hat. Aber allerdings ſtehe ich überall an dem ſchmalen Rande, welcher genialen Geiſt vom Unſinn ſcheidet, und mein Tritt iſt nicht ſicher genug, Herr Schmidt ſchwebt in der Furcht, ich werde hinüber gleiten. Dieſe Furcht von 1847 hat ihn getäuſcht, ich bin 1850 nach ſeiner eigenen Verſicherung gerettet, aber nun er mir keine Thränen nachweinen kann, reißt er mir meine Helmzier wieder ab. Eine charakteriſtiſche ethiſche Erſcheinung! Mit Uebereilung, mit Berufung auf den übermächtigen unmittelbaren Eindruck muß man dergleichen nicht decken wollen; es wäre ja möglich, daß man ſich noch einmal übereilte, daß man jetzt die negativen Eigenſchaften, die ſich nach Abſtumpfung des erſten Reizes immer geltend machen, zu ſtark auf ſich wirken ließe, wie ehemals die poſitiven, und das Urtheil fiele in dem einen, wie in dem andern Fall in den Brunnen!

Wir wiſſen nun auch, wie ſich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält und kennen ſeine Conſequenz. Gehen wir jetzt weiter und prüfen wir, wie es mit ſeiner „Analyſe“ der Werke ausſieht, durch die er ſeine neugewonnene, der frühern nachgewieſenermaaßen geradezu entgegengeſetzte Anſicht zu begründen ſucht.

Man kennt Voltaire's Charakteriſtik des Hamlet, wenn auch nur aus dem Gervinus, und wird ſich ſagen müſſen, daß man in dieſem perfiden Lapidarſtyl des boshaften Witzes, der überall die Motive und Uebergänge ausläßt, jedes Shakeſpeareſche Stück, ja den ganzen Shakeſpeare charakteriſiren, d. h. parodiren kann. Nun, wie Voltaire mit dem Shakeſpeare, nur noch plumper, geht Herr Schmidt mit mir um, und ihm ſtehen nicht, wie dieſem, zur Entſchuldigung eig'ne große Leiſtungen anderer Art zur Seite. Dabei erlaubt er ſich ſogar, alle Chronologie über den Haufen zu werfen und nach jugendlichen Skizzen, die nur als Staffeln Bedeutung haben können, den Mann zu meſſen. Das Studentenſtück Nepomuck Schlägel auf der Freudenjagd (bei der Herausgabe im Salon ausdrücklich von mir, wie alles Aehnliche, mit dem Geburtsſchein verſehen, um Irrthümern entgegen zu treten) beſchäftigt ihn länger, als Judith, Genoveva, Maria Magdalena und Diamant zuſammen genommen. Recht ehrlich, nicht wahr? Doch Herr Schmidt hängt ſich an den Schlägel, und ich muß ihm wider Willen folgen; er preßt mich gewaltſam in meine Wiege hinein und ich bitte den Leſer nur, es nicht für eine freiwillige Handlung von mir zu nehmen. Er nennt den Charakter ſchwarzgallig; das iſt er. Er ſoll aber auch der Jaques aus: „Wie es euch gefällt," ſein! Das iſt er nicht. Der Neid, der ſich innerhalb des armſeligſten Kreiſes abhetzt und zufrieden geſtellt wäre, wenn er von Hinz den Rock und von Kunz die Beinkleider anziehen dürfte, iſt mit einer Melancholie, die ſich nicht darein finden kann, daß die Sonne Flecken hat, nicht einmal verwandt. Alſo eine grobe und abſichtliche Entſtellung! Es wundert Herrn Schmidt, daß Schlägel den Stoff, ſich zu ärgern, immer in den ſcheinbar am wenigſten dazu geeigneten Veranlaſſungen antrifft. Als ob darin nicht eben die Spitze der Aufgabe läge, als ob der Neid, der in einem Schneidermeiſter entſteht, wenn er Rothſchild eine Million abzählen ſieht, noch eines Malers bedürfte! Doch ſo wenig weiß Herr Schmidt vom Specifiſchen der Kunſt, daß er ſie jedesmal auf einem Abwege erblickt, wenn ſie ihr Eigentlichſtes leiſtet, daß er den Zweck will, weil dieſer ihm von Hörenſagen bekannt iſt, daß er die Mittel aber verwirft und von widerſinnigen Combinationen radotirt, wenn der Künſtler Stahl und Stein zuſammenbringt, um den Funken hervorzulocken. Schlägel ſchreitet durch eine bunte Reihe von mannigfaltigen Situationen hindurch, die freilich, wie es ſich für ein kleines Bild geziemt, ſtark zuſammengedrängt, aber nichts deſto weniger gemalt ſind; für Herrn Schmidt ſind dieſe Situationen Einfälle, und er unterſteht ſich, ſie mit den theophraſtiſchen Abſtractionen zu vergleichen. Der Unterſchied iſt ſo groß, wie der zwiſchen dem abgezogenen Blut eines Menſchen und dem Menſchen ſelbſt, in dem es cirkulirt; Theophraſt (und vermuthlich auch La Bruyère, den ich nicht kenne, obgleich er nach Herrn Schmidt mein directes Vorbild ſein ſoll) zerlegt die Leidenſchaften und die Temperamente, bei mir ſind ſie in Handlung geſetzt und das undefinirbare Etwas, das alles Allgemeine in ein Beſonderes auflöſt und das Leben erzeugt, hat außer Herrn Schmidt (d. h. dem Herrn Schmidt vom Jahre 1850, denn der Herr Schmidt vom Jahre 1847 fühlte ſich, wie der Leſer ſich erinnert, auch mächtig davon ergriffen) noch Niemand bei mir vermißt. Alſo eine Abſurdität und eine ſolche, die den Aeſthetiker, der ſie behauptet, dahin ſtellt, wohin der Mathematiker gehört, der von der Congruenz des Dreiecks und des Vierecks ſpricht. Herr Schmidt meint, dieſe Situationen, die er Einfälle nennt, hätten ſich in's Unendliche fortſpinnen laſſen. So weit dies von allen Darſtellungen dieſer Art gilt, fällt es mir nicht ein, es zu beſtreiten; ſelbſt der Don Quixotte hätte noch mehr Abenteuer beſtehen können, und Shakeſpeare machte ſeinen Falſtaff auf den Wink der Königin zum Träger eines neuen Stücks, an das er vorher gar nicht gedacht hatte. Wenn aber damit geſagt werden ſoll, daß es der Skizze an einem Höhepunkt fehle, ſo iſt das nicht wahr; der Charakter gipfelt in dem Zuge, daß Schlägel dahin gelangt, ſich ſelbſt wegen ſeiner früheren Jahre zu beneiden, und die Situationen haben in der häuslichen, womit das Ganze ſchließt, ihre natürliche Spitze. Herr Schmidt hat daher an dieſem ſingulairen Werk entweder eine materielle Eigenſchaft, nämlich die Dehnbarkeit des Stoffes, getadelt, und das wäre abermals abſurd, oder er hat eine formelle Eigenſchaft, die allerdings nicht fehlen darf, die aber auch wirklich nicht fehlt, in Abrede geſtellt, und das iſt unehrlich. Es iſt ſchrecklich genug, daß ich zu einem harmloſen Jugendſtück einen Commentar geben muß; aber wenn man meinen Stiefel angreift, darf ich meinen Helm nicht vertheidigen. So beſteht die Kritik des Herrn Schmidt von der *letzten* meiner Skizzen, die nur derjenige in den Vordergrund ſchieben konnte, der bei einer von mir einmal neben anderen über das Semikolon veröffentlichten Bemerkung, die wenigſtens beweiſ't, wie genau ich mein Handwerkszeug zu prüfen pflege, hämiſch verweilt und dafür eine Abhandlung über den Styl des Dramas, ja zwei Bände Gedichte, mit Stillſchweigen übergeht. Die Novelle: *Herr Haidvogel und ſeine Familie*, die einer viel ſpäteren Zeit angehört und darum unter meinen Productionen freilich einen höheren Rang einnimmt, fertigt er mit den Worten ab: ſie ſei eine Sammlung von Variationen über das Thema liederlicher Lump! Die Spitze dieſer Darſtellung beſteht nun gerade darin, daß Haidvogel, als er äußerlich in beſſere Umſtände verſetzt wird, ſeine innere Unverbeſſerlichkeit noch einmal zeigen muß, damit ſeine gedrückte Frau, ein Pabſt Sixtus im Weiberrock, wie Ruge ſich ausdrückte, den Muth bekomme, aus dem Winkel hervorzutreten und ihrerſeits das Heft in die Hand zu nehmen. Er bringt ſich dadurch um ſeine Zukunft, daß er im erſten Rauſch der Freude ſeine Pläne für die Zukunft zu voreilig aufdeckt, und nur ſo konnte er diejenige Züchtigung erhalten, für die er allein empfindlich war, denn Naturen ſeiner Art haben mit dem jüngſten Gericht und dem Erzengel Michael nichts zu ſchaffen, für ſie iſt der Gaſtwirth, der den Kopf ſchüttelt, wenn ſie borgen wollen, die Nemeſis. Herrn Schmidt's Bemerkung, die übrigens nicht einmal materiell richtig iſt, denn Haidvogel iſt kein Lump aus Liederlichkeit, ſondern aus Großprahlerei, aus Sucht den vornehmen Herrn zu ſpielen, trifft alſo blos das Subſtrat, und da nach einem allgemeinen Geſetz jedes Subſtrat, das in der Form aufgeht, eben hierin ſeine Rechtfertigung findet, ſo hat er, wenn es nicht auf eine abſichtliche Verläumdung abgeſehen war, wiederum einen höchſt naiven Beweis gegeben, daß er vom Specifiſchen der Kunſt nichts verſteht. Der Kritiker wird ſich nun noch an die Wahl der Gegenſtände anklammern und über das Verkehrte einer Jagd auf Mücken und Spinnen in Menſchengeſtalt greinen, denn daß der Maler des Malens wegen malt, und daß ſeine Schöpferfreude nicht vom Stofflichen ſeiner Bilder dependirt, kann er nicht wiſſen, da er ſo viel Anderes über dieſen Punkt nicht weiß. Nun, zum Aufhängen in Kirchen und Parlamentshäuſern ſind die Teniers und Douws nicht beſtimmt, ſie begnügen ſich mit einem beſcheidenen Platze in der Bauernſchenke, und wenn Herr Schmidt ihnen trotzdem die Exiſtenz-Berechtigung abſprechen will, ſo erkläre er der ganzen Gattung den Krieg und kehre zu meinen Verſuchen in ihr erſt zurück, nachdem er dieſe vernichtet hat. Dasſelbe gilt von ſeinen Einwänden gegen die beiden Nachtſtücke *Anna* und die *Kuh*; ſie ſtehen und fallen mit der Gattung *und es iſt der perfideſte Kniff einer Afterkritik, für die in jeder Form der Kunſt aufzuzeigenden negativen Seiten das ſingulaire Product zur Verantwortung zu ziehen.* Nichts daher über die Schrecken, die hier übermäßig gehäuft ſein ſollen und über das daran geknüpfte Raiſonnement; es trifft nur die Gattung, ſo weit es in ſeiner Fadenſcheinigkeit überhaupt trifft. Wenn aber Herr Schmidt keck genug iſt, einen von mir über das *bürgerliche Trauerſpiel* gefällten Ausſpruch gegen dieſe Stücke zu kehren und alſo auf die Novelle auszudehnen, ſo muß ich ihn fragen, ob er nicht weiß, wenn auch nur aus dem Wilhelm Meiſter, daß die dramatiſche und epiſche Poeſie verſchiedene Geſetze haben, daß das Verhältniß von Charakter und Begebenheit ſich in ihnen geradezu umdreht, und daß die Novelle von dem Pragmatismus des Zufalls, den er hier wie dort ausſchließen will, ſogar den Namen trägt. Kann man unwiſſender ſein oder unredlicher zu Werke gehn? Die *Kuh* iſt für ihn eine zweite Auflage der *Anna*, weil in beiden das Feuer eine Rolle ſpielt; nach der nämlichen Logik wäre König Lear eine zweite Auflage des Agamemnon, weil in beiden Blut fließt. Daß dabei der einſam in einem Dorf wohnende Bauer zum Bürger von Wien avancirt, die ganze Atmoſphäre alſo verrückt und obendrein der Alles bedingende Ausgangspunkt des Bildes auf den Kopf geſtellt wird, kann Niemand mehr wundern. Bei mir verbrennt das Kind die Thalerſcheine aus unſchuldiger Luſt am Geflacker des Papiers, *weil es ſeinen Vater vorher das Zeitungsblatt, in das ſie eingewickelt waren, verbrennen ſah* und zwiſchen Inhalt und Umſchlag noch nicht unterſcheiden kann; Herr Schmidt läßt es einen kleinen Jungen aus *Unbedacht*, alſo ganz aus ſich ſelbſt thun, und hat ſchon damit, auch ohne den Wiener Bürgerbrief, den ganzen Organismus zerſtört. Vielleicht ſchüttelt er hiezu den Kopf und ſpricht von Subtilitäten, vielleicht weiß er nichts davon, daß in einem Kunſtwerk die erſte Linie die letzte recenſirt und die letzte die erſte, das beweiſt dann aber wiederum auf's Schlagendſte, daß er vom Specifiſchen der Kunſt nicht das Mindeſte verſteht. Doch die Krone ſetzt Herr Schmidt ſich erſt in ſeiner Analyſe des Trauerſpiels in Sicilien auf, welches ihm natürlich die glänzendſte Gelegenheit zur Carrikirung darbot, da es ein Gränz-

Product iſt, das die Extreme nach beiden Seiten berühren muß und ſoll. Mit dieſer wollen wir ſchließen. Zunächſt erklärt er ſich gegen die Gattung, ſie ſoll nicht exiſtiren; denn ein tragiſches Geſchick ſoll immer in tragiſcher Form, der Form der Nothwendigkeit, auftreten, ſonſt hat es kein Intereſſe und keine Wirkung. Er hätte ſagen ſollen: „kein rein tragiſches Intereſſe,“ aber dann hätte er daſſelbe geſagt, was ich in meinem Sendſchreiben an Rötſcher ſage, dem er die Ausdrücke entlehnt. So ſtellt er meinen dort entwickelten Gedanken eine vage Behauptung entgegen, die Nichts wiegt und alſo auch Nichts gilt. Freilich citirt er aus dem Sendſchreiben die Stelle: „Wenn ſich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der ſich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, ſo iſt das eben ſo furchtbar als barock, aber auch eben ſo barock als furchtbar. Man mögte vor Grauſen erſtarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man mögte ſich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Fröſteln beſchleicht uns wieder, ehe uns das gelingt!“ und fragt dann, ob eine Individualität, die ſo empfinde, nicht krankhaft zu nennen ſei? Ich glaube, ich kann fragen, ob ein Individuum, das nicht ſo empfindet, das entweder gegen die Materie (das Furchtbare) oder gegen die Form (das Barocke) eines ſolchen Eindrucks fühllos iſt, nicht eben ſo nüchtern und trivial ſein muß, wie der ſelige Nicolai, der auch nicht begriff, wie ein Menſch von geſunden Sinnen Ammenſtücklein, wie Goethe's Haiden-Röslein, Erlkönig u. ſ. w. machen könne. Weiter bemerkt Herr Schmidt, daß mir eine wahre Anekdote imponirt habe und meint, die Symboliſirung der gemeinen Empirie ſei überhaupt für mich charakteriſtiſch; vier Seiten nachher wirft er mir die Verachtung der Anekdote vor. Auf einen Widerſpruch mehr oder weniger kommt es ihm natürlich nicht an; die Wahrheit iſt, daß der Künſtler die Anekdote, als Subſtrat, ſo wenig imponirend finden, als verachten wird, und daß, wer mir das Eine oder das Andere unterſchiebt, meinen Worten im Sendſchreiben oder in der Vorrede Gewalt anthut. In dem einen erzähle ich, daß eine Maſſe von Anſchauungen mir zum dramatiſchen Bilde zuſammengeronnen ſei, als ich die Anekdote erfuhr; ein Aehnliches berichtet Goethe von ſich über die Conception des Werther. In der andern verlange ich, daß der Dichter nicht bei der Anekdote ſtehen bleiben ſoll; ſetze ich ihren Werth darum herab? Das ſind Fechterſtreiche, die kaum einem hölzernen Roland gegenüber ungeſtraft hingehen. Nun kommt die Inhalts-Anzeige des Stücks, ganz im Voltaireſchen Sinn, ungefähr ſo. Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt ſich in einen garſtigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von ſeinen Heldenthaten vorſchwadronirt hat. Der Fähndrich Jago, eine ſchöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, iſt auf ſeinen ſchwarzen General aus den ordinärſten Gründen erboſt, weil dieſer ſtatt ſeiner den Caſſio zu ſeinem Lieutnant machte. Er entſchließt ſich deshalb, den Neger, ſein Weib, und den ihm vorgezogenen Caſſio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntſcheckigen Monologen mit, wie ſie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewiſſer Roderich dienen, ein liederlicher Burſch, der in die Desdemona verſchoſſen iſt und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt ſogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen bei'm Verfaſſer ſchon kennt. Nun hetzt Jago Einen auf den Andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat beſſer dafür geſorgt, als der liebe Gott in ſolchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von ſelbſt umfallen, in den Weg geſtellt. Es giebt Eiferſucht an allen Ecken und ein Taſchentuch ſpielt, ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber iſt, daß der Neger erſt die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, ſich ſelbſt erſticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß ſich nicht mit einander vermiſchen ſollen. — Ich bitte den Leſer mit dieſer Charakteriſtik des Othello die Schmidt'ſche des Trauerſpiels in Sicilien zu vergleichen und ſich überzeugen, daß Beide ſich ſo ähnlich ſind, wie ein Ei dem andern. Eben ſo werden die Charaktere behandelt. Die edlen, Sebaſtiano und Angiolina, werden kaum genannt, obgleich die Angiolina zum Beſten gehört, was mir je gelang, mag mein Beſtes ſich nun zum Vortrefflichen verhalten, wie es will; die andern werden zu Zerrbildern entſtellt, und doch bedingt nach dem erſten Grundſatz der Compoſition, das Licht auf der rechten Seite den Schatten auf der linken, ſogar dem Grade nach. Einzelne Reden, aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen, werden auf Nadeln geſteckt und nehmen ſich nun natürlich aus, wie ſich etwa die Zunge des Herrn Schmidt ausnehmen würde, wenn ein Tartar ſie ihm ausſchnitte und auf den Rücken nagelte. Einer der Banditen ſagt z. B. in meinem Stück, als er von einer großmüthigen Handlung des Sebaſtiano hört: Ein frommer Burſch, den untern Tiſch zu ſaufen und dann vor eine Kirchenthür zu legen, das müßte eine Götterwolluſt ſein! Dieß erklärt Herr Schmidt für — man rathe! nun, für Renommage, und doch liegt der Aeußerung, wie ein Pſycholog auf den erſten Blick erkennen muß, das ganz allgemeine Gefühl zu Grunde, welches im Laſter immer den Haß gegen die Tugend erweckt, und welches z. B. das gefallene Mädchen ſo oft zur Verführerin des noch unſchuldigen macht, das es durch ſeine bloße Exiſtenz beſchämt. Was würde Herr Schmidt über die Reden des Baſtard zum

Hubert, als ſie ſich bei der Leiche des jungen Arthur treffen, geſagt, wie würde er das Ertrinken in einem Löffel Waſſer, das Erhängen an einem Spinnwebsfaden verſpottet haben, wenn der König Johann im Jahre 1850 erſchienen wäre! Dennoch wußte Shakeſpeare ſehr gut, was er mit der an ſich ungereimten Vorſtellung wollte; der Baſtard meint, daß die Natur, wenn ſie auf der einen Seite ſo weit aus ihren gewöhnlichen Schranken gewichen ſei, um den Mord zuzulaſſen, auch auf der andern ſo weit aus dieſen Schranken weichen müſſe, um ihn zu ſtrafen. Allerdings ſtammen derartige Züge aus jenem den ganzen Menſchen herum drehenden Wirbel, in den Phantaſien und Gedanken unabläſſig, wie Wolkenbilder, in einander verlaufen und darum hat die triviale Nüchternheit es leicht ſie auf's delirium tremens zurückzuführen. Herr Schmidt nennt den Greis Gregorio, den des Genuſſes unfähig gewordenen Repräſentanten der modernen Geldmacht, der ſich durch Mißbrauch des Beſitzes für die langen Entbehrungen, durch die er zum Beſitz gelangte, zu entſchädigen ſucht, eine zweite Auflage des Nepomuk Schlägel; mit demſelben Recht, womit er früher die Kuh eine zweite Auflage der Anna nannte, nämlich weil beide Arme, Beine und Köpfe haben, denn andere Aehnlichkeiten ſind nicht vorhanden. Ja, er geht ſo weit, zu behaupten, daß die Gemüths- und Geiſtes-Eigenſchaften, die den Gregorio machen, für das Stück unweſentlich ſeien, zur Entwickelung der Handlung wenig beitrügen und nur ihrer ſelbſt wegen aufgedeckt würden. Dieß iſt die äußerſte Spitze der Keckheit, und hier iſt auch gar keine Täuſchung mehr denkbar, denn ganz umgekehrt verhält es ſich. Ohne den gerade ſo und nicht anders beſchaffenen Gregorio, der dem Anſelmo Geld zum Spielen vorſchießt, weil er auf ſeine Tochter ſpeculirt und ihm dann an Zahlungsſtatt die Tochter abfordert, wäre das Stück von Anfang bis Ende nicht möglich; Angiolina würde nicht fliehen, wenn ihr Vater ſie nicht zur Zwangsehe nöthigte, und Ambroſio und Bartolino würden, anſtatt ſie zu ermorden, höchſtens noch einen zweiten Käfer zertreten; es fällt mit dem Gregorio ſogar das Faktum weg. Ich könnte hier von unſerem Analytiker Abſchied nehmen, denn weiter kann er's nicht treiben, und die Kleinigkeit, daß er den ſchließlichen Stoßſeufzer Gregorio's: wie jählings kommt der Tod! dieſen letzten Strich am Charakterbild, für die Moral des Stückes ausgiebt, fällt neben dem Uebrigen nicht mehr ins Gewicht. Aber ſeine totale Unfähigkeit, das Specifiſche in der Kunſt zu erfaſſen, tritt noch einmal auf's Grellſte hervor, wenn er es beſtreitet, daß das Trauerſpiel in Sicilien wirklich einen faulen Sumpf von Verhältniſſen zur Anſchauung bringe, und auf dieſe will ich noch ein letztes Schlaglicht fallen laſſen. Er meint, wir lernten in dem Stücke nicht „die ſittliche Grundlage der Zeit“, ſondern nur einzelne unſittliche Menſchen kennen. Nun, wodurch ſollen wir „die ſittliche Grundlage der Zeit“ kennen lernen, als durch einzelne unſittliche Menſchen; wodurch iſt die Beſchaffenheit des Erdreichs zu malen, als durch die Pflanzen, die es treibt! Verlangt Herr Schmidt, daß die geſammte Einwohnerſchaft Siciliens im Stücke auftreten ſoll? Oder will er, wenn er der Kunſt auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit der Abbreviatur zugiebt, wie er wohl muß, etwa die Richtigkeit meiner Abbreviatur anfechten? Das dürfte nicht glücken, denn Familie und Staat repräſentiren Volk und Land, und Familie und Staat ſind im Trauerſpiel von Sicilien repräſentirt! Ohne Zweifel kann Herr Schmidt den Rubin und die Julia, auch den Herodes und was er will, auf ähnliche Weiſe analyſiren. Nichts iſt leichter, als das, aber die kritiſche That wiegt auch nicht ſchwerer, wie der Bart, der in Rom den Statuen zuweilen von Talenten, die ſich beſcheiden der öffentlichen Dankbarkeit entziehen, bei nächtlicher Weile mit Holzkohle gemacht wird. In Griechenland fügten die tragiſchen Dichter ihren Werken gleich ein Satyrſpiel hinzu; da die modernen Poeten das unterlaſſen, ſucht der Recenſent die Lücke durch eine Parodie zu ſtopfen.

So carrikirt Herr Schmidt meine Praxis; ich mußte in's Detail eingehen, denn nur am Detail läßt ſich die Entſtellung aufzeigen. Kein Wunder, daß er viel Widerwärtiges, Scheußliches, Wahnwitziges und Unſittliches heraus bekommt; wenn er meine Stücke von hinten läſe und die Kataſtrophe für die Expoſition nähme, die Expoſition für die Kataſtrophe, könnte das Reſultat kaum ausgiebiger ſein. Unterſuchen wir nun noch, wie er ſich zu meiner Theorie verhält; einen Fingerzeig darüber hatten wir ſchon bei Gelegenheit der Anna und der Kuh, wo er auf die Novelle bezieht, was ich über das bürgerliche Trauerſpiel ausſprach.

Ich ſage in der Vorrede zur Maria Magdalena: das Drama ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand in ſeinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden ſittlichen Centrum des Weltorganismus veranſchaulichen, und alſo im höchſten Sinne Geſchichtſchreibung ſein. Das Alles wird näher entwickelt und auf Gründe zurückgeführt, die Jedermann nur noch die Wahl geſtatten, ob er ihnen beiſtimmen oder mit Hegel annehmen will, daß der Standpunkt der Kunſt überwunden ſei, daß daher Niemand mehr produciren dürfe, daß folgerecht die Natur aber auch keinen productiven Geiſt mehr in's Leben rufen könne, ohne mit ihrer eigenen Oeconomie in Widerſpruch zu gerathen. Dabei wird ausdrücklich (Seite 14) gegen die tendenziöſe Auffaſſung meines Gedankenganges Verwahrung eingelegt und der Dichtungs-

Proceß auf eine Weiſe beleuchtet, die gar keinen Zweifel übrig laſſen kann, daß es mir nicht von fern in den Sinn kam, ein Adjectiv, das die reinſten Erſcheinungen der Gattung charakteriſirt, in einen Imperativ für den hervorbringenden Künſtler, der eines ſolchen nach meiner eigenen Darſtellung nicht bedarf, weil die Schöpfung unbewußt und unwillkürlich in ihm vor ſich geht und er nur Organ iſt, zu verwandeln. Welche Wechſelbälge hat nur Herr Schmidt mittelſt des gleich auf der erſten Seite der nämlichen Vorrede von mir vorahnend beſchriebenen Manövers mit meinem Gedankengange erzeugt?

1) Läßt er mich behaupten, der moderne Dichter ſolle ſich hinſetzen und mit Abſicht eine Welt-Anſchauung erſchaffen. Iſt das nach dem Vorangeſchickten nicht ſelbſt im Jahre 1850 unglaublich? Ich reiche dem Schiffer einen Compaß für die Reiſe, und Herr Schmidt ſagt, ich hätte ihm aufgegeben, des Compaſſes wegen zu reiſen. Dabei macht er die ſehr richtige Bemerkung, daß das Wort Welt-Anſchauung, das durch den Fauſt in den aeſthetiſchen Katechismus gekommen ſei, viel Unheil angerichtet habe. Aber die Bemerkung trifft mich und meine Productionen nicht im mindeſten und iſt alſo übel placirt. Meine Forderung, den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand zu veranſchaulichen, verlegt der albernen Jagd auf eine Welt-Anſchauung ge-

radezu den Weg, verweiſ't den Dichter entſchieden auf's Endliche und Begränzte und ſchneidet alle Abſtractionen ab, erlaubt ihm nicht einmal die unfruchtbare Liebäugelei mit dem reinen Schönen, wenn die Elemente deſſelben nicht in Welt und Zeit vorhanden ſind. Eben ſo verhält es ſich mit meinen Productionen; ſie gehen nie und nirgends ſo wenig im Ganzen als in einzelnen Figuren im Sinne des Fauſt auf eine Welt-Anſchauung aus, ſie beſchäftigen ſich ausſchließlich mit der Erde, nicht mit Himmel und Hölle, ſo weit die Kunſtformen ſelbſt, in denen freilich Endliches und Unendliches zuſammen fällt, es nicht verlangen; ſie reflectiren nicht einmal über den Welt- und Menſchen-Zuſtand, den ſie abſpiegeln, ſie geben dem Zuſchauer und dem Leſer nur Gelegenheit, es zu thun, und das ſoll geſchehen. Uebrigens irrt Herr Schmidt, wenn er mich einen Schüler Hegel's nennt; ich bin es ſo wenig im weiteren, wie im engeren Sinn.

2) Verſichert er, ich producirte nicht, oder wenigſtens nicht bloß, aus reiner, natürlicher Freude am Schaffen, ſondern aus bewußter Reaction gegen eine verkehrte Richtung der Zeit. Woher weiß er das? In der Vorrede zur Maria Magdalena, die er mein Glaubensbekenntniß nennt, ſteht das gerade Gegentheil, dort wird der Schöpfungsact ſogar in Bezug auf die Wahl des Stoffs dem Willen entrückt, und mit dieſer, doch ſicher aus meinen innerſten

Erfahrungen gewonnenen Grund-Anſchauung iſt ein bewußtes Reagiren gegen eine verkehrte Richtung der Zeit gerade ſo vereinbar, wie mit dem, was der Phyſiolog uns über den Embryo-Zuſtand des Menſchen berichtet, ein Reflectiren der Mutter darüber, ob er blond oder braun zur Welt kommen ſolle. Heillos! Nie und nirgends wird ein Dichter aus einem anderen Grunde produciren, als aus Luſt am Schaffen; ſollte er es etwa thun, um ſich von Herrn Schmidt und ſeines Gleichen recenſiren zu laſſen? *In Deutſchland am wenigſten kann er dem Verdacht ausgeſetzt ſein, daß ihn nicht die unbedingteſte Nöthigung ſeiner Natur treibe; hier winken ihm keine National-Belohnungen, hier iſt er nicht einmal gegen das Verhungern geſchützt, und wenn der Staat noch einer Rechtfertigung ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Talent bedürfte, ſo wird der Kritikus ſich beeilen, ſie ihm durch den Nachweis zu geben, daß die jedesmaligen Repräſentanten desſelben gar nicht zu Anſprüchen berechtigt ſind.*

3) Behauptet er, ich ließe nur *Sophokles Shakeſpeare* und *Goethe* als dramatiſche Dichter gelten und ſpräche von allen übrigen mit der größten Verachtung. Die Wahrheit iſt, daß ich in dem Augenblick, wo ich von denjenigen dramatiſchen

Dichtern ſprach, die in dem von mir entwickelten höchſten Sinne Epoche gemacht haben, diejenigen nicht mit aufzählte, die in dieſem Sinne *nicht* Epoche gemacht haben. Das iſt nun doch ſehr einfach; wenn man es nur mit den Centralſonnen zu thun hat, muß man die Planeten auslaſſen, und daraus, daß man ſie an einem Ort nicht nennt, wo ſie nicht genannt werden können, wird kein Vernünftiger folgern, daß man ſie überhaupt nicht mit zum Sternenhimmel rechnet. Herr Schmidt, der ſich ſogar, wie wir ſahen, eine kleine Bemerkung über die Unterſcheidungszeichen von mir notirte, ſollte doch wiſſen, mit welcher Verehrung und Bewunderung ich, wenn der Anlaß ſich dazu ergab, von *Schiller*, *Kleiſt* und Anderen ſprach, die nicht in die erſte Reihe gehören; er ſollte doch wiſſen, mit welcher Anerkennung ich ſchon jüngere dramatiſche Autoren bei ihrem Eintritt in die Literatur begrüßte; er ſollte doch wiſſen, daß ich ſelbſt Productionen, wie z. B. *Gutzkows* Urbild des Tartüffe, bei ihrem Erſcheinen auf der Wiener Bühne wegen ihrer formalen Abrundung und Geſchloſſenheit mit Wärme willkommen hieß, obgleich ſie Richtungen angehören, die der meinigen entgegengeſetzt ſind. Mit Verachtung ſpreche ich von den Fabrikarbeitern, von ſolchen Leuten, die das Converſations-Lexicon nach „piquanten Stoffen“ durchſtöbern, um Tantièmen zu gewinnen, und für die wird doch Niemand Achtung reclamiren wollen.

4) Giebt er mir Schuld, ich ſtellte mich als den Propheten einer neuen Zeit hin. Wo thu' ich das? Direct? Das wagt Herr Schmidt ſelbſt nicht zu behaupten. Indirect? Dadurch, daß ich, als ich die alten Geſetztafeln im Tempel einmal wieder abgeleſen hatte, nicht mit erhobener Simme hinzu fügte, ich machte mich keineswegs anheiſchig, ſie in allen Punkten zu erfüllen? Nach meinem Gefühl wäre gerade das anmaßend geweſen, und man hätte mir erwiedern können: wer erwartet's denn von Dir? Zur Antwort auf dieſe Inſinuation diene das Sonett an einen Freund, das ſich Seite 114 in meinen neueren Gedichten findet. Es lautet:

Du rühmſt mich oft um meine Dichtergaben
Und nennſt mich reich, weil Vieles, was ich dachte,
Dich mit dem ſelt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter Dir geſpendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermögt' ich Alles, was in Dir erwachte,
Als ſich Dein Geiſt an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefſten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Muſen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterſcheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht geſellen.

Zwar, Mancher trägt noch weniger im Buſen,
Der glaubt, die Welt als erſter Hirt zu weiden,
Und iſt, o Zeit, doch Kork auf Deinen Wellen!

Ich laſſe einiges Andere auf ſich beruhen, weil es nur durch den kategoriſchen Imperativ erledigt werden kann. Dahin gehört die Frage, wo die nothwendige Concentration, auf der alle Kunſt beruht, und die viele Natürlichkeits-Forderungen, z. B. manche in Bezug auf die Diction, eben ſo unbedingt vom Drama abweiſ't, wie die Reſtauration der Helden durch Eſſen und Trinken, in Uebertreibung übergeht. Es läßt ſich hierüber im Allgemeinen Nichts feſtſetzen, man muß daher im ſpeciellen Fall die Stimmen ſammeln und wägen, und ſolcher Punkte giebt es viele.

Zum Schluß. Die Geſammt-Ausgabe meiner dramatiſchen Schriften, mit deren Vorbereitung ich beſchäftigt bin, wird beweiſen, daß die Kritik mir nicht eine einzige begründete Bemerkung gemacht hat, die ich nicht beherzigt hätte; wer wäre nicht dankbar für den Spiegel, in dem er ſeine Flecken ſieht! Hohle Abſprecherei, die ſich auf Verdrehung meiner Theorie und Carrikirung meiner Praxis ſtützt, darf ich ſo lange verachten, bis ſie ſich in ihr Gegentheil verwandelt. Vielleicht wundert ſich der geneigte Leſer, daß ich ſo viel Arbeit an ein offenbares Nichts ſetzen konnte. Aber wir Alle ſind Soldaten und müſſen unſeren Schild rein halten! Deutſchland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in Einem Punkt bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernſt und der ſittlichen Strenge, womit ich meine Kunſt ausübe, weiche ich keinem, und wenn ich auch Nichts über meine Zukunft weiß, dieß weiß ich, daß meine Zeit einer ſpäteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die ſie in die meinige ſetzt!

Kritiſche Schriften von Ludwig Tieck.

In den Wirren des Jahres 1848 iſt ein Werk faſt untergegangen, das in einer friedlichen Zeit ohne Zweifel Gegenſtand ſorgfältiger und ehrenvoller Beſprechung geworden wäre. Der alte ehrwürdige Tieck hat ſeine Kritiken, ſeine Abhandlungen und Vorreden herausgegeben, aber faſt Niemand hat von der Gabe Notiz genommen, denn zum Leſen fehlte die Muße und zu Patronen brauchte man noch keine Bücher. Der Sturm hat ſich wieder verzogen, die Fluth, die alle Dämme zu überſchwemmen drohte, iſt wieder in ihr Bett zurückgekehrt und es dürfte Pflicht ſein, die Schätze zu ſammeln, die ſie nicht für immer begraben hat. Zu dieſen gehören aber Tieck's kritiſche Schriften.

Die Wiſſenſchaft der Kunſt, die bei uns ein Jahrhundert lang in Windeln lag und von der Philoſophie ſo wenig frei gegeben, als mit mütterlicher Liebe gepflegt wurde, iſt ſeit Solger und Hegel ſelbſtſtändig geworden. Jedermann weiß, wie reich dieſe beiden Philoſophen, vorzüglich der Erſtere, ſie bei ihrer Emanzipation im Allgemeinen ausgeſtattet, und was Männer, wie Viſcher, Rötſcher, Ulrici u. ſ. w. ſpäter im Beſonderen für ſie gethan haben. Niemand, dem es um gründliche äſthetiſche Bildung zu thun iſt, darf ihre großartigen Leiſtungen ignoriren. Kein Künſtler höheren Ranges wird die Mühe ſcheuen, ſich die Reſultate derſelben anzueignen. Nur die gebornen Kunſtſchwätzer, die Einfälle für Gedanken halten und die das einer wohlgeordneten Menſchennatur innewohnende Bedürfniß, ſich in jedem Kreiſe bis zum Centrum durchzuarbeiten, nicht kennen, die eben darum aber auch zu ewiger Nullität verdammt ſind, werden ſich dieſer Aufgabe entziehen. Nur die unmittelbar an's Nichts gränzenden kleinen Talente, die inſtinctartig vor dem Sonnenſtrahl der Erkenntniß zittern, weil ſie ahnen, daß er ſie verzehren würde, wenn ſie ſich ihm unvorſichtiger Weiſe ausſetzen wollten, werden ſich zu ihnen ſchlagen. Jene werden ſich mit dem Hochmuth der Dummheit wohl gar über Koryphäen, wie Solger oder Viſcher erheben und ſich einreden, ſie beſiegt zu haben, wenn ſie ihnen nach Bajazzo-Art einen Kreideſtrich auf dem Rücken beibrachten, oder ihnen die Schellenkappe an den Kopf warfen. Dieſe werden ihnen den Reſpect freilich nicht unbedingt verweigern, aber ſie werden ſie nur ganz von ferne verehren, wie der Wandsbecker Bote den Kaiſer von

Japan, weil ſie ihre Naivetät nur auf dieſe Art glauben ſichern zu können, und darin haben ſie auch Recht, denn man ſündigt nur ſo lange mit Gemüthsruhe gegen ein Geſetz, als man es nicht kennt.

Die Wiſſenſchaft der Kunſt hat jedoch, ſo hoch ſie auch bereits ſteht, eine Seite, nach welcher hin ſie erweitert werden kann und muß, und dieſe Erweiterung wird ihr nur durch den Künſtler kommen, der Rechenſchaft über ſich ſelbſt giebt und ſeine Erfahrungen über den myſteriöſen Proceß, den man den ſchöpferiſchen nennt, mittheilt. Denn wenn derjenige, dem es an der äſthetiſchen Bildung fehlt, die Poeſie gewöhnlich ſchon in der rohen Vorſtellung, in der noch nicht einmal zum Gedanken geſteigerten ſinnlichen Hieroglyphe erblickt, und darum das leere, wurzelloſe Spielen mit Bildern und Gleichniſſen, auf dem die klägliche Celebrität einiger unſerer neuern Lyriker faſt allein beruht, höchlich bewundert, ſo kann es demjenigen, der dieſe Bildung in ſich aufnahm, bei der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Theorie noch immer begegnen, daß er den rein intellektuellen Gehalt mit dem ſpecifiſch künſtleriſchen verwechſelt und dem Denker, dem Ideen-Erzeuger einen Kranz aufſetzt, der nur dem Dichter gebührt. Das Erſtere geſchieht alle Tage, aber auch das Letztere ereignet ſich nicht eben ſelten; man braucht ſich nur an die Glorifikation zu erinnern, die den Wanderjahren zu Theil geworden iſt. Der Grund liegt darin, daß die Linien, die das letzte Stadium des ſchöpferiſchen Proceſſes von den vorhergehenden trennen, noch nicht ſcharf genug gezogen, und daß eben deshalb die Merkmale, welche die reine Geburt vom Abortus unterſcheiden, noch nicht mit hinreichender Klarheit feſtgeſtellt ſind. Zu dieſem Stadium bringt es nämlich mancher, ſonſt reich begabte Geiſt niemals, und Keiner iſt noch da geweſen, der es jedes Mal dazu gebracht hätte. Daher rührt das Heer von Miß- und Zwittergebilden, das ſelbſt in den höchſten Sphären ſich zwiſchen die ewigen Typen, die vollendeten Götter- und Heroengeſtalten, miſcht.

Dieſe Linien aber werden erſt gezogen, dieſe Merkmale erſt angegeben werden können, wenn der Philoſoph ſich für ſeine abſtrakten und darum viel zu weit ausgefallenen Begriffs-Beſtimmungen die Materie vom Künſtler borgt. Dazu war er bis jetzt, den Vorwurf kann ich ihm nicht erſparen, zu vornehm; ſtatt den Künſtler zu Confeſſionen, die ihm wichtig ſein mußten, aufzumuntern, wies er ihn vielmehr damit zurück, mußte das aber auch dadurch büßen, daß er ein Netz ſtrickte, in dem der Fiſch, der gefangen werden ſollte, ſich nicht fangen ließ. So wenig die bloße Kenntniß der telluriſchen Geſetze genügt, den Proceß zu erklären, aus welchem der Organismus und ſein höchſtes Wunder, das individuelle Leben, hervorgeht, eben ſo wenig genügt die Kenntniß der allgemeinen Kategorien des Geiſtes, den Geſtaltungsproceß, der jenem in allen Stadien entſpricht und ihn nur wiederholt, zu begreifen. Wer dieß Ziel erreichen will, der darf den empiriſchen Weg nicht verſchmähen und muß mit dem Künſtler durchaus Hand in Hand gehen. Zwar wird man hier nie zur abſoluten, zur mathematiſchen Beſtimmtheit gelangen, aber man kann unendlich viel weiter kommen, als man bis jetzt gekommen iſt, man kann ſo weit kommen, daß nur noch über ſolche Produkte, die, wie im Phyſiſchen die Thierpflanze und das Pflanzenthier, ganz an der Grenze ſtehen, Meinungsverſchiedenheiten möglich bleiben.

Wenn dereinſt dieß Verhältniß zwiſchen dem Philoſophen und dem Künſtler eintritt, ſo wird der Letztere auch die Scheu überwinden, die ihn ſelbſt bisher von ſolchen Confeſſionen abhielt, denn dieſe Scheu geht weit weniger aus der Sache ſelbſt hervor, als ſie aus der Furcht vor Mißdeutungen entſpringt. Die Geneſis eines Kunſtwerkes iſt die Geneſis der Kunſt, und wer z. B. wiſſen mögte, wie der menſchliche Geiſt überhaupt zur Tragödie kam, der würde Belehrung darüber empfangen, wenn Shakeſpeare uns geſagt hätte, wie er zum Hamlet oder zum Lear kam. Der allgemeine Proceß ſpiegelt ſich im beſonderen ab, er kann jedoch nur erfahren nicht a priori conſtruirt werden. Es hat nun ſchon Künſtler gegeben, die ſich wenigſtens fragmentariſch über den einen oder den anderen der hier in Betracht kommenden Punkte äußerten. Raphaels und Mozarts Bekenntniſſe ſind Jedermann im Gedächtniß, Alfieri, der freilich kein ganz vollgültiger Zeuge iſt, giebt in ſeiner Biographie ebenfalls intereſſante Fingerzeige, auch Byrons Briefe und Tagebücher ſind an Aufſchlüſſen reich. Das Meiſte bieten Goethe und Schiller, theils in der Correspondenz, die ſie mit einander und mit Geiſtesverwandten führten, theils in beſonderen Denkblättern und in einzelnen Stellen ihrer Abhandlungen und Aufſätze, die man freilich zu deuten verſtehen muß. Schiller allein jedoch hat in ſeinen Briefen über den Don Carlos einen entſchiedenen Schritt in das Gebiet hinein gethan, das noch faſt ganz im Dunkel liegt, weil die Fackel des Philoſophen erliſcht, ſobald er es ohne den Künſtler betritt. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob ich glaubte, daß die Ideen und Anſchauungen, auf denen der Don Carlos beruht, nicht ohne den Dichter zu entziffern geweſen wären. Ich habe hier vielmehr die Veranſchaulichung des Werde-Proceſſes vor Augen, welche die Entwickelung des Ideen-Gehalts begleitet, und ſich mit ihr auf eine Weiſe verkreuzt, die das Document wahrhaft unſchätzbar macht. Es hätte nicht ſo lange einzig bleiben ſollen.

Jetzt kann ich endlich auf Tieck zurück kommen. Es verſteht ſich ohne weitere Bemerkung, daß die Sammlung ſeiner kritiſchen Schriften Jedem, dem er ſelbſt als dichteriſches Individuum wichtig iſt, intereſſant ſein muß. Das verbürgt ihr denn ohne Zweifel ſchon ein höchſt zahlreiches Publicum, denn die Zahl derer, die wahre, wenn auch zuweilen kränkliche Poeſie von ſchillernder Mache zu unterſcheiden wiſſen, iſt noch immer ſehr groß. Allein ſie hat noch einen viel höheren, von dieſem Intereſſe zwar nicht unabhängigen, aber doch weit über daſſelbe hinausgehenden Werth. Sie enthält eben, neben unbedeutenderen, eine ganze Reihe von Beiträgen zur Philoſophie der Kunſt, und das iſt der Grund, warum ich meine obigen Betrachtungen an ſie angeknüpft habe. Tieck beſpricht freilich nicht ſeine eigenen Produktionen, aber er führt manche fremde bis auf ihren erſten Keimpunkt zurück, wie namentlich die Kleiſt'ſchen, und er deckt wie z. B. in dem Aufſatz über Shakeſpeares Gebrauch des Wunderbaren, hin und wieder die innerſten Geheimniſſe der Compoſition auf. Darum iſt ſein Werk nicht bloß ein ſchätzbares Suplement ſeiner dichteriſchen Leiſtungen, ſondern eine wahre Bereicherung der Literatur und verdient von dem Kunſtphiloſophen wie vom Künſtler ſtudirt zu werden.

Zur Anthologien-Literatur.

Muſeum aus den deutſchen Dichtungen öſterreichiſcher Lyriker und Epiker der früheſten bis zur neueſten Zeit. Von S. H. Moſenthal.

Album hundert ungariſcher Dichter in eigenen und fremden Ueberſetzungen. Von C. M. Kertbeny.

Wir leben in der Zeit der Anthologien. Wie die Folianten längſt zu Quartanten zuſammen ſchrumpften und die Quartanten dem Groß- und Klein-Oktav wichen, wie das Schweinsleder und der Saſſian dem gepreßten Papier Platz machten und die meſſingenen oder ehernen Krampen, die ehemals ſo ſicher an jedem Theſaurus zu hangen pflegten, wie Schloß und Riegel an der Thür, ganz und gar verſchwanden, ſo hat ſich auch das Innere der Bücher vollſtändig metamorphoſirt und manches bloße Regiſter der verſchwundenen Periode iſt umfangreicher, als jetzt ganze Werke. Aber ſo winzig die Produkte unſerer Preſſe auch ſchon an und für ſich ſind und ſo gewiß es iſt, daß ſelbſt ein anſpruchloſer alter Roman, wie z. B. der Amadis, bei ſeinem Leibesumfang mit einiger Geringſchätzung auf unſere modernen Univerſal-Geſchichten und Philoſophien herabſehen würde, wenn irgend ein boshafter Zufall ihn damit zuſammenführte: für uns ſind ſie noch viel zu groß, uns wird das Glas unſerer Vorfahren noch wieder zum Faß, das nicht im raſchen Zug geleert, nur langſam ausgezapft werden kann, wir vertragen nur noch die Quinteſſenz der Quinteſſenz und fragen nach dem Kern des Kerns. Sogar der Mann der Wiſſenſchaft muß darauf gefaßt ſein, daß ſein Kollege nicht ſein Buch, ſondern die Rezenſion desſelben liest und der Dichter, ſo weit er nicht von der Bühne herab unmittelbar zum Volk redet, iſt dem Anthologiſten mit Haut und Haar verfallen. Iſt das ein Unglück? Kein Unbefangener wird die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten, denn wer wüßte nicht, daß jene von Gelehrſamkeit ſtrotzenden Folianten und Quartanten, die ſo ehrwürdig erſcheinen, ihr Fleiſch zum größten Theil dem Exzerptenkaſten abgewonnen und ihr Fett der ungeſunden, unfruchtbar mit ſich ſelbſt ſpielenden Scholaſtik des Mittelalters entſogen haben, oder wer wünſchte ſich im belletriſtiſchen Gebiet Beſchreibungen und Dialoge, wie ſie z. B. die aſiatiſche Baniſe aufſchwemmen, zurück? Im Gegentheil, es iſt nur heilſam, daß Schriftſteller und Dichter ſich jetzt kurz faſſen und in geſteigertſter Konzentration ihr Eigenſtes bieten müſſen, wenn ihre Leiſtung nicht auf der Stelle zum bloßen Subſtrat für eine fremde Geiſtes-Operation herabſinken ſoll. Ja, es ſchadet nicht einmal, wenn ſie trotzdem raſcher wie ſonſt mit ihrer Geſammtthätigkeit einem höheren Ganzen als untergeordnete Glieder einverleibt, und in gewiſſem Sinne wieder zur Materie gemacht werden, denn je ſchneller man zu den überſichtlichen Punkten und den Endreſultaten gelangt, um ſo größer iſt der Gewinn, und wo es ſich um's Fleiſch und Blut handelt, kann der Federnſchmuck des Vogels oder die Mähne des Löwen nicht in Betracht kommen, ſo farbenſchillernd und majeſtätiſch ſie an ſich auch ſein mögen. Nur freilich wird die Aufgabe, die Quinteſſenz in der einen oder der anderen Geſtalt herauszuziehen, den Kern ſeiner letzten Haut zu entkleiden, auch in demſelben Grade ſchwerer, als die Production, ſei es nun die wiſſenſchaftliche oder die künſtleriſche, alles Fremdartige ſchon von ſelbſt ausſtößt und ſich feſt im wohlabgeſteckten Kreiſe zuſammenſchließt. Dieſe Aufgabe iſt nur mit der des Malers zu vergleichen, welcher ein Bild im verjüngten Maßſtabe wiedergeben ſoll, ohne daß es in den engeren Dimenſionen etwas Weſentliches verliert und ihr wird ſo wenig durch das flache, objecktivlos in der Luft zerflatternde Raiſonnement, das ſich jetzt ſo gern für abſolute Kritik verkauft, als durch das Anzeichnen ſchöner Stellen und das Hervorheben einzelner markanter Züge oder ganzer

Gedichte u. ſ. w. genügt. Es kommt auf vollſtändige Reproduction des wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Organismus an und hierbei iſt vor Allem nicht aus den Augen zu laſſen, daß zwiſchen beiden ein wichtiger Unterſchied beſteht, der eine ganz entgegengeſetzte Behandlung nöthig macht. Warum verzehrt, wie die Geſchichte der Philoſophie unwiderſprechlich lehrt, ein wiſſenſchaftlicher Gedanke immer den andern, ſo daß auf den tiefen immer ein noch tieferer, auf den weiten ein weiterer, noch mehr umfaſſender folgt? Nur deshalb, weil dieſer Gedanke nothwendig auf's Allgemeine ausgeht und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil er nun einmal im Individuum erzeugt wird, nie völlig los werden kann, ſeiner Natur nach in ſteter Wandlung abzuſtreifen ſuchen muß. Warum löſt nicht eben ſo auch eine poetiſche Idee die andere auf, warum ſchlägt nicht eine Geſtalt die andere todt, warum behauptet ſich Homer neben den Nibelungen und Sophokles neben dem Shakeſpeare? Offenbar nur, weil hier der ganz umgekehrte Proceß Statt findet, weil das Verhältniß zwiſchen Baſis und Spitze ſich geradezu umdreht. Und ſo iſts: die wiſſenſchaftliche That iſt nur ſo weit vollbracht, als das Individuelle zurücktritt und die künſtleriſche nur ſo weit, als das Allgemeine verſchwindet. Die Konſequenzen ergeben ſich von ſelbſt.

Die beiden Anthologien, die mir vorliegen, machten es nothwendig, daß ich dieſe Betrachtungen vorausſchickte; in der Beurtheilung derſelben kann ich mich nun um ſo kürzer faſſen. Beide ſind als zeitgemäße Erſcheinungen zu begrüßen, denn Beide haben ſich augenſcheinlich einen Zweck geſetzt, der über das vielbeliebte Kranzwinden und Straußbinden hinausgeht und mit den von mir im Eingang ausgeſprochenen Anſichten übereinſtimmt. Moſenthals Muſeum gibt eine Entwicklung der öſterreichiſchen Poeſie, ſo weit es ohne Rückſichtnahme auf das Drama geſchehen kann, Kertbeny's Album ein Bild der gerade jetzt friſch aufblühenden ungariſchen Dichtung und Einer wie der Andere hat ſich, theils mit Bewußtſein, theils unwillkürlich durch die Natur der Aufgabe dazu gedrängt, auf den hiſtoriſchen Standpunkt geſtellt. Indem ich mich zuerſt Moſenthal zuwende, kann ich ihm die Anerkennung nicht verſagen, daß ihm in hohem Grade gelungen iſt, was er unternahm. Er führt uns jene Entwicklung in allen ihren Stadien treu und lebendig vor, und findet faſt für jedes den rechten Dichter und das rechte Gedicht. Dabei iſt rühmend hervorzuheben, daß er ſich nicht durch übertriebenen Reſpect vor dem Alten zur Ungerechtigkeit gegen das Neue verleiten ließ und mit Ruhe manchen Namen überging, bei dem die Sache ihm nicht zu verweilen gebot. Das Gegentheil kommt ſo oft vor, daß eine flüchtige Unterſuchung des in dieſer Beziehung zwiſchen der Gegenwart und der Vergangenheit beſtehenden Verhältniſſes ſich gewiß der Mühe verlohnt. Es gibt eine doppelte Art von Production, eine abſolut ſchöpferiſche, die, wie Schiller ſagt, „in der Natur die Natur vermehrt,“ weil ſie den Weg zu dem Brunnen ſelbſt findet, aus dem die ewigen Bildungen aufſteigen, und eine untergeordnete, auf die Reflexion angewieſene, die aus der zweiten Hand lebt und den Ideengehalt der Zeit, ſei dieſer nun ein vorzugsweiſe religiöſer, philoſophiſcher oder politiſcher, verarbeitet. Jene wird nie überwunden, denn ſie erzeugt im Einklang mit den geheimnißvollen Geſetzen alles Werdens und alles Seins jedesmal einen rund für ſich abgeſchloſſenen Kryſtall, den das größte Talent, was im Lauf der Jahrhunderte nachfolgt, nicht wieder auflöſen oder gar zerſchlagen, dem es höchſtens einen gleichen an die Seite ſtellen kann. Dieſe wird oft ſchon durch das nächſte Dezennium überholt, denn die Stimmung der Welt, die ſie auffing und wiedergab, braucht nur zu wechſeln, oder auch nur in eine neue Phaſe mit neuen Fernſichten auf neue Verhältniſſe zu treten und es iſt um ſie geſchehen. Beide Arten kommen in jeder Form der Poeſie vor; man trifft reine Kryſtalle in der Aeſopiſchen Fabel, es fehlt nicht an Reflexions-Dramen in irgend einer Literatur. Mit Definitionen wird wenig ausgerichtet, wo die Grenzen oft auf kaum unterſcheidbare Weiſe durcheinander laufen, wie hier, aber es giebt ein empiriſches Kriterium, welches niemals trügt. Man braucht ſich, wenn man im einzelnen Fall wiſſen will, ob man es mit einem Kryſtall, oder mit einer Reflexionsſpitze zu thun habe, nur einfach zu fragen, ob eine Leiter zu dem Product hinauf führt, oder nicht, d. h. ob es die bloße höhere Potenz einer längſt vorhandenen Gedankenreihe iſt, oder ob es an die Minerva mahnt, die plötzlich aus Jupiters Haupt entſprang. So wird Niemand die Genealogie des Goethe'ſchen Erlkönigs, des Uhland'ſchen Glücks von Edenhall, der Heineſchen Meerlilie nachweiſen können; ſo hat das fallende Lindenblatt der Nibelungen, dem Siegfried ſeine Verwundbarkeit verdankt, und das Homers Achillesferſe an Schönheit unendlich übertrifft, weil die in ihrem Recht gekränkte äußere Natur hier motivirt, was dort aus mütterlichem Unverſtand hervorgeht, kein Vorher und kein Nachher gehabt; ſo ſteht die Mordnacht in Macbeth einzig da. Umgekehrt aber haben Didaktik und Deſcription, gleichviel, ob ſie mit offenem Viſir in ihren eigenen Formen hervortreten oder incognito in fremden erſcheinen, immer Ahnen und Enkel. Ich brauche die Unterſuchung nicht fortzuführen; für meinen Zweck iſt genug feſtgeſtellt. Der Anthologiſt ſoll einem Kryſtall der alten Literaturperiode das böhmiſche Glas der neueren nie vorziehen, wenn es auch noch ſo gut geſchliffen wäre; er ſoll aber auch eben ſo wenig die Reflexionpoeſie der neueren Periode gegen die der alten zurückſetzen, denn das Kapitel, deſſen Erträgniß ſie iſt, hat ſich inzwiſchen bedeutend vermehrt und die Rente mit ihm. Gerade in dieſem Punkt hat Moſenthal die Mittellinie vortrefflich einzuhalten gewußt, und das verbürgt ſeinem Buch Ausbreitung und practiſche Wirkung. Finde ich nun ſeine Leiſtung ſelbſt in Zweck und Ausführung nur zu loben, ſo iſt an dem hors d'oeuvre derſelben, beſtehend in kurzen Dichterbiographien und eingemiſchten kritiſchen Entſcheidungen, Manches zu tadeln. Er thut ganz im Vorbeigehen die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Proceſſe ab und beſetzt die Dichterſtühle, wo er einen vacant findet, ohne ſich im mindeſten daran zu kehren, daß er dadurch in die allerbedenklichſten Händel, auf der einen Seite mit der altdeutſchen Philologie und Archäologie, auf der andern mit der kompetenteſten Kritik und der reſpektabelſten Geſchichtſchreibung gerathen muß. Wie Lachmann's Schüler und Wilhelm Grimm ſeinen Ausſpruch über die Nibelungen, dem übrigens Holtzmann's neueſte Unterſuchungen zu Statten kommen, aufnehmen werden, iſt abzuwarten; was Gervinus, um von Anderen zu ſchweigen, zu den von ihm aus eigener Machtvollkommenheit kreirten Großwürdenträgern Apollo's ſagt, iſt in dem großen und auf lange hin entſcheidenden Werke des gewiegten Mannes nachzuleſen. Ich meines Orts will nur einer einzigen dieſer Ernennungen aus dem Stegreif beſcheiden entgegentreten und auch dies blos aus Pietät, denn wenn ich auch für einen Lebenden gegen einen Todten das Wort ergreife, ſo iſt es leider kein Lebender, der ſich mit friſchen Roſen bekränzt, ſondern ein ſolcher, dem ſeit lange nur noch ſein Lorbeer blieb. Es heißt Seite 348 des Muſeums: „Nikolaus Lenau war der größte Lyriker der Neuzeit.“ Hat der Verfaſſer dabei blos Oeſterreich im Auge gehabt, ſo iſt nichts einzuwenden; ſonſt aber muß ich die Krone für Heinrich Heine reklamiren und das unbedingt. Es ſei mir vergönnt, hier eine kurze Charakteriſtik dieſes ſchwer zu beurtheilenden, aber höchſt bedeutenden Dichters, deſſen einzige Meerlilie den ganzen Savonarola aufwiegt und der an ähnlichen blitzenden Kryſtallen (ich erinnere nur noch an den Asra im Romancero) überreich iſt, zur Motivirung meines Widerſpruchs einzuſchalten, wie ich ſie neulich an einem andern Orte gab. „In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die deſparateſten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt gellend zuſammenklingen, um als reizende Muſik wieder davon zu ſäuſeln; ſeine Liederſammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage ſo eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeſchrei des Sclaven, der in ſeinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als ſchmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang und die Ergötzung iſt hier um ſo erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derſelben Perſon zuſammenfallen.“ Kein Einſichtiger wird in Abrede ſtellen, daß der freie, ſtarke Geiſt, dem das gelang, den Vorrang vor einem Dichter verdient, der nie über die Paſſivität hinaus kam und deſſen ganze Entwicklung darin beſtand, daß er den kleinen Familien-Friedhof, auf dem er Anfangs als Todtenvogel brütete, zuletzt wenigſtens mit der ungeheuren Schädelſtätte der Geſchichte vertauſchte, auf der man ſich eine Melancholie ohne Ende eher gefallen laſſen kann. Lenau ſtellt ſich der Welt mit ſeiner Lupe ſo gegenüber, wie etwa der auf's Detail ausgehende Phyſiolog dem Menſchen-Angeſicht; vor ſeinem krampfhaft feſtgehaltenen Glaſe verſchwinden die ſchönen Linien, die jeder Unbefangene erblickt, die Poren aber, die ſonſt unſichtbar ſind, klaffen weit auf, als ob es Klüfte und Abgründe wären, und er ſetzt die ſtarre Betrachtung ſo lange fort, bis er die Lupe, die im Einzelnen richtig, im Ganzen aber betrügeriſch reflectirt, für ſein Auge hält. Das führt denn freilich nicht zu jener göttlichen Befreiung, von der Goethe meinte, daß ſie die erſte und letzte Aufgabe aller Poeſie ſei. Heine läßt die Weltkugel zwar auch nicht im hellen Sonnenſchein auf der Fingerſpitze tanzen, wie Goethe, ſondern er zerſchlägt ſie, aber er thut es nur, wie er mir ſelbſt einmal höchſt bezeichnend ſagte, als er mit mir bei Gelegenheit der Judith über den Unterſchied unſeres gegenſeitigen Producirens ſprach, um den einzelnen Stücken dann den reinſten Schliff zu geben. Dabei kommt noch immer Luſt und Leben heraus.

Um nun endlich auch auf Kertbeny in einigen Worten zurück zu kommen, ſo muß ich auch ihm das ausdrückliche Zeugniß geben, daß er eine charakteriſtiſche Auswahl getroffen und den Leſer in den Stand geſetzt hat, die ungariſche Literatur in ihren verſchiedenen Entwicklungsphaſen zu überblicken. Seine Ueberſetzungen leiden freilich noch immer an einer gewiſſen Schwerfälligkeit, doch läßt ſich nicht verkennen, daß ſie ſchon um ein Bedeutendes leichter und freier ſind, wie ſeine früheren Verſuche waren, und ſo darf ich auch ihn aufrichtig willkommen heißen und ihn ermuntern, das übernommene Vermittlungsgeſchäft zwiſchen zwei Nationen mit Ernſt und Eifer fortzuſetzen.

Ludovico.

Eine Tragödie in fünf Acten von Maſſinger.
Bearbeitet von Deinhardſtein.

Der Angelpunkt dieſer Tragödie wird dem geſchichtskundigen Leſer aus dem Joſephus bekannt ſein. Erdichtet im vulgairen Sinn des Wortes hat Maſſinger ſie ſo wenig, wie Deinhardſtein. Sie beruht auf einem hiſtoriſchen Factum und auf einem ungeheuren, das einzig, wie kaum ein zweites, in den Jahrbüchern der Menſchheit daſteht. Das müſſen wir uns vor allem in's Gedächtniß zurückrufen.

Der jüdiſche König Herodes, durch den bethlehemitiſchen Kindermord grauenvoll und düſter in's Evangelium eingezeichnet, hat das in Wahrheit und Wirklichkeit gethan, was Maſſinger ſeinen Herzog von Mailand thun läßt. Aber unter ganz anderen Umſtänden und auf ganz andere Weiſe, ſo daß ein einfacher Auszug aus dem Joſephus die beſte Kritik des engliſchen Dichters ſein dürfte. Herodes ging blutbeſpritzt und als Ungeheuer aus der Welt. Sein letzter Befehl war, daß man in dem Augenblicke, wo er ausgeathmet haben würde, die vornehmſten Bewohner Jeruſalems, aus jedem Hauſe Einen, niederhauen ſolle; er wollte beweint werden, und er glaubte, ſeinen Unterthanen nur auf ſolche Art noch Thränen entlocken zu können. Herodes trat aber nicht als Ungeheuer in die Welt. Groß und edel, mit allen herrlichen Eigenſchaften ausgeſtattet, die den Helden und den Mann machen, erſcheint er als Jüngling und bleibt er lange Zeit; ſiegreich wirft er die ihm heimlich trotzende Gemeinheit darnieder, wie den einen offenen Kampf wagenden Unverſtand; wahlverwandtſchaftlich ſchlägt ihm Antonius' ſtolzes Römerherz entgegen; kühn und unerſchrocken verfolgt er ſeine Bahn, ſich ſeiner Feinde, nach ihrem Verdienſt und ihrer Würdigkeit bald mit dem gezogenen Schwert, bald mit der ſtampfenden Ferſe entledigend; das ſchönſte Weib, die leuchtende Blüthe des Maccabäer-Stammes, die weit und breit geprieſene Mariamne, wird ihm als Belohnung zu Theil, obgleich ihre Mutter Alexandra den Emporkömmling haßt, ihr hoherprieſterlicher Oheim Hyrkan ihn nicht liebt, nur fürchtet; Antonius fügt die Krone hinzu. Wer auch nur ſo viel vom König Herodes weiß, und nun Anfang und Ende mit einander vergleicht, der ſagt ſich ohne Zweifel: Hier liegt der Stoff zu einer erſchütternden Tragödie erſten Ranges vor, zu einer ſolchen nämlich, die die menſchliche Natur an ſich in ihrem Abhängigkeits-Verhältniß zu den Schickſals-Mächten darſtellt, die alſo nicht einen Kreis im Kreiſe beſchreibt, ſondern den Kreis ſelbſt, der alle übrigen in ſich faßt. Wenn er dann zugleich einigen Kunſtverſtand beſitzt, ſo wird er augenblicklich hinzuſetzen: nur Derjenige wird dieſen Schatz heben, der das Ende aus dem Anfang mit überzeugender Nothwendigkeit hervorgehen zu laſſen verſteht.

Mariamne hatte einen Bruder, den Ariſtobolus, welchen Herodes, ſo wie er heranwuchs, an des verſtorbenen Hyrkans Statt zum Hohenprieſter ernennen mußte, um ſeiner Schwiegermutter zu genügen. Er that es ungern, denn der Jüngling, wie tief er ſonſt auch unter ihm ſtehen mogte, beſaß Alles, was der Maſſe wohlgefällt und ſie hinreißt, er war ſchön, wie ſeine Schweſter, ein einnehmendes Weſen war ihm angeboren und obendrein rollte in ſeinen Adern königliches Blut. Herodes' Abneigung vor dieſem, ſeine Machtvollkommenheit und ſeinen Thron ſelbſt gefährdenden Schritt rechtfertigte ſich nur zu bald; als Ariſtobolus ſich am Laubhüttenfeſt dem wankelmüthigen Volk in ſeiner neuen Würde zeigte, jauchzte es ihm wie betrunken zu, und daß Alexandra ihre längſt gehegten ehrgeizigen Pläne durch ihren Sohn durchzuſetzen beabſichtigte, war klar. Herodes ſtand auf einem Platz, den die Natur ihm beſtimmt und den er durch ein Leben voll Arbeit und Mühe bezahlt hatte; jetzt, da er im höchſten Sinne erſt zu wirken beginnen, da er ſein noch immer in den engen moſaiſchen Anſchauungen befangenes und dadurch dem Untergange entgegeneilendes Volk von dem Fluch des Buchſtabens und dem Joch der Phariſäer befreien wollte, begann der Boden unter ihm zu wanken. Aber ein raſcher Entſchluß konnte noch Alles retten, und dieſen faßte er vielleicht um ſo eher, je ſicherer er ſich ſagen durfte, daß er etwas Höheres vertheidigte, als ſich ſelbſt. Er lud den Ariſtobolus ein, ſich mit ihm zu baden; der argloſe Jüngling that es und wurde bei dieſer Gelegenheit von einigen vertrauten Hofleuten, die Anfangs zum Scherz mit ihm rangen, im Waſſer erſtickt. Es war ein Mord, der wie ein Unglück ausſah und nur den Verdacht, nicht die offene Anklage zuließ. Dennoch täuſchte Herodes, trotz der Trauerkleider, die er anlegte, und trotz des prachtvollen Leichenbegängniſſes, das er ſeinem Opfer ausrichtete, Niemand, und am wenigſten ſeine Schwiegermutter. Sie verbiß zwar nach dem erſten Verzweiflungsanfall ihren Schmerz und lieh ihrem Argwohn keine Zunge; aber ſie wandte ſich durch die Königin von Egypten, mit der ſie auf freundſchaftlichem Fuße ſtand, um Hilfe und Gerechtigkeit an Antonius, und dieſer, längſt ein Sclave Cleopatras und ohnehin auch als Lüſtling durch die ihm zugeſandten Bildniſſe des Ariſtobolus und der Mariamne geködert, zog Herodes auf Tod und Leben zur Verantwortung. Herodes liebte Mariamne mit fieberiſcher Leidenſchaftlichkeit, er fürchtete, daß ihre Schönheit auf den Richterſpruch des Antonius einen größeren Einfluß ausüben möge, wie der an ihrem Bruder verübte und aus politiſchen Gründen leicht zu rechtfertigende Mord, und um den Römer für dieſen Fall um den Preis zu betrügen, ſich ſelbſt aber gegen das zu ſichern, was ihm das Entſetzlichſte dünkte, gab er einem Verwandten, ſeinem Oheim Joſeph, heimlich den Befehl, Mariamne zu tödten, wenn er ſelbſt nicht wiederkehren ſollte. Nun reiſte er getroſten Muthes ab. Und es geſchah, was ſeine Anklägerin nicht erwartet hatte, und was doch das Natürlichſte war. Antonius war nicht klein und Herodes war nicht ſchlecht. Als ſie ſich wieder Aug' in Auge ſahen, reichten ſie ſich auch wieder die Hände, und nicht bloß losgeſprochen, ſondern hochgeehrt, wie jemals, wurde der Juden-König von dem römiſchen Duumvir entlaſſen; der ſich ſchon als unausweichbar ankündigende Kampf um die Welt mit dem zähen und ſchlauen Octavian mogte mit dazu beigetragen haben. Herodes flog nach Jeruſalem zurück und fand ein verſteinertes Weib. Joſeph hatte ſein Geheimniß verrathen, er hatte Mariamnen geſagt, welch' ein Befehl ihm in Bezug auf ſie zu Theil geworden ſei; er hatte es nach dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber gethan, um ihr zu zeigen, wie unendlich Herodes ſie liebe. Das kann nicht wahr ſein! Nicht, als ob es nicht einen ſolchen

Schwachkopf in Jeruſalem hätte geben können; das wird Keiner beſtreiten wollen. Aber nimmermehr hätte Herodes ſich über dieſen Schwachkopf getäuſcht und ihm den Befehl anvertraut. Hier iſt Joſephus ſchlecht unterrichtet, und wenn der Hiſtoriker das auch nicht ohne äußere Beweiſe einräumen will, der Dichter wird die inneren unbedingt anerkennen und einen anderen Schlüſſel ſuchen müſſen. Genug, Mariamne wußte, was ſie ſo wenig wieder vergeſſen, als verzeihen konnte. Wie kann ſie's wiſſen? fragte ſich Herodes, mußte er ſich fragen. „Durch meinen Mann, durch Joſeph," flüſterte ſeine Schweſter Salome ihm in's Ohr, die, wie die ganze herodianiſche Familie, auf Mariamne, ihres Maccabäer-Stolzes wegen, längſt aufgebracht geweſen, und nun auch noch eiferſüchtig auf ſie geworden war, vermuthlich, weil Joſeph, um ſich die Vollziehung des ihm ertheilten Auftrags möglich zu machen, ſich in Heuchelei und Verſtellung Mariamnen und ihrer Mutter öfter, wie ſonſt, genähert hatte. Herodes glaubte ſeiner Schweſter und ließ ſeinen Oheim mit der fieberhaften Voreiligkeit, die ihn überhaupt charakteriſirte, tödten, ohne ihn zuvor auch nur zu hören. Dadurch beraubte er ſich jedes Mittels, klar in die Sache zu ſehen, und Mariamne wurde ihm ein unheimliches Räthſel; er wagte nicht die Hand an ſie zu legen und konnte ſie doch auch nicht mehr küſſen ohne zu ſchaudern. Nun brach das Welt-Ungewitter los. Antonius und Octavian rüſteten ſich gegen einander und Jeder ſchaarte ſeine Freunde um ſich herum. Herodes ließ ſich nicht ſäumig finden, er machte ſich ſogleich auf den Weg, um Antonius bei Actium zu Hilfe zu kommen. Zuvor jedoch gab er dem Soemus, demjenigen ſeiner Diener, den er für den treueſten hielt, denſelben Befehl, welchen er bei ſeiner erſten Abreiſe ſeinem hingerichteten Oheim Joſeph gegeben hatte. Nach Actium kam er nicht, weil Antonius ihm einen Boten entgegen ſchickte, der ihm den Auftrag brachte, ſich gegen die aufrühreriſchen Araber zu wenden. Das that er und bezwang ſie. Während deſſen verlor Antonius die Schlacht und fiel bald darauf durch Selbſtmord; nun hatte die Welt nur Einen Herrn mehr. Dadurch war Herodes Lage in ihr Gegentheil verkehrt worden; was Antonius als Verdienſt belohnt hätte, konnte Octavian nur als Verbrechen ſtrafen. So glaubten Alle, ſo glaubte namentlich Soemus, der jetzt, wie Joſeph, ſein Geheimniß verrieth, aber aus andern Gründen wie dieſer. Er erblickte in Mariamne ſchon die Thronfolgerin und wollte ſich für alle Zeiten ihre Gunſt erwerben, bis zum Untergang des Antonius hatte er es treu bewahrt.

Doch Alle irrten ſich. Herodes begab ſich ſtehenden Fußes zu Octavian und ſagte: welch' ein Freund ich bin, haſt du geſehen; ich war Antonius treu bis in den Tod. Aber Antonius lebt nicht mehr, und da ich nur ſeinetwegen dein Feind war, ſo kann ich von jetzt an dein Freund ſein! Dabei hatte er die Krone abgelegt, aber nicht das Schwert und nicht das königliche Gewand. Auch Octavian war Mann genug, um einen Mann ſchätzen zu können; ſtatt dem Herodes den Kopf zu nehmen, ſetzte er ihm die Krone wieder auf und gab ihm noch eine neue Provinz. Abermals kehrte Herodes nach Jeruſalem zurück, ſtolz auf ſein Glück und trunken von erlaubtem Selbſtgefühl. Abermals trifft er ein verwirrtes, ödes Haus und ein verſteinertes Weib. Die ganze Welt iſt voll Sonnenſchein für ihn, aber unter ſeinem Dach wohnt die Nacht und das Grauſen. Auch Soemus! Er erträgt's nicht mehr. Der hätte ihn, was er auch ſagen mag, ſicher nicht verrathen, wenn Mariamne ihm nicht den höchſten Preis gezahlt hätte, und dann hat auch Joſeph an ſeiner Göttertafel geſchwelgt! Das ſteht feſt für ihn, und die Schweſter, die der Mariamne ſeit dem Tode ihres Mannes zwiefach grollende Schweſter, hetzt und treibt! Was kann er noch thun als ſein Weib tödten! Was bleibt ihm, nachdem er ſich dazu endlich hinreißen läßt, noch übrig, als die Krone, die kahle Krone, deretwegen er den Ariſtobolus aus der Welt ſchaffte! Darum wird er auch immer eiferſüchtiger auf dieſe, und entſchließt ſich ihretwegen, wie im Anfange zum Einzelmord, am Ende, als die alten Prophezeiungen in Erfüllung zu gehen drohen, als die Bibel ihm in Jeſus Chriſtus den gewaltigſten, unheimlichſten ſeiner Feinde entgegen ſtellt, zu der Bethlehemitiſchen Kindermetzelei. Was weiter folgt, iſt für die Kunſt von keinem Intereſſe; ſie muß ihr Auge abwenden, wenn der Gräuel der Verweſung beginnt.

Das Alles liegt im Joſephus, zum Theil klar ausgeſprochen, zum Theil nur dunkel angedeutet, und freilich nicht, wie hier, zu einer Kette zuſammengeſchmiedet, ſondern abgeriſſen und zerſtreut. Es rundet ſich faſt von ſelbſt zur Tragödie, wie ſchon dieſe Reproduction zeigen wird; ja, wer nicht tief in das Weſen der Kunſt geblickt hat, der könnte ausrufen: was will hier noch der Dichter, die Geſchichte ſelbſt hat dießmal ſein Amt verrichtet. Das wäre nun allerdings ein Irrthum, aber die Geſchichte hat hier wirklich gethan, was ſie überhaupt thun kann und ein ordinärer Anecdoten-Jäger, der in aller Naivetät ein Drama hervorzubringen glaubt, wenn er irgend ein ihm aufgefallenes hiſtoriſches Factum ſcenirt und dialogiſirt, dürfte ſchmählich wegkommen, wenn er ſich an dieſes wagen wollte. Es iſt ſchon an und für ſich, ſo wie es da liegt, durch die ihm an- und eingeborene Form über ſeine Region weit hinausgehoben und bedarf einer Kraft, welche die ſonſt trotz ihrer documentariſch nachzuweiſenden Richtigkeit unglaublich und unwahrſcheinlich bleibenden ſpeciellen Ereigniſſe und Handlungen aus den allgemeinen Zuſtänden der Welt, des Volks und der Zeit hervorgehen zu laſſen verſteht, die das Fieber des Herodes aus der Atmoſphäre, in der er athmete, und dieſe aus dem dampfenden, vulkaniſchen Boden, auf dem er ſtand, zu entwickeln weiß. Hier ergiebt ſich nun der Uebergang auf Maſſinger ganz von ſelbſt.

Maſſingers Tragödie ſpielt in Italien, nicht in Judäa, er führt uns den Herzog Ludwig Sforza vor, nicht den König Herodes, das Zeitalter Carls des Fünften, nicht das des Antonius und des Octavianus. Das iſt ſchlimm, das iſt ſehr ſchlimm, das zeigt uns gleich auf den erſten Blick, daß auch er dem ungeheuren Vorfall, auf den er ſein Stück gründet, nur die triviale anecdotiſche Seite abgewonnen hat. Wo bleibt die untergehende, ihrem Schickſal noch im Erliegen trotzende und krampfhaft zuckende alte Welt, wo die in rührender Hilfloſigkeit aufſteigende, noch markloſe und ungeſtaltete neue! Dieſer Geſchichtmoment gehörte aber mit eben ſo großer Nothwendigkeit zu dieſem Bilde, wie Syriens Sonne zu Syriens Palmen; er war gar nicht zu entbehren und das Stück gleicht jetzt einem fremdartig und traurig daſtehenden aſiatiſchen Gewächs unter europäiſchem Himmel. Es iſt dadurch nicht etwa bloß farblos geworden, es hat ſeine Seele ſelbſt eingebüßt, man begreift es nicht mehr. Doch die Kritik muß dieſen Geſichtspunkt und überhaupt jeden höheren aufgeben, es beſteht zwiſchen dem Maſſinger'ſchen Werk und dem durch den Joſephus dargebotenen Stoff gar kein Verhältniß: der Dichter hat auch nicht die leiſeſte Ahnung von ſeiner Aufgabe gehabt und ich habe die letztere nur deßwegen in der Einleitung entwickelt, um in Jedermann die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der köſtliche Schatz noch ganz unberührt daliegt, und daß der Engländer ihm nicht einmal, was unſerem deutſchen Raupach leider ſo oft glückte, den anecdotiſchen Reiz abgeſtreift hat. Man höre und vergleiche.

Ludovico hat eine Gemahlin, Marcelia, die er liebt, wie Herodes ſeine Mariamne. Aber er hat daneben treue, aufopfernde Freunde; Herodes ſteht ganz einſam da und gerade das macht das Uebermaaß ſeiner Liebe, das leidenſchaftliche Umklammern des ihm allein wahrhaft ergebenen Weſens ſo begreiflich und natürlich. Ludovico feiert den Geburtstag ſeiner Gemahlin, während eine über ſeine ganze Zukunft entſcheidende Schlacht zwiſchen König Franz und Kaiſer Carl geſchlagen wird, in Saus und Braus. Herodes hätte dieſen Geburtstag ohne Zweifel dadurch am beſten zu feiern geglaubt, daß er an der Schlacht Theil genommen und durch Aufbietung aller ſeiner Kräfte das ſeinem Weibe wie ihm ſelbſt drohende Schickſal abzuwenden geſucht hätte: das wäre für einen Mann, an deſſen Heldennatur man glauben ſoll, ſogar unbedingt nothwendig geweſen. Die Schlacht geht verloren, Ludovico ſieht ſeinen

Untergang vor Augen, aber er findet ſich in den Verluſt ſeines Glücks, ja ſeines Lebens, und nur das iſt ihm entſetzlich, daß er, wenn der äußerſte Fall eintritt, Marcelia hinter ſich zurücklaſſen muß. Doch, ſie ſchwört ihm zu, daß ſie ſich tödten will, ſobald er ſelbſt ſtirbt, und da er ſie als treu und edel kennt, ſo ſollte man denken, daß er beruhigt ſein könnte. Jetzt entſchließt er ſich auf den Rath eines Freundes, zu dem Sieger, zu dem Kaiſer Carl, zu gehen, und deſſen Großmuth, nicht anzuflehen, ſondern zu erproben; dieſer Entſchluß hätte aber aus ihm ſelbſt kommen und die Ausführung ihm von ſeinem Freunde eher ängſtlich abgerathen werden müſſen, wenn ſein ſpäteres Auftreten, dem Kaiſer gegenüber, gehörig motivirt erſcheinen ſollte. Genug, er thut's, zuvor aber gibt er ſeinem Schwager Franceſco, dem Gemahl ſeiner Schweſter Marianne, den Auftrag, die Marcelia zu ermorden, falls er nicht wiederkehrt und obendrein in höchſter Unvorſichtigkeit ſchriftlich, um dieſen nach vollbrachter That zu ſichern; Marcelias Schwur iſt ihm Nichts. Dann reiſt er ab. Kaum iſt er fort, als Marianne, die auf Marcelia ihres Ranges und Einfluſſes halber eiferſüchtig iſt, in den Vorgrund tritt und die Letztere dadurch zu ärgern und zu kränken ſucht, daß ſie, unbekümmert um ihren Gram und Schmerz, ſich luſtig etwas vormuſiciren läßt, um doch auch einmal „ihren Tag" zu haben. Marcelia verläßt ihr einſames Gemach und ſtellt Marianne wegen ſolcher Frechheit zur Rede; dieſe trotzt ihr, doch Francesco kommt herzu und läßt ſie in enge Haft bringen, als er erfährt, wie ſie ſich vergangen hat. Darauf giebt er Marcelia zahlloſe Verſicherungen ſeiner unbedingten Ergebenheit, die aber immer glühender werden und mit einer Liebeserklärung enden. Verächtlich zurückgewieſen und des ſchnödeſten Undanks gegen ſeinen ihm immer gütig und großmüthig geweſenen Herzog in harten Worten geziehen, mißbraucht er den in ſeinen Händen befindlichen ſchriftlichen Mordbefehl und zeigt ihn vor. Marcelia wird durch das verhängnißvolle Blatt freilich bis in's Innerſte erſchüttert, aber Fanceesco erlangt nichts von ihr, ſie bleibt feſt, und als er ihr zuletzt mit dem Tode droht, erwidert ſie ihm, ihre Kammer werde ihm offen ſtehen, ſobald er als Henker komme. Nun ſcheinen denn wirklich zwei Menſchen tragiſch gegen einander geſpannt zu ſein, denn Francesco muß das Weib, das er liebt, tödten, wenn es ihn nicht tödten ſoll, und das iſt ein Conflict, der nicht rein gelöſt werden kann, ein ſolcher aber iſt ein ſpecifiſch tragiſcher. Doch wir irren uns, Francesco liebt Marcelia keineswegs, er hat ihr nur Liebe geheuchelt, er will nicht eine unwiderſtehliche Neigung befriedigen, er will, wie wir ſehr ſpät und zu ſpät erfahren, ſeine durch Ludovico verführte und wahnſinnig gewordene Schweſter rächen.

Wir werden daher aus der heißen Region der Leidenſchaft auf einmal in die kalte der Berechnung verſchlagen, und wir empfinden es bitter, wir gefrieren wieder. Francesco weiß ſich durch eine andere Art von Heuchelei wieder bei Marcelia in Gunſt zu ſetzen; er ſtellt ſich, als ob ſie ihn bekehrt, ihn von ſeinem böſen Gelüſt geheilt habe, und das ſchmeichelt ihrer Eitelkeit ſo ſehr, daß ſie ihm verſpricht, ihn nicht zu verrathen. Wie ſie das kann, iſt ſchwer zu begreifen, ſie muß ja doch fühlen, daß ſie nicht mehr im Stande iſt, ihren Gemahl bei ſeiner Wiederkehr zu empfangen, wie ſonſt, und daß er ſie mit Nothwendigkeit verkennen, ihr Wankelmüthigkeit, und mehr, Schuld geben muß, wenn ſie ihn über den Grund ihres veränderten Benehmens im Unklaren läßt. Zwar droht Francesco ihr, ſich ſelbſt zu erſtechen, wenn ſie ihm das Verſprechen verweigert, aber ihre Ehre muß ihr mehr gelten, wie ſein Leben. Uebrigens ſagt er ihr bei dieſer Gelegenheit, was er ihr früher verhehlte, daß Ludovico ihren Tod nicht aus Haß, ſondern aus übermäßiger Liebe und weil er ihren Beſitz keinem Andern gönne, befohlen hat; daß er dieß thut, iſt wieder unerklärlich; der Trieb der Rache, der ihn beſeelt, hätte ihn beſtimmen müſſen, Marcelia über dieſen furchtbaren Punkt im Dunkeln zu laſſen. Marcelia faßt die Sache überraſchend eigenthümlich auf. Statt über den eigenmächtigen Eingriff in ihr Leben empört zu ſein, der ſie nach dem von ihr freiwillig abgelegten, der ganzen Verwicklung des Dramas freilich von vornherein die Spitze abbrechenden Schwur doppelt ſchmerzlich berühren mußte, zieht ſie aus dem ungeheuren Vorgang den ſpitzfindigen Schluß, daß ſie von Ludovico nur ſinnlich geliebt wird und faßt deswegen, wohlgemerkt, ausdrücklich deswegen, den Vorſatz, ihn kalt und mit Zurückhaltung zu begrüßen. Ludovico kommt; Kaiſer Carl hat ſeinen Feind großmüthig behandelt, weil dieſer ihm Großmuth zutraute. Die Scene zwiſchen beiden iſt vortrefflich, weil wörtlich aus dem Joſephus entlehnt; aber ſie nimmt ſich in Maſſingers Stück aus, wie die einem Königspalaſt geraubte Marmorſäule in einer italieniſchen Bauernhütte, wo der Fremde zuweilen kopfſchüttelnd eine antrifft. Marcelia benimmt ſich ſo gegen ihren Gemahl, daß dieſer ſich Anfangs vor Erſtaunen, dann vor Entrüſtung nicht zu faſſen weiß, und ſie im gerechten Zorne von ſich jagt. Sie geht und ſagt ihm nichts, denn ſie darf ihm nichts ſagen, ſie hat es Francesco ja gelobt, und dieß Gelöbniß, wie ſehr es auch mit der Natur der Dinge und mit höheren Pflichten im Widerſpruch ſtehe, darf nach der in dieſer Art von Trauerſpielen einmal beliebten Convention erſt gebrochen werden, wenn es zu ſpät iſt. So kommt's denn auch. Ludovico wird eiferſüchtig, und, wie es natürlich war, immer eiferſüchtiger, Marianne, die aus ihrem Kerker zu rechter Zeit wieder hervorgeſtiegene, lenkt ſeine zuerſt gegenſtandloſe Eiferſucht auf Francesco, Marcelia ſelbſt beſtärkt ſeinen Verdacht, indem ſie Francesco unbegreiflicherweiſe heimlich bei ſich aus- und eingehen läßt, und dieſer edle, nur für ſeine Schweſter lebende Francesco iſt ſchamlos genug, demſelben, als Ludovico ihn offen und ehrlich fragt, durch die niederträchtigſte Lüge das Siegel aufzudrücken. Nun erdolcht Ludovico ſeine Gemahlin, im Sterben beichtet ſie ihm natürlich und es wird ihm klar, daß und wie er betrogen wurde. Der fünfte Act bringt darauf noch eine Art von Nachſpiel. Ludovico iſt wahnſinnig, der entflohene Francesco kommt, als Arzt verkleidet, zurück und macht ſich anheiſchig, den Unglücklichen zu heilen. Das will er dadurch vollbringen, daß er der noch unbegraben daliegenden Marcelia durch eine an der Leiche vorzunehmende geheimnißvolle Procedur den Schein des Lebens wieder giebt. Die Diener und Freunde des Herzogs laſſen ihn gewähren; als er ſich allein mit ihm ſieht, reicht er ihm, ungerührt von ſeinem ſelbſt Cannibalen entwaffnenden Zuſtand, in einem Becher Gift, ſtatt Arznei und zeigt ihm dann, daß die verſchleiert daſitzende Geſtalt nicht Marcelia iſt, wofür der arme Irre ſie bis dahin hielt, ſondern die jetzt vollkommen gerächte Schweſter. Dann wird er ſelbſt entdeckt und erhält, was ihm gebührt.

Durch dieſe ſimple Analyſe iſt nun wohl erwieſen, was ich behauptete, daß der Dichter auch nicht von fern an ſeine Aufgabe gereicht, ja nicht einmal die anekdotiſche Seite des Stoffs ihres friſchen Reizes beraubt hat. Hinzufügen muß ich, daß Maſſingers Originalwerk mir nicht vorliegt, und daß ich darum nicht auseinanderſetzen kann, wie viel von dem bei uns aufgeführten Stück dem urſprünglichen Verfaſſer, wie viel dem deutſchen Bearbeiter angehört. Jedenfalls ſteht feſt, daß ſchon Maſſinger in die allgemeine Heerſtraße einlenkte, denn das geht aus der Anlage des Ganzen hervor. Derjenige, der den Befehl erhielt, die Mariamne oder Marcelia zu tödten, mußte ſich in ſie verlieben, oder ſich doch ſo ſtellen, als ob er's wäre. Freilich, wem wäre das nicht eingefallen! Aber eben darum hätte der Dichter ſich für dieſe Trivialität bedanken ſollen. Den Sperling, den ſich Jeder ſelbſt einzufangen vermag, muß er Niemand ſchenken wollen.

Das Stück ließ trotz des ungeheuern Factums, auf welchem es beruht, das Publicum kalt und theilnamlos. Ganz natürlich, denn alle Wirkung geht von den Motiven aus, und dieſe ſind nirgends ſtichhaltig und ausreichend, ja, ſie fehlen oft ganz und gar, und zuweilen deuten ſie nach Norden und die Menſchen wenden ſich gegen Süden. Ueberall rohe Willkür und flache Lückenhaftigkeit! Man halte aber einmal gegen dieſen mit Allem, was an ihm baumelt, in der Luft ſchwebenden, hohlen Ludovico, den zu jedem ſeiner verhängnißvollen Schritte durch die gebieteriſche Nothwendigkeit fortgeſtoßenen

Herodes! Um den Thron zu retten, muß er den Ariſtobolus tödten; dieſer Mord ſtraft ſich augenblicklich, denn er geräth durch ihn in die noch größere Gefahr, Leben und Reich mit einander einzubüßen; Antonius zieht ihn zur Rechenſchaft. Das Bewußtſein, an Mariamne, die doch immer die Schweſter ihres Bruders blieb, furchtbar gefrevelt und ihr die Rache faſt zur Pflicht gemacht zu haben, erſchüttert in ihm das Vertrauen auf ſie; er weiß, daß ſeine bis auf's Aeußerſte gebrachte böſe Schwiegermutter in ſeiner Abweſenheit Alles aufbieten wird, ſie von ihm abzuziehen; er weiß ſogar, daß dieſe dem wüſten Römer ſchon das Bild ihrer Tochter zugeſchickt hat, wodurch ſeine Furcht und ſein Argwohn gleich die ſo wichtige beſtimmte Richtung erhalten und er liebt ſein Weib darum ſo gränzenlos, weil er ſo gänzlich allein ſteht. Aus einer ſolchen Situation ergiebt ſich das Fieberhafte ſeiner Leidenſchaft, das Ungeheure ſeiner Entſchlüſſe ganz von ſelbſt. Alles, wie weit es auch das Maaß des Gewöhnlichen überſchreite, erſcheint natürlich und menſchlich, weil es tief begründet und unausweichbar iſt; wir ſchaudern vor der dämoniſchen Kette, die ſich bildet, aber wir müſſen ſie Glied für Glied gelten laſſen. Daß Maſſinger den Brudermord über Bord werfen konnte, iſt mir noch unbegreiflicher wie alles Uebrige; er wollte eine Uhr in den Gang bringen und vergaß das treibende Gewicht daran zu hängen.

Struenſee.

Eine Betrachtung über den Stoff.

Niemals iſt auf dem Welttheater eine furchtbarere Tragödie aufgeführt worden, wie diejenige, die den Namen des Grafen Johann Friedrich v. Struenſee trägt. Das kleine, meerumfloſſene, in Nebel eingehüllte Dänemark ſcheint dazu beſtimmt zu ſein, dem tragiſchen Dichter die ungeheuerſten Stoffe zu liefern. Als Shakſpeare das erſchütterndſte, die Abgründe der Menſchennatur am tiefſten und unbarmherzigſten aufreißende ſeiner Gebilde, den „Hamlet“, hervorbrachte, da hatte er ſich zuvor vom Saxo Grammaticus die Familiengeheimniſſe eines uralten, längſt verſchollenen däniſchen Königsgeſchlechtes erzählen laſſen. Und wenn einer ſeiner Nachfolger dereinſt der ſchaudernden Menſchheit an einem erſchöpfenden Beiſpiel wird veranſchaulichen wollen, welch' ein Aeußerſtes in der Welt möglich iſt, ſo lange ſie unbedingt von der unumſchränkten Willkür eines einzelnen, jeder menſchlichen Schwäche unterworfenen und nicht einmal gegen Wahn- und Blödſinn geſchützten Individuums abhängt, ſo wird er den Schatten Struenſee's heraufbeſchwören. Am Schluſſe der dann entſtehenden Tragödie wird ſich nicht blos jedes Volk nachdrücklicher wie jemals an das erſte Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott, du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir!" gemahnt fühlen, ſondern auch jeder Kronenträger wird demuthsvoll ausrufen: „Ich will kein Gott mehr ſein!" Geſchieht dies nicht, ſo iſt das Werk verfehlt.

Chriſtian der Siebente beſtieg als Jüngling von ſiebzehn Jahren den däniſchen Königsthron. Die Natur hatte ihn nicht karg ausgeſtattet und er wäre in einfachen Verhältniſſen ohne Zweifel etwas Tüchtiges geblieben oder geworden. Aber den Lockungen und Verführungen, die ſich an den höchſten Platz der Geſellſchaft knüpfen, war er nicht gewachſen, und in kürzeſter Friſt bezahlte er ſeine Erhöhung durch einen phyſiſchen und moraliſchen Bankerott, der ihn noch unter das Thier herabſtürzte. Ob hiebei ein teufliſcher Plan mit im Spiele war, oder ob ihn blos ſeine ſchrankenloſe Vergnügungsſucht und die damit verbundene Arbeitsſcheu ſo weit brachte, läßt die Geſchichte unentſchieden. Gewiß iſt, daß der abſolute Monarch, der über allen Widerſpruch erhabene Stellvertreter Gottes auf Erden, ſehr bald auf den Punkt zurückglitt, wo er wieder zu ſeinen

Kinderſpielen griff, wo er ſich täglich mit einem Mohrenknaben und einem Mohrenmädchen balgte und biß, und wo er nur noch die Fenſterſcheiben des Schloſſes, die er zertrümmerte, und die Statuen des Gartens, denen er die Köpfe abſchlug, ſeine Souveränetät empfinden ließ. Gewiß iſt nicht weniger, daß ſich in ſeiner eigenen Umgebung eine Perſon fand, die ſeinen Stumpfſinn für ihre Zwecke auszubeuten und den Donnerkeil in ſeiner Hand geſchickt zu brauchen verſtand. Neben dem entmarkten Chriſtian ſtand ein junges, feuriges, begehrendes Weib, die Königin Caroline Mathilde, eine Tochter Albions und erſt fünfzehn Jahre alt, als ſie mit ihm verbunden wurde. Aber ſie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit ihm nie einen Eindruck abgewonnen; kaum daß zum Beweis der wirklich vollzogenen Vermälung aus Mathildens Schoß in dem ſiechen Kronprinzen ein ſchwächlicher Zeuge hervorging. Im Hintergrunde, die kümmerliche Ehe mit Argusaugen überwachend und die Verhältniſſe beobachtend, lauerte die Königin-Mutter Juliana, ihren in jedem Betracht elenden, aber von ihr mit Affenzärtlichkeit geliebten Sohn Friedrich an der Hand und, eine zweite Livia, feſt entſchloſſen, ihm um jeden Preis und durch welches Mittel es immer ſei, die däniſche Königskrone zu verſchaffen. Dabei ein ausgeſogenes, unter der verkehrteſten Verwaltung faſt erliegendes und jeglichem Glücksritter preisgegebenes Land, bewohnt von einem zwar gutmüthigen, aber doch nach und nach in Folge des materiellen Druckes aus ſeiner Bewußtloſigkeit erwachenden Volke.

In dieſen Kreis der ſchon brütenden Eumeniden trat, vom König ſelbſt bei der Wiederkehr von einer zu ſeiner Auffriſchung unternommenen Reiſe nach Kopenhagen mitgebracht, der ſchleswig-holſtein'ſche Superintendenten-Sohn Johann Friedrich Struenſee ein, und zwar zunächſt als Arzt. Chriſtian ſtellte ihn ſeiner Gemahlin vor, und als er bemerkte, daß ſie ihn nicht gerne ſah, drängte er ihr — ein verhängnißvoller Zug! — ihn hartnäckig ſelber auf: wenn aber ſein damaliger eigentlicher Günſtling, der Graf Holk, ſich darin gefiel, den Widerwillen, den ſie auch gegen ihn hegte, zu ſteigern und ihren Haß herauszufordern, ſo benahm ſich Struenſee ſo zart und ehrfurchtsvoll gegen ſie, daß er ſich in nicht gar langer Zeit ihre Hochachtung und ihr Vertrauen erwarb. Noch raſcher wuchs er in der Gnade ſeines Herrn, den er viel früher beherrſchte, als es Jemand gewahrte oder auch nur ahnte; es war freilich leicht, zu dieſem Ziele zu gelangen — die Gabe, den Blödſinnigen zu amüſiren, reichte dazu hin. Bald theilte die Königin ihm ihre verſchwiegenen Wünſche und ihre weitgehenden Zwecke mit; er verband ſich mit ihr und gab ihr gleich darauf einen ſchlagenden Beweis ſeiner im Stillen gewachſenen Macht, indem er Holk zum Falle brachte und ihr ihren Gemal wieder zuführte.

Jetzt wurden alle Waffen mit Erbitterung gegen ihn gekehrt. Die Miniſter, die auswärtigen Diplomaten, das Hofgeſinde, Alles verſchwor ſich gegen ihn. Aber Niemand richtete etwas aus, und die Verſuche, ihn zu ſtürzen, zeigten nur, wie feſt er ſtand. Vom Erzieher des Kronprinzen und dem Lector des königlichen Paares ſtieg er mit Schwindel erregender Schnelligkeit, einem Nachtwandler nicht unähnlich, der, dem glänzenden Geſtirn des Himmels folgend, vom Erdgeſchoſſe aus den Gipfel des Hauſes erklimmt, zum Geheimen Cabinetsminiſter, wurde in den Grafenſtand erhoben und fungirte bald mit unumſchränkter Machtvollkommenheit als Alter ego des Monarchen. Nun befand er ſich auf einer Höhe, auf welcher ſich zu behaupten allerdings nicht leicht, aber den Umſtänden nach doch auch nicht unmöglich, ja nicht einmal zu ſchwer war. Und was hätte er wirken können, wenn er das verſtanden hätte! Manche der nothwendigen Vorſichtsmaßregeln ergriff er auch in der That. Der König, der Automat in Menſchengeſtalt, ward für Jedermann, der nicht zu Struenſee's Freunden oder Creaturen gehörte, unzugänglich gemacht und von den Anhängern desſelben wie von einer lebendigen Mauer umgeben. An die Stelle Holk's, die nicht unbeſetzt bleiben durfte, da der Miniſter doch nicht immer mit der Majeſtät Karten ſpielen konnte, trat der Graf Brandt, den Struenſee ſich unbedingt zugethan wußte. Auch der früher verbannte Graf Ranzau-Aſchberg, auf den er eben ſo feſt bauen zu dürfen glaubte, ward zurückberufen. Im Hauptpunkte aber ließ er es durchaus ermangeln, und von dem hing Alles ab. Statt mit der Macht ſelbſt zufrieden zu ſein, griff er auch mit unkluger Begier nach ihren äußeren Zeichen: ſtatt, wie Richelieu in einem bekannten Fall, dem König wie ein Höfling auf dem Ball die Lichter vorzutragen und ſich dafür durch die Dictatur im Cabinet zu entſchädigen, ſtellte er ſich bei jeder Gelegenheit prahleriſch in den Vordergrund und zerſtörte dadurch muthwilliger- und unnützerweiſe den letzten Reſt eines Scheins, der ihm heilig hätte ſein ſollen, wenn auch nur aus dem einfachen Grunde der Selbſterhaltung. Ebenſowenig konnte er es über ſich gewinnen, die erlangte Macht mit Maß und mit der nöthigen Rückſicht auf beſtehende Verhältniſſe zu gebrauchen. Entſchlüſſe, die dem römiſchen Senat Kopfzerbrechen gekoſtet haben würden, faßte er in einem Augenblick. Anordnungen, bei denen Julius Cäſar geſtutzt hätte, wie z. B. die Aufhebung des Staatsrathes, ſetzte er ſo unbedenklich in Vollzug, als ob von der Realiſirung eines unſchuldigen Einfalls die Rede geweſen wäre. Und die verletzendſte Form war ihm die liebſte. Er ging mit dem Donnerkeil in ſeinen Händen um, wie die Kinder mit einem neuen Spielzeug, das ſie gewöhnlich zerbrechen, weil ſie unaufhörlich damit klappern. Darum iſt es auch unentſchieden geblieben, ob er ſich aus wahrer Begeiſterung, aus unwiderſtehlichem inneren Drange, oder aus Eitelkeit und Sucht, zu glänzen, zum Reformator in Dänemark aufwarf. Gerade dies macht ihn aber zum tragiſchen Charakter, und zwar in dem Sinne, daß er das Rechte allerdings gewollt, daß er jedoch aus zweideutigen Motiven gehandelt und aus dieſem Grunde nach dem gerechten Schluſſe des Schickſals nur ſäen, nicht auch ernten durfte.

Auch die Königin ergab ſich dem Genuſſe ihres Triumphes bis zur Trunkenheit und forderte die Scheelſucht heraus, wie Struenſee den Haß und die Rache. Ein Feſt drängte das andere bei ihr, wie Struenſee eine tollkühne Maßregel auf die andere folgen ließ. Dabei wurde die Verbindung Beider immer inniger, und die Unvorſichtigkeit, mit welcher ſie gepflogen wurde, erreichte bald einen Grad, welcher der Verleumdung die frechſte Zunge löſen mußte. Als die Königin mit einer Prinzeſſin niederkam, drangen die zweideutigſten Gerüchte, die boshafteſten Bonmots ſchon bis zu ihrem Bett. Sie fand den verlorenen Schwerpunkt jetzt wieder und ſetzte dem vertrauten Umgang mit Struenſee für eine Zeitlang engere Schranken. Das half auch, die Ehrfurcht vor der Majeſtät kehrte noch einmal zurück; man glaubte zu weit gegangen zu ſein und hatte wohl auch Recht. Aber ſie gerieth wieder in's Schwanken, als dieſes Ziel erreicht war, und ſetzte ſich nun über Alles hinaus. Was war begreiflicher? An ein Geſpenſt gekettet, und im vollen Glanz der Jugend und der Schönheit ſtehend, unterlag ſie nur einer Naturnothwendigkeit, wenn ſie ſich von ihrem Ekel, ihrem Schauder und Abſchen vor dem Gemal in den Armen eines Mannes zu erholen ſuchte, an dem ſie damals nur noch edle, hinreißende Seiten kannte. Daß es geſchah, iſt keinem Zweifel unterworfen: aber Niemand braucht ſich zu bemühen, ſie zu entſchuldigen, weil Niemand es wagen wird, ſie zu verdammen. Doch es hatte furchtbare Folgen, denn nun war den Feinden eine Waffe in die Hand gegeben, mit der ſie die Königin ſelbſt, die ſonſt unverletzlich wie unverantwortlich geweſen wäre, tödtlich treffen konnten, und ſie wußten ſie zu brauchen. Als Ehebrecherin konnte ſie vor Gericht gezogen werden, mit ihr aber ſtand und fiel Struenſee. Dieſer führte nun gerade in dem gefährlichen Momente, wo nicht blos Einzelne mehr, ſondern faſt alle Stände des Reiches gegen ihn erbittert waren und wo es nur noch am Mittel zur gemeinſchaftlichen Verſtändigung fehlte, um entweder eine Verſchwörung oder eine offene Revolution zu Stande zu bringen, die Preßfreiheit ein. Nun war das Mittel da. Wie die Preßfreiheit ausgebeutet wurde, zeigte ſich dadurch, daß ſie unbedingt zurückgenommen werden mußte. Aber wie ſchnell das auch geſchah, es war ſchon zu ſpät, das ganze Land war ſchon mit den niederträchtigſten Pasquillen auf den Cabinets-Miniſter, ja auf König und Königin überſchwemmt, und die Saat ging wuchernd auf.

Alles murrte oder fluchte, auch die Bauern, obgleich Struenſee ſie aus Sklaven zu Menſchen gemacht hatte. Sogar nach dem fernen Holſtein hinüber hatte der freche Strom der Schmähungen und Verdächtigungen ſich ergoſſen; ich habe ſelbſt als Knabe, ſechzig Jahre ſpäter, noch vergilbte Exemplare der damals vom Adel ausgeſtreuten Flugblätter in meinem Vaterlande Dithmarſchen in Händen gehabt, die, ſorgfältig aufbewahrt, von Geſchlecht auf Geſchlecht wie ein Evangelium übergegangen waren. Europa jubelte dem kühnen Manne, den es ſeiner Verwegenheit halber für einen großen hielt, freilich zu. Aber an dem Kranze, den das Ausland ihm ausgeſetzt hatte, konnte er ſich nicht feſthalten, als in Dänemark der Boden unter ſeinen Füßen wich.

Allerdings hätte er nur in Wahrheit zu ſein brauchen, was er zu ſein ſchien, und er würde jeden Sturm beſtanden haben. Aber es ergab ſich eben ein Bruch in ſeiner Natur, als es zur Probe, ja als es nur zur Vorprobe kam. Sein Benehmen bei einem an ſich höchſt unbedeutenden, aus ganz partiellen Urſachen hervorgegangenen Matroſen-Aufſtande ward entſcheidend für ſein Schickſal. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit, daß ihm der Muth fehlte, und nicht blos der phyſiſche, wohl mehr oder weniger von der Stimmung der Nerven abhängige, ſondern auch der höhere, der Alles an Alles ſetzt, wenn es gilt, und nicht lange marktet und mäkelt. Man ſah, daß er den Donnerkeil, den er ſo gerne unnütz zu ſchwingen pflegte, im rechten Momente nicht zu ſchleudern wagte. Dieß Geheimniß ward von den Matroſen am Hafen ausgeſchrien, es kam in der Kinder Mund, und nun war ſeinen Feinden die Parole zum raſchen Handeln gegeben und der Weg vorgezeichnet. Man mußte den der Furcht Zugänglichen überrumpeln. Natürlich bildete die Königin Mutter Juliane den Mittelpunkt, um den herum die Meiſten ſich gruppirten. Sie hatte ſich bisher mit ſtrenger Conſequenz noch immer im Hintergrunde gehalten und nur ſchüchtern für den einen oder anderen Fall einige Vorbereitungen getroffen; ſie hatte jede offene Feindſeligkeit ängſtlich vermieden und die Heuchelei ſo weit getrieben, daß ſie bei der neugeborenen Prinzeſſin zu Gevatter geſtanden hatte. Jetzt faßte ſie beſtimmte Verſchwörungspläne und ſah ſich nach einem Werkzeug um. Zuerſt warf ſie ihr Auge auf Ranzau-Aſchberg, der ſeit der Auflöſung des Staatsrathes Struenſee's entſchiedenſter Widerſacher geworden war. Aber ſie brauchte nur einen Arm, und Ranzau hatte auch einen Kopf Darum ließ ſie es einſtweilen dabei bewenden, daß ſie ihm im Allgemeinen ſchmeichelte, jedoch nicht entſchieden gegen ihn herausging. Wie ſie ſich noch nach einem Erſatzmann für ihn umſah, trug ſich ihr der Oberſt Köller aus freien Stücken an, der eines der in Copenhagen liegenden Regimenter commandirte und Struenſee aus kleinlichen Gründen tödtlich haßte. Sie griff begierig zu und zog nun auch Ranzau in's Vertrauen, der in einem unwillkürlichen Anflug von alter Theilnahme für Struenſee oder in einer Regung von Pflichtgefühl ihn kurz zuvor dringend gewarnt, aber durch ſeine Vorſtellungen bei ihm ſo wenig ausgerichtet hatte, daß er in doppelt großer Erbitterung von ihm geſchieden war und ſich deshalb für Alles bereit finden ließ. Der Commandant der Dragoner, Oberſt Eichſtädt, ein eben ſo unbedeutendes als obſcures Individuum, wurde blos dadurch gewonnen, daß eine Königin ihm die Ehre erwies, ſich um ihn zu bekümmern; er ſollte in Köller's Fauſt das Schwert vorſtellen. Während dies Alles geſchah, häufte Struenſee ſeine Fehler, war in einem und demſelben Augenblicke tollkühn und feige zugleich, löſte die aus lauter Norwegern beſtehende königliche Leibgarde durch einen unüberlegten Gewaltſtreich auf und ließ ſich darauf von ihr im offenen Aufſtand die ungehörigſten Zugeſtändniſſe abtrotzen; führte, als ob er Muth oder Vertrauen hätte, den Hof von Friedrichsburg in die aufgeregte Reſidenz zurück und umringte, um den dadurch vielleicht entſtandenen günſtigen Eindruck doch ja wieder zu vernichten, das Schloß dann mit geladenen

Kanonen. Am 16. Jänner 1772 fand ein Ball bei Hofe ſtatt. Die darauffolgende Nacht wurde zum Ausbruch der Verſchwörung feſtgeſetzt, weil Köller's Regiment die Wache im Schloſſe hatte. Der Ball wurde um 1 Uhr geendigt, die Gäſte entfernten ſich, die Majeſtäten zogen ſich zurück. Nun umzingelte Eichſtädt mit ſeinen Dragonern den Schloßhof und Köller erklärte ſeinen Officieren, er habe vom Könige den Befehl, die Königin Mathilde, den Cabinets-Miniſter und ihre ſämmtlichen Anhänger zu verhaften. Vom König! Jeder wußte, wie es mit dem Könige ſtand; Köller hätte ebenſo gut erklären können, er habe dieſen Befehl von Caroline Mathilde und von Struenſee ſelbſt. Dennoch ſtieß er auf keinen Widerſpruch, auf keine vorwitzige Frage. Nun verfügte er ſich ſtehenden Fußes zu Struenſee, den er im Bette traf und der, anſtatt ihm Widerſtand zu leiſten, wodurch er ſich, da es an der Königsordre fehlte, hätte retten können, ihm willenlos in das Gefängniß folgte. Ranzau begab ſich dagegen, von der Königin Juliane und dem Prinzen Friedrich begleitet, zum König Chriſtian, dem er durch die Vorſpiegelung, daß ſein Leben in Gefahr ſtehe, daß das Volk das Schloß ſtürme und den Verräther Struenſee ausgeliefert haben wolle, die Unterſchrift der Verhaftsbefehle abdrang, auf die hin bereits gehandelt worden war. Hierauf eilte er zur Königin Caroline Mathilde. Bei dieſer fand er aber, was Köller bei Struenſee nicht gefunden hatte, Beſonnenheit und Widerſtand. Nur durch Anwendung der roheſten Gewalt konnte die heldenmüthige Engländerin in den Wagen hineingezwungen werden, der ſie noch in derſelben Nacht nach der Feſtung Kronenberg abführen ſollte. Der abſolute Monarch war alſo durch Anwendung der nichtswürdigſten Mittel dahin gebracht worden, die Menſchen, die ihm die liebſten waren, ihren Todfeinden zu überliefern, und die Königin, die Theilnehmerin ſeiner Macht und Glorie, hatte von Ariſtokratenhänden eine Behandlung erfahren müſſen, wie ſie der gemeinſten Verbrecherin nicht ärger von fahndenden Gendarmen zugefügt wird. Der Proceß, der nun folgte, dürfte das Scheußlichſte ſein, was die Jahrbücher der Juſtiz zu berichten haben. Dem zerknirſchten und in ſich zuſammengebrochenen Struenſee wurde das Geſtändniß des Ehebruches mit der Königin durch die ſchändlichſte Lüge, daß das Verbrechen von ihr bereits eingeſtanden ſei, abgeliſtet; der Königin durch das umgekehrte Vorgeben. Bei ihr mußte man ſich, aus Furcht vor England, damit begnügen, ſie völlig in der öffentlichen Meinung zu vernichten und dann aus dem Lande zu verbannen. Struenſee durfte aber, ſonſt wäre die Rache nicht vollſtändig geweſen, nicht mit dem Leben davonkommen, ja ſogar Brandt mußte die ſeinem Gönner und Freunde bewieſene Anhänglichkeit und Treue mit ſeinem Blute bezahlen. Todesurtheile, die in ihrer Motivirung der offenkundigen Wahrheit und der geſunden Vernunft auf frechere Weiſe Hohn ſprachen, wie die in dieſem Proceß gefällten, ſind nicht denkbar. Brandt hatte zum Beiſpiel einmal mit Chriſtian ringen müſſen, weil dieſer durchaus ſeine Kräfte an ihm prüfen wollte. Das erklärten die Richter für ein todeswürdiges Attentat auf den Monarchen. Struenſee hatte als Arzt dem ſiechen Kronprinzen eine Lebensweiſe vorgeſchrieben, die freilich hart war, die ihn aber geſund und kräftig gemacht hatte; das war ein Angriff auf den Thronerben. Die Unterſchriften des Königs waren leicht zu erlangen. Er las nichts von Allem, was ihm vorgelegt wurde. Es wird erzählt, daß er während des Unterſchreibens nach Struenſee und Brandt, wovon der Eine oder der Andere ihm während dieſer ſeiner einzigen Regierungsarbeit ſonſt vielleicht die Feder zu reichen oder die Papiere zu unterbreiten pflegte, mehrmals mit Ungeduld gerufen haben ſoll. Das hätte denn recht gründlich dargethan, wie viel er davon wußte, daß er ſie eben durch einen Federzug in's Grab ſendete. Sie wurden gleich darauf enthauptet und ihre Leichname nach dem Tode geviertheilt; der erwartete Jubel des mißbrauchten und methodiſch irregeleiteten Volkes blieb jedoch aus. Die Königin Carolina Mathilde wurde nach Celle in die Einſamkeit verbannt, wo ſie, getrennt von ihren in den ſchlimmſten Händen zurückgebliebenen Kindern, wenige Jahre nachher an gebrochenem Herzen ſtarb. Chriſtian vegetirte noch dreißig Jahre fort, und dieſelben Menſchen, die den unglücklichen Brandt wegen ſeines unfreiwilligen Ringens mit ihm hatten hinrichten laſſen, mißhandelten ihn, wie ſie nur konnten, und ehrten in ihm ſo wenig den Kronenträger, als ſie den Wahnſinnigen ſchonten. Ich hörte in Copenhagen eine charakteriſtiſche Anekdote, die wenig bekannt zu ſein ſcheint. Einmal bei Tiſche unter dem Hofgeſinde ſitzend und von allen Seiten wie gewöhnlich verhöhnt und verſpottet, erhebt er ſich plötzlich, ſchaut mit Majeſtät um ſich und ruft: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin der König von Dänemark!“ Alle erſtarren, Jeder fürchtet, einen Lear, dem die Beſinnung zurückgekommen iſt, vor ſich zu ſehen, und durchlieſt ſein Schuldbuch. Aber der lichte Moment geht ſo raſch vorüber, wie er kam; Chriſtian ſetzt ſich wieder, dreht Brotkügelchen und wirft ſie ſeinem Nachbar in's Geſicht.

Hier der Stoff in ſeiner Gliederung und Gruppirung nach allen Seiten und mit ihm die Tragödie ſelbſt, denn ich bin der Ueberzeugung, daß nicht Ein Element weggelaſſen, verändert oder abgeſchwächt werden darf, wenn der Dichter nicht gegen den heiligen Geiſt der Kunſt wie der Geſchichte zugleich ſündigen und ſeinem Werke die Spitze abbrechen will. Nicht als ob nicht auch auf andere Weiſe etwas in ſeiner Art Schätzbares und Dankenswerthes zu Stande kommen könnte! Das iſt allenfalls ſchon bewieſen, kann alſo nicht mehr beſtritten werden. Aber ich bin der Meinung, daß man, wenn ein hiſtoriſches Ereigniß in einem der ſeltenſten Fälle die runde, vollendete Kunſtform gleich mit auf die Welt bringt, dieſe nicht zerſchlagen, oder auch nur verletzen kann, ohne ihm unmittelbar an's Leben zu gehen. Das iſt ebenſowenig möglich, als es möglich iſt, einem Menſchen den aus ſeinem eigenen Rumpf hervorgewachſenen Kopf abzuhauen, ihm einen neuen aufzuſetzen und ihn doch nicht zu tödten. Zu dieſem Bilde gehört aber mit gleicher Nothwendigkeit der ſich ſelbſt zerſtörende König und die in Folge der ſie umgebenden unnatürlichen Verhältniſſe den ſittlichen Schwerpunkt verlierende Königin, wie der abenteuerliche Arzt und die hinterliſtige Ariſtokratie, die ſich gegen ihn verſchwört, weil er ihr den Todesſtoß verſetzt. Denn das Bild, in ſeiner innerſten Bedeutung erfaßt, ſtellt den Abſolutismus dar, der ſich ſelbſt durch ſeine Schrankenloſigkeit vernichtet und noch mehr Weh über ſein eigenes Haupt bringt, wie über die Welt. So betrachtet, ſteht es einzig in der Geſchichte da und predigt allen Parteien eine ernſte Lehre, die, wie ich im Anfang ſagte, von jeglicher, wenn auch zum Theil widerſtrebend, beherzigt werden wird. Von dieſer Höhe herabgezogen und aus conventionellen oder anderen Gründen verſtümmelt und verengert, wird es ein Dutzendſtück, wobei man ſich fragen muß: Warum iſt Struenſee hier zu

Gevatter gebeten worden? Hans, Peter oder Paul hätten ja denſelben Dienſt gethan! Ja, ich behaupte, das Bild wird nur dann verletzend, wenn man es nicht in ſeiner vollen Totalität hinzuſtellen wagt. Ein König Chriſtian, der nicht ſelbſt Schuld an ſeinem moraliſchen Elend iſt, oder deſſen Schuld uns verhüllt bleibt, darf im Drama durchaus nicht auftreten; eine Königin, die nur liebelt, die von der Naturmacht nicht unwiderſtehlich fortgeriſſen erſcheint, ſondern nur mit ihr ſpielt, darf es ebenſowenig. Der Eine iſt ein unäſthetiſcher, die Zweite ſogar ein verächtlicher, entſchieden widerwärtiger Gegenſtand, denn mit einem Unglück, dem der Wille nirgends begegnen konnte, hat die tragiſche Kunſt nichts zu ſchaffen, und mit Leidenſchaften, die keine ſind, die ſich wie ein Kaminfeuer bei einem gewiſſen Grad willkürlich auslöſchen laſſen, hat ſie auch nichts zu thun. Dagegen kann die ungeheuerſte Wirkung nicht ausbleiben, wenn man ſieht, wie die Maßloſigkeit, mit welcher der König ſich dem Genuſſe ſeiner Allgewalt hingiebt, ſich zunächſt dadurch an ihm rächt, daß er des Genuſſes unfähig wird; wie ſie dann eine unendliche Reihe fremder Maßloſigkeiten hervorruft, die ohne die ſeinige und ihre unabwendbaren Folgen nicht möglich geweſen wären; wie dieſe fremden Maßloſigkeiten darin gipfeln, daß die furchtbarſten Juſtizmorde in ſeinem Namen an den einzigen Perſonen, für die er noch etwas empfindet, begangen werden, und wie er endlich nach blutiger Beſeitigung dieſer ſeiner letzten Stützen ſeinen bitterſten Feinden hülf- und widerſtandslos in die Hände fällt. In dieſem Sinn, in dieſem aber auch allein, würde das Stück dann auch für die liberalen Ideen, zu deren eigentlichem Träger man Struenſee kaum machen dürfte, kämpfen und vielleicht den letzten Opponenten überwinden. Was nun noch Struenſee als Charakter betrifft, ſo hätte der Dichter Gelegenheit, in ihm, ohne den hiſtoriſchen Ueberlieferungen den geringſten Zwang anzuthun, ein Gegenſtück des „Hamlet“ hinzuſtellen. Denn wenn Hamlet vor lauter Denken nicht zum Handeln kam, ſo kam Struenſee vor lauter Handeln nicht zum Denken! Beides liefert aber das gleiche Reſultat.

* * *

Charakteriſtiken.

Schiller und Körner.

Schiller's Briefwechſel mit Körner.

Berlin, Verlag von Veit und Comp., 1847. Vier Theile.

Die Briefwechſel-Literatur, die früher kaum in den dürftigſten Anfängen vorhandene, häuft ſich in Deutſchland, und in der letzten Zeit iſt neben manchem Bedeutenden auch viel Unbedeutendes erſchienen; Einiges ſogar, was offenbar nur der Adreſſen und Unterſchriften wegen gedruckt worden iſt. Die Kritik, die dem Unkraut überall entgegentreten und es auch dann nicht ſchonen ſoll, wenn es auf Gräbern wuchert, hat das Recht, dieſe Literatur einer ernſten Prüfung zu unterziehen, keineswegs aber die Pflicht, die Pietät gegen die Todten auf Koſten der Lebendigen zu üben. Was dem Publicum vorgelegt wird, ſoll Gehalt haben, gleichgültig, ob es von den Autoren ſelbſt ausgeht oder von ihren Teſtamentsvollſtreckern; denn wenn jene ſchwach genug waren, die werthloſen Schnitzel und Abfälle ihrer geiſtigen Thätigkeit zur Veröffentlichung zu beſtimmen, ſo ſollen dieſe ſtark genug ſein, ſie zurück zu halten, und das eben ſo ſehr im Intereſſe der Abgeſchiedenen als der Welt. Freilich iſt aber auch kein Gehalt zu verlangen als der ſpecifiſche, den die Sphäre mit ſich bringt, und worin dieſer beſteht, haben wir zu unterſuchen. Er wird natürlich, je nachdem die Briefe von einem Manne der That oder einem des Gedankens, von einem Kriegführer und Staatsmanne oder einem Philoſophen und Künſtler ausgehen, ein verſchiedenartiger ſein. Er wird in dem einen Falle eine hiſtoriſche, in dem zweiten eine allgemein literariſche Ausbeute gewähren, in beiden aber wird ſeine innere Bedeutung von den mehr oder minder tiefen Einblicken abhängen, die er uns in das eigentliche Verhältniß der Individuen zu ihren Leiſtungen und Lebensreſultaten thun läßt. Was ein Staatsmann gewirkt und ein Held gethan, was ein Philoſoph gedacht und ein Dichter geſchaffen hat, weiß man allenfalls, wird als bekannt vorausgeſetzt. Wie viel von dieſem jedoch dem Individuum durch die Zeit, in die es fiel, abgedrungen oder aufgenöthigt wurde, und wie viel es der Zeit gab, weiß man nicht. Das aber erfährt man am Beſten durch echte Briefe. Dieſe ſind daher nicht nach ihrem anekdotiſchen oder ihrem Ideenreichthume abzuſchätzen, ſondern man hat ſie darauf anzuſehen; ob ſie uns ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeſchloſſene. Darnach beſtimmt ſich ihr Werth.

Wohl Keiner hat die kleine Biographie, die der Appellationsrath Körner aufſetzte und mit der die Cotta'ſche Buchhandlung alle Ausgaben der Schiller-ſchen Werke ausſtattete, geleſen, ohne nach den zwiſchen Schiller und Körner gewechſelten und dort hin und wieder citirten Briefen zu fragen. Die aus dieſen Briefen, d. h. aus den Schiller angehörigen, mitgetheilten Fragmente trugen ein ſo charakteriſtiſches Gepräge und waren in ihrer Einfachheit ſo bedeutend, daß ſie das größte Intereſſe erwecken und den lebhafteſten Wunſch, ſie in ihrer Totalität kennen zu lernen, hervorrufen mußten. Dieſer Wunſch hat nun endlich durch die uns jetzt zur Beſprechung vorliegende Sammlung ſeine Befriedigung erhalten, und gewiß ſind auch die geſpannteſten Erwartungen, die ſich an ihn knüpfen mogten, durch dieſelbe noch übertroffen worden. Denn wenn man auch voraus wiſſen konnte, daß der Schiller'ſche Antheil an dieſer Correſpondenz die Anſprüche, die Schiller's Name überall rege macht, nicht unerfüllt laſſen würde, ſo war doch ſchwerlich Jeder darauf gefaßt, den trotz ſeiner Horen-Aufſätze und ſeines berühmten Sohnes immer im Hintergrunde der Literatur verloren ſtehen gebliebenen Körner faſt eben ſo vortheilhaft, wie ſeinen großen Freund ſelbſt hervortreten zu ſehen. Das iſt aber der Fall, und dieſer Briefwechſel iſt daher in jedem Sinne als eine Bereicherung unſerer Literatur zu bezeichnen.

Von den meiſten Leſern wird nun wohl zunächſt die Frage aufgeworfen werden, warum ein Briefwechſel, den die Kritik ſo hoch ſtellen muß, erſt jetzt, volle 43 Jahre nach dem Tode Schiller's, erſcheint. Darauf giebt ein dem vierten Bande vorgedrucktes kurzes Vorwort der Verleger die Antwort, die ich hier um ſo weniger zurückhalten will, als ſie mir jede Charakteriſtik Körner's erſpart, da ſie ſelbſt eine ſolche iſt. „Körner — heißt es dort — mochte ſich nicht entſchließen können, zu veröffentlichen, was als der beſte Theil ſeines geiſtigen Lebens ihm an's Herz gewachſen war, und ſeine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeſchiedenen. So fand ſich das Manuſcript des Briefwechſels, vollſtändig geordnet, im Nachlaſſe Körner's vor und ging in den Beſitz ſeines Adoptivſohn's, des Gutsbeſitzers Ulrich in Steinbeck, über, der in richtiger Würdigung deſſen, was der Eigenthümer eines ſolchen Schatzes der Nation ſchuldig ſei, den Abdruck geſtattete." Man ſieht mit Rührung in ein wohlgeordnetes Gemüth hinein, und denkt mit Schaudern an einen modernen Literaten. Dort ein einfacher und dennoch ſo tief durchgebildeter Mann, der ſich keuſch mit dem Vermächtniſſe des Genius in ſeine Kammer verſchließt, um ſich in den Weiheſtunden heiliger Einſamkeit daran zu erquicken und zu erbauen; hier ein haſtiger Buchſchreiber, der, wenn ein Schiller ihm eine Reihe von Mittheilungen über ſein Innerſtes gemacht hätte, ſich verſucht fühlen könnte, den Heros zu erſchlagen, um nur zur Herausgabe zu gelangen. Mancher wird ſagen: nun ja, es ſind eben verſchiedene Zeiten; ich aber bin der Ueberzeugung, es ſind nur verſchiedene Menſchen. Es gab auch damals einen Böttiger, der Goethe'n, wenn ihm in der Erregung des Moments ein leidenſchaftliches Wort über Herder entfahren war, ohne Zweifel einen Schlagfluß wünſchte, um es ſchnell in Umlauf bringen zu können; es wird auch jetzt an einem Körner, an einer im würdigſten Sinne receptiven Natur nicht fehlen. Wenn aber eine ſolche der Gelegenheit, ſich zu entwickeln, ermangeln, wenn es wahr ſein ſollte, was ein Freund einmal bei Gelegenheit dieſes Briefwechſels gegen mich behauptete, daß die Dichter des Tags keine Briefe ähnlicher Art mehr ſchrieben, weil ſie den Briefſtoff gleich zu Aufſätzen und Journal-Artikeln verarbeiteten, ſo würde dieß nur beweiſen, daß ſie keine Dichter ſind. Der Dichter kann der brieflichen Entäußerung ſeiner ſelbſt durchaus nicht entbehren, er iſt mit Nothwendigkeit auf ſie hingewieſen, denn er befindet ſich zu oft in jenem Dämmerzuſtande des Geiſtes, der ſo wenig ein völliges Beiſichbehalten der aufſteigenden Gedanken und Bilder verträgt, als ein rückhaltloſes Preisgeben derſelben an die Welt, und dem nur der Brief, die Mittelſtufe zwiſchen Monolog und Production, entſpricht. Wer dieſen Zuſtand im

Jahre 1848 nicht kennt, der würde ihn auch im Jahre 1789 nicht gekannt haben, und die Nachwelt wird ihn, und wenn er auch zu jeder Saiſon Dutzende von Trauer- und Luſtſpielen liefert, nicht als Dichter gelten laſſen. Der Briefwechſel, der uns hier beſchäftigt, ſpiegelt jenen Dämmerzuſtand auf das Treueſte ab und entlehnt von ihm ſeinen höchſten Reiz. Er führt uns Schiller's Hauptwerke als Embryonen vor, ſeine tiefſten philoſophiſchen Ideen ſogar hin und wieder in der Geſtalt flüchtiger Aperçus. Wir ſehen das werden und entſtehen, was nun ſchon über ein halbes Jahrhundert als Gewordenes ſo mächtig auf Kunſt und Literatur einwirkt. Eine Charakteriſtik iſt bei dem vorhandenen großen Reichthume ſchwer. Ich werde hauptſächlich die pſychologiſche und die hiſtoriſche Seite hervorzuheben ſuchen.

Der erſte Theil der Sammlung bringt die Briefe von 1784 bis 1788, und alſo auch die beiden erſten, die zwiſchen den Freunden ausgetauſcht wurden. „In einer Zeit — ſchreibt Körner 1784 im Juni aus Leipzig — da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Menſch auch jetzt noch vermag. Der beſſere Theil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühle ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen — daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob ſeine Zeitgenoſſen werth wären, daß er für ſie arbeitete. — Dieß iſt die Veranlaſſung, daß ich mich mit drei Perſonen, die insgeſammt werth ſind, Ihre Werke zu leſen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verſtanden, habe ich ein Lied von Ihnen zu componiren verſucht. Außer der Art, die ich gewählt habe, gab es noch zwei: jede Strophe anders, oder wenigſtens drei Melodien, für die erſte und dritte, für die zweite und vierte und für die letzte. Aber beides ſchien mir dem Charakter eines für ſich beſtehenden Liedes weniger angemeſſen. Abänderungen in Rückſicht auf Tempo, Tact, Stärke und Schwäche bleiben natürlicher Weiſe bei jeder Strophe nothwendig, und die angegebenen ſind bloß die unentbehrlichſten.

„Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige iſt, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann ſollen Sie meinen Namen wiſſen. Jetzt kann es zu Nichts helfen!“ Man ſieht, es ging keine perſönliche Bekanntſchaft vorher; als nothdürftiges Surrogat ſchloß

Körner ſein Porträt bei und fügte das ſeiner Verlobten und noch zwei andere hinzu. Die Art, wie der verſtändige junge Mann ſich dem Dichter, der ſeinen Enthuſiasmus erregt hatte, nähert, iſt eigentlich ſchwunghafter, als es in ſeinem Charakter lag; er ſcheint eben von den Räubern, vom Fiesko und Kabale und Liebe herzukommen; die Ausdrücke, deren er ſich bedient, ſind ihm in der Atmoſphäre dieſer Stücke angeflogen. Schiller antwortet erſt am 7. December. „Nimmermehr — läßt er ſich vernehmen — können Sie mir's verzeihen, meine Wertheſten, daß ich auf Ihre freundſchaftsvollen Briefe, auf Briefe, die ſo viel Enthuſiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten, und von den ſchätzbarſten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, ſieben Monate ſchweigen konnte. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederſchreibe, welche mich vor mir ſelbſt demüthigt, und daß ich meine Augen in dieſem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederſchlage, die über meinem Schreibtiſche hangen, und in dem Augenblicke zu leben und mich anzuklagen ſcheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beſchämung und die Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, iſt Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um dieſe unerhörte Nachläſſigkeit zu entſchuldigen, nur ſie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.

„Ihre Briefe, die mich unbeſchreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmſte aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigſten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfaſſung war diejenige nicht, worin man ſich ſolchen Menſchen, wie ich Sie mir denke, gern zum erſten Male vor's Auge bringt. Ihre ſchmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illuſion — aber dennoch war ich ſchwach genug zu wünſchen, daß ſie nicht allzu ſchnell aufhören möchte. Darum, meine Theuerſten, behielt ich mir die Antwort auf eine beſſere Stunde vor — auf einen Beſuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer ſchöneren Laune meines Schickſals, ſchöneren Gefühlen würde geöffnet ſein. Dieſe Schäferſtunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundſchaft und Freude. Unglückſelige Zerſtreuungen, deren Andenken mir in dieſem Augenblicke noch Wunden ſchlägt, löſchten dieſen Vorſatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtiſch, Ihnen, meine Lieben, dieſe ſchändliche Vergeſſenheit abzubitten, die ich auf keine Weiſe aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke ſein, einen Menſchen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte ſo wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie ſich eine That reuen laſſen, die Sie an den Undankbarſten auf dem Erdboden verſchwendeten! — Aber nein. Das letztere bin ich niemals geweſen, und habe ſchlechterdings keine Anlage es zu ſein. Wenn Sie wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, ſo fordere ich Sie auf, mein Herz auf die ſtrengſten Proben zu ſetzen, und mich dieſe bisherige Nachläſſigkeit auf alle Arten wieder erſetzen zu laſſen.

„Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine ſo nachtheilige Rolle ſpiele.

„Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geſchenke das Angenehmſte waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftſtellerei widerfahren iſt, daß dieſe fröhliche Erſcheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schickſale ſchadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich ſage nicht zu viel, daß Sie, meine Theuerſten, es ſich zuzuſchreiben haben, wenn ich die Verwünſchung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir ſchon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieſes ſage, ſo weiß ich, daß Ihre gütigen Geſtändniſſe gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn ſolche Menſchen, ſolche ſchöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?“

„Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieſes Jahr noch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwiſchenkunft einiger Umſtände macht dieſen Vorſatz wenigſtens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf der Jubilatemeſſe Leipzig beſuchte. Welche ſüße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch ſogar die geringſte Freudenerinnerung an ihre Bilder verdunkelt! — Minna und Dora werden es wohl geſchehen laſſen müſſen, wenn ſie mich bei meinen neueren poetiſchen Idealen über einen kleinen Diebſtahl an ihren Umriſſen ertappen ſollten.

„Ich weiß nicht, ob Sie, meine Wertheſten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortſetzung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechſels würdig halten können, doch bitte ich Sie mit aller Wärme es zu thun. Nur eine engere Bekanntſchaft mit mir und meinem Weſen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Ideen zurückgeben, die Sie einſt von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genoſſen, aber (das iſt das Stolzeſte, was ich über mich ausſprechen kann) dieſe wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

„Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich dieſe Rolle in der

Welt ſpielen will; aber vielleicht ſöhnt die Sache ſelbſt Sie wieder mit ihrer Vorſtellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutſche Publicum ſeine Schriftſteller, nicht nach dem Zuge des Genius, ſondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieſer Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, das ich ſie (wenn meine Verfaſſung mich über Kaufmannsrückſichten hinwegſetzte) in einer anderen Sphäre würde beſchäftigt haben.

„Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß geworden bin, ſo ſoll dieſem Briefe auf das ſchleunigſte ein zweiter folgen.' Frauenzimmer ſind ſonſt unverſöhnlicher als wir, alſo muß ich den Pardon von ſolchen Händen unterſchrieben leſen!“

Gewiß war die Entſchuldigung ſeines allerdings auffallend langen Stillſchweigens nicht aus der Luft gegriffen; ein Dichter, wie er, kann nicht heucheln und mag nicht klagen, er bleibt lieber ſtumm, als daß er ſich der Gefahr ausſetzte, eine fremde Exiſtenz durch die ſeinige zu verfinſtern, oder die ſeinige in einem freundlicheren Lichte darzuſtellen, als ſich mit der Wahrheit verträgt. Die Verzeihung wird daher auch unweigerlich gewährt; nun aber ſchüttelt Körner ſogleich alles Phraſenhafte ab und zeigt ſich klar und nüchtern, wie er es ſeinem innerſten Weſen nach iſt. „Die erſte Abſicht unſerer Briefe an Sie — ſchreibt er — iſt nunmehr erreicht. Wir wiſſen, daß unſere Aeußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünſchten, und nun konnten wir unſeren Briefwechſel ſchließen. Soll er fortgeſetzt werden, ſo müſſen wir Freunde ſein, ſonſt hat er für beide Theile in der Folge mehr Beſchwerliches als Anziehendes. Wir wiſſen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unſere ganze Freundſchaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Alſo kommen Sie ſelbſt ſobald als möglich, dann wird ſich manches ſagen laſſen, was ſich jetzt noch nicht ſchreiben läßt. Es ſchmerzt uns, daß ein Mann, der uns ſo theuer iſt, Kummer zu haben ſcheint. Wir ſchmeicheln uns, ihn lindern zu können und dieß macht uns ihre Freundſchaft zum Bedürfniß.“ Dieſer raſche Uebergang von der reſpectvollen Verbeugung zum herzhaften Händedruck iſt nur wohlthuend. Schiller'n gelingt er nicht ganz ſo gut; ſeiner langen Antwort vom 10. Februar 1785 fehlt das Natürliche. „Wenn Sie zuweilen — heißt es unter Anderem — mitten unter den berauſchenden Zerſtreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmuth überraſcht werden, die Sie nicht gleich erklären können; ſo wiſſen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat ſich mein Geiſt bei Ihnen gemeldet.“ Er fühlt das Uebertriebene ſelbſt und recenſirt ſich. „Dieſer Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher ſehen als meiner wahren Empfindung, und doch iſt er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls!“ Deſſen ungeachtet fällt er gleich wieder in denſelben Ton zurück. Aber dann bringt es ſein Herz zu einer Eruption und es kommt die vortreffliche Stelle: „Wenn Sie mit einem Menſchen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus ſeinen Thorheiten ſchließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vor hatte; der in ſeiner Liebe ſchrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß wie viel er leiſten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als ſich ſelbſt, und keinen nagenderen Kummer hat als daß er das ſo wenig iſt, was er ſo gern ſein möchte — wenn Ihnen ein Menſch wie dieſer lieb und theuer werden kann, ſo iſt unſere Freundſchaft ewig, denn ich bin dieſer Menſch. Vielleicht, daß Sie Schiller'n noch eben ſo gut ſind wie heute, wenn ihre Achtung für den Dichter ſchon längſt widerlegt ſein wird.“ Weiter folgt dann das erſchütternde Geſtändniß: „Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder ſein, was ich ehemals geweſen bin, und mehr als das Alles, o meine Beſten, ich werde glücklich ſein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein ſolches Geſtändniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftſtellerei wägen auch nicht Einen Moment auf, den Freundſchaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“ Und die naive Erklärung, daß er alle ſeine Verhältniſſe in Mannheim, wo er damals lebte, aufgegeben und ſich zur Reiſe nach Leipzig entſchloſſen hat, weil er ahnt, daß ihm dort „etwas Großes, etwas Unausſprechlich-Angenehmes“ aufgehoben ſein muß. Der Brief iſt durch die Form faſt noch merkwürdiger als durch den Inhalt. Ueberall die hohle Geſchraubtheit des Jahrhunderts, die dadurch poetiſch zu werden glaubt, daß ſie für triviale Gedanken unerhörte Ausdrücke erfindet. Zwiſchendurch aber ein Aufblitzen der großen Schiller'ſchen Individualität, das ſich immer zur rechten Zeit einſtellt, wenn eben der Widerwille aufſteigen will. Man wird an Klopſtock und ſeinen Kreis erinnert; man denkt an Gleim's Tafel, die er bei einer Quelle anbringen ließ, weil der Hamburger Barde daraus getrunken hatte; an Meta's Jubelbrief über „eine gute That,“ weil es ihr gelungen war, einen Kupferſtecher, der nach England ging, zur Porträtirung Richardſon's zu überreden. Man fühlt jedoch zugleich, daß der närriſche Purpurmantel des alten Königs zu Windeln für den neuen verſchnitten worden iſt, und bleibt guter Dinge.

Ich habe die erſten Briefe, die das ganze Freundſchaftsverhältniß begründeten, mit einiger Vollſtändigkeit mittheilen zu müſſen geglaubt; von jetzt an kann ich mich kürzer faſſen. Körner ſchüttet zunächſt gegen Schiller ſein Herz aus. Er iſt glücklich, und weil er glücklich iſt, will er Gutes wirken. Das wollten ſie zur Zeit des Herder'ſchen Humanismus Alle, ſo wie ſie ſeit Byron Alle an der Vernichtung unſerer „ſchlechten" Welt arbeiten, ſie in den Grund bohren mögten. Ueber das Wie iſt er aber im Unklaren. Die Rechte hat er ſtudirt, weil er die Theologie wegen der ihm frühzeitig eingeimpften philoſophiſchen Zweifel nicht ſtudiren konnte, und die Medicin, wegen des ihn abſtoßenden Thuns und Treibens eines praktiſchen Arztes nicht ſtudiren mogte. Juriſt iſt er alſo geworden, aber freilich nur, weil er doch etwas werden mußte, denn die „willkürlichen" Sätze, die den poſitiven Schatz der Jurisprudenz ausmachen, widerten ihn an. Philoſophirt hat er inzwiſchen auch, die Naturwiſſenſchaften hat er ebenfalls aufgenommen, er iſt ſogar gereiſ't und treibt Muſik. So weit gleicht er einem unſerer modernen jungen Männer bis auf's Haar. iſt mit Talenten und Fähigkeiten beſetzt, wie ein Tannapfel mit Spitzen. Aber nun kommt der Unterſchied. In früher Jugend iſt ihm der Gedanke eingeprägt worden, der Künſtler arbeite nur für das Vergnügen, und erſt ſpäter hat er ſich zu der Anſchauung erhoben, daß „die Kunſt nichts Anderes ſei, als das Mittel, wodurch eine Seele beſſerer Art ſich anderen verſinnliche." Nun hätte er ſich denn gern der Kunſt widmen mögen, aber — „Jetzt fehlt mir's nicht an Luſt zu eigener Arbeit von dieſer Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an leiſen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen ſie darzuſtellen. Jeder große Künſtler muß mit unumſchränkter Macht über den Stoff herrſchen, aus dem er ſeine Welten ſchafft, oder wodurch ſich ſein Genius verkörpert. Er ſpricht, ſo geſchieht's, er gebeut, ſo ſteht es da. Wehe dem, der noch mit widerſpänſtigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeiſternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der Muſik ganz gewidmet, ſo würde ich etwas darin geleiſtet haben. Jetzt fühle ich zu ſehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich ſtreben würde. Und nachholen läßt ſich dieß nicht, wenigſtens nicht beiläufig!" Darin ſind die Modernen nicht ſo gewiſſenhaft. Das Leiſten iſt freilich in Kunſt und Wiſſenſchaft um Nichts leichter geworden, aber da die Einſicht in das Echte niemals weit verbreitet ſein kann, ſo greifen ſie, um ihre Pfuſchereien in die Höhe zu bringen, zu dem Mittel, die Meiſterwerke und die ſtrengen Principien, wonach ſie gearbeitet werden, herabzuſetzen und erreichen natürlich ihren Zweck, da, wenn die neun Muſen einmal für Fiſchweiber gelten, die Fiſchweiber natürlich als Muſen figuriren können. In einem Punkte iſt jedoch Körner ihnen gleich, darin, daß er, wie ſie es auch gern zu thun pflegen, auf äußere Umſtände ſchiebt, was innere Gründe hat. Wäre er für die Kunſt beſtimmt geweſen, ſo hätte ihm die Erziehung nie einen falſchen Begriff von der Kunſt aufzudringen vermogt, er hätte den wahren mit auf die Welt gebracht. Daran kann man nicht oft genug erinnern. Schiller antwortet dem Schwankenden, dem in der Irre hin und her Taumelnden vortrefflich. „Danken Sie dem Himmel — ſagt er — für Ihr Talent zur Begeiſterung!“ — Damit traf er den Nagel auf den Kopf, das war Körners, das iſt aller Menſchen, die ihm ähnlich ſind, eigentlichſter Beſitz. Der Begeiſterte iſt genial im Genießen; er kommt nicht in Gefahr, den Becher mit Wein auszuſpülen und dann mit Waſſer zu füllen, aus der Poeſie das allerdings auch vorhandene, aber hier nicht in's Gewicht fallende Verſtandes-Moment hervorzuklauben und das Uebrige höchſtens mit in den Kauf zu nehmen. Das fühlte Körner auch, und in ſeinem nächſten Briefe weiß er auf einmal, was er will. Er denkt an eine Geſchichte der ausgearteten Kultur und an eine Simplificirung der Jurisprudenz. So war's recht. Keine Spur von der heilloſen Kleinkinderlogik: weil ich die Sonne nicht von ihren Flecken befreien kann, ſo bedank' ich mich, Lichter zu putzen! Er entſchloß ſich kurz und gut, das, was er an allgemeiner Bildung erworben hatte, auf den ihm für ſeine ſpecielle Thätigkeit angewieſenen Berufskreis anzuwenden, und er that wohl daran. Man folgt ihm mit Luſt auf ſeinem Wege, denn man ſieht, daß der Weg nicht in's Wüſte und Leere führt. Uebrigens dringt er in dieſem Briefe auch auf das Du zwiſchen Schiller und ihm; er kann nicht länger Sie ſagen. Nun endlich ſehen ſich die Freunde von Angeſicht zu Angeſicht und Schiller ſchreibt Briefe aus Gohlis, aus jenem Gohlis, wo das Lied an die Freude entſtand. Exaltation über Exaltation, aber nicht mehr ohne Wurzel und Kern, alſo auch nicht ohne Reſultat. „Beſter Freund — heißt es am 3. Juli 1785 — der geſtrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, ſo lange ich lebe. Gäbe es Geiſter, die uns dienſtbar ſind und unſere Gefühle und Stimmungen durch eine ſympathetiſche Magie fortpflanzen und übertragen, Du hätteſt die Stunde zwiſchen halb acht und halb neun Vormittags in der ſüßeſten Ahnung empfinden müſſen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philoſophiſch-feſte Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perſpective der Zeit vor mir liegen ſah. Mit welcher Beſchämung, die nicht niederdrückt, ſondern männlich emporrafft, ſah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichſte Verſchwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich ſelber zernichtet. Tief, beſter Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben ſich Kopf und Herz zu dem herkuliſchen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchſten Ziele von vorn anzufangen.“ Hieher ſchau', deutſche Jugend, das thu' deinem Lieblingsdichter nach! Es iſt gewiß, daß die bedeutendere Kraft ſich leichter verirrt, als die geringere, weil ſie länger, als dieſe, mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt bleibt, weil ſie der niederen Sphäre, in der ſich Tauſende mit Behagen bewegen, oft ſchon entwachſen iſt, ohne für die höhere noch völlig reif zu ſein. Das iſt der Zuſtand, in welchem Jeder den Fauſt, oder vielmehr den Vater desſelben, den Hamlet, auf ſeine eigene Hand durchſpielt, und es hat wirklich nicht ſo viel zu ſagen, als beſorgte Mütter glauben, wenn der Sohn Monate lang am Hörſaal vorbeiſchleicht und in's Kaffeehaus hineinſchlüpft. Nur muß der junge Menſch ſich freilich nicht einbilden, er ſei deßwegen dem Schöpfer des Hamlet gleich und ein großer Mann geworden, weil er ihm nachfühlen, weil er Sonne, Mond und Sterne allenfalls auch einmal für ein bloßes Feuerwerk halten kann. Er muß den Zuſtand ſelbſt nicht für eine That nehmen, ſondern die That, wie tief er auch hinein gerathen, wie lange er auch darin verharren mag, ſtets in die Ueberwindung desſelben ſetzen, ſonſt iſt er verloren.

ſonſt kann er Gefahr laufen, einen Grabbe und einen Shakeſpeare mit einander zu verwechſeln, den Gräuel der Verweſung mit der Welt des Lichts, zu der allerdings auch der Kirchhof gehört. Er arbeite, ſei es Anfangs auch ohne Freude; die Freude wird ſchon kommen, denn der Moment wird nicht ausbleiben, wo er ſich plötzlich im „wüſten Garten“ als geſundes Kraut fühlt und ſich im Stande ſieht, den Prinzen Hamlet und ſeine ganze Sippſchaft in die Kur zu nehmen. — Der nämliche Brief läßt auch einen Einblick thun in die Buchhändlerverhältniſſe jener Zeit. „S. und G. haben die Indiscretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu laſſen, nachdem die erſte Edition vergriffen war — und G. trieb es ſo weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauche aus ſeiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieſer niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen dieſe Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, ſelbſt eine neue Auflage meiner Stücke zu veranſtalten. Mehrere Gründe ſind es, die mich dazu bewegen. Erſtlich bin ich es meiner ſchriftſtelleriſchen Ehre ſchuldig, die Plümike'ſche Verhunzung meiner Stücke wieder gut zu machen. Zweitens weiß das Publikum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erſchienen ſind. Drittens kann ich vorausſetzen, daß eine durchgängige correctere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publikum intereſſant und für meinen Namen von wichtigen Folgen ſein werde; und dann bin ich viertens geſonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Acte: Räuber Moor's letztes Schickſal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen ſoll. Die Ausgabe müßte auch alle äußerliche Verſchönerung haben, und es iſt keine Frage, daß die Speculation einſchlagen werde." Das Alles hat ſich bis auf den heutigen Tag wohl wenig verändert, wird aber jetzt ohne Zweifel eine andere Geſtalt gewinnen; ſeit der Wiener und Berliner März-Revolution läßt ſich mit Sicherheit darauf rechnen. Der berühmteſte Schriftſteller war einmal ein unberühmter und mußte zufrieden ſein, unter welchen Bedingungen es auch immer ſei, für die Sachen, die ihn berühmt machen ſollten, einen Verleger aufzutreiben. Dieſer Verleger hätte ihn vielleicht ſchnöde abgewieſen, wenn er ſich durch contractliche Stipulationen die Zukunft hätte ſichern wollen, und es wäre doch arg, wenn der Mann bloß deßwegen, weil nicht geſchah, was der Natur der Sache nach nicht geſchehen konnte, um einen Spottpreis bleibende Werke der Literatur als ewiges Eigenthum an ſich gebracht hätte. Es iſt rührend, den armen Schiller auch einmal im Buchhändlerhirn ſpeculiren zu ſehen: die Noth mußte groß ſein, die ihm einen ſolchen Plan und den Gedanken an ein kaufmänniſches Ausbeuten der letzten Schickſale Räuber Moor's abdringen konnte. Körner dagegen ſah den Freund nicht ſobald in Verlegenheit, als er ſich auch glücklich pries, ihm heraushelfen zu können; er machte augenblicklich den Zahlmeiſter der deutſchen Nation, wie Frau von Wolzogen früher aus ihrem Gütchen Bauerbach ein vorläufiges Prytaneum gemacht hatte, und das Vorſchießen war ſeitdem Jahrelang ſein gern geübtes Amt. Schiller greift auch ſogleich herzhaft zu und ſeine Exiſtenz iſt denn einſtweilen auch nach dieſer Seite hin geordnet. Sehr ſchön ſagt er in ſeiner Antwort: „Ich hätte ja zu mir ſelbſt ſagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in ſeine Glücksgüter ſetzen, als in ſein Herz, und ſein Herz gab er dir ja ſchon. Ich hätte mir ſelbſt ſagen ſollen: Derjenige Menſch, der gegen deine Fehler und Schwächen ſo duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schickſal ſein. Warum ſollte er dir Blößen von dieſer Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab!“ Und: „Werde ich das, was ich jetzt träume, wer iſt glücklicher als du?“ S. 46, in dem Briefe, den Schiller ſeinem Freunde an deſſen Hochzeitstage ſchrieb, kommt eine Stelle vor, bei der Guſtav Schwab aufgejauchzt haben wird: „An dem Morgen des Tags, der Euch gränzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht!“ „Seht Ihr — wird der

Verfaſſer der populärſten Schiller-Biographie ſeinen Recenſenten zurufen — ſeht Ihr, wie richtig ich meinen Helden aufgefaßt hatte, als ich mich niederſetzte, ihn zu zeichnen? Ein Chriſt war er, trotz ſeiner Götter Griechenlands, ja trotz ſeiner philoſophiſchen Aufſätze. Dieſe meinte er eben, wenn er ſeine ſchönſten Sünden verfluchte. Er betete, giebt's einen beſſeren Beweis?“ Ich gönne ihm ſeine Freude, muß aber proteſtiren und mich überhaupt bei dieſer Gelegenheit gegen die Logik, mit der Schwab in ſeiner Biographie die religiöſe Frage in Bezug auf Schiller abmacht, entſchieden ausſprechen; ſie hinkt gar zu kläglich auf ihren hölzernen etymologiſchen Füßen einher und wird durch den flüchtigſten Hinweis auf die Beſchaffenheit der unter dem beſtändigen Einfluſſe chriſtlicher Inſtitutionen ausgebildeten Sprache entkräftet. Man iſt darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man helf Gott! ſagt, wenn der Nachbar nieſ't. Der Grund bedeutet nicht viel mehr, als der S. 67 aus Schiller's Sollicitation um einen Leipziger Stollen zur Feier der Weihnacht allenfalls zu abſtrahirende. S. 72 iſt endlich einmal ausdrücklich vom Carlos die Rede, der damals entſtand; bis dahin wird immer nur im Allgemeinen von Arbeiten geſprochen. „Willſt Du wiſſen — heißt es — wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennſt.

Jetzt fängt es an ſehr intereſſant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Intereſſe der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsſchlag dieſer Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieſer Arbeit durchdrungen ſein ſollte. Ich habe keine Zeit ſie abzuwarten. Wiſſentlich muß ich mich übereilen — Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchſte Rührung erwartet hätteſt. Hier und da ein Funke unter der Aſche, und das iſt Alles!“ Intereſſanter Ausdruck einer Gemüths-Situation, in die nur ein Dichter hineingerathen kann, und an der ſich ſchärfer, wie an irgend einer, die Differenz veranſchaulichen läßt, die zwiſchen der Dichterkraft, als ſolcher, und dem allgemeinen geiſtigen Vermögen, deſſen ſpecifiſcher Ausfluß ſie iſt, wie jede andere, beſteht. Der Dichter weiß oft ſehr gut, was er machen ſoll, und kann es doch nicht machen; er hat alle Elemente beiſammen, aber ſie wollen nicht in einander aufgehen, und wenn er ſich zwingt, d. h. wenn er als Geiſt auszuführen ſucht, was er als Dichter nicht auszuführen vermag, ſo wird er immer etwas Vernunftgemäßes, dem Geſetz des zureichenden Grundes nicht Widerſprechendes, zugleich aber auch etwas Kaltes, Unlebendiges hervorbringen, das kein Herz ergreift und keine Phantaſie entflammt. Da nur wenig Dichter ſtreng genug gegen ſich ſelbſt ſind, um von den ihnen kommenden Ideen diejenigen, die ſich entweder überhaupt nicht, oder doch nicht ſogleich poetiſch geſtalten und darſtellen laſſen wollen, ganz und gar zu unterdrücken, ſo iſt es natürlich, daß uns eben ſo oft ein poetiſcher Gehalt in proſaiſcher Form geboten wird, als uns ein proſaiſcher Gehalt in poetiſcher Form ein Zeitungsartikel z. B. in Reimen, entgegentritt. Goethe in ſeinen ſpäteren Werken, in den Wanderjahren und im zweiten Theile des Fauſt, zeigt am beſten, was dabei herauskommt. S. 79, der Curioſität wegen werde es bemerkt, rühmt Schiller eine Blumauer'ſche Ode an den Nachtſtuhl und findet ſie ganz charmant. Da muß ſein hoher Geiſt in einer äußerſt milden Stimmung geweſen ſein; ſpäter verdammte er den guten Blumauer, ſo tief er verdammt werden konnte, und fand ſogar an dem in manchem Betracht doch einzigen Thümmel kaum noch eine genießbare Seite heraus. Ein Aufenthalt auf dem Lande bei ſchlechtem Wetter zwingt den Dichter, ſich durch Springen im Zimmer Motion zu machen; das Haus zittert dabei, und der Wirth fragt erſchrocken, was er befiehlt. Das iſt auch eine überraſchende Situation. S. 34, aus einem Briefe von Körner, erfährt man, daß der Verfaſſer der Räuber und des Fiesko keine Zeitungen lieſ't; Körner theilt ihm dafür einige politiſche Neuigkeiten mit, ſie betreffen Necker's Exil und Calonne's Entlaſſung, alſo die nächſten Vorboten der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Ein Brief vom 23 Juli 1787 zeigt uns den Dichter auf einmal, ohne daß vorher auch nur von der Reiſe die Rede geweſen wäre, in Weimar, und führt uns in ſein indefinibles, weil unklar bleibendes Verhältniß zu Charlotte von Kalb ein. Er bezeichnet ſie als eine „große, ſonderbare weibliche Seele, die einem größern Geiſt, als dem ſeinigen, zu ſchaffen geben könne.“ Dann kommt es zu Beſuchen bei Wieland, Herder, der Herzogin Mutter u. ſ. w., und wir erhalten eine köſtliche Gallerie von Miniatur-Bildern, die freilich nicht immer mit den in unſern Literaturgeſchichten ausgehängten übereinſtimmen. Zuerſt tritt uns der alte, gute Wieland entgegen, der Schiller'n ſchon bei der erſten Zuſammenkunft langweilt, der heute warm iſt, morgen wieder kalt, und deſſen ganzes Leben in raſchen und unvermittelten Umſprüngen beſteht. Dann erſcheint Herder, der von Schiller „nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird;“ der einen Tyrannen, den Herzog von Würtemberg, mit „Tyrannenhaß“ haßt; der Goethe mit „Leidenſchaft, mit einer Art von Vergötterung“ liebt, und überhaupt nur haſſen oder lieben kann. Ich glaube, Herder iſt durch dieſe wenigen Worte beſſer charakteriſirt, als durch die zweibändige Biographie ſeiner Frau. Poſſirlich taucht Vulpius auf; er will das Glück haben, den Herrn Rath Schiller zu ſehen und nimmt es, trotz ſeines weit und breit renommirten Rinaldo Rinaldini, nicht übel, ihm nicht bekannt zu ſein. Nun kommt die Herzogin Mutter an die Reihe, die Schiller'n durchaus nicht gefällt. Deſto mehr iſt er während der Vorſtellung mit ſich ſelbſt zufrieden; man ſieht, ſeine Verbeugungen ſind ihm geglückt, er ſtaunt über ſeinen eigenen Anſtand. Das Reſultat der erſten Tage des Aufenthalts in Weimar iſt erhöhtes Selbſtvertrauen. „Die nähere Bekanntſchaft mit dieſen Weimar'ſchen Rieſen hat meine Meinung von mir ſelbſt verbeſſert!“ So erging es ſpäter auch Jean Paul. Freilich war Goethe nicht dort, ſondern in Italien, aber er wird gelegentlich von ſeinen Freunden gemalt, mitunter ſogar in effigie von ihnen gehenkt, dermalen mit Ausnahme Herders, desſelben Herders, der ihn nachher für eine Wolfsnatur erklärte. Im Ganzen hat man einen Eindruck, als ob man mit dem einen Auge den Sonnenuntergang ſähe, mit dem andern den Sonnenaufgang. Am 5. Auguſt 1787 ſchreibt Schiller: „Deinen Brief vom 2. Auguſt habe ich erhalten, er verſetzte mich wieder ganz zu Euch, und das war meine wohlthätigſte Empfindung ſeit langer Zeit. Es giebt für mich kein gewiſſeres und kein höheres Glück in der Welt mehr, als der vollſtändige Genuß unſerer Freundſchaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unſeres Daſeins, unſerer Freuden und Leiden. Wir haben dieſes Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir ſollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einſchlagen werde, wird der Gegenſtand meiner folgenden Briefe ſein. Ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß Dir's und den Anderen erſt abgewinnen, wenn ich meine Ideen Euch mittheilen darf. Der Anfang und der Umriß unſerer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er ſein; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch nothwendig ihr Grab ſein. Jetzt muß ein ernſthafteres Nachdenken und eine langſame Prüfung ihr Conſiſtenz und Zuverläſſigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Intereſſe des Ganzen einige kleine Leidenſchaften abtreten, und eine herzliche Liebe für Jedes unter uns muß in uns allen die erſte und die herrſchende ſein. Seid Ihr hierin mit mir einig? Wohl. So verſichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen ſein wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe, und davon für jetzt genug.“ Das ſind köſtliche, gar nicht genug zu beherzigende Worte. Die wenigſten Menſchen haben von einem wahren Freundſchaftsverhältniß einen Begriff. Sie ſehen nicht ein, daß ein ſolches Verhältniß eine Aufgabe iſt, die von beiden Seiten mit Ernſt und Anſtrengung gelöſ't ſein will, und daß es, ſtatt im Genuß, in gemeinſchäftlicher Thätigkeit, im gemeinſchaftlichen Streben nach einem gleichen, aber auf doppeltem Wege von zwei, trotz aller Sympathie von einander verſchiedenen Individuen zu erreichenden Ziel eine feſte Baſis haben muß, wenn es dauern ſoll. Sie finden ſich darum immer in ihren Erwartungen getäuſcht und oft am bitterſten, wenn ſie an den rechten Mann gerathen, denn dieſer erkennt bald, daß ſie nicht das Rechte von ihm wollen; ſie aber, ſtolz auf ihr von Empfindungen ſtrotzendes Herz, begreifen nicht, daß zwiſchen dem Stehenden und dem Gehenden ſo wenig ein Bund möglich iſt, wie zwiſchen dem Todten und dem Lebendigen. „Kannſt Du mir glauben, lieber Körner — heißt es in demſelben Brief dann weiter — daß es mir ſchwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu ſchreiben? Und ich kann Dir nicht einmal ſagen, warum. Unſer Verhältniß iſt — wenn Du dieſen Ausdruck verſtehen kannſt — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil die Vernunft zu langſam dahin gelangt ſein würde. Derſelbe Fall iſt mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Reſultates angefangen, und müſſen jetzt unſere Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein ſeligmachende iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns Beiden vorhanden iſt, aber er wartet noch auf ſeine Entwickelung. In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen.

Ich habe Dir nicht geſchrieben, welche ſonderbare Folge meine Erſcheinung auf ſie gehabt hat. Vieles, was ſie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl ſchreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß verſicherte, ſetzte ſie in eine Unruhe, die auf ihre Geſundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an dieſem Gedanken — und als ſie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte ſie erſchöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, ſechs Tage nach der erſten Woche meines Hierſeins faſt jedem Gefühle abgeſtorben, nur die Empfindung dieſer Ohnmacht blieb ihr, und machte ſie elend. Ihr Daſein war nur noch durch konvulſiviſche Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannſt urtheilen, wie mir in dieſer Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hieher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt ſie an, ſich zu erholen, ihre Geſundheit ſtellt ſich wieder her, und ihr Geiſt wird freier. Jetzt erſt können wir einander etwas ſein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir verſprochen hatte. Alles iſt nur Zurüſtung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geſchrieben!“ Gewiß ein Verhältniß, womit Schiller's Biograph ſich gründlicher hätte beſchäftigen ſollen, da es auf Zeiten und Sitten, wie auf die betheiligten Perſonen ein gleich ſeltſames Licht wirft. Auch Gotter tritt noch in dieſem Briefe auf; er lieſ't den Don Karlos vor, um ihn zu discreditiren. Seite 133 kommt das erſte Wort über Goethe. „Dieſer Tage bin ich auch in Goethes Garten geweſen, beim Major von Knebel, ſeinem intimen Freunde. Goethes Geiſt hat alle Menſchen, die ſich zu ſeinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Spekulation und Unterſuchung, mit einem bis zur Affektion getriebenen Attachement an die Natur und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne; kurz eine gewiſſe kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Secte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man ſich in leeren Demonſtrationen verfinge. Die Idee kann ganz geſund und gut ſein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus dieſem Knebel wird hier erſtaunlich viel gemacht, und unſtreitig iſt er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntniſſe und einen planen hellen Verſtand — wie geſagt, er kann Recht haben: aber es iſt ſo viel Gelebtes, ſo viel Sattes und grämlich Hypochondriſches in dieſer Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengeſetzten Weiſe ein Thor zu ſein. Es wurde mir als eine nothwendige Rückſicht empfohlen, die Bekanntſchaft dieſes Menſchen zu machen, theils weil er hier für einen der geſcheidteſten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils weil er nach Goethe den meiſten Einfluß auf den Herzog hat.“ Seite 136 heißt es: „Goethe wird von ſehr vielen Menſchen, auch außer Herder, mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch, denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren univerſaliſchen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er iſt, iſt er ganz, und er kann, wie Julius Cäſar, vieles zugleich ſein. Nach Herder's Behauptung iſt er rein von allem Intriguengeiſt, er hat wiſſentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit.“ Leider kommt es ſpäter ganz anders. Aber ſchon dieſe Mittheilungen über Goethe, die doch durchaus wohlwollender Art ſind, geben Körner zu herbem Tadel des Mannes, den ſie betreffen, Anlaß. „Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht ſagen, daß es mir den Wunſch erregte, unter ſolchen Menſchen zu leben. Beſonders gilt dieß von der Goethe'ſchen Secte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen iſt eine ſolche Beſchränkung heilſam, und ſie allgemeiner zu machen, iſt gewiß ein Verdienſt. Aber ſich ſelbſt und ſeinesgleichen muß der größere Menſch davon ausſchließen. Es fehlt nicht an Veranlaſſungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und dieſe ungebraucht zu laſſen, iſt Diebſtahl an ſeinem Zeitalter. Freilich iſt es bequemer, unter kleinen Menſchen zu herrſchen, als unter größeren ſeinen Platz zu behaupten. So lange noch im politiſchen oder ſchriftſtelleriſchen Wirkungskreiſe für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das ſeines Geiſtes würdig iſt, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — ſo iſt es unverantwortlich, ſeine Zeit im Naturgenuſſe zu verſchwelgen, und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplicität. Sie iſt das Gepräge der Vollendung in aller menſchlichen Thätigkeit, aber ſie wird nicht blos durch Lavater'ſche Kindlichkeit erreicht. Die höchſte Anſtrengung des menſchlichen Geiſtes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künſtelei, Pedantismus herrſchen, ſie wieder herzuſtellen oder zu ſchaffen. — Ich gebe zu, daß echter Naturgenuß uns in eine günſtige Stimmung für jede Thätigkeit verſetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeiſterung, ſondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die ſie dem beſſeren Menſchen im Zuſtande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Alſo nicht die lebloſe, die thieriſche Natur allein. Alle Spuren höherer menſchlicher Thätigkeit müſſen bei dem, der Sinn dafür hat, dieſelbe Wirkung hervorbringen, und warum dieſen Sinn ertödten? Verdient der Geiſt eines Raphael, eines Leibniz, eines Shakeſpear, eines Friedrich weniger Aufmerkſamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und dieſe Begeiſterung kann bei dem großen Menſchen nicht zum unthätigen Schwelgen führen. Es iſt leicht geſagt, daß unſere Zeiten und Verhältniſſe uns zu keiner begeiſterungswürdigen Wirkſamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Rieſen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirkſamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere herausſuchen, woran kleinere Menſchen ſich nicht wagen!“ Es iſt dieß ein äußerſt wichtiger Punkt, wegen deſſen man Goethe unendlich oft angegriffen hat, aber mit größtem Unrecht. Er wußte, daß man den Baum an der

Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen ſollen. Andere glauben, ſie dürfen den Baum verſäumen, wenn ſie nur die Zweige pflegen, und dabei kommt denn Nichts heraus als verkrüppeltes Weſen. Derſelbe Körner'ſche Brief enthält eine vortreffliche Kritik der Herder'ſchen Philoſophie-Methode. „Sein ganzes Syſtem hat, ſo wie das Spinoza'ſche, einen großen Einwurf wider ſich, den er nicht weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Princip aller Thätigkeit in allen einzelnen exiſtirenden Weſen iſt, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypotheſe, wogegen ſich das Selbſtgefühl der Perſönlichkeit ſträubt, als den troſtloſen Gedanken, daß alles, was der ausgebildetſte Menſch zu ſeiner Vervollkommnung gethan hat, nach ſeinem Tode keine Spur zurück läßt? Die unendliche Kraft, die ihn beſeelte, iſt keines Wachsthums fähig. Sie vertauſcht nur ihren Wirkungskreis, und kann durch dieſen Tauſch nichts gewinnen. Auch im Kleinſten iſt ſie unendlich; und iſt Dir der Begriff einer Gottheit denkbar, die ſich ſelbſt auf unendliche mannigfaltige Weiſe beſchränkt, um durch dieſe Beſchränkungen Individuen hervorzubringen?" Das iſt der Knoten, den auch Hegel's Ausdruck, der Geiſt ſpiele mit ſich ſelbſt, der Löſung um Nichts näher brachte. Das Allgemeine mit ſeinem Trieb, ſich zu individualiſiren, das Individualiſirte mit ſeiner Unfähigkeit, ſich als ſolches zu behaupten, wer will dieſen Dualismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen! Nun macht Schiller in Jena Reinhold's Bekanntſchaft, und wird durch dieſen zu Kant geführt. „Gegen Reinhold biſt Du ein Verächter Kant's, denn er behauptet, daß dieſer nach hundert Jahren die Reputation von Jeſus Chriſtus beſitzen müſſe.“ Die Schilderung, die er von Reinhold macht, zeugt von ſeinem Tiefblick in Bezug auf Menſchen. „Uebrigens — ſchreibt er — folgere nicht, das Reinhold und ich Freunde ſein müſſen oder ſchon ſind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der Seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir ſind ſehr entgegengeſetzte Weſen. Er hat einen kalten, klarſehenden, tiefen Verſtand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber ſeine Phantaſie iſt arm und enge, und ſein Geiſt begrenzter als der Meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenſtände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verſchwenderiſch verbreitet, iſt aus einem faſt vertrockneten, ausgeſogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er ſuchen und zuſammenſcharren muß. Das Reich der Phantaſie iſt ihm eine fremde Zone, worin er ſich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral iſt ängſtlicher als die Meinige, und ſeine Weichheit ſieht nicht ſelten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird ſie nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im

Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das iſt ſchlimm. Ich kann keines Menſchen Freund ſein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat.“ Die Herder'ſche Eheſtands-Idylle, die ſich Seite 166 findet, wird Niemand ohne Befriedigung leſen. „Von den hieſigen größern Geiſtern überhaupt kommen einem immer närriſchere Dinge zu Ohren. Herder und ſeine Frau leben in einer egoiſtiſchen Einſamkeit, und bilden zuſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der ſie jeden Erdenſohn ausſchließen. Aber weil beide ſtolz, beide heftig ſind, ſo ſtößt dieſe Gottheit zuweilen unter ſich ſelbſt an einander. Wenn ſie alſo in Unfrieden gerathen ſind, ſo wohnen beide abgeſondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis ſich endlich die Frau entſchließt, in eigener Perſon in ihres Ehegemals Zimmer zu treten, wo ſie eine Stelle aus ſeinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott ſein, und auf den kann Niemand zürnen“ — dann fällt ihr der beſiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. — Preiſet Gott, daß ihr unſterblich ſeid!“ Jena wird charakteriſirt. Die Studenten wandeln mit Schritten eines Niebeſiegten, und ſchreien des Abends faſt alle vier Minuten: Kopf weg! Kopf weg! auf die Gaſſe hinunter, welches Wort den Wanderer vor einem „balſamiſchen Regen warnt, der über ſeinen Scheitel loszubrechen droht.“ Dafür iſt aber die Akademie, weil die Gewalt über ſie unter vier ſächſiſche Herzoge gleich vertheilt iſt, eine Art von Republik, und die Profeſſoren ſind Leute, die ſich um keine Fürſtlichkeit zu bekümmern brauchen. Seite 177 findet ſich ein köſtliches Exempel, daß es den politiſchen Propheten oft eben ſo ſchlecht ergeht, wie den Wetter-Propheten. „Bode hat eine ſchlechte Idee von Paris zurückgebracht. Die Nation habe alle Energie verloren und nähere ſich mit ſchnellen Schritten ihrem Verfall. Die Einführung der Notables ſelbſt wäre nur ein Kniff der Regierung — ſie hätte ihn aber fünf Jahre zu früh gebraucht, und noch etwas unerwarteten Gegendruck gefunden. Fünf Jahre ſpäter hätte ſie dieſen nicht mehr riskirt. Das Parlament wolle nichts bedeuten. Seine ganze Wirkſamkeit beſtehe aus Schulexercitien, die es eingebe und höchlich froh ſei, wenn ſie gut gerathen; juſt ſo, wie die Schulknaben in den Gymnaſien.“ Der Brief iſt datirt vom 10. Sept. 1787. Körner freilich, immer beſonnen, antwortet darauf ſogleich: „Bode ſcheint Dir eine ziemlich einſeitige Schilderung von Frankreich gemacht zu haben. Er war zu kurze Zeit in Paris, um mehr als eine Partei gehört zu haben; und daß dort alles Partei macht, kannſt Du leicht denken!“ Eine Spannung zwiſchen Schiller und Wieland löſ't ſich wieder, Schiller wird Mitarbeiter am deutſchen Merkur, er betrachtet ſich ſchon als präſumtiven Erben deſſelben, und iſt nicht einmal ganz abgeneigt, Wieland's Schwiegerſohn zu werden. „Ich glaube — ſchreibt er am 19. November 1787 — Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir ſeinen Liebling, ſeine zweite Tochter nicht abzuſchlagen, ſelbſt jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber ſiehſt Du, ich würde ſie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich ſie verdiente. Es iſt ſonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich feſſeln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal ſo viel Sinn dafür um mir ſie zu wünſchen. Ich werde ewig iſolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückſeligkeiten naſchen, ohne ſie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich ſage Dir, ich glaube, daß mich ein Geſchöpf, wie dieſes, glücklich machen könnte, wenn ich ſo viel Egoismus hätte, glücklich ſein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich ſehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen ſoll, darf Leidenſchaft nicht ſein, und darum habe ich bei dieſem Falle mich ſchon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigſte Gewißheit, daß es ein gutes Weſen iſt, daß es tief empfindet und ſich innig attachiren kann, mit der Rückſicht zugleich, daß ſie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen iſt, äußerſt wenig Bedürfniſſe und unendlich viel Wirthſchaftlichkeit hat!“ Man wird ſpäter ſehen, wie dieſes Sichſelbſtkonſtruiren, das dem höheren Menſchen nun einmal eigen iſt, Schiller täuſchte, und daß er ſo gut glücklich zu machen verſtand, als er glücklich zu werden fähig war. Vortrefflich antwortet ihm Körner. Ein Ausflug Schiller’s nach Meiningen gibt ihm zu einem allerliebſten Genre-Bildchen Gelegenheit, daß er ſo gewandt auffängt, wie ein hurtiger Knabe den Schmetterling, der an ihm vorüber fliegt. „Ich habe in der Gegend einige intereſſante Familien gefunden. Z. B. da iſt auf einem Dorfe Hochheim eine edelmänniſche Familie von fünf Fräulein, und zuſammen von zehn Perſonen, die die alten Patriarchen- oder Ritterzeiten wieder aufleben läßt. Niemand in der Familie trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfniſſe des Lebens und faſt alle des Luxus, werden auf dem Gute erzeugt und fabricirt, vieles von den Händen des Frauenzimmers, wie die Prinzeſſinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerſte Reinlichkeit, Ordnung ſelbſt nicht ohne Glanz und Schönheit gefällt dem Auge; von den Fräulein ſind einige ſchön, und alle ſind einfach und wahr wie die Natur, in der ſie leben. Der Vater iſt ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burſchikoſer Tabakscompagnon. Zwei Stunden von da ſieht man auf einem anderen Dorfe gerade das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von S., den Ihr in Dresden geſehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürſtlichen Fuß. Hier iſt ſtatt eines Hauſes ein Schloß, Hof ſtatt Geſellſchaft, Tafel ſtatt Mittageſſen. Die Frau ein vaporöſes, falſches, intriguantes Geſchöpf, dabei aber häßlich wie die Falſchheit, und übrigens voll guten franzöſiſchen Tons. Ein Fräulein iſt recht hübſch, aber der Teufel regierte die Mutter, das ſie ſie nicht mit uns reiſen laſſen wollte. Herr von S. iſt ein imposanter Menſch von ſehr viel guten und glänzenden Eigenſchaften, voll Unterhaltung und Anſtand, dabei ein Libertin in hohem Grade. Er iſt der Onkel Charlottens, und ſchätzt ſie ſehr hoch.“ Aus Rudolſtadt berichtet er: „ich habe wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geſchöpfe ſind, ohne ſchön zu ſein, anziehend, und gefallen mir ſehr!“ Eins dieſer „anziehenden“ Geſchöpfe brachte es ſpäter bekanntlich weit bei ihm, es wurde ſeine Frau, trotz dem, daß er noch in demſelben Briefe ſagt: „Eine Frau, die ein vorzügliches Weſen iſt, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt!“ Don Carlos führt ihn auf die Geſchichte des Abfalls der Niederlande, und Strada, Grotius, Reid u. ſ. w. werden eine Zeitlang ſeine Vertrauten. „Meine niederländiſche Rebellion kann ein ſchönes Produkt werden; und wahrſcheinlich wird es viel thun. Im Merkur des folgenden Januars erſcheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier ſeine Glückwünſche, daß ich mich in die Geſchichte geworfen, und am Ende bin ich ein ſolcher Narr, es ſelbſt für vernünftig zu halten. Wenigſtens verſichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit giebt, und daß auch die Idee von etwas Solidem, das heißt etwas, das ohne Erleuchtung des Verſtandes dafür gehalten wird, mich dabei ſehr unterſtützt; denn bis hieher war ich doch faſt immer mit dem Fluche belaſtet, den die Meinung der Welt über dieſe Libertinage des Geiſtes, die Dichtkunſt, verhängt hat!“ In Weimar hätte man eher Condolationen erwarten ſollen. „Goethe's Zurückkunft iſt ungewiß, und ſeine ewige Trennung von Staatsgeſchäften bei Vielen ſchon wie entſchieden. Während er in Italien malt, müſſen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Laſtthiere ſchwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Beſoldung von achtzehnhundert Thalern, und ſie müſſen für die Hälfte des Geldes doppelte Laſt tragen.“ Ein Pröbchen von der Malerei der guten Freunde, auf die ich oben aufmerkſam machte. Daß Schiller's Verhältniß zu Wieland ein immer intimeres wird, macht Körner nicht eiferſüchtig, aber ängſtlich. „Deine faſt ausſchließende Anhänglichkeit an Wieland erregt einige Beſorgniſſe bei mir, über die ich eine befriedigende Antwort von Dir wünſchte. Alles kommt darauf an, ob Wieland mehr als ein geſchickter Künſtler, mehr als ein ausgebildeter Menſch iſt. Wäre er nur dieß, ſo könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geſchmack, Beleſenheit, Kunſtfertigkeit in einigen Gattungen, Studium der Formen, kurz an Kultur als Menſch und Künſtler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechneteſt; daß es ihm gelänge, Dich zu ſich herabzuziehen, da er ſich zu Dir nicht aufſchwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängſtlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen, und „Deinen ſchönſten Sünden zu fluchen.“ Ich kenne kein Produkt von Wieland, das ſich durch Größe auszeichnete, und es ſollte mich daher ſehr wundern, wenn er für fremde Größe echtes Gefühl hätte. Haſt Du ihn auch geprüft, ob es der Gehalt Deiner Ideen oder Deine Talente in Anſehung der Form ſind, was er an dir ſchätzt? Ich gebe zu, daß es Gewinn für Dich iſt, wenn ſein verfeinerter Geſchmack Dich auf Fehler in Deinen Arbeiten, in Rückſicht auf Zweckmäßigkeit, in Anordnung des Ganzen, auf Präciſion des Ausdrucks, auf relative Wahrheit des

Gedankens aufmerkſam macht, die Dir entwiſcht ſind. Aber es giebt eine Verzärtelung des Geſchmacks, bei der jede Größe Carricatur ſcheint, die jede Idee zurückweiſt, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig iſt. Und ſelbſt eine zu ängſtliche Beobachtung aller Kunſtvortheile muß die Begeiſterung lähmen. Wer ein Raphael ſein kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieſer immer für den Künſtler in der Art der Darſtellung Vorzüge haben; jener wird unter den edleren Menſchen aller Zeitalter nie ſeine Wirkung verfehlen. Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachläßigen ſollteſt. Er hat Proben eines emporſtrebenden, vielumfaſſenden Geiſtes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten ſich gegenſeitig befruchten. Wie ich mir Herder denke, ſo kann er Dir kecker unter die Augen treten, als Wieland, und je weniger Ihr mit einander collidirt, deſto mehr unerwartete Berührungspunkte müßt Ihr gegenſeitig finden.“ Alles dieß iſt nicht allein wahr und wichtig für den vorliegenden Fall, es gilt für alle Fälle. Auch die Beſchäftigung Schiller's mit der Geſchichte iſt dem Freunde bedenklich. Hier verfällt er aber, ſo viel Richtiges er auch über die Geſchichte als Wiſſenſchaft ausſpricht, in denſelben Fehler, in den er verfiel, als er Goethe's Verſenkung in die Natur anfocht. Der Dichter, wenn er anders als ſolcher nicht bloß in Commersbüchern und Vergißmeinnicht-Almanachen prangen will, hat gar nichts Wichtigeres zu thun, als ſich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen, denn dieſer iſt es ja, dem er eine neue Form aufdrücken ſoll. Er wagt weit weniger, wenn er das, was vor ihm gedichtet wurde, auf ſich beruhen läßt, als wenn er ſich träge an einer der großen Schatzkammern vorbeiſchleicht, in denen die Menſchheit ihre Schätze aufbewahrt, und zu dieſen gehört doch wohl auch die Geſchichte. Wenn Schiller's Gegengründe daher auch nur wenig beſagen wollen, da er ſie hauptſächlich von der Nützlichkeit und Gründlichkeit der Geſchichte und von den Ausſichten, die ſie für's bürgerliche Leben eröffnet, hernimmt, ſo hat er dennoch Recht. Er läßt ſich auch nicht ablenken und ſpricht bei dieſer Gelegenheit zugleich, ohne ſich an ſeinen früheren Zweifel, ob er ein weibliches Weſen auch wohl werde glücklich machen können, länger zu kehren, ſeinen feſten Entſchluß aus, zu heirathen. „Mein Lieber — ſchreibt er — dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit ſind in mir abgenützt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich führe eine elende Exiſtenz, elend durch den inneren Zuſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen

Daſein mein Eigenes ſich erfriſchen kann. Du weißt nicht, wie verwüſtet mein Gemüth, wie verfinſtert mein Kopf iſt — und alles dieſes nicht durch äußeres Schickſal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, ſondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung, in mein Daſein verflechte, Hoffnung, die faſt ganz aus mir verſchwunden iſt; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, ſo iſt es um mich geſchehen. Eine philoſophiſche Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir ſelbſt klar zu machen, ſo bin ich faſt die ganze Zeit meines Hierſeins geweſen, ſo kennt mich Charlotte ſeit langer Zeit. Mein Weſen leidet durch dieſe Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geiſtes.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein iſolirter, fremder Menſch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle Weſen, an die ich mich feſſelte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war, als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz, und das iſt das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.“ Jetzt giebt es zwiſchen beiden Freunden eine höchſt poſſirliche Controverſe. Schiller iſt ſo peinlich-ſolide, daß er im Gefühl, bloß zur Kurzweil anderer Leute zu exiſtiren, nach Körner's Ausdruck kaum noch einem Brotbäcker unter die Augen zu treten wagt. Körner, der praktiſche Juriſt, muß ſich in Athem ſetzen, dem Verfaſſer des Carlos die Dichtkunſt, die er in den Winkel geworfen hat, wie eine abgeſchabte Weihnachtsnuß, wieder ein wenig zu vergolden, damit er ſie nur nicht obendrein mit Füßen tritt. Das war übrigens einer der beſten Beweiſe für Schiller's wahren Beruf. Wer immer vor der Muſe auf den Knien liegt, den hat ſie nie erhört. Nun erſcheint eine Probe aus der Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Körner lobt ſie, findet den Styl aber zu ſehr überladen mit Schmuck. Schiller räumt das ohne Weiteres ein, und führt nur zu ſeiner Entſchuldigung an, daß der Uebergang vom Dichter zum Geſchichtſchreiber kein leichter ſei. Gleich darauf taucht der Geiſterſeher auf, von dem es heißt, daß er fortgeſetzt werde, von dem der Anfang alſo in eine frühere Zeit fällt. „Er wird ſchlecht, ſchlecht, ich kann nicht helfen!“ Vergebens ſieht man ſich in der ganzen Correſpondenz nach einem Fingerzeig über den Urſprung dieſes merkwürdigen Torſo's um, der unter Schiller's poetiſchen Werken wahrlich höher anzuſchlagen iſt, als der Verfaſſer hier zu thun ſcheint. Einen ſehr trüben Eindruck macht folgende Stelle: „Falſche Discretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fordern, den ich gerade jetzt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fordern meinem Kontrakte überhaupt Schaden zu thun, wenn er allenfalls Willens geweſen wäre, mich en gros und nicht pro Bogen zu bezahlen. Da dieſes indeſſen noch ſehr zweifelhaft iſt, ſo glaube ich ganz recht gethan zu haben, daß ich Deinem Rathe folgte, und mir fünfzig Thaler auf Abſchlag von ihm bezahlen ließ, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin alſo meiner Verlegenheit überhoben, und an der Brit'ſchen Schuld ſind doch hundert Thaler abgetragen. Die anderen will ich durch Cruſius beſorgen laſſen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Merkur hinhalten kann. Die Dalberg'ſchen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechſel bei der deutſchen Geſellſchaft chicaniren kann. Im Ganzen genommen iſt mir doch jetzt leichter um's Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überſpannen, jetzt mehr erwerbe, als ich aufgehen laſſe. Ich bin alſo doch auf dem Wege zur Geneſung, und ſo langſam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, ſo geht es doch, und das iſt mehr als ich ſeit neun und zwanzig Jahren mich erinnern kann. Schlägt die niederländiſche Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage zu machen iſt, ſo habe ich gleich gegen vierhundert Thaler bar und ohne Mühe verdient; denn unter vier Alphabeten beträgt ſie nicht, und Cruſius hat mir für die zweite Edition vier Thaler zugeſagt. Da mich Riga bezahlt hat, ſo kann ich dieſes Theater auch künftig bei meinen Stücken rechnen, und dann habe ich Ausſichten auf's weimarſche, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeſchlagen, und meines Namens Gedächtniß alſo dort geſtiftet iſt. In einigen Jahren verhilft mir eine General-Edition meiner Stücke dann auch zu einer baren Summe. Kleinere Aufſätze für den Merkur, die ich in dieſer Zeit zu Stande bringen muß, nebſt den ſchon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermiſchter Schriften, ſo wie meine Gedichte ſich bis dahin zu einer honetten Sammlung häufen. Das ſind alſo meine Ruhepunkte für's Künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Muth und Freude bei mir zu erhalten; auch Dir, denke ich, ſollen ſie, in meiner Seele, angenehm ſein, und übertrieben wirſt Du ſie nicht finden.

Laß mich doch wiſſen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen biſt, oder werden kannſt; dieß wird mich ſehr beruhigen. Es kränkte mich längſt, daß ich Dir bis jetzt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bei

Deinem Arrangement darauf gerechnet hatteſt. Du kennſt zwar meine ganze Lage und mein Weſen, und daß es Dir nie einfallen konnte, mir darüber böſe zu ſein, weiß ich auch — aber dann ſehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem ſchlimmen Schickſale leiden ſollſt, und warum ich Dich darein verflochten habe? Biſt Du aber nicht genirt, ſo tröſte ich mich mit der Ausſicht, auch dieſen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld, nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird.“ Das macht ſo viel begreiflich. Gelegentlich trat zwar das Schickſal in's Mittel, indem es ihm eine Rathsherrnſtelle in Schweinfurt mit leidlichem Gehalt und mit einer wohl conditionirten Frau obendrein offerirte. Er ſtieß ſein Glück von ſich und „die Götter waren gerettet,“ ſahen alſo auch geduldig zu, wenn die Mannheimer Buchhändler Auflage nach Auflage von ſeinen Werken veranſtalteten, ohne ihn zu bezahlen. Zu einigem Erſatz wird Schiller Recenſent an der Jenaer Literatur-Zeitung, und erhält unter den erſten Novitäten Goethe's Egmont zur Beſprechung zugeſandt, über den er denn die bekannte Recenſion ſchreibt, die kein Leſer des Stückes billigen wird, aber Jeder, der es aufführen ſieht. Während deſſen erſcheint der alte Gleim in Weimar und gewinnt Schiller's Intereſſe in ſo hohem Grade, wie ſeine liebevolle Natur es verdiente. Auch Goethe's Rückkehr aus Italien naht heran. Wie dieſer aber nach Weimar kommt, iſt Schiller nicht da, ſondern in Volkſtädt, und verliert ſein Herz. Herder wird, wie wir Seite 326 erfahren, im Glauben geſtärkt, und erlebt ein Wunder; ihm werden von unbekannter Hand 2000 Thaler zum Geſchenk gemacht. Das kam damals öfter vor, denn es beſtand zwiſchen Publikum und Schriftſteller ein ganz anderes Verhältniß, wie jetzt; man denke an Aomus, an Hamann, an Jean Paul. Schiller, der Verfaſſer der Götter Griechenlands, erlebte nichts Aehnliches, doch erhielt er auch keine Fauſtſchläge auf den Kopf für ſeine contreband'nen Gedanken, wie Shelley, und war alſo noch immer bevorzugt. Der deutſche Merkur bringt die Briefe über den Don Carlos, die Körner ſehr lobt, und mit gutem Grund. Leider ſind ſie bis jetzt noch einzig in ihrer Art, und werden es wohl noch lange bleiben; denn obgleich wir Alle wiſſen, wie vortrefflich unſere Dutzend-Kritiker ſich auf die Zergliederung eines tiefſinnigen Kunſtwerkes verſtehen, und obgleich bei uns noch nie ein's hervorgetreten iſt, das nicht im Anfange auf den Kopf geſtellt worden wäre, ſo ſind wir doch weit davon entfernt, dem Verfaſſer auch nur das Recht auf ein den ärgſten Mißverſtändniſſen vorbeugendes Vorwort einzuräumen, geſchweige auf ähnliche Abhandlungen, die doch eben deswegen, weil ſie die allgemeinen Kunſtgeſetze ſtets auf einen concreten Fall beziehen würden, ſo unendlich fruchtbar ſein könnten. Ueber Goethe heißt es: „Ich bin ſehr neugierig auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es ſind Wenige, deren Geiſt ich ſo verehre!“ Im Grunde! Warum auch nicht? Man ſieht, die alte bekannte Regel, daß immer etwas hängen bleibe, beſtätigt ſich ſelbſt an einem Schiller. Der Menſchenfeind, das nicht fertig gewordene bürgerliche Trauerſpiel, wird mehrfach hervorgenommen, aber immer nur, um wieder bei Seite gelegt zu werden. Es war, nach den uns erhaltenen Scenen zu urtheilen, nicht großartig genug angelegt, um nach dem Carlos noch möglich zu ſein. Das bürgerliche Trauerſpiel vermag ſich nur dann neben dem hiſtoriſchen zu erhalten, wenn es ſeinen Gehalt aus den Verhältniſſen ſchöpft und ſich vor aller überflüſſigen Miniaturmalerei hütet. Der Schiller'ſche Menſchenfeind aber ging auf Pſychologie aus, und war ſchon im Problem ohne Tiefe. Am 12. September 1788 kann Schiller endlich von Goethe erzählen: „Ich habe — ſchreibt er — vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die Du im Bade geſehen haſt, beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und alles auf ſeinen Umgang eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen. Vorzüglich weiß er einem anſchaulich zu machen, daß dieſe Nation mehr als jede andere europäiſche in gegenwärtigen Genüſſen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsſtriches die Bedürfniſſe einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laſter und Tugenden ſind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert ſehr gegen die Behauptung, daß in Neapel ſo viele müßige Menſchen ſeien. Das Kind von fünf Jahren ſoll dort ſchon anfangen zu erwerben; aber freilich iſt es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom iſt keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber deſto hergebrachter mit verheiratheten. Umgekehrt iſt es in Neapel. Ueberhaupt ſoll man in der Behandlung des anderen Geſchlechts hier die Annäherung an den Orient ſehr ſtark wahrnehmen. Rom, meint er, müſſe ſich erſt durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien ſoll ſich's nicht theuer und kaum ſo theuer leben, als in der Schweiz. Die Unſauberkeit ſei einem Fremden faſt ganz unausſtehlich.“ Körner antwortet darauf: „Freundſchaft erwarte ich nicht (zwiſchen Euch Beiden), aber gegenſeitige Reibung und dadurch Intereſſe für einander.“ Eigentlich war das ein prophetiſches Wort. Körner macht ihm bei Gelegenheit einer Lectüre der Histoire de mon temps den wunderlichen und doch von Schiller nicht zurückgewieſenen Vorſchlag zu einem epiſchen Gedicht aus der Geſchichte Friedrichs des Großen. Glücklicherweiſe iſt davon nie etwas ausgeführt worden; es wäre noch mehr Zeit- und Kraftverſchwendung geweſen, wie Goethe's Achilleis. Recht dagegen hat Schiller, wenn er meint, daß er die Schwierigkeiten, die aus der ſo nahen Modernität des Sujets entſtänden, nicht zu fürchten brauche, denn was geſtern geſchah, kann ſchon heute ein Stoff für die Kunſt ſein, und wenn das Werk mißlingt, ſo liegt die Schuld am Dichter, deſſen unzulängliche Kraft einer Aufgabe aus der Gegenwart gegenüber allerdings leichter Blößen gibt, als wenn ſie es mit einer in Nebel eingehüllten Vergangenheit zu thun hat, ſie liegt nie am Gegenſtand. Das Verhältniß mit Charlotte von Kalb geht zu Ende. „Es iſt eine Verſtimmung unter uns — ſchreibt Schiller — worüber ich Dir mündlich einmal mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf, ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen!“ Ein neues Räthſel am Schluß, ſtatt der Löſung. Körner iſt fruchtbar an Vorſchlägen; es kommt noch einer zu hiſtoriſchen Romanen, wie Walter von Montbarri und Hermann von Unna. Dießmal acceptirt Schiller freilich nicht. Auch Huber, der ſpätere Mann der Thereſe Forſter-Heyne, der bisher immer wie ein blaſſer Schatten neben den Freunden herlief, tritt hervor, und zwar als Dramatiker mit ſeinem heimlichen Gericht. Bei dieſer Gelegenheit ſpricht Schiller ein köſtliches Wort. „Er hat — ſagt er — keinen dramatiſchen Styl, ſein Fehler iſt, daß er ſich über einen Gedanken ganz ausſchüttet, und das ſoll man nie.“ Am Schluß des Bandes realiſirt ſich für Schiller endlich eine Ausſicht. Er wird Profeſſor extraordinarius ohne Fixum und mit der Verpflichtung, vorher zu diſputiren. Körner iſt damit ſehr unzufrieden und meint, Schiller gewinne nichts durch den Profeſſor-Titel, wohl aber gewinne die Akademie durch ihn.

Wir müſſen hier, wo wir von Schiller, dem Strebenden, Abſchied nehmen, eine Pauſe machen. Die ſpätern Bände führen uns den Mann vor, der weiß, was er will und ſoll. Sie bieten uns vielfache Gelegenheit, auf den erſten zurück zu kommen.

„Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgeriſche Lebensart ein Ende, und ich werde in dieſem als ein unnützer Diener des Staats erſcheinen.“ So beginnt Schiller ſeinen Neujahrswunſch an Körner, und er hatte Urſache, den Lebensabſchnitt mit einem rothen Strich zu bezeichnen, denn die Zeit, wo ſich zu ſeinen fruchtbaren inneren Kämpfen auch noch die ſchmählichen äußeren mit Noth und Mangel geſellten, war vorüber. Wir können jedoch die Leidensperiode, die jetzt hinter ihm lag, nicht verlaſſen, ohne uns noch einen kurzen Rückblick zu erlauben und einige Betrachtungen, die für die Gegenwart wichtig ſind, an dieſen zu knüpfen. Während des ganzen erſten Bandes, der doch eine beträchtliche Reihe von Jahren umfaßt, ſahen wir Schiller nicht aus der Miſere herauskommen; dennoch that er in dieſem Zeitraume den Rieſenſchritt von den Räubern zum Carlos. Dies beweiſt, daß die innere Entwicklung eines von der Natur hinreichend ausgeſtatteten Geiſtes nicht ſo ſehr von der äußeren Lage abhängt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß ein Jeder ſich irrt, der der Welt ſeine Meiſterſtücke nur darum ſchuldig zu bleiben glaubt, weil die Welt ihm ſeine Renten ſchuldig geblieben iſt. Jean Paul that der Armuth in ſeinen lyriſch-idylliſchen Romanen ſicher zu viel Ehre an, als er ſie zu verherrlichen ſuchte; ſie iſt ein Fluch unter allen Umſtänden, und wenn er das enge Schulhaus ſeines Quintus Fixlein mit holländiſcher Sorgſamkeit herausputzte, und ſich und uns einreden wollte, daß ein anderes als das Begräbnißfeſt darin gefeiert werden könne, ſo ging das eben aus ſeinem Bedürfniß hervor, ſich mit dieſem Fluch durch eine poetiſche Verklärung individuell auszuſöhnen, und zeigt nur, wie tief er ſelbſt ihn empfunden hat. Man legt der Armuth aber auch umgekehrt zu viel Gewicht bei, wenn man meint, ſie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günſtigſten Verhältniſſen unbedeutend geblieben wären; das kann ſie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente ſpäter nehmen; dieſer Einfluß iſt aber freilich ſo groß, daß der Menſch, wenn er zum vollen Bewußtſein gelangt, ſeine ganze ſittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beſeitigen, wenn er nicht Zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will. Jean Paul gelang das nicht, obgleich er weiter kam, als der bis an ſein Ende grollende Herder, er blieb beim Selbſtbetrug ſtehen; Schiller that ſeine Vergangenheit vollſtändig in ſich ab, und das war ſein glänzendſter Sieg. Dieſe Bemerkungen ſollen den Staat nicht etwa in ſeiner bisherigen kalten Gleichgültigkeit gegen ſeine beſten Kräfte beſtärken; ſie ſollen den Literaturhiſtoriker nur zur Vorſicht ermahnen, wenn es einmal wieder gilt, einer „Hoffnung“ die Grabſchrift zu ſetzen, die ohne Erfüllung blieb, weil ein früher Tod, dem Noth und Elend vorhergingen, ſie erſtickte. Man erblickt zwar jetzt in jeder geſpitzten Feder einen Gewinn der Literatur, und in jeder zerknickten einen Verluſt; man zählt die Schreiber, ſtatt die Leiſtungen zu wägen, und iſt nahe daran, den Werth des Literaturzuſtandes nach der Maſſe derer, die er ernährt und beſchäftigt, abzuſchätzen. *Doch man ſage, was man wolle, die Literatur hat es nur mit dem Hervorragenden zu thun, ſie beſteht nur aus Spitzen, und wenn es völlig gelingen ſollte, ſie, wie man verſucht, in eine Art von Colonie für das geiſtige Proletariat umzuwandeln, ſo iſt es mit Kunſt und Wiſſenſchaft vorbei.* Es iſt noch niemals ein ſo unſinniger Kampf geführt worden, als derjenige iſt, den dies Proletariat jetzt gegen das Talent oder, wie es ſich auszudrücken beliebt, gegen die „*Ariſtokratie*“ des *Talents* zu führen beginnt. Das Vorhandenſein dieſer „Ariſtokratie“ läßt ſich allerdings nicht abläugnen, und eben ſo wenig kann man es beſtreiten, daß ſie der Mittelmäßigkeit im Wege ſteht, d. h. daß ſie es ihr erſchwert, die Produkte des auf ein Gelüſt der Menge ſpeculirenden Magens, denen mit dem Gehalt jede Exiſtenzberechtigung fehlt, neben den Reſultaten eines für Welt und Nachwelt wichtigen, weil ſich niemals in gleicher Form wiederholenden geiſtigen Entwicklungsprozeſſes geltend zu machen. Doch nur ein mit der größten Gemeinheit der Geſinnung gepaarter Unverſtand, nur eine Logik, die dem Affen allenfalls auch das Recht einräumte, den ihn beſchämenden Menſchen aus der Welt zu ſchaffen, nur eine vollkommene Verthierung kann den Schluß daraus ziehen, der doch ſchon hin und wieder gezogen ward, den Schluß, daß auch der in der Natur der Dinge gegründeten Herrſchaft dieſer „Ariſtokratie“ ein Ende gemacht werden müſſe. Man ſei aber nur conſequent, man bleibe nicht ſtehen, ſobald dem eigenen Egoismus genug geſchah, ſondern gehe weiter! Dann wird man, nachdem man die Talente der Gegenwart zum Schweigen gebracht und die noch gefährlicheren der Vergangenheit durch Omar's Radicalmittel beſeitigt, allenfalls auch, der Weißbinder und Steinmetzen wegen, die uns übrig gebliebenen Statuen des Alterthums, zerſchlagen und die Gemäldegallerien zerſtört hat, nicht umhin können, mit dem Selbſtmord aufzuhören. Denn, ſo wie das Talent abgethan iſt, tritt der gewöhnliche Menſchenverſtand, der ja auch nicht Jedermanns Sache zu ſein pflegt, an ſeine Stelle, und muß, wenn er nicht ſein Princip aufgeben will, den Platz räumen; das muß aber ſo fort und fort gehen, bis der letzte Menſch und die erſte Beſtie als Thronprätendenten zuſammenſtoßen, wenn nicht dieſes unvermeidlichen Ausgangs halber der Anfang noch einmal in Ueberlegung gezogen und die Ueberzeugung gewonnen wird, daß die höchſte menſchliche Thätigkeit ſich nicht zum Handwerk erniedrigen läßt, ohne ſich in ihr Gegentheil zu verkehren. Die Literatur iſt nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wiſſen, zu verſorgen, und es iſt ein beſſerer Zuſtand, wenn ſie dem Begabteſten das Nothwendige verſagt, als wenn ſie es dem Unbegabten gewährt. Denn das Talent iſt nicht, wie die erworbene Fertigkeit, ein Nebenbei, das der Beſitzer bei Seite wirft und mit etwas Erſprießlicherem vertauſcht, wenn es nichts einträgt; es iſt der geſteigerte Menſch in ſeiner unzerſtörbaren Weſenhaftigkeit, und es ſteht gar nicht in ſeiner Macht, von ſich ſelbſt abzufallen. Es wird daher, ohne nach äußeren Accidentien viel zu fragen, zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden das Seinige thun, und den Hauptzweck der Literatur, der Menſchheit durch treue Fixirung jedes ſymboliſchen Lebens- und Entwicklungsprozeſſes zu einem immer klareren Selbſtbewußtſein zu verhelfen, ſtets im Auge behalten; es wird in der dämmernden Idee, die ihm aufgeht, ſeine Aufmunterung, in der ſtrahlend hervorbrechenden ſeinen Lohn erblicken, und, des Bedürfniſſes wegen, lieber mit Spinoza Brillen ſchleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliothekenromane und Hoftheaterſtücke verfertigen. Das beweiſt Schiller, das beweiſt ein Jeder vor und nach ihm, der genannt zu werden verdient, und es iſt nicht überflüſſig, daran zu erinnern!

Gehen wir jetzt zum zweiten Bande über. Der Schluß des erſten zeigte uns Schiller, wie er ſich entſchloß, in Jena eine Profeſſur der Geſchichte zu übernehmen; aus dem Anfang des zweiten erſehen wir, wie er ſich vorbereitet. „Dieſe Woche — ſchreibt er — habe ich faſt nichts gethan, als Schmidt's Geſchichte der Deutſchen vorgenommen und Pütter's Grundriß der deutſchen Staatsverfaſſung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Beſonders muß ſich ihr ganzer Werth alsdann erſt ergeben, wenn man durch eine gründliche Geſchichte des deutſchen Reiches im Detail bereits in den Stand geſetzt iſt, dieſe Reſultate gleichſam ſelbſt daraus zu ziehen, und ſolche alſo im Pütter'ſchen Buche nur recapitulirt. Das Ganze iſt ein ſehr klar auseinander geſetztes Gemälde aller allmäligen Fortſchritte, welche jede politiſche und geiſtliche Macht im Laufe der Geſchichte in Deutſchland gethan hat. Schmidt iſt unendlich ſchätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in ſeiner Zuſammenſtellung iſt kritiſche Prüfung; aber er verliert durch ſeine befangene prateiiſche Darſtellung wieder ſehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieſes unendliche Feld, das durchzuwandern iſt, und die deutſche Geſchichte beſonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen ſtudiren.“ Dabei wird die Ueberarbeitung und Herausgabe der hiſtoriſchen Memoiren unternommen und Körner zur fleißigſten Theilnahme aufgefordert. Trotzdem entſteht eines der bedeutendſten Gedichte: die Künſtler! und wird Gegenſtand ſorgfältigſter Erörterung. Der Briefwechſel iſt gerade an dieſem Punkt wieder höchſt intereſſant und inſtructiv. Er wirft zunächſt auf Schillers dichteriſche Individualität helles Licht. Wie ſpäter im mündlichen Geſpräch mit Goethe, ſo wird das halb entſtandene, halb im Entſtehen begriffene Product hier in der ſchriftlichen Unterhaltung mit Körner nach allen Seiten beſprochen und in Folge deſſen beſchnitten und ergänzt. Ja, nicht bloß Körner hat Einfluß darauf, auch Wieland und Jeder, mit dem Schiller gerade verkehrt. „Nun folgt — heißt es — aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine ſchöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es ſehr unhold, daß die Kunſt nach dieſer bisherigen Vorſtellung doch nur die Dienerin einer höheren Kultur ſei; daß alſo der

Herbſt immer weiter gerückt ſei, als der Lenz — und er iſt ſehr weit von dieſer Demuth entfernt. Alles, was wiſſenſchaftliche Kultur in ſich begreift, ſtellt er tief unter die Kunſt, und behauptet vielmehr, daß jene dieſer diene. Wenn ein wiſſenſchaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunſt ſich erhebe, ſo ſei es nur in dem Falle, wenn es ſelbſt ein Kunſtwerk werde. Es iſt ſehr vieles an dieſer Vorſtellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich ſchien dieſe Idee ſchon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieſes iſt nun geſchehen. Nachdem alſo der Gedanke philoſophiſch und hiſtoriſch ausgeführt iſt, daß die Kunſt die wiſſenſchaftliche und ſittliche Cultur vorbereitet habe, ſo wird nun geſagt, daß dieſe letztere noch nicht das Ziel ſelbſt ſei, ſondern nur eine zweite Stufe zu demſelben, obgleich der Forſcher und Denker ſich vorſchnell ſchon in den Beſitz der Krone geſetzt und dem Künſtler den Platz unter ſich angewieſen: dann erſt ſei die Vollendung des Menſchen da, wenn ſich wiſſenſchaftliche und ſittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöſe." Das beweiſt auf's Schlagendſte, was die gründliche Analyſe ſeiner Arbeiten denn auch, freilich zu ihrem großen Nachtheil, beſtätigt, daß der Schöpfungsact bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zuſammenging, ſondern weit auseinander fiel. Es tritt natürlich nicht überall ſo ſchneidend hervor, wie bei den Künſtlern, einem Product, das ſchon ſeiner Art nach mehr ein Zeugniß für Schiller's gründliche Erkenntniß der Kunſt ſein muß, als eine über allen Zweifel erhabene künſtleriſche That; es verläugnet ſich jedoch faſt nirgends ganz und giebt ſeinen Compoſitionen, den dramatiſchen ſowohl wie den lyriſchen, im Ganzen und im Einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rouſſeau'ſchen, zwiſchen glühenden Phantaſiegeburten und kalten Verſtandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweiſt. Der Briefwechſel giebt uns hier aber nicht weniger ein Maß für Körners kritiſche Capacität, und zeigt uns, wie weit wir ſeine Urtheile adoptiren dürfen. „Daß Du die Kunſt — ſchreibt er — der wiſſenſchaftlichen Cultur nachſetzteſt, habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärſt, iſt etwas ganz anderes, als die Bruchſtücke menſchlicher Kenntniſſe und die Vorſchriften der gemeinen Moral. Ich verſtehe darunter das Ideenſyſtem eines vollkommenen Geiſtes, der keiner dunkeln Begriffe fähig iſt, der bloß erkennt, ohne zu empfinden. Iſt das Weſen, welches jetzt Menſch iſt, beſtimmt, ſich mit jeder Revolution ſeiner Exiſtenz jenem Ideale ſtufenweiſe zu nähern, ſo läßt ſich behaupten, daß die Entwickelung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zuſtande ſei. Es giebt etwas Höheres für denkende Weſen überhaupt, nicht für den Menſchen insbeſondere.

Ausſchließendes Beſtreben nach Wahrheit beſchränkt den Menſchen. Erkenntniß iſt ihm ſparſam zugemeſſen, faſt nur ſo viel, als für ſeine anderen Bedürfniſſe zureicht. Seine Sphäre zu erweitern bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantaſie. Gefühl für Schönheit iſt es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken auffordert. Dieß iſt der Urſprung der erhabenſten Syſteme, aber zugleich auch der ausſchweifendſten Verirrungen der Einbildungskraft. Dieſe zu verhüten und jene zu bewähren, iſt das Geſchäft der vollkommenen Kritik. Es giebt aber eine Kritik des Wahren und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren ſucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantaſie. Die Kritik des Schönen prüft das Ideal als ein Geiſtesproduct, unabhängig von Wahrheit, entdeckt ſeine Mängel und ſucht ſeine Vollkommenheit zu erhöhen. Dieſes trifft zuſammen mit Deiner und Wielands Idee von dem Ziele der wiſſenſchaftlichen Cultur. Die Kritik des Schönen nämlich iſt noch zurück, und ſie iſt es allein, die die Wiſſenſchaft zum Kunſtwerk adeln kann. Ohne ſie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantaſie nur zerſtört, und bei allem Gewinn an zuverläſſiger Erkenntniß bleibt der ganze Vorrath von Erfahrungen doch immer ein unüberſehbares Chaos. Das neue Glied paßt alſo ſehr gut zu dem übrigen Inhalte Deines Gedichts, und nach dem, was Du mir von der Anordnung des Ganzen ſchreibſt, wird meine Erwartung immer höher geſpannt. Es kann Dein erſtes claſſiſches Product werden. Du kannſt kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutſchlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern.“ An dieſem auffallenden Ausſpruch iſt vor Allem die Unbedingtheit hervorzuheben, mit welcher er hingeſtellt wird. Gewiß, ſo wenig Goethe, der Verfaſſer des Fiſchers und des Königs in Thule, als Bürger, der Verfaſſer der Lenore, Schillers Zeitgenoſſen, wären im Stande geweſen, den Künſtlern einen Pendant zu geben. Aber, das ſpricht nicht für, ſondern gegen die Künſtler, denn was die anerkannt erſten Meiſter der lyriſchen Poeſie nicht machen können, das kann nicht lyriſch ſein, das kann höchſtens neben anderen auch lyriſche Elemente in ſich haben. Der Ausſpruch war daher jedenfalls zu beſchränken, hier auf das Didactiſche, und Körner verfiel in den Fehler, die unendliche Kunſt mit ihren zahlloſen Spielarten der individuellen Richtung ſeines Freundes zu ſubſumiren, ſtatt es umgekehrt zu machen. Von dieſem Fehler iſt er aber nirgends frei; der Kreis, in dem Schiller waltet, iſt ihm der Kreis der Kunſt an ſich, woher es denn kommt, daß er manche Erſcheinung entweder gar nicht, oder doch nur halb, nur von der Linie ſeines Erkenntnißkreiſes durchſchnitten, erblickt; in dieſem Kreiſe ſelbſt ſieht er dagegen ſehr ſcharf, und wenn Schiller einmal nicht leiſtet, was in ihm geleiſtet werden kann, ſo geht es ihm ſchlecht. Uebrigens iſt hinzuzufügen, daß dieſer Fehler Körners nicht ausſchließlich aus ſeinem ſpeciellen Freundſchaftsverhältniß zu Schiller hervorgegangen iſt, ſondern eben ſo ſehr aus ſeinem deutſchen Naturell. Denn dem Deutſchen müſſen vermöge der Grundzüge ſeines Nationalcharakters Schiller's Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbeſtimmt-Verſchwimmende, das Eines ſein und doch daneben etwas Anderes ſcheinen will, und darum iſt Schiller, der ihm nie etwas ganz Excluſives, etwas durchaus nur Poetiſches bietet, ſein Lieblingsdichter. Es entſteht hier die intereſſante Frage, ob ein dichteriſches Individuum bei einem eintretenden Conflict der Eigenthümlichkeit ſeines Volks, für das es ſchafft, ſeine eigene Eigenthümlichkeit, aus der und mit der es ſchafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will ſie unentſchieden auf ſich beruhen laſſen, aber ſo viel iſt klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der Gegenwart verzichten, in dem anderen die Quelle ſeiner Kraft ſelbſt verſtopfen und ſich die Zukunft verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatiſcher Dichter, ſtatt ſeiner bekannten Vorliebe, einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenweſen gehabt und hinreichendes Geſtaltungsvermögen beſeſſen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oeconomie ſeiner Stücke entſtanden wäre, zu decken: was würde, ſeiner Nation gegenüber, die Folge davon geweſen ſein? So gewiß er dann vor dem höchſten Forum der Aeſthetik ganz anders beſtehen würde, wie jetzt, eben ſo gewiß würde er drei Viertheile ſeines großen Publicums verloren haben, denn der Deutſche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Drama nicht eine Art von höherem Alphabet erblicken, aus dem er ſich das Löſungswort ſelbſt zuſammenſetzen ſoll: ihm iſt eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, ſogleich eine räthſelhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet ſich herausnimmt die Kunſt befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyriſchen eben ſo; ein Bild ohne Unterſchrift iſt ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deßhalb zieht er alles Reflectirende vor, reflectire es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philoſophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies ſich nur als echter Deutſcher, wenn er in den Künſtlern ſo lange, bis das Lied von der Glocke kam, die Krone aller Lyrik erblickte. Es fehlt ſicher nicht an Leuten, welche mit Rückſicht auf dieſes zweifellos feſtſtehende Factum geneigt ſind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umſtände dahin zu beantworten, daß das Individuum ſich unbedingt in den Nationalcharakter ſchicken müſſe. Dieſe mögen jedoch, ehe ſie ſprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publicum gibt, ein im Raum beiſammen lebendes und ein in der Zeit aufeinander folgendes, und daß ſich zwiſchen beiden im Lauf der Jahrhunderte ſogar das numeriſche Verhältniß umkehrt. Heinrich Clauren war in ſeinen Abſichten äußerſt faßlich und fand Tauſende von Leſern; Heinrich Kleiſt war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern und der Verfaſſer des Kohlhaas hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publicum, wie der Verfaſſer des Mimili jemals gehabt hat.

Schiller replicirt auf Körners enthuſiaſtiſchen Erguß: „Das lyriſche Fach, das Du mir anweiſt, ſehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es iſt das kleinlichſte und auch undankbarſte unter allen. Zuweilen ein Gedicht laſſe ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künſtler gekoſtet haben, auf viele Jahre davon abſchrecken. Mit dem Dramatiſchen will ich es noch auf mehrere Verſuche ankommen laſſen. Aber mit Goethe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei mehr Reichthum an Kenntniſſen, eine ſichere Sinnlichkeit, und zu allem dieſen einen durch Kunſtkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht ſo viel Feinheit gehabt, dieſe Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, ſo würde ich in dieſem Fache gar nicht neben ihm ſichtbar geworten ſein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewiſſe Excellence darin giebt, eben weil es mein eigen iſt. Will ich in das natürliche Drama einlenken, ſo fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, ſehr lebhaft. Deßwegen laſſe ich mich aber nicht abſchrecken: denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erforderniſſe mir fehlen, ſo überzeuge ich mich deſto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich ſo weit gebracht hat, als ich ſchon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen ſo großen Mangel von der andern nicht ſo weit bedecken können als geſchehen iſt, und es überhaupt nicht ſo weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken.“ Dies Urtheil in ſeiner edlen Strenge erinnert an den bekannten Ausſpruch, den Leſſing einſt über ſich ſelbſt that, als beſtochene Freunde den großen Dialectiker, dem als ſolchen bis auf einen gewiſſen Grad auch die poetiſchen Formen zugänglich waren, durchaus zum großen Dichter machen wollten. Es iſt ein glänzendes Zeugniß für Schillers durchdringende Selbſt-Erkenntniß ſowohl, als für ſeine ſittliche Energie und den Adel ſeines Charakters. Seine unbedingten Verehrer werden freilich nichts darin ſehen, als den Ausdruck einer momentanen Stimmung, aber ſie irren ſich, es iſt vollkommen richtig, daß Schiller ſich nach der Beſchaffenheit ſeines Talents ein ganz apartes Drama gebildet, und nur dadurch ſeine außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat. Den dramatiſchen Dichter macht vor Allem, wenigſtens in der modernen Welt, die Kunſt zu individualiſiren, d. h. auf jedem Punkt der Darſtellung Allgemeines und Beſonderes ſo in einander zu miſchen, daß eins das andere niemals ganz verdeckt, daß das nackte Geſetz, dem alles Lebendige gehorcht, der Faden, der durch alle Erſcheinungen hindurch läuft, niemals nackt zum Vorſchein kommt und niemals, ſelbſt in den abnormſten Verzerrungen nicht, völlig vermißt wird. Von dieſer Kunſt beſaß Schiller nun allerdings zu wenig, und wenn ſeine Figuren zwiſchen den mit Nothwendigkeit in Basreliefſtyl gehaltenen Charakteren der Alten und den markigen, bis in die letzte Faſer hinab ſelbſtſtändig gewordenen Geſtalten der Neueren in der Mitte ſtehen, ſo war das keineswegs Abſicht, ging keineswegs, wie man glauben könnte, aus einem etwa in höheren Principien begründeten Vermittlungsverſuch hervor, ſondern war die einfache Folge eines inneren Mangels. Aber eben weil Schiller den Mangel genau kannte, weil er wußte, daß er im „natürlichen“ Drama die Rivalen zu ſcheuen hatte, gereichte er ihm nicht zum Verderben, denn nun ſteckte er ſich die Sphäre ſo ab, daß derſelbe, wenn auch nicht ganz und gar unbemerkt bleiben, ſo doch durch den Erſatz, den er dafür bot, hinreichend aufgewogen erſcheinen konnte. Er floh zunächſt aus der realen Welt in die ideale, aus der Welt der Verworrenheit und des Zickzacks in die der vorherbeſtimmten Harmonie und der reinen Kreislinie, und richtete ſich dann dieſer Welt gemäß auch die Menſchen zu, mit welchen er ſie bevölkerte. Das wurde ihm ohne Widerrede, ja mit Jauchzen und Jubeln, geſtattet, und nun hatte er ſchon gewonnen, nun brauchte er von der Individualiſirungskunſt nicht mehr, als ihm zu Gebote ſtand; der blaue Hintergund ſeiner idealen Welt, mit den wenigen Wölkchen, die er zuließ, war leicht gemalt, und eben ſo leicht waren die durchaus noblen Helden und Heldinnen mit ihrem einſeitigen, ſich nie verirrenden Pathos hingeſtellt, die ſich in ihr bewegten. Zwar verlor ſein Drama eben dadurch auch bis auf einen unberechenbaren Grad an Energie und wurde ſchwächlich, denn an der eigentlichen Aufgabe der dramatiſchen Kunſt ſchlich es ſich doch vorbei. Dieſe beſteht nämlich nicht darin, eine ideale Welt in die reale als ein Bild hinein zu hängen und das Bild mit bengaliſcher Flamme zu beleuchten, ſondern darin, dieſe ideale aus der realen ſelbſt hervor zu arbeiten, und es bedarf wohl nicht erſt eines Beweiſes, daß es leichter ſein muß, die letztere zum Rahmen zu erniedrigen, als zum Gemälde zu erhöhen. In dem einen Fall braucht man nur einfach Tabula rasa zu machen, in dem zweiten ſoll man den Standpunkt ſo zu nehmen wiſſen, daß alle Widerſprüche ſich von ſelbſt und ohne Zuthat eines fremden Mittelgliedes in Harmonie auflöſen, und ſicher läßt ſich ein blatternarbiges Geſicht ſchneller ſchminken, als an einen Ort ſtellen, wo es in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit mit zur Schönheit beiträgt, weil es in einer von einem höheren Geſichtskreis aus gezogenen Linie nur noch einen Punkt neben andern Punkten bildet. Schiller hat ſeiner ganzen Anlage nach mit keinem Dichter weniger Verwandtſchaft wie mit Shakeſpeare, mit dem man ihn früher ſo oft verglich, und mit keinem mehr als mit Calderon, mit dem man ihn, ſo weit ich mich erinnere, noch nie paralleliſirte; er übertrifft dieſen jedoch, noch ganz abgeſehen von den nationalen Verſchiedenheiten, unendlich durch die hohe Begeiſterung, die ihm inne wohnt. Freilich iſt auch dieſe Begeiſterung nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit des hervorgehenden Raiſonnements, denn es iſt nicht die des Künſtlers, die, eben weil ſie auf die Totalität der Welt geht und Alles umfaßt, was in ihr lebt und webt, nicht an die Einzelheiten ihre ganze Glut verſchwenden kann; es iſt die des Menſchen, der ſich aus der Welt das, was ihm gefällt, herausnimmt, und ſich um das

Uebrige nicht kümmert. Aber die Begeiſterung iſt echt, ſie iſt die eines großen Individuums, das nur zum Höchſten in wahlverwandtſchaftlicher Beziehung ſteht und das ſeine Träume beſeelt, indem es ſie erzählt, darum reißt ſie unwiderſtehlich fort und leiſtet Erſatz für das, was dem Dichter mangelt. Körner antwortet: „Vom lyriſchen Fach ſcheinſt Du nicht gerecht zu urtheilen oder ihm zu enge Grenzen zu ſetzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es in's Lehrgedicht übergeht. Uebrigens bin ich weit entfernt, Dich von dramatiſchen Arbeiten abzumahnen, und Deine Vergleichung zwiſchen Dir und Goethe kann ich nicht ganz unterſchreiben. Du haſt Dich meines Erachtens in Beſcheidenheit überſprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich ſehr. Aber mehr Kunſtfertigkeit in einigen Fächern kann er haben, und dieſen Vorzug kannſt Du ihm abgewinnen, auch im dramatiſchen Fache. Was Huber mir neulich über ihn ſchrieb, hat mir ſehr eingeleuchtet. Er glaubt, daß eine gewiſſe Kälte und ein Mangel an Individualität ihm als Künſtler zu Statten kommt; und in der That iſt mir ſehr begreiflich, wie eine Darſtellung eben dadurch unvollkommener ausfallen kann, daß man ſich mehr für ſeine Ideale als für ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm begeiſtert. Ein Künſtler, der mit Wärme arbeitet, erkennt leicht das Bild ſeiner Phantaſie in wenigen hingeworfenen Zügen, und glaubt, daß es jedem Anderen eben ſo anſchaulich ſein muß. So entſteht oft eine Skizze ſtatt eines Gemäldes. Der kalte Künſtler iſt gleichgültig gegen ſeine Ideen und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei ſeinem Publicum. Er fordert alle Kunſt der Täuſchung auf, und ruht nicht eher, als bis ſein Werk die höchſte Vollendung erreicht hat.“ Hier ſteht der helle Kopf ausnahmsweiſe einmal als Confuſionär da, und eben aus dem Grunde, den ich vorhin anführte, weil Schiller's Kreis ihm für den Kreis der Kunſt gilt. Goethe's höherer Kunſtverſtand und ſein größeres Kunſtvermögen ſetzt er ſich zur Kunſtfertigkeit herab und tadelt Alles, was zu loben wäre, lobt, was er tadeln ſollte. Die Begeiſterung, die ein Künſtler für ſeine Ideale hegt, kann er nur dadurch beweiſen, daß er ſie mit allen ihm und der Kunſt zu Gebote ſtehenden Mitteln zu verleiblichen ſucht; dadurch, daß Jemand verzückt in die Wolken ſchaut und ausruft: welch' eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es iſt nicht einmal wahr, daß er ſelbſt eine ſieht, er erobert ſie ſich erſt durch's Malen, er würde in ſeinem ganzen Leben nicht zum Pinſel greifen, wenn ſie vor ihm ſchon alle ihre Schleier abgelegt hätte. Mit den „wenigen hingeworfenen Zügen“ iſt es alſo nichts; ſie ſind dasſelbe, was für den Philoſophen eine Notiz im Denkbuch iſt. Uebrigens kann ſich für den nackten ſchriftſtelleriſchen Ruhm nur ein Narr begeiſtern, und der wird dann für ſeine lächerliche Eitelkeit dadurch beſtraft, daß er ihn nicht erhält; bei Goethe, dem ſie hier imputirt wird, war eine ſolche Art Begeiſterung unmöglich, aber eben, weil er die echte für ſeine „Ideale“ hatte, bot er „alle Kunſt der Täuſchung“ auf, um die Werke, durch die ſie auf Welt und Nachwelt wirken ſollten, zu vollenden. Eigentlich widerlegt Körner ſich ſelbſt gleich im nächſten Brief, wo er die Fortſetzung vom Geiſterſeher recenſirt. „In Anſehung des Zuſammenhangs der Geſchichte — ſagt er — ſind’ ich es ſehr natürlich, daß der Armenier jetzt eine Zeitlang verſchwindet, weil er dem Prinzen nach dem Schluſſe des zweiten Stücks verdächtig geworden iſt. Indeſſen wären vielleicht ein Paar Worte nicht überflüſſig geweſen, den Leſer auf dieſen Umſtand aufmerkſam zu machen, weil mancher doch wohl ſich wundert, daß, nach Allem, was vorher ſich ereignet hatte, jetzt vom Armenier oder Sicilianer gar nicht mehr die Rede iſt. Im philoſophiſchen Geſpräch iſt es Dir, glaub’ ich, ſehr gelungen, den Zweifel an Unſterblichkeit zu veredeln. Menſchenwerth und Moralität wird freilich bei dem Syſteme des Prinzen gerettet. Aber eine andere Frage wäre, ob dieß Syſtem zu der damaligen Stimmung des Prinzen paßt? Seine Abhängigkeit von Außendingen und überhaupt Alles, was Du für Verderbniß ſeines Charakters angiebſt, wird nicht daraus erklärt. Er konnte dieß Syſtem haben und übrigens ganz derſelbe geblieben ſein, der er vorher war: er konnte in der Gegenwart ſchwelgen, aber auf eine edle Art. Und inſofern könnte man vielleicht einwenden, daß dieſes Geſpräch kein nothwendiges Glied des Ganzen und als Epiſode zu lang wäre. Käme es darauf an, das ganze Geſpräch ſtreng zu kritiſiren, ſo würde ich einige Stellen auszeichnen, die dramatiſch vortrefflich ſind, als: die Allegorie vom Vorhange, einige Stellen vom Genuß der Gegenwart ꝛc.; andere, die philoſophiſch richtig und ſehr ſchön geſagt ſind, als: vom Virtuoſen, von Entſtehung der Immoralität aus Mangel an Kraft ꝛc.; dagegen aber andere, wo theils die Sophiſterei zu ſehr überwiegt, theils der Ton zu didaktiſch wird. Wie ich mir den dramatiſch-philoſophiſchen Dialog denke, muß jeder Trugſchluß, jede einſeitige und gewagte Aeußerung in dem Charakter und der momentanen Stimmung der redenden Perſon gegründet ſein. Dich ſcheint manchmal eine einzelne Idee ſelbſt intereſſirt zu haben, und indem Du Dich ihr überließeſt, vergaßeſt Du, daß es hier eigentlich bloß darauf ankam, die Denkart des Prinzen überhaupt zu ſchildern.“ Allerdings, aber das gilt allenthalben, und gerade darum iſt im Kreiſe der Kunſt mit dem ganzen Reichthum eines ausgeſtatteten Menſchengeiſtes, mit Gedankenfülle und Witz, mit Scharfſinn und Gefühlstiefe noch nichts gethan, ſo ſchwer das den Tauſenden auch begreiflich zu machen ſein mag, die im Kunſtgebilde nur dieſe allgemeinen Elemente, ſo weit ſie erkennbar geblieben ſind, gewahr werden oder gar nichts erblicken. Es ſoll eben die Form hinzu kommen, die das Alles einſchmilzt und durch dieſen, in ſeinen Phaſen nicht weiter zu verfolgenden Proceß etwas hervorbringt, was der phyſiologiſchen Faſer analog iſt, zu der die Natur auch nur durch unendliche Metamorphoſen gelangt, die in der Spirallinie aufwärts führen. Bald darauf ſchreibt Schiller: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigſtens meinem Schickſale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.“ Es mag die Menſchheit ſolche Augenblicke haben, doch ſiegen muß das beſſere Gefühl! heißt es im Wallenſtein. Räthſelhaft iſt die Stelle: „Warum müſſen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geiſtes ſo tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlaſſen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es iſt traurig, daß die Glückſeligkeit, die unſer ruhiges Zuſammenleben mir verſchaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundſchaft ſelbſt nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geiſtes, unverträglich war. Dieſer Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und nothwendig war; aber es iſt doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewiſſes Gut!“ Sie iſt vielleicht durch Körner's ausnehmend klare Natur zu löſen, mit der Schiller, als er mit ſich ſelbſt noch nicht ganz fertig war, ſich nicht täglich und ſtündlich zu berühren vermogte; ich wenigſtens wüßte die Degradation des Geiſtes, die er im Umgang mit ſeinem Freunde gefühlt haben will, nicht anders zu deuten. Körner war ſein Spiegel, aber er mogte ſein Bild nur noch ſelten ſehen. Es liegt auch durchaus kein Widerſpruch darin, wenn er trotz dieſer Erfahrung ſich für ſpätere Jahre auf's Lebhafteſte wieder ein beſtändiges Beiſammenſein wünſcht und Schritte dazu thut. Nachdem er mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen hatte, mußte ihm willkommen ſein, was ihn früher nur niederſchlagen konnte: der reine Reflex ſeines Ichs, aufgefangen und wiedergegeben durch ein ihm Verwandtes! S. 69 ſchreibt Schiller: „Eigentlich ſollten Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten und Geſchichte des Handels mit der politiſchen in Eins zuſammengefaßt werden, und dieſes erſt kann Univerſalhiſtorie ſein!“ Wann werden wir Geſchichtſchreiber erhalten, die conſequent von dieſem Princip ausgehen! Auch Schloſſer iſt doch nur ein Anfang. Ein bemerkenswerthes Curioſum findet ſich S. 77: „Jemand von hier, der viel Geſchmack haben ſoll und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künſtler zu leſen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen. In den Künſtlern, fing er an, habe ihm Einiges (er accentuirte wie ich ſchreibe) recht wohl gefallen; Einiges aber nicht, und beſonders wo ein Unterſchied zwiſchen Seele und Körper vorausgeſetzt worden ſei. (Dieſer Jemand iſt ſehr materiell, mußt Du wiſſen.) Die Verſe, komme ihm vor, ſeien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Urſache liege in dem Ausdrucke: O Menſch! Dieſes Wort habe eine ſo häßliche Nebenidee u. ſ. w. Ich wünſche, Du ſchriebſt mir über dieſes Urtheil, und bezögeſt Dich namentlich auf das, was ich Dir anführte.

Was ich damit will, ſollſt Du einmal erfahren. NB. Dieſer Menſch wollte und ſollte gewiſſermaßen, und glaubte, mir etwas Angenehmes zu ſagen. Er ſagte mir ſelbſt ein andermal, er habe ein ſo lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poeſie, daß er kaum widerſtehen könne, das Buch zu küſſen, das ihm gefiele." Man ſieht, auch in Weimar war die Arche Noäh vollſtändig beiſammen. Körner läßt ſich S. 81 vernehmen: „Goethe's achten Theil habe ich geleſen. Ich bewundere ſein Talent, die mannigfaltigſten Arten von Ton zu treffen. Oft iſt dieß das einzige Verdienſt eines Gedichts. Ideen und Verſe ſind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigſte iſt wohl das letzte Gedicht: Die Geheimniſſe. Ich zerbreche mir ſehr den Kopf über dieſes Räthſel." Die Geheimniſſe, das bedeutendſte der Goethe'ſchen Gedichte! Aber in ſolch' einem Verhältniß ſtehen ſelbſt durchgebildete Menſchen oft zur lyriſchen Poeſie! Was wird denn durch dieſe Melodie bewieſen? Darnach wird gewöhnlich gefragt, und wenn nicht, ſo werden Flöte und Dudelſack mit einander verwechſelt. Eine wichtige Frage wirft Körner S. 84 auf: „Ueberhaupt — ſchreibt er — muß ich Dir geſtehen, daß ich dergleichen Zierathe in Deinen Arbeiten nicht gern ſehe. Du haſt einen Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche ſchöne Idee geht dadurch verloren, daß man ſie bloß im Vorübergehen mitnehmen ſoll, da ſie doch die ganze Aufmerkſamkeit erfordert. Ideen dieſer Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn ſie nicht in einem beſonderen Kunſtwerke als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteſte Licht geſtellt ſind. Intereſſirt man ſich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, ſo kann man unmöglich auf alle dieſe einzelnen Züge ſo viel Aufmerkſamkeit heften, als erfordert wird, um ſie ganz zu verſtehen. Es iſt ſchade um die Kunſt, mit der die Gegenſtände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt ſind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefeſſelt wird. Freilich begreife ich wohl, daß Reichthum ſehr leicht in Ueppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieſes Fehlers beſteht auch, däucht mich, eines der wichtigſten Erforderniſſe der Claſſicität, — jener höheren nämlich, die nicht in der Befriedigung einer pedantiſchen und conventionellen Kritik, ſondern in der größtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künſtlers beſteht. Das höchſte Ziel iſt noch nicht erreicht, ſo lange man den Künſtler nicht über dem Kunſtwerke ververgißt, und mehr mit dem ganzen Umfange ſeiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargeſtellten Idee beſchäftigt wird.“ Im Allgemeinen iſt das richtig; es kann ſich nur noch um die Anwendung in den ſich ergebenden einzelnen Fällen handeln. Hiebei iſt nun Zweierlei zu berückſichtigen. Einmal muß man nicht vergeſſen, daß es Geiſter giebt, die ſo reich an Gold und Perlen ſind, wie andere an Kupfer und an Seemuſcheln. Dieſen iſt nicht zuzumuthen, daß ſie ihre Schätze wegwerfen und ſich nach geringeren Baumaterialien umthun ſollen. Sie brauchen was ſie haben, verlangen vom Beſchauer aber gar keinen Reſpect für die Koſtbarkeiten, die ſie zu ganz gewöhnlichen Zwecken verwenden, ſondern fordern im Gegentheil, daß er ſie wie gemeine Steine betrachten und nur den zu Stande gebrachten Bau in's Auge faſſen ſoll. Er ſoll auch in der goldenen Wand nur die Wand, auch in der mit Perlen beſetzten Thür nur die Thür erblicken. Dann iſt nicht zu überſehen, daß das Kunſtwerk, wie es in der Totalität unendlich und unerſchöpflich ſein muß, in den Einzelheiten wenigſtens unendlich und unerſchöpflich ſein darf. Leuten, die dadurch, daß ſie nicht gleich beim erſten Mal Alles herausnehmen können, in ihrem Genuß geſtört werden, iſt nicht zu helfen; die müſſen aber auch auf einem Spaziergang in Verzweiflung gerathen, denn auch den kann man nicht als Botaniker, als Landſchaftsmaler und als ſimpler Naturfreund zugleich machen. Allerdings muß das nicht zur Ueberladung führen, aber die Ueberladung geht nie *aus der Maſſe des aufgewendeten Reichthums* hervor, einzig und allein *aus der Art, wie er gebraucht wird.* Vermißt man zwiſchen der Einzelheit und der Totalität die nothwendige Beziehung, ſo iſt ſie auf der Stelle da und fände ſich zwiſchen Millionen von Ziegelſteinen auch nur ein einziger blank geſcheuerter Pfenning. S. 90 läßt Schiller den alten braven Bürger Revue paſſieren. „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe ſeine Bekanntſchaft gemacht. Sein Aeußerliches verſpricht wenig — es iſt plan und faſt gemein: dieſer Charakter ſeiner Schriften iſt in ſeinem Weſen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl ſcheint er zu ſein, mit dem ſich allenfalls leben ließe.“ Man ſieht, er kommt nicht am beſten dabei weg, dennoch war er der Verfaſſer der Leonore und der Pfarrerstochter, eines Gedichts, das, trotz der Peinlichkeit und ſelbſt Trivialität der Compoſition, wenn man ſie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutſche Literatur in ſolcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal beſitzt. Die Natur ſtattet ihre Lieblinge zuweilen wunderlich aus. Auch unſere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte ſich für ſich ſelbſt auszugeben, ohne ſich durch ſeinen Reiſepaß oder durch einen Bekannten ausweiſen zu können, ſehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der deßungeachtet mit manchem poetiſchen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird. S. 93 ſchreibt Körner: „Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückſeligkeit haſt: und in dieſem Fall würde ich ein liebenswürdiges

Geſchöpf bedauern, das Dich durch inneren Werth reizte, aber doch nicht auf immer feſſeln könnte." Da Schiller gerade damals mit Heiratsgedanken umging, wie ſich bald hernach zeigt, ſo war das ſo recht à propos geſagt. Rührend heißt es S. 94: „Eine Schreibcommode habe ich mir ſelbſt machen laſſen, die mir zwei Caroline koſtet. Dieß iſt, wonach ich längſt getrachtet habe, weil ein Schreibtiſch doch mein wichtigſtes Möbel iſt und ich mich immer damit habe behelfen müſſen." Schiller jubelt, weil er es endlich zum Beſitz eines anſtändigen Schreibtiſches gebracht hat. Das iſt ein Farbenſtrich mit zur vollkommenſten Welt. Glänzend war der Beginn ſeiner Vorleſungen. „Das Reinhold'ſche Auditorium — ſchreibt er — beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig ſitzende Menſchen, etwas über hundert in Allem faſſen. Ob es nun freilich wahrſcheinlich genug war, daß meine erſte Vorleſung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, ſo kennſt Du ja meine Beſcheidenheit. Ich wollte dieſe größere Menge nicht gerade vorausſetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Dieſe Beſcheidenheit iſt auf eine für mich ſehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden ſind Abends von ſechs bis ſieben. Halb ſechs war das Auditorium voll. Ich ſah aus Reinhold's Fenſter Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, ſo hatte ich doch an der wachſenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewiſſen Feſtigkeit geſtählt, wozu die Idee, daß meine Vorleſung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu ſcheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von Allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für dieſe Vorleſung ein anderes Auditorium wählen ſollte. Grießbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen alſo den Vorſchlag thun, bei Grießbach zu leſen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisſtraße hinunter, die, eine der längſten in Jena, von Studenten ganz beſäet war. Weil ſie liefen, was ſie konnten, um im Grießbach'ſchen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, ſo kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenſtern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloſſe kam die Wache in Bewegung. Was iſt denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man ſich zu: der neue Profeſſor wird leſen. Du ſiehſt, daß der Zufall ſelbſt dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich faſt ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe." O Humor des Weltgeiſtes! Der Lehrer der Jahrtauſende glaubt Spießruthen zu laufen, während er ſich in ſein Auditorium begiebt, um neugierigen Studenten einen Vortrag über Geſchichte zu halten. Körner giebt S. 110 ein ſehr gutes Urtheil ab über den „Stolz der Franzoſen," über Racine. „Racine zu leſen iſt wirklich ein heldenmüthiger Entſchluß, ſobald man eins oder zwei von ſeinen Stücken kennt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Sprache und Verſification ſind auch gewiß vortrefflich; und vorausgeſetzt, daß dieſe Gattung nun einmal von der Mode geſtempelt war, ſo iſt Racine immer ein braver Künſtler, und ſeine Werke tragen das Gepräge der Vollendung oder einer conventionellen Claſſicität. Aber ein Genie war er nicht, ſonſt wäre es ihm unmöglich geweſen, die Sphäre der Kunſt ſo eng zu beſchränken, und ſich mit der unausſtehlichen Monotonie auszuſöhnen, die in ſeinen Charakteren, Situationen und in der Art des Ausdrucks herrſcht." Ja wohl! Zwiſchen dieſer conventionellen Claſſicität und der echten iſt der Unterſchied unermeßlich! Die eine iſt ganz ein Product der Freiheit, die andere iſt es nur halb; die eine verlangt nichts, als ein Individuum, das auch im äſthetiſchen Gebiet ein *ſittliches* iſt und ſich cultivirt, ſo weit es kann; die andere ſetzt mit Nothwendigkeit ein *großes* Individuum voraus. Doch iſt auch die conventionelle Claſſicität nicht zu verachten, und es wäre namentlich unſerer Zeit, die ſich in Vernachläſſigung derſelben ganz beſonders gefällt, zu wünſchen, daß ſie ſich davon wieder überzeugte. Wie es nach Böttigers in dieſem Punkt glaubwürdigen Memoiren in Weimar eine Periode gab, wo jeder aus Deutſchland eintreffende Vagabond, der ſeine Liederlichkeit durch einen abgetragenen Rock und durch zerriſſene Stiefel documentiren konnte, ſich für ein Genie ausgeben zu dürfen glaubte, ſo bildet ſich jetzt jeder mittelmäßige Kopf ein, er brauche nur ſchlechte, d. h. holperige Verſe zu machen, und eine aller Logik ermangelnde, dafür aber freilich blumen- und phraſenreiche Proſa zu ſchreiben, um ſeine Genialität außer Zweifel zu ſetzen. Man mögte Nicolai und Gottſched mit ihrem reinlichen und *ehrlichen* Styl, der die Geiſtesarmuth doch wenigſtens nicht durch einen künſtlich erzeugten Nebel zu verhüllen ſucht, zurückrufen, wenn man den Gallimathias, der ſich den modernen nennt, verdauen ſoll. *Wir haben jetzt mehr als* ein Schock Poeten, deren ganze ſogenannte Poeſie auf ihrem Denkunvermögen beruht, auf ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus der rohen Schale der Vorſtellung heraus zu löſen, und aus der daraus für ſie entſpringenden Nothwendigkeit, ſich verworren und ſchief auszudrücken; es giebt vielleicht kein drohenderes Zeichen der einbrechenden Barbarei, als darin liegt, daß Einige von dieſen ſich wirklich eine Art von Celebrität erworben haben. Was noch nicht einmal Gedanke geworden, was Vorſtellung geblieben iſt, gilt für Anſchauung, als ob Niemand mehr eine Ahnung davon hätte, daß die Anſchauung den Gedanken und die Vorſtellung zugleich umfaßt, und nur darum ſchwerer in's Gewicht fällt, als beide einzeln für ſich, und dennoch zieht man nicht die ſich ſo ganz von ſelbſt ergebende Conſequenz, dennoch ſetzt man den Kindern keine Lorbeerkronen auf, die doch auf dieſem Standpunkt als die erſten Poeten der Welt erſcheinen müſſen, als die wahren Repräſentanten der Naivität, die das logiſche Geſetz in ſich nicht einmal erſt abzuthun brauchen, weil ſie es noch gar nicht kennen. Dem Allen würde durch ein redliches Streben nach conventioneller Claſſicität abgeholfen, da aber die im Vorhergehenden von mir charakteriſirten Dichter mit ihren Fehlern auch ihre Vorzüge, d. h. diejenigen Eigenſchaften, die der Unverſtand ſo zu nennen beliebt und die mit jenen völlig identiſch ſind, verlieren, alſo zu exiſtiren aufhören würden, wenn ſie ſich eines ſolchen Strebens befleißigten, ſo werden ſie ſich wohl hüten, das zu thun. Es iſt dann nur zu wünſchen, daß das Publicum wieder zur Beſinnung komme.

S. 113 ſchreibt Schiller: „Wegen des Verplemperns kannſt Du ganz ſicher ſein; ich habe hier Alles die Muſterung paſſiren laſſen und meine ganze Freiheit beiſammen behalten.“ Man ſieht, er betrieb Alles mit Eifer, auch die Herzensangelegenheiten. Jetzt ſehen ſich die Freunde ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder, aber, wie es ſcheint, ohne ſich beſonders an einander zu erquicken. „Daß Du Dich — ſchreibt Körner — unſeres letzten Beiſammenſeins mit Vergnügen erinnerſt, war mir um deſto lieber zu leſen, da ich wirklich ſchon auf den Gedanken gekommen war, als ob dieſe Zuſammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirſt mich verſtehen und kannſt mir glauben, daß ich auch Dich verſtanden habe. Das hat mich manchmal verſtimmt, und gleichwohl konnte ich mich zu keiner Erklärung entſchließen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, glaubte keiner Rechtfertigung zu bedürfen, und eben deswegen ärgerte es mich, daß Du mich mißverſtehen konnteſt.“ Schiller verliert nun doch ſeine Freiheit, welche in Jena auf dem erſten Ball nicht gleich eingebüßt zu haben er kurz zuvor noch ſo ſtolz war. „Eine ſonderbare Sache, die ich Dir ein andermal ſchreiben will und überhaupt ungern ſchreibe, hat mir noch außerdem eine ſtarke Diverſion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabei zu Rathe gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältniß mit L. L.; vielleicht wirſt Du Dir die Hauptſache zuſammenſetzen.“ Körner hat in Weimar Verbindungen angeknüpft, die auf eine dortige Anſtellung abzielen. Charakteriſtiſch für die Weimarer Zuſtände iſt, was Schiller ihm bei dieſer Gelegenheit ſchreibt. „Aeußere Schwierigkeiten wirſt Du ſchwerlich finden, und Du für Deinen Theil wirſt bei dem Tauſche offenbar gewinnen, aber von Deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während Eures Weimar'ſchen Aufenthalts nicht müßig zugeſehen, und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anſchlag gebracht werden müſſen. Für die Frauen wird ſich ſchwerlich ein Zirkel finden: die Bürgerlichen ſind gar zu erbärmlich und mit dem Adel geht es nicht lange gut. Ich könnte dieß Letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir ſie. Wenigſtens bis die beiden das Geheimniß gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus ſeinem Umgange zu ſchöpfen, ſtehe ich nicht für unangenehme Scenen. Was Dich betrifft, ſo wirſt Du hoffentlich die Bekanntſchaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabſetzen lernen; aber mit aller Vorſicht wirſt Du dem allgemeinen Schickſal nicht entgehen, das noch Jeder erfuhr, der ſich mit dieſen beiden Leuten liirte. Dein engerer Zirkel wird ſich, wie ich vorausſehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einſchränken.“ Herder tritt zur Abwechslung auch einmal wieder hervor. „Herder — heißt es S. 123 — hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit ſeiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erſt abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun ſeine Sache entſchieden war, ſo beſtieg er zum erſten Male die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, ſelbſt von Jena aus, und war voll Erwartung — er predigte über ſich ſelbſt und in Ausdrücken, die ſeinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle ſeine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde geſungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchſtühlen ausgetheilt wurde. Alles iſt aufgebracht und hat dieſe Komödie äußerſt anſtößig gefunden.“ Ueberhaupt giebt der Briefwechſel über dieſen problematiſchen Charakter viel Licht. Von höchſter Wichtigkeit iſt Schiller's nachfolgende Aeußerung: „Wir Neueren haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht beikommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtilleſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſo weit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt. Iſt eine Geſchichte (von welcher Nation und Zeit ſie auch ſei) dieſer Anwendung fähig, kann ſie an die Gattung angeſchloſſen werden: ſo hat ſie alle Requiſiten, unter der Hand des Philoſophen intereſſant zu werden — und dieſes Intereſſe kann jeder Verzierung entbehren.“ Das iſt unwiderleglich, wie hart es auch in unſeren Tagen beſtritten werden mag. S. 130 meldet Körner: „Hier iſt ein Stück von Kotzebue: Menſchenhaß und Reue, aufgeführt worden, das in Leipzig ſehr gefallen hat; ein elendes Product in Ifflands weinerlicher Manier, aber ohne einen Funken von Ifflands Talent.“ So wird der Sternenhimmel endlich voll. An der Univerſität häufen ſich für Schiller die Verdrießlichkeiten; ſein Privatcollegium, das ihm Geld einbringen ſoll, wird ſo ſpärlich beſucht, wie ſein Publicum zahlreich, und ſeine gelehrten Collegen benehmen ſich niederträchtig gegen ihn. Er hat große Neigung, wieder zurückzutreten, nur die Rückſicht auf ſeinen alten Vater, der für ſeinen Sohn alle Hoffnung auf Jena geſetzt hat, hält ihn ab. Er harrt aus; Carl Auguſt bewilligt ihm, „verlegen, nicht mehr geben zu können," eine Penſion von zweihundert Thalern, und nun kommt es zur Heirat mit Lotte Lengefeld. Bei dieſer Gelegenheit gibt es wieder eine Verſtimmung zwiſchen den Freunden, über die man nicht klar wird, weil hier ein Brief von Körner zu fehlen ſcheint. Schiller ſchreibt: „Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Penſion ſchrieb, haſt Du, hoffe ich, längſt erhalten. Die kluge Miene, die Du in dem Deinigen annimmſt, hat mich beluſtigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rückſicht auf mich kennen zu lernen, und in eben dieſer Rückſicht gegen andere zu ſtellen, nicht verloren geweſen ſind. Wem ſollte ich es weniger ſagen als Dir, daß in Fällen dieſer Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin ſein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heiraten, vielleicht neun ſind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir ſcheint, es begegnete Dir dießmal mit mir, was ſchon einigemal geſchah: Du haſt Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hoffteſt. Ich bin bei dieſem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen ſehr zufrieden, aber mir kommt vor, Du konnteſt den Maßſtab nicht ſogleich wiederfinden, mit dem ich zu meſſen bin — und jeder kann doch nur mit dem Maßſtabe gemeſſen werden, den man von ihm ſelbſt genommen hat. Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du ſagſt, zu hoch in den Wolken ſtand, um meinen Gegenſtand gut zu ſehen, ſo ſtellteſt Du Dich vielleicht dießmal etwas tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden — und vielleicht geſtehſt Du Dir dann ſelbſt, ein ſchönes Herz und eine feingeſtimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du dieſe Eigenſchaften bei Deinen Forderungen überſahſt. Indeſſen, wozu dieſe Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es iſt mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigſten unter allen Menſchen über ein Weſen im Irrthum laſſen will, von dem ich einen ſo wichtigen Theil meiner Glückſeligkeit erwarte.“ Das iſt Alles richtig, aber man ſieht nicht ab, worauf es ſich bezieht, denn in keinem der vorhergehenden Körner'ſchen Briefe kommt der Liebhaber, der zu hoch in den Wolken ſtand, vor. Körner antwortet eben ſo ſchlagend. „Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich ſein, aber Du haſt mich doch falſch verſtanden. Ich ſage bloß, daß ich kein competenter Richter über den Werth deiner Gattin bin, daß ich ſie zu wenig geſehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freuſt, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht empfand, und konnte nicht ganz ſchweigen, ohne kalt zu ſcheinen. Von Ueberſehen kann bei mir gar nicht die Rede ſein. Was habe ich von dem, das Dich gefeſſelt hat, in einem halben Tag ſehen ſollen, während daß Du mit Deiner Geliebten allein ſprachſt? Alſo ſei gerecht gegen mich und verkenne mich nicht.“ Die Spannung löſt ſich auf eine Weiſe, wie es ſich unter ſittlichen Menſchen gebührt. „Ich freue mich — ſchreibt Körner — Deiner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieſer Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du haſt nach Deinen individuellen Bedürfniſſen ohne ärmliche Rückſichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückſeligkeit zu finden, deſſen Du bedarfſt. Du biſt nicht fähig, als ein iſolirtes Weſen bloß für ſelbſtſüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauſchendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit bei Dir entſteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle perſönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die ausſetzenden Pulſe Deiner Freundſchaft; aber ich begreife ſie, und ſie entfernen mich nicht von Dir. Sie ſind in Deinem Charakter nothwendig und mit anderen

Dingen verbunden, die ich nicht anders wünſchte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders ſein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine ſolche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Beſſeres an ihrem Vermählungstage wünſchen können, als das Talent, Dich in ſolchen Momenten nicht zu verkennen.“ Und Schiller erwidert: „Du gibſt mir und denen, welche Deinen Brief zu ſehen bekommen werden, einen Aufſchluß über mich, der mir um ſeiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen ſehr willkommen war. Haſt Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundſchaftsgefühlen aus unſerem Verhältniß genommen, ſo thuſt Du mir vielleicht doch Unrecht, wenn Du die Urſache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen ſuchſt, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht ſelten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht ſelbſt Unrecht thun und von der Entſchuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommſt. Meine Freundſchaft hat nie gegen Dich ausgeſetzt, das Wandelbare in meinem Weſen kann und wird meine Freundſchaft zu Dir nicht treffen; ſie, die ſelbſt davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchteſt, unabhängig iſt. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu ſein, daß Deine Vorſtellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem ſie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hätteſt es in Deiner Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzuſtellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unſerer Freundſchaft zu machen ſchien, oder ferner ſcheinen möchte, können bloß die Aeußerungen derſelben treffen — und ſolche Unterbrechungen ſchaden ihr nichts; vielmehr bringen ſie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unſerer Freundſchaft zurück. Laß es immer als eine feſte Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir ſelbſt in Deinem letzten Briefe ſagteſt, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch thut, und ſei verſichert, daß an der genialiſchen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundſchaft niemals verdorret." Damit iſt Alles gethan. Körner macht jetzt ſein erſtes und letztes Gedicht, von dem im Briefwechſel die Rede iſt und recenſirt es, obgleich Schiller es mit großer Milde aufnimmt, äußerſt ſcharf. Er zweifelt, ob es eins iſt, und fragt: Sollte man nicht ſagen können: ſo lange der Gedanke bloß philoſophiſch (abſtract, nicht dramatiſch unter beſonderen Verhältniſſen, ſondern im Allgemeinen wahr) iſt, ſo entſteht kein Gedicht, auch durch eine noch ſo dichteriſche Einkleidung. Der Gedanke ſelbſt muß individualiſirt werden, muß dramatiſche Wahrheit bekommen, muß das Reſultat eines beſonderen Charakters, beſonderer Umſtände ſein, muß dieß durch Einſeitigkeit und Uebertreibung verrathen.“ Ohne allen Zweifel, denn das Dichten iſt nicht ein unklares Denken, ſondern ein geſteigertes Leben. S. 185 ſchreibt Schiller: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern.“ Er beweiſt das auch gleich durch die That, denn er bemüht ſich in demſelben Brief, der dieſe Aeußerung enthält, zugleich eine Prinzeſſin und Körners Schwägerin an den Mann zu bringen. S. 187 erfahren wir, daß er in Jena im Sommer 1790 auch ein Publicum über die Tragödie, und zwar aus dem Stegreif, geleſen hat; es iſt wahrſcheinlich eine Vorarbeit für ſeine Abhandlungen geweſen. Ueberraſchend iſt Folgendes: „Funk — ſchreibt Körner — ſagt mir, daß Du mit dem Fauſt nicht zufrieden biſt. Freilich finde ich auch Ungleichheiten darin, und gewiß ſind die einzelnen Scenen zu ſehr verſchiedenen Zeiten gemacht. Aber mich freut doch vieles, beſonders die Hauptidee, daß Fauſt durch Charakter immer eine höhere Art von Weſen bleibt, als Mephiſtopheles; wenn gleich dieſer ihm an Vorrath von Ideen, an Erfahrung, an Gewandtheit überlegen iſt.“ Man mögte glauben, Schiller hätte den zweiten Theil des Fauſt vorausgeſehen, dieß wunderliche Gefäß, worin Goethe ſeine geiſtige Nothdurft verrichtet, d. h. ſich ſeiner aufgeſpeicherten Gedanken und Meinungen über Dies und Das entledigte, was nur durch einen Spinnwebsfaden mit dem Gedicht zuſammenhängt. Der erſte Theil hat doch wirklich kaum einen Fehler, als den, daß er den zweiten hervorgerufen hat. Uebrigens behagt Goethe den Freunden auch perſönlich nicht; doch das ändert ſich, ſobald er ihnen menſchlich näher tritt. „Goethe — ſchreibt Körner S. 202 — iſt acht Tage hier geweſen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meiſten Berührungspunkte fanden, wirſt Du ſchwerlich errathen. — Wo ſonſt als — im Kant! In der Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft hat er Nahrung für ſeine Philoſophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philoſophirt; wenigſtens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Styl und Claſſicität in der Kunſt waren mir ſehr intereſſant, und ich ſuche ſie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verſchiedenen Wegen; aber in ſeinem Geſichtspunkte iſt viel Fruchtbares, das ich bis jetzt überſehen hatte.“ Schiller antwortet hierauf: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt, und rühmt gar ſehr Deine perſönliche Bekanntſchaft. Er fing von ſelbſt davon an, und ſpricht mit Wärme von ſeinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war geſtern bei uns und das Geſpräch kam bald auf Kant. Intereſſant iſt's, wie er alles in ſeine eigene

Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz: ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen, und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann." Dann ſetzt er hinzu: „Uebrigens ergeht's ihm närriſch genug. Er fängt an alt zu werden, und die ſo oft von ihm geläſterte Weiberliebe ſcheint ſich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen, und das gewöhnliche Schickſal eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen iſt eine Mamſell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und ſich nun in ſeinem Hauſe faſt ſo gut als etablirt hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind ſoll er ſehr lieb haben, und er wird ſich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geſchehe, und daß dieſes wenigſtens das Lächerliche dabei vermindern könnte." Dergleichen Stadtgeträtſch über einen Goethe, durch einen Schiller wiederholt, iſt auch nicht unintereſſant. Nicht genug zu beherzigen iſt, was Körner S. 210 über Kritik ſagt: „Seine Kritik ſieht noch zu ſehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeiſterung gibt, wobei man auf den größten Künſtler herabſieht. Der Kritiker wird alsdann Repräſentant der Kunſt, er erhält ſeine Würde von ihr, nicht durch ſich ſelbſt. Je größer das Talent des Künſtlers, deſto höher die Forderungen ſeines Richters. Solche Kritiken ſind freilich nicht Jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber ſelbſt etwas ſchaffen. Aber alle andere Art von Recenſion verwüſtet den echten Geſchmack, anſtatt ihn zu bilden.“ Ja wohl, und glücklich iſt die Zeit, die einen Kritiker erſtehen ſieht, wie Körner ihn hier verlangt; einen Geiſt, in dem die Kunſterkenntniß ſo ſpecifiſch hervortritt, wie im echten Dichter das Kunſtvermögen. Einen ſolchen beſitzen wir in Rötſcher. Schiller giebt jetzt ſeinen Menſchenfeind für immer auf, entſchließt ſich, der erſte Geſchichtſchreiber der Deutſchen zu werden und denkt an einen deutſchen Plutarch. Körner zeigt, daß er ſich nicht umſonſt mit Goethe berührt hat. „Das Objective in aller Art von Kunſt — ſchreibt er — wird mir immer werther. In dieſem ſcheint mir die wahre Claſſicität enthalten zu ſein; dasjenige, was einem Kunſtwerke Unſterblichkeit gibt. Das Subjective iſt von der beſonderen Denkart oder Stimmung des Künſtlers und ſein Werth davon abhängig, ob er ein Publicum findet, deſſen Denkart und Stimmung mit der ſeinigen ſympathiſirt. Das Kunſtwerk ſoll durch ſich ſelbſt exiſtiren, wie ein anderes organiſches Weſen, nicht durch die Seele, die ihm der Künſtler einhaucht. Hat er ihm einmal Leben gegeben, ſo dauert es fort, auch wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden iſt; und hierdurch unterſcheidet ſich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Producte eines höheren geiſtigen Lebens ihren Werth haben, von einem organiſirten Ganzen, wo Theil und Ganzes gegenſeitig Mittel und Zweck ſind, wie bei den organiſirten Naturproducten. Dieſe Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und dieſe Vervielfältigung des Lebens im Einzelnen bei der möglichſten Harmonie des Ganzen unterſcheidet Claſſicität von Chaos und Leerheit: — dieß iſt mein neueres äſthetiſches Glaubensbekenntniß.“

Schiller muß, ſeiner Bruſt wegen, die öffentlichen Vorleſungen aufgeben, er hat eine ſchwere Krankheit zu beſtehen und iſt von nun an beſtändig leidend. Doctor Erhard, der durch Varnhagen's Biographie bekannte Kantianer, taucht auf und wird von Schiller warm belobt. Bürger, durch Schiller's allerdings harte Kritik verletzt, benimmt ſich würdelos, und beſtätigt dadurch wider ſeinen Willen den ſchärfſten Ausſpruch dieſer Kritik, daß er ſich als

Individuum nicht genügend cultivirt habe. Kotzebue's Glück beim Theaterpublicum macht Körner'n dies Publicum verächtlich; was würde er von den Directionen geſagt haben, wenn er geahnt hätte, daß ſie Menſchenhaß und Reue noch nach fünfzig Jahren wieder auf's Repertoire bringen würden, ohne ſich auf die Sympathien des Publicums berufen zu können! Schiller's Stanzenüberſetzung aus dem Virgil entſteht und veranlaßt Körner, von ihm noch einmal lebhaft ein epiſches Gedicht zu wünſchen und ihm als Gegenſtand, anſtatt des aus ſeiner und des Dichters eigener Gunſt gefallenen Friedrichs des Großen, die Erziehung des Menſchengeſchlechts vorzuſchlagen. Schiller meint, ein philoſophiſches Thema eigne ſich durchaus nicht für die Poeſie, und beſtimmt ſich für Guſtav Adolph. Körner mißbilligt die Wahl nicht, glaubt jedoch, daß Julian, der Apoſtat, ſich noch beſſer zum Helden qualificire. Da Schiller's Geiſt ein durchaus dramatiſcher war, ſo konnte natürlich aus der Sache nichts werden. Uebrigens iſt es charakteriſtiſch, zu erfahren, warum er den Gedanken an die Friedericiade fahren ließ: er kann Friedrich als Charakter nicht lieb gewinnen! Noch immer plagt er ſich mit Schulden und iſt nun kränklich obendrein; da kommt auf einmal Hülſe, und zwar aus Dänemark. Der Prinz von Auguſtenburg und der Graf Schimmelmann bieten ihm auf drei Jahre jährliche tauſend Thaler an, ohne ihm dafür die geringſte Verpflichtung aufzuerlegen. Das werde nimmer vergeſſen; in Deutſchland wäre es keinem Fürſten in den Sinn gekommen. Nun athmet er frei auf, ſchafft ſich eigene Pferde an und wirft ſich, nicht länger gezwungen, um Lohn zu arbeiten, in die Kant'ſche Philoſophie; entſchloſſen, ſie zu ergründen, und ſollte es auch drei Jahre koſten. Intereſſant iſt ſeine Anſicht über die Preßfreiheit, die ſich S. 301 findet: „Uebrigens bin auch ich von gewiſſen Grenzen der ſchriftſtelleriſchen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß ſie durch geſetzlichen Zwang, ſondern durch Veredlung des Geſchmacks bewirkt werden müſſen. Zerſtören iſt ein unwürdiges Geſchäft für ausgezeichnete Kraft, ſo lange es noch irgend etwas zu ſchaffen gibt. Daher die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen, die nach meinen Begriffen zu einem menſchlichen Ideale gehört. Daher eine weiſe Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen ꝛc., die einen Keim von Menſchenwerth enthalten, der einer Entwickelung würdig iſt.“ Die Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen und Wallenſtein regen ſich in ihm; er beſtimmt ſich, ſo groß ſeine Ungeduld auch iſt, ſich als Poet einmal wieder zu prüfen, doch zunächſt für die Ausführung der Briefe, weil er glaubt, daß die größere Klarheit in den Principien, zu der er dadurch gelangen muß, dem Drama zu Statten kommen wird.

Bei dieſer Gelegenheit macht er ein höchſt merkwürdiges Selbſtgeſtändniß: „Oft wiederfährt es mir, daß ich mich der Entſtehungsart meiner Producte, auch der gelungenſten, ſchäme. Man ſagt gewöhnlich, daß der Dichter ſeines Gegenſtandes voll ſein müſſe, wenn er ſchreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenſtandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erſt unter der Arbeit ſelbſt entwickelt ſich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künſtler zu machen, iſt gerade weggeſtrichen worden, als ſie fertig waren. So war's beim Carlos ſelbſt." Der hiſtoriſche Taſchenkalender, welcher die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges brachte, ſoll fortgeſetzt werden; der Verleger wünſcht es. Schiller hat keine Luſt dazu und ſchlägt Körner, der inzwiſchen um eine Erbſchaftshoffnung ärmer geworden iſt und die Lücke im Haushaltsetat durch Schriftſtellerei decken will, die Arbeit vor; er will ſich ſelbſt als Herausgeber nennen und Körner ſoll eine Biographie Cromwell's liefern. Dieſer antwortet: „Der Stoff gefällt mir nicht. Ihn als ein warnendes Beiſpiel zu behandeln, iſt ein geiſtloſes Geſchäft. Und wird er mit Begeiſterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, ſo iſt er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höheren Hand, und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Waſſer hineingießen. Was ich über dieſe Begebenheiten denke, darf ich nicht ſchreiben, und was ich ſchreiben darf, mag ich nicht denken.“ So meinte damals auch Kant, er werde über gewiſſe Dinge nie etwas Falſches ſagen, aber manches Wahre zurückbehalten. Da die Wahrheit kein Privateigenthum iſt, ſo kann die Richtigkeit dieſes Princips beſtritten werden.

Den dritten und vierten Theil dieſes bedeutenden Werk's kann die Kritik etwas kurſoriſcher abthun, als es bei dem erſten und zweiten möglich war. Nicht, als ob ſie des Intereſſanten, des Geiſtreichen und Tiefſinnigen weniger darböten. Im Gegentheil, die Sammlung bleibt ſich bis an's Ende gleich, ſie verläuft ſich nicht, wie die Schiller-Goethe'ſche Correſpondenz, im Sand. Schiller hat in ſeinen Briefen an Körner im ſchönſten Sinne des Wort's Tagebuch geführt, ja er hat eigentlich nur an dieſen Briefe geſchrieben; was er an Goethe richtete, waren im Anfang Abhandlungen, ſpäter Notizen. Darum hat die Sammlung einen ſo hohen, einzigen Werth, und ich mögte behaupten, erſt jetzt kann Schillers Biographie geſchrieben werden, denn ſie eröffnet ganz neue und überraſchende Einblicke in ſeine Individualität und ſeine Thätigkeit. Das gilt jedoch natürlich in einem viel ausgedehnteren Sinn von der erſten Hälfte, die uns den ſich entwickelnden Dichter vorführt, wie von der zweiten, die uns den entwickelten zeigt. Die Welt fragt unter allen Umſtänden freilich nur nach den Reſultaten, ſie verhält ſich gleichgültig gegen den Baum, auf dem die Früchte wuchſen, ſie prüft nur die Früchte ſelbſt und verzehrt ſie oder wirft ſie weg, je nachdem ſie ihr ſchmecken oder nicht. Darin folgt ſie auch einem unbedingt richtigen und geſunden Inſtinct. Eine ganz andere Methode aber leitet den Naturforſcher und muß ihn leiten. Er geht von der Frucht über auf den Baum und von dem Baum auf das Erdreich, in dem er wurzelt. Ihm gilt es gleich, ob die Frucht ſüß oder ſauer iſt; er ſucht zu ergründen, wie ſie das eine oder das andere wurde. Und das thut er nicht, um eine müßige Neugierde zu befriedigen, ſondern um ſich einen tieferen Einblick in die Natur des Lebens zu verſchaffen. Denn dieſe iſt und bleibt trotz Hegels kühner Proteſtation, die eben nur einem gänzlichen Mißverſtändniß der zu beantwortenden Frage entſprang, ein Geheimniß. Wir werden die letzten Geſetze nie enträthſeln, aus denen die millionenfachen Miſchungsverhältniſſe hervorgehen, in welchen es ſich manifeſtirt. Aber das Werden erhellt das Sein. Wer das Werden zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung macht und die Bedingungen, unter denen ſich die verſchiedenen Modalitäten desſelben ſo oder anders geſtalten, erforſcht, dem lichtet ſich auch der Urprozeß, auf dem das

Sein beruht. Dieſe Beobachtungen werden aber ohne Zweifel mit eben ſo großer Erſprießlichkeit in der Geiſterwelt angeſtellt, wie in der phyſiſchen. Es iſt das Nämliche, ob das Schickſal mit einem bedeutenden Menſchen experimentirt, oder der Naturforſcher mit einem merkwürdigen Thier und einer ſeltenen Pflanze. Darum glaube ich den vorliegenden Briefwechſel nicht ohne Grund und Nutzen in allen denjenigen Stellen epitomirt und mit erläuternden Noten begleitet zu haben, wo Schiller gewiſſermaßen als ein Präparat in den Händen des Schickſals erſcheint. Ich wollte anſchaulich machen, wie er entſtand, und das konnte nur auf dieſe Weiſe geſchehen. Die Wurzel muß aufgegraben werden, denn die Erde verhüllt ſie in ihrem Schooß: die Frucht glänzt im Sonnenſchein. Dennoch wird die Frucht in Form und Gehalt durch die Wurzel beſtimmt.

Der dritte Theil bringt in ſeiner erſten Hälfte unter der Form von Briefen eine Reihe Abhandlungen, die ſich mit Aufſtellung einer Theorie des Schönen beſchäftigen. Die hier entwickelten Ideen ſind Embryonen der gar nicht hoch genug zu ſchätzenden äſthetiſchen Aufſätze Schillers, über deren Vernachläßigung ſich ſchon Humboldt mit Recht bedauernd ausſpricht. So intereſſant es wäre, neben dem Werdeproceß des Dichters auch den des Kunſt-Philoſophen in ſeinen verſchiedenen Stadien zu veranſchaulichen: es würde für meinen Zweck zu weit führen. Nur darauf will ich im Vorübergehen aufmerkſam machen, daß ſich Seite 119 eine Lücke geſtopft findet, die Humboldt, als er in der ſeinem Briefwechſel mit Schiller vorgeſetzten Einleitung den Bildungsgang ſeines abgeſchiedenen Freundes zu zeichnen verſuchte, nicht ohne Grund ſo ſchmerzlich beklagte. Hier hat Schiller nämlich in allgemeinen Zügen ſeine Anſchauung von der Sprache niedergelegt und daneben das Verhältniß, worin ſpeciell der Dichter zur Sprache ſteht, erörtert. Mir ſei es erlaubt, daran zu erinnern, daß ich bereits zwei Jahre vor Erſcheinung der Briefſammlung in dem erſten Heft der Rötſcher'ſchen Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur, und zwar in meiner Abhandlung über den Styl des Dramas, den nämlichen Geſichtspunkt aufgeſtellt habe. Ich wurde damals von mehreren Seiten beſtritten, von den meiſten oberflächlich abgefertigt, von einer ſogar wegen unnützer Spitzfindigkeiten zurecht gewieſen. Es gereicht mir zur Satisfaction, daß jetzt einer unſerer größten Todten unter meine Anſichten das Siegel drückt. Schiller äußert ſich, wie folgt. „Bei zeichnenden und bildenden Künſten fällt es leicht genug in die Augen, wie viel die Natur des Darzuſtellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen iſt. Aber ſchwerer dürfte es ſein, dieſen Grundſatz nun auch auf die poetiſche Darſtellung anzuwenden, welche doch ſchlechterdings daraus abgeleitet werden muß.

Ich will verſuchen, Dir einen Begriff davon zu geben. Auch hier, verſteht ſich, iſt noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, ſondern bloß von dem Schönen der Darſtellung. Es wird alſo vorausgeſetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität ſeines Gegenſtandes wahr, rein und vollſtändig in ſeiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object ſtehe ſchon idealiſirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor ſeiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer ſich darzuſtellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieſes Object ſeines Gemüthes von der Natur des Mediums, in welchem es dargeſtellt wird, keine Heteronomie erleidet. Das Medium des Dichters ſind Worte: alſo abſtracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältniſſe durch Regeln beſtimmt werden, davon die Grammatik das Syſtem enthält. Daß zwiſchen den Sachen und den Worten keine materielle Aehnlichkeit (Identität) ſtattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn dieſe findet ſich auch nicht zwiſchen der Bildſäule und dem Menſchen, deſſen Darſtellung ſie iſt. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) iſt zwiſchen Worten und Sachen ſo leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck ſind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunſt mit einander verbunden. Indeſſen würde auch dieß nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an ſich ſelbſt iſt, ſondern welche Vorſtellung es erweckt. Gäbe es alſo überhaupt nur Worte oder Wortſätze, welche uns den individuellſten Charakter der Dinge, ihre individuellſten Verhältniſſe, und kurz, die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorſtellten: ſo käme es gar nicht darauf an, ob dieß durch Convenienz oder aus innerer Nothwendigkeit geſchehe. Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgeſetze ſind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, ſondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher ſteht es um die Bezeichnung der Verhältniſſe, welche nach Regeln bewerkſtelliget wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar ſind, und nur durch eine beſondere Operation des Verſtandes einer individuellen Vorſtellung angepaßt werden. Das darzuſtellende Object muß alſo, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anſchauung verwandelt wird, durch das abſtracte Gebiet der Begriffe einen ſehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von ſeiner Lebendigkeit (ſinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Beſondere darzuſtellen, als die künſtliche Zuſammenſetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir ſtehende Leuchter fällt um“ iſt ein ſolcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt. Die Natur des Mediums, deſſen der Dichter ſich bedient, beſteht alſo „in einer Tendenz zum Allgemeinen,“ und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe iſt) im Streit. Die Sprache ſtellt alles vor den Verſtand, und der Dichter ſoll alles vor die Einbildungskraft bringen (darſtellen); die Dichtkunſt will Anſchauungen, die Sprache gibt nur Begriffe. Die Sprache beraubt alſo den Gegenſtand, deſſen Darſtellung ihr anvertraut wird, ſeiner Sinnlichkeit und Individualität, und drückt ihm eine Eigenſchaft von ihr ſelbſt (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd iſt. Sie miſcht — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzuſtellenden, welche ſinnlich iſt, die Natur des Darſtellenden, welche abſtract iſt, ein, und bringt alſo Heteronomie in die Darſtellung desſelben. Der Gegenſtand wird alſo der Einbildungskraft nicht als durch ſich beſtimmt, alſo nicht frei vorgeſtellt, ſondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verſtand gebracht; und ſo wird er entweder nicht frei dargeſtellt, oder gar nicht dargeſtellt, ſondern bloß beſchrieben. Soll alſo eine poetiſche Darſtellung frei ſein, ſo muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen“ durch die Größe ſeiner Kunſt überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Conſtructionsgeſetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derſelben) beſiegen. Die Natur der Sprache (eben dieſe ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß ſich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erſcheinung verlieren. Frei und ſiegend muß das Darzuſtellende aus dem Darſtellenden hervorſcheinen, und troß allen Feſſeln der Sprache in ſeiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Perſönlichkeit vor der Einbildungskraft daſtehen. Mit einem Worte, die Schönheit der poetiſchen Darſtellung iſt: „freie Selbſthandlung der Natur in den Feſſeln der Sprache.“ — Jetzt kommt die Reiſe nach Schwaben, die aus Liebe zum Vaterlande wie zum alten Vater unternommen wird. In Ludwigsburg macht Schiller eine Erfahrung, die für einen Dichter mit zu den ſchmerzlichſten des Lebens gehört. „Einer meiner ehemaligen familiärſten Jugendfreunde, Dr. Hoven, von hier, iſt ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftſteller, wozu er ſehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem dreizehnten Jahre bis faſt zum ein und zwanzigſten alle Epochen des Geiſtes gemeinſchaftlich durchwandert. Zuſammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philoſophie. Ich beſtimmte gewöhnlich ſeine Neigungen. Jetzt haben wir ſo verſchiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch mediciniſche Reminiſcenzen hätte. Indeſſen hat doch die frühe Uebung im Styl und in der Poeſie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darſtellungsgabe in ſeine Medicin mit herüber gebracht, die ihm die Schriftſtellerei darin ſehr erleichtert.“ — Wie oft iſt das Wiederſehen der eigentliche Leichenſtein einer Jugendfreundſchaft! Wie mit dem Freunde, geht es Schiller auch mit dem Vaterlande. „Ich habe es müſſen darauf ankommen laſſen, Dich dieſe Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu laſſen; denn ich hatte ordentlich einen phyſiſchen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein ſo hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch ſo mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringſte Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen ſtärkeren Muth, als der meinige iſt, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abſtractionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behaupten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte ſich ſo Vieles, meine Standhaftigkeit zu beſtürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er ſich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir ſogar wenig freie Stunden läßt, die Unbeſtimmtheit meiner Ausſichten in die Zukunft, da die Mainzer Aſpecten ſich ganz verfinſtert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen geſtärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geiſtreichen Converſation, wie ſie mir jetzt Bedürfniß iſt! Bei dieſer hinfälligen Geſundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Thätigkeit aus mir ſelbſt nehmen, und anſtatt einige Nachhülfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegen ſtreben, den der Umgang mit ſo heterogenen Menſchen auf mich macht. Meine Gefühle ſind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geſchmackloſigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als ſonſt von den Menſchen, und habe das Unglück, mit ſolchen in Verbindung zu kommen, die in dieſem Stücke ganz verwahrloſt ſind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rückſicht auf meine Familie den vornehmſten Antheil an meiner Hieherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir ſelbſt verſöhnen. Doch warum ſchlage ich Dich mit ſolchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es nur? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das ſo oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte!“ Weiter heißt es dann: „Laß es Dich alſo nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war, und es thut mir ſelbſt am meiſten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeit lang empfindlich auf Dich war. Schon lange iſt es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Daſein noch erträglich macht, und es kann mir unter dieſen Umſtänden begegnet ſein, daß ich dieſen ſubjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiv nahm, und beſſer davon dachte, als ſie wohl werth ſein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, ſowohl in meinen Briefen vom vergangenen Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufſätzen Ideen ausgeſtreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als ſie bei Dir fanden. Bei dieſer Dürre um mich her wäre es mir ſo wohlthätig geweſen, eine Aufmunterung von dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von dir habe, konnte ich mir dein Stillſchweigen oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederſchlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich ſelbſt iſt nie mein Fehler geweſen. Du konnteſt, wie ich jetzt wohl einſehe, nicht wiſſen, wie ſehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konnteſt den Zuſtand meiner Seele nicht errathen; aber ſo billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünſche getäuſcht fand. — Daß ich Dir dieſe Entdeckung jetzt mache, beweiſ't, daß ich über dieſen Zuſtand geſiegt und meine Partie genommen habe. Vergiß alſo alles und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.“ — Dieſe Stelle ſollten ſich alle Diejenigen merken, die mit bedeutenden Dichtern und Künſtlern umgehen. Nur zu oft benehmen ſie ſich einem Kunſtwerk gegenüber, als ob ſie es mit einem Verſtandeswerk zu thun hätten und vergeſſen, daß das eine, wie es auch ſei, immer ein Abdruck des ganzen Menſchen iſt, während das andere nur das variable Verhältniß ausdrückt, was der Menſch ſich zu irgend einem Object des Denkens gebildet hat. Seite 167 geſchieht des Wallenſtein zum erſten Mal Erwähnung; doch iſt nur noch von den Vorarbeiten die Rede. Seite 171 heißt es: „In der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Religionslehre hat Kant ſich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelaſſen, und ſich gegen den darin enthaltenen Angriff vertheidigt. Er ſpricht mit großer Achtung von meiner Schrift, und nennt ſie das Werk einer Meiſterhand. Ich kann Dir nicht ſagen, wie es mich freut, daß dieſe Schrift in ſeine Hände fiel, und daß ſie dieſe Wirkung auf ihn machte.“ Allerdings iſt die Wechſelwirkung zwiſchen zwei großen Geiſtern, wenn ſie einmal eintritt, nicht bloß für die Welt ein Gewinn, ſondern auch für ſie ſelbſt der höchſte Lohn. Jetzt treten die Horen in's Leben. Das Programm ſchloß bekanntlich Religion und Politik aus, und Körner meinte beiſtimmend, man bedürfe in dieſer Sphäre der Freimüthigkeit nicht, wenn der Menſch auf dem Wege der Schönheit weiter gekommen ſei. Darin hatte er freilich Recht; wie er ſich aber überreden konnte, eine ſolche Periode ſei bereits erſchienen, iſt ſchwer zu begreifen. Schiller entſchließt ſich zu derſelben Zeit, vermöge der ihm angebornen ſittlichen Energie, die ihm das indifferente Ignoriren einer neben ihm wirkenden und in Kunſt und Wiſſenſchaft eingreifenden mächtigen Potenz nicht verſtattete, den Kant gründlich zu ſtudiren. Die großen Dichter der Gegenwart hätten höchſtens den Artikel über Kant im Converſations-Lexicon nachgeleſen. Die Horen veranlaßten Schiller, ſeinem Freunde allerlei Themata zu Aufſätzen und Abhandlungen vorzuſchlagen. „Eine ſehr ſchöne Materie würde die Aufſtellung eines Ideals der Schriftſtellerei und ihres Zuſammenhangs mit der ganzen Cultur ſein, und ich wüßte keine, die in ſo hohem Grade für Dich taugte. Schriftſtellereinfluß ſpielt in der neuen Welt eine ſo entſcheidende Rolle, und es wäre zugleich ſo allgemein intereſſant und ſo allgemein nöthig, darüber etwas Beſtimmtes und aus der reinen Menſchheit Hergeleitetes feſtzuſetzen.“ Dieſe Aufgabe iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöſ't und ſie verdiente wohl, daß ein tüchtiger Kopf ſich gründlich mit ihr beſchäftigte, wäre es auch nur, um den hie und da wieder auftauchenden, früher von Meyern, dem bekannten Verfaſſer des Dya Na Sore mit ganz abſonderlicher Oſtentation gepflegten Irrthum zu beſeitigen, daß geiſtige Thaten keine ſeien, und daß das Dreinſchlagen mit dem Schwert oder dem Prügel, hoch über dem Dichten und Schreiben ſtehe, welches dieß Dreinſchlagen eben überflüſſig machen ſoll und kann. An die Herausgabe der Horen knüpfte ſich für Schiller als nächſte und wichtigſte Folge die innigere Verbindung mit Goethe. „Bei meiner Zurückkunft fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel, und was ſich davon in

Briefen mittheilen läßt, ſoll Dir getreulich berichtet werden. Geſtern erhielt ich ſchon einen Aufſatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß ſie Vollkommenheit mit Freiheit ſei, auf organiſche Naturen anwendet.“ Es iſt charakteriſtiſch für das ganze Verhältniß, mit welcher Klarheit es von vorn herein von Schiller aufgefaßt wird. Gewiß ging aus ſeiner Berührung mit Goethe auch der lebhafter, wie jemals, in ihm erwachende Zweifel an ſeinem Dichterberuf hervor. „Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rath zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelt mich nunmehr an, wie ſehr gern ich es auch jener Epoche meines Geiſtes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichſten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn, denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen. Ich wollte, daß Du

Dir ein Geſchäft daraus machteſt, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu ſchreiben. Sei ſo ſtreng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich ſelbſt, wenn Du die Feder in die Hand nimmſt. Ich will Dir buchſtäblich folgen.“ Die Stelle iſt aus der Körnerſchen Biographie bekannt; eben ſo bekannt verdient Körners Antwort zu werden. „Ueber Deinen Dichterberuf zu urtheilen iſt ſo leicht nicht, und ich ſtehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber ſchreibe, in einiger Zeit zufrieden ſein würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe. In Deinen früheren Producten war faſt bloß Diction und Versbau poetiſch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verſtandes, als der Phantaſie. Etwas Aehnliches findeſt du in der älteſten Periode der griechiſchen Dichtkunſt. Auch iſt es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetiſche Form ſich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetiſche Form das Product der geiſtigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgeſetzte Ausbildung Deiner ſelbſt wuchs das Intereſſe Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dieß gründete deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich ſelbſt noch nicht befriedigt. Du erkennſt den Charakter des Poetiſch-Gedachten; und dieß iſt's, glaub' ich, was Du in

Deinen meiſten Werken vermiſſeſt. In allen kannſt Du nicht ſagen, ſonſt wollte ich Dir Beiſpiele vom Gegentheil anführen. Es fragt ſich alſo: iſt das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkſt, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umſtänden. Zur inneren poetiſchen Form gehört, däucht mich, erſtlich: Erſcheinung des Stoffes unter einer beſtimmten Geſtalt. Durch dieſe Geſtalt wird der Gedanke ein Element der dichteriſchen Schöpfung, ein darſtellbares Object. Die Phantaſie muß das Product des Verſtandes gleichſam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anſchaulich wird. Aus der Hand der Phantaſie empfängt nun der Genius den Stoff ſeiner Thätigkeit; der Geiſt ſchwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dieß iſt das zweite Erforderniß der inneren poetiſchen Form. Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, haſt Du zur Genüge bewieſen. Auch Deine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius ſcheint der Phantaſie nicht Zeit zu laſſen, ihr Geſchäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit iſt nicht rein genug. Der Stoff, mit dem die Phantaſie den Gedanken überkleiden ſoll, muß zuvor aufgefaßt ſein. Zu dieſer Auffaſſung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir ſchwerlich, aber deſto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier iſt der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich ſchon neulich geäußert habe. Eben deswegen ſollſt Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenſtein machen. Deine Ideale müſſen erſt eine vollendete Geſtalt gewinnen, müſſen mit allen ihren Eigenheiten leben, Deiner Phantaſie vorſchweben, alles Abſtracte muß in individuellen Formen erſcheinen — dann erſt iſt es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken. Alſo noch einmal: ergib Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß Deine Phantaſie ungeſtört Schätze ſammeln — und es wird ſich ein Vorrath anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt.“ Nach meiner Meinung ſind dieß köſtliche Ausſprüche, aus Geſichtspunkten hervorgegangen, von denen auch die Herren Hinrichs und Hoffmeiſter in ihren Werken über Schiller hätten ausgehen ſollen. Dann würden ſie den allgemein geiſtigen Gehalt nicht ſo oft mit dem ſpecifiſch poetiſchen verwechſelt haben. Die Schiller'ſche Correſpondenz mit Goethe beginnt und wird Körner actenmäßig mitgetheilt; ſie kann das, denn ſie wird auf Schiller's Seite in Entwurf oder Abſchrift zurückbehalten, was allein ſchon zur Genüge beweiſ't, wie wenig ſie den reinen Briefcharakter trägt. Vortrefflich iſt Nachſtehendes: „Meine Reſultate — ſchreibt Schiller — über die Schönheit gewinnen nun bald eine ſehr gute Uebereinſtimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwiſchen uns und Unſeresgleichen, die doch ſonſt im Empfinden und in Grundſätzen ſo ziemlich einig ſind, darüber entſtehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empiriſchen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden iſt. Wir mußten nothwendig jede unſerer Vorſtellungen davon mit der Erfahrung im Widerſtreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darſtellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als ſchön empfindet, gar nicht das Schöne iſt. Das Schöne iſt kein Erfahrungsbegriff, ſondern vielmehr ein Imperativ. Es iſt gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die ſinnlichvernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt ſie gewöhnlich unerfüllt; und ein Object mag noch ſo ſchön ſein, ſo macht es entweder der vorgreifende Verſtand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es iſt etwas völlig Subjectives, ob wir das Schöne als ſchön empfinden; aber objectiv ſollte es ſo ſein!" Dieſe Entwicklung kommt in Schiller's Abhandlungen kaum ſo klar vor und ſie löſ't in der That ſehr Vieles. Schiller's Urtheil über Wilhelm von Humboldt wird Jeder unterſchreiben, der ſich mit dieſem reichen, aber von der Natur zum bloßen Stammeln verdammten Geiſt etwas näher beſchäftigt hat. „Ich fürchte wirklich — lautet es — er hat zum Schriftſteller kein reiches Talent, und er wird dieſen Mangel durch Kunſt nicht viel verbeſſern. Bei Dir iſt die Größe der Forderung, die Du an Dich machſt, ſchuld, daß Du ſie weniger erreichſt; bei ihm iſt die Qualität des Ideals, das er ſich vorſetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.“ Die Panegyriker Humboldt's baben freilich den großen Mangel, auf den Schiller hier zielt und der nicht mit einem bloßen Fehler verwechſelt werden muß, zu einem Vorzug zu erheben geſucht, doch das wird Niemand täuſchen, der tiefer zu ſchauen vermag. Seine Unfähigkeit, die Gedanken, die ihn beſchäftigen, dialectiſch zu gliedern, iſt etwas ganz Anderes, als ſtyliſtiſcher Laconismus. Schiller's erſte Aeußerung über den Wilhelm Meiſter lautet: „Dieſer Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem erſten Buch ſeines Romans mitgetheilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er iſt darin ganz er ſelbſt; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber eben ſo wahr, ſo individuell, ſo lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlichfeurigen Dichtergeiſtes ergriffen. Durch das Ganze, ſo weit ich davon las, herrſcht ein großer, klarer und ſtiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei dieſem Product gegenwärtig war.“ Körner ſtimmt folgender Maßen ein: „Wilhelm Meiſter hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es giebt wenig Kunſtwerke, wo das Objective ſo herrſchend iſt — die lebendigſte Darſtellung der Leidenſchaft abwechſelnd mit dem ruhigſten, einfachſten Ton der Erzählung. An Kraft können ſich mehrere Stellen mit dem Werther meſſen; und welcher Reichthum von Charakteren, wie viel Anmuthiges und Gedachtes in dieſem Werke, was man im Werther nicht findet.“ Es iſt jetzt lange Zeit hindurch faſt nur von den Horen die Rede und die Schriftſteller werden nach ihrem Antheil an denſelben geſchätzt, das Publicum nach der Aufmerkſamkeit und der Aufmunterung, die es dem Journal widerfahren läßt. Man ſieht, wie Schiller alle die Bitterkeit einſaugt, die er ſpäter in den Xenien wieder von ſich gab. Die Schlegel tauchen auf, auch der glatte Matthiſſon, der Schiller ſogar trotz ſeiner Ueberbeſchäftigung die berühmte Recenſion über ſeine landſchaftlichen Gedichte abzulocken weiß. Goethe macht mit ſeinen Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten kein Glück. „Aber — fragt Körner — was meint er denn damit? Das erſte Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten intereſſirte mich die Darſtellung bei der erſten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu ſagen. Und was ſoll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht? — Von allen Seiten höre ich Klagen über dieſe Aufſätze, und wenn ich mich ihrer annehme, ſo werde ich der Parteilichkeit beſchuldigt.“ Allerdings iſt das Product philiſterhaft und leer, aber keineswegs in ſo hohem Grade, wie manches Spätere, das nichts deſtoweniger gelobhudelt wurde. An Körner iſt es erfreulich, daß er das Shakeſpeare'ſche Luſtſpiel zu würdigen weiß, und daß er überhaupt die hohe Bedeutung der Komödie kennt, oder doch ahnt; er ſucht Schiller, wie Goethe, zu Verſuchen zu veranlaſſen und kommt bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Unſere beiden großen Dichter hatten aber keinen Begriff von dem, was hier zu leiſten war, und gingen darum auf Körner's Vorſchläge nicht ein; der Eine meinte, ein Luſtſpiel könnte ſich nur auf dem Fundament eines feſt geregelten geſellſchaftlichen Lebens erheben, und verwechſelte alſo die Art mit der Gattung, der Andere glaubte gar, das Luſtſpiel ſchlöſſe die Tiefe aus und verkannte demnach die innerſte Natur deſſelben. Das iſt bei ihrer Bekanntſchaft mit Ariſtophanes und Shakeſpeare mehr als auffallend. Neben den Horen beginnen jetzt auch die Muſen-Almanache, die das Gute haben, daß ſie Schiller und Goethe manche lyriſche Kleinigkeit entlocken, die ſonſt vielleicht in der Knoſpe ſtecken geblieben wäre. Doch macht das gegenſeitige Hetzen und Treiben keinen wohlthätigen Eindruck. Körner übernimmt die Recenſenten-Rolle und führt ſie mit großer Einſicht und noch größerer Gewiſſenhaftigkeit durch. Bei Gelegenheit des Reichs der Schatten fällt er ein ſehr tiefes Urtheil. „In dieſer Gattung, der philoſophiſchen Ode, halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philoſophiſchen Objects ſcheint mir der Geiſt dieſer Dichtungsart zu ſein. Was hier unmittelbar dargeſtellt wird, iſt der Zuſtand des betrachtenden Subjects im Moment der höchſten Begeiſterung. Durch Uebergewicht des Objectiven nähert ſich dieſe Gattung dem Lehrgedichte; aber dieß iſt hier weit weniger der Fall, als bei den Künſtlern. Pracht der Phantaſie, der Sprache, des Versbaues iſt nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, ſondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters.“ Dieß Urtheil ergänzt er in einem ſpäteren Briefe ſo: „Du verlangſt mein Glaubensbekenntniß über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigenthümliches gegeben; aber noch bin ich nicht damit auf's Reine. Indeſſen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, ſo wie es iſt. In Deinen früheren Arbeiten zeigte ſich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erſchütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteriſtiſche dem Schönen entgegen ſetzt. In beiden ſcheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Weſentliche des Kunſttalents — zum Grunde zu liegen; nur iſt er bei dem

Charakteriſtiſchen auf die einzelnen Theile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es giebt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beſchaffenheit der Theile unabhängig iſt; und in dieſem ſcheint mir das Weſen der Schönheit zu liegen. Es beſteht in unbeſchränkter Einheit, verbunden mit unbeſchränkter Freiheit. Dieſe Verbindung nennen wir Harmonie. Sie iſt vollkommen, wenn die Uebereinſtimmung auch in den kleinſten Theilen vorhanden iſt; aber als ein freiwilliges Reſultat ihrer Freiheit, ohne daß dieſe in irgend einem Theile beſchränkt wurde. An dieſer Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geiſt der Antike. Was ich an Dir vorzüglich ſchätze, iſt, daß Du Dich immer mehr dieſem Ziele näherſt, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieſes Unternehmens, und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geſchmacks zu befriedigen ſucht. Aber wenn es möglich iſt, die Alten zu übertreffen, ſo iſt es auf dem Wege, den Du einſchlägſt. In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues haſt Du ſehr viel gewonnen. Du liebteſt ſonſt mehr die gereimten Versarten, jetzt haſt Du Dich auch mit dem glücklichſten Erfolg in der elegiſchen Versart verſucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geſchmeidigkeit, ohne an Correctheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrſchender in Deinen Werken, ſo ſehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen verſucht werden mußt. Nur in der inneren Harmonie der Gedanken iſt es, glaube ich, wo Du noch Fortſchritte machen könnteſt. Thätigkeit ſcheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher ſtörſt Du zuweilen das Spiel Deiner Phantaſie durch Streben nach Befriedigung Deines Forſchungsgeiſtes. Hätteſt Du mehr Hang zu geiſtiger Wolluſt, ſo würdeſt Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft ſchwelgen. Jetzt wirſt Du nicht ſelten, durch den Trieb nach abſtracten Unterſuchungen, von dem Beſondern zum Allgemeinen fortgeriſſen. Dieß iſt der Grund, warum Du mich in der philoſophiſchen Ode beſonders befriedigſt. Hier iſt das Abſtracte an ſeiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantaſie immer thätig iſt, und die Reſultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, ſo entſteht ein Schwanken zwiſchen der philoſophiſchen und dichteriſchen Begeiſterung, das für den Betrachter höchſt intereſſant iſt. Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieſes Fach einzuſchränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnſt, ruhig zu empfangen, was Dir die Phantaſie im reichen Maße darbietet.“ Schiller giebt das Alles zu und führt es auf ſeinen Bildungsgang zurück. Seite 320 nimmt Körner den Heinſe'ſchen Ardinghello gegen Schiller's herbe Abfertigung in ſeinem Aufſatz über naive und ſentimentale Poeſie in Schutz; ein ſchönes Zeichen, daß er immer freier von Einſeitigkeit wurde. Die Xenien fangen an vorzuſpucken. Wunderbar herrlich erſcheint Schiller's Natur in ſeiner Begeiſterung über den Schluß des Wilhelm Meiſter. — „Daß Euch — ſchreibt er bei dieſer Gelegenheit — mein Gedicht Freude machte, war mir ſehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetiſcher Lump.“ Und noch eine volle Woche ſpäter meint er, es ſei ihm nach einem ſolchen Kunſtgenuß unmöglich, etwas Eigenes zu ſtümpern. Körner ſucht ihn ſich ſelbſt wieder zurück zu geben. „Du mußt die Beſcheidenheit nicht übertreiben. In dieſer Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber dieſe Gattung iſt nicht die ganze Sphäre der Dichtkunſt. Begreiflich iſt's indeſſen wohl, wie man in den erſten Aufwallungen des Enthuſiasmus ſich ſelbſt verkennt. Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beſchäftigt, Euere Talente zu vergleichen, und finde noch immer das beſtätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf ſchrieb. Der geſtaltloſe Gedanke iſt bei Dir immer das Erſte. Dieſem ſoll die Phantaſie dienen, um ihm eine Geſtalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, iſt das Spiel der Phantaſie das Erſte. Durch dieß entſteht die Geſtalt. Sie kann nie geiſtlos ſein, da ſie ſein Product iſt, aber ob ſie geiſtlos ſei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Beſtimmtheit der Umriſſe, Individualität — und dieſe ſucht er in der Darſtellung ſeines Bildes zu verſinnlichen. Dieſe Darſtellung aber iſt wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerſtrebenden Medium, und hier, glaube ich, biſt Du wieder Goethe überlegen. Du herrſcheſt unumſchränkter über die Sprache. Auch im Versbau biſt Du ſtrenger gegen Dich ſelbſt, und duldeſt ſolche Nachläſſigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethe's beſten Gedichten findet. So haſt Du auch den Effect des Theaters mehr ſtudirt. — Verſuch' es nur Deiner Phantaſie mehr Freiheit zu laſſen, ohne zu ſorgen, was ſie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichteriſchen Plänen geſagt haſt, wird gewiß dann am glücklichſten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantaſie mit einem oder dem andern zuſammentrifft.“ Faſt auf gleiche Weiſe äußert Goethe ſelbſt ſich in einer bekannten Stelle ſeiner Werke über den zwiſchen ihm und Schiller beſtehenden Unterſchied. Nun kommen die Xenien, wie ein Gewitterhagel, über das literäriſche Deutſchland. Körner beurtheilt ſie äußerſt verſtändig. Schiller berichtet über Hermann und Dorothea und ſtaunt, daß Goethe neun Tage hinter einander täglich anderthalb hundert Hexameter niederzuſchreiben vermogte. Da er den Gegenſtand

Jahre lang mit ſich herumgetragen hatte, war es eben kein Wunder. Körner giebt in einem Brief eine Recenſion des Wilhelm Meiſter, die noch jetzt nachgeleſen zu werden verdient und die Goethe in hohem Grade befriedigte. Ueber Schiller wird der Wallenſtein ſo ſchwer, daß er ihn zu erdrücken droht. Damit ſchließt der dritte Theil.

Der vierte Band ladet uns nun zur Theilnahme am Erntefeſt ein. Die reifen Früchte löſen ſich von ſelbſt vermöge ihrer eigenen Schwere vom Baume ab; es bedarf nicht des Schüttelns, kaum eines Windhauchs. Der Roman der Wolzogen, Agnes von Lilien, der die Gebrüder Schlegel trotz ihrer kritiſchen Unfehlbarkeit verleitete, ihn für ein Goethe'ſches Product zu halten, macht auch in der Körner'ſchen Familie, namentlich beim weiblichen Theil, verzeihlicher Weiſe Aufſehen, wird aber von Körner augenblicklich viel richtiger gewürdigt. Ein ſimpler Caſtellan ſieht in manchen Dingen ſchärfer, wie der Papſt. Körner muß Schiller für den Wallenſtein mit aſtrologiſchen Büchern aushelfen und ſchickt ihm eine ganze Bibliothek, die dem Seni zu Statten gekommen iſt. Goethe's Hermann und Dorothea regt beide Freunde mächtig auf und veranlaßt namentlich Körner zu mancher einſichtigen Bemerkung; ſeltſam iſt es nur, daß er bei dieſer, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, dem Goethe'ſchen Geiſt die allgemeinen dichteriſchen Eigenſchaften als ſpecielle, ihn beſonders charakteriſirende vindicirt. „Wie ſehr — heißt es z. B. einmal — iſt's ihm doch wieder gelungen, den eigenthümlichen Ton dieſer Gattung zu treffen, und er hatte ſich's gewiß nicht leicht durch die Wahl des Stoffes gemacht!“ Allerdings, aber wenn's nicht gelungen wäre, ſo würde er nicht allein nicht Goethe, ſondern überall kein Poet geweſen ſein. Dieſen macht ja eben das von vorhergehender Erfahrung unabhängige Vorwegnehmen aller Zuſtände und wer den einzelnen Dichter darüber ausdrücklich beloben zu müſſen glaubt, daß er dieß allgemeine Vermögen beſitzt, der könnte mit demſelben Fug auch den einzelnen Menſchen darüber bekomplimentiren, daß er Augen hat. Ein erſchöpfendes, ein wahres Endurtheil über Wieland, deſſen Vielſchreiberei, wie jede Vielſchreiberei, aus innerer Armuth hervorging, findet ſich Seite 24 in einem Körner'ſchen Briefe. „Göſchen hat mir den Wieland geſchickt, und dieß hat mich veranlaßt, einige ſeiner Schriften, die mir theils neu, theils nicht mehr in friſchem Andenken waren, zu leſen. Ich überzeuge mich immer mehr, wie ſehr ihm die franzöſiſche Literatur geſchadet hat. Ueberhaupt drückt ihn ſeine Beleſenheit, ſeine Phantaſie kann vor den vielen Erinnerungen, die ſich ihr zudrängen, gar nicht dazu kommen, aus eigenem Vorrath zu ſchöpfen; auch mag dieſer Vorrath nicht groß ſein, daher die Armuth an Individualität in ſeinen Geſtalten. — Für den Geiſt der Griechen ſcheint er keine wahre Empfänglichkeit zu haben, dagegen iſt das Streben nach der Leichtigkeit der Franzoſen ſehr merklich; und wie wenig gelingt es ihm! Wie oft wird er ſchwerfällig und verſtößt wider den echten guten Ton! Innigkeit und Kraft ſucht man größtentheils vergebens. Sein Pinſel iſt flach, ſeine Farbengebung oft überladen bei Nebenſachen, und matt bei den Hauptfiguren. Die große Praktik gibt ſeinen Produkten oft einen täuſchenden Anſtrich, der aber bei genauerer Prüfung ihre Armuth nicht verbirgt. Ich hatte erſt die Idee, einmal nach ſeinem Tode ſeine ganzen Werke eine ſtrenge Muſterung paſſiren zu laſſen; aber es iſt kaum nöthig. Er hat in Deutſchland zu wenig gewirkt. Seine Manier iſt nicht gemacht, um zur Nachahmung zu reizen. Allenfalls müßte man einigen Ausländern den Wahn benehmen, daß ſie ihn, der nichts weniger als ein Deutſcher iſt, für den Repräſentanten unſerer Literatur anſehen.“ Man halte dagegen Goethe's Rede über Wieland in der Freimaurerloge, wie ſie in ſeinen Werken ſteht und löſe ſich den Widerſpruch, der ſich ergiebt, ſo gut man kann, entweder durch die perſönlichen Verhältniſſe oder durch ein momentanes Unterdrücken aller höheren Anſprüche. Herders Bild verzerrt ſich mehr und mehr. „Herder — ſchreibt Schiller — iſt jetzt eine ganz pathologiſche Natur, und was er ſchreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsſtoff, den dieſe auswirft, ohne dadurch geſund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft iſt, das iſt die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energiſche, und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über ſeinen Meiſter die kränkendſten Dinge geſagt. Gegen Kant und die neueſten Philoſophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt ſich nicht recht heraus, weil er ſich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden.“ So ſah Humanus aus, als die deutſche Entwicklung ſich unterſtand, über ihn hinwegzugehen. Urtheilen wir aber nicht zu hart über den außerordentlichen Mann, erinnern wir uns, daß auch Goethe als Greis vor dem neu aufbrechenden Frühling die Augen zukniff, daß auch er an Heinrich Kleiſt und Uhland nur die negativen Seiten bemerkte, und löſen wir uns die Schwäche des Individuums durch die allgemeine des Geſchlechts. Der Menſch ſcheint den Punkt, den er ſelbſt in irgend einem Kreiſe erreichen kann, mit demjenigen, den ſein Volk oder die Menſchheit überhaupt erreichen ſoll, durchaus verwechſeln zu müſſen, um für denſelben alle Energie ſeines Weſens aufbieten zu können, und hervorragende Männer ſchreiten ihrem Jahrhundert auch in den meiſten Fällen weit genug voran, um gegen die ſo bittre Enttäuſchung während ihrer Lebensdauer geſichert zu ſein. Schillers Wort über den Ariſtoteles iſt ein Beleg mehr zu dem bekannten Spruch: anders leſen Knaben den Terenz und anders Grotius. „Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik, zugleich mit Goethe, geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeizukommen ſuchen, erwartet man einen kalten illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußeren Dinge iſt er ſo lax, als man ſein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausſchließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetiſches Genre begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es iſt alles empiriſch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Geſetzen.“ Wenn die in äſthetiſchen Dingen eingeriſſene Barbarei einmal wieder verſchwindet, ſo wird ſich's auch klar wieder herausſtellen, daß der größte Kunſtrichter aller Zeiten ſogar für diejenigen ſeiner Forderungen, die nicht unmittelbar aus dem Weſen der Sache hervorgehen, triftige Gründe hatte. Sie gelten nicht unbedingt, ſie können zuweilen aufgeopfert werden, weil ſie dem Künſtler ſein Geſchäft erleichtern, nicht erſchweren ſollen; aber wer ſie im concreten Fall unberückſichtigt laſſen will, der frage ſich wohl, ob er nicht dadurch, daß er dieß thut, auf der einen Seite eben ſo viel und mehr verliert, als er auf der anderen gewinnt. Hieher gehört z. B. die Einheit der Zeit und des Orts, die Goethe in den Geſprächen mit Eckermann ſehr richtig aus der Faßlichkeit ableitet. Ich fürchte ſehr, man hat in Deutſchland, als man auf Shakeſpeares Beiſpiel hin ſo geringſchätzig mit ihr und mit vielem Anderen ein für alle Mal und ganz im Allgemeinen brach, das ſubjective Lebensgeſetz des ungeheuren Shakeſpeare'ſchen Individuums, das mancher Exemtionen bedurfte, um ſich nach allen Dimenſionen hin ausdehnen zu können, mit einem objectiven Kunſtgeſetz verwechſelt. Seien mir über dieſen äußerſt wichtigen Punkt ein paar Worte vergönnt. Es iſt für mich kein Zweifel, daß Shakeſpeares Zerfließen in unendliche Einzelheiten ſich mit der Natur des Dramas nicht verträgt. Vor der höchſten Inſtanz gilt es gleich, ob in der Kunſt ein Fehler auf Königs- oder auf Bettler-Manier begangen, ob z. B. ein im Ganzen entbehrlicher, obgleich an ſich gehaltvoller Charakter gebracht oder eine überflüſſige und vielleicht ſogar obendrein nichtige Sentenz eingeflickt wird, denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und dieſe Sentenz würde Charakter geworden ſein, wenn König und Bettler Reichthum und Armuth gegen einander ausgetauſcht hätten. Die Kunſt kann ſich nicht wie die Natur in's Unermeßliche ausdehnen und die Natur ſich nicht, wie die Kunſt, in's Enge zuſammenziehen; hierin unterſcheiden ſich beide und auf dieſen Grundunterſchied ſind alle Geſetze der Kunſt, wie die wichtigſten Probleme der Natur, namentlich die Kunſt ſelbſt, zurück zu führen. Es folgt daraus für die Kunſt zunächſt die Nothwendigkeit freiwilliger Beſchränkung; das ſingulaire Kunſt-Gebilde muß mit der Natur in Verbindung geſetzt und doch auch wieder von ihr abgeſchnitten, die Adern des Univerſums müſſen hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinkt; darum darf nicht jeder Träger desſelben ſelbſtſtändig für ſich etwas ſein wollen, mancher muß ſich begnügen, nur etwas zu bedeuten. Hiegegen verſtößt Shakeſpeare; er bringt keine Figur hervor, die nicht ſo viel Blut im Leibe hätte, daß ſie nicht das ganze Drama überſchwemmen müßte, wenn ſie die Hand auch nur an einer Nadel ritzte. Aber dieſem außerordentlichen Individuum verzeiht man das, ja man dankt ihm eine Gränzverwirrung, durch die man im Gebiete der Kunſt eine unmittelbare Natur-Wirkung erfährt. Man thut dieß jedoch nur, weil man fühlt, daß er nicht anders kann, und proteſtirt mit Ernſt gegen die Conſequenzen, die der Unverſtand aus einer ſo einzigen Ausnahme in ſeinem Sinn ziehen mögte. — Wallenſtein's Lager wird von Körner mit der gebührenden Wärme begrüßt; das Goethe'ſche in der Behandlung, wie er es nennt, das rein Dichteriſche, das die Objecte in Umriß und Farbe klar und rein Hinſtellende, wie er es hätte nennen ſollen, überraſcht ihn. Schillers Balladen überſchätzt er, aber vortrefflich iſt, was er bei Gelegenheit des Tauchers bemerkt. „Ein großer Vortheil bei den Balladen iſt gewiß auch die Wahl des Stoffes. Iſt dieſer an ſich ſchon poetiſch, ſo verträgt er eine einfache Behandlung, und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu intereſſiren. Der Geiſt des Dichters zeigt ſich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufaſſen und darzuſtellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in dieſem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menſchlichen Natur herausgeht, deſto größer der Künſtler. — Und wenn wir den Geiſt des Künſtlers verehren, ſo lieben wir zugleich ſeine Seele in dem Tone, der in ſeiner Darſtellung herrſcht. Sein Charakter und ſeine Stimmung malt ſich durch die Gegenſtände, die er heraushebt, durch den Geſichtspunkt, aus dem er ſie anſieht, beſonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigſten Theilnehmung über das Ganze verbreitet iſt. — In Sprache und Versbau erſcheint beſonders, was ich Seele nenne — die menſchliche Geſtalt des Geiſtes. — Bei einem einzigen Beiworte — der purpurnen Finſterniß — habe ich geſtutzt, und dieß auch bei anderen bemerkt. Ich weiß, daß die Alten einen ſolchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, däucht mich, nichts zur Darſtellung bei, und erweckt ſtörende Nebenideen." Schiller's Rechtfertigung ſeiner purpurnen Finſterniß beweiſ't, daß er damals ſchon von Goethe's Farbenlehre profitirt hatte, Schiller's Urtheil über die Gebrüder Humboldt iſt äußerſt merkwürdig und zeigt ſchlagend, wie kaum ein zweites Beiſpiel, was bedeutenden Menſchen gegenüber bei dem Conſtruiren ihrer Zukunft nach einigen dürftigen oder doch einſeitigen Erfahrungen heraus kommt. Trotz Schiller's Privatmeinung hat Alexanders Thätigkeit ganz andere Sparen hinterlaſſen, wie die ſeines Bruders. Mehr und mehr wird Schiller gegen das Publikum verſtimmt. Körner ſucht dieſe Verſtimmung dadurch zu heben, das er ihn auf die ſtillen Wirkungen ſeiner Arbeiten aufmerkſam macht und ihm darzuthun ſucht, wie weit die literäriſchen Schreier, die öffentlich den Ton angegeben, davon entfernt ſind, das Urtheil der Nation auszudrücken. Darin hat er Recht, aber der Troſt wollte bei Schiller nicht verfangen und die kalte thatloſe Gleichgültigkeit iſt und bleibt auch empörend und niederſchlagend, womit in Deutſchland die Beſſern und Beſten den rohen Mißhandlungen zuſehen, die der ſchreibende Pöbel den erſten Schriftſtellern und Künſtlern faſt täglich zufügt. In jener Zeit durfte ein Kotzebue es wagen, den „Herrn von Goethe“ in dem berüchtigten Freimüthigen zu bezichtigen, daß er nicht deutſch könne, was Jedem, der von der Unbill des Tages Aehnliches zu leiden hat, hiedurch in Erinnerung gebracht ſei. Daß Kotzebue's Frechheit, welche die Gründe für ihre Behauptung aus dem Goethe'ſchen Epilog zu Schiller's Glocke hernahm und den Epilog zu dieſem Zweck bubenhaft analyſirte, ein öffentliches Zeichen der Indignation hervorgerufen hätte, wüßte ich nicht, obgleich ich dadurch nicht bezweifle, daß Hunderte ehrſam den Kopf dazu geſchüttelt haben werden. Auch das iſt Schiller äußerſt ſchmerzlich, ſchmerzlicher wie Körner ſelbſt, daß die lange genährte Hoffnung, ſich den Freund räumlich näher rücken zu ſehen, an den Verhältniſſen desſelben ſcheitert. Er kann bei dieſer Gelegenheit ſogar eine gewiſſe Bitterkeit nicht unterdrücken, die aber ſeinem Herzen nur zur Ehre gereicht. „Zur Verbeſſerung Deiner Ausſichten wünſche ich Dir herzlich Glück; wiewohl es mich einige Ueberwindung koſtet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etablirt zu ſehen, Abſchied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieſer letztern Ausſicht verſprochen: wir wären uns ſo viel näher, die Communication ſo leichter, Dein eigener Zuſtand ſo viel freier geweſen. Das Schönſte, ja das Einzige, was der Exiſtenz einen Werth gibt, die wechſelſeitige Belebung und und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet, nach meiner Vorſtellung, an ächtem Lebensgehalt gewinnen müſſen, wenn Du in ein freieres Verhältniß Dich hätteſt ſetzen können, was doch auf einer Univerſität immer der Fall iſt, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unſer gegenſeitiges Verhältniß, das durch ſeine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Theil unſerer Exiſtenz geworden iſt, die ſchönſten Früchte für uns tragen ſollte. Man ſchleppt ſich mit ſo vielen tauben und hohlen Verhältniſſen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geſelligkeit ſo oft ein leeres, das man froh iſt, wieder fallen zu laſſen; es giebt ſogar erſchrecklich wenig wahre Verhältniſſe überhaupt, und ſo wenig gehaltreiche Menſchen, daß man einander, wenn man ſich glücklicher Weiſe gefunden, deſto näher rücken ſollte.“ Mit Staunen und Schaudern erfährt man Seite 89, daß der Wallenſtein urſprünglich in fünf Acte abgetheilt geweſen iſt, daß die Piccolomini und der Tod nur ein einziges Stück ausgemacht haben. Das wäre eine Repräſentation geworden, die den Deutſchen vielleicht für ewig das Theater verleidet hätte. Endlich wird das rieſenhafte Werk fertig oder doch für fertig erklärt und dem Freunde mittgetheilt. Der Eindruck iſt Anfangs zu überwältigend, um die Kritik aufkommen zu laſſen; doch macht Körner augenblicklich einige Bemerkungen, die Schiller berückſichtigt zu haben ſcheint, ehe er das Stück in den Druck gab. „Auf Wallenſteins Grabe ſteht ein herrliches Denkmal, aus Allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zuſammengeſetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns ſelbſt auf einen höheren Standpunkt verſetzt. Das Schmerzliche des Schickſals verſchwindet über dem Anſchauen des Großen und Edlen der menſchlichen Natur.“ Schiller geht gleich wieder an ein neues Werk, an die Maria Stuart, und Körner erbietet ſich, ihm für den Hausbedarf eine Menge hiſtoriſcher Stoffe zuſammen zu ſuchen. Tiecks romantiſche Dichtungen erfahren im Vorübergehen von Schiller ein kurzes Urtheil; perſönlich iſt der Romantiker ſchon früher in Jena und Weimar, wie in Dresden, aufgetaucht. „Tiecks Manier kennſt Du aus dem geſtiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantiſchen Ton und viele gute Einfälle, iſt aber doch viel zu hohl und dürftig.“ Körner ſchickt noch einige Betrachtungen über den Wallenſtein und knüpft Vorſchläge zu Aenderungen daran, die von Schiller nicht allein nicht gut aufgenommen werden, ſondern ihn ſogar zu der Erklärung veranlaſſen, daß er in mancher Beziehung über Poeſie und beſonders über tragiſche Poeſie Grundſätze habe, die denen ſeines Freundes geradezu entgegengeſetzt ſeien. Das will Körner nicht einleuchten, und ein Jeder, der den Wallenſtein von der negativen, wie von der poſitiven Seite kennt, wird es beklagen, daß Schiller die Bedenken des Freundes dießmal ſo kurz abfertigte; ſie waren wohl begründet und hätten ſicher Abhülfe finden können. Maria Stuart wird raſch vollendet und Körner charakteriſirt das Stück ſehr richtig als ein ſolches, das nach der Weiſe der Alten nicht auf dem ſogenannten Helden, ſondern auf der Handlung ſelbſt beruhe. Hierin liegt allerdings ſein Hauptvorzug, und dieſer Vorzug iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Jetzt geräth Schiller über die Geſchichte der Jungfrau von Orleans und begeiſtert ſich für ſie. Mir iſt es immer unerklärlich geweſen, wie er ſich dieſem Gegenſtand gewachſen glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird Niemand beſtreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein pſychologiſches werden mußte, und daß es eben darum über Schillers Kreis hinausging, läßt ſich eben ſo wenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über ſich ſelbſt reflectiren, ſie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geſchloſſenen Augen ihre Bahn vollenden und ſogar mit geſchloſſenen Augen in den Abgrund ſtürzen, der ſich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das franzöſiſche Mädchen, wie wir aus den Acten ihres Proceſſes erſehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerläßlich, und Schiller mußte ſelbſt wiſſen, daß er ihr dieſe nicht einzuhauchen vermogte. Seine Heldin ſchwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Thun und Gebahren ſetzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und ſie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt iſt, auf dem aber keine Weintrauben wachſen. Körner meint nichts deſto weniger, der Dichter habe ſich dießmal ſelbſt übertroffen und auch Goethe erklärt die Jungfrau für ſein beſtes Werk. Das Urtheil über Tieck wird ergänzt, Schiller lieſ't ſeine Genoveva und meint, er ſei eine ſehr graziöſe, phantaſiereiche und zarte Natur, nur mangle es ihm an Kraft und Tiefe und werde ihm ewig daran mangeln. Genoveva ſei als das Werk eines ſich bildenden Genies ſchätzbar, jedoch nur als Stufe, denn ſie ſei nichts Gebildetes und voll Geſchwätzes, der Weg zum Vortrefflichen gehe aber nie durch die Leerheit und das Hohle, wenn auch nicht ſelten durch das Gewaltſame und Rohe. Schiller ſchwankt jetzt zwiſchen mehreren tragiſchen Stoffen und, um während dieſer Periode der Unentſchiedenheit ſeine Zeit nicht ganz zu verlieren, bearbeitet er zu Körner's großer Verwunderung die Turandot von Gozzi. Seite 258 kommt ein merkwürdiges Urtheil über Goethe's Iphigenia; ich glaube es iſt abſchließend. „Hier wollen wir im nächſten Monat Goethe's Iphigenia auf's Theater bringen; bei dieſem Anlaß habe ich ſie auf's Neue mit Aufmerkſamkeit geleſen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich ſehr gewundert, daß ſie auf mich den günſtigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie ſonſt; ob es gleich immer ein ſeelenvolles Product bleibt. Sie iſt aber ſo erſtaunlich modern und ungriechiſch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, ſie jemals einem griechiſchen Stück zu vergleichen. Sie iſt ganz nur ſittlich; aber die ſinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatiſchen ſpecificirt, geht ihr ſehr ab. Goethe ſelbſt hat mir ſchon längſt zweideutig davon geſprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Anſehen aber hat es ſich mir auch ſo bewährt. Indeſſen iſt dieſes Product in dem Zeitmoment, wo es entſtand, ein wahres Meteor geweſen, und das Zeitalter ſelbſt, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht überſehen;

auch wird es durch die allgemeinen hohen poetiſchen Eigenſchaften, die ihm ohne Rückſicht auf ſeine dramatiſche Form zukommen, bloß als ein poetiſches Geiſteswerk betrachtet, in allen Zeiten unſchätzbar bleiben.“ Die Braut von Meſſina wird begonnen; lange hatte ſie mit den Maltheſern und dem Warbeck zu kämpfen. Als ſie fertig iſt und Körner überſchickt wird, äußert dieſer, er kenne kein modernes Werk, worin man in ſo hohem Grade den Geiſt der Antike fände. Das beweiſ't, wie ſehr ſich ſelbſt die geiſtreichſten Menſchen durch Einzelheiten blenden laſſen, wie ſelten ſie ſich die Mühe geben, in die Tiefe hinab zu ſteigen und das Fundament eines dramatiſchen Bau's zu unterſuchen. Ich habe Schiller's Urtheil über die Iphigenie mitgetheilt; ich brauche hoffentlich das meinige über die Braut von Meſſina nicht zurück zu halten. Mir ſcheint ſie ein völlig ideenloſes Product. In der Jungfrau von Orleans ſieht man doch, was der Dichter will, wenn er auch bei dem ſchon oben von mir berührten Mangel an Naivetät das Ziel nur halb erreichen konnte. Aber was er mit der Braut von Meſſina beabſichtigt hat, kann ich nicht herausbringen. Warum geſchieht dieß Alles? Was wird mit dieſem Blut abgewaſchen? Wo ſind die Gräuel, die ſo ungeheurer Sühne bedürfen? Man fragt ſich umſonſt! Das Schickſal ſpielt im Stück Blindekuh mit den Menſchen. Alle auftretenden Charaktere ſind edel und rein und bleiben es bis zu Ende; die Mutter iſt ohne Schuld, denn ſie ſagt:

— — — „Den Rachegeiſtern überlaſſ' ich
Dieß Haus; ein Frevel führte mich hinein,
Ein Frevel treibt mich aus. — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räu'm ich's." —

dennoch wird ihr das Schrecklichſte auferlegt. Die Söhne ſind es auch, dennoch müſſen ſie das Schrecklichſte an einander vollziehen. Beatrice, die Tochter, iſt ein Engel und mehr, dennoch muß ſie durch ihre bloße Exiſtenz das Schrecklichſte hervorrufen und das Alles, weil —

„Auch ein Raub war's, wie wir Alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttelte im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Samen
Ueber das ſündige Ehebett aus.
Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus."

und weil —

„Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder wüthend ſich ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebären."

alſo, weil ſie verflucht ſind, weil ſie nur geboren wurden, um zu zeigen, was es bedeutet, wenn ein Ahnherr, dem die Braut von ſeinem Sohn geraubt wird, das Ehebett des Paars mit Flüchen belegt. Wir erfahren nicht einmal, wie es mit der Berechtigung des fluchenden Ahnherrn ſtand: es iſt nicht unmöglich, daß er ein Narr und ein Sünder zugleich war, daß die Natur ihn zu derſelben Zeit in's Kloſter wies, wo ſein Gelüſt ihn in die zweite Ehekammer trieb, und daß ihn Nichts traf, als was er verdient hatte. Doch, wir wiſſen es längſt, daß Schiller's Stärke nicht im Motiviren lag, daß ſeine Bildungen uns höchſtens die Hauptſtämme der Nerven und Adern aufgedeckt zeigen, daß die ſo wichtigen Capillar-Gefäße aber immer unſichtbar bleiben; wir wollen daher das Gegentheil aus freien Stücken annehmen und an die Berechtigung des Ahnherrn glauben. Für das Stück kommt Nichts als ein partieller kleiner Gewinn dabei heraus. Wir haben und behalten immer den nackten rohen Fluch vor uns, der ein ganzes, herrliches, in Kraft, Jugend und Schönheit prangendes Geſchlecht austilgt, und dies geſchieht, um die Verwirrung vollkommen zu machen, ſogar erſt nach dem Tode deſſen, der dadurch eigentlich geſtraft werden ſollte, nach dem Tode des Brauträubers, denn —

„Er hemmte zwar mit ſtrengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch Eures wilden Triebes,
Doch ungebeſſert in der tiefen Bruſt
Ließ er den Haß. Der Starke achtet es
Gering, die leiſe Quelle zu verſtopfen,
Wenn er dem Strome mächtig wehren kann.“

Es geſchieht demnach ohne Zweck, wie ohne Grund und es bleibt Nichts übrig, als eine häßliche, Schauder erregende Anecdote, die, weit entfernt, uns die ewigen Geſetze der ſittlichen Welt zu vergegenwärtigen, uns weit eher die Angſt einflößen könnte, daß ſie zuweilen ohnmächtig ſeien. Man wende mir nicht ein, das ſei antik; es iſt nicht wahr. Oedypus verflucht ſeine Söhne, aber ſein Fluch wird ihm abgedrungen durch ihre Handlungsweiſe, und wenn er ſie trifft, ſo trifft er ſie nur, weil ſie es verdienten und weil die Nemeſis ſie ohnehin getroffen haben würde; auch trifft er unmittelbar ſie ſelbſt, nicht ihre ſchuldloſen Kinder und Enkel. So verfährt, um die Spitzen des modernen und des antiken Dramas einander gegenüber zu ſtellen, auch Shakeſpeare. Als Lear ſeine Töchter verflucht, thut ſich die Erde nicht auf, um ſie zu verſchlingen, auch verwandeln ſich für ſie die Früchte der Bäume nicht in Steine, die Fiſche des Meers nicht in Schlangen. Sie fallen durch ihre Sünden, wie ſie ſich nach und nach in enggeſchloſſener Kette, eine aus der andern, entbinden. Wenn es aber auch antik wäre, ſo würde das den Handel nicht verbeſſern. Der Dichter darf, wenn er anders ein Kunſtwerk, kein Kunſtſtück hervorbringen will, aus einer überwundenen Weltanſchauung nur diejenigen Momente herausnehmen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöſt ſind; die ganz und gar beſeitigten, die ſich nur durch einen willkürlichen, dem abſichtlichen Zudrücken der Augen ähnlichen Verengerungsproceß des Bewußtſeins nothdürftig reproduciren laſſen, ſind für ihn nicht mehr vorhanden. Dazu gehört aber der Glaube an die magiſche Kraft des Fluchs. Wir wiſſen es längſt, daß mit jedem Individuum, das in die Welt tritt, ein neuer, ein unendlicher Lebens- und Thatenkreis beginnt, daß keines dem Rachedurſt eines anderen Individuums ohne eigene Schuld verfallen; daß ein Fluch, der mit der Vernunft und dem ſittlichen Geſetz in Widerſpruch ſteht, durchaus nicht in Erfüllung gehen kann. Auf einem ſolchen Fluch beruht aber die Tragik in der Braut von Meſſina, und das ſollte unſere Philoſophen vom zweiten Rang, die gegen ihre poetiſchen Zeitgenoſſen nicht ſcrupulös genug ſein zu können glauben, abhalten, ſie als eine wahre Tragödie zu citiren. — S. 345 erfährt man, daß Schiller gegen das Ende ſeines Lebens noch mit Calderon bekannt wurde; er giebt ein kurzes, aber ſehr einſichtiges Urtheil über ihn ab. Die Staël erſcheint in Weimar und macht auch Schiller in ſeiner Einſamkeit mit ihrem queckſilbernen Weſen zu ſchaffen. Sie reizt ihn, des Contraſtes wegen, iſt aber ſo antipoetiſch, daß er erſtaunt, trotz ihrer Gegenwart, productiv zu ſein. Dennoch iſt er es und vollendet den Tell, das herrliche Teſtament, das er ſeiner Nation hinterließ. Körner entwickelt bei Gelegenheit des Tieck'ſchen

Octavianus vortrefflich die Gefahren, die über die wahre Kunſt durch den Romanticismus, der damals noch keinen Namen hatte, hereinbrechen mußten. Er ſagt mit Recht, daß das Unweſen um ſo ſchwerer zu bekämpfen ſei, weil mißverſtandene Sätze von der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Dichters dabei zu Grunde lägen. Schiller denkt an eine Ueberſiedelung nach Berlin; er reiſt hinüber und es wird unterhandelt, aber er muß hohe Forderungen ſtellen, und ehe man an der Spree zum Entſchluß kommt, iſt er todt. Seine letzte Arbeit war die Ueberſetzung und Einrichtung der Racine'ſchen Phädra für's Theater, ſein letzter Brief iſt vom 25. April 1805 datirt und berichtet über Goethe's Krankheit.

Ludwig Holberg.

Sein Leben und ſeine Schriften. Nebſt einer Auswahl
ſeiner Komödien. Von Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1857.

Es wäre zu jeder Zeit ein Verdienſt geweſen, den alten Däniſchen Dichter wieder im Gedächtniß der Deutſchen aufzufriſchen; in unſerer Zeit iſt dies Verdienſt doppelt groß. Denn der Menſch beruht in ſeiner geiſtigen, wie in ſeiner leiblichen Exiſtenz auf dem Antagonismus eines geſunden Stoffwechſels, und bei dem bittern Ernſt, der jetzt das Leben beherrſcht und die ihm angeborne Freudigkeit des Daſeins und Wirkens erſtickt oder unterdrückt, muß ihm mehr wie je zuvor die Kunſt, und die fröhliche Kunſt, zu Hilfe kommen, wenn er nicht erſtarren oder erliegen ſoll. Ich kann nun zwar nicht mit dem geſchätzten neuen Bearbeiter in Ludwig Holberg einen der erſten komiſchen Genien aller Völker und aller Jahrhunderte erblicken, aber ich halte ihn allerdings für ein Talent, das mit Dänemark ſelbſt in die Wette leben und, was die Dichterthaten betrifft, auf dem welthiſtoriſchen Epitaphium des ganzen Stammes vielleicht gar den goldenen Anfangsbuchſtaben bilden wird. Die bunten Lampen, die einſt auch bei uns alle Monat einmal den Hans Franzen oder den politiſchen Kannegießer beleuchteten, ſind viel zu früh ausgegangen, und wer Homer's unauslöſchliches Gelächter erſchallen hören will, der zünde ſie wieder an.

Prutz glaubt, ſein Unternehmen werde auf Mißverſtändniſſe und Vorurtheile ſtoßen und es gehöre Muth dazu, im gegenwärtigen Augenblick damit hervorzutreten. Ich glaube das nicht. Der Deutſche weiß, daß die Schönheitsgeſetze ſich nicht mit den politiſchen Konſtellationen verändern und daß der Patriotismus unter keinen Umſtänden darin beſtehen kann, den Apoll von Belvedere häßlich, den Arioſt langweilig und den Voltaire geiſtlos zu finden. Wenn Leſſing die franzöſiſchen Tragiker angriff, ſo that er es nicht, weil die Franzoſen während des ſiebenjährigen Krieges in's Reich gefallen waren, ſondern weil dieſe dramatiſchen Rhetoriker einer ganz konventionellen Bühne für moderne Griechen gelten wollten und ſich den Lorbeer des Sophocles um die Alongen-Perrücke gewickelt hatten. Und wenn der gebildete Theil der Nation zu ihm hinübertrat, ſo geſchah es nicht, weil man ſich der Kontributionen und Brandſteuern erinnerte, ſondern weil ſich das Recht auf ſeiner Seite befand. Wenn Holberg daher bei uns in ſeiner neuen Geſtalt nicht mit einem ſo freudigen Willkommen begrüßt werden ſollte, als ihm gebührt, ſo wird es aus äſthetiſchen und ſozialen, ſicher aber nicht aus Schleswig-Holſteiniſchen Gründen unterbleiben. Dafür mögte ich ſtehen. Ob der Däne dem Deutſchen in dieſem Punkt gleicht oder nicht, wage ich nicht zu entſcheiden. Wenn man erwägt, daß Shakeſpeare's Anſehen bei ihm durch den Engliſchen Flottenraub und das Bombardement von Kopenhagen nicht ſonderlich erſchüttert worden zu ſein ſcheint, ſo mögte man auch Schiller und Goethe ein günſtiges Prognoſtikon ſtellen. Wenn man aber an die Phraſen ſeiner Redner denkt, an den „Deutſchen Knecht“ und Aehnliches, ſo könnte man für das Scandinaviſche Schickſal unſerer Heroen zu zittern anfangen. Jedenfalls darf es uns völlig gleichgiltig ſein, ſelbſt wenn die freiwillige literariſche Huldigung, die uns hier beſchäftigt, jenſeits des Belts zu einer Art von Vaſallen-Akt umgedeutet würde. Der Werth der Däniſchen Literatur wird Europa einſtweilen nur noch durch Deutſchland garantirt, denn die Franzoſen ſind bloße Lecker, die überall einſprechen, um zu naſchen. Die Garantie für den Werth der Deutſchen hat Europa längſt ſelbſt übernommen, und wenn der Däne im Ernſt auf den Einfall käme, ſich gegen ſie abzuſchließen, ſo könnte er faſt eben ſo gut auf die vier Elemente Verzicht leiſten, um ſeine Selbſtſtändigkeit zu bewahren.

Nein, Prutz kann ohne Sorge ſein; wir werden die Roſe nie für eine übelriechende Blume erklären, weil ſie im Garten des feindlichen Nachbars gewachſen iſt, und die Schlacht bei Idſtedt wird Holberg bei uns nicht ſchaden. Ein Anderes iſt es, ob man nicht erſchrocken vor ihm zurückfährt, wenn er ſich in ſeiner derben Knochenhaftigkeit ſo plötzlich wieder unangemeldet unter den Mollusken-Chor der Tageskomödien miſcht. Anfangs gewiß, denn der Uebergang vom Doſenſtück zum Fresco und von der kandirten Zweideutigkeit zum ehrlichen Cynismus iſt zu groß, als daß er durch einen Sprung gemacht werden könnte. Aber Kraft und Wahrheit werden ſchon durchdringen, und Prutz, — kein Billiger wird ihm dies Zeugniß verſagen, — hat Alles gethan, um den Sieg raſch herbei zu führen. Zunächſt iſt ihm die Ueberſetzung der Stücke, unter denen ich freilich den Erasmus Montanus ungern vermißte, in hohem Grade gelungen. Dann hat er ein Leben des Dichters hinzugefügt, das in Anlage und Ausführung nichts zu wünſchen übrig läßt. Und eine Reihe von Monographien, in denen er theils die Geſchichte der Däniſchen Literatur bis auf Holberg entwickelt, theils Holberg ſelbſt einer eingehenden Würdigung unterzieht und der Wirkungen gedenkt, die er in früherer Zeit auf die Deutſche Bühne gehabt hat, ſchließt ſich ergänzend und erläuternd an. So bietet er zugleich dem

Publikum Genuß, dem Hiſtoriker Belehrung und dem Aeſthetiker reichliche Anregung zum Nachdenken. Folgen wir ihm beiſtimmend und berichtigend in's Einzelne, ſo weit der Raum es geſtattet, damit wir ein Geſammtbild gewinnen.

Es giebt einen wunderlichen Kontraſt, wenn man den jungen Holberg mit dem alten vergleicht. Schon vor dem zwanzigſten Jahre durch die ihm und allen Dänen angeborene Reiſeluſt in die Welt getrieben, iſt er ſo knabenhaft zart von Ausſehen, daß er überall den ſeltſamſten Verdacht erregt und in Aachen von einem holländiſchen Prediger einem förmlichen Examen unterzogen wird, den er freilich dermaßen mit Latein bombardirt, daß Mynherr dem Himmel dankt, dem Scholaren nur ſelbſt mit heiler Haut zu entkommen, und ihn auf dem Rückzug bereitwilligſt für einen Theologen erklärt. Als er etwas ſpäter, durch ſein hartnäckiges Fieber genöthigt, ein warmes Bad gebrauchen muß, kann er ſeinen Wirth nicht bezahlen und ſucht mit der Zeche durchzugehen, wird aber wieder eingeholt und muß nicht allein, vermuthlich durch ſeine letzten Kleider, die Schuld abtragen, ſondern das mißglückte kleine Schelmſtück auch noch Jahre lang im Traume büßen. Hält man gegen dieſen Halb-Vagabunden den nachmaligen Würdenträger der Univerſität, der bis an ſein Lebensende in zierlicher franzöſiſcher Tracht, den Hut unterm Arm, durch die Straßen ging, der ſogar zum Reichsbaron erhoben wurde und durch eine für jene Zeit höchſt beträchtliche Schenkung die Ritter-Akademie zu Soroe, in der ihm jetzt ein prächtiges Denkmal geſetzt iſt, ſo gut wie neu gründete, ſo ſind das gewiß zwei Bilder, die Niemand, dem der verknüpfende Faden mangelt, von ſelbſt auf einander beziehen würde. Es lagen aber auch eine Menge Stufen der abenteuerlichſten Art in der Mitte, ja das ganze Leben des Dichters ſpann ſich eigentlich in komiſchen Antitheſen ab. Zu Bergen in Norwegen im Jahre 1684 geboren, war Ludwig Holberg ſchon in der Wiege Soldat und erhielt als Sohn eines Militärs nach damaliger Sitte eine kleine Löhnung; nie jedoch zog er den Degen. Er wandte ſich, durch einen unwiderſtehlichen Drang getrieben, den Wiſſenſchaften zu und ſtudirte Theologie, nie jedoch beſtieg er die Kanzel, vielmehr wurde er ſpäter als Ketzer von der Geiſtlichkeit verſchrieen. Er kam, nachdem er ſeine Reiſeluſt gebüßt und, um ſich auf ſeiner „grand tour" durchzubringen, bald als Hauslehrer, bald als Sprachmeiſter, bald ſogar als Flötiſt fungirt hatte, nach Kopenhagen zurück und erhielt nach langem Harren und damit verbundenem Nagen am Hungertuch endlich eine Profeſſur, aber die der Metaphyſik, einer Wiſſenſchaft, die ihm unter allen am fernſten ſtand und die er lieber verſpottet, als vorgetragen hätte. Er liebte, um die Charakteriſtik zu vollenden,

den Umgang mit Frauen mehr, wie den mit Männern, und er dachte nie daran, ſich zu verheirathen. Er verſchwendete, ſo lange er arm war, denn er ſetzte ſein Alles an ſeine Reiſen, und er wurde geizig, als er über Wohlſtand und Reichthum gebot. Er war ſchon in früher Jugend ein Märtyrer der Poeſie; wandte ſich dann bis in ſein reifes Mannesalter ſo gründlich von ihr ab, daß das ſchönſte Gedicht ihm kein Vergnügen mehr machte, kehrte darauf zu ihr zurück, ſchuf in wenigen Jahren alle ſeine Meiſterſtücke und ſagte ihr nun wieder, in gelehrte Arbeiten vertieft, auch wohl mit bloßer Buchmacherei beſchäftigt, für immer Lebewohl. Man könnte noch hinzufügen: er ſchrieb den Don Ranudo de Colibrados und ließ ſich adeln, er war der größte Reiſenarr und dichtete den Jean de France. Aber hier iſt, wie Prutz unwiderleglich beweiſt, der Widerſpruch, über den ſeine Zeitgenoſſen großes Geſchrei erhoben, rein äußerer Natur. Dieſer Mann, eben ſo beharrlich als vielſeitig, der lieber einen Umweg machte, als ſtill ſtand, weil er ſein Ziel viel zu feſt im Auge hatte, um davon abgelockt werden zu können, hat den Dänen in ſeinen Komödien den Grund- und Eckſtein ihrer Literatur gegeben. Früh ſchon regte ſich die poetiſche Ader in ihm; ſchon als Knabe machte er ein Spottgedicht auf einen ſeiner Verwandten und ſein Vormund, der ihn dafür beſtrafen ſollte, begnügte ſich, ihm in ſeiner Satyre die falſchen Redensarten und die unechten Reime zu korrigiren. Dabei hatte er das unſchätzbare Glück, in eine Zeit zu fallen, die ſeiner Gaben bedurfte und der er ſie nicht aufzudrängen brauchte. Die Auflöſung der Calmariſchen Union, das größte politiſche Unglück Scandinaviens, deſſen Folgen ſich noch weit über unſere Tage hinaus verbreiten werden, hatte die Nation in ihren eigenen Kern zurückgetrieben und war der Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit, der Entwicklung eines ſelbſtſtändigen geiſtigen Lebens günſtig. Die Reformation, raſch in Dänemark eingeführt, ſtörte den Proceß zwar, indem ſie deutſchen Einflüſſen und Einwirkungen aller Art Thür und Thor öffnete und die ganze geiſtliche Literatur der Paradiesgärtlein und Himmelsſchlüſſel hervorrief, die trotz der Verſchiedenheit der Materie in Urſprung und Zweck ſo viel Aehnlichkeit mit unſerer heutigen Belletriſtik hat, indem ſie ganz wie dieſe als Induſtrie betrieben wurde, um zu dem Kohl, den die magere Pfarrſtelle allenfalls abwarf, das Fett herein zu bringen. Aber die „Kämpeviſer", eine Sammlung altſkandinaviſcher Volkslieder, die zu Thor und Odin, zu Frigga und Iduna zu Nornen und Valkyrien zurückführten, ſchlugen ſich doch auch durch und waren um ſo unwiderſtehlicher, als Völker, wie Einzelne, am liebſten von Kindheit und Jugend erzählen hören. „Durch die politiſche Selbſtſtändigkeit — ſagt Prutz — und die geiſtliche Reformation war dem däniſchen Volk die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geiſtiger Freiheit geöffnet; daß ſie dieſelbe nicht im Fluge durcheilt hat, iſt der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten, wie der deutſchen Literatur hatte die däniſche Literatur theils ſtofflich, theils zum wenigſten formell erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherem Talent Dichter aufgetreten, die, wenn ſie auch dieſes Namens oft ſehr unwürdig waren, doch im Herzen das Bewußtſein zu erwecken anfingen, daß man etwas, wie eine Literatur beſitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation ſei, auf die Vollendung dieſer Literatur mit allen Kräften hinzuwirken.“ Jetzt trat Holberg ein, und ohne Zweifel war der Moment für ihn geſchaffen, wie er für den Moment. Ein Dichter im höchſten Sinne des Wortes kann derjenige wohl nicht ſein, der ſich nur ſo weit und ſo lange mit den Muſen einläßt, als ein beſtimmter äußerer Zweck es erheiſcht und ihnen dann wieder den Rücken wendet. Aber ein ſolcher Dichter hätte auch noch keinen Boden gefunden. Dänemark brauchte einen Leſſing, keinen Goethe und keinen Schiller, und Holberg wurde dieſer Leſſing; dem Verfaſſer des Laocoon im wiſſenſchaftlichen Gebiete allerdings bis zur völligen Unvergleichbarkeit nachſtehend, mit dem Schöpfer der Minna aber um die poetiſche Krone ringend und darin unendlich glücklicher wie er, daß er bis auf den gegenwärtigen Tag unverdunkelt blieb, weil ihm der Genius nicht folgte. Denn wenn die Späteren, wenn Ewald und vor Allen Oehlenſchläger, auch der Art nach über Holberg ſtanden, ſo bleiben ſie doch dem Grade nach weit hinter ihm zurück; ſie gehörten einer vornehmeren Familie an, aber ſie waren ſehr arme Mitglieder dieſer Familie, während er das Haupt der ſeinigen war. Sie repräſentiren die Stufe der Productionskraft, wo der geniale Blitz im Einzelnen ſchon zuweilen durchſchlägt, der Verſtand, der unerläßliche Begleiter, dafür im Ganzen aber auch nur um ſo weiter zurücktritt, er diejenige, wo der Verſtand das Genie faſt erſetzt und die freie Selbſtbeſtimmung vor ihm voraus hat. Das bewieſen ſie ſchon dadurch, daß ſie ihre beſten Kräfte auf das abſolut Unfruchtbare, wenn nicht Unmögliche verwandten. Wie unſer Klopſtock die Deutſchen durch die Hermannsſchlacht zu begeiſtern ſuchte, ſtatt, wie ſpäter Goethe, in die lebendige Zeit des Götz hineinzugreifen, ſo bemühten ſie ſich, in beiſpielloſeſter Verkennung dieſer mythologiſchen Figuren den Baldur oder den Starkodder von den Todten zu erwecken und ſtellten Holberg's draſtiſchen, wenn auch platten und harten Geſtalten eine wüſte wilde Jagd von Nebelbildern gegenüber, die auslöſchen mußten, wenn der Bürgermeiſter Breme nur einmal ordentlich nieſ'te. Der däniſche Leſſing behauptete daher das Feld und behauptet es noch.

Begleiten wir ihn jetzt in die Schlacht, wo er ſeine Lorbeeren gewann. Seine gelehrten und populären Schriften können wir übergehen, obgleich ſie eine eben ſo bunte als lange Reihe ausmachen, ſo daß man neben der für ihre Zeit höchſt verdienſtvollen Däniſchen Reichshiſtorie auf Schulbücher, ja auf offenbare Damen-Lectüre ſtößt; ſie bahnten ihm den Weg zum Baron und zur königlichen Tafel, indem ſie ihm viel Geld eintrugen, aber nicht den zur Unſterblichkeit. Eine charakteriſtiſche Anekdote hinſichtlich dieſer Arbeiten wird erzählt, die man ſich deuten mag, wie man will, zum Vortheil ſeines Gedächtniſſes oder zum Nachtheil ſeines Fleißes; er erſucht, als er an ſeine Geſchichte der Juden geht, die Bibliothek um Ueberſendung der Hilfsbücher, und als er den gewiſſenhaft zuſammengeklaubten Korb mit dem „nöthigen Vorrath" erhält, ſchickt er ihn auf der Stelle zurück, weil er ſchon fertig ſei. Eben ſo wenig brauchen wir uns bei ſeinen komiſchen Heldengedichten, ſeinem Peder Paars und Niels Klimm, oder verwandten poetiſchen Leiſtungen aufzuhalten; ſie machten ihm zwar einen Namen und werden zum Theil noch geleſen, aber die Empfindungen ſind fade, die Satyre iſt flach und der ganze Spaß läuft auf jenes willkürliche Knötchenknüpfen und Löſen hinaus, welches den gebildeten

Sinn ſelbſt bei der größten Virtuoſität ſelten reizt und nie befriedigt. Merkwürdig ſind dieſe Produkte nur aus pſychologiſchen Gründen, indem ſie, die doch mit Ausnahme des Niels Klimm ſammt und ſonders der Jugend des Poeten angehören, faſt noch weniger Spuren von Gemüth zeigen, wie die in dieſem Punkt entſetzlich trockenen Komödien. Dieß allein beweiſt ſchon, daß wir, was oben behauptet wurde, in Holberg keinen vollen und ganzen Dichter vor uns haben, und alſo doch wohl auch, daß er nicht zu den erſten komiſchen Genien aller Zeiten und aller Völker gehören kann, oder ſollte die höchſte Form des Drama's und vielleicht der Poeſie, ja der Kunſt überhaupt, nicht auch die univerſellſte Begabung vorausſetzen?

Wenden wir uns jetzt zu den Komödien, die, wie ſie den Tag befriedigten, zugleich die Jahrhunderte beſchäftigten und den Autor unſterblich machen ſollten. Prutz gibt eine kurze, aber vortreffliche Geſchichte des Däniſchen Theaters. Franzöſiſche Truppen amüſirten den Hof, Deutſche Banden das Volk, die einheimiſche Kunſt wagte ſich lange nicht über das Puppenſpiel hinaus. Endlich im Jahre 1744 wurde ein kleines Schauſpielhaus gebaut, in welchem die Dänen ſelbſt ſich als Dichter und Künſtler verſuchen ſollten, und für dieſes ſchrieb Holberg ſeine ſämmtlichen Stücke. Hören wir ihn ſelbſt, wie er dazu kam. „Wie ich mit dieſer Arbeit (einer ſtatiſtiſchen) beſchäftigt war, ſo gerieth ich auf den Gedanken, nach dem Beiſpiele anderer Völker einige Schauſpiele in Däniſcher Sprache abzufaſſen. Ich hielt mich ſelbſt nicht ganz ungeſchickt dazu, ſolche Stücke zu ſchreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlaſſen und faſt verſchworen hatte (die ſatyriſch-poetiſche) wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inſtändige Anhalten meiner Freunde, unter denen ſich die vornehmſten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorſam ſein wollte. Auf der anderen jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeſchreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieſer Art überhaupt mit ſich zu führen pflegen. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indeſſen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und ſchrieb jene Schauſpiele, welche ſpäterhin auch gedruckt wurden und nun in Jedermanns Händen ſind. Ich unterwarf meine Arbeit zuerſt der Prüfung einiger Freunde und war noch unentſchloſſen, ob ich ſie überhaupt ſollte an's Licht treten laſſen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen, mich darum zu bitten, und weil ich außerdem auch noch beſorgen mußte, die Stücke möchten verſtümmelt und unvollſtändig veröffentlicht werden, ſo gab ich endlich einer hieſigen Schauſpielertruppe die fünf erſten Stücke zur Aufführung.“ Dieß erinnert, dem rein äußeren Anlaſſe nach, an Gozzi, der ſeine Tragikomödien ſchrieb, um das ihm an einem öffentlichen Orte entfahrene ſcharfe Wort über Goldoni zu motiviren. Auch der Erfolg war bei Beiden gleich. Wie Gozzi ſein Publikum augenblicklich durch das dramatiſirte Kindermährchen von der grünen Pomeranze hinriß, um es nie wieder los zu laſſen, ſo begeiſterte Holberg das ſeinige durch den politiſchen Kannegießer und feſſelte es für immer an ſich. Eben ſo ſtockte bei Beiden die bis dahin ſtaunenswerthe Produktionskraft, als der äußere Anlaß, der ſie hervorgerufen hatte, wieder wegfiel, bei Gozzi als ſeine Truppe ſich auflöſ'te, bei Holberg, als das Theater Bankerott machte. Die Parallele läßt ſich noch weiter führen. Gozzi gewann ſeine Italiener dadurch, daß er die heißblütigen Naturen von dem Druck des Alltagslebens befreite und ihnen eine phantaſtiſche Welt aufbaute, in die ſie um ſo lieber hineinflüchteten, als ihnen die Tragödie fehlte, die dasſelbe Bedürfniß in tieferem Sinn befriedigt hätte. Holberg zog ſeine Dänen dadurch an, daß er ihnen Reſpekt vor ſich ſelbſt einflößte, Achtung vor ihrem täglichen Thun und Treiben, Liebe zu ihrer engen, knappen Exiſtenz. Beide berührten daher, wenn auch auf verſchiedene Weiſe, den innerſten Nerv des Volks, wie er ſich nach und nach im Lauf der Zeit blos gelegt hatte, und dankten dem Inſtinkt, den ſie dadurch bewieſen, ihre mächtigen Wirkungen. Dieſe Wirkungen hielten ſich bei Holberg, um jetzt zu ihm zurückzukehren, vom Anfang bis zu Ende ſeiner Thätigkeit, mit einzelnen unerheblichen Unterbrechungen freilich, auf derſelben Höhe und ihr entſprach ſeine Produktivität, die ſo weit ging, daß er einmal in einem einzigen Jahre neun Stücke auf die Bühne brachte. Allerdings nahm er es mit dem geiſtigen Eigenthumsrecht nicht genau, und wenn man ihn den letzten Seekönig des Nordens nennen wollte, ſo würde das keineswegs alles Grundes ermangeln. Daß Molière eben ſo ungenirt verfuhr und ſeine Diebſtähle mit dem Bonmot: ich nehme meine guten Einfälle weg, wo ich ſie finde! in kecker Franzoſen-Art zu vertheidigen ſuchte, kann ihn nicht rechtfertigen. Noch weniger die Prutz'ſche Berufung auf den bekannten Schiller'ſchen Ausſpruch über die geringe Zahl der tragiſchen Situationen und Motive. Die äſthetiſche Thatſache, die Schiller im Auge hatte, iſt vollkommen richtig; eben ſo unbeſtreitbar iſt es, daß ſie ſich im Gebiet des Komiſchen wiederholt. Aber Schiller ſtieß hier in ſeiner Sphäre auf daſſelbe Phänomen, das Kant in der philoſophiſchen vorſchwebte, als er die Kategorieen aufſtellte, und er ſagte nichts anderes und wollte auch gewiß nichts anderes ſagen, als daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Kunſt und aller ihrer Gattungen und Arten auf eben ſo wenige Grund-Elemente zurückzuführen iſt, wie der nach der Breite hin unberechenbare, nach der Tiefe hin aber raſch aufgezählte Reichthum der Welt. Wer dem Dichter, dem tragiſchen oder dem komiſchen, die Wiederholung dieſer Situationen und Motive zum Vorwurf machen will, der kann auch mit dem Bildhauer darüber hadern, daß er alle ſeine Statuen aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zuſammenſetzt, mit dem Muſiker, daß er ſich immer auf derſelben Tonleiter ſchaukelt, ja mit dem Jahr, daß es ſich beſtändig aus Frühling, Sommer, Herbſt und Winter aufbaut. Bei Holberg und Molière in ihrem Verhältniß zu Italienern und Spaniern handelt es ſich aber um etwas ganz Anderes, um das wirkliche, nackte, ſchreiende Plagiat, welches darin beſteht, daß man ſich innerhalb dieſer allgemeinen Sphäre, die der Letzte wie der Erſte mit gleichem Fug betritt, das aneignet, was ein Anderer bereits vollſtändig organiſirt hat, und dieß muß man verurtheilen, oder auch das geiſtige Eigenthumsrecht ganz aufheben, alle Denkmäler umſtürzen, alle Literatur-Geſchichten durchſtreichen und den König Lear allenfalls zur Beſiegelung des großen kommuniſtiſchen Aktes nur noch als eine Tragödie von der Menſchheit für die Menſchheit aufführen laſſen. So hat z. B. Calderon's „Leben ein Traum“ und Schillers „Braut von Meſſina“ das tragiſche Grundmotiv mit dem Oedipus Rex gemein; die Prophezeiung, welche die Menſchen in ihrer Angſt durch eben die Mittel zur Erfüllung bringen, die ſie zur Abwehr und Abwendung der Gefahr ergreifen. Wer jedoch die beiden neueren Dichter deswegen zu Plagiatoren des Sophocles machen wollte, der wüßte nicht, worauf es hier ankommt und verwechſelte die Elemente, die den Beſitz ausſchließen, mit den Organiſationen, die ſich immer an ein beſtimmtes Individuum knüpfen, weil ſie das Reſultat eines individuellen Proceſſes ſind. Dieſe Organiſationen gehen aber in dieſen drei Stücken ſo weit auseinander, als ſie nur können und nur, wenn ſie im Knotenpunkt oder in der Löſung, oder gar in der dramatiſchen Oekonomie zuſammenträfen, wäre ein Plagiat vorhanden.

Ebenſo theilt Holberg's Ulyſſes von Ithacia und Tieck's Prinz Zerbino das komiſche Grundmotiv mit der uralten Italieniſchen Volkskomödie, ja eigentlich ſchon mit dem Ariſtophanes: auf dem Gipfel der komiſchen Trunkenheit heben die Stücke ſich ſelbſt auf, wie der gährende Wein den Schlauch zerſprengt oder das ſchwellende Blut die Ader. Darin muß man aber eben ſowenig ein Plagiat erblicken wollen, denn auf dieß Moment würde der ſchöpferiſche Geiſt auch ohne alle Ueberlieferung bei gehöriger Potenz jederzeit von ſelbſt wieder verfallen; es fließt unmittelbar aus der Natur der Kunſt. Anders ſteht es um die Entlehnung von Situationen und Charakteren, obgleich es auch hier, wie durchaus nicht geläugnet werden ſoll, ein Frei- und Allgemein-Gut giebt, bei welchem nach dem Mein und Dein nicht gefragt werden kann, weil das individuelle Gepräge entweder an ſich zu flach oder doch längſt verwiſcht iſt. Holberg bleibt übrigens auch bei ſtrengſter Durchführung dieſes Prinzips noch ſo viel des Eigenthümlichen übrig, daß er die Abrechnung nicht zu ſcheuen braucht. Auf dem Grunde des durch die „Kämpeviſer“ wieder erweckten Volksbewußtſeins fortbauend, ſich aber wohl hütend, zu weit zurück zu greifen und etwa, wie ſpäter die Tragiker, die Späße des Thor, ſein Ringen mit dem alten Weibe und Aehnliches, in Scene zu ſetzen, hat er in der bürgerlichen Region ein Dutzend Stücke geſchaffen, die in ihrer geſunden Miſchung von Spaß und Verſtand ebenſo ergötzlich als echt Däniſch ſind und ihm unter den komiſchen Dichtern vom zweiten Rang für immer ſeinen Ehrenplatz ſichern. Ich ſage im Widerſpruch mit Prutz: unter den komiſchen Dichtern vom zweiten Rang! und muß zu dem pſychologiſchen Grunde dieſer Behauptung, den ich bei der Charakteriſtik Holberg's ſchon andeutete, nun auch noch in Kürze den allgemeinen angeben.

Wir wollen nicht mit Fauſt zu den Müttern am Nabel der Erde hinabſteigen; wir wollen uns gleich an die Töchter halten, denn jene antworten nur durch dieſe. Wir wollen nicht fragen: Was iſt das Komiſche und das Tragiſche? aber wir wollen fragen: Was iſt die Komödie und die Tragödie? Genau beſehen: zwei Formen für ein und dasſelbe

Verhältniß, das ſie an den entgegengeſetzten Enden packen. Immer iſt es der Menſch in ſeinem Konflikt mit den ewigen Mächten, mag man dieſe nun faſſen, wie man will, der dem Drama in beiden Geſtalten die Aufgabe ſtellt, und der ganze Unterſchied liegt in der Art der Löſung. Das hatte Plato vor Augen, als er den tiefſinnigen Ausſpruch that, es ſei die Sache eines und desſelben Mannes, Tragödien und Komödien zu ſchreiben. Das ſchwebte Goethe vor, als er die Komödie, in Molière's Miſanthrop, einmal faſt tragiſch fand und ein ander Mal die Tragödie, die Kunſtform ſelbſt für komiſch erklärte. Denn wenn beide nicht, wie Plato fordert, aus einem Dichtergeiſt hervorgehen, der mit gleicher Höhe und mit gleicher Schärfe in die dunkle, wie in die beleuchtete Hemiſphäre der Welt hineinſchaut und vermöge deſſen im rechten Moment mit den Motiven wechſelt, ſo werden ſie, je konſequenter ſie ſich in ihrer ſchneidenden Einſeitigkeit entwickeln, um ſo ſicherer auch in ihr eigenes Gegentheil umſchlagen und zuletzt auf den äſthetiſchen Sinn wirken, wie Goethe es an ſich erfuhr. Ein ſolcher Dichtergeiſt iſt aber bis jetzt nur einmal, nur in Shakeſpeare, hervorgetreten, und darum hat nur er in der Komödie, wie in der Tragödie „das Geſetz erfüllt“ und das abſolut Vortreffliche hervorgebracht. Ariſtophanes mit ſeinen immer bittern ſatyriſchen Ausläufen kann uns hier um ſo weniger ein Einwand ſein, als er ſeinem Freunde ſelbſt keiner war, und Calderon, obgleich demſelben Grundgeſetz mit Shakeſpeare folgend, hat doch zu wenig Individualiſirungskraft und bewegt ſich mit zu wenig Freiheit, um neben ihm in Betracht zu kommen; nur Goethe im Fauſt kann noch genannt werden, doch iſt die komiſche Ader bei ihm zu ſchwach, als daß die Miſchung vollkommen glückte, wovon er ſelbſt auch wahrſcheinlich ein Bewußtſein hatte, da er den Kaſpar des Volksbuchs wegließ. Bei dieſer Andeutung muß ich es bewenden laſſen, die Entwickelung, wenn auch äußerſt lohnend, würde dießmal zu weit führen. Uebrigens hat ſich unter den komiſchen Dichtern zweiten Ranges kaum einer dem Shakeſpeare ſo weit genähert, wie eben Holberg in ſeinem Ulyſſes von Ithacia, dieſem köſtlichen Pendant zum Don Quixote des Cervantes, der, wie Letzterer die Rittergeſchichten, ſo die Deutſchen Komödien ohne Zuſammenhang und Ende perſifliren wollte und faſt ohne Ahnung des Verfaſſers zum köſtlichen Kunſtkryſtall gedieh.

* * *

Bogumil Goltz und ſein Buch der Kindheit.

Wien 1852.

Unſere Reſidenzſtadt ſah im Laufe des letztverfloſſenen Winters einen Gaſt in ihren Mauern, von dem Wenige etwas erfahren haben werden und der doch zu den bedeutendſten gehört, die ſeit lange bei uns einſprachen. Es war dieß Bogumil Goltz aus Thorn in Oſtpreußen, der aus Egypten zurückkam, wohin er eine Reiſe gemacht hatte, und zwar von dem Honorar für das Buch, auf das ich jetzt die Aufmerkſamkeit des Publicums hin zu lenken wünſche. Ich verdanke der Frau von Goethe ſeine Bekanntſchaft, die mich bei einem Mittagseſſen mit ihm zuſammenführte. Er war mir damals, was er den meiſten Leſern noch ſein wird: ein bloßer Name, den ich noch obendrein erſt aus dem Einladungsbrief kennen lernte, aber wie raſch verwandelte ſich dieſer Name in eine lebendige Geſtalt mit den ſchärfſten, beſtimmteſten Zügen, als die perſönliche

Begegnung eintrat. Ein ſtarkknochiger, etwas hagerer Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorſpringender Naſe und einer Stirn, die Eigenſinn und Willenskraft zugleich abzuſpiegeln ſchien, perorirte in einem Kreiſe von erſchrockenen Damen und ſtaunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das ſchöne Italien; ſeine Garderobe erinnerte an einen Profeſſor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Leſſing, als er tanzen und fechten lernte, ſich gegen ſeinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack ſchien ein uraltes Erbſtück zu ſein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinauf gebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber ſeine Gedanken waren nicht alt und beſtäubt; in körnigſter Sprache entwickelte er eine Reihe der originellſten Anſichten und Ideen; die ſchlagendſten Ausdrücke, die treffendſten Bilder ſtanden ihm zu Gebot und das Schneidende ſeiner Aeußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Meſſen ausſchließt, doch wieder gemildert. Es giebt nämlich eine doppelte Art des Geſprächs, die auch eine doppelte Aufnahme bedingt. Bei reflectirenden Menſchen iſt es ein Gedankenextract, in welchem das Unbewußte faſt ganz zurücktritt; ſie ſprechen heute aus, was ſie geſtern dachten, wählen und miſchen mit Ueberlegung die Farben, zeichnen mit ſicherer Hand die Umriſſe und ſchreiben eigentlich nur mit der Zunge.

Dieſe ſind für Alles, was ſie ſagen, verantwortlich, und wiſſen es auch recht gut. Bei ſchöpferiſchen Naturen dagegen iſt es ein Prozeß, den der Zuhörer in allen ſeinen Phaſen mit durchmachen muß und deſſen Präcipität erſt aus der lebendigſten Friction aller Kräfte hervorgeht. Mit dieſen wird nur ein kleinliches Individuum rechten, nur ein ſolches, das unfähig iſt, das Leben im großen Sinn aufzufaſſen, und das eben darum an Formen Anſtoß nimmt, welche der mit ſich ſelbſt ringende Geiſt, der ſich ihrer in dieſer Minute bedient, in der nächſten aus eigener Bewegung ſchon wieder zerſchlägt. Zu ihnen gehört Goltz; Goethe hätte ihn ſtundenlang ohne Unterbrechung ſprechen laſſen; Böttiger hätte ihn beim dritten Wort auf Piſtolen gefordert. Mit Italien, was er zuletzt geſehen hatte, war er ganz beſonders unzufrieden; natürlich nicht mit dem Lande, mit dem blauen Himmel und den milden Lüften, ſondern mit den Menſchen und ihren Zuſtänden. Ging er ſo weit, daß man ſich eine beſcheidene Einwendung erlauben zu müſſen glaubte, ſo lautete ſeine Erwiderung: er erwarte, daß man ſubtrahiren könne, und ſetze die vier Species überhaupt bei Jedermann voraus. Hatte man an dieſer Abfertigung noch nicht genug, kreuzte man ihn noch mit einer zweiten Bemerkung, ſo war er im Stande, die Augen, wie ein Märtyrer, aufzuſchlagen und auszurufen: Gott, Gott, es gibt auf Deiner Erde nur Einen dummen Kerl, und man kann ihm nicht ausweichen, man trifft ihn vor den Pyramiden, im Koloſſeum und überall! Hatte er ſeinem Aerger auf dieſe Weiſe genug gethan, ſo trat augenblicklich die Reue ein, und er ſagte gutmüthig: daß meine Freunde an mir lieben, was liebenswürdig iſt, das danke ihnen der Teufel; ſie müſſen auch das Uebrige mit in den Kauf nehmen! Als man ihm das von unſerem enthuſiaſtiſchen Juriſten Mittermaier ſelbſt an den Facchini's ſo hoch geſtellte naive Weſen der Italiener entgegen hielt, verſetzte er: die Naivetät des Rebhuhns iſt noch größer und dennoch pflegt man es nicht über den Menſchen zu erheben; übrigens iſt es mir lieber, wenn derjenige, der mich todtſchlägt, hinterdrein nach alter deutſcher Art, vom Gewiſſen gejagt, davon läuft, als wenn er ſich in gut italieniſcher Manier aus meinem Leichnam ein Kopfkiſſen macht und ſich niederlegt, um ſich von der gehabten Anſtrengung zu erholen. Von der Mattherzigkeit unſerer Zeit meinte er, wohl nicht ohne Grund, die Menſchen hätten heut zu Tage nur eben ſo viel Seele, daß das Fleiſch nicht faule. Ein weiches, leicht erregbares Gemüth kam aber auch von Zeit zu Zeit in unzweideutigen Spuren zum Vorſchein, und ich überzeugte mich bald, daß die anſcheinende Härte des Mannes eben nur aus ſeiner Angſt vor dem zu mächtigen Ueberſtrömen des tiefen Gefühls, deſſen er ſich im Innerſten bewußt war, hervorgehe. So erzählte er mit großer Bewegung einen Moment ſeiner Fahrt auf dem Nil, der dieß auf rührende Weiſe darthat. Seine Wäſche war gewaſchen und auf dem Schiff zum Trocknen aufgehängt worden, während er ſich zum Schlafen niedergelegt hatte. Wie er wieder erwacht, ſieht er, daß der Wind, der ſich inzwiſchen erhoben hat, ſie links und rechts entführt. Eine ordinäre Geſchichte, nicht wahr? — fuhr er fort — der Verluſt war in jeder Bude zu erſetzen! Allerdings, bis auf die Erinnerungen! Das Alles hatte mein Weib mit emſigen Händen in langen Winterabenden im fernen Norden geſchafft und nun ſollten die Krokodile es zerreißen! Zu mir faßte er bald Vertrauen, weil ich, erfreut, einmal wieder einen Urmenſchen vor mir zu ſehen, einen Abkömmling des Göttergeſchlechts, das von Heuchelei und Verſtellung nichts wußte, auf alle ſeine Eigenheiten willig einging. Aus ſchnell gewonnenem perſönlichen Intereſſe für mich entſchloß er ſich denn auch, in ein Stück von mir zu gehen; die „Judith“ wurde Abends gerade aufgeführt. Dabei verhehlte er mir nicht, daß er ſeit vielen Jahren nur ſelten ein deutſches Drama nicht ganz unerträglich gefunden habe, und daß er auch in Wien bereits aus dem Theater gelaufen ſei, um eine Widerwärtigkeit, die er mir nannte, nicht beklatſchen hören zu müſſen. Am nächſten Morgen kam er zu mir, glühenden

Geſichts, von Schweiß triefend, und tauſend Flüche in ſeinen Gruß miſchend. „Wenn man mich in dieſem Augenblick todtſchlägt — rief er aus — ſo braucht der Apotheker das ganze Jahr kein Gift mehr; Blauſäure, Arſenik, Alles, was ihm beliebt, habe ich ausgekocht!“ Der Grund ſeines Aergers war, daß er meine Wohnung nicht hatte finden können. Jetzt ſprach er über die „Judith“, die mächtig auf ihn gewirkt, und deren poſitive und negative Seiten er im raſcheſten Ueberblick vortrefflich erfaßt hatte, ſo daß der Verfaſſer aus ſeinem Munde in einer Viertelſtunde mehr wahre Kritik entgegen nahm, als ſeit 1840 aus allen deutſchen Zeitungen zuſammen. Sein Kriterium war freilich rein empyriſch; ich muß — ſagte er — wenn ich einem Drama Leben zugeſtehen ſoll, mit den Perſonen fortſprechen können, ich muß den Drang ſpüren, ihnen hinter die Couliſſen zu folgen, ſonſt habe ich Puppen geſehen und Tiraden gehört, oder, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, es ſind Rollen abgeſpielt worden. Aber er traf den Nagel auf den Kopf, denn das iſt allerdings die beſte Probe; Schemen und Schatten verſchwinden mit dem Schauſpieler, der ſie repräſentirt, und nur Geſtalten laſſen ſich feſthalten. Nun gab er mir ſein Buch der Kindheit und ging auf die Poſt, um nach Thorn zurück zu kehren, und dort in häuslicher Sille ſeine Reiſe nach Egypten zu beſchreiben. Selten machte ein Menſch auf mich einen ſo ganz eigenthümlichen und darum dauernden Eindruck; der erſte Gedanke, den er, und nicht bei mir allein, erweckte, war: er müßte in der nächſten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten gar nichts zu ſchaffen: Sein Buch nahm ich natürlich nicht blos mit Intereſſe, ſondern auch mit großen Erwartungen zur Hand, und wahrlich, ich fand mich nicht getäuſcht. Gleich das Vorwort beſtätigte mir, daß ich mir über ſein Weſen eine vollkommen richtige Grundanſchauung gebildet hatte; die äußere Schroffheit dieſes Mannes war das Product ſeiner inneren Weichheit. Das bewies zwar auch ſchon die Wahl des Themas, denn nur der aus dem Gemüth heraus lebende Menſch fühlt ein Bedürfniß, und iſt im Stande, ſich wieder in ſeine Kindheit zu vertiefen; ein Anderer läßt ſich von ſeinen Bubenjahren nicht hofmeiſtern, um Schillers Ausdruck zu gebrauchen. Aber dies Vorwort iſt ſchwach, ſehr ſchwach gegen das Uebrige, weil es abſtracter Weiſe im Allgemeinen zur Geltung zu bringen ſucht, was nur im Beſonderen und auf dem Wege der concreteſten Veranſchaulichung zur Geltung gebracht werden kann, und da es Leute giebt, die nicht in's Haus eintreten, wenn ſie über die Schwelle geſtolpert ſind, ſo will ich das ausdrücklich bemerken. Von welcher Fülle der echteſten Poeſie ſtrotzt dagegen faſt jedes Capitel! Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, ſo iſt es Goltz. Ich muß freilich meine Schwäche bekennen, die Schwäche, daß ich mich gern in die Zeit verſetze, wo jedes Blatt, das ich von einem abgeblühten Roſenkelch herunterblies, für mich ein morgenrother Kahn war, in dem ein Engel zur Erde niederſchiffte, und wo ich die Johanniskäfer für kleine, eben geborne Sterne hielt, die ſchon wachſen und die Straße zum Himmel finden würden. Doch meine Sympathie für den Stoff würde mich nicht blind für die Mangelhaftigkeit der Form machen, und gerade dieſe iſt, einige unerhebliche ſtyliſtiſche Nachläſſigkeiten und Schiefheiten in der Satzbildung abgerechnet, vollendet zu nennen. Goltz iſt ein Landsmann von Hippel, Hoffmann, Hamann und Kant. Hippel ſcheint jenen Blick fürs Detail des Stilllebens auf ihn vererbt zu haben, der ſeinen „Lebensläufen“ die claſſiſche Seite gab; Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darſtellungstalent, welches von ihm ſelbſt leider an Geſpenſter und Fratzen verſchwendet wurde. Von Hamann hat er einen myſtiſchen Zug, der ihn abhält, die Nacht als die bloße Abweſenheit des Tages aufzufaſſen, und in ſo weit geſund iſt, als er dieß thut; von Kant hat er nichts, und das iſt Schade, denn das Angebinde des großen Vaters der Kritik hätte ihn ohne Zweifel gegen die ſich erſt entwickelnde und allerdings bis jetzt nur noch in Carricaturengeſtalt hervorgetretene neue Ordnung der Dinge etwas gerechter, und gegen die von ihr befehdete alte etwas ſcrupulöſer gemacht, als er zu ſein ſcheint.

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's
sämmtliche Werke.

Elfter Band.

Charakteriſtiken. — Kritiken.

Hamburg.
Hoffmann und Campe
1867.

Inhalt.

Charakteriſtiken.

Seite
Shakeſpeare und ſeine Zeitgenoſſen. I. (Wr. Ztg., 1859) 3
" " " " II. (Wr. Ztg., 1861) 40
" " " " III. (Wr. Ztg., 1861) 63
Feuchtersleben (aus dem 7. Bande der von Hebbel herausgegebenen Werke Feuchtersleben's, Wien 1853) 87
Friedrich Gentz (Augsburger Allgemeine Ztg., 1857) . . . 105
Ein Selbſt-Portrait von Carl Gutzkow (Kolatſchek's „Stimmen der Zeit“, 1860) 122
Gervinus (Leipziger Illuſtrirte Ztg., 1862) 142
Fallmerayer (Leipziger Illuſtrirte Ztg., 1862) 154

Kritiken.

Richard III. Tragödie von Shakeſpeare (Wiener Wanderer, 1851) 165
Fauſt von Goethe (Wiener Reichsztg., 1849) 169
Emilia Galotti von Leſſing (Wiener Wanderer) . . . 174
Der Prinz von Homburg von Heinrich Kleiſt (Wiener Reichsztg., 1849) 176
Mirandolina. Der zerbrochene Krug. Der verwunſchene Prinz (Wiener Reichsztg., 1849) 195
Das Urbild des Tartüſſe von Carl Gutzkow (Wiener Preſſe, 1849) 202

Der Königslieutenant von Carl Gutzkow (Wiener Reichsztg., 1849) 209
Franz von Sickingen von Eduard v. Bauernfeld (Wiener Reichsztg., 1850) 216
Die Wahabitin. Von Vincenz P. Weber 226
Das „Verſprechen hinterm Herd“ im Burgtheater (Wiener Preſſe, 1848) 235
Andreas Hofer von Wilhelm Gärtner (Rötſcher's Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur, 1847) . . 243
König Monmouth von Emil Palleske 250
Marie Bluntfield von Arnold Ruge. Ulrich von Starkenberg von Martin Meyer (Wiener Ztg., 1859) . 255
Unfreiwillige Komik (Wiener Ztg., 1859) 261
Ueber Adolf Holtzmann's Indiſche Sagen (Wiener Jahrbücher, 1849) 276
Moderne Lyrik. I. Gedichte von Adolf Pichler. Gedichte von C. Reinhold (Leipziger Illuſtrirte Zeitung, 1853) 287
  II. Gedichte von Franz Dingelſtedt (Augsburger Allgemeine Ztg., 1859) 294
J. Meyer's „Dithmarſcher Gedichte“ (Wiener Ztg., 1859) 303
Sidonia von Bork, die Kloſterhexe (Wiener Jahrbücher, 1849) 308
Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. Roman von Robert Giſeke (Wiener Reichsztg., 1850) . . . 326
Kleine Anzeigen 332

* * *

Charakteriſtiken.

(Fortſetzung.)

Shakeſpeare und ſeine Zeitgenoſſen.

Shakeſpeares Zeitgenoſſen in Charakteriſtiken und
Ueberſetzungen von Friedrich Bodenſtedt.

I.

Erſter Band: John Webſter. Berlin 1858. Verlag von
R. Decker.

Die Shakeſpeare-Literatur häuft ſich auf bedrohliche Weiſe in Deutſchland und mahnt mit jedem Jahre ſtärker an das ſchneidende Diſtichon der Xenien, das durch die Auslegerſchaar, die einſt hinter dem großen Königsberger Philoſophen einherzog, wie hungrige Raben hinter dem Pflüger, in's Leben gerufen wurde und das mit dem unartigen Pentameter ſchloß: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!" Es dürfte eben ſo belehrend als ergötzlich ſein, auf die vielen Stadien, welche dieſe Literatur bereits durchlaufen hat, einen flüchtigen Rückblick zu werfen. Welch' ein Abſtand zwiſchen dem durch Goethe's Recenſion in den „Frankfurter Anzeigen" unſterblich gewordenen Reconvalescenten, der ein Shakeſpear'ſches Drama bearbeitete, d. h. auf den Kopf ſtellte und verſtümmelte, um die Zeit, die zwiſchen dem Wegſetzen der letzten Medicinflaſche und der Wiederaufnahme der Acten verſtrich, doch nicht ganz ohne nützliche Beſchäftigung hingehen zu laſſen, und einem Enthuſiaſten von heute! Wurde der Dichter ehemals betrachtet und behandelt, wie im Mittelalter ein altrömiſcher Bau, das Koloſſeum z. B., aus dem Fürſten und Bettler ihren Bedarf an Materialien holten und aus dem ſelbſt Michel Angelo die Steine zum Pallaſt Bramante brechen ließ, ſo erweiſt man ihm jetzt faſt mehr Ehrfurcht, wie einem gothiſchen Dom und ſucht ſelbſt in den Spinnengeweben, welche die Fenſter verdunkeln, ja in den Spatzen- und Schwalbenneſtern der Geſimſe Sinn und Bedeutung. Wie ſchüchtern führt Wieland ihn ein; wie vorſichtig verwahrt ſich der feine Mann, der wohlgerathene Zögling der Franzoſen, der ſein ganzes Leben lang den Griechen zu opfern glaubte und doch jedes ſeiner Gebete nach Paris richtete anſtatt nach Athen, in ſeinen breiten Gloſſen gegen den Verdacht, als ob er die Derbheiten und Excentritäten des fremdartigen Gaſtes billige oder gar theile; wie oft ſchießt er ihm aus ſeiner unerſchöpflichen Kaſſe, die ſpäter auch dem Lucian und dem Horaz zu Gute kam, etwas gemeinen Menſchenverſtand vor und ſetzt einen Orakelſpruch dadurch zur Bauernregel herab. War Wieland's Auffaſſung aber blos eine enge und beſchränkte und konnte ſie bei dem allgemeinen Stand der äſthetiſchen Bildung und bei der Größe der Aufgabe auch füglich keine andere ſein, ſo war die der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger, Wagner u. ſ. w., die ſich ihr entgegenſtellten und ſie verhöhnten und verſpotteten, geradezu eine verkehrte und ſtand nicht allein mit Shakeſpeare, ſondern mit der Kunſt ſelbſt in Widerſpruch, indem ſie, keineswegs zufrieden, der Deutſchen Muſe den beklemmenden Schnürleib abzuziehen, ihr gern auch noch den Bruſtkaſten zerſchlagen hätten, um ihr einen freien und vollen Herzſchlag zu verſchaffen. Nur Leſſing war es gegeben, hier, wie überall, keinen Schritt über die Linie hinaus zu gehen und keinen hinter ihr zurück zu bleiben; wären die goldenen Worte, die er bei Gelegenheit des Weiße'ſchen Richard ausſprach, beherzigt worden, ſo würde unſer dramatiſches Raritäten-Kabinet um Vieles ärmer, unſer Theater aber vielleicht um einige brauchbare Stücke zweiten oder dritten Ranges reicher ſein. „Shakeſpeare — ſagt er — will ſtudirt, nicht geplündert ſein. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpeare das ſein, was dem Landſchaftsmaler die Camera obscura iſt, er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektirt, aber er borge Nichts daraus.“ Seine unmittelbaren Zeitgenoſſen hörten nicht auf ihn und verpufften ihre Kräfte, doch Schiller und Goethe gingen, nachdem der erſte Jugendrauſch verflogen war, auf ſeinen geſunden Geſichtspunkt ein und gaben uns ein nationales Drama, indem ſie ſich im Einzelnen von Shakeſpeare ſo fern hielten, als möglich, ihn im Ganzen aber nie aus den Augen verloren. Das war die rechte Mitte, die eingehalten werden muß, wenn der Segen ſich nicht in Fluch verwandeln ſoll. Die romantiſche Schule zerſtach den Damm aber bald wieder, den unſ're beiden größten Dichter im Bunde mit unſerem erſten Kritiker weiſe und beſonnen aufgeführt hatten, und ſeitdem haben wir die Ueberſchwemmung. A. W. Schlegel's Vorleſungen, in Wien gehalten, machten Epoche und das mit Recht, obgleich man nicht die letzten Gründe der Dinge bei ihm ſuchen darf, hinſichtlich deren man ſich ſchon mit ungleich größerem Glück an ſeinen Bruder wendet. Solger's ausführliche Beurtheilung dieſer Vorleſungen iſt in Bezug auf das Verſtändniß Shakeſpeare's ein wahrer Canon und wurde weit öfter benützt, als citirt. Tieck's oft verſprochenes großes Werk iſt nicht fertig geworden, nicht einmal fragmentariſch, wie es ſcheint, und das iſt trotz ſeiner etwas aparten Anſichten über den Charakter der Lady Macbeth und über den berühmten Monolog des Hamlet zu bedauern, denn vor allen Früheren und Späteren war er geeignet, das Capillar-Syſtem der Shakeſpeare'ſchen Organismen zu entwickeln und dadurch allein wird die Einſicht in die Thätigkeit des Dichters lebendig. Doch hat er durch einzelne Abhandlungen viel gethan und noch mehr vielleicht durch ſeine Leſe-Abende. Die Romantiker hatten noch zu kämpfen, aber ſie gingen als Sieger aus der Schlacht hervor und das ſo vollſtändig, daß ſie ihr eigenes Werk nicht wieder zu zerſtören vermogten, was ein Theil von ihnen ein Decennium nachher durch Einführung des Calderon alles Ernſtes verſuchte. Nun folgten, um nur die hervorragendſten Namen zu nennen, Franz Horn, Ulrici, Rötſcher, Viſcher, Gervinus u. ſ. w. und auch die Ueberſetzungen drängten und verdrängten einander in ſtürmiſcher Haſt, mit einer Licenz beginnend, die den halben Dichter von vornherein aufgab und ſich zu einer Aengſtlichkeit ſteigernd, die lieber den Genius der eigenen Mutterſprache verläugnet, als auf irgend ein Adjectiv Verzicht leiſtet. Eben ſo erging es bei der Bühne. Hamlet und Lear wurden von Schröder zu Familienſtücken zugeſchnitten und fanden auch in dieſer Geſtalt nur als Paradepferd des Virtuoſen Eingang. Schiller und Goethe bemühten ſich, das für unſer reflectirendes Publikum zu üppige Detail dieſer Weltbilder zum Vortheil des Ganzen auf ein faßliches Maß zurückzuführen, und ein ſo ſeltſamer Mißgriff Goethe's Romeo und Julie auch ſein mag: Schillers Macbeth iſt ein Meiſterſtück des Deutſchen Geiſtes. Die Romantiker, die ihren Shakeſpeare leſen, wie die Juden den Talmud, verlangten ſogar das altengliſche Theater-Gerüſt zurück und hätten mit dem nämlichen

Recht auf Talgkerzen beſtehen können. Jetzt wird der Dichter überall ſo unverkürzt gegeben, als die localen Verhältniſſe es nur irgend geſtatten. So hat er ſich denn vollſtändig durchgeſetzt und ohne Zweifel wird ganz Europa im Jahre 1864 ſein dreihundertjähriges Jubiläum feiern, die Germaniſchen Völker aus Liebe und Begeiſterung, die Romaniſchen aus Reſpect. Als eine Art Bärenhäuter trat er in eine Geſellſchaft ein, die an das Geſchaukel des Franzöſiſchen Alexandriners ſo gewöhnt war, wie an die grünen Taxuswände von Verſailles, und die ſich verwunderte, daß er überhaupt nur gehen und ſtehen konnte. Der Studentenjubel, der durch die Fenſter hereindrang und die Ohren betäubte, war mehr geeignet, ihm zu ſchaden, als ihm zu nützen, und nur die unveränderliche Theilnahme des kühlen Leſſing, ſo wie das ernſte Studium des reiſenden Goethe ſchützte ihn vor dem Schickſal, mit raſch veraltendem Modetand in die Rumpelkammer zurück geworfen zu werden, in der er bereits zwei engliſche Revolutionen verſchlafen hatte. Jetzt giebt es bei uns nicht leicht einen Profeſſor der Philoſophie, der ihm nicht ein ganzes oder ein halbes Buch widmet, und wenn ein ermüdeter Hiſtoriker ſich von Geſchichte und Politik einmal erholen will, ſo ſchreibt er einen vierbändigen Commentar über ihn.

Wir Deutſche haben nun alle Urſache, uns mit Shakeſpeare gründlich zu beſchäftigen, ja ſtolz auf ihn zu ſein, denn ohne Frage iſt er weitmehr aus den germaniſchen Elementen der engliſchen Miſch-Nation hervorgegangen, als aus den Romaniſchen, und ſo lehrt er uns unter Anderem auch, was aus uns werden kann, wenn zu dem Vielen, was wir beſitzen, nur ein Weniges von dem, was uns mangelt, hinzukommt. Nichtsdeſtominder ſchrieb ſchon Goethe ſeinen bekannten Aufſatz: „Shakeſpeare und kein Ende!" und wahrlich nicht ohne Grund. Seitdem hat ſich die Lage der Dinge aber ſo verändert, daß faſt Jedermann, der ein paar neue Bemerkungen über den Dichter zu machen hat, ſich berechtigt glaubt, gleich ein dickes Buch über ihn zu bringen, und wenn ich eine Oppoſition, die „von dem Londoner Theater-Direktor und ſeinem unordentlichen und wüſten Scenenbau" zu ſprechen anfängt, auch eben nicht billige, ſo kann ich ſie doch vollkommen begreifen und mögte ſie, wenn ich das „Kriegsrecht" mit ſeinen Conſequenzen in Erwägung ziehe, nicht einmal all' zu hart ſchelten. Jedenfalls wird es Zeit, die Shakeſpeare-Literatur ſtreng zu überwachen, damit ſich auf der einen Seite das abſolut Werthloſe, wozu ich z. B. die Vehſe'ſche Expektoration rechnen muß, nicht ungebührlich anhäufe und auf der andern wirkliche Kern-Werke, wie die von Ulrici und Gervinus, nicht durch Luxus-Arbeiten, die ohne ſie gar nicht möglich geweſen wären, überwuchert und in den Hintergrund gedrängt werden.

Ueber das Buch, das mir zu dieſen Betrachtungen den Anlaß giebt und dem wir uns jetzt näher zuwenden wollen, muß ich, da es auf fünf Bände berechnet iſt, mein Endurtheil natürlich aufſparen. Der Herausgeber will, nach der Vorrede, durch vergleichende Charakteriſtiken der hervorragendſten Zeitgenoſſen Shakeſpeare's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichſten dramatiſchen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniß der altengliſchen Bühne liefern. Er glaubt, daß ſeine Vorgänger Tieck, Baudiſſin u. ſ. w. gerade die werthvollſten Dramen unbeachtet gelaſſen haben. Er meint endlich, daß junge Dramatiker von dieſen Zeitgenoſſen Shakeſpeare's vielleicht mehr lernen dürften, wie von ihm ſelbſt, denn, „indem wir ſähen, was ſie von ihm gelernt hätten, würden wir zugleich wahrnehmen, was wir ſelbſt von ihm lernen könnten, ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die ſo viele Neuere charakteriſire." Die Wahrheit ſeiner erſten Behauptung hat er nun durch den Inhalt der folgenden Bände darzuthun und es iſt billig, den Beweis abzuwarten, ſo auffallend es auch iſt, daß ein Kenner des Gegenſtandes, wie Tieck, gerade das Beſte überſehen haben ſoll. Was jedoch die zweite betrifft, ſo iſt nach meiner Ueberzeugung in Leſſing, um geradezu den Antipoden zu citiren, noch mehr von Shakeſpeare zu finden, wie in ſeinen Zeitgenoſſen, von dem nämlich, was Shakeſpeare zum Shakeſpeare macht, von dem rieſigen, Alles umfaſſenden Verſtand, von der feſten, nie zitternden Hand, mit der er die Weltrichter-Wage hält, und von der unbeſtechlichen Strenge, womit er die menſchlichen Loſe vertheilt. Unter allen ſeinen Zeitgenoſſen aber ſteht John Webſter, den uns der Herausgeber in ſonderbarer Wahl zuerſt vorführt, in dieſem Hauptpunkt wohl am allerweiteſten von ihm ab. Gehen wir näher auf ihn ein.

Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß ein dramatiſcher Dichter der im Bau und im Organismus ſeiner Stücke ſchwach iſt, überhaupt nicht ſtark ſein kann; ein Menſch ohne rothe Wangen iſt noch immer ein Menſch, aber die rothen Wangen können nicht ſelbſtſtändig in der Luft herum fliegen. Wenn er jedoch zu glauben ſcheint, daß den Plänen John Webſter's nichts weiter, als Verworrenheit (im Ganzen) und Ueberladung (im Einzelnen) vorzuwerfen ſei, ſo muß ich ihm auf's Entſchiedenſte widerſprechen; ſeine Dramen gehören, mit kaum einer Ausnahme, unbedingt zu den „monstres detestables“, welche Friedrich dem Zweiten die Engliſche Bühne ſo verhaßt machten. Der Kunſt-Verſtand, der bei Shakeſpeare das Größte und das Kleinſte zuſammenknüpft und vom Centrum aus ſelbſt die Fliege beherrſcht, die am äußerſten Rande der Peripherie zu Boden fällt, iſt gänzlich abweſend; man könnte aus den regellos in der Luft verflatternden Blumen des Feuerwerkers eher einen Kranz winden, als dies rohe Gewühl von Charakteren und Situationen, die innerlich nichts mit einander zu thun haben, auf eine lebendige Einheit zurückführen. Dieſe Stücke ſind wirklich ſo beſchaffen, wie die Shakeſpearſchen unſeren Vorfahren erſcheinen mußten, als ſie von dem blind laufenden Genie faſelten, das allenfalls die Thür des Hauſes verfehlen dürfe, weil ſich vor dem anrennenden Kopf auch gleich in der Mauer ein bequemer Eingang zu öffnen pflege. Hier brüſtet die „Urſprünglichkeit", die dem Kauſal-Geſetz ſo ängſtlich aus dem Wege geht, wie das Lamm dem Wolf, ſich im vollſten Glanz und bringt es denn auch zu einer geiſtigen Schöpfung von ſo viel Beſtand und Gehalt, wie eine phyſiſche haben würde, welche, um das Unſinnige und Unmögliche einmal als denkbar zu nehmen, Nichts von der Gravitation wiſſen wollte. Es wird nützlich ſein, dies im Einzelnen an der „Herzogin von Amalfi", die uns als das eigenthümlichſte Werk des Dichters vorgeführt wird, gründlich nachzuweiſen.

Die Handlung beſteht darin, daß die Herzogin, eine junge, ſchöne und edle Witwe, ſich gegen den Willen ihrer Brüder heimlich und unter ihrem Stande wieder verheirathet und daß dieſe ſie und ihren Gemahl dafür tödten. Der Einſichtige erſieht ſchon hieraus, daß ſich ſtatt der tragiſchen Sphäre die konventionelle vor ihm aufthut, denn dadurch, daß ſich eine Herzogin zum zweiten Mal vermählt, wird kein ewiges Gebot verletzt, ſondern höchſtens ein Familien-Traktat und dadurch, daß ſie unter ihren Stand hinabſteigt, erbittert ſie nicht die ſittlichen Mächte, ſondern bloß ihre vornehmen Verwandten. Eine fürſtliche Heirath kann allerdings das Motiv zu einer Tragödie abgeben und Shakeſpeare hat es im König Johann gezeigt, aber dann muß eben, wie es im König Johann geſchieht, ein Staat die Ehe ſchließen oder bekämpfen, aber unſere Herzogin tritt als reine Privatperſon auf und hat mit den Schickſalen der Völker nichts zu ſchaffen, nicht einmal ihr Sohn aus erſter Ehe wird, obwohl genannt, als wirkliches und wirkſames Hinderniß eingeführt. Wir erfahren daher gleich an der Schwelle, daß wir auf das Weſentlichſte alles deſſen, was uns zur Tragödie hinzieht, Verzicht leiſten müſſen, denn wer fühlte ſich da befriedigt, wo der Menſch nicht geopfert, ſondern blos geſchlachtet wird und wer bätte einen Kriminalfall nicht lieber aus der erſten, als aus der zweiten Hand? Aber auch in dieſer untergeordneteren Sphäre, die das Vortreffliche ausſchließt, iſt das Tüchtige noch möglich; lernen wir hier nicht mehr, wie der Menſch zu Gott und Welt ſteht, ſo lernen wir doch vielleicht noch, wie er ſich unter gegebenen Bedingungen zu ſeines Gleichen verhält, und auch das verlohnt ſich zuweilen der Mühe.

Prüfen wir, wie das Stück ſich zu dieſer beſcheidenen Forderung ſtellt, und vergegenwärtigen wir uns, daß hier an die Stelle des eigentlichen dramatiſchen Intereſſes das pſychologiſche tritt, daß wir alſo in demſelben Maße, als wir der Fabel ihren Gehalt erlaſſen, auf der vollen Zahlungsfähigkeit der Charaktere beſtehen müſſen. Ohne Zweifel denkt der Leſer, der ſich die grauſe Handlung des Schweſter- und Schwagermordes im Voraus erklären will, ſich die Brüder unwillkürlich als ſtolze Patrizier, die in Römiſcher Strenge an ihr erlauchtes Blut Alles ſetzen zu müſſen glauben, oder auch als habgierige Feudalherren, die das Familiengut, die Baſis ihrer Macht und ihrer Stellung, durch jedes Mittel, das äußerſte nicht ausgeſchloſſen, zuſammenzuhalten ſuchen. Wie wird er ſich verwundern, wenn er vernimmt, daß die Brüder der Herzogin von Amalfi Keins von Beiden ſind, und daß ſie viel mehr Aehnlichkeit mit den verächtlichen Eſſig-Aalen und Gallerten der Menſchheit haben, die ſich von Minute zu Minute auflöſen und verwandeln, als mit jenen elementariſchen Naturen, in denen ſich die eine oder die andere Leidenſchaft dämoniſch verkörpert, weil der ſittliche Kreislauf in ihnen gewiſſermaßen ſtockt, und die uns mit dem gemeinen Ziel, das ſie verfolgen, durch die edle Energie der Kräfte, die ſie dabei entwickeln, halb und halb ausſöhnen.

Ich will jetzt einfach erzählen. Antonio Bologna, der Intendant und ſpätere Gemahl der Herzogin, kommt aus Frankreich zurück und trifft ſeinen Freund Delio, dem er über die franzöſiſchen Zuſtände Bericht abzuſtatten anfängt. Er wird aber gleich unterbrochen, denn der Kardinal, einer der blutigen Brüder, tritt mit Boſola auf und wird von dieſem, der eines in ſeinem Dienſt und Auftrag vollbrachten Mordes wegen ſieben Jahre lang auf der Galeere geſeſſen haben will, um Belohnung und Entſchädigung angeſprochen. Der Kardinal will nichts von ihm wiſſen und geht wieder ab. Dies Erſcheinen und Wiederverſchwinden der Perſonen, nachdem ſie kaum den Mund aufgethan haben, erinnert an die chineſiſchen Schattenſpiele, in denen die Geſtalten nur ſo durch einander fliegen, und iſt charakteriſtiſch, nicht allein für dies Stück, ſondern für die ganze Schule; es wurde auch auf's Treueſte von unſerem Lenz nachgeahmt, der die Scene einmal von Lille nach Straßburg verſetzt, um eine Nebenfigur ein Oh! ausſtoßen zu laſſen und ſie dann ſogleich nach Lille zurückverlegt. Boſola wüthet und ergießt ſich gegen Antonio und Delio in einem gezwungenen Humor, der mit dem Shakeſpeare'ſchen, dem er offenbar nachſtrebt, ſo viel Verwandtſchaft hat, wie ein in Schweinsleder gebundenes Vademecum, das ein officieller Spaßmacher ablieſt, mit einem unmittelbar aus der Seele fließenden Geſpräch, wie es etwa

Jean Paul oder Cervantes perſönlich führen mogten. Der Herzog Ferdinand, der zweite Bruder, erſcheint mit Gefolge, jedoch nicht um die Handlung in Gang zu bringen, denn es werden nur nichtsſagende Redensarten gewechſelt, ſondern um dem Antonio Gelegenheit zu geben, Delio's Neugier zu befriedigen und ihm den ganzen Hof zu ſchildern. Das geſchieht denn auch und ungefähr in der Art, wie der Beſitzer einer Menagerie von den Eigenſchaften der wilden Thiere Rechenſchaft giebt, die in das Gitter ihrer Käfige beißen. Alles iſt regiſtermäßig, es zeigt ſich keine Spur von jener großen Kunſt, die ſelbſt dann, wenn ſie ausſchließlich des Publikums wegen ſpricht, nur der eben auf der Bühne anweſenden Perſonen wegen zu ſprechen ſcheint. Mittlerweile tritt der Kardinal wieder auf in Begleitung ſeiner Schweſter, der Herzogin, und ſeiner heimlichen Maitreſſe Julia, der Gemahlin des Hofherrn Caſtruccio; Antonio nimmt den Anlaß wahr, ſeinem Freunde auch das Bild der Herzogin zu zeichnen und verräth durch die glühenden Farben, die er wählt, die ſtille Leidenſchaft ſeines Herzens. Dies iſt ein feiner Zug von echt dramatiſcher Bedeutung, gegen den das Frühere aber freilich nur um ſo hölzerner abſticht. Der Herzog empfiehlt ſeiner Schweſter den Boſola als Stallmeiſter; ſie acceptirt ihn unbedingt, obgleich ſie weiß, daß er von der Galeere kommt, weil die Empfehlung des Bruders dieſen Umſtand bei ihr aufwiegt. Ein ſo rührendes Vertrauen, das nachher ſo ganz zu ihrem Verderben ausſchlägt, würde tragiſch ſein, wenn es nach Allem dem, was ſie über ihren Bruder ſchon weiß und wiſſen muß, nur natürlich wäre; jetzt verfehlt es die Wirkung. Der Kardinal entfernt ſich wieder mit der Herzogin, und der Herzog theilt Boſola ſeine Ernennung mit, ſagt ihm aber zugleich, daß er ſeine neue Gebieterin auf Schritt und Tritt überwachen und den Spion blos mit dem Stallmeiſter decken ſoll; Boſola giebt wieder etwas aus dem verſchluckten Vademecum von ſich, iſt aber im Uebrigen zu den geheimen Dienſtleiſtungen bereit. Dieſe Scene zeigt uns endlich, worum es ſich handelt: die begehrungswerthe junge Witwe ſoll nicht wieder freien und ſie ſteht im Verdacht, daß ſie daran denkt. Der Kardinal kehrt mit der Herzogin zurück und die Brüder nehmen von der Schweſter Abſchied; ſie ermahnen ſie zur Enthaltſamkeit, werfen ihr ihre „Prachtgelage und ihr Maskenweſen“ vor, ſpotten über die guten Vorſätze der Frauen, die den „Mann ſchon kennen“ und ergehen ſich zuletzt ſogar in dunklen Drohungen mit Blut und Dolch. Die Reden von fleckenreicher Leber und Lampreten ohne Knochen, die hier fallen, gäben Gelegenheit zu einer ſehr nöthigen Excurſion über den unſchuldigen Cynismus, der ſich dem Dichter geradezu in den Weg ſtellt, und über den abſichtlich bei den Haaren herbeigezogenen, auf die ich jedoch dießmal verzichten muß; im Ganzen ſind ſie ebenſo unſinnig als widerlich, denn wer davon überzeugt iſt, daß es keine weibliche Tugend giebt, der ſoll ſich auch die Predigt erſparen. Die Herzogin verſpricht, keinen zweiten Mann zu nehmen; ihre Brüder ſind aber kaum fort, als ſie ihrer Kammerfrau Cariola auch ſchon erklärt, ihre ganze königliche Sippſchaft werde ſie von dem beſchloſſenen gefährlichen Schritt nicht abhalten, und ihrem Intendanten Antonio eine Hand anträgt, die er, wie heiß er ſie auch erſehnt haben mag, doch nicht ohne Zögern und nur mit leiſem Schauer erfaßt. Dieſe Scene, die letzte des erſten Actes, in der Mann und Weib die Rollen tauſchen, iſt ebenſo zart ausgeführt, als kühn gedacht; ſie iſt aber auch die einzige im ganzen Stück, die von echter dramatiſcher Kraft zeugt, und gleicht einer Rakete, die durch ihre bunten Flammenſterne zwar nicht das verregnete Feuerwerk, das im Papier ſtecken bleibt, aber doch die Ehre des Pulvers rettet.

Im zweiten Act haben wir zunächſt wieder eine volle Ladung von Boſola's Humor auszuhalten, in der diesmal Seneca ſtark vorſchmeckt, dann theilt Antonio dem Delio zu deſſen größtem Erſtaunen ſeine heimliche Vermählung mit. Die Herzogin tritt auf, fragt ihren Gemahl in Boſola's Gegenwart, ob ſie nicht dick werde, klagt über kurzen Athem und beſtellt ſich eine Sänfte. Boſola hat ſchon vorher in einem Monolog Betrachtungen über den Zuſtand ſeiner Gebieterin angeſtellt, deren Naturalismus einem Accoucheur alle Ehre machen würde; ſein Argwohn wächſt und um völlig in's Reine zu kommen, bietet er ihr raſch ein Paar Aprikoſen an, welche er als die erſten des Jahres empfiehlt. Sie greift gierig zu und verſchlingt ſie auf der Stelle, obgleich er dringend räth, ſie zu ſchälen, da ſie „im Pferdemiſt“ gezeitigt ſeien. Nun weiß er genug und gleich darauf fühlt ſie ſich von Wehen ergriffen und wird von ihren Damen abgeführt. Antonio verliert den Kopf, Delio räth ihm aber, raſch auszuſprengen, daß ſie ſich durch Boſola's Aprikoſen vergiftet glaube, und die Hebamme zu rufen. Dieſe iſt nämlich längſt vorbereitet und dieſer Umſtand berechtigt uns zu der Frage, die wir ſonſt unbedingt den Verehrern von Boz überlaſſen würden, wie es möglich war, daß die Schwangere noch im neunten Monat die Unvorſichtigkeit begehen konnte, ſich aus dem Zimmer zu trauen, denn wer den plumpen Geſetzen eines unberechtigten Realismus in einem Punkte Rede ſteht, der darf ſie in keinem anderen vernachläſſigen. Antonio befolgt den Rath, er geht ſogar noch weiter, er läßt alle Pforten verſchließen und befiehlt allen Dienern, ihre Zimmer zu hüten, weil die Herzogin ſich nicht blos nach dem Genuß der Aprikoſen ſterbenskrank fühle, ſondern weil ihr noch obendrein koſtbare Juwelen geſtohlen ſeien.

Boſola, zuerſt ſelbſt erſchreckt, weiß bald, was er von dieſen Maßregeln zu halten hat, er ſchleicht daher, weit entfernt, ſich einzuſperren und zu Bett zu gehen, im Schloß horchend und lauernd mit einer Blend-Laterne umher und ſtößt in demſelben Augenblick auf Antonio, als dieſer ſeinem neugebornen Söhnlein gerade das Horoskop geſtellt hatte. Es giebt eine Anfangs verlegene, dann heftige Scene zwiſchen Beiden: Boſola wird unverſchämt, Antonio wüthend, der Letztere ſpricht die Anſchuldigung des Giftmordes offen aus und geht mit Drohungen ab, verliert dabei aber das Papier mit dem Horoskop und giebt dem Spion, dem ohnehin kein Schrei der Wöchnerin entgangen iſt, dadurch das Siegel der Beſtätigung in die Hand. Daß Briefſchaften, die im Drama am unrechten Ort verloren gehen und von dem unrechten Mann gefunden werden, eben ſo hoch im Preiſe ſtehen, wie Monologe, die ein Engel hält und die ein Teufel aufſchnappt, brauche ich dem Leſer nicht erſt in's Gedächtniß zu rufen. Boſola, der in Antonio jedoch nur noch den Kuppler und keineswegs den Begünſtigten ſelbſt erblickt, ſchickt die Neuigkeit ſogleich durch Caſtruccio nach Rom, wo die Brüder ſich befinden; auch Delio eilt in Antonio's Auftrag dahin, man weiß nicht warum und erfährt es auch im ganzen Stücke nicht denn er treibt blos Privatiſſima, indem er dem Kardinal ſeine Maitreſſe abſpenſtig zu machen ſucht.

Die Brüder fluchen grimmig und die heilloſeſten Tiraden des Titus Andronicus werden wo möglich noch übertroffen, aber ihre Wuth will nicht viel heißen, denn ſie laſſen der Schweſter, die ſie ſich in der Phantaſie mit „Barkenführern, Holzknechten und Kohlenträgern“ zuſammen denken, während ſie ihren „Baſtard in Waſſer kochen und ſeinem Vater die Brühe zu trinken geben“, noch Zeit, den Antonio mit zwei neuen Sprößlingen zu erfreuen, wie wir gleich zu Anfang des dritten Akts erfahren. Das gänzlich Unmotivirte und Unwahre liegt zu Tage; ſo phantaſirt kein Herzog und kein Kardinal über ſeine Schweſter und ſolch ein Aufſchub verträgt ſich mit keiner elementariſchen Natur, oder würde ein Othello uns nicht anwidern, der die neun Monate der Phyſiologie abwartete, um erſt zu ſehen, ob ſein Erbe ſchwarz, weiß oder geſprenkelt zur Welt käme, und liegt die einzige Rechtfertigung des Affekts nicht in ſeiner Unwiderſtehlichkeit? Nebenbei iſt noch zu bemerken, daß die Scene, worin der Kardinal die ihm nachgelaufene Julia empfängt und worin ſpäter der in ſie verliebte Delio um ihre Gunſt wirbt, zu dem Scheußlichſten gerechnet werden muß, was ſich je an’s Licht getraute, und zwar aus äſthetiſchen, nicht aber etwa aus moraliſchen Gründen; wer ſich den Unterſchied zwiſchen dem Genius, der Alles adelt, und dem nachahmenden Talent, das Alles befleckt, gründlich klar machen will, der vergleiche hier Shakeſpeare's Behandlung ſo extremer Materien mit Webſter's Manier.

Zwei Jahre oder wenigſtens anderthalb ſind verſtrichen und endlich ſcheint es Ernſt zu werden. Der Herzog iſt zurückgekehrt und zeigt ſich, wie Antonio dem gleichfalls wieder eingetroffenen Delio ſagt, in ſeiner Weiſe höchſt gefährlich; Delio fragt nämlich im Einklang mit allem Uebrigen ganz naiv nach Dingen, über die er billigerweiſe ſelbſt am beſten Auskunft geben ſollte. Der Bruder ſpielt bei Tage gegen die Schweſter den Vertrauensvollen, der großmüthig jede Rechtfertigung hinſichtlich der umlaufenden ſchlimmen Gerüchte ablehnt; bei Nacht tritt er aber in ihrem Schlafgemach mit einem Dolch vor ſie hin. Dieſe Scene wimmelt nun förmlich von Widerſprüchen und Unbegreiflichkeiten, wie ein Sumpf von Fröſchen. Ermöglicht wird ſie zunächſt durch einen Nachſchlüſſel, ein Motiv, das mit verlorengehenden Briefſchaften und erhorchten Monologen auf gleicher Höhe ſteht und ſich bei keinem dramatiſchen Dichter findet, der auch nur halbwegs auf Anſtand hält. Iſt doch nicht Alles blos deßhalb erlaubt, weil Ariſtoteles es nicht ausdrücklich verboten hat; manche Sünde belegte er nur darum nicht mit dem Bann, weil er ſie, wie die Römer den Vatermord, für unmöglich hielt. Es iſt weiter abſolut nicht abzuſehen, warum die Scene nicht auch bei Sonnenſchein vor ſich gehen konnte, in dem Moment z. B., wo der Herzog ſeiner Schweſter einen Gemahl vorſchlägt und wo ſie dieſen abweiſt, wenn anders der Mond und die Geſpenſterſtunde nicht des größeren Effects wegen herbeigezogen werden. Auch das Erlauſchen einiger nicht für den ungebetenen Gaſt geſprochener Redensarten ſpielt ſeine Rolle und bis zu dem Grade, daß er, wenn er nur um eine halbe Secunde früher eingetreten wäre, das ganze Geheimniß, den Namen mit eingeſchloſſen, erſchnappt haben würde. Aber das alles ſind Kleinigkeiten, obgleich an ſich ſchwer genug wiegend, gegen den Inhalt ſelbſt. Man erwartet eine blutige That. Kein Gedanke! Oder doch ein ernſtes Verhör. Eben ſo wenig! Der Herzog ergeht ſich in Variationen über den Ausſpruch des Brutus hinſichtlich der Tugend; er verwünſcht den Verführer ſeiner Schweſter, verſichert ihr, daß er blos gekommen ſei, ihn zu entdecken, daß er jetzt aber nicht um Alles in der Welt ſein Antlitz ſchauen möge, weil das ſie Beide in's Verderben ſtürzen würde und giebt ihm, überzeugt, unmittelbar von ihm gehört zu werden und faſt beſorgt, über ihn zu ſtolpern, wie es ſcheint, den guten Rath, ſich auch ferner ſorgfältig zu verbergen; er überreicht ſeiner Schweſter den mitgebrachten Dolch und entfernt ſich mit dem Gelöbniß, ſie niemals wieder ſehen zu wollen. Handelt ſo die Leidenſchaft? Gewiß nicht. Oder der Verſtand? Noch weniger. Da bleibt denn zur Erklärung nichts übrig als die Tollheit, und zwar, wohl zu merken, die künſtleriſch nicht intentionirte, die ſo unerwartet und ſo unberechtigt eintritt, wie ein Dieb in der Nacht. So geht's fort. Die Herzogin zittert, wo wir lachen, ſie hält für nöthig, daß Antonio, den noch gar kein Verdacht trifft und den ſie, wie wir gleich ſehen werden, ſpäter erſt ſelbſt verräth, die Flucht ergreife, und ſtatt ihn einfach als ihren Diener fortzuſchicken, beſchuldigt ſie ihn, mit ihm ſelbſt wegen der „magnanima menzogna“ natürlich im Einverſtändniß, des ſchmählichſten Geldbetrugs und jagt ihn davon. Boſola hält ihm eine Lobrede und in Folge deren platzt ſie gegen den ehemaligen Galeerenſträfling mit ihrem Geheimniß heraus, von dem er bis dahin ſo wenig eine Ahnung hatte, daß er den Herzog ausdrücklich auf die Sterne, in denen Alles geſchrieben ſtehe, verwies. Er wünſcht Glück zu einem ſo edlen Gatten, macht ſich aber gleich nach Rom mit der Entdeckung oder vielmehr Neuigkeit auf, während ſie mit ihren Schätzen nach Ancona eilt, um ſich dort wieder mit Antonio zu vereinigen. Die Brüder wüthen abermals, obgleich ſie, die ſchon auf Barkenführer, Holzknechte und Kohlenträger gefaßt waren, nach gemeiner Logik in einem Edelmann, wie Antonio doch iſt, einigen Troſt erblicken müßten, und der Kardinal fliegt nach Ancona und verbannt ſeine Schweſter, nebſt Gemahl und Kinder. Boſola ſtellt ſich bei ſeiner Gebieterin wieder ein und zwar mit einem Brief des Herzogs, worin dieſer ſie bittet, ihm Antonio zu ſenden, weil er deſſen Kopf brauche; ſie wittert Unheil und dringt in Antonio, mit dem älteſten Knaben nach Mailand zu gehen, um nicht alle Reſte ihres gemeinſchaftlichen Glücks auf ein einziges Schiff zu ſetzen. Er befolgt den Rath und iſt kaum fort, als Boſola abermals erſcheint, jetzt mit Bewaffneten, und ſie gefangen nimmt, um ſie in ihren Pallaſt zurückzuführen. Dabei verhöhnt er ſie, ſchmäht ihre Kinder und ſchimpft auf ihren Gatten, ein Zug, den ich den Leſer bitte, ſich zu merken. Beim Beginn des vierten Actes ſchleicht der Herzog abermals um die Schweſter, die er nie wieder zu ſehen gelobte, auf bedrohliche Weiſe herum. Er läßt ihr ſagen, ihn reue ſein Vorſatz, da er ihn aber halten müßte, ſo bäte er ſie, ihn bei Nacht und in völliger Finſterniß zu empfangen. Trotz Allem, was ſie bereits erfahren hat und obgleich Boſola es iſt, der die Botſchaft ausrichtet, geht ſie darauf ein. Sie hat auch Recht, ihr geſchieht wieder kein Leides, er läßt ihr nach einigen Stachelreden über ihre „Brut“ bloß eine Todtenhand zurück, die er ihr zur Verſöhnung reicht, als ob es die ſeinige wäre und Boſola zeigt ihr „hinter einer Lichtwand, künſtlich dargeſtellt“, nämlich in Wachs bouſſirt, auf ſeinen Befehl bei greller Beleuchtung Antonio und ſeine Kinder (er nahm nur eins mit, wie wir uns erinnern) als Leichen.

Es wäre Thorheit, wenn wir noch nach dem dramatiſchen oder pſychologiſchen Grund dieſer tragikomiſchen Poſſe fragen wollten, aber verwundern dürfen wir uns vielleicht, daß die Herzogin nicht allein nicht fragt, woher die Leichen ſo plötzlich kommen, was ſie billig müßte, da ſie die Lebenden ſo weit von ſich entfernt wußte, ſondern daß ſie ſich nicht einmal auf die theuren Ueberreſte ſtürzt, um den letzten bittern Abſchied zu nehmen und dadurch den Betrug entdeckt. Sie verflucht blos Himmel und Erde. Boſola wird es zu arg, er redet dem Herzog in's Gewiſſen, aber dieſer iſt kein Freund von Komödien, die nur einen Akt haben, er läßt daher noch einen zweiten folgen, indem er der Verzweifelnden eine Bande Tollhäusler zuſchickt, die um ſie her tanzen und lärmen müſſen. Dieſe Tollhäusler, an ſich betrachtet, denn als Glied in der Kette verdienen ſie natürlich nicht die Erwähnung, gäben Gelegenheit zu einer Exkurſion über den poetiſchen Wahnſinn, die ich aber wie die frühere über den Cynismus, unbenutzt laſſen muß; ſie ſind in jenem tiefſinnigen Styl ausgeführt, wonach ein Verrückter dargeſtellt iſt, ſobald ein Menſch das Pferd für den Bürgermeiſter hält, oder zum Ofen guten Tag ſagt. Unmittelbar nach den Tollhäuslern erſcheint der noch kurz zuvor ſo mitleidige Boſola als alter Mann verkleidet und ſetzt, von der Herzogin unerkannt, die Marter fort, er quält ſie eine gute Weile durch ſeinen Humor, den wir ſchon hinreichend kennen, und ruft dann den Henker mit ſeinen Knechten herbei, die ſie, ſammt ihrer Kammerfrau und ihren Kindern (jetzt ſind ſie wieder bei der Mutter) erdroſſeln. Der Herzog tritt auf und Boſola fordert ſeinen Lohn für den eben geleiſteten Dienſt, erhält aber die ſchnöde Antwort, daß er zufrieden ſein ſolle, wenn man ihm den Mord nur verzeihe. Er iſt ſeinerſeits wenig geneigt, auf dieſe Anſchauung der Dinge einzugehen und es giebt eine heftige Scene zwiſchen ihnen, die ſeltſam genug damit endigt, daß Boſola von der tiefſten Reue ergriffen wird, der Herzog aber in wirklichen Wahnſinn verfällt. Der Herzog geht mit dem Ausruf ab: „ich will den Dachs im Abendlichte jagen!“ und Boſola theilt der Sterbenden, die ſich noch einmal regt, wahrſcheinlich zum Beweis der Aufrichtigkeit ſeiner Zerknirſchung mit, daß Antonio noch lebe und daß der Papſt Alles beigelegt habe; Beide ſind in ihrem ganzen Thun und Gehaben nur dann erklärt, wenn man annimmt, daß ihnen jede Viertelſtunde ein neuer Kopf wächſt. Im fünften Akt erſcheint Antonio wieder mit ſeinem Vertrauten Delio. Er weiß ſo wenig von dem Schickſal der Seinigen, daß von einer Ausſöhnung mit den Brüdern die Rede iſt, und er entſchließt ſich, als Delio die Ehrlichkeit der letzteren bezweifelt, in der nächſten Nacht „Alles zu wagen“ und den Kardinal, zu dem er ſich heimlichen Zutritt verſchaffen könne, zu ſchrecken, wie der Herzog einſt die Herzogin, um auf dieſe Weiſe wo möglich „das Gift aus ſeiner Bruſt zu ziehen.“ Delio ſtimmt bei und verſpricht ſeinen Beiſtand, anſtatt dem Fieberkranken das Unſinnige eines ſolchen Schrittes deutlich zu machen und ihn zurückzuhalten. Der Herzog tritt als Toller auf, vom Kardinal, Boſola und einigen Perſonen, die der letzte Akt dem Drama erſt beſcheert, geleitet und begleitet; er ſpielt ſeine neue Rolle ganz wie die alte, mit dem einzigen Unterſchied, daß er nicht mehr in der Welt, ſondern nur noch im Kopf Häkſel ſchneidet und es alſo nicht mehr zu zuſammenhangsloſen Thaten, ſondern nur noch zu ungereimten Vorſtellungen bringt. Boſola, bei dem die Reue intermittirt, was Niemand wundern kann, da die Gewiſſensbiſſe ihm nach ſeinem eigenen Geſtändniß erſt gekommen ſind, als die Hoffnung auf Gewinn verſchwunden war, macht ſich an den Kardinal. Dieſer hat keine Luſt, ſeinen Antheil an dem Geſchehenen, der uns übrigens auch völlig unbekannt geblieben iſt, einzugeſtehen und empfängt ihn mit der Frage, wie ſeine Schweſter ſich befinde, er beauftragt ihn jedoch in demſelben Odemzug, Antonio auszuſpüren und zu tödten. Boſola ſagt zu, dießmal aber gleich in der Abſicht, ihn hinter's Licht zu führen. Julia, die Maitreſſe, tritt auf, nachdem der Kardinal ſich entfernte, und macht Boſola eine Liebeserklärung;

ſie war vorher ſchon da, um ihren Patron zum Abendeſſen zu bitten, und rief aus, als ſie den Stallmeiſter erblickte: „Was der Kerl für eine prächtige Geſtalt hat!“ Dieſe Scene dürfte in der Literatur der Welt ohne Beiſpiel ſein und erlaubt kein Citat, auch iſt ſie durchaus nicht dem Jahrhundert, ſondern abſolut dem verwilderten Gemüth des Dichters anzurechnen; man halte die verſchrieenſte von Shakeſpeare dagegen und überzeuge ſich, daß die reine Muſe in bedenklichen Situationen den geradeſten Ausdruck nur darum wählt, weil ſie in ihrer keuſchen Unſchuld ſeine häßlichen Nebenbeziehungen gar nicht kennt und nicht kennen darf, während die trunkene Mänade ausſchließlich wegen dieſer nach ihm greift. Boſola ſpielt nicht den Joſeph, aber auch nicht den Romeo; er iſt bereit zu Allem, aber Julia ſoll den Kardinal erſt aushorchen, warum er „ſo ſeltſam melancholiſch ſei,“ und ſie erbietet ſich, es auf der Stelle zu thun und verſteckt ihn in ihr Kabinet. Der Kardinal erſcheint und ſie verſucht ihre Künſte. Er warnt ſie, in ſeine Geheimniſſe einzudringen, denn es ſei gefährlich, ſie zu kennen, endlich vertraut er ihr, daß er ſeine Schweſter und ihre Kinder habe ermorden laſſen, und als ſie im Gedanken an den geheimen Zuhörer Boſola, der freilich nichts Neues erfährt und deſſen ganzes Manöver man überhaupt nicht begreift, ausruft: „Ihr ſeid verloren, Herr!“ muß ſie ihm Verſchwiegenheit ſchwören und zum Siegel ein Buch küſſen. Das Buch iſt vergiftet und ſie ſtirbt; er wollte ſie los ſein und Boſola, der während deſſen hervortritt, empfängt unter den lockendſten Verſprechungen von Vortheilen und Ehren den Auftrag, um Mitternacht wieder zu kommen und die Leiche fortzuſchaffen, erhält auch zu dieſem Zweck den Hauptſchlüſſel des Pallaſtes. Hier kommt das Stück wirklicher Mauer im Landſchaftsgemälde, das Tieck einmal ſo ſtörte, wieder zum Vorſchein und ich muß aus demſelben Grunde, wie oben bei Gelegenheit der Hebamme, fragen: kann es in einem Hauſe, wo die vergifteten Bücher herumliegen, wie anderswo die Eßbeſtecke, an Mitteln fehlen, Leichen zu beſeitigen? Wo der Mord ſo leicht iſt, darf das Begräbniß keine Schwierigkeiten verurſachen und umgekehrt; wo man durch ein Buch tödtet, darf es eher an der nöthigſten Bequemlichkeit, als an Fallthüren und unterirdiſchen Gewölben mangeln. Die verhängnißvolle Nacht bricht ein und wir ſtoßen zunächſt auf Antonio, der ſich mit Delio zum Kardinal begiebt. Delio führt ihn erſt an einen in der Nähe des Pallaſtes liegenden Platz, um ihn mit einem Echo bekannt zu machen, das dort ſeinen Sitz hat und das ſich auch gleich legitimirt, indem es, während die Freunde ein trauriges Zwiegeſpräch mit einander führen, alle Stichwörter auffängt und wiederholt. Das macht auf Antonio einen ſo tiefen Eindruck, daß er einen Geiſt zu ſehen und zu hören glaubt, und dies würde in ſeiner Gemüthsſtimmung auch eben ſo natürlich, als phantaſtiſch ſchön ſein, wenn er von dem Echo nichts wüßte und nur zufällig in den Bereich desſelben gerathen wäre. Jetzt vermehrt es bloß die Summe der uns zugemutheten Unbegreiflichkeiten und beweiſt, was aus dem vortrefflichſten Zug wird, wenn er in die unrechte Hand fällt; ſie bringt ihn an wie der Wilde den Ring, in der Naſe nämlich.

Treten wir in den Pallaſt!

Der Kardinal verbietet allen ſeinen Dienern, ſich in der Nacht um ihn oder ſeinen Bruder, den Tollen, zu bekümmern; ſie ſollen nicht einmal kommen, wenn ſie ihn um Hilfe ſchreien hörten, denn das werde er nur thun, um ſie auf die Probe zu ſtellen; und als ſie ihm endlich geloben, ihm ſelbſt dann nicht beizuſpringen, wenn es ihm wirklich an die Kehle ginge, erkennt er es mit Dank an. Das Alles geſchieht, um Boſola Gelegenheit zu geben, den Leichnam der Julia fortzuſchaffen; gleich darauf ſoll dieſer aber durch ſeine eigene Hand fallen, und da er doch auch nicht bei Glockenklang und Chorgeſang feierlich beſtattet werden kann, wenn er an kaltem Eiſen ſtirbt, ſo iſt dieſelbe Schwierigkeit auf der Stelle wieder da. Er ſpricht ſeinen Vorſatz in einem Monolog aus, von dem Boſola nach der von uns ſchon nach Verdienſt gewürdigten und belobten Oeconomie des Stücks gerade ſo viel hört, als er braucht; dann geht er ab. Antonio kommt, von einem Diener hereingeführt; er hofft den Kardinal (dieſen Kardinal, von dem er zwar noch nicht ſo viel weiß wie wir, aber doch mehr als genug um ihn kennen zu können) beim Gebet zu treffen und dann ſeine Verzeihung zu erlangen. Boſola ſticht ihn nieder, weil er ihn, wie es ſcheint, denn man wird nicht klug daraus, für den Kardinal hält und geht nun um ſo grimmiger auf dieſen ſelbſt los, als er ſeines Irrthums inne wird. Der Kardinal ſchreit in ſeiner Bedrängniß nach der Wache, ſeine Leute erſcheinen auch, aber im Einklang mit dem von ihnen gegebenen Verſprechen einzig und allein, um ihm durch das Gitter der Thür ein Kompliment über ſeine ausbündige Meiſterſchaft in der Verſtellung zu machen und ſein vortreffliches Spiel zu bewundern. Während Beide mit einander ringen, kommt auch der Tolle hinzu; er glaubt im Gefecht zu ſein, und da er, ſeltſam genug, bewaffnet iſt, ſo haut er mit darein und bringt Boſola einen tödtlichen Hieb bei. Boſola, der dem Kardinal bereits den nöthigen Dolchſtoß verſetzt hat, erſticht nun unter Zuſammenraffung der letzten Kräfte auch noch den Herzog und alle Drei ſterben zugleich. Jetzt ſtürzt die Dienerſchaft des Kardinals, der doch zuletzt etwas unheimlich zu Muthe wird, mit Tumult herbei, und Delio tritt zum Schluß mit dem übrig gebliebenen Sohn Antonio's und der Herzogin auf und erklärt, dieſen in die Rechte der Todten einſetzen zu wollen. Das erinnert ſtark an den Ausgang des Hamlet, macht aber freilich, aus guten Gründen, nicht denſelben erhebenden und verſöhnenden Eindruck.

Dies iſt der Inhalt des Stückes. Ich habe ihn aktenmäßig treu wieder gegeben, obgleich die Spinnerin, die aus den zerflatternden Sommerfäden des Herbſtes dauerhaftes Garn liefern ſollte, bei ihrer Aufgabe nicht übler daran wäre, wie ich bei der meinigen. Ich habe den Dichter nicht nach der bequemen Methode des Tages, durch Verrückung der Inſtanzen, durch hinterliſtige Unterſchiebung der realiſtiſchen oder der idealiſtiſchen am unrechten Ort, vexirt, ſondern ihn jedesmal nach der beurtheilt, unter die er ſich ſelbſt geſtellt hatte. Nun ziehe der Leſer das Reſultat und frage ſich, ob ſich im Ganzen oder im Einzelnen, die wenigen von mir ſelbſt hervorgehobenen Scenen und Züge ausgenommen, auch nur eine Spur von Kunſtverſtand zeigt und ob ich berechtigt war, dieſes „eigenthümlichſte Werk John Webſter's“ als ein rohes Gewühl von Charakteren und Situationen zu bezeichnen und in dieſen Charakteren ſelbſt, ſtatt lebendiger Menſchen, nur ein trauriges Analogon von Eſſig-Aalen und Gallerten zu erblicken, die willkürlich und geſetzlos durch einander kugeln und ſchnalzen. Nicht beſſer ſteht es mit der „Vittoria Accorombona“, deren nähere

Analyſe ich mir gewiß erſparen darf. Ehebruch, Vergiftung, Mord in allen Geſtalten und Abſtufungen bilden die Handlung, die Charaktere ſind wie in der Herzogin von Amalfi; die Heldin des Stückes, Vittoria, weiß zum Schluß, im Moment des Untergangs, nichts als ihr heißes Blut für ſich anzuführen und an einem ſittlichen Kern gebricht es ganz und gar. Das iſt aber nicht etwa künſtleriſche Intention, welche die Fäulniß und vollkommene Zerfreſſenheit eines beſtimmten hiſtoriſchen Zuſtandes veranſchaulichen will, wozu die Aufgabe hier im Stoff ſogar vorlag, ſondern abſolute Rohheit, denn wäre das Gegentheil der Fall, ſo dürfte neben dem kranken alten Geſchlecht, das in wilder Raſerei ſich ſelbſt zerſtört, das geſunde neue nicht fehlen, das an ſeine Stelle treten und die entweihte Erde wieder heiligen ſoll. Wenn John Ford dem Leſer der Herzogin von Amalfi zurief:

„Krönt ihn als Dichter, dem in Griechenland
Und Rom kein größerer Rival erſtand!“

und wenn ein Unbekannter bei Gelegenheit der Vittoria den Dichter ſelbſt anſang:

„Nicht Schwung und Pathos des Euripides,
Noch tragiſche Gewalt des Sophocles
Sei fort und fort geprieſen und bewundert
Von uns. Fragt Ihr warum? Weil dem Jahrhundert
In Dir ein neuer Dichterfürſt erſcheint,
Der jener Beiden Werth in ſich vereint!“

ſo beweiſ't das blos, was wir auch ſonſt wiſſen und was keinen Vernünftigen befremdet, daß Shakeſpeare's Zeitgenoſſen kein Maß für den Genius hatten, der in ihrer Mitte wandelte, nicht aber, daß John Webſter auch nur eine Faſer von ihm beſaß; John ſelbſt kannte den unermeßlichen Abſtand, der ihn und ſeine Genoſſen von dem „Mitſtrebenden“ trennte, eben ſo wenig, wie der mehr als komiſche Schluß zur Vittoria auf's Ergötzlichſte beweiſ't. „Ich habe — läßt er ſich hier gnädig vernehmen — immer eine wahre Freude darin gefunden, meine gute Meinung von den würdigen Arbeiten Anderer zu nähren und zu befeſtigen. Dieß gilt beſonders von dem vollen und hohen Styl des Meiſters Chapman, den durchgearbeiteten und verſtändigen Werken des Meiſter Johnſon, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meiſter Beaumont und Fletcher und endlich (ohne durch das ſpätere Nennen dieſer Namen irgend welche Hintanſetzung auszudrücken) von der eben ſo glücklichen, wie fruchtbringenden Thätigkeit der Meiſter Shakeſpeare, Dekker und Heywood. Wer denkt hiebei nicht an Macbeths Wort: „Wie Pudel, Windſpiel u. ſ. w. alle Hunde heißen!“ Ungleich höher, wie die Herzogin von Amalfi und die Vittoria Accorombona iſt „Appius und Virginia“ zu ſtellen, und wenn ich Ulrici's Ableitung der größeren Gediegenheit dieſes Stückes aus der ſchon durch die

Geſchichte bis in's Einzelſte vorgezeichneten Organiſirung des Stoffes auch nicht unbedingt zurückweiſen darf, ſo will ich doch zu Gunſten und Ehren des Dichters an Leſſing's vortreffliche Entwickelung der Corneille'ſchen Rodogüne erinnern, aus welcher mit Evidenz hervorgeht, daß die Geſchichte nur dem wirklichen Poeten, nicht aber dem blos witzigen Kopf vordichten *kann*, da Jener allerdings ſchon im Stengelglaſe die Welt erblickt, dieſer aber in der Welt ſelbſt nur ein Stengelglas, das er mit ſeinen eigenen Einfällen vollſtopfen ſoll. Dieſes Stück hätte vor Allem übertragen werden müſſen und ich mögte den Herausgeber, der ſich ja überhaupt an die chronologiſche Ordnung nicht bindet, noch jetzt dazu auffordern; es würde in Deutſchland wegen ſeiner Verwandtſchaft mit der *Emilia Galotti* doppelt intereſſiren und ohne Zweifel die fruchtbarſten Vergleichungen hervorrufen. Den Unterſchied, den er in ſeiner Einleitung zwiſchen der reinſten und der eigenthümlichſten Schöpfung des Dichters machen will, kann ich kaum verſtehen und noch weniger einräumen. Krankhafte Auswüchſe gehören ſo wenig zur Eigenthümlichkeit eines Geiſtes, als Blattern zum Geſicht; man muß den Menſchen malen, wenn er ſie noch nicht hat oder wenn er ſie wieder los iſt.

So viel über John Webſter und den erſten Band dieſes Werkes, auf das ich beim zweiten zurückkommen werde; die Ausführlichkeit meiner Anzeige wird dem aufrichtig geſchätzten Herausgeber meine Theilnahme verbürgen. Jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen. Ich ſagte oben, es finde ſich mehr in Leſſing vom Shakeſpeare, als in allen ſeinen Zeitgenoſſen, und ich wünſchte, daß man ſich allmählig von dieſer unbeſtreitbaren Wahrheit überzeugte. Dann würde man aufhören, in Einzelheiten zu ſuchen, was nur im Ganzen liegen kann und nicht mehr von Shakeſpeare'ſchen Scenen und Shakeſpeare'ſchen Schönheiten reden, wenn man nicht überhaupt ein Shakeſpeare'ſches Drama vor ſich hat. Die Größe des Shakeſpeare'ſchen Drama's wurzelt aber im Bau und der Bau wieder in den Motiven, *denn ein Drama ohne ſtichhaltige Motive iſt ein Pallaſt aus Luftſteinen von Münchhauſen's Fabrik*, und gerade in den Motiven iſt Leſſing ein Meiſter. Er hält nichts für ſchön, was nicht zugleich nothwendig iſt, und nichts für nothwendig, was nicht rein und ungezwungen aus der Natur des Menſchen und der Dinge hervorgeht, und ganz ſo ſteht es mit Shakeſpeare, denn auch dieſer bereitet Alles auf's Sorgfältigſte vor und erhebt noch vom kleinſten Zug das letzte Procent, nur daß ſich die künſtleriſche Oeconomie bei ihm unter dem unendlich viel üppigeren Detail viel tiefer verbirgt, wie man ja auch die tragenden Aeſte und Zweige an der in Laub und Blüthen eingehüllten Banane Oſtindiens nicht ſo leicht entdeckt, wie an der nackten deutſchen Fichte. Das verdanken beide aber dem großen Werkmeiſter der menſchlichen Facultäten, dem in unſeren Tagen ſo hart geſchmähten und doch, wie es ſcheint, nirgends im Uebermaß vorhandenen Verſtand, denn wie jene böſe Fee, die man nicht zur Taufe eingeladen hatte, nur an die Wiege des neugeborenen Prinzen zu treten brauchte, um die ihm von ihren guten Schweſtern verliehenen Gaben zu verderben, ſo braucht der Verſtand blos auszubleiben, um alle Götter-Geſchenke in ihr Gegentheil zu verkehren. Shakeſpeare's Zeitgenoſſen und diejenigen ſeiner Nachfolger, auf die er noch einwirkte, ſtanden gerade ſo zu ihm, wie Goethe's Zeitgenoſſen und Schüler zu dieſem, und wer die Marlow, Green, Webſter u. ſ. w. bewundern zu dürfen oder zu müſſen glaubt, der wird auch den Lenz, Klinger, Wagner u. ſ. w., die um nichts hinter den Engländern zurück ſtehen, oder doch nur ſo weit, als der Deutſche aus nationalen Gründen immer zu kurz kommt, ſein Rauchopfer nicht verſagen können. Dieß weiter auszuführen, verbietet der Raum. Die Gelegenheit wird ſich ſpäter ergeben, einſtweilen genügt es, darauf hinzuweiſen. Was in England von Shakeſpeare wieder lebendig geworden iſt, das iſt in Walter Scott hervorgetreten, und es iſt kaum merkwürdiger, daß Shakeſpeare durch Beaumont und Fletcher verdunkelt werden konnte, als daß Scott dem Bulwer, Cooper und Boz weichen mußte, denn er verband mit dem bewunderungswürdigſten Inſtinkt für die Grundbedingungen aller hiſtoriſchen Zuſtände den feinſten pſychologiſchen Blick für jede individuelle Eigenthümlichkeit und das klarſte Verſtändniß für den Uebergangsmoment, worin die allgemeinen und die beſonderen Triebfedern zuſammenfallen, und der Vereinigung dieſer drei Eigenſchaften verdankte Proſpero's Zauberſtab ſeine Allmacht und Unwiderſtehlichkeit. Die Nachtgeiſter dagegen, die in den übrigen Tragikern ihr unheimliches Weſen trieben, nicht weil ſie über der Welt ſtanden, wie ſie ſich einbildeten, ſondern weil ſie für die Harmonie der Welt blind waren, haben in Lord Byron ihre glänzendſte und allerdings unſterbliche Auferſtehung gefeiert und in ihm, nachdem ſie vereinzelt und ohne ſonderlichen Erfolg ſchon in Young, Gray u. ſ. w. vorgeſpukt hatten, einen Meiſter des Fluchens erzeugt, wie ſelbſt die Juden, die doch nach Hegel von jeher groß in dieſer Kunſt geweſen ſind, und von denen er, ſo viel wenigſtens bekannt wurde, nicht abſtammt, keinen ähnlichen aufzeigen können.

II.

Zweiter Band: John Ford. Dritter Band: John Lilly, Robert Green und Chriſtoph Marlow. Berlin, Decker 1860.

Ich habe den erſten Band dieſes Werkes, John Webſter enthaltend, ausführlich beurtheilt und würde auf daſſelbe, obgleich ich es verſprach, ohne einen beſonderen Grund ſchwerlich zurückgekommen ſein, wenigſtens nicht vor ſeinem völligen Abſchluß, denn was ich augenblicklich dachte, als ich die pomphafte Vorrede las, iſt bis jetzt buchſtäblich eingetroffen. Allein der Herausgeber hat für gut befunden, meine Beurtheilung in der Einleitung zu ſeinem zweiten Bande, nicht etwa, wie es angemeſſen und ſtatthaft geweſen wäre, zu widerlegen, ſondern ſie, was allerdings leichter war, durch plumpe Sophismen, ja durch offenbare Unrichtigkeiten und grobe Unwahrheiten zu verdrehen und zu verleumden; und dies nöthigt mich, für mein Wort einzuſtehen und es mit Beweiſen zu unterſtützen, die ich ihm ſonſt erſpart haben würde. Ich mußte ſeine Doktrin, wornach auf einmal von Shakeſpeare's Zeitgenoſſen mehr zu lernen ſein ſollte wie von Shakeſpeare ſelbſt, zwar beſtreiten und ſeinen übrigen Behauptungen bis zur Verificirung durch die That den beſcheidenen Zweifel, den die Pietät für ſeine Vorgänger mir einflößte, entgegenſtellen. Aber ich begnügte mich, aus Achtung vor ſeinem reſpektablen Ueberſetzer-Talent, zur Erhärtung meiner Behauptungen den von ihm angeprieſenen Dichter einer gewiſſenhaften Sektion zu unterziehen, anſtatt ſeine eigenen Sätze, ſo ſehr ſie auch dazu herausforderten, der Analyſe zu unterwerfen oder gar ſeine wunderliche Reproduktions-Methode zu prüfen. Wenn ich das jetzt nachhole, ſo bin ich durch die Nothwehr dazu gezwungen.

Herr Profeſſor Bodenſtedt läßt mich vor ſeinem Leſerkreiſe, der die „Wiener Zeitung" gewiß nicht zur Vergleichung bei der Hand hatte, reden, wie es ihm gefällt, ganz in der Manier des ſeligen Johann Melchior Goeze, der die wörtlichen Anführungen auch nicht liebte und Leſſing gern ſo lange zuſammenzog, bis Sinn und Verſtand erſtickt waren. Ich will ihn buchſtäblich citiren, bitte mir aber im wieder vorkommenden Fall auch das Gleiche von ihm aus, wenn er das Recht auf Antwort und alles, was ſich daran knüpft, nicht verlieren will.

„Zum Schluſſe" — heißt es in der Eingangs erwähnten Einleitung — „noch ein Wort zur Verſtändigung. Ich hatte geglaubt, mich über den Zweck dieſes Unternehmens in der Vorrede zum erſten Bande deutlich genug ausgedrückt zu haben. In dieſem guten Glauben beſtärken mich die freundlichen, ganz in meine Intentionen eingehenden Urtheile der geachtetſten deutſchen und engliſchen Blätter. Da erſchien plötzlich im Abendblatte der „Wiener Zeitung" über mein Buch eine Reihe langer Aufſätze ſo wunderlichen Inhalts, daß ich nicht das geringſte Gewicht darauf gelegt haben würde, wenn nicht Friedrich Hebbel als Verfaſſer darüber und darunter geſtanden hätte. Der Name machte mich ſtutzig und bewog mich, die mir ins Haus geſchickten Nummern noch einmal zu leſen und ſie einigen Freunden vom Fach mitzutheilen, welche über den Inhalt, der eine vollſtändig verkehrte Auffaſſung meiner Intentionen enthielt, ebenſo erſtaunt waren wie ich. Herr Hebbel geht nämlich in jenen Aufſätzen von der Anſicht aus, ich ſtelle die von mir in der Ueberſetzung oder im Auszug mitgetheilten altengliſchen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophocles, Shakeſpeare oder Schiller und wolle ſie in dieſem Sinne als Muſterdramen bei uns einbürgern, zum Verderben des guten Geſchmacks und der dramatiſchen Kunſt. Unter dem Eindruck dieſer irrigen Vorſtellung zieht er dann gegen den armen Webſter zu Felde, und ſein Eifer reißt ihn ſo weit fort, zu behaupten, die Kenntniß Shakeſpeare's mache das Studium ſeiner Vorläufer und Zeitgenoſſen vollkommen überflüſſig, da er ſie alle und in jedem Punkte überrage. Um ſich von ihnen einen Begriff zu machen, ſei es ganz genügend, zu leſen, was Tieck und Ulrici über ſie geſchrieben ꝛc. ꝛc. Wenn nun ein ſo talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter wie Herr Hebbel mein Unternehmen ſo völlig mißverſtehen und in Bezug auf die altengliſche Bühne zu ſo irrigen Auffaſſungen gelangen konnte, muß ich nicht fürchten, bei gewöhnlichen Leſern noch größeren Mißverſtändniſſen zu begegnen? Nur um dieſen vorzubeugen, bin ich hier noch einmal auf die Sache zurückgekommen. Was würde man von einem Kenner der Sculptur ſagen, welcher behauptete, zum Studium der Antike genüge es vollſtändig, die Werke des Phidias zu kennen, denn da alle übrigen Bildwerke des Alterthums den ſeinigen nicht gleichkämen, ſo ſei es auch völlig überflüſſig oder gar ſchädlich, ſie zu ſtudiren und ſich den Geſchmack daran zu verderben? Wer von der Erhabenheit, der Harmonie und dem lebendigen Hauch helleniſcher Kunſt einen Begriff haben wolle, der brauche nur bei Winkelmann darüber nachzuleſen; die Betrachtung der Kunſtwerke ſelbſt ſei vom Uebel ꝛc. Oder was würde man von einem Kenner der Malerei ſagen, welcher mit wichtiger Miene einige althergebrachte Phraſen zum Ruhme Rafaels wiederholte, um zu beweiſen, daß in Rafael die Kunſt ihren Höhepunkt erreicht habe, und daß es deßhalb völlig unnütz ſei, ſich um ſeine Vorläufer und Zeitgenoſſen, von Cimabue und Giotto bis auf Michel Angelo und Leonardo da Vinci, zu bekümmern? Man wird mir zugeben, daß, was von der einen Kunſt gilt, auch von der andern gelten muß. Wenn es daher zur richtigen Würdigung Rafaels nöthig iſt, nicht blos ſeine eigenen Werke zu kennen, ſondern auch diejenigen ſeiner Zeitgenoſſen, Vorläufer und Nachfolger, weil man nur ſo ermeſſen kann, was ihm überliefert wurde und was ihm eigenthümlich iſt, was er mit andern gemein hat und was ihn von allen unterſcheidet, ſo iſt es aus ganz gleichen Gründen nicht minder nöthig, beim Studium Shakeſpeare's auf ſeine Vorläufer und Zeitgenoſſen gebührende Rückſicht zu nehmen".

So weit der Herr Profeſſor, und wenn von all' dem Wahnwitz, den er hier vorträgt, auch nur ein Jota auf meine Rechnung käme, ſo verdiente ich, trotzdem, daß ich nach ſeiner Verſicherung ein „talentvoller und mit Recht hochgeachteter" Dichter bin, dem Büttel der Literatur überantwortet und mit Hohn vom Markt gepeitſcht zu werden. Dann wäre er auch zu dem „fürnehmen" Ton, den er anſchlägt, vollkommen berechtigt, während dieſer dem Verfaſſer des „Demetrius" und „Der Brautfahrt des Königs Autharis" in Sachen des Drama's ſonſt um nichts beſſer anſtehen dürfte, wie dem edlen Don Ranudo de Colibrado's, dem Beſitzer der beiden zerbrochenen Stühle, die ihm der erſte bürgerliche Gläubiger zu Schanden ſaß, der ſeinige. Dann wäre es ganz in der Ordnung, daß er der Leſewelt in plaſtiſcher Ausführlichkeit den allmäligen Uebergang von ſeinem bloßen Durchfliegen der „Wiener Zeitung" (wo? im Kaſino? hier fehlt's an Klarheit) bis zum wirklichen Leſen im Hauſe ſo gewiſſenhaft ſchildert, wie

Cäſar den Römern ſein welthiſtoriſches Ueberſchreiten des Rubicon. Dann hätte er ſogar mit Ruhe noch weiter gehen und ſein Geſicht mit dem gewiß maleriſch intereſſanten Kampf zwiſchen der trotzig ablehnenden Stirnrunzel und dem humanen Lächeln, das in der wichtigen Angelegenheit endlich den Sieg davon getragen haben muß, als Beigabe photographiren laſſen können, denn es iſt keine Kleinigkeit, einem Narren zu antworten, und der Vernünftige kann nur aus einem Uebermaß von Menſchenliebe, das er auch dem mitleidigſten Herzen nicht ohne ein Pump- und Druckwerk abdringt und das nur langſam, wie die großen Waſſer von Verſailles, ins Steigen und Fließen kommt, ſeine Würde ſo weit bei Seite ſetzen. Aber leider iſt dieſer Narr, der nicht einmal die vier Species der Aeſthetik kennt, ein bloßes Phantaſieſtück des Herrn Profeſſors in Don Quixotes freieſter Manier, und ich fürchte, er wird die Verſchwendung der ſchöpferiſchen Kraft, aus der derſelbe hervorgegangen iſt, ſchmerzlich ſpüren, wenn er ſeine neueſte Tragödie „für die nächſte Preisbewerbung“ in Angriff nimmt. Denn ich habe das, was er mir in den Mund legt, ſo wenig geſagt, daß er ſelbſt von alledem, was er mich leugnen und beſtreiten läßt, nicht das Geringſte geſagt hat, ſo daß ich es beim beſten Willen und der größten Verſuchung des Teufels gar nicht ſagen konnte, da mir von ſeiner Seite dazu kein

Anlaß dargeboten war und nur Meiſter Philadelphia, wenn ihm der kleine Schmeichler Lichtenberg anders nicht zu viel Ehre erwies, die Kunſt verſtand, ſeinen Knäuel in die Luft zu werfen und daran in die Höhe zu klettern. Das iſt ſo unerhört und unglaublich, daß ich ihn durchaus wieder ſelbſt reden laſſen muß, wenn ich nicht den Verdacht erregen will, ob ihm nicht vielleicht von mir noch übler mitgeſpielt wurde, wie mir von ihm. Die Vorrede lautet im weſentlichen, wie folgt:

„Ich biete hier den Kennern und Liebhabern dramatiſcher Poeſie den erſten Band eines größeren Werkes, welches beſtimmt iſt, durch vergleichende Charakteriſtiken der hervorragendſten Zeitgenoſſen Shakeſpeare's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichſten dramatiſchen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniß der altengliſchen Bühne zu liefern." Nun kommt der Proſpectus. „Diejenigen Stücke, in welchen die Eigenthümlichkeit ihrer Dichter ſich am ſchärfſten ausprägt, ſind in vollſtändigen Ueberſetzungen mitgetheilt; von den übrigen werden nach Maßgabe ihrer Bedeutung mehr oder minder umfangreiche Auszüge gegeben. Dabei wurde überall auf den Plan und die ſceniſche Gliederung Rückſicht genommen und in den meiſten Fällen das ganze Scenar angeführt, denn ein dramatiſcher Dichter iſt zunächſt und hauptſächlich nach dem Bau, nach dem Organismus ſeiner Stücke zu beurtheilen;

zeigt er ſich darin ſchwach, ſo iſt er überhaupt nicht ſtark als dramatiſcher Dichter.“ Nun ein Kompliment, ein übrigens wohl verdientes, für A. F. v. Schack, das ich bereitwillig unterſchreibe. „Mit Ausnahme des Marlow'ſchen Fauſt, der in einem Werk wie das vorliegende nicht wohl fehlen durfte, iſt von allen hier mitgetheilten Stücken früher keines in deutſcher Ueberſetzung erſchienen, und ein eigenes Geſchick hat gewollt, daß meine Vorgänger Tieck, Graf Baudiſſin, Kannegießer, v. Bülow u. a., deren Leiſtungen ich im Schlußbande nach Verdienſt würdigen werde, mit wenigen Ausnahmen gerade die werthvollſten Dramen unbeachtet gelaſſen haben, ſo daß ich mich in der angenehmen Lage befinde, in dieſen neueſten Beiträgen aus den Fundgruben altengliſcher Bühnendichtung das Beſte zu bieten, was ſie neben Shakeſpeare aufzuweiſen hat.“ Nun eine Tirade zu Ehren Shakeſpeare's, aus der ich ſpäter Nutzen ziehen werde. „Allein, wie hoch er auch alle Vorgänger und Zeitgenoſſen überragt, ſo läßt ſich doch nachweiſen, daß jene auf ihn von nicht unerheblichem Einfluß geweſen, wie er denn ſeinerſeits auf dieſe den mächtigſten Einfluß geübt. Indem wir ſehen, was ſie von ihm gelernt haben, werden wir zugleich wahrnehmen, was wir ſelbſt von ihm lernen können, ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die ſo viele Stücke der Neuzeit kennzeichnet.“ Nun das bekannte Wort

Leſſings über den Gebrauch, der von Shakeſpeare zu machen ſei. „Vielleicht werden junge Dramatiker finden, daß ſie in mancher Beziehung von den Zeitgenoſſen Shakeſpeare's mehr lernen können als von ihm ſelbſt, denn die Inſpirationen des Genies laſſen ſich nicht nachahmen, nur bewundern, während es von großem Nutzen iſt, zu beobachten, durch welche Mittel und Wege tüchtige Talente Hohes erreichen und oft Wirkungen erzeugen, die dem des Genies faſt gleich kommen, ſie nach dem Urtheil der Menge wohl gar übertreffen.“ Nun die Bemerkung, daß Shakeſpeare in England nie vergeſſen war, daß ihn aber einige ſeiner Zeitgenoſſen zeitweiſe verdunkelt haben und daß man deshalb nicht ſchlecht über den Geſchmack des damaligen Publicums urtheilen darf. „Denn das völlige Verſtändniß eines ſo rieſigen Geiſtes iſt eben nicht Jedermanns Sache und das Urtheil der Menſchen über ihre lebenden Größen ein nie unbefangenes. Dazu kommt, daß unter den Zeitgenoſſen Shakeſpeare's wirklich ſchöpferiſche Geiſter ſich befinden, welche neben dem größten Dichter aller Zeiten noch immer auf den Namen großer Dichter Anſpruch machen dürfen und deren Schöpfungen zu ſtudiren nicht nur eine Quelle hohen Genuſſes, ſondern auch zur richtigen Würdigung des Dichterkönigs ſelbſt unentbehrlich iſt.“ Nun Phraſen über die poetiſche Sonne Englands, die ihre Morgen- und ihre Abenddämmerung gehabt habe und dann dieſelben in neuer Drappirung noch einmal. „Ein breiter Strom dramatiſcher Poeſie floß vor Shakeſpeare durch Altengland, ein Strom, aus welchem er, wie ſeine Zeitgenoſſen, ein Jeglicher nach ſeiner Natur, geſchöpft hat.“ Zum Schluß Ergänzung des Proſpects.

Jetzt vergleiche man. Die Vorrede zum 1. Bande ſpricht nur von den Zeitgenoſſen des Shakeſpeare, das ganze Buch nach Titel, Proſpekt und Inhalt iſt ausſchließlich dieſen gewidmet, die Vorgänger werden kaum im untergeordnetſten hiſtoriſchen Sinn ganz nebenher erwähnt, kein Stück wird von ihnen überſetzt oder charakteriſirt, keine Zeile citirt. Die Einleitung zum dritten dagegen läßt durch eine Tapeten-Thür, die früher gar nicht ſichtbar war, die Vorgänger mit ein, ſtellt ſie faſt in den Vordergrund und dehnt mein über die Zeitgenoſſen abgegebenes Urtheil nicht allein auf dieſe, deren ich mit keinem Wort gedachte oder nach dem Sinn meiner Rede und dem Stand der Aufgabe auch nur gedenken konnte, mit aus, ſondern ſchiebt mir, mit einer ſo kraſſen Verdrehung noch nicht zufrieden, Albernheiten unter, die geradezu (ich könnte mich hier manches Ausdrucks bedienen und will den mildeſten wählen) aus der Luft gegriffen ſind. Dieſes Manöver war nun allerdings nöthig genug, wenn ich mit den Narren in ein und dasſelbe Tollhaus geſpert werden ſollte, die behaupten, daß man ſich um gar keinen Maler und Bildhauer zu bekümmern brauche, als um Raphael und Phidias und um gar keinen Kunſtrichter, als um Winkelmann. Ich weiß nicht, ob es ſolche Narren giebt und bezweifle es ſtark, wahrſcheinlich exiſtiren auch ſie nur in der camera obscura des Herrn Profeſſors, und er vergleicht ein Ding, das nicht vorhanden iſt, zur Verdeutlichung mit einem anderen Ding, das gleichfalls nicht vorhanden iſt. Jedenfalls aber laſſe ich mich nicht in's Tollhaus von einem Mann ſperren, der die verrückten Streiche für mich erfindet, ſo unbequem ich ihm auch ſein mag, wenn ich auf freiem Fuße bleibe. Ich kann meine Kritik hier natürlich nicht einſchalten, ſie iſt den Leſern der Zeitung bekannt und ſie wird dem größeren Publikum durch die Sammlung meiner vermiſchten Schriften bekannt werden. Aber ich fordere den Herrn Profeſſor alles Ernſtes auf, die mir angeſchuldigten Tollheiten in dieſer Kritik entweder gründlich nachzuweiſen, oder in ſeiner nächſten Vorrede ehrlich und unumwunden zu erklären, daß ſie ſich nicht darin finden. Damit ihm das nicht zu ſchwer falle, will ich ihm einen Ausſpruch Leſſings in's Gedächtniß rufen, der ihm zeigen wird, wenn es ihm noch unbekannt ſein ſollte, was in ſolchen Fällen zuweilen auf dem Spiele ſteht. Er heißt: „Worte und Handlungen liegen nicht ſo weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſeres Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem anderen fähig; kann falſch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann Thatſachen erdichten, kann zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten". Freilich enthält dieſer Ausſpruch eine kleine Hinterthür, auf die ich den Herrn Profeſſor ſelbſt aufmerkſam machen will; er trifft nur diejenigen Verdreher, die es wider beſſeres Wiſſen und Gewiſſen ſind. Nun habe ich zwar der Vorgänger des Shakeſpeare mit keiner Sylbe gedacht und kann alſo ſchon deßhalb nicht geſagt haben, daß die Kenntniß Shakeſpeare's das Studium derſelben vollkommen überflüſſig mache; ich habe weiter nicht geſagt oder auch nur angedeutet, daß der Herr Profeſſor die von ihm mitgetheilten altengliſchen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophocles, Shakeſpeare und Schiller ſtellte und ſie als Muſterdramen einbürgern wolle; ich habe noch weniger und am allerwenigſten geſagt, daß es genügend ſei, Tieck und Ulrici über ſie nachzuleſen, um ſie kennen zu lernen, denn das hieße im buchſtäblichſten Sinn den Liebhaber von wilden Bienen ſtatt auf die Maiwieſe auf Raffs Naturgeſchichte verweiſen, die bekanntlich keinen Honig giebt. Dieſe Abſurditäten kann der Herr Profeſſor aus meinen Worten nicht herausklauben und wenn ihm die ganze ars Lolliana zu Gebote ſtünde; ich habe blos die Zeitgenoſſen beurtheilt, ich habe dargethan, daß ſie von Shakeſpeare nicht gelernt haben, was er ſie gelernt haben läßt, und ich habe in Bezug auf die grenzenlos anwachſende Shakeſpeare-Literatur eine Warnung, die Goethe ſchon vor vierzig Jahren nothwendig fand, wiederholt und eingeſchärft, ohne dem Unternehmen des Herrn Profeſſors dadurch in den Weg zu treten. Damit ſcheint ſich nun einige Kenntniß der altengliſchen Bühne und des Drama's überhaupt ganz wohl zu vertragen, eine Kenntniß übrigens, die man auch mit Fug und Recht von Jemand verlangen kann, der den Gegenſtand ein volles Viertel-Jahrhundert ſtudirt, und dem Herrn Profeſſor bleibt nichts als die geforderte Erklärung übrig, wenn er ſich den furchtbaren Conſequenzen des Leſſing'ſchen Ausſpruchs, ſo weit ſie ihn treffen, entziehen will, denn nicht bloß die Verdrehung, auch die Unrichtigkeit und die Unwahrheit ſind evident. Aber vielleicht (hier kommt die Hinterthür) läßt er mich zwiſchen den Vorgängern Shakeſpeare's und ſeinen Zeitgenoſſen nur darum nicht unterſcheiden, weil er ſelbſt nicht ſo ſcharf unterſcheidet, und hat alſo wenigſtens im Hauptpunkt nicht wider beſſeres Wiſſen und Gewiſſen geredet. Für dieſen Fall, der bei ſeinen dramatiſchen Principien nicht einmal ganz unwahrſcheinlich iſt und der ſeine Lage moraliſch um ebenſo viel verbeſſert, als er ſie äſthetiſch verſchlimmert, will ich ihm den Unterſchied deutlich machen. Wenn ich die komiſchen Apoſtrophirungen liebte, wie der Herr Profeſſor, ſo würde ich fragen: muß ich den Ur- und Erzvater Adam ſeiner Barfüßigkeit wegen verachten, weil ich von ſeinem Enkel verlangte, daß er Stiefel anziehe? Könnte ich Eva's Feigenblatt, wenn es mir in irgend einer Kunſtkammer vorkäme, nicht mit Ehrfurcht betrachten, weil ich ihrer jüngſten Tochter die Schürze nicht erlaſſe? Doch, damit geriethe ich in den Ton hinein, in dem der Herr Profeſſor mir die Polterpredigt über Raphael und Phidias hielt, und ich will mich nicht rächen. Alſo im Ernſt. Es iſt nicht bloß die Pietät, die den Menſchen bei allem Uranfänglichen mit Rührung verweilen läßt, nicht das wunderliche, ſubjektive Gefühl, das ſich wohl gar an der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit ſelbſt entzündet, ſondern es iſt die innere Bedeutung und der hohe Werth der Objekte. Das gilt von der Sphäre der Kunſt faſt noch mehr wie von jeder anderen. Als Thespis ſeinen Karren aufſchlug, da regte ſich der dramatiſche Geiſt im griechiſchen Volke und vielleicht in der Menſchheit zum erſten Mal, denn über die Sakontala, das hohe Lied Salamonis u. ſ. w. werden abweichende Anſichten erlaubt ſein. Er regte ſich zwar nur noch ſo dumpf und lange nicht ſo geſchickt, wie der architektoniſche Inſtinkt in Bibern, Ameiſen und Bienen, er rang noch nicht um's Kunſtwerk, ſondern um die Kunſtgeſetze, aber er erkämpfte mit jedem Schritt eine der Grundbedingungen, von denen die ſpätere Ausübung des Kunſtvermögens, ſelbſt durch das größte Individuum, ſo ſicher abhing, wie das Denken auch des tiefſinnigſten Philoſophen von dem Vorhandenſein der Sprache und der Ausbildung ihrer Formen. Jedoch, wohl verſtanden, auch nur ſo und durchaus nicht anders, und wer ſich einen Univerſal-Dichter, wie z. B. Shakeſpeare, mit der Schöpferkraft für alles, nur nicht für den Blankvers, vorſtellen kann, der klebt an leeren Aeußerlichkeiten und hat von der Natur des Proceſſes auch nicht die leiſeſte Ahnung. Von dieſem Punkt aus iſt auch, um es gleich im Vorübergehen zu bemerken, die wichtige und ſo ſelten auch nur richtig gefaßte Naivetäts-Frage zu erledigen, an die ſo Vieles und namentlich die letzte Entſcheidung in dem zwiſchen Philologen und Aeſthetikern ſchwebenden Streit über den Urſprung der Ilias und der Nibelungen geknüpft iſt. Man ſieht alſo, wenn man auf die Uranfänge zurückblickt, nicht ein einzelnes Kunſtwerk, man ſieht die Kunſt ſelbſt entſtehen, und dieſes Schauſpiel, an dem alle Völker der Erde früher oder ſpäter aus dem Stumpfſinne erwachend, nach Art und Eigenthümlichkeit mehr oder weniger lebendig ſich betheiligen, iſt unendlich viel großartiger, als wenn wir Sophocles und

Shakeſpeare zugleich um den Kranz ringen ſehen könnten. Darum funkelt jeder Radnagel am Theſpis-Karren bis auf den gegenwärtigen Tag, darum kriechen wir den unſcheinbarſten Spuren der Myſterien und Moralitäten im Staube der Bibliotheken nach, darum ſind dem Engländer ſeine Interludes von Heywood u. ſ. w., dem Deutſchen ſeine Faſtenſpiele von Hans Roſenblut und Hans Sachs ſo heilig. Auch noch die ſpäteren eigentlichen Vorgänger des Genius participiren an dieſer Pietät, aber freilich nur in dem Grade, als ſie der großen naiven Periode noch näher oder ferner ſtehen, denn dieſe beſchränkt ſich, wie bei der Sprache und ganz nach Analogie derſelben, auf die Erzeugung der Formen, die aber natürlich nicht nackt, ſondern nur in den erſten ſchwachen Anſätzen zu Halb- und Scheinorganismen hervortreten können, wie denn ja auch die Sprache ſelbſt auf keiner ihrer Stufen ohne Inhalt iſt; hiebei iſt der Volksgeiſt unzerſplittert und ohne daß das Mein und Dein ſich unterſcheiden ließe, wie ein aus Millionen Köpfen zuſammengefloſſenes ungeheures Gehirn thätig, was man aber jenſeits dieſer Grenze Naivetät nennt, iſt zwar im Grunde nichts anderes, im Gegentheil ganz das nämliche, aber auf das ſtreng abgeſteckte individuelle Gebiet mit ſeinen ſpecifiſchen Geſetzen verlegt und bildet dort (ſiehe meine Abhandlung über Kraft und Erkenntniß in Rötſchers Jahrbüchern, oder demnächſt in meinen vermiſchten Schriften) nicht etwa eine zufällige Nebeneigenſchaft des Dichters und Künſtlers, ſondern die innerſte Wurzel ſeines Weſens. So verhalten ſich die Vorgänger zum Genius überhaupt und alſo auch zum Shakeſpeare; man kann ſie ſich, wenn man ein Bild aus der Chemie geſtatten will, wie eine Reihe von Retorten vorſtellen, in denen die Natur kocht und miſcht, bis ſie ihr Ziel erreicht hat. Aber was reſultirt daraus für die Zeitgenoſſen? Hat ein Bienen-, Ameiſen- und Biberbau auch noch Werth, wenn ſchon der gothiſche Dom in ſeiner ganzen Herrlichkeit daſteht? Darf wohl gar ein Storchneſt als zweiter Thurm darauf geſetzt werden? Die Lächerlichkeit ſpringt von ſelbſt in die Augen; es leuchtet ein, daß das Verhältniß ſich geradezu umkehrt. Allerdings erhielt Shakeſpeare ſein großes dramatiſches Erbtheil, die Formen, zum Theil von denjenigen ſeiner Zeitgenoſſen überliefert, die ihm um wenige Jahre voraus waren, wie von Marlowe und Green, auch bediente er ſich im Anfang ſehr ſtark ihrer Theaterſprache. Aber in der Hauptſache empfing er doch nur von ihnen, was ſie ſelbſt von den Vorgängern empfangen hatten, und je weiter er ſich entwickelte, um ſo mehr machte er ſich von allem, was ihnen individuell eigenthümlich iſt, wieder frei. Wenn er auch noch ſpäter etwas von ihnen entlehnt oder zu entlehnen ſcheint, ſo wird er ihnen gerade ſo viel Dank ſchuldig, wie Chriſtus dem

Brunnen, aus dem er Waſſer holte, um es in Wein zu verwandeln; er nimmt ihnen einfach den Thon aus der Hand, mit dem ſie nichts anzufangen wiſſen, und der Thon gehört ſo lange der Welt, als ihm der Genius ſeinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Der Herr Profeſſor meint freilich, der Jude Barabas (im Juden von Malta) erinnere an den Juden Shylok und der Marlow'ſche Vers:

„Doch halt! Was für ein Stern ſcheint dort im Oſten,
Wenn Abigail, der Leitſtern meines Lebens!"

müſſe jedem die berühmte Stelle aus Romeo und Julia:

„Doch ſtill, was für ein Licht ſcheint dort durch's Fenſter?
Es iſt der Oſt und Julia iſt die Sonne!"

in's Gedächtniß rufen. Auch hat er im Sinne des Leſſing'ſchen Patriarchen recht, denn „Jud iſt Jud", aber gewiß in keinem anderen, und was die inkriminirten Verſe anlangt, ſo könnten „Ach und Oh", die ja wohl auch bei beiden vorkommen, eben ſo gut für Marlow'ſches Privateigenthum erklärt werden. Wer ſolche Poſten mit anſetzt, der kann die Rechnung allerdings in die Höhe treiben, wer aber das Weſentliche vom Unweſentlichen zu unterſcheiden verſteht, dem beweiſen ſie blos, daß Shakeſpeare, wie alle wahrhaft tiefen Geiſter, in Komma und Punkt und in Dingen, die kaum über die Umgangsphraſen hinausgehen, nicht originell ſein wollte. Doch, ich laſſe mich weiter ein, als ich nöthig habe; wo in aller

Welt, außer in dem Kopf des Herrn Profeſſors, wäre es mir denn begegnet, dem Genius ſeine Fundamentaleigenſchaft abzuſprechen. Es iſt ja gerade ſein Privilegium, daß er nichts umſonſt berührt, daß er von Allem lernt. Man ſoll nur gehörig Buch führen und den Anregungen, die er empfängt, die Producte, die er dafür liefert, gegenüberſtellen; dann wird man ein unendlich Kleines auf der einen Seite, ein unendlich Großes auf der anderen erblicken und ſich nicht mehr mit einem geiſtreichen älteren Schriftſteller unſerer Literatur bei der Lektüre des Horaz nach ſeinem Umgang mit Auguſtus und Mäcenas ſehnen, um die ſchuldige Reverenz zwiſchen dem Dichter und ſeinen erlauchten Zechgenoſſen zu theilen, denn man wird erkennen, daß es ſich hier nicht um die methodiſche Einkleidung eines erborgten Gehalts in Reim und Rhythmus handelt, ſondern um denſelben Proceß, der das rohe Element in Pflanzen, Blumen und Thiere umſchafft. Was z. B. Shakeſpeare und ſeine ſog. Quellen anlangt, ſo wird doch ohne Zweifel jedem äſthetiſch Gebildeten, wenn er an das Verhältniß denkt, die Mühle einfallen, von welcher der Sohn des Lügners in dem Goldoniſchen Luſtſpiel erzählt; Hörner, Hufen und Klauen werden hineingeworfen und Hirſche, Rehe und Pferde ſpringen davon. Hier wäre in Bezug auf alte und neue Fragen ſehr viel zu ſagen, aber ich komme des Weges wohl noch einmal mit dem

Herrn Profeſſor, da er, wenn er auf meine Entwicklungen auch wieder nicht das „geringſte Gewicht“ legen ſollte, doch hoffentlich nicht auch Leſſing alle Höflichkeit verweigern wird, und ich darf mir das Weitere bis dahin erſparen. Denn ich habe in meiner Kritik nur unterſucht und nur zu unterſuchen gehabt, wie viel Shakeſpeare's Zeitgenoſſen von ihm gelernt haben; nicht aber, wie weit er ihnen verſchuldet iſt. Zu dieſer Unterſuchung war ich, wie jeder, der in Sachen des Drama's mitzureden hat, durch den Herrn Profeſſor ſelbſt gezwungen; er wollte ja die jungen Dramatiker zu den Zeitgenoſſen in die Schule ſchicken, anſtatt zu dem Altmeiſter ſelbſt, dem Schiller und Goethe ihre Erziehung verdanken, und ein Lehrerwechſel von ſolcher Bedeutung iſt keine Kleinigkeit. Ich hielt mich bei meiner Unterſuchung ſtreng an die Richtſchnur, die er ſelbſt mir in die Hand gab; er behauptete, dießmal im ſchönſten Einklang mit Ariſtoteles, daß bei dramatiſchen Werken der Organismus die Hauptſache ſei und ich zerlegte den Organismus. Ich führte die Unterſuchung um keinen Schritt weiter, als es nöthig war; ich brach ſie bei einem höchſt intereſſanten Punkt ab; weil ich bewieſen hatte oder doch bewieſen zu haben glaubte, was zu beweiſen ſtand. Worüber hat der Herr Profeſſor ſich alſo zu beſchweren? Er findet meine Abhandlung lang. Das muß ich einräumen, eine gründliche Section nimmt Zeit weg, wie Tieck, Börne u. ſ. w. zeigen, und mit dem Schlächterbeil, deſſen er ſich in ſeinen ſogenannten Reproduktionen bedient, wird man raſcher fertig, als mit dem Meſſer, zerſtört aber auch die Gefäße, die man bloslegen ſoll. Er nennt ſie wunderlich. Das wird ſie ſein, wenn er ihr Reſultat widerlegen kann. Er erlaubt ſich ſogar, zwar nicht in direkter Anwendung auf mich, aber doch in ſehr zweideutigem Ton, von „althergebrachten Phraſen, die mit wichtiger Miene wiederholt würden!“ zu ſprechen. Kennt er ſolche Phraſen? Ich will ihm der Vergleichung wegen eine herſetzen; ſie iſt Selbſt-Erzeugniß, aber nicht das meinige, ſondern das ſeinige. „Shakeſpeare“ — lautet die oben ausgelaſſene Stelle in ſeiner Vorrede zum erſten Bande — „iſt in keinem Stück von ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen erreicht. Kein anderer Dichter kommt ihm gleich an ſittlicher Hoheit, Kraft der Charakteriſtik, Reichthum der Gedanken, Umfang und Klarheit des Blicks, der im Beſonderen zugleich das Allgemeine und Ewige ſieht.“ Bis hieher klingelt ſie nicht einmal, ſondern ſchnarrt blos im langweiligen Naſenton ab, was tauſend Mal geſagt iſt und nicht ein einziges Mal hätte geſagt werden ſollen. Aber nun wird die Glocke angehängt. „Man könnte von ihm behaupten — geht es fort — um die Macht ſeines Genius zu veranſchaulichen, daß, wenn ſeine Helden weiter nichts gethan hätten, als das aus ihrem eigenen Geiſte geſchöpft, was er ſie ſagen läßt, dieß allein genügen würde, ſie groß zu machen.“ Alle Wetter! Macbeth und Richard wären dann eines natürlichen Todes geſtorben, das iſt gewiß, und Desdemona hätte ihren Mohren vielleicht gar überlebt. Im Ernſt, mit wichtigerer Miene iſt eine Verkehrtheit handgreiflicherer Art wohl noch nie vorgetragen worden. Die dramatiſchen Reden haben nur ſo weit Werth, als ſie das nothwendige Produkt, die klingenden Seelen der Organismen ſind, und der größte Tiefſinn wird dramatiſch zur größten Abgeſchmacktheit, wenn er für ſich allein etwas gelten will. Thäten es die Worte ohne die bedingende Wurzel im Gehirn und im Herzen, ſo brauchte man einen Bauer blos Kants Kritik der reinen Vernunft memoriren zu laſſen, und hätte einen Philoſophen geſchaffen. Das iſt eine Phraſe, und wenn der Herr Profeſſor mir in meiner Kritik eine ähnliche aufzeigen kann, ſo will ich zur Strafe ſtatt der zehn Gebote, die man den Kindern aufgiebt, wenn ſie etwas verbrachen, den „Demetrius“ und die „Brautfahrt des Königs Autharis“ auswendig lernen. Wir haben darin aber offenbar auch ſchon ein Prachtſtück ſeiner Theorie vor uns, eben der Theorie, die ich aus Schonung ſtillſchweigend paſſiren ließ. Wickeln wir den Knäuel denn gleich vollſtändig ab. Der Herr Profeſſor weiß ſehr wohl, warum er die jungen Dramatiker an die Zeitgenoſſen Shakeſpeare's und nicht an ihn ſelbſt adreſſirt; man lernt nach ſeiner

Verſicherung nur vom Talent, nicht vom Genie. Das iſt nun wieder neu, und ſo neu, daß einem die Augen übergehen könnten. Aber das Umgekehrte iſt leider wahr. Das Genie ſpricht das allgemeine Geſetz aus, denn es repräſentirt die Gattung; das Talent nur ein beſonderes, denn es repräſentirt blos ein Individuum. Dem Genie kann man nun freilich das Genie nicht abgucken, ſo wenig wie der Schönheit die Schönheit, aber wahrlich auch nicht dem Talent das Talent, denn von der Inſpiration leben ſie alle beide, und es handelt ſich nur darum, ob ihnen im erhöhten Zuſtande das Ganze der Welt phosphorescirt oder nur ein Theil. Doch die ganze Wiſſenſchaft der Kunſt iſt aus den Schöpfungen des Genies abſtrahirt, und was ſich aus denen des Talents ableiten läßt, verhält ſich dagegen, wie zur allgemeinen Geſundheitsregel die diätetiſche Vorſchrift im einzelnen Fall, oder um ein nahe liegendes und entſcheidendes Beiſpiel zu wählen, wie zu der Aeſthetik von Solger die von Jean Paul, die man mit vollkommenem Recht eine Sammlung von Recepten zur Abfaſſung Jean Paul'ſcher Romane genannt hat. Darum erklärte Leſſing, wie der Herr Profeſſor ſelbſt anführt, den Shakeſpeare nicht den Marlowe oder den Webſter für die camera obscura des Dramatikers, und er wird es bleiben, vorausgeſetzt, daß man auf Kunſtwerke und nicht auf Kunſtſtücke ausgeht.

Endlich muß ich mich aber auch noch gegen den albernen Schluß verwahren, als ob ich den Zeitgenoſſen dadurch alles Verdienſt und alle Bedeutung abgeſprochen hätte, weil ich bewies, daß ſie von Shakeſpeare nicht ſo viel gelernt haben, um ihn vertreten zu können. Ob man die Dichter, wie der Herr Verfaſſer thut, in große und größte eintheilen darf, wie die königl. preußiſchen Geheimräthe in nominelle und wirkliche, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum, denn ich fühle mich nicht verſucht, literariſche Würden, Titel und Orden zu verleihen. Aber ich verglich Shakeſpeare's Zeigenoſſen mit Lenz und Klinger, ich ließ ſie gipfeln in Byron; brauche ich mehr zu ſagen? Vielleicht ſollte ich auch noch ausdrücklich verſichern, daß ich der Shakeſpeare-Literatur nicht abhold bin, weil ich der Plusmacherei entgegentrete. Ich will ſtatt deſſen die Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen der ſchätzbarſten Beiträge hinlenken, womit ſie lange Zeit bereichert worden iſt. Es ſind das die tiefſinnigen und höchſteigenthümlichen Unterſuchungen Storffrichs über den Hamlet.

III.

Ich habe nachgewieſen, daß ich Shakeſpeare nicht darum die Eltern abſprach, weil ich behauptete und nach Kräften darzuthun ſuchte, daß er keine Brüder oder auch nur Halbbrüder habe, die ihm in „Gang, Geſicht und Geberde" ähnlich ſeien. Ich habe gleichfalls nachgewieſen, daß ich mich keines anderen Maßſtabs bediente, als deſſen, den der Herausgeber ſelbſt neben ſein Werk für alle ſeine Beurtheiler hingelegt hat. Ich gehe daher ruhig weiter und knüpfe, als ob inzwiſchen gar nichts vorgefallen wäre, an meinen erſten Artikel wieder an. Delius, der gewiſſenhafte und geiſtreiche Editor eines engliſchen Shakeſpeare in Deutſchland, war Tycho Mommſen für die Kritik ſeines großartigen, auf dem umfaſſendſten Quellenſtudium beruhenden und nicht auf feuilletonartige Verwerthung unverdauter Leſefrüchte berechneten Unternehmens ſehr dankbar, wiewohl ſie ſich von einem Rauchopfer merklich unterſchied. Er zog, als ſie ihm vor die Augen kam, keine Jupitermiene, er ſchüttelte nicht die ambroſiſchen Locken, oder das Surrogat, was der Friſeur zu liefern pflegt, wenn ſie fehlen, er ſagte nicht zu ſeinem Gegner: Du biſt ein ſchlechter Fechter, aber ein guter Tänzer, und gab ihm, ſtatt den Degen mit ihm zu kreuzen, von hinten, wie ein ruſſiſcher Großfürſt, einen Schlag mit der Scheide auf den Rücken. Er las ſie und wiederlegte ſie, wo er konnte, erkannte ſie dankbar an und richtete ſich nach ihr, wo er mußte. Mir iſt es nicht ſo gut geworden, obgleich die Berichtigung äſthetiſcher Grundbegriffe ebenſo hoch anzuſchlagen ſein dürfte, als die Herſtellung zweifelhafter Leſe-Arten, aber ich habe die erfreulichſten Beweiſe in Händen, daß das Publicum eine Selbſtenthaltſamkeit vollkommen zu würdigen verſteht, die alles, was ſie ſeit Decennien über den „Homer des Drama's“ auf dem Herzen hat, in der beſcheidenen Form einer Recenſion vorbringt, ohne eine Reihe von überflüſſigen Bänden, die ſich ja unendlich leicht aufſchwellen laſſen, wenn man nur ſtopfen mag, damit zu würzen. Ich darf mir alſo ſchmeicheln, nicht überall in den Wind zu reden.

Der zweite Band beſchäftigt ſich mit John Ford, der dritte bringt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. Zunächſt muß ich mich nun der Dichter gegen den Herausgeber annehmen. Was ich über ſeine Reproductions-Methode denke, iſt dem Leſer ſchon bekannt, und ſo hart der Ausdruck auch klingt, den ich in Folge des von ihm gegen mich angeſchlagenen Tons wählen mußte, ſo wahr iſt es und ſo klar wird es ſich im weiteren Verlauf zeigen, daß er ſich der Axt anſtatt des Meſſers bedient. Sein ſchönes Ueberſetzertalent hat er auch hier bewährt; er iſt im beſten Sinne des Wortes ein Mann mit ſieben Zungen, der ſeine Vorgänger, ſelbſt Tieck nicht immer ausgeſchloſſen, in den meiſten Fällen übertrifft. Aber wie kann man glauben, die Einſicht in ein Drama dadurch zu vermitteln, daß man das Scenarium mittheilt. Das iſt dem Journaliſten, der über die Erſtlings-Vorſtellung eines Stückes zu berichten hat und auf den der Druckerjunge ſchon am Ausgang des Theaters mit

Ungeduld wartet, ohne Widerrede geſtattet: er thut genug, wenn er Kopf-, Bruſt- und Bauchhöhle mit dem erſten beſten Inſtrument öffnet und eine flüchtige Anſicht über den Befund abgiebt. Aber der Kritiker oder gar der Hiſtoriker, und es handelt ſich ja um eine „Geſchichte der altengliſchen Bühne“, muß ſich etwas mehr in Koſten ſetzen.

Es giebt eine alt-talmudiſche Sage, wornach der Magikus jeden beliebigen Menſchen erſchlagen und zu Stücken zerhacken darf, wenn er die Theile nachher nur gleich in einen Topf thut und dieſen für eine beſtimmte Zeit, ohne ſich auch nur um eine Secunde zu verzählen, an's Feuer ſchiebt, denn der Menſch ſpringt nach Ablauf der geheimnißvollen Friſt friſch und geſund wieder aus dem Topf hervor, und in einer Geſtalt, die ſeinem innerſten Weſen auf's treueſte entſpricht, und oft ganz anders wie die frühere. Er kann dabei gewinnen, denn er kann mit einem Buckel hineingehen und ohne Buckel wieder herauskommen, wenn die Natur ihm den lächerlichen Appendix ohne Grund angehängt hat; er kann dabei auch verlieren, denn wenn er voll von Tücken und Ränken ſteckt, kann ihm anſtatt des verſcherzten geraden Rückens der krumme des Gezeichneten aufgeladen werden, den der Volksmund ſo unhöflich kommentirt. Immer aber hat die Welt einen Vortheil davon, denn ſie weiß fortan, wofür ſie ihn halten und was ſie von ihm erwarten muß.

Dieſem Magikus nun ſoll der Kunſtrichter gleichen; er darf nur tödten, um wieder zu beleben. Ihm fällt es nicht zur Laſt, wenn die Metamorphoſe zum Schaden des Dichters ausſchlägt; er kann nicht dafür, wenn der tragiſche Held ſich in einen Affen verwandelt und der Bajazzo in einen Leichenbitter. Immer jedoch muß er ſich dem Kunſtwerk gegenüber, ſelbſt wenn es ſchwach und mißlungen wäre, als Künſtler erweiſen, der mit der einen Hand zwar auftrennt, aber mit der andern den rohen Stoff auch gleich wieder verwebt. Welche Meiſterſtücke hat Leſſing geliefert, als er Corneille und Voltaire zergliederte; wo giebt es komiſche Novellen, die ſich mit Tieck's Analyſen des Oehlenſchläger'ſchen Correggio und des Houwald'ſchen Leuchtthurms vergleichen ließen, und welchen Genuß gewährt, um doch auch aus dem poſitiven Gebiet etwas anzuführen, eine Rötſcher'ſche Abhandlung über ein Shakeſpeare'ſches Werk! Wer das aber nicht vermag, der ſoll ganz davon bleiben, denn das Dekomponiren beruht auf denſelben Geſetzen wie das Komponiren, wenn das eine auch ein bewußter Act des Verſtandes iſt, das andere ein unbewußter der Phantaſie, und es iſt gar kein Wunder, daß gerade Goethe, der große Dichter, nicht aber irgend ein Philoſoph, durch ſeine Entwicklung des Hamlet für die ganze Shakeſpeare-Kritik epochemachend wurde. Dagegen halte man nun das Verfahren des Herausgebers! Er zerſtückelt die Organismen freilich, wie der Talmud'ſche Magikus und noch ärger; nicht blos die Acte, auch die einzelnen Scenen werden auseinandergeriſſen, ſo daß es kaum in der Fleiſchbank grauslicher hergehen kann, aber wo iſt der Topf und wo das Feuer? Allerdings iſt es eine ſchwere Arbeit, ein Drama wochenlang in allen ſeinen Theilen zu durchdenken, die Atmoſphäre, in der es ſich bewegt, abzugrenzen, die Inſtanz, unter die es ſeiner Natur nach fällt, zu ermitteln, damit nicht plumper Realismus geſucht werde, wo das ideale oder gar das phantaſtiſche Moment vorherrſcht und umgekehrt, die ſo unendlich wichtigen unausgeſprochenen Motive, die unmittelbar aus den Charakteren reſultiren, wie die ausgeſprochenen aus ihren Intereſſen, bis zur Wurzel aufzugraben, und alle dieſe mühſam gewonnenen Elemente auf den Mittelpunkt, auf den der Dichter ſie bezogen wiſſen will, zurückzuführen, ſei dieſes nun eine gemeine Stecknadel, die er willkürlich dafür erklärt hat, um ſeine verworrenen Fäden nur überall befeſtigen zu können, oder ſei es in Wahrheit einer der ewigen Pole, um die ſich das menſchliche Handeln und Leiden in beſtimmten Kreiſen wirklich dreht. Ein Scenarium dagegen iſt leicht zuſammengeſchrieben, es verhält ſich aber auch zur eigentlichen Aufgabe wie das Häckſelſchneiden zum Garbenbinden, und giebt ein Bild vom Gedicht, wie der fliegende Häckerling vom Aehrenfeld. Durch den Herausgeber lernt man die altengliſchen Dichter alſo nur ſo weit kennen, als er ganze Stücke von ihnen überſetzt; ſeine Reproductionen ſtehen nicht viel höher, wie die weitgeſtrickten Programme zu Balleten und Pantomimen, die auch ziemlich getreu angeben, welche Perſon eben auftritt und wozu ſie kommt, und ſich im übrigen wenig darum kümmern, ob der Ring zuſammengeht oder nicht. Man vergleiche mit den Muſtern von Leſſing, Tieck, Rötſcher, Börne u. a.

Der zweite Band bringt vollſtändig die „Hexe von Edmonton", an der Rowley und Dekker mitgearbeitet haben; dagegen wird „Perkin Warbek", aus dem nur Fragmente mitgetheilt werden, für das beſte Werk von Ford erklärt. Warum wurde denn gerade dieſer verſtümmelt, um jener, die dem Dichter nicht einmal ganz angehört, Platz zu machen? Man ſollte doch denken, daß das Beſte den Vorrang verdiene. Ich ſtelle mit den Engländern das „Gebrochene Herz" über beide, denn die Hexe von Edmonton iſt zu bunt zuſammengewürfelt, obgleich der Charakter der Suſanna, des himmliſch milden Weibes mit ihrer ſtillen Reſignation in voller Jugendblüthe, hohen Preiſes würdig iſt, und Perkin Warbek war über Ford, wie unter Schiller; der Eine konnte das Thema nicht bewältigen und der Andere ließ es, nachdem er Jahre lang damit geſpielt hatte, wieder fallen, um es gegen das verwandte, aber unendlich viel tiefere des Demetrius zu vertauſchen. Von Shakeſpeare hat der Dichter freilich nicht mehr gelernt, wie Webſter, nämlich gar nichts; auch er legt alles Gewicht auf's Detail, und davon macht das „Gebrochene Herz“ natürlich keine Ausnahme, denn kein Kind kann ſeinen Vater verleugnen. Aber das Stück iſt, trotz ſeiner Seltſamkeiten und Unmöglichkeiten, trotz der lächerlichen Verkleidung des Orgilus, die an die ähnliche des Schiller'ſchen Hermann in den Räubern erinnert, und trotz des geheimnißvollen Stuhls, der die Niederſitzenden feſſelt und wehrlos macht, reich an erſchütternden Situationen, und es genügt namentlich dem dramatiſchen Geſetze der Steigerung bis zum Schluß in einem an Shakeſpeare's Zeitgenoſſen ganz ungewöhnlichen Grade, auch iſt es verhältnißmäßig ſittlich rein, und die viel bewunderte unheimliche Tanzſcene der Kalantha, deren ſtarrer Trotz ſich ſpäter ſo ſchön im Tode löſ't, verdient in vollem Maße ihren Ruhm. Wie der Herausgeber es liefert, kann es freilich keinen Eindruck machen; ſeine Methode iſt geradezu paralyſirend. „Ithocles zeigt ſich dem Armoſtes ganz umgewandelt. Er weicht neugierigen Fragen aus, bekennt aber reuig, dem Orgilus und beſonders ſeiner eigenen Schweſter Penthea großes Unrecht zugefügt zu haben. (Zu ihm kommen Kalantha, geführt von Nearchus, Amelus, Chriſtalla, Philema.) Nearchus bittet Kalantha, ihm ihren Ring zu ſchenken als Zeichen ihrer Gunſt. Sie ſträubt ſich dagegen unter allerlei Ausflüchten, und wie er ihr den Ring vom Finger abſtreifen will, wirft ſie das Kleinod vor Ithocles Füße, der es ſchnell aufnimmt. Ithocles will ihr knieend den Ring wieder überreichen, allein ſie ſagt freundlich, da er ihn gefunden habe, möge er ihn auch behalten. Er ſei des Fundes werth. Nearchus macht Einwendungen, aber ſie läßt ſich dadurch nicht irren. (Nearchus, Kalantha, Chriſtalla und Philema ab.) Ithocles zwingt den Amelus, ebenfalls das Gemach zu verlaſſen." So beginnt, um doch eine Probe zu geben, der vierte Act; darauf kommt der Dichter zu Wort, um gleich wieder durch ein eben ſo nüchternes, aller charakteriſirenden Züge, ja ſogar aller ſpiegelnden Adjektive entbehrendes Referat unterbrochen zu werden. Erſt ein Stück Programm, dann einige Takte wirklicher Muſik, dann die Fortſetzung des Programms; denkt euch gefällig hier die Geige und dort die Flöte hinzu! Es iſt um das „Gebrochene Herz" beſonders Schade, da John Ford ſich in dieſem Drama von ſeiner vortheilhafteſten Seite zeigt, ich muß daher auf die alte Ueberſetzung verweiſen.

Was der Band noch ſonſt enthält, zeigt wie bei Webſter von einer inneren Verwilderung und einem Mangel an ſittlichem Regime, welche man nicht auf eine Zeit ſchieben zu ſuchen muß, die doch auch den Shakeſpeare und neben ihm den Baco hervorbrachte, oder gar auf das „naive Publikum“, das uns weiter unten bei Gelegenheit Marlowe's noch näher beſchäftigen wird. So z. B. behandelt das Stück, das der Herausgeber unter dem Titel: „Giovanni und Arabella“ mittheilt, die gräuelvolle von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende Geſchichte, die ſchon im Hauſe Davids, des Mannes nach dem Herzen Gottes, ſpielt. Auch Calderon, der ſtreng orthodoxe Katholik, iſt nicht ſpröde daran vorbeigegangen, als er ſie auf ſeinem Wege fand, aber wie hat er ſich damit abgefunden! Juda verfolgt ſeine Schweſter Thamar, wie Giovanni die Arabella, bis ſie ihm erliegt; dann aber verwandelt ſich ſeine glühende Liebe in einen noch glühenderen Haß, ſeine unwiderſtehliche Begier in den heftigſten Abſcheu, und dadurch ſind wir mit einem Ruck in eine pſychologiſche Region verſetzt, die der phyſiologiſchen der Kalk-Verſchlinger und Raupen-Eſſer genau entſpricht und die nur noch das Gefühl des von Staunen und Grauen gedämpften Widerwillens, nicht aber das der Empörung in uns aufkommen läßt. Giovanni und Arabella dagegen durchſchwelgen ihre Sünde, ſo lange der Widerſtand der Welt es nur irgend geſtattet und nicht wie edle Verbrecher, die nun einmal in Folge eines furchtbaren Verhängniſſes nicht anders können, die aber ſelbſt im Rauſch die Schauer des Todes und das Entſetzen vor ſich ſelbſt nicht loswerden, ſondern wie kluge Menſchen, die über alle Vorurtheile hinaus ſind, die ſich (man ſehe die ſcheußliche zweite Scene des dritten Actes) in eckelhaften Späßen und Zweideutigkeiten gefallen und die nicht aus einem endlich ausbrechenden ſittlichen Zwieſpalt in der eigenen Bruſt, ſondern an den äußeren Folgen einer entdeckten Schwangerſchaft zu Grunde gehen. Der Kontraſt kann nicht größer ſein und iſt typiſch; Calderon berührt das unreine Element und widerſtrebend mit den äußerſten Fingerſpitzen, weil ſein Zweck ihn dazu nöthigt, und wäſcht ſich dann über den ganzen Leib, Ford wühlt ſich mit Behagen hinein, ſo weit er kann und legt ſich ſchlafen. Ich gehe nicht tiefer ein und laſſe ſogar die Kataſtrophe, die darin beſteht, daß Giovanni Arabella erſticht, um den beſtellten Mördern zuvorzukommen und ihr dann, ohne wahnſinnig geworden zu ſein, das Herz aus dem Leibe ſchneidet und es auf einem Dolch vor ſich herträgt, ſtillſchweigend paſſiren, bin aber jederzeit erbötig, die Section nachzuliefern, wenn es verlangt werden ſollte. Trauerſpiele, wie dieſes Ford'ſche, oder wie Webſters Herzogin von Amalfi, verhalten ſich zum Shakeſpeare und zum Schönen überhaupt wie der neue Pitaval zum neuen Teſtament und zur Tugendlehre.

Der dritte Band gibt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. An Lilly und ſeinen Hofkomödien gehen wir vorüber: er hat eine genügende Entſchuldigung dafür, daß er von Shakeſpeare nichts gelernt hat, denn er hat ihn nicht gekannt, da er einer ſeiner Vorgänger war, obgleich er hier plötzlich, wie ein Geſpenſt, unter den Zeitgenoſſen erſcheint. Zur Ehre des Herausgebers nur die Bemerkung, daß er Lilly's Stücke beſſer und zuſammenhängender erzählt, wie die frühern; bei ihrer großen Dürftigkeit war es freilich auch leichter. Robert Greene wird in ſeinen beiden vorzüglichſten Arbeiten, im „Pater Baco“ und im „Flurſchützen von Wakefield“ vorgeführt; beide ſind aber auch längſt in Deutſchland eingebürgert. Bei dem Pater Baco begegnet dem Herausgeber eine Unbegreiflichkeit ſondergleichen. Die fabelhafte Sage von dem ehernen Kopf des gelehrten alten Mönchs, der für alle Zeiten zum erſten und letzten Male zu ſprechen anfängt, ohne daß Einer auf ihn achtet und ihm Fragen vorlegt, gehört zu den wunderbarſten und tiefſinnigſten Erfindungen der menſchlichen Phantaſie. Sie bildet den Mittelpunkt des Drama's, iſt zwar ganz roh und unverarbeitet hineingeſtellt, wirkt aber dennoch wie eines der geflügelten Roſſe von Ninive im aſſyriſchen Muſeum zu Paris, die nicht mehr an die Hand des Bildners mahnen, ſondern unmittelbar wie das erſte Glied einer ganz neuen Schöpfungskette aus dem Kern des Erdballs emporgeſtiegen ſcheinen. Darüber ſagt der Herausgeber: „Zwiſchen dieſe ſpannend angelegten und reizend durchgeführten Liebesgeſchichten (wie ſie tauſend Mal vorkommen, erlaube ich mir hinzuzufügen) ſpielen nun allerlei wunderbare Zauberkünſte hindurch, wie das ſo im Geſchmacke der Zeit lag". Das klingt doch nicht viel anders für einen Aeſthetiker, als wenn ein Anthropolog den Menſchen als ein Weſen ſchilderte, das aus Hut, Rock und Beinkleid und nebenbei aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zuſammengeſetzt ſei. Was ſonſt noch von Greene mitgetheilt wird, iſt unbedeutend, alſo überflüſſig. Der „raſende Roland" giebt jedoch der modernen Schauſpielkunſt ein Räthſel auf, was ich ihr nicht unterſchlagen will, weil ſich hier oder dort vielleicht ein leidenſchaftlicher Regiſſeur mit Vergnügen an der Löſung verſucht. Der Held reißt nämlich einem Diener im Wahnſinn eines ſeiner Beine aus, und es fragt ſich, wie das auf der „realen" Bühne zu machen wäre. Vom „Spiegel für London und England" bemerkt der Herausgeber ſelbſt, daß dieß Drama nichts als ein moraliſirendes Tendenzſtück ſei, eine Kapuziner-Predigt mit vertheilten Rollen. Warum bringt er es denn? Greene gehört doch wahrlich nicht zu den Dichtern die verdienen, daß man ſie durch alle ihre Entwicklungsſtufen geleitet und begleitet.

Anders, ganz anders ſteht es mit Chriſtoph Marlowe und nicht bloß deßwegen, weil er ein ſtumpfer Kegel iſt, dem bei ſeinem frühen Tode die

Spitze fehlt. Marlowe kommt zwar nicht Shakeſpeare, denn mit dem iſt er nur ſcheinbar verwandt, wohl aber Byron, den ich in meinem erſten Artikel als den letzten und mächtigſten Ausläufer dieſer ganzen dunklen Reihe von dämoniſchen Nachtgeiſtern bezeichnet und charakteriſirt habe, bei weitem am nächſten, und hat nicht blos gedichtet, ſondern leider auch, ſo gut die Verhältniſſe es geſtatten wollten, geraſt und gelebt wie er. Mit Marlowe treten wir, was wenigſtens ſein Hauptwerk anlangt, in eine äſthetiſch reinere Sphäre ein, in diejenige, wo die Einzelſchönheit, die draſtiſche Situation, der geniale Zug, nicht mehr ihrer ſelbſt wegen gebracht und wo die funkelnde Perle in künſtleriſcher Weisheit ruhig mit der grauen Erbſe vertauſcht wird, wenn jene ſtören könnte und dieſe genügt. Die ſittlichen Schwaden dagegen wollen noch nicht ſinken, und da wir das bei einem ſo bedeutenden, feſt in ſich ſelbſt gegründeten Geiſt nicht auf äußere Einflüſſe zurückführen dürfen, ſo ſei eine allgemeine Bemerkung über den Gegenſtand erlaubt, wenn ſie auch, wie ich dem Herausgeber bereitwillig einräume, über das gewöhnliche Geſchäft des literariſchen Marktrufers ein wenig hinausgeht, was ihn vielleicht verdrießt. Man hat die Ausſchweifungen der ſpäteren Luſtſpieldichter, der Wycherley, Congreve, Farquhar u. ſ. w. immer ausſchließlich auf Rechnung der Reſtauration und Karl's des Zweiten geſetzt. Mir ſcheint, mit Unrecht; ſie ſtrömten größtentheils aus derſelben Ader, die ſich ſchon ſehr reichlich, wenn auch in anderer Form, bei Ford, Webſter, Marlowe u. ſ. w. ergoß, und die in neueſter Zeit wieder auch Shelley's Cenci, dieſes merkwürdigſte dramatiſche Product des modernen England, mit Blut und Koth verſehen hat. Ich mögte die ganze Erſcheinung, der wir wohl nicht blos in der Literatur begegnen, aus dem heuchleriſchen Puritanismus mit ſeiner ſtrengen Sonntagsfeier und ſeinen zügelloſen ſechs blauen Montagen erklären, aus dieſem plumpen Miſchmaſch von Jeruſalem und Babylon, worin die Nation ſich gefällt, und ſie die zweite engliſche Krankheit nennen; ſie erinnert an die maßloſen Unfläthereien jener Wahnſinnigen, die trotz ihrer verdorbenen Phantaſie prüde und überzüchtig thaten, ſo lange ſie bei Vernunft waren, und hat den nämlichen Grund.

Von Marlowe bringt der Herausgeber den Tamerlan, den Juden von Malta und Eduard den Zweiten, ſammt einigen ganz untergeordneten Piecen, im Auszuge, den Doctor Fauſt vollſtändig; der Jude von Malta, Eduard der Zweite und Doctor Fauſt ſind längſt durch gute Ueberſetzungen in Deutſchland bekannt. Von dem Juden von Malta meint der Herausgeber, er ſei in ſeiner erſten Hälfte ein wahres Meiſterſtück; ich laſſe das, wenigſtens einſtweilen, dahin geſtellt und will nur in Erinnerung bringen, daß nicht bloß das bekannte Shakeſpeare'ſche Werk den Titel: „Ende gut, Alles gut" an der Stirn trägt, ſondern, daß er wie ein Motto auf jedes Drama paßt und jedes richtet. Eduard den Zweiten rechnet er im Widerſpruch mit den entſcheidendſten Stimmen der engliſchen und der deutſchen Kritik zu Marlowe's ſchwächeren Stücken: mit demſelben Recht, womit auch Goethe's „Iphigenia" und Schiller's „Wallenſtein" bei ihrem erſten Erſcheinen von den Verehrern des „Götz" und der „Räuber" ſo genannt wurden, denn in der Läuterung der Producte erblicken die Meiſten Ermattung des Talents. Er iſt weitaus ſein beſtes und der einzige entſcheidende Beweis ſeiner Entwicklungsfähigkeit; den Herausgeber hat bei dieſem Urtheil wahrſcheinlich ſeine feine Unterſcheidung zwiſchen der „eigenthümlichſten und der reinſten" Schöpfung eines Dichters beſtimmt, die ihn auch bewog, Webſters „Herzogin von Amalfi" der „Virginia" vorzuziehen, und der ich in meinem erſten Artikel ſchon flüchtig meine Reverenz gemacht habe. Den „Doctor Fauſt" ſtellt er, wie zu erwarten war, an die Spitze aller Marlowe'ſchen Dramen, kann aber auf einen „ausführlichen Vergleich" mit dem Goethe'ſchen nicht eingehen. Ich fühle mich zur Ausführlichkeit auch nicht verſucht, obwohl ich mich dem Vergleich nicht ganz entziehen darf, da es noch immer Leute giebt, die Goethe's Gedicht bald an das bunte Marlowe'ſche Theaterſtück, bald ſogar an Calderons hohlen wunderthätigen Magus anknüpfen mögten, ſtatt ihn aus Shakeſpeare's „Hamlet" abzuleiten. In dieſem wurzelt er allerdings, die Grundſtimmung iſt die nämliche, wenn ſie auch bei „Hamlet" aus dem Schauder vor der Schlechtigkeit der Welt entſpringt und bei Fauſt aus der Angſt vor ihrer Nichtigkeit, und ſelbſt die liebreizende Ophelia, über deren Virginität wohl noch mancher poſſirliche Kampf unter Commentatoren und Kritikern entbrennen wird, iſt wenigſtens geiſtig einmal in die Wochen gekommen und kann das deutſche Gretchen nicht als Tochter verleugnen. Was Goethe dagegen mit Marlowe zu ſchaffen haben ſollte, iſt ſchwer zu ſagen. Der Engländer Lewes charakteriſirt das Marlowe'ſche Drama ſehr hart. „Doctor Fauſtus — ſagt er — hat viele glänzende Stellen, doch im Ganzen iſt es ein ermüdendes, ſehr gewöhnliches und ſchlecht angelegtes Stück. Die niedrigſte Poſſenreißerei ohne jeden Witz nimmt einen großen Theil der Scenen ein und die ernſten Partien ermangeln der dramatiſchen Entwicklung. Kein Charakter iſt gut gezeichnet u. ſ. w." Ganz mögte ich mich ihm nicht anſchließen, aber im Hauptpunkt hat er recht. Marlowe hatte nicht die leiſeſte Ahnung von dem Problem, was zu löſen war, und deßhalb, nicht aber etwa, weil ſein Publikum „andere Forderungen an ihn ſtellte und ſich für pſychologiſche Vorgänge und Wandlungen nicht intereſſirte“, kam er nicht weiter. Der Herausgeber bemerkt, der engliſche Fauſt werde im Gegenſatz zu dem deutſchen weniger aus Durſt nach höherer Erkenntniß, als aus Begierde nach Macht zu dem Bündniß mit der Hölle getrieben. Das iſt ſehr richtig, aber darin liegt's auch eben, daß der tiefſinnige Mythos ſich in ein ganz ordinäres Hexenmeiſter-Abenteuer umſetzt. Vom Teufel darf der Menſch nur das annehmen, was allein durch den Teufel zu erlangen iſt; zu Herrſchaft und Gewalt, zu Geld und Beſitz führen viele Wege, zur Erkenntniß des Guten und Böſen nur der eine, den die Schlange zeigt. Wer dieſen einſchlägt und unerſchrocken bis zu Ende wandelt, der erreicht ſein Ziel und wird auch wieder frei von ihr, denn er findet das Mittel in ſich ſelbſt, ihr den Kopf zu zertreten; wer ſich aber für Dinge verkauft, die er durch eigene Kraft erringen, oder die der Zufall ihm bringen kann, dem wird mit Recht der Hals umgedreht und er iſt zeitlich und ewiglich verloren, wenigſtens äſthetiſch. Darum hat Fauſt bei Goethe die Welt hinter ſich, als er den Pact mit Mephiſtopheles ſchließt, und ruft aus:

„Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch, Du biſt zu ſchön,
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!“

bei Marlowe aber hat er ſie vor ſich und ſagt:

„— Schaff' mir ein Mädchen,
Die ſchönſte Jungfrau in den deutſchen Landen,
Denn ich bin von höchſt üppiger Natur."

Ganz, wie zum Mythos ſelbſt verhält er ſich auch zu den einzelnen genialen Zügen, die ihm aufblitzen. So iſt es gewiß eigenthümlich gedacht, daß dem Fauſt in ſeinem geritzten Arm das Blut ſtockt (gefriert, wie er ſich ausdrückt) als er unterzeichnen ſoll, ſo daß er nicht kann. Aber Mephiſtophles weiß auf der Stelle Rath, er holt ein Feuerbecken und bringt den ſtörrigen rothen Saft dadurch wieder zum Fließen. Wenn es ſo materiell hergehen ſollte, wäre ein Pokal mit ſpaniſchem Wein, wie er in den altengliſchen Stücken eine ſo große Rolle ſpielt, oder ein ſtolzes Weib mit Feuerkohlen unter den Augenwimpern doch immer noch vorzuziehen geweſen. Man ſieht, ein „ausführlicher Vergleich" zwiſchen Marlowe und Goethe wäre eine Art von Blasphemie gegen den letzteren. Goethe hat allerdings auf manches zu hören und zu achten, namentlich auf den Einwand Franz von Baaders, daß das Böſe noch viel tiefer gefaßt werden könne, als in ſeinem Mephiſtopheles geſchieht, obgleich ich mit aller Ehrfurcht vor dem großen Denker glaube, daß dieſe Tiefe, die ihm an ſich unbedingt eingeräumt werden muß, einen höheren Gegenſatz, wie Fauſt verlangt und äſthetiſch nur Chriſtus gegenüber in der Verſuchungs-Parabel zur Geltung kommen kann. Aber um Marlowe braucht er ſich ebenſo wenig zu bekümmern, wie um Calderon.

Ungern verzichte ich auf die Zergliederung Eduards des Zweiten, aber der Raum iſt beſchränkt und ich habe noch manches zu ſagen. Dem Urtheil des Herausgebers über Tamerlan den Großen ſtimme ich im Weſentlichen bei; es iſt für einen Jüngling eine höchſt merkwürdige Kompoſition. Wollte er nur nicht die Fehler des Gedichts und die Schwächen des Dichters auf das ſogenannte naive Publicum des Jahrhunderts ſchieben! Aber das iſt ein Cardinalpunkt, bei dem ich leider wieder verweilen muß. Wie denkt er ſich denn dies „naive“ Publicum? Die Königin Eliſabeth und ihr Nachfolger Jakob gingen in's Theater; ſollte alſo nicht ein gutes Bruchtheil des „gebildeten“ mit darunter geweſen ſein? Und wie ſtellt er ſich das „gebildete“ der ſpäteren Zeiten, die unſrige nicht ausgeſchloſſen, vor? Sollte ſich nicht immer ein gutes Bruchtheil des naiven mit darunter befunden haben, oder befinden? Ich dächte doch. Blieb daher dem Dichter etwas anderes übrig, als entweder beide Gattungen von Publicum im Auge zu behalten und Abend für Abend dem ewig wechſelnden plus und minus gegenüber Mathematik zu treiben, oder ſich um gar keine zu bekümmern, und ruhig der inneren Stimme zu folgen? Wahrſcheinlich hat er das letztere gewählt, denn es gehört nicht viel dazu, um ſich davon zu überzeugen, daß das dramatiſche Kunſtwerk unter allen Umſtänden das Schickſal eines türkiſchen Selam theilt: Tauſende erfreuen ſich an der Farbe und dem Geruch der Blumen, Hunderte bewundern den Strauß und Einer enträthſelt den Sinn, für dieſen Einen iſt er aber auch eben gewunden! Ich habe vor vielen Jahren einmal einen Muſter-Repräſentanten des naiven Publicums kennen gelernt, einen ſo vollwichtigen, daß ihn die Londoner Bärenhetzen nicht beſſer hätten erziehen können. Ein reiſender Ungar ſetzte ſich eines Abends in einer römiſchen Oſteria zu mir und einigen befreundeten Künſtlern und that nach den paar Wechſelreden, womit eine Wirthshaus-Bekanntſchaft angeknüpft wird, ohne weiteren Uebergang und ohne zu ahnen, daß ſich „ein talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter“ in der Geſellſchaft befinde, gegen uns zu unſerem größten Erſtaunen den Ausſpruch, daß er die „Theaterſtückſchreiber“ für die niederträchtigſten aller Menſchen halte. Als wir ihn, nachdem wir von der erſten Ueberraſchung zurückgekommen waren, mit aller Höflichkeit um ſeine Gründe baten, erzählte er uns mit Entrüſtung den Inhalt des Königs Lear, den er in Wien geſehen hatte, ohne ſich den Titel zu merken und den Verfaſſer zu kennen, und ſchloß in wahrer Berſerkerwuth mit der Betheuerung, ſo nichtswürdige Frauenzimmer, wie dieſe Töchter des braven alten Mannes, gebe es nicht, der ſchlechte Kerl habe ſie der Menſchheit auf den Hals gelogen und er ſehne ſich darnach, ihn zu treffen und ihn tüchtig dafür durchzuwalken. Wir erblickten in dieſer Scene einen der höchſten Triumphe des Dichterkönigs, und wahrſcheinlich würde er ſelbſt manchen zu ſeiner Verherrlichung geſchriebenen vielbändigen Commentar dafür hingeben. Der Naturſohn war offenbar getroffen, ſtark getroffen, ſtärker vielleicht als alle Gebildeten, die mit weißen Handſchuhen und Lorgnetten um ihn her ſaßen, zuſammengenommen. Aber er hielt den elektriſchen Schlag für einen Stockſtreich und hätte ſich an dem Blitz gern durch eine Ohrfeige gerächt, und ſo wird das Verhältniß wohl ewig geweſen ſein und wohl ewig bleiben.

Nun, zum Abſchluß, noch eine Frage an den Herausgeber. Glaubt er, daß Shakeſpeare eben dieſen König Lear anders, etwa in der Manier, die der Schauſpieler Schröder bei der erſten Inſcenirung auf der deutſchen Bühne nöthig fand, ausgeführt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß das ganze nächſte Decennium, ja Säculum hindurch im Theater auf tauſend „Naive“, von der Art meines Ungarn, immer nur „Ein Gebildeter“, wie der Lord Southhamton käme? Ja? Da kennt er die Autonomie des ſchöpferiſchen Gedankens und die tyranniſche Gewalt, die ihm über den eigenen Erzeuger ohne Rückſicht auf deſſen

Wohl und Wehe verliehen iſt, ſehr ſchlecht und verwechſelt den Creationsact mit der Uhrmacherkunſt; nicht einmal der Witz läßt ſich erſticken. Nein? Dann zerfällt ſein ganzes Raiſonnement in Nichts. Es wird ſich aber wohl zum Nein entſchließen müſſen, denn die Naivetät der Dichter ſoll doch gewiß nicht durch die Naivetät des Publikums aufgehoben werden, und man kann doch nicht ſo naiv ſein, daß man kaum weiß, worin man ſich von der ſprechenden Eſelin Bileams unterſcheidet, und zugleich ſo reflectirend und calculirend, daß man ſeine Athemzüge nach dem Perpendikel der Stadtuhr abmißt, und dem Herrn Nachbar, ſammt der Frau Nachbarin, die Direction ſeines innerſten Denkens und Empfindens überträgt, um nur ja ihr hohes Wohlgefallen nicht zu verfehlen.

Ich habe noch Vieles auf dem Herzen und leiſte namentlich ſehr ungern auf die Charakteriſtik des einzigen Zeitgenoſſen Shakeſpeare's Verzicht, der wirklich etwas von ihm gelernt hat und deſſen der Herausgeber bis jetzt mit keiner Sylbe gedenkt. Aber ich breche ab, um meine Leſer nicht zu ermüden und verſpare mir das, ſo wie alles Uebrige, auf den vierten Artikel, zu dem der vierte Band mir hoffentlich bald die Gelegenheit bieten wird. Nur eine vorläufige Bemerkung muß ich mir noch geſtatten.

In dem Programm dieſes Werkes wurden lauter neue Stücke verſprochen, und zwar ſolche, welche die von Tieck, Baudiſſin, Kannegießer, Bülow ꝛc. ꝛc.

längſt mitgetheilten an Vortrefflichkeit und Werth „mit wenigen Ausnahmen“ weit überwiegen ſollten, ſo daß man unwillkürlich an die Diamantenhöhle der Tauſend und Einen Nacht mit ihrem „Seſam, öffne Dich“ erinnert wurde, an der die Weiſen des Morgenlandes ahnungslos vorüberzogen, und die Einer, der kein Weiſer war, plötzlich durch einen Zufall entdeckte. Die vorliegenden drei Bände enthalten aber bereits ſechs, wenn nicht ſieben (über die Hexe von Edmonton bin ich im Zweifel) von jenen alten, nicht blos dem Kenner, ſondern jedem Gebildeten aus dem Publicum hinreichend bekannten Stücken, und ſie werden der Mehrzahl nach vom Herausgeber ſelbſt ausdrücklich als die vorzüglichſten hervorgehoben. Durch dieſe Thatſache dürfte mein im erſten Artikel auf die allerbeſcheidenſte Weiſe vorgebrachter Zweifel, ob einem Manne, wie Tieck, denn wirklich das Beſte entgangen ſein könne, doch wohl einigen Grund erhalten! Ich darf den von der nüchternen Realiſtenſchule des Tages ſo hart geſchmähten großen Dichter doch nennen und als Autorität citiren? Auch von Shakeſpeare hieß es in England einmal, daß jeder Affe ſich beſſer auf die Natur verſtehe und jeder Pavian mehr Geſchmack beſitze, wie er, und daß in dem Wiehern eines Pferdes mehr Verſtand, in dem Murren eines Kettenhundes mehr lebendiger Ausdruck und Menſchlichkeit zu finden ſei, als in ſeinem tragiſchen Pathos.

* * *

Feuchtersleben.

Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben's ſämmtliche Werke. Mit
Ausſchluß der rein mediciniſchen. Herausgegeben von
Friedrich Hebbel.

7 Bände. Wien 1853. Carl Gerold und Sohn.

„Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenſchlichen? Gewiß, es giebt geborene Menſchen, wie es geborene Poeten giebt!“ So äußert ſich Feuchtersleben in den Reflexionen, und wenn dieſe Bemerkung irgend beſtritten werden könnte, ſo brauchte man ſich nur auf ihn ſelbſt zu berufen und ihre Wahrheit wäre erwieſen. Denn er war eben in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Menſch, und wer ſich ſein Weſen klar machen will, der muß ihn aus dieſem Geſichtspunkt betrachten. In dem reinen Menſchen wiederholt die Natur gewiſſermaßen ſich ſelbſt, ſie läßt den allgemeinen Grund über die Beſonderheiten, die auf ihm erwachſen, hervortreten und enthält ſich des Individualiſirens, ſo weit ſie kann. In der Regel verfährt ſie umgekehrt, und muß es auch thun, um die Welt nach allen Richtungen zu erſchöpfen; der Künſtler iſt nur Künſtler, der Held nur Held, weil der Eine ganz im Bilden und Darſtellen, der Andere im energiſchen Handeln aufgeht. Ja zuweilen nöthigen ihre Zwecke ihr Erſcheinungen ab, von denen man ſagen mögte, daß ſie, inſoferne der Begriff des Individuums auf der harmoniſchen Verbindung aller Geſammtkräfte der menſchlichen Natur zu einer neuen Form der Exiſtenz beruht, gar keine Individuen ſind, ſondern, wie z. B. unſer Zeitgenoſſe, der Rechenkünſtler Zacharias Daſe, ſchroffe Manifeſtationen der einen oder der andern in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft. Aber ſie bedarf auch wieder der ſtillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen ſolchen gewinnt ſie nur im reinen Menſchen, der den Ring abſchließt. Daß dieſer ſich in keinem einzigen Gebiet ſchöpferiſch erweiſen wird, verſteht ſich wohl von ſelbſt; er muß nothwendig auf's Empfangen und Wiederſpiegeln beſchränkt ſein und jener Kryſtallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutſchen Park angebracht ſieht. Sie nimmt das Bild der Landſchaft in ſich auf und giebt es treu zurück, fügt ihr aber Nichts hinzu als die Verklärung. Ein Menſch und ein Begriff können ſich nie vollſtändig decken; es wird daher Niemand erwarten, daß die eben gegebene Entwickelung in allen und jeden Stücken auf Feuchtersleben paſſen ſoll. Mag er aber den darin gezogenen Kreis hin und wieder, z. B. in ſeiner Pſychiatrie, deren wiſſenſchaftliche Würdigung ich dem Manne vom Fach überlaſſen muß, um viel oder wenig überſchreiten; mag er ihn hin und wieder nicht ganz ausfüllen: im Ganzen und Großen paßt ſie gewiß!

(Hebbel ſtellt nun aus den Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Feuchtersleben's ſein Bild muſiviſch zuſammen und ſchließt die Skizze mit einer Charakteriſtik des Schriftſtellers, wie er ſich ihm als Dichter, als Kritiker und als Populär-Philoſoph darſtellt:)

Der Dichter hat ſich nur im Lyriſchen verſucht, denn die Arabesken, welche die Beiträge zur Literatur, die Lebensblätter und die Confeſſionen einfaſſen, ſind dem Tieck'ſchen Phantaſus ſo ängſtlich nachgebildet und dabei ſo völlig farblos geblieben, daß ſie nur im negativen Sinne in Betracht kommen können. Aber auch auf den Lyriker läßt ſich das Wort:

„Dieſe Stunde thut mir kund:
Alles muß Dir heut' gelingen!
Doch das Herz hüpft in den Mund
Und ich kann nur eben ſingen.“

womit ein ausgeſprochenes Talent unſeres Vaterlandes den ſchöpferiſchen Moment des Gemüths eben ſo ſchön, als tief und wahr bezeichnet, nicht anwenden. Wenn man die Gedichte, wie ſie uns jetzt geſammelt vorliegen, flüchtig durchläuft, ſo findet man freilich Alles beiſammen, was man ſonſt beiſammen zu finden pflegt; von der Ballade an bis zum Epigramm herunter iſt jede Gattung vertreten; ein ziemlich weitſchichtiges Fragment lenkt ſogar in's Drama ein. Aber dieſe äußere Mannigfaltigkeit iſt keineswegs Ausdruck und Ausfluß einer höheren innern, und bringt es deshalb nicht zum lebendigen Reiz; das an ſich reichlich genug zuſtrömende Gefühls- und Gedanken-Element geht nicht von ſelbſt in dieſen Formen auf, es wird mehr nur verſuchsweiſe in ſie hineingelegt und nimmt darum auch nicht die geheimnißvolle Rückwirkung von ihnen an, die es erſt ſeines verborgenſten Zaubers entbindet. Die Balladen, deren Stoffe faſt immer mit Glück gewählt ſind, haben keine Stimmung, die Lieder keinen Ton und ſelbſt die Epigramme ſind in der Regel nur zuſammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Geſtalt vor ſich ſähe. Nichts deſtoweniger wird im Einzelnen, beſonders wo es ſich um Natur-Eindrücke handelt, die Grenze des Poetiſchen zuweilen geſtreift oder gar überſchritten, wie ich denn unſere Anthologiſten auf die Stücke: Höllthal, Ergebniſſe, einige Sonette, ein Spaziergang, Kronos, der Tempelbau, Memnon, Bellorophon, vorzugsweiſe aber auf die Diſtichen und Reſultate aufmerkſam machen zu dürfen glaube. Im Ganzen aber ſind die Gedichte nur als ethiſche Denk- und Merkzeichen eines raſtlos fortſtrebenden Geiſtes ſchätzbar und gleichen den Baumeinſchnitten, womit ein Wanderer, der ſich durch einen dunklen, vielverſchlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen ſucht. Wenn Feuchtersleben daher nie zur eigentlichen poetiſchen Production gelangte, ſo lag es nicht, wie er in ſeiner Lebensſkizze ausſpricht, an der Wahl ſeines Berufes, an äußeren Ereigniſſen oder gar an dem Widerſpruch der herrſchenden Geſchmacksrichtung mit ſeiner eigenen Tendenz. Kein Beruf der Welt begünſtigt die Entwicklung des Dichters mehr, wie eben der ärztliche; äußere Ereigniſſe, ſeien ſie auch noch ſo ſchmerzlich, verwandeln ſich dem Auserwählten von ſelbſt in Poeſie und verlieren dadurch zur Hälfte den Stachel; wenn aber die Geſchmacksrichtung nichts taugt, ſo iſt es die nächſte Aufgabe des Talents, ſie umzuſtimmen, und es beweiſ't ſeine Nachhaltigkeit nur dadurch, daß ihm dieß gelingt. Der Grund iſt hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darin zu ſuchen, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was ſchwanger iſt, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit ſteht.

Viel höher, wie der Dichter, iſt ſchon der Kritiker zu ſtellen, ja der Dichter kommt eben durch den Kritiker erſt zu ſeiner beſten Geltung, indem die Kraft, die für das ſelbſtſtändige ſchöpferiſche Bilden nicht ausreicht, das Reproductionsvermögen natürlich ſteigert und ergänzt und daneben nicht ſelten in reinſter Eigenthümlichkeit hervortritt. Doch zeigt ſich auch hier eine Schranke, auf die hingewieſen werden muß, wenn nicht mancher handgreifliche Widerſpruch unaufgelöſ't bleiben ſoll. Der Begriff der Form wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigſtens nicht fruchtbar in ihm. Zwar finden ſich allerlei Ausſprüche, welche dieſer Behauptung ſchroff entgegenzuſtehen ſcheinen, z. B. Seite 252 (Band VI.) in der Biographie Friedrich Schlegels. Aber ich verweiſe auf die Randgloſſen zu Eckermanns Geſprächen mit Goethe in den Beiträgen zur Literatur und namentlich auf das bei Gelegenheit eines höchſt bedeutenden Wortes des deutſchen Dichterfürſten abgelegte nackte Bekenntniß. „Sie haben Recht — äußert Goethe gegen ſeinen Zuhörer — es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertrüge, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen." Und Feuchtersleben kommentirt: „Woran ich ſehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form: ein blaues Kleid macht keinen Derwiſch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerſt den Derwiſch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, ſobald wir ein blaues Gewand ſehen, den Derwiſch dahinter.

Ich denke, es iſt Gewohnheit und weiter nichts." Dieſe Stelle überwiegt aus pſychologiſchen Gründen alle übrigen und ſie ſelbſt iſt gewiß keiner Doppeldeutung fähig. Feuchtersleben hatte Goethe vor ſich, den Mann, der ihm über Alles ging, und Goethe ſprach über ein Myſterium, das er, weil es innere Erfahrungen ganz eigener Art vorausſetzt, beſſer kennen mußte, wie irgend Einer; dennoch opponirt er ſeinem Herrn und Meiſter und dieß bis zu einem Grade, daß er ihm in's Geſicht ganz entſchieden das Gegentheil behauptet. Der Zug gereicht ihm ethiſch zur Ehre, denn er beweiſ't, daß er ſeine Selbſtſtändigkeit auch in der größten Verſuchung nicht aufgab, er iſt aber eben darum nur um ſo entſcheidender für die Frage. Feuchtersleben hatte offenbar keine Ahnung davon, daß, wie der Organismus in der Natur, ſo die Form in der Kunſt der reinſte Ausdruck für jene unbegreifliche, faſt eigenſinnige Miſchung des Zufälligen und Ewigen iſt, aus der das individuelle Leben entſpringt, und daß eben deshalb die eine mit der andern nie vertauſcht werden kann. Hieraus geht nun von ſelbſt hervor, daß ſeine Urtheile überall mit Vorſicht aufzunehmen ſind, wo die Form entſcheidet, alſo im ganzen äſthetiſchen Gebiet. Wenn man dieſen Geſichtspunkt feſthält, wird man ſich Alles bei ihm leicht zurechtlegen können. Man wird es zunächſt erklärlich finden, daß er in Goethe ſelbſt zwiſchen der Jugend-

oder vielmehr Mannes- und der Alters-Periode nicht unterſchied, oder doch, wenn er es that, eher zum Vortheil als zum Nachtheil der letzteren: er ging ja nicht auf den ſpezifiſch-dichteriſchen, ſondern nur auf den intellektuellen, allgemein menſchlichen Gehalt aus, und dieſer fiel ihm aus den weitgeſtrickten allegoriſchen Netzen der froſtigen Altersproductionen ganz von ſelbſt in die Hände, während er den Jugendwerken ſo mühſam abgewonnen werden muß, wie Erde, Feuer, Luft und Waſſer, die einfachen Elemente, dem organiſirten Menſchenleibe. Man wird ſich nicht mehr verwundern, wenn er neben Goethe auch Wieland und Herder aller Zukunft vindiciren zu dürfen glaubte, ohne ſich an das Verdikt zu kehren, das ſchon die letzten Zeitgenoſſen dieſer um ihr Jahrhundert allerdings hochverdienten Männer, Kant und Schiller, zum Theil Goethe ſelbſt mit eingeſchloſſen, über ſie ausſprachen; auf ſeinem Standpunkt ſtanden ſie ja nur dem Grade und nicht der Art nach hinter dem Schöpfer des Fauſt zurück. Man wird es ebenfalls begreifen, daß er das Geſetz, z. B. das der Lyrik, zuweilen auf's Treffendſte ausſpricht und es gleich darauf durch Erſcheinungen zu erläutern ſucht, z. B. durch Johann Mayrhofer, die dazu wenig tauglich ſcheinen, ſo wie, daß er Autoren, die wohl Streben und Richtung, aber nicht Talent und Vermögen mit einander theilen, wie den gar nicht genug zu ſchätzenden, von ſtrotzender

Lebensfülle überſtrömenden Walter Scott und den ſchattenhaften Salvandy, nah zuſammenrückt. Man kann daher von Feuchtersleben ſagen, was noch von manchem andern Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits geſtempeltes Object vor ſich, das nicht erſt in Herz und Nieren geprüft zu werden braucht, ſo wird er ihm jedes Mal eine neue Seite abgewinnen und Betrachtungen anſtellen, die oft zu den wichtigſten Aufſchlüſſen führen; ſoll er aber ſelbſt über die Exiſtenzfrage entſcheiden, ſo iſt er nicht gegen Irrthümer geſchützt. Doch fehlen natürlich auch hier die Abſtufungen und Uebergänge nicht.

So iſt ſein Auge ohne Zweifel viel heller und ungetrübter, wo es ſich um die bildende Kunſt handelt, als im rein poetiſchen Kreiſe; ſeine Reproductionen von Gemälden und Bildwerken gehören theilweiſe zum Beſten, was wir beſitzen, und ſeine praktiſchen Vorſchläge ſind ſo wohl erwogen und bezeichnen die zwiſchen einem ſtumpfen Realismus und einem ungebändigten Idealismus zu haltende Mittellinie ſo haarſcharf, daß ich ſie für maßgebend erklären zu dürfen glaube. Auch gereicht es ihm in dieſer Beziehung nicht wenig zur Ehre, eines der eigenthümlichſten und markigſten Talente, welche ſeit lange aus Oeſterreich, ja aus Deutſchland hervorgingen, gleich in ſeinen erſten Verſuchen mit Sicherheit erkannt zu haben; ich meine den jetzt allgemein gewürdigten Hiſtorienmaler Rahl, den Schöpfer der großartigen Chriſtenverfolgung und der noch großartigeren, wegen Mangels eines deutſchen Pantheons wahrſcheinlich unausgeführt bleibenden Cimbernſchlacht, über den auch der ſtrenge Cornelius gegen den Herausgeber das glänzendſte Urtheil fällte. Noch reiner wird ſein Blick, wenn er literatur- und kunſt-hiſtoriſche Zuſtände aus der Vogel-Perſpective beleuchtet und charakteriſirt, wie dieß in den Beiträgen mehrmals geſchieht; hier, wo das Detail von ſelbſt zurücktritt und es nur auf die ſcharfe Zeichnung der Umriſſe ankommt, liefert er oft das wahrhaft Vortreffliche. Seine Grundüberzeugung iſt, daß alles Schreiben, Dichten und Bilden die Folge des Thuns des nach Innen oder nach Außen gewandten ſein ſoll und dieſer Wahrheit kann man nicht genug Verbreitung und Eingang wünſchen, denn die Verderbniß, über die man überall klagen hört, rührt gerade davon her, daß ſo Wenige ſie erkennen wollen. Auffallen kann die konſequente Herbheit, mit der er ſich im Drama wie in der Lyrik und im Roman einen willkürlichen Grenzſtein ſetzend, bei jeder Gelegenheit über die moderne Literatur ausläßt und die ihn ſogar verführt, ihre mitunter unläugbare Ungeheuerlichkeit nicht ſelten durch eine noch unleugbarere Trivialität balanciren zu wollen. Aber das hat einfach darin ſeinen Grund, daß er ſie nicht kannte, daß er ſie, zuerſt durch die allerdings wenig einladenden Anfänge abgeſchreckt, dann durch ſeine anderweitige vielfache Thätigkeit abgehalten, in ihrer Entwicklung nicht verfolgte. An Empfänglichkeit für das, was ſie bewegt und treibt, fehlte es ihm ſo wenig wie an treuer Hingabe; das beweiſen ſeine Würdigungen der Rahel und Bettina, die in der Anerkennung eher zu weit, als nicht weit genug gehen. Doch dürfte ein kurzgefaßtes Wort über dieſe Literatur hier um ſo eher am Ort ſein, als einige bittere Ausſprüche über ein paar Hauptrepräſentanten derſelben mitgetheilt werden mußten, die ein Gegengewicht erheiſchen. Man zieht gewöhnlich ohne alle Ueberlegung zwiſchen der Gegenwart und der jüngſten Vergangenheit eine Parallele, verrückt aber dadurch ganz und gar den Standpunkt, auf dem ein billiges oder auch nur ein gerechtes Urtheil möglich iſt. Wenn man einmal vergleichen will, ſo vergleiche man die laufende Periode mit der Periode Klopſtocks und Leſſings, denn es handelt ſich jetzt, wie damals, um die Bewältigung ganz neuer hiſtoriſcher Elemente, und es iſt etwas Anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder mit dem Thurm verſehen werden ſoll. Wer etwa glaubt, daß die Kunſt ſich um dieſe Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakeſpeare's Ausſpruch über das Drama im Hamlet, das durch die ganze, überall auf den „Spiegel des Jahrhunderts und den Körper der Zeit" ausgehende Praxis des großen Dichters bekräftigt wird; wem der Muth dazu fehlt, der mache ſich den von mir hervorgehobenen Unterſchied recht deutlich und frage ſich dann, ob der unbefangene Betrachter der modernen Literatur ſich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch Manches ſchon gelang, als darüber, daß ſo Vieles mißlang. Faſt jedes der hervorragenderen Talente, die zu ihr gehören, hat es nach längerem oder kürzerem Läuterungsproceß, zu einer wirklichen und nicht ſelten zu einer bleibenden Leiſtung gebracht.

In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desparateſten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zuſammenklingen, um als reizende Muſik wieder davon zu ſäuſeln; ſeine Liederſammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage ſo eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeſchrei des Sclaven, der in ſeinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als ſchmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung iſt hier um ſo erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derſelben Perſon zuſammenfallen. Freiligrath malte Wüſtenbilder, die friſch und energiſch genug ſind, um ihm für ſein unreifes und ideenloſes „Glaubensbekenntniß“ ſelbſt dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteſte ſeiner Gedichte: „Der Blumen Rache“ nicht geſchrieben hätte. Und Dingelſtedt vollbrachte eine wahre Midasthat, indem er in ſeinem „Nachtwächter“ die dürre Proſa der einſt ſo ſtark graſſirenden politiſchen Lieder-Dichterei in das reine Gold echter Poeſie verwandelte; durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuſpitzte und keine rhetoriſche Pointen ausſchliff, ſondern mit jener Kraft, die ſpäter in dem erſchütternden „Nachtſtück“ und im erſten Act ſeines „Barneveldt“ noch ſiegreicher hervortrat, dramatiſch in die Zuſtände hineingriff und das Allgemeine durch das Beſondere, kernhaft in ſich Zuſammengeſchloſſene, anſchaulich zu machen verſtand. Im Drama lieferte Immermann ſein „Trauerſpiel in Tirol,“ Gutzkow ſein „Urbild des Tartüffe“ und Laube ſeine „Karlsſchüler;“ Stücke, von denen das erſte, trotz der verunglückten ſentimentalen Brandſtifterin, ſo urdeutſch iſt, das zweite der mehr und mehr zuſammenſchrumpfenden Komödie eine ſo weite Perſpective eröffnet, und das dritte unſer kränkelndes Künſtlerdrama ſo glücklich in's geſunde kultur-hiſtoriſche auflöſ't, daß jedes in ſeiner Art doch wohl Achtung gebietend daſteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingeſtellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen ſind. Der „Münchhauſen“, ungenießbar, ſchemen- und ſchattenhaft, mitunter läppiſch, in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der weſtphäliſchen Hofſchulzen-Wirthſchaft und ihrer Dorfpoeſie einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geſchleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerika's, nicht den Namen des Entdeckers, ſondern den des erſten Anſiedlers, des behenden, übrigens wacker talentirten, Berthold Auerbach trägt. Die Unterſuchung, wie Immermann ſich gegen ſeine Vorgänger, Peſtalozzi, Jungſtilling und den vor Allen reſpectablen Ulrich Hegner verhält, und wie ſeine Nachfolger, die in der Regel freilich mit faſt alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur ſeinen Urwald ausholzen, zu ihm ſtehen, iſt intereſſant, und werde auf einen andern Ort verſpart. „Die Ritter vom Geiſt,“ äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben ſich zu einer ſolchen innern Selbſtſtändigkeit und bethätigen Gutzkow's bewundernswürdigen Inſtinct für das geheime Walten und Weben der zukunftſchwangern Gegenwart auf ſo glänzende Weiſe, daß die ſeltene Production nicht blos als Roman, ſondern auch als hiſtoriſches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anſpruch nehmen darf, und daß jeder Redliche ſich freuen muß, die reiche, bisher in bunteſter und oft erſchreckender Vielſeitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfaſſers ſo überraſchend im geſättigten Fruchtknoten zuſammengehen zu ſehen. Ich habe hier kein Literaturgemälde zu geben, ſondern nur den Beweis zu liefern, daß auch die letzte Bewegung auf dieſem Gebiete, ſo wild und ungebändigt ſie anhob, nicht ohne Reſultat geblieben iſt und daß namentlich die Männer, die Feuchtersleben perſönlich angriff (z. B. in den Gedichten, Band II. Seite 213), in reichlichem Maß das Ihrige dazu beitrugen. Ohne allen Zweifel hätte das Ende ihn mit dem Anfang ausgeſöhnt, wenn ſein Blick nicht von dem ganzen Proceß zu früh abgezogen worden wäre. Ich muß hier auf mein Bild von der Kriſtallkugel in den nordiſchen Gärten zurückkommen: Feuchtersleben hielt ſich an das, was theils mit ihm ſelbſt jung geweſen, theils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war und ſtellte, indem er dieſes mit faſt enthuſiaſtiſcher Hingebung umfaßte, das liebenswürdigſte Gegenſtück jener von Tag zu Tag mehr um ſich greifenden Vandalen-Kritik auf, die jede Blume mit Vitriolſäure beſpritzt und jeden Keim im Werden ſelbſt zertritt. Uebrigens ſtimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächſte Regenerirung der deutſchen Literatur von Oeſterreich erwartet. Daß ſich hier am meiſten ungebrochener Boden findet und daß ſelbſt die hier ſo häufige Racenkreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagſchale wirft, leuchtet von ſelbſt ein. Aber es hat ſich bei dem Ernſt und der mehr und mehr auf's Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielverſprechender Talente angekündigt, die hauptſächlich deswegen große Hoffnungen in mir erregen, weil ſie ſchon in ihren erſten Proben, ſeien dieſe nun lyriſcher, dramatiſcher oder novelliſtiſcher Art, ganz frei von dem bisherigen überflüſſigen Bilderluxus erſcheinen, der ſo oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erſtickte. Wer weiß, wie bald dieſe über Deutſchland einen neuen Frühling heraufführen!

Am höchſten ſteht der Populär-Philoſoph. Dieſer legte auch gleich in der ſo früh erſchienenen Diätetik der Seele ſein Meiſterſtück ab. Es iſt nicht, wie der Verfaſſer beſcheiden meint, ein Zufall, daß dieſes Buch, welches ſchon zehn Auflagen erlebte, ſo allgemeinen Beifall fand; es iſt die nothwendige Folge ſeiner Vortrefflichkeit. Nirgends iſt der Weg, den der Menſch durch's Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, ſo ſicher und zugleich ſo gefällig vorgezeichnet worden, wie hier. Nicht mit der Hippe, die ſo mancher berufene oder unberufene Cicerone dem Tode abborgt, um ſich Anſehen zu verſchaffen, deutet der freundliche Führer auf die Schrecken der Tiefe; eine leichte Handbewegung, ein ausgeſtreckter Finger, genügt ihm, denn er will nicht jenen bedenklichen Schwindel hervorrufen, an den ſich ſo oft der unmittelbare Untergang knüpft, weil er die Sinne verdüſtert und das Gemüth mit hoffnungsloſer Verzweiflung erfüllt; er will nur jene heilſamen Schauder erwecken, der den Fuß beflügelt und der beklemmten Bruſt höchſtens noch das Athmen ein wenig erſchwert. Das gelingt ihm auch jedes Mal und kaum iſt die Gefahr überſtanden, ſo pflückt er raſch die erſte Blume, die ſich ſeinem Blick bietet, um uns durch die Farben, in denen ſie glüht, und den Duft, der ihr geheimnißvoll entſtrömt, an all das Schöne, das ſich zwiſchen Himmel und Erde findet und wegen deſſen es ſich der Selbſterhaltung verlohnt, wieder zu erinnern. Die Diätetik der Seele iſt kein moraliſches Rezeptbuch, ſie will dem Menſchen überhaupt nicht von außen zu Hilfe kommen und dieß oder das in ihm herſtellen, ſie behält feſt und unverrückt, wie es ſich ziemt, die Totalität ſeines Weſens im Auge und ſucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn ſie nur gehörig zuſammengefaßt wird, jedem Angriff auf das Einzelne ſiegreichen Widerſtand leiſten kann. Das iſt, wie weich und geſchmeidig es auch ausgedrückt ſein mag, wahrhaft antik gedacht und in einer Eiſenquelle dieſer Art wird die ſieche Menſchheit ſich baden müſſen, wenn ſie es dereinſt wieder zu einer Achilles-Haut bringen will. Neben der Diätetik der Seele, die ich keinen Anſtand nehme, dem Vorzüglichſten beizuzählen, welches aus der öſterreichiſchen Literatur jemals in die deutſche überging, ragen vor Allem die Aphorismen hervor, ja ſie ſpinnen ſich recht eigentlich aus dieſem Werke heraus, um in bunteſter Reihe und wechſelnder Geſtalt durch faſt alle Publicationen des Verfaſſers fortzulaufen. Es iſt natürlich, daß Geiſtern, die ſich fortwährend mit poetiſchen und philoſophiſchen Problemen beſchäftigen und nach dem ihnen innewohnenden unwiderſtehlichen Bildungstrieb beſchäftigen müſſen, ohne doch erſt eigentlich Dichter oder Philoſophen zu ſein, gerade dieſe Form ſo bequem iſt, denn ſie hat etwas Lyriſches und Dramatiſches zugleich, ſie fügt ſich jeder Stimmung und geſtattet die Einſeitigkeit. Darum griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten, und die es ebenſowenig zu einem zuſammenhängenden Gedankenſyſtem brachten, inſtinktmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuſpeichern, ihr Beſtes in ihm nieder. Ebenſo iſt es Feuchtersleben ergangen und man dürfte ihm in der Mitte dieſer beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantaſie nachſteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im Allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, ſeinen Platz anweiſen.

Friedrich Gentz.

Briefwechſel zwiſchen Friedrich Gentz und Adam Heinrich
Müller 1800—1829.

Stuttgart, J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1857.

Ich bin kein Freund des literariſchen Reliquientrödels unſerer Tage, und öffne eine Correſpondenz unſerer Heroen und Halbheroen faſt nie ohne Beklommenheit. Stößt man doch nur zu oft, wenn man die fromme Gold- und Perlenſtickerei der Einleitung hinter ſich hat, auf das traurige Analogon des zweifelhaften morſchen Knochens, den ſelbſt die Andacht nur mit Schaudern verehrt, und iſt das Umſchlagen einer Glorification in ihr klägliches Gegentheil doch ein zu fatales Schauſpiel, wo es wirkliche Verdienſte gilt! Ich nahm deßhalb auch das Buch, an das ich dießmal einige Betrachtungen knüpfen will, nicht ohne alle Beſorgniß in die Hand, aber ich merkte ſchon beim flüchtigen Durchblättern, daß kein Grund dazu vorhanden ſei, und ich überzeugte mich bei ernſterer Beſchäftigung mit demſelben ſehr bald, daß es der gebildeten Welt eine reiche Quelle des Genuſſes und der Belehrung eröffnet. Goethe ſagt irgendwo, er halte ein Drama in Briefen für möglich; ob er Recht hat, oder nicht, weiß ich nicht, jedenfalls iſt das Drama bis jetzt nicht geſchrieben. Daß aber jeder wirklich lebendige Briefwechſel eine Art Duodram ſein muß, ſteht feſt, denn woher käme ihm der eigenthümliche Reiz, der für die durch die Gränzen des Briefs gebotene flüchtige Behandlung der Menſchen und der Dinge allein entſchädigen kann, wenn nicht aus dem gemeinſamen Ringen verwandter Geiſter um die höchſten Reſultate des inneren Lebens, und iſt ein ſolches Ringen nicht immer ein Gedankentrauerſpiel mit der vollen Qual der Unauflösbarkeit des letzten, aus den Individuen ſelbſt hervorgehenden Widerſpruchs? Dramatiſch iſt nun der Briefwechſel zwiſchen Gentz und Müller durch und durch; er beruht auf dem Gegenſatz zweier Naturen, die viel zu viel mit einander gemein hatten um ſich jemals aufgeben zu können, und die doch wieder zu verſchieden waren um ganz in einander aufzugehen, und wenn das Verhältniß auch keine ſo reife und volle Frucht abwirft, wie das zwiſchen Schiller und Goethe, in welchem die beiden Hälften der Menſchheit gewiſſermaßen nach hartem Kampf zur urſprünglichen Einheit zuſammen gingen, ſo wiegt das Product, und beſtände es auch nur in der moraliſchen Rehabilitirung eines verſchrieenen Charakters, doch immer noch ſchwer genug. In dieſem dramatiſchen Kern iſt nach meiner Meinung aber auch die eigentliche Bedeutung des Buches zu ſuchen. Daß ſich ein reicher Schatz von Urtheilen und Ausſprüchen gemeingültiger Art den pſychologiſch intereſſanten hinzugeſellt, wird darum nicht verkannt, und daß der Geſchichtſchreiber eben ſo wenig leer ausgeht, verſteht ſich von ſelbſt.

Wer Friedrich v. Gentz und Adam Müller nur von Hörenſagen oder aus politiſchen Partei-Manifeſten kennt, wird ſpöttiſch ausrufen: was konnte den immer fertigen Protocollführer aller Congreſſe und den Staatstheoſophen, der ſein lebenlang über einer Conſtitution für Wolkenkuckucksheim brütete, wohl zuſammenknüpfen, als das äußere Bedürfniß; der eine brauchte von Zeit zu Zeit einen Propheten, und der andere hatte Geld nöthig! Iſt es doch von Gentz bekannt genug, daß er ſich ſelbſt in behaglicher Schamloſigkeit für blaſirt erklärte, ja daß er nach eigener Verſicherung eine ſataniſche Freude über das Mißlingen alles Großen und Edeln empfand, und ſich zuletzt nur noch für die friſche Butter ſeines Frühſtücks begeiſterte. Und daß Müller nur ein Träumer oder ein Heuchler ſein konnte, ſteht doch gewiß feſt: iſt er doch als Proteſtant geboren und als Katholik geſtorben! Freilich! auch der Briefwechſel iſt nicht arm an ähnlichen naiven Bekenntniſſen, um ſie einſtweilen ſo zu nennen.

Gentz erſucht Müller einmal um ein engliſches Werk über die Finanzen, aber er verbittet ſich die Zuſendung, wenn von Mißbräuchen der Finanzverwaltung darin die Rede ſei, denn er liebe dieſe Mißbräuche. Ein andermal erſchrickt er ordentlich, daß es ſo göttliche und rührende Dinge in ihm geben ſolle, als Müller entdeckt hat, und da er, wie man gelegentlich erfährt, an die Ewigkeit der Höllenſtrafen glaubt, ſo liegt manchem Leſer das Warum gewiß nahe genug. Müller dagegen ſchwärmt eine Zeitlang bis zum Uebermaß für das proteſtantiſche England; er mögte in der engliſchen Miliz gegen die Landung (Bonaparte's und ſeiner Franzoſen) dienen, und meint, daß er nur auf dieſer herrlichen Inſel einen Boden für alle ſeine Hoffnungen finden könne. Zwei Jahre darauf hat er ſchon nicht ohne Geräuſch convertirt, und erklärt in ſelbſttrunkener Rückſchau den Uebertritt für den glücklichſten Schritt ſeines Lebens. Alle beide gebärden ſich kindiſch, wo es ſich um das Wetter handelt. Ein ſtarkes Gewitter, ein heftiger Regen, der einige Tage anhält, erfüllt ſie mit Entſetzen, ein Erdbeben ruft alles Ernſtes Gedanken an den jüngſten Tag hervor. Ein Zimmer, worin man den Sturm nicht hört, wird wie eine beſondere Gnade Gottes geprieſen, und Doppelfenſter mit verſchließbaren Läden ſind die erſte Bedingung jeder Schlafkammer. Dabei werden Mars und Venus als äußerſt zweideutige Wächter am Himmel hart geſcholten, und ſogar der Vollmond wird verdächtig genannt.

Zwar gaſtirt in dieſem nämlichen Briefwechſel auch unſer deutſcher Tacitus, Johannes v. Müller, und verſichert mit Emphaſe, er werde „vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und die Kleinheit ſchuf,“ nie die Kniee beugen; er habe auf alle Fälle gedacht und für andere Sitze von Cultur — Amerika, Südrußland und Mittelaſien ſind gemeint — Plane entworfen. Wenige Jahre verſtreichen, und Napoleon, jener verächtliche Abgott, lächelt den Grimm des Gelehrten in einer Viertelſtunde ſo gründlich weg, daß dieſer, noch bevor er die Antichambre wieder hinter ſich hat, ein faſt göttliches Recht des Eroberers entdeckt, zum Abſchied in Berlin eine Rede auf Friedrich den Großen hält, worin er kaum Anſtand nimmt, deſſen Vorliebe für die Franzoſen und das Franzoſenthum offen für den höchſten Vorzug des deutſchen Königs, für eine Art Inſpiration der Zukunft zu erklären, und dann, noch rauchend von ſeinen früheren Catilinarien, in's Königreich Weſtfalen abreist, um ſich mit franzöſiſchen Orden behängen zu laſſen. Als Friedrich v. Gentz den preußiſchen Staatsdienſt verließ, war es der preußiſchen Monarchie ſehr gleichgültig, ob ſie einen kleinen Beamten mehr oder weniger zählte, denn ſie ſtand ſcheinbar noch auf ehernen Füßen, und glaubte an ſich ſelbſt, wie das alte Rom. Als Johannes v. Müller ſeine Profeſſur aufgab, lag das Reich in Trümmern, und alle ſeine Hoffnungen ruhten auf der Beharrlichkeit der Einzelnen, auf der gegenſeitigen Anziehungskraft der Atome. Gentz ging aus einem deutſchen Staat in den andern über, Johannes v. Müller warf ſich geradezu dem Erzfeind in die Arme, und dennoch hat man auf den einen nicht Schmach genug häufen zu können geglaubt, während der zweite entſchuldigt, wohl gar beklagt und bedauert wird. Eine eigenthümliche Erſcheinung! Woher rührt ſie? Auf das Sendſchreiben des jugendlichen Gentz an den König von Preußen bei Gelegenheit ſeiner Thronbeſteigung wird man ſie doch nicht zurückführen wollen, denn wenn man dieſem auch, alle Mittelſtufen überſpringend, den ganzen Oeſterreichiſchen Beobachter entgegenſetzen wollte, ſo wäre die Kluft noch immer nicht ſo groß, wie zwiſchen Johannes v. Müllers Philippika und ſeiner Vergötterung Napoleons. Auch die Verdienſte um die Literatur wird man ſchwerlich bei Johannes v. Müller im Gegenſatz zu Gentz ſo durchaus überwiegend finden, daß dem einen alles, dem andern nichts verziehen werden dürfte. Am allerwenigſten aber wird der deutſche Patriot Urſache dazu haben, denn es iſt nicht ohne guten Grund behauptet worden, daß erſt Johannes v. Müller durch ſeine Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft die Schweiz geiſtig vom deutſchen Reich getrennt hat. Woher alſo der Groll, der unerbittliche Haß gegen den einen und die Milde gegen den andern?

Gentz hatte für immer gewählt, und wenn er auch nach und nach — was keiner zu vertuſchen ſuchen muß — durch die Macht der Verhältniſſe gedrängt, vom General zum bloßen Soldaten herabſank, er war und blieb ein Mann der Ueberzeugung. Einer ſeiner erſten Vertheidiger meint freilich: er ſei allerdings aus dem einen Heerlager in das andere übergegangen, aber er habe fürſtliche Bedingungen geſtellt und bewilligt erhalten. Das könnte ihm in meinen Augen wenig helfen, denn Fiesco's glänzender Sophismus über das Abnehmen der Schande mit dem Wachſen des Preiſes iſt vortrefflich im Drama, taugt aber ganz und gar nichts auf dem Markt des Lebens. Glücklicherweiſe bedarf er einer Vertheidigung nicht, die aus dem Champagnerkeller ihre beſten Gründe ſchöpft, und wenn ſie früher, trotz des allbekannten herrlichen Briefs, worin er Johannes v. Müller für ſeinen ſchnöden Abfall züchtigte, vielleicht noch ſtatthaft ſcheinen mogte: der Briefwechſel, welcher uns hier beſchäftigt, läßt keinen Zweifel über die Beſchaffenheit ſeiner Geſinnungen mehr übrig. Ein Hund findet den Weg, den er einmal gemacht hat, immer wieder zurück, und eine Ueberläufernatur kann nie um die Brücke verlegen ſein; wäre Gentz eine ſolche geweſen, was hätten ihn geſprengte Coalitionen, verlorne Schlachten, geſtürzte Throne und zerriſſene Reiche gekümmert! Als Wetterhahn hätte er ganz gemüthlich bei Zeiten den einen Thurm mit dem andern vertauſcht, und ſich eine Talleyrand'ſche Reputation erworben, denn er wäre ſicher der Feinſte geweſen. Man leſe aber die Briefe 36 und 42 nach den ungeheuren Schlägen von Ulm und Auſterlitz, und frage ſich: ob der erbärmliche Kummer eines Egoiſten um eine bedrohte Penſion, oder der heilige Schmerz eines Mannes, der die Welt zuſammenbrechen ſieht, ſie eingegeben hat. „Wir ſind geſchlagen," ſchreibt er im November 1805, „und dahin meine herrlichſten Hoffnungen. Wie dieſer Schmerz mich trifft, vermag ich nicht Ihnen zu ſagen. So tief, ſo unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verſchwiſtert; dießmal fühle ich, was es heißt, und fühle es zum erſtenmal, ſo in einer öffentlichen Sache perſönlich verwendet zu werden. Jetzt mag weiter geſchehen was da will, Wien verloren gehen, Bonaparte uns nach Aſtrachan treiben u. ſ. f., ein größerer Schmerz, als ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht geſiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Sieg hieng — nicht geſiegt, den Teufel nicht gedemüthigt, dieß leider iſt das höchſte; dagegen ſind alle ſogenannten poſitiven Uebel nur wahre Lumperei." Und Müller antwortet: „Wo richten ſich denn Ihre Hoffnungen hin, und welche innere Quellen hat dieſe Reihe von Unglücksfällen wieder in Ihnen eröffnet! Es ſind die erſten Ihres Lebens, die erſten Ihnen angemeſſenen; denn über Wandel und Mißgeſchick des Privatlebens ſind Sie doch gewiß weit erhaben, nur der Gram ganzer Völker kann Sie ergreifen. Ihre Briefe und die durchpaſſirenden Fremden bezeugen es, daß man Ihre Abreiſe, Ihren Schmerz habe ſehen müſſen, um den großen tragiſchen Moment in ſeinem ganzen Umfang zu erkennen.“ Niemand wird läugnen können, daß dieß die Sprache des Herzens iſt, und der Befangenſte wird einräumen müſſen, daß der ganze Briefwechſel den gleichen Geiſt der Wahrheit athmet. Er macht den Eindruck eines Zwiegeſprächs, das, ohne Hinterhalt und Rückſichtsnahme, unter vier Augen geführt wird; man kann die Reſultate bedingt oder unbedingt verwerfen, aber man muß den Ernſt und die Redlichkeit der Unterſuchung anerkennen.

Gilt es nun noch den Briefwechſel, deſſen dramatiſch pſychologiſche Bedeutung hiemit dargethan ſcheint, näher zu charakteriſiren, ſo iſt ſein Eigenthümliches darin zu ſuchen, daß ſich Realismus und Idealismus hier gegenüberſtehen, wie nirgends ſonſt. Mit dem Unterſchied jedoch, daß der Realismus, den Gentz vertritt, ſich ſeiner Ergänzungsfähigkeit und Bedürftigkeit immer bewußt bleibt, während der Idealismus, der in Adam Müller excellirt, die ganze Klimax der Abſtraction erſt hinter ſich haben muß, bevor er ſich zu einem Compromiß entſchließen kann, dann aber die Conſequenzmacherei nach der praktiſchen Seite hin wo möglich noch weiter treibt, als vorher nach der andern, und ſeinem neuen Bundesgenoſſen nicht allein mehr ſchadet als nützt, ſondern ihn ſogar nicht ſelten durch ſeine principiellen Uebertreibungen und ſeine phantaſtiſchen Vorſchläge erſchreckt und entſetzt. Wenn Gentz an die Rahel ſchrieb, er empfinde eine ſataniſche Freude über den Untergang alles Großen und Edlen, und dabei die prächtige Butter ſeines Frühſtücks herausſtrich, ſo iſt das ein Ausdruck derſelben Stimmung, in welcher Swift ausrief: vive la bagatelle! und nur derjenige wird ſich dabei aufhalten, welcher allenfalls auch den Hamlet wegen der Sünden, deren er ſich gegen Ophelia anklagt, vor Gericht ziehen mögte. Wenn Müllers Enthuſiasmus für England ſich aber in den grimmigſten Haß umſetzt, und wenn er ſtolz darauf iſt, die Folter an der Tafel des Prinzen von Heſſen vertheidigt zu haben, ſo hat das mehr zu bedeuten. Ueberhaupt iſt das Verhältniß der beiden Männer zu einander höchſt merkwürdig: Gentz, der bei weitem Ueberlegene, glaubt zu empfangen, und Müller empfängt; Gentz überträgt ſeinen Reſpect für das Element, worin Müller waltet, auf die Perſon, und Müller ſtreicht ihn ruhig ein. „Mir kann — ſchreibt Gentz, Brief 14 — von allen jetzt lebenden Menſchen keiner ſo zuſagen wie Sie. Denn die wenigen Reinen, welche ich außer Ihnen noch finde, ſind mir nicht genialiſch genug, und die übrigen Genialiſchen ſind alle unrein. Sie allein vereinigen alles in ſich, und in Ihnen wohnt nun überdieß dieſe ewig erweckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blaſirtheit allein im Stande iſt, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen. Ich bin ſelbſt innig überzeugt, daß wir, um etwas Gutes zu wirken, mit einander leben müſſen. Sie allein ſind bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe den äußeren Schwierigkeiten dieſes harten Zeitalters nicht gewachſen, und ich muß ſchlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich ſinken ſoll.“ Dieſes Wort gereicht Gentz zur Ehre; trotz ſeiner „faulen Morgengedanken“ vergaß er es keinen Moment, daß man die Sterne im Auge behalten muß, wenn man ſich nur auf der Erde gehörig orientiren will, und begleitete Wiſſenſchaft und Kunſt bis zur letzten friſchen Blüthe der Poeſie herab, obgleich ihm ſeine Arbeiten und Geſchäfte oft kaum vier Stunden zur Nachtruhe übrig ließen. Dieß Selbſtporträt von Gentz vervollſtändigt Müller, Brief 408, und verdient um ſo eher unbedingten Glauben, als er für den Arzt ſchreibt, der conſultirt werden ſoll. „Das ganz Charakteriſtiſche — heißt es hier — mußte herausgehoben werden: bei der höchſten geiſtigen Reizbarkeit eine ſonderbare Gleichgültigkeit gegen alle phyſiſchen Gewohnheitsreize, die wohl nur in einem ungewöhnlichen Vorherrſchen der Seelenkraft ihren Grund hat. Eigentliche Leidenſchaften, ausgenommen etwa für den Ruhm oder gegen das im gewöhnlichen Sinne des Worts Gemeine, hatten Sie meines Wiſſens ſeit dreißig Jahren nie.“ In gleichem Sinn und Ton, wie oben, äußert Gentz ſich noch oft über Müller; ſo empfiehlt er ihn z. B. der Staël-Holſtein als den erſten Kopf Deutſchlands; das hält ihn jedoch nicht ab, ihm gelegentlich, und je ſpäter, um ſo herber, die Wahrheit zu ſagen, ſich mit bitterem Hohn darüber auszulaſſen, daß nach Müllers Lehre der Friede der Welt, die Bürgſchaft der Staaten und die Verbeſſerung der Geſellſchaft einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß der Menſchwerdung Gottes abhänge, und ihn zuletzt offen und derb aufzufordern, nicht mehr Allotria zu treiben, ſondern zuzugreifen, wo Arbeit ſei. Müller dagegen, obgleich er am Ende nothgedrungen aus ſeiner Montgolfiere auf die Erde herabſteigt und ſich in den Kampf begiebt, kann ſich durchaus nicht entſchließen ſich der Mittel zu bedienen, die allein zu helfen vermögen. Er ficht zwar nicht gegen Windmühlen, ſondern gegen wirkliche Rieſen, da ſie ihm gar zu deutlich mit Fingern gezeigt werden, aber er verſchmäht das Schwert, vermuthlich weil es auch der Troßknecht ſchwingt, und macht lieber magnetiſche Striche; und wie er es früher gemein fand, ſich in ein Erdbeben mit der

Geologie durch Steinkohlenflötze zu erklären, ſo ſteht er dem Fürſten Metternich jetzt, zu deſſen nicht geringem Aerger, in der großen Kriſis mit einem droit chrétien bei, das er im Gegenſatz zum droit des gens apart für ihn erfindet, und ſchleudert theologiſche Abhandlungen in einer „Concordia“, die Niemand lieſ't. Er träumt ſo ſchön von der heiligen Allianz, daß Gentz es für nothwendig hält, ihn unſanft zu wecken; er ſchwärmt ſo kindlich für das Princip der Legitimität, daß Gentz ihn an das Höhere, wodurch es ſelbſt auf ſeinem Standpunkt wieder bedingt und aufgehoben wird, aufmerkſam machen muß; er iſt ein ſolcher Antirevolutionär, daß er Gentz durch ſeine ungeſunde Hitze ein außerordentliches wichtiges politiſches Ultimatum entlockt, welches um ſo eher hier ſtehen mag, als es bis zur Evidenz beweiſ't, wie wenig dieſer Mann über die Aufgabe des Tags, mogte er ſie nun richtig auffaſſen oder nicht, die Aufgabe des Jahrhunderts vergaß.

„Ein Schriftſteller — ſchreibt Gentz Brief 156; — den Sie nicht verläugnen werden, Schloſſer, ſagt: „„Eine rationelle Bildung, wenn ſie zu einſeitig und über ihre Gränzen geſteigert iſt, fordert ganz eben ſo ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo ſie erſtarrt und der Natur des Menſchen entfremdet iſt, rationelle Belebung fordert.““ Dieß iſt die Quinteſſenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltanſicht. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunkt das Gleichgewicht bedroht ſei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwieſpalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politiſchen Schauplatz betrat, ſchien es wirklich darauf abgeſehen, das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrſchaft zu bereiten. Gegen dieſes falſche Beſtreben bin ich zu Felde gezogen, und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen ſein mag, ſo wird man mir doch nicht leicht zur Laſt legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verſchloſſen hätte. Daß die Lage der Dinge ſich in den letzten Jahren weſentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, ſcheint mir aber unverkennbar. Das Gleichgewicht iſt auf der rationellen Seite bedroht — ein Satz, den ich hier nur als meine Privatmeinung ausſprechen kann, den ich aber factiſch und hiſtoriſch deduciren zu können glaube. Wenn ich nun in dieſer Stimmung leſe, was Sie ſchreiben, wie wäre es bei aller meiner Liebe zu Ihnen, und bei aller meiner Freude an Ihrem Geiſt, möglich, daß ich mit Ihren Lehren harmonirte? Ich habe in dem revolutionären Gang der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunſch, aus einem ſchlechten Zuſtande zu einem beſſern zu gelangen, wohl aber das einſeitige und anmaßende Princip, die Welt von Friſchem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, eben ſo einſeitig, anmaßend und ſchneidend, die Antirevolution predigen, alle Beſtrebungen und alle Producte dieſer Zeit mit bitterm Hohn verwerfen, und ganz unumwunden die Kirchenverfaſſung und Lehnsverfaſſung und Dienſtverfaſſung und Geldverfaſſung und Handelsverfaſſung vergangener Jahrhunderte zurückfordern: wie ſollte ich meinen eigenen Ideen ſolche Gewalt anthun, die Ihrigen zu billigen?"

Wer wird nicht einſtimmen müſſen, beſonders wenn er erwägt, daß das Traditionelle, das Reſultat vergangener und vergeſſener Urzuſtände auch einmal rationell geweſen iſt? Müller läßt ſich jedoch nicht abſchrecken; unbekümmert um die Ermahnung des Freundes, daß die innern Krankheiten nicht von heute auf morgen tödten würden, und daß man vor allen Dingen leben, ſich alſo der äußern Feinde entledigen müſſe, fährt er fort, ſeine Theologie zu treiben, und ſich zu einem umgekehrten Jacobiner auszubilden. Subjectiv gereicht dieſe Conſequenz ihm nur zur Ehre, und iſt ein Beweis mehr für die Wahrheit des Verhältniſſes und die Zuverläſſigkeit der Correſpondenz; aber im Allgemeinen kommt nichts dabei heraus.

Ein ganz beſonderes Intereſſe nehmen übrigens die Briefe in Anſpruch, die zwiſchen ihm und Gentz über das große religiöſe Problem gewechſelt werden: Müllers Forderungen ſind die gewöhnlichen, und bedürfen keiner Charakteriſtik; aber die Art, wie

Gentz ſie zurückweiſ't, ohne ihnen in ihrer zarten Natur zu nahe zu treten, iſt ein Muſter der gediegenſten Menſchenbildung, und der Brief 154 mit ſeiner wunderbaren Miſchung von Simplicität des Ausdrucks und Tiefſinn der Ideenentwicklung ſcheint mir ein unübertrefflicher Canon der Vernunft. Später läßt er ſich freilich durch den Sand'ſchen Mord einſchüchtern, und zu dem Ausruf bewegen: „Sie haben vollkommen Recht, alles iſt verloren, wenn nicht Religion, pas seulement comme *foi*, mais comme *loi*, wieder hergeſtellt wird!“ Das iſt allerdings das rein äußere Motiv gebührend in's Auge gefaßt, eine traurige Sonnenfinſterniß, und eine um ſo traurigere, als ſie die unheilvollen Carlsbader Beſchlüſſe im unmittelbaren Gefolge hat, dieſen bereits von der Geſchichte verurtheilten Verſuch, den deutſchen Geiſt in Belagerungszuſtand zu verſetzen, ſtatt dem erhaltenden und dem ſchöpferiſch vorwärts ſtrebenden Princip, die im Staat zu einander ſtehen, wie Mann und Weib im Hauſe, freien Spielraum für einen unblutigen Kampf zu gewähren. Aber das urſprüngliche Licht wird nur vorübergehend davon verdunkelt.

Ich darf nicht weiter in's Detail eingehen, ſo verlockend es auch iſt. Mir gefällt Leſſing nirgends beſſer als in ſeinen Rettungen; der Schweiß, den er vergießt, während er Gräber von Diſteln und Dornen ſäubert, ſteht ihm am ſchönſten. Dasſelbe Gefühl, das ihn trieb, ſelbſt gegen einen Luther für einen Lemnius aufzutreten, hat mir dießmal die Hand geführt; mein Zweck iſt erreicht, wenn ich durch meine Beleuchtung des neuen Actenſtücks bei dem Freund der Wahrheit einige Zweifel erregt habe, ob der Proceß gegen unſer vielleicht größtes politiſches Talent wirklich unparteiiſch entſchieden ſei. Ein Berufenerer nehme die Reviſion ſelbſt auf; hat Deutſchland einen Macaulay, einen Publiciſten, der ſich auf mehr verſteht, als auf's Fluchen und Segnen, hier kann er ſich zeigen.

Ein Selbſt-Portrait von Carl Gutzkow.

Für den pſychologiſchen Criminaliſten iſt bekanntlich die Form eines Bekenntniſſes in den meiſten Fällen weit wichtiger, als die Materie. Das Verbrechen iſt bei dem ungeheueren Apparat, welcher der Juſtiz im modernen Staate zu Gebote ſteht, in der Regel leicht herausgebracht, und mit Ausnahme ſehr weniger Länder reicht der vollſtändig gegliederte Indicienbeweis auch ohne das ausdrückliche Geſtändniß des Inculpaten zur Verurtheilung hin. Aber wenn es ſich nicht blos darum handelt, das Verhältniß einer That zum Geſetz zu ermitteln, ſondern wenn das viel wichtigere Verhältniß des Menſchen zu ſeiner eigenen That feſtgeſtellt werden ſoll, ſo braucht man ihn ſelbſt, das Wort ſeines Mundes, den Blick ſeines Auges, das Mienenſpiel ſeines Geſichts. Dann iſt es, wenn die Legislatur es anders nicht aus zu weit getriebener Humanität in ſein eigenes Belieben geſetzt hat, ob er gehängt werden will oder nicht, vollkommen gleichgültig, ob er leugnet oder bekennt, denn der Menſch kann leugnen wie Desdemona und bekennen wie Jago. Man will eben nur den ſtillen Grund der Seele erforſchen, der Alles bindet und bedingt, und es giebt Momente der Leidenſchaft und der Aufregung, in welchen dieſer, wie der Meeresboden bei Erderſchütterungen, mit einer gewiſſen Naivetät ganz nackt und unverhüllt hervortritt. Auf ſolche Momente iſt der juriſtiſche Pſycholog beſonders geſpannt, denn ſie bieten auch für das verſchlungenſte Räthſel den Schlüſſel dar, und nicht ſelten ſpricht er los, wo das Geſetz verdammt, und umgekehrt, ſobald er ihn hat.

Einer ähnlichen Erſcheinung begegnet man zuweilen bei Künſtlern und Schriftſtellern, ähnlich natürlich nur im pſychologiſchen, nicht etwa auch, wenn es erſt bemerkt zu werden braucht, im moraliſchen Sinne. Jahre lang beſchäftigt man ſich mit dem Einen oder dem Anderen und wird nicht mit ihm fertig. Plötzlich nimmt er ſelbſt ſein Eingeweide in die Hand, und nun begreift man, warum er ſo ſchlecht oder ſo gut verdaut. Davon hat Carl Gutzkow kürzlich in ſeiner Beſprechung der von dem Prinz-Regenten von Preußen zur Ermunterung des deutſchen Drama's errichteten Schillerſtiftung ein ſchlagendes Beiſpiel gegeben. Wem wäre dieſer vielſeitige und unermüdliche Autor, von Sympathie und Antipathie ganz abgeſehen, nicht in pſychologiſcher Beziehung höchſt merkwürdig geweſen? Wen hätten ſeine Romane und Schauſpiele, wie ſeine Abhandlungen und Kritiken nicht oft in Erſtaunen geſetzt, wenn auch nicht immer in dem Sinne, den er ſelbſt beabſichtigt haben mogte? Von der „Wally“ an, in welcher der ſchönſte Zug eines altdeutſchen Gedichts durch die Uebertragung in den modernen Salon zum ſcheußlichſten Raffinement degradirt wird, bis zu den „Rittern vom Geiſt,“ in denen ein fallender Schrank die endliche Entſcheidung herbeiführt: wie oft muß man den Kopf ſchütteln, ehe man einmal zum Nicken kommt. Wer fühlt ſich nicht durch dramatiſche Ideen, wie die des „weißen Blatts“ oder des „dreizehnten November“ in die Region entrückt, wo der Menſch anfängt, ſich für ein Gerſtenkorn zu halten und die Henne ängſtlicher zu fliehen, wie den Tiger? Und wem ſind Urtheile, in denen ſich der ſchärfſte Blick für das Einzelne nicht ſelten mit der abſoluteſten Blindheit für das Ganze verbindet, nicht peinlicher, wie das Gewäſch der ſtumpfeſten Trivialität? Dazwiſchen dann die höchſt vortrefflichen Daguerreotypen in den „Rittern vom Geiſt“ und „das Urbild des Tartüffe,“ ein ſatyriſches Luſtſpiel, das in ſeiner Art vollendet genannt werden kann, ſo wie manche von dem richtigſten Inſtinct zeugende Charakteriſtik geſellſchaftlicher Zuſtände in den „Zeitgenoſſen“ u. ſ. w. Man erzählt von einem Proteus, der verdammt ſein ſoll, ſich in alle möglichen Mondkälber zu verwandeln, zwiſchendurch aber auch zur Belohnung und Erholung in Menſchengeſtalt auf der Bühne erſcheinen und ein vernünftiges Wort ſprechen darf. Auf drei Metamorphoſen eine Menſchwerdung, aber eine bucklichte, auf drei bucklichte eine regelmäßige, aber eine ſchwächliche, auf drei ſchwächliche eine normale. An dieſen Proteus fühlt man ſich zuweilen durch unſeren Autor erinnert. Wer hatte das Geheimniß ſeiner Natur? Niemand als er ſelbſt, und er hat es jetzt verrathen. Worauf läuft es hinaus? Auf eine Organiſation, in der das begleitende Motiv an die Stelle des beſtimmenden getreten iſt, die kleine beiläufige Triebfeder an die Stelle der großen. Das erklärt Alles; wir aber haben es jetzt nachzuweiſen, und zwar aus dem eigenen Bekenntniß.

Der Prinz-Regent von Preußen hat einen Preis von tauſend Thalern ausgeſetzt, der zu Ehren Schiller's alle drei Jahre für das innerhalb dieſer Friſt erſchienene beſte Drama durch ein aus neun Notabilitäten gebildetes Gericht zuerkannt und dem eine Medaille hinzugefügt werden ſoll. Nach unſerer Meinung hat die Literatur alle Urſache, ſich dazu Glück zu wünſchen, denn es iſt das erſte Mal, daß der Staat, der ſie früher, wie einige unvergeßliche Bundesbeſchlüſſe beweiſen, nicht blos ſchutzlos, ſondern auch rechtlos ließ, indem er gar kein geiſtiges Eigenthum anerkannte und nur hie und da für

Bücher, Muſikalien und Bilder ein dürftiges Privilegium ertheilte, ihr gegenüber feierlich eine Verpflichtung übernimmt. Es iſt ganz gleichgültig, ob der Staat für dieſen hochwichtigen Act augenblicklich die beſte Form gefunden hat oder nicht; genug, man hat es nicht mit einem jener unproductiven Einfälle zu thun, aus denen die bisherigen Theater-Preisausſchreibungen hervorgingen und denen noch ganz zuletzt in Oeſterreich die Rückerſtreckung des Tantièmenſegens auf die älteren Landeskinder poetiſchen Schlags entſprang, ſondern es handelt ſich um eine Inſtitution für alle Zeiten, die ſich trotz aller möglichen Mißgriffe auf dem Wege der Erfahrung, wie alles Menſchliche, nach und nach entwickeln kann und wird. Der Künſtler, der Dichter exiſtirt jetzt für den Staat, wie der Soldat und der Beamte, er exiſtirt auch dann, wenn er nicht Vorleſer bei Hofe iſt, und das hat Schiller ihm erkämpft, derſelbe Schiller, wohl gemerkt, deſſen Tell, wie verlautet, von einem Vorgänger des Prinz-Regenten aus dem Theaterrepertoire der Metropole eigenhändig geſtrichen wurde, und das einer Stelle wegen, die bedeutend zu der unwiderſtehlichen Volkserhebung mit beigetragen haben dürfte, welcher er ſelbſt Thron und Krone verdankte. Kein Unbefangener wird leugnen, daß dieß im Ganzen und Allgemeinen ein großer Fortſchritt iſt, ſo viel er auch im Einzelnen gegen die Zuſammenſetzung des

Preisgerichts und gegen die Statuten desſelben einzuwenden haben mag; Carl Gutzkow glaubt dagegen, die deutſche Literatur müſſe gegen dieſe Inſtitution den allerentſchiedenſten Proteſt einlegen, denn ihr innerſtes Weſen ſei die Ungerechtigkeit und ihre unausbleibliche Folge die gänzliche Ueberlieferung der deutſchen Bühne an Ueberſetzer und Lohnarbeiter, ja ſie führe geradewegs nach Rußland! Bei einer ſo ſchreienden Meinungsverſchiedenheit wird der Leſer auf die Gründe begierig ſein, die uns und dem Prinz-Regenten — denn dieſer wird förmlich apoſtrophirt und um Zurücknahme ſeiner Entſchließung angegangen — entgegengeſetzt werden. Sie ſind alle aus einem der Logik und dem gemeinen Manne ziemlich unzugänglichen Gebiet, nämlich aus „dem ſtillen Walten der Dichterſeele“ hergenommen, werden aber zu unſerem Glück durch Zeugencitationen hiſtoriſch illuſtrirt und dadurch dem ordinären Tageslichte, in dem wir uns bewegen, etwas näher gebracht. Was iſt denn nun für dieß „ſtille Walten“ von einer ſo wohlgemeinten Maßregel Gefährliches zu beſorgen? Die „Dichterſeele,“ die im Namen aller anderen das Wort ergriffen hat, erwartet das Aeußerſte, denn ſie ſpricht geradezu von einem Damoklesſchwert, daß über ihr aufgehängt ſei, und dieſer Ausdruck beweiſ't, daß „wir in höchſten Nöthen ſeind.“ Woher kommt aber dieſem Schwert ſeine bedrohliche Schärfe und ſein tödtliches

Blinken? Daher, daß nur einer gekrönt werden, d. h. den Preis und die Medaille erhalten kann, und daß das letzte Decennium allein uns Deutſche mit mehr Dramatikern beſchenkt hat, als die Literatur aller gebildeten Völker Europa's zuſammen beſitzen, ſelbſt wenn wir, wie hier beim Ableſen der Regimentsliſte geſchieht, die Birch-Pfeiffer, die fruchtbare Mutter und Großmutter ſo vieler gelehrigen Kinder und Enkel, undankbarerweiſe nicht mitzählen, als ob ſie bereits zu den Claſſikern eingegangen wäre, ſtatt noch rüſtig mitzuringen. Wie? — wird der Leſer ausrufen — das iſt ja auch das Schickſal der meiſten Prinzen, nur Einer wird König, und doch erſchießen die Uebrigen ſich nicht oder gehen auch nur als Anachoreten in die Wüſte, obgleich ſie keineswegs, wie die Sonnenſöhne Apoll's, alle drei Jahre auf einen Thronwechſel rechnen dürfen! Wir ließen „die Dichterſeele" nicht ausreden. Das Krönen ſelbſt würde ſo entſetzliche Folgen nicht haben, wenn man ſich nur von der Concurrenz ausſchließen könnte, aber daß man concurriren muß, d. h. daß nicht blos die heimlich und anonym einlaufenden und manuſcriptlichen Geburten, ſondern auch die im Druck und auf der Bühne erſcheinenden legitimen Sprößlinge Berückſichtigung finden ſollen und ſogar ausſchließlich und allein, das muß Schriftſteller von Ehrgefühl bewegen, dem Theater den Rücken zuzuwenden. Man ſollte allerdings glauben, gerade dieſe Beſtimmung, welche den Spruch des Preisgerichts doch großentheils von der öffentlichen Meinung abhängig macht, ſei ganz vortrefflich; doch dabei dürfen wir nicht verweilen, wir haben es nur mit dem Fluch, der in der Concurrenz liegen ſoll, zu thun. Dieſer Fluch iſt nun ein allgemeiner und wird dadurch faſt ſo erträglich, wie der Tod, gegen den Niemand die Waffen erhebt, weil ihm Niemand entgehen kann; wir concurriren im Garten als Kinder, wenn wir ſpielen, und im Ballſaal als Männer, wenn wir freien, und wer am beſten gefällt, der trägt als Flachsköpfchen die beſte und ſaftigſte Birne und als Tituskopf die reichſte Braut davon. Aber vielleicht iſt nur die „Dichterſeele“ gegen den Fluch der Concurrenz ſo überaus empfindlich, und ſie lernt ihn, was den auffallenden Mangel an Abhärtung denn vollkommen erklären würde, erſt durch den Prinz-Regenten kennen, ſie war ihm bis dahin, wie die unter eine Glasglocke geſtellte Mimoſa der rauhen Luft, völlig entzogen und begegnet ihm zum erſten Male in der neuen Arena, wo der Tauſend-Thaler-Preis ſo ſchrecklich blinkt und ſo verlockend winkt. Das verhält ſich jedoch gerade umgekehrt. Der Dichter concurrirt, wenn er Stücke drucken läßt und wenn er Stücke ſpielen läßt; er concurrirt, wenn er einen Almanach mit einer Ballade bevölkert und wenn er eine Zeitung mit einer Novelle verſorgt, und nach dem Maßſtab, den die Concurrenz an die Hand giebt, wird ihm der Ehrenpreis durch das leſende oder ſchauende Publicum, der metallene durch den Theater-Director oder den Verleger verabreicht. Die Concurrenz als ſolche kann es alſo wieder nicht ſein, was die dramatiſche Literatur mit dem Untergange bedroht, und eben ſo wenig die Unmöglichkeit, ſich von ihr auszuſchließen, denn an Beides iſt die Dichterſeele trotz ihres ſtillen Waltens gewöhnt, und Beidem kann ſie ſich nur entziehen, wenn ſie nicht blos dem Theater, ſondern auch der Preſſe den Rücken zukehrt und ihre Werke ganz für ſich behält, entweder in einem feuerfeſten Schranke oder, noch beſſer, im eigenen Kopf, den kein Dietrich öffnet und den ſelbſt die Axt nur zu ſpalten, nicht aber auch auszurauben vermag. Das thut ſie jedoch nicht; die Dichter bringen ihre Producte zu Markte, ſo wie ſie fertig ſind, ohne ſich darum zu kümmern, wer gerade Marktvogt iſt und ob er die Kreſſe oder die grüne Peterſilie protegirt, und wenn Uhland ſeit ſeinem „Ludwig der Baier“ ſchweigt, ſo haben die Erfolge des jungen Deutſchlands gewiß ſo wenig Antheil daran, als der Umſtand, daß der König von Preußen ein Schiff auf den Namen der Birch-Pfeiffer'ſchen „Grille“ getauft hat. Es bleibt daher nur noch das Preisgericht übrig, denn dieß iſt allerdings neu, und ſchüchterne Gemüther können es ſich als eine einſtweilen noch unbekannte und unbeſtimmbare Größe ſo furchtbar vorſtellen, wie ſie wollen. Aber unſere „Dichterſeele“ ſtellt es ſich eben nicht furchtbar vor; ſie weiß zum Voraus, daß es ſich nur um „eine academiſche Cenſur“ handelt, um eine „Rüge“ von incompetenter Hand, die man ſich ſo unverſtändig denken darf, wie man mag, um einen Fußtritt von Caligula's Roß, der wehe thun, aber doch die Ehre nicht verletzen kann, und dennoch ſoll die gewiegteſte Celebrität (als Beiſpiel wird ausdrücklich der ehrwürdige Uhland citirt) durch ein ſolches Preisgericht urplötzlich ihren bewährten Ruf verlieren können. Eine vollkommenere Zwickmühle kann doch gewiß nicht gebaut werden; der hölliſche Drache wird nur heraufbeſchworen, um ihm alle Zähne auszuziehen, und dann wird ein Zeter-Mordio erhoben und vor ſeinem Biß gewarnt. Der Leſer ſieht, das Raiſonnement zerfällt in ſich ſelbſt, ſobald man es auch nur mit dem kleinen Finger berührt, und nichts bleibt übrig, als ein unauflösbarer Widerſpruch. Wir könnten alſo ruhig unſeren Schluß ziehen und die Feder niederlegen, aber wir haben es hier mit dem capriciöſeſten und verſchrieenſten noli me tangere von der Welt, nämlich mit der Dichterſeele, zu thun, und dieſe könnte uns mitten in unſerem kleinen Triumph garſtig ſtören. „Was kümmert mich“ — könnte ſie rufen — „dein Satz des zureichenden Grundes? Mein ſtilles Walten beſteht eben darin, daß ich nichts von ihm weiß, und damit erkläre dir's, daß mich die vielen Auflagen werthloſer Bücher und die vielen Aufführungen ſchlechter Stücke nicht geniren, wohl aber das Urtheil eines Preisgerichts, das ich ſelbſt verachte!" Das klingt nun freilich verwunderlich, aber wir erinnern uns all' der ſeltſamen Gerüchte von heiligem und unheiligem Wahnſinn, die ſeit den Tagen des Plato über Dichter im Schwange ſind, und lauſchen andächtig weiter. Nun vernehmen wir denn von unſerer „Dichterſeele", daß ſie mit Freuden auf der Stirn jedes Talents den Kranz erblicken und einem neuen Meſſias ſeinen Sieg mit innigſtem Herzen gönnen, daß ſie aber keine Herabſetzung der eigenen Thätigkeit dulden und daß ſie dieſe Herabſetzung in der Berliner Krönung finden würde. Das iſt auffallend und ſo auffallend, daß uns zum erſtenmal ein Zweifel beſchleicht, ob ſie auch wohl berufen iſt, im Namen aller ihrer Schweſtern zu ſprechen. Wie? Die Sternenkrone tritt ſie willig ab und die goldpapierne will ſie feſthalten, weil dieſe den „Bühnenlenkern und Darſtellern" vielleicht ſelbſt dann imponirt, wenn acht Academiker ſie winden und der Geheimerath Rötſcher ſie bindet, während jene blos in die Nachwelt hinein funkelt und blitzt? Es handelt ſich für ſie alſo nur um das Zeichen, nicht um die Sache, nur um das äußere Sichdurchſetzen, nicht um die innere Berechtigung? Da müſſen wir doch um das Mandat bitten und unterſuchen, ob ſie wirklich im Namen der ganzen

Literatur ihren Proteſt erhebt, denn hier ſind wir an dem Markſtein angelangt, wo die Menſchheit ſelbſt ſich in ſehr ungleiche Hälften ſcheidet, und es ſollte uns leid thun, wenn wir den Dichter nicht auf der Seite fänden, wo wir ihn bisher erwarten zu dürfen glaubten. Unſere „Dichterſeele“ ſpricht ihr aufrichtigſtes Gefühl und ihre innerſte Ueberzeugung aus, deſſen würden wir uns auch ohne ihre bündige Verſicherung gewiß halten. Dafür bürgt die naive Form, in der ihr Geſtändniß hervortritt, und die Unbefangenheit, womit ſie unſeren größten dramatiſchen Dichter als Eideshelfer nach altgermaniſchem Brauch zur Deckung heranzieht. „Würde Schiller“ — heißt es buchſtäblich —, „deſſen Andenken der Prinz-Regent mit dieſem miniſteriellen Geſetz ehren will, noch ferner für die Bühne gearbeitet haben, wenn er hätte erleben müſſen, daß man ſeinen plötzlich einer Concurrenz unterworfenen Dramen Kleiſt's „Käthchen von Heilbronn“ oder Werner's „Weihe der Kraft“ vorzog? Er hätte gewiß aus innigſtem Herzen Kleiſt und Werner die glänzendſten Erfolge gegönnt, aber auf Koſten ſeines eigenen Dichterſchickſals, ſeines eigenen Zuſammenlebens mit der Nation, auf Koſten des Vertrauens der Darſteller, der Bühnenlenker auf ſeine Schöpfungen dieß thun zu müſſen, würde ihn beſtimmt haben, einer Dichtgattung zu entſagen, der die Harmloſigkeit genommen war.“ Schiller, als guter Kantianer, hätte dieſe neue Art von Concurrenz wahrſcheinlich ganz ſo betrachtet, wie wir, und ſie viel weniger unbequem gefunden, wie die von Kotzebue und Iffland, die er mit Ruhe ertrug und mit Gerechtigkeit würdigte. Doch, das nebenbei, da der große Zeuge einmal gerufen iſt, ſo wollen wir ihn nicht mit Lappalien verdrießlich machen, ſondern ihn gleich über den Hauptpunkt vernehmen. War wirklich Gefahr? Wir ſchaudern und zögern, wie es dem Menſchen unmittelbar vor einer wichtigen Entſcheidung geziemt, die Frage direct zu ſtellen, denn wenn die Antwort bejahend ausfiele, ſo wäre es aus mit der poetiſchen Literatur. ſobald es einem neuen Carlsbader Congreß beliebte. Der Congreß würde ſich wohl hüten, die Cenſur wieder einzuführen, er würde, gewitzigt, wie er jetzt iſt, ganz einfach Tauſend-Thaler-Preiſe für jede „Dichtgattung“ ausſetzen und ſo die „Harmloſigkeit“ daraus verbannen. Denn der nämliche Grund, der einem Schiller das Drama zuwider machte, müßte ihm doch auch Epos und Roman verleiden, und wenn er am Ende immer durch dasſelbe Mittel auch aus dem letzten kleinen Bollwerk, dem Epigramm, herausgeſchlagen wäre, bliebe ihm nichts übrig, als Schuſter oder Hofrath zu werden. Wie hätten ſich dann zu den Zeiten des heiligen römiſchen Reichs Kaiſer und Kurfürſten auf das „ſtille Walten der Dichterſeele“ verſtanden; wie müßte die Nation ſie im Grabe ſegnen, daß ſie ſich ſo großmüthig der Mäcenatenrolle enthielten! Etwas Ermunterung von oben, ſo viele Preiſe als Regenten, und wir wären nicht blos um Schiller und Goethe, um Leſſing, Wieland und Klopſtock, ſondern auch um Uz und Göckingk gekommen und müßten noch immer am Reinecke Fuchs käuen. Aber Schiller unterbricht uns, er wirft entrüſtet ſeine „Künſtler" auf den Tiſch und deutet auf ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, die ſie commentiren. In dieſen lautet es Brief 9: „Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit." Das iſt nun freilich eine Antwort, die uns aller Sorge enthebt: wir ſehen, unſere „Dichterſeele“ hätte wohl gethan, den Eideshelfer nicht zu laden, denn wer dem Künſtler es zur heiligen Pflicht macht, das Urtheil der „Zeit“ zu verachten, den hätte das Urtheil eines „Preisgerichts“ ſicher nicht gedrückt und beirrt, da es nur ein höchſt unanſehnliches Bruchtheil im Geſammturtheil der Zeit bildet. Doch, wir erinnern uns: „nur durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund“, und befragen den zweiten, den Freund des Vorigen, Goethe, der ſich glücklicherweiſe gleichfalls vor den Schranken befindet, um darüber verhört zu werden, ob er, wenn Leſſing's „Emilia Galotti“ durch neun Mitglieder der Berliner Academie ſeinem „Götz von Berlichingen“ vorgezogen worden wäre, nicht auf der Stelle wie Leiſewitz das Drama verflucht und auf „Fauſt“ und „Egmont“, „Iphigenie“ und „Taſſo“ Verzicht geleiſtet hätte, um der Unannehmlichkeit einer ſolchen „öffentlichen Rüge“ zu entgehen. Der Zeuge citirt lächelnd ein Wort ſeines Taſſo über den Seidenwurm, fügt ironiſch hinzu, er glaube nicht, daß das arme Thier zu ſpinnen aufhöre, wenn die Wolle beſſer im Preiſe ſtehe, wie die Seide, murmelt etwas von einer „unzugänglichen Burg, in der man ſicher wohne, wenn es einem blos um die Sache zu thun ſei“, und geht mit einem langen Blick auf unſere „Dichterſeele“ und ihr „ſtilles Walten“

ſtolz und vornehm ab. Nun können wir endlich ruhig ſein. Durch Zeugen, die wir nicht luden und alſo auch nicht beſtachen, ſondern die wir im Gerichtsſaale als gegneriſche antrafen, haben wir bis zur Evidenz dargethan, daß es mit dem Dichter und dem Künſtler im Allgemeinen ganz ſo ſteht, wie wir dachten. „Seine Neigung iſt die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern.“ Ihn berührt nur Eine Concurrenz, die ideale durch höhere Geiſter. „Und dem Großen gegenüber giebt es auch noch eine Rettung, aber freilich auch nur Eine: die Liebe!“ Das hat ſich auch zu allen Zeiten beſtätigt. Beethoven, um ein Beiſpiel aus der Vergangenheit anzuführen, ſchuf ruhig an ſeinen Symphonien fort, obgleich alle Muſiker ihn für verrückt erklärten und ihm gern den Flügel zerſchlagen, ja das Notenpapier zerriſſen hätten. Und Cornelius, der noch unter uns wandelt, hat auf ſeine apokalyptiſchen Roſſe noch immer nicht den Wrangel oder den Radetzky geſetzt, obgleich ſie dadurch bedeutend leichter in die Mode kommen würden. Der Eine dachte an die Ohren derer, die erſt geboren werden ſollten; der Andere denkt an ihre Augen, Keinem von Beiden aber kam es in den Sinn, mit dem Geſchäft zu wechſeln, weil ſie den Beifall der Tauben und der Blinden nicht davontrugen. Leiſewitz iſt ſchon aus dem Grunde kein Einwand, weil er nach dem Julius von Tarent, dieſem blaſſen

Pendant der Leſſing'ſchen Muſterſtücke, gar nichts mehr hervorgebracht hat, gar nichts in irgend einer Form, bis auf ein paar Fidibus-Schnitzel. Das beweiſ't, daß er ſich gleich vollſtändig ausgegeben hatte. Nie hat ein echter Künſtler aus „Ehrgeiz“ gedichtet, gemalt oder componirt; nie iſt er daher durch „Zurückſetzung“ ſtumm gemacht oder aus ſeiner Bahn gedrängt worden, nie aber freilich auch durch das „Gottesurtheil des Erfolgs“ übermüthig und vermeſſen. Das Tragiſche ſeines Schickſals liegt eben darin, daß er als Menſch zur Befriedigung ſeiner menſchlichen Bedürfniſſe ſo gut, wie ein Anderer, der Erreichung äußerer Zwecke bedarf, als Künſtler aber dieſen Zwecken nichts opfern kann, ohne einen Selbſtmord zu begehen. Die Poeten, die durch Preisgerichte zerſchmettert werden können, ſind alle aus den Satyren des Horaz ausgebrochen. Man muß ſie wieder einzufangen ſuchen, denn ſie werden ſämmtlich Journale gründen, die das Vortreffliche herunterreißen und das Niederträchtige loben, und ſie ſind genial im Organiſiren von Cliquen und unerreichbar im Stiften von Cameraderieen, die das „ſtille Walten“ der Dichterſeele ganz anders ſtören, als ein Fehlgriff der Academiker. Doch, ſie wird auch das aushalten, wenn ſie nur die rechte iſt.

Unſer Leſer hat ſich überzeugt, daß Carl Gutzkow ſeinen Proteſt nicht im Namen der deutſchen Literatur erhoben hat, da er ſich mit ihren höchſten

Repräſentanten im ſchneidendſten Widerſpruche befindet. Er hat daher nur ein Selbſtportrait geliefert, aber allerdings eins vom erſten Rang, das jeden Commentar zu ſeinen Werken überflüſſig macht. Es iſt ſo, wie wir ſagten: in dieſer Organiſation iſt das begleitende Motiv an die Stelle des beſtimmenden getreten, die kleine beiläufige Triebfeder, der Niemand ihr relatives Recht beſtreitet, an die Stelle der großen. Der Ehrgeiz ſetzt ſie in Bewegung, nicht der Schöpferdrang, denn dieſer hält nach eigenem Bekenntniß nicht Stand, wenn jener verletzt wird, er ſpielt alſo eingeſtandenermaßen die untergeordnete Rolle. Das iſt nun die Art des witzigen Kopfs, dem der Tiefſinn abgeht; es iſt nicht die Art Leſſing's, des unſterblichen Leſſing's, der ſeinen „Nathan“ ſchuf und mit den herrlichſten Eigenſchaften ſeiner reichen Natur ausſtattete, obgleich er glaubte, daß er erſt ſpät oder nie den Weg auf's Theater finden würde; aber es iſt die Art Voltaire's, der ſich durch Stafetten von Act zu Act über den Ausfall ſeiner „Merope“ in Kenntniß ſetzen ließ und der als höchſter Typus aller dieſer Miſchgeiſter auch gerade in den Miſchgattungen, im Zeitbild, im ſatyriſchen Drama u. ſ. w. excellirt. Was kann dabei herauskommen, als verworrenes Denken und Empfinden und gewaltſames Abtreiben der unausgetragenen Geiſtesfrüchte, damit für den vergötterten „Erfolg“ nur ja der Moment nicht verſäumt werde? Hier iſt unſere Aufgabe gelöſ't, die letzten Gründe einer ſolchen Erſcheinung ſind bei Solger und Viſcher nachzuſehen, die unſer Autor mit ſo viel Widerwillen in den Händen der Preisrichter erblickt, wir haben ſie nicht zu entwickeln. Uebrigens wollten wir nur nachweiſen, daß die Schillerſtiftung des Prinz-Regenten von Preußen die Literatur nicht mit Schmach und das „ſtille Walten der Dichterſeele" nicht mit Unheil bedroht. Auch wir bezweifeln es ſtark, daß die Nachwelt ein neues goldenes Zeitalter der deutſchen Poeſie von ihr datiren wird, und auch wir hätten manche Einwendung gegen die Statuten auf dem Herzen. Wir würden z. B. vorſchlagen, dem Ganzen zunächſt eine hiſtoriſche Baſis zu geben. Das würde dadurch geſchehen, daß das Preisgericht ſich im erſten Jahre einfach darauf beſchränkte, die Ausſprüche zur Vollziehung zu bringen, welche die Nation ſelbſt bereits ſeit dem Auftreten Uhland's, als des älteſten unſerer jetzt lebenden dramatiſchen Dichter und Theaterſchriftſteller, über dieſe gefällt hat. Die Candidaten, unter denen ſich kein einziger „Sophoclide" oder „Ariſtophanide" befinden würde, unter die wir aber, wie wir ausdrücklich zur Verhütung aller Mißdeutungen erklären wollen, Carl Gutzkow wegen ſeines „Urbilds" unbedingt mitrechnen, dürften die Zahl Zehn kaum erreichen und gewiß nicht überſchreiten; der Koſtenpunkt wäre alſo für den preußiſchen Staat ganz unerheblich, die moraliſche Wirkung würde jedoch ohne allen Zweifel groß ſein. Wie es damit aber auch werden möge, ein unvollkommener Segen iſt noch nicht gleich ein Fluch und verdient keinen unmotivirten Proteſt, ſondern einen aufrichtigen Dank.

* * *

Gervinus.

Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus.

1.—6. Bd. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1855—62.

Von einer materiellen Kritik kann dieſem coloſſalen Werke gegenüber nicht die Rede ſein. Eine ſolche könnte nur von demjenigen geliefert werden, der ſich ſelbſt vorbereitet hätte, es zu ſchreiben. Denn das Material, aus welchem es hervorgeht, liegt nicht offen und frei für Jedermann auf dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Wege da, es iſt größtentheils Privateigenthum des Verfaſſers, mit unendlicher Mühe aus verſteckten Ecken und Winkeln zuſammengetragen und ſchwer oder gar nicht controlirbar. Eine Reviſion iſt aber auch durchaus nicht nöthig, da ſie bei der Unvollſtändigkeit und Unſicherheit aller bis dahin zugänglichen Quellen ohnehin kein abſolutes Reſultat abgeben könnte. Gervinus hat ſeinen hiſtoriſchen Blick gerade dadurch bewieſen, daß er nach eigenem Geſtändniß in der Vorrede zum erſten Bande den Schwerpunkt ſeiner Aufgabe nicht in die makelloſe Treue der thatſächlichen Relation ſetzte, ſondern in die gründliche Erfaſſung und die lebendige Veranſchaulichung der das Jahrhundert bewegenden Ideen. Damit hat er denn auch ſeinem Beurtheiler Ziel und Grenze geſteckt; die Geſchichtsklitterung muß in dieſem Falle ausſchließlich der Zeit anheimgeſtellt werden, und nur der Höhepunkt, von dem aus das Bild aufgenommen wurde, iſt nachzumeſſen, nicht aber dieſes ſelbſt in ſeinem Detail ängſtlich auf die richtige Vertheilung von Schatten und Licht unter die Lupe zu nehmen.

Man nennt die Geſchichte die einzige Lehrerin, die keine Schüler habe. Das trifft aber doch wohl nur darum zu, weil ſie in der Regel Märchen erzählt. Märchen iſt aber für den handelnden Menſchen alles, was er in ſeinen Bedingungen nicht mehr begreift, mag es im übrigen ſo feſt verbrieft und beſiegelt ſein, wie es nur will. Was iſt ihm Cato's Tugend ohne Cato's Rom? Nicht mehr als die Frau ohne Kopf, die doch reden kann! Allein die Geſchichte braucht nur an Intereſſen anzuknüpfen, die ſie ſchon vorfindet und nicht erſt künſtlich erregen ſoll, wie die Poeſie, die das eher wagen darf, ſo wird es ihr an aufmerkſamen und gelehrigen Hörern nicht fehlen. Mit welcher Begeiſterung iſt das Werk Macaulay's in ganz Europa aufgenommen worden! Kein Wunder, denn ganz Europa kämpft jetzt den Kampf, aus dem das gegenwärtige England glorreich hervorgegangen iſt. Wenn Macaulay bei der Eroberung des alten Britanniens durch die Römer ſtehen geblieben wäre, ſo hätte er immer noch ein Meiſterſtück der Forſchung und der Darſtellung liefern können, aber der Erfolg, die ſchlagende Wirkung würde ausgeblieben ſein. Daher das oft citirte Leſſing'ſche Wort, daß nur derjenige den Namen eines Geſchichtſchreibers verdiene, der die Geſchichte ſeiner Zeit geſchrieben habe. Das iſt nun freilich ſchwer, aber nicht deswegen, weil das Material nicht überall zugänglich iſt, denn wann wäre die Welt trotz der ſchweigenden Archive und der redenden Diplomaten über den Gang der Dinge je im Unklaren geweſen, ſondern deswegen, weil hier auf den einzelnen Mann eine Arbeit kommt, in die ſich ſonſt Hunderte und Tauſende theilen. Es gehört aber nur Fleiß und etwas Geiſt dazu, aus dem aufgeſchwemmten Haufen von Memoiren, Charakteriſtiken, Skizzen und Anekdotenſammlungen, wie ſie eine abgelaufene Geſchichtsperiode immer zu hinterlaſſen pflegt, ein nothdürftig zutreffendes Moſaikbild, ſei es eines Charakters, ſei es einer Situation, zuſammenzuſtellen, beſonders wenn man es mit der Pſychologie nicht ſo genau nimmt und das Widerſprechendſte, wie z. B. Sueton, ruhig durcheinander wirft, ſobald man ſich nur auf irgend einen Gewährsmann berufen kann, ohne nach der letzten Wurzel der Erſcheinungen viel zu fragen. Etwas ganz anderes aber iſt es, mitten im Strom der Ereigniſſe zu ſchwimmen und unbeſtochen durch perſönliche Sympathien und Antipathien, wie ſie zur Natur des Menſchen gehören, ſowohl dem Proceß ſelbſt wie ſeinen einzelnen Factoren gerecht zu werden, ohne ſich darum in jene vornehme Gleichgültigkeit zu verlieren, welche der Geſchichtsbewegung aus der Vogelperſpective ungefähr ſo zuſieht, wie einem intereſſanten Stiergefecht. Das iſt ausſchließlich Sache der Intuition, auf der die That des echten Hiſtorikers ebenſo gut beruht, wie die des Dramatikers, weil beide eng miteinander verwandt ſind.

Von dem dramatiſchen Dichter iſt es bekannt, daß er um ſo weniger taugt, je mehr Böſewichter er braucht. Wie ſchwarz iſt der Teufel bei den kleinen Talenten, wie oft wird er citirt, und wie weiß Shakeſpeare ſelbſt ſeine furchtbarſten Charaktere auf Naturbedingungen zurückzuführen, die ihnen die Exiſtenzberechtigung ſichern. Dasſelbe gilt aber auch von dem Geſchichtſchreiber. Denn das Drama iſt nur darum die höchſte Form der Kunſt und die Tragödie wieder die höchſte Form des Drama's, weil das Geſetz des Drama's dem Weltlauf ſelbſt zu Grunde liegt und weil die Geſchichte ſich in allen großen Kriſen immer zur Tragödie zuſpitzt. Daß in Romeo und Julia die Alten ſo gut ein relatives Recht haben, wie die Jungen, daß im

König Lear die grauſamen Töchter in dem unnahbaren Jähzorn des Vaters wenigſtens ihre halbe Entſchuldigung finden, daß ein Zauderer, wie Hamlet, einem Uſurpator, wie Claudius, nicht rein wie ein Engel des Lichts gegenüberſteht, das leuchtet auch dem Kurzſichtigſten ein. Daß aber, um mich nur auf die beiden letzten Wendepunkte der europäiſchen Menſchheit zu berufen, in der Reformation und der Revolution ſich das gleiche Geſetz vollzieht, daß Katholicismus und Proteſtantismus, Conſervatismus und Liberalismus auf gleiche Weiſe und unter gleichen Bedingungen miteinander kämpfen, und daß es auch hier keinen Moment giebt, wo irgend ein Unrecht zu begehen, ſei das eine auch noch ſo groß und das andere auch noch ſo klein, daß es ſich alſo immer nur um Verhältniſſe, um ein moraliſches Plus oder Minus, nicht aber um definitive, gewiſſermaßen chemiſche Scheidungsproceſſe handelt, das wird ſchwerer erkannt und iſt doch ebenſo wahr. Was nun ein Dramatiker werth iſt, der für dieſen Dualismus des Rechts keinen Sinn hat, weiß jeder, aber der Hiſtoriker, dem er fehlt, ſollte nicht höher im Preiſe ſtehen; wer nur ſchwarz und weiß kennt, der kennt gar nichts, wer mir nicht Ignaz v. Loyola und den La Roche Jacquelin zeichnen kann, dem erlaſſe ich auch den Luther und den Mirabeau.

Dieſen Sinn für den Dualismus des Rechts beſitzt Gervinus nun in hohem Grade, in weit höherm als ſein Lehrer Schloſſer, der doch ſehr oft die Schalen ſeines Zornes ausgoß, bevor der jüngſte Tag herein gebrochen war und den Theologen nie ganz zu verleugnen vermogte. Er bewährt ihn, wie der Dramatiker ihn auch bewährt, durch beſtändiges Zurückgehen auf das Urſprüngliche, ein für alle mal in dem geheimnißvollen Naturact mit dem Individuum Geſetzte, was keine Modificationen zuläßt und, ſcheinbar ausgetrieben, in immer neuer Verlarvung immer wiederkehrt, und durch unermüdliche Ausbreitung des Zuſtändlichen, von dem alle Entwickelung abhängt, und das im Gegenſatz zu dem erſten Element ewig wechſelt und gleichſam auf der Flucht feſtgehalten werden will. Gerade dadurch, daß er dieß that, wurde ſeine „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ epochemachend für die Nation, wie für die Wiſſenſchaft überhaupt; man war ein todtes Regiſter gewohnt, in welchem die Literaturerſcheinungen wie ebenſo viele vom Himmel herabgefallene Meteorſteine aufgezählt wurden, und erhielt eine lebendige Geneſis mit dem fruchtbarſten Einblick in's Quellen und Werden. Es wäre thörigt, wenn man hier bei der Fülle von Säcularbildern und Charakteriſtiken verweilen wollte, von denen es ſtrotzt, aber es dürfte nicht überflüſſig ſein, den ſcharfen Satz, mit welchem es ſchließt, und welcher der Schrecken aller deutſchen Reimer geworden iſt, ein wenig in's Auge zu faſſen. Als Gervinus daran erinnerte, daß der Fernhintreffer Apollo nicht blos die Leier, ſondern auch den Bogen führe, und die eine immer zur rechten Stunde mit dem andern vertauſche, wußte er gar wohl, daß dieß nur in die Macht des Gottes, nicht aber auch in die ſeiner Prieſter gegeben ſei; er wußte auch, daß die Natur keine Art ausgehen läßt und ſich nicht darum kümmert, ob ſie gerade gedeiht oder nicht, ſowie die Nachtigall ſich nicht darum zu tödten braucht, weil der Falke gerade die erſte Rolle ſpielt. Noch weniger war er verſucht, dem brutalen Unterofficier-Cultus beizutreten, der das Handeln mit Verachtung der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Thaten ausſchließlich in's plumpe Dreinſchlagen und allenfalls in's Ränkeſpinnen ſetzt und der bei uns ſeit dem Bankbruch der abſtracten Philoſophie viele Anhänger zählt; er hatte es nicht vergeſſen, daß Griechenland nur in ſeinen Schriftſtellern und Künſtlern fortlebt, und daß auch Englands Ruhm weit mehr auf den Entdeckungen Newton's und den Tragödien Shakeſpeare's, als auf den Eroberungen der Oſtindiſchen Compagnie beruht, weil dieſe wieder verloren gehen können und werden, jene aber nicht. Doch als er mit freier Hand die reife Spätfrucht einer abgeblüheten Culturperiode gepflückt hatte, mußte er ſich gedrungen fühlen, auf die nothwendigen und ganz unerläßlichen Vorbedingungen einer neuen und größern hinzuweiſen und dieſe ſind allerdings nur in einer gründlichen Auffriſchung, zunächſt unſeres Nationallebens, dann aber auch der europäiſchen Verhältniſſe im Ganzen und Großen zu ſuchen, die ſchwerlich ganz friedlich kommt. Ja, es war natürlich, daß er nach gründlichſter Vertiefung in die höchſte Erſcheinung der alten Culturperiode, in den Shakeſpeare, den Kampf um dieſe Vorbedingungen der neuen zum Gegenſtand eines zweiten noch koloſſalern Werkes machte, und dieß haben wir in der „Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“, die uns jetzt beſchäftigt, vor uns.

Selten oder nie haben ſich Aufgabe und Mann beſſer zuſammengefunden, wie hier. Man hat Gervinus oft eine gewiſſe nüchterne Betrachtungsweiſe der Dinge vorgeworfen und läugnen läßt es ſich nicht, daß der Verſtand mächtiger in ihm iſt, wie die Phantaſie, und daß er, dem entſprechend, einen Leſſing leichter ergreift und ſchärfer umſchreibt, wie einen Goethe oder gar einen Hamann. Nun aber iſt die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen ihrer Natur nach vorzugsweiſe Kritik. Das Reich der Dämonen liegt hinter uns, das der Götter und Heroen hoffentlich vor uns, aber die Mitte füllen Diplomaten, Miniſter und Conſpiranten, die an Kurzſichtigkeit und Verblendung mit einander wetteifern; der Wallfiſch, der die Gewäſſer ſo lange unſicher machte, iſt endlich harpunirt und blutet ab, die Kleinen hocken auf ſeinem Rücken, braten ſeinen Speck aus und ſuchen ſich gegenſeitig durch liſtig beigebrachte Püſſe und Stöße in den Abgrund zu drängen, um die Portionen zu vergrößern. Das iſt das Schauſpiel; welche Eigenſchaften braucht der Maler? Gewiß iſt der Enthuſiasmus die letzte! Dennoch hat Gervinus ſeinem Gegenſtand bei aller Erbärmlichkeit des Details, welches nur die Satire herausfordert, Größe einzuhauchen gewußt, und das dadurch, daß er nicht bei der deutſchen Epiſode ſtehen blieb, ſondern das ganze Weltdrama in ſeinen Kreis zog und gleichſam den politiſchen Blutumlauf der Menſchheit aufdeckte. Das hat er dem dramatiſchen Dichter zu danken, der in ihm, wie in jedem echten Geſchichtſchreiber ſteckt. Von dem Cabinet der Bourbonen aus führt er uns über Oeſterreich, Italien, Spanien, Rußland ꝛc. nach Amerika und Griechenland, und zeigt, daß es ein und derſelbe Funke iſt, der alle Völker trotz ihrer grellen Verſchiedenheiten in Religion, Sitte und Cultur electriſch durchzuckt. Das iſt erhebend, wenn auch ein Sanct-Veitstanz der Exaltirten, dem die Gichtbrüchigen mit ihren Krücken ein Ende zu machen ſuchten, die erſte Folge war; denn eine ſo beiſpielloſe Uebereinſtimmung in Geſinnung und Willen verbürgt den Werth der Sache und die Zweifelloſigkeit des Siegs. Dabei werden wir nicht durch moraliſche Polter-Predigten geſtört, in denen ſich Schloſſer ſo oft gefällt. Könige, wie Ferdinand VII. von Spanien und Carl IV. von Neapel werden in ihrer ganzen Treuloſigkeit und Wankelmüthigkeit hingeſtellt, aber der Verfaſſer erläßt ihnen den Fluch, denn er ſagt ſich als Pſycholog, daß man ſich von einer Krone, wie von einem Weibe, leichter ganz ſcheidet, als halb, und daß der Weg vom Despotismus zum Conſtitutionalismus an erlauchten Beinbrüchen reich ſein muß. Auch unterdrückt er nicht das Gegenſtück; ſein Bolivar beweiſ't, wie raſch republikaniſche Generäle im Schlachtenfeuer zu Imperatoren heranreifen. Es bedürfte nicht erſt der Bemerkung, daß das Werk an meiſterhaften Charakterbildern ebenſo reich iſt, wie die Literaturgeſchichte, wenn es nicht gerade nach dieſer Seite hin mehrfach angefochten worden wäre. Das iſt wahrſcheinlich im Hinblick auf eine raſch berühmt gewordene moderne Verarbeitung der römiſchen Geſchichte geſchehen, deren Verdienſtliches ich trotz des koketten Tons, der ſich faſt auf keiner Seite verleugnet, nicht verkenne, mit der aber doch offenbar nicht die hiſtoriſche Charakteriſtik, ſondern nur die Antitheſe in eine neue, allerdings blendende und beſtechende Phaſe trat. Oder ſollte man nicht von jedem Tertianer, dem man Mommſen's Julius Cäſar vorlas, ohne Unbilligkeit verlangen dürfen, daß er nun ſeinerſeits im Sinn und Stil des Autors den Cnejus oder, da es einmal durchaus ſein muß, den Gnäus Pompejus aus eigenen Mitteln liefere? Bei

Gervinus wäre das nicht zu wagen, und das iſt gut, denn die Natur bringt dieſe ſcharfen Gegenſätze in Menſchengeſtalt nicht hervor und der Dramatiker ebenſo wenig, ſie ſind nur Spiele des Witzes, der die Elemente übermüthig durch einander wirft. Gervinus liebt das Buntſcheckige in der Geſchichte nicht, aber welch ein Meiſterſtück iſt ſein Kaiſer Franz und, wenn man ihm hier vielleicht die Hormayr'ſche Vorarbeit zu hoch anrechnen wollte, ſein Friedrich Wilhelm III., bei dem er doch gewiß, im Vergleich mit der Eyler's ꝛc. ganz aus Eigenem ſchöpfen mußte. Sei es übrigens geſtattet, in Bezug auf dieſe Fürſtenbilder ein paar höchſt markante Züge hinzuzufügen, deren Wahrheit verbürgt iſt, die aber nirgends aufgezeichnet ſcheinen. Der Kaiſer Franz dankte den größten Theil ſeiner Popularität bekanntlich dem Umſtand, daß er jedermann zugänglich war. Seine Thür ſtand auch wirklich immer offen, er wußte ſich aber dennoch vor Ueberlauf zu ſchützen; er empfing nämlich hohe Ariſtokraten und vornehme Herren ganz in der Frühe, arme Leute dagegen in der Mittagsſtunde, damit die einen den ſüßen Morgenſchlummer, die andern aber den ſchwer entbehrlichen Tagelohn an die Audienz ſetzen mußten und ſich's alſo wohl überlegten, ob ſie gehen ſollten. Der König Friedrich Wilhelm III. ſprach mehr in Infinitiven, wie irgendein Sterblicher vor, mit und nach ihm; der Grund war dieſer:

Er fiel in eine Zeit, wo das Er, deſſen Friedrich der Große ſich noch gegen die erſten Gelehrten, wie z. B. Gellert, bediente, aus dem Curs kam und das Sie Allgemeingut wurde; nun wagte er das Er in ſeinen Anreden nicht mehr zu brauchen und wollte das Sie, in dem ihm eine gewiſſe Nobilitirung zu liegen ſchien, doch nicht an alle Welt verſchwenden, darum verfiel er auf den Infinitiv. Steckt nicht der ganze Charakter in dieſen beiden Zügen?

* * *

Fallmerayer.

Geſammelte Schriften von Jacob Philipp Fallmerayer.
Herausgegeben von Georg Martin Thomas.

Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1861.

Fallmerayer gehört in's goldene Buch der Literatur; auch handelt es ſich nicht mehr darum, ſeinen Namen einzutragen, ſondern es ſind nur noch die Gründe zu entwickeln, warum es geſchehen iſt, und die Linien zu ziehen, innerhalb deren dieſe höchſt bedeutende Perſönlichkeit ſich in ſchöner Sicherheit bewegt. Es wird nun jedem Leſer der „Fragmente aus dem Orient“ und der jetzt erſchienenen „Geſammelten Werke“ etwas ganz Eigenthümliches begegnen, wenn er ſich auch nur einigermaßen in ſeinen Autor verſenkt. Das ſind nicht Schriften, wie ſie gut oder ſchlecht zu Tauſenden in den Bücherſchränken umherſtehen und Belehrung oder Unterhaltung bieten; das ſind geheimnißvolle Blätter, wie man ſie im Mittelalter mit größter Sorgfalt in verborgenen Fächern einzuſperren und unter dreifachem Verſchluß zu halten pflegte, um ſie nur bei ganz beſonderen Gelegenheiten in mitternächtlicher Stunde hervorzuziehen. Wer den Höllenzwang auch nur aufſchlug, gleichgültig, ob es zu irgend einem Zwecke oder aus bloßer Neugier und in gänzlicher Unwiſſenheit geſchah, dem guckte der Teufel augenblicklich über die Schultern und er wurde ihn ſobald nicht wieder los. Wer von Fallmerayer auch nur einen Artikel lieſ't, ganz einerlei welchen und worüber, der hat es mit ihm ſelbſt zu thun, mit ſeinem ganzen, kernhaften, geharniſchten Ich, das ſogleich, wie ein angerührter Polyp, tauſend elaſtiſche Arme ausſtreckt und ſein Opfer feſthält, nicht aber blos, wie gewöhnlich, mit ſeinen Gedanken, Meinungen oder Grillen. Ja, wenn alle ſeine Gedanken verkehrt wären, alle ſeine Meinungen ſchief und alle ſeine Grillen thörigt, ſo würde er dadurch ſeine Bedeutung keineswegs verlieren, wie die meiſten anderen, die mit dem, was ſie entdecken und ergrübeln, ſtehen und erliegen und mit ihren Wahrheiten, ſobald ſie trivial geworden ſind, und ihren Hypotheſen, ſobald ſie platzen, für immer ſchlafen gehen. Denn er iſt eine der wenigen echt dramatiſchen Perſonen der Literatur, er gehört, ſo groß die Unterſchiede der Naturen und der Richtungen ſonſt auch ſein mögen, in dieſem Hauptpunkt mit Luther, Hamann und Leſſing in dieſelbe Reihe, und kann darum ebenſo wenig wie dieſe einem gemeinen Gelehrten-Schickſale verfallen. Das will heißen, daß Fallmerayer, wenn er ſich überhaupt regt, immer ſeinen ganzen Menſchen einſetzt und daß alſo dieſer ganze Menſch auch immer übrig bleibt, mag er nun im einzelnen Fall Recht oder Unrecht haben, viel oder wenig erbeuten und im Schnappſack nach Hauſe bringen.

Seit die Schopenhauer'ſche Philoſophie etwas mehr in den Vordergrund tritt, kommt die Weisheit des dramatiſchen Dichters wieder zu Ehren, die das Urſprüngliche, Angeborene, ein für allemal mit dem Individuum ſelbſt Gegebene zu allen Zeiten für die Hauptſache hielt und die Wunder des Pfropfens und Oculirens nicht kannte. Der ſchöne Traum, den unſer Herder aus ſeinem weichen Gemüth und nicht allzu ſtarken Gehirn hervorſpann, den unſere Fichte und Peſtalozzi, Pflügern nicht unähnlich, die ſich an einer goldenen Morgenwolke verſuchen wollten, in ein Syſtem brachten und der in den Tollhäuslereien der Franzoſen gipfelte, beginnt zu erbleichen und die nüchterne Wahrheit findet wieder einige Gläubige. Shakeſpeare, der die ganze Welt und das ganze menſchliche Geſchlecht mit allen ſeinen Abſtufungen und Verzweigungen umfaßt, hat nicht einen einzigen Charakter in ſeinen ſämmtlichen Stücken, bei dem die Pädagogik eine Rolle ſpielte; nicht einmal der Junker Slenders, der die Anna Page auf der Stelle heirathen will, wenn er ſeinem Onkel dadurch einen Gefallen erweiſen kann, weiß etwas von Schulmeiſter-Einflüſſen. Dagegen meint Fourier, Talent und Genie würden auch in der ſocialen Republik Vorrang und Auszeichnung verdienen, wenn es bei gleicher Erziehung noch Talent und Genie geben könne, und treibt damit das Herder'ſche Perfectibilitätsprincip auf eine Spitze, wo es von ſelbſt umſchlägt, weil es nicht blos mit den moraliſchen, ſondern auch mit den intellectuellen Eigenſchaften der menſchlichen Natur in den ſchneidendſten Widerſpruch tritt. Es hängt aber für ein Jahrhundert geradezu alles davon ab, wie es ſich den Menſchen denkt, denn dieſer Grundbegriff iſt beſtimmend für alle übrigen und drückt den ſocialen und politiſchen Doctrinen, vor allem aber auch der Rechtswiſſenſchaft, ſein Gepräge auf, welche letztere ihn immer am Klarſten in der Lehre von der Zurechnung abſpiegelt und bei uns in neuerer Zeit dem Punkte ſchon ziemlich nahe war, wo das Verurtheilen ganz aufhört und wo man wenigſtens nicht mehr den Nero, der Rom in Brand geſteckt, ſondern höchſtens noch den Seneca, der die Unthat durch Saumſeligkeit im Lectionengeben verſchuldet hat, zur Verantwortung zieht.

Doch, wie geſagt, der Philoſoph hat ſich einmal wieder das Verdienſt erworben, den Dichter, der immer zwiſchen ihm und der Natur vermittelt, zu erklären, und die alte Anſchauung, wonach der Menſch ſich trotz aller Hinderniſſe und Förderniſſe wie jedes andere Naturproduct, „nach dem Geſetz, wonach er angetreten,“ entwickeln muß, wird über die neue, wonach aus Nichts Etwas und aus Jedem Alles werden kann, wenn er nur das rechte Gymnaſium nicht verfehlt und ſich im Profeſſor nicht verſieht, wohl endlich wieder den Sieg davontragen. Fallmerayer iſt jedenfalls ein glänzender Beweis für ſie. Aus den kümmerlichſten Anfängen hat er ſich zu einem imponirenden Claſſiker der deutſchen Nation emporgearbeitet, und zu einem ſolchen, deſſen Exiſtenz nicht davon abhängt, ob er in die Schulbücher als Stilmuſter Eingang findet oder nicht, und ob man ihn in „Gotha und Newyork“ mit in den Goldfiſchteich ſetzt oder ihn ausſchließt. Und er war nicht blos ein Bauerknabe, er war noch obendrein ein Bauerknabe in Tirol, in demſelben Tirol, wo man 1805, als er in ſein fünfzehntes Jahr trat, nach Perthes ſo viele Prieſter zählte, daß auf 150 Seelen einer kam, und wo ein elender Pfaff noch heutzutage von der Kanzel herab erklären darf, daß, wenn es unter den Proteſtanten wirklich ehrliche Leute geben ſollte, wenigſtens er nicht daran glaube. Dieſen fiel er auch gleich in die Hände, ſobald er den erſten geiſtigen Athemzug gethan hatte, und wenn nicht eben die urſprüngliche Mitgift, der „eingeborene Keim“ des Individuums etwas Unzerſtörbares wäre, durch das die Welt ſich zu allen Zeiten ergänzt und erneuert und das die Natur darum unter ihren unmittelbaren Schutz ſtellt, ſo hätte er das blindeſte Werkzeug oder doch mindeſtens der treueſte Verbündete desſelben Vibius Egnatius Tartuffius werden müſſen, den er ſein ganzes Leben hindurch in Hohn und Spott wie in bitterem Ernſt ſo ritterlich und erfolgreich bekämpft hat. Aber er verſtand die Kunſt, Pfirſiche zu eſſen, ohne an Blauſäure zu ſterben; er ward in der Jeſuitenſchule ein vortrefflicher Grieche und Lateiner und lief davon, als er ein noch beſſerer Katholik werden ſollte. Nun trat er die mühevolle Pilgerfahrt an, die vorzugsweiſe das Schickſal des Deutſchen iſt, der ſich nicht darauf beſchränkt, ſich für irgend ein Fach auszubilden, das unter der Protection des Staates ſteht und ſeinen Mann ernährt und mit Titeln und Würden verſieht, ſondern der der Wiſſenſchaft oder der Kunſt als ſolcher zu leben und Talent und Charakter als eine untrennbare Einheit zu betrachten und demgemäß zu handeln wagt. Er war nacheinander Soldat, Univerſitätslehrer, Reiſegeſellſchafter, genug alles Mögliche, ohne für doppelte Arbeit und Anſtrengung auch nur den halben Preis davonzutragen, und das aus demſelben Grunde, der ihn zu einem ſo außerordentlichen Schriftſteller macht, nämlich deshalb, weil er ſich nicht auf die geiſtige Höckerei verſtand und weil man, wo man blos den kleinen Finger brauchte, entweder den ganzen Menſchen mit in den Kauf nehmen oder auch auf dieſen Verzicht leiſten mußte. Es iſt ſehr zu beklagen, daß der Tod ihn überraſcht hat, bevor er die beabſichtigte und nach der Verſicherung des Herausgebers im Kopf bereits vollſtändig entworfene Selbſtbiographie niedergeſchrieben hatte.

Handelt es ſich hier nun um eine kurze Charakteriſtik ſeiner Leiſtungen, ſo ſind ſeine Naturſchilderungen wohl unbedingt an die Spitze zu ſtellen. Mit dieſer Allgemeinheit iſt nun freilich noch nichts geſagt, denn keine literäriſche Krone iſt wohl öfter gewandert wie die des Naturmalers, von Brockes an bis auf Freiligrath herab, und jeder König erhielt einmal ſeinen Tribut. Aber bei Fallmerayer liegt die Kunſt nicht, wie bei den meiſten ſeiner Vorgänger, in gebundener oder ungebundener Rede, in der Neuheit und dem Glanz der Farbenmiſchung, ſondern in der Schärfe und Richtigkeit der Zeichnung, und darum iſt ſie auch noch im Reflex zu fixiren, da die Linie Stand hält, nicht aber das Lichterſpiel. Bewunderungswürdig vor allem nämlich, und vielleicht beiſpiellos und einzig, iſt ſein Blick für die Phyſiognomie der Erde und für das Autochthoniſche der Völker, welche ihre verſchiedenen Striche bewohnen; er ſtellt den Menſchen und die Natur wie ſie ſich gegenſeitig bedingen, mit faſt dramatiſcher Energie hin und mußte ſchon wegen dieſes Inſtincts für das Zuſammengehörige den verkappten Slawen in dem prahleriſchen Neu-Hellenen entdecken, wie der Naturforſcher die fremde Raupe auf dem Baum, der keine Nahrung für ſie hat. Die Fragmente aus dem Orient bedürfen keines Anpreiſens mehr, aber die in dieſer Sammlung gebotenen und früher nie erſchienenen Nachträge ſtehen auf ganz gleicher Höhe. Mit den Geſchichtswerken brauchen wir uns ebenſo wenig zu beſchäftigen; die Urtheile von Haſe, Niebuhr u. ſ. w. ſind bekannt und haben ebenſo wenig eine Beſiegelung als eine Reviſion nöthig, da die neue Doctrin, wonach ein Geſchichtſchreiber eigentlich kein warmblütiger Menſch, ſondern ein kaltblütiges Inſect ſein muß, ſich ſchwerlich lange halten wird. Wohl aber wollen wir auf das köſtliche Kaleidoſkop aufmerkſam machen, das ſich in den politiſchen und culturhiſtoriſchen Aufſätzen und den kritiſchen Verſuchen in einem wahren Kolibriglanze eröffnet. Nicht zwar, als ob wir überall mit den darin vorgetragenen Anſichten und Meinungen übereinſtimmten; im Gegentheil, wir weichen oft bedeutend ab. Wir ſind z. B. ſehr weit davon entfernt, in Joſeph v. Hammer-Purgſtall einen geiſtigen Heroen zu erblicken, wie Fallmerayer; er war nach unſerer Ueberzeugung, und wir kannten den Mann, nicht viel mehr als ein verſpäteter Polyhiſtor, der ſich mit derſelben Verbiſſenheit um einen ſteieriſchen Käſe wie um die Weltkugel ſchlug, weil ihm das Maß für Groß und Klein völlig fehlte. Aber wir denken auch über die franzöſiſchen Dramatiker etwas anders wie Leſſing, und wir haben ſchon oben im Eingang entwickelt, warum das ſolchen Erſcheinungen gegenüber gleichgültig iſt. Und dieſe Blätter ſtrotzen von Geiſt und Humor, ſind daneben aber auch ſo voll von den tiefſten Gedanken und den erſchöpfendſten Bemerkungen, daß ſie zu dem Anregendſten gehören, was unſere ganze neuere Literatur zu bieten hat. Möge der Herausgeber uns bald auch die zweite Hälfte dieſes Nachlaſſes, denn er hat uns dießmal nur die erſte vorgelegt, zugänglich machen.

* * *

Kritiken.

Richard III.

Tragödie von Shakeſpeare.

Wir wollen es dießmal Andern überlaſſen, Hymnen auf den Shakeſpeare anzuſtimmen. Wenn das größte Genie und die günſtigſte Zeit zuſammen fallen, muß es ein Reſultat geben, das vielleicht nie überboten und erſt ſpät wieder erreicht werden kann. Es iſt möglich, daß die Natur einen Dichter höchſten Ranges nur in dem Wendepunkt zweier Jahrtauſende hervorruft; es iſt gewiß, daß ein ſolcher, den ſchon das Geburtsjahr bevorzugte, indem es ihm eine ungeheure welthiſtoriſche Erbſchaft anwies, in ſeinen ſubjectiven Nachfolgern keinen Nebenbuhler zu fürchten hat. Ohne Widerſpruch ſei daher eingeräumt, daß dem Shakeſpeare das Recht auf alle Dichterkronen der Welt zuſteht; man haue ihm zu Ehren die ſämmtlichen Lorbeerbäume Italiens um, und bringe ihm ſogar die vertrockneten Kränze, welche der Zugwind der Gegenwart noch hier oder dort auf dieſem oder jenem hervorragenden Haupt unſerer eigenen Nation ſitzen ließ: wir haben Nichts dagegen. Nur daran zweifeln wir, ob ihm ſelbſt das Opfer gefallen würde. Nach unſerer Meinung muß es ihm ſehr wenig behagen, in der neueren Literatur, beſonders in der deutſchen, die Rolle zu ſpielen, die er ſelbſt den Geiſt des alten Königs in ſeinem „Hamlet“ ſpielen läßt. Wenn ſich bei uns irgendwo etwas Lebendiges regt und der Kritiker nicht gleich aus eigener Machtvollkommenheit blank zu ziehen wagt, ſo citirt er den Shakeſpeare und vollſtreckt die Execution in deſſen Namen. Ein Genius, wie dieſer, will aber beleben, nicht tödten.

Wir müſſen, da wir doch einmal auf dieſen Punkt gekommen ſind, leider noch weiter gehen. Wir bezweifeln es ſtark, ob ſich mit der abſoluten Vergötterung des Shakeſpeare die wahre Kunſteinſicht oder doch wenigſtens die Fähigkeit, das äſthetiſche Richteramt auszuüben, überhaupt noch verträgt. Die Unbefangenheit für einen friſchen Eindruck geht dabei auf jeden Fall verloren und woher käme ohne dieſe noch die gerechte Würdigung irgend einer neuen Erſcheinung? Wem die majeſtätiſchen Donner des Gewitters beſtändig im Ohre rollen, der kann die beſcheidenen Töne der Lerche und der Nachtigall gar nicht hören und ſollte ſich alſo auch über dieſe kein Urtheil erlauben. Es hat ſich ja auch ſchon auf die betrübteſte Weiſe gezeigt, was bei ſolcher Einſeitigkeit heraus kommt; nur ein Leſſing hatte ein Auge für die zeugende Sonne und für den letzten Halm, den ſie hervorrief, zugleich.

Schiller ſchrieb einſt an Goethe, als er die ſämmtlichen hiſtoriſchen Dramen des Shakeſpeare wieder geleſen hatte, es müſſe nach ſeiner Meinung den größten Eindruck erregen, der überhaupt vom modernen Theater ausgehen könne, wenn alle dieſe Stücke einmal in ununterbrochener Folge hinter einander, jeden Abend eins, gegeben würden. Gewiß, denn ſie gehören zuſammen und bilden nur eine einzige lange Kette von Urſache und Wirkung. Der Verſuch kann freilich nicht wohl gemacht werden, und ſo wollen wir zufrieden ſein, daß man uns diejenigen dieſer Stücke, die in ſich noch am meiſten abgerundet ſind, wenigſtens einzeln vorführt. König Richard III. würde ſich hiezu anſcheinend am wenigſten eignen, denn er iſt offenbar der Epilog und kann daher nur wirken, wie ein fünfter Act, den man ſpielen ſieht, während man die vorher gegangenen vier nur geleſen hat. Aber das gleicht ſich dadurch wieder aus, daß der Hauptcharakter einem bedeutenden Schauſpieler einen ſo großen Spielraum für die Entfaltung ſeines Talents darbietet. Iſt alſo ein ſolcher vorhanden, ſo wird bei dem Stücke nicht zu viel gewagt, was aber nicht ſo zu verſtehen iſt, als ob es zu einem Paradepferd für den Schauſpieler zurecht geſchnitten werden ſolle. Richard ſteht als die höchſte Spitze einer entarteten

Welt da, als die furchtbare Ausgeburt eines unentwirrbaren Chaos von Gräueln und Verkehrtheiten; ſein häßlicher, der Thierheit nah gerückter Leib iſt eine Art Retorte, in der das böſe Blut ſo vieler Aufrührer und Königsmörder gährend zuſammenfloß, um ungeheure Thaten auszukochen; ſein Schwert iſt das Amputationsmeſſer eines Volks, dem kein faules Fleiſch Widerſtand zu leiſten vermag, das aber augenblicklich zerſpringt, wenn es wieder auf die geſunde Faſer ſtößt. Wie könnte dieſer Richard noch verſtändlich bleiben, wie könnte er etwas Anderes, als Abſcheu erregen, wenn man ihm den Boden, der ihn erzeugte, unter den Füßen wegzöge! Aber freilich iſt das Stück trotz der lakoniſchen Behandlung alles Nebenläufigen noch immer für unſere Bühnenabende zu lang, und da die Direction das Publicum, welches nun einmal ſelbſt dem größten dramatiſchen Dichter nur die gewohnten drei Stunden einräumt, nicht ändern kann, ſo ſind dieſelben Kürzungen praktiſch gerechtfertigt, die der Aeſthetiker theoretiſch verwünſchen muß. Es entſteht unter ſolchen Umſtänden nur noch die Frage, ob der durch ein ſo gefährliches Manöver nothwendig bedeutend abgeſchwächte Eindruck noch mächtig genug blieb, um den ganzen Verſuch nicht als unberechtigt erſcheinen zu laſſen, und das wird allerdings ſelten bei einer Darſtellung der Fall ſein.

Fauſt von Goethe.

(Als er nach langen Jahren zum erſten Mal in Wien wieder auf dem Theater erſchien.)

Sie kommen nach und nach heran, die hehren Alten, welche die Furcht vor dem Geiſt oder eine nichtswürdige Prüderie entweder immer fern gehalten oder doch wieder verdrängt hatte, ſie treten in den Tempel ein, der nur ihretwegen gebaut wurde, und wir haben ſie als Neue zu begrüßen.

Das Jahr 1848 brachte uns, ſeit der Exiſtenz der Trilogie zum erſten Mal, den vollſtändigen Wallenſtein, das luſtige Lager und die gewitterſchwangern Piccolomini, die uns den früher allein gegebenen Tod erſt verſtehen lehrten. Der Eindruck war mächtig bei Jedermann, und die Kritik durfte ruhig wagen, auf die Fehler und Schattenſeiten des, trotz ihrer, gewaltigen Werks hinzudeuten: ſie lief nicht Gefahr, ihn zu ſtören oder zu vernichten.

Jetzt iſt uns der Fauſt vorgeführt worden, das wunderbare Gedicht, das alle Eigenſchaften unſeres Nationalcharakters abſpiegelt und alle Töne unſerer reichen und ſtarken Sprache wiedergiebt, wie die Orgel die Harmonien aller Inſtrumente umſchließt. Es hat uns erſchüttert, auch als es nur durch die bleiernen Schauſpieler zu uns ſprach, die der Setzer dirigirt; es hat alle Tiefen unſeres Geiſtes und unſeres Gemüths aufgeregt, nun Menſchen mit Fleiſch und Blut es uns in ſeiner ganzen hinreißenden Lebendigkeit zur Anſchauung brachten, ſo außerordentlich viel dieſe Darſtellung auch zu wünſchen übrig ließ. Der Deutſche athmete einmal wieder auf in erlaubtem Selbſtgefühl, er ſagte ſich mit Stolz: das Alles liegt in Deinem Volk und alſo auch in Dir. Und wenn er zufällig ein Sonntagskind war, wenn er die markloſen franzöſiſchen Schemen, die zu unſerer Schmach unſer Theater trotz Leſſing ſo lange wieder beherrſchten, ängſtlich vor dem wieder auferſtandenen Titanen davon fliehen und die Goldpapierkronen mit beiden Händen feſthalten ſah, ſo rief er ihnen vielleicht ſpöttiſch nach: Ja, ja, ſo gut, wie Ihr, können wir Nichts machen, wir machen Alles unendlich viel ſchlechter oder unendlich viel beſſer, und dießmal haben wir es unendlich viel beſſer gemacht.

Was iſt es nun wohl, was uns Alle ohne Unterſchied ſo allgewaltig an den Fauſt feſſelt? Wahrlich nicht das, was die Herren Deycks, Weiße, Göſchel und die übrigen Commentatoren ſeinen philoſophiſchen Gehalt nennen! Das Meiſte von dem, was ſie im Fauſt zu entdecken glaubten, iſt allerdings, wenn auch nicht in ſo elementariſch roher Geſtalt, wie ſie meinen, im Fauſt zu finden, aber es macht den Fauſt ſo wenig aus, wie das abgezapfte Blut den Menſchen, in deſſen Adern es rollt, oder wie der zerſetzte Blutkuchen das Blut! Das beweiſ't ſchon der zweite Theil des Gedichtes der an ſpeculativen und allegoriſchen Elementen noch viel reicher iſt, wie der erſte, und der uns desungeachtet Nichts als kalten Reſpect abnöthigt; wenn wir uns mit Räthſeln beſchäftigen wollen, gehen wir nicht in's Theater, nehmen wir nicht einmal auf unſerem Zimmer dramatiſche Werke in die Hand. Auch der Proceß, als ſolcher, den wir das Individuum Fauſt durchmachen ſehen, iſt es nicht; er ſteht den Meiſten viel zu fern, als daß ſie warmen Antheil daran nehmen könnten, das Gedicht hat aber, wie ſich geſtern von neuem zeigte, eben ſo großen Reiz für die Maſſen, wie für die gebildeten Claſſen. Es iſt ganz einfach, ſo ſimpel das klingen mag, *die unvergleichliche, wahrhaft einzige Darſtellung des Mittelalters*, die Jedermann, auf jedem Standpunkt, hinreißt; es iſt der Blick in dieſen Grauen und Entſetzen erregenden Limbus patrum, in dem die Welt einmal ſteckte und an den ſie ſich noch mit ſo manchem Faden geknüpft fühlt; es iſt die wunderbare

Farbenpracht, in welcher alle Geſtalten desſelben vor uns auftauchen. Aus ihren Gräbern hat er ſie hervorgerufen, der große Meiſter, und ſie ſind gekommen, als ob ſie unmittelbar in den Himmel eingehen ſollten, von dem ſie auf ihrem Leichenkiſſen träumten, oder in die Hölle, vor der ſie zitterten. Kein Stäubchen iſt dieſem Gretchen, das ſo lange ſchlief, im Haar ſitzen geblieben, alle Sargſpäne hat das Kind abgeſchüttelt und es ſieht ſich nach einer Roſenknospe um, weil es eine an die Bruſt ſtecken mögte! Und neben ihr dieſer grübelnde deutſche Doctor in ſeinem ſchwarzen Talar, der das ſchmale Fundament zu ſeinen Füßen, das uns Alle trägt, ſo lange betrachtet hat, bis er zu ſchwindeln anfing, und den Teufel auf einmal außer ſich zu erblicken glaubte! Dieſe Friſche iſt's, die uns bezaubert, und freilich kommt wohl auch in dem letzten der Zuſchauer und Leſer die dumpfe Ahnung hinzu, daß Fauſt der Erſte war, der dem Limbus, in dem alles Lebendige erſtickte, den Rücken zuwandte, und daß er nur darum mit dem alten Geſetz ſo kühn und trotzig brach, weil er ein neues entdeckt hatte, das er ſelbſt verkündigen ſollte.

Hiemit ſind die Elemente, die den Fauſt zum Volksſtück machen, erſchöpft, und mit dem Volksſtück, das ſich auch ohne Commentar vor die Lampen wagen durfte, habe ich es dießmal zu thun, nicht mit dem Werk unſerer National-Literatur, das man vor allen übrigen das ſybilliniſche nennen darf. Die Aufnahme war eine außerordentliche und wahrlich, ſie galt dießmal dem Goethe'ſchen Genius vor Allem. Auf eine Kritik der Darſtellung will ich mich nicht einlaſſen, denn der Fauſt iſt kaum eine Probe für den mimiſchen Künſtler, er ſpielt ſich theils von ſelbſt und iſt zum Theil gar nicht zu ſpielen.

Emilia Galotti

von Leſſing.

Leſſings „Emilia Galotti“ wurde mit theilweiſe neuer Beſetzung nach langer Pauſe wiederholt. Wir waren ſehr dankbar dafür, und das Publicum mit uns. Das Stück iſt nun bereits über 80 Jahre alt, denn es wurde im Jahre 1770 geſchrieben, es iſt nicht das Werk eines dichteriſchen Genius, und wird doch noch viel lieber geſehen, wie die beſte Novität. Woher rührt das? Unſeres Erachtens liegt der Grund in der unendlichen Harmonie von Stoff und Form, die es in unſerer Literatur, wo dieſe Harmonie ſo ſelten iſt, zu einer wahrhaft einzigen Erſcheinung macht. Hinter jeder Scene, ja hinter jeder Rede ſteht Leſſing ſelbſt mit ſeinem klaren Auge, ſeinem hellen Blick, und weiſ't die Ausſtellungen, die wir machen mögten, lächelnd ab, bevor wir den Mund noch öffnen können. Fragen wir: aber warum iſt die erſchütternde Geſchichte der römiſchen Virginia, an die ſich ſo Ungeheures knüpfte, hier zu einer deutſchen Hofintrigue verſchnitten? ſo antwortet er: weil ich kein Tragödiendichter war, wie Shakeſpeare, und nur ſo viel vom Gegenſtand aufnahm, als ich zu bewältigen vermogte. Fragen wir: wie kann der ſchlaue Marinelli die auf's Aeußerſte gereizte Orſina mit dem argwöhniſchen Galotti allein laſſen? ſo antwortet er: bemerkt Ihr das ſelbſt, wenn Ihr vor den Lampen ſitzt, oder ſpricht der ſuperkluge Friedrich Schlegel aus Euch? Nun, der hatte es mit dem Literaturwerke zu thun; Euch kümmere nur die Darſtellung, denn ich rechnete auf den Zuſchauer, nicht auf den Leſer. Fragen wir: was iſt an einer Emilia gelegen, die nur dadurch gerettet werden kann, daß der Vater ſie tödtet, die alſo das ſittliche Gleichgewicht ſchon verloren hat, und nur noch vor dem phyſiſchen, nicht vor dem geiſtigen Fall bewahrt wird? ſo antwortet er: das ſagte ſchon Asmus, der Wandsbecker Bote, aber das Publicum unterſcheidet nicht ſo haarſcharf, wie dieſer, zwiſchen der anatomiſchen und Seelenunſchuld, wenn es ſich hingeriſſen fühlt, und ich reiße es jedesmal hin. Wer hätte dann noch den Muth, das Examen fortzuſetzen, wer freute ſich nicht lieber unbefangen eines Werkes, durch welches eine entſchieden mächtige, faſt dichteriſche Wirkung erreicht wird, obgleich es nur auf Verſtandes-Combinationen beruht! Wir ziehen ein Feuerwerk, welches gelingt, einem Gewitter vor, welches im Wetterleuchten verpufft, wenn wir auch nicht vergeſſen, daß wir es hier mit einem viel edleren Element zu thun haben, als dort.

Der Prinz von Homburg oder die Schlacht bei Fehrbellin.

Ein Schauſpiel von Heinrich Kleiſt.

Der Prinz von Homburg gehört zu den eigenthümlichſten Schöpfungen des deutſchen Geiſtes, und zwar deshalb, weil in ihm durch die bloßen Schauer des Todes, durch ſeinen herein dunkelnden Schatten, erreicht worden iſt, was in allen übrigen Tragödien (das Werk iſt eine ſolche) nur durch den Tod ſelbſt erreicht wird: die ſittliche Läuterung und Verklärung des Helden. Auf dieß Reſultat iſt das ganze Drama angelegt, und was Tieck an einem bekannten Ort als den Kern hervor hebt, die Veranſchaulichung deſſen, was Subordination ſei, iſt eben nur Mittel zum Zweck. Wenn Tieck noch weiter bemerkt, das Nachtwandeln, womit das Stück beginnt, und die an dieß Nachtwandeln geknüpfte Form der endlichen Löſung, verleihe demſelben zu ſeinen übrigen Vorzügen noch den Reiz eines lieblichen und anmuthigen Märchens, ſo kann ich auch damit nicht übereinſtimmen. Im Gegentheil, dieſer Zug iſt als ſtörend zu tadeln, und wenn er, wie im Käthchen von Heilbronn, tief in den Organismus des Werks verflochten wäre, ſo würde er ihm den Anſpruch auf Claſſicität rauben. Denn für den Unfug, den der Mond treibt, muß der Menſch nicht büßen ſollen, ſonſt wäre es am Ende auch tragiſch, wenn Einer im Traumzuſtand die Spitze des Daches erkletterte und, dort von der Geliebten erblickt und im erſten Schreck der Ueberraſchung beim Namen gerufen, zerſchmettert zu ihren Füßen ſtürzte. Aber man kann die ganze Nachtwandelei zum Glück beſeitigen und das Werk bleibt, was es iſt, es ſteht unerſchütterlich auf feſten pſychologiſchen Füßen und die Wucherpflanzen der Romantik haben ſich nur als überflüſſige Arabesken herum geſchlungen. Das iſt freilich nicht ſo zu verſtehen, als ob man die Hälfte vom erſten und vom letzten Act wegſtreichen könnte. Kleiſt würde nicht ſein, was er iſt, ein wahrer Dichter, den man, wie jedes urſprüngliche Gottesgewächs, ganz hinnehmen oder ganz wegwerfen muß, wenn eine ſo barbariſche Procedur möglich wäre. Nein, man wird dem Prinzen ſein Kranzwinden und den Handſchuh, den er in Folge deſſen erhaſcht, ſchon laſſen müſſen. Allein es iſt Nichts davon abhängig gemacht, das Gebäude hat neben dieſer künſtlichen noch ganz andere und vollkommen ſolide Stützen, und wer ſich nicht aus Kleinmeiſterei dabei aufhalten will, der hat es nicht nöthig. Ein Jüngling, der das Unglück hatte, zu früh Glück zu haben und der liebt, wo er vielleicht, er hat darüber noch keine Gewißheit, nicht lieben ſoll: mehr brauchen wir nicht, um uns in der erſten Kataſtrophe den Uebermuth, in der zweiten den Kleinmuth zu erklären, und der iſt da. Kleiſt hat einen Schraubenzug in Bewegung geſetzt, wo der einfachſte Hebel genügte, aber der Schraubenzug iſt mit dem Hebel in Verbindung gebracht und der Zweck wird vollkommen erreicht, wenn auch nicht durch das nächſte und darum beſte Mittel.

Die Handlung, aus dem hier aufgeſtellten Geſichtspunkt aufgefaßt, iſt nun, kurz zuſammengedrängt, dieſe. Es iſt am Abend, oder vielmehr in der Nacht vor der Schlacht bei Fehrbellin. Der große Churfürſt, von ſeiner Familie umgeben, hat ſeine Generalität um ſich verſammelt und läßt ihr durch ſeines Feldmarſchalls Mund den Plan, den er für die morgende Schlacht erdacht hat, kund thun. Jedem der Offiziere wird ſein Antheil an der blutigen Arbeit des bevorſtehenden Tags aufgetragen, auch dem Prinzen, der den für ſein Alter und Temperament ſchwierigſten erhält, indem er während des eigentlichen Kampfes mit der Reiterei, die er führt, aus dem Feuer bleiben und erſt, wenn der Sieg ſo gut als erfochten iſt, activ werden, auch dann aber noch eine beſtimmte allerhöchſte Ordre abwarten und den geſchlagenen Feind nur vollends vernichten helfen ſoll. Hier, wohl gemerkt, beginnt ſeine Probe ſchon;

es iſt kein Zufall, wenn der Churfürſt ihm einen Poſten anwies, der ihn mit ſeinen Leidenſchaften und den Forderungen ſeines Blutes in Widerſpruch bringen muß, er ſoll beide eben bekämpfen lernen. Der Prinz hört kaum auf den Feldmarſchall, als an ihn die Reihe kömmt; er iſt zerſtreut, denn Natalie, die Prinzeſſin von Oranien, eine Waiſe, die am Brandenburger Hof Zuflucht gefunden hat, und die er heimlich liebt, iſt anweſend, und die Churfürſtin bricht mit ihr und den übrigen Damen auf, während dictirt wird; er bedarf jedoch auch kaum ſo pedantiſcher Vorſchriften, denn er ſieht in einer Schlacht nur noch eine Gelegenheit, ſich perſönlich ſo oder ſo hervorzuthun, nicht aber eine ſittliche Aufgabe, welcher nur auf eine einzige Weiſe Genüge geleiſtet werden kann. Nichts deſtoweniger erfährt er durch ſeinen Freund Hohenzollern auf's genaueſte, was der Dienſt von ihm verlangt; doch was hilft's, der Freund kann ihm nur ſeine Ohren, nicht ſeine Einſicht borgen, und ſo ſchließt er den erſten Act denn, ſeiner Entwickelungsſtufe gemäß, mit einem Monolog, aus welchem man erfährt, daß er nur an die Lorbeeren denkt und an das Mädchen, dem er ſie zu Füßen legen will, nicht an die Pflicht und an das Vaterland. Man ſieht, ich kann das Nachtwandeln und was ſich daran knüpft, ruhig übergehen, die Expoſition iſt vollſtändig ohne das, und darin liegt der factiſche Beweis für die Richtigkeit meiner Anſicht des Werkes. Ein Jüngling träumt immer nur vom Manne, der er ſchon zu ſein glaubt; es bedarf alſo keines Doppeltraum's. Den Handſchuh hätte ein ertappter Blick der Prinzeſſin, dem ein plötzliches Erröthen folgte, erſetzen können. Galt er mir? Galt er Dir? Es iſt genug, einen Jüngling ſo zu beſchäftigen, daß er Mars ſelbſt, wenn er herabſtiege, keine Aufmerkſamkeit ſchenken würde.

Es kömmt zur Schlacht und was zu erwarten war, geſchieht: der Prinz greift zu früh an, und nun wird der Sieg zwar auch erfochten, aber nicht ſo vollſtändig, als möglich geweſen wäre. Er weiß recht gut, was er thut, er ſoll und muß es auch wiſſen, und darum hätte der Dichter ſich die ängſtliche Detailmalerei ſeiner Zerſtreutheit im erſten Act erſparen mögen; der ihm im Commando beigegebene Oberſt Kottwitz erinnert ihn mit der Barſchheit eines Greiſes, der ſein Vater und ſein Lehrer zugleich ſein könnte, an die erſt abzuwartende Ordre des Herrn, und ein anderer Offizier räth ſogar, ihm den Degen abzunehmen. Doch den alten Kottwitz fragt er ſchnöde, ob er die Ordre noch nicht vom Herzen empfangen habe und den Offizier mißhandelt er thätlich; dann ſprengt er fort, indem er ruft: die Parole iſt jetzt: ein Schurke, wer ſeinem General zur Schlacht nicht folgt! Auf dem Schlachtfelde ſelbſt trifft er in dem Moment ein, wo das Gerücht ſich ausbreitet, der Churfürſt ſei gefallen; nun verrichtet er Wunder der Tapferkeit und wir erfahren, wie er ihn liebt, indem wir ſehen, wie er ihn rächt. Dieß iſt einer der reichſten Glanzpunkte der Erfindung, und wahrlich, er allein wiegt mehr, wie ein ganzer Katalog voll gewöhnlicher Dramen, die man in unſeren Theatern beklatſchen hört. Mit Blut beſpritzt, eilt er dann in die Bauernhütte, in die ſich die Churfürſtin mit ihrem weiblichen Hofſtaat flüchten mußte, weil ihr auf der Reiſe ein Rad brach, und trifft hier ſeine Natalie. Die Frauen, zu denen das furchtbare Gerücht gleichfalls gedrungen iſt, ſind zerſchmettert; die Churfürſtin liegt in Ohnmacht, die Prinzeſſin, von der Wucht des Moments überwältigt, klagt in wenigen, einfach rührenden Worten über ihre gänzliche Verlaſſenheit. Der Prinz hat ihr am Hof ſeine Neigung nicht verrathen; jetzt vergönnt er ſeinem Herzen einen erſten Laut, denn jetzt ſcheint das Glück ſich von der Vater- und Mutterloſen, die ganz und gar auf den gewaltigen Oheim angewieſen war, abgewandt zu haben, und dieſen Laut erwidert ſie. Hier kömmt ſchon ein Strahl des ihm an- und eingebornen Seelenadels zum Vorſchein, der am Schluß des ganzen Läuterungsproceſſes in voller Ungetrübtheit hervortreten ſoll und wir faſſen ein unerſchütterliches Vertrauen zu ihm. Dieſe Liebesſcene, die der Tod herbeiführt, gehört zum Höchſten der Kunſt und ſelbſt das

Geſuchte, was in den zwiſchen dem Prinzen und der Prinzeſſin gewechſelten Ausdrücken liegt, iſt durch ihr bisheriges Verhältniß zu einander gerechtfertigt, ſie wagen nicht, gerade herauszuſprechen. Die Scene iſt kaum vorüber, ſo zeigt ſich das Gerücht, das ſie veranlaßt hat, als falſch, der Churfürſt lebt und iſt bereits auf dem Wege nach Berlin, die Schlacht entſchied den ganzen Krieg, ſie hat den raſchen Frieden zur Folge. Unendlicher Jubel, vor Allem in der Seele des Prinzen. Er theilt in der Bewegung ſeines überſtrömenden Gemüths der Churfürſtin jetzt ſein ſüßes Geheimniß mit, und bittet um ihre Einwilligung; ſie erwidert: keinem Menſchen auf Erden könnt' ich heute etwas abſchlagen und Dir am wenigſten. Er iſt der Glücklichſte der Sterblichen und folgt, den „Cäſar Divus“ ſelbſt als Nebenbuhler in Fortunas Gunſt herausfordernd, mit den Damen ſeinem Herrn nach Berlin. Man lege auf dieſen Moment das rechte Gewicht, wenn man die Tragödie in ihrer weitern Entwicklung faſſen will. In Berlin angekommen, eilt er auf der Stelle zum Churfürſten und legt ihm drei erbeutete feindliche Fahnen zu Füßen. Der Churfürſt fragt ihn ſtreng, ob er bei Fehrbellin commandirt hat, und als der Prinz, über die Frage erſtaunt, es beſtätigt, befiehlt er ihm den Degen abzunehmen. Ehe der Churfürſt nämlich noch wußte, ob der Prinz, den man ihm verwundet gemeldet hatte, oder der Oberſt Kottwitz, dem er es auch zutrauen mogte, die Reiterei vor erhaltener Ordre in's Feuer geführt habe, hat er ſchon erklärt, daß der Commandirende vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, und ohne Anſehen der Perſon zum Tode zu verurtheilen ſei. Jetzt vollzieht er einfach den Spruch. Der Prinz faßt das gar nicht; wenn die Bäume zu ſprechen, die Steine zu fliegen anfingen, er würde es eben ſo natürlich finden. Gehorchen muß er zwar, aber indem er den Degen hingiebt, verſichert er mit Bitterkeit, daß ſein „Vetter Friedrich," wenn er den Brutus ſpielen wolle, in ihm den Sohn nicht finden werde, der ihn noch unter'm Henkerbeil bewundere. Das iſt umſo natürlicher, als er ſich bewußt iſt, was er auf dem Schlachtfeld in dem Augenblick empfunden und gethan hat, wo er die Nachricht von dem Tode ſeines jetzigen Richters erhielt. Die Freunde ſuchen ihn zu beſchwichtigen, der Churfürſt nimmt keine Notiz von ſeinem leidenſchaftlichen Gebahren, er lieſ't mit ruhiger Majeſtät die Inſchriften der ſchwediſchen Fahnen und der Prinz wird in's Gefängniß abgeführt. Das Alles iſt im höchſten Styl gehalten, und würde die Engländer zu Shakeſpeare's Zeiten entzückt haben.

Im dritten Act finden wir den Prinzen etwas verändert, aber nicht viel. Daß der Churfürſt das Ueberſchreiten ſeines ausdrücklichen Befehls nicht ohne alle Strafe hingehen laſſen konnte, hat er, als er in der Einſamkeit über die letzten Vorfälle nachzudenken begann, denn doch begriffen. Aber es iſt ja Strafe genug, daß er einige Tage im Gefängniß zubrachte, und er verdient wohl gar noch eine Belohnung dafür, daß er gutwillig hineinging und den Kerkermeiſter nicht erwürgte. Darum weiß er auch ganz gewiß, daß der Erſte, der ihn zu beſuchen kommt, ihm ſeine Freiheit ankündigen wird, und als ſein Freund Hohenzollern bei ihm eintritt, ruft er ihm entgegen: nun, des Arreſtes bin ich wieder los? Da dieſer aber ſeine Lage mit ganz andern Augen betrachtet, da er ſeine Gefühls-Dialectik, die ganz genau weiß, was der Churfürſt thun kann und nicht thun kann, durch eine Reihe drohender Thatſachen, von denen die eine immer unheimlicher iſt, wie die andere, nach und nach zum Schweigen bringt, da er ihm am Ende ſogar ſagt, daß das kriegsrechtlich geſprochene Todesurtheil im Cabinet zur Unterſchrift kommen ſoll, ſo verläßt den Prinzen endlich ſeine thörigte Sicherheit und nun fällt er denn natürlich in's entgegengeſetzte Extrem. Ja, als der ängſtliche Hohenzollern ihm noch weiter mittheilt, daß der wegen des Friedens eingetroffene ſchwediſche Geſandte für ſeinen Herrn um die Prinzeſſin von Oranien zu werben, daß dieſe aber ſchon gewählt zu haben und die Pläne des Churfürſten dadurch zu ſtören ſcheine, und als er ihn nun fragt, ob er dabei nicht im Spiele ſei, ruft er verzweifelnd aus: ich bin verloren! und eilt zur Churfürſtin, um ihre Verwendung zu erflehen. Unterwegs erhält er die letzte eindringliche Beſtätigung, daß es Ernſt gilt; er ſieht bei Fackelſchein ſein Grab öffnen. Bei der Churfürſtin ergiebt ſich nun die viel verſchrieene Scene, die man nicht begreifen will und dem Dichter alſo auch nicht verzeihen kann. Der Prinz bittet in Anweſenheit ſeiner Geliebten um ſein Leben, er thut es auf die unrühmlichſte Weiſe, er leiſtet ſogar, um nach ſeiner Meinung einen Hauptſtein des Anſtoßes zu beſeitigen, auf Natalie Verzicht, während ſie, ſchaudernd über den Zuſtand der Erniederung, in welchem ſie das Ideal ihres Herzens erblickt, dabei ſteht. Gewiß iſt das eines Helden und eines Mannes durchaus unwürdig, und unſtreitig iſt dem Dichter, der in dem nämlichen Stück neben dem Prinzen ja auch den Churfürſten ſchuf, zuzutrauen, daß er dieß ſo gut wußte, wie wir Alle. Es geſchieht ja aber auch nur, um uns zu zeigen, daß der Prinz noch kein Held und kein Mann iſt, und daß man auf dem Wege, den er bisher wandelte, keines von Beiden werden kann. Er hat bis jetzt eine hohle Scheinexiſtenz geführt, die ſeinen Kopf wohl mit einem Schwindel erregenden Rauſch erfüllen, die jedoch in ſeinen Knochen kein Mark abſetzen konnte. Nun aber iſt der wahre Gehalt des Lebens wenigſtens in Einer Geſtalt, in der Geſtalt der Liebe, ganz zuletzt ſchon nahe genug an ihn herangetreten, um ihm die Fortſetzung dieſer Scheinexiſtenz unmöglich zu machen; darin liegt der eigentliche Sinn der Erklärungsſcene zwiſchen ihm und Natalie, auf deren hohe Bedeutung ich oben hinwies. Wäre das nicht geſchehen, ſo würde er wahrſcheinlich eine Duellantengröße geworden ſein, und es nach der erſten Ueberraſchung zu der Todesverachtung eines an die Menſur gewöhnten Klopffechters gebracht haben, dem das Leben, das eigene nämlich, mit vollem Recht für eine Null gilt; er hätte die Kugel trotzig, mit à la Napoleon gekreuzten Armen, erwartet, und der Churfürſt hätte ihn erſchießen laſſen und erſchießen laſſen müſſen. Dahin kann er ſich jetzt nicht mehr verſteigen; noch weniger aber kann er ſich nüchtern aus wahrer ſittlicher Kraft zum freien Abſchied von der Erde entſchließen, denn er hat noch kein Gefühl des geſättigten Daſeins und der erfüllten Pflicht mit hinweg zu nehmen, er iſt noch leer. Darum muß er in dieſem Moment gerade ſo auftreten, wie er auftrit, aber freilich durfte der Dichter ihn auf dieſer bedenklichen Stufe nicht lange ſtehen laſſen, und das thut er ja auch nicht. Die Churfürſtin hält jeden weiteren Schritt für erfolglos, denn ſie hat aus eigener Bewegung ſchon das Ihrige gethan. Natalie jedoch, den Tod im Herzen, verſpricht noch ein letztes Wort bei dem Oheim für den Geſunkenen zu wagen, räth ihm aber bitter, ſein Grab auf alle Fälle noch einmal anzuſehen und ſich zu überzeugen, daß es um Nichts finſterer iſt, als die Schlacht es ihm ſchon tauſend Mal gezeigt hat.

Im vierten Act erfüllt Natalie nun ihr Verſprechen, und der Churfürſt ſendet ſie mit einem geheimnißvollen Brief an den Prinzen in's Gefängniß: lakoniſch ſagt er ihr dabei, daß dieſer nun ſo gewiß gerettet ſei, als die Rettung in ſeinen eigenen Wünſchen liege. Sie überbringt dem Gefangenen den Brief und er lieſ't: „Wenn Ihr glaubt, Euch ſei ein Unrecht widerfahren, ſo ſagt's mir mit zwei Worten und ich ſchicke Euch den Degen zurück!" So faßt ſich nur die Majeſtät, die auch ohne Krone Verehrung finden würde und der Prinz fühlt's ſogleich. „Das kann ich nicht ſchreiben!" ruft er aus, als Natalie in ihn dringt, dem Inhalt des Briefes zu genügen. „Was thut's?" erwidert er kurz, als ſie ihm nun verſichert, das Regiment ſei ſchon commandirt, das ihm die Todtenehren durch den Donner der Karabiner über'm Grabe darbringen ſolle. „Ich ſchreib' ihm, Du haſt mir Recht gethan!" ruft er aus, als ſie nicht aufhört, ihn zu beſtürmen, und er thut's! Er erkennt, daß der Fürſt, der ihn zum Richter über ſich ſelbſt aufruft, nicht um den Brutus zu ſpielen oder aus herzloſer Willkür ſo gegen ihn vorgegangen ſein kann; es wird ihm klar, daß der Krieg, ja der Staat ſelbſt, auf dem Princip der

Subordination beruht, und daß der Führer erſt in eigener Perſon leiſten muß, was er von den Untergebenen fordern will; er entſchließt ſich, und auch dies, wohl gemerkt, in Anweſenheit ſeiner Geliebten, dem beleidigten Geſetz genug zu thun, und ſo die Hyder der Anarchie, die ſich gar wohl an ſeinen vom Sieg gekrönten eigenmächtigen Schritt knüpfen könnte, wieder zu zertreten. „Bohrten Dich zwölf Kugeln jetzt gleich in Staub — ruft die über ſich ſelbſt weggehobene Natalie — nicht halten könnt' ich mich, ich jauchzt', und weint' und ſpräche: Du gefällſt mir!“ Wahrlich, ſie hat Recht, jetzt iſt der Mann und der Held fertig und nie in alle Ewigkeit kann ein Anfall von hohler Selbſtüberhebung und von kleinlicher Verzagtheit, die ſich ja eben gegenſeitig bedangen, wiederkehren; der Prinz iſt als faſt ausgeſchmiedetes Glied in die ſittliche Weltordnung eingetreten, und je ſchwerer ihm das geworden iſt, um ſo feſter wird er beharren. Wen dieſe Scene nicht für die vorhergehende bei der Churfürſtin, in der ſie wurzelt, wie die Blume in der ſchwarzen Erde, vollkommen entſchädigt, und wer dabei nicht begreift, daß die eine ohne die andere nicht möglich war und daß man Urſache und Wirkung nicht trennen kann, dem muß ich jede Fähigkeit, ein Drama in ſeiner Totalität aufzufaſſen, abſprechen. Die Wendung des Churfürſten gehört zum Erhabenſten, was irgend eine Literatur aufzeigt, und hat in der unſ'rigen nicht von fern ihres Gleichen.

Der fünfte Act bringt nun noch die nothwendige Probe. Der Churfürſt wird von allen Seiten beſtürmt, den Prinzen zu begnadigen; ſeine Familie, das Heer, die Prinzeſſin, Alles dringt in ihn, ja die Letztere — ein feiner Zug! — wiederholt den Fehler ihres Geliebten, ſie ruft eigenmächtig ein Regiment, deſſen Chef ſie iſt, nach Fehrbellin, damit die Offiziere eine dort circulirende Bittſchrift mit unterzeichnen und könnte nun eigentlich prätendiren, auch ihrerſeits vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Der Churfürſt läßt ſich Nichts abſchmeicheln noch abtrotzen, doch kann Niemand, der von der Kompoſition einen Begriff hat, mehr für den Prinzen zittern, auch zeigt es ſich ſchon an der Milde, die er dem alten ohne ſein Wiſſen und, wie er glaubt, wider ſeinen Willen, plötzlich mit der Reiterei eingetroffenen Kottwitz widerfahren zu laſſen gedenkt, daß es keineswegs noch zum Aeußerſten kommen wird. Als Kottwitz ihm hart auf den Leib rückt und ihm hitzig verſichert, er werde die einſt getadelte That des Prinzen, die er jetzt billigen müßte, wiederholen, wie ſich nur eine Gelegenheit dazu finde, denn auf einen Fall, wo der Zug des Herzens, die raſche Empfindung, ſchade, kämen zehn, in welchen ſie allein zum Ziel führe, erwidert der Churfürſt, er wiſſe nicht mit ihm fertig zu werden, aber er wolle ſich einen Sachwalter rufen, der ihm beſſer, wie er ſelbſt, lehren könne, was Kriegszucht und Gehorſam ſei. Nun läßt er den Prinzen kommen, und dieſer erklärt feierlich und unaufgefordert vor der geſammten Generalität, daß er das im Angeſicht des Heeres frevelhaft von ihm verletzte Geſetz durch einen freien Tod verherrlichen wolle, und daß er ſich von dem Churfürſten, deſſen gerechtem Spruch er ſich unbedingt beuge, nur noch die Gnade erbitte, er möge Nataliens Neigung zu Gunſten des Schwedenkönigs keinen Zwang anthun. Das wird ihm gewährt und er geht in's Gefängniß zurück, das er gleich darauf wieder verläßt, um mit verbundenen Augen den Weg, den er für ſeinen letzten halten muß, anzutreten, und in dem Moment, wo er den Schluß erwartet, verdientermaßen aus den Händen des Churfürſten Leben, Freiheit und die Geliebte zu empfangen. Natürlich hat das romantiſche Beiweſen des erſten Actes unerfreuliche Folgen im letzten, indem der Dichter ſich auch hier gezwungen ſieht, ſtatt des geraden einen Umweg zu nehmen. Doch iſt der Fehler, wie wohl nicht erſt nachgewieſen zu werden braucht, hier eben ſo unweſentlich wie dort.

Es leuchtet wohl Jedermann ein, daß uns in dieſem Drama auf eine Weiſe, wie es ſonſt nirgends geſchieht, der Werdeproceß eines bedeutenden Menſchen in voller Unmittelbarkeit vorgeführt wird, daß wir in das charakteriſtiſche Durcheinander von rohen Kräften und wilden Trieben hinein ſchauen, aus denen ein ſolcher meiſtens hervorgeht, und daß wir ihn von ſeiner unterſten Stufe an bis zu ſeinem Höhepunkt begleiten, auf dem der ungebändigt ſchweifende und in ſeiner Regelloſigkeit der Gefahr der Selbſtzerſtörung ausgeſetzte Komet ſich in einen klaren, auf ſich ſelbſt beruhenden Fixſtern verwandelt. Sollte es nun noch eines Beweiſes bedürfen, daß durch das Werk auch eine ganz einzige Wirkung möglich ſei? Wenn es auch Nichts, als die tiefe pſychologiſche Enthüllung dieſes Werdeproceſſes darböte, ſo müßte eine ſolche ſchon eintreten, denn unſere Theaterſchriftſteller geben uns ſchon an und für ſich ſelten genug Gelegenheit, vom Menſchen mehr, als die Haut, kennen zu lernen, die freilich bei Napoleon und bei ſeinem letzten Korporal dieſelbe iſt; wenn ſie uns aber auch in Ausnahms-Fällen einmal einen Blick in Herz und Nieren thun laſſen, ſo muthen ſie uns wieder die bornirte Theilnahme für ein ſeltſam organiſirtes Individuum zu, und laſſen es an allem und jedem Hintergrund fehlen. Doch die pſychologiſche Seite iſt mit außerordentlicher Kunſt in unſerem Drama zum bloßen Subſtrat herabgeſetzt, aus dem ſich eine ganz neue Geſtalt der Tragödie entwickelt, welche auf wunderbare Weiſe die tiefſten tragiſchen Schauer und die leiſen Entzückungen einer ſelbſt in der dunkelſten Nacht nicht ganz verlöſchenden Hoffnung in einander miſcht. Wir fühlen uns an einen lachenden

Maimorgen erinnert, über dem ſich mit furchtbaren Schlägen das erſte Gewitter entladet, und das iſt der Triumph der Compoſition.

Gern würde ich noch in die zahlloſen Detail-Schönheiten des Dramas eingehen und namentlich auf die vom friſcheſten Leben ſtrotzenden Knotenpunkte hinweiſen, zu denen ſich bald eine Situation, bald ein Charakter, bald die Handlung ſelbſt verdichtet. Aber es würde mich zu weit führen, auch konnte ich, da gerade hier die ſchreiendſten Meinungs-Verſchiedenheiten hervor zu treten pflegen, das bedenkliche Gebiet nicht vermeiden, auf welchem nach Goethes tief begründetem Ausſpruch der kategoriſche Imperativ und das Gewicht deſſen, der ihn fällt, die letzte Inſtanz bildet. Oder wie ſollte, wenn Jemand den lebendigen, bis in die Fingerſpitzen hinein organiſirten Geſtalten des Werkes, die freilich in ſehr einfachen, zuweilen ſogar nachläſſigen Gewändern einhergehen, aus Vorliebe für bunte Lackfarben und ſchillernde Fetzen ein Puppenſpiel vorzöge, der Handel anders entſchieden werden, als auf die bekannte Catoniſche Weiſe? Der kategoriſche Imperativ, den die alten Römer ſich zuweilen gefallen ließen, iſt bei den Deutſchen aber ſchrecklich unbeliebt.

Eine Frage darf ich jedoch nicht unerörtert laſſen, die Frage, wie es denn überhaupt möglich war, daß der Prinz von Homburg bei ſo hoher Bedeutung und ſo reicher Lebensfülle bis jetzt ſo wenig Theater-

Glück haben konnte. Die Antwort iſt leicht. Das große Publicum hat, wie es das Poetiſche überhaupt gern in das dem Leben Widerſprechende ſetzt, namentlich einen ſonderbaren Begriff vom dramatiſchen Heldenthum, und der größte Theil der Kritiker, die es belehren ſollen, leider auch. Weil der Held in den meiſten Fällen ſchon völlig fertig und bis auf die letzte Faſer ausgeſchmiedet im Drama auftritt, ſo wird angenommen, das müſſte unter allen Umſtänden ſo ſein. Daraus folgt denn, daß der Dichter ſchlimm daran iſt, wenn er das Werden einmal, ſtatt ausſchließlich in die Handlung, zum Theil auch mit in den Haupt-Charakter verlegt, und deshalb die Sympathie, die er braucht, nicht gleich im Anfang, ſondern erſt am Ende für dieſen erregt. Dann nimmt man, ſelbſt wenn man ihn ſchon kennt, auf der Stelle an, er habe ſich verirrt, er ſchwärme für etwas Halbes, Unreifes, Unſittliches und er verlange, man ſolle mitſchwärmen. Das verſtimmt, man wartet den Schluß nicht ab, und wenn man's auch thut und hinter ſeine wahre Abſicht kommt, ſo giebt man das Vorurtheil doch nur zur Hälfte wieder auf. Dieß hat ſich ſchon bei manchen Gelegenheiten gezeigt. Kleiſt ſtieß mit dem Prinzen von Homburg nun noch obendrein gegen einen Fleck, der zu ſeiner Zeit, wo Theodor Körner die Leute in ſeinen Trauerſpielen ordentlich darum in die Wette laufen ließ, wer zuerſt ſterben ſolle, zu den allerempfindlichſten gehörte. Todesfurcht und ein Held! Was zu viel iſt, iſt zu viel! Es war eine Beleidigung für jeden Fähnrich. „Ein Butterbrod verlangen Sie von mir? Das geb' ich Ihnen nicht! Aber mein Leben mit Vergnügen!“

* * *

Mirandolina. Der zerbrochene Krug. Der verwunſchene Prinz.

Ich habe es vorgezogen, dieſe drei längſt bekannten Stücke, die ſelbſt für uns kaum Novitäten ſind, nicht einzeln zu beſprechen, ſondern das Referat über ſie zuſammen zu faſſen, da ſie inſofern zu einander gehören, als ſie einige der vielen Stufen repräſentiren, auf welchen der ſchaffende Geiſt zur echten Komödie empor ſteigt. Die unterſte dieſer Stufen bildet der verwunſchene Prinz, eine etwas höhere die Mirandolina, die oberſte der zerbrochene Krug. Zur Spitze ſelbſt bringt es auch der Letztere noch nicht.

Der verwunſchene Prinz beruht auf einem bloßen Einfall, er bewegt ſich alſo in der Region der nackten Subjectivität. Hier iſt denn nur zu unterſuchen, ob der Einfall luſtig, und weiter, ob er originell iſt, denn er ſpiegelt Nichts ab als das Individuum, das ihn hatte. Luſtig iſt der Einfall nun allerdings, originell iſt er nicht, er ſtammt aus der großen Schatzkammer, in der die herrenloſen

Erfindungen aller Völker aufbewahrt werden; ſchon Shakeſpeare und Holberg haben ihn benutzt. Das Verdienſt des Verfaſſers iſt daher nicht groß, dennoch wird der Billige ihm das Zeugniß nicht verſagen, daß er das Gegebene auf eine neue und recht geſchickte Weiſe verarbeitet hat.

Die Mirandolina dreht ſich zwar auch nur um einen Einfall, und um einen höchſt armſeligen, aber ſie fällt doch etwas ſchwerer in's Gewicht, denn ſie bietet zugleich ein Sittengemälde. Freilich ein italieniſches, das eben, weil es ganz ein ſolches iſt, bei uns niemals zur vollen Wirkung gelangen kann. Es wird mir nicht allein ſo gegangen ſein, daß ich Goldoni in Deutſchland nicht ausſtehen konnte, ihn in Italien aber gelten laſſen mußte. Der Grund liegt darin, daß die Kartenfiguren, die er Charaktere nennt, und die er nicht einmal mit einiger Sorgfalt colorirt hat, ein treuer Abklatſch italieniſcher Nationaltypen ſind, wie ſie ſich zu Rom und Neapel überall, auf der Straße und in jedem Hauſe, finden. Für das Vaterland des Dichters genügten die flüchtigſten Contouren; er brauchte mit grober Kreide nur ein Paar Striche hin zu zeichnen und konnte gewiß ſein, daß ſein Publicum das Gemälde ſelbſt ausführen würde. Uns Deutſchen geht es bei ſeinen Stücken aber ungefähr ſo, wie es dem Fremden in einem Familienkreiſe zu ergehen pflegt, deſſen Mitglieder ſich in Anſpielungen auf

Dinge gefallen, die nur ihnen bekannt ſein können. Die leiſeſte Erinnerung an irgend einen komiſchen Vorfall, das trockenſte Wort, ruft unter ihnen zuweilen ein homeriſches Gelächter hervor; wem der Schlüſſel aber fehlt, der ſitzt mit verzweiflungsvollem Geſicht dabei und hadert mit der Natur darüber, daß ſich das Lachen nicht eben ſo gut, wie das Weinen, künſtlich durch irgend eine Zwiebel hervorrufen läßt. Die Mirandolina wird ſich wohl am ſchwerſten auf dem Repertoir erhalten laſſen.

Der zerbrochene Krug ſteht ſo unendlich hoch über den beiden anderen Stücken, daß ich den Genius, der ihn hervorbrachte, wegen der Zuſammenſtellung mit ihnen eigentlich auf den Knieen um Verzeihung bitten ſollte. Er gehört, um es gleich voranzuſchicken, zu denjenigen Werken, denen gegenüber nur das Publicum durchfallen kann, denn deren giebt es auch, wie die Erfahrung lehrt. Daß er zunächſt die Vorzüge der beiden vorher beſprochenen Stücke in ſich vereinigt, und zwar in geläuterter und verklärter Geſtalt, muß auf den erſten Blick einleuchten. Er bietet uns einen Einfall und ein Sittengemälde zugleich, und der Einfall kann nicht ergötzlicher, das Sittengemälde nicht friſcher und farbiger ſein. Aber beide Elemente ſind hier zum Genialen geſteigert, darum bedingen ſie ſich gegenſeitig, nicht wie das baufällige Haus und der eingerammte Pfahl, der es ſtützt, einander bedingen, wie bei Goldoni, ſondern organiſch, wie Wurzel und Frucht, und darum iſt der Zufall, ſo willkürlich er zu ſpielen ſcheint, doch nur das bunte Anagramm einer verſteckten Nothwendigkeit.

Der Grundgedanke, daß der Richter zugleich der Sünder iſt, und daß dieſer Richter nun durch die Art und Weiſe, wie er gerade dieſen Proceß entſcheidet, ſich vor ſeinem Oberen über ſeine Befähigung, ſeinem Amt noch länger vorzuſtehen, legitimiren ſoll, gehört gewiß zu den glücklichſten, die ein mitleidiger Gott jemals in einem menſchlichen Gehirn entzündete. Auch nur mittelmäßig durchgeführt, könnte die Wirkung nicht ausbleiben. Aber wie weit übertrifft die Form, die der Dichter dem Gedanken gab, den Fond, der zum Zugreifen für Jedermann in ihm liegt. Seit dem Falſtaff iſt im Komiſchen keine Figur geſchaffen worden, die dem Dorfrichter Adam auch nur die Schuhriemen auflöſen dürfte, und auch mit Falſtaff iſt Adam, dieß Gemiſch von Gutmüthigkeit und Niederträchtigkeit, das Moſes und die Propheten ſo wenig kennt, wie ein diebiſcher Pudel, und ihnen eben darum mit voller Gemüthsruhe den Rücken zuwendet, nur weitläufig verwandt. Hier muß der Zuſchauer nicht, wie bei den Herren Plötz und Goldoni, jeden Moment die Augen zudrücken und denken, ich will mich ſtellen, als ob ich die Ungereimtheit nicht merkte, um dem guten Mann, der mir Vergnügen machen will, den Spaß nicht zu verderben; hier hat er eine ununterbrochene Kette von zureichenden Urſachen und Wirkungen vor ſich, an der er zerren und reißen mag, wie es ihm beliebt. Hier drängt ſich der bloße nüchterne Witz, der doch eigentlich nur das Eingeweide der Geſtalten bilden und ihnen nicht wie vorquellendes Gedärm um die Beine ſchlottern ſoll, nirgends vor, und ſucht durch ſchielende Verknüpfung der zum Stück gehörigen Elemente mit fremdartigen und ſeitwärts liegenden für die klaffenden Lücken des architectoniſchen Baus und die Fadenſcheinigkeit der Figuren zu entſchädigen; hier waltet der echte Humor, der bekanntlich nur durch Charaktere und Situationen redet. Und das iſt die Kunſt! Wer könnte denn ein Ding nicht auf den Kopf ſtellen und bei Kindern und kindiſchen Menſchen dadurch ein leeres Gelächter erregen? Aber die Dinge, die die Natur allerhöchſt unmittelbar auf den Kopf geſtellt und ihnen die entſprechende Organiſation gegeben hat, aus dem krauſen Weltlauf heraus zu finden und ſie trotz ihrer Abnormität auf das allgemeine Geſetz zurück zu führen, dazu gehört ein Meiſter. Dem zerbrochenen Krug fehlt nur Ein Moment, ihm fehlt nur die Weiterleitung der Spiegelung bis in die höheren und höchſten Sphären hinauf, und er wäre eine vollendete Komödie. Aber auch ſo ragt er über Alles, was unſere Literatur in dieſem Kreiſe beſitzt, weit hinaus.

Mancher ſchüttelt, indem er dieß lieſ't, vielleicht den Kopf und fragt: giebt es denn zwiſchen der Komödie und den Luſtſpielen unſerer Jünger, Kotzebue, Clauren, Töpfer, Benedix u. ſ. w. noch einen Unterſchied? Allerdings, es giebt ſogar noch einen Unterſchied, und einen ſehr beträchtlichen, zwiſchen der Komödie und den Luſtſpielen von Molière und Holberg, die wahrlich ſchon ſehr viel ſind. Ich kann dieſen Unterſchied hier nicht näher entwickeln, ich will bloß an die Thatſache erinnern und einfach einen Zeugen citiren, den Niemand verwerfen wird. Schiller erklärte die Komödie einmal für die höchſte Gattung der Poeſie, und nicht blos der dramatiſchen, ſondern der Poeſie überhaupt. Er machte ein anderes Mal aber auch das Diſtichon:

Fratzen hätten wir wohl, wir hätten auch Thoren die Menge,
Leider helfen ſie uns nur zur Komödie nicht!

Es fiel dem großen Tragöden nicht ein, ſich den wohl verdienten Kranz abzunehmen und ihn einem proſaiſchen Charakter- und Sittenmaler, oder gar einem ordinären Poſſenreißer und Spaßmacher aufzuſetzen, ja er hätte ſich ſelbſt einem Molière und Holberg gegenüber dazu nicht bewogen gefühlt. Aber der edle Kunſtrichter hielt es für ſeine Schuldigkeit, auf die ſeine eigenen Leiſtungen und ſeinen eigenen Kreis noch überragende letzte Spitze der Kunſt in erhabener Selbſtverläugnung hinzudeuten. Es leuchtet wohl von ſelbſt ein, daß die Spitze aus dem Geſammtgebäude hervor wachſen, und daß die Komödie, die als ſolche gelten will, alle Elemente der Welt, wie die wahre Tragödie, der ſie ſich doch zunächſt gleichzuſtellen hat, umfaſſen, dann aber, da ſie dieſelbe ja übertreffen ſoll, noch Etwas hinzuthun muß. Worin beſteht nun dieß Etwas? In dem freieren Ueberblick und der aus dieſem entſpringenden größeren Gleichgültigkeit gegen die Einzelerſcheinungen, die der Tragöde weinend zerbrechen ſieht, der Komöde lachend ſelbſt zerbricht! Wie unermeßlich weit die Sitten- und Standesgemälde und die Schilderungen der Privat- und Gemeindethorheiten, in denen man das Weſen der Komödie, trotz Ariſtophanes und Shakeſpeare, bei uns ſo lange völlig erſchöpft zu erblicken glaubte, hinter dieſer Aufgabe zurückbleiben, ſpringt hoffentlich von ſelbſt in die Augen und damit fällt denn auch wohl der abſurde Schluß, daß wir in Deutſchland keine Komödie haben können, weil — wir keine Hauptſtadt haben!

* * *

Das Urbild des Tartüffe.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Carl Gutzkow.

Es giebt einen Standpunkt, auf dem das Willkürliche, welches für den gewöhnlichen Blick an den Erſcheinungen der Geiſterwelt zu haften pflegt, verſchwindet, weil ſich auf ihm eine jede in das organiſche Product eines beſtimmten elementariſchen Miſchungsverhältniſſes der Kräfte auflöſ't. Von dieſem Standpunkte aus wird dereinſt das letzte und wichtigſte Capitel der Naturgeſchichte geſchrieben werden, und dieß Capitel wird unter Anderem zeigen, daß im äſthetiſchen Kreiſe nicht bloß nach Geſetzen hervorgebracht und geſchaffen, ſondern auch nach Geſetzen gepfuſcht und geſtümpert wird. Wer dieſen Standpunkt erklommen hat, der wird begreifen, daß das Kleine und Häßliche mit einem eben ſo großen Haß gegen das Erhabene und Schöne erfüllt ſein muß, wie das Laſter gegen die Tugend, und daß Derjenige, der die Welt mit Affen- oder Fiſchaugen betrachtet, das Bild der Welt, wie es ein Menſch, und gar ein Michel Angelo oder ein Raphael, wiedergiebt, ſelbſt bei dem beſten Willen nicht gelten laſſen kann. Auf dieſem Standpunkt allein iſt eine Kritik möglich, die alle bedingenden Momente zugleich umfaßt, die nicht bloß den verknüpfenden Faden zwiſchen einem ſpeciellen Erzeugniß und ſeinem Erzeuger, ſondern auch den tiefer liegenden zwiſchen einem Erzeuger und der Natur aufzudecken weiß, und die uns ſo in jedem Fall auf die ewige und unantaſtbare Nothwendigkeit ſelbſt zurück führt. — Dieſen Standpunkt ſollte man immer feſt zu halten ſuchen.

Es giebt Geiſter, die Spitzen und Ausgänge eines Naturprozeſſes ſind; es giebt andere, die nur Stadien und Uebergänge desſelben darſtellen. Von jenen gehen ſtets reine, entſchiedene Eindrücke aus; von dieſen verworrene und unbeſtimmte. Jene haben darum mit Nothwendigkeit in Folge des ſich überall bethätigenden Geſetzes der Wahlverwandtſchaft nur Freunde und Anhänger oder Feinde und Verfolger; dieſen erwächſt, je nachdem im concreten Fall das eine oder das andere Element ihres Weſens herrſchend hervortritt, zuweilen aus dem Freund ein Gegner und eben ſo oft aus dem Gegner ein Freund. Die einen deuten rückwärts, und dem mit Tiefblick begabten Hiſtoriker iſt es nicht ſelten möglich, eine ganze Stufenleiter von vorbereitenden Individuen aufzuzeigen, die ihnen vorher ging. Die anderen deuten vorwärts und finden oft erſt nach Jahrhunderten ihre Ergänzung.

Gutzkow gehört zu den Geiſtern der letzterwähnten Art. Er hat gewiß keinen Gegner, wenigſtens keinen ehrenhaften, der die elementariſche Mannigfaltigkeit ſeiner Natur verkennte. Er hat wohl eben ſo wenig einen Freund, der die Formen, in denen dieſe Mannigfaltigkeit ſich zu manifeſtiren ſucht, geſättigte und abſchließende zu nennen wagt. Wie oft hat die höhere Kritik ihm zurufen müſſen, wenn er einen neuen Weg einſchlug: „Kehre um, der führt Dich zu keinem Ziel!“ Wie ſelten iſt er ihr gefolgt, weil er wußte, daß er wenigſtens Blumen mit zu Hauſe bringen würde! Wer wagt, zu beſtimmen, ob er recht oder unrecht that! Iſt es doch wahrſcheinlich, daß die Steigerung und weitere Entwickelung eines ſo beſchaffenen Geiſtes an Proceſſe geknüpft iſt, deren Reſultate nicht mehr in den Geſichtskreis eines fremden und irdiſchen Abſchätzers fallen, weil ſie eben rein innerliche ſind, weil ſie Knoten für Schößlinge bilden, die erſt in einer neuen Lebensſphäre ſproſſen ſollen.

Auch ich mußte mich ſchon mehr als einmal gegen Gutzkow erklären und ich müßte es wieder thun, wenn ich heute ſeinen „Uriel Akoſta“ zu beurtheilen hätte. Man mißverſtehe mich nicht. Wenn ich dasjenige Trauerſpiel Gutzkow's, was ſeine Freunde einſtimmig ſein vorzüglichſtes nennen, nicht in ihrem Sinne anerkennen kann, ſo ſchließt dieß eine Anerkennung in meinem Sinne keineswegs aus. Ich weiß ſehr wohl, daß es eben ſo weit über die nüchternen Aftergeburten unſerer ordinären Jambenſchmiede hinaus ragt, als es hinter einer lebendigen Schöpfung zurück bleibt, und daß die Direktion des Hofburgtheaters überhaupt mit vollem Rechte lieber das Schlechteſte von einem Manne, wie Gutzkow, zur Aufführung bringt, als das Beſte von einem dieſer Puppenſpiel-Fabrikanten, für die auf den Brettern, die die Welt und nicht die Bettlerherberge bedeuten, nach dem großen Umſchwung der Dinge nicht einmal in einem Schaltjahr noch ein Abend übrig ſein ſollte. Aber „Uriel Akoſta“ und Alles, was Gutzkow im Tragiſchen geleiſtet hat, reicht ſo wenig an eine untergeordnete, als an die höchſte Aufgabe der echten Tragödie, während ſein „Urbild des Tartüffe“ den Anſprüchen, die unſere Zeit an das Luſtſpiel macht, in hohem Grade genügt. Deßhalb kann das Publicum ſich freuen, daß ihm das eine Stück, ſtatt des anderen, vorgeführt wird, und auch der Kritiker, der ſich nicht im abſoluten Negiren gefällt, wird die Gelegenheit gern ergreifen, einem ſo bedeutenden Repräſentanten der modernen Literatur durch liebevolles Eingehen auf ſein gelungenſtes Werk den Beweis zu liefern, daß er lieber lobt, als tadelt.

Zwar beruht Plato's Ausſpruch, daß es die Sache eines und deſſelben Mannes ſei, Tragödien und Komödien zu erzeugen, auf der tiefſten Erkenntniß der Kunſt und darum hat Alles, was ich vor Jahren, an dieſes alte Wort anknüpfend, in dem Prolog zu meinem Diamant über die Komödiendichtung ſagte, ſeinen guten Grund, wenn es auch nur auf die höchſte Gattung Anwendung findet. — Luſtſpiele, die von großen Tragöden herrühren, werden das, was anders begabte Talente in der gleichen Sphäre hervorbringen, immer überragen, ja, ſie werden ſich ſpecifiſch davon unterſcheiden; ſchon deswegen, weil jenen alle Elemente der Welt zu Gebote ſtehen, auch diejenigen, die den ganzen Reichthum der letzteren ausmachen, während dieſe mit Nothwendigkeit auf einige wenige beſchränkt ſein müſſen. Genau beſehen reducirt ſich auch hier der Unterſchied darauf, daß nur die Einen wahrhaft darſtellen, die Anderen aber ſtatt deſſen Reflexionen unterſchieben, daß die Einen mit ſchöpferiſcher Kraft die komiſchen Urbildungen der Natur herauf beſchwören und die Anderen mit der Vitriolſäure des Witzes die geſchminkten Zerrbilder der Geſellſchaft beſpritzen, daß die Einen urſprüngliches Leben bieten, die Anderen dialogiſirte Satyre. Doch, wenn die Stufen, die zur echten Tragödie hinauf führen, faſt alle bedeutungslos ſind, ſo hat umgekehrt jede Sproſſe der Leiter, auf der man zur Komödie empor ſteigt, noch ihren Werth und ihr Verdienſt. Der Tragödie iſt die freie Ueberſicht des Weltweſens durchaus unentbehrlich, und die iſt nur auf dem höchſten Standpunkte möglich; der Komödie genügt ſchon eine beſtimmte Anſicht desſelben und die iſt auch auf einem minder hohen zu erlangen.

Dialogiſirte, und wenn man lieber will, perſonificirte Satyre iſt es denn auch, was Gutzkow im „Urbild des Tartüffe“ giebt. — Nicht Menſchen mit Fleiſch und Blut treten vor uns hin, ſondern Typen. Allein das iſt auch bei ſeinen Vorgängern, z. B. bei dem doch gewiß äußerſt reſpektabeln Dänen Holberg, hin und wieder ſelbſt bei Molière, der Fall. Und dieſe Typen ſtellen ſich zu einem Wort zuſammen, mit dem der Verfaſſer den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand entzaubert, wenigſtens ſo weit, daß er ſich zu der Heuchelei, auf der er größtentheils beruht, nothgedrungen bekennen muß. Ich kann mir die umſtändliche Reproduction des Stücks erſparen, da es längſt gedruckt vorliegt. Aber ich muß der hohen Rundung und Geſchloſſenheit desſelben in Erfindung und Ausführung meine Hochachtung bezeigen. Gerade dieſe Eigenſchaften waren es, die ich gewöhnlich in Gutzkow's Productionen vermißte, und deren Mangel ſie einem nur halb ausgeſchmiedeten Ring immer ſo ähnlich machte. Mit um ſo größerer Freude habe ich ſie hier endlich angetroffen. Der Grund liegt wohl darin, daß er dießmal mit glücklichem Tact nur diejenigen Elemente in ſeinen Kreis zog, die er wirklich beherrſcht, und daß er deshalb keine Forderungen erregte als ſolche, die er befriedigen konnte. Dieſen Tact ſollte er immer beweiſen, und

z. B. in ſeinen dramatiſchen Gemälden das Tragiſche, dem er nun einmal nicht gewachſen iſt, ſtets nur ſo ſchattenhaft im fernen Hintergrund aufdämmern laſſen, wie hier das düſtere Familienereigniß, aus dem ſich die Handlung hervor ſpinnt.

Der Königslieutenant.

Schauſpiel in vier Aufzügen von Carl Gutzkow.

Den großen Dichter charakteriſirt vor Allem Eins, ihn charakteriſirt, daß ſeine Gebilde nicht, wie Statuen, unfruchtbar in den Niſchen ſtehen bleiben, ſondern daß ſie, wie lebendige Menſchen, fort zeugen. Das beſtätigt ſich auch an Goethe: ſeine Schöpfungen haben nicht bloß ſich ſelbſt behauptet, ſie haben auch ihres Gleichen hervorgerufen, wenigſtens in dem Sinne, daß die Hervorbringungen einer ganzen Reihe von ſecundären Talenten äußerlich die unverkennbarſten Spuren der Verwandtſchaft an ſich tragen, wie ſie innerlich auch ausſehen mögen. Dieſes Kriterium iſt freilich rein empiriſch, es dürfte aber trotzdem den einzigen untrüglichen Fingerzeig für die Zukunft abgeben. Den momentanen Erfolg hat die Mittelmäßigkeit ſehr oft vor dem Genie voraus, weil ſie immer an Bekanntes anknüpft, weil ihr ganzes Geſchäft darin beſteht, daß ſie alte Fäden zerzupft und ſie wieder neu verſpinnt. Das

Zeitungslob knüpft ſich ganz natürlich an den momentanen Erfolg, denn es iſt ſelten mehr, und kann auch nicht füglich mehr ſein, als der Wiederhall eines naiv hingenommenen erſten Eindrucks. Aber noch nie kam der Fall vor, daß ſie zeugte.

Goethes Familie vermehrt ſich mit jedem Tage. Der alte Götz rief noch ganz kürzlich den Franz von Sickingen in's Leben und Taſſo iſt der Großvater des Königslieutenants. Wenn Goethe freilich in ſeinem didaktiſchen Drama einen ſich unter allen Umſtänden ergebenden inneren Konflikt zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung erhob, ſo kamen ſeine Nachfolger ſelten über den zufälligen äußeren hinaus: wenn jener veranſchaulicht, wie der Künſtler vermöge derſelben Eigenſchaften, die die Welt an ihm ſchätzt und die ihn zu dem machen, was er iſt, mit der Welt in Widerſpruch geräth und gerathen muß, ſo zeigen dieſe gern, daß es dem Künſtler öfter, wie dem Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, an Geld gebricht, daß er ſich leicht aus dem Stegreif verliebt und bei ſolchen Gelegenheiten noch leichter auf ſolide Väter ſtößt, die ihn als Schwiegerſohn verſchmähen, daß er endlich nicht eher allgemein anerkannt wird, als bis er allgemein anerkannt werden kann, bis er nämlich ſeine Thaten hinter ſich hat und ein abſchließendes Urtheil zuläßt. Das heißt denn allerdings das Gebiet der Tragödie mit dem der ordinären Tragikomödie vertauſchen, und je unfreiwilliger dies geſchieht, je weniger die Dichter ahnen, daß ſie es thun, um ſo vollſtändiger wird die Grenzverwirrung und um ſo poſſirlicher für den äſthetiſch Gebildeten, trotz der vielleicht ſtromweis um ihn herum rinnenden Thränen, der Eindruck. Was würden die Herren ſagen, wenn einer ihrer Kollegen aus einer Welt voll Menſchen gerade den Kaiſer Napoleon heraus griffe, um uns durch ſein Beiſpiel klar zu machen, wie bitter der Kampf mit Nahrungsſorgen ſei und uns zu dieſem Zweck die Periode ſeines Lebens ſchilderte, wo ſein tägliches Diner von ſeinem Credit bei der Obſthändlerin abhing. Dennoch thun ſie im Grunde das Nämliche, wenn ſie die Heroen der Kunſt herauf beſchwören, um uns die Miſere einer prekären Exiſtenz, die ſie mit ſo vielen andern Sterblichen theilen, in grellen Farben vorzuführen. Das kann im ſingulären Fall mit zur Sache gehören, aber wehe dem ſogenannten Kunſtwerk, in dem es den Mittelpunkt abgibt, denn das jammervolle Mitleid, die elende Rührung, die durch den Nebengedanken entſteht, daß ein Bettler die Ilias gedichtet und daß dieſer Bettler vielleicht in demſelben Augenblick gehungert hat, wo er ein glänzendes Gelage beſchrieb, ſoll der Künſtler verachten. Es iſt und bleibt ein Grundgeſetz der Kunſt, daß ſie, wenn ſie von den Erſcheinungen, die in unendlicher Zahl und Mannigfaltigkeit aus dem Schooß der Natur hervorgehen, die eine oder die andere in den Bereich ihrer Darſtellung zieht, dieß nur der Eigenſchaften wegen thun darf, die dieſe Erſcheinung von allen übrigen unterſcheiden. Den Magen u. ſ. w. hat nun der Dichter mit der ganzen Menſchheit gemein, das reizbare Nervenſyſtem hat er allein und muß es haben, denn dieſes, das ihn allerdings der Welt gegenüber in Nachtheil bringt, indem es ihn überempfindlich macht und ihm in perſönlicher Wirkung und Gegenwirkung das Maßhalten erſchwert, vermittelt in ihm doch auch zugleich den raſchen Konnex zwiſchen dem Gehirn und dem Herzen und ſetzt ihn in den Stand, daß er nicht, wie Jupiter, mit dem Kopf zu gebären braucht. Darauf aber beruht das Eigenthümliche ſeines Weſens und ſeiner Thätigkeit.

Die vorſtehenden Bemerkungen ſollen natürlich keine Kritik des „Königslieutenants“ einleiten, ſie ſollen uns vielmehr die Kritik erſparen.

Ich kann in dem Kreiſe, dem er angehört, nicht einmal die Mikrologie, die Niederländerei, die doch wenigſtens noch lebendig iſt, gelten laſſen, und habe die Gründe, wenn auch nur in Kürze, entwickelt. Daraus ergiebt ſich wohl von ſelbſt, wohin ich ein Stück ſtellen muß, das noch tief unter dieſer Mikrologie bleibt und eigentlich nur Namen auf die Bühne bringt, Namen, die in dem unterrichteten Zuſchauer freilich Erinnerungen an bekannte Zuſtände und Perſönlichkeiten erwecken. Einem ſolchen Object gegenüber fällt jedes eingehende Urtheil weg.

Man kann das Gras nicht wachſen, die Gedanken nicht entſtehen, die Dichter nicht werden ſehen. Man kann aber allerdings ſehen, wie ein junger Menſch, aus dem ſpäter der Verfaſſer des „Fauſt“, des „Werther“ u. ſ. w. wurde, ſich geberdet, wenn er ſich verliebt hat und den franzöſiſchen Königslieutenant, der im Hauſe ſeiner Aeltern einquartirt wird, für ſeinen Nebenbuhler hält. Wenn die Unmöglichkeit, die arbeitenden Gehirnfibern abzubilden, einen Maler berechtigt, uns ſtatt derer die Hühneraugen eines außerordentlichen Mannes zu zeichnen, ſo iſt Gutzkow entſchuldigt, daß er ein Drama ſchrieb, in dem er Alles, was Goethe in ſeiner Jugend mit einem Gecken gemein gehabt haben mag, darſtellt, und Alles, was ihn über den Gecken hinweghob, ausläßt. Ich kenne aber aus eigener Anſchauung die reichhaltigſten Gallerien Europas und habe ein ſolches Hühneraugenſtück noch nie erblickt. O wie Schade, wie ewig Schade, daß ein ſo borſtiger Flederwiſch über ein ſo himmliſch-duftiges Gemälde kam, wie wir Alle es von der Hand des großen Meiſters aus „Dichtung und Wahrheit“ kennen! O, wie abſurd, daß das zu Goethes Ehren geſchehen ſein ſoll!

Wie geſagt, von Kritik kann hier nicht die Rede ſein, ich will und darf im Einzelnen Nichts, gar

Nichts rügen; nicht einmal die Lächerlichkeit, daß der Graf Thorane, der Franzoſe, der ein wenig Deutſch radebrecht, vor einem ihm in ſeinem Zauber unzugänglichen deutſchen Liede zuſammenbricht, wie eine perſonifizirte Mauer von Jericho, und daß auf die Wirkung dieſes Liedes wirklich die Hauptkataſtrophe gebaut iſt; nicht einmal die noch größere Albernheit, daß derſelbe Graf am Schluß als Prophet auftritt und Deutſchland pathetiſch die künftige Größe des Frankfurter Bürgerſohnes verkündet. Wohl aber muß ich dem Verfaſſer den Unſinn vorwerfen, der darin liegt, wenn er ſeinen jungen Goethe zu der Frau Rath ſagen läßt, daß er, falls er wirklich ein Dichter werde, dieß nicht den Griechen und nicht den Römern, ſondern dem Herzen ſeiner Mutter verdanke. Das mag den Frauen hie und da gefallen und einige klatſchende Hände in Bewegung ſetzen, obgleich es im Burgtheater, wie ſo vieles Andere, was auf dem bloßen ſchnöden Calcul beruhte, ſpurlos vorüber ging, aber es iſt doch ein gar zu unwürdiges Mittel, zu einem Beifall zu gelangen, deſſen man ſich ſogar ſchämen ſollte, wenn er von ſelbſt käme.

Ich habe durch die Kritik, die ich über *das Urbild des Tartüffe* in der „Preſſe“ veröffentlichte, wohl bewieſen, daß ich Gutzkows poſitive Seiten kenne und ſie zu ſchätzen weiß, und es thut mir aufrichtig leid, daß ſein Gelegenheitsſtück ſo hinter allen billigen Erwartungen zurückblieb. Bei alledem iſt anzuerkennen, daß es, gut geſpielt, wie es bei uns theilweiſe wurde, ſich einmal ohne Langeweile anſehen läßt, was freilich von der flachſten franzöſiſchen Mache in der Regel auch gilt.

Franz von Sickingen.

Ein Schauſpiel in vier Acten von Eduard von Bauernfeld

Ach, ſie iſt vorüber, für immer vorüber, die ſchöne, idylliſche Zeit, in der man das Schickſal eines Veilchens, das von der graſenden Kuh zwiſchen den plumpen Zähnen zermalmt wurde, ſtatt ſein duftiges Daſein an dem zierlichen Buſen der liebenden Jungfrau aushauchen zu dürfen, tragiſch gefunden und es beklagt hätte! Er ſtelle ſich noch einmal vor uns hin, der unſeren in Gott ruhenden Vätern ſo theure, der von ihnen ſo oft bis zum Zerplatzen der Handſchuhe beklatſchte Lorenz Kindlein; er vergieße noch einmal Freudenthränen darüber, daß die Erde ihm die Gnade erweiſ't, ihn neben Regenwürmern, Fröſchen und Miſtkäfern zu tragen, und daß die Sonne ſich herabläßt, ihn zu beſcheinen; er küſſe noch einmal mit jener himmliſchen Naivetät, die gar nicht ahnt, daß Bücher für Geld zu haben ſind, ſeinen geretteten Band Wieland und tröſte ſich damit über die eingebüßte, geſpickte Börſe: ich fürchte ſehr, wir ſind ſo hartherzig, uns dadurch nicht mehr rühren zu laſſen, wir ſind vielleicht ſogar, ich ſag's mit Schaudern, ſo ſchlecht, ihn auszulachen. Ja, es mache ſich Einer einmal über das Seelen-Gemälde her, deſſen Plan ich in einer Anwandlung von Zerknirſchung erfand, als ich in den Brockhaus'ſchen „Blättern für literariſche Unterhaltung" Bollmann's berühmt gewordene Recenſion meiner eignen Dramen geleſen und mich daraus belehrt hatte, daß mir, wenn ich auch ſonſt eben nicht zu verachten, ja zum Theil, man denke doch, mit Ihro Majeſtäten, den Herren Schiller und Goethe zu vergleichen ſei, noch alle und jede Verſöhnung fehle. Er führe uns ihn vor, wie er damals bleich und hager vor meiner Phantaſie aufſtieg, den heimlich für ein Mädchen glühenden, jugendlichen Arzt, der auf Satans beſondere Veranſtaltung den begünſtigten Nebenbuhler in einer Todeskrankheit behandeln muß, und es in ſeiner Gewalt hat, ihn durch ein Recept, das er am Ende wohl gar noch mit Erfolg vor der Facultät vertheidigen könnte, aus der Welt zu ſchaffen. Er male uns die furchtbaren Kämpfe, die der Jüngling beſteht, wenn er ſich zwiſchen Teufelsdreck und Ipekakuanha entſcheiden und ſo für alle Zukunft ſein Loos beſtimmen ſoll; er ſchildere uns den großen Moment, in dem er endlich den Sieg erringt, und ſich durch den Teufelsdreck, welchen er, dem hölliſchen Verſucher zum Trotz, ſeinem Patienten in erhabener Selbſtüberwindung verordnet, den ſittlichen Heroen aller Zeiten anreiht: ich zweifle ſtark, ob andere als Mädchen-Thränen fließen würden!

Und wenn das noch Alles wäre! Aber es iſt nicht Alles! Zu der Gleichgiltigkeit gegen das Rührende und Gemüthlich-Schöne hat ſich eine Begeiſterung für das Ungebundene und Excentriſche geſellt, die noch ſchrecklicher iſt. Und als ob die Natur dießmal die Menſchenwelt in ihrer Verirrung geradezu beſtärken und unterſtützen wollte, ſo läßt ſie jetzt in unmittelbarer Aufeinanderfolge eine ſolche Reihe von Dämonen und Halbdämonen aus dem Abgrund hervortreten, daß man gar kein Ende mehr abſieht. Freilich, es hat auch ehemals an dieſen nicht ganz gefehlt. Da war z. B. Heinrich Kleiſt, von dem ich kürzlich erſt ſprach, da waren ſpäter Grabbe und Georg Büchner. Aber denen waren doch wenigſtens die Theater verſperrt, oder wenn man ſie in einem Schaltjahr einmal herauf ließ, ſo geſchah es aus demſelben Grunde, warum die Spartaner ihren Kindern zuweilen Betrunkene vorführten. Das Publicum ſollte ſie verabſcheuen lernen, und dieſer vernünftige Zweck wurde auch meiſtens erreicht; der ruhige Bürger pfiff ſie aus und freute ſich, daß er kein Genie in ſeiner Familie hatte. Wie hat ſich das geändert! Die Theaterdirectoren, wer wollte es nicht zu ihrer Ehre annehmen, mögen auch jetzt, wenn ſie ſo manchem unheimlichen

Sohn der neuen Zeit auf ſein ungeſtümes Klopfen die Pforte öffneten, keine ſchlimme Abſicht gehabt, ſie mögen, wie ihre Vorgänger, gedacht haben: zeige Dich nur vor den Lampen, damit Du erfährſt, was man von Dir hält! Aber der Erfolg entſchied leider gegen ſie, die Leute hatten ſich, ſo väterlich ſie auch überwacht geweſen waren, ganz im Stillen, wie Mithridat, an's Gifteſſen gewöhnt, und jauchzten, ſtatt zu ſchaudern, als ihnen zum erſten Mal öffentlich wieder eine Doſis vorgeſetzt wurde. Das geht ſchon ſo weit, daß der Dichter Griepenkerl es wagen durfte, den Robespierre auf die Bühne zu bringen und daß er damit Beifall fand, den Robespierre, der, wie jedes Kind weiß, nie in den Convent ging, ohne ein Paar Stiefel anzuziehen, welche aus der Haut ſeines eigenen Vaters fabricirt waren. Sollte man das glauben? Auch Bauernfeld —

Doch es ſei des Scherzes genug, des bittern Scherzes, deſſen man ſich ſo ſchwer erwehrt, wenn man an ſo vielen Orten den verderbenſchwangeren Irrthum wiederkehren ſieht, daß man mit der Uhr, deren Zifferblatt ſich allerdings ſelbſt um Mitternacht auf Mittag ſtellen läßt, auch die Zeit zurückſchieben könne. Man kann ohne Zweifel, wenn man ſeine Machtvollkommenheit gebrauchen will, das Repertoir des Theaters wieder für eine Weile beſchneiden; man kann dem Publicum die neuen Schöpfungen vorenthalten, die überall, als ob der dramatiſche Frühling ſchon unmittelbar vor der Thür wäre, aufſchießen; man kann ihm ſogar die approbirten Stücke, die ſich durch zwanzig- und dreißigmalige Wiederholungen bereits das Bürgerrecht erwarben, wieder rauben; man kann ihm ſtatt derer die Iffland-Kotzebue'ſche Miſere wieder aufdringen und ſich dabei auf die vortrefflichen Leiſtungen derjenigen Schauſpieler berufen, deren Lorbeeren unglücklicherweiſe aus poetiſchem Miſt emporgeſchoſſen ſind. Aber man kann ſeinen Geſichtskreis nicht wieder verengern, man kann das erwachte Bedürfniß nach Höherem nicht wieder in ihm erſticken, man kann es nicht wieder aus der Welt in die Stadt, aus der Stadt in's Haus zurücktreiben, man kann es, mit einem Wort, nicht wieder von der hiſtoriſchen auf die ſchmale bürgerliche Koſt ſetzen. Das hat der „Franz v. Sickingen“ wieder recht ſchlagend bewieſen. Nicht die guten Einfälle, die treffenden Anſpielungen, von denen das Stück wimmelt, auch nicht die ſehr gelungenen poſſenhaften Figuren, an denen es ihm nicht mangelt: die ungeheuren Geſchichtselemente, die ſich in ihm bewegen, haben die Zuſchauer aller Claſſen gepackt, und wenn die Wirkung nicht eine noch viel ſchlagendere war, ſo lag das gerade darin, weil der Verfaſſer dieſe nicht ganz zu ihrem Recht kommen ließ.

Bauernfeld iſt eine eigenthümliche Erſcheinung in der dramatiſchen Literatur. Sein Specifiſches liegt für mich darin, daß er ſich glücklicher, wie alle übrigen Talente ſeiner Art, zwiſchen dem Tendenzpoeten und dem reinen Dichter in der Mitte hält. Daß er Tendenzpoet iſt, kann er ſich ſelbſt nicht verhehlen, und daß er dieſem Umſtand einen Theil ſeiner Erfolge verdankt, liegt auf der Hand. Wenn aber ſeine Erfolge nachhaltig ſind, wenn ſie nicht, wie ſo manche andere, die auf dem nämlichen Wege erreicht werden, ſpurlos verpuffen, ſo iſt der Grund darin zu ſuchen, daß er nicht in der Tendenz ſtecken bleibt, daß dieſe vielmehr in ſeinem Geſtaltungsproceß nur ein Durchgangsmoment bildet. Man vergleiche z. B., um ſich den Unterſchied klar zu machen, Bauernfeld's „Deutſchen Krieger" einmal mit dem Prutz'ſchen „Moritz von Sachſen." Beide Stücke haben dasſelbe Centrum: das deutſche Reich, ſeine Kraft und ſeine Herrlichkeit! Wie weit aber liegen ſie der Behandlung und dem äſthetiſchen Werthe nach auseinander. Im „Moritz von Sachſen" ſitzt der Verfaſſer mit ſeiner Lanze jeder Figur auf dem Nacken; im „Deutſchen Krieger" iſt das nur bei der Frau von la Roche der Fall. Bei Prutz muß das Intereſſe für das Werk augenblicklich erlöſchen, ſobald das Intereſſe für den Autor erliſcht, und das geſchieht auf der Stelle, ſobald die Sache, die er verficht, einen beſſern Advokaten gefunden Bei Bauernfeld iſt das unmöglich, denn wenn die Dialectik des Oberſten Götz auch einmal durch eine ſchärfere überboten, alſo ſtumpf werden ſollte, ſo wird darum keineswegs der kurz angebundene Degenknopf todt hinfallen, und noch weniger wird Hans Büttner darum aufhören, zu ergötzen. Freilich muß auch der höhere Tendenzpoet die raſcheren und ſpitzeren Wirkungen, die er erreicht, auf doppelte Weiſe bezahlen. Einmal wird er, wenn er es auch zu lebendigen Geſtalten bringt, doch niemals ganz runde, den Gehalt der Menſchennatur in ſeiner vollen Reinheit wiederſpiegelnde erzeugen. Das kann er nicht, weil er ſie von Relativitäten abhängig macht. Dann wird es ihm auch immer an der geſchloſſenen Perſpective fehlen, da er ja eben nie auf die Urverhältniſſe zurückgeht, die allein einen wahren Abſchluß erlauben. Das Alles gilt natürlich von dem politiſchen Tendenzpoeten in einem noch höheren Grade, wie von jedem anderen.

Dieß Specifiſche hat Bauernfeld denn auch nach ſeinen poſitiven und relativen Seiten im Sickingen wieder bethätigt. Auf dem Fundament des Goethe'ſchen Götz fortbauend, führt er uns ein Moment aus unſerem großen nationalen Entwicklungsproceſſe vor, der bis auf den gegenwätigen Tag noch keine Spitze gefunden hat. Ich kann mir die Reproduction des Stücks, die eigentlich auf die Recapitulation eines Blattes Geſchichte hinauslaufen würde, erſparen, denn unſere Journale haben mit überraſchendem, aber nur löblichem Eifer ſchon acht Tage vor der

Aufführung in Charakteriſtiken und Abhandlungen Alles herbeigebracht, was zum Verſtändniß des Werks nur irgend dienen konnte. Es genügt, daran zu erinnern, daß Sickingen ſeine Lebensaufgabe darin ſetzte, die ſich mehr und mehr befeſtigende Macht der Fürſten zu brechen, und daß er ſcheiterte, weil er ſcheitern mußte!

Ja, ſcheitern mußte! Es iſt der Grundfehler des Stücks, daß dieß nicht klar wird, und dieſer Fehler geht aus der Tendenz hervor, den großen Ideen „Rechnung zu tragen“, welche das deutſche Volk in unſerer Zeit bewegen. Ich tadle dieſe Tendenz nicht, im Gegentheil, ich freue mich vom Herzen, daß ein Mann, wie Bauernfeld, auf den man hört, nicht ermüdet, fort und fort in edler Selbſtverleugnung an das Eine, was noth thut, zu mahnen. Aber Selbſtverleugnung gehört dazu, Selbſtverleugnung von Seiten des Dichters. Denn ganz natürlich mußte, wenn er einen hiſtoriſchen Stoff aufnahm, deſſen Ausgangs- und Zielpunkt er nicht verändern durfte und durch den er ſeinen nächſten Zweck doch nur erreichen konnte, wenn er ihm fremdartige Elemente einverleibte, ſich irgend wo ein Bruch ergeben. Und dieſer Bruch ergiebt ſich auch wirklich dergeſtalt, daß der hiſtoriſche Sickingen, der ſich mit der Geſchichte im Widerſpruch befand, ſterben mußte, wie er auch that, daß der dramatiſche aber, der als ihr eigentlicher Vorkämpfer auftritt, am Leben bleiben und ſein Ziel erreichen ſollte. Darum iſt der Schluß des Werks unbefriedigend, das geht aber ganz einfach daraus hervor, daß Sickingen zu lebhaft vom Jahre 1850 träumt und daß der Dichter ihn einen Kampf, den er und ſeine Gefährten in Wahrheit nur ihrer perſönlichen Intereſſen wegen geführt haben, aus anticipirter Begeiſterung für die Einheit des deutſchen Reichs und die Herrlichkeit des deutſchen Volks führen läßt. Die Fürſtenherrſchaft war der Adelsherrſchaft gegenüber in jener Zeit vollkommen berechtigt, ſie war der erſte Uebergang zu einer organiſchen Gliederung und mußte ſich eben deshalb auch ſo gewiß durchſetzen, wie ſich ihr gegenüber in Zukunft, unter welcher Form und welchem Namen es immer ſei, die Kaiſerherrſchaft noch einmal durchſetzen wird.

In dieſem Grundfehler tritt die negative Seite des Dichters hervor, wie er ſich nun einmal halb inſtinktartig, halb bewußter Weiſe ausgebildet hat, und wer auf meine obige Charakteriſtik ſeines Weſens zurückgeht, der wird denſelben nicht für zufällig halten. Die poſitive Seite iſt im Sickingen eben ſo entſchieden manifeſtirt, die Hauptperſonen, der Ritter Franz, der Erzbiſchof, Martin Luther, ſind zwar weniger Individuen geworden, als Typen geblieben, dagegen aber ſind Hilchen Lorch, Juſtine und Jäcklein köſtliche Figuren, beſonders der Letztere, der, wie ein dunkler Schatten, dem Bauernkrieg voran ſchreitet. Nicht genug zu loben iſt die körnige Sprache, die faſt immer ein reines und raſches Echo des Gedankens iſt und nur in einzelnen Momenten, wo das Seelenleben in ſeinem ruheloſen Durcheinanderwogen und Wallen veranſchaulicht werden ſoll, an einer gewiſſen blutloſen Trockenheit leidet. Ich mögte dem Dichter nun rathen, ſich einmal ganz an die Geſchichte hinzugeben, ſich, wie ſich von ſelbſt verſteht, einen prägnanten Moment nach ſeinen Abſichten zu wählen, ihr aber keinen weiteren Zwang, als in dieſer Wahl ſelbſt liegt, anzuthun. Wenn er es ſo ſchon bei dem Sickingen verhalten hätte, ſo wäre die Wirkung nach meiner Ueberzeugung, wie ich es oben bereits ausſprach, eine noch viel durchgreifendere geweſen. Und an einer Symboliſirung unſerer gegenwärtigen Zuſtände hätte es auch dann nicht geſehlt!

* * *

Die Wahabitin.

Ein Trauerſpiel in vier Acten von Vincenz V. Weber.

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Trauerſpiels brachte vor Jahren einen Spartacus auf die Bühne, der, obwohl vom Publicum mit Beifall begrüßt, ſehr raſch und zu raſch wieder vom Repertoire verſchwand. Ich würde es der Intendanz des Burgtheaters Dank gewußt haben, wenn ſie den Spartacus wiederholt und die Wahabitin unaufgeführt gelaſſen hätte, denn jenen hatte der großartige hiſtoriſche Stoff trotz der dilettantenhaften, faſt novelliſtiſchen Behandlung mit einem gewiſſen Mark erfüllt, dieſe dagegen iſt ein in Scene geſetzter Operntext. Die höhere Kritik dürfte ſich mit dem Stück gar nicht befaſſen, wenn es ihr nicht eine Gelegenheit darböte, die Stellung des Schauſpielers in einer ihrer dunkelſten Schattenſeiten zu beleuchten und eine damit eng zuſammenhängende ernſte Frage an die Bühnenverwaltungen zu richten.

Wer iſt dieſe Wahabitin? Eine Jungfrau von Orleans ohne ihre Motive, eine improviſirte Amazone, welche die Schranken des Geſchlechts überſprungen hat, nicht weil der Finger Gottes ſie gebieteriſch hinüberwies, ſondern weil ſie ihrem Vater den in der Schlacht gefallenen Sohn erſetzen und, wie ſie ſelbſt einmal ſagt, die Bewunderung der Welt erlangen will. Es kann Leute geben, die dieſe armſelige Art der Motivirung der abgrundtiefen Schillerſchen vorziehen, weil ſie dieſelbe, nach dem trivialen Natürlichkeitsprincip gemeſſen, menſchlich zugänglicher und begreiflicher finden. Aber Schiller wußte ſehr wohl, warum er ſeiner Johanna neben der flammenden Begeiſterung für König und Vaterland noch eine ganze myſtiſche bis in die fernſte Kindheit hineinreichende Reihe von Viſionen, Träumen und Erſcheinungen lieh; er wußte ſehr wohl, warum er ihrem Entſchluß, der erſt bei dem Anblick des ihr als Zeichen verheißenen Helms, nun aber auch plötzlich, reif wurde, ſo viele Momente des Zitterns und Zagens, des Zweifelns, ja des inſtinktartigen Widerſtrebens vorangehen ließ. Denn ein Weib, das ſich in Schlacht und Kampf hineinſtürzt und den ihm angewieſenen Kreis mit dem dieſem geradezu entgegengeſetzten vertauſcht, iſt nur dann nicht mehr abſtoßend und widerwärtig, wenn man erkennt, daß es nicht anders kann, daß es von höherer Macht getrieben wird. Dies wird aber eben nur auf dem von Schiller eingeſchlagenen Wege, der weit über die Sphäre der nüchternen Selbſtbeſtimmung hinausführt, anſchaulich gemacht; ein einfacher Willensact, wie auch immer hervorgerufen, iſt dazu durchaus nicht hinlänglich. Nicht das Individuum darf ſich von den Forderungen der Natur entbinden, um ſeinem perſönlichen Drange, ſei oder ſcheine dieſer auch noch ſo edel, genug zu thun; nur die Natur ſelbſt kann es losſprechen, um auf dieſe Weiſe einen großen, durch gewöhnliche Mittel nicht mehr, realiſirbaren Zweck zu verwirklichen. Dem Dichter iſt es nämlich vergönnt, ſich das Univerſum, als aus einer unendlichen Reihe von Kreiſen beſtehend, vorzuſtellen, die ſich ſpiralförmig aus einander wickeln und von denen der weitere den engeren in dem Sinne bedingt, daß die für dieſen geltenden Geſetze in demſelben Moment außer Kraft treten, wo ſie mit den in jenem herrſchenden hindernd und hemmend zuſammenſtoßen. Darum fällt der Unterſchied zwiſchen Mann und Weib für ihn in dem Augenblick weg, wo in der kleinen Welt, deren Spitze der beide Geſchlechter umfaſſende Menſch iſt, nur noch durch ein außerordentliches Werkzeug, ein großes und nothwendiges Ziel erreicht werden kann. Daß es wirklich ſo ſteht, muß der Dichter freilich zuvor gezeigt haben, oder doch zugleich zeigen, daher bei Schiller zunächſt der ausführliche, den unglücklichen Zuſtand des Reichs und des Volks im Allgemeinen mit der nöthigen Eindringlichkeit darſtellende Prolog, daher weiter im erſten Akt der Tragödie die ſich ohne Unterbrechung folgenden, alle Hoffnungen und Ausſichten vernichtenden Schickſalsſchläge. Hat er das aber gethan, hat er uns überzeugt, daß eine höhere Macht eingreifen muß, wenn noch eine Wendung zum Heil eintreten ſoll, ſo wird er mit dieſer nicht mehr krämerhaft unterhandeln und ſich von ihr etwa nur ein Drei-Viertels-Wunder ausbedingen, denn nun iſt das Unwahrſcheinlichere auf einmal das Wahrſcheinlichere geworden. Er wird nicht die natürlichen Kräfte des Mannes verſtärken, ſondern dem Weibe, dem „zitternden Geſchöpf“ übernatürliche Kräfte verleihen; er wird nicht auf einen ſchon einmal umſonſt geſchleuderten Wurfſpieß eine beſſer geſchliffene Spitze ſetzen, ſondern einen Grashalm zum Wurfſpieß erheben. Gelingt es ihm dann noch, das der gewöhnlichen Ordnung der Dinge momentan entrückte Individuum durch die von ihm ausgehende That in einen Conflict mit ſich ſelbſt zu verſetzen, der es dieſer Ordnung am Ziel ſeiner Laufbahn wieder unterwirft, und auch dieſen Conflict noch durch eine letzte, höchſte, nun aber rein menſchliche und ſittliche Kraftanſtrengung zu löſen, ſo hat er den Ring, in dem ſich jedes echte Kunſtwerk bewegt, vollſtändig geſchloſſen, und die Kritik hat nur noch zu ermitteln, was der Ring neben anderen Ringen bedeutet. Dieſe Intentionen aber waren es, die Schiller bei ſeiner Jungfrau von Orleans leiteten, weil ſie als allgemein gültige ihn leiten mußten, und wie man auch über die Ausführung im Einzelnen denken, wie man namentlich die Begründung der innern Kriſis durch Johanna's plötzliches Verlieben auf dem Schlachtfeld betrachten möge: der Bau ſeiner Tragödie iſt unanfechtbar. Auf den Bau aber, auf die Solidität der Grundfeſten, kommt es an, nicht auf die Buntheit der Tapeten, womit die Wände behängt werden.

Sehen wir nun von der Motivirung und vom Namen ab, ſo haben wir unſere alte gute Bekannte, Johanna vor uns und, mit Ausnahme derjenigen Variationen, welche ſelbſt die ſclaviſche Nachahmung noch von der wirklichen Copie zu unterſcheiden pflegen, auch ihre ſämmtlichen Verhältniſſe. Adileh, die Wahabitin, ſteht als weiblicher General an der Spitze ihres kriegeriſchen Volks, wie Jene. Sie liebt ihren Feind Galib, den Sherif von Mecca, der ſie auf einem ihrer Streifzüge gefangen genommen hat und wird geliebt von ihrem Freund, dem Franken Delille, der ſie wieder aus der Gefangenſchaft befreit. Nun ſteht ſie zwiſchen Beiden, wie Johanna zwiſchen ihren franzöſiſchen Werbern Dunois und La Hire, denen ſie Nichts gewähren kann und dem Britten Lionel, dem ſie Nichts gewähren darf. Anſtatt der Agnes Sorel erſcheint eine Schweſter, Aliſa, die wie dieſe auf Vertrauen dringt, und wie dieſe vergebens; anſtatt des anklagenden Vaters Thibaut ein Oheim Huſſein, der blind iſt und zugleich Kadi. Es geſellt ſich hinzu Achmed, Huſſein's Führer, dem dieſer einſt den Vater umgebracht hat und der ihn und ſein Volk dafür verderben will. Eine weitere Beigabe iſt Irene, eine griechiſche Sklavin, die den Galib liebt, und als er ſie wegen ſeiner Leidenſchaft für Adileh verſchmäht, in's Wahabitenlager zieht, um die Nebenbuhlerin aus der Welt zu ſchaffen, wozu es freilich nicht kommt. Dieſe ſogenannten Charaktere wiſſen aber durchaus Nichts vom Geſetz des zureichenden Grundes und ſind blos durch die Namen, die ſie führen, von einander unterſchieden; es wäre ſo verkehrt, ſie entwickeln zu wollen, wie in hölzernen Puppen nach Herz und Eingeweide zu ſuchen. Die Handlung, um den hier kaum anwendbaren Ausdruck zu gebrauchen, ſpinnt ſich nun ſo ab, daß Adileh's Liebe von Achmed ausgekundſchaftet und daß ſie, die ihr Volk vor Mecca führt, ohne ſtürmen zu laſſen, von dieſem öffentlich bezichtigt wird, ſie habe es verrathen und wolle es, um „in der Sünde dumpf'gen Schooß" zu gelangen, dem auf Entſatz harrenden Feind in die Hände liefern. So arger Dinge geziehen, wird Adileh von ihrem blinden Oheim zur Verantwortung gezogen; ſtatt ſich aber zu rechtfertigen, ſchweigt ſie und läßt ſich verfluchen. Wie ſollte ſie auch anders? Johanna d'Arc ſchweigt ja auch, und der kleine Umſtand, daß dieſe ſchweigen muß, weil ſie wirklich nicht mehr zu den Heiligen und Reinen gehört, Adileh aber reden könnte, da ſie niemals an Verrath gedacht hat, kommt ja wohl nicht in Betracht. Sie wird hierauf von ihrem Oheim zum Tode verurtheilt, als aber die dazu beorderten Sclaven den Spruch an ihr vollziehen wollen, erſticht Delille ſie und glaubt ihr ſo „die Ehre“ zu retten. Karl Moor erſticht ſeine Amalia auch, aber freilich aus einem anderen Grunde. Iſt es denn ſo ſchwer, zu erkennen, daß das Ungeheuerſte ſich in's Lächerlichſte umſetzt, wenn es nicht in der Geſtalt der unbedingten Nothwendigkeit erſcheint? Dann verſöhnt er ſich mit dem zum Schluß wieder als Sherif auftretenden, im zweiten Act ſchon durch ſich ſelbſt zum Derwiſch degradirten Galib, und die beiden Nebenbuhler reichen ſich über der Leiche der Geliebten die Hände.

Dieſer Handlung und dieſen Charakteren entſpricht, wie natürlich, die Sprache. Ich gebe nur eine Probe.

> „Und furchtbar droht des Fremdlings Rachezeichen,
> Ein Sarglicht, haſchend nach des Sherifs Leben!“

Das ſagt Adilch neben anderem Unſinn in einem Monolog. Wer ſich ein haſchendes, d. h. ein mit Händen oder doch mit Greifwerkzeugen ausgeſtattetes Sarglicht vorſtellen kann, der iſt zu beneiden, denn für ihn kann es durchaus nichts Undenkbares mehr geben. Doch ich vergeſſe, daß es Leute giebt, für die die Poeſie anfängt, wo der Verſtand aufhört. Die finden hier vielleicht ihre Befriedigung.

Und nun zum Reſultat. Ich will dießmal nicht fragen: darf man dem Publicum ſolche Stücke bieten? Ich will einmal fragen: *darf man den Schauſpieler damit quälen?* Mit ihren Charakteren, die keine ſind, und ihrer Handlung, die keine iſt, erinnern ſie an ein gewiſſes Spiel der Kinder, das beginnt: Stock, du ſollſt Pferd ſein, nun fort nach Rom! Doch die Kinder reiten dieſe ihre Pferde ſelbſt, ſie zwingen die Erwachſenen nicht, aufzuſitzen und ſich zu geberden, als ob ſie wohl beritten ſeien. Solch ein Zwang wird aber dem Schauſpieler angethan, wenn er nichtiges Zeug, das er in ſeiner ganzen Hohlheit und Leerheit durchſchaut, auswendig lernen, und als ob er es für etwas hielte, mit Emphaſe vortragen, ja ſich wohl gar, wenn die Wirkung ausbleibt, von einer unverſtändigen oder niederträchtigen Kritik dafür verantwortlich machen laſſen muß. *Erwägen die Bühnen-Verwaltungen gehörig, was das heißt?* Das ABC zu deklamiren, iſt eine Kleinigkeit dagegen, denn dabei kann immer noch ein Eindruck heraus kommen, als ob etwas Erſchütterndes und Hinreißendes in einer dem Zuhörer fremden Sprache vorgetragen würde. Eine ſolche Täuſchung fällt aber bei einem an Unſinn reichen deutſchen Operntext, der geſprochen, nicht geſungen und alſo verſtanden wird, unbedingt weg.

Die Kunſt der Schauſpieler und die Rückſicht des Publicums auf die Anſtrengungen derſelben bewahrte das Stück vor dem gänzlichen Durchfall. Uebrigens ſoll es, ſicherem Vernehmen nach, ſchon vor Jahren angenommen worden ſein.

* * *

Das „Verſprechen hinterm Herd“

im Burgtheater.

Ich liebe Tenniers. Seine prahleriſchen Marktſchreier, ſeine betrunkenen Bauern, ſeine wohlbeleibten Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Luſt gleich mit ſauerm Schweiß bezahlen müſſen, erfüllen mich mit dem größten Behagen. Er zeigt mir, daß auf Einen Hamlet, Einen Fauſt eine ganze Legion von Menſchen kommt, die den Himmel mit Zudringlichkeiten verſchonen, ſo lange er für ihre Kehlen und ihre Magen ſorgt, und die ihn ſelbſt in den extremen Fällen, wo dieß nicht mehr geſchieht, nur fragen: warum hat mein Nachbar Kredit und ich nicht? oder: warum iſt er ein Wirth und ich bin ſein Gaſt und hange von ſeiner Gnade ab? Er hat es meiſterlich verſtanden, der Welt, die gleich der Zwiebel aus lauter Häuten beſteht, die erſte äußerſte abzuziehen und all das wimmelnde Ameiſenleben, das ſie bedeckte, mit kecken Strichen und bunten Farben auf die Leinwand zu zaubern. Nichts fehlt, auch nicht der Schmerz und das Malheur, denn das Schickſal, das zuweilen ſogar in dem Neſt einer übermüthigen Feldmaus eine kleine Execution zu verrichten hat, geht natürlich auch an einer Bauernhütte, einer Schenke nicht immer vorüber, ohne einzuſprechen. Aber, wie die Sünden, ſo die Strafen, wie der Verbrecher, ſo die Nemeſis. Darum wird das blinkende Schwert, womit die Atriden geköpft zu werden pflegen, unter dem beſcheidenen Strohdache nicht gezogen, wir erblicken nicht einmal eine ordentliche ruſſiſche Peitſche, der Handel wird viel einfacher abgemacht. Der Mann, der geſtern zu unmäßig jubelte, hat heute Zahnweh, und der Barbier, der ihm den empfindlichen Knochen ausziehen ſoll, borgt ſich die Zange vom Grobſchmied, ſtatt vom Chirurgen. Oder drei luſtige Brüder ſitzen des Abends bei einander, der vierte bringt ein Zeitungsblatt, das er irgendwo erwiſchte. Alle mögten wiſſen, was über den Türkenkrieg darin ſteht, und der Schulmeiſter, der allein leſen kann, bleibt aus und wird umſonſt geſucht, weil er hinter einer Weiberſchürze ſteckt.

Noch einmal, ich liebe Tenniers. Aber in der Kirche will ich ihn nicht finden, und mit dem Küſter, der ihn dort aufhängt, habe ich ein Wort zu reden. In die Kirche gehört Raphael mit ſeinen Madonnen, Michel Angelo mit ſeinem jüngſten Gericht, und zu denen paßt Tenniers, wie ein Dudelſack zur Orgel. Es giebt Kirchen und Schenken in der Welt, nicht

Kirchen oder Schenken allein. Den Prieſter, der miniſtriren oder predigen wollte, wo Bachus oder Cereviſia herrſchen, würde man verlachen und mit Recht. Den Harlekin, der vor dem Altar oder vor der Kanzel ſeine Späße zu machen wagt, ſoll man mit gebläutem Rücken davon jagen. Alles hat, wie ſeine Zeit, ſo auch ſeinen Ort.

Ich liebe eine gute Poſſe. So gewiß eine lebendige Fliege mehr werth iſt, wie ein aus Marzipan gebackener oder aus Holz geſchnitzter todter Adler, ſo gewiß ſteht jene höher, wie ein mittelmäßiges Trauerſpiel, und ſo ſicher wird ein Kunſtverſtändiger für einen einzigen Neſtroy'ſchen Witz de première qualité eine Million gewöhnlicher Jamben hingeben, die das phraſenhafte und triviale Gedankenleben des ſogenannten Dichters umſonſt zu verhüllen ſuchen, wie ſie ſich auch aufbauſchen mögen. Es iſt ſehr einfach, daß der Erſte im letzten Genre unendlich viel mehr bedeutet, wie der Letzte im erſten Genre, denn er iſt eine Specialität, d. h. ein eigenthümliches, die abgeſtandenen, oft ſo ſchaal gewordenen Elemente der Welt in reizender neuer Miſchung darbietendes Gewächs, während der Andere uns den Spülicht des Spülichts als Wein einſchenkt. Ich kann ſogar, und das will mehr ſagen, eine ſchlechte Poſſe verzeihen; ich bringe der Thalia einen Kinnbackenkrampf keineswegs höher in Rechnung, wie der Melpomene. Aber gute wie ſchlechte Poſſen ſollen mir da nicht in den Weg treten, wo ich auf etwas Höheres gefaßt bin und gefaßt ſein darf; ſie ſollen ſich in die Räume nicht eindrängen, die der Tragödie und der ihr vollkommen ebenbürtigen, wenn auch in Deutſchland nur ſchwach repräſentirten wahren Komödie ausſchließlich geweiht ſind. Ich will im Hofburgtheater ein Stück, wie „das Verſprechen hinter'm Herd," nicht ſehen, nicht, weil ich gegen das Genre eingenommen wäre, ſondern weil dieß Genre anderwärts, und vortrefflich, vertreten wird. Ich ſträube mich dagegen, wie man ſich, und mit Recht, im Leopoldſtädter Theater gegen den Lear und den Macbeth ſträuben würde. Und ich habe es ſehen müſſen.

Wien hat darin vor ſo vielen anderen Städten einen nicht hoch genug anzuſchlagenden Vorzug voraus, daß es, wie Paris, für jede Gattung und jede Spielart des Drama's eine beſondere Bühne beſitzt, daß nicht Alles, wie Menſchen und Thiere in der Arche Noä, in einer und derſelben Bude durch einander zu laufen braucht. Soll dieſer Vorzug, dem Wien ſein Hofburgtheater allein verdankt, muthwillig aufgeopfert, ſoll der Pfeiler, der dieß Inſtitut trägt, in einem Moment weggeriſſen werden, wo es bei gehöriger Leitung einen früher unmöglichen Aufſchwung nehmen, wo es der Bildung und dem neuen Staat unberechenbare Dienſte leiſten könnte? Dazu wird doch wohl Niemand Ja ſagen wollen. Bisher war das Hofburgtheater gebunden, wie

Oeſterreich ſelbſt; es hatte ſich eines ausgezeichneten Kreiſes der bedeutendſten Darſteller zu erfreuen, aber es durfte Nichts darſtellen. Der Geiſt klopfte umſonſt an, man wies ihn mit dem Rothſtift zurück, wenn er nicht bereits ſeine fünfzig Jahre gewartet und dem Publicum ſein Geheimniß verzweifelnd durch die Preſſe zugerufen hatte; ſelbſt Schiller und Goethe, die Dichter, die der Deutſche ſchon als Knabe auswendig weiß, mußten ſich bald ein Auge ausſtechen, bald ein Bein abnehmen laſſen, ehe ſie die Erlaubniß zum Eintritt erhielten. Das war denn allerdings kläglich und ließ keinen Genuß aufkommen. Aber die Erſcheinung war keine vereinzelte, ſie ſtand im genaueſten Zuſammenhang mit dem geſammten Staatsleben, man glaubte eben, wie ich mich zu jener Zeit einmal ausdrückte, es werde nicht Abend, wenn man nur hartnäckig die Uhr anhielte, und was man auch über das Syſtem und das ihm zu Grunde liegende Princip denken mogte, die Conſequenz konnte man nicht anfechten, ſie war richtig gezogen. Der Eindruck war darum auch nicht durchaus widerwärtig; das Bild der Welt glich dem Kreiſe der Welt, den es zunächſt abſpiegelte, auf's Haar, große Kräfte mußten ſich auf den Brettern, wie außerhalb der Bretter, an abſurden Aufgaben abnutzen und dabei noch obendrein feierliche Geſichter ſchneiden, man hatte wurmſtichige Nüſſe zu vergolden und mußte ſich ſtellen, als ob man das nicht wiſſe. Der Zuſchauer, der ein Quentchen Humor beſaß, konnte ſich an dem wunderlichen Treiben zuweilen wohl gar ergötzen; wem der Menſchen-Verſtand nicht abging, der haderte wenigſtens nicht mit dem Intendanten und dem Theater-Director oder er that es aus demſelben Grund, der den Eulenſpiegel einſt beſtimmte, eine Wand auszuſchmählen; der Scheltende wußte nämlich, daß der Erbauer lauſchend hinter ihr ſaß. Dieß Alles fand mit dem März ſeine Ende; alle Parteien, wie feindſelig ſie ſich auch gegen einander verhalten und was ſie im Stillen auch wünſchen, hoffen und erwarten mögen, in der Ueberzeugung ſtimmen ſie überein, daß ſich mit der Cenſur nichts Poſitives ausrichten läßt und daß, wer das Gegentheil glaubt, nicht bloß vom heiligen Geiſt nicht inſpirirt, ſondern vom böſen nicht einmal beſeſſen iſt, denn auch dieſer wählt für ſeine verkehrten Zwecke die rechten Mittel. Jetzt muß uns daher, was uns früher auf dem Hofburgtheater ſpaßhaft und beluſtigend vorkam, abſcheulich ſein; zu dem Abſcheulichſten, was uns zugemuthet werden kann, gehört es aber ohne allen Zweifel, daß wir ſeine Räume ſogar dem Vaudeville ſich öffnen ſehen, d. h. einer Gattung, in der, um alles Uebrige unberührt zu laſſen, dieſes dem recitirenden Schauſpiel gewidmete Inſtitut *hinter einem viel geringeren ſogar mit Nothwendigkeit zurückſtehen und unbedingt den Kürzeren ziehen muß.*

Ich will hoffen, daß wir es nur mit einem einzelnen Mißgriff der Direction zu thun haben; aber was konnte ſie auch nur zu einem ſolchen verführen, was konnte ſie verleiten, einen Julius Cäſar und Anderes wieder bei Seite zu legen und ein Verſprechen hinterm Herd zu geben? Glaubte ſie das Repertoir, des militäriſchen Publikums wegen, auf dieſe Art verändern zu müſſen? Das wäre ein ſchlechtes Compliment, das ſie der Bildung desſelben machte und ein ſehr übel angebrachtes obendrein, da gerade die Offiziere, wie die Erfahrung noch bei jeder Gelegenheit lehrte, wo ſie ſich machen ließ, ernſten und gehaltvollen Darſtellungen die angemeſſene Theilnahme im höchſten Grade ſchenken. Dieß Zeugniß iſt der Urpartheiiſche ihnen ſchuldig und die Sache verſteht ſich bei Männern, die entweder aus Schlachten kommen, oder in Schlachten gehen, ja auch von ſelbſt. Oder hatte ſie ein augenblickliches Bedürfniß der Caſſe im Auge und wollte reizen? Das wäre etwas unvorſichtig und unbedachtſam, denn vom Wein bis zum Branntwein hinunter giebt es nur wenige Stufen, und geſchmolzenes Blei kann ſchon Keiner mehr trinken. Sie laſſe ſich warnen, ſie ſchlage endlich mit Energie und Entſchloſſenheit den rechten Weg ein, denjenigen nämlich, der mit den unabweisbaren Forderungen der Zeit im Einklange ſteht, dann kann ſie überzeugt ſein, daß jede Kritik, der es wahrhaft um die Kunſt und um die von ihr ausſtrömende Bildung zu thun iſt, ſie nach Kräften unterſtützen wird. Ich verlange nicht das Unmögliche von ihr, ich kenne die Schwierigkeiten ſehr wohl, die ſie zu überwinden hat, ich weiß, daß dieſe ihr allein aus dem lächerlichen Rollen-Monopol und aus dem excluſiven Engagement für beſtimmte, eng umgränzte Fächer zu Dutzenden erwachſen. Doch, wenn es z. B. veraltete Schauſpielerinnen giebt, die ſich ſo lange ſträuben, Mütter zu ſpielen, bis ſie nur noch Großmütter ſpielen können: gäbe es kein Mittel, mit denen fertig zu werden? Ich dächte doch und es liegt ſehr nah! Das Publicum will ohnehin kein wandelndes Antiken-Cabinet und es wird für Contracte, die auf ewige Darſtellung der Jugend lauten, wenig Reſpekt zeigen, wenn die ewige Jugend ſelbſt fehlt. Nur erſt das Angeſicht gegen Sonnen-Aufgang gewendet; das Uebrige wird ſich finden und leichter, als es vielleicht ſcheint. Welch ein herrlicher Anfang wurde mit Wallenſtein gemacht! Wie freudig wurde er vom Publicum und von der Kritik begrüßt! Weshalb jetzt die lange Pauſe? Will man wiſſen, warum ſich das Widerſinnige noch immer hie und da im Einzelnen hält? Nur deshalb, weil man im Ganzen noch nicht überall entſchieden mit ihm brach! Man ſchneide ihm die Wurzel ab und es vertrocknet von ſelbſt! Ueber die höchſt wichtige politiſche Seite der Theaterfrage werde ich mich nächſtens äußern.

Andreas Hofer.

Ein Trauerſpiel in fünf Abtheilungen von Wilhelm Gärtner.

Leipzig. J. G. Teubner, 1845.

Das vorliegende Drama behandelt einen rührenden, ja vielleicht den rührendſten Moment der neueren Geſchichte. Ich ſage: einen rührenden, nicht aber einen erhebenden. Rührend iſt es, dieß patriarchaliſche Abhängigkeitsgefühl, dem angeſtammten Fürſten gegenüber, das nicht einmal in dem Augenblick an ſich irre wird, wo der Fürſt ſelbſt es zurück weiſ't. Rührend iſt ſie, dieſe kindliche Unwiſſenheit, die von dem großen hiſtoriſchen Umbildungs- und Einſchmelzungsproceß der Zeit nicht das Mindeſte ahnt, ja, die nicht einmal die geographiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe der Länder kennt und ſich für die Ewigkeit gegen ganz Europa mittelſt des Stutzens hinter ihren Berg- und Felswänden behaupten zu können glaubt. Rührend in einem gewiſſen Sinne iſt ſogar die Naivetät, die in dem Mann des Jahrtauſend's, in Napoleon, Nichts als eine Art von Großmörder erblickt, der, da er einer halben Million von Menſchen das Lebenslicht ausblies, billig auch eine halbe Million Mal geköpft oder gerädert werden ſollte. Erhebend iſt das Alles freilich nicht. Erhebend iſt es ſo wenig, und noch weniger, wie das Heimweh des Jacopo Foscari in Byron's bekanntem Stück, der einem an die Scholle gebundenen Baum, der nur hier und nicht anderswo gedeiht, weit eher gleicht, als dem König der Schöpfung. Es iſt einfach Gewohnheitsſache; ob ſich aber ein Volk an einen Fürſtenhut gewöhnt hat, der ihm gefällt, oder ein Individuum an eine Nachtmütze, die es forträgt, weil es ſie ſchon lange trug, das iſt im Grunde, wenn es durch nichts Höheres verklärt wird, äſthetiſch wie moraliſch, ganz einerlei. Und der Erhebung der Tiroler, ſo heldenmüthig ſie war, fehlte dieſe Verklärung.

So viel vom Stoff, und zwar mit Nothwendigkeit, denn wer die Beſchaffenheit desſelben bei einem Kunſtwerk aus den Augen ſetzt, der läuft oft Gefahr, die höchſten Vorzüge der Form für Fehler zu halten. Wer ſich, den gegebenen Fingerzeigen nachgehend, den Tiroler Aufſtand in ſeinen wahren Motiven und allen Conſequenzen derſelben vergegenwärtigt, der wird mit der Auffaſſung unſeres Dichters übereinſtimmen und die von ihm gewählte Behandlungsweiſe anerkennen müſſen. Der wahrhaft poetiſche Hauch, der das kleine Drama von Anfang bis Ende durchzieht, offenbart ſich hier, wie überall, hauptſächlich dadurch, daß wir uns mit Gewalt in die Atmosphäre hinein gebannt fühlen, in der das, was geſchieht, allein möglich war. Wir ſehen dieſe Menſchen, in deren Schädeln das kleine Gehirn vertrocknet zu ſein ſcheint, nicht bloß vor uns handthieren; wir ſchmecken die Luft, die ſie athmen, wir ſaugen die Dünſte, die dieſe Luft dick und ſchwer machen, die heißen Düfte, die ihr das Berauſchende und Betäubende geben, mit ihnen ein, darum verſtehen wir ſie, darum nehmen wir an ihnen Theil. Dieß iſt die eigentliche Probe des ſpecifiſchen Talents und ſollte immer zuerſt unterſucht werden, denn es handelt ſich ja nicht darum, ob ein allgemein geiſtiger Gehalt vorhanden iſt, ſondern darum, ob er poetiſch zum Vorſchein kam. Es wird durch die hinein gehängten Gobelins mühſam zuſammen getragener Local-Schilderungen oder durch das Klappern mit ſignificanten Ausdrücken, deren ſich die Ohnmacht zu bedienen pflegt, nicht erreicht; die Leutchen mögen ſo viele Signora's oder Donna's in den Dialog ihrer Stücke hinein flicken, wie ſie wollen, und ganze Berge von Goldorangen aufhäufen: man kommt Italien und Spanien um keinen Hahnenſchritt näher. Jedes Wort des Charakters muß das Volk, dem er angehört, das Land, welches dieſem Volk die Phyſiognomie aufdrückte, die Bildungsſtufe, die er einnimmt, die momentane Situation, in der er ſich befindet, wiederſpiegeln und dieß Alles muß nun noch obendrein, wie das Waſſer durch den Wellenſchlag, durch das Originelle ſeiner Individualität, das ſich jeder näheren Beſtimmung durch allgemeine Kategorieen entzieht, eigenthümlich gebrochen werden. Das reſultirt nun nie aus einer nüchternen Verſtandes-Operation, die übrigens immer noch viel höher zu ſchätzen iſt, als die naiven Ergüſſe einer gewiſſen, ſelbſt der Gedanken-Erzeugung völlig unfähigen Trivialität, welche ſich überall gern für Poeſie verkauft; es reſultirt nur aus einem ſchöpferiſchen Proceß und iſt eben darum der beſte Beweis dafür, daß ein Werk aus einem ſolchen hervorging.

Wer ſich das oben von mir berührte Verhältniß zwiſchen Stoff und Form nicht klar gemacht hat, der wird an dem Dichter Alles tadeln, was ich loben muß. Sein Drama iſt faſt planlos und deshalb kaum zu entwickeln; allein das war das Ereigniß, das er darſtellte, ebenfalls und konnte gar nicht anders ſein. Es fehlt an einem Helden im gewöhnlichen Sinn, der als erſter Träger der Handlung im Mittelpunkt ſteht und die übrigen mit agirenden Perſonen in gehörig abgeſtuften Gruppen um ſich her verſammelt, denn Hofer giebt keineswegs einen ſolchen ab. Doch gerade dieß iſt charakteriſtiſch und ſchlägt in's Tragiſche um; das Thun ging, wie es natürlich war, von Vielen aus, das Leiden ergoß ſich über ein einziges Haupt. Die

Verſe ſind unregelmäßig und nicht ſelten hart und rauh; aber das Stammeln kleidet die Muſe hier vortrefflich, denn ſie läßt Menſchen reden, denen die Gedanken nicht aus dem Kopf wollen, denen ſie ſchneller in Arm und Bein fahren, als in die Zunge. Von der ſogenannten ſchönen Diction iſt nun, wie ich wohl nicht erſt zu bemerken brauche, gar keine Spur, doch dafür wird der Kritiker dem Himmel unter allen Umſtänden danken und hoffentlich wird auch der Letzte des Publicums bald einſehen, daß der leichte, charakterloſe, niemals ſtockende Rede- und Phraſenfluß, den man unverſtändig genug ſo nennt und der auch nicht das Mindeſte von den Geburtswehen veranſchaulicht, womit Leidenſchaften, Entſchlüſſe und ſelbſt Gedanken hervortreten, nie etwas Anderes beweiſ't und beweiſen kann, als die gänzliche Abweſenheit aller Eigenſchaften, die den dramatiſchen Dichter machen.

Ich freue mich, von einem ſo erquicklichen Talent, wie es ſich in Andreas Hofer von Wilhelm Gärtner zeigt, Zeugniß ablegen zu können und gebe aus der Scene zwiſchen Hofer und dem Vicekönig eine Probe.

Eugen.

Und wenn nun Euer Kaiſer Euch nicht mag?

Hofer.

Wer ſagt das? Fragt ihn, ob wir ihm nicht lieb!
Meint Ihr, weil er uns abgetreten hat?

Wißt Ihr, daß er nicht Vaterſchmerz empfand,
Da er den Rücken den Tyrolern wandte?
Er warf uns — eines ſeiner Kinder
Warf er zum Raube hin,
Damit er ſeine andern Kinder rette.

Eugen.

Und warum warf der Kaiſer grade Euch
Vor allen ſeinen Kindern hin zum Raube?

Hofer.

Weil wir von Allen ihm das Liebſte ſind!

Eugen.

Das iſt mehr Weisheit, als ich faſſen kann.

Hofer.

Wie ſeid Ihr doch ſo vornehm und ſo blind!
Ich hatt' zwei Hunde, beide treu,
Doch einer rettete mein Leben einſt
Aus ſchlechtem Volk, das blieb mir im Gedanken,
Ich hielt ihn gut und konnt' ohn' ihn nicht ſein.
Da kam einſt Pathe Pichler auf der Mörr:
André, ſprach er,
Laß' mir von den zwei Hunden einen! —
An beide hatt' ich mich gewöhnt, verſteht Ihr —
Wen aber, meint Ihr, gab ich hin?
Den, dem ich's Leben dankte, oder
Den zweiten?

Eugen.

Den zweiten!

Hofer.

Den, dem ich's Leben dankte, gab ich.
Jetzt weiter. Ander'n Tages in der Früh,
Da hört' ich draußen an der Thür was heulen.
Friſch war ich auf und ſah hinaus zum Fenſter,
Da ſtand mein Türke draußen auf der Stiege,
Noch die zerriß'ne Kette an dem Halſe,
Und ſprang, wie närriſch, an der Wand hinauf.
Türk, rief ich, guter, treuer Türk,
Komm, komm herein! — und that ihm auf die Thüre —
Du bleibſt bei mir, Du kommſt mir nimmer fort!
Ich hatt's gewußt, der reißt die Kett' entzwei
Und kommt mir wieder, darum gab ich ihn
Mit Lachen, ihn juſt, nicht den andern. Merkt
Euch, Majeſtät, die Hundsgeſchichte!

Ich denke, der Leſer wird ſich die Hundsgeſchichte und den Dichter auch merken.

König Monmouth.

Ein Drama von Emil Palleske.

Dieß Drama hat, obenhin betrachtet, einen Zuſchnitt, als ob es unmittelbar aus Shakeſpeare's Zeit herrührte. „Nach London kommt, ſeht Carl den Zweiten ſterben!“ beginnt der Prolog. „Zwanzig Doctor'n umſteh'n das Bett des Königs u. ſ. w.“ geht es ſtoßweiſe im Fanfarentone fort. Mit einem „Geduld! Das Grab deckt Sünden, nicht die Folgen u. ſ. w.“ tritt der buntbebänderte alte Geſell, der ordentlich wieder neu geworden iſt, keuchend und ſchwitzend ab. Nun wird das Perſonenverzeichniß entrollt und es iſt lang, wie eine Regimentsliſte. Dann beginnt das Stück und die Scenen fliegen durcheinander, wie in der Geſchichte ſelbſt. Genug, die Fregatte, womit Shakeſpeare's gewaltiger Geiſt zu fahren pflegte, wurde bei uns lange nicht mehr ſo treu nachgebaut, die Takelage iſt vollſtändig, die Wimpel flattern, und es handelt ſich nur noch darum, ob der unwiderſtehlich mächtige Hauch, der die Segel ſchwellen muß, wenn das Prachtſchiff nicht im Hafen liegen bleiben und elendiglich verfaulen ſoll, ſich ebenfalls eingeſtellt hat. Das iſt nun leider nicht der Fall.

Es ließ ſich erwarten, daß Macaulay's meiſterhafte Darſtellung König Monmouth's und ſeiner traurigen Schilderhebung in Deutſchland zu mehr als Einem Drama Anlaß geben würde. Ein unglücklicher, ſchon durch die Geburt ſchief geſtellter Prinz, den ein ganzes Volk zu rufen ſcheint und für den ſich zuletzt doch Niemand bewaffnet; ein verſtockter, dumpf- und ſtumpfſinniger Monarch, den ein ganzes Volk verflucht und für den zuletzt doch ein Jeder einſteht: welch ein Gegenſatz! Und was liegt nicht noch in der Mitte! Der verdeckte Kampf zweier Kirchen, von denen die unterdrückte Alles hofft, die herrſchende Alles fürchtet; der offene Streit der politiſchen Parteien, von denen die eine die fernſten, noch im Schoße der Zukunft verborgenen Conſequenzen des neuen Regiments ſchon als Wirklichkeiten geltend machen mögte, während die zweite ſelbſt von den rückſichtsloſeſten Angriffen auf das heilige Fundamentalgeſetz des Staats feig die Augen zudrückt, um nur noch ein paar Tage länger unentſchieden und entſchlußlos hintaumeln zu können; dabei eine Fülle der ausgeprägteſten Charaktere, die ſich in enggeſchloſſener Kette von rechts nach links hinziehen und einen Kreis bilden, indem faſt jede mögliche Anſchauungsweiſe der Dinge lebendig vertreten, ja verkörpert iſt. Wie hätte ein ſo reiches Tableau nicht einen unſerer Dichter reizen und verlocken ſollen! Denn bei uns wird es noch lange überſehen werden, daß das hiſtoriſche Drama ſeine ganze Kraft aus der überwältigend treuen Veranſchaulichung der Verhältniſſe ſchöpft, und daß eine wurzel- und ſchlußloſe Epiſode eben darum keins abgeben kann, da ſie die nothwendige Vertiefung in Anfang und Ende nicht geſtattet. Was iſt aber der König Monmuth und ſein Unternehmen anders, als eine Epiſode in der großen Revolutionstragödie, die mit Carl dem Erſten beginnt und mit Wilhelm von Oranien ſchließt. Hier liegt eine noch größere Aufgabe vor, als ihn der Kampf zwiſchen der weißen und der rothen Roſe darbot, aber ſie iſt nur in einer Reihe von Dramen, die organiſch untereinander zuſammenhängen, zu löſen, und wer den Stoff zerreißt, dem geht es nicht viel beſſer, wie demjenigen, der ſich von einem Rieſen einen Arm oder ein Bein herunter haut. Es kann gelingen, aber er bringt kein lebendiges Glied nach Hauſe, ſondern ein todtes Stück Fleiſch. In ſolchen Fällen heißt es: ganz oder gar nicht!

Hiermit iſt der Hauptfehler des Palleske'ſchen Stücks ausgeſprochen. Was der Cactus iſt, wenn man ihn aus Sicilien in einen deutſchen Topf verpflanzt, das iſt Monmouth, wenn man ihn aus dem hiſtoriſchen Strome herausfiſcht und ihn für's Bürgerzimmer in einen vergoldeten Rahmen faßt. Ja, er am wenigſten verträgt die vereinzelte Behandlung, denn ihm iſt, von der Bedenklichkeit des Manövers noch ganz abgeſehen, pſychologiſch gar nicht nachzuhelfen. So lange er zwiſchen dem blinden Jacob und dem lauernden Wilhelm verloren in der Mitte ſteht, von ihnen, als den eigentlichen Polen der Bewegung, weit überragt und nur einen Augenblick hervortretend oder vielmehr hervorgeſtoßen, um gleich wieder für immer zu verſchwinden, ſo lange hat und behält er etwas Rührendes. Ja, je weniger er ſelbſtſtändig handelt, je mehr er nur von den Wogen geſchaukelt und hin und her geworfen wird, um ſo eher verſöhnt man ſich mit der Erbärmlichkeit ſeiner letzten Momente; armer junger Menſch, denkt man, Du biſt nicht aus Uebermuth auf den Thurm geklettert, man hat Dich hinauf geſtellt, kein Wunder, daß Du ſchreiſt, nun Du fällſt! Wenn das Verhältniß ſich aber geradezu umkehrt, wenn der ſchwache Monmouth, dieſe Johanna Gray in Männergeſtalt, die weit hinter dem Weibe zurückbleibt, den Mittelpunkt abgiebt, auf dem das Auge, es mag wollen oder nicht, ruhen muß und wenn er dann, von Stufe zu Stufe, bis zur ſchmachvollſten Verleugnung ſeines eignen Princips herabſinkt, ſo verwandelt ſich die Rührung in Ekel und man fragt das Schickſal nicht mehr, warum es ihn zerſchmettert, ſondern warum es ſich überhaupt etwas mit ihm zu ſchaffen macht. Das hätte der Verfaſſer ſich ſagen ſollen, dann würde er den ganzen Mißgriff vermieden und ſich nicht abgequält haben, einen Helden aufzuſtutzen, der verloren iſt, ſo wie man ihn recht betrachtet und der deshalb nur nebenbei in einem umfaſſendern Gemälde vorkommen darf. Uebrigens hat er ſein Talent, das freilich ſehr reflectirend zu ſein ſcheint, auch durch dieſen Mißgriff bewieſen und wenn er aus ſeiner Beſchäftigung mit Shakeſpeare früher oder ſpäter die Lehre zieht, die ſchon mancher Größere daraus zog, ſo kann etwas aus ihm werden. Dieſe Lehre lautet aber: ſich mit Shakeſpeare möglichſt vertraut zu machen, um ſich dann möglichſt fern von ihm zu halten, denn Shakeſpeare iſt die Welt noch einmal, und wer das erkannt hat, der wird ſich ſchwerlich verſucht fühlen, mit ſeinem Maße zu meſſen und nach ſeinem Riſſe zu bauen.

Marie Bluntfield.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Arnold Ruge.
Erſter Act 1858. (Deutſches Muſeum.)

Ulrich von Starkenberg.

Ein Drama in fünf Acten von Martin Meyer.
Innsbruck 1858. (Selbſtverlag.)

Gewiß nur des Contraſtes wegen haben Sie mir dieſe beiden Muſterproben des Deutſchen Drama's mitgetheilt, des Contraſtes wegen, der zwiſchen den beiden Dichtern, wenn auch keineswegs zwiſchen den Hervorbringungen derſelben beſteht. Stolz und frech hält Arnold Ruge, welcher Verfaſſer höchſt ſchätzbarer philoſophiſcher Abhandlungen iſt, leider aber auch zugleich Entdecker und alleiniger Vertreter einer politiſchen Weltanſchauung, die durch Detmold's ſatyriſche Illuſtration ihr größtes Renommée erhielt, mit dem erſten Act einer Marie Bluntfield in Deutſchland ſeinen Wiedereinzug. Demüthig und aufrichtig beſcheiden, wie es ſcheint, ſchreitet neben dem ſeines Sieges gewiſſen Triumphator in Martin Meyer ein wackerer Tiroler daher und bietet ſeinen Ulrich von Starkenberg aus, wie ſeine Landsleute ihre Handſchuhe und Tücher. Der Kritiker ſteht verlegen in der Mitte, denn es fällt ihm eben ſo ſchwer, den Einen zu loben, als den Andern zu tadeln, und doch ſoll er gerecht ſein.

Ich wurde vor einer Reihe von Jahren einmal an einem öffentlichen Ort in Hamburg einem Fremden vorgeſtellt, einem ehrwürdigen Greiſe mit lang herabwallenden Silberlocken und einem weihewollen Geſicht. Ich wußte ſelbſt nicht, warum es eigentlich geſchah, erfuhr es aber bald, indem der Vermittler mir mit Unterwürfigkeit zuflüſterte, daß der Alte ſich nicht blos im öffentlichen Leben, wie in Wiſſenſchaft und Kunſt bedeutend hervorgethan und einen großen Namen erworben, ſondern auch ganz nebenbei das Geheimniß entdeckt habe, aus Erdäpfeln das vortrefflichſte Kalbfleiſch zu machen. Obgleich ich jung genug war, um mir den Stein der Weiſen, die Univerſaltinctur und das Lebens-Elixir noch als wirkliche Inventurſtücke der Welt, ohne Widerſpruch gefallen zu laſſen, ſo ſetzte mich dieſe Eröffnung doch in einiges Erſtaunen. Wie wuchs mein Erſtaunen aber, als der Alte ruhig bemerkte, darauf ſei er nicht ſtolz, denn das ſei eine Kleinigkeit, von der man gar nicht reden müßte, aber er gewinne aus dem Abfalle der Erdäpfel auch jedes beliebige Gemüſe und bereite aus dem Abfalle des Abfalls noch ein ſehr dauerhafes Stiefelleder, und darauf, fügte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen mich hinzu, bilde er ſich allerdings ein wenig ein. Mir wurde deutlich, daß Caglioſtro in einer neuen Geſtalt vor mir ſtand und ich zog mich zurück, bevor ich die übrigen Wunderdinge, die noch im Anzuge ſchienen, vernommen hatte, aber unendlich oft bin ich an dieſen Mann und ſeine Erdäpfel durch Schriftſteller erinnert worden, die geradezu Alles können, und die, wenn die eine Richtung ausgebeutet iſt, ſich über Hals und Kopf in die andere hinein werfen, wie ein amerikaniſcher Kellner, der zu predigen anfängt, bevor er noch die Laufſchürze abgeworfen hat. Nie jedoch iſt dies auf bedauerlichere Weiſe geſchehen, als durch Arnold Ruge und ſeine poetiſchen Productionen. Seine „neue Welt“ mit ihrer thörigten Vorrede und ihrem läppiſchen Prolog ſei ihm ſeiner wiſſenſchaftlichen Verdienſte wegen verziehen, aber gegen dieſe Marie Bluntfield, die nach Schiller und Walter Scott noch eine Maria Stuart bringen will, muß man alles Ernſtes proteſtiren. Der Würzburger Philoſoph Johann Jacob Wagner gab eine förmliche Dichterſchule heraus und machte ſich anheiſchig, jeden auch nur halbwegs begabten Menſchen zu einem guten Poeten umzuſchaffen. Arnold Ruge ſcheint die Wahrheit dieſer wunderlichen Theorie durch ſein eigenes Beiſpiel praktiſch darthun zu wollen. Wenn aber Wagner ſchon durch die auf dem Wege des Selbſt-Experiments gewonnenen Proben ſich ſchmählich proſtituirte, ſo iſt dieß bei Ruge faſt noch mehr der Fall, und dieſen muß man bei ſeinen oft dargelegten vortrefflichen Einſichten in die Natur des Aeſthetiſchen einer ſchweren Sünde zeihen, während Jener in ſeinem Stumpfſinn vollkommen unzurechnungsfähig war und für ſeine bleiſchweren Reimereien eine Entſchuldigung hatte. Man hört nicht darum auf, abſtrakt zu ſein, weil man, anſtatt dem Faden nachzuſpähen, der Himmel und Erde verknüpft, ſich einmal mit Menſchen und menſchlichen Dingen befaßt und das Product der Wahrſcheinlichkeits-Rechnung, was ſich dieſen gegenüber ergiebt, in eine poetiſche Form kleidet. Es giebt, im Gegentheil eine Abſtraction, die ganz Anſchauung zu ſein ſcheint, weil ſie immer ein concretes Object mit dem anderen vergleicht und jeden Gedanken in ein willkürlich aufgegriffenes Bild auflöſ't, und die doch noch heilloſer iſt, wie diejenige, die in unverlarvter Nacktheit hervortritt. Und in beiden Arten excellirt Ruge. Seine Charaktere und Situationen ſind nach der Wahrſcheinlichkeits-Rechnung zuſammengeſetzt, die ihn dagegen ſicher ſtellt, daß er die junge Königin von Schottland nicht als Conventiklerin auftreten und den Reformator Knox keine Arie aus dem Don Juan abſingen läßt, und ſein Dialog mit dem unausgegohrenen Miſchmaſch von epigrammatiſchen Spitzen und rohen plaſtiſchen Anſätzen verhält ſich zum dramatiſchen Ausdruck, wie die Eiszapfen am Dach, die vor der Sonne in ſcheußlichen Mißgeſtalten wegtröpfeln, zu dem ruhigen Strom, in dem ſie ſich ſpiegelt. Eben darum iſt der vorliegende erſte Act dieſer Marie Bluntfield auch zum Urtheil völlig genügend, denn wo die Elemente fehlen, kann in alle Ewigkeit kein Organismus entſtehen. Ruge hat über Dichter zu richten und er wird ihnen, wenn es ihm gefällt, ſeine Politik bei Seite zu laſſen, immer willkommen ſein; er muß ſich aber nicht ſelbſt unter ſie miſchen.

Martin Meyer äußert ſich über Grund und Zweck ſeines Drama's nachſtehendermaßen im Vorwort: „Als ich vor einigen Jahren Beda Weber's, meines geſchätzten Landsmannes, Geſchichtswerk: Oswald von Wolkenſtein und Friedrich mit der leeren Taſche durchlas, drang ſich mir ſogleich der Gedanke auf und ward durch die ausdrückliche Bemerkung des Verfaſſers noch beſtärkt, daß die Vorgänge jener Zeit, der Kampf des Tiroliſchen Adels gegen die ſtaatlichen Neuerungen Friedrich's und ganz vorzugsweiſe der muthvolle, bis zum Aeußerſten getriebene Widerſtand der Brüder von Starkenberg einen lohnenden Vorwurf zur dramatiſchen Bearbeitung biete, um ſo mehr, als ich in den letzteren und einigen hervorragenden, eng mit ihnen verbundenen Adelshäuptern nicht ſowohl die Träger veralteter feudaler Grundſätze, ſondern vielmehr die Verfechter edler perſönlicher Freiheiten und höherer patriotiſcher Tendenzen zu erkennen glaubte. Mochte ich mich hierin täuſchen oder nicht, ich faßte die Sache einmal von dieſem Geſichtspunkte auf und wagte mich an den Verſuch. In wie weit es mir gelungen, meine Aufgabe zu löſen und Charaktere und Begebenheiten jener Zeit zu einem dramatiſchen Gebilde zu geſtalten, muß ich der Kritik zur Entſcheidung überlaſſen; immerhin glaube ich jedoch in Rückſicht des ſchwer zu bewältigenden Stoffes auf einige Nachſicht hoffen zu dürfen, wenn mein Talent zu ſchwach war, um der hiſtoriſchen Treue, den Bühnen-techniſchen Rückſichten und zugleich den dramatiſchen Anforderungen durchwegs gerecht zu werden.“ Was iſt darauf zu antworten? Der Hiſtoriker wird ſagen: Du haſt dich im Geſichtspunkt geirrt, und der Aeſthetiker: Deine Aufgabe iſt durch Goethe's Götz von Berlichingen bereits gelöſt.

Unfreiwillige Komik.

Man kann darüber ſtreiten, ob unſere Zeit eine arge iſt, wie ſie ſo oft genannt wird, aber darüber, daß ſie ein grämliches, greiſenhaftes Geſicht hat, werden ſich alle Stimmen leicht vereinigen. Nicht blos unſer Wochentag iſt grau, unſer Sonntag iſt es noch viel mehr, und wenn wir uns den Schweiß überhaupt noch abtrocknen und die Feierkleider anziehen, ſo geſchieht es weniger, um einmal aufzujubeln, wie ehemals, als um uns von der Arbeit auszuruhen, oder wohl gar nur, weil der Kalender und der alte Brauch es vorſchreiben. Noch ſchlechter ſteht es mit unſeren Feſten; unſere grüne Weihnacht kann zwar nicht vertrocknen, denn der Tannenbaum wird von jeder Kinderhand begoſſen, aber ſchon unſer Sylveſter-Abend mit dem obligaten Bleigießen und dem übrigen Hokus-Pokus, an den Niemand mehr glaubt, iſt eine bloße Gedächtnißübung, eine kurzgefaßte Recapitulation der Deutſchen Mythologie und unſer Carneval geht auf Stelzen und darf ſich nicht beleidigt fühlen, wenn man ihn einen verkappten Aſchermittwoch nennt. Sieht nun unſer Leben ſelbſt, trotz aller Flitter, womit es ſich behängt, ſo freudlos und verdrießlich aus, ſo iſt ſein Abbild, wie es uns in der Literatur und auf der Bühne entgegentritt, wo möglich noch trockner und lederner. Die eigentliche Komik iſt längſt verſiegt; jener göttliche Quell ſchnurriger Erfindungen und drolliger Einfälle, der einſt bei uns ſo überreichlich ſprudelte und uns, nachdem er uns zuerſt den köſtlichen Reinecke Fuchs beſcheert hatte, bald einen Hans Sachs'ſchen Schwank, bald eine Burkardt'ſche Fabel, ganz zuletzt ſogar noch im „zerbrochenen Krug“ unſere einzige Komödie ſchenkte, iſt gänzlich erſtickt. Unſer Luſtſpiel und unſer Roman „verſifliren und ſpielen an“, unſer Volksſtück „parodirt“, und wem es kein Vergnügen macht, die Carricaturen der Wirklichkeit mit den Daguerreotypen des Schriftſtellers zu vergleichen, was für den Freund des Cervantes und des Ariſtophanes oder des Shakeſpeare ein trauriger Spaß iſt, der ſieht ſich umſonſt nach Brot in der Wüſte um, denn von unſerem „Humor“ oder unſerer „Satyre“ kann gar nicht die Rede ſein.

Es hat Könige gegeben, die auf die Erfindung eines neuen Amüſements hohe Preiſe ſetzten und wir ſollten ſie nachahmen, wenn wir einem Zuſtand vorbeugen wollen, wo wir in unſeren Geſellſchaften neben dem Deſſert vielleicht eine Quantität Lachgas herumreichen müſſen, um die Geſichtsmusculatur in's Zucken zu bringen und das Einſchlafen zu verhindern. Bei ſo großer Noth muß, wie bei einer Feuersbrunſt oder einer Ueberſchwemmung, der Gemeinſinn Jedermann antreiben, nach Kräften zur Abwendung oder Verringerung der Gefahr beizutragen; darum ſei es erlaubt, auf ein Surrogat der Komik hinzuweiſen, das von Erasmus, Liscov u. ſ. w. mit Fleiß und Eifer ausgebeutet, ſeitdem aber verächtlich bei Seite geworfen worden iſt. Welche Menge von Schriften erſcheinen jedes Jahr in Deutſchland und wie werden gerade diejenigen, die des Ergötzlichen ſo viel bieten, wenn auch ohne Wiſſen und wider Willen der Autoren, vernachläſſigt. Zwar iſt es an ſich ſchon beluſtigend genug, die zahlloſen Gedichte, Dramen, Romane u. ſ. w., womit jede Meſſe uns überſchüttet, von den beſtellten Kritikern im Schweiß ihres Angeſichts mit Ernſt und Würde prüfen zu ſehen und zum Schluß von ihnen mit Feierlichkeit erklären zu hören, daß Pindar und Tyrtäus wieder nicht eingetroffen ſeien, daß Shakeſpeare ſich gleichfalls verſpätet habe und daß man ſogar nach Cervantes noch immer vergebens ausſchaue. Aber dieß Schauſpiel iſt doch zu monoton, um nicht bald zu ermüden, wogegen der friſche Griff in's Leben hinein, die mit raſcher Hand abgepflückte unerhörte Metapher, die mit der Blendlaterne beleuchtete unmögliche Scene u. ſ. w. eine ewige Abwechslung gewähren würde. So wird es Niemand das Gähnen vertreiben, daß ein Lyriker einfach miſerabel genannt wird, während ein landſchaftliches Gemälde, wie das nachſtehende:

„Wie bläſt die Herbſtwind-Katze
Das Sommer-Vöglein an,
Wie ſpielet ihre Tatze
So tückiſch-freundlich d'ran!“

das eine nicht mehr ganz neue Sammlung ziert, ſelbſt gegen Zahnweh mit Erfolg anzuwenden ſein dürfte. Da Beiſpiele am beſten beweiſen, ſo iſt ein kleiner Streifzug durch das Drama des letzten Jahres, von dieſem Geſichtspunkt aus unternommen, vielleicht am Ort. Es ſind, dieſes werde ausdrücklich zur Verwahrung vorangeſchickt, einige recht reſpectable Leiſtungen hervorgetreten. Der „Sohn des Fürſten“ von Julius Moſen, der „Columbus“ von Werder und die „dramatiſchen Werke“ von Karl Goldſchmidt verdienen die Achtung des Publicums und die Berückſichtigung des Theaters. Aber es haben ſich auch drollige Käuze eingeſtellt, die man, wenn man ſie als Dramen-Schöpfer betrachten wollte, ohne Beihilfe von Ariſtoteles und Leſſing nicht blos aus Athen, ſondern auch aus Leipzig wegjagen könnte, die man aber blos bei ſich ſelbſt für dramatiſche Figuren zu erklären braucht, etwa für ſolche, die Shakeſpeare in übermüthiger Laune hingeworfen hat, z. B. für Pendants zu den von ihm im „Julius Cäſar“ und im „Timon“ ſkizzirten Poeten, um ſich ihrer herzlich zu erfreuen und ihnen die ſämmtlichen Rechte von „Flach“ und „Schaal“ in Heinrich IV. einzuräumen.

Wir treffen zunächſt:

„Antonius und Cleopatra“. Tragödie in fünf Acten von J. W. Ottiker, Advocat in Zürich. Zürich, Walder und Sohn, 1858.

Dieſes Werk zeichnet ſich beſonders durch das Vorwort aus. Es lautet folgendermaßen:

„Indem ich den Deutſchen Bühnen ein Schauſpiel übergebe, welches mit einem der Shakeſpeare’ſchen Dramen Stoff und Namen gemein hat, hoffe ich, weder der Anmaßung, noch eines Plagiats beſchuldigt zu werden. Shakeſpeare’s „Antonius und Cleopatra“ iſt eines ſeiner ſchwächeren Stücke; es mangelt demſelben jede dramatiſche Einheit. Shakeſpeare hat die von Plutarch erzählten Anecdoten beinahe planlos aneinandergereiht. Auch einzelne ſeiner Charaktere ſind offenbar carrikirt: Cleopatra z. B. läßt jene reizende Anmuth und Liebenswürdigkeit durchaus vermiſſen, die ihr eigenthümlich waren und womit ſie vor Antonius ſelbſt einen Julius Cäſar zu feſſeln vermocht hatte. Umſonſt wird man daher dieſes Shakeſpeare’ſche Drama bühnengerecht zu machen verſuchen; die verfehlte Anlage desſelben ſpottet jeder Umarbeitung. Und doch iſt das tragiſche Schickſal des Antonius und der Cleopatra einzig in ſeiner Art: von weltgeſchichtlicher Bedeutung, vom allgemeinſten menſchlichen Intereſſe, reich an theatraliſchen Situationen, Charakteren, Handlungen und Contraſten!

Meine Bearbeitung iſt von derjenigen Shakeſpeare's durchaus verſchieden. Ich ließ die Ereigniſſe und das Schickſal meiner Helden ſich gleichſam aus ſich ſelbſt entwickeln und als die natürliche Folge ihrer Charaktere und Verhältniſſe erſcheinen, während Shakeſpeare dieſelben in der Regel unmotivirt, wenigſtens unvorbereitet eintreten ließ. Ich näherte mich dadurch in der Anlage meines Drama's der Einfachheit der alten Tragödie, glaubte aber auch dem modernen Geſchmack alle Rechnung tragen zu ſollen, die derſelbe billigerweiſe beanſpruchen darf, indem ich die Handlung raſch vorwärts ſchreiten, die Situationen wechſeln und ſich überraſchend geſtalten und durch alle Tragik einen leichten Hauch des Humors ſpielen ließ. Mein Drama macht im Uebrigen eben ſo ſehr auf hiſtoriſche Treue Anſpruch, als das Shakeſpeare'ſche Drama ihn zu machen berechtigt iſt: ja ich glaube die Ereigniſſe klarer, die Charaktere beſtimmter und den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums reiner wiedergegeben zu haben, als Shakeſpeare es that. Ich moderniſirte das Alterthum, um es der Gegenwart verſtändlich zu machen, ohne dasſelbe zu entſtellen.

„Der antike und zum Theil kriegeriſche Stoff meines Drama's brachte es mit ſich, daß ich auch Chöre darin aufgenommen habe. Ich mußte nothwendig die Armeen beider Imperatoren wenigſtens bildlich auf die Scene bringen und hielt es für unpaſſend, ſie die Rolle bloßer Statiſten ſpielen zu laſſen. Meine Chöre ſind übrigens kleiner und leichter verſtändlich, als die Chöre der antiken Tragödie; ſie greifen auch nicht unmittelbar in die Handlung ein, wie die Schiller'ſchen Chöre in der Braut von Meſſina; gleichwohl hielt ich ſie dem Charakter der ganzen Dichtung für angemeſſen und ich bin überzeugt, daß dieſelben, gehörig arrangirt, die Wirkung des Drama's vervollſtändigen werden. Sie bereiten auf gewiſſe Ereigniſſe vor oder ſchließen dieſelben ab; ſie vermitteln die Sympathie der Zuſchauer mit dem Schickſal der Helden und verſehen bisweilen die Stelle eines Wechſels der Scenerie, indem ſie gewiſſe ſonſt unzuſammenhängende oder zu raſch aufeinander folgende Handlungen verknüpfen. Ihre Darſtellung ſollte keine großen Schwierigkeiten darbieten. Jedem Theater ſteht ein Chorperſonal, ein Orcheſter und ein Muſikdirector zur Verfügung, der die Chöre leicht componiren und einſtudiren laſſen kann. Die Compoſition müßte möglich einfach ſein und ſich ganz dem Charakter der Sprache anſchließen, um das Verſtändniß derſelben nicht zu erſchweren. —

Wo die Chöre nicht geſungen werden können, würde ich dieſelben von einzelnen Choriſten halb ſingend, halb ſprechend vortragen laſſen."

Mit wie viel Grund der Dichter eine ſolche Sprache führt, wird ein kurzes Citat aus einer pathetiſchen Rede der Octavia darthun:

„Ich bin ein Weib und lieb' ich Euch nicht Beide?
Seid Ihr mein Stolz nicht Beid' und meine Freude?
Und Ihr ſeid Männer, wißt, was ehrt und ſchändet:
Was — Euch zu haſſen — hat Euch ſo verblendet?
Warum, Antonius, haſt — laß' mich's wiſſen —
Cäſar geglaubt, bekriegen du zu müſſen?

Würdig ſchließt ſich an:

„Oliver Cromwell." Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe 1858.

Dieſes Drama thut ſich durch eine Nachſchrift hervor, die dem Leſer auch nicht vorenthalten werden darf. Sie lautet im Auszug:

„Sonderbares Beſtreben, dem Deutſchen Volke eine Bühne ſchaffen zu wollen! Sonderbar und beklagenswerth. Da liegen nun wiederum die Erzeugniſſe eines jugendlichen Brauſekopfes, in all' ihrer Ueberſchwänglichkeit, mit all' ihren innern und äußern Mängeln, aber, was wenigſtens den „Schmied in Ruhla", den „A. Claudius" und den „Cromwell" betrifft, Werke, deren ſich keine Bühne zu ſchämen hat, und die dem innigſten Zuſammenleben von höchſter Bildung und Volkanlagen entgegenwirken. — Was iſt ihr Los? Daß ein Dutzend naſeweiſer Recenſenten ſich darüber hermacht und den Verfaſſer mit allen Mitteln des Hohnes und all' der Gleichgiltigkeit, die gegenüber einem tiefſittlichen Charakter zur Beleidigung wird, jenem Zuſtande der innerſten Entrüſtung entgegenſchleudert, den ein Stärkerer als ich willig ertrage. — In dieſer Stunde, eine Reihe der ſchmerzlichſten Täuſchungen hinter mir, nur das Bewußtſein des redlichſten Willens im Herzen, habe ich für das Deutſche Volk nur noch dieſen Wunſch: daß es ſich ſo lange an den Machwerken eines Brachvogel, einer Birch-Pfeiffer ergötzen müſſe, bis ihm die Weltgeſchichte das Urtheil des vollſtändigen Zerfalles ſpricht."

Man ſieht, der Dichter iſt entrüſtet wie ein Prophet des alten Bundes; gebe der Himmel, daß nicht Jeſaias, ſondern Jonas in ihm auferſtanden ſei. Jedenfalls ſteht zu hoffen, daß ſein Fluch das arme Deutſchland nicht treffen wird, ſo lange er noch ſchreibt: „Ich geh' daheim!" (Pag. 37) ſtatt: „Ich gehe heim" u. ſ. w., denn ſelbſt Wodan hielt auf reines Deutſch und ließ ſich nicht ungrammatikaliſch beſchwören.

Anders ſteht es mit:

„Herz und Haupt." Dramatiſches Gedicht von Carl Schwebemeyer. Berlin, Springer 1858.

Hier müſſen wir aus wichtigen Gründen, die ſogleich einleuchten dürften, mit dem Buchbefund, um den Juriſten einen Ausdruck abzuborgen, beginnen. Das Werk zählt 498 Seiten und würde bei ſplendiderem Druck noch einmal ſo ſtark ſein; es kündigt ſich alſo ſchon in ſeiner äußeren Erſcheinung als höchſt ſolid an und bildet einen naturgemäßen Uebergang vom Lexicon zum Theſaurus. Dem entſpricht das Innere auch vollkommen, denn wiſſenſchaftliche Solidität iſt ſein Charakter und zwiſchen dem Lexicon und dem Theſaurus muß ihm ein Ehrenplatz eingeräumt werden, wenn der Verfaſſer ſich gleich, ſei es nun aus Unklarheit über ſich ſelbſt oder aus Beſcheidenheit, ſtatt des Doctorhutes, der ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, den luftigen Dichterkranz, „an dem die Buben ihm zerren und reißen könnten“, aufgeſetzt hat. Allerdings könnte man auf einen flüchtigen Blick hin glauben, man habe ein Drama vor ſich, wenn auch eines, das die ſämmtlichen Werke von Aeſchylos und Sophocles, in Einem Bande vereinigt, noch an Umfang und Ausdehnung übertreffe. Denn nicht allein, daß gleich in der „Weihe“ ein ziemlich heftiger, hie und da an Shakeſpeare'ſche Ungenirtheit erinnernder Wortwechſel zwiſchen dem Verfaſſer und dem „alten Fritz“ (Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer iſt gemeint und er wird am Bart gezupft) vorfällt; wir ſtoßen auch auf ein Perſonenverzeichniß und die behandelten Materien ſind nicht in Capitel und Paragraphe, ſondern in Aufzüge und Auftritte abgetheilt. So wie man ſich jedoch ein wenig in das Gebotene zu vertiefen anfängt, ſchwindet die Täuſchung und man überzeugt ſich, daß man es mit einer Encyklopädie in zeitgemäßer Form zu thun hat und fühlt ſich angenehm an die Zeit erinnert, wo Baſedow den Kindern die Buchſtaben in Zucker backen ließ, damit Eſſen und Lernen hübſch zuſammenfalle. Wenn man vor einer Scene ſteht, die über hundert Seiten zählt und in der Repliken von zwei Ellen Länge vorkommen, Repliken nämlich, die nicht nach dem bloßen Anſchein, wie die leichtſinnige und verzärtelte Welt es wohl mit etwas ausführlichen Trauerſpiel-Monologen zu machen pflegt, oberflächlich abgeſchätzt, ſondern gewiſſenhaft mit dem Inſtrument des Schneiders gemeſſen wurden, ſo iſt der menſchlichen Natur ein Schauder erlaubt und die Muthmaßung eines Freundes, daß wenigſtens die Hauptperſon, der Kaiſer angenagelt ſein müſſe, drängt ſich faſt mit Nothwendigkeit auf. Wenn man ſich aber von der näheren Prüfung nicht abſchrecken läßt und Jamben-Colonnen findet, wie:

„Vor Allem fehlt's an einem Handelsrecht
Für's ganze Deutſchland, doch iſt's an der Zeit
Für ſolch ein allgemeines Handelsrecht
Und insbeſondere ein Seerecht auch u. ſ. w.“

oder:

„Auch Münzen, Maße und Gewichte ſind
In hohem Grade der Verbeſſerung werth u. ſ. w."

oder:

„Und ja, ich rühme mich, daß dieſes Recht,
Das ich Capitularien genannt,
Der erſte Codex iſt, mit Ausnahme
Nur der Aſſiſen von Jeruſalem;
Denn wenn in anderen Ländern früher ſchon
Rechtsbücher zwar erſchienen ſind, ſo ſind
Dieſelben nur privatim compilirt
Und ohne äußere Autorität u. ſ. w."

oder (Friedrich der Zweite ſpricht und ſprach bisher, und jedes Mal 200 oder 150 oder 100 Verſe):

„Damit das Recht auch ganz geſichert ſei
Für Jedermann und alles Irrthums bar,
Führt ich verſchiedene Inſtanzen ein,
Die unteren Fiscalgerichte, dann
Die magna Curia, als höchſte dann
Die Curia suprema u. ſ. w."

oder (es iſt noch immer oberwähnter Hohenſtaufen):

„Ich zweifle nicht, daß — — —
Daß einſt die Zukunft mit ihrem Kaſtengeiſt
Zuſammt Ausſchließlichkeits- und Schutz-Syſtem
Dem Handels- und Gewerbe-Freiheits-Geiſt
Erliegen und das Feld ihm räumen muß u. ſ. w.

oder:

„Ganz etwas Andres iſt's jedoch, wo ſich's
Vom Staate handelt und vom Staatsſyſtem
In ihrer ganzen Form und Weſenheit u. ſ. w.

oder (Anſelm von Juſtingen miſcht ſich ein):

„In England hatte Richard Löwenherz
Vor Jahren ſchon, als er vom Kreuzzug heim
Nach unfreiwill'gem Sitz auf Dürnſtein
In ſeine Lande wiederum gelangt,
Das Seegeſetz, genannt Roles d'Oléron
Erhoben zu gemeinem Landesrecht u. ſ. w.

oder (der Kaiſer ſchließt):

„Doch über Alles traun! iſt ſonderbar
Das ſogenannte Wechſel-Tauſch-Syſtem u. ſ. w.

ſo ſpringt die unſchuldige Liſt des Verfaſſers ſogleich in die Augen und der Billige drückt ihm gerührt dafür die Hand, daß er ſeine Gäſte zu einem Ball einlud und ſie mit einer Vorleſung über die Staatswiſſenſchaften regalirte, denn tanzen will Jeder, aber wer mag lernen? Bringt man nun noch in Anſchlag, daß ihm das ſchnöde Verſificiren keineswegs leicht wird, wie eine kleine Probe aus der „Weihe“ gewiß ſchlagend darthut:

„Da ſah ich mächtig drob ſich regen
Am ſteinern Tiſch den alten Fritz,
Gewaltig hin und her bewegen,
Schon wird es ihm zu eng im Sitz;
Dann ruft er laut, die Hand am Degen:
Mit Einer Zunge ſprich, Potz Blitz,
Was kümmern Deine tauſend mich
Mit Einer, Knabe, ſprich, ſprich, ſprich.“

ſo wächſt das Verdienſt ſeiner Selbſtaufopferung noch um ein Unberechenbares, und es dürfte wenig Gelehrte geben, die an die Populariſirung ihrer Ideen den Schweiß ſetzen, den er daran geſetzt hat.

Wir heißen daher ſein Werk mit Dank willkommen und empfehlen es namentlich Jedermann, der ſich über die Verfaſſung des alten Deutſchen Reichs bündig unterrichten will, und dem Pütter und Häberlin, die leider von den Toilette-Tiſchen gänzlich zu verſchwinden ſcheinen, nicht zur Hand ſind. Damit ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß Juriſten, National-Oeconomen, Theologen und Hiſtoriker leer ausgehen; nur der Mediciner dürfte ſich über Vernachläſſigung beklagen, uns iſt nicht einmal über das Sanitätsweſen etwas aufgeſtoßen. Das iſt allerdings befremdlich, es kann aber darin ſeinen Grund haben, daß es uns bei der Reichhaltigkeit der erledigten Materien entging, und daß das der Encyklopädie vorgedruckte Perſonen-Verzeichniß leider die Disciplin nicht ausdrücklich bezeichnet, die ſich hinter jedem einzelnen Namen verſteckt, was die Orientirung natürlich erſchwert, obgleich es der Maske wegen nothwendig geweſen ſein mag. Sollte ſich die Lücke in dem ſonſt ſo gründlichen Werk wirklich finden, ſo wäre es um ſo mehr zu bedauern, als dadurch nicht allein der Ruhm des Verfaſſers, ſondern auch die Freude eines ihm längſt vorangegangenen Schattens über ſeine Leiſtung beträchtlich geſchmälert werden würde. Wer die fünfte Auflage von Johann Chriſtian Günther's, des Schleſiers, Gedichten in Händen gehabt hat, der wird ſich auch der Vorrede eines Ungenannten erinnern, und der Forderungen, die dieſer an den Poeten, wie er ſein ſoll, ſtellt. Vertraute Bekanntſchaft mit allen den Wiſſenſchaften, in denen unſer Verfaſſer ſich als Meiſter zeigt, wird verlangt, aber freilich wird auch die Medicin ſo wenig erlaſſen, daß ſogar die Oſteologie als ein weſentliches Hilfsmittel der dichteriſchen Begeiſterung mit Energie hervor gehoben wird. Der Mann findet in „Herz und Haupt“ nach mehr als hundert Jahren ſein Ideal faſt verwirklicht; nur Schade, daß er keine Bücher mehr leſen kann.

* * *

Ueber Adolf Holtzmann's Indiſche Sagen.

Eine Arbeit, wie die vorliegende, kann aus einem doppelten Geſichtspunkt betrachtet und beurtheilt werden, aus dem rein ſprachgelehrten und aus dem allgemein literariſchen. Einer ſchließt den andern nicht aus, aber es trifft ſich ſelten, daß ein und derſelbe Kritiker beiden genügt oder auch nur genügen will. Wer das Verhältniß der Ueberſetzung zum Original in's Auge faßt, begnügt ſich meiſtens damit, den Grad ihrer Treue zu beſtimmen, einzelne Mißverſtändniſſe zu rügen, vorkommende Dunkelheiten aufzuhellen, mit einem Wort, eine grammaticaliſche Recenſion zu geben und höchſtens noch einen größern oder kleinern Commentar hinzuzufügen. Das iſt auch ohne Zweifel dankenswerth und für die Sprachwiſſenſchaft ſogar die Hauptſache. Es bleibt dabei aber unerörtert, ob das Werk, das unſerer Literatur durch eine ſolche Ueberſetzung einverleibt wurde, dieſe Auszeichnung verdiente, ob es uns neue Quellen der Bildung oder des Genuſſes zuführte, oder ob es nicht vielmehr in zu ſtarrer Fremdartigkeit geeignet iſt, die ſchon ſprudelnden einheimiſchen oder doch längſt aus der Ferne zu uns herüber geleiteten zu verſtopfen, ſie wenigſtens in ihrem friſchen Erguß zu hemmen. Auch das erheiſcht eine Unterſuchung und ſie iſt nicht unwichtiger, wie die ſchon erwähnte.

Die Gebrüder Schlegel, Friedrich voran, waren die Erſten, die ſich unter uns gründlich mit der Sprache und der geiſtigen Verlaſſenſchaft der alten Inder beſchäftigten. Leider aber machten ſie es hier, wie überall, ſie gingen zu weit, ſie wußten ihrer an ſich gerechten Begeiſterung nicht Maß noch Ziel zu finden. Shakeſpeare war für ſie zu der Zeit, wo ſie ihn überſetzten, der Normaldichter, deſſen Exiſtenz eigentlich die Exiſtenz aller übrigen ausſchloß, und der, ärger als Saturn, nicht bloß ſeine Kinder, ſondern auch ſeine Väter verſchlang. Dennoch ward Calderon, als ſie ſpäter über dieſen geriethen, von ihnen noch über Shakeſpeare hinaufgeſtellt, und zwar, da doch ein Scheingrund für die ſchreiende Inconſequenz erfunden werden mußte, weil er nicht bloß ein Dichter, ſondern auch noch obendrein ein Chriſt ſei. Eben ſo galten ihnen, als ſie ſich den durch Jones freilich ſchon gelichteten Weg zu den Braminen gebahnt hatten, dieſe bald für mehr, als alle ihre früheren Lehrer, als Ariſtoteles und Plato, als Jacob Böhme und Schelling, und das Prophetenthum, in dem die Welt ſeit lange ſchon nur noch eine poetiſch ſtammelnde, in Gnomen aus einander gebröckelte Philoſophie erblickte, wurde von ihnen wieder, allerdings in Uebereinſtimmung mit der in der ſpäteren indiſchen Literatur aufgekommenen Betrachtungsart, als eine weit über den Bereich der Vernunft hinausliegende unmittelbare Incarnation der Idee, als ein Letztes und Höchſtes geltend gemacht. Das hätte üble Folgen haben können, aber glücklicher Weiſe fehlte es in Deutſchland dem neuen Evangelium gegenüber nicht an einer proteſtirenden Stimme von hinlänglichem Gewicht. Goethe, der treue Hort der Zeit, gab es ungern zu, wenn irgendwo ein altes Grab geöffnet werden ſollte, denn er fürchtete die Peſtdämpfe, die bei einem ſolchen Anlaß hervorzudringen und ſich unheilvoll mit der friſchen Lebensluft zu miſchen pflegen, und er glaubte, daß die daraus entſpringende Gefahr durch die etwa zu entdeckenden Paar goldenen Ringe und Münzen ſelten aufgewogen würde. Er freute ſich der lieblichen Sacontala, aber er vergaß über dem Spielen mit dem Zauberkinde nicht ſeiner Wächterpflicht, er ſchaute unverwandten Blicks nach den am Ganges in emſigſter Thätigkeit beſchäftigten deutſchen Todtengräbern hinüber; er ſchüttelte jedesmal das olympiſche Haupt und runzelte die Stirn, wenn eine verſteinerte Kuh oder ein Affe aus dem Schutt hervorgezogen und dabei triumphirend verkündigt wurde, das ſeien die eigentlichen Ahnen alles Wahren und Schönen; er ward endlich ungeduldig und erklärte, daß er ein für alle Mal mit Kühen und Affen, mit Elephanten und Schlangen in keine verwandtſchaftlichen Beziehungen treten wolle, und mit ihm wandte ſich ganz Deutſchland von Indien wieder ab. Das war für die Romantiker ein harter Schlag. Sie hatten ſo ziemlich ein vollſtändiges Inventar der neuen Metropole beiſammen gehabt und den Hohenprieſterrock ſogar ſchon angezogen; wie hätten ſie ihren Zorn bemeiſtern ſollen? Wir haben den Undankbaren ja ſelbſt gekrönt, dachten ſie, er iſt ja nur König von unſerer Gnade; nehmen wir zurück, was wir ihm nur verliehen, weil wir ſeine Geſinnung noch nicht kannten! Nun griffen ſie nach der Krone des Donnerers, aber, o Wunder! ſie war mit dem Kopf zuſammengewachſen und ſie konnten nichts herunterreißen, als einige überflüſſige Flitter von Goldpapier, die ſie beſchämt für ihr Eigenthum anerkennen mußten, und ſich nicht einmal in das eigene Haar zu flechten wagten. Es blieb alſo bei dem Verdict, da die Inſtanz, von der es ausging, nicht zu discreditiren war; ja der verſtändigere der Brüder, Auguſt Wilhelm, gab ſeiner Nation ſpäter für ſeinen Antheil an dieſen Uebertreibungen und Maßloſigkeiten durch eine höchſt ſolide Arbeit, durch ſeine Ausgabe des Râmâjana, den würdigſten Erſatz.

Daß es ſo ging, war gut. Das Grab war aufgegraben, es wurde durch das abfällige, vielleicht zu harte Wort des großen Dichters nicht wieder verſchüttet, aber die Sonne hatte Zeit, hinein zu ſcheinen. Nüchterne Männer mit minder verzückten Blicken traten hinzu; ſie fanden freilich nicht, was nur der ſich überſtürzende Enthuſiasmus zu finden glauben konnte, eine Vergangenheit, die alle Zukunft anticipirt hatte, eine Weisheit, in der alle Weisheit der Welt ſteckte und die der Thorheit und des Irrthums doch nicht Herr geworden, ja nicht einmal im Stande geweſen war, ſich neben dieſen ihren beiden Stiefgeſchwiſtern zu behaupten. Aber ſie fanden allerdings wohl erhaltene Ablagerungen reſpectabler Geiſtesproceſſe, die nicht blos aus dem hiſtoriſchen Grunde Berückſichtigung verdienten; ſie fanden vor Allem einen Schatz wahrer Poeſie, welcher electriſche Kraft genug inne wohnte, um noch durch den Conductor der weit abliegenden abendländiſchen Sprachen hindurch Herzen zu erſchüttern und Gemüther zu entflammen. Dieſe gingen nun mit Ernſt und Eifer an das Geſchäft, uns hievon ſo viel wie möglich zuzuführen, und wer wäre ihnen nicht dankbar dafür, wem wäre nicht durch Bopp's oder Rückert's Vermittlung von dorther hin und wieder ein mächtiger und nachhaltiger Eindruck zu Theil geworden! Dieß Geſchäft war noch immer kein leichtes. Die deutſch-romantiſchen Nebel hatten ſich allerdings verzogen, aber die indiſchen waren geblieben; die neuen Arbeiter gingen ihrerſeits nicht darauf aus, tiefſinnige Sprüche zu Syſtemen auszuſpinnen und markig-lebendige Geſtalten in Allegorien aufzulockern; aber ſie fanden dergleichen Unweſen ſchon vor. Auch in Indien waren nämlich auf die Schöpfer Commentatoren gefolgt, und dieſe hatten namentlich in die poetiſchen Reſte, die alten Heldengeſänge, eine unſägliche Verwirrung gebracht. Es war ja von jeher der Fluch der Ausleger und wird es ewig bleiben, daß ſie über die künſtleriſche Symbolik, deren Vorhandenſein ſie ahnen, weil nur dieſe Ahnung ſie in Thätigkeit verſetzt, im gründlichſten Mißverſtändniß befangen ſind. Sie wiſſen nicht, daß dieſe Symbolik immer nur auf's Allgemeine geht und ſich, ohne ihre Natur zu verändern, gar nicht in Specialitäten verlieren kann; daß ſie wohl den Weltzuſtand veranſchaulicht, die religiöſe, politiſche und ſittliche Bildungsſtufe der Zeit, die ſich ganz von ſelbſt ohne Nebentendenz in Charakteren und Situationen wiederſpiegelt, und dieſen eben die feinſten der individuellen Umriſſe und Unterſcheidungslinien giebt, daß ſie aber nicht das Mindeſte mit „hinein geheimnißten" Beziehungen auf Dieß und Das zu ſchaffen hat. Der Commentator will mehr, d. h. in ſeinem Sinn, denn im höheren iſt es weniger; er hat keine Vorſtellung davon, wie ſchwer die wunderbare Farbenbrechung, die im Kunſtwerk jedes Allgemeine als ein Beſonderes, jedes Bekannte als ein Unbekanntes erſcheinen läßt, und die allein den lebendigen Reiz erzeugt, hervorgebracht wird; er hält das für zu unbedeutend, zu gemein. Darum geht er auf ſeine Mikrologieenjagd aus, ſchlachtet die Menſchen, die ſich auf feſten Füßen in Kraft und Fülle des Lebens vor ihn hinſtellen, gelaſſen ab, zerrt ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, um Zeichendeuterei daran zu treiben, und ſieht im Herzen lieber eine mathematiſche Figur, die mit der Cabbala zuſammenhängt, als ein Organ, das die Pulſe mit Blut füllt und die Roſen auf den Wangen begießt. Bei uns begnügen ſich die Ausleger nun doch wenigſtens mit Marginalien und Noten, in Indien ſind ſie weiter gegangen, haben überarbeitet und umgeſchmolzen, eingeſchaltet und weggeworfen, auseinander geriſſen und wieder zuſammengeſetzt. In ein ſolches Labyrinth Ordnung zu bringen, Urſprüngliches und Eingeflicktes ſtreng zu ſcheiden, die erſt barbariſch zerſtückelten und dann mechaniſch zu monſtröſen Thierkörpern und Steinbildern verknüpften Geſtalten wieder herzuſtellen, das war die Aufgabe. Wie weit ſie über die gewöhnliche einer Ueberſetzung, etwa aus dem Franzöſiſchen, hinausging, ſieht Jeder, und daß ſie nur durch den feinſten Inſtinct für die Form gelöſ't werden konnte, leuchtet ein. Mir däucht nun, dieſen hat der neue Darbringer eines Cyclus indiſcher

Sagen, Herr Holtzmann, auf glänzende Weiſe bethätigt, und darum halte ich es für Pflicht, das größere Publicum auf ſeine Leiſtung aufmerkſam zu machen. So wie er hat noch keiner ſeiner Vorgänger das Ueberflüſſige vermieden und das Nothwendige feſtgehalten, die Buchſtabentreue geopfert und die höhere erreicht. Das gilt vom Ganzen wie vom Einzelnen, von der Auswahl der Sagen wie von ihrer Behandlung, hat auch, was die Vorläufer des mir jetzt vorliegenden dritten Theiles betrifft, bereits factiſch Anerkennung gefunden, da wenigſtens der erſte ſchon in zweiter Auflage erſchienen iſt.

Holtzmann giebt in drei Vorreden über die Principien, die er bei ſeiner Arbeit befolgt hat, curſoriſch Rechenſchaft. Er ſtellt ſich hiebei vor das allgemein literariſche Forum, nicht vor das ſpecielle des Sprachgelehrten. Sie ſind durchaus zu billigen und er irrt ſicher nicht, wenn er ſagt: „So gebe ich gerne zu, daß in meinen Nachbildungen indiſcher Gedichte nicht alle Züge mit dem Urbilde übereinſtimmen werden, wenn es einmal der Kritik gelungen ſein wird, dieſes in ſeiner echten Schönheit wieder herzuſtellen; glaube aber immerhin, daß vorerſt meine Nachbildungen eine richtigere Vorſtellung der Urbilder geben, als es eine wörtliche Ueberſetzung der Texte, wie ſie jetzt vorliegen, thun würde.“ Ueber ſeine Bearbeitung von Nal und Damajanti, die den dritten Band zum größten Theil füllt, bemerkt er: „Ich befand mich etwa in der Lage eines Malers, der ein vortreffliches altes Gemälde, das aber durch die Zeit und mehr noch durch unverſtändige und ungeſchickte Auffriſchungen gelitten hat, und faſt unkenntlich geworden iſt, copiren ſoll. Er wird ſich nicht entſchließen können, die geſchmackloſen Zuthaten und die grellen Töne des übermalenden Verbeſſerers, der das altmodiſche Bild für den Geſchmack der Zeit herausputzen wollte, wieder zu geben, ſondern er wird das echte Werk des Meiſters, wie er es, von den erhaltenen Zügen auf das Ganze ſchließend, ſich vorzuſtellen vermag, in ſeiner Copie nachzubilden ſuchen; wenn ſchon er ſich geſtehen muß, daß, wenn es gelänge, das Original ſelbſt von jeder ſpäteren Verunreinigung zu ſäubern und in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder herzuſtellen, wahrſcheinlich ſich ergeben würde, daß er ſich in vielen Stücken geirrt habe!“ Gewiß ein Geſichtspunkt, von dem zu wünſchen wäre, daß auch Bopp, der das vortreffliche Gedicht früher brachte, ihn erwählt, und daß Rückert, der ſich ihm in ſeiner Uebertragung ſchon mehr näherte, ihn nicht zu oft wieder aus den Augen verloren hätte. Vor Bopp hat Holtzmann's Bearbeitung die ſtrenge Ausſcheidung alles Entbehrlichen und Störenden; vor Rückert, der ſich bei der Ungebundenheit ſeiner Reime von den Sloken gar zu weit entfernte, jedenfalls das angemeſſenere Versmaß, die dem Totaleindruck unbedingt nothwendige grandioſe Simplicität der rhythmiſchen Bewegung voraus. Die Erſcheinung derſelben bedurfte daher durchaus keiner Entſchuldigung, die er dennoch beſcheidener Weiſe vorbringt; dieſe reizendſte Epiſode des Mahabharata wirkt erſt in ſeiner Einkleidung, wie ſie wirken ſoll, und kommt mir wie eine Meerlilie vor, die ſich auf dem Rücken des Oceans ſchaukelt. Ja, das iſt Poeſie für alle Völker, das verdient, aus einer todten Sprache in alle lebenden hinüber gerettet zu werden, das iſt ein Gewinn für jede Literatur! So viel Friſche bei ſo viel Fülle; ein längſt vergangener rund in ſich abgeſchloſſener Zuſtand der Welt, der nie wiederkehren kann, wie er auch in den homeriſchen Dichtungen ſich ſpiegelt, und doch in jeder Menſchenſeele das Organ, ihn in Luſt und Leid nachzufühlen und zu begreifen! Die übrigen im dritten Bande mitgetheilten Sagen können ſich dieſer entzückenden Schöpfung zwar nicht an die Seite ſtellen, ſind jedoch auch, etwa mit Ausnahme der von Aſchtawakra, welche ſich in gelehrte Spitzfindigkeiten verliert und für die anderen ein gutes Relief abgiebt, tief poetiſch und an herrlichen Einzelheiten reich, vorzüglich die letzte, das Schlangenopfer, die freilich von einer phantaſtiſchen Ungeheuerlichkeit ausgeht, dieſe aber in höchſter Kürze abthut und ſich unverweilt zum Echtmenſchlichen zurückwendet. Beſtände nicht zwiſchen dem proſaiſchen Reproduciren einer dichteriſchen Erfindung und dieſer ſelbſt ein noch größerer Unterſchied wie zwiſchen Notenleſen und Muſikhören, ſo würde ich ſie zur Probe erzählen; ſo aber beſcheide ich mich, ſie jedem Freunde echter Poeſie zu empfehlen.

* * *

Moderne Lyrik.

I.

Gedichte von Adolph Pichler in Innsbruck.

Gedichte von C. Reinhold in Tübingen.

Die deutſche Muſe hat ſchon manchen Mann gehabt, ſeit ſie Madame Opitz hieß; dieſen Namen legten ihr nämlich die Verehrer des „Boberſchwans" wirklich bei. Es iſt eine ſtattliche Reihe ſtolzer und mannhafter Geſtalten, die ſich von Paul Flemming an bis auf Ludwig Uhland herab durch zwei Jahrhunderte hinzieht. Zuweilen drängte ſich wohl auch ein Zwerg, auf hohen Stelzen einherſchreitend und aus enger Bruſt ſchrillende Fiſteltöne hervorpreſſend, mit ein, aber wie bald wurde das Holz wurmſtichig, das ihn ſtatt der Beine trug, und wie jämmerlich purzelte er dann zu Boden. So, um ein weit genug hinter uns liegendes Beiſpiel anzuführen, erlebte Gottſched mit ſeinen Gedichten freilich ebenſo viele Auflagen, wie mancher Modelyriker unſerer Tage, und ſie waren, was die Zahl der Exemplare anlangt, ohne allen Zweifel größer, aber die Nachwelt iſt nicht geneigt, des Erfolges wegen, den Spruch über ihn zu mildern, oder ihm ſein Eifern und Toben gegen Klopſtock zu verzeihen. Wie ein Narr, der ſelbſt nicht weiß, daß er es iſt und der deshalb nur um ſo ernſthaftere Geſichter ſchneidet, je ärger er verlacht wird, ſteht er am Eingang unſerer großen Literaturperiode da; der Sänger des Meſſias, von Hölty und Bürger, von Claudius und Voß begleitet, zieht im Purpurmantel an ihm vorbei und ſtimmt das Inſtrument der Sprache: Goethe und Schiller folgen faſt unmittelbar und ſpielen es ſeinem ganzen Umfange nach aus, und manch ſchönes Talent ſchließt ſich noch ſpäter an und wagt einen eigenthümlichen Ton.

Es iſt kaum ſchwerer über Muſik zu ſchreiben, wie über lyriſche Poeſie, wenn man wirklich Etwas feſtſtellen und nicht in etymologiſchem Becherſpiel ein Unbeſtimmbares mit dem andern müßig und reſultatlos vergleichen will. Man ſehe unſere Aeſthetiker an, die beſten nicht ausgenommen, und frage ſich, ob ſelbſt Jean Paul, der doch hell und klar, wie kein Zweiter, in den Darſtellungsprozeß hineinſchaute, hier über die Trivialität hinaus kommt. Der Grund iſt einfach: man hat in der Lyrik das reine Element vor ſich, um das alle Formen ſich ſtreiten, ohne daß eine den Sieg davonträgt, weshalb ſie in der ſingbaren Ballade, die zugleich epiſch, dramatiſch und muſikalich iſt, gipfelt. Im Allgemeinen hat man von jeher zwei Hauptrichtungen unterſchieden: die geiſtige, die bei uns durch Schiller repräſentirt wird und die man nicht ſo kurzweg die reflective nennen ſollte, und die gemüthliche, die Goethe vertritt. Darin hatte man auch ganz recht, man behielt nur nicht genug im Auge, daß beide Richtungen in der Phantaſie ihre gemeinſchaftliche Wurzel haben, welche die geiſtige allein vor der Abſtraction und die gemüthliche vor dem Sturz in die nüchternſte Proſa bewahren kann. Denn freilich, wenn jeder Gedanke ein Gedicht oder auch nur der Keim zu einem Gedicht wäre, ſo hätte Johann Jacob Wagner, der würzburger Philoſoph, Recht gehabt, als er ſeine Dichterſchule ſchrieb und in ihr den Beweis lieferte, daß man jederzeit aus einem ſcharfen Kopf ein claſſiſcher Dichter werden könne. Und wenn jedes Juchhe und jedes Oweh, das im Wechſel der Gefühle aus dem ſo oder ſo bewegten Herzen aufſteigt, nur ſeine Wahrheit darzuthun und etwa noch ſeine Entſtehungsgeſchichte hinzuzufügen brauchte, um für poetiſch zu gelten, ſo wäre Vater Gleim mit großem Unrecht ausgeſtrichen worden, ſo dürften die Vogl und Genoſſen nie ausgeſtrichen werden, ſo müßten die nürnberger Meiſterſänger alle wieder auferſtehen, ſo gäbe es aber auch keinen Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa, als den Reim. Es muß eben ein ſchöpferiſcher Act der Phantaſie hinzukommen, der den allgemeinen Gedanken individualiſirt und umgekehrt das ſubjective Gefühl generaliſirt, und die Individuen, in denen dieſer Act ſich vollzieht, treten ſo ſelten hervor, daß man noch in tauſend Jahren keine Uebervölkerung des Parnaſſes zu beſorgen haben wird. Den Stadtpfeifern und Thurmbläſern gegenüber, die alljährlich unſere Muſenalmanache füllen, wird natürlich mit einer Definition nichts ausgerichtet, denn ſie verachten ſie entweder oder fühlen, ſich wunderſamer Weiſe, mit ihr in Uebereinſtimmung. Aber wem um Einſicht zu thun iſt, der gehe dem hier gegebenen Fingerzeige nach und mache auf Goethe und Schiller die Anwendung. Bei Goethe leuchtet es auf den erſten Blick ein, daß alle ſeine Gedichte Perſpectiven mit unendlichen Spiegelungen eröffnen und ſich nur darum ſo eng an die von ihm nicht ohne Grund hochgeprieſene Gelegenheit anſchließen, weil er den Standpunkt möglichſt ſcharf fixiren muß; aber auch bei Schiller iſt nicht zu erkennen, daß er den philoſophiſchen Gehalt, der ihm allerdings immer vorſchwebt, keineswegs, wie etwa Lucrez, als einen ſchon errungenen, blos ausbreitet und in einen Goldrahmen faßt, ſondern daß er uns ſein Kämpfen um ihn und alſo ſeine Abhängigkeit von ihm in allen Stadien darſtellt. So generaliſirt der Eine ſein Beſonderes und individualiſirt der Andere ſein Allgemeines, bis ſie, von ganz entgegengeſetzten Enden ausgehend, in der Mitte des Wegs zuſammentreffen und die beiden Hälften der Menſchheit innig mit einander verſchmelzen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur von den beſten Stücken dieſer Männer die Rede ſein kann.

Auf Goethe und Schiller folgte, wie ſchon bemerkt wurde, manch' ſchönes Talent, auf deſſen Charakteriſirung hier Verzicht geleiſtet werden muß. Uhland war das bedeutendſte, und es war ein trauriges Zeichen, daß dieſe friſche, kerngeſunde Erſcheinung, aus der das ganze mittelalterliche Deutſchland lyriſch ſingt, wie es aus Goethe's Götz dramatiſch ſpricht, zunächſt in einem Wüſtenmaler den Rivalen finden, dann gar durch einen Todtenvogel in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Aber welche Rieſen ſind wieder Freiligrath und Lenau, die doch neben Uhland kaum ſichtbar bleiben, gegen ihre Nachfolger! Nicht, als ob nicht hie und da noch eine reſpectable Natur mit markigen Gaben hervorgetreten wäre, aber ſie wurde kalt bei Seite geſchoben oder höchſtens ſo begrüßt, wie der Arzt von den Kindern, der ihnen einen Blutreinigungsthee auf den Tiſch ſetzt. Und was ſich geltend machte, was geſungen und wieder geſungen wurde, das war meiſtens der Art, daß man im Gedanken an's Ausland mit Scham und völligem Stillſchweigen darüber hinweggehen muß. Jetzt ſcheint ein Wendepunkt nahe zu ſein, denn an allen Ecken und Enden erheben ſich nachdrucksvolle Stimmen gegen die in aufgedunſenen Verſen vorgetragene gleißneriſche Frömmelei und die nebenher tänzelnde läppiſche Minneſängerei, die ſich gern als allein berechtigt hinſtellen mögten und die nicht einmal neben Anderem zu exiſtiren verdienen, da ſie hohl und leer ſind. Es dürften, um auf das im Anfang gebrauchte Bild zurückzukommen, bald wieder einige Stelzen brechen, und daher iſt es doppelt erfreulich, daß auch wieder Dichter erſcheinen, die den Ton der Wahrheit und der Männlichkeit anſtimmen, ohne darum weniger religiös zu ſein, oder ſich zarteren Gemüths- und Seelenregungen unzugänglich zu zeigen. Zu dieſen Dichtern gehören die Beiden, die zu den vorſtehenden allgemeinen Betrachtungen nicht ſowohl blos Anlaß gaben, als geradezu dringend aufforderten. In der Kernhaftigkeit und Gediegenheit, die immer auf das Weſen ausgeht und lieber trocken erſcheint, als ſich nach falſchem Prunk und Flittertand umſieht, ſind ſie einander gleich; in der Beherrſchung der Form, die ſich freilich hie und da noch ſträubt, halten ſie ſich auch ſo ziemlich die Stange. Sonſt unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß Pichler offenbar erſt in's Leben hinein ſchreitet und Reinhold heraus, daß Jener alſo die Welt und was ſich darin regt und bewegt, mit Jubel begrüßt, und Dieſer mit geſättigtem Blick auf ſie zurück ſchaut, ſo daß ſie ſich bei dem Einen im Morgenſtrahl und bei dem Andern in der Abendbeleuchtung zeigt. Zum Eingehen auf's Detail iſt hier nicht der Ort; es ſei daher nur noch bemerkt, daß, wenn die Sammlungen ſich auch nicht als Sammlungen in unſerer deutſchen Nationalliteratur behaupten ſollten, ſich einzelne Stücke doch ohne alle Frage durchſetzen und in jeder mit Verſtand ausgewählten Anthologie einen Ehrenplatz finden werden. Dahin rechnen wir bei Pichler z. B. die alte Zither, die zugleich das tyroler Volksleben vortrefflich abſpiegelt, und ein Feſt; bei Reinhold das wunderſchöne dritte Seelied und den Haideritt.

* * *

II.

Gedichte von Franz Dingelſtedt.

Zweite Auflage. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'ſcher
Verlag. 1858.

Jedes Volk hat ſein Lied, und hält den urſprünglichen Ton feſt, bis es verſtummt. So hat auch unſere deutſche Lyrik, wie lianenhaft üppig und bunt ſie ſich auch durch die Jahrhunderte hinſchlingen mag, ſich in ihren Elementen nie verändert. Gleich weit entfernt von engliſcher Schwerfälligkeit wie von franzöſiſcher Leichtfertigkeit und italieniſcher Spitzfindigkeit, war ſie von jeher das Product einer naiven Hingebung an die Dinge und einer etwas nüchternen Reflexion über ſie. Unſere Dichter zerfallen nach dem Ueberwiegen des einen oder des andern dieſer Elemente in zwei getrennte Familien, die jedoch den gemeinſchaftlichen Grundſtamm keinen Augenblick verläugnen können. In Goethe's Poeſie der ſüßeſten Unmittelbarkeit miſchen ſich, wie oft ſchon bemerkt und nicht ſelten ſogar getadelt wurde, die härteſten realiſtiſchen Züge; um für den Himmel, deſſen Seligkeit er mit einer Engelszunge verkünden will, Glauben zu finden, ſtößt er die Leiter mittelſt deren er ihn erklomm, nicht zurück, ſondern zieht ſie nach, und zählt uns ihre Sproſſen vor. Umgekehrt weiß Schiller für die kühnſten Flüge ſeiner Speculation noch immer das menſchliche Gemüth zu erwärmen und ihm ein Gefühl einzuflößen, als ob es ſich in den goldenen Wolken, zwiſchen denen er wonnetrunken und der Erde vergeſſend wandelt, auch ſäen und erndten ließe; er gewinnt ſein Ideal durch die Verklärung des natürlichen Zuſtandes, nicht durch die unfruchtbare Nihilirung desſelben, und gelangt zur Verklärung durch ſimples Zurückgehen auf's Geſetz, in welchem Sollen und Können denn doch zuletzt auch zuſammenfallen. Dieſe wunderbare Miſchung des Allgemeinen und des Beſondern, die das eine beſtändig zur Probe des andern macht und die Blutbildung vielleicht um ihr brennendſtes Incarnat bringt, ſie dafür aber auch vor der Verwäſſerung ſchützt, iſt freilich zunächſt ein Reſultat unſerer tiefſinnigen Sprache. Denn dieſe will, wie kaum eine zweite, überall das Werden veranſchaulichen, ſie knüpft unermüdlich und unabläſſig Blüthe und Wurzel zuſammen, und muß darum auch die Uebergänge und die Bedingungen, unter denen ſie allein zu Stande kommen, unverrückt im Geſicht behalten. Aber die Sprache iſt, um weiter zurückzugreifen, ja auch eben der erſte und unverfälſchteſte Ausdruck der Nationalität, und kann nichts abſpiegeln was nicht in ihr liegt.

Jedes Volk hat ſein Lied, und hält den urſprünglichen Ton feſt; allein jede Zeit variirt ihn auf eine eigenthümliche, ihren Bedürfniſſen entſprechende Weiſe. Der deutſche Singvogel wird immer ein Blatt des Baums mit in die Höhe nehmen, von dem er ſich aufſchwingt; aber heute iſt es die Eiche des Donnergottes, und morgen iſt es Holda's Linde, auf der er ſitzt. Anders klingt ein Schlachtgeſang und anders ein Kirchen-Choral, oder ein weicher Empfindungslaut der Liebe, wenn auch alle drei durch das ihnen gemeinſame Wechſelſpiel von Naivetät und Reflexion eng mit einander verwandt ſind. Ob es aus dur oder aus moll geht, das hängt von den geſchichtlichen Erregungen der Nation, ja zum guten Theil, bei der innigen Verbindung aller Culturvölker unter einander, von der Stimmung der Welt ab. Dieß muß man vor allem beachten, wenn man unſere Lyrik und unſere Poeſie überhaupt in ihrer Weiterentwicklung begreifen und gerecht gegen ſie ſein will. Man kann in Deutſchland nicht länger Veilchen begießen, oder ſich in den farbigen Schmelz des Schmetterlingsflügels vertiefen, während man in Frankreich und England den Geſellſchaftsvertrag unterſucht und an allen Fundamenten des Staats und der Kirche rüttelt. Das ängſtliche Gefühl, das ſich an eine ſolche Unterſuchung knüpft, die wenigſtens ſcheinbare Unſicherheit aller Zuſtände, die daraus hervorgeht, verbreitet ſich in raſchen Schwingungen über ganz Europa, und erſtickt, wie die unheimlichen Zuckungen eines Erdbebens, zunächſt die fröhlichen Stimmen, die aus kindlicher Bruſt in Dank und Jubel zum Feſtgelage des Lebens erſchallen, macht ſich dann aber ſelbſt Luſt. Das ſind Zeiten, in denen Hamlet ſeine Auferſtehung in irgend einer neuen Geſtalt zu feiern pflegt, und er läßt ſelten lange auf ſich warten.

Lord Byron iſt der Hamlet des Jahrhunderts. Keiner hat es in der Kunſt, an der Sonne nur die Flecken zu ſehen, und in der Erde nur das Gewürm und die wüſten Todtengebeine zu erblicken, vor den belebenden Strahlen aber, die von oben kommen, ſo wie vor dem friſchen Grün, das ſie unten erwecken, feſt und dicht die Augen zu verſchließen, ſo weit gebracht wie er. Für mich ſteht er in der engliſchen Literatur nicht einſam da. Er iſt der letzte, aber freilich unendlich geſteigerte Ausläufer der Marlowe, Green, Webſter u. ſ. w., wie auf der entgegengeſetzten Seite ſein Zeitgenoſſe Walter Scott in ſeiner heitern, unverſieglichen Lebensfülle ein letzter Schößling des Shakeſpeare, und er kann in dem Sinn ſogar für einen Nationaltypus gelten, als gerade der Engländer, wie ſo viele wunderliche Selbſtmorde und verwandte Erſcheinungen beweiſen, trotz der allgemeinen Geſundheit des Stammes, zu einer Art von Hypochondrie geneigt iſt, die von den ſonſt bekannten Formen dieſer Krankheit ſo ganz und gar abweicht, daß er ſich genöthigt ſah, einen aparten Namen dafür zu erfinden. Ich bin auch weit davon entfernt, dem Byron'ſchen Weltſchmerz, obgleich ich ihn zum Theil auf den Nationalſpleen zurückführen zu müſſen glaube, die ſubjective Wahrheit abzuſprechen, oder gar ihn lieblos zu beſpötteln. Töne, wie ſie ihm zu Gebot ſtanden, werden nicht erheuchelt, und es iſt ein ſehr wirkliches, ein ſehr handgreifliches Unglück, wenn ein Menſch Licht und Luft anders verlangt als ſie nun einmal ſind; es iſt eben ſo ſchlimm als wenn er das „Uebel“ oder die Waſſerſcheu bekäme, und das Widerwärtige und Verächtliche ſtellt ſich erſt mit den Nachäffern ein, mit den Leutchen, die, innerlich ſeelenvergnügt, daß der Frühling ſein grünes Kleid nicht abwirft, ihm bloß darum ein rothes wünſchen, weil der geniale Britte es ihm gewünſcht hat. Ich laſſe es ebenfalls ununterſucht, ob ſein Zuſtand aus dem Mangel an Selbſtregime hervorging, wie es allerdings ſcheinen könnte, oder ob dieſer Mangel an Selbſtregime nicht vielmehr ſelbſt ſchon das Product einer fehlerhaften Organiſation war. Aber Shakeſpeare würde in ſeiner berühmteſten Tragödie ein ſchlechtes Stück geliefert haben, wenn er Hamlet das letzte Wort darin gelaſſen hätte, und um die Welt wird es immer bedenklich ſtehen, wenn Hamlet mit ſprechen darf. Darum war die maaß- und grenzenloſe Schwärmerei für Byron, obgleich keineswegs unnatürlich, ſondern aus den Verhältniſſen gar wohl zu erklären, ein höchſt wichtiges pathologiſches Zeichen.

Das in allen ſeinen Tiefen aufgeregte Europa machte in dieſer Schwärmerei eigentlich daſſelbe Hamlet-Fieber durch, welches Deutſchland in den ſiebziger Jahren geſchüttelt und das ſich im Werther entladen hatte. Wir unſerſeits wurden nicht mehr ſo ſtark davon berührt, weil es eben nur noch als Recidiv auftrat. Bitterer Ernſt wurde der Weltſchmerz dießmal nur in Nicolaus Lenau, und er fiel denn auch als Opfer ſeiner traurigen Verwechſelung der Lupe, die denn doch nur in einzelnen Momenten zur Hand genommen ſein will, weil ſie das Detail auf Koſten des Ganzen hervorhebt und keinen freien Ueberblick geſtattet, mit dem Auge, das die wohlthätige Natur dem Menſchen mit auf den Weg gegeben hat. Bei unſerem Heinrich Heine dagegen, der ſich eine gute Weile als Conductführer und Leichenmarſchall des jüngſten Tages gebärdete, ging der „große Riß“, über den er jammerte, nicht einmal durch die Weſte, geſchweige durch das Herz; er brauchte ſo wenig den Schneider als den Chirurgen zu bemühen, und er zeigte auch bald genug durch die Grimaſſen, die er ſchnitt, wie es mit dem ſchwarzen Frack und mit den Trauerflören um Hut und Arm gemeint geweſen war. Aber eben weil der Ernſt fehlte, war unſere Weltſchmerzperiode eine der widerlichſten unſerer ganzen Literaturgeſchichte, und verdient im vollſten Maß die Züchtigung, die ihr ſeitdem zu Theil geworden iſt. Dennoch blieb ſie nicht ohne Frucht, ſie hatte doch den Geſichtskreis erweitert und den Blick geſchärft, und man fand nach und nach den Uebergang vom Abſtracten zum Concreten, von den Sonnenflecken die uns nicht kümmern, zu den Spinnwebsfäden, die uns die Fenſter verdunkeln. Dieß war das entſchiedene, vielleicht noch nicht genug gewürdigte Verdienſt unſerer politiſchen Dichterſchule, vor Allen aber Franz Dingelſtedts, der ihr durch ſeinen „Nachtwächter“ erſt die poetiſche Weihe gab. Dieſe merkwürdige Production, die bedeutendſte von allen hieher gehörigen und faſt die einzige von bleibendem Gehalt, unterſchied ſich nämlich dadurch von den übrigen, daß ſie, weit entfernt ſich im Ausſpinnen allgemeiner Ideen-Phantome oder im Conſtruiren von oben herab zu gefallen, ſich kühn und muthig auf die Erſcheinungen warf und dieſe mit ſichrer Hand in's rechte Licht rückte. Darum zündete ſie überall, und ſogar bei denen, die, wie es dem Referenten ſelbſt erging, der Richtung keineswegs hold waren, die ſich aber aufrichtig freuten, durch das epigrammatiſch zugeſpitzte Bild doch endlich von der luftigen Phraſe erlöſ't und wieder auf feſten Boden geſtellt zu werden. Ich wiederhole hier einfach, was ich vor fünfzehn Jahren ausſprach, und ich kann zur Charakteriſirung, wie zur Empfehlung der ausgewählten Gedichtſammlung, die uns jetzt vorliegt, nichts Beſſeres ſagen als daß der Dichter dieſem Grundzug ſeiner Natur vollkommen treu geblieben iſt. Mit ganzer Seele der modernen Welt und der Gegenwart zugewandt, gleicht er bald der Biene, welche einer Blume, die unter wankenden Ruinen blüht, noch im Moment des Zuſammenſturzes den letzten Honig entſaugt, und bald dem Raben, welcher das dem Tode verfallene Leben prophetiſch und drohend umkreist. Der Rauſch, der in unſern Tagen die reine Freude und das ſtille Entzücken ſo oft vertreten muß, iſt nie hinreißender geſchildert worden als in dem „Roman“; das ſociale Zerwürfniß, aus dem er entſpringt und das übrig bleibt, wenn man auch alle Peſſimiſten und Utopiſten mit ihren Litaneien und Theoremen davonjagt, aber auch nie furchtbarer als in dem „Nachtſtück“ aus London. Hier haben wir denn auch gleich die beiden Grundelemente der deutſchen Lyrik beiſammen: das naive Aufjubeln in einer trunkenen Stunde und die gewiſſenhaft gründliche Reflexion über das Woher und Wohin. Zuweilen machen ſie ſich in einem und demſelben Gedicht geltend, wie z. B. in den „Eidgenoſſen“; dann hat man ein Gefühl als ob ein anmuthiger Traum von dem zu früh erwachten Schläfer bei der Nachtlampe fortgeſponnen würde, und das iſt nicht behaglich. Doch es handelt ſich hier nicht um Splitterrichterei, ſondern um Fixirung des Totaleindrucks, und dieſer iſt eben ſo eigenthümlich als nachhaltig, wenn auch keineswegs, wie es im „Epilog“ heißt, ſalon- und penſionsmäßig.

Um Einzelnes hervorzuheben, ſo muß ich das „Niederländiſche Seeſtück“ als die vortrefflichſte und erſchütterndſte moderne Ballade bezeichnen, die ich kenne. Der „Todtentanz zu München,“ nicht der Holbeiniſche, ſondern der von der Cholera während der Induſtrie-Ausſtellung aufgeführte, reibt ſich ihr in ſeiner erſten Nummer würdig an. Unter den „Irrfahrten“ gehören: „Am Scheidewege,“ „Dämmerſtunde“ und „Ein dunkles Blatt“ zum Zarteſten, was die neuere Literatur beſitzt, und die Lieder aus der „Fremdenlegion,“ beſonders „der Pechvogel aus Kurheſſen,“ ringen mit dem Beſten aus dem „Kosmopolitiſchen Nachtwächter“ um den Kranz der Friſche und der Schärfe. Der Romantik geht der Sänger aus dem Wege; ſie jedoch nicht ihm, denn „Herbſtlied“, „Roſenmärchen“ und „Aſtern“ wird die Literaturgeſchichte mit zu ihren reizendſten Gaben rechnen müſſen. Aber es iſt überhaupt charakteriſtiſch an ihm, daß er oft und zu oft an den Nachtwandler erinnert, der ſich ſelbſt anruft, und deshalb, trotz des ſchönſten Mondenſcheins, Gefahr läuft, vom Dach zu ſtürzen. Doch auch das hat ſeinen tieferen Grund in der ihm an- und eingeborenen Richtung auf das Moderne. Eine Welt, die noch ſelbſt nicht weiß, ob und wie weit ſie an ſich glauben darf, kann auch keinen Dichter erzeugen, der den Glauben nicht zuweilen verlöre.

J. Meyer's „Dithmarſcher Gedichte.“

Dithmarſcher Gedichte. — Plattdeutſche Poeſien in
Dithmarſcher Mundart von Johann Meyer.

Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859.

Wer dieſe Gedichte obenhin betrachtet und mit Dithmarſiſcher Art und Weiſe unbekannt iſt, der wird faſt auf jeder Seite Reminiſcenzen aus Klaus Groth's Quickborn zu begegnen glauben. Wer ſich aber mit Liebe in ſie vertieft und das Ländchen mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten kennt, der wird finden, daß beide Dichter, der jüngere wie der ältere, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft und „dem Volk auf den Mund“ geſehen haben. Damit ſoll dem Verdienſt der Dichter durchaus nicht zu nahe getreten, es ſoll nur ihre gegenſeitige Stellung zu einander beſtimmt werden. Denn eine Volks-Poeſie in dem banalen Sinn, worin man den Ausdruck gewohnlich nimmt, hat nie exiſtirt und wird nie exiſtiren. Jede dichteriſche That, von der Epopoe und der Tragödie an bis zum Handwerksburſchen-Lied und zum Schnaderhüpfel herunter, iſt eine individuelle, und das vielköpfige Ungeheuer als ſolches kann es ſo wenig zu einem organiſch in ſich geſchloſſenen Kunſtgebilde bringen, wie der Wald als ſolcher zu einem Apfel, der nicht auf einem beſonderen Baum gewachſen wäre. Aber freilich trägt das Volk den poetiſchen Stoff zuſammen, indem es mit Millionen Augen ſieht und mit Millionen Ohren hört, und ſeltene Natur-Momente, die ſich der Beobachtung des Einzelnen entziehen, wenn er ſich nicht eines außerordentlichen Glückes erfreut, ſo wie wunderbare Geſchichten aus der Menſchenwelt, die ſich oft erſt in Jahrhunderten wiederholen, in treuem Sinn feſthält und von Geſchlecht auf Geſchlecht vererbt. Tritt nun der Dichter hinzu, ſo wird er den aufgeſpeicherten Reichthum ohne Zweifel zu ſchätzen wiſſen, aber die Hauptſache, die Beſeelung geht von ihm aus, und darum iſt und bleibt er der eigentliche Schöpfer, dem im Weſentlichen ſo wenig vorgearbeitet, als nachgeholfen werden kann. Es iſt das Verhältniß der Biene zum Blumenflor; der Saft hat es noch weit zum Honig.

Die Plattdeutſche Literatur iſt, nachdem ſie lange geruht oder vielmehr in tiefſter Stille ihren Faden fortgeſponnen hat, plötzlich wieder auf den Markt getreten und ſogar mit einigem Lärm. Man darf Klaus Groth's Briefe über Hochdeutſch und Plattdeutſch als ihr neueſtes Manifeſt betrachten, und dieſe haben, der wanderlichen Meinung gegenüber, daß das Plattdeutſche ausgerottet werden müſſe, die ſich vor Jahren einmal hervor wagte, ſeine Exiſtenzberechtigung auf's Unwiderleglichſte dargethan. Nur kann ich dem Verfaſſer nicht beiſtimmen, wenn er daraus, daß Alles Plattdeutſch geſagt werden kann, den Schluß zieht, daß auch Alles Plattdeutſch geſagt werden darf. Das würde auch nach meiner Ueberzeugung auf dem einzigen Gebiet, auf dem wir Deutſche ſeit Jahrhunderten einig ſind, eine unheilvolle Zerſplitterung herbeiführen und zur Folge haben, daß der Nationalgeiſt, der bis jetzt doch wenigſtens in der Literatur ganz und ungebrochen wirkte, auch hier dem entkräftenden Dualismus verfiele, der vielleicht dereinſt in der Weltgeſchichte den Namen des Deutſchen Fluches tragen wird. Man ſoll Plattdeutſch ſagen, was ſich nur Plattdeutſch ſagen läßt; wenn wir weiter gehen, ſo kommen wir am Ende wieder zur Plattdeutſchen Bibel zurück und mit Entfernung der hochdeutſchen iſt die Brücke zwiſchen dem Volk, dem doch eben genützt werden ſoll, und der Hochdeutſchen Kultur, der ſich doch ſchwerlich bis zum jüngſten Tage eine ebenbürtige Plattdeutſche an die Seite ſetzen dürfte, auch zerſtört. Den Kreis aber ſteckt das Herz ab, denn das Gemüthsleben, trete es nun rein lyriſch als perſönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humoriſtiſch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzwieſpalts hervor, iſt ſo untrennbar an die Mutterſprache gebunden, wie das Blut an die Ader, weßhalb ſich Klaus Groth und Fritz Reuter oder „Reinke, de Voß“ trotz Goethe, nicht in's Hochdeutſche übertragen laſſen, aber eben ſo wenig auch Ludwig Uhland und Eduard Mörike in's Plattdeutſche. In dieſem Kreiſe haben die Plattdeutſchen Dichter ſich auch inſtinktiv gehalten, ſelbſt Klaus Groth, ungeachtet ſeiner Theorie, und iſt ihnen nur Glück dazu zu wünſchen; es ſoll aber natürlich nicht damit geſagt ſein, daß ein Niederſachſe abſolut Plattdeutſch dichten müſſe.

Die Gedichte Johann Meyer's, die mir zu dieſen Erörterungen den Anlaß darbieten, ſind als eine weſentliche Bereicherung der Plattdeutſchen Literatur zu bezeichnen und ich mache mir eine Pflicht daraus, ſie auf's Wärmſte zu empfehlen. Vom hellen ſangbaren Liede an, durch die ſaftige friſche Idylle hindurch bis zum hiſtoriſchen Genrebild hinauf, klingen uns aus der Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen, einige ſchwächer und matter, wie das ſich bei zwei verſchiedenen Individuen von ſelbſt verſteht, andere in gleicher Stärke und einer mit viel größerer Gewalt. Findet ſich kein Stück, wie: „Rumpelkab'n“ oder „Matten Has“, die ich an die Spitze des „Quickborn“ ſtelle, ſo kann „Anna“ es kühn mit „Hanne ut Frankrik“ und mit „De Bullmach" aufnehmen, und „De Slach bi Hemmingſted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um Vieles; ebenſo: „De letze Fehde". Holſtein hat den Dichter bereits mit inniger Freude begrüßt, und dem gemeinſamen Deutſchen Vaterland möge er in der ernſten Kataſtrophe, womit welſcher Uebermuth uns trotz Leipzig und Waterloo abermals zu bedrohen ſcheint, als ein neuer Beweis gelten, wie viel edles Mark noch in dem ſchlichten Volksſtamme ſteckt, der an der Eider in ſtiller Qual, wie der von einem Horniß-Schwarm befallene Ritter des alten Liedes, ſeiner endlichen Erlöſung harrt.

Sidonia von Bork, die Kloſterhexe.

Angebliche Vertilgerin des geſammten herzoglich pommer'ſchen Regentenhauſes. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold.

Drei Bände. Leipzig. Verlag von J. J. Weber. 1848.

Dieſer chronikaliſch-hiſtoriſche Roman, wie ihn der Verfaſſer nennt, erregte ſchon, als er fragmentariſch mitgetheilt wurde, Aufſehen, wenn auch kein ganz vortheilhaftes. Jetzt liegt er in eleganteſter Ausſtattung, mit zwiefachem Porträt der Heldin geſchmückt, vollſtändig vor, und gehört zu den wenigen größeren Werken, die im Revolutionsjahre aus der deutſchen Preſſe hervorgegangen ſind. Die unparteiiſche Kritik, der es nicht um Nebendinge, ſondern um die Sache ſelbſt, um das Gedeihen der Literatur, zu thun iſt, muß es für ihre Pflicht halten, ihn einer ausführlichen Beurtheilung zu unterziehen, wäre es auch nur, um dem Hülferuf des Verfaſſers zu entſprechen. Meinhold befindet ſich nämlich in einer eigenthümlichen Lage, in die er freilich nicht ganz ohne eigenes Verſchulden hinein gerieth, in der ihn aber Niemand, der ſein ſchönes Talent zu achten weiß, ſtecken laſſen wird. Es iſt bekannt, daß die Bernſteinhexe ſeinen Ruf begründet hat. Als er dieſe herausgab, gefiel es ihm, ſie für einen Chronikenfund auszugeben, und er fand damit ſo viel Glauben, daß, als er ſpäter erklärte, ſie ſei von einem Ende bis zum anderen ſeine Erfindung, man die Wahrheit ſeiner Erklärung nicht blos im Allgemeinen in Zweifel zog, ſondern ſie ſogar hie und da entſchieden beſtritt. Die Gründe, die man für eine ſolche, die Grenze des Erlaubten doch wohl überſchreitende Keckheit anführte, konnten dem Dichter zwar nur ſchmeichelhaft ſein, denn ſie waren alle aus der Vortrefflichkeit ſeines Werks gezogen und legten alſo nur ein beredtes Zeugniß mehr dafür ab, daß ihm gelungen war, was er gewollt und erſtrebt hatte. Der Menſch mußte ſich aber mit Nothwendigkeit verletzt fühlen, und Meinhold hat ſeine Sidonia von Bork vielleicht nur geſchrieben, um durch die That darzuthun, daß er die Bernſteinhexe habe ſchreiben können. Iſt ihm das geglückt oder nicht? Ehe wir hierauf antworten, wollen wir uns, wie billig, in's Gedächtniß zurückrufen, daß es ſchon mehr als einen Autor gab, der nur ein einziges gutes Buch zu liefern vermogte. Wie die Antwort daher auch ausfallen möge, für Meinhold kann ſie etwas beweiſen, gegen ihn nichts.

Es handelt ſich hier nicht blos um die äſthetiſche Würdigung eines Romans, es handelt ſich um die

Entſcheidung eines literariſchen, ja eines ſittlichen Proceſſes. Da iſt denn ein Zurückgehen auf die Bernſteinhexe unumgänglich nöthig. Der Beweis, daß dieſe kein Chronikenfund ſein kann, iſt leicht geführt, wenigſtens vor Jedem, der von der Form einen Begriff hat. Man ſehe das Bild an, man prüfe es im Allgemeinen und im Beſonderen, und man wird immer mehr von einem Geiſt hoher Nothwendigkeit ergriffen werden, der nur dem Dichter, nie dem Chroniſten oder dem Autobiographen inne wohnt. Man wird dieſen Geiſt der Nothwendigkeit nicht blos in der Anordnung und dem Verhältniß der Theile unter einander erkennen; man wird ihn auch in der Miſchung der Farben nicht vermiſſen. Ganz beſonders wird man ihn aber den anſcheinenden hors d'oeuvres, aus denen der Rahmen zuſammengefügt iſt, abmerken. Dahin gehört das Hineinſpielen des dreißigjährigen Kriegs, das Erſcheinen des Königs von Schweden und Aehnliches. Der Chroniſt, der Autobiograph hätte dieſe Dinge ganz anders behandelt, er hätte ſich nicht mit dem andeutenden G-Dur oder C-Moll des Componiſten begnügt, er hätte uns die Geſchichte des deutſchen Reichs mit in den Kauf gegeben. In der Bernſteinhexe ſind ſie nur ſo weit benutzt, als die Rückſicht auf das Gemälde, auf Schatten und Licht, es erheiſcht oder geſtattet. Daß der Küſter Appelmann alles Ueberflüſſige und Weitläufige inſtinctmäßig für ſeine Altarlichter herausgeriſſen habe, wird doch Niemand einwenden wollen. Es bleibt alſo dabei, daß das Werk alle Eigenſchaften einer künſtleriſchen Compoſition beſitzt und daß ihm jedes Merkmal eines wilden Gewächſes abgeht. Darum iſt es aber auch ganz unbeſtreitbar eine künſtleriſche Compoſition und ſo wenig aus einer Chronik herausgeſchüttelt worden, wie ein lebendiger Menſch als Präcipitat der Atmoſphäre aus der Luft herunterfallen kann. Nun kann freilich noch die Frage aufgeworfen werden, ob, wenn denn die Bernſteinhexe das Erzeugniß eines Dichters iſt, gerade Wilhelm Meinhold dieſer Dichter ſein muß. Sie läßt ſich natürlich nicht unbedingt bejahen, wohl aber läßt es ſich aus inneren Gründen entſchieden verneinen, daß ein älterer Dichter, z. B. ein Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts, Verfaſſer der Bernſteinhexe ſein könne. Denn dieſer würde trotz aller Objectivität den Hauptaccent auf ganz andere Momente der Darſtellung gelegt haben, als jetzt hervorgehoben ſind. Dieß Alles ließe ſich überall am Einzelnen nachweiſen. Man nehme z. B. den Anfang des ſiebenten Capitels. „Nach etzlichen Tagen, als unſere Nothdurft faſt verzehret, fiel mir auch meine letzte Kuh umb (die andern hatten die Wülfe, wie oben bemeldet, allbereits zuriſſen), nicht ohne ſonderlichen Verdacht, daß die Liſe ihr etwas angethan, anerwogen ſie den Tag vorhero noch wacker gefreſſen.

Doch laſſe ich das in ſeinen Würden, dieweil ich Niemand nit verleumbden mag; kann auch geſchehen ſein durch die Schikkung des gerechten Gottes, deßen Zorn ich wohl verdienet hab' — Summa: ich war wiederumb in großen Nöthen und mein Töchterlein Maria zuriß mir noch mehr das Herze durch ihr Seufzen, als das Geſchreie anhub: daß abermalen ein Trupp Kaiſerlicher nach Ukeritze gekommen, und noch gräulicher denn die erſten gemarodiret, auch das halbe Dorf in Brand geſtecket." Aus dieſer Stelle, ſo kurz ſie iſt, blickt mit hellen, klaren Augen ſchon der Dichter hervor. Sie ſchildert zunächſt die allgemeine Situation des Landes und und des Volks; man ſieht in die Gräuel des Krieges und des Hexenunweſens zugleich hinein. Sie veranſchaulicht aber zugleich auch die ſpecielle Lage des Helden; ſeine Nothdurft iſt faſt verzehrt, da fällt ihm ſeine letzte Kuh um. Der Zwiſchenſatz: „die andern hatten die Wülfe allbereits zuriſſen," iſt beſonders zu beachten; er zeugt ganz unwiderſprechlich von einem poetiſch darſtellenden Geiſt, der nicht eine nothwendige Linie ungezogen läßt und überall ein Farbenkorn hinzuthut. Der Chroniſt hätte nur mit abſtracter Zahlenbeſtimmtheit von der letzten Kuh geſprochen; der Dichter erzählt uns, wo die anderen Kühe geblieben ſind, und zwar, weil er dadurch Gelegenheit erhält, uns einen vorläufigen Blick in den mit Wölfen bevölkerten Wald werfen zu laſſen, in dem der Held bald darauf ſeine Zuflucht nehmen ſoll. Man nehme weiter die Geſchichte von dem gefundenen Brot. Erzählt hätte der Chroniſt ſie wohl auch; möglicherweiſe hätte er ſogar des Raben gedacht, wäre es auch nur geſchehen, weil er durch ihn an den Raben des Propheten Eliſa erinnert wurde; ſicher aber hätte er des Querwegs, der kaiſerlichen Reiter und der Roßtrappen nicht erwähnt. Wie vortrefflich, wie dramatiſch wird endlich noch Liſe Kolken eingeführt! Wen packt nicht ſogleich ein unheimliches Gefühl, wenn er ſieht, daß dieſes Weib im Stande iſt, ihren „Kerl“ vor den wilden Soldaten zu ſchützen. Wie ſchnell erhält dieſes Gefühl ſeine Beſtätigung durch den verdächtigen Vorfall am Altar. Und wie fertig und abgeſchloſſen ſteht das widerwärtige Geſchöpf da, wenn es die gebratenen Vögel in den Buſch wirft! Es iſt in der Kunſt von der größten Wichtigkeit, daß den Dingen am rechten Ort ihre Schatten voraufgehen, damit die ordinäre Ueberraſchung das höhere Intereſſe nicht beeinträchtige. Wie fein iſt das hier beobachtet! Wo man aber alle Geſetze der Kunſt erfüllt ſieht, da iſt ein Kunſtwerk vorhanden, und ein Kunſtwerk kommt nur durch einen Künſtler zu Stande! Wäre der Künſtler nun, was er ja allerdings noch ſein könnte, ein mittelalterlicher, kein moderner, ſo würde ſeine Subjectivität auf eine ganz andere Weiſe zum

Vorſchein gekommen ſein, als es jetzt geſchieht. Er würde dem Hexenweſen gegenüber einen beſtimmten Standpunkt eingenommen, es nicht wie ein nun einmal vorhandenes Element der Geſchichte ohne alle Andeutung ſeines individuellen Verhältniſſes zum Gegenſtand behandelt haben. Das iſt nirgends der Fall, der Glaube an den Hexenunfug wird ſo wenig durch eine beſcheidene Skepſis beſtritten als durch Gründe unterſtützt, und die Objectivität, die hierin liegt, war im ſechzehnten Jahrhundert einem deutſchen Dichter noch weniger möglich, wie dem größten engliſchen eine aus gerechter Würdigung hervorgegangene Darſtellung der Jungfrau von Orleans, zu der Shakeſpeare es bekanntlich nicht brachte. Dagegen konnte nur ein moderner Künſtler ſo viel Liebe auf die Veranſchaulichung der patriarchaliſchen Sitten und Zuſtände jenes Zeitalters verwenden, als faſt jede Zeile des Buchs verräth; es kann Niemanden, der ſich nicht abſichtlich verblenden will, entgehen, daß der Autor zurückblickt. Darum iſt die Bernſteinhexe nicht allein das freie Erzeugniß eines Dichters, ſondern auch das Erzeugniß eines Zeitgenoſſen, und ſo lange, bis ſich ein anderer als Verfaſſer meldet und legitimirt, das Erzeugniß Wilhelm Meinholds. Dafür bedarf es keines weiteren Beweiſes, als der Bernſteinhexe ſelbſt.

Wenden wir uns nun zu Sidonia von Bork. Meinhold beklagt ſich bitterlich darüber, daß dieſes ſein neues Werk ſchon vor dem Erſcheinen auf einige in der Weber'ſchen Novellenzeitung mitgetheilte Capitel hin verurtheilt worden ſei. Das hätte nun freilich nicht geſchehen ſollen, denn ein Roman iſt ſo wenig nach einem Fragment abzuſchätzen, als ein verhülltes Bild nach der einen oder der anderen kleinen Partie, die ſichtbar wird, weil der Schleier ſich verſchoben hat oder weil er dort durchlöchert iſt. Auch mag Meinhold nicht Unrecht haben, wenn er hieraus ſchließt, daß die Zeit nahe ſein dürfte, wo nur noch die Titel der Bücher geleſen und recenſirt werden würden. Aber auch die ehrlichſte und gründlichſte Kritik wird ſich nicht veranlaßt finden, den Spruch ganz und gar zu ändern. Sidonia von Bork ſteht tief unter der Bernſteinhexe, und das Wort einer tiefgebildeten Frau, daß ſie ihr wie die nur zum Theil gelungene Copie eines vortrefflichen Originals vorkomme, hat einen guten Grund. Meinhold kann jedoch recht wohl zugleich Urheber des Originals und der Copie ſein. Auch ſchließt das, wie ſich von ſelbſt verſteht, das Vorhandenſein anerkennungswerther Einzelheiten durchaus nicht aus, und wenn unſere Dutzend-Kritikaſter, vielleicht gereizt von den etwas zu ſtachlichten Arabesken, womit Meinhold ſeinen Roman eingefaßt hat, ſich beeiferten, die Sidonia von Bork faſt unter Null herabzuſetzen, ſo will ich mich beſtreben, ihre poſitiven Seiten hervorzuheben, um das Gleichgewicht einigermaßen wieder herzuſtellen.

Denn ſo gewiß es iſt, daß ſie den Vergleich mit der Bernſteinhexe nicht aushält, ſo gewiß iſt es auch, daß ſie über die ordinäre Romanwaare hoch hinausragt. Jene Arabesken gedenke ich jedoch keineswegs in Schutz zu nehmen, ſchon deßwegen nicht, weil ich auf dem Parnaß nicht gern die Kanzel aufgeſchlagen ſehe. Doch der Rahmen macht mich nicht ungerecht gegen das Bild.

Vorher noch einige allgemeine Bemerkungen über die Anſichten, die der Verfaſſer ſich nach ſeinen Vorreden über die Romandichtung gebildet hat. Sie ſind im Ganzen ſo geſund, wie es ſich bei ſeinem großen Talent zum Voraus erwarten ließ. Denn man ſage was man wolle, Kraft und Erkenntniß gehen in äſthetiſchen Dingen Hand in Hand und höchſtens kann in Ausnahmsfällen der Erkenntniß die Kraft fehlen, nie aber der Kraft die Erkenntniß. So dringt er denn überall mit Unerbittlichkeit auf Darſtellung, freie und ganze Darſtellung, und iſt ein unverſöhnlicher Feind alles Umſchreibens und Raiſonnirens. Darin hat er auch unbedingt Recht. Wenn er aber glaubt, die Darſtellung erreiche erſt dadurch den höchſt möglichen Grad der Lebendigkeit, daß der Dichter ſeinen Perſonen die Sprache des Jahrhunderts, in welchem ſie lebten, in den Mund lege, ſo iſt er in dieſem Punkt einem falſchen Empirismus verfallen. Die wirkliche Sprache des Helden hat im Roman und überhaupt in der Dichtung nicht mehr zu thun, wie ſein wirklicher Stiefel im Gemälde. Das ganz ordinäre Natürlichkeitsprincip mag dabei ſeine Rechnung finden; dem wäre ja gewiß auch mit einem einbalſamirten und obendrein geſchminkten Leichnam mehr gedient, wie mit einer iconiſchen Bildſäule. Allein dieſes Princip ſteht im entſchiedenſten Widerſpruch mit der Kunſt und muß völlig überwunden ſein, ehe von Kunſt überhaupt nur die Rede ſein kann. Wo es ſich um ein Kunſtwerk handelt, ſind alle Mittel der Art von vorne herein ausgeſchloſſen; ſie gehen auf eine ganz andere Wirkung aus, als das Kunſtwerk im Auge haben ſoll, und es iſt gleichgültig, ob auf eine ſtärkere oder auf eine ſchwächere. Wenn Meinhold Recht hätte, ſo müßte im Roman und im Drama, wie der Altdeutſche altdeutſch, ſo auch der Grieche griechiſch, der Römer römiſch ſprechen, und Troilus und Creſſida, Julius Cäſar und Coriolan hätten nicht geſchrieben werden können, wenigſtens nicht von Shakeſpeare. Er hat aber nicht Recht und ſeine eigenen Erzeugniſſe beweiſen es. Weit entfernt, daß die erkünſtelte, zurecht gemachte Sprache der Bernſteinhexe nutzte und ihr nothwendig wäre, ſie ſchadet ihr; ſie war bloß nothwendig für den Nebenzweck des Verfaſſers, für die beabſichtigte Täuſchung. Das Bild hätte den einfach treuherzigen Ton, in dem es gehalten iſt und der allerdings zu ihm gehört, wahrlich nicht verloren, wenn er ſein Buch in gewöhnlichem Deutſch geſchrieben hätte. Dieß zeigt z. B. Brentano's Erzählung vom braven Kasperl und der ſchönen Nannerl; dieß zeigt noch unwiderſprechlicher Tieck's blonder Eckbert. Dagegen hätte Tieck's treuer Eckart und Aehnliches Meinhold darüber belehren ſollen, wohin das ſprachliche Imitiren führt. Hebel brachte in ſeinen allemanniſchen Gedichten ein Idiom zur literariſchen Geltung. das noch lebt. noch wirklich geſprochen wird. Er ſollte es nicht erſt aus Chroniken und Wörterbüchern mühſam zuſammenleſen, er ſprach es ſelbſt, es kam ihm aus der Bruſt heraus. Ja, die einfachen Anſchauungen und Gedanken, die ſeinen Gedichten den Inhalt geben, waren auf untrennbare Weiſe mit dieſem Idiom verwachſen, und er hätte ſie erſt in's Hochdeutſche übertragen, d. h. den Tieck-Meinhold'ſchen Proceß umkehren müſſen, wenn er ihnen das Idiom hätte abſtreifen wollen. Darum liegt in dem Eindruck, den ſie erregen, durchaus nichts von Affectation, man fühlt die Congruenz zwiſchen Form und Gehalt heraus. Das Gegentheil gielt von Tiecks treuem Eckart und den Grillenhaftigkeiten, die ihm gleichen und auf ihn folgten; ſie wirken, wie das abſichtliche Stammeln eines mit ausgebildetem und gefügigem Sprachwerkzeug ausgerüſteten Menſchen wirken würde. In Meinhold's Bernſteinhexe und ſeiner Sidonia von Bork iſt der Eindruck nicht ganz ſo ſtörend, doch das beweiſ't nur, daß er geſchickter imitirt hat; denn Tieck brachte freilich nur einen in jeder Beziehung ungenießbaren Miſchmaſch zu Stande; er wollte das Verkehrte. und machte es uns dadurch noch widerwärtiger, daß er es nicht einmal erreichte. Für das Theorem ſelbſt kann es nichts beweiſen; der Dichter hat mit dieſer Art von Illuſionsmitteln nicht mehr zu ſchaffen, wie der Bildhauer mit den Geheimniſſen des Wundermannes, der in Wachs bouſſirt. Willibald Alexis, der in ſeinem falſchen Woldemar einen ähnlichen Verſuch machte, hat das ſchon begriffen, wie ſeine neueſten Arbeiten zeigen; ich hoffe, Meinhold wird es auch thun. Niemals aber laſſe er ſich in ſeiner freien Behandlung des Cyniſchen irre machen, wie der Unverſtand auch dawider eifern mag. Er hat ganz Recht; wo das Cyniſche nicht als Selbſtzweck auftritt, wo es einem höheren Zweck dient und ſich als einzelner Farbenſtrich harmoniſch im Totalgemälde auflöſ't, da kann ſich nur eine ganz verdorbene Phantaſie daran ſtoßen, nur eine ſolche, die allenfalls auch in der Sixtiniſchen Madonna nur ein Weib erblickt, das ſich, wie das Kind auf ihrem Arm beweiſ't, einmal in einer intereſſanten Situation befunden haben muß. Wer kann auf dieſes Geſindel Rückſicht nehmen, und ob Legionen davon herumliefen!

Gehen wir jetzt auf die Sidonia von Bork näher ein. Es iſt zunächſt keine Empfehlung für das Werk, daß es eine Hexengeſchichte behandelt und doch drei ſtarke Bände füllt. Denn das Hexenweſen iſt an ſich ſo häßlich im weiteſten Sinne des Worts, daß das menſchliche Gemüth kaum eine lange anhaltende Beſchäftigung mit demſelben verträgt. Doch dieſer Uebelſtand hätte allenfalls durch eine hohe Vollendung der Form aufgewogen werden können; der Dichter konnte ſich die Theilnahme, die ihm bei der abſtoßenden Natur des Gegenſtandes nicht freiwillig gezollt wurde, vielleicht mit Gewalt erzwingen. Eine ſolche Formvollendung werden aber nicht bloß Meinhold's Gegner, ſondern auch ſeine wärmſten Freunde vermiſſen. Sidonia von Bork bietet uns keineswegs ein in allen Theilen künſtleriſch abgeſchloſſenes Ganzes, das man nur in ſeiner Totalität bejahen oder verneinen, an dem man aber im Einzelnen nicht markten und mäkeln kann. Sie bringt uns vielmehr eine Reihe von mehr oder minder gelungenen Gemälden, die durch den Charakter der Heldin nur loſe mit einander zuſammenhängen. Einen lebendigen Menſchen muß man hinnehmen wie er iſt oder ihn gehen laſſen; man kann nicht mit ſeinem rechten Arm ein Freundſchaftsbündniß ſchließen und dem linken den Krieg erklären. In einer Gemäldegallerie aber kann man allerdings das eine Bild bewundern und dem andern den Rücken wenden. Die Bernſteinhexe konnte in ihrer hohen Geſchloſſenheit nur Verehrer oder Widerſacher finden. Sidonia von Bork wird ohne Zweifel von Manchem ganz weggeworfen, aber, ich muß es ausſprechen, von Niemandem ganz anerkannt werden.

Dieſer Punkt iſt wichtig. Noch wichtiger iſt ein zweiter. Die Bernſteinhexe fordert keinen Glauben für das Hexenweſen; Sidonia von Bork thut es, und in beträchtlichem Grade. Wenn Ariſtoteles ausſprach: das Wunderbare gefalle immer, ſo fand er freilich nicht nöthig, erſt die Gränze zwiſchen dem Wunderbaren und dem Ungereimten zu ziehen, denn ſeine Griechen mit ihren klaren Augen und ihrem geſunden Inſtinct konnten ſie gar nicht überſchreiten. Auf dieſe Gränze kommt aber Alles an und ich fürchte ſehr, die Hexerei liegt jenſeits derſelben. Die Kunſt darf nach meiner Meinung unter keinen Umſtänden ihr ſelbſt, ſondern nur dem Glauben an ſie Realität einräumen. Dieſer Glaube hat Wirkungen gehabt, fürchterliche Wirkungen; er iſt ein Element der Geſchichte und darum auch in alle Ewigkeit ein Element der Kunſt. Der Künſtler dagegen, der die Hexerei ſelbſt, die unaufgelöſ'te, nackte Hexerei, zum Mittelpunkt einer Darſtellung macht, ſtellt ſein Werk auf eine äußerſt gefährliche Spitze, mag er ſie nun als ein einmal Sanctionirtes ohne weitere Vorbereitungen und Erklärungsverſuche einführen, oder ſich, noch ſchlimmer, beſtreben, ihr durch die Anknüpfung an räthſelhafte Naturproceſſe eine myſtiſche Grundlage zu geben. Bis auf einen gewiſſen Grad gilt dieß Alles vom Uebernatürlichen überhaupt; ein Kunſtwerk, das deſſen bedürftig iſt, ſteht nie ſo hoch, wie eines, das ſich ganz auf die reale Welt ſtützt, die phantaſtiſche Komödie, z. B. die des Ariſtophanes, welche die reale Welt aufheben darf, weil ſie ſich ſelbſt auch wieder aufhebt, ausgenommen. Wir zittern zwar vor dem Geiſt im Hamlet, denn Shakeſpeare's Genius war mächtig genug, ihn mit Allem, was Grauen und Furcht einzuflößen vermag, zu umkleiden; aber die ungeheure Tragödie hätte vielleicht auch ohne den Geiſt zu Stande kommen, Hamlets Verdacht hätte auch auf andere Weiſe erregt werden können, und das wäre ſo gewiß beſſer geweſen, als ein Motiv, das allen Zeiten entſpricht, einem Motiv vorgezogen zu werden verdient, das von gewiſſen hiſtoriſchen Vorausſetzungen abhängt, in welche eine ſpäte Nachwelt ſich nicht ohne Zwang mehr findet. Doch etwas ganz Anderes iſt allerdings der Glaube an Geiſter und etwas ganz Anderes der Glaube an Hexen. Die Mitternachtsſtunde, ein Kirchhof werden dem Menſchen noch lange die Haare zu Berge treiben, während er den Beſenſtiel und die Schornſteinhöhle ſchon jetzt mit der größten Kaltblütigkeit betrachtet und ſich auch der Bauer mit den rothen Augen alter Weiber längſt ausgeſöhnt hat. Der Dichter, der dieſe Dinge für irgend einen Zweck wieder rehabilitiren will, wagt nicht blos viel, er wagt zu viel. Denn ſelbſt wenn es gelingen könnte, würde der Eindruck durch die ſich aufdringende Reflexion, daß eine große Kraft für etwas durchaus Richtiges angeſtrengt und alſo verſchwendet worden ſei, geſtört werden.

An der Bernſteinhexe iſt dieß das Rührende und Erſchütternde, daß die Heldin bei der reinſten Unſchuld und dem höchſten Seelenadel theils durch den verhängnißvollen Bernſteinfund und deſſen mißdeutete und doch ſo einfache Conſequenzen, theils durch die allgemeine Verblendung des Jahrhunderts, der ſich Niemand, der ſich ihr eigener Vater nicht einmal ganz zu entziehen vermag, in ihr finſteres Schickſal verſtrickt wird. Mit der Sidonia von Bork verhält es ſich ganz anders. Als Kokette beginnt ſie; ſchon am Schluß des erſten Bandes iſt ſie eine der gemeinſten Unzucht pflegende und dabei ertappte Buhlerin; darauf begibt ſie ſich in ein Frauenhaus, wird, auch hier wieder verjagt, Räuberbraut, verſchwindet auf dreißig Jahre, taucht wieder auf und endet als Kloſterhexe, die trotz ihres adeligen Herkommens verbrannt wird. Ein ſo würdeloſes Geſchöpf, das uns am Anfang ſeiner Laufbahn nicht durch gewaltige Leidenſchaften feſſelt, und uns am Ende derſelben eben ſo wenig durch dämoniſche Größe imponirt, kann kein nachhaltiges Intereſſe einflößen. Der Verfaſſer ſucht ſeine Sidonia als ein Product einer elenden Erziehung und der ihr durch dieſe eingeimpften Gottloſigkeit hinzuſtellen; aber wir ſchütteln den Kopf zu dieſer mißlichſten aller Motivirungen, die in gut Peſtalozziſch-Fichte'ſchem Sinne den Menſchen zu einer Art von Thon in Schulmeiſterhänden herabſetzen mögte, und wir ſind und bleiben der Ueberzeugung, daß die Verderbtheit bei dieſem Weibe in Herz und Nieren ſaß, und daß Sidonia durch rechtzeitige Anwendung des „Katechismus Gerſchovii“ ſo wenig zu ändern und zu beſſern geweſen wäre, wie die Diſtel durch Abſchneiden ihrer erſten Schößlinge in eine Roſe umzuwandeln iſt. Nein, ſo ſteht es nicht mit der menſchlichen Natur; wenn es aber auch ſo mit ihr ſtünde, ſo könnte es doch nie den Vorwurf einer äſthetiſchen Darſtellung abgeben. Unerhört iſt es auch, daß der Verfaſſer die Heldin in einem Moment, wo man es am wenigſten erwartet, auf volle dreißig Jahre verſchwinden und ſie erſt als eine Art von Foſſil wieder zum Vorſchein kommen läßt. Als vollendetes Scheuſal ſteht ſie nun da; wie ſie es wurde, erfahren wir nicht, die pſychologiſchen Umbildungsproceſſe werden uns vorenthalten, dennoch müſſen wir ſie noch ein ganzes Alphabet hindurch begleiten und zuſehen, wie ſie tolles und nichtswürdiges Zeug treibt. Das iſt ein Mißgriff unglaublicher Art. Nein, lieber Meinhold, wie ein Menſch Hyäne *wird*, das kann uns intereſſiren, aber nicht wie er als Hyäne *wüthet*.

Ein milderes Urtheil über den Hauptcharakter des dreibändigen Werks iſt nicht möglich. Daraus folgt jedoch nur, daß der Hauptcharakter die ſchwächſte Seite deſſelben iſt. Die ehrliche Kritik durfte dieſe Seite nicht verhüllen, aber mit Freuden ſieht ſie von ihr ab und deutet auf die ſtärkeren und gelungeneren hin. Der Roman kann freilich bei einem ſolchen Hauptcharakter auf den Namen eines geſchloſſenen, in allen Theilen durchgebildeten Kunſtwerks keinen Anſpruch machen, und ſchon deßhalb hätte ich ihn unter die Bernſteinhexe ſetzen müſſen. Aber er enthält Partieen, die vortrefflich ſind und die den Zweifel, ob Meinhold wirklicher Verfaſſer der Bernſteinhexe ſei, ſelbſt bei dem Ungläubigſten, jeder anderen Argumentation Unzugänglichen, beſeitigen müſſen. Am beſten dürfte er als ein Sittengemälde des ſechzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen ſein. In dieſem Sinne leiſtet er Außerordentliches; aber auch an Charakteren, an vollendeten Geſtalten von Fleiſch und Blut fehlt es nicht.

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit.

Roman in 3 Theilen von R. Giſeke.

Leipzig, Brockhaus 1850.

Ich brauche dem Leſer gewiß nur zu ſagen, daß die Nemeſis in dieſem Roman durch den Fürſten Windiſchgrätz vertreten wird, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken. Man ſieht, die Poeſie wird immer kühner, immer zuverſichtlicher; ehemals glaubte man, hiſtoriſche Ereigniſſe und Charaktere müßten ſehr weit in den Nebel der Vergangenheit zurückgewichen ſein, um poetiſch brauchbar zu werden; jetzt trifft man Perſönlichkeiten, mit denen man noch geſtern auf der Eiſenbahn fuhr, heute ſchon im Roman und morgen vielleicht im Drama an. Dieß beweiſ't Eins von Beiden: entweder ein außerordentliches Erſtarken unſerer poetiſchen Nationalkraft, welches ſie Schwierigkeiten überwinden läßt, vor denen die großen Dichter früherer Perioden zurückſchraken, oder ein völliges Erſchlaffen derſelben, welches ihr nicht einmal mehr die Erkenntniß dieſer

Schwierigkeiten geſtattet. Denn an und für ſich iſt die Aufgabe durchaus nicht unlösbar, aber es gehört ein Talent dazu, das man nur in den allerſeltenſten Fällen vorausſetzen darf.

Unſer Verfaſſer befindet ſich nicht im Beſitz dieſes Talents, er ſteht darum jedoch, um es zur Beſeitigung möglicher Mißverſtändniſſe gleich hinzuzufügen, nicht im Mindeſten hinter ſeinen männlichen und weiblichen Rivalen im Gebiet des ſogenannten modernen Romans zurück, wenn wir die Dudevant ausnehmen. Ihm iſt das klare Auge, vor dem das Zufällige der Erſcheinungen vergeht, das Nothwendige aber beſteht, nicht verliehen, und noch weniger die ſichere Hand, die ſie in bleibenden Typen hinſtellt, er drückt nur ſeine perſönlichen Sympathien und Antipathien aus, und bringt es eben deshalb nur zu Figuren, nicht zu lebendigen Geſtalten. Aber es geht ein ſolcher Hauch der Wahrheit durch ſein Werk hindurch und er hat eine ſo glückliche Auffaſſungsgabe für manches Detail der Situationen, daß ſeine Leiſtung trotz ihrer Mängel vor vielen ähnlichen aufmerkſame Beachtung verdient. Nur gegen die Conſequenzen, die ſich aus dem vielſagenden Titel ergeben, muß ich entſchiedenen Proteſt einlegen; dieſer iſt unpaſſend gewählt, denn er läßt uns ſtatt einer relativ berechtigten Schilderung der ungeheuren Zeitkriſis von einem ſubjectiven Standpunkte aus, wie ſie das Buch bringt, eine allgemein gültige Darſtellung erwarten, von der doch nicht die Rede ſein kann.

Kleine Leute in großer Zeit! Die kleinen Leute ſind da, aber wo blieb die große Zeit? Wir ſehen uns vergebens nach ihr um, und freilich iſt das ſehr natürlich, denn die Größe der Zeit beruht allein auf den neuen Ideen, die Kunſt und Wiſſenſchaft im letzten Jahrhundert durch gemeinſchaftliche, rieſenhafte Anſtrengungen erarbeitet haben, und dieſe Ideen werden in unſerem Roman durch Figuren repräſentirt, die nicht mehr von ihnen wiſſen, wie ein Schiller'ſcher Wachtmeiſter vom Grundgedanken eines Wallenſtein. Solch' ein Wachtmeiſter denkt, wenn er marſchiren muß: nun iſt Alles erlaubt, was früher verboten war; was Andern gehörte, iſt jetzt dein, und wenn du nur deine Soldatenpflicht erfüllſt, ſo haſt du mit dem Katechismus nichts weiter zu ſchaffen! Der Troß, der ſich den geiſtigen Vorkämpfern der Geſchichte anſchließt, denkt eben ſo und ſucht, wie wir es ſchaudernd erlebten, die noble Theorie in die Praxis einzuführen, ſobald ſich die Gelegenheit günſtig zeigt. Aber wer daraus auf den Kern der Bewegung ſchließen und dieſe nach Grund und Zweck abſchätzen will, der muß nach den Trinkſtubenexceſſen und Plünderungsgelüſten des Wachtmeiſters auch die Berechtigung und ethiſche Bedeutung des Krieges beſtimmen. Es iſt jedoch eine bekannte Thatſache, daß die Feldherren ſich in dem einen, wie in dem anderen Fall nicht ſelten umkehren, und auf ihren eigenen Pöbel die Piſtole abfeuern. Nein, ſo unbedeutende Subjecte, wie der Candidat Ernſt, der mit dem vollkommenſten Rechte zu Wien in der Brigittenau erſchoſſen wird, wie der Doctor Horn, wie Cäſar und Delphine, ſind nicht die Vertreter der Zeit. Sie ſind es nicht einmal in dem Sinne, als ob noch keine beſſeren Repräſentanten der neuen Ideen vorhanden wären, was übrigens gegen dieſe nicht mehr beweiſen würde, wie die erſten kümmerlichen Pflanzen des Frühlings gegen den Frühling ſelbſt. Es laſſen ſich ganz andere finden, wenn man nur ſuchen will. Der Verfaſſer hat nun freilich dieſen erbärmlichen Progonen, welche die Spirallinie des welthiſtoriſchen Fortſchritts durch einige plumpe Hammerſchläge in eine gerade umſchmieden zu können glauben, hin und wieder ebenbürtige Epigonen gegenüber geſtellt, die ſich einbilden, er ſei durch ein noch unverſtändigeres Manöver völlig aufzuhalten. Aber es geſchieht nicht überall, und obendrein werden die Progonen im Detail ausgemalt, die Epigonen nur flüchtig ſkizzirt, woraus denn eine ſehr ungleiche Vertheilung von Schatten und Licht hervorgeht, aus dem Mancher ſchließen dürfte, daß er auf dem Titel nur ironiſirt habe, als er die Zeit eine große nannte. Ich bin anderer Meinung, mir kommt der Roman wie eine Confeſſion in Chiffern vor, und das erklärt mir ſeine Mängel, wie ſeine Vorzüge. Wer Schiffbruch gelitten hat, der betrachtet das Schiff, auf dem ihm dieß Unglück wiederfuhr, mit zu ungünſtigem Blick, und den Felſen, an den er ſich anklammerte, mit zu günſtigem, wenn er ſich gerettet ſieht. Man wird mich nicht ſo mißdeuten, als ob ich den Verfaſſer für identiſch mit ſeinem Helden hielte. Das kann mir nicht einfallen. Aber er hat ſich, allem Anſcheine nach, wie dieſer, an dem ſocialen Problem der Gegenwart abgequält, ohne bis zur Löſung durchzudringen, und nun die zufällige Exploſion in einer ſich ſelbſt nicht verſtehenden Revolution für das nothwendige, ja letzte Reſultat des ganzen Proceſſes genommen. Daraus ergab ſich denn ganz natürlich die vielleicht unbewußte Parteilichkeit gegen die Progonen und ihre Richtung, derer ich bereits gedachte, aber auch die mit ihr wieder verſöhnende ethiſche Wärme, womit das objectiv nur zum kleinſten Theil Begründete ſubjectiv geltend gemacht wird. Von Allem, was einſt unläugbar groß und gewaltig war, ſind nur noch die Carricaturen übrig geblieben und Alles, was in Zukunft groß und gewaltig werden ſoll, iſt bis jetzt nur noch als Carricatur hervorgetreten, denn die Carricatur iſt, wie die letzte, ſo die erſte Geſtalt, in der ſich jede Idee verleiblicht. Aber dieß wird gewöhnlich überſehen und daher kommen die unendlichen Verwirrungen einer Kriſis, wie unſere gegenwärtige; die

Individuen, die das Neue repräſentiren, ſind ſelten reiner entwickelt, als diejenigen, die das Alte feſthalten; nun ſtellen ſie ſich einander, Individuum dem Individuum, entgegen, ohne zu unterſuchen, wie ſich denn jedes Individuum zu der Idee, für die es ſtreitet, perſönlich verhält, und die Ausgleichung iſt unmöglich.

* * *

Kleine Anzeigen.

1. Ein Buch von uns Wienern in luſtig gemüthlichen Reimlein von Ruſticocampius.

Leipzig. Verlag von C. L. Hirſchfeld. 1858.

Rahel ſchrieb einmal an ihren Mann: „Dein Brief iſt ſo katzenklug, daß er Mäuſe fangen müßte, wenn er lebendig wäre.“ Dieſer Ausſpruch paßt vollkommen auf das „luſtig gemüthliche“ Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfaſſer, Herr Eduard Bauernfeld, mögte nach der Dedication gern den Titel des letzten Hof- und Volksnarren davon tragen und hat den Muth, bei der Gelegenheit an Kaiſer Maximilian und ſeinen Kunz von der Roſen zu erinnern. Dieſer Wunſch iſt gar nicht ſo beſcheiden, wie er ausſieht, und wird ſchwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein ſo ſeltenes diplomatiſches Talent bewieſen, daß er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns iſt nie ein Product vorgekommen, das unter der Maske der Harmloſigkeit ſo viel Calcül verſteckte. Hier iſt geradezu Alles berechnet, vom ſcharfen Stoß an, der in's innerſte Gekröſe eindringen mögte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, bis zum kameradſchaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meiſter zeigt ſich ſchon gleich beim Zuſchneiden des Themas. „Ein Buch von uns Wienern!“ Was für ein Wien iſt gemeint, das alte oder das neue? Das alte? Wie kommt Herr Dawiſon und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es ſind renommirte Schauſpieler und Herr Bauernfeld hat Stücke geſchrieben. Das neue? Was haben Bäuerle und Caſtelli noch darin zu ſchaffen? Nun, es ſind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten. Eine noch viel größere Virtuoſität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie artig ſind dieſe Grobheiten, wie boshaft dieſe Komplimente! Und wie geſchickt ſind vor Allem die Blitzableiter angebracht. Wir haben in der antediluvianiſchen Zeit auch gewiſſe Verbrüderungsfeſte mitgemacht, aber wir tranken auf die Geſundheit Ferdinand's des Gütigen, und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Miniſter etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle Opfer.“ Wir binden mit der Montirungscommiſſion an, aber wir rufen: Hoch, Radetzki! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft herumziehen ſollten, bei uns wird's nicht einſchlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüth gebimmelt, was ſich nicht viel beſſer ausnimmt, wie das Vaterunſerbeten beim Fenſtereinwerfen und Laternenzuſammenſchlagen. Das Buch iſt eine merkwürdige moraliſche Erſcheinung;

äſthetiſch exiſtirt es gar nicht, es gehört zu den platteſten Nachahmungen des Heine'ſchen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernſtlichſte Zurückweiſung.

2. Snack un Snurren ut de Spinnſtuv. Plattdeutſche Dorfgeſchichten in Dithmarſcher Mundart von Dr. Th. Piering.
Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858.

Wir müßten mit der Kritik des Titels anfangen. Snack un Snurren ut de Spinnſtuv? Dieſe „Dorfgeſchichten" haben mit der Spinnſtube nicht mehr zu ſchaffen, als die Novellen von Hackländer und Spindler. Sie ſind modern durch und durch, und wenn ſie ſich auch gerade für den Salon nicht eignen möchten, ſo wenden ſie ſich doch an ein ganz anderes Publicum, als ſich bei ſchnurrenden Rädern auf einem Bauerhof um den qualmenden Ofen zu verſammeln pflegt. Das iſt kein Fehler, aber wozu die Koketterie? Wer Bäffchen trägt, muß ſie nicht unter'm Hausrock verſtecken wollen. Wir müßten weiter fragen: warum ſind dieſe Dorfgeſchichten plattdeutſch abgefaßt? Daß Klaus Groth ſeinen „Quickborn" plattdeutſch ſchrieb, hatte einen innern Grund; er ſtellte das Dithmarſiſche Volksleben vorzugsweiſe nach der Gemüthsſeite dar, und das Gemüth iſt nicht ſo vielzüngig, wie der Geiſt, es ſtempelt Einen Ausdruck und hält ihn feſt. Wer ſich davon überzeugen will, der vergleiche nur das

Original mit der Ueberſetzung. Der Unterſchied zwiſchen dem lebendigen und dem ausgeſtopften Vogel kann nicht größer ſein. Bei Herrn Piering ſteht es aber völlig umgekehrt; ſeine Dorfgeſchichten ſind alle hochdeutſch gedacht, und auf dem Wege vom Kopf zur Feder in's Plattdeutſche übertragen. Das iſt nicht einmal gelungen, man ſtolpert jeden Augenblick über eine verunglückte Wendung, die an die Gallicismen unſerer aus Paris herübergeholten Theaterſtücke mahnt, oder ſagt der Plattdeutſche etwa: „Matthis wehr ganz ſin Anſich“ und „Jedes Ding harr ja ſin Wiſſenſchaft“ ꝛc. Wenn es aber auch gelungen wäre, was wäre damit erreicht? Wir ſind weit entfernt, die Deklamationen, womit Herr Ludwig Wienbarg in einer verſchollenen Broſchüre gegen das Plattdeutſche zu Felde zog, unſererſeits zu billigen oder gar zu unterſtützen; es hat das vollſte Recht, als Idiom fortzuleben und mag auch vom Dichter angewendet werden, wo er es nicht entbehren kann. Wir müßten es jedoch beklagen, wenn ſich jetzt noch, drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwiſchen den beiden Schweſtern zum Heil der Nation durch ſeine Bibelüberſetzung ein für alle Mal entſchied, neben der hochdeutſchen eine ſelbſtſtändige plattdeutſche Literatur etabliren und das einzige Band, das die deutſchen Volksſtämme noch zur Einheit zuſammenknüpft, zerreißen wollte. Es würde auch ſchwerlich viel dabei herauskommen; man denke an Holland. Nein, dieſe Dorfgeſchichten brauchten nicht darum, weil ſie in Dithmarſchen ſpielen, in Dithmarſcher Mundart geſchrieben zu werden; ſie hätten im Hochdeutſchen eher gewonnen, als verloren. An und für ſich ſind ſie aber recht gut und beurkunden ein ſchönes Unterhaltungstalent. Das erſte Stück: „Wer Gott vertraut, hat gut gebaut!“ will freilich nicht viel heißen; daß ein Mädchen ihren Namen verheimlicht, weil ihr Vater ein Verbrecher war, iſt zu oft da geweſen. „Hans Höhek“ iſt ſchon anziehender, aber doch blos Anecdote. Vortrefflich dagegen iſt: „De ſchwatte Kater;“ hier geht der Verfaſſer über Klaus Groth, dem die Erfindungskraft faſt ganz zu fehlen ſcheint, hinaus, wenn er anders nicht ſelbſt entlehnt hat. Die übrigen Sachen ſind jedenfalls ergötzlich; wenn wir „Hans Roger“ ausnehmen, der gänzlich mißglückt iſt, und hie und da ſogar an's Eckelhafte ſtreift; rohe Studentengeſchichten, die zum Theil ſchon vor 20 Jahren auf dem Theater zu Tode gehetzt wurden, dürfen nicht wieder aufgewärmt werden und am allerwenigſten ſo plump.

3. Drei Erzählungen von Emil Kuh.

Troppau und Leipzig, bei Alfred Traßler. 1857.

Dieſe drei Erzählungen ringen, was die Compoſition anbelangt, mit einander um die Krone der Schlottrigkeit und legitimiren ſich dadurch als echt österreichiſche Producte. Der Verfaſſer verſagt der realen Welt hartnäckig ſeine Anerkennung und negirt ihre ſämmtlichen Geſetze. Es iſt eine bloße Güte von ihm, daß er nicht Menſchen mit zwei Köpfen auftreten läßt oder den Blüten der Bäume nicht die Früchte voranſchickt, denn auf dem Standpunkt, den er nun einmal gewählt hat, wäre er vollkommen dazu berechtigt geweſen. Das Alles thut jedoch Nichts; für die Verkehrtheit des Ganzen entſchädigt die Vortrefflichkeit des Details. Sind die Charaktere dramatiſch unwahr, ſo werden einzelne Stimmungen hinreißend geſchildert; ſind die Situationen unmöglich, ſo glänzen ſie doch in echt poetiſchen Farben. Er hat ſich offenbar an ſchroffen Vorbildern, wie Heinrich von Kleiſt ꝛc. geſchult, aber die Geiſter, die er herauf beſchwor, ſind ihm noch zu mächtig und grinſen ihn an, ſtatt ihm zu dienen. In ſeinem willkürlichen Anhäufen von Zügen, die zwar elementariſch bedeutend, aber im beſonderen Fall überflüſſig oder gar ſtörend ſind, gleicht er noch zu ſehr der Elſter, die ſilberne Löffel und goldene Ringe zuſammenträgt und ſich blos das Neſt damit verdirbt. Das wird anders werden, er wird das Mißverhältniß zwiſchen der Armuth ſeiner Erfindungen und dem Reichthum ſeiner Ausführungen auszugleichen wiſſen und dann gewiß Erfreuliches leiſten. Walter Scott wäre ihm jetzt als Studium zu empfehlen.

1. Tutu. Von Sternberg. — Die kleinen Leiden des Eheſtandes. Von Balzac.

Mit Holzſchnitten und Illuſtrationen. Leipzig, bei J. J. Weber.
1849.

Seit lange liegen auf meinem Tiſch zwei Bücher, die auf Beſprechung harren. Die Autoren und die Verleger würden ſich aber ſehr irren, wenn ſie glaubten, daß ich aus Geringſchätzung ihrer Leiſtungen gezögert hätte. Im Gegentheil, ich wünſchte ihnen aufrichtig zu nützen, und wartete nur den günſtigen Moment ab. Dieſer iſt jetzt gekommen.

Der Weihnachtsabend, das ſchöne Feſt, wegen deſſen man das Chriſtenthum noch nach Jahrtauſenden lieben und wenigſtens beneiden wird, iſt vor der Thüre. Auf Straßen und Plätzen ſind die myſtiſchen Buden aufgeſchlagen, vor denen die Kinder ſo gern verweilen, weil ſie ſich in Träumen ergehen, welche von den dort zur Schau geſtellten Herrlichkeiten ihnen wohl zu Theil werden dürften. In den Kaufläden iſt alles ausgelegt, was die Wünſche der Erwachſenen zu Begierden ſteigern kann; was das nimmer raſtende England an neuen Stoffen hervorbrachte, was das ſelbſt während ſeiner Revolutionen ſpeculirende Frankreich an eleganten Façons erfand, das wird auf die verführeriſche Weiſe hinter Fenſtern, deren Glanz die Pracht der lockenden Gegenſtände nur noch erhöht, vor uns ausgebreitet, und wenn die eigenſinnige Sonne es am Tage verſchmäht, dieſe Schätze mit ihren Strahlen zu vergolden, ſo muß die Gasflamme, deren Zauber der Geſchäftsmann in ſeiner Gewalt hat, zur Nacht ihre Stelle erſetzen.

Wer wäre ſtoiſch genug, den von allen Seiten auf ihn eindringenden Verſuchungen zu widerſtehen! Wer ließe nicht wenigſtens jetzt Grundſätze Grundſätze ſein, und ſtudirte nicht die ſchüchtern begehrenden Blicke ſeiner Frau, ſeiner Braut, ſelbſt ſeiner Schweſter! Ja, es ereignet ſich zu dieſer Zeit auch wirklich das Unerhörte, der Deutſche erinnert ſich daran, daß ſein Volk eine Literatur beſitzt, und daß er, um ſie zu unterſtützen und zu heben, neben Nürnberger Lebkuchen und vergoldeten Wallnüſſen auch einige vaterländiſche Bücher einkaufen und verſchenken muß.

Natürlich müſſen dieſe Bücher zum Uebrigen paſſen und der Kritiker, der dem verlegenen Mann bei der Auswahl an die Hand gehen will, hat nicht ſowohl die Leiſtungen der Autoren, als die der Kupferſtecher und der Buchbinder in's Auge zu faſſen. Glücklicherweiſe hatte die Literatur auch von jeher eine Unterabtheilung, deren Erzeugniſſe die Producte der Nuß-Vergolder und der Kuchenbäcker nicht gar zu ſehr an Gehalt übertrafen, und an der ihre ſchwerlöthigen, auf das Solide verſeſſenen Liebhaber und Freunde mit einer eben ſo großen Verachtung vorüber gingen, wie etwa die Schlachter an den Hammeln und Ochſen, die aus Nürnberg in zierlichen Schachteln auf den Markt gebracht werden. Wer erinnert ſich nicht mit Wehmuth der Taſchenbücher und Almanache, die ehemals zu Weihnachten dutzendweiſe erſchienen, und an denen der Goldſchnitt, ja die Eigenſchaft deſſelben, das Umblättern zu erſchweren, meiſtens das Beſte war! Zwar, wie ſie zuerſt hervortraten, waren ſie, wenigſtens bei uns im plumpen Deutſchland, nicht ganz ſo harmlos und federleicht, wie ſpäter! Es gab eine Zeit, wo Lichtenberg in ihnen ſeine köſtlichſten Aufſätze und Aphoriſmen niederlegte, der unſterbliche Lichtenberg, deſſen Humor zu dem, was man heut zu Tage mit dieſem Namen nennt, ungefähr ſo ſteht, wie das griechiſche Epigramm zu den Inſchriften, mit denen unſere hoffnungsvolle Straßenjugend wohl die Wände verſieht. Es gab eine andere Zeit, wo Schiller und Goethe ihre lyriſche Jahres-Ernte in ihnen aufſtapelten und dadurch für die matten Verſeleien der Louiſe Brachmann und des Profeſſors Conz, die freilich damals ſchon mit unterliefen, Erſatz boten. Der Almanach machte die nämlichen Phaſen durch, die wir ſelbſt durchmachen mußten, ehe wir vom Bärenfell zum Oberrock oder vom Oberrock zum Frack kamen. Kind und Hell, Clauren und Tromlitz, Schwab und Chamiſſo, Ruge und Echtermeyer, es gab viele Stadien, ehe er bei der, durch unſere neueſten Waſſerköpfe repräſentirten vollendeten Nichtigkeit anlangte und der Weg dauerte um ſo länger, als es zuweilen wieder in die Höhe zu gehen ſchien. Doch zuletzt ging es immer weiter herunter und das Revolutions-Jahr bot einen willkommenen Vorwand, ganz abzutreten.

Was denn nun machen? Schiller und Goethe ſind angeſchafft, Uhland iſt es ebenfalls; müßte man ſich wirklich zu einem Heinrich Kleiſt, deſſen Käthchen von Heilbron man ja ſchon vom Theater her kennt, entſchließen; müßte man ſich vielleicht gar, denn auch dieſer könnte ſich, es wäre nicht durchaus unmöglich, im Bücherkaſten vorfinden, zu einem Shakeſpeare von Gervinus oder zum Humboldt'ſchen Kosmos bequemen? Nicht doch! So wenig, als man, wenn man den Kindern Kanonen ſchenken will, ſie aus dem Zeughaus zu nehmen braucht! Zwar hat der Literatur-Markt bis jetzt noch kein völlig genügendes Surrogat für den eingegangenen Almanach aufzuzeigen. Man kann keine hübſche Kupfer mehr bekommen, ohne zugleich eine Doſis Geiſt mit in Empfang zu nehmen, aber man kann neben dem Geiſt doch auch die Kupfer haben und das wird hinreichend ſein!

Zu den Büchern, die Beides, Geiſt und Kupfer zugleich bieten, und ſich deshalb vortrefflich zu Weihnachtsgeſchenken eignen, gehören nun Sternbergs Tutu und Balzacs kleine Leiden des Eheſtandes. Sternberg giebt in Märchenform eine Satyre auf die Zeitverhältniſſe, die ſchärfer iſt, als ſie auf den erſten Blick zu ſein ſcheint. Balzac führt uns in einer Reihe der ergötzlichſten Schilderungen die Verlegenheiten vor, die für Mann und Frau entſtehen, wenn Beide die Ehe blos als ein Inſtitut betrachten, in dem man ſich amüſiren ſoll. Sternberg bemüht ſich, für den Kreis, den er ſich abſteckte, die Vogelperſpektive zu gewinnen, aber es gelingt ihm nicht; ſeine Montgolfiere, man ſieht's, hat zwiſchen der höheren und der niederen Region keinen feſten Ruhepunkt gefunden, darum haben die Linien ſeines Bildes ſich ganz abſonderlich verſchoben. Balzac hatte den Verſuch nicht einmal gemacht, und er that wohl daran, er hat ſich ohne Umſtände in die Mitte des faulen Sumpfes geſtellt, deſſen Ausgeburten er zeichnen wollte; er malt ſie uns mit allen ihren tollen Sprüngen und poſſirlichen Verrenkungen ohne auch nur von ferne daran zu erinnern, daß der Sumpf eigentlich ausgetrocknet werden ſollte, und daß es neben zweibeinigen Fröſchen und Kröten auch wirkliche Menſchen auf Erden giebt. Zu einem Kunſtwerke bringen es Beide nicht; Sternbergs Verſtandes-Phantasmagorie ſteht in ihrer ſpitzigen Abſichtlichkeit ſo tief unter dem echten Märchen, wie Balzacs Spaß unter dem wahren Humor. Aber gerade dieſem innern Mangel haben ſie es zu danken, daß ihre Leiſtungen ſo piquant ausgefallen ſind, und daß man ſie Jedermann zur Lectüre empfehlen kann, der wiſſen mögte, wie unſere gegenwärtige ſoziale Welt denn eigentlich ausſieht, wenn ſie mit dem fatalen Scheidewaſſer, dem nur das Gold, nicht der Goldſchaum widerſteht, von irgend einem ſchadenfrohen Kobold beſprengt wird. Hätten ſie den künſtleriſchen Standpunkt genommen, ſo würden ſie vielleicht Augen für die Sonnenflecke bekommen, aber keine für die Warzen und Blatternarben des Herrn Nachbars und der Frau Nachbarin behalten haben. Dann wären ſie gleich „beziehungslos“, alſo für die meiſten Leſer ohne Intereſſe geweſen, und hätten ſich wenigſtens nicht mehr zu Weihnachtsgeſchenken geeignet.

5. Libuſſa. Jahrbuch für 1850. Herausgegeben von Paul Alois Klar.

Neunter Jahrgang.

Der Almanach iſt todt! behauptete ich vor einiger Zeit in meiner Kritik von Sternberg's Tutu und Balzacs kleinen Leiden des Eheſtandes. Der Almanach lebt! antwortet die Libuſſa, die jetzt vor mir liegt. Ja wohl, ich ſchloß zu voreilig aus dem Jahr 1849 auf das Jahr 1850, der Almanach iſt wieder auferſtanden! Und nicht einmal ſein Geſicht hat ſich verändert, er blickt ganz ſo unſchuldig darein, wie früher, er hat kein Blut fließen ſehen, keinen Pulverdampf gerochen. Darum bringt er uns auch, naiv wie ein Kind, das vom Kriege nur die Muſik gehört und den Donner der Geſchütze für den Generalbaß gehalten hat, nach wie vor, ſeine harmloſen Gedichte, ſeine Novellen und Erzählungen und läßt höchſtens die Räthſel, die Logogryphe und Charaden aus. Freuen wir uns, und ergeben wir uns der Hoffnung, daß nicht er allein ſcheintodt geweſen iſt, und daß noch Manches auferſtehen wird, was wir, wie ihn, für immer begraben glaubten!

Die Libuſſa freilich hat von jeher neben der leichten poetiſchen Waare auch Solides gebracht und ſich dadurch ein wohlbegründetes Recht auf die Exiſtenz erworben. Sie nimmt keine Beiträge auf, als die von gebornen Böhmen herrührenden, und ſcheint ſich vor Allem die Aufgabe geſetzt zu haben, böhmiſche Zuſtände, vorzeitliche wie gegenwärtige, aufzuhellen. Das iſt nicht allein dankens-, ſondern auch empfehlens- und nachahmenswerth. Welch' eine ſchöne Kette würde aus unſerm jetzt ſo zerfahrenen literariſchen Thun und Treiben hervorgehen, wenn ſich viele ähnliche Ringe bildeten, wenn ſich in jedem deutſchen Lande, und nach Umſtänden in jeder Provinz, die hervorragendſten Talente die Hand böten und den Kreis, mit dem ſie am vertrauteſten ſein müſſen, weil er ihnen der nächſte iſt, umſichtich ausbeuteten! Dadurch würden die Einzelkräfte, deren doch ſo wenige berufen ſind, in's Allgemeine zu wirken, für würdige und erreichbare Zwecke concentrirt werden, den auf dieſem Wege entſtehenden gemeinſchaftlichen Leiſtungen würde der Gehalt, wenigſtens der relative, nicht fehlen, und ſpäter wüßte der Geſchichtſchreiber, ſo wie der überall einmal hervortretende univerſelle Dichter, wo ſie ſich nach Umriſſen und Farben umzuſehen hätten. Doch, das wird bei uns noch lange ein frommer Wunſch bleiben, und eben darum kommt auch bei uns auf eine Seite, welche die Nachwelt vielleicht lieſ't, eine ganze Bibliothek voll Maculatur.

Der Werth des gegenwärtigen Jahrgangs der Libuſſa beruht, der Hauptſache nach, auf einem Aufſatz des Herausgebers über Tycho de Brahe's Leben und Wirken in Böhmen, auf einem zweiten über den alten Prager Schöffenrath von Doktor Legis-Glückſelig und auf einem dritten von Nork (Korn) über mythologiſche Gegenſtände namentlich über Libuſſa. Sie alle ſind in hohem Grade inſtructiv und auch dem größeren Publicum dürften ſie intereſſanter ſein, als die Gedichte, Novellen und Erzählungen, die ihnen vorhergehen, Einzelnes natürlich ausgenommen. Außerdem enthält der Jahrgang noch zwei Lebensbeſchreibungen, die des Komponiſten Tommaſchek und die des Epikers L. A. Frankl, von denen die eine ganz, die andere zum Theil Autobiographie iſt. Auch dieſe begrüße ich als erfreuliche Zeichen einer Zeit, in welcher die Menſchen endlich anfangen, ſich mit dem Object zu beſchäftigen, das ſie am beſten kennen, nämlich mit ſich ſelbſt.

Unter den poetiſchen Beiträgen iſt der bei weitem ausgezeichnetſte, J. G. Seidl's Legende. Der allerliebſte Grundgedanke kömmt ſo rein und rund zum Vorſchein, wie es ſelten geſchieht, und darnach iſt der Rang eines Gedichtes zu beſtimmen, nicht nach dem Gewicht der Materie.

---

6. Album neueſter Dichtungen aus der Steiermark.

Graz 1850.

In dieſem Album haben wir eine ganz andere Gruppe vor uns. Die Herren Albert, Brunner, Gebell, Semlitſch, Siegeriſt u. ſ. w. vertiefen ſich, ſtatt in die Schönheiten der Steiermark, in die Abgründe der Speculation. Die Poeſie kann ſich aber, wenn ſie nicht gefrieren will, vor der Intimität mit dem „abſoluten Gedanken“ gar nicht genug hüten; ich ſage: die Poeſie, ich ſage nicht: der Poet! Dieſer ſoll allerdings nicht, um ſich die Naivetät der Unwiſſenheit zu erhalten, ſeine Augen und Ohren vor der höchſten Wiſſenſchaft verſchließen, denn er iſt unter Anderem auch ein Menſch, und dem Menſchen iſt die Kenntniß ſeines Verhältniſſes zum Univerſum nothwendig, wenn er ſie auch damit bezahlen muß, daß er, nachdem er ſie erlangt hat, ſeine Kinderſpiele nicht mehr ernſthaft treiben kann. Doch der echte Poet wird von der Wanderung durch den Abgrund, in dem alle Farben verlöſchen, eben eine verdoppelte Liebe zu der bunten Erſcheinungswelt mit heim bringen, und ſich mit der größten Innigkeit an ſie hingeben; nie aber wird er verſuchen, die unheimliche Folie des Lebens, die ſchwarze, unterſcheidungsloſe Nacht in einen goldenen Rahmen zu ſchlagen. Den Baum mit ſeiner Blüthenkrone zu malen, iſt ſeine Aufgabe, nicht die Wurzel, die ſich im Schooß der Erde birgt. Und das weiß er!

---

7. Von den Alpen. Zwei Liedersträuße. Zeitgedichte aus den Jahren 1848, 1849.

Innsbruck. Verlag von A. Witting. 1850.

Soll auch das kein Ende nehmen? Zeitgedichte und abermals Zeitgedichte! Und dießmal aus Tirol, aus dem friſchen Tirol, wo die Menſchen der Natur ſo viel näher ſtehen, wie anderswo! Zwar iſt es mit den Irrthümern des Geiſtes, wie mit den Krankheiten des Leibes. Was hilft's, daß man ſie hier vertreibt? Sie tauchen dort auf der Stelle wieder auf! Aber, wie es Nichts für die abſolute Nothwendigkeit des Nervenfiebers beweiſ't, daß es, aus dem einen Körper verjagt, den anderen wieder ergreift, ſo kann auch ein Irrthum nicht das Mindeſte dadurch gewinnen, daß er, in dieſem Kopf ausgetilgt, ſogleich in jenem wieder aufſchießt. Wie oft iſt es dargethan, daß die Politik, in der man doch heut zu Tage den Inhalt der Zeit faſt ausſchließlich ſucht, mit der lyriſchen Poeſie Nichts zu ſchaffen hat! Nichtsdeſtoweniger wird das, was in die Zeitungsblätter gehört, immer von Neuem wieder in Verſe gebracht. Das geſchieht denn auch in dieſen Liederſträußen. Der Geſinnungen, die wir hier ausgeſprochen finden, wollen wir uns freuen, und da wir Tiroler vor uns haben, ſo ſind wir auch überzeugt, daß ſie ſich als ſtichhaltig bewähren und nicht, wenn die Gelegenheit kömmt, unter irgend einem Spritzenleder erſticken werden. Aber Geſinnungen allein machen noch keinen Poeten, und in der Sphäre, welche die Verfaſſer — es ſcheinen zwei zu ſein — ſich dießmal abſteckten, kann ſich auch nur der Rhetor zeigen. Es giebt gar nichts Abſtracteres, als dieß Beſingen der Freiheit, des Vaterlandes, des deutſchen Reichs, worin ſie ſich gefallen. Zeigt, wie man ſich die eine erkämpft, und nachdem das geſchehen iſt, für das andere ſtirbt, ſo ſeid Ihr in den Kreis, in dem die Poeſie beginnt, wenigſtens eingetreten! Jetzt ſteht Ihr draußen und es iſt über Eure Begabung nicht einmal ein Urtheil möglich.

---

8. Gedichte von Wilhelm v. Metzerich.

Wien. Jaſper, Hügel und Manz. 1850.

Ein echtes, obgleich ſchwaches Talent, von dem es zweifelhaft ſcheint, ob es ſelbſt hervorbringen oder blos genießen ſoll. Denn wenn die Natur ein Individuum des höchſten Genuſſes fähig machen will, muß ſie demſelben den unterſten Grad des Produktions-Vermögens verleihen. Dadurch kömmt es ſo weit, daß es das Wahre und Schöne in ſeiner Weſenheit tiefer erkennen lernt, wie es ſonſt geſchehen würde, und wenn es dann vermöge eines ſittlichen Act's, zu dem freilich Selbſtverläugnung gehört, auf das Produciren Verzicht leiſtet, ſo ergibt ſich zwiſchen ihm und der Kunſt das reinſte Verhältniß, das möglich iſt. Das Büchlein iſt den Manen Feuchtersleben's zugeeignet.

9. Parallelen.

Leipzig, Georg Wigand. 1849.

Der Leſer wird nach dem von der Mathematik entlehnten Titel kaum ein poetiſches Werk vermuthen. Dennoch haben wir es mit einem ſolchen zu thun, und mit einem, das ſich recht vortheilhaft auszeichnet. Der Verfaſſer beſitzt ein ſchönes Talent der Darſtellung und ſchildert prägnante Momente der Natur und des Seelenlebens mehr als einmal vortrefflich. Aber er leidet an einer Krankheit, von der ich wünſche, daß ſie mit Klopſtock, der ſie ſein Lebelang nicht los wurde, begraben worden wäre. Er giebt nämlich ſeinen warmen, concreten Bildern, die er ſo weit ausmalt, daß ſie uns nothwendig durch ſich ſelbſt intereſſiren und feſſeln müſſen, plötzlich, wenn wir uns deſſen am wenigſten verſehen, eine vermaledeite Rück- oder Nebenbeziehung auf geiſtige Zuſtände, oder gar auf politiſche Situationen, durch welche die Wirkung geſchwächt, ja aufgehoben wird. So ſchildert er Seite 27 das Meer, und Seite 28 einen Schiffbruch höchſt ergreifend. Aber wenn wir uns dem Genuß nun hingeben und unſere Phantaſie, dem aufgerollten Gemälde gegenüber, frei ſpielen laſſen wollen, zwingt er uns gewaltſam eine ganz neue, willkürlich angeknüpfte Gedankenreihe auf, indem er in dem einen Fall das wogende Meer mit der Verzweiflung und in dem anderen das zerſplitterte Schiff mit dem Menſchen, der an ſeinen Leidenſchaften untergeht, vergleicht. Das iſt ein Fehler, den er ablegen muß.

10. M. G. Saphir's Volkskalender und Sylveſter-Büchlein.

Wien, bei Jasper, Hügel und Manz. 1850.

Saphir iſt eine Specialität. Wißt Ihr, was das heißt? Stellt Euch einmal einen gewöhnlichen Menſchen vor, aus welcher Klaſſe es ſei, einen Schuſter oder Schneider, einen Advocaten, einen Arzt, genug, wen Ihr wollt! Seht Ihr ihn allein? Nichts weniger, als das! Hunderte und Tauſende ſtehen hinter ihm, Jeder iſt ihm ähnlich und bereit, an ſeine Stelle zu treten, Jeder kann ungefähr Daſſelbe leiſten, und er braucht nur Platz zu machen, ſo iſt er augenblicklich erſetzt, man wird ihn nicht vermiſſen. Nun denkt Euch eine Specialität, in welchem Kreiſe es Euch gefällt! Ihr könnt ſie haſſen, Ihr könnt ſie lieben, Ihr könnt ſie bewundern Ihr könnt ſie ſchmähen, aber ihren Erſatzmann könnt Ihr nicht nennen, ſie ſteht allein, ſie iſt ein Gewächs, von dem in der ganzen weiten Welt nur ein einziges Exemplar exiſtirt.

Dieß Specifiſche, das ihm inne wohnt und das ihm von Freunden und Feinden zugeſtanden werden muß, hat Saphir auch in ſeinen beiden Volkskalendern wieder glänzend bethätigt. Er könnte demjenigen, der im Stande wäre, ſie durchzuleſen, ohne herzlich zu lachen, ſeinen Kopf verſprechen und würde nicht das Mindeſte riskiren, nicht einmal bei Einem von denen, auf deren Koſten er dießmal ſeine Witze gemacht hat. Denn Jeder fühlt, daß Saphir einer unwiderſtehlichen Naturnothwendigkeit gehorcht, wenn er gerade die verzerrten und ſchiefen Seiten an Dingen, Perſonen und Verhältniſſen auffaßt und hervorhebt, daß er gar nicht anders kann, wenn er durch ſeine Einfälle das Größte und das Kleinſte mit einander verknüpft, und darin liegt ſeine Rechtfertigung. Dieß unterſcheidet ihn auch von Leuten, die ſeine Brüder zu ſein ſcheinen, und die, genau betrachtet, nicht einmal entfernt mit ihm verwandt ſind, z. B. von dem Berliner Glasbrenner, der das mühſam aufjagt, was ihm von ſelbſt kömmt und dem nur der Witz der Fäulniß zu Gebote ſteht.

Das Specifiſche in Saphir hat eine tiefe nationale Wurzel und dürfte leicht mit ihm verlöſchen. Es iſt nicht zufällig, daß gerade die jüdiſchen Schriftſteller der neueren Zeit bis jetzt ſo witzig waren, und es iſt, wie die Bibel beweiſt, wahrlich nicht auf Paläſtina zurück zu führen. Wer immer gebückt und geduckt gehen, wer den Kopf immer zwiſchen den Schultern tragen muß, und nur blinzeln darf, dem verſchieben ſich die reinen runden Linien des Univerſums ganz von ſelbſt zum ſcharfkantigen Zickzack, doch das nimmt mit der Urſache ſelbſt natürlich ein Ende. Die Emancipation wird den Juden in jeder Beziehung zum Heil gereichen, aber ihrem Witze wird ſie ſchaden.

Von einer eigentlichen Recenſion dieſer Kalender kann ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein. Wer könnte um ein Feuerwerk einen Rahmen ſchlagen wollen? Ihr Inhalt iſt in hohem Grade ergötzlich, und nur Eins wäre noch ergötzlicher: wenn ſich nämlich ein Narr von Inquiſitor fände, der dieſe bunte Reihe luſtiger und barocker Einfälle feierlich vor ſeinen Richterſtuhl lüde, um ſie ad protocollum über ihre Subſtantialität und über ihr Verhältniß zu dem wahren Kubikinhalt der verſpotteten Perſonen und Gegenſtände zu vernehmen.

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

ſämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's
ſämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Kritiken. — Literaturbriefe. — Erſte kritiſche Arbeiten. —
Bunte Aufſätze.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

Inhalt.

Kritiken.

Seite

Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Eduard Boas (Wiener Wanderer 1851) 3
Aus Carl Ludwig von Knebel's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. (Wiener Ztg., 1858) 15
Meine Lebens-Erinnerungen von Adam Oehlenſchläger 26
Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund. Herausgegeben von Carl Mayer 33
Ueber das deutſche Wörterbuch der Gebrüder Grimm von Dr. Daniel Sanders 37
Das Leben der Seele, in Monographien über ſeine Erſcheinungen und Geſetze von M. Lazarus (Kolatſchek's Stimmen der Zeit, 1858) 43
Studien und Copien nach Shakeſpeare von Franz Dingelſtedt (Wiener Ztg., 1858) 47
Dramaturgiſche Studien von Ludwig Eckardt . . . 52
Deutſches Bühnenweſen von Franz v. Holbein . 56

Literaturbriefe.

I–XXV (Leipziger Illuſtrirte Ztg., 1858, 1859, 1861, 1862, 1863) 63

Erſte kritiſche Arbeiten 187
Dieſelben ſind bis auf den Aufſatz über das Buch der Lieder von Heinrich Heine in Gutzkow's Telegraphen während der Jahre 1839 und 1840 erſchienen. Der genannte Aufſatz wurde zuerſt gedruckt im Hamburgiſchen Correſpondenten, 1841.

Bunte Aufſätze.

Ueber die ſogenannten politiſchen Demonſtrationen bei theatraliſchen Vorſtellungen. (Wiener Ztg., 1850) . 269
Das deutſche Theater (Kolatſchek's Stimmen der Zeit 1859) 277
Mein Traum in der Neujahrsnacht 1849 (Wiener Reichsztg., 1849) 285
Aus Wien und Oeſterreich I. II. III. IV. Strodtmann's Orion 1863) 294
Das Hofburgtheater. Wien 1862 (Aus dem Nachlaß) . 331
Aus meinem Tagebuche.
1. Ueber Gleichniſſe (Rötſcher's Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur, 1847) 345
2. Ueber Schröder's Leben von Meyer (ebenda.) 347
3. Ueber das Semikolon (ebenda.) 349
4. Beim Tode Ludwig Tieck's (1853) 350
5. Ueber Byron (Kühne's Europa, 1847) . . . 354
6. Das Käthchen von Heilbronn (Rötſcher's Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur, 1848) . 358
Anmerkungen und Schlußwort 367

Kritiken.

(Fortſetzung.)

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

Von Eduard Boas.

Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1851.

Ein neuer Beitrag zur Schiller- und Goethe-Literatur und ausnahmsweiſe einmal ein erfreulicher. Wir ſagen: ausnahmsweiſe, und ſind unſeren Leſern die Erklärung dieſes Ausdrucks ſchuldig. Es wird ſeit Jahren von den Buchhändlern ein förmlicher Handel mit den Reliquien Schiller's und Goethe's getrieben, der alle Grenzen überſchreitet. Wenn der Friſeur der beiden Herren die ihnen abgeſchnittenen Haare aufbewahrt hätte, der Kammerdiener ihre Nägel, der Trödeljude ihre abgelegten Kleider, und die drei Speculanten nun unter dem Aushängeſchilde der Pietät mit dieſen werthloſen Reſten brüderlich ein Geſchäft etablirten, ſo würden ſie die Verleger, die mit dem Inhalt ihres beſtaubten Papierkorbs wuchern, kaum überbieten. Was iſt nicht Alles gedruckt worden, und was mag noch bevorſtehen! Wer gedenkt nicht mit Entſetzen dieſes Brief- oder richtiger Zettelwechſels zwiſchen Goethe und der Frau von Stein, aus dem man erfährt, was der

Gott an dem und dem Tage gegeſſen und getrunken, und ob er das Compot zum Diner ſelbſt geliefert hat oder nicht! Wer ſchaudert richt, wenn er ſich erinnert, daß bei Gelegenheit der Säcular-Feier des Dichters ſchon ſeine Knaben-Exercitien aus vergilbten Schreibbüchern herausgeklaubt und vor ganz Europa herum präſentirt worden ſind! Während die beiden Männer, welche Deutſchland in künſtleriſcher Beziehung zur Ebenbürtigkeit mit den übrigen Nationen erhoben, unter ihrem Volk lebten und wirkten, ließ man ſie ruhig Spießruthen laufen, und glaubte ſchon viel zu thun, wenn man die literariſchen Gaſſenjungen nur nicht durch Händeklatſchen und Bravorufen in ihrer Frechheit beſtärkte; jetzt macht man Dalei Lamas aus ihnen. Das iſt eine Satisfaction, für die ſie ſich bedanken würden, und da ſie ſelbſt nicht mehr proteſtiren können, ſo muß die beſonnene Kritik es in ihrem Namen thun.

Das vorliegende Werk verſetzt uns aus der frommen Zeit der Himmelfahrt und der Glorification unſerer Heroen, in der wir gläubig aufwuchſen, in die rohen Tage der Kreuzigung zurück. Ei, da weht eine rauhere Luft! Von Weihrauch iſt nichts zu verſpüren, die Glocken haben Ruhe, oder werden von den damaligen Küſtern für ganz andere Leute gezogen, aber es wimmelt von Kriegsknechten mit Ruthen und Spießen und zur Erquickung wird Eſſig ſtatt Weines gereicht. Schiller giebt die

„Horen" heraus, in denen bekanntlich faſt alle ſeine unſterblichen Abhandlungen erſchienen; ach Gott, was ſind ſie langweilig! Goethe iſt eifriger Mitarbeiter, liefert ſeine Elegien, ſein Märchen und wie Vieles mehr; du lieber Himmel, wie wenig genügt dieß Alles den Anforderungen, die der letzte Recenſent an einen Genius ſtellt. Dagegen wird ein Lorenz Stark von Johann Jacob Engel unter verächtlichen Seitenblicken auf den Wilhelm Meiſter bis über die Sterne erhoben, ja es giebt Kritiker, die aus Dummheit oder Bosheit Goethe für den anonymen Verfaſſer erklären und ihm für das Meiſterwerk die „Iphigenia" und den „Taſſo" vergeben. Seltſamer Weiſe hatten die Heroen keine Gladiatoren-Natur; ſtatt ſich langſam zu Tode geißeln zu laſſen und nur für würdige Drappirung des Mantels im Momente des Zuſammenſinkens zu ſorgen, machten ſie Kehrt und zeigten der erſtaunten Welt, daß die Leier ein Inſtrument iſt, womit man unter Umſtänden auch um ſich hauen und namentlich platten Köpfen, welche für die in den Saiten ſchlummernde Harmonie kein Ohr haben, einen tüchtigen Schlag verſetzen kann. Das Reſultat des Kampfes waren die Xenien, die berühmten Epigramme, die einem Witze Martials ihren Namen verdankten.

Herr Eduard Boas hätte ſich ſchon durch die Wieder-Herausgabe und die Commentirung der

Xenien ein anerkennungswürdiges Verdienſt erworben; er hat dieß Verdienſt durch die im zweiten Theile hinzugefügten Auszüge aus den Erwiderungsſchriften der Gegner noch bedeutend erhöht. Die Xenien ſelbſt haben einen zweifachen Werth. Einmal einen hiſtoriſchen, indem ſie ein reizendes, farbiges Bild des Literatur-Zuſtandes jener Periode darbieten, der ſie angehören. Dann aber auch einen abſoluten, indem ſie einen Schatz der köſtlichſten philoſophiſchen und äſthetiſchen Weisheit enthalten. Dieſe wunderbare Miſchung des Vergänglichen und des Ewigen iſt es, auf der ihre bleibende Bedeutung beruht. Ein gemalter Mückentanz, wie auch immer gelungen, wäre nicht unſterblich geworden, das dazu nöthige Gewicht erhielt er nur durch die Beigabe, der er als Folie dient. Die Dichter zeichneten erſt mit einigen ſcharfen Strichen das ſummende oder ſtechende Inſect; dann ſtellten ſie der Carricatur die Normal-Erſcheinung gegenüber und ſprachen das Geſetz aus. Das war eine furchtbare Methode, die ihr Ziel nicht verfehlen konnte. Herr Boas hatte ſeinen Commentar mit richtigem Tacte faſt ausſchließlich auf die hiſtoriſche Seite der Xenien beſchränkt. Das höhere Moment derſelben iſt längſt in's Bewußtſein der Nation übergangen, aber wer kennt noch dieſe Hermes, Reichardt, Dyk, Salzmann u. ſ. w, die einſt berühmte Schriftſteller und gefeierte Nebenbuhler von Schiller und Goethe waren. Dieſen that die Commentirung ſo noth, wie zuſammen getrockneten Mollusken ein Tropfen friſchen Waſſers. Jeder hat jetzt ſeinen Tropfen erhalten und nun wimmeln ſie wieder luſtig durcheinander und fordern zu Vergleichungen mit dem Treiben unſerer Tage heraus.

Faſt unglaublich iſt der Inhalt der Gegenſchriften, wenn man bedenkt, daß Schiller zur Zeit der Xenien, außer den „Räubern,“ außer „Cabale und Liebe“ und „Fiesco“ ſchon den „Don Carlos,“ Goethe aber faſt alle ſeine bedeutenden Dichterwerke geliefert hatte. Man ſollte meinen, ſo außerordentliche Leiſtungen hätten, ſelbſt wenn die immer bedenkliche Aufnahme des Handſchuhs nothwendig befunden wurde, etwas Pietät gebieten müſſen, aber es zeigt ſich keine Spur davon; auf der einen Seite ein prachtvoller feuerſpeiender Berg, der eben ſo viel flüſſiges Metall, als Lava zu Tage fördert, auf der andern ein ſtinkender Schlamm-Vulkan. Der Herausgeber that wohl daran, den Vorhang wieder aufzuziehen, hinter dem die Zeit dieß Schauſpiel bereits verſteckt hielt, denn das Widerwärtige und Eckelerregende desſelben wird vom Belehrenden bei Weitem überwogen. Wir geben einige Proben. Der politiſirende Capellmeiſter Reichardt nennt die Xenien einen „Pasquillanten-Unfug,“ ſpricht von „Herrn Schiller's“ drolligem Dünkel, erklärt denſelben „Herrn Schiller“ wegen ſeiner boshaften Verleumdungen

„für einen ehrloſen Lügner“ und hofft, daß wackere Männer dieſen nämlichen „Herrn Schiller“ eben ſo „verachten“ werden, als ob er „gerichtlich beſchimpft wäre.“ Dabei begeht der Edle die Perfidie, daß er ſich ſtellt, als ob er Goethe, mit dem zu brechen die Klugheit, des Miniſters wegen, nicht zuließ, nicht für den Mitverfaſſer hielte. Joachim Heinrich Campe, der hundertbändige Kinderſchriftenfabrikant, der jedes Wort der deutſchen Sprache mit einem Polizeigeſicht nach dem Stammbaum fragte und ſeinen geliebten Ausdruck Hausohr für Schornſtein in Umlauf zu bringen ſuchte, will Goethe ein „Federchen“ abbürſten, ſagt dann aber: „wir bürſten umſonſt, denn an Dir iſt Alles Feder, weil Du Dir ſelbſt als Phönix, Anderen aber als Gimpel erſcheinſt.“ Im Genius der Zeit von Hennings werden Schiller und Goethe für todt erklärt; dabei wird ihnen, damit die trauernde Germania ſich leichter tröſte, vorgeworfen, ſie hätten den Geiſt erwürgt, um das Fleiſch auferſtehen zu laſſen, die Werke des Fleiſches ſeien aber Ehebruch, Unzucht, Abgötterei, Haß, Mord, Saufen und Freſſen u. ſ. w. Im Altonaer Archiv der Schwärmerei heißt es, Schiller und Goethe hätten im Stillen Neid, Stolz und Grobheit zuſammen geknetet, und andern Dichtern die Kugeln an den Hals geworfen; dabei wird dieſen Andern zur Pflicht gemacht, den Tempel des Ruhms zu verſchließen, wenn die beiden Uebelthäter ſich nahen ſollten, denn er ſei nur für „Edle“ gebaut. Manſo und ſein Verleger Dyk lieferten Gegengeſchenke an die „Sudelköche in Jena und Weimar,“ aus denen wir, weil ſie, wie bei einer Ueberſchwemmung der Strich an der Brücke, die Waſſerhöhe bezeichnen, wörtliche Mittheilungen machen müſſen.

Apoll.

Aber ſage mir, Schiller, was ſchimpfeſt Du denn ſo unbändig?
Nur noch ein Schritt und Du wirſt Bahrdt mit der eiſernen Stirn!

Schiller replicirt „weinerlich“, er werde nicht mehr gelobt und ſogar ſeine „Horen“ werden heruntergeriſſen.

Apoll.

Aber, wie kommt das? Du haſt doch die Beſten im Volke geladen?
Männer, wie Engel und Schütz, werden nur ſelten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt Nichts oder wenig geliefert,
Bruder Goethe und ich ſchreiben es meiſtens allein.

Apoll.

Bruder Goethe und Du? Das macht die Sache begreiflich,
Euer neu'ſter Geſchmack mag wohl ſo koſcher nicht ſein!

Nun wird verwandelt und der Redacteur Schiller erſcheint als

Kant's Affe in Jena.

Was das Verächtlichſte iſt von allen verächtlichen Dingen?
Wenn ſich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu ſein.

Darauf wird Schiller für einen Schwaben erklärt, wie ſich in ganz Schwaben kein zweiter finde, was ſogar richtig war, und dann werden die ſämmtlichen Schriften gemuſtert, welche ſeine „rüſtige Fauſt“ erſchuf.

Die Räuber.

„Iſt das nicht reine Natur?“ Ja, wahrlich, Schwätzer, das iſt ſie,
Bis zum Ekel getreu haſt Du die rohe copirt!

Don Carlos.

Als jüngſt Carlos vernahm, wie ſcheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was ſchlachtet der Narr mich zum zweiten Mal ab?

Die Geſchichte der Niederlande.

Leere Träume die Menge und abgeſchmackte Tiraden
Hat ein kecker Phantaſt hier für Geſchichte verkauft.

Dieſelbe.

Sieh doch, das Ding von Genie hat ſelbſt den Strada citiret.

Mach' uns ſo etwas nicht weiß, Strada iſt für Dich zu ſchwer.

Würde der Frauen.

Laß' doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und ſorge
Für die Deine, mein Freund. Ihre bewahren ſie ſchon.

Briefe über äſthetiſche Erziehung.

Wie, teutoniſches Volk, ſo weit iſt's mit Dir gekommen,
Daß ſich Fritzchen ſogar Dich zu erziehen erkühnt?
Nimm Dich in Acht vor dem Schalk, der Knabe iſt ſelbſt nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verzieh'n.

Der Uebergang zu Goethe wird nun dadurch höchſt anſtändig gebildet, daß beide Dichter aufgefordert werden, der Grazie einen Theil zu küſſen, den man nicht nennen darf. Dann heißt es weiter:

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären ſo dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender geſtutzt?
Ein mitſtutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen,
Ohne den ſtößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

Seltſames Benehmen.

Jungenhaft nahm er ſich immer, der Goethe, und wird ſich ſo nehmen,
Fünfzig iſt er, und noch wirft er die Leute mit Koth.

Goethe's Aufruf an Deutſchland.

Deutſche, vernehm't es, ihr habt nur Einen Dichter erzielet.
Dieſer Eine bin ich. D'rum, wenn ich nieſe, ſo klatſcht!

Egmont an Goethe.

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien ſeufzte,
Glaubſt Du denn, lock'rer Geſell, Jedermann fas'le, wie Du?

Goethen's Töchter edler Herkunft.

Töchter edler Herkunft — wer weiß ſie, wie Goethe zu bilden,
Aus dem Inceſte, Triumph! gehen die ſeinen hervor.

Der Halliſche Ochſe.

Beſſer ſtoßen, das iſt gewiß, zwei Ochſen, als einer.
Somit wißt Ihr, warum Goethe ſich Schiller'n verband!

Manſo war Rector in Breslau und hatte der Jugend humaniora beizubringen; wie es ihm gelang, darüber berichtet Holtei in ſeinen vierzig Jahren auf die ergötzlichſte Weiſe. Gegen dieſe

Leiſtung verſchwindet Alles, was Asmus, was der Verfaſſer der Berlocken, was Nicolai und die Uebrigen zu Markte brachten, Alles, bis auf die Trogalien zur Verdauung der Xenien, die Hr. Fulda, ſpäter Superintendent in Halle, herausgab. Dieſe Trogalien thun nämlich den noch übrigen letzten Schritt, und ſtürzen ſich aus dem Gebiete der literariſchen Gemeinheit, in welchem ſchon damals, wie wir ſahen, eine ziemlich weitgehende Jagdfreiheit herrſchte, ganz entſchieden in das der ſittlichen Niederträchtigkeit hinein, ſo daß ſie nicht mehr vor das Forum des Kritikers, nur noch vor das des bürgerlichen Richters gehören. Eine Probe genüge:

Widder.

Ehemals war ich ein Widder, entmannt nun bin ich ein Hammel,
Doch ich habe noch nicht Blöcken und Stutzen verlernt.

Derſelbe.

O der Füchſin, die hat mich ſo zu Grunde gerichtet,
Daß man den Widder jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Es iſt merkwürdig genug, daß Schule und Kirche in dieſem Turnier durch ihre Repräſentanten den unſauberen Preis davontrugen, während dem Rector Manſo in den Xenien nur ſein handgreiflicher Pedantismus vorgeworfen war, und der Superintendent Fulda gar nicht darin vorkam. Der Curioſität wegen wollen wir noch bemerken, daß der alte Gleim in einem kläglichen Epigramm winſelnd erklärte, er könne, nach der Lectüre der Xenien, Goethe's „Iphigenie“ nicht mehr leſen, und das thue ihm leid. Daß die köſtliche Gnomenreihe der Votivtafeln auf den Kopf geſtellt und faſt jeder der tiefſinnigen Ausſprüche, die jetzt, wie Bibelworte, von Mund zu Mund gehen, verdreht wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Der Erfolg iſt bekannt. Wer Koth nach den Sternen wirft, dem fällt er ſelbſt in's Geſicht. Das gilt für alle Zeiten.

* * *

Aus Carl Ludwig v. Knebel's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette.

(1774—1813.)

Ein Beitrag zur deutſchen Hof- und Literaturgeſchichte.
Herausgegeben von Heinrich Düntzer.

Jena. Mauke 1858.

Heinrich Düntzer fährt unermüdlich fort, die Papierkörbe zu durchſtöbern und aus den Brief-Chatullen hervor zu ziehen, was Ratten und Mäuſe übrig gelaſſen haben. Wenn Franzoſen und Engländer von der Art Literatur Notiz nehmen, die er mit einigen Geiſtes- und Geſinnungsgenoſſen bei uns pflegt, ſo müſſen ſie einen Schluß daraus ziehen, der dem deutſchen National-Charakter wenig günſtig ſein kann. Wo ſo viel Aufhebens von Schnitzeln und Abfällen einer bedeutenden Geiſtesthätigkeit gemacht wird, da kann wenig Kapital im Umlauf ſein, und wo man ſogar die Bedienten-Livreen ausbrennt, da ſtellt das Gold ſich gewiß nie in Barren ein! So müſſen ſie denken und ſich verwundern, daß wir nicht hinter jedem Menſchen, dem zuweilen ein Einfall kommt, einen Stenographen mit ewig offener Schreibtafel aufpflanzen.

Von Schiller's Brieſen wird Niemand auch nur einen einzigen überflüſſig finden; es war ein Vortheil, den ſein früher Tod mit ſich brachte, daß er nicht redſelig ward. Von Goethe iſt für ſeinen eigenen Ruhm wie für den ſeines Volks ſchon viel zu viel gedruckt worden, und wenn alle die biographiſchen und ſonſtigen Nothbehelſe wirklich zum Verſtändniß ſeiner Werke unentbehrlich wären, die aus den entlegenſten Ecken und Winkeln zuſammengeſchleppt wurden, ſo würde es ſchlimm um dieſe Werke ſtehen. Das iſt aber keineswegs der Fall, ſondern es wird blos von den Herausgebern vorgeſchützt, um ihr mißliches Geſchäft mit einigem Anſtand fortſetzen zu können. Goethe's Bedeutung iſt jedoch ſo groß und ſeine Wirkung bis auf dieſen Tag ſo allumfaſſend und tiefgehend, daß man es mit den Götzendienern auf der einen Seite und den Induſtrie-Rittern auf der anderen nicht gar zu genau zu nehmen braucht. Laſſen Kaiſer und Könige es ſich doch gefallen, auf Wirthshausſchildern zu paradiren; warum ſoll der Nationaldichter nicht auf dem Aushängeſchild einer Literaten-Bude prangen und Narren hineinlocken?

Was ſoll man aber ſagen, wenn dieſe „vertrauten Mittheilungen“ aus dem Artus-Kreiſe gar kein Ende finden und wenn man ſich nach den Tafel-Reden des Königs und ſeiner Helden auch die Bedienten-Geſpräche, ja den Küchen- und Stall-Klatſch bieten laſſen ſoll? Ich dächte doch, da wäre es an der

Zeit, zu proteſtiren! Nicht zwar, als ob der alte Knebel, wie ihn Varnhagen von Enſe und Theodor Mundt durch die Herausgabe ſeines Briefwechſels und Nachlaſſes hingeſtellt haben, nicht eine höchſt ehrwürdige Geſtalt wäre! Ich mögte ihn um Alles an ſeinem Platz nicht entbehren. Aber hatten wir daran nicht genug, und wenn nicht, hat Guhrauer durch die Korreſpondenz Knebel's mit Goethe die etwa noch vorhandenen Lücken nicht bis zum Uebermaß ausgeſtopft? Ich glaube, Jedermann wird die Frage mit Ja beantworten, der nicht in jedem guten Vergleich, der irgendwo vorkommt, eine beſondere Gnade Gottes erblickt und in jeder treffenden Bemerkung eine Bereicherung unſeres geiſtigen Nibelungenhorts! Das vorliegende Buch iſt ein durchaus überflüſſiges und muß um ſo entſchiedener zurückgewieſen werden, als ſich ſonſt vielleicht Leo von Seckendorf und Herr von Einſiedel auch noch mit „Beiträgen zur deutſchen Hof- und Sitten-Geſchichte“ einſtellen könnten. Knebel ſelbſt bietet keine einzige neue Seite dar, ſeine Familien-Verhältniſſe, auf deren ſchärfere Beleuchtung Heinrich Düntzer in der Einleitung ein ſonderbares Gewicht legt, ſind uns gleichgiltig und ſeine Schweſter Henriette ſchreibt Briefe, wie jedes deutſche Mädchen von Bildung und Erziehung ſie ſchreiben kann.

Wozu das drucken? Aber es iſt einmal gedruckt und man muß ſich darauf einlaſſen. Ich mögte nun dieſen Beitrag zur „Deutſchen Hof und Sittengeſchichte“ lieber einen „Nachtrag zu Böttiger's Memoiren“ nennen, die wohl noch Manchem im Gedächtniß ſind. Denn daß Bruder und Schweſter ſich lieben, gehört bis jetzt in der Welt noch nicht zu den ſeltenen Erſcheinungen und daß Menſchen, die mit Schiller und Goethe, mit Wieland und Herder umgehen, hie und da ein vernünftiges Wort ausſprechen, iſt auch kein Wunder. Das Eigenthümliche iſt daher in den Randgloſſen zu den Weimarer Situationen und Charakteren zu ſuchen, und dieſe erinnern ſehr ſtark an Böttiger's Kammerdiener-Kritik, deren wir in Deutſchland um ſo eher entrathen können, als uns keine Nation der Erde den Vorwurf machen wird, daß wir unſere Helden und Heroen verziehen. Sehen wir uns in der Schatzkammer um und ſammeln wir die Perlen, wenn auch nur zur Bekräftigung unſeres Urtheils. Um mit der Knebel'ſchen Familie anzufangen, ſo taucht zunächſt ein Vater auf, den der Sohn nachſtehendermaßen charakteriſirt: „Es iſt einmal ein innerlich verrückter und zerſtörter Zuſtand der Seele, für den er gegenwärtig ſelbſt nicht mehr kann, den er auch ſelbſt ſchon ſeit langem her nicht mehr zu ändern im Stande iſt, ob er gleich das Unrecht davon einſehen mag und der deßhalb, wenn er nicht unglücklicherweiſe uns als ſeine Kinder von einer zu widrigen und unabänderlichen Seite berührte, außer aller moraliſchen Conſideration liegt und ſchlechterdings nur unter die ſich zugezogenen phyſikaliſchen Uebel gehört, die keine moraliſche Empfindlichkeit rege machen ſollten.“ Die Schweſter äußert ſich ergänzend: „Unſerem Vater will ich Deinen Glückswunſch zum Geburtstag gelegentlich ausrichten; freilich intereſſirt ihn jetzt nicht viel mehr, als das tägliche Brot.“ Daneben erſcheint ein eben ſo undefinirbarer Bruder. „Dieſen Morgen — ſchreibt Henriette nach dem Tode des Vaters — habe ich an Lebrecht einen langen Brief geſchrieben, weil ihn der arme Tropf ſo nöthig hat; er hat mir faſt verboten, den Papa jetzt ſterben zu laſſen und da mußt' ich mich vor ihm entſchuldigen.“ Wir unſererſeits fragen: wozu wird der Vorhang von dieſen Dingen weggezogen; wenn es aber doch jener Kurioſitäten-Freunde wegen geſchehen ſollte, die den Fauſt mit Vergnügen für die Elle hingeben würden, womit Goethe's Aeltervater, der alte ehrbare Frankfurter Schneider, ſeinen Patroninnen von hundert und fünfzig Jahren zu einer Adrienne das Maß nahm: warum erfahren wir nicht mehr? Nichts fataler, als für ein Räthſel, ſtatt der Löſung, ein anderes zu erhalten, und wir wiſſen trotz aller Aufklärung noch immer nicht, ob Knebel senior durch den Trunk oder durch die Karten ſo heruntergekommen war. Nach dieſem Ehrengedächtniß, das dem Erzeuger aufgerichtet worden iſt, nicht durch die Kinder, die nicht ahnen konnten, daß man ihre flüchtig hingeworfenen Blätter einmal zu einem Brenneſſelkranz zuſammenreihen würde, ſondern durch den Herausgeber, wenden wir uns zu den Penaten des Hauſes. Dieſe haben wir in dem Großherzog von Sachſen-Weimar und in der Großherzogin zu ſuchen, denn dies wahrhaft durchlauchtige Paar gründete Knebel, wie ſo manchem Anderen, den die Lebenswoge unbarmherzig hin und her warf, eine zwar beſcheidene, aber doch auskömmliche Exiſtenz, und Carl Auguſt ſchrieb dem Schützling, als dieſer die ihm ausgeſetzte Penſion aus Zartgefühl einmal nicht länger annehmen zu können glaubte, einen Brief, der zu den höchſten Dokumenten menſchlichen Geiſtes- und Seelen-Adels gehört und in ſeiner Simplicität und Größe den erhabenen Verfaſſer allein ſchon bei ſeiner Nation in unvergänglichem Andenken erhalten müßte, wenn er auch nie der Mäcen Schiller's und Goethe's geworden wäre. Daß es Knebel trotzdem hin und wieder in ſeiner Situation zu eng wurde, wird ihm Niemand vergargen, der weiß, daß der Schuh überall drückt und daß der beſte Schuſter immer hinter den Bergen wohnt. Charakteriſtiſch und der Aufbewahrung werth iſt das Wort, daß der Großherzog aus der Ferne wohlthuend wirke, in der Nähe aber vernichtend; es beſtätigt Goethe's Ausſpruch über ſeine durchaus dämoniſche Natur. Wem aber iſt ein Commentar, wie dieſer, nicht peinlich? „Von unſern Umſtänden will ich Dir weiter nichts ſagen, ſie ſind eben auch nicht lachend. Der Unterſchied iſt, daß der Herzog die unintereſſirteſten, gutmüthigſten und edeldenkendſten Menſchen hat, wie vielleicht kein Fürſt in Deutſchland, daß ihm aber ein böſer Genius das Intereſſe für ſeine eigenen Leute weggenommen und auf ein Preußiſches Küraſſier-Regiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge widrige und unfaßliche Maximen in den Kopf geſetzt. Er hat das Centrum ſeines Daſeins außer ſeinem Lande geſetzt; dadurch verliert Alles Kraft, Muth und Leben, zumalen bei der engen Wirthſchaft und den kleinen Beſoldungen." Wir können es Carl Auguſt nicht ſo ſehr verübeln, daß er in ernſter Zeit über die Grenzen ſeines Fürſtenthums hinausſchaute und ſich an ſeine Reichsſtandſchaft erinnerte, wir müſſen ihn eher darum loben. Wer mag nun gar Nachſtehendes über die Großherzogin leſen? „Es iſt mir ganz lieb, daß Du an die Herzogin geſchrieben haſt, da ſie ſich öfters nach Dir erkundigt. Bei ihrem angebornen und dann auch fürſtlichen Mißtrauen iſt es gut, wenn man ſie an eine alte Anhänglichkeit glauben läßt, ſonſt glauben ſie endlich an gar nichts mehr, und dieß iſt eben nicht das Gefühl, was ſelig macht, weder ſich ſelbſt, noch die andern. Ein Charakter dieſer Art wird ohnehin mit zunehmenden Jahren nicht glücklicher, und Alles, was ſie noch Gutes genießen, iſt noch ein Zurückblick auf einen Sonnenſchimmer der

Jugend, der ſich aber auch immer ſeltner der Seele zeigt.“ Dazwiſchen Klagen des Bruders, daß er aus Rückſichten zuweilen ſpielen müſſe und nur Groſchen gewinne, aber Laubthaler verliere, und der Schweſter, daß die Großherzogin ſich ihrer Abkunft von einem großen Hauſe immer ſtärker bewußt werde! Mit den Geſchwiſtern hadert man natürlich nicht; man denkt ſich die Grippe oder einen Podagra-Anfall hinzu, und die Verſtimmung iſt erklärt, obendrein ſetzen ſie ſich gegenſeitig die Bedingung, jedes anſtößige Blatt zu verbrennen. Aber was entſchuldigt den Herausgeber? Kaiſer Auguſtus hat ſich den Dank der Nachwelt dadurch verdient, daß er die Aeneide den Flammen, dem der vom Tod übereilte Dichter ſie geweiht hatte, entzog; muß man darum aber auch geiſtige Excremente retten, die nichts beweiſen, als daß der Menſch nicht zu allen Stunden geſund iſt? In's Ergötzliche ſchlägt das bis dahin widerwärtige Geträtſch um, wo es auf die Poeten und die durchreiſenden Gäſte kommt. Von dem alten Wieland erfährt man, daß er des Abends ſeine Partie „l'hombre“ ſo gern machte, weil er immer Glück zu haben pflegte. Die Staël ſagt über die Herren, die ſie am Hofe zu Weimar kennen lernt: „ils ont tous l'air, comme s'ils n'étaient pas nés encore,“ was die Artigkeit der beſcheidenen Franzöſin auf deutſchem Boden wirklich glänzend dokumentirt. Den König von

Preußen betrachtet Henriette mit Gall'ſchen Augen und findet, daß der Geiz im Schädel ſehr ſichtbar ſei, daß der Hochſinn aber auch nicht fehle. Ein Prinz, der in Petersburg während des Antichambrirens jedesmal ein Gedicht von J. N. Götz, dem Verfaſſer der von Friedrich II. ſo warm belobten Mädcheninſel, auswendig lernt, iſt gewiß eine ſingulaire Erſcheinung; ein Graf Görz, der alles Schlechte „wie ein Gewerb“ betrieb, iſt es vielleicht weniger. Die Bemerkung Henrietten's über die Weimarer Aerzte, daß ſie immer den Hunger, nie aber das Gegentheil bei ihren Patienten als Krankheitsurſache vorausſetzten, iſt boshaft, hat aber in Bezug auf Thüringen ethnographiſchen Werth. Nach Schiller's Tode ſchreibt ſie ihrem Bruder: „Es iſt merkwürdig, daß Schiller allein in ſeinem ſchön organiſirten Kopf gelebt hat. Die Aerzte ſtimmen darin überein, daß ſie nie einen ſo verdorbenen und aufgelöſten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinſten Reſt von Lunge und, ſtelle Dir vor! gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut.“ Das wird unſeren Phyſiologen zu denken geben. Der Aeſthetiker kann ſich an den Urtheilen des Fräuleins über die Werke des abgeſchiedenen großen Dichters erbauen. Seine „Maria Stuart,“ deren erſte Vorſtellung ſie mit „auszuſtehen“ hatte, iſt ihr zu lang. Die Aeußerungen „von des guten Wieland's“ Heftigkeit und Verzweiflung waren das einzig Angenehme, was ſie am Leben erhielt. Ueber die „Turandot“ hat er eine ſo lange Brühe gegoſſen, daß das Gozziſche Märchen ganz unverdaulich geworden iſt. Die „Braut von Meſſina“ hat ſchöne Stellen, iſt aber doch etwas trocken, auch ſind „die leichteren und helleren Farben“ fade. Am gründlichſten wird der „Tell“ vorgenommen; der friſche Eindruck, den ſie von dieſem empfing, verdient ganz wiedergegeben zu werden. „Da ich“ — ſchreibt Henriette — „den großen“, man könnte ihn auch den „langen“ Tell nennen, glücklich ausgehalten habe, ſo kann ich ihn auch loben: denn ich dachte, die Hitze würde mich umbringen, weil es ganz gedrängt voll Menſchen war, und der größte Spaß an dieſem Tage waren die vielen Kutſchen und Reiter, auch Fußgänger, welche alle die Jenaiſche Straße herbei kamen. Da war es billig, daß ſie nicht für drei, ſondern für fünf Stunden Vergnügen bekamen, um ſich recht zu ſättigen. Die Geſchichte von Tell ſelbſt iſt, dünkt mich, für ſich immer intereſſant genug, und es war durch die Dekoration geſorgt, wiewohl mit aller Meyer'ſchen und Goethe'ſchen Steifigkeit, uns recht in die Schweiz zu verſetzen. Fragſt Du endlich nach den Dialogen, ſo muß ich mit Seufzen antworten: zu lang, viel zu lang! Des Wilhelm Tell eigentliche Geſchichte fängt ſich erſt mit dem dritten Acte an. Die Princeß findet, daß das Stück kein Ganzes wäre, ſondern aus mehreren beſtände, und ſie hat auch Recht. Im zweiten Acte der lange Bund der Eidgenoſſenſchaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwiſchen Tell's Geſchichte noch ein langweiliger Schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater ſterben ſähe, denn ſterben muß er, man weiß nicht, warum. Dann noch eine Liebesgeſchichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Raiſon und in ſein Vaterland bringt. Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiſer ermordet hat. Und zuletzt wäre es doch Schade geweſen, wenn Tell, deſſen ſtarker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig ſpricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten ſollte, woraus, wie aus Allem, nur Schiller ſpricht und nicht der Mann ſelbſt.“ Daß Goethe nicht mehr Gnade findet, braucht wohl nicht erſt ausdrücklich bemerkt zu werden, und daß Henriette bei ſo vielem inneren Reſpect vor dem Dioscuren-Paar ſie alle beide im Gegenſatz zu Uz und Mathiſſon für aufgeblaſen und ſtolz erklären muß, wird Niemand befremden. Das Alles iſt aber nicht einmal neu, man trifft in den Jean Paul'ſchen und Herder'ſchen Correſpondenzen ſchon mehr als zu viel davon an. Darum frag' ich, ob es nicht endlich an der Zeit iſt, auszurufen: Laßt die Todten ruhen!

„Meine Lebens-Erinnerungen“,

von Adam Oehlenſchläger. Erſter und zweiter Band.
Leipzig, Carl B. Lorck. 1850.

Der Würdigung des Buches muß ich dießmal eine genaue Angabe meines Standpunktes vorausſchicken. Ich lege einen außerordentlichen Werth auf Autobiographien und bin der Meinung, daß wir in dieſem Gebiet bei uns noch lange auf Maſſe zu ſehen haben werden, während wir in manchem anderen ſchon ruhig das grobe Sieb mit dem feinen, ja das feine mit dem allerfeinſten vertauſchen dürfen. Denn was hätten wir hier aufzuzeigen? In neuerer Zeit faſt gar nichts, wenn ich Holtey's „vierzig Jahre“ ausnehme, die allerdings zu den erfreulichſten Erſcheinungen unſerer modernen Literatur gehören, und in den erſten Bänden einen entſchieden hiſtoriſchen Werth beanſpruchen können. Mir iſt nicht unbekannt, daß das letzte Decennium unſeren Vorrath ſcheinbar um ein Beträchtliches vermehrt, und daß ſelbſt die Gelahrtheit uns einiges in die Wirthſchaft geſchenkt hat, z. B. durch Burdach. Aber wenn wir genauer prüfen, ſo finden wir, daß wir ein Product vor uns haben, was ſich von der zweideutigen, weit geſtrickten Nekrologarbeit kaum unterſcheidet. Das Individuum ſpricht freilich ſelbſt, ſtatt des überlebenden guten Freundes und Collegen, der der Welt ſonſt durch die Zeitung den unerſetzlichen Verluſt gemeldet, und im Predigerton die ſämmtlichen Tugenden aufgezählt hätte, die mit dem Herrn Profeſſor begraben wurden. Aber das iſt auch Alles, denn der gelehrte Mann hat eine ſo ſchreckliche Scheu vor dem „Unbedeutenden,“ daß er auf die Reſultate losrennt, als ob er gehetzt würde. Da wird uns denn natürlich nur ein Weg gemalt, den wir Alle kennen, und deſſen Stationen das Maturitäts-Examen, die Promotion, die Ernennung zum Ordinarius und die Decorirung mit der Verdienſtmedaille ſind. Höchſtens wird zwiſchen den Zeilen noch herablaſſend zu verſtehen gegeben, daß man ſich als Gymnaſiaſt einmal an einem Apfel-Diebſtahl betheiligt, als Student ein Glas über den Durſt getrunken, und noch als Ordinarius über Dieſes und Jenes ſeine eigenen Gedanken gehabt hat. Das Intereſſe, das eine Autobiographie, und eine Biographie überhaupt einflößen kann, beruht aber ſo gewiß auf dem Detail, auf dem treuen Veranſchaulichen der an ſich geringfügigen Einzelheiten, als das Leben ſelbſt in Jahre, Monate, Wochen und Tage zerfällt, und von dieſen getragen wird. Ja, dieß Intereſſe ſetzt nicht einmal nothwendig eine außerordentliche oder auch nur eine bedeutende Perſönlichkeit voraus; ein einfacher Menſch, der uns all' die Steinchen beſchreibt, über die er ſtrauchelte, wird es ſicherer erregen, als ein mit Siebenmeilenſtiefeln ausgerüſteter Halbgott, für den der Ocean ein Rinnſtein iſt und der Chimboraſſo ein Sandkorn. Es iſt das Amt der Geſchichte, über die letzten Ergebniſſe aller wichtigeren Lebensproceſſe Buch zu führen, und den reinen Gewinn zu verzeichnen, den ſie abwerfen; die Biographie ſoll ſie ſelbſt darſtellen. Die Geſchichte braucht ſich um das Individuum gar nicht mehr zu kümmern, wenn ſie ihr Geſchäft verſieht; oder wie wäre vom höheren Standpunkt aus die Nothwendigkeit nachzuweiſen, neben dem Blitzableiter auch nur den Namen des Erfinders in ihr Regiſter einzutragen? Die Biographie ſoll es aber liebevoll und treu auf jedem ſeiner Schritte begleiten und ſich mit Benjamin Franklin's Fehlverſuchen eben ſo angelegentlich, ja angelegentlicher beſchäftigen, wie mit dem letzten, der gelang und ein unverlierbares Eigenthum der Wiſſenſchaft geworden iſt. Der Nekrolog ſucht ſich in die Mitte zu ſtellen und thut auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig.

Ich kann daher in die harten Urtheile nicht einſtimmen, die Oehlenſchlägers „Lebens-Erinnerungen" an ſo vielen Orten wegen ihrer freilich großen

Ausführlichkeit hervorgerufen haben; im Gegentheil. ich bin ihm dankbar dafür, daß er die dürftige, farbloſe Skizze, die er vor Jahren der deutſchen Ueberſetzung ſeiner ſämmtlichen Werke voranſtellte, zu einem umfaſſenden Gemälde erweitert hat. Die meiſten Kritiker haben die Biographie wohl deshalb ſcheel angeſehen, weil Oehlenſchläger auf ihrer Wage nicht ſo viel wog, wie auf ſeiner eigenen. Doch das ging ſie ja nichts an, denn die Selbſttäuſchung, wenn eine ſolche vorhanden war, gehörte ja mit zum Mann, und ohne Zweifel war ſie in einem Fall, wo ganz Skandinavien, wo Dänemark, Schweden und Norwegen ſie unterſtützten, ſo ſchwer zu vermeiden, daß ſie eben darum leicht zu entſchuldigen ſein ſollte. Mancher hat wohl auch an den allerdings nicht ſelten etwas wunderſamen Meinungen des alten Skalden über Perſonen und Sachen Anſtoß genommen. Allein auch das mit Unrecht, denn der Irrthum über die Objecte war ja eben die Wahrheit des Subjectes, und nur mit dieſem haben wir es hier zu thun. Gewiß würde, um ein Beiſpiel anzuführen, Derjenige ſchlecht fahren, der ſich durch Oehlenſchläger über Goethe unterrichten wollte; wohl aber kann man ſich, um es beiläufig zu ſagen, bei Goethe über Oehlenſchläger Rathes erholen. Denn der Höhere begreift den Geringeren vollkommen, weil der Kreis, in dem dieſer waltet, mit in dem ſeinigen liegt; der Geringere begreift am Höheren aber nur das, was er mit ihm gemein hat, und dieß nicht einmal ganz, da es durch die neu hinzugetretenen Elemente natürlich verändert wurde. Doch wir ſollen an eine Biographie eben ſolche Anſprüche nicht machen, wir ſollen nur fragen, ob uns die Phyſiognomie des Helden deutlich wird, und jeden Zug willkommen heißen, der dazu hilft. Und zur Phyſiognomie Oehlenſchlägers gehört es mit, wie Goethe ſich in ihm abſpiegelte, ja in der Art, wie er noch am Rand des Grabes den Zwiſt darſtellte, der ſich zwiſchen ihm und dem Großmeiſter der deutſchen Literatur über das Vorleſen des „Correggio“ erhob, hat er ein geiſtiges Porträt ſeiner ſelbſt gegeben, das nie übertroffen werden kann. Goethe hatte ſich für ſeinen „Hakon Jarl,“ den er ihm mündlich aus dem Däniſchen überſetzte, aus dem Grunde intereſſirt, weil er die deutſche Sprache in dem jugendlich kühnen Nordländer, der mit ihr rang, während deſſen gewiſſermaßen werden und entſtehen ſah. Oehlenſchläger hatte dieß Intereſſe aber naiver Weiſe auf ſeine Poeſie bezogen und mußte es nun freilich launenhaft und inconſequent finden, als „Correggio“ nicht zu denſelben Ehren gelangte, wie „Hakon Jarl.“ Noch am Abend ſeines Lebens wußte er ſich das nicht anders zu erklären, als durch Riemer'ſche Intriguen oder durch Goethe'ſchen Neid.

Ich würde gern durch Zuſammenreihung der in reichſter Mannigfaltigkeit durch das ganze Buch verſtreuten einzelnen Züge ein muſiviſches Bild des trotz allen ſeinen Schwächen höchſt ehrwürdigen Mannes zu Stande zu bringen ſuchen, was mir um ſo eher gelingen dürfte, als mir noch ſo Manches im Gedächtniß geblieben iſt, was ich während eines halbjährigen vertrauten Umganges mit ihm aus ſeinem eigenen Munde hörte und nun in ſeinen Aufzeichnungen vermiſſe. Mir liegt aber erſt die Hälfte des Werkes vor, ich muß alſo darauf Verzicht leiſten und es bei einem bloßen Contur bewenden laſſen. Dieſer läßt ſich in wenigen Worten geben. Oehlenſchläger iſt in einem Punkt dem Benvenuto Cellini verwandt, während er ſich in allen anderen ſcharf von ihm unterſcheidet, in dem Punkt nämlich, daß er ſich in unſtörbarem Selbſtbewußtſein, wie der Florentiner, um die eigene Achſe dreht und ſich durch nichts beirren läßt. Holtey, deſſen ich oben bereits erwähnte, iſt in dieſer Beziehung ſein gerades Gegenſtück, und ſo ſtellen die beiden Männer, die uns die letzten bedeutenden Autobiographien geliefert haben, zwei Pole dar, die ſich gegenſeitig ergänzen. Der Eine repräſentirt die rund in ſich abgeſchloſſene, mit ſich ſelbſt zufriedene und ſich jedenfalls eher zu hoch als zu gering anſchlagende Exiſtenz, der Andere, der ebenfalls ſchöne, ja zum Theil einzige Gaben beſitzt, das ſich mit einer gewiſſen Verbitterung unterſchätzende und vielleicht nur deshalb nicht zur vollen Harmonie gelangte Ich. Die erſte

Erſcheinung iſt in unſerer, zwiſchen Zerfreſſenheit und Geſpreiztheit getheilten Welt eben ſo ſelten, wie die zweite, darum ſeien ſie beide mit Liebe gegrüßt!

Ich werde auf Oehlenſchläger früher oder ſpäter ausführlich zurückkommen, dießmal nur noch eine Anecdote, die mir lebhaft wieder vor die Seele trat, als ich die Nachricht ſeines Todes vernahm. Er befand ſich in Kopenhagen einmal auf meinem Zimmer und neckte mich, weil ich in Folge einer heftigen Erkältung an einem hartnäckigen Rheumatismus darniederlag, forderte mich zum Duell auf den Stock heraus und trieb Poſſen wie ein Jüngling. Ich ſagte lachend: Sie müſſen mir Ihren Taufſchein zeigen, wenn ich Ihnen Ihr Alter glauben ſoll; Sie werden's noch ſechzig Jahre forttreiben! Da ward er plötzlich ernſt und antwortete: Haben Sie nie das Ausgießen einer Weinflaſche beobachtet? Anfangs geht's langſam, dann ſchnell und immer ſchneller, man könnte meinen, es werde gar kein Ende nehmen, ſo reichlich fließt der Strom; aber plötzlich heißt's: Gluck, gluck! und der letzte Tropfen iſt heraus! Die Augen wurden ihm feucht, er drückte mir die Hand und eilte fort.

Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund.

Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verſtorbenen von
Carl Mayer.

Dieß Büchlein iſt ein neuer Beweis dafür, daß in Deutſchland das Haus nur darum nicht zu Stande kommt, weil jeder Stein etwas für ſich bedeuten will. Der Herausgeber wurde nach ſeinem eignen Geſtändniß aufgefordert, die in ſeinen Händen befindlichen Briefe Lenau's der Biographie des Dichters mit einzuverleiben. Es beliebte ihm aber, ſie zurück zu halten und in ſelbſtſtändiger Publication hervortreten zu laſſen. Die Folge iſt, daß man ſie ſpäter vermiſſen wird, wo man ſie ſucht und wo ſie manche Lücke gedeckt hätten, und daß jetzt ein Maßſtab an ſie gelegt werden muß, dem ſie nicht entſprechen können. Denn dieſe Briefe ſind nicht, wie die Schiller'ſchen und die Goethe'ſchen, reiche Fundgruben von Ideen und Anſchauungen, ſondern größtentheils Reflexe perſönlicher Beziehungen und Verhältniſſe. Demjenigen unſchätzbar, der dem Verewigten ein ikoniſches Standbild ſetzen ſoll, bieten ſie nur eine höchſt mäßige allgemeine Ausbeute, und dennoch muß der Kritiker wägen, was der biographiſche Künſtler wieder in den Geſammtorganismus einfügen und ſo in einem viel höhern Sinn zur Geltung bringen kann, ihm aber ſind ſie ſo gut, wie entzogen. Wir mäkeln nicht, indem wir tadeln, wir berühren einen alten Schaden. Seit dem Tage, daß Hamann's Schriften geſammelt, und ſeine Briefe an Jacobi von der Sammlung ausgeſchloſſen wurden, weil der Beſitzer ſie nicht hergeben wollte, wiederholt ſich der Uebelſtand, den wir hier rügen. Sind denn Briefe dieſer Art ein Eigenthum, wie eine geſchenkte Nachtmütze oder ein gekaufter Schlafrock? Fallen ſie nicht von ſelbſt an die geiſtige Verlaſſenſchaft zurück? Oder gleichen die Reliquien eines Dichters ſo ganz und gar denen eines Heiligen, daß auch dann noch die rechte Wirkung von ihnen ausgeht, wenn ſie auseinander geriſſen und in alle Lande zerſtreut werden? Wir zweifeln ſtark daran! Einen Märtyrer mag man unter die fünf Welttheile mit Ruhe vertheilen: die geweihten Fußzehen werden den Gläubigen in Auſtralien darum nicht weniger erbaulich ſein, weil ſich der Kopf in Europa befindet. Einen Schriftſteller will man beiſammen haben, denn ein anderes iſt das religiöſe und ein anderes das pſychologiſche Intereſſe. Doch nun zur Gabe zurück, wie ſie geboten wird. Auch ſo iſt ſie dankenswerth. Freilich brachte der Umſtand, daß durchaus ein Buch zu Stande kommen ſollte, manches Fatale mit ſich. Nicht allein, daß die unbedeutendſten, inhaltloſeſten Zettelchen Aufnahme fanden: auch der beigefügte Commentar dehnt ſich in's Unendliche, ſo daß wir nicht blos mit allen Minutien der ſchwäbiſchen Schule, deren ehrenwerthes Mitglied Carl Mayer iſt, ſondern auch mit ſeinen Familien- und Amtsverhältniſſen bekannt gemacht werden und ſogar Kunde davon erhalten, wo ſeine erwachſenen Söhne ſtudirt und ſeine unerwachſenen Theater geſpielt haben. Man fühlt ſich in die Atmosphäre der Klopſtock'ſchen Correſpondenz zurückverſetzt, die einſt in ganz Deutſchland ein ſo großes Erſtaunen erregte. Doch fehlt es auch nicht an intereſſanten Partien. So ragt gleich Anfangs in den kleinen, eng gezogenen Kreis, ſeltſam contraſtirend, der Kaiſer Napoleon, der Welterſchütterer, hinein: ein Bruder des Herausgebers, Dichter, wie er, iſt mit in den ruſſiſchen Krieg gezogen, und man hat nie wieder Etwas von ihm erfahren. Der mitgetheilte Brief Juſtinus Kerner's belehrt uns, daß der ehrwürdige Geiſterſeher in Weinsberg alles Ernſtes an einen Dämon glaubt, der ihn nicht poetiſch inſpirirte, ſondern phyſiſch plagte; er beſchreibt das Ungethüm ſo genau, daß die Polizei einen Steckbrief danach abfaſſen könnte, es war ein „haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz". Lenau's holländiſches

Reiſeabenteuer iſt auch originell genug: ein Bürgermeiſter will ihn an der Grenze zurückſchicken, weil ſein Paß abgelaufen iſt, aber ein muſikaliſcher Zollofficiant übernimmt die Bürgſchaft für ihn, damit er mit dem Meiſter der Geige ſeine ſcheußlichen Duette durchſpielen kann. Daß eine rieſige, uralte Linde, der Stolz der ganzen Gegend, in einem würtembergiſchen Oertchen umgehauen werden mußte, weil dem Rathſchreiber ſein Spazierſtöckchen in ihre Höhlung hinein gefallen war, iſt ebenfalls ein amüſantes Curioſum. Noch einiges Aehnliche findet ſich, nur Lenau's Briefe, beſonders aus der erſten Zeit, enthalten manchen tiefſinnigen Ausſpruch, manches großartige Bild. Doch iſt es merkwürdig, daß er ſeinen ſchwäbiſchen Freunden, unter denen Uhland freilich fortwährend keuſch und karg im Hintergrunde ſtehen bleibt, immer weniger zu ſagen hat, je reifer er wird. Er gleicht hier einer Eiche, die ſich eine Zeit lang jugendlich geſchmeidig bückte und dann von ſelbſt, ja gegen ihren eigenen Willen, wieder in die Höhe ſchnellt.

Ueber das deutſche Wörterbuch der Gebrüder Grimm.

Von Dr. Daniel Sanders. Zwei Hefte.

Aus der Einleitung des zweiten Heft's erſieht man, daß das erſte nicht beſonders günſtig aufgenommen worden iſt. Es wäre nun zwar zu wünſchen geweſen, daß der Verfaſſer dieſe Einleitung weniger leidenſchaftlich abgefaßt hätte, denn nur im materiellen Krieg ſind die glühenden Kugeln die beſten. Er hätte auch, und hieran kann nicht ernſt genug erinnert werden, den Autoritätsglauben nicht ſoweit wegwerfen ſollen, als er thut, denn man braucht eines Wardeins in allen Kreiſen, und es kömmt nur darauf an, daß zwiſchen Köpfen und Perrücken gehörig unterſchieden wird. Man muß ihm aber dennoch gegen die Recenſenten Recht geben, über die er ſich beklagt. Wir beſitzen manches Wörterbuch der deutſchen Sprache, und darunter zwei, die ſich bis auf den gegenwärtigen Tag in Anſehen erhielten, nämlich das Adelung'ſche und das Campe'ſche. Mag Adelung, der mit Chriſtian Fürchtegott Gellert das goldene Alter unſerer

Literatur abſchloß und ſich noch obendrein nach ſeiner Verſicherung das poetiſche Vermögen recht wohl ohne Verſtand denken konnte, Schiller's und Jean Paul's ſcharfen Spott auch im reichlichſten Maße verdienen; mag Campe, der lieber die Braunſchweiger Mumme als alle Tragödien der Welt erfunden haben wollte, ein Pedant geweſen ſein, der ſelbſt mit Gottſched um den erſten Platz ringen könnte: nach einer Seite hin war die Leiſtung der beiden wackeren Gelehrten vortrefflich! Sie zählten der Nation den curanten Sprachſchatz baar und blank auf dem Brette vor, ſie fragten die Wörter nicht nach dem Woher und Wohin, aber ſie beſtimmten ihren Werth oder vielmehr ihre Geltung im Handel und Wandel und ſetzten Jedermann in den Stand, ſich ihrer zu Hauſe, wie auf dem Markt, mit Sicherheit zu bedienen. Der Dichter, der bei ihnen angefragt hätte, wäre verloren geweſen, aber ihn warnte auch ſein Inſtinct, ſich an Männer zu wenden, die ihre gänzliche Poeſieloſigkeit mit Stolz, wie einen ihnen ſchon bei der Geburt umgehängten Orden, offen zur Schau trugen; den Kauf- und Geſchäftsmann ließen ſie nie im Stich. Damit war freilich nicht Alles geſchehen, denn die Sprachbildung iſt keineswegs ausſchließlich ein logiſcher, ſondern ein Lebensprozeß, Adelung und Campe hatten aber nur, was rein logiſch daran iſt, in ihre Schleußen hinein geleitet, ſie hatten das Knochengeripp, was dem Sprachkörper

Beſtand und Halt gibt, auf Draht gezogen, ſich aber um die Weichtheile, die im ewigen Wechſel begriffen ſind, und um das Blut, das den ganzen Organismus ernährt und erfriſcht, nicht gekümmert. Sie hatten keine Ahnung davon, daß ſich in der Sprache das Myſterium der Schöpfung wiederholt, und daß ſie eben darum, wie dieſe ſelbſt, auf Nothwendigkeit und Freiheit zugleich beruht; ſie begriffen nicht, daß die verhaßte Poeſie, gegen die ſie einen Damm aufführen wollten, ſchon materialiter in jedem Worte ſteckt, indem jedes irgend ein Object des Geiſtes abbildet oder doch abbilden will und daß der Dichter die allgemeinen Bilder nur zuſammenſchiebt, um ſein beſonderes zu Stande zu bringen; ſie ſtempelten Queckſilberkügelchen, die ineinander rinnen, ſowie ſie ſich berühren. Es konnte daher gar wohl auf ihre Wörterbücher, ſelbſt wenn ſie noch nicht vergriffen geweſen wären, ein drittes folgen, aber ſoviel ergiebt ſich von ſelbſt, daß dieſes nicht um einen oder zwei Schritte über ſie hinausgehen, ſondern einen ganz neuen Weg einſchlagen mußte; eine bloße Hungerharke, wie man im nördlichen Deutſchland das bettelhafte Inſtrument nennt, mit dem man die beim Aufladen der Garben liegen gebliebenen zerſtreuten Aehren zuſammenkratzt, durfte es nicht ſein. Die Gebrüder Grimm geben dieß dritte Wörterbuch heraus und wer hätte nicht große Hoffnungen an ihr Werk geknüpft, bevor es erſchien!

Was war bei der außerordentlichen Vertrautheit dieſer Männer mit deutſcher Mythologie, deutſcher Sage und deutſcher Geſchichte nicht auch Alles zu erwarten! Hier, ſo durfte man glauben, wird man die intereſſanteſten Perſpectiven nach allen Richtungen hin eröffnet finden! Hier wird man zunächſt ſehen, wie der germaniſche Geiſt mit dem romaniſchen und ſlaviſchen im etymologiſchen Kampf um die ſchärfſten Linien und die brennendſten Farben ringt. Hier wird weiter veranſchaulicht werden, wie er ſich nach und nach, geſättigt und mit dem Gewinn zufrieden. in ſich zuſammenſchließt und ſich dann nach Jahrhunderten wieder gegen die Nachbarn aufthut, um von den ehemaligen Feinden in nicht mehr gefährlichem Austauſch zu nehmen und ihnen zu geben. Hier wird die ganze Entwickelung der Nation mit jedem ſeiner entſcheidenden Momente zum Ausdruck gelangen, denn jedes gab der Sprache in irgend einem Ausläufer ein beſtimmteres Gepräge. Mit einem Wort: es iſt zweifelhaft, ja es iſt gar nicht möglich, daß der Buchſtabe Z erreicht wird, aber wenn wir auch nur bis zum M kommen, ſo haben wir mehr über deutſche Art und deutſches Weſen beiſammen, als ſich aus Dutzenden von Geſchichtswerken herausklauben läßt. So dachte man, doch anders iſt es ausgefallen. Der Buchſtabe Z wird ſicher erreicht werden, aber weiter auch nichts. Wir haben Adelung und Campe in vervollſtändigter Geſtalt vor uns und letzteres nicht einmal überall. Die Sanders'ſchen Einwendungen dürften leichter abzutrumpfen als zu widerlegen ſein. Oder hatte er nicht Recht, wenn er hinſichtlich der Aufnahme der abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörter auf ein viel ſtrengeres Maß dringt, als das neue Wörterbuch beobachtet? Gleicht Derjenige, der hier die von ihm angegebene Grenze nicht reſpectirt, nicht einem Phyſiker, der nachmeſſen mögte, wieviel Glas Waſſer der Ocean enthält, und ergiebt ſich nicht nothwendig aus dem Zuviel gleich ein Zuwenig, da es ſich offenbar um ein Unendliches handelt? Der Modus wäre zu verdeutlichen geweſen und die Abweichungen hätten notirt werden mögen, das Uebrige durfte billig der eignen Praxis überlaſſen bleiben. Iſt es nicht wahr, daß eine überſichtliche Darſtellung der Wortfamilien mit ſtrenger Zuſammenfaſſung des Zuſammengehörigen einen ganz anderen Zuſammenhang in das Werk gebracht haben würde, als eine alphabetiſche Aufzählung der Wörter, welche die ermüdendſten und zeitraubendſten Wiederholungen nöthig macht? Iſt der Mangel aller und jeder logiſchen Anordnung in Bezug auf die verſchiedenen Bedeutungen eines zu erklärenden Wortes nicht wirklich ein Fehler und ſtehen Adelung und Campe nicht in der That bei vielen Artikeln im Vortheil? Sind nicht endlich die Detailausſtellungen unſeres Kritikers durchweg begründet und verdiente er nicht Gehör damit zu ſinden? Dagegen können wir es, im Gegenſatz zu ihm, nur loben, daß die Gebrüder Grimm bei ihren Worterklärungen auf's Lateiniſche zurückgehen, denn die eine Sprache kann nur an der andern gemeſſen werden, auch vermißte ich in ihren Citaten die allerwenigſten der Schriftſteller, deren er ſich ſo warm annimmt, wenn wir ihm auch einräumen müſſen, daß an einem Ort, wo der Freiſchütz, ja die Haude- und Spener'ſche Zeitung angeführt wird, auch manche unſerer modernen Unſterblichkeiten ſich blicken laſſen dürfte.

Das Leben der Seele,

in Monographien über ſeine Erſcheinungen und Geſetze,
von M. Lazarus. 2 Bände.

Berlin, Schindler. 1856 und 1857.

Die Philoſophie, die in Griechenland längſt vom Olymp heruntergeſtiegen iſt, kommt in Deutſchland auch allgemach vom Blocksberg herab. Die Syſteme, die das Univerſum zu bewältigen ſuchen, vermindern ſich, aber die Monographien, die ſich mit Liebe in die einzelnen Erſcheinungen vertiefen, vermehren ſich. Das iſt nun, hiſtoriſch betrachtet, ein Rückſchritt in die Zeiten Mendelsſohn's und Garve's; wer jedoch weiß, welche Früchte das „Abſolute" in der Wiſſenſchaft wie im Leben getragen hat, der wird einen Fortſchritt darin begrüßen müſſen. Zu den ausgezeichnetſten Monographien, die unſerer Literatur ſeit lange einverleibt worden ſind, gehört die Sammlung von Abhandlungen, die uns in dem Buch von Lazarus vorliegt. Schon der erſte Band war reichhaltig und zeugte von einem originellen Selbſtdenker, wenn wir auch, mit den Gedanken des Verfaſſers über Bildung und Wiſſenſchaft, ſowie über Ehre und Ruhm vollkommen einverſtanden, ſeiner Auffaſſung des Humors, als der Wurzel einer ſelbſtſtändigen und eigenthümlichen Weltanſchauung, entgegentreten mußten, da wir in dieſem nur den Ausdruck des im Individuum zur Empfindung gekommenen und unaufgelöſ't gebliebenen Dualismus zu erblicken vermögen, der den überſichtlichen Höhepunkt ausſchließt. Der zweite Band iſt aber noch viel gewichtiger, und was den Haupttheil, die Unterſuchung über Geiſt und Sprache betrifft, geradezu als claſſiſch zu bezeichnen. Wir haben uns mit dieſer dunkelſten und wichtigſten aller Materien ſelbſt lange genug beſchäftigt, um ein Lob ausſprechen zu dürfen, zu deſſen tieferer Begründung es hier an Raum gebricht. Dem Kundigen nur ſo viel, daß Lazarus die Sprache nicht als ein Vehikel auffaßt, deſſen der mit ſich ſelbſt fertige Geiſt ſich zur Mittheilung vom Ich an das Du bedient, ſondern daß er den Zeugungsact unmittelbar in ſie hinein verlegt und damit alle unnützen Fragen nach Urſprung und Zweck im Keim erſtickt. Das iſt nun zwar nicht neu, wenigſtens nicht im banalen Sinn, den ſchon Plato erklärte bekanntlich das Denken für ein innerliches Sprechen, und Solger definirt die Sprache im Erwin ganz vortrefflich als „das äußerliche Daſein des in die wirkliche Welt eintretenden Erkennens“.

Aber der Verfaſſer zeigt ſich zunächſt als den Mann, der ſonder Zweifel auch ohne Vorgänger zu dieſer Einſicht gelangt ſein würde. Denn es handelt ſich hier, und das iſt bei einem Prioritätsſtreit über geiſtiges Eigenthum vor Allem in Betracht zu ziehen, um eine allgemeine Idee, zu der ſo viele Wege führen, als es Individuen gibt, nicht aber um eine Spitzfindigkeit, in der zwei Menſchen wohl nie zuſammentreffen und um die man ſich, z. B. in dem lächerlichen Halm-Bacherl'ſchen Fall, abzankt. Dann aber iſt das eigentliche Verdienſt nicht in dem erſten Aperçu, ſondern in der Entwicklung zu ſuchen, und dieſe iſt eben ſo eigenthümlich, als meiſterhaft, wenn wir auch hie und da eine Einwendung zu machen hätten und ſelbſt an dieſem Ort unſere Verwunderung über die Seite 198 im zweiten Theil aus dem monotheiſtiſchen und, wie es ſcheint, ſpecifiſch moſaiſch gefaßten Gottesbegriff abgeleitete Conſequenz nicht ganz unterdrücken können; nach unſerer Meinung prägt gerade der „Geiſt des Schöpfers“, der „über den Waſſern ſchwebt“, ohne alle Vermittlung der Kunſt jeder Kinder-Phantaſie ein Bild auf, während die „Dreieinigkeit“, die uns hier natürlich nur des Gegenſatzes wegen kümmert, allein und ausſchließlich durch den Maler Geſtalt gewinnt. Indem wir jedoch trotzdem dieſes Buch Jedermann empfehlen, dem es um Bildung zu thun iſt, erlauben wir uns noch, ihm zwei beſtimmte Adreſſen auf den Weg zu geben. Zuerſt machen wir den Verfaſſer der Briefe über das Plattdeutſche, den von uns aufrichtig geſchätzten Klaus Groth, auf dasſelbe aufmerkſam, damit er ſich überzeuge, daß er auf ein höchſt untergeordnetes Moment der Sprache, das in ſeinem Fall obendrein großentheils nur durch den langen Nicht-Gebrauch ſo glänzend hervorſticht, ein übertriebenes Gewicht legt, und ſich hüte, ſein kleines Recht durch zu hitzige Verfolgung in ein großes Unrecht zu verwandeln. Dann laden wir aber auch alle unſere jungen Dichter ein, es zu ſtudiren, die Claſſiker des letzten Decenniums nicht ausgenommen, damit ſie begreifen lernen, was Schiller mit ſeinem bekannten Diſtichon: „Weil ein Vers dir gelingt u. ſ. w.“ eigentlich meinte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Purpurmantel der Meiſten von ihnen an dem Verbum, das für ſie zeichnet, hängen bleibt, und daß das Adjectiv, das für ſie colorirt, die Krone in Anſpruch nimmt. Allein der Sturm der Zeit reißt ihnen, wie man an den Herren Beck, Redtwitz u. ſ. f. ſieht, den falſchen Schmuck ja doch bald von den Schultern herunter; warum ſich nicht in guten Tagen mit flinker Hand ſelbſt entkleiden und in einen warmen bürgerlichen Rock hinein ſchlüpfen? Vielleicht trägt man dann noch blanke Knöpfe davon.

Studien und Copien nach Shakeſpeare.

Von Franz Dingelſtedt.

Peſt, Wien und Leipzig. Hartleben's Verlags-Expedition.
1858.

Unter einem ſehr beſcheidenen Titel verbirgt ſich hier eine Leiſtung von ſeltener Gediegenheit. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man weiß, wie das Inſceniren Shakeſpeare's ſeit ſeiner erſten Erſcheinung auf manchen Deutſchen Bühnen betrieben wird und aus dieſem Buch erſieht, daß es doch auch zur Kunſt geſteigert werden kann. Man glaubt zu träumen, wenn man ſtatt des brutalen Rothſtifts, der oft ärger in einem Shakeſpare'ſchen Stück wüthet, wie die Axt des Holzfrevlers in einem Walde, einen feinen, faſt prieſterlichen Geiſt erblickt, der mit jener heiligen Ehrfurcht, die alles Lebendige einflößen ſoll, an's Werk geht und keinen Moment vergißt, daß es ſich „um ein Opfer, nicht aber um eine Metzgerei“ handelt. Man faßt Hoffnung, daß eine Zeit kommen könne, wo der größte dramatiſche Dichter aller Völker nicht mehr blos das Seil herzugeben braucht, auf dem die Virtuoſen tanzen und das ſie ſich gewöhnlich aus ſeinem innerſten Eingeweide zuſammendrehen laſſen, ſondern wo er ſich, wie in den Tagen, die er ſelbſt erlebte und mit unvergänglicher Glorie ſchmückte, in ſeiner alten Majeſtät, aber auf einem erhöhten Piedeſtal und in einem neuen Purpurgewand, das drei Jahrhunderte mit den reichſten Perlen beſetzten, wieder erheben darf.

Neben der Wiſſenſchaft der Kunſt, welche die Syſteme der Aeſthetik vervielfältigt und die Monographien häuft, hat ſich ganz im Stillen, von der ſtolzen Schweſter kaum bemerkt und darum ſo wenig durch ihren Tadel beirrt als durch ihr Lob verwöhnt, eine ſchlichte Literatur der Praxis entwickelt. Dieſe macht nicht auf die letzten Gründe der Dinge Jagd, ſie begnügt ſich, ganz einfach die Routine zu uberliefern und dafür zu ſorgen, daß kein einziger glücklicher Griff, der einmal entdeckt wurde, wieder verloren gehe, aber das iſt auch unendlich dankenswerth, und für den Künſtler jedenfalls viel fruchtbarer als das allgemeine Aeſthetiſiren, das ihn ſehr wenig fördert und ihn im Grunde auch gar nicht fördern ſoll und will. Die Zahl der hieher gehörigen Schriften iſt nicht gering, wenn man auch blos bei der Poeſie ſtehen bleibt, und es wäre ein lohnenderes Geſchäft, aus ihnen ein praktiſches „Noth- und Hilfsbüchlein“ für den Dichter zuſammen zu ſtellen, als die Betrachtungen über die Natur des Schönen durch eine neue zu vermehren. Um von dem Opitz'ſchen

Traktat „von der deutſchen Poeterei", mit dem allenfalls zu beginnen wäre, gleich auf unſere Zeit und auf das Drama hinüber zu ſpringen, ſo erinnere ich nur an das Leben Schröder's von Meyer und an Friedrich Ludwig Schmidt's Aphorismen; ſelbſt Holbein's „Bühnenweſen" enthält manche beachtenswerthe Bemerkung, und wie viel iſt in Autobiographien, z. B. in denen von Brandes und Iffland, niedergelegt. Als die eigentliche Spitze aber iſt das Werk zu bezeichnen, das Dingelſtedt der Literatur in ſeinen „Studien und Copien nach Shakeſpeare" jetzt übergeben hat. Denn hier fällt die praktiſche Einſicht mit der äſthetiſchen ganz zuſammen und ſtellt ein Muſterbild der Vermittlung auf, das ſich gleich weit vom ſtarrſinnigen Feſthalten am Unmöglichen, wie vom leichtſinnigen Verſchleudern des Nothwendigen entfernt hält.

Ich kann zwar von meiner bei einer früheren Gelegenheit ausgeſprochenen Ueberzeugung, daß Shakeſpeare dem Deutſchen Theater Arzenei bleiben muß, nicht aber Speiſe werden darf, noch immer nicht abgehen. Allein er iſt trotzdem von unberechenbarer Wichtigkeit für uns, und darum iſt es auch nicht gleichgültig, in welcher Geſtalt er unter uns erſcheint. Daß die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung viel zu wünſchen übrig läßt, beſonders derjenige Theil derſelben, welcher Tieck's Namen trägt und höchſt zweideutigen Urſprungs iſt, kann keinem Zweifel unterworfen ſein. Ob durch die gemeinſchaftliche Thätigkeit der namhafteſten deutſchen Dichter und Schriftſteller eine beſſere zu Stande kommen wird, wie Dingelſtedt in ſchönem Vertrauen zur deutſchen Einheit erwartet, wird die Erfahrung lehren. Jedenfalls iſt die Sache nicht ſo dringlich. Daß man aber bei der Inſcenirung endlich mit der alten Methode entſchieden brechen muß, wenn ſtatt des ganzen Shakeſpeare nicht blos das pſychologiſche Moment in ihm zur Geltung kommen ſoll, ſteht feſt. Denn ein Stück von ihm für die Bühne einzurichten, iſt, je nachdem man die Sache faßt, entweder die leichteſte oder die ſchwerſte aller Aufgaben. Es wird von Raupach erzählt, daß er, als er ſeine Ruſſiſche Profeſſur aufgegeben hatte, in Berlin Jahre lang Tag für Tag das Theater beſuchte, immer den Dichter des Abends, ſo wie den Bleiſtift in der Hand und jedes Bravo, das der Schauſpieler herausquetſchte, jedes naßgeweinte Taſchentuch, jeden entzweigeklatſchten Handſchuh ſorgfältig an der rechten Stelle im Buch anzeichnend. Man wunderte ſich über den Kauz, man lachte ihn aus, aber er ließ ſich nicht beirren, denn er hatte den Entſchluß gefaßt, für das nächſte Decennium deutſcher Bühnenkönig zu werden und er ſammelte ſich auf dieſe Weiſe, unbekümmert um Ariſtoteles und Leſſing, das Knallſilber ein, das er ſpäter zur Erbauung ſeines Publicums in ſeinen „dramatiſchen Werken ernſter und komiſcher Gattung“

mit großem Erfolg verpuffte. Auf dem nämlichen Wege gelangt man zu der Kunſt, die Shakeſpeare'ſchen Dramen in Paraden zu verwandeln, und ſie wird, allerdings mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, ein halbes Jahrhundert und länger, rüſtig geübt. Das giebt noch immer lärmende Aufführungen, von denen ſich aber der Kenner, dem es nicht darum zu thun iſt, bloße Pſychologie in Scene gehen zu ſehen, mit Gleichgültigkeit oder Unwillen abwendet. Etwas ganz Anderes gehört dazu, ſich in das innerſte Centrum dieſer rieſigen Compoſition zu verſetzen und ſie von da aus ohne Beeinträchtigung der Harmonie in allen Theilen gleichmäßig zuſammen zu ziehen und der Faßlichkeit näher zu führen. Für dieſe Kunſt hat Dingelſtedt in ſeiner Behandlung des „Sturmes“, denn gegen den Macbeth wären vielleicht zu Gunſten Schiller's noch einige „Einwendungen“ zu machen, nach meiner auf genauer Prüfung beruhenden Ueberzeugung, die Regel des Polyclet aufgeſtellt, und damit iſt bei der zarten, unendlich leicht verletzlichen Natur des Stückes ſehr viel geſchehen.

◆

Dramaturgiſche Studien.

Von Ludwig Eckardt.

Shakeſpeare und kein Ende! mögte man mit Goethe ausrufen, wenn man Abhandlungen, wie dieſe, an allen Ecken, gleich Pilzen in warmer Sommernacht, aufſchießen ſieht. Man ſollte glauben, Werke ſo erſchöpfender Art, wie die von Ulrici und Gervinus, zwiſchen denen ſich ſelbſt die ehrenwerthen Rötſcher'ſchen Beſtrebungen kaum noch behaupten können, hätten auf lange Zeit einen Abſchluß bilden müſſen, aber ſie ſcheinen ganz umgekehrt zu wirken. Eine neue Shakeſpeare-Bibliothek tritt der alten auf die Ferſen, ehe dieſe auch nur zum kleinſten Theile verdaut iſt und es geht her, wie an einer Tafel, wo Niemand ſatt wird, weil die Gerichte zu raſch wechſeln. Keiner begnügt ſich mehr, wie ehemals, die paar ſelbſtſtändigen Bemerkungen, die ihm kommen, wenn er ſich mit einem Dichter, wie Shakeſpeare, beſchäftigt, beſcheiden als Marginalien in ſeinem Handbuche des Ulrici oder des Gervinus unterzubringen, oder ſie in Form einer Kritik vom Stapel laufen zu laſſen.

Jedermann muß jetzt ein Buch ſchreiben und, da dieß in den meiſten Fällen abſolut unmöglich wäre, wenn er vorher mit ſeinen Vorgängern abrechnen wollte, dabei eine Miene annehmen, als ob dieſe im Grunde wenig geleiſtet hätten. Shakeſpeare iſt allerdings ein ungeheueres Bildungsmittel und legt jedem Alter, jedem Geſchlecht und jeder Parthei Fragen vor, an denen ſich die erlangte Reiſe am beſten prüfen läßt. Aber man ſollte die Reſultate eines ſolchen Selbſtexamens nicht gleich zu Markte bringen, ſchon darum nicht, weil man gar nicht wiſſen kann, ob man ſein letztes Geſicht überall ſchon geſehen hat. Denn er hat deren faſt ebenſo viele, wie die Wahrheit ſelbſt, die keinen Schleier trägt, ſondern Maske über Maske und die nur von ihren geweihteſten Prieſtern ganz entkleidet wird.

Es iſt für Shakeſpeare einſtweilen jetzt in Deutſchland genug geſchehen. Nicht blos deswegen, weil auf jede Zeile des Dichters bereits ein Alphabet Commentar kommen dürfte. Es iſt wirklich alles Allgemeine geſagt, was zur Verſtändigung nöthig und nützlich war; ſein Verhältniß zur Welt, wie zur Kunſt iſt von den verſchiedenſten Standpunkten aus erörtert, die einzelnen Stücke ſind analyſirt worden und der Zuſammenhang, worin dieſe Sterne eines geiſtigen Weltſyſtems zu einander ſtehen, iſt blosgelegt. Wenn Shakeſpeare Jahrhunderte lang einem Urwalde glich, deſſen Sauſen und Brauſen man wohl hörte, in den man ſich aber nicht hinein wagte, weil man nicht wußte, ob ſich nicht um jeden Baum eine Schlange herumgeringelt habe, ſo iſt dieſer Wald jetzt ausgehauen, die Wege ſind links und rechts gebahnt und Jedermann weiß, wo die ſchönſten Blumen ſtehen, oder wo es am geheimnißvollſten rauſcht. Mit einem Worte, des Lichts iſt genug verbreitet, das Uebrige iſt Sache der Augen und denen kann Keiner zu Hülfe kommen. Wenn es nicht barock klänge, ſo wäre jetzt eher ſchon ein Buch über die Fehler oder doch über die Grenzen Shakeſpeare's zu wünſchen, über die individuelle Seite ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit, die doch auch vorhanden iſt, ſo ſelten ſie hervortreten, und ſo ſchwer ſie zu erkennen ſein mag, über das minus, womit er manches plus ſeiner Richtung erkaufte. Oder hat die griechiſche Tragödie in ihrer keuſchen Gebundenheit nicht einen Zauber, dem Shakeſpeare nothgedrungen entſagen mußte, als er die Elemente in voller epiſcher Breite entfeſſelte; gehen Aeſchylos und Sophocles wirklich ſo ganz in ihm auf, wie ſeine unbedingten Verehrer behaupten? Hier wäre allenfalls noch eine Aufgabe. Sicher aber gehört mehr Geiſt dazu, einem minder hervorragenden Dichter gerecht zu werden, z. B. einem Zacharias Werner oder einem Heinrich von Kleiſt, auf ihren verſchlungenen Wegen zu folgen und zwiſchen ihnen und der Nation zu vermitteln, als auf neue Entdeckungen im Shakeſpeare auszugehen und ihm zu Ehren einige Leuchtkäfer fliegen zu laſſen.

Das Vorſtehende iſt keineswegs geradezu gegen Herrn Eckardt und ſeine dramaturgiſchen Studien gerichtet. Der Verfaſſer hatte es längſt auf dem Herzen und er hofft im Sinne Vieler zu ſprechen, denen es um das Gedeihen unſerer Literatur ernſtlich zu thun iſt. Er ſtellt Shakeſpeare ſo hoch, daß er glaubt, jeder unſerer dramatiſchen Dichter, Goethe und Schiller nicht ausgeſchloſſen, müßte die Vergleichung mit dem Rieſen als einen Mordverſuch betrachten. Allein er meint, Shakeſpeare könne für uns doch nur Arznei ſein: wir nehmen ſie, um geſund zu werden und den Körper wieder zu kräftigen, aber für die Speiſen müſſen wir nachher ſelbſt ſorgen! Darum giebt er Arbeiten, wie denen von Hettner und Henneberger, die aus einer gleichen Ueberzeugung hervorgegangen ſein müſſen, den Vorzug.

Deutſches Bühnenweſen.

Von Franz v. Holbein. Erſter Theil.

Wien 1853.

Schiller ſchrieb einmal, während er mit dem Wallenſtein beſchäftigt war, in einer verzweifelten Stimmung an ſeinen Freund Körner, er ſei oft geneigt, die ganze Theorie der Kunſt für einen einzigen empiriſchen Handwerksgriff hinzugeben. Das war nun freilich nicht ſeine Durchſchnittsmeinung, ſondern ein momentaner Stoßſeufzer, aber dieſer Stoßſeufzer ging nichtsdeſtoweniger aus der ihm durch die Praxis aufgedrängten Erkenntniß hervor, daß das Allgemeine den Künſtler nicht fördert. Wenn der Dichter in ſeiner Entwickelungsperiode die Aeſthetik zuerſt reſpectvoll in die Hand nimmt und zu ſeiner eigenen Verwunderung aus ihr erfährt, welch' ein wichtiges Geſchäft er eigentlich verſieht, ſo ſchmeichelt ihm das, und er fängt an, auf den Goldfaden, der ihm bis dahin unbewußt und unbeachtet durch die Finger lief, den rechten Werth zu legen. Aber damit iſt die große Gefahr verbunden, daß er in Folge der nun gewonnenen Einſicht nur gar zu leicht darauf verfällt, das Spinnen belauſchen, ja wohl überwachen und dirigiren zu wollen, und das führt, wie traurige Beiſpiele lehren, zur Selbſtzerſtörung. Denn jede künſtleriſche Schöpfung iſt Naturthat, die freilich auf Geſetzen beruht, die aber keines Reflectirens des hervorbringenden Individuums über dieſe Geſetze bedarf, ſondern deren unmittelbares Product iſt. Dagegen giebt es allerdings, um Schiller's Ausdruck zu gebrauchen, nützliche Handwerksgriffe, und dieſe können leichter erlernt, als aus der eignen Praxis abſtrahirt werden, da ſie auf Erfahrungen beruhen, die nicht der Einzelne, ſondern nur eine ganze Reihe von Geſchlechtern erſchöpft. Keiner ſoll ſie verſchmähen, denn Keiner vergiebt ſich Etwas, wenn er ſie ſich aneignet, und Keiner wird ſich einer raſchen und durchſchlagenden Wirkung erfreuen, wenn er ſie unbenutzt läßt. Man gelangt z. B. im Drama nicht durch einen Handwerksgriff zu lebendigen Charakteren und bedeutenden Situationen, doch dazu führt auch das Theoretiſiren nicht. Aber man kann lernen, wo dem Detail im Kunſtwerk freier Spielraum verſtattet werden darf, und wo eine ſcharf abſchneidende, feſte Linie gezogen werden muß u. ſ. w. Auf dieſe Handwerksgriffe geht die Aeſthetik nicht ein und hat es auch nicht nöthig, aber es hat ſich neben ihr eine Literatur gebildet, die das auf die beſcheidenſte Weiſe thut und die dem Künſtler manches höchſt beherzigungswerthe Wort zu ſagen hat. Wir erinnern hier nur an Meyer's Leben Schröder's und an Schmidt's Aphorismen und fragen jeden Kundigen, ob dieſe Bücher nicht einen wahren Schatz von fruchtbaren Bemerkungen enthalten? Holbein's Bühnenweſen, deſſen erſter Theil dem Publicum jetzt vorliegt, gehört in dieſelbe Kategorie und wird deshalb von dem einſichtigen Freunde des deutſchen Theaters wärmer begrüßt werden, als zehn neue Abhandlungen über das Schöne oder das Erhabene. Das Werk bringt zunächſt eine Biographie des Verfaſſers, durch die er ſeinen Beruf zum Bühnenleiter darzuthun ſucht. Sie iſt ſehr intereſſant, könnte es aber, wie man deutlich merkt, in noch viel höherem Grade ſein, wenn der Verfaſſer mehr in's Detail eingegangen wäre. Doch wollen wir ihn nicht tadeln, weil er das unterließ, denn er zeigt ſich darin als echten Deutſchen und deutet auf eine Zeit zurück, wo wir in unſeren Briefen ſo wenig ein „Ich“, als einen „Dintenfleck“ duldeten. Dagegen müſſen wir es rügen, daß er ſeine ehemaligen Chefs und Vorgeſetzten gar zu verſchwenderiſch mit den ſchmeichelhafteſten Adjectiven überhäuft; ſie können doch unmöglich alle Normalmenſchen und Muſterbilder geweſen ſein, und ein Werk, das mit Recht als ein hiſtoriſches auftritt, ſollte ſich vor dieſem Antichambre- und Geburtstagsgratulationston in Acht genommen haben. Daher rührt es, daß der Verfaſſer im Anfang ein ganz vortrefflicher Genremaler iſt und z. B. den alten Theaterprincipal Döbbelin ſo lebendig porträtirt, wie ſein berühmter Vorfahr irgend einen mittelalterlichen Bürgermeiſter, daß er zum Schluß aber den Pinſel aus der Hand legt und nur noch artige Verbeugungen macht. Das Alles wird freilich mehr als aufgewogen durch ſein großes Verdienſt, der Begründer der deutſchen Tantième geweſen zu ſein und durch das von ihm gebrachte noch größere Opfer, den Segen derſelben während ſeiner zwölfjährigen Direction des k. k. Hofburgtheaters in Wien nicht ein einziges Mal für ſich in Anſpruch genommen zu haben; auch iſt es keineswegs Charakterausdruck, ſondern bloße üble Gewohnheit, die ihn abhielt, den Frack auszuziehen, als er den Salon verließ. Der Biographie ſchließt ſich in drei Abhandlungen eine Ueberſicht des deutſchen Bühnenweſens an, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich umfaßt und überall unterrichtend, belehrend und anregend iſt, wo ſie ſich nicht in Gebiete verſteigt, die dem Verfaſſer zu fern liegen. Ein näheres Eingehen verſtattet der Raum nicht; die kurze Inhaltsanzeige wird aber auch ſchon genügen, das Werk nicht blos Dichtern und Schauſpielern, ſondern dem ganzen gebildeten Publicum als ein intereſſantes und inſtructives zu empfehlen.

* * *

Literaturbriefe.

I.

Eine Sendung neuer Bücher erinnert immer an das Geſicht des Apoſtels von dem Tuch mit den reinen und den unreinen Thieren und fordert zu ſehr ernſten Betrachtungen auf. Wenn man erwägt, daß die Cultur eigentlich abnimmt, wie das Schreiben zunimmt, indem der Maßſtab für das zu Leiſtende nothwendig verloren gegangen ſein muß, bevor eine Zeit ſich maſſenweiſe zum Leiſten berufen glauben kann, ſo mögte man ſich Gervinus und ſeinen Nachfolgern unbedingt anſchließen und als Kritiker einen eiſernen Beſen in die Hand nehmen. Wenn man dann aber wieder bedenkt, daß die Generationen überhaupt nicht viel auf einander vererben und daß der wahrhaft Gebildete den Schatz ſeiner Bildung der Welt am Ende ſeiner Tage ebenſo wenig teſtamentariſch zu hinterlaſſen und ihn in Circulation zu erhalten vermag, wie der große Gelehrte ſeine Gelehrſamkeit, ſo wird man milder geſtimmt und fühlt ſich geneigt, der Gegenwart ein gewiſſes naives Recht zuzugeſtehen, ſich um die Vergangenheit nicht zu bekümmern. Nur darf dieß Recht nicht gar zu weit ausgedehnt werden, und zu weit wird es jedenfalls ausgedehnt, wenn die Gegenwart in die Vergangenheit zurückgreift und ein vorhandenes, mehr oder minder gutes Bild hervorzieht, um es zu übermalen und ein ſchlechteres an die Stelle zu ſetzen. Das iſt aber bei einigen neuen Dramen geſchehen, die wir aus dieſem Geſichtspunkt prüfen wollen.

Der Schmied in Ruhla.

Schauſpiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig.

Den Stoff bildet die bekannte Anekdote von dem Landgrafen Ludwig dem Eiſernen in Thüringen, der incognito als ein kleiner Nero in eine Schmiedewerkſtatt eintrat und als ein zweiter Titus wieder daraus hervorging, weil der ſchlaue Cyklop ihm ein Collegium über Staatsweisheit geleſen hatte. Das giebt allenfalls, wenn der rechte Meiſter darüber kommt, eine Ballade, nie ein Drama, weil man bei ſo raſcher Gemüthsumſtimmung nur an gefrierendes Waſſer denkt, das ſeine Feſtigkeit vor dem erſten Sonnenblick wieder verliert, keineswegs aber zu dem neuen eiſernen Mann das rechte Zutrauen faßt. Wenn jedoch ein Drama verſucht werden ſoll, ſo hat Achim von Arnim längſt gezeigt, wie es ausfällt, und Peter Lohmann's Verſe ſind nicht geeignet, Arnim's kräftige Proſa aufzuwiegen.

Ulrich von Starkenberg.

Ein Drama in fünf Acten von Martin Meyer. Innsbruck. Selbſtverlag.

Der Verfaſſer behandelt das Thema des Götz von Berlichingen, nämlich den Verzweiflungskampf des freien Adels gegen die Uebergriffe der Fürſtengewalt, er bringt es aber ſo weit, wie der Dichter des Fuſt von Stromberg.

Die beiden Caglioſtro.

Drama in fünf Acten von Robert Gieſeke. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Dieſes Stück adreſſirt ſich ſo ausſchließlich an's Theater, daß es eigentlich nur durch eine Aufführung recenſirt werden kann. Wenn dieſe gelingt, ſo iſt jeder Salto mortale, den der Dichter zunächſt durch das Ganze und dann auch wieder im Einzelnen wagt, vollkommen gerechtfertigt. Sie zu verlangen, iſt er auch durch manche Vorzüge ſeiner Arbeit berechtigt; die Handlung iſt nicht ohne Intereſſe und ſpannend angelegt, die Charaktere ſind der Art, daß man vielleicht bei Lampenbeleuchtung ein paar Stunden an ſie glaubt, und der Dialog iſt flüſſig, oft ſogar glänzend. Doch iſt es gar wohl möglich, daß die Wirkung ſchon auf der Bühne in die eines Operntextes ohne Muſik umſchlägt; im Leſen iſt das ganz gewiß der Fall, und weit mehr, wie bei'm Groß-Kophta, in dem dasſelbe Wagſtück mit ungleich größerer Virtuoſität durchgeführt iſt und der doch auch an der Unmöglichkeit ſcheitert, das unüberwindlich Nüchterne und Widerwärtige, was in der Natur des italieniſchen Erzlügners liegt, mit dem Wunderbaren zu verſchmelzen. Das mag gelingen, wenn man eine Stufe höher ſteigt und den falſchen Religionsſtifter, z. B. Mohamed, nur nicht in Voltaires Manier, in ſeine Elemente auflöſ't, denn da hat man es doch mit allgemeinen, die Welt umfaſſenden Zwecken zu thun, welche das Subject über die Mittel hinwegblicken laſſen, deren es ſich bedient, und den Jeſuitismus gewiſſermaßen vermenſchlichen. Ein Caglioſtro aber, der nichts weiter will, als behaglich leben und kurz vor dem Wechſelarreſt in Ruhe ſterben, iſt und bleibt in alle Ewigkeit der bloße Superlativ jenes ägyptiſchen Zauberers, der in den Champs Eliſées zu Paris oder im Thiergarten zu Berlin, mit dem Würfelbecher in der Hand und der ſpitzen Mütze auf dem Kopf, für Kinder und Ammen um ein Billiges den Erxleben oder den Eckartshauſen in Scene ſetzt.

II.

Es iſt eine verwunderliche Erſcheinung, die dem Literaturfreund nicht entgangen ſein kann, daß ſich im letzten Decennium die epiſchen Dichtungen in Deutſchland ungemein ſtark vermehrt haben. Darin müßte man einen Fortſchritt erblicken, wenn dieſe Dichtungen aus einer geſteigerten Fülle plaſtiſcher Kraft hervorgegangen wären, der die Formen der

Novelle, der Erzählung und des Romans nicht mehr genügen konnten. Es verhält ſich aber in den meiſten Fällen geradezu umgekehrt: wer nicht das Zeug hatte, eine ſpannende Novelle, eine motivirte Erzählung oder einen wohl gegliederten Roman zu liefern, der trat als Epiker auf. Das Publikum iſt leider noch immer geneigt, den Vers an ſich ſchon als eine Leiſtung zu betrachten und ſich in gebundener Rede Dinge gefallen zu laſſen, welche es mit Entrüſtung abweiſen würde, wenn der Poet ſie ihm in ſchlichter Proſa vortragen wollte. Man frage ſich z. B., ob eine Handlung, wie ſie dem in 10 oder 20 Auflagen verbreiteten Amaranth zu Grunde liegt, in dem nachſichtigſten aller Sterblichen wohl einen geduldigen Zuhörer fände, während vielleicht ein Koſakenhetmann ſein Roß anhielte, wenn er im Vorüberbrauſen auch nur einen einzigen Zug von dem Kampf zwiſchen Hektor und Achill oder dem zwiſchen Hagen und Siegfried auffinge, um Alles zu hören. Denn Homer vergißt über dem Ida und den ſchönen Ausſichten, die der Berg darbietet, nicht den Jupiter-Ammon, der darauf ſitzt, und der Dichter der Nibelungen über die geſtickten Hofkleider nicht die Helden, die ſie tragen ſollen. Die ephemeren Epiker, von denen hier die Rede iſt, kommen aber „vom Buchsbaumlöffel mit dem Pflaumenmus“ kaum zur Hand, die ihn zum Munde führen ſoll, und dennoch verlangt das Epos eben darum, weil es auf der einen Seite die Welt in ihrer ganzen erdrückenden Breite entfaltet, um ſo unerbittlicher auf der andern, daß der Menſch ſich mächtig von ihr abhebt. Zu den beſten Produkten dieſer Art gehört unbedingt

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Geſängen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es iſt eine beachtungswerthe Talentprobe, aber auch er iſt ſtark im Beiwerk und ſchwach im Hauptpunkt; die Beſchreibungen ſind vortrefflich und die Figuren ſind unbedeutend. Der Verfaſſer hat die „letzten Tage von Pompeji“ zu ſeinem Thema gewählt und erinnert an einen berühmten, zu ſeiner Zeit viel geleſenen Roman von Bulwer. Die Aehnlichkeit iſt aber keine blos äußere, durch den Stoff hervorgerufene; das Gedicht iſt im Gegentheil durch die ganz und gar moderne Behandlung der Liebe entſchieden auf den Boden des Romans hinübergerückt worden, und weiſ't die Forderungen deſſelben nun doch wieder vornehm ab. Das gibt einen eben ſo unauflöslichen, als unerquicklichen innern Widerſpruch zwiſchen der Staffage und den Figuren; wenn wir uns an die Ampeln und Mamorbecken halten, ſo vermiſſen wir die Lydia des Horaz, und wenn wir auf Euphorion und Jone eingehen, ſo wünſchen wir ihnen deutſche Taufnamen und ſehen uns nach der Theetaſſe um. Der Verfaſſer wende nicht ein: der

Menſch bleibt zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden Menſch. Das iſt vollkommen richtig, aber er wird in allen ſeinen Lebensäußerungen durch die jedesmalige Culturſtufe ſeines Volks bedingt und der Römer hatte nicht die entfernteſte Anlage zum Werther. Dieſer Mangel iſt ſchlimm; noch ſchlimmer iſt ein anderer. Ein Bild kann an einen verkehrten Platz gehängt und deſſen ungeachtet gut ausgeführt ſein; ein deutſcher Jüngling kann ſich in Pompeji wunderlich ausnehmen, aber uns recht wohl gefallen, ſobald wir ihn in Gedanken unter eine Linde verſetzen, die melancholiſch vom Mond beſchienen iſt. Doch dem Euphorion iſt auch dadurch nicht zu helfen; der Verfaſſer hat den Uebergang vom Epos zum Drama, vom äußern Umriß zum treibenden und ſpringenden Lebenspunkt, nicht ein einziges Mal gefunden, und bis auf einzelne Züge, die aber eben darum an Funken erinnern, die in's Waſſer fallen, iſt Alles todt und kalt geblieben. Im ganzen Homer ſteht nicht Eine Rede, die trotz der unendlichſten Kunſt, die ſich hinter ihr verbirgt, nicht einen Eindruck machte, als ob ſie improviſirt wäre; im ganzen Euphorion findet ſich keine, die nicht ſorgfältig für ein Deklamatorium vorbereitet und auswendig gelernt ſchiene. Dagegen verdienen die Schilderungen das höchſte Lob und aus dem Ganzen ſpricht ein reicher, gebildeter Geiſt, der zwar nicht berufen ſein dürfte, die Geheimniſſe der Menſchenbruſt zu verkünden, der aber auf anderen Gebieten gewiß Erfreuliches leiſten wird.

Jeruſalem.

Epiſche Dichtung von Adolf Stern. Leipzig. Verlag von Heinrich Hübner.

In dieſem Gedicht decken ſich Staffage und Figuren beſſer, wie in dem vorigen, die Aufgabe war aber freilich auch leichter, denn wir ſtehen auf dem Boden der jüdiſch-chriſtlichen Weltanſchauung, und haben Menſchen vor uns, die nicht bloß unſer Fleiſch und Blut mit uns theilen. Das ſoll jedoch nicht zum Nachtheil des Verfaſſers geſagt ſein; er hat den Fall Jeruſalems in einer Reihe ergreifender Bilder vorgeführt und nicht bloß im Ganzen hiſtoriſchen Blick bewieſen, ſondern auch im Einzelnen jenen feinen Sinn für's Detail beurkundet, von der die Beſeelung abhängt. Hier werden keine Platoniſchen Dialoge gehalten, ſondern menſchliche Geſpräche, die zu dem, was eben vorgeht, in unmittelbarſter Beziehung ſtehen, ohne darum in's Triviale zu fallen und etwa die orthographiſchen Fehler der Alltagsrede mit zur Naturwahrheit zu rechnen. Dafür ſpricht auch Alles zum Herzen.

Anna.

Ein livländiſches Lebensbild von Minna von Mädler, geb. Witte.
Hannover, Carl Rümpler.

Ein Buch, das aus dem Elſaß oder aus den Oſtſeeprovinzen kommt, kann gewiß bei jedem Deutſchen auf doppelte Nachſicht zählen. Wenn ſich daher auch nicht leugnen läßt, daß dieſe „Anna“ beſſer als einfache Novelle hervorgetreten wäre, da der geſtrenge Gebieter, der Reim, ihr mehr genommen, als gegeben hat, ſo wird ſie ſich dennoch Freunde erwerben und verdient es auch durch manche liebliche Schilderung und manchen der Natur abgelauſchten Zug.

III

Die Singvögel gehen im deutſchen Dichterwalde nicht aus; auch in den letzten Monaten hat ſich, unbekümmert um Eis und Schnee, wieder eine große Anzahl eingeſtellt. Wir wollen ſie dießmal in ſolche eintheilen, die einzeln fliegen und in ſolche, die in Schaaren erſcheinen, und die erſteren zuerſt vornehmen. Freilich müßten wir lächeln über unſer eignes Geſchäft; das Echo, das ſie finden, iſt ihre beſte Kritik, und wenn die Nachtigall überhört wird, weil es gerade Jahrmarkt iſt und alle Liebenden zum Tanz eilen, der Spatz aber Jubel erregt, weil ſein Geſchmetter zum Lärm der Janitſcharenmuſik paßt, ſo läßt es ſich beklagen, aber nicht ändern. Der Tag verrauſcht, die Nacht bricht ein und wie Weniges erlebt den nächſten Morgen!

Gedichte von Carl Gottfried Ritter von Leitner.
Zweite ſehr vermehrte Auflage. Hannover, Victor Lohſe.

Dieſe Sammlung tritt bereits in zweiter Auflage hervor und ſie verdient eine noch größere Verbreitung, denn ſie bietet des nachhaltig Schönen Vieles dar. Zwar können wir nicht mit Carl von Holtey in Leitner einen Balladendichter erblicken, der, wenn nicht neben, ſo doch unmittelbar hinter Ludwig Uhland mit erhobenem Haupt einher zu ſchreiten berechtigt wäre. Dazu fehlt nicht mehr, als geradezu Alles: Tiefe und Urſprünglichkeit der Erfindung ebenſo, wie Glut und Präciſion der Ausführung. Auch in ſeinen Liedern vermiſſen wir den leichten Flügelſchlag der Fittige, ohne dafür durch Gold und Edelſteine in den Fängen entſchädigt zu werden; ſie können ſo wenig als Gemüthsergüſſe, wie als Reflexionserzeugniſſe befriedigen. Die Gelegenheitsgedichte wären ſogar beſſer ganz weggeblieben; derartige Votivtafeln dürfen nur Goethe und Schiller aufſtellen und der letztere hat es nicht einmal gethan. Höchſt Erfreuliches liefert der Dichter dagegen im Sonett und vortrefflich iſt er im Epigramm. Die Abtheilungen: „Im Park Roſenhain" und „Friedhof-Blumen" ſind lyriſcher, als alle ſeine Lieder, und plaſtiſcher, als alle ſeine Balladen, und in den „vermiſchten Diſtichen" finden ſich Stücke, welche die griechiſche Anthologie zieren würden; z. B. Canova, die Tanzende und Anderes.

Neue Gedichte von Rudolf Gottſchall.

Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Wenn die Schönheit auf dem Wege des Bürſtens, Reibens, Zähneputzens und Salbens zu Stande käme, ſo hätten wir ſie hier vollendet vor uns ſtehen. Dieſer Mittel bediente ſich jedoch die Venus nicht, ehe ſie aus dem Meere emporſtieg, ſondern Frau v. Pompadour, bevor ſie ihr Boudoir verließ. Die ganze Sammlung macht den Eindruck abſichtlicher und bewußter Koketterie, und das ſowohl durch die Materie, wie durch die Form. Angelernte und geſchickt nachgemachte Naturlaute wechſeln ab mit ſogenannten ſocialen Bildern: jene erinnern an die Italiener, die in großen Städten zur Weihnachtszeit mit künſtlichen Vögeln hauſiren gehen, deren Gezwitſcher ſie nachäffen; dieſe, z. B. Mammon, würde man kaum bei Eugen Sue ertragen. Der Vers tänzelt bald leichtfertig dahin, ohne Grazie zu erlangen, und erhebt ſich bald wieder in überkühner Vermeſſenheit zur gereimten Ode, ohne den Inhalt ſonderlich zu ſteigern, wenn man ihn nicht in der Ueberſchrift erblickt. Wie ſtechen ſolche geſpreizte Prachtſtücke gegen das einfach-natürliche „Strandbild“ ab, das für des Dichters Talent ein beſſeres Zeugniß ablegt, als der ganze übrige Band.

Gedichte von Otto Banck.

Leipzig. Verlag von Carl Fr. Fleiſcher.

Auch aus dieſer Sammlung ſpricht eine Individualität, die ſich ihrer ſtark bewußt iſt. Aber das Selbſtgefühl hat hier nichts Widerwärtiges, es iſt der natürliche Ausdruck einer Jugendkraft, die ſich zum erſten Mal an dem ſtumpfen Widerſtand der Welt verſucht und ihn vielleicht zu gering anſchlägt, nicht aber das traurige Product eines künſtlich unterhaltenen Rauſches, der die Illuſion um keinen Preis fahren laſſen will. Die poſitive Seite des Dichters liegt in der Reflexion, wenn er auch nichtsdeſtoweniger dem Gemüthsleben manches reizende Bild abgewinnt, und gipfelt, wie bei Leitner, im Epigramm, jedoch in derjenigen Gattung desſelben, welche man zu Eſchenburg's oder Bouterweck's Zeit die franzöſiſche oder altdeutſche zu nennen pflegte. Mancher ſeiner „ſinnreichen Einfälle", um den alten Namen zu brauchen, verdiente im Logau zu ſtehen, und Beſſeres kann man ſchwerlich zur Empfehlung des Buches ſagen.

Gedichte von Emil Kuh.

Braunſchweig, Georg Weſtermann.

Der Dichter iſt uns ſchon als Erzähler begegnet und wir haben ſchon bei Beurtheilung ſeiner Erzählungen, ſo ſcharf ſie im Allgemeinen auch ausfallen mußte, ſein ſeltenes Talent für alles Zuſtändliche bereitwilligſt anerkannt. Da das Zuſtändliche nun in der Lyrik Hauptſache iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er uns jetzt in viel höherem Maße befriedigt, wie früher. Seine Sammlung enthält zwar keine jener wunderbaren Kunſtkriſtalle, die ſich an Phantaſie, Herz und Geiſt zugleich wenden, weil alle drei gleichen Antheil an ihnen haben, aber ſie bietet Manches dar, was, wenn es auch von der höchſten Region ausgeſchloſſen bleibt, doch ohne Zweifel in der unmittelbar an ſie grenzenden auf einen Ehrenplatz Anſpruch machen darf. Wir dürfen ſie daher jedem Freunde echter Poeſie warm empfehlen.

IV.

Wenden wir uns nun zu den Vögeln, die in Schaaren fliegen, wenigſtens dießmal; denn die Möglichkeit, ſich noch einmal höher zu erheben und dann vom großen Schwarm abzuſondern, wollen wir nicht Jedem der Dichter abſprechen, die uns jetzt beſchäftigen werden. Nach der alten Rangordnung geht das Geiſtliche dem Weltlichen voran; prüfen wir denn zunächſt die Sänger, die ſich vom Kirchendach herab vernehmen laſſen, anſtatt ſich auf dem Apfelbaum zu wiegen oder im blühenden Hollunder zu verſtecken. Da treffen wir zuerſt Carl Simrock's Sionsharfe (Elberfeld, B. L. Friederichs), die wir nur darum hier herein ziehen, denn ihr gebührte allerdings ein anderer Platz, um ein Maaß für das Uebrige zu haben. Dieſe Sammlung altkatholiſcher Kirchenlieder, mit gewohnter Vorſicht und Geſchicklichkeit vom Herausgeber zuſammengeſtellt, iſt hiſtoriſch ebenſo intereſſant, als ſie äſthetiſch und ethiſch befriedigt; ſie adreſſirt ſich nach der Vorrede an alle Freunde des Schönen und der geiſtlichen Dichtung, ohne Unterſchied der Confeſſion, und dieſe ernſten Klänge, die zum Theil ſchon ein volles Jahrtauſend heiligte, werden auch ohne Zweifel jedes empfängliche Gemüth tröſten, erſchüttern oder erheben. Anders ſteht es mit den Gedichten Gedeon's von der Heide (Schaffhauſen, Fr. Hurter). Weit entfernt, die Region zu ſuchen, wo der Dogmenſtreit ein Ende hat und wo das: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott" harmoniſch mit dem „Ave Maria" zuſammenklingt, thut der Verfaſſer Alles, was irgend an ihm liegt, um den kirchlichen Hader auf's Neue zu entzünden. Glücklicherweiſe bleibt die Kraft weit hinter dem Willen zurück, obgleich das Selbſtbewußtſein in ihm unglaublich ſtark iſt und ihm geſtattet, ſich ſeinem Volk am Rhein als einen „Barden" zu empfehlen, wegen deſſen es alle anderen fortjagen müſſe. Es hat daher Nichts zu ſagen, daß er den Erzbiſchof von Köln für einen Märtyrer und einen Heiligen zugleich erklärt und den Zeitgeiſt in den Bann thut; im Intereſſe der Religion ſelbſt mögten wir ihm aber rathen, keine zweite Ballade, wie die „Roſenkranzpredigt des heiligen Dominicus" zu machen, denn er iſt nicht der Mann, der unſern Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus mit einer Dirne in ihrer Kammer zuſammenbringen kann, ohne ihn zu proſtituiren. Seinen Wunſch, daß ſich der „ketzeriſchen" Literatur eine katholiſche gegenüber ſtellen mögte, wird übrigens jeder patriotiſch geſinnte Proteſtant theilen; es wäre ein ſchöner Gewinn, wenn wir, mit oder ohne Wunder, einen zweiten Schiller und einen zweiten Goethe erhalten könnten und auch ein Calderon oder ein Cervantes wären nicht zu verachten. Viel erquicklicher, wenn auch poetiſch nicht eben bedeutend höher ſtehend, ſind Ernſt Pfeilſchmidt's heil'ge Zeiten. (Leipzig, Brockhaus.) Das inhaltſchwere Evangelienwort: „an ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen" bildet den Kern des anſpruchsloſen Büchleins, und Chriſten aller Confeſſionen werden es mit Erbauung leſen können, denn wenn es auch Luther, Zwingli und andere große Vorkämpfer der Reformation feiert, ſo geſchieht das auf edel menſchliche Weiſe und kann den vernünftigen Katholiken ſo wenig verletzen, wie die Verherrlichung der Heiligen und Märtyrer den Proteſtanten in der „Zionsharfe." Durchaus trivial ſind dagegen Georg Wilhelm Schulze's geiſtliche Lieder (Halle bei Richard Mühlmann) und werden, obgleich faſt allen bekannten Kirchenmelodien angepaßt, ſchwerlich in irgend einem Geſangbuch gaſtliche Aufnahme finden; das reicht noch nicht einmal an den allezeit fertigen Johann Riſt, und Riſt fand doch wenigſtens die Sprache noch nicht auf der Stufe vor, wo ſie „für Jeden dichtet und denkt," der ſelbſt Nichts in ſie hinein zu legen hat.

Indem wir nun zu den weltlichen Sängern übergehen, begegnen wir zunächſt zwei Veteranen, Veteranen des Lebens und zum Theil auch der Literatur. Carl Ludwig Storch (Gedichte, bei Brockhaus) bietet in einem mäßigen, wohl geſichteten Bande die reifen Reſultate gediegener Mannes- und Menſchenbildung dar, aber, wir fügen es um ſo unumwundener hinzu, als der Dichter ſelbſt in der Zueignung auf ungeſchminkte Wahrheit dringt, ohne poetiſche Verklärung. Seinem Talent können wir den Lorbeer nicht zuerkennen, wohl aber ſeinem Charakter den Eichenkranz. A. v. Maltitz (Noch ein Blatt in Lethe; Weimar, T. F. A. Kühn) zeichnet ſich durch ſcharfe und kühne Schilderungen unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände aus und würde ſich in dieſem Gebiete bei etwas weniger Breite hier und da zum Vortrefflichen erhoben haben; die lyriſchen Anläufe dagegen wollen Nichts ſagen und die bibliſchen Scenen erinnern an die Zeit Geßner's, wo man Adam und Eva darzuſtellen glaubte, indem man ihnen die modernſten Empfindungen und Gedanken lieh, ſtatt einfach ein Kind auf ſeinem erſten Spaziergang zum Vorbild zu nehmen. Das „Nebelleben“ eines Anonymus (Weimar, bei T. F. A. Kühn) iſt zu platt, um mehr als erwähnt werden zu können; dieſe Reimereien gehören zu den Pilzen, die nach des Verfaſſers eigner Meinung über den Gräbern gefeierter Größen emporſchießen, ſobald ſie geſchloſſen ſind. Dem „Album lyriſcher Originalien, zum Beſten der Hinterlaſſenen der im Hauenſtein-Tunnel Verunglückten herausgegeben von

Friedrich Oſer“ (Baſel bei Schweighauſer) mögte man des frommen Zwecks wegen die größte Verbreitung wünſchen. Es iſt auch inſofern intereſſant, als es aus allen deutſchen Gauen, vom daniſirten Holſtein an bis zum franzöſiſirten Elſaß hinauf poetiſche Proben liefert. Wenn man jedoch aus dieſen auf den Stand des deutſchen Parnaſſes überhaupt ſchließen müßte, ſo wäre das Ergebniß traurig. Glücklicherweiſe haben wir das nicht nöthig. Adolf Strodtmann's „Hoheslied der Liebe“ (Hamburg, Th. Niemayer) und Ludwig Bund's „Nachtſchatten“ (Düſſeldorf, in Comiſſion bei Schaub) faſſen wir zuſammen; was ſich hier für Poeſie ausgiebt, iſt ein Gemiſch von Sprachſchaum und Rhetorik. Höchſt vortheilhaft ſtechen gegen dieſe Produkte einer willkürlichen innern Erhitzung die Gedichte von Albert Träger (Leipzig, Ernſt Keil) ab. Die Sammlung iſt jedenfalls verfrüht und darum zu monoton, aber der Dichter erregt Hoffnungen durch die Tiefe ſeiner Empfindungen und das weiſe Maß ſeines Ausdrucks.

V.

Brunhild.

Eine Tragodie aus der Nibelungenſage. Von Emanuel Geibel.
Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Ob das Nibelungenlied die dramatiſche Behandlung vertrage oder nicht, iſt ſeit lange eine offene Frage der Literatur. Der Verſuche liegen mehrere vor, aber keiner iſt entſcheidend geweſen, obgleich ſich in Fouqué ein echt poetiſches und in Raupach ein unbeſtreibares theatraliſches Talent dazu anſetzte. Es iſt bekannt, daß Fouqué's „Held des Nordens", der ſich freilich nicht unmittelbar an das Nibelungenlied anſchließt, ſehr warm von Jean Paul belobt wurde, und das ſogar, was wir heutzutage kaum noch begreifen, auf Koſten Schillers; iſt es nicht weniger bekannt, daß Raupach's „Nibelungenhort" ſich ebenſo gut, wie ſeine Hohenſtaufen, die Bühne eroberten. Fouqué's Dichtung iſt auch wirklich nicht arm an einzelnen charakteriſtiſchen Zügen, aber ſie leidet an jener geſuchten Erhabenheit, die ebenſo einförmig als unerträglich iſt und die Circulation des Blutes aufhebt, ſo daß die Menſchen erfroren umfallen, wie auf hohen Alpen; er ſtellt Geſchöpfe hin, die mit uns gar nicht mehr verwandt ſind, weil ſie wie die Bewohner des Mondes, wenn er deren hätte, ohne Luft und Waſſer leben können. Raupach's Drama iſt mit der gewohnten Geſchicklichkeit des Verfaſſers auf den Theater-Effect berechnet und wird ſeinen Zweck auch ſelten verfehlen, wenn die Hauptrollen gehörig beſetzt werden: an und für ſich betrachtet, bleibt es auch hinter den beſcheidenſten Anſprüchen zurück und gleicht einem buntſcheckigen Gemälde, das zum Theil aus einem zerſchnittenen nürnberger Bilderbogen, zum Theil aus den Reſten und übriggebliebenen Fetzen eines Michel Angelo zuſammen geklebt iſt. Das gewaltige Epos, das zu Grunde liegt, ließ ſich nicht ganz zerſtören, hier und da ragt in die moderne Bettelwirthſchaft noch der eine oder der andere der rieſenhaften urſprünglichen Umriſſe hinein, hin und wieder zeigt einer der urweltlichen Recken noch die eherne Fauſt. Aber das Alte taucht nur auf, um das Neue todtzuſchlagen und dann wieder ſpurlos zu verſchwinden. Der Grund des Mißlingens liegt in beiden Fällen in der Motivirung. Fouqué motivirt gar nicht, er ſtellt ſeine Helden wie mathematiſche Größen hin, und wenn ſie nun im Tode den Hauptſpaß des Lebens erblicken und im Schlangenthurm, von den Würmern ſchon angefreſſen, noch Kampf- und Schlachtlieder ſingen, ſo überraſcht uns das ſo wenig, wie irgend eine neue Beſtätigung des alten Satzes, daß zweimal zwei vier ſind, rührt und erſchüttert uns aber auch eben ſo wenig. Raupach dagegen motivirt verkehrt; er bleibt ſtehen oder trippelt im Hahnenſchritt näher, wo er nicht ſchnell genug vorübereilen könnte, und zieht Siebenmeilenſtiefeln an, wo er verweilen ſollte. Denn, wie Alle, denen die Einſicht in die Natur des Mythos verſagt iſt, will er das Ungeheure, das auf Glauben rechnen muß, weil es alles Maaß überſchreitet, motiviren und läßt dabei die Momente, wo die Recken zum Menſchlichen zurückkehren und wo der Dichter ſie dem Gemüth näher zu führen vermag, unbenutzt. Der neueſte Bearbeiter, Emanuel

Geibel, hat nun ganz einfach mit dem Mythos gebrochen und Alles, was an ihn erinnert, über Bord geworfen; dieſer Ausweg ſcheint uns jedoch der unglücklichſte von allen. Zunächſt gelingt das Manöver nicht ganz, der Lindwurm und die Tarnkappe werden zwar beſeitigt, aber die Brunhild mit ihrer Rieſenkraft bleibt übrig und nimmt ſich ungefähr ſo aus, wie ein Walfiſch unter Blumen und Schmetterlingen, während er doch mit dem Robben oder dem Hai ſpielen müßte. Dann aber vernichtet das Manöver geradezu den Stoff, und würde, wenn es unumgänglich nothwendig ſein ſollte, nur beweiſen, was von ſo mancher Seite mit Nachdruck behauptet wird, daß dieſer ſich für die dramatiſche Behandlung durchaus nicht eignet. Denn das Eigenthümliche deſſelben liegt ja eben in der wunderbaren Miſchung des Ungeheuren und des rein Menſchlichen und wenn man dieſe dunkle, blutige Fabel, die recht gern aus einer Hofgeſchichte hervorgegangen ſein kann, wieder zur Hofgeſchichte herabſetzt, ſo iſt die Frage erlaubt, warum man nicht noch einen Schritt weiter ging und auch die Namen ſtrich. Von Hagen erträgt man's nicht, wenn er über Zurückſetzung klagt und ſich mit einem alten Hunde vergleicht, der aus der Thür gejagt wird; ſein Grimm ſtammt aus einer andern Quelle. Aber einem quieszirten Hofmarſchall würde man mit Ruhe zuhören und ihm, wenn der Mann ſonſt brav und gut wäre, ſein herzliches Mitleid ſchenken. Das Stück iſt daher als ein unbedingt verfehltes zu bezeichnen, ſo lange man es als den dritten namhaften Verſuch betrachtet, das Zaubergold des Nibelungenhorts zu heben; ſonſt aber ſteht es in Nichts hinter dem „König Roderich" des Dichters zurück und iſt ebenſo reich an ſinnigen Gedanken, zarten Empfindungen und reizend ausgemalten Bildern, wie dieſer. Daß es bei einem ſo großen Mißgriff im Ganzen für die Literaturfrage ſelbſt Nichts entſcheidet, braucht nicht erſt bemerkt zu werden.

Das gefangene Bild.

Dramatiſche Phantaſie in drei Aufzügen von S. H. Moſenthal.
Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Dieſe dramatiſche Phantaſie verſetzt uns lebhaft in die Zeit zurück, wo Friedrich Kind, den wir jetzt nur noch aus dem Freiſchütz kennen, mit „Van Dyk's Landleben" ſo viel Glück machte. Was wurde damals nicht Alles aus einem Maler, wenn er in die Hand des Dichters fiel! Fromm, wie ein Kind, und zart, wie eine Jungfrau, malte er nicht blos Heilige, ſondern war ſelbſt einer und fuhr auch gewöhnlich, meiſtens durch Vermittelung der Hektik, die ſeit Oehlenſchläger's Correggio hinzu kam, nachdem der Tieck-Wackenroder'ſche Stern bald die übrigen Ingredienzien geliefert hatte, bei lebendigem Leibe zum Himmel, um die Aureole entgegen zu nehmen. So ſchön träumt die Welt nicht mehr von den Leuten, die den Pinſel führen, ſeit die Kunſtausſtellungen permanent geworden ſind und die Bilder ſo anwachſen, daß ſie durch den übertriebenen Leinwandverbrauch die Müllerſäcke zu vertheuern drohen. Wo käme der unbegränzte Reſpect vor der „göttlichen Kunſt der Farben" auch noch her, nun es Gemälde giebt, die nicht blos die Augen, ſondern auch die Beine des Beſchauers ermüden, weil er eine halbe deutſche Meile zurücklegen muß, bevor er zu Ende kommt: wer je in die Nothwendigkeit verſetzt war, die hiſtoriſche Galerie zu Verſailles zu durchwandern, wird uns verſtehen und uns ſchaudernd beiſtimmen. Es iſt deshalb zu beſorgen, daß dieſe „dramatiſche Phantaſie" ſich nicht ſo leicht ein- und durchſchmeicheln wird, als früher wahrſcheinlich geſchehen wäre. Nichtsdeſtoweniger gehört ſie zum Beſten, was der Verfaſſer geliefert hat, denn wenn ſie in der Motivirung auch noch ſchwächer iſt, wie ſeine übrigen Arbeiten, und mehr als einmal aus dem Sublimen in's Ueber-Sublime hinein geräth, ſo will das hier zunächſt nicht ſo viel ſagen wie anderswo, wo wir es mit derben Bauern- oder ſcharfen Judennaturen zu thun haben, und dann iſt die Grundſtimmung des Ganzen von Anfang bis zu Ende vortrefflich feſtgehalten.

VI.

Clemens Maria Hoffbauer und ſeine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeſchichte von 1780 bis 1820. Von Sebaſtian Brunner. Wien, Wilhelm Braumüller.

Ein Mönch tritt mit ſeiner Almoſenbüchſe in eine Schenke ein, um für ſeinen Orden zu ſammeln. Einer der Gäſte, von Wein und Bier erhitzt, erblickt ihn kaum, als er ſich auch erhebt und ihm in's Geſicht ſpuckt. Der Mönch trocknet ſich gelaſſen mit dem Zipfel ſeiner Kutte ab und ſagt dann: Das war für mich, nun gieb mir auch etwas für meine Armen! Dieſer Mönch ſoll der Pater Hoffbauer geweſen ſein. Wäre es erwieſen, ſo würde er Yorick's Lorenzo noch übertroffen haben und eine Statue verdienen; die Geſchichte iſt jedoch ſehr alt und wird hier zum erſten Male mit ſeinem Namen verknüpft. Aber auch ganz abgeſehen von ihr, war Hoffbauer offenbar eine höchſt merkwürdige und in einem beſtimmten Kreiſe bedeutende Perſönlichkeit, die man keineswegs mit den Augen ihres Biographen zu betrachten braucht, um ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu können. Von armen Eltern geboren und trotz ſeiner Anlagen und Wünſche nach dem früh erfolgten Tode ſeines Vaters gezwungen, ein Handwerk zu lernen, macht er als Bäckergeſell von ſeinen geringen Erſparniſſen mehrere Reiſen nach Rom, ſtudirt unter den kümmerlichſten Umſtänden und von Zeit zu Zeit immer zum Backtrog als der letzten

Zuflucht in der äußerſten Bedrängniß zurückkehrend, mit Eifer Theologie, wird in ſeinem 35. Jahre endlich zum Prieſter geweiht und ſtirbt in Wien als Generalvikar eines Ordens, den er ſelbſt aus Italien, wo man dem kühnen Unternehmen kopfſchüttelnd und mißtrauiſch zuſah, nach Deutſchland verpflanzt und weit ausgebreitet hat. Dazu gehört eine Energie des Charakters und eine Beharrlichkeit des Willens, die nicht blos auf der katholiſchen Wagſchale ſchwer wiegen und den Kenner der Literatur lebhaft an Jung Stilling erinnern werden. Das Bild einer ſo raſtloſen und vor keinen Hinderniſſen zurückſchreckenden Thätigkeit muß in unſeren Tagen, wo nur noch die Federn von Stahl ſind, ſelten aber die Männer, die ſie führen, doppelt heilſam wirken; in dieſem Sinne ſei das Buch denn empfohlen. Die Arabesken, die ſich bunt um die Hauptfigur herumziehen, ſind auch nicht ohne Intereſſe und zuweilen ſogar ſehr pikant. Eine hervorragende Rolle ſpielen die Romantiker Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und Clemens Brentano; doch werden ſie keineswegs wie die Kinder des Hauſes behandelt, was ein beachtungswerthes Zeichen ſein dürfte. Von Clemens Brentano, dem Bruder der Bettina, den man ſich nach ihren Schilderungen in glänzenden Verhältniſſen denkt, erfährt man mit Erſtaunen, daß er in Wien nahe am Hungerleiden war und Almoſen annehmen mußte; auch wird eine garſtige Antwort erzählt, die ihm auf eine etwas vorlaute Frage von dem berühmten Veith ertheilt wurde. Ob es mit der Jugenderziehung unter dem Kaiſer Joſef ſo ſchlecht ſtand, wie hier berichtet wird, bleibe um ſo eher dahin geſtellt, als es auf keinem Gebiet gegen den Fortſchritt Etwas beweiſen kann, daß der Uebergang mit Thorheiten und Excentricitäten verbunden iſt. In der Nacht ſitzt man ruhig, in der Dämmerung fällt man leicht in den Graben oder geräth in den Sumpf und erſt beim vollen Tageslicht erlangt man einen feſten ſichern Schritt.

Kein Hüſung.

Von Fritz Reuter. Greifswald und Leipzig. Th. Kunike.

Dieß Idyll verſpricht in der erſten Hälfte ſehr Viel, hält aber leider in der letzten ſehr Wenig. Die Bedrängniß des Liebespaares, das ſich nicht heirathen kann, weil es vom Gutsherrn die Erlaubniß zur Niederlaſſung nicht erhält, und ſich doch heirathen muß, wenn das Mädchen nicht mit Schande bedeckt daſtehen ſoll, iſt vortrefflich geſchildert. Aber das einfache Bild durfte trotz des dunklen ſocialen Hintergrundes, gegen den es ſich rührend und herzergreifend abhebt, nicht mit Mord und Wahnſinn enden; eine verſöhnende Löſung war durch die Natur des Gegenſtandes geboten. Der Dichter iſt auf das Gebiet der Tragödie hinüber geſchritten und hat noch obendrein zu den äußerſten Mitteln derſelben gegriffen, zu denen, die ſelbſt Shakeſpeare ſich für den Lear und den Hamlet aufgeſpart hatte. Dadurch hat er aber auch alle Harmonie zerſtört und dem Leſer iſt zu Muthe, als ob er auf einem harmloſen Spaziergange plötzlich unter Löwen und Tiger geriethe, die durch Schuld des betrunkenen Wärters aus einer Menagerie entkommen ſind. Ein Gewitter muß keine Lämmer erſchlagen; der Wolf iſt ihr Schickſal. Dennoch iſt das Gedicht eine höchſt beachtungswerthe Talentprobe; auch ſteht ihm ſein plattdeutſches Gewand recht gut und von Seiten der Erfindung geht es weit über Klaus Groth hinaus.

Norddütſche Stippſtörken un Legendchen.

Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage. Hildesheim, Fincke'ſche Verlagshandlung.

Ganz anders aber verhält es ſich trotz der zweiten Auflage mit den hier zuſammengeſtoppelten Märchen. Sie gehören zum Platteſten und Trivialſten, was in dieſem Genre je hervorgetreten iſt und ſind mit einer Breite vorgetragen, welche die Geduld auf eine noch härtere Probe ſetzt, als der dürftige Inhalt ſelbſt.

Hans Sachs.

Eine Auswahl aus deſſen Werken. Herausgegeben von Georg Wilhelm Hopf. 2 Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmid's Verlag.

Der Herausgeber hat gewiß Recht, wenn er annimmt, daß Hans Sachs mehr durch literarhiſtoriſche Ueberlieferung berühmt, als durch ſeine

Werke bekannt ſei. Auch wird der Kundige ihm unbedingt beiſtimmen, wenn er meint, daß der alte Volksdichter dieß Schickſal nicht verdiene, denn wenn ihm auch die unerläßliche Claſſicität der Form die Unſterblichkeit nicht verbürgt, ſo ſichert ihm doch die bunte Mannigfaltigkeit ſeiner Stoffe und das Eigenthümlich-Treuherzige ſeiner Manier noch auf lange auch in weiteren Kreiſen ein lebendiges Intereſſe und immer wird er eine reiche Fundgrube für die deutſche Culturgeſchichte bleiben. Das Unternehmen, ihn im Andenken der Nation durch eine neue Auswahl ſeiner charakteriſtiſchen Dichtungen wieder aufzufriſchen, gehört daher nicht zu den überflüſſigen und wird bei dem Literaturfreund um ſo eher auf Förderung und Unterſtützung rechnen dürfen, als es ſich an das frühere von Götz anſchließt und dieſes ergänzt und gewiſſermaßen abrundet.

VII.

Rahel und ihre Zeit.

Von Eduard Schmidt-Weißenfels. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ein höchſt buntſcheckiges, aber auch höchſt überflüſſiges Buch. Wenn die Phraſe den Gedanken erſetzen könnte, ſo müßte man es loben. Aber die Periode iſt vorüber, wo hochtrabende Redensarten, wie: „Die franzöſiſche Revolution war die Hebamme der neuen Zeit", oder: „Börne war das grollende Deutſchland", oder: „Rahel war ein Epos", die

Geiſtesarmuth und den Mangel innerer Reife wenigſtens in den Augen der Menge mit einigem Glück zu verdecken vermogten; der letzte Journalleſer würde lachen, wollte Jemand die Elsler noch einmal „Weltgeſchichte“ tanzen laſſen. Wenn das Ueberſchrauben und verhimmelnde Karrikiren längſt fixirter Geſichtspunkte, das unmotivirte Wiederaufnehmen längſt zurückgewieſener oder doch auf das beſcheidenſte Maaß reducirter eine literariſche That wäre, ſo würde hier eine vorliegen. Aber es heißt verwirren und über den Haufen ſtoßen, nicht aufklären und näher beſtimmen, wenn man den kleinen Berliner Cirkel der Frau von Varnhagen oder gar das Boudoir des Fräuleins Levin dicht neben den großen europäiſchen Salon der Madame Staël-Holſtein oder das väterliche Haus der Mademoiſelle Necker rückt. Es heißt bis in’s Lächerliche übertreiben, wenn man die Rahel, deren piquante Begabung Niemand beſtreitet, zum Centralpunkt alles „ſchöngeiſtigen“ Lebens in Berlin, ja in Deutſchland erheben und ſelbſt Goethe’s Stellung auf ihre Bemühungen zurückführen will, obgleich es vollkommen richtig, aber auch ebenſo bekannt und begreiflich iſt, daß er die Anerkennung ſeiner olympiſchen Ueberlegenheit erſt ſehr ſpät und nicht etwa, wie Mancher glauben mag, der ihn jetzt bewundert, gleich durch den Götz und den Werther errang. Es heißt jedenfalls auch zu weit gehen, wenn man Heinrich Heine’s

Dichterruhm zu einem Topfgewächs des Rahelkreiſes macht, ſo unzweifelhaft es auch zu ſein ſcheint, daß die grenzenloſe Ueberſchätzung dieſes Talents, die ſo wenig ihm ſelbſt, wie ſeinen Zeitgenoſſen zum Segen gereichte, von dort ausging und ſo dankbar wir auch für das endliche Lüften des ſo lange mit großer Klugheit feſtgehaltenen Schleiers ſein wollen. Dieſer Art iſt nun aber auch die ganze Monographie: durchaus ſchief in der Anlage und phraſenhaft in der Ausführung; wir müſſen ſie daher für einen ganz und gar mißlungenen Panegyrikus erklären.

Die Selbſtbekenntniſſe Schiller's.

Vortrag, gehalten in der Roſe zu Jena. Von Dr. Kuno Fiſcher.
Frankfurt a. M., Joh. Chr. Hermann'ſcher Verlag.

Ein Meiſterſtück in Form und Gehalt, das einmal wieder zeigt, was die geſunde Speculation vermag, wenn ſie nicht zu ſtolz iſt, an die Erſcheinungen heran zu treten. Bei dem berühmten Namen des Verfaſſers bedarf dieſe Publication keiner Empfehlung; ſie wird aber Manchen auf ſchmerzliche Weiſe an deſſen frühere Thätigkeit auf äſthetiſchem Gebiete erinnern, wie er ſie namentlich in der deutſchen Monatsſchrift von Adolf Kolatſchek in Bezug auf das neue Drama entwickelte, und den lebhaften Wunſch rege machen, ihn nach ſo langer Pauſe zu dieſer zurückkehren zu ſehen.

Schiller's Leben und Werke.

Von Emil Palleske. Erſter Band. Berlin. Franz Duncker.

Eine Biographie, die erſt zur Hälfte vorliegt, gleicht einem Gemälde, das erſt halb fertig iſt. Beide ſetzen die Kritik in Verlegenheit, denn ſowohl ihr Lob wie ihr Tadel kann widerlegt werden; ſie wird ſich deshalb das letzte Wort und die Reviſion immer vorbehalten. Indem wir uns dem Werke zuwenden, das uns zu dieſer Bemerkung Anlaß giebt, können wir ihm zunächſt bezeugen, daß es einem wirklich vorhandenen Bedürfniß entgegenkommt, und das iſt ſchon viel. Guſtav Schwab genügt nicht mehr, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil ihm eine Maſſe des wichtigſten Materials, das erſt lange nach ihm flüſſig wurde, für ſeine verdienſtliche Leiſtung nicht zu Gebote ſtand; und doch iſt neben ihm kein Anderer zu nennen. Der neue Bearbeiter hat dieß Material auf das Sorgfältigſte zuſammengeleſen und benutzt, wozu kein gewöhnlicher Grad von Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit gehörte. Auch mit dem Geſichtspunkte, den der Verfaſſer im Einleitungscapitel aufſtellt, ſtimmen wir überein: gewiß iſt Schiller, der von frühſter Jugend auf entbehrte und duldete, weit eher das deutſche Normalkind, als Goethe, den nicht blos die Muſe, ſondern auch das Glück ſchon in der Wiege anlächelte. Es iſt keine Frage: der in einer Hütte geborene, in einer militäriſchen Zwangsanſtalt erzogene, durch's Leben gehetzte und endlich wie ein Bettler verſcharrte Schiller, der nun doch in einer Fürſtengruft ausruht, giebt einen ganz vortrefflichen Helden für ein Volksbuch ab. Aber Palleske hat den Ton nicht getroffen; Phraſen, wie: „Der Stein verſchweigt den Menſchen, um den Gott zu offenbaren", muß man nicht brauchen, wenn man auch von Dannecker's Büſte ausgeht, ſie ſchrecken Jedermann ab, nicht blos den Bauer und Bürger, ſondern auch und noch mehr den Mann von äſthetiſcher Bildung. Die ganze Darſtellung leidet an Schwulſt, keine Geſtalt tritt plaſtiſch hervor, wenn man den Herzog Carl ausnimmt, der ſcharf und prägnant, aber ſchwerlich ganz treu gezeichnet iſt, und man athmet ordentlich auf, wenn der brave, natürliche und trotz ſeiner Geradheit feinſinnige Streicher einmal citirt wird. Dies iſt das Hauptgebrechen, das uns aber nicht verhindert, das Werk als intereſſant und theilweiſe auch als geiſtreich zu empfehlen; was wir gegen die kritiſchen Erörterungen einzuwenden hätten, verſparen wir für eine ſpätere gründliche Ausführung.

VIII.

Der Nachſommer.

Eine Erzählung von Adalbert Stifter. 3 Bände. Peſt, Heckenaſt.

Drei ſtarke Bände! Wir glauben Nichts zu riskiren, wenn wir Demjenigen, der beweiſen kann, daß er ſie ausgeleſen hat, ohne als Kunſtrichter dazu verpflichtet zu ſein, die Krone von Polen verſprechen. Wir machen jedoch den Verfaſſer nur in geringem Grade für das mißrathene Buch verantwortlich; er war ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten Manieriſt und mußte, verhätſchelt wie er wurde, zuletzt natürlich alles Maaß verlieren. Anfangs ſchüchtern und durch die Erinnerung an Leſſing's Laokoon in der behäbigen Entfaltung ſeiner auf's Breite und Breiteſte angelegten Beſchreibungsnatur vielleicht noch ein wenig geſtört, machte er bald die Erfahrung, daß dieſer einſt ſo gefährliche Laokoon in unſeren Tagen Niemand mehr ſchadet, und faßte Muth. Zuerſt begnügte er ſich, uns die Familien der Blumen aufzuzählen, die auf ſeinen Lieblingsplätzen gedeihen; dann wurden uns die Exemplare vorgerechnet und jetzt erhalten wir das Regiſter der Staubfäden. Man ging dem alten Salomon Geßner einmal mit einem Geburtstagsepigramm um den Bart, worin es hieß, zwei Muſen riſſen ſich um ihn und Gott Apoll laſſe, „um dieſen Streit zu ſchlichten, ihn malen im Geſang und im Gemälde dichten!“ Das wurmte den deutſchen Zwillingsbruder des Ariſtoteles und er ſetzte in dem Hauptwerke ſeines Lebens für alle Zeiten zwiſchen beiden Künſten den unverrückbaren Markſtein. Geßner malte aber doch noch wenigſtens, was würde Leſſing wohl zu Leuten ſagen, die unter dem prahleriſchen Aushängeſchild der „Urſprünglichkeit“ und des „geſunden Realismus" nur Farben reiben, ja oft ſogar nur Farbſtoffe zuſammentragen? Man braucht die Ideen nur zu erlaſſen, wenn man den Zuſtand herbeiführen will, in dem die Palette ſelbſt für ein Bild ausgegeben wird. Das Aeußerſte der Richtung ſcheint nun endlich in dem Stifter'ſchen Nachſommer erreicht zu ſein. Was wird hier nicht Alles weitläufig betrachtet und geſchildert; es fehlt nur noch die Betrachtung der Wörter, womit man ſchildert, und die Schilderung der Hand, womit man dieſe Betrachtung niederſchreibt, ſo iſt der Kreis vollendet. Ein Inventar iſt ebenſo intereſſant, und wenn die Gerichtsperſon, die es abfaßt, ihr Signalement hinzufügt, ſo ſind auch alle Elemente dieſer ſogenannten Erzählung beiſammen.

Graf Mirabeau.

Von Theodor Mundt. 4 Theile. Berlin, Otto Janke.

Theodor Mundt iſt ein recht genießbarer Schriftſteller geworden, ſeit er es aufgegeben hat, einen Dichter vorſtellen zu wollen. Es mangelt ihm durchaus an Phantaſie, aber er hat ein ſchönes Combinationsvermögen, und wenn es ihm auch nie gelingen wird, das Aus- und Durcheinander der Menſchen und der Dinge zu veranſchaulichen, ſo hat er doch einen klaren Blick für das Nach- und Nebeneinander und weiß es mit geſchickter Hand feſtzuhalten. Sein Thomas Münzer, in dem er es auf Charakter- und Situationsſchöpfung angelegt hatte, gehört eben deshalb zu den widerwärtigſten Zwittergeburten, die der erhitzte Verſtand jemals mit einer völlig ſtumpfen Einbildungskraft erzeugt hat, und wird den Wenigen, die ihn nicht ganz vergeſſen haben, nur der Vorrede wegen im Gedächtniß geblieben ſein, die den Mangel an poetiſchem Leben, den der Verfaſſer ſelbſt empfinden mogte, mit hiſtoriſcher Thatſächlichkeit entſchuldigen wollte. Sein Graf Mirabeau dagegen, in dem er ſich begnügt, das weitläufige Memoiren- und Briefmaterial zu einer intereſſanten Lektüre zu verabreichen, iſt ein geiſtreiches Buch, das den Leſer mit den Anfängen einer großen Zeit bekannt macht, und dafür, daß es an Spannung hinter den verwandten Leiſtungen der Franzoſen zurückſteht, durch die gediegene Bildung, die aus den vielfach eingeſtreuten Reflexionen ſpricht, hinreichend entſchädigt.

Erzählungen des Heimgekehrten.

Von H. Lorm. Prag. Carl Bellmann.

Dieſes Buch entſpricht ſeinem Titel; der Verfaſſer erzählt wirklich wie Einer, der von einer Reiſe heimkehrt und, während er den Staubkittel ablegt und den Mantelſack aufſchließt, ſeiner Familie Alles zum Beſten giebt, was ihm gerade einfällt, luſtige Anekdoten, tragiſche Geſchichten, Börſenpreiſe und Bemerkungen. Das Publicum wird aber auch die Rolle der zuhörenden Familie mit Vergnügen übernehmen, denn der Verfaſſer hat für das kleine Nebenbei des Lebens ein echt franzöſiſches Talent.

IX.

Der deutſche Roman hat ſeit Jahren kein Product mehr aufzuzeigen, das auch nur der Tendenz nach über das Gebiet der Unterhaltungslectüre hinausginge. Gutzkow's „Ritter vom Geiſt“ und Freytag's „Soll und Haben“ ſind die letzten Erſcheinungen von innerer Bedeutung. Auch die Dutzende von Bänden, mit denen die neueſte Meſſe uns beſchenkte, bieten keine einzige Ausnahme dar, und man kann kaum über ihr Verhältniß zur Literatur, ſondern eigentlich nur über ihr Verhältniß zur Leihbibliothek ſprechen. Gemeinſam iſt ihnen, wie den Romanen zur Zeit Cramer's und ſeiner Spießgeſellen die Ritterburg und der grüne Wald, oder zur Zeit Lafontaine's das friedliche Familienzimmer, in unſeren „vorgeſchrittenen“ Tagen der ſoziale Hintergrund, die politiſche Decoration und der hiſtoriſche Puppentanz. Der Stoff wird meiſtens Memoiren entlehnt, die wahrlich zu anderen Zwecken geſchrieben wurden, und die Raiſonnements ſind faſt immer auf Saint Simon, Fourier und Proudhon zurückzuführen, wenn ſich die Verfaſſer deſſen auch kaum ſelbſt bewußt ſein mögen. Dieſe Charakteriſtik iſt natürlich nicht ſtrict auf jede der Novitäten anzuwenden, die uns jetzt näher beſchäftigen werden; neben der neuen Richtung läuft auch noch manche der alten fort und wickelt ſich vollſtändig ab. Im

Allgemeinen aber iſt ſie ebenſo gewiß richtig, wie ſie geeignet ſein wird, unſer curſoriſches Verfahren zu motiviren.

Verworfen.

Roman von Julius Gundling. 2 Bände. Leipzig, L. Wiedemann.

Ein Werk, das man nur in die Hand zu nehmen braucht, um den Rinaldo Rinaldini wieder ſchätzen zu lernen. Es liegt ein ganz guter Einfall zu Grunde, aber er zerbröckelt dem Verfaſſer ſo völlig unter den Händen, daß er in alle Winde verfliegt. Dabei werden der guten, todtenſtillen Stadt Prag Ungeheuerlichkeiten aufgebürdet, die ſich kaum in den Tiefen eines Ozeans, wie London, verbergen könnten. Das iſt Boz in ſeinen ärgſten Verirrungen, ohne die nothwendigſten ſeiner Vorausſetzungen.

Rom und Sahara von Hans Wachenhuſen.

4 Theile. Berlin, Otto Janke.

Dieß Buch ſteht höher. Der Verfaſſer hat nicht blos hin und wieder einen guten Einfall, er weiß ihn auch feſtzuhalten und zu verwenden. Das böſe Gewiſſen, das aus der Vorrede ſpricht, hatte aber allen Grund, ſich zu regen, und die Entſchuldigung, daß man ſich nach langem Reiſeleben nicht ſogleich am „literariſchen Spinnrad“ heimiſch finden könne, iſt nicht ſtichhaltig. Der Maler, dem die Hand noch fliegt, ſoll den Pinſel liegen laſſen und ſeine zitterigen, durcheinander laufenden Linien nicht durch den luſtigen blauen Montag, der dem Arbeitsmorgen vorherging, rechtfertigen wollen. Dieß Gemiſch von Naturſchilderungen, Reflexionen und überromantiſchen Abenteuern, die in gar keiner organiſchen Verbindung mit einander ſtehen, hat nicht den geringſten Kunſtwerth, doch iſt ein geſundes Element darin, und jedenfalls wird es manchen Leſer anſprechen, wie ein Kaleidoſkop.

Leben und Lieben in Norwegen.

Vier Novellen aus dem norwegiſchen Volksleben. Von Theodor Mügge.
2 Bände. Frankfurt a. M., Meidinger's Sohn u. Comp.

Leben und Lieben in Norwegen iſt ganz vortrefflich von Henrik Steffens in ſeinen Novellen dargeſtellt worden. Theodor Mügge iſt weit hinter ſeinem Vorgänger zurückgeblieben, wir wollen daher einfach an dieſen erinnern.

Shelley.

Biographiſche Novelle von Wilhelm Hamm. Leipzig. Theodor Thomas.

Dieß Büchlein iſt friſch und mit Begeiſterung geſchrieben, aber die Begeiſterung lodert noch nicht auf dem rechten Altar. Shelley iſt zunächſt nicht der außerordentliche Dichter, für den der Verfaſſer ihn hält; daran fehlt trotz „Cenci“ und „Königin Mab“ gar Viel. Wenn er es aber auch wäre, ſo würde er darum noch durchaus kein Recht haben, die Wahlverwandtſchaften durchzuſpielen, ohne durch den tragiſchen Schluß für den Bruch mit der Pflicht zu bezahlen, und tragiſch ſoll es doch wohl nicht ſein, daß er äußerlich verunglückt, bevor die innere

Zerknirſchung eingetreten iſt? Dem Geſetz gebührt das Pathos, das der Verfaſſer ſeinem Helden zuwendet; es giebt im ethiſchen Gebiete ſo wenig Künſtlerrechte wie Königsrechte.

Deutſche Träume.

Roman von Ludwig Steub. 3 Theile. Braunſchweig. Vieweg u. Sohn.

Dieſer Roman iſt aus einer Geſinnung hervorgegangen, die nicht genug geprieſen werden kann. In dem Verfaſſer iſt das Gefühl der deutſchen Schmach lebendig geworden, wie in Wenigen, und er bemüht ſich, ihre Grundwurzel bloszulegen, indem er das deutſche Philiſterium in allen ſeinen Abzweigungen nach oben und unten darzuſtellen ſucht. Dafür drücken wir ihm die Hand. Leider fehlt ihm aber die Kraft, ſeinen Intentionen nachzukommen. Darum hat er es ebenſo wenig zu einer wohlgegliederten, ſpannenden Handlung, als zu eigenthümlichen Geſtalten gebracht. Nichtsdeſtoweniger iſt ihm Manches gelungen, beſonders in den Epiſoden, und ſein Buch wird ſchon des männlichen Geiſtes wegen, in dem es empfangen iſt und der es mit heiligem Feuer getauft hat, Freunde finden.

X.

Die Freimünzer.

Roman in drei Büchern. Von F. Mühler. 3 Bände.
Leipzig. J. F. Hartknoch.

Dieſer Roman iſt unter allen neu erſchienenen der bei weitem intereſſanteſte. Empfangen im Geiſte

Eugen Sue's und Alex. Dumas', theilt er in gleichem Maaße die Fehler und die Vorzüge ihrer Schöpfungen. Unmöglich in den Vorausſetzungen und platt in der Auflöſung, iſt er meiſterhaft in der Verwickelung. Der Held mit ſeiner Vor- und Nachgeſchichte iſt ein Unding, die junge Engländerin, die ihm durch die ganze Welt nachrennt, um ihm ihr Geld und ihre Hand anzubieten, überſchreitet die Romanfreiheit, die ihre Grenzen hat, wie die Maskenfreiheit, auf das Unglaublichſte, der Papa Goldmann und die ruſſiſche Gräfin, die ſich zum Schluß in ſeine Eltern verwandeln, könnten ein paar Kartenfiguren um die Realität ihrer Exiſtenz beneiden. Doch es ſteht nicht um ein Haar breit beſſer um Fleur de Marie und um den Grafen von Monte Chriſto, die nichtsdeſtoweniger ganz Europa, das ſolide, nüchterne Deutſchland keineswegs ausgenommen, entzückten. Die zur Sprengung der Spielhölle und zur Begründung des Credit mobilier angewandten Mittel haben, ſo proſaiſch weitläufig ſie uns auch vorgerechnet werden, nicht viel vor Hüon's Wunderhorn, mit dem der ehrwürdige Wieland ſich in den ſchlimmſten Nöthen zu helfen wußte, voraus, und man wundert ſich ordentlich, daß der Dichter nicht einfach zur Alraunwurzel greift, ſtatt zur chemiſchen Tinktur. Wer das aber tadeln will, der erinnere ſich an den Sack, den der Graf v. Monte Chriſto als Scheintodter aufſchneiden muß, während er, feſt eingenäht, 1000 Fuß hoch vom Caſtell herab in's Meer geworfen und zur Vorſicht noch mit einigen nachgeſandten Kugeln bedient wird. Wir halten es für kein beneidenswerthes Glück, die Großmutterrolle in Männerkleidern mit Erfolg zu ſpielen, und wenn Herr Alexander Dumas ſtolz darauf iſt, daß das ſchlüpfrige Europa ſeinen Geſchichten mit Prädilection ein geneigtes Ohr ſchenkt, und im Vollgefühl eines ſolchen Triumphs ſich erdreiſtet, von einer „kleinen deutſchen Literatur“ für das „kleine Deutſchland“ zu reden, ſo können wir nur mitleidig lächeln, indem wir an die noch kleinere griechiſche Literatur des noch kleinern Griechenlands denken, die nichtsdeſtoweniger nach und nach den Weg über die ganze Erde gefunden hat. Aber auch unter den Großmüttern giebt's Unterſchiede, und diejenige, deren Zunge das Opiat beſſer vertritt, verdient den erſten der Kränze, die die kleinen Kinder zu vertheilen haben. Dieſen darf Herrn Dumas nun Keiner ſtreitig machen wollen, denn der Opiumrauſch, in den er ſeine Leſer zu verſetzen weiß, hält bis zur letzten Minute vor, während man bei den meiſten ſeiner Mitbewerber vor der Zeit erwacht und ernüchtert und fröſtelnd dem ungeſchickten Erzähler gern mit der Hand den fortplappernden Mund verſchließen mögte, weil man den Hahn ſchon rufen hört. Wenig Franzoſen und kein Deutſcher aber ſind Sue und Dumas ſo nahe gekommen, wie der Verfaſſer der Freimünzer; wenn er fortfährt, wie er angefangen hat, ſo wird er ſich einen glänzenden Platz in der Unterhaltungsliteratur erobern und bedeutend dazu beitragen, uns in dieſem ſtark geſuchten Artikel von unſeren übermüthigen Nachbarn jenſeits des Rheins unabhängig zu machen.

Die Königin.

Hiſtoriſcher Roman von Ludwig Storch in vier Bänden.
Leipzig, J. F. Hartknoch.

Viel ſolider geht es bei Storch her, aber das Reſultat iſt trotzdem viel weniger befriedigend. In die Sphäre der Kunſt erhebt er ſich ebenſo wenig wie Mühler, und in der Sphäre der Unterhaltungslectüre bleibt er weit hinter ihm zurück. Es war an und für ſich ſchon ein unglücklicher Gedanke, von den Unruhen in den Cevennen auszugehen. Tieck und ſein vortrefflicher Torſo ſind noch nicht vergeſſen und die Vergleichung iſt unvermeidlich. Die Handlung verläßt dieß Terrain nun zwar ſo bald, als möglich iſt, und das beweiſ't, daß der Verfaſſer die Gefahr kannte, die er neben jenem Dichter lief, aber ſie iſt und bleibt lahm und wickelt ſich in gar zu großer Breite ab, auch kann der Ausgang, die Proclamation der Heldin zur Königin der Huronen, kaum den Titel rechtfertigen, geſchweige höheren Anſprüchen genügen. Wir ſehen Storch lieber auf deutſchem Boden.

Erzählungen bei Nacht.

Novellen von M. Solitaire. Leipzig. Heinrich Matthes.

Der Verfaſſer beklagt ſich in einem Nachwort bitter darüber, daß ihm vielfach die Nachahmung Callot-Hoffmann's zum Vorwurf gemacht worden ſei. Uns ſcheint dieſer Vorwurf nur ebenſo gerecht, als die Widerlegung thörigt, die er verſucht und die mit einer Herabſetzung Hoffmann's beginnt. Es iſt ganz gewiß, daß ſeine „Creaturen“ von den „Figuren“ des „unſeligen“ Hoffmann ausnehmend verſchieden ſind; die Identität wird wohl auch Niemand behauptet haben. Aber noch gewiſſer iſt es, daß dieſe ſeine Kreaturen durch Hoffmann in's Leben gerufen wurden und je unbewußter dieß ſubjectiv geſchehen ſein mag, um ſo größer iſt objectiv die Abhängigkeit. Sie gereicht ihm jedoch auch keineswegs zur Schande, denn Hoffmann war eine elementariſche Natur von ſeltenem Umfang und außerordentlicher Energie, und wenn die unnatürliche Begeiſterung für die Elle des Krämers und die Senſe des Bauern einmal wieder vorbei iſt, wird man mit Vergnügen, wenn auch nicht mit unverſtändiger Bewunderung, wieder zu der wunderbaren Laterna magica zurückkehren, die er in die Welt hineinhing. Schlimm iſt es nur, daß der Verfaſſer ſeinen Meiſter nicht erreicht, und der Unterſchied zwiſchen deſſen Schöpfungen und ſeinen Nachbildungen, auf den er ein ſo unglückliches Gewicht legt und den wir ihm leider beſtätigen mußten, hat einzig und allein in der Unzulänglichkeit ſeines Talents ihren Grund. Hoffmann's Phantaſieſtücke, mag man ſie nun hoch oder niedrig ſtellen, ſind immer voll und rund, wie Träume. Solitaire ſetzt die ſeinigen mühſelig aus den widerſprechendſten Elementen zuſammen und glaubt ſie zu motiviren, weil er dem Regenbogen, der nicht ganz werden will, mit dem Tüncherpinſel nachhilft. Doch fehlt es ſeinen Erzählungen keineswegs an gelungenen Partieen; aber wie ſieht es mit den Compoſitionen im Ganzen aus!

Bilder aus dem häuslichen Leben von Carl von Holtei.

Zwei Bände Berlin, Artiſtiſche Anſtalt.

Chriſtian Lammfell.

Roman in fünf Bänden von Karl von Holtei. Zweite Auflage.
Breslau, Eduard Trewendt.

Holtei's ſchönes Talent muß ſich auf das wirkliche Leben ſtützen, wenn es Gedeihliches und Erfreuliches bringen ſoll. Seine Vagabunden bildeten eine Art Ergänzung ſeiner 40 Jahre, die man mit Recht in unſerer Memoiren-Literatur ſehr hoch ſtellt; daher kam ihm das Gerundete der Geſtalten und das Geſättigte des Colorits. Sein Chriſtian Lammfell iſt das Product freier Erfindung; daher fehlten dieſem zweiten Roman, den wir für verblaßt und gedehnt erklären müſſen, die Vorzüge des erſten. In hohem Grade vortrefflich ſind dagegen wieder die

Bilder aus dem häuslichen Leben; Niemand wird ſie ohne Befriedigung aus der Hand legen.

XI.

Die Dresdner Galerie.

Geſchichten und Bilder. Von A. v. Sternberg. Zweites Bändchen.
Leipzig. F. A. Brockhaus.

Der erſte Theil dieſes Werkchens iſt uns nicht zu Geſicht gekommen, den zweiten müſſen wir zum Vorzüglichſten rechnen, was jemals aus Sternberg's Feder hervorgegangen iſt. Es war ein ſehr glücklicher Gedanke, die berühmteſten Bilder, welche die erſte Gemäldegalerie Deutſchlands enthält, zu Mittelpunkten kleiner Novellen zu machen, und er iſt ebenſo reizend, als erſchöpfend ausgeführt worden. Bald iſt es das Schickſal des Meiſters, bald das ſeines Werkes, welches den Stoff abgiebt, und während die Anecdote uns auf das Angenehmſte beſchäftigt, fühlen wir uns zugleich in die vorüber gerauſchten Zuſtände verſchwundener Jahrhunderte verſetzt. In der „grünen Spinne“ ſind ſogar Elemente echteſter Märchenpoeſie; das allerliebſte Stück würde Goethe's neuer Meluſine zur Seite ſtehen, wenn der Schluß weniger trivial wäre. Einige Stylnachläſſigkeiten müſſen wir aus demſelben Grunde ſtreng rügen, aus dem das Auge an polirtem Stahl keine Roſtflecken duldet; ein Schriftſteller wie Sternberg ſollte nicht vergeſſen, daß das feinere Ohr ein übel lautendes „iſt,“ „hat“ oder „wen“ darum nicht weniger hört, weil es in der Feder ſtecken bleibt.

Drei Jahre von dreißigen.

Ein Roman von Ludwig Rellſtab. Neun Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenn einer unſerer angeſehenſten Hiſtoriker den Wunſch ausſpricht, daß der hiſtoriſche Roman nie erfunden ſein mögte, ſo können wir ihm nicht beiſtimmen, müſſen vielmehr an Goethe's Anſicht feſthalten, daß mit Walter Scott eine ganz neue Art der Kunſt von unberechenbarer Bedeutung hervorgetreten ſei. Aber freilich hat von Walter Scott's zahlloſen Schülern keiner den Meiſter erreicht und wenige ſind ihm ſo nahe gekommen, daß ſie auch nur die Exiſtenzberechtigung mit ihm theilen. Ludwig Rellſtab, ſonſt ein achtungswerther Autor, in dem die productive und die kritiſche Begabung in einem ſchönen Gleichgewicht ſtehen, iſt nun unter dieſen Schülern einer der letzten. Es war an und für ſich ein höchſt unglücklicher Gedanke, den dreißigjährigen Krieg zum Thema zu wählen; iſt denn Schiller's Wallenſtein nicht da, und hat der Dichter demjenigen Leſer, dem dieß ungeheure Bild nicht genügt, noch irgend Etwas zu ſagen? Die Ausführung erinnert nun aber obendrein an Nichts ſo lebhaft, als an Ben Johnſon's Tragödien, in denen die nackte Geſchichte bekanntlich für die ausgebliebene Poeſie entſchädigen ſollte. Eine Menge hiſtoriſcher Züge werden gehäuft, allein ſie nehmen ſich aus, wie die Libelle im Bernſtein oder das Inſect im Harz, wenn ſie auch beweiſen, daß der Verfaſſer gründliche Studien gemacht hat, denn es fehlt ganz und gar an lebendigen Charakteren. Darum will auch für die Haupthandlung durchaus kein Intereſſe aufkommen, obgleich es keineswegs an ſpannenden Epiſoden mangelt.

Die Heimatloſen.

Erzählung aus den Freiheitskriegen. Von O. Glaubrecht.
Frankfurt a. M., Heider und Zimmer.

Dieſer Roman ſchildert die Zeit, wo der Deutſche in ſeinem eignen Vaterlande heimatlos war, wo die heiligſten Regungen der Seele als verbrecheriſch beſtraft und die natürlichſten Empfindungen von einer fremden Polizei mit Acht und Bann belegt wurden. Es war die glorreiche Zeit, wo am Strand der Elbe der Hamburgiſche unparteiiſche Correſpondent, das älteſte Journal Deutſchlands, in franzöſiſcher Sprache erſchien, und wo in Trieſt an den Ufern des Adriatiſchen Meeres der Napoleon'ſche Soldat an Regentagen aus Kommisbrod ein Trottoir erbaute, um trocknen Fußes über die Straße gehen zu können und nebenbei den ſtaunenden Barbaren den erlangten Culturgrad der großen Nation recht augenſcheinlich zu machen. Es iſt heilſamer, daß an dieſe Zeit erinnert wird, als wenn ein neuer Heinrich Heine ein neues Buch „Le Grand“ lieferte oder ein neuer Gaudy einen neuen Band „Kaiſerlieder“.

Wäre der wohlgemeinte Roman nur nicht durch ungeſunde pietiſtiſche Elemente und durch einen Kirchthurmpatriotismus, dem das deutſche Volk eben ſein ganzes Elend verdankt, in einigen Partieen gar zu ſehr entſtellt.

Meiſter Putſch und ſeine Geſellen.

Ein helvetiſcher Roman in ſechs Büchern (zwei Bänden) von Alfred Hartmann. Solothurn, Jent und Gaßmann.

Als dichteriſche Leiſtung betrachtet, iſt das Buch nur mittelmäßig, es wirft aber ein blendendes Licht auf manche ſchweizer Zuſtände und verdient aus dieſem Grunde Empfehlung, wenn man auch bei der Lectüre ein Gefühl hat, als ob man durch ein mittelalterliches Bleifenſter, das mit ſeinen kleinen runden Scheiben jedes Object in hundert Stücke zerſchneidet, in's Freie ſchauen müßte. Die Schreibart iſt ungebührlich vernachläſſigt; wer ſagt denn im Deutſchen z. B. „Kaltblut“ ſtatt „kaltes Blut?“

Kleine Wanderchronik von C. Julius Rodenberg.

Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler.

Ein zwar leichtes, aber äußerſt friſches Feuilletontalent, welches den Beweis liefert, daß der Deutſche dem Franzoſen darum nicht an Anmuth und Zierlichkeit nachſteht, weil er ihn an Ernſt und Tiefe übertrifft. Dieſe zwei Bände enthalten des Intereſſanten und Anſprechenden in den mannigfaltigſten Formen ſehr viel, und wenn die äſthetiſchen Urtheile, die hin und wieder eingeflochten ſind, auch keineswegs von gründlicher Einſicht zeugen, wenn namentlich in dem Abſchnitt: „Die Deutſchen in London" gewiſſen Leuten viel zu viel Ehre geſchieht, ſo wird der Leſer ſich doch gewiß an den Novelletten und Reiſeſkizzen ergötzen.

Paul Werner.

Ein Daguerreotyp von Th. König. Zwei Theile. Leipzig. Otto Wigand.

In dieſem Roman tritt ein entſchiedenes komiſches Talent hervor, das ſorgfältige Pflege und Ausbildung verdienen dürfte. Hier zeigt es ſich nur noch epiſodiſch, aber hier und da, z. B. in der Scene zwiſchen dem Paſtor und ſeinem zum Original erzogenen Sohne, dem Candidaten, der eine neue Mutter erhalten ſoll, mit großem Effect. Auch die ernſten Partieen ſind nicht ſchlechter, als gewöhnlich; aber freilich auch nicht beſſer.

XII.

Die Fürſtin der ſiebenten Werſt.

Roman in vier Büchern von A. Th. v. Grimm. 2 Bände.
Leipzig. J. J. Weber.

Unter allen Romanen, die das laufende Jahr uns gebracht hat, verdient dieſer unbedingt die Krone. Hier haben wir nicht allein, wie in den von uns hervorgehobenen Freimünzern, eine intereſſante Verwickelung, hier haben wir auch einen geſunden Ausgangspunkt und ein befriedigendes Ziel. Sieben Werſte von Petersburg liegt das Irrenhaus, und in dieſem Irrenhauſe werden nicht blos die Geiſteskranken, ſondern zuweilen auch die Unbequemen, die man nicht nach Sibirien ſchicken kann und in der Reſidenz aus dem einen oder dem andern Grunde nicht dulden mag, durch einen gefälligen Polizeiminiſter untergeſteckt. Eine deutſche Predigerstochter, mit der ein junger ruſſiſcher Fürſt ſich vermählen will und die am Ende ihrer Brautreiſe von Charkow nach Petersburg auf der ſiebenten Werſt verſchwindet, um gegen ihren Bräutigam von ſeiner intriguanten Tante zunächſt für wahnſinnig, dann gar für todt ausgegeben zu werden, iſt die Heldin des Buchs. Ihre Schickſale ſind ſo außerordentlich und unter den gegebenen Verhältniſſen doch wieder ſo natürlich, daß ſie die größte Spannung erregen und dennoch nicht die geringſte Verwunderung hervorrufen, und das iſt die beſte Probe der künſtleriſchen Wahrheit, denn wenn wir Papageno und Papagena durch Feuer und Waſſer ſchreiten ſehen, ſo laſſen wir uns das im erſten Augenblick zwar auch gefallen, aber gleich nachher ſchütteln wir den Kopf und ſchämen uns, an die Königin der Nacht geglaubt zu haben. Trotzdem iſt die Handlung, obgleich ſie es mit dem Beſten der Franzoſen aufnimmt, noch nicht die ſtärkſte Seite des Romans; dieſe iſt vielmehr in der Darſtellung der ruſſiſchen Zuſtände zu ſuchen. Die beiden Hauptſtädte des ungeheuren Moskowiterreichs und im Gegenſatz zu ihnen das Dorf der Steppe, das Oſterfeſt und die berühmte Butterwoche ſind noch nie ſo lebendig geſchildert worden, wie es hier geſchieht; man kann das Buch nicht allein mit Vergnügen, ſondern auch mit gutem Gewiſſen leſen, denn man belehrt ſich, indem man ſich ergötzt, und wenn der Stil auch immer hart, mitunter ſogar entſchieden undeutſch iſt, ſo wollen wir dem Verfaſſer dieß bei ſo vielen andern Vorzügen um ſo weniger allzu hoch anrechnen, als ſeine Wiege, trotz ſeines deutſchen Namens, ſchwerlich in Deutſchland geſtanden haben dürfte.

Auf der Düne.

Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover. Karl Meyer.

Auch dieß iſt eine Achtung gebietende Production, die aber am Schluß in Widerſpruch mit ſich ſelbſt tritt, indem ſie das Gebiet des Zarten und Sinnigen, in welchem ſie ſich mit ſoviel Glück bewegt, ohne Noth mit dem des Tragiſchen vertauſcht und dadurch in's Gräßliche umſchlägt. Unſere Berliner Scheherezade, Luiſe Mühlbach, hat das Recht, Duelle mit blutigem Ausgang zu bringen, weil ihr Held gelauſcht und gehorcht und dabei falſch gehört hat; der Verf. der erſten zwei Drittheile dieſer Novelle iſt als Talent zu bedeutend, um in dem letzten von einem ähnlichen Privilegium Gebrauch machen zu dürfen. Zwiſchen Guſtav und ſeiner Frau ſteht im entſcheidenden Moment ja kein Menſch mehr, ſondern nur eine Wachspuppe, die eine Zeit lang für einen Menſchen gehalten wurde; warum muß er fallen?

Heinrich Falk.

Roman in drei Bänden von Otto Roquette. Breslau, Trewendt.

Der Uebergang von der lyriſchen Ueberſchwänglichkeit zur dürrſten Proſa iſt wohl ſelten ſo unglücklich gemacht worden, wie hier; von dem Mondlicht das „über Dächer klettert“, iſt gar Nichts hängen geblieben, und die Sterne, die „ſchweigenden Siegel“, ſind ebenfalls gänzlich erloſchen. Dem Verfaſſer gebricht es durchaus an plaſtiſchem Vermögen und ſein Roman iſt ganz und gar verfehlt. Dieß kann den einſichtigen Aeſthetiker, der Roquette's Productionen aufmerkſam im Auge behalten hat, zwar nicht überraſchen, denn einen Dichter, welcher die Sterne zunächſt mit Siegeln vergleicht (um auf den vorhin aus guten Gründen citirten Vers zurückzukommen) und an dieſen Siegeln dann ſogar noch das ſich von ſelbſt verſtehende Schweigen ſtatt der Unzerbrechlichkeit, die wenigſtens fehlen könnte, hervorhebt, welcher alſo das vom Gegenſtand abſolut Untrennbare durch einen Act des Raffinements zur wechſelnden Eigenſchaft macht, einem ſolchen Dichter muß es wohl an aller Anſchauung mangeln und ohne dieſe giebt es keine bildende Kraft! Das größere Publicum jedoch wird es jetzt erſt erfahren und ſich verwundern, denn es läßt ſich im Lyriſchen viel bieten.

Die Chronik der Sperlingsgaſſe.

Von Jacob Corvinus. Zweite Auflage. Berlin, Ernſt Schotte u. Co.

Eine vortreffliche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Paul's und Hoffmann's einmal wieder angeſchlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsergüſſen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Geſtalten kommen, wenn auch nur zu ſolchen, wie ſie der Traum erzeugt.

Zwiſchen Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder von Jacob Frey. 2 Bde.
Leipzig, J. J. Weber.

Dieſe Arbeiten ſind ſehr ungleich. Sie lehnen ſich alle an ſchweizeriſche Zuſtände an und erhalten dadurch, ſoweit ſie ſonſt auch in ihrer bunten Miſchung auseinandergehen, eine gewiſſe Einheit. Aber der Verfaſſer, der den Pinſel recht gut zu brauchen weiß, läßt es oft beim Crayon bewenden und giebt ſtatt des ausgeführten Bildes eine bloße Zeichnung. Wer die „Dorfehe“ und den „Kinderſegen“ gemalt hat, der hätte den „Breitenhans“ und das „verlaſſene Haus“ zurückhalten oder in anderer Geſtalt auf die Ausſtellung ſchicken ſollen. Bei alledem aber haben wir es nicht bloß mit einem ausgeſprochenen Talent, ſondern auch mit einem intereſſanten Buch zu thun.

Neue Novellen von Ernſt Willkomm.

Zwei Bände. Nordhauſen, Adolf Büchting.

Willkomm's neue Novellen ſind, wie ſeine alten; ſie werden die Zahl ſeiner Freunde ſchwerlich vermehren, aber auch gewiß nicht vermindern. Es iſt, was die Solidität der Materie betrifft, kein Rückſchritt zu beklagen und, was die Trockenheit und Steifigkeit der Form anlangt, freilich auch kein Fortſchritt zu begrüßen; der Dichter iſt, was er war, und wird, wie Jehovah, wahrſcheinlich bleiben, was er iſt.

Aus dem Salonleben.

Ein Roman von Karoline v. Göhren. Zwei Bde.
Nordhauſen. Ad. Büchting.

Zwei mäßige Bändchen, die ein paar müßige Stunden recht angenehm ausfüllen und aus denen, wenn auch eben kein eminentes Talent, ſo doch eine gediegene Bildung ſpricht. Es wird Niemand gereuen, ſie durchzuleſen, denn es iſt wohlthuend, in guter Geſellſchaft zu ſein.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von Carl Gutzkow. Erſter Band.
Leipzig. Brockhaus.

Dieſer Roman gehört dem neuen Jahre an, nicht dem alten, darum haben wir ihn uns bis zuletzt verſpart. Es iſt bei der Bedeutung des Autors und des Themas, das er ſich gewählt hat, eine Unmöglichkeit, auf den vorliegenden erſten Band hin ein Urtheil über das Werk abzugeben. Nach der Vorrede ſind es die kirchlichen und confeſſionellen Conflicte, die der Verfaſſer zu behandeln denkt; gelingt es ihm, ſie rein und rund darzuſtellen, ohne dem proteſtantiſchen oder dem katholiſchen Princip, aus dem ſie hervorgehen, in dem beiden gemeinſchaftlichen urchriſtlichen Kern zu nahe zu treten, ſo wird er ſich ein ſchönes Verdienſt um die deutſche Cultur erwerben. Der erſte Band verräth noch wenig oder nichts von ſeinem Plan, doch das iſt gerade gut, denn es beweiſ't, daß wir uns hier vor der fatalen tendenziöſen Spitze, die durch ſo viele Arbeiten des jungen Deutſchlands wie eine Stecknadel hindurchging, nicht zu fürchten brauchen. Er iſt aber, und mehr will die Leſewelt einſtweilen gar nicht wiſſen, höchſt feſſelnd, und der Mord, der ſeinen Mittelpunkt bildet, erſchließt nach allen Seiten hin eine wunderbare Perſpective, von der wir nur wünſchen, daß ſie gehörig erſchöpft werden möge.

XIII.

Das Leben der Seele in Monographien über ſeine Erſcheinungen und Geſetze von M. Lazarus.

2 Bde. Berlin. Schindler.

Ein Buch von ſeltener Gediegenheit, das wir jedem Gebildeten warm empfehlen. Der erſte Band enthält drei Aufſätze über Bildung und Wiſſenſchaft, über Ehre und Ruhm und über den Humor; der zweite ebenfalls drei über Geiſt und Sprache, über den Takt und über die Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte. Alle ſind gehaltvoll und werden, wenn ſie das Thema auch nicht immer vollſtändig erſchöpfen, doch ſicher auf's Fruchtbarſte zum eignen Denken anregen; die Abhandlung über

Geiſt und Sprache müſſen wir mit zum Tiefſinnigſten rechnen, was über dieſe geheimnißvollſte aller Materien je geſchrieben worden iſt. Das iſt eine andere Auffaſſung, als diejenige, die ſich in den Briefen über Hochdeutſch und Plattdeutſch von Klaus Groth hervorwagt und die einmal wieder recht ſchlagend zeigt, daß die Virtuoſität im Genre ſich ſehr wohl mit völliger Unklarheit über den Zweck der Kunſt und den Werth ihrer Mittel verträgt. Wir kommen nicht ohne triftigen Grund bei einer Gelegenheit, die uns vergönnt, das höchſte Lob auszuſprechen, auf das vorlaute Büchlein des ſonſt ſo tüchtigen Holſteiners zurück; es iſt doch gar zu traurig, wenn ein wackerer Mann nicht einſehen will, daß es ſich um's Spiel und nicht um die Vervielfältigung der Flöten handelt und daß der vom Meiſter vernachläſſigte Aſt ſeinen Proceß darum noch gar nicht gewonnen hat, weil er beweiſen kann, daß auch aus ihm ein Inſtrument zu bohren geweſen wäre.

Der Menſch und die Leute.

Von Bogumil Goltz. 5 Hefte. Berlin, Franz Duncker.

Bogumil Goltz hat ſich durch ſein Buch der Kindheit einen Namen gemacht; Ich ſagte in meiner ausführlichen Charakteriſtik, er ſei der Einzige, der den Weg zum Paradieſe der Jugend zurückgefunden habe, und das Wort hatte Grund. Das „weſtpreußiſche Idyll", das er folgen ließ, war eine Olla potrida und ging mit Recht ſpurlos vorüber; der „Kleinſtädter in Aegypten“ war wieder markig und charakteriſtiſch, fiel aber hier und da in einen Orakelton, den ſeltſam genug gerade Der am leichteſten annimmt, der erſt ſpät Gehör findet. Jetzt iſt das Orakel vollkommen ausgebildet. Der Verfaſſer hat viele glückliche Einfälle, die aber ſammt und ſonders ſeinem ſubjectiven, durch die wunderlichſten Sympathien und Antipathien bedingten Verhältniß zum Gegenſtand entſpringen; auch beobachtet er ſcharf, aber ſo einſeitig und verbittert, daß er über ein Mäuſeloch, das ihn an der Façade ärgert, gar wohl den Thurm eines Doms überſehen kann. Das Alles trägt er nun mit einem Anſpruch auf Allgemeingültigkeit vor, als ob vom pythagoräiſchen Lehrſatz die Rede wäre, und daher rührt es, daß man den ſeltſamen Kauz auf ſeinen Kreuz- und Querzügen mit Vergnügen begleitet und ihm doch am Ziel faſt immer den Rücken kehrt. Nichtsdeſtoweniger gehört ſein Buch zu den intereſſanteſten Erſcheinungen des letzten Jahres; es bringt im erſten Heft eine Menge Bemerkungen über den Menſchen, und verſucht dann die Hauptnationen, Engländer, Franzoſen, Spanier, Türken, Ruſſen, Polen, Juden und Italiener zu charakteriſiren, indem es ſie an uns Deutſchen mißt. Die Wärme, womit es das Heimiſche gegen das Fremde verficht, thut wohl, und es iſt den enthuſiaſtiſchen Touriſten gegenüber auch gut placirt, die es vergeſſen, daß man auf Reiſen ruhig vor den Bildern ſteht, zu Hauſe aber, ſchweißbedeckt, mitten darin.

Deutſche Cultur- und Sittengeſchichte.

Von Johannes Scherr. Zweite verbeſſerte Auflage. Leipzig. Otto Wigand.

Dieſes Werk, das in ſeiner kernigen Gedrungenheit doch kein einziges Culturmoment überhüpft oder zu karg abfertigt, mögten wir in eben ſo vielen Händen erblicken, wie den Katechismus Luther's. Es iſt ein Volksbuch, wie ihrer wenige geſchrieben werden und giebt über das Woher unſerer Nation ſo bündigen Aufſchluß, daß über das Wohin gar keine Frage mehr entſtehen kann.

Schiller, als Philoſoph.

Vortrag von Kuno Fiſcher. Frankfurt. Hermann.

Ein vortrefflicher Pendant zu Schiller's Selbſtbekenntniſſen von demſelben Verfaſſer. Wer das weiß, was es heißt, die Ideenwelt eines Dichters in ein Syſtem zu bringen, ſie nämlich auf einen Alles bedingenden Mittelpunkt zurückzuführen, ohne ihr die Schönheit und Freiheit der lebendigen Bewegung zu rauben, der wird die Meiſterhand bewundern, die ſich hier zeigt. So leicht es iſt, über Schiller's Philoſophie zu ſchreiben und ſie einzurangiren, ſo ſchwer war es, ſie aus ſich ſelbſt zu entwickeln, und ſo ſehr iſt es gelungen. Nicht das am geringſten anzuſchlagende Verdienſt war es, ſich bei der Löſung dieſer Aufgabe jeder eignen Zuthat zu enthalten, nur hier und da wird eine, freilich bedeutungsſchwere Frage aufgeworfen, die wichtigſte von allen S. 106, an der kein Dramatiker vorbeigehen darf, indem mit ihrer Beantwortung wenigſtens die Tragödie entweder ſteht oder fällt.

Goethe's Leben von Heinrich Viehoff.

3. Auflage. Stuttgart. Adolf Becher.

Die erſten Ausgaben dieſes Werks ſind uns nicht bekannt geworden und von der neueſten liegen uns erſt zehn Lieferungen vor. Dieſen können wir das Zeugniß nicht verſagen, daß das vorhandene und von Jahr zu Jahr anſchwellende Material gewiſſenhaft benutzt und vortrefflich vertheilt iſt. Unſer Urtheil müſſen wir uns jedoch vorbehalten, da die biographiſche That erſt beginnt, wenn Goethe, an deſſen Hand der Verfaſſer bisher einherſchritt, ihn ſich ſelbſt überlaſſen hat.

XIV.

Ueber das deutſche Drama haben wir dießmal recht Erfreuliches zu berichten, ohne jedoch darum auch an das deutſche Theatar neue Hoffnungen zu knüpfen, denn dieſes kümmert ſich nicht um die höhere Production und hat es immer nur gezwungen gethan, ſelbſt die Zeit Schiller's und Goethe's nicht ausgenommen. Johannes Scherr ſagt in ſeiner „Deutſchen Kultur- und Sittengeſchichte“: „Vereinzelte glückliche Würfe älterer oder jüngerer Talente, wie Grillparzer's Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, und Hebbel's Trauerſpiel: „Herodes und Mariamne“, vermogten die Oede unſerer Bühne nicht auszufüllen, und es iſt dieſe den ſpektakelnden Experimenten einer Schaar von dramatiſchen und dramaturgiſchen Charlatanen preisgegeben.“ Dieß Wort iſt vollkommen richtig und wird noch lange eine Wahrheit bleiben, man ſoll darüber nur nicht vergeſſen, daß das deutſche Volk nichtsdeſtoweniger durch dieſe vereinzelten, glücklichen Würfe nach und nach ein ganz vortreffliches Repertoir erhält, das in's Leben treten kann und wird, ſobald die Jedermann ſeit Leſſing bekannten allgemeinen Bedingungen für ein freies und unabhängiges Nationaltheater gegeben ſind.

Columbus.

Trauerſpiel von Carl Werder. Berlin, Veit u. Comp.

Wir können freilich nicht mit dem alten Tieck (ſ. den letzten Band ſeiner vermiſchten Schriften) ein Werk des Genius in dieſem Stück erblicken; dazu iſt es, um dem Maler einen Ausdruck abzuborgen, viel zu akademiſch, und gerade da am allermeiſten, wo es, wie im Versbau, das Gegentheil erſtrebt. Wir können es aber noch viel weniger dem kritiſchen Troß überlaſſen, der ſein Müthchen daran kühlte, als es vor einer Reihe von Jahren auf der Bühne erſchien. Der Verfaſſer iſt ein Mann von viel Geiſt und von wenig poetiſchem Vermögen; das Eine beweiſ't er durch die Architectonik ſeiner Tragödie, das Andere durch die Ausführung. Aber auch Leſſing war weit davon entfernt, ein ſpecifiſcher Dichter zu ſein und über eine genügende Fülle individuellen Lebens zu gebieten, und hat dennoch den Grundſtein zum deutſchen Drama gelegt. Der Verfaſſer hat ſich ſeinen Helden vortrefflich ausgewählt und wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß ſein Viſionär dem ſchlauen Genueſer der Geſchichte ſehr unähnlich ſieht; in den tragiſchen Kreis geht kein hiſtoriſcher Charakter ohne die ideale Weihe ein. Ebenſo iſt es tief gedacht, daß dieſer Held nicht an irgend einer ſpeziellen Bosheit, die nur ganz nebenbei eine Rolle ſpielt, ſondern an dem gemeinen Grundzug der menſchlichen Natur überhaupt, an der Habſucht ſeiner Landsleute und an dem Neid ſeines Königs, ſcheitert. Dagegen iſt die Kataſtrophe des Schiller'ſchen „Wallenſtein“ mit ebenſo großem dramatiſchen wie hiſtoriſchem Unrecht in das Stück herübergezogen. Der Vertrag zwiſchen Ferdinand dem Katholiſchen und Chriſtoph Columbus konnte gehalten werden, ohne die Rechte der Majeſtät zu beeinträchtigen, nicht aber der zwiſchen Ferdinand II. und dem Herzog von Friedland. Dieß iſt der Hauptfehler. An der Diction, die ſonſt körnig und gedankenreich iſt, müſſen wir die abſichtliche Nachahmung des Shakeſpeare'ſchen Verſes, ja der

Schlegel'ſchen Ueberſetzung dieſes Verſes rügen; dieß Auseinanderreden, Verrenken und dann wieder plötzliche Abbrechen des Jambus iſt ſchon Grabbe mißglückt, und doch nimmt es ſich im Herzog Gothland noch viel natürlicher aus wie hier. Der Verfaſſer hätte nach Leſſing'ſcher Präciſion, ſtatt nach Shakeſpeare'ſcher Anſchaulichkeit ſtreben ſollen; dann wäre er auch nicht auf die allegoriſche Bilderjagd verfallen, die ſo traurige Reſultate geliefert, wie z. B. S. 143:

Mein Plan ſpinnt ihm ein Netz aus dem, was er gern hätte,
Wieh'rt wie ein Roß und klirrt wie eine Kette.

Der Sohn des Fürſten.

Trauerſpiel von Julius Moſen. Oldenburg, Schulze'ſche Buchhandlung.

Dieſes Stück iſt unbedingt das beſte, welches Moſen der Literatur übergeben hat und ein ſehr ſchöner Verſtoß gegen ſeine eigne Theorie vom hiſtoriſchen und pathologiſchen Drama, denn es iſt glücklicherweiſe hiſtoriſch und pathologiſch zugleich. Es theilt den Stoff mit dem Laube'ſchen „Prinz Friedrich“ und iſt, wie wol nicht erſt bemerkt zu werden braucht, aus einem unendlich viel poetiſchern Geiſt hervorgegangen, wie dieſer, dürfte aber doch an theatraliſch-dramatiſcher Schlagkraft weit hinter ihm zurückſtehen, und das nicht blos von der Bühne herab, ſondern auch bei der Lectüre. Der Grund iſt darin zu ſuchen, daß der Dichter ſeinen Helden auf verkehrte Weiſe idealiſirt und ihm Eigenſchaften geliehen hat, die Friedrich der Große nur ſo weit beſaß, als ſie überhaupt zur menſchlichen Natur gehören, die aber durchaus nicht zur individuellen Geltung in ihm kamen. Der Freund Voltaire's konnte ſelbſt in ſeinem Verhältniß zu Katt nicht empfinden, wie Poſa; jede ſeiner Gemüthsregungen mußte in ſeiner Jugend ebenſo ſicher in Sentimentalität umſchlagen, wie im Mannes- und Greiſenalter in kauſtiſchem Witz verfliegen. Der Dichter darf aber nur ſteigern, was wirklich vorhanden iſt, nicht hinzuthun, was dem Grundton eines Charakters widerſpricht, denn das unterſcheidet die natürliche Phosphoreſcenz von der bengaliſchen Flamme, und er ſündigt ebenſoſehr, wenn er über die urſprünglich gegebenen Bedingungen hinaus geht, als wenn er bei der gemeinen Natur ſtehen bleibt. Von dieſem Grundmangel jedoch abgeſehen, an dem auch der alte König leidet, obgleich freilich viel weniger, iſt das Drama Jedermann zu empfehlen, der den Umgang mit jenen Geiſtern liebt, die das Schöne zwar nicht in ſeiner reinen Glorie hinzuſtellen vermögen, deren Schöpfungen jedoch, wie matte Regenbogen mit erlöſchenden Farben, daran erinnern.

Adalbert vom Babanberge.

Trauerſpiel von A. E. Brachvogel. Leipzig, Coſtenoble.

Adalbert vom Babanberge ſteht bedeutend höher, wie der Narciß und macht eben darum auf dem Theater weit weniger Glück, weil er ſich nicht zum

Paraderoß der Virtuoſen eignet. Der Verfaſſer mußte bisher trotz alles Lärms für den äſthetiſch Gebildeten eine Erſcheinung ſein, deren Analogon in einem Spirituskeller zu ſuchen iſt, deſſen Gaſe ſich entzündet haben. Grabbe leiſtete in ſeinem Mohren Berdon, dem „Gift abgekitzelt“ wird, ſchon recht Erkleckliches, aber dieſe ſeine Expoſition des Herzogs Gothland ſteht gegen die Kataſtrophe des Narciß, der am Anblick ſeines Weibes ſtirbt, ſo weit zurück, wie der plumpe, ſich ſelbſt verrathende Arſenik gegen den feinen, raſch entſchlüpfenden und nicht einmal mehr vor dem Chemiker zitternden Strichnyn. Auch haben die tollen Gräuel der Grabbe'ſchen Erſtlingsproduction doch wenigſtens in der unerheuchelten, erſchreckend wahren ſubjectiven Verzweiflung des Dichters einen Schatten von ſittlichem Widerhall, während der Verfaſſer des Narciß mit Behagen in ſeiner Welt der Fäulniß und Verweſung herum zu ſpazieren ſcheint. Ganz anders ſieht es im Adalbert vom Babanberge aus; hier weht uns ein friſcher, geſunder Hauch entgegen, hier haben wir es mit berechtigten Conflicten zu thun, für welche die ethiſche Löſung mindeſtens redlich geſucht wird, und wenn der Verfaſſer auf dieſem Wege fortſchreitet, ſo wird er ohne Zweifel noch Stücke liefern, die nicht blos Glück machen, ſondern auch Glück zu machen verdienen.

XV.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot.

Tome premier. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Guizot iſt der ehrlichſte und vorurtheilsfreieſte aller Franzoſen. Wo er ungerecht und unbillig wird, hat man nicht die perſönliche, ſondern die Nationalſchranke vor ſich, den Punkt alſo, wo die Möglichkeit friedlicher Verſtändigung zwiſchen den Völkern aufhört und das tragiſche Geſetz, das dem Weltlauf zu Grunde liegt, wie ſeinem Spiegelgebilde, dem Drama, mit ſeinen blutigen Conſequenzen eintritt. Wer ſich gründlich unterrichten will, wie weit Franzoſen und Deutſche ſich verſtehen und wie weit nicht, der ſtudire dieß höchſt merkwürdige Buch; ſchärfer findet er die Demarcationslinie nirgends gezogen, beſonders in den Abſchnitten, wo von der Berichtigung der Territorialkarte und von der Zurücknahme der in Paris zuſammengebrachten Kunſtſchätze die Rede iſt. Auf die liebenswürdige Aeußerung Napoleon's, daß im ruſſiſchen Feldzuge keineswegs 300,000 Menſchen darauf gegangen ſeien, da ſich ja 100,000 Deutſche unter der Zahl befunden hätten, wollen wir nur ganz nebenbei die naiven Sänger unſerer „Kaiſerlieder" aufmerkſam machen.

Paris und Louis Napoleon.

Neue Skizzen aus dem franzöſiſchen Kaiſerreich. Von Theodor Mundt.
2 Bände. Berlin. Otto Janke.

Auch dieſe Skizzen beſtätigen das von uns über Theodor Mundt bei Gelegenheit ſeines „Mirabeau“ abgegebene Urtheil. Als er noch darauf ausging, den Mond zu entdecken, der von der Himmelshöhe herab das Ebben und Fluten des politiſch ſocialen Lebensſtromes regiert, befand er ſich ſelten mit den Aſtronomen im Einklang. Nur wo er ſich harmlos der Erſcheinung ſelbſt hingiebt und das bunte Farbenſpiel des Wellentanzes aufzufangen ſucht, giebt er ſo reizende Bilder, daß man ihn zu den beſten Daguerreotypiſten rechnen muß. Wir können ſein Buch jedem Freunde einer anmuthig anregenden Lectüre empfehlen; Keiner wird es bereuen, an ſeiner Hand das „neue Frankreich“ zu durchwandern, wenn auch Mancher hie und da, z. B. in dem Abſchnitt: „Die dramatiſche Galanterie“, ſeine Schritte mehr wie der Autor beſchleunigen mag.

Die deutſche Dichtung im Befreiungskriege.

Mit einem Blick auf verwandte Dichtungen. Ein Vortrag, geleſen in
Elberfeld von Dr. Wilhelm Herbſt. Mainz. Kunze.

Eine vortreffliche hiſtoriſche Monographie unſerer politiſchen Befreiungspoeſie, mit deren äſthetiſchem Ausläufer wir uns freilich nicht überall einverſtanden erklären können, auf die wir aber um ſo lieber aufmerkſam machen, als ſie die beſte Darſtellung Schenkendorf's bringt, die uns bekannt iſt, und als wir dieſen mit dem Verfaſſer für den eigentlichen treuen Eckardt jener Sage halten.

XVI.

Wenn wir erſt jetzt zu den Singvögeln zurückkehren, ſo hat der aufmerkſame Leſer aus dieſem Umſtande ſchon von ſelbſt den Schluß gezogen, daß wir keine Nachtigall entdeckt haben. In der That wenden wir uns weniger aus Intereſſe, als aus Pflichtgeſchäft der zahlreichen Schaar von Lyrikern zu, die ſich ſeit unſerem letzten Bericht wieder um uns verſammelt hat. Junge Dichter beurtheilen und junge Leute über die Welt belehren, iſt faſt Eins und Dasſelbe; es heißt in beiden Fällen Illuſionen zerſtören und aus ſüßen Träumen erwecken. Der Kritiker ſchreitet, wie Hamlet, kopfſchüttelnd durch den Bardenhain hindurch und murmelt: Worte, Worte, Worte! Der Sänger hat aber ſeine Freude an dieſen Worten und ſeine Freude hat meiſtens ſogar eine Art Berechtigung, denn indem er die Worte braucht, bemerkt er erſt, welch' ein Schatz von Tiefſinn und Poeſie in ihnen aufgehäuft liegt und weil er etwas Neues ſieht, wenn ſie ihm zum erſten Mal in voller Lebendigkeit durch den Kopf gehen, bildet er ſich ein, auch Andere müſſen etwas Neues ſehen, und begreift den Tadel nicht. Hieran wollen wir nachdrücklich erinnern, bevor wir zur Revue ſchreiten, um wo möglich Proteſten aus den Oſtſeeprovinzen und Reklamationen aus Preußiſch-Polen den Weg zu verlegen, die auf abſoluter Verkennung des uns durch die Sache ſelbſt angewieſenen Standpunktes beruhen.

Roſen und Trauerweiden.

Von Franz Joſef Egenter. Ulm, Verlag von Rübling.

Der Verfaſſer macht wohl auf den Dichternamen keinen Anſpruch; mit den in der Vorrede ſeines Büchleins über Ehe und Familie ausgeſprochenen Anſichten ſind wir vollkommen einverſtanden, und der ſittliche Ernſt, der aus ſeinen Verſen ſpricht, wird in den Kreiſen, die keine äſthetiſchen Forderungen mehr erheben, ohne Zweifel zu fruchtbarem Nachdenken anregen.

Neue Lieder des Leids.

Von L. Kiel, Schröder u. Co.

Wir glauben gern an den Ernſt und die Tiefe des Schmerzes, der dem Verfaſſer dieſe Lieder eingegeben hat, aber die goldene Zionsharfe, die über Dante rauſchte, als er vor Leid verging, hat er nicht vernommen, zum wenigſten hat er ihre Himmelsklänge nicht aufzufangen und nachzuſingen vermocht.

Lieder-, Sonetten- und Romanzenkranz.

Von Karl Rieder. München, Finſterlin.

Der Verfaſſer ergeht ſich in den mannigfachſten Formen, thut aber in einer jeden nur ſeine gänzliche Poeſieloſigkeit dar, die noch obendrein mit einer ſelbſt in unſeren Tagen ſeltenen Abgeſchmacktheit des Ausdrucks gepaart iſt. Die vom Barett des Ritters herunterfallende Perle macht ſich „flott“; die Nachtigall bringt kein Lied „empor“, als ob der Ton aus der Kehle, wie der Waarenballen aus dem Schiff, mittels eines Krahns heraufbefördert werden müßte; der Bauer „ſchlitzt“ mit ſeiner Fauſt die Thür auf anſtatt ſie zu öffnen, freilich in einem Sonett, worin noch die Reime: „blitzt, ſchwitzt und klitzt“, vorkommen.

Leben und Liebe.

Gedichte von Ludwig Eichrodt. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Ein Geiſtesverwandter des Vorigen, der den willkürlichen Einfall, wie dieſer, mit dem poetiſchen Gedanken verwechſelt, jedoch im Ausdruck über ihm ſteht, obgleich er auch, durch Reimnoth gezwungen, den Pegaſus zu Tode „glätten“ läßt, das „Licht“ des Verſtandes in die „Stürme“ ſtreut und „Gefühl ohne Leib greift.“ Wo er ſich in freier Form bewegt, wie z. B., in dem Gedicht: „Andere Welt,“ zeigt er ein beachtungswerthes Schilderungstalent, welches indeß am beſten in einfacher Feuilletonproſa zu verwerthen ſein dürfte. Der Muth, in der „alten Geſchichte“ Hero's und Leander's tragiſchen Liebestod nach Schiller noch einmal als Ballade zu bringen, deutet auf jene Verſtändnißloſigkeit für das Element der Poeſie, die in trockenen Naturen nur gar zu gern poſitiv wird und ſie zur Production reizt; er war aber noch nie übler am Platz, wie hier, denn die „Alte Geſchichte“ hat auch nicht einen einzigen neuen Zug erhalten.

Gedichte von Carl Stelter.

Leipzig. Carl Knobloch.

Gedichte von Oscar Frhrn. v. Warkotſch.

Berlin, J. Bachmann.

Aus der See.

Gedichte von Heinrich v. Littrow. Dritte Auflage, Trieſt, Schimpff.

Gedichte von Fr. Wilhelm Schuſter.

Schäßburg, C. J. Haberſang.

Gedichte von Georg Chriſtian Dieſſenbach.

Berlin, J. A. Wohlgemuth.

Poetiſches Alpha von A. G. v. Thünen.

Bremen, C. Schünemann.

Dieſe ſechs Sammlungen ſind ſich an poetiſchem Werth ſo ziemlich gleich, wenn ſie ſich auch ſtofflich ſehr von einander unterſcheiden. Aus allen ſpricht eine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſie ſind ſich aber auch ſo geſchwiſtermäßig ähnlich, daß die einzelnen kleinen Abweichungen faſt ganz in der Phyſiognomie verſchwinden. Stelter, Warkotſch, Littrow und Schuſter ſchaukeln ſich nach dem Vorbilde Egmont's mit größerer oder geringerer Behaglichkeit auf dem Baume des Lebens, Jeder auf einem anderen Zweige; Thünen macht mit etwas kecker Zunge den Spottvogel, und Dieſſenbach mahnt an den Ernſt, der aller Dinge Anfang und Ende iſt.

Gedichte von Ludwig Pfau.

Zweite verbeſſerte Auflage. Stuttgart, Franckh.

Hier haben wir endlich wirklich einmal Gedichte vor uns, Gedichte, welche freilich nicht von einer Perſönlichkeit ausgehen, die etwas ganz Neues in die Welt bringt, oder, wie Schiller ſagt, in der Natur die Natur vermehrt, denn das thut nur der Genius, welche ſich aber trotzdem in Form und Gehalt ſo hoch über das Mittelgut des Tages erheben, daß der Leſer, der ſie in die Hand nimmt, ohne Zweifel ebenſo raſch aufjubeln wird, wie der Kritiker, der ſich berechtigt fühlt, ſie ihm auf's Wärmſte zu empfehlen. Hier finden ſich Lieder, die nicht blos darum naiv und gemüthreich zu ſein glauben, weil ſie ſich aus guten Gründen bewußt ſind, keine zweifelhaften Verbindungen mit dem Geiſte zu unterhalten: hier finden ſich Balladen und Romanzen, die nicht blos darum Werth haben, weil manche alte Chronik nachgerade in Staub zerfällt und weil, wie das Zarncke'ſche Centralorgan einmal ſagte, die Stoffe durch den Verſificator doch einſtweilen unter Dach und Fach gebracht werden. Allerdings ſind, wie bereits bemerkt wurde, die Weiſen nicht neu, aber doch die Variationen, und wie ſelten iſt ſchon das in unſerer dichterreichen und poeſiearmen Zeit!

XVII.

Dramatiſche Werke von Carl Goldſchmidt.

Aus ſeinem Nachlaß herausgegeben von ſeinen Freunden. 2 Bde.
Berlin, Reimer.

Auch dieſe Werke muß die gewiſſenhafte Kritik, wie die früher nach Gebühr hervorgehobenen Beiträge von Werder, Moſen und Brachvogel, als eine ſehr ſchätzenswerthe Bereicherung unſerer dramatiſchen Literatur willkommen heißen. Dem Dichter ſind die Originalverſuche zwar weniger gelungen, als die Bearbeitung und Verſchmelzung fremder Schauſpiele, denn ſeine Phantaſie reicht nicht aus, um ſeine immer ſinnigen Ideen lebendig auszugeſtalten, um die Fabel über die froſtige Sphäre der Berechnung zu erheben und den Charakteren Seele einzuhauchen. Aber als Adoptivvater iſt er vortrefflich, und wer in unſerer auf das Parodiren und Satiriſiren verſeſſenen Zeit die Empfänglichkeit für die echte Komik noch nicht ganz verloren hat, der wird für die köſtlichen altengliſchen und ſpaniſchen Reliquien, die ihm hier in neuer Faſſung geboten werden, namentlich für die Stücke von Beaumont und Fletſcher gewiß dankbar ſein. Unſere Bühnen freilich dürften ſich ſchwerlich beeilen, den „Ritter von der brennenden Keule“ oder „die Flucht“ vorzuführen und bei dem verzweifelten Zuſtande, der nun einmal beſteht, haben ſie vielleicht auch Recht, wenn ſie zögern und ſich bedenken. Denn es iſt unleugbar, daß ſich Jedermann für eine lächerliche Anecdote, die man ihm vom Nachbar erzählt, im ordinären Sinne mehr intereſſirt, wie für die Gaskognaden Sir John Falſtaff's, und daß eine Mordgeſchichte, die eben unterm Fenſter vorfällt, momentan mehr feſſelt, als der König Lear. Wenn ein Theater ſich nun in Folge dieſer Wahrnehmung ein halbes Jahrhundert lang dazu herabließ, ein Bedürfniß zu befriedigen, das mit der Kunſt gar nichts zu ſchaffen hat, ſo iſt der Rückweg in die Idealwelt, die nach Schiller's ſchönen Worten auf dem „bretternen Gerüſt der Scene“ aufgethan wird, allerdings nicht leicht zu finden und man thut wohl, auf dem bisherigen Pfade rüſtig fortzuſchreiten, bis man da anlangt, wo Amerika ſchon jetzt ſteht. Mittlerweile flüchte ſich das Drama zum Leſer und harre getroſt einer beſſern Zukunft; ſie wird kommen und ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wir wiſſen gar wohl, daß wir mit dieſen Worten gegen ein weit verbreitetes Vorurtheil verſtoßen; es iſt aber eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung, daß dramatiſche Dichtungen bloß für die Darſtellung und nicht auch für die Lectüre beſtimmt ſind, eine Behauptung, die ſchon den Ariſtoteles geradezu in's Geſicht ſchlägt und die eben nur aus der miſerablen Beſchaffenheit des gewöhnlichen Theaterſtücks abſtrahirt iſt. Niemand wird es beſtreiten, daß ein gebildeter Menſch Trauerſpieldichter, wie Raupach, und Komödienſchreiber, wie Bauernfeld, nicht leſen kann, wenn er auch die eine oder die andere ihrer Fadaiſen mit Vergnügen ſieht; noch weniger aber wird irgend Jemand läugnen, daß die Beſchäftigung mit den Schöpfungen Goethe's, Schiller's und Leſſing's auch im einſamen Kämmerlein Genuß und Nutzen gewährt. Das Drama adreſſirt ſich an den Leſer und an den Zuſchauer zugleich; wenn es dem Leſer nichts bietet, ſo iſt es ſicher nicht poetiſch, und wenn der Zuſchauer zu kurz kommt, ſo kann es nicht dramatiſch ſein. Die Darſtellung wird immer die Wirkung des Totalgebildes erhöhen, die Lectüre aber die des Details verſtärken, das auf der Bühne viel zu raſch vorüberfliegt, um in ſeiner ganzen Tiefe und Schönheit aufgefaßt werden zu können, und ſo werden ſich Beide, wenn nur das rechte Werk vorhanden iſt, gegenſeitig ergänzen und in die Hände arbeiten. Dem Leſer empfehlen wir denn auch Carl Goldſchmidt's dramatiſchen Nachlaß.

Sokrates.

Trauerſpiel in funf Aufzugen von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhauſen.

Wir haben ſchon einmal daran erinnert, daß unſere Zeit ſich unter Anderem auch darin gefällt, an die Stelle des vorhandenen Guten etwas Neues, wenn auch Schlechteres, zu ſetzen. Der Fall liegt hier wieder vor. Oehlenſchläger's Tod des Sokrates iſt keineswegs ein Meiſterſtück, er gehört nicht einmal zum Beſten des alten Skalden und iſt in manchem Betracht trivial. Aber gegen den Verſuch des Herrn Eckardt gehalten, iſt die Tragödie des däniſchen Dichters gar nicht genug zu loben, denn ſie iſt doch nicht, wie jener, aus froſtiger Abſtraction hervorgegangen, ſondern poetiſch empfangen und geboren. Wenn das Münchner Preisgericht die Eckardt'ſche Dichtung als eine „höchſt achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete“ hervorhob, wie wir aus dem Vorwort erfahren, ſo iſt bei dieſem Urtheil, ſoweit es ein Lob ſein ſoll, wohl zu wenig erwogen worden, daß der Gedanke im Drama nur inſofern Werth hat, als er individualiſirt hervortritt, d. h. als er das Product eines beſtimmten Menſchen und eines beſtimmten Zuſtandes iſt. Das iſt nun ſchon dann nicht mehr der Fall, wenn er ſich als ſogenannter ſchöner Sinnſpruch auf die Nadel ſpießen und in ein Stammbuch übertragen läßt, und hier haben wir gar förmliche philoſophiſche Syſteme in Dialogen vor uns, die dadurch nicht lebendiger werden, daß der Verfaſſer ſie mit witzigen Einfällen, gleich zu Anfang z. B. mit einem ſehr bekannten des Königs von Preußen ſpickt. Als vollgiltigen Beweis nur das kurze Citat, daß Platon und Helena, die beiden Liebesleute des Stückes, ſich gleich nach dem erſten Sehen mit den Worten: „Der Gottheit Abbild du!“ und: „Mein Urbild du!“ bekomplimentiren.

Herz und Haupt.

Dramatiſches Gedicht von Karl Schwebemeyer. Berlin, Springer.

Eine der ſeltſamſten Verirrungen, die uns je vorgekommen ſind. Das Buch enthält 500 Seiten, iſt eng gedruckt, hat es mit Allem in der Welt zu thun, nur nicht mit den Leidenſchaften des Menſchen, und will ein Drama ſein! Wir können es ſo wenig den Leſern, als den Bühnen empfehlen, Diejenigen ausgenommen, die ſich über ſtaatsrechtliche Dinge auf ungewöhnlichem Wege unterrichten wollen.

Barbaroſſa's Erwachen.

Ein Geiſterſpiel von Maximilian John. Berlin, Plahn.

Wohlgemeint, wie das vorige, aber gänzlich poeſielos; übrigens ſtimmen wir dem Verfaſſer bei, wenn er meint, daß der „edle Preußenaar“ nur ſoweit Heil und Ruhm verdiene, als er ſich dem deutſchen Genius neige.

Antonius und Cleopatra.

Von Ottiker. Zürich.

Der Verfaſſer glaubt, Shakeſpeare's wunderbare Tragödie, die ihm nicht genügt, übertroffen zu haben; wir fragen: iſt das Ernſt oder Scherz?

XVIII.

Die Sanſara.

Roman in vier Bänden von Alfred Meißner. Zweite Auflage. Leipzig. Fr. L. Herbig.

Der Titel dieſes Romans iſt ein Kompliment für Arthur Schopenhauer: das Werk ſelbſt iſt es weniger. Aber wenn der Verfaſſer auch der Aufgabe, zu deren Löſung er ſich durch die Wahl eines ſo prätentiöſen Titels anheiſchig machte, keineswegs Genüge geleiſtet hat, ſo hat er doch ſein beſtes Buch geſchrieben. Dieſe „Sanſara“ iſt der erſte deutſche Roman, bei dem die Verwahrung gegen die unbefugte Uebertragung in's Franzöſiſche und Engliſche uns nicht geradezu lächerlich vorkam; er iſt vollkommen geeignet, auch jenſeits des Rheins, wo er nur mit den Herren Sue und Dumas concurrirt, Leſer zu finden, wenn man ſich auch jenſeits des Canals, im Vaterlande des großen Walter Scott, ſpröder zeigen dürfte. Wir können den Roman jedem Freunde einer ebenſo ſpannenden wie geiſtreichen Lektüre auf's Wärmſte empfehlen und fordern den Verfaſſer auf, den mit ſo großem Glück betretenen Weg ohne Zaudern und Schwanken fortzuſetzen. Der Roman iſt die eigentliche Sphäre ſeines Talents, nicht das Drama; dort iſt es geſtattet, die Verwickelung, ſowie ſie den höchſten Grad erreichte, durch einen „plötzlichen Schlagfluß“ zu löſen, im Drama würde durch ein ähnliches Mittel nicht blos das Intereſſe am Gegenſtand zerſtört, ſondern auch die Kunſtform ſelbſt aufgehoben.

Ein Schneider.

Roman von Carl v. Holtei. 3 Bände. 2. Auflage. Breslau, Ed. Trewendt

Dieſer Roman ſteht gegen den Meißner'ſchen an Glanz des Colorits zurück; an Kraft und Schärfe der Zeichnung übertrifft er ihn. Für ein „Volksbuch“ mögten wir ihn freilich nicht erklären, wie einige Beurtheiler gethan haben, noch weniger mögten wir behaupten, daß er „von Allen“ geleſen werden kann, denn er enthält Dinge, die ſelbſt einem „Familienvater“ zu ſtark ſein dürften, wenn er nicht die franzöſiſche Vorſchule durchgemacht hat, wie z. B. das Verhältniß Bartolini's zu Beate. Aber ohne Frage hat der Verfaſſer in dieſem Schneider ein würdiges Seitenſtück zu ſeinen Vagabunden geliefert, die ja auch nicht neben Bibel und Geſangbuch in der Hausbibliothek aufgeſtellt werden können, und das will etwas ſagen, da er diesmal nicht, wie früher, aus der Fülle ſeiner eignen Lebenserfahrungen ſchöpfen konnte, ſondern frei erfinden mußte. Auch wollen wir, um ja nicht mißverſtanden zu werden, ausdrücklich hinzufügen, daß der Roman, wenn er auch hier und da in's Bedenkliche und Bedenklichſte abſchweift, ſich doch im Allgemeinen in geſunder Sphäre abſpinnt und an einfach rührenden, ja erſchütternden Scenen reich iſt.

Marianne oder um Liebe leiden.

Roman von Heinrich König. Zwei Bände. Frankfurt, Meidinger
Sohn u. Comp.

Dieſen Roman können wir bei aller Achtung vor dem oft bewährten Talent des Verfaſſers bei weitem nicht ſo hoch ſtellen, wie die beiden vorher beſprochenen. Eine Fußverrenkung, aus der ſich die „Roſe“

entwickelt, will uns als Grundmotiv der Peripetie nicht paſſend erſcheinen, und die Beſtechung des Arztes, um ihn zur Anwendung ſchädlicher Mittel zu bewegen und dadurch eine körperliche Entſtellung der Heldin herbeizuführen, dünkt uns auch für eine Ariſtokratin vom reinſten Waſſer, die eine Mesalliance zwiſchen ihrem Sohne und der Gouvernante verhindern mögte, zu viel; geradezu widerwärtig kommt es uns aber vor, wenn ſogar der „leichten Ausſcheidung“ gedacht wird, mit der das Uebel endlich weicht.

Geſammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking.

Vier Theile. Hannover, C. Rümpler.

Viele ringen um den Preis der modernen Novelle; wir mögten ihn Schücking zuerkennen; denn wir kennen Niemand, der mit einem ſo ſcharfen Blick für die Verwicklungen der modernen [illegible] eine ſo geſchickte Hand für die Entwirrung derſel[illegible] verbände. Hiefür iſt faſt jedes der in dieſen vier Bänden enthaltenen eilf Stücke ein glänzender Beweis und wir glauben zur Empfehlung der Sammlung nichts Beſſeres ſagen zu können.

Die Irrwiſchen.

Erzählung von Carl Altmüller. Göttingen, Georg H. Wigand.

Wie vortrefflich haben Jean Paul und Wilhelm Hauff das Studentenleben geſchildert! Das hat Herrn Altmüller aber nicht abgehalten, ſich auch noch einmal daran zu verſuchen. Wir können das nur beklagen, denn das Idylliſche iſt ihm in's Sentimentale umgeſchlagen und das Komiſche in's Geſpreizte. Sein Stil iſt leicht und gefällig, doch erbebt nur ein Schrank bis in's „Inwendigſte", eine Jungfrau aber bis in's Innerſte, erſterer etwa, wenn die Erde zittert, letztere allenfalls auch, wenn ſie das Tagebuch ihres Geliebten lieſ't.

XIX.

Zu allen guten Stunden.

Dichtungen von Julius Hammer. Zweite Auflage. Leipzig. Brockhaus.

Julius Hammer iſt der beſte Repräſentant Deſſen, was man in Deutſchland geſunde Hauspoeſie zu nennen pflegt. Der Deutſche empfindet das Bedürfniß der ſittlichen Einkehr bei ſich ſelbſt lebhafter als die übrigen Völker Europa's; er feiert den Carneval und den Aſchermittwoch immer zugleich und betrachtet ſein eignes Geſicht ſelten im Spiegel, ohne ſich zu erinnern, daß doch eigentlich ein Todtenkopf dahinter ſteckt. Dann nimmt er auch die Kunſt lieber von der ernſten als von der fröhlichen Seite, und Dichter, die ihm einen Roſenkranz reichen, ſind ihm willkommener als Dichter, die ihm zum Tanz aufſpielen; er denkt ſo gern an's Ende, daß er den Anfang darüber vergißt. Neben dem Beſchaulichen verlangt er das Erbauliche, und wenn er im Verlaufe der Zeit und der allgemeinen Nationalentwickelung auch allgemach von Benjamin Schmolcke zu Heinrich Zſchokke vorrückte und den Deiſten mit dem Pantheiſten vertauſchte: immer iſt es derſelbe Trieb, um deſſen Befriedigung es ſich handelt. Dieſem Triebe kommt auch Hammer in ſeinen Dichtungen entgegen, und nach unſerer Meinung in ſeiner einfachen, unverkünſtelten Weiſe beſſer und eindringlicher als Schefer und Rückert in ihren hierher gehörigen Produktionen; eine Familienbibliothek, die ſein „Schau um dich und ſchau in dich“ aufgeſtellt hat, wird ſich gewiß durch ſein „Zu allen guten Stunden“ vervollſtändigen müſſen, denn in beiden Büchern weht der nämliche Geiſt einer ſinnig ernſten Betrachtung des Menſchen und der Dinge.

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Vierte Auflage. Leipzig. Brockhaus.

Die Sänger kommen und gehen und nur die auserwählteſten überdauern das grüne Laub und verbinden das Alter des Adlers mit dem Jugendſchmelz der Nachtigall. Wo iſt Hölty, wo ſein Freund Bürger, wo ſind Salis und Matthiſſon? Der „Dichter der Griechenlieder“ iſt noch nicht im Andenken ſeines Volkes erloſchen, wie dieſe neue geſchmackvolle Auflage beweiſ't, er verdient auch eine liebevolle Erinnerung, nur mögten wir ihn endlich einmal von ſeinem literariſchen Titel erlöſ't ſehen, da dieſer über ſein innerſtes Weſen etwas ganz Verkehrtes ausſagt. Wilhelm Müller hat viel eigenthümlicher von Wein und Liebe als von der Befreiung Griechenlands geſungen, ja, er verwandelt ſich faſt augenblicklich in einen Rhetoriker, wenn er die Flöte bei Seite legt und nach der Tuba greift, und redet dann, ſtatt zu blaſen.

Freud' und Leid.

Lieder und Bilder von C. Träxler-Manfred. Hannover, Rümpler.

Das Selbſtbewußtſein, das aus den „Parabaſen“ ſpricht, wird durch die Leiſtungen nicht gerechtfertigt. Wie kann man einen ſo hohen Ton anſchlagen, wenn man noch der Gefahr ausgeſetzt iſt, die Welt „mit ihrem Spaten ein Neugierfeld durchwühlen zu laſſen.“ Das iſt die Plaſtik der Reimverlegenheit in nackteſter Geſtalt.

Mythoterpe.

Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann.
Leipzig, Brockhaus.

Ein lobenswerthes Unternehmen, jedoch mehr von ethnographiſchem und hiſtoriſchem als poetiſchem Verdienſt, das in ſimpler Proſa entſprechender ausgefallen wäre als in Verſen, ſoweit es nämlich nicht geradezu überſetzt und produzirt, ſondern bei Europäern, Aſiaten und Amerikanern den Spuren des mythenbildenden und dichtenden Volksgeiſtes nachgeht und eine verſchwundene Weltanſchauung in ihren Wurzeln bloßzulegen ſucht. Nichtsdeſtoweniger verdient die Sammlung auch in dieſer Geſtalt Anerkennung, in Amara George ſcheint ſich ein liebenswürdiges, receptives Talent anzukündigen, A. Kaufmann hat in ſeiner „Mähderin“, der Krone des Ganzen, ein reizendes Idyll geliefert, und nur Herrn Daumer fehlt es hier wie überall: er giebt ſeine Sehnſucht nach Sinnlichkeit für Sinnlichkeit aus und macht in ſeinen poetiſchen Verſuchen einen Eindruck, als ob man die Logik mit der Grammatik tanzen ſähe.

Deutſches Dichteralbum.

Herausgegeben von Theodor Fontane. Vierte Auflage.
Berlin, Bachmann.

Wer ein Dichteralbum zuſammenſtellt, der hat eine ſo leichte Aufgabe wie der Wind, der die Blütenbäume ſchüttelt; Alles, was fällt, iſt ſchön. Wir brauchen daher dem Publicum nicht erſt die Verſicherung zu geben, daß Herr Fontane einen duftigen Kranz geflochten hat, aber wir mögten ihn ſelbſt fragen, warum er an einigen reichen Blumenbeeten, z. B. an dem Dingelſtedt'ſchen, abſichtlich vorübergegangen iſt, und wie die garſtigen Brennneſſeln mit hineingerathen ſind, welche die Herren Merkel, Lepel, Kletke und Andere, von denen die Nation nichts weiß, unter all' den Lilien und Roſen ausbieten. Am allerauffallendſten iſt es, daß ein Friedrich Eggers, von dem unſeres Wiſſens nicht einmal eine Sammlung exiſtirt, als Repräſentant des Plattdeutſchen, mecklenburgiſchen Idioms, eingeführt, und Fritz Reuter, der markige Vorgänger Klaus Groth's, von deſſen Dichtungen ganz Mecklenburg widerklingt, ignorirt wird.

Deutſche Liebeslieder ſeit J. C. Günther.

Eine Codification von Theodor Storm. Berlin, Schindler.

Dieſer Kranz war ſchon ſchwerer zu flechten, aber er iſt mit weiſer Auswahl ſinnig zuſammengeſetzt. Nur Theodor Mommſen's Beitrag hätte wegbleiben ſollen; alle ſeine Verdienſte um die Geſchichte Roms, die wir bereitwilligſt anerkennen, wenn wir auch Niebuhr's Vorarbeiten nicht darüber vergeſſen, können ſolcher Bonbondeviſenpoeſie keinen Pardon auswirken.

Gedichte von Wilhelm Hertz.

Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Unter einer Menge neuer Sammlungen, über die wir abſolut gar nichts zu ſagen haben, da wir keine Naturgeſchichte des Dilettantismus ſchreiben, ſticht dieſe vortheilhaft hervor, und zwar durch eine geſunde Sinnlichkeit, die freilich noch oft über die Schranken der Schönheit hinausgeht, die ſie aber noch öfter einhält und es dann zu anmuthig beſeelten Bildern bringt. Der junge Dichter iſt allerdings nicht ſelten für das Verkehrte begeiſtert, aber ſeine Begeiſterung ſelbſt iſt echt und beſonders hoch rechnen wir es ihm an, daß ſeine Flamme rein und hell lodert und ſich nicht in den traurigen Catachreſenrauch verliert, der die plaſtiſchen Linien verhüllt, ohne Farben dafür zu geben; kaum einmal, in der ſonſt vortreſſlich durchgeführten Erzählung Schafara, „ſchwankt das Schifflein ſeines Lebens auf den Gliederwellen ſeiner Geliebten“. Die Sammlung erinnert vielfach an die vor längerer Zeit von uns angezeigten Gedichte von Emil Kuh, ja wir würden glauben, daß Kuh bedeutend auf Hertz eingewirkt hätte, wenn er ſelbſt nicht erſt in die Literatur eingetreten wäre.

XX.

Schiller's Leben und Werke.

Von Emil Palleske. Zweiter Band. Berlin, Franz Duncker.

Der zweite Band dieſes Werkes iſt ebenſo ungleich gehalten wie der erſte, von dem wir bereits eine Anzeige lieferten. Auf Partieen, die in Form und Gehalt wenig zu wünſchen übrig laſſen, folgen andere, über deren Geziertheit man erſtaunen muß. Wer kann z. B. das Zwiegeſpräch zwiſchen dem „Dichter“ und der „Wahrheit“ leſen, das der Verfaſſer bei Gelegenheit des Don Carlos im Bauerbacher Walde halten läßt, ohne das Buch wenigſtens für einen Tag unwillig zuzuſchlagen? Er ſelbſt bei ſeinem Maaßſtabe würde keinem Corrector eine ſolche Allegorie verzeihen. Höchſt anerkennungswerth iſt dagegen der Abſchnitt über den Dresdner Freundeskreis und ſtellt dieſen in eine ganz neue Beleuchtung. Das kommt namentlich der Geſtalt F. L. Huber's zu ſtatten, für den übrigens auch noch der

Umſtand anzuführen wäre, daß er Schiller's hartes Urtheil über ſeine dramatiſche Begabung, in einem Briefe an Körner niedergelegt und bei dem beſtehenden innigen Verkehr ihm gewiß mitgetheilt, ſo gelaſſen ertrug. Dieß ſpricht noch mehr für ſeinen Charakter wie alles Uebrige, denn deſſen ſind die Halbtalente in der Regel ſo wenig fähig, daß ſie in gleichem Falle das Räucherfaß vielmehr auf der Stelle umkehren und dem bis dahin enthuſiaſtiſch verehrten Meiſter zum Dank für ſeine Aufrichtigkeit die Kohlen in's Geſicht ſchleudern. Sehr gut iſt auch das Herzensverhältniß zu den Schweſtern Charlotte und Caroline dargelegt, obgleich die entgegengeſetzte Auffaſſung dadurch ſchwerlich für immer beſeitigt ſein dürfte. Am ſchwächſten ſind die äſthetiſchen Urtheile und zwar in beiden Bänden. Wenn z. B. das ganze neuere bürgerliche Drama auf „Kabale und Liebe" zurückgeführt wird, ſo iſt das ſo richtig und ſo unrichtig, als wenn man „Kabale und Liebe" auf die Emilia Galotti zurückführen wollte; noch ein Schritt und Sophokles und Aeſchylos, Shakeſpeare und Schiller ſelbſt ſind Ausläufer von Theſpis. Wenn die Jungfrau von Orleans ein „Selbſtbekenntniß" des Dichters ſein ſoll, ſo iſt das entweder eine Trivialität, da jedes Drama im weitern Sinne ein ſolches iſt, oder eine Piquanterie, die wenig geeignet ſcheint, die unermeßliche Kluft, welche trotz des nicht genug zu bewundernden architectoniſchen Bau's gerade in dieſem Stück zwiſchen der naiven Aufgabe und der ſentimental reflectirenden Löſung liegt, zu überbrücken. Wenn nun gar in der wurzelloſen Braut von Meſſina, deren Werth ausſchließlich auf dem großartigen Detail beruht, eine aus lauter „Häßlichkeiten" entſpringende wahre tragiſche Schuld entdeckt, und wenn es ein genialer Gedanke genannt wird, daß der Dichter aus der ihm oft vorgeworfenen Confuſion des Glaubens und der Weltanſchauungen „die ewige Ordnung des Gewiſſens" hervorgehen läßt, ſo will dieſe Spitzfindigkeit noch weniger bedeuten. Die menſchliche Natur verlangt ein gerechtes Maaß und auf den verbotenen Beſuch einer Leichenceremonie u. ſ. w. kann im Leben gar wohl Mord und Tod folgen, nur in der Tragödie darf es nicht geſchehen, wenn nicht ganz andere Momente hinzukommen.

Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attiſchen Theaters und die Compoſitionsweiſe des Sophokles u. ſ. w.

Von Adolph Schöll. Leipzig. Winter'ſche Verlagshandlung.

Der Verfaſſer hat unbedingt Recht, er wird aber doch mit ſeinen Gegnern nicht fertig werden, denn ſie ſind nicht im Stande, ihn zu verſtehen. Doch das iſt auch gleichgültig; wenn er die Philologen alten Schlages nicht bekehrt, ſo wird ihn die warme Theilnahme, die ſeine ausgezeichnete Schrift bei wahren Dichtern und einſichtigen Aeſthetikern finden muß, über dieß Unglück gewiß vollkommen tröſten. Ein auf lauter Nebenumſtänden beruhender Beweis mag ſo complicirt ſein wie er will: er entſcheidet in wiſſenſchaftlichen Dingen gar nichts, wenn er mit der Hauptſache in Widerſpruch ſteht. Wie viele juriſtiſche Protokolle liegen vor, in denen die unverdächtigſten, glaubwürdigſten Perſonen für die wirkliche Exiſtenz des Kraken oder des Vampyrs Zeugniß ablegen. Dennoch ſind Kraken und Vampyrs bis dato nicht in die Naturgeſchichte eingetragen worden. Ebenſo ſteht es mit der Vielvaterſchaft der Nibelungen und mit der Abſtellung der Tetralogie durch Sophokles; Schöll wird ſo ſicher durchdringen wie Holtzmann.

Pſychologiſche Aufſchlüſſe über Shakeſpeare's Hamlet.

Von D. B. Storffrich. Bremen, Schünemann's Verlag.

Wenn wir nicht irren, ſo war es der einſt hoch renommirte Berliner Theaterkritiker Rötſcher, welcher eine Abhandlung über den Hamlet mit dem Bemerken ſchloß, daß er den Gegenſtand völlig erſchöpft zu haben hoffe. Das hat aber zum Glück die Kritik nicht abgehalten, ſich nach wie vor gründlich mit dem Hamlet zu beſchäftigen, und wir müſſen dieſen neueſten Beitrag eines Schriftſtellers, der wenigſtens uns bis jetzt gänzlich unbekannt war, als einen höchſt intereſſanten und im beſten Sinn eigenthümlichen bezeichnen. Zwar geht der Verfaſſer von einem verkehrten Geſichtspunkte aus, wenn er glaubt, daß

Shakeſpeare's dramatiſche Kunſt die Wahrheit über die Schönheit ſetze oder „höheren“ Zwecken diene, wie er ſich ausdrückt; Shakeſpeare macht es ſich mit der Schönheit nur nicht bequem, er legt ſie nicht willkürlich in die Welt hinein, ſondern er holt ſie aus der Welt heraus und er muß die Welt mit allen ihren Riffen und Sandbänken freilich umſegeln, ehe er zeigen kann, daß ſie rund iſt. Auch in ſeinen Ausführungen über Hamlet beruht beim Verfaſſer Manches auf der allerdings auch zuweilen ſchwer vermeidlichen Verwechſelung des Colorits mit der Zeichnung, Vieles dagegen iſt vortrefflich und läßt von ſeinen in Ausſicht geſtellten weiteren Arbeiten über denſelben Gegenſtand das Tüchtigſte erwarten.

Phyſiognomie und Charakteriſtik des Volks.

Von Bogumil Goltz. Berlin, Otto Janke.

Eine neue Expectoration in der alten Manier des Verfaſſers, geiſtreich und nicht ſelten tiefſinnig in den Beobachtungen, ſchrullenhaft und mitunter aberwitzig in den Folgerungen, immer aber intereſſant.

XXI.

Walter Scott. Ein Lebensbild.

Aus engliſchen Quellen zuſammengeſtellt von Dr. Felix Eberty.
Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Walter Scott hat ein höchſt eigenthümliches Schickſal gehabt. Er war Decennien lang der ausſchließliche Liebling Europas und jetzt ſchämt ſich faſt jede gebildete Köchin, mit einem Roman von ihm in der Hand betroffen zu werden. Man hat den Spieß, mit dem man andere vertheidigt, geradezu umgedreht und gegen ihn gekehrt. Wie wird mit der Popularität geprahlt, wenn es in Deutſchland einmal gelingt, einen Roman über die zweite Auflage hinaus zu bringen; welche äſthetiſchen Schlüſſe werden aus einem ſolchen Factum, das doch immer ebenſo viel für den Scharfblick des Verlegers wie für das Talent des Verfaſſers beweiſ't, weil es ebenſo gut äußere als innere Gründe haben kann, abgeleitet! Mit welcher Sicherheit wird der goldene Stuhl neben Cervantes und Goethe beſtiegen und wie gnädig blickt man auf Fielding und Richardſon, denen man allenfalls noch ein Plätzchen auf dem Fußſchemmel gönnt, hernieder, wie tief verachtet man Spindler und Clauren, die doch auch einmal galten und lange genug. Bei Walter Scott ſoll die Popularität aber nichts gelten, ja es ſoll gegen ihn zeugen, daß der Hofrath über einen neuen Roman von ihm die Seſſionsſtunde und der Bediente das Kleiderbürſten vergaß, der Präſident aber die ganze Sitzung. Man rümpft die Naſe und wenn man damit nicht auskommt, ſo wirft man ihm Trivialität und Ideen-Mangel vor. Er iſt aber nicht trivial, ſondern blos einfach, wie alle wahre Größe, und es fehlt ihm nicht an Ideen, ſondern nur an Subtilitäten, denen er allerdings ängſtlich aus dem

Wege geht, weil die Kunſt nichts mit ihnen zu ſchaffen hat.

Nichts wäre mehr an der Zeit als ein Lebens- und Charakterbild dieſes ganz außerordentlichen Mannes. Auch würde ein Deutſcher geeigneter ſein, es zu liefern, als ein Engländer, Carlyle etwa ausgenommen; denn es handelt ſich dabei vor allem um die äſthetiſche Würdigung, und dieſe hängt von der endlichen Feſtſtellung einiger Grundbegriffe ab, die noch immer ſchwanken und die jenſeits des Canals, wo man die National-Oekonomie mit zur Philoſophie rechnet, ſchwerlich zur Fixirung gelangen. Denn, um nur eins zu berühren: was iſt der hiſtoriſche Roman an ſich und welche Bedeutung kommt ihm zu? Hat Goethe Recht, der vom Waverley an eine ganz neue Kunſt datirte, oder Gervinus, der dieſe Zwitter-Gattung nicht blos aus der Geſchichte, ſondern auch aus der Literatur hinauswerfen mögte? Der Verfaſſer, der uns hier beſchäftigt, Eberty, hat die Aufgabe nicht gelöſ't, er hat ſie ſich nicht einmal geſetzt, und da er dieß ſelbſt in ſeiner Vorrede ehrlich und offen bekennt, ſo dürfen wir nicht mit ihm darüber hadern. Er hat eine Lebensgeſchichte geliefert, wie ſie vor fünfzig und mehren Jahren befriedigend gefunden wurden: dieß hat mein Held gethan und dieß iſt ihm widerfahren, nun beſtimmt ſelbſt, wohin Ihr ihn ſtellen wollt! Wir können ihm aber nicht beitreten, wenn er meint, daß ſein

Zweck nicht ebenſo gut durch Ueberſetzung der Lokhart'ſchen Memoiren zu erreichen geweſen wäre; im Gegentheil, wir hätten dieſen Weg vorgezogen, auch iſt eine ſolche ja, wenn auch mit vernünftigen Kürzungen und Auslaſſungen, längſt vorhanden. Entweder eine wirkliche Biographie oder das Material zu einer ſolchen! Nichtsdeſtoweniger wird das vorliegende Buch auch in ſeiner Zwitter-Geſtalt ein Publicum finden. Denn es iſt wahr, daß Walter Scott's ſittliche Eigenſchaften, wie der Verfaſſer ſagt, die Bewunderung der Welt in ebenſo hohem Maaße verdienen wie ſein Genie, und es dürfte kaum noch einen zweiten Mann geben, den man, wie ihn, zugleich im Pantheon der Kunſtgeſchichte als unerreichbares Vorbild des ſtrebenden Künſtlers, und im Ehren- und Tugendſpiegel der Menſchheit als erhabenes Muſter des kämpfenden und ſich ſelbſt bezwingenden Menſchen aufſtellen dürfte. Er ziert die Ruhmeshalle wie den Kinderfreund, und damit iſt das höchſte Lob ausgeſprochen. Warum ihm ein Platz im Pantheon gebührt, wird nun Niemand erfahren, der Eberty's Lebensgeſchichte Walter Scott's lieſ't, denn dazu gehört eben eine gründliche Analyſe ſeiner Werke, da dieſe, wenn ihre ſeltenen Verdienste jedermann wirklich ſo einleuchteten, wie der Biograph glaubt, wohl nicht ſo raſch von Cooper, Bulwer, Marryat ꝛc. aus der allgemeinen Gunſt verdrängt worden wären, wie ſie es doch unläugbar ſind. Aber daß ſich ihm ſogar der noch ſprödere Kinderfreund öffnen muß, wird jedem klar werden, der das Buch durchläuft, denn alle die einzelnen Züge, die ihm bei Jung und Alt das Herz gewinnen, ſind treu und gewiſſenhaft an einander gereiht, wenn auch nicht aus ihrem organiſchen Quellpunkt abgeleitet, und einem Leſerkreiſe, der auf die pſychologiſchen und äſthetiſchen Entwickelungen, die auf einem höheren Standpunkt nicht erlaſſen werden können, Verzicht leiſtet, weil ihm der anecdotiſche Reiz genügt, können wir es als eine ebenſo angenehme wie geſunde Lectüre empfehlen.

XXII.

Die deutſche Sprache.

Von Auguſt Schleicher. Stuttgart, J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Es iſt ſeit einer Reihe von Jahren ſehr viel für die Löſung eines Problems geſchehen, das Jahrhunderte hindurch, wenn auch nicht geradezu vernachläſſigt, ſo doch in der Regel außerordentlich flach oder höchſt abenteuerlich aufgefaßt wurde. Der ganze Menſch in ſeinem Verhältniß zur Welt, ja, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, zu ſich ſelbſt, beruht auf der Sprache; ſie iſt das Maaß der Völker wie der Individuen, nach Anlage und Entwickelungsgrad, und ein Lebensproceß, in dem alle übrigen ſich abſpiegeln. Dennoch hat es, von einzelnen tiefſinnigen Ausſprüchen abgeſehen, wie ſie ſich ſchon bei Plato finden, unglaublich lange gedauert, bis ſich die philologiſche Ameiſenthätigkeit, die es an redlichem Fleiß nie fehlen ließ, die aber nicht über das Material hinaus kam, auch nur im beſcheidenſten Sinne zur Wiſſenſchaft ſteigerte. Wenn man ſich an gewiſſe Preisfragen erinnert, die von den ehrwürdigſten Akademien geſtellt wurden, ſo ſollte man denken, die heilige Theologie habe zu ihrer Zeit den Thurmbau zu Babel und die daher rührende Vielzungigkeit des menſchlichen Geſchlechtes ebenſo hitzig vertheidigt wie das Ptolomäiſche Syſtem und den Stillſtand der Erde, während ſie den Gelehrten doch gerade dieſen Poſten ihres weitläufigen Gebäudes mit löblichſter Liberalität völlig preisgab. Trotzdem ſetzte man die Controverſen über die richtige Ausſprache des Griechiſchen und Aehnliches nur aus, um zur Abwechslung einmal zu unterſuchen, ob das Sprechen dem Menſchen angeboren ſei oder ob nicht vielmehr Gott der Herr unter anderen Functionen auch die des Sprachmeiſters bei Adam und Eva im Paradieſe verſehen habe. Es iſt in Bezug hierauf gewiß unendlich bezeichnend, daß ein ſolcher Univerſalkopf wie **Kant**, der keinen Stein auf dem andern ließ und jede Anſchauung, die er im menſchlichen Gehirn antraf, zum Begriff zu verdünnen, jeden Begriff zur Anſchauung zu verdicken ſuchte, bei dem Medium, deſſen er ſich bediente, keinen Augenblick verweilte und die Sprache auch nicht der flüchtigſten Prüfung unterzog. Sein wunderlicher Zeitgenoſſe

Johann Georg **Hamann**, der ſogenannte Magus des Nordens, wußte aber gar wohl, wie nothwendig das ſei und rief ſeinem bequemen Freunde Jakobi, als dieſer ſich aufs behaglichſte zwiſchen Realismus und Idealismus, Vernunft und Glauben zu ſchaukeln begann, mit bitterem Hohne zu: Verba ſind Deine Götzen! Auch giebt es keine glänzendere Illuſtration des Fundamentalſatzes aller neueren Philoſophie und ganz beſonders der Kant'ſchen, als eben die Sprache, und die gründliche Betrachtung derſelben hätte dem Altmeiſter manche Mühe erſparen können, die er ſich nun machen mußte, um auf einem Umwege zu ſeinem Reſultate zu gelangen, das auf dem nächſten zu erreichen geweſen wäre.

Wir dürfen, ohne frühere Verdienſte zu unterſchätzen und ihnen zu nahe zu treten, wohl ſagen, daß die Sprachwiſſenſchaft im höchſten Sinne bei uns erſt von den Gebrüdern **Grimm** und **Wilhelm v. Humboldt** datirt. Wenn auch die einzelnen Phaſen des geheimnißvollen Sprachproceſſes ſchon vor ihnen vortrefflich beobachtet und dargeſtellt wurden, ſo haben doch ſie erſt das Geſetz entdeckt, nach dem er ſich trotz alles Anſcheins der Willkürlichkeit und Zufälligkeit ſo gemeſſen und gebunden abwickelt, wie irgendein anderer, und dieſe That iſt kaum hoch genug anzuſchlagen. Denn erſt durch ſie wurde die unter allen Umſtänden heilſame und doppelte Frucht bringende Theilung der Arbeit möglich und nun regt es ſich auch in fröhlicher Thätigkeit auf allen Gebieten, da man ſich jetzt bei dem klar erkannten gemeinſchaftlichen Mittelpunkte ruhig voneinander entfernen kann, ohne Gefahr zu laufen, ſich nicht wieder zuſammenzufinden. Die Philoſophie ſucht mit Eifer nachzuholen, was ſie verſäumt hat, und bemüht ſich innerhalb der von Humboldt durch ſein unſterbliches Werk über die Kâwi-Sprache für alle Zeiten feſtgeſetzten Grenzen einen tiefern Einblick in den geiſtigen Zeugungsact und mit ihm zugleich in den Urſprung des menſchlichen Selbſt- und Weltbewußtſeins überhaupt zu gewinnen; wir haben ſchon vor Jahren in dieſen Blättern auf eine ausgezeichnete Monographie von M. Lazarus in ſeinem „Leben der Seele“ hingewieſen, als auf einen claſſiſchen Beitrag zur Ergründung dieſes Myſteriums. Die Phyſiologie arbeitet der Linguiſtik in die Hand und ſyſtematiſirt, an den alten Kempelen und ſein Buch über ſeine berühmte Sprechmaſchine anknüpfend, die Lautlehre, wobei ſie faſt die ganze frühere, von zahlloſen Irrthümern wimmelnde Terminologie zerſtören muß, weil ſie „aus gänzlicher Unbekanntſchaft mit der eigentlichen Natur der Dinge“ hervorgegangen iſt; hier hat Brücke ohne Zweifel in ſeinen „Grundzügen der Phyſiologie und Syſtematik der Sprachlaute“ das Meiſterſtück geliefert. Die Linguiſtik ſelbſt aber hat ſich unter Führerſchaft der Gebrüder Grimm zu der Höhe der vergleichenden

Anatomie erhoben und wetteifert mit Cuvier, indem ſie aus Sprachtrümmern die untergegangenen Sprach-, ja Völkerorganismen wieder herſtellt, wie er aus Knochenreſten die verſchwundenen Thiergeſchlechter. So iſt die Sprachwiſſenſchaft denn auf dem Punkte angelangt, wo ſie den allgemeinen Menſchen wie den hiſtoriſchen in wunderbarer, ſich gegenſeitig bedingender Doppelſpiegelung reflectirt, und wer wagte zu beſtimmen, wie weit ſie noch kommen und welche Lichter ſie namentlich noch auf die Urgeſchichte des menſchlichen Geſchlechtes werfen wird!

Zu den größten Hoffnungen in dieſer Beziehung berechtigen uns vor allen die Arbeiten Schleicher's über den indogermaniſchen Sprachſtamm. Wie einem Scherbenberg der Welt ſteht er dem Sprachgeſchiebe gegenüber, das ſich im Laufe der Jahrhunderte wüſt und ungeheuerlich aufgethürmt hat, wie das Eis bei einem Eisgange, und läßt uns, indem er es wieder auseinander legt, in Tiefen ſchauen, die uns bisher ſo gut wie völlig verſchloſſen waren; was dem Archäologen das Bruchſtück einer Vaſe, das iſt ihm ein Wort. Die alte Philologie ſuchte ihre Größe gern darin, daß ſie das Große klein machte und z. B. unbekümmert um den Einſpruch der Aeſthetik, ja der Logik, die größten Kunſtgebilde auflöſ'te und von organiſchen Schöpfungen zu Compilationen herabſetzte. Die neuere Linguiſtik iſt in Schleicher wahrhaft productiv geworden und macht umgekehrt das Kleine groß. So iſt denn auch ſeine „Deutſche Sprache,“ das Werk, das uns zu dieſen Betrachtungen den Anlaß gab, etwas ganz anderes als die meiſten Leſer ſich bei dem Titel denken werden; keine Angſt- und Zwangsgeburt, wie ſo manche Grammatik, die gleich grau auf die Welt kommt, ſondern ein friſches, fröhliches Kind markigen Nationalgefühles, bei dem Philoſophie und Geſchichte Gevatter ſtanden. „Wäre es mir nicht geglückt — ſagt der Verfaſſer in ſeiner Vorrede — ein für jeden Gebildeten unſerer Nation zugängliches und brauchbares Werk zu ſchreiben, ſo müßte es als ein verfehltes bezeichnet werden, denn es hat keinen gelehrten, ſondern nur einen nationalen Zweck. Iſt es aber, daß mein Buch bei dem Leſekreiſe, für welchen es beſtimmt iſt, dem Gefühle der Werthſchätzung und Heilighaltung unſerer Mutterſprache dadurch größere Berechtigung verleihen kann, daß es der deutſchen Sprache Weſen und ihre Schönheit genießen lehrt, iſt die vorliegende Schrift ſo gethan, daß ſie zur Klärung des deutſchen Volksbewußtſeins und zur Kräftigung des deutſchen Nationalgefühls ein, wenn auch geringes Scherflein, beiträgt, ſo wird durch ſie ein Zweck erreicht, der unvergleichlich hoch über dem der wiſſenſchaftlichen Belehrung ſteht.“ Der Verfaſſer kann ganz ruhig ſein, es iſt ihm nicht allein das, ſondern unendlich viel mehr geglückt!

XXIII.

Hermann Samuel Reimarus.

Von David Friedrich Strauß. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Kleine Schriften von David Strauß.

Ebendaſelbſt.

Es ſind ſeltſame Empfindungen, mit welchen man mitten im tiefſten Frieden ein Zeughaus betritt und ſich die Zerſtörungs- und Vernichtungswerkzeuge des Krieges betrachtet. Wozu dem Tode ſo viele neue Senſen ſchmieden; hat er nicht an ſeiner Hippe genug? So denkt man, wenn man eine Waffenkammer nach der andern durchſchreitet und die Mordinſtrumente muſtert, die Bellona aus der Hand gelegt und in Ruheſtand verſetzt hat. Und wie wäre es auch anders möglich in einer Zeit, wo Frühling, Sommer, Herbſt und Winter den Menſchen in fröhlichem Wechſeltanz mit ihrem Segen überſchütten und wo ein Tropfen Blutes, im Uebermuth des Rauſches oder aus Raſerei der Liebe vergoſſen, das allgemeinſte Entſetzen verbreitet und die auf Blumen eingeſchlafene Themis ſo aufſcheucht, daß ſie hundert Arme auf einmal ausſtreckt. Aber wie ändert ſich das alles, wenn trotz der Theologen und Philoſophen und der bis zum jüngſten Tage gültigen Verträge der erſte Kanonenſchuß wieder fällt! Da wird jede Waffe wieder geprüft, von dem verroſteten Morgenſtern des Schweizer Bauern an bis zum Percuſſionsgewehr hinauf, und im Drange der

Noth findet ſich für die ſchlechteſte wie für die beſte ein Arm, der nach ihr greift.

Ebenſo verhält es ſich mit den geiſtigen Kämpfen. Kaum ſind ſie vorüber, ſo ſtaunt die Welt auch ſchon, daß ſie mit ſolcher Erbitterung geführt werden konnten, und die Kritik der Schlachtfelder, die oft unmittelbar nach dem Siegesjubel beginnt, iſt vielleicht die ungerechteſte von allen. Aber wiewohl der einzelne Menſch von Krankheiten geheilt, jedoch nicht das Menſchengeſchlecht von der Krankheitsanlage befreit werden kann, ſo wird wohl auch die einzelne Generation einen auf ſie vererbten Irrthum los, aber keineswegs in der Menſchheit ſelbſt die Quelle verſtopft, aus der neue Wahngebilde emporſteigen. Wer begriff noch die Hexenproceſſe, wer ſah nicht wenigſtens mit Stolz auf ein Jahrhundert herab, in dem eine ſo furchtbare Verirrung möglich geweſen war und beklagte Männer, wie Thomaſius und Spee, die ihre beſte Kraft an die Widerlegung ſolcher Kindermärchen ſetzen mußten? Da kam das Tiſchrücken und das Geiſterklopfen: die erſte Juriſtenfacultät Deutſchlands legte öffentlich für die Wahrheit des Factums ihr gewichtiges Zeugniß ab; Aerzte ließen ſich durch den Pſychographen in kritiſchen Fällen die Recepte ſchreiben, geiſtreiche Dichter — ich berichte Thatſachen — erholten ſich Raths bei ihm, wenn ſie nicht wußten, wie ſie ihren dramatiſchen Knoten in einem hiſtoriſchen Trauerſpiel löſen ſollten, und ehrbare Familienväter wandten ſich bei Hausdiebſtählen nicht an die Polizei, ſondern an das hölzerne Inſtrument des Berliner Schneiders, in dem ein Wahrſagergeiſt ſaß, der ſogar über ſeine Generalia, über Stand, Namen, Alter und Geſchlecht, wie ein Delinquent zu Anfang des Verhöres, bereitwilligſt Auskunft gab, bevor er Vertrauen verlangte. Der Schwindel war lächerlich, hatte aber ſeine ernſte Seite und bewies auf's ſchlagendſte, daß die dunkle Wurzel, der die Weltgeſchichte ihre reiche Paſſionsblumenflora verdankt, noch immer luſtig forttreibt, wenn auch die Schößlinge abgeſchnitten ſind, und daß ſie noch äußerſt kräftig iſt, denn was bedeutet der Glaube an beſeſſene Menſchen gegen den an beſeſſene Tiſche? Und das ſind die Wendepunkte, wo die Jahrhunderte einander begreifen lernen und ſich Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Ein ſolcher Wendepunkt iſt jetzt eingetreten: das Zeitalter der Aufklärung kommt wieder zu Ehren und aus demſelben Grunde wie das Zeughaus, weil der Krieg vor der Thür ſteht. Wie iſt es abwechſelnd geſchmäht und geſcholten, verhöhnt und verlacht worden, und wer wollte leugnen, daß es zum guten Theil verdient war? In Frankreich die Encyclopädiſten und in Deutſchland die Jeſuitenriecher, Voltaire mit ſeinem grinſenden Satyrgeſicht und Nicolai mit ſeiner Nachtwächterphyſiognomie, dort eine Harpye, welche die Schaubrote des Altars hämiſch beſchmutzte, hier eine Bäckermeiſterſeele, welche ſie mit gemeinen Semmeln zu vertauſchen wünſchte: wie hätte man nicht, je nachdem man mit ſeinen Gedanken dieſſeits oder jenſeits des Rheins verweilte, zwiſchen Abſcheu und Spott ſchwanken ſollen! Wer ſich ſo recht unter die Realiſten jener Tage verſetzt und ſich z. B. erinnert, daß Joachim Heinrich Campe lieber die Braunſchweiger Mumme erfunden, als alle Tragödien von Aeſchylos bis zu Shakeſpeare herab gedichtet haben wollte, der wird die Reaction der Romantiker natürlich finden, ohne nöthig zu haben, ultramontane Umtriebe dahinter zu ſuchen. Aber freilich wurde ein Schlachtfeld nach dem Siege noch nie ſo verunreinigt wie das der Aufklärer, und ein treuer, tapferer Soldat noch nie ſo gemißhandelt wie der Verfechter des geſunden Menſchenverſtandes. Man ſah nur noch ſeinen Zopf, nicht ſeinen Kopf, und konnte ſich die Zeit durchaus nicht mehr vergegenwärtigen, wo ſogar ein Product wie Voltaire's Saul, obgleich es ein Attentat auf den heiligen Geiſt der Poeſie enthielt, das der jugendliche Goethe gern mit dem Tode am Autor geſtraft hätte, heilſam war. Jetzt fällt uns das nicht mehr ſo ſchwer, der alte böſe Feind, von dem unſere Väter und Großväter ſich nichts Arges mehr verſahen, regt ſich wieder mächtig, der Religionsfriede wird überall geſtört, ein Concordat drängt das andere und ſchon giebt es einen Erzbiſchof, in Toulouſe, dem durch den ſcheußlichen Proceß Calas berüchtigten Toulouſe, der die ſeit der Revolution unterbrochene, früher gebräuchliche Feier eines kleinen Vorſpiels der Bartholomäusnacht wieder in Scene ſetzt.

Es iſt daher nicht blos zweckmäßig, ſondern faſt nothwendig, die vergeſſenen Kämpfer für „Humanität und Menſchenrecht“ wieder vorzulaſſen, und wer wäre ſo berufen, dazu das Signal zu geben, als der berühmte Verfaſſer des „Lebens Jeſu“. Sei uns denn an ſeiner Hand der alte trockene, aber mannhafte Reimarus willkommen, obgleich er in ſeiner Alongenperücke etwas ſpießbürgerlich darein ſchaut; ſeine „Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ wird wieder gute Dienſte thun und wo ſeine Kritik in ihrer allerdings ſpröden Einſeitigkeit zu weit geht oder nicht weit genug, da wird ſie vom Herausgeber auf ihre Grenzen zurückgeführt oder ergänzt. Strauß hat einen meiſterhaften Auszug des weitläufigen Werkes und eine vortreffliche Charakteriſtik des Autors geliefert und wir können ſeine Leiſtung jedem Gebildeten auf's Wärmſte empfehlen, wenn wir ihre nähere Würdigung auch den Theologen vom Fach überlaſſen müſſen. Wir ſind begierig, bei dieſer Gelegenheit zu erfahren, wie weit ſie es ſeit Goeze in der Widerlegung des großen Fragmentiſten gebracht haben; aber diejenigen ſollen nicht mit reden, die der Dichter in ſeinem Epigramm auf Neander's Darſtellung der Auferſtehungsgeſchichte im Auge hatte. Denn, wo es heißt:

„Daß ſich die Arme in Flügel verwandelten, mußt du mir glauben,
Ob auch die Füße in Klau'n, magſt du bezweifeln, o Chriſt —“

da geht es noch ſchlimmer her, als wo man ganz entſchieden mit Vernunft und Verſtand bricht.

Die „Kleinen Schriften“, womit Strauß die Leſewelt zugleich beſchenkt hat, ſind ein glänzendes Zeugniß ſeiner Vielſeitigkeit und beweiſen, was ſie nach der Vorrede beweiſen ſollen, nämlich, daß der Verfaſſer ſehr weit davon entfernt iſt, in der abſtracten Region vollkommen aufzugehen, von der er in Uebereinſtimmung mit der Hauptaufgabe ſeines Lebens zuerſt ausging. Sie bieten in anmuthiger Mannigfaltigkeit des Reizenden und Belehrenden ſehr viel. Welch' ein Genrebild rollt ſich gleich in dem erſten Aufſatze „Brockes und Reimarus“ vor uns auf; wie tritt der Sänger des Meſſias in dem zweiten: „Klopſtock, und der Markgraf von Baden“ in ſeiner gravitätiſch-ſuperklugen, auf Ehre und Vortheil mit gleicher Strenge haltenden Eigenthümlichkeit vor uns hin! Für und wider „Ludwig Timotheus Spittler“ iſt wohl alles geſagt, was geſagt werden konnte, und mit jener Urbanität, die über den zweideutigen, ohnehin hart genug beſtraften Miniſter den hochverdienten Gelehrten nicht vergißt.

„Auguſt Wilhelm Schlegel“ wird in eine mildere Beleuchtung gerückt als die Heine'ſche war, ohne darum ein anderes Geſicht zu bekommen. Vortrefflich iſt die Charakteriſtik Immermann's, wenn auch in der Polemik gegen den „Ehinger Spitzenkrämer“ im Münchhauſen die ſchwäbiſche Empfindlichkeit ein wenig verſchmeckt: ſehr tief iſt die ſo harmlos ſcheinende Bemerkung, daß wir einen bloßen Lyriker, ſei er auch noch ſo hervorragend, wohl im vollen, nicht aber im höchſten Sinne als Dichter anerkennen, einen Dramatiker und Epiker ohne lyriſches Vermögen jedoch nicht einmal als vollen Dichter gelten laſſen, geſchweige als höchſten. Eine Zugabe von außerordentlichem Gewicht ſind „Joſef Koch's Gedanken über ältere und neuere Malerei“.

XXIV.

Leſſing und Goeze.

Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeſchichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'ſchen Schrift: „Johann Melchior Goeze. Eine Rettung.“ Von August Boden. Leipzig und Heidelberg. Winter. 1862.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit; zu ihren wunderlichſten Früchten aber gehören die Ehrenrettungen, in denen ſie ſich gefällt. Jedes Kind iſt gewohnt, den Namen Tilly's unmittelbar mit dem des Teufels zu verknüpfen; jeder Gymnaſiaſt hat eine Periode, wo er nicht mehr von Pedantismus, ſondern nur noch von Gottſchedianismus ſchwadronirt, und jedermann zählt den Hamburger Hauptpaſtor Johann Melchior Goeze nicht blos zu den blindeſten Zeloten, die der Proteſtantismus jemals erzeugte, ſondern auch zu den ärgſten Sündern wider den heiligen Geiſt. Das ſoll nun auf einmal anders werden. Wenn Tilly in der baieriſchen Ruhmeshalle, die König Ludwig in München gegründet hat, einen Platz erhielt, ſo lag nichts Unbegreifliches darin; er war unbeſtreitbar ein guter Haudegen, der ſich bei ſeinem Beichtvater die Parole holte und nun in majorem Dei gloriam mit Feuer und Schwert gegen die Ketzer wüthete, um die Satansbrut bis auf den letzten Keim zu vertilgen. Wenn ſolch eine Köhlerſeele aber, wie verſucht wurde, in's Pantheon der deutſchen Geſchichte eingeſchmuggelt und an einem Ehrenplatze aufgeſtellt werden ſoll, ſtatt als Schreckbild auf der Zinne zu paradiren, wie die Teufelslarven und Thierfratzen auf den mittelalterlichen Domen, ſo muß man doch im Namen der Unſterblichen, die bereits im Heiligthum verſammelt ſind, proteſtiren. Wenn die Gerechtigkeitsliebe einen achtbaren Gelehrten veranlaßte, die Welt daran zu erinnern, daß der Leipziger Profeſſor, der dem Apoll gar zu gern ſeine Alongenperücke aufgeſetzt hätte, keineswegs ohne alle Verdienſte geweſen ſei, ſo war nichts dagegen einzuwenden, und um ſo weniger, als das eigentlich noch Niemand in Abrede geſtellt hatte. Die grotesk-komiſche Erſcheinung blieb dennoch übrig, denn man kann auf reines Deutſch dringen und den Journalismus organiſiren, was gewiß in der Gottſched'ſchen Literaturperiode höchſt dankenswerth war, und ſich doch unſäglich lächerlich machen, wenn man einen Muſenführer vorſtellen will. Es entſchuldigt den Eſel nicht als Lautenſpieler, daß er ſonſt ein nützliches genügſames Thier iſt, vergebens weiſ't ſein Defenſor darauf hin, daß er den Sack bedächtiger wie der Menſch ſelbſt zur Mühle trägt, und daß er gar nicht eſſen kann, ohne zugleich Diſteln und Dornen auszujäten, und den Acker von Unkraut zu reinigen, man räumt alles ein und hört doch nicht auf, zu ſpotten. Das Unternehmen iſt daher harmlos, nicht unlöblich im Motiv und ungefährlich im Reſultat, obgleich es im übrigen mit dem Verſuch, einen Mohren weiß zu waſchen, auf derſelben Höhe ſteht. Wenn aber gar ein Candidatus rev. Min., einer aus der Reihe von denen, die entweder nie oder doch nur an den heißeſten Sonntagsnachmittagen, wo Chriſtus und der Küſter die ganze Gemeinde vorſtellen, zum Predigen kommen, ſich die neu geſteiften vergilbten Bäffchen umbindet, um für einen Gerichteten, wie den Senior Johann Melchior Goeze, der als Theolog verdienſtlos, als Menſch verächtlich und ſogar als Eiferer zweideutig war, auf Koſten Leſſing's unter den Heiligen oder Halbheiligen ein Dunkelplätzchen zu erobern, ſo gebührt ihm die ſchärfſte Zurechtweiſung. Denn Ehren-Goeze hat Magdeburg nicht erſtürmt und in der Literatur keine Rolle geſpielt, er hat blos die Scharteken vermehrt, die bekanntlich ebenſo ſelten, wenn auch nicht ebenſo koſtbar ſind wie die Edelſteine, und aus denen man deshalb, wenn man ſich zufällig in ihrem Beſitz befindet, ſo unbedenklich citiren kann, wie man nur immer will. Eine ſolche Zurechtweiſung iſt dem Dr. Georg Heinrich Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realſchule des Johanneums zu Hamburg für ſeinen „Johann Melchior Goeze“ durch das uns vorliegende Werk von Auguſt Boden zu Theil geworden.

Wenn man in London des Sonntags durch die Straßen geht, begegnet man zuweilen einem Subject, das ganz ſchwarz gekleidet iſt, und zwei Tafeln, die eine über die Bruſt, die andere über den Rücken hängen hat. Auf dieſen Tafeln ſteht nicht, wie wohl in der Woche: wo die billigſte Seife verkauft wird oder wo der beſte Schneider wohnt, ſondern ein Bibelvers iſt mit ellenlangen Buchſtaben darauf gemalt: „Alſo hat Gott die Welt geliebt“ ꝛc. „Es kommt der Tag, es kommt die Stunde“ ꝛc. „Leget an das Feierkleid“ ꝛc. Das iſt der erſte Morgenausläufer der innern Miſſion, die des Abends in einem Damenmeeting zu gipfeln pflegt, einem Meeting nämlich, zu dem um Mitternacht eine gewiſſe Art von Frauenzimmern infolge öffentlicher Einladung zahlreich zuſammenſtrömt, um tractirt und bekehrt zu werden. Hamburg, in jeder Beziehung eine Filiale von London, hat ſeine innere Miſſion auch, und ihre Früchte, in England blos plump und barock, werden, wie die deutſche Luft das nun einmal mit ſich bringt, leicht giftig und ungeſund. Wer kennt nicht das „Rauhe Haus“ und den ſüßlich gleißneriſchen Pietismus, der darin wuchert und in neueſter Zeit Gegenſtand ſo verdrießlicher Enthüllungen geweſen iſt? Einer unſerer Freunde (es ſei geſtattet, dieſe höchſt charakteriſtiſche Anecdote einzuflechten), beſuchte einmal in Berlin das Gefängniß Moabit; ein Sprößling des Rauhen Hauſes führte ihn herum. Er ſah ein Individuum, das mit Händen und Füßen angeſchmiedet war, und erlaubte ſich die Bemerkung, das ſei gewiß ein arger Miſſethäter. „Sagen Sie lieber — lispelte der Führer — ein armer Verirrter; übrigens iſt es blos ein Mörder.“ Vielleicht war es derſelbe ſanfte Mann, der ſpäter ohne Noth einen wehrloſen Gefangenen niederſchießen ließ, dem Rauhen Hauſe gehörte dieſer Held in jedem Falle an. Mit der innern Miſſion, oder vielmehr mit dem Pietismus, deſſen neueſte Form ſie iſt, hängt es nun auch zuſammen, daß man den Prieſterrock nirgends ſo ſorgfältig bürſtet wie in London und Hamburg, als ob Kleider nicht blos Leute machten, ſondern auch Heilige. Wer kümmert ſich in Sachſen darum, daß der protestantiſche Prediger Tinius mit ſeinem Hammer einen Greis erſchlug, um Bibliotheken zuſammenkaufen zu können? Wen genirt es am Rhein, daß der katholiſche Pfarrer Schäffer zwei Frauenzimmer abſchlachtete, um ſie nicht länger ernähren zu dürfen? Aber in Hamburg giebt es Kreiſe — die Börſe und der Steinweg gehören freilich nicht dazu —, in denen es noch immer weh thut, daß ein Hauptpaſtor, ein Senior Unrecht gehabt haben ſoll, wäre es auch gegen einen Leſſing. Offenbar iſt das Röpe'ſche Buch aus dieſen Kreiſen hervorgegangen, jedenfalls bedient der Verfaſſer ſich aller Waffen, die dort gebraucht zu werden pflegen, wie ſein Gegner ihm auf's evidenteſte nachweiſ't. Er hat Goeze einen ſchlechten Dienſt geleiſtet. Auf den Todten liegt viel Staub, auf den Gräbern wächſt viel Gras und das de mortuis ꝛc. kommt jedermann zugute, wenn er nicht eben Schinderhannes iſt. Niemand hätte daran gedacht, Goeze's Sündenregiſter zu vermehren, wenn es Röpe nicht gefallen hätte, ſeine Grabſchrift einer Reviſion zu unterziehen und mit goldenen Lettern zu verſehen. Jetzt iſt es vermehrt, bedeutend vermehrt; aus Boden lernen wir einen noch viel ſchlimmern Goeze kennen als aus Leſſing bekannt war, und jeglicher Zug, der hinzukam, iſt actenmäßig erwieſen und belegt. Sei das Buch jedem auf's Wärmſte empfohlen, der die Wahrheit liebt.

XXV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Friedrich Richters.

Zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von Ernſt Förſter. 1. Bd. 1. u. 2. Abtheilung: Briefwechſel enthaltend. München. C. A. Fleiſchmannn's Buchhandlung. A. Rohſold.

Jean Paul's hundertjähriger Geburtstag iſt ohne Sang und Klang in Deutſchland vorübergegangen. Iſt das eine Unterlaſſungsſünde, wegen derer unſere Nachkommenſchaft uns zur Verantwortung ziehen wird? Oder haben wir dadurch den überſchwänglichen Enthuſiasmus unſerer Väter zurecht gewieſen, und eine zu freigebige Anerkennung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt? „Ein Stern iſt untergegangen — ruft Börne in ſeiner Frankfurter Denkrede aus — und das Auge des Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs, und ein hoher Prieſter iſt geſtorben.“ Allein Börne ſpricht hier, wie immer, wenn er in äſthetiſchen Dingen ſeine Stimme erhob, als blinder Demokrat, der jede Schaumblaſe göttlich fand, wenn ſie ihm nur im Zerſpringen ſeine Lieblingsgaſe entgegenſtrömte, und den Sternen ſelbſt ihren Glanz beſtritt, wenn ſie nicht kometariſchroth angehaucht waren.

Und dennoch muß auch er mitten im Panegyrikus einhalten, und geſenkten Tons hinzufügen: „Nicht allen hat er gelebt, aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen, er aber ſteht geduldig an der Pforte des neuen Jahrhunderts, und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme.“ Die Thatſache iſt richtig, ſchon bei dem Tode Jean Paul's war die Theilnahme gering, und äußerſt getheilt, aber die Prophezeiung iſt nicht eingetroffen, ſein Volk hat ſich immer mehr von ihm abgewandt, und Titan und Hesperus dürften kaum noch öfter geleſen werden, wie Klopſtock's Meſſias und Geßner's Idyllen. Spazier, der Neffe und Biograph des Dichters, würde den Grund in dem Mangel an Commentaren zu dieſen dickleibigen Romanen ſuchen, und einen hämiſchen Seitenblick auf Goethe und ſeinen oft commentirten Wilhelm Meiſter werfen, Gervinus meint jedoch, das ganze Verdienſt Jean Paul's ſei in die Klein- und Stillmalerei zu ſetzen, und dieſem wohlmotivirten Urtheil wird Jeder unbekümmert um Gottſchall's Widerſpruch beipflichten müſſen, der den engen Kreis, in dem der Mann etwas wirklich Poetiſches, dann aber freilich auch wunderbar Eigenthümliches leiſtet, von dem weiten, den er durch ſeine humoriſtiſchen Purzelbäume und ſeine ſentimentalen Waſſerwerke auszufüllen ſtrebt, zu unterſcheiden, und die Lenetten von den Lianen und Natalien zu ſondern weiß. Es iſt daher vollkommen in der Ordnung, daß die deutſche Nation auf ein Goethe- und ein Schiller-Feſt keine Richter-Feier folgen ließ, denn ein Partialtalent hat keinen

Anſpruch auf die Huldigung, die dem Univerſalgenius gebührt, und die Völker müſſen mit ihren Auszeichnungen eben ſo ſparſam ſein, wie weiſe Fürſten mit ihren Orden, falls ſie Werth behalten ſollen.

Wenn aber die Nation ſich nicht regte, ſo hat ſich dafür die Familie des Dichters gerührt, und, uneingeſchüchtert durch die gänzliche Erfolgloſigkeit des vor einem Decennium hervorgezogenen „Papierdrachen“, die Zettelkaſten und Excerptenberge abermals durchſtöbert, und Jean Paul's Correspondenz mit Emanuel, ſowie mit Oertel und Thieriot als „Denkwürdigkeiten“ vor uns ausgebreitet. Sie hat nicht wohlgethan. Von Jean Paul's Briefen iſt ſchon viel zu viel gedruckt; das Publicum kümmert ſich nicht im geringſten um der vielbändigen Briefwechſel mit Otto ꝛc., und auch die Literarhiſtoriker durchläuft ſie nur, weil er charakteriſtiſche Anecdoten über die Weimar-Jena'ſchen Zuſtände und über Schiller und Göthe darin findet, nicht aber, weil er ihnen einen ſelbſtſtändigen Werth beilegt. Was ſoll nun gar die Nachleſe, der dieſer Reiz fehlt? Wer ſind die Herren Emanuel, Oertel, Thieriot? Brave Leute, von denen der eine den Dichter mit Bier verſorgte, der zweite ihm Bücher ſchickte und der dritte ihm auf der Geige vorſpielte. Sind das Verdienſte, die ihnen über die perſönliche Dankbarkeit des Verpflichteten hinaus ein allgemeines Intereſſe ſichern? Dennoch dreht ſich um dieſe Perſonen und um das kleinbürgerliche Hinüber und Herüber mit ihnen die ganze Correspondenz, woraus dann folgt, daß ſie noch bombaſtiſcher iſt, als Jean Paul gewöhnlich zu ſein pflegt, wenn er ſich brieflich entleert. Einige Proben mögen es beweiſen. Seite 118, Theil 1 lautet es: „Des Lebens Unkraut iſt endlich wieder verdorrt, das mich verſtrickte“. Das ſoll heißen: „Meine Frau iſt vom Milchfieber geheilt.“ Seite 284 leſen wir: „Es thut mir und der Gärtnerin wohl, daß die nachgeſchickten Epheublättchen gerade um die treue Bruſt ſich legen, um die ſo viel lebendiger Epheu der Freundſchaft ſich ſchlingt.“ Das bedeutet: „Ich ſchicke dir zum Geburtstage eine Weſte, auf die meine Gattin Epheublätter geſtickt hat.“ Sogar Kinderbriefe ſind eingeſchaltet. „Ganz wie er leibt und lebt!“ wird der Leſer ausrufen. Ja wohl! Aber kannten wir ihn nicht ohnedieß ſchon? „Himmel, ich glaub's“, würde der Humoriſt mit ſeiner Lieblingswendung hinzuſetzen, wenn er die Recenſion ſelbſt ſchriebe. Allerdings iſt nicht blos von Milchfiebern und Geburtstagsweſten die Rede, und auch des Baireuther Bieres wird nicht auf jeder Seite gedacht. Aber die Blumen, die er für den Sonntag in den höheren Regionen gepflückt, ſind nicht beſſer wie die Schimmelgewächſe des Topfes, womit er die Alltagsereigniſſe umkleidet. Oder wem gefallen Prachtſtellen wie dieſe: „Der jüdiſche lange Tag unſeres Lebens würde uns durch ſein ewiges idem abmatten und ekeln, wenn nicht die ſanfte Natur zwiſchen jede zwölf Stunden und Acte den Schlaf als die Folie des Wachens eingeſchoben hätte. Daher kann die zweite Welt kein grünes Sumpfwaſſer einer fixen Ewigkeit ſein, ſondern ein unabſehlicher Wechſel, d. h. ein ewiger Tod!“ Verunglückte Denkproceſſe, die ſich wieder in's allgemeine Bilderſpiel der Sprache auflöſen, ſtatt ſich zum Reſultat zu verdichten, geben ſo wenig Poeſie als Philoſophie.

Studien über das engliſche Theater.

Von Moritz Rapp. Erſte und zweite Abtheilung. Tubingen, Laupp u. Siebeck.

Der Verfaſſer iſt überzeugt, daß in den nächſten hundert Jahren ein Geſchichtſchreiber des engliſchen Theaters auftreten wird. Dieſe Ueberzeugung wird Jeder mit ihm theilen, der den Umfang der zu einem ſolchen Unternehmen bereits gelieferten Vorarbeiten kennt; wenn das Material beiſammen iſt, pflegt der Organiſator nicht auf ſich warten zu laſſen. Er meint aber auch, daß dieſer Geſchichtſchreiber in Deutſchland aufſtehen müſſe, und das aus dem Grunde, weil unſerer „Nationalität“ in unſerem Jahrhundert ganz unverkennbar die „Theorie“ zugewieſen ſei. Die Thatſache zugegeben, fehlt dem Schluß noch immer ſehr viel zur Bündigkeit, denn es iſt etwas ganz Anderes, die innere Entwickelung des Drama's auf die letzten Geſetze zurückzuführen, wie es der Theoretiker thut, und etwas ganz anderes, die äußere Verleiblichung desſelben auf dem Theater im Kampfe mit den ewig wechſelnden politiſchen, religiöſen und ſocialen Mächten darzuſtellen, wie es der Geſchichtſchreiber thun ſoll. Warum ſollten ſich in dieſe Arbeit, die zwei verſchiedene Menſchen verlangt, nicht auch zwei verſchiedene Völker theilen, und warum ſollten die Engländer, die ſchon ſo manchen trefflichen Bau- und Eckſtein zu dem rückſtändigen Werke aufzeigen können, wie z. B. Macaulay's glänzender Eſſay über die Luſtſpieldichter der Reſtauration, nicht wenigſtens eben ſoviel Anwartſchaft haben wie die Deutſchen? Doch das nebenbei. Der Verfaſſer hat dieſe „Studien“ vorzugsweiſe für den künftigen Geſchichtſchreiber, deſſen Erſcheinung er prophezeit, publicirt, und, wie er weiter verſichert, dem Gegenſtande von Jugend auf ſeine beſten Kräfte zugewandt. Sie beſtehen aus bloßen Collectaneen, die beſſer geordnet ſein könnten, und ſich in der Regel auf eine kurze Inhaltsanzeige der Stücke beſchränken, welche der Verfaſſer geleſen hat. Es iſt eine ungeheure Kunſt, ein Drama, ſei es gut oder ſchlecht, im Lapidarſtile zu reproduciren und in eine Novelle zu verwandeln. Der Verfaſſer beſitzt dieſe Kunſt nicht, ſein Buch bietet deshalb dem größern Publicum, auch dem äſthetiſch gebildeten, nichts dar, und kann ſich wirklich nur um das Verdienſt bewerben, dem Geſchichtſchreiber einige

Mühe abzunehmen. Hat es dieſem nun die Selbſtprüfung erſpart? Kann er ſich auf die Urtheile des Verfaſſers verlaſſen, und ſie auf Treu und Glauben hinnehmen? Das wird von der Beſchaffenheit der Principien abhängen, aus welchen ſie hervorgegangen ſind. Dieſe werden nun zwar nirgends offen und beſtimmt ausgeſprochen, aber ſie ſpiegeln ſich in ſo blendenden Reflexen bei der Anwendung auf ſpecielle Fälle, daß man trotzdem leicht über ſie in's Klare kommt. Ueber Lord Byron's „Werner“ heißt es: „Daß Goethe Byron mit Schiller verglich, iſt wohl ein Frevel zu nennen, er iſt aber dafür durch dieſes Werk geſtraft, denn daß der Dichter gerade ihm ein Werk dedicirte, in welchem die deutſche Ariſtokratie und ihr Despotismus gebrandmarkt ſind, war wohl das Gedankenloſeſte, und muß Goethe maaßlos geärgert haben.“ Die Philologen pflegen einander dadurch maaßlos zu ärgern, daß ſie ſich ſeltene Manuſcripte gegenſeitig durch ſogenannte unglückliche Tintenklexe verderben; unter den Dichtern geht es anders her, und aus guten Gründen, denn ſie müſſen erſt als Menſchen etwas ſein, bevor ſie als Dichter etwas bedeuten können, was von Linguiſten, Mathematikern, Zoologen u. ſ. w. keineswegs gilt. Lord Byron dachte nicht daran, die deutſche Ariſtokratie zu brandmarken, als er die dunkle deutſche Erzählung dramatiſirte, und Goethe fiel es nicht ein, ſich über eine wohlgemeinte Dedication, die nur zufällig an die Stelle der beabſichtigten zum Sardanapal trat, zu erboßen. Aber welch ein Begriff von der Dichternatur und vom poetiſchen Schöpfungsproceß taucht hier auf! Doch es kommt noch beſſer. Zu Fletcher's „Captain“ bemerkt der Verfaſſer: „Man darf wohl vermuthen, falls, wie ſehr glaublich, Shakeſpeare dieſes Stück noch auf der Bühne geſehen oder geleſen haben ſollte, und dabei bedachte, was ſein nächſter Nachfolger auf der Bühne aus ihm gemacht, er müßte über ſeine eigene Kunſt einen Schauder empfunden haben, und es iſt ganz glaublich (in dieſem nachläſſigen Stile iſt das ganze Buch geſchrieben), daß er für ein Publicum, das ſolche Koſt vertrug und verlangte, von hier an nicht mehr zu produciren ſich getrieben fühlte.“ Ja wohl! Mein Nachbar hat einen Cartouche in die Welt geſetzt; ich will mich fortan des Ehebetts enthalten, damit ihm kein Ariſtides in den Weg trete! Unſittliche Stücke gefallen; ich will mich wohl hüten, ihnen durch ſittliche entgegen zu wirken! Es iſt ja eine Kleinigkeit, einen Lear oder einen Hamlet, die ſich aus den Tiefen der Seele emporarbeiten, zu unterdrücken; man braucht blos daran zu denken, daß ſie vielleicht nicht gleich den erſten Abend beklatſcht werden. Von einer ethiſchen Verpflichtung kann ohnehin nicht die Rede ſein! — Dieß iſt die Grundanſchauung des Verfaſſers über den Hauptpunkt, ſie muß ihn jeden

Augenblick verführen, das Nothwendige zu überſehen und auf das Zufällige einen ungebührlichen Werth zu legen. Nur zur Probe noch einzelne Ausſprüche: In Byron's Marino Faliero ſind „die Reden der Dogereſſe vor Gericht nicht aus ihrem Charakter: ſie iſt vorher weich, hier beinahe frech.“ Dieſer Umſchlag der ſcheuen Weiblichkeit in ihr Gegentheil iſt nun gerade die Hauptſchönheit; man könnte mit demſelben Recht den Wurm tadeln, dem ſein Stachel wächſt, wenn er zertreten werden ſoll. Shakeſpeare hat nach dem Verfaſſer herbe Erfahrungen mit den Weibern und „in financieller Beziehung“ auch mit den Männern hinter ſich. Das eine weiß man — — — Aus dem Collier? Oder aus neu entdeckten Memoiren? Nein, aus dem Othello und dem Wintermärchen, und das andere aus dem Timon von Athen, „wo er den Undank und die Geldgier der Menſchen an den Pranger ſtellt.“ Richtig, wir wiſſen es ſchon von Byron's Werner her, daß der Dichter ſich in der dramatiſchen Poeſie, wie in der lyriſchen perſönlich ausſchäumt: wenn die Aeſthetik die ſtoffliche Intereſſeloſigkeit des Künſtlers zur erſten Bedingung ſeiner Leiſtung macht, und wenn Schiller den Mangel derſelben ſogar an dem Lyriker Bürger ſo bitter rügt, ſo iſt das Faſelei. Antonius und Cleopatra iſt ein mehr bürgerliches Trauerſpiel, und ſteht ſo niedrig, daß Shakeſpeare nach des Verfaſſers Meinung ſolcher Art Stücke bei etwas mehr

Phlegma wohl an hundert hätte liefern können; der einzige Charakter der Cleopatra würde ihn wohl daran verhindert haben. Doch wir ſchließen, ohne uns bei ſo manchem anderen, namentlich bei den neuaufgeſpürten wunderlichen Quellen der Schiller'ſchen Räuber und des Don Carlos noch aufzuhalten. Der Leſer iſt längſt in den Stand geſetzt, darüber zu entſcheiden, ob der künftige Geſchichtſchreiber des engliſchen Theaters die Urtheile des Verfaſſers adoptiren darf oder nicht. Wie der Codex, ſo die Sentenzen.

Schiller's Geiſtesgang.

Von Dr. A. Kuhn. Mit einem Porträt. Berlin, L. v. Warnsdorf.

Ueber Schiller's Entwickelungsgang iſt ſo viel geſchrieben worden, daß es kaum noch einen Standpunkt giebt, von dem aus man ihn nicht bereits betrachtet hätte. Dieß weiß der Verfaſſer ſelbſt, und räumt mit anerkennungswürdiger Offenheit ein, daß er ſich auf die Schultern ſeiner Vorgänger geſtellt hat. Die Kritik muß ihm ihrerſeits dagegen beſtätigen, daß die Hoffnung ihn nicht täuſcht, wenn er glaubt, manches Eigenthümliche hinzugefügt und dadurch zu weiterem und ſchärferem Denken Anlaß gegeben zu haben. Es iſt zunächſt rühmend hervorzuheben, daß er die Reſultate der neuern Geſchichtsforſchung über den dreißigjährigen Krieg, über Wallenſtein, Tilly und Guſtav Adolf mit in Betracht zieht, denn wenn dieſe auch für Schiller's bekanntes

Geſchichtswerk ziemlich gleichgültig ſind, da es ohnehin bei ſeinem Damenkalender-Urſprung der wiſſenſchaftlichen Bedeutung entbehrt, ſo ſind ſie doch von erheblicher Wichtigkeit für die Beurtheilung ſeines großen Nationaldrama's. Weniger einverſtanden kann man ſich mit dem Experiment erklären, Schiller's gleichgültiges, wenn nicht feindliches Verhältniß zum poſitiven Chriſtianismus theils aus dem Rationalismus und Kantianismus der Zeit abzuleiten, theils ſogar auf „den Mangel an Mitteln, die ganze Erhabenheit und Ideenfülle des Chriſtenthums kennen zu lernen,“ zurückzuführen. Das letztere klingt obendrein myſtiſch, es ſoll aber wahrſcheinlich ausdrücken, daß dem Katholicismus unfehlbar gelungen ſein würde, was dem Proteſtantismus, in dem der Dichter geboren war, mißglückte, und da müſſen wir doch die Kraft des Weihwedels bezweifeln, wenn wir auch die des Katechismus keineswegs überſchätzen.

Die Negation des religiöſen Momentes in einer ſo außerordentlichen Erſcheinung wie Schiller, in dem Geiſt und Gemüth auf's Schönſte zuſammenſtimmten, nicht aber Verſtand und Witz à la Voltaire auf Koſten aller übrigen Kräfte einſeitig wucherten, wie in Zacharias Daſe das Rechentalent, ſollte nicht zu rein äußerlichen Erklärungsverſuchen verführen, ſondern zu einer ernſten Betrachtung, ob es denn auch „mit dem Einen, was noth thut,“ ſo ganz richtig beſtellt ſei, auffordern. Aeußerſt geſund iſt dagegen der energiſche Proteſt, den der Verfaſſer an mehr als einem Orte gegen den Mißbrauch der genetiſchen Betrachtungsweiſe in äſthetiſchen Dingen einlegt. Dieſer greift immer weiter um ſich, und wenn man das geniale Individuum ehemals zum unabhängigen und völlig ſchrankenloſen Demiurgos erhob, ſo ſcheint man jetzt zu dem Glauben geneigt, daß es ſich ſclaviſch in der Form des dialectiſchen Proceſſes entwickelt, und daß jeder ſeiner Athemzüge im mathematiſchen Zuſammenhange mit irgend einem allgemeinen Bedürfniß der Welt ſteht und etwas bejaht oder verneint. Conjecturaläſthetik iſt aber nicht mehr werth wie Conjecturalpolitik, und wenn es auch unzweifelhaft gewiß iſt, daß der Nationalgeiſt ſich in der Literatur offenbart, wie Gott ſich in der Geſchichte verleiblicht, ſo bleibt es doch nichtsdeſtoweniger äußerſt bedenklich, das nicht bloß im Großen und Ganzen aufzeigen, ſondern auch ganz ſpeciell an Komma und Punkt nachweiſen zu wollen.

Erſte kritiſche Arbeiten.

1839. 1840. 1841.

Sokrates nach dem Grade ſeiner Schuld zum Schutz gegen neuere Verunglimpfung.

Von Dr. Theodor Heinſius. Leipzig 1839.

Der Verfaſſer, der ſich der Forchhammerſchen Schrift über denſelben Gegenſtand entgegengeſtellt, ſetzte ſich den Zweck: diejenigen jungen Männer, die nicht der Sokratiſchen Philoſophie bekannt ſind, auf denjenigen Standpunkt hinzuführen, aus dem ihr Stifter nach Lehre und Wandel zu betrachten iſt, und den Glauben an die ſittliche Reinheit des griechiſchen Weiſen da, wo er erſchüttert ſein ſollte, wieder herzuſtellen. Wir müſſen dies letztere als ein bedenkliches Unternehmen bezeichnen, bedenklich, inſoferne es mißlingen, noch bedenklicher, inſoferne es gelingen kann. Die Geſchichte, oder was ſie an Charakteren darbeut, lobt uns nicht, weil wir, und ſo weit wir an ſie glauben; ſie iſt kein Tempel, wo wir ſtill unſere Andacht verrichten ſollen, und wo die Götter banquerott machen müſſen, ſobald wir ihnen den Tribut der Verehrung entziehen. Die Geſchichte hat nur ſo lange Werth für uns, als ſie uns, die wir in unſere beſchränkten Zuſtände, in unſere dürftige Individualität gebannt ſind, in ihre großen allgemeinen Kämpfe zieht, und darin, daß noch niemals irgend einer dieſer Kämpfe abgeſchloſſen ward, liegt ihre Göttlichkeit. Die Jahrhunderte bilden wahrlich keine große Philiſterfamilie, wo immer der Sohn das Handwerk des Vaters treibt und wo der Enkel ſich noch für den Sparpfennig des Großvaters berauſcht; ſie ſtehen einander trotz der innigen Verwandtſchaft feindlich gegenüber, und nur das, was jedem Angriff ſiegreich widerſteht, nicht aber das, was gar nicht angefochten, was als unverletzlich reſpektirt wird, macht ihren Beſitz aus. Wir wollen nichts erben, Erbſchaften machen faul und träge, wir wollen unſere Kräfte gebrauchen, und wenn dieſe in die Vergangenheit zurückgreifen, ſo liegt darin kein Frevel, die Vergangenheit will nur ſo lange ſchlafen, bis wir ſie erwecken. Jeder, dem die Geſchichte mehr als Gedächtnißfutter ſein ſoll, muß zu ihr ein durchaus individuelles Verhältniß ſuchen; es iſt ein großer Irrthum deutſcher Wiſſenſchaft, wenn ſie auch in dieſem Kreiſe die Vermittlung für ihre Aufgabe hält, und es ſteht ihr faſt komiſch, wenn ſie für die reine Wäſche der hiſtoriſchen Charaktere ſorgen zu müſſen glaubt. Leben denn die Todten unter uns fort, weil wir ſie beräuchern, weil wir jede muthwillige Mücke, und was ſie ſonſt in ihrem Schlummer zu ſtören droht, mit Sclavenängſtlichkeit verſcheuchen? Wird nicht vielmehr der lebendige Schlüſſel zu manchem dunkeln Rieſen-Daſein oft ein ganzes Säculum ſpäter geboren, iſt z. B. Napoleon nicht eine Leuchte für Alexander und Cäſar, und dieſe wieder für ihn? Herr Theodor Heinſius irrt aber auch noch darin, daß er wähnt, die Menſchheit verliere eben ſo viel, als Sokrates verlöre, wenn ſeine Gegner Recht hätten. Das Gegentheil iſt der Fall. Wo die Geſchichte eine Ungerechtigkeit zeigt, welche ſich im Laufe der Zeit nicht ausglich, da hat ſie eine Lücke. Es liegt an und für ſich wenig daran, ob auch einmal die Maſſe — und wäre es die Maſſe von Athen — eine Sünde begeht: ſie ſteht in ihrer Ungebundenheit noch unter dem Einzelnen, der in ſeiner Perſönlichkeit Schranken findet, welche jene nicht kennt. Aber es liegt allerdings daran, daß das, was als Sünde in die Welt eintritt, und was in Bezug auf diejenigen, die es zunächſt veranlaßten, auch immerhin Sünde bleiben mag, von höherer Hand die Taufe der Nothwendigkeit erhalte; es liegt daran, daß das Schickſal die That blinder Leidenſchaft adoptire: wir müſſen uns überzeugen, daß nur Sokrates, nicht aber die ewige Rechts-Idee ſelbſt, welche, einmal feierlich hingerichtet, die Welt zur Schädelſtädte der Gottheit machen würde, weil ſie niemals wieder aufſtehen könnte, den Giftbecher trank. Und ſo war es, die Athener thaten mit böſem Gewiſſen und aus unlauteren Gründen das Rechte;

Sokrates ſtand ſeiner Zeit mit dem ſcharf geſchliffenen Schwert einer neuen Philoſophie gegenüber; ſeine Zeit, ſtärker als er, entwaffnete ihn und tödtete ihn mit ſeinem eigenen Schwert, mit dem Schwert, womit er ſie tödten wollte. Er errichtete dem „unbekannten Gott“ den erſten Altar und ward dem alten Donnerer als letztes Opfer geſchlachtet; wir mögen das Opfer beklagen, aber — und deſſen freuen wir uns — wir haben nicht nöthig, die Opferer zu verdammen. Iſt es wirklich beſſer „ein allgemein für Wahrheit genommenes, die ganze ſittliche Welt beglückendes Vorurtheil“ ſtehen zu laſſen, oder darf die Forſchung auf die Gefahr hin, „den ſchönen Glauben an die Tugend der analyſirten Perſon“ zu vernichten, daran rütteln? Herr Theodor Heinſius erklärt ſich für das Erſtere: er meint ſogar, daß jedes, wenn auch nicht evident begründete, Urtheil, das ſich hiſtoriſch an Jahrtauſende lehnt und von Denkern und Gelehrten für vollſtändig erwieſene Wahrheit (ob dies möglich iſt?) genommen wurde, ſobald es die Welt beglückt, die Kraft einer doch nie zu findenden Wahrheit faſt vollſtändig erſetzt. Es haben dies ſchon Viele vor ihm gemeint, ich meine es nicht. Wo ein Vorurtheil beſteht, da liegt die Wahrheit begraben; darf man die Gruft nicht öffnen? Iſt ein Fragezeichen nicht mehr werth, als ein Gedankenſtrich? Liegen denn die Probleme blos vor uns, nicht auch hinter uns, und können wir in finſterer Nacht nicht an dem nämlichen Felſen ſtranden, auf dem einſt ein Leuchtthurm ſtand? Geht denn die Tugend zu Grunde, wenn das Logis, das unſer gutmüthiger Glaube ihr anwies, zuſammenſtürzt? O, wahrlich nein. Das Göttliche in unſerer Bruſt iſt nicht abhängig von irgend einer ſeiner äußeren Manifeſtationen, und, man ſage, was man wolle: das Vollgefühl unſerer eigenen Kraft, die Ahnung deſſen, was wir ſelbſt vermögen, iſt ein ungleich ſtärkerer Sporn für uns, als alle Erinnerungen an Sokrates und ähnliche Erſcheinungen; dieſe richten Nichts aus, wenn jene ſchläft; ſie ſind überflüſſig, wenn ſie wacht.

So viel über die Principien der vorliegenden kleinen Schrift, über ſie ſelbſt etwas zu ſagen, iſt unnöthig. Sokrates ward ſchon zu oft vertheidigt, als daß ſein neuer Defenſor noch etwas Neues bringen konnte. Wenn es aber auch an Licht mangelt, ſo iſt doch Wärme vorhanden, jener Mangel entſpringt aus der Natur der Sache und fällt dem Verfaſſer nicht zur Laſt; für dieſe Wärme werden ihm die Jünglinge, denen er ſeine Arbeit beſtimmte, Dank wiſſen.

Gedichte von E. Bleſſig.

Nürnberg.

Als Lord Byron in ſeinem ſiebenzehnten Jahre die „Stunden der Muße" herausgab, ſpottete das Edinburgh Review darüber, daß der junge Dichter dem Titel die Angabe ſeines Alters beigefügt hatte.

Das Review hätte dieß nicht thun ſollen; Lord Byrons Beiſpiel hätte dann die Sache vielleicht zur Mode gemacht, und die Recenſenten würden ſich gut dabei ſtehen. Die Kritik hat zwiefache Pflichten zu erfüllen. Ihre Hauptaufgabe iſt, die auftauchenden Erſcheinungen in ihrem Verhältniſſe zur Literatur zu würdigen, das Bedeutende einzuregiſtriren, das Mittelmäßige und Verwerfliche zurückzuweiſen. Sie ſoll jedoch nicht minder auf die Autoren Bedacht nehmen, ſie ſoll den ſchon fertigen und gemachten die gehörige Stellung zum Publicum vermitteln, bei den angehenden und unentwickelten aber Sorge tragen, daß ſie nicht ihre Zukunft im Keim erſticke, indem ſie über ihre Vergangenheit, wie dieſe ſich in einer unausgegohrenen Production abſpiegelt, den Stab bricht. Der letztgedachten Forderung Genüge zu thun, muß ſchwer ſein, denn es iſt ſelten geſchehen: was gehört denn aber Großes dazu? Die Kritik ſoll jung bleiben, ſie ſoll ſich erinnern, daß ſie nur lernend lehren darf, ſie ſoll demüthig bei jedem neuen und friſchen Ton des Lebens und der Jugend in die Schule gehen und den Unterricht gern mit ihrer aufgeſpeicherten Weisheit bezahlen; ſie ſoll vor Allem nicht vergeſſen, daß ſie in dem Augenblick, wo ſie übermüthig wird, wo ſie auf eigene Hand und für ſich ſelbſt zu leben anfängt, zu leben aufgehört hat. Oft zwar kommt ſie bei dem beſten Willen in Verlegenheit, vorzüglich dann, wenn poetiſche Hervorbringungen ihr Urtheil herausfordern. Wer ſagt ihr, ob der Sänger, der in der Wolke ſeines Buchs vor ſie hintritt, ein bloßes Präludium giebt oder die Symphonie, und wie verſchieden ſind die Maaßſtäbe, womit beide gemeſſen werden müßten. Deshalb wäre es äußerſt wünſchenswerth, daß jeder Poet ſchuldig und gehalten wäre, das zu thun, was Byron aus freien Stücken that.

Bleſſig's Gedichte haben eine Eigenſchaft, die ſie unwiderſtehlich macht, ſie ſind beſcheiden. Wir ſehen in der Beſcheidenheit freilich keine Cardinaltugend, wir lieben im Gegentheil im ganzen Paul Fleming Nichts ſo ſehr, wie ſeinen ſtolzeſten Vers. Aber die Beſcheidenheit iſt das Kind unter den Tugenden; das Kind, welches jede Forderung bezahlt, weil es ſie aufhebt. Bleſſig gefällt uns; es thut uns ſeinetwegen leid, daß wir nicht ſagen können, warum. Dürften wir den vorliegenden Band ſeiner Gedichte als eine Schuldverſchreibung anſehen, der von ſeiner Jugend auf ſeine reiferen Jahre ausgeſtellt worden, ſo wollten wir ihm herzlich gern creditiren und uns unſeres Schuldners ſogar freuen. Doch dem widerſpricht eine, wir mögten ſagen, bedenkliche Ausgebildetheit der äußeren Form; dieſer Geiſt verſteckt ſich nicht mehr ungeſchickt hinter das rührende Feigenblatt, er iſt ganz comme il faut gekleidet und wird ſchwerlich noch wachſen. Deßungeachtet wollen wir nicht fragen: biſt Du ein Dichter? wir wollen nur fragen: biſt Du eine Individualität? Und hierauf können wir nicht mit Ja antworten. Hier iſt Liebe und Luſt, Schmerz und Verzweiflung: aber das Gemüth, dem dieſe Gefühle entfließen, iſt ohne Charakter, es drückt ihnen niemals jenes Gepräge auf, das uns mit allen Geheimniſſen einer fremden Exiſtenz durchſchauert. Das Allgemeine aber iſt in der Kunſt gleich dem Nichts; ein Strom ohne Ufer iſt kein Strom mehr. Der Dichter giebt in der „Vorklage“ ſeiner Muſe den Auftrag: „Die ſüßen Freuden längſt verrauſchter Zeiten noch einmal zu Grabe zu geleiten.“ Nun kommen: Gedichte an Alexandrina, Reiſelieder, an Emma, an Sappho, an Lilla, an Bianca, an Malvina, an Ida, Sonette, Sonette nach Shakeſpeare, Herzensklänge und Liebesanfänge, Mädchenlieder, Abſchiedsgeſang, Epiſtel an meine Freunde, Trinklieder, vermiſchte Gedichte, Romanzen, Scherz und Laune. In allen dieſen Gedichten iſt eine wohlthuende Wärme, die durch den Brennſpiegel größerer Concentrirtheit ſich vielleicht bis zur Gluth hätte ſteigern laſſen. Nicht ſelten findet ſich ein hübſcher Gedanke, ein ganz artiger Einfall; doch begegnet es dem Dichter dann wohl, daß er das, was das Herz ſeines Gedichtes ſein könnte und ſollte, zum bloßen zufälligen Schmuck, zur Verzierung verwendet. Ein Fehler übrigens, der bei Bleſſig nicht allein vorkommt!

Leben und Thaten Emerich Tökölys und ſeiner Streitgenoſſen.

Ein hiſtoriſches Drama von A. Z. Leipzig bei Wilhelm Einhorn.

Gegen kein Werk muß die Kritik ſo ſcharf ſein, wie gegen ein Werk ohne Form. Was ohne Gehalt iſt, das verſchwindet von ſelbſt aus der Reihe des Lebendigen, wo es ſich eindrängte; man braucht gegen das Nichts keinen Vertilgungskampf zu führen. Was aber ohne Form iſt, das kann, gleich mancher phyſiſchen Mißgeburt, noch immerhin ein zähes Leben athmen; es kann ſogar fortzeugen, und dennoch hat es kein Recht, zu exiſtiren. Iſt denn etwa die Form nach irgend einer Beziehung hin etwas Willkürliches, das man, wie es der Bequemlichkeit eben beliebt, jetzt beobachten, jetzt wieder unberückſichtigt laſſen kann? Im Gegentheil, in der Form liegt das ganze Geheimniß, ja die ganze Kraft der Kunſt, und das wahrhafte Genie vertauſcht höchſtens eine mit der andern, aber nie gefällt es ſich in einem breiten maaßloſen Ergießen. Der Verfaſſer des vorliegenden ſogenannten Drama's hat verſucht, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, ohne ſich irgend um die Kunſt zu bekümmern; vielleicht hat er bei ſeiner Arbeit den Götz von Berlichingen vor Augen gehabt, es wäre jedoch ſehr ſchlimm, wenn ihm das Organiſche, das durchaus Abgeſchloſſene dieſes durch den überwältigenden Stoff in ſeiner abweichenden Form bedingten Schauſpiels entgangen wäre, und wenn er ſeine

Licenzen durch Goethe's Licenzen entſchuldigen zu können glaubte. Eine vorübergehetzte Jagd von Lebensſcenen, in einer Proſa dargeſtellt, wie wir ſie ſo ziemlich Alle ſchreiben, hilft zu einem Drama gerade ſo viel, wie ein Haufen Bauſteine zu einem Tempel; möglicherweiſe läßt ſich der beſte daraus errichten, aber dem Geiſte, der den Riß entwirft, dem Arm, der ihn kühn und ſicher ausführt, gebührt die Ehre. Doch wir wollen über den Verfaſſer nicht urtheilen, da er kein Werk geliefert hat, welches ein künſtleriſches Urtheil zuläßt. Möge er uns in unſerer Schauſpiel-armen Zeit recht bald mit einer gegliederteren Production wieder vor Augen kommen!

Wiſſenſchaft und Univerſität in ihrer Stellung zu den praktiſchen Intereſſen der Gegenwart.

Eine Gegenſchrift gegen Prof. R. H. Scheidler: „Ueber die Idee der Univerſität zur Staatsgewalt.“ Von Dr. Carl Biedermann, außerordentlicher Prof. der Phil. an der Univerſität Leipzig. Leipzig, Gebrüder Reichenbach.

Die vorliegende Schrift nimmt in ihrer Entſchiedenheit und kräftigen Selbſtſtändigkeit eine viel höhere Bedeutung in Anſpruch, als man nach dem Titel erwarten ſollte. Der Verfaſſer, durch eine früher erſchienene Fundamentalphiloſophie bekannt, bleibt nicht bei der bloßen Widerlegung ſeines etwas großväterlich aufgetretenen Gegners ſtehen, er ſchlägt dieſen nur aus dem Felde, um Raum für ſich ſelbſt zu gewinnen! Es verdient alles Lob, daß er, ſtatt nach Art der Philoſophen das Spinngewebe der Metaphyſik abzuhaspeln und mit dem Senkblei einer kecken Hypotheſe die Tiefen der Gottheit zu ermeſſen, ſich für ſeine Gedanken-Entwicklung nach einem compacten und reellen Gegenſtand umſah. Er giebt uns, den zwiſchen Univerſität und Staat, zwiſchen der Speculation und der Praxis beſtehenden Streit auf die beiden zum Grunde liegenden Principien zurückführend und dieſe in ihrer Unausgleichbarkeit mit allen ihren Conſequenzen, wie zwei, den Lebensſtrom gefrieren machende Baſilisken, einander gegenüber ſtellend, ein treu und ſcharf gezeichnetes Bild der deutſchen Nation, er reißt ihr die Schönpfläſterchen, womit ſie ſo manche alte Wunden zu decken ſucht, ab, er ſchlägt ihr den werthen, mittelalterlichen Pokal mit den ſchönen Randverzierungen aus der Hermannsſchlacht, dem ſie ſo manchen Rauſch verdankt, aus der Hand, er zeigt ihr, daß es keine Tugend, daß es nicht einmal ein Unglück, ſondern daß es eine eckle Schande iſt, nur an Träumen und Phantaſieen reich zu ſein. Es thaten dieß Viele vor ihm, aber keiner that es mit ſo zermalmender Gründlichkeit, ſo einſchneidender Dialectik, keiner hat mit ſolcher Evidenz nachgewieſen, daß nicht unſere Ohnmacht, ſondern daß unſere Kraft uns vor dem Forum der Geſchichte anklagt, daß praktiſches Zurückbleiben durch geiſtiges Voranſchreiten nicht entſchuldigt, ſondern verdammt wird. Der

Verfaſſer iſt, wie ſich hiernach von ſelbſt verſteht, der geſchworne Feind des Ideals, nur begegnet ihm die Menſchlichkeit, daß er dem Ideal ſeinen Tribut abſtattet, während er es bekämpft, denn indem er das Idol, das verlockend im Blauen gaukelt, bis in den letzten Winkel, wohin es ſich retten mögte, verfolgt, merkt er nicht, daß das ſchlaue Proteuskind ſich in ſeinen eigenen Kopf hineinflüchtet, und aus dieſem in dem Augenblick, wo er es völlig vertrieben wähnt, in verwandelter Geſtalt, ſolid-bürgerlichen Ganges, das Einmaleins in der Hand und den Blick heuchleriſch auf die materiellen Intereſſen richtend, wieder hervortritt. Dieſe ironiſche Strafe, die der Einſeitigkeit immer auf den Fuß zu folgen pflegt, trifft ihn mit Recht; das Ideal iſt der Sporn menſchlicher Thatkraft, die, könnte ſie den Ertrag ihrer Anſtrengung vorher auf Heller und Pfennig berechnen, ſich wohl nur ſelten in Bewegung ſetzen würde; wir ſollen des Spornes wegen nicht reiten, aber er iſt demungeachtet ſehr nothwendig. Vor Allen der Deutſche, den der Verfaſſer doch faſt ausſchließlich im Auge hat, bedarf eines höhern Anknüpfungspunktes für ſeine Beſtrebungen, wenn er ſich eine friſche Exiſtenz erhalten, wenn er nicht an Leib und Seele verdorren ſoll; giebt es wohl eine abſcheulichere, eine unwürdigere Erſcheinung, als die des deutſchen Philiſters, der, nachdem er aus dem hitzigen in das kalte Fieber gefallen iſt, ſich

Baumwolle in die Ohren ſtopft, um die tauſend Stimmen des Lebens von ſich abzuwehren, und der nichts bereut, als daß er einſt jung war, daß er nicht im Schlafrock und in der Nachtmütze zur Welt kam. Unſer Kosmopolitismus iſt allerdings durch den einfältigen Gang, den unſere Geſchichte nahm, bedingt, aber eben dieſer einfältige Gang unſerer Geſchichte, woher entſprang er, als aus der Beſchaffenheit unſerer Natur? Und dieſe wird ewig dieſelbe bleiben! Stimmen wir daher auch mit den Wünſchen des Verfaſſers größtentheils überein, ſo können wir doch ſeine Hoffnungen nicht theilen, wünſchen aber dennoch ſeiner Schrift, die auch als ein gelungener Verſuch, die Reſultate des philoſophiſchen Denkens in einer allgemein-verſtändlichen Sprache darzulegen, anerkannt werden muß, viele deutſche Leſer, die nicht, wie wir, in Bezug auf den vorhin erwähnten Punkt von ihrer Unverbeſſerlichkeit überzeugt ſind. Nicht an die Krankheit glauben, führt ja zur halben Geſundheit!

Die Dramatiker der Jetztzeit.

Von Ludolf Wienbarg. Erſtes Heft. — Altona bei Carl Aue.

Es hat wohl kein Deutſcher, der die Macht des Theaters, ſeinen ſtillen Einfluß auf das Volk und die hieraus entſpringende Rückwirkung auf das ſich entwickelnde dramatiſche Kunſtgenie zu würdigen weiß, dem Verfall und gänzlichen Untergang des unſrigen mit Gleichgültigkeit zugeſehen. Das Schauſpiel einer Nation in würdiger Bedeutung aufgefaßt, repräſentirt ſie in ihrem Selbſtbewußtſein; es iſt der Brennſpiegel, der die einzelnen Ausſtrahlungen ihrer innerſten Weſenheit, wie die vorüberwandelnde Geſchichte ſie aus der Tiefe hervorlockt, auffängt, der ſie verdichtet und concentrirt, und ſo ein Jahrhundert durch das andere entzündet, eine leuchtende That durch die andere in's Leben ruft. Die Tragödie ſtellt ein Volk in ſeinem Verhältniß zu den wichtigſten Aufgaben ſowohl ſeiner ſelbſt, wie der Menſchheit überhaupt dar. Die Komödie malt es in ſeinen nothwendigen Verirrungen und Abnormitäten, in ſeinen erdwärts gekehrten Richtungen und Beſtrebungen; nur beide, in ihrer gemeinſchaftlichen Ausbildung, in ihrer Erhaltung auf gleicher Höhe erſchöpfen ſeinen Geſammtinhalt und geben ein treues, ewiges Bild ſeines Wollens und Könnens, ſeines Schwankens und Erliegens. Dies iſt der Punkt, den die dramatiſche Dichtkunſt in's Auge faſſen muß, wenn ſie wirken will; zwar mag ein noch höheres Drama denkbar ſein, eine Tragödie, die es nur mit dem reinen Menſchen, dem Menſchen an ſich, in ſeiner zweifelhaften Stellung zu Gott und Natur, zu thun hat, eine Komödie, welche die Nationalitäten ſelbſt in den Sarg legt und die Leichen buntſcheckig aufputzt. Doch iſt es noch die Frage, ob die Kunſt bei einer ſo allgemeinen Herrſchaft der Humanitäts-Idee, wie ſie jener Zuſtand vorausſetzt, überall fortexiſtiren kann, und jedenfalls iſt die Zeit, wo dieſe geiſterhafte Herrſchaft eintreten wird, noch fern, obgleich die Literatur manches dramatiſche Gedicht entſtehen ſah, das für ſie beſtimmt zu ſein ſcheint.

Tieck that ſchon vor vielen Jahren, bei Gelegenheit einer Claurenſchen Miſerabilität den Ausſpruch, wir ſeien endlich im Keller angelangt, und müßten wieder hinauf. Er hatte in ſeinem Ausſpruch Recht, leider aber nicht in der Hoffnung, die er daran knüpfte. Weit entfernt, den Keller eilig zu verlaſſen, haben wir es unten ganz bequem gefunden, wir haben uns, ſo gut es ging, eingerichtet, und ſind gräßlich zufrieden. Statt des geharniſchten Geiſtes unſerer Vorzeit, taumelt Nante Strumpf in der zerriſſenen Jacke aus den Couliſſen hervor und zeigt uns, welchen Humor Dummheit und Branntewein erzeugen, wenn ſie ſich im Kopf eines Eckenſtehers ein Rendezvous geben; wollen ſich Schiller und Goethe einmal aus dem Exil heranwagen, ſo tritt ihnen Neſtroys Plumpuddings-Genius in den Weg, dem ſie dann freilich auch beſcheiden weichen: Shakeſpeares und Calderons Zauberwelten erſticken ſchon in der Geburt an dem Kopfſchütteln des Maſchinenmeiſters, der ſeine Mittel für Raimunds Tollhausſpuck zuſammenhalten muß. Seien wir aber auch gerecht, erinnern wir uns, daß unſer Theater, trotz der großen Kräfte, die ſich ihm zuwandten, auch in ſeiner glänzendſten Zeit nicht war, was es ſein ſollte, und dies nicht ganz aus eigener Schuld. Ein Luſtſpiel hatten wir niemals, Poſſen und Albernheiten vertreten deſſen Stelle, und die Kritik ſelbſt, wenn wir die Schlegel'ſche ausnehmen, ſchien es nicht zu ahnen, daß Tragödie und Komödie aus einer und derſelben Wurzel hervorſproſſen, und daß die Erſtere ſich durchaus nicht in ihrer ganzen Größe entfalten kann, wenn die Letztere hinter ihr zurückbleibt. Den Begriff des Luſtſpiels auf die enge etymologiſche Bedeutung ſeines Namens beſchränkend, und aus dem zufälligen Ausbleiben des Dichters die innere Unmöglichkeit des Gedichts ableitend, bildeten wir uns ein, wir könnten kein Luſtſpiel haben, da doch eben wir aus Gründen, die ſich nicht im Vorübergehn entwickeln laſſen, das Beſte haben ſollten und müßten. Unſere Tragödie dagegen wollte den zweiten Schritt vor dem erſten thun: es behagte ihr nicht, von unſerem eigenen Grund und Boden die Welt zu erobern, ſie zog es vor, als heimatloſe Vagantin bei allen Völkern der Erde umher zu ziehen, und erſt, nachdem ſie ſich überzeugt hatte, daß man von Bettelbrod nicht fett wird, kehrte ſie beſchämt an die Bruſt ihrer Mutter zurück. Aber, inzwiſchen war in Deutſchland der Enthuſiasmus, der ſich ſelten oder nie wieder erwecken läßt, verraucht, und als Wallenſtein und Wilhelm Tell, als die Hermannsſchlacht und der Prinz von Homburg erſchienen, war nicht mehr an die zur Zeit der Iphigenien veilleicht mögliche Verſchmelzung des Theaters mit dem Leben zu denken. Man hatte ſich gewöhnt, die Bühne als Zeitvertreib zu betrachten, und was zum Zeitvertreib hinabſinkt, iſt meiſtens für immer degradirt. Daher kam alles Unheil; daher kam es, daß ſeit langer Zeit Hunde und Affen, Taſchenſpieler und moderne Athleten dort ihre Triumphe feierten, wo die Kunſt ihre tiefſinnigſten Orakel verkünden und wo ein Volk im ſtillen Genuß ſeiner ſelbſt, in der gelinden Anſpannung aller ſeiner Kräfte und in der Empfindung ſeiner geheimſten Sympathien und Antipathien ſich erfriſchen und erheben ſollte.

Wienbarg glaubt, es ſei jetzt ein Wendepunkt eingetreten. Dieſem ſeinem Glauben verdanken wir ſeinen vorliegenden Literaturbeitrag, der „darin beſteht, daß er die neuere Dramenliteratur, vorzüglich die bühnenloſe, durch Anſchauung wenig oder gar nicht bekannte, in jedesmal durch irgend einen dramatiſchen Bildungszweck für Dichter und Publicum geleiteter Wahl, mit ſteter Rückſicht auf einen ihm vorſchwebenden idealen Geſchmacksmittelpunkt im geſchichtlich-poetiſchen Bewußtſein der Nation, kritiſch in zwangloſen Heften beleuchten will“. Ein ſolches Unternehmen, von einem Manne ausgeführt, der mit Einſicht in die Sache eine Darſtellungsgabe verbindet, wie die Zeit ſie verlangt, verdient alle

Anerkennung. Nur die Kritik, die ſich Anſehen zu verſchaffen weiß, kann der Muſe des Dramas ihren Tempel wieder erobern, nicht dieſe Muſe ſelbſt, die ja, ſobald ſie Einlaß begehrt, jedesmal von ihrer noblen Prieſterſchaft unter den höflichſten Verbeugungen wieder in den Winkel geſchoben wird. Die Kritik ſoll, der freiwilligen Armuth des Repertoirs gegenüber, auf den vernachläſſigten Reichthum der dramatiſchen Literatur aufmerkſam machen, ſie ſoll durch Charakteriſtik und Analyſe die Vermittlerin zwiſchen dem Genius des Dichters und dem Talent des Schauſpielers abgeben, und ſie verſündigt ſich ſchwerlich ſtark an der Gegenwart, wenn ſie der noch nicht heilig geſprochenen jüngern Vergangenheit ihre hauptſächliche Aufmerkſamkeit zuwendet. Sie kann überhaupt nicht oft genug rückwärts ſchauen.

Wienbarg beginnt mit Uhland. Er hatte Recht, von ſeinem gewählten Standpunkt aus den herrlichen Heinrich Kleiſt in ſeiner Hermannsſchlacht und den Prinzen von Homburg einſtweilen unberückſichtigt zu laſſen. Uhland hat unter allen unſern Dichtern den Schatz deutſcher Nationalität am reinſten gehoben; all dieß Träumen und Sehnen, dieß Hoffen und Dulden, aber auch all' den Muth, all' die Kraft, die nur beim Kampf in die vorderſte Reihe tritt, nicht bei der Parade. Man kann Uhland gar nicht tadeln, ohne Deutſchland mit zu tadeln, man kann Uhland jedoch loben, ohne Deutſchland mit zu loben, denn jede Poeſie idealiſirt, indem ſie einrahmt, wie ein Spiegel, aber ſeiner Gränzen wegen, zerſtreute Einzelnheiten zu einem ſcheinbar geordneten Ganzen zuſammendrängt, das doch in der Natur keineswegs ſo harmoniſch vorhanden iſt. Uhlands Poeſie iſt eine Thräne, hervorgeſtoßen aus dem dunkelblitzenden Auge durch den Schmerz, der ſich im Herzen ungeduldig ausdehnt, und keinen Raum mehr findet; aber, wie viel ſchöner iſt der Schmerz, als die Wunde, und wie viel ſchöner die Thräne, als der Schmerz! Solche Thränen ſind erſtickte Thaten; erniedriegten nur bei uns Schlaffheit und empfindungsſelige Zerfloſſenheit das Weihwaſſer nicht ſo oft zum Waſchwaſſer!

Es ſind treffliche Bemerkungen, womit Wienbarg ſeine Charakteriſtik Uhland's einleitet. Gar nicht genug zu beherzigen iſt, was er Seite 17 ſagt: „Unſere Literatur iſt ein Geſpenſt, die meiſten Dichtgattungen ſind ein Spuk, den Glauben oder Unglauben daran nennt man Aeſthetik. Friſches, junges Leben wird ausgeſogen, architectoniſche Kräfte werden gemißbraucht, um entſeelte Formen zu begeiſtigen und fortzupflanzen und die Eitelkeit der Literatur durch ſogenannte Kunſtwerke zu befriedigen.“ Geht doch die Philoſophie am Syſtematiſiren zu Grunde, wie viel mehr die Poeſie, die doch nur exiſtirt, ſo lange ſie frei iſt. Der Trieb, ein Ende zu machen, und das nicht auf Raum und

Zeit Beſchränkte muthwillig und eigenmächtig einzupferchen, iſt der häßlichſte in der menſchlichen Natur. Das Leben, in welcher Phaſe es ſich auch befinde, hat immer Form, wenn auch zuweilen eine mit Händen nicht greifbare, es iſt ſtets in Gährung, aber nie in Fäulniß; ſeine Form geht ihm jedoch eben verloren, wenn wir es mit den tyranniſirenden Allgemeinheiten, die ſich vom Großvater auf den Enkel vererbten, in Einklang zu bringen ſuchen, dann erſtarrt es, und den Strom, der uns das köſtlichſte Bad gewähren konnte, können wir höchſtens noch zur Schlittenbahn umſchaffen. Schützt euch vor dem Meer, aber ſtrebt nicht, es in ſeiner Bewegung zu hemmen und einzudämmen; gelänge dieß jemals, ſo würde es zum Sumpf, und ihr Alle — die Schiffer nicht allein — ſtürbet eines jämmerlichen Todes. Es iſt ſchon ein Unglück, daß die menſchliche Geſellſchaft der auf nichts Urſprüngliches zurückführenden Form des Staates bedarf, denn die genialſten Richtungen und Entwickelungen der Individualitäten werden dadurch im Keim erdrückt, und es iſt die Frage, ob die übrig bleibenden, die allerdings innerhalb der Wälle und Mauern beſſer, wie ſonſt, gegen Wind und Wetter geſchützt ſind, in ihrer füllereichſten Ausbeute für die zurückgehaltenen und erquetſchten Erſatz leiſten. Wollt ihr noch weiter gehen, als die Nothwendigkeit euch drängt; wollt ihr dem Geiſt ſogar auf ſeinem eigenſten Gebiet unter dem hammelfrommen Namen einer Aeſthetik die Conſtitution aufdringen? Was kommt dabei heraus? Freilich, ihr könnt dann geſetzlich ſchimpfen und ſtrafen, ihr könnt heute ein Gefühl wegen Trunkenheit in die Wache ſetzen, morgen einen Gedanken über Beleidigung eurer Majeſtät auf die Feſtung ſchleppen und übermorgen eine Phantaſie wegen ihrer allzukühnen Flügel in's Tollhaus ſchicken. Das Leben iſt ſein eigenes Geſetz und ſeine eigene Regel, aber ihr wollt den Gott noch immer erſt anbeten, nachdem ihr ihn gekreuziget habt. So lange der Baum grün iſt, ſchneidet ihr ihm die Zweige ab, und aus dem dürren, gefällten macht ihr — nicht eine Welle für eure Mühlen, ſondern ein Götzenbild."

Was Wienbarg über Uhland, den Balladendichter, ſagt, iſt hübſch, es war aber widerlegt, ehe es noch geſchrieben ward. Uhland, der Balladendichter, iſt nicht der „in tauſend Stücke geſprungene" Dramendichter; die Gedichte erſchienen 1815, das erſte Drama 1818. Ich würde dieſen äußern Beweisgrund nicht anführen, knüpfte ſich nicht ein innerer daran. Alle dieſe ſtrömend vollen Lieder und Romanzen waren fertig, bevor die edel-ſtille Kraft, die ſie in's Daſein rief, ſich für die Schöpfung eines dramatiſchen Werkes concentrirte, und wahrlich, ſie tragen nicht den rothen Fieberfleck der im Dunklen umher tappenden Sehnſucht, die nicht findet, was ſie ſucht, und die deshalb den Gegenſtand, über den ſie ſtolpert, in die Arme ſchließt, an der Stirn, ſie athmen jene lächelnd in ſich ſelbſt verſinkende holde Befriedigung, ohne die es wohl einen Rauſch, aber keine Freude, kein Leben giebt. Allerdings ſchreitet, ſowohl in den Liedern, wie in den Balladen, ſchon leiſe und nachtwandelnd der dramatiſche Geiſt, der ſpäter den Herzog Ernſt und Ludwig den Bayer erzeugen ſollte, und er iſt es, der ihnen die feſte Form, die tiefere Bedeutung verleiht, welche den guten Leuten, die hin und wieder eine Sage oder ein Gefühlchen in unſchuldige Verſe bringen, ſo ſchmählich abgeht. Doch das dramatiſche Element iſt — mag dieſe Behauptung auch immer befremdlich klingen — ſo gut in der Poeſie ein Weſentliches, ein ſolches, ohne das ſie in's Nichts zerſtiebt, wie das lyriſche; von jenem kommt ihr der Leib, von dieſem die Seele, und beide bedingen ſich gegenſeitig. Iſt doch das Leiden ſelbſt nur ein nach Innen gekehrtes Handeln! Seite 21 heißt es: „Wißt ihr, was ich an Uhland's unvollkommenen Dramen liebe? Es iſt die lautere, weſenhafte, unter der Oberfläche meiſt troſtloſer Erſcheinungen und von außenher angeflogener flitterhafter Bildung durch das urſprüngliche geiſtige Leben ſich hinziehende und die Wünſchelruthe an die goldhaltigſten Adern der Nation anſchlagende deutſch-dramatiſche Poeſie.“ Deutſch-dramatiſch! das iſt das rechte Wort, und dieß will unendlich viel ſagen; denn deutſch und dramatiſch ſind Gegenſätze. Eben weil Uhland ſo ganz deutſch-dramatiſch iſt, könnte er unſerem Theater die heilige nationelle Weihe geben, die ihm fehlt, und die ihm allein Gehalt und Würde, Wirkung und Beſtand verſchaffen kann. Goethes Götz iſt nicht bühnengerecht, und wird es durch die Scheere wohl ſchwerlich werden. Schiller's Wallenſtein iſt trotz ſeiner Breite doch bloßes Charakterbild, der dreißigjährige Krieg guckt nur hin und wieder, nur dann, wenn dem Herzog die Sentenzen ausgehen und wenn Max und Thekla von ihrer Liebe ausruhen, ſchüchtern hervor. Das Stück hat, mit aller Achtung gegen den großen Todten, dem ich nicht am Lorbeerbaum zu pflücken gedenke, ſei es geſagt, bei der Aufführung etwas Lächerliches: ein Gewitter, während deſſen zwei Turteltauben ſich ſchnäbeln. Wilhelm Tell iſt ſchon anders, Bertha und Rudenz ſind beſcheidener und halten ihre Seufzer, Thränen und Ahnungen beſſer zu Rathe; doch die dargeſtellten Verhältniſſe ſind zufällige, die ſich unter ähnlichen Verhältniſſen überall wiederholen, und man kann darnach germaniſche Natur, wenn man auch die Schweiz als Mitrepräſentantin derſelben gelten laſſen will, nicht beurtheilen, ſo wenig, wie einen Menſchen nach dem Porträt, das während ſeiner Krankheit entſtand; auch kann ich den Anblick der Kraft, die äußere Feſſeln bricht, nicht ſo erbaulich finden, wie Manche, warum ließ ſie ſich welche anlegen? Kleiſt's Hermannsſchlacht und ſein Prinz von Homburg führen uns, die zu weit zurück, jene zu weit vorwärts. Uhland wählte die hiſtoriſchen Momente beſſer wie Kleiſt, er behandelte ſie würdiger und größer wie Schiller. Schon darum ſteht er im Vorgrund.

Am nämlichen Ort wird die Frage aufgeworfen, von welchem religiöſen oder Schickſalsbegriff unſere tragiſche Dramatik ausgegangen ſei. Wienbarg hüpft über ſie hinweg, nimmt wenigſtens ihre Beantwortung zu leicht. Dennoch iſt hier die Wurzel des Gewächſes. Menſchennatur und Menſchengeſchick: das ſind die beiden Räthſel, die das Drama zu löſen ſtrebt. Der Unterſchied zwiſchen dem Drama der Alten und dem Drama der Neuen liegt darin: die Alten ſuchten bei der Fackel der Poeſie die Labyrinthe des Schickſals zu durchſpähen, wir Neueren ſuchen die Menſchennatur, in welcher Geſtalt oder Verzerrung ſie uns auch entgegentrete, auf gewiſſe ewige und unveränderliche Grundzüge, wie auf ein unerſchütterliches Fundament, zurück zu führen. Jenen war dieſes Zweck, was uns Mittel iſt, und umgekehrt.

Bei den Alten ging das Leiden aus dem Handeln hervor; ihre Tragödie war eigentlich ein Triumph des Inſtincts. Der kecke erſte Blitz des halb erwachten Bewußtſeins beleuchtete den öden Olymp, und weil der Menſch die Götterhalle leer fand, ſuchte er in der eigenen Bruſt ein Centrum für den Kreis ſeines Daſeins. Aber, wie er nun, um ſich ſelbſt ſich drehend, und dadurch den Pol der Welt negirend, in ſeiner ſpröden Iſolirtheit dem großen Ganzen im Wege ſtand, packte ihn mit centnerſchwerer Gewalt das unſichtbare Schwungrad, welches das All' umtreibt, und ſchleuderte ihn höhnend in einen Abgrund hinein. Nun fühlte er ſich ſündig, und wußte nicht, worin; er fand ſich gerechtfertigt in ſeinen irdiſchen Verhältniſſen und ward den Alpdruck einer geheimen, ungeheuren Schuld doch nicht los von der Bruſt; da ahnte er ſchaudernd, daß die Sünde weiter gehen kann, als die Erkenntniß, daß in Dingen und Ereigniſſen, ſo wie im menſchlichen Denken und Empfinden ein myſteriöſes Letztes liegt, das, von welcher Beſchaffenheit und Wirkung es auch ſei, heilig geachtet werden will. Man erinnere ſich des Oedipus, und der Art, wie in dieſem immer Räthſel durch Räthſel gelöſ't wird.

Bei den Neuern dagegen gebiert das Leiden meiſtens erſt das Handeln. Der Held geräth in den Strudel hinein, er weiß ſelbſt nicht, wie; aber dem Untergang nah, zeigt er ſich als tapferer, furchtloſer Schwimmer. Dieß kommt von dem Verſuch, die Idee der Freiheit mit der Idee der Nothwendigkeit nicht ſowohl auszugleichen, als zu vergleichen. Die moderne Tragödie hat daher, neben die antike geſtellt, einen kränklichen Anſtrich, den der Umſtand, daß das Individuum ihm Ausgangspunkt iſt, noch erhöht. Ich wünſchte mir Zeit, alle Conſequenzen dieſer Gegenſätze zu ziehen.

Soll ich nun den Grundbegriff der neueren Tragödie in der Kürze ausſprechen, ſo finde ich ihn in dem herben Gebundenſein des höchſten Adels menſchlicher Natur, im Leid und Tod, und in dem dadurch bedingten, ja als nothwendig vorausgeſetzten Widerſtand der Welt gegen das Große in ſeinem Werdedrang.

Von den vorausgeſchickten allgemeinen Bemerkungen geht Wienbarg zu einer Analyſe des Uhland'ſchen Schauſpiels Ludwig der Bayer über. Sie iſt muſterhaft und leiſtet Alles, was ſie leiſten ſoll, indem ſie mit der Charakteriſirung des Dichters die organiſch damit zuſammenhängende Charakteriſirung des deutſchen Drama's in ſeiner Totalität verbindet. Gewiß wird jeder Leſer wünſchen, daß Wienbarg dem Trauerſpiel Herzog Ernſt den gleichen Liebesdienſt erwieſen hätte, deſſen eben die Uhland'ſchen Stücke in ihrer prunkloſen Einfachheit ſo ſehr bedürfen, wenn ſie endlich einmal zu der ihnen gebührenden Anerkennung gelangen ſollen. Wäre es ſtatthaft, die Kritik einer Kritik ſo weit auszudehnen, ſo würde ich ſelbſt dieſe deutſcheſte Tragödie in ihrem Ader- und Nervengeſchlecht zu beleuchten verſuchen; vielleicht geſchieht es an einem andern Ort Wir ſind reich und halten uns für arm; wir haben die Diamanten, und die Leute, die ſie zu ſchleifen verſtehen, werden auch nicht ausbleiben. Möge Wienbarg recht bald mit ſeinem zweiten Heft erſcheinen! Gar Mancher ſchiebt jetzt am Weiſer der Zeit und beſchleunigt nichts damit, als ſeine eigene Hinrichtungsſtunde: er gehört nicht zu denen!

Lommel's Jugendlieder von 1821 bis 1833.

Amberg, Verlag von W. Lämmermann.

Der Titel iſt zweideutig. Sind dieſe Lieder für die Jugend beſtimmt? Da möchten wir den Verfaſſer denn doch alles Ernſtes fragen, ob er die Unſchuld verführen wollte. Hier treffen wir: Kommerslied, Hanſeatenlied, neudeutſches Trinklied, Matroſenweihe, und noch Aergeres. Vergebens ſehen wir uns nach einer Ermahnung zur Gottesfurcht um; nicht einmal vor den Folgen des Ungehorſams wird gewarnt, ja, der Dichter erkeckt ſich, ſeinem zarten Publico die bekannte Semele in Jupiters lockeren Armen vorzuführen, und von dem Fluch, der die Wolluſt trifft, ſagt er kein Wort. Im Kommerslied verhehlt er es dem Unwiſſenden, daß man mit dem Wein zugleich das Podagra einſchlürft. Wer im neudeutſchen Trinklied eine eindringliche Darſtellung der Waſſerſucht zu finden hofft, der irrt. Die Matroſenweihe könnte von einem Matroſenpreſſer abgefaßt ſein, ſo abſichtlich iſt die gleißende Seite dieſes ohnehin ſchon bethörenden Standes hervorgekehrt. Zwar hat der Verfaſſer, um ſeine Unvorſichtigkeit in etwas wieder gut zu machen, auch den Tod des Sokrates in Verſe gebracht, aber in Hexameter, die nur die Philologie abzuſingen verſteht. Herr Lommel erkenne ſchaudernd, welches Unheil er in leichtſinnigen, jungen Gemüthern angerichtet haben würde, wenn nicht die weiſe Natur ihm jene einſchmeichelnden Gaben, durch die der Dichter oft ſo unwiderſtehlich wird, glücklicherweiſe vorenthalten hätte. Oder, um auf den Titel zurückzukommen, irrten wir uns in unſerer Vorausſetzung; iſt es etwa Herrn Lommel's eigene Jugend, die hier ihre metriſche Auferſtehung feiert, ſetzt er großmüthig die Roſinen ſeiner „glücklichſten Stunden“ auf den Tiſch, um ganz Deutſchland zu tractiren? Dann muß die Theologie ſich zurückziehen, und die weltliche Kritik in ihre Stelle treten. Dieſe ſpricht nun nicht von zu viel Gift, aber ſie ſpricht von zu wenig Gift. Sie behauptet, nicht denjenigen Poeten müſſe ſie ſteinigen, der ſie verführt, ſondern denjenigen, der ſie nicht verführt. Gerechter Gott, wie bemitleidenswerth iſt der Mann in den Thorheiten und dummen Streichen ſeiner Jugend! Andere junge Burſche ſchleichen ſich zu Laure oder zu Lotte; er drechſelt dem „Mucius“ ein Compliment in vier Verſen und richtet einen „Brander“ gegen die

Türken. Statt zu trinken, macht er ein paar Trinklieder, die ihn in den Verdacht bringen, nie getrunken zu haben. Ja, er beſingt ſogar „Thüring, den zwölfjährigen Sohn des letzten Frankenherzogs, Heden II., der zugleich mit ſeinem Vater im Jahr 717 in der Schlacht bei Vincy fiel.“ Iſt es nicht entſetzlich? Seine Muſe ſtudirt die Chronologie; ſie ſetzt ſeiner genügſamen Begeiſterung den Abhub der Geſchichte vor, einen Knaben, der ſich Anno 717 ein Sonett verdiente, das er bis jetzt nicht erhielt. Im Gedicht St. Georg heißt es:

„Dieß iſt das Bild vom heil'gen Reiter,
Den Völkerführern eingeprägt,
Zu deſſen Ehr' manch junger Streiter
Noch heut' den alten Namen tragt,
Und betet: liebſter Namensvetter,
Stähl' meinen Arm durch Sturm und Wetter,
Und mach mein Herz, wie Deines, groß,
Dann laß' auf mich die Drachen los!“

Gedichte von Julius Krais.

Heilbronn, Verlag von Karl Drechsler.

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn die lyriſche Poeſie ſich ſelbſt beſingt, wenn ſie über die Würde des Sängerthums in Verzückung geräth, wenn ſie die Wunder, die ſie ſchon verrichtet hat, nicht zu vergeſſen vermag, ſie iſt dann am weiteſten davon entfernt, neue Wunder zu wirken. Kann denn der Dichter die Harfe rühren, ſo lange er anbetend vor ihr auf den Knien liegt? Iſt ein Gefühl, das keinen

Gegenſtand hat, als ſich ſelbſt, nicht eine unſinnige Heuchelei? Ja, giebt es auch nur Gedanken, die ſich ſelbſt denken? Zwar hat Goethe ſeinen „Sänger", Uhland ſein Lied: „Der Mohn" gedichtet. Aber Goethe ſtellt den Sänger wirkend und handelnd dar, er ſtellt ihn in einem Moment dar, wo die niedergeſungene Welt ihm ihr Herrlichſtes entgegenbringt, wo er den Lohn, den er will, vorſchreiben, und an ſeinen Dank dafür die höchſte Ausgleichung menſchlicher Verhältniſſe knüpfen kann. Uhland im „Mohn" führt die tiefe Wahrheit aus, daß, wenn die Poeſie ein Traum iſt, in welchem die in ihrem innerſten Weſen vorgebildeten Möglichkeiten der Dinge ſich entfalten, der Dichter den unfreiwilligen, ewigen Spiegel dieſes Traums abgeben muß.

Julius Krais freut ſich viel zu ſehr darüber, daß er ein Dichter ſei, um wirklich einer zu ſein. Niemand iſt gern was er iſt. Dieſer Erfahrungsſatz verbirgt einen tieferen Sinn, als man gewöhnlich in ihm ſucht. Alle Kraft des Menſchen entſpringt aus ſeiner Beſchränkung, aber auch alles Unglück. Das Talent iſt ſo gut eine Schranke, als ſein Gegentheil, es feſſelt, wenn auch nur an ſich ſelbſt. Die bedeutendſten Menſchen tragen oft ſchwerer an ihren Vorzügen, als an ihren Mängeln und Leiden. Denn allem Individuellen liegt ein Bewußtſein des Allgemeinen zum Grunde, und jenes leiſtet nie für dieſes Erſatz.

Die vorliegenden Gedichte gehören nicht zu den zeitloſen, ſie kommen zu ſpät, und dieß iſt das Hauptſächlichſte, was die Kritik ihnen vorzuwerfen hat. Damals, als Friedrich Schiller producirend und theoretiſirend die kühne Reaction gegen die echte Lyrik begann, als dieſer hervorragende Geiſt, der ſo groß war, daß er ſelbſt auf dem Wege der Unnatur die Wirkung nicht verfehlte, ſeiner Intelligenz die Harfe zu erobern ſuchte, um, ſtatt der Melodien, Vernunftſchlüſſe und philoſophiſche Syſteme abzuſpielen, damals hätten dieſe Gedichte erſcheinen ſollen. Zu jener Zeit hätten ſie in ihrer Exo-Exiſtenz vielleicht Glück gemacht, Schiller ſelbſt hätte ſie durch Aufnahme in die Horen oder den Muſenalmanach ſtillſchweigend gelobt, und der Verfaſſer würde nach und nach eine der beſcheidenen Unſterblichkeiten vor ſich gebracht haben, die, wenn ſie auch ſtets im Ausgehen begriffen ſind, doch hin und wieder in einem Schulbuch oder in Gotha und New-York friſch begoſſen werden. Jetzt iſt das anders; der Dichter muß jetzt in eigener Perſon vertreten, was ſonſt auf die Rechnung ſeines Vorbildes geſetzt worden wäre, und er wird einen Proceß wohl nicht gewinnen, den Schiller verlor.

Lyriſches von E. Ferrand.

Berlin, Verlag von L. W. Krauſe.

Es thut uns leid, daß wir Ferrand nicht loben dürfen. Doch warum iſt er auch der Conditor der deutſchen Lyrik! Und warum iſt er es ſo augenfällig und mit ſolcher Behaglichkeit, daß die Kritik ihn nothgedrungen als Repräſentanten einer ganzen Claſſe zur Verantwortung ziehen muß. Unläugbar hat dieſer Dichter Gemüth, aber ſein Gemüth iſt weiter nichts, als ein leicht und angenehm dahinfließender Strom, der freilich Alles abſpiegelt, was ihm nahe kommt, der jedoch kein Gold und keine Perlen führt. Er giebt uns anmuthige Bilder, reizende Situationen u. dgl., aber er weiß uns nicht die Perſpectiven des Herzens zu erſchließen, wir ſehen, wie das Inſtrument angeſchlagen wird, aber wir hören nicht den Klang. Weil er dieß fühlt, verzuckert er ſeine Gedichte mit jenen gangbaren allerallgemeinſten Empfindungen, deren ſich die Dichtkunſt auf ihrem jetzigen Höhepunkt billig enthalten ſollte. Daher kommt die ärgerliche Erſcheinung, daß ſeine Poeſie, die in ihrem Grundelement gewiß nicht erheuchelt iſt, dennoch einen Eindruck macht, als ob ſie es wäre. Von einer echt poetiſchen Anſchauung geht er aus und endet mit einer Trivialität, die uns jene ſelbſt verdächtigt oder verdirbt; es iſt uns, als ſähen wir den Blitz, der die Welt zu entzünden drohte, eine Pfeife in Brand ſtecken. Dieß tritt nirgends deutlicher hervor, als in dem ſchönſten Gedicht der Sammlung: „Ein Wiederſeh'n". Hier ſchildert der Dichter das dämmerungsſüße Verhältniß zu einem kindlichen Mädchen, dem er einſt unverſtandene

Küſſe gab, die ſeiner Schweſter galten, und das er, nachdem die Geliebte geſchieden iſt, plötzlich in vollem Glanz der Jugend und mit demſelben Zauber geſchmückt, der ihn der Todten zu Füßen warf, als Jungfrau vor ſich ſtehen ſieht.

„Du biſt es, Du? Nun erſt verſteh' ich
Das Sehnen, das mich zu Dir zieht;
Nach halb vergeſſ'nen Zügen ſpäh' ich,
Mein Herz erzittert traumerglüht.

Als ich Dich ſah vor manchen Jahren,
Du, Mädchen, warſt Du noch ein Kind,
Mit roſ'gen Wangen, hellen Haaren,
Und kindlich froh, wie Kinder ſind.

Für deine ſchöne Schweſter glühte
Mein Herz in erſtem Liebestraum,
Und neben der erſchloſſ'nen Blüthe
Sah ich die zarte Knospe kaum.

Doch oft, wenn ich erglühend zagte, —
Der Blick ſo kalt, das Herz ſo warm —
Und bangend nicht zu ſprechen wagte,
Da zog ich Dich in meinen Arm.
— — — — — — — — —

Wie warſt Du, Mädchen, ihr ſo ähnlich —
Dein Blick macht mir die Seele weit;
Ich lächle ſtill, und denke ſehnlich
An jene frühe Liebeszeit.

Wie vortrefflich iſt dieß Alles! Aber es iſt nur dann vortrefflich, wenn etwas noch Beſſeres kommt, denn der Schatz, den der Dichter nicht hebt, wird zur glühenden Kohle auf ſeinem Haupt. Und wie ſchließt das Gedicht?

— — — — — — — — —

Ich meine träumend, ſie zu ſeh'n.
Aus deinem Auge ſeh' ich winken
Der Jugend hellen Liebestraum. —
Ich könnte Dir zu Füßen ſinken,
Und küſſen Deines Kleides Saum!

Damit iſt es allerdings glücklich zu Ende gebracht, aber auch in ein pures Nichts aufgelöſ't. Die arme Idee! Man ſieht ein holdes, geheimnißvolles Leben, wie es ſich regt in ſtiller Werdeluſt, und wie es im Moment der Geburt auf einmal wieder in Luft und Waſſer zerrinnt.

Erlebniſſe des Herzens.

Liebes-Novelletten von Ferrand. Berlin, Verlag von L. W. Krauſe.

Was iſt Leben? Das gewiß nicht, was der Gedanke an das leere Blatt, das man vollſchreiben will, weil man nicht ſchlafen kann, einer lahmen Phantaſie abjagt. Was ſind Erlebniſſe? Eindrücke, von denen man nicht weiß, ob man ſie feſthalten ſoll oder nicht, und denen man ſich nur überläßt, um ſich einbilden zu können, daß man noch nicht todt ſei, wird Niemand dafür halten. Leben iſt der innere Tigerſprung, der Sättigung irgend einer Art erſtrebt. Ein Erlebniß iſt da, ſobald eine Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden iſt. Freilich hat jeder Tagelöhner das Recht, ſeine Tochter Laura oder Eliſabeth taufen zu laſſen und ſich vorzulügen, wenn er ſie küßt, er küſſe die Geliebte Petrarks, und wenn er ſie ohrfeigt, er ohrfeige eine Königin von England. So mag denn auch ein Schriftſteller, der ſein Herz ſo lange umrührt, bis es Blaſen aufwirft, dieſen hohlen Blaſen immerhin die höchſten Namen beilegen; er verarge es der Kritik aber nicht, wenn ſie dem Publikum, ihrer Pflicht gemäß, zuruft: bei dieſem Wirth iſt der gute Wein nur auf dem Schild zu haben, nicht in der Gaſtſtube.

Himmel, welche Erfindungen! Ich weiß nicht, ob es noch ärmlichere giebt, denn ich kann mich nicht berühmen, alle ſchlechten Novellenſchreiber zu kennen. Man höre. Der Verfaſſer tritt zu ſeiner Geliebten in's Zimmer. Er iſt ernſt und melancholiſch. „Was fehlt Dir?“ Er will's ihr morgen ſagen. Er verläßt ſie und begiebt ſich nach Hauſe, ſie geht auf den Ball, verſpricht ihm jedoch vorher, daß ſie Abends zu ihm kommen will. Als Geiſt nämlich; wenn Dich ein Lüftchen umweht — man kennt das! Die Nacht bricht an, der Verfaſſer geht in ſeinem Zimmer auf und nieder, er trinkt Grog und bildet ſich zuletzt ein, der Geiſt ſeines Mädchens ſitze vor ihm auf einem Stuhl. „Warum ich ſo trübe bin, fragt wieder Dein Blick. Hör' zu, ich will Dir etwas erzählen!“ Nun erzählt er dem auf dem Stuhl ſitzenden Geiſte eine Geſchichte, die keine iſt, weil ſich Nichts darin zuträgt, und die eine dieſer Novelletten: Abendträume, iſt fertig.

Es fällt mir nicht ein, den Marmor in die Waagſchale zu legen, wenn ich den Werth des Kunſtwerks beſtimmen will; ich bin aber überzeugt, daß ſich aus Luſt keine Statuen meißeln laſſen. Und dieß hat Ferrand hier verſucht. Wer ſich elegiſch angeregt fühlt, wem alle Augenblicke die Erinnerung an Trivialitäten die Augen naß macht, der dichte Elegien; er vergeſſe jedoch nicht, daß ein Herz, das immer von ſich ſelbſt ſpricht, ſich leicht in den Verdacht bringt, ſtatt einer Nachtigall einen Kukuk zu beherbergen!

Genrebilder von L. Ernſt.

Berlin, K. A. Wolff

Dieſe Sammlung enthält drei Darſtellungen, die jeden Titel eher rechtfertigen, als den gewählten, da ſie von Allem, was das Genrebild charakteriſirt, nicht das Geringſte aufzuzeigen haben. Die erſte: Liebesleid, iſt voll von jenem falſchen, ſich ſpreizenden Humor, der, ähnlich einem miſerablen Bajazzo, dem die luſtigen Einfälle ausgegangen ſind, über ſich ſelbſt lacht, und der von Anderen Nichts verdient, als ein Naſenrümpfen oder einen Peitſchenſchlag. Die zweite: die Hand des Sohnes, liefert den Beweis, daß Mord und Todtſchlag, ein Mädchenraub, ein durch einen Piſtolenſchuß erblindeter, alter Uhrmacher, ja ſogar eine aus dem Grabe hervorwachſende Hand, ſehr effectlos ſein können, wenn nicht der rechte Mann davon erzählt. Die dritte: Kunſt und Kritik, übertrifft, obgleich ſie aus Reflexion und Raiſonnement zuſammengeſetzt iſt, jene beiden bei weitem; ſie zeigt, daß der Verfaſſer, beſitzt er nur halb ſo viel productives Talent, als Einſicht, gewiß noch einmal das Lobenswerthe hervorbringen wird. Ja, ſie thut noch mehr, ſie realiſirt dieſe Hoffnung ſchon, wenn auch keineswegs im Ganzen, ſo doch hin und wieder im Einzelnen. Die Beſchreibung eines fingirten Gemäldes: trauernde Möpſe, iſt ergötzlich und ironiſirt auf glückliche Weiſe das Beſtreben der Düſſeldorfer Schule, die Malerei zur Mimik herabzuwürdigen. Der Schluß, wo ein Kunſtkenner ſich blamirt, indem er einem Maler über das gedachte Gemälde, das dieſer für ein auf ihn gemünztes Pasquill in Farben halten muß, die größten Complimente ſagt, weil er ihn für denjenigen hält, der es gemacht hat, iſt komiſch. Die Kritik ſoll kein Scheermeſſer ſein, das über eine Warze ſtolpert und eine Lebensader zerſchneidet; ſie ſoll eine Pflugſchaar ſein, die zwar Wunden reißt, aber nur, damit Früchte wachſen. Der Verfaſſer iſt wahrſcheinlich noch jung, und wird daher keinen Anſtand nehmen, ſein vorliegendes Buch zum Dünger eines beſſern zu machen. Sollte ihn nicht der bloße jugendliche Hang, ſondern ein Bedürfniß ſeiner Natur zum Komiſchen hingetrieben haben, ſo merke er ſich für künftige Darſtellungen der Art, daß das Komiſche, eben weil es ſtofflich Nichts iſt, die größte Vollendung der Form verlangt, und daß es, ſeiner anſcheinenden Abnormität ungeachtet, als ein Myſterium der Natur behandelt werden will. Der Humor iſt der wahnſinnige Kuß, den das Höchſte dem Gemeinſten aufdrückt: wer ihn zu beſchwören gedenkt, der muß die Welt an ihren zwei Enden zu packen wiſſen.

Gedichte von Minna Fiſcher, geb. Loeber.

Arolſen. Speyer'ſche Buchhandlung.

Ob es wohl erlaubt iſt, an die lyriſchen Gedichte einer Frau Anſprüche zu machen? Ich wage nicht, hierauf mit Ja zu antworten. Höchſtens darf man verlangen, daß die Gedichte, die ſie im Inhalts-Verzeichniß verſpricht, wirklich im Buch ſtehen. Sappho iſt berühmt durch ihren Sprung in's Waſſer; ihre Gedichte ſind verloren gegangen, und verdanken vielleicht nur dieſem Umſtand ihre Unſterblichkeit. Geiſtvolle Romane, zarte Erzählungen, kecke Raiſonnements, Alles dieſes und mehr haben Frauen gebracht; keine einzige hat ſich in der Lyrik ausgezeichnet. Die Karſchin, um bei Deutſchland ſtehen zu bleiben, erhielt von Gleim Ruhm und Namensdauer pränumerando ausgezahlt, aber die Nachwelt acceptirt Gleim's Wechſel nicht mehr. Bettina, die ein ſo genial-individuelles Gefühlsleben lebte, ſchrieb Briefe. Und dieſe Erſcheinung iſt entſcheidend. Der

Brief iſt die Form, worin das weibliche Gemüth ſich ausſprechen ſoll. Der Brief läßt bei aller Tiefe eine gewiſſe Breite zu, die ſich mit dem lyriſchen Gedicht durchaus nicht verträgt, die aber dem Weibe, welches das Ziel oft nur darum nicht erreicht, weil es den Weg nicht hinter ſich liegen laſſen mag, nothwendig zu ſein ſcheint.

Madame Minna Fiſcher, geb. Loeber, ſagt in einem verſificirten Vorwort: ſie habe ihre kleinen Lieder lange Zeit nur für ſich geſungen. Da macht ſie einſt einen Spaziergang und hört die Nachtigall. „Wer wagt es — ruft ſie aus — noch zu ſingen, nachdem dein Lied erſcholl?“ Aber wehe, die Vögel ſingen alle, es fällt keinem ein, ſich zu beſcheiden. „Nun will ich auch laut werden!“ denkt ſie und borgt Herrn Speyer's Preſſe als Schnabel. Die beſte Entſchuldigung iſt ein Ding, das Nichts taugt; was iſt hiernach die ſchlechteſte?

Wenn der Spatz nicht ſchweigt, nachdem er die Nachtigall hörte, ſo beweiſ't dieß, daß er ſie nicht verſteht; es beweiſ't aber nicht, daß ſchlechte Muſik in der Welt ſein ſoll. In unſerer goldpapiernen Zeit iſt es weit leichter, Gedichte zu machen, als es bleiben zu laſſen. Der Reim iſt der König Midas, der Alles, was er berührt, in Gold verwandelt. Ich will gar nicht ſagen, daß die Gedichte der Madame Fiſcher ſchlechter ſind, als andere; ſie ſind (das eine über ein Fläſchchen mit Wurzelſaft nehme ich aus) innig und warm empfunden, und hie und da von einem ſinnreichen Gedanken, einem artigen Einfall, einer hübſchen Wendung durchblitzt. Ich ſage nur, daß ſie nicht beſſer ſind, und darin liegt die Sünde. Dem Apoll keine Opfer zu bringen, das iſt das einzige Opfer, das er von den Meiſten verlangt. Aber dazu gehört Reſignation, und die hat man nicht; denn es wäre ja doch möglich, daß der Wind des Tags unſere Lumpen und Fetzen auch einmal in die Höhe trüge. So wird es denn wahrſcheinlich noch dahin kommen, daß ein Mann die Frage: Sie ſind Lyriker? mit einer Herausforderung beantworten muß.

Schiller's Gedichte. in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt,

nebſt einer vollſtändigen Nachleſe und Variantenſammlung zu denſelben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutſchen an höheren Schulanſtalten insbeſondere. Von Heinrich Viehoff. Erſter Theil. Stuttgart, P. Balz'ſche Buchhandlung.

Die Poeſie ſetzt das, was man Bildung nennt, voraus, ſie ſoll es nicht bringen. Sie hat, wie alle Kunſt, das hohe Amt, an den Menſchen die letzte Hand zu legen, und ihm, nachdem er die Elemente der Welt und des Lebens durchdrungen und in ſich aufgenommen hat, zu dem Gehalt die Form zu geben. Jeden inneren Nahrungsſtoff gewinnt er beſſer und leichter auf anderem Wege, als auf dem ihrigen; an ſie ſoll er ſich erſt wenden, wenn es ſich am

Schluſſe des geiſtigen Proceſſes, der ſich in ſeiner Bedeutſamkeit immer ſteigert, um die eigentliche höhere Wiedergeburt handelt. Ihre eigenſte Kraft liegt im Ausgleichen, im Ordnen und Beſtimmen von Verhältniß und Maaß; ſie iſt die Wage im Chaos der Schöpfung. Man kann aus Gold ſo gut ein Grabſcheit machen, als eine Monſtranz; doch werden nur die Wilden dieß thun.

Es iſt ein ſonderbarer Irrthum, wenn man glaubt, die Bildung laſſe ſich ſtückweiſe für irgend einen beſtimmten einzelnen Zweck mittheilen. Mir ſcheint dieß ebenſo, als wenn man eine Handvoll Sonnenſtrahlen aufgreifen wollte, um damit einen Ort, den die Sonne ſelbſt nicht beglänzt, nothdürftig zu erhellen. Da kommt der Eine, und trägt in Klopſtock's gothiſchen Dom, den er für zu finſter hält, das nöthige Licht hinein. Ein Zweiter erbarmt ſich des Schiller und ſteckt ihm zu Ehren ſein kleines Oellämpchen an. Ein Dritter wird nächſtens den diamantenklaren Goethe beleuchten wollen. Ein Vierter drängt ſich vielleicht gar zwiſchen Uhland und das menſchliche Herz, und inſtruirt dieſes über die Empfindungen, die es bei den Wander- und Frühlingsliedern hegen ſoll. Möchten doch die Herren bedenken, daß die Straßenlaternen nicht zur Illumination des Sternenhimmels brennen.

Der Commentar, der hier zur Beurtheilung vor mir liegt, beſchäftigt ſich mit Schiller's lyriſchen

Gedichten. Lyriſche Gedichte, ſie mögen nun aus dem Geiſt oder aus dem Gemüth hervorgehen, ſind Blumen. Die Blume iſt die holdſeligſte Phaſe des Lebens, diejenige, wo der Ernſt ſich heiter und lieblich hinter ein reizendes Spiel verſteckt, wo die glühenden Kräfte auf ihrem langen, mühſamen Wege von der Wurzel zur Frucht in ſchöner Pauſe ausruhen und ihr ſtilles Werk, wenn auch nicht ſtocken laſſen, ſo doch nur ſcherzend und gaukelnd weiter treiben. Der Duft iſt die vergeiſtigte Frucht. Wer die Blume erklären will, der hat Gelegenheit, ſich in alle Geheimniſſe, in die dunkeln der Erde und die lichten des Himmels, zu verlieren, wie denn überhaupt jeder Faden, den man ergreift, zum Mittelpunkt führt, wenn man ihn nur abzuwickeln verſteht. Damit iſt es aber nicht gethan, daß man den Barometerſtand aufzeichnet und das Erdreich aufwühlt, noch weniger damit, daß man den grünen Apfel verzehrt, der die rothe Blüthe verdrängte, und nun den Magen fragt, wie es ſich verdauen läßt; das heißt ſtatt des Schlüſſels einen Klumpen Eiſen reichen, woraus er geſchmiedet werden kann. Und ſo weit kommt Herr Viehoff nicht einmal in ſeinem Commentar. Er begnügt ſich, die Blätter zu zählen und den Buſch zu meſſen. Dieß thut das Inſect, das darauf herumkriecht, auch, obwohl unbewußt.

Die Schiller'ſchen Gedichte ſtehen freilich in einem wunderlichen Verhältniß zur Lyrik und ſind ein ſchweres Problem der Kritik. Es zu löſen, kann an dieſem Ort nicht meine Sache ſein. Wer zum Reſultat gelangen will, muß mit der Unterſuchung beginnen, ob Schillers Geiſt die lyriſche Form zur Entladung bloß in manchen Stunden bequem und gelegen fand, oder ob ſie ihm wahrhaft nothwendig war. Nie kann es darauf ankommen, die Siebenmeilenſprünge eines Rieſen in die vielen Hahnenſchritte, die ſie enthalten, aufgelöſ't zu ſehen; der Rieſe macht ſie nicht, damit der Zwerg ſie nachrechne, er macht ſie, damit der Zwerg vom erreichten Punkt aus weiter gehen ſoll. Aber, da ſcheidet man die relativen Fürwörter von den demonſtrativen, da flickt man einen kecken Schluß mit nüchterner Logik, da pinſelt man an einem Wort herum, da zählt man alle Bettlerherbergen auf, wo der Adler hätte einkehren müſſen, wenn er, ſtatt zu fliegen, ehrbar zu Fuß gegangen wäre. Alles geſchieht zwar der lieben Jugend wegen und zum Beſten der Leute, die in der Schule nicht fleißig waren und doch auch den Schiller leſen wollen. Doch die Nüſſe ſind hart, damit die Zähne ſcharf werden, nicht aber, damit die Nußknacker Beſchäftigung finden ſollen!

Eduard Elſen.

Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. Zwei Theile. Berlin, Verlag der Voß'ſchen Buchhandlung.

Aus dieſen zwei Bänden erſieht man, daß der Verfaſſer ein gebildeter Mann iſt, der Manches gelernt und gedacht hat. Theologie, Philoſophie, Aeſthetik, Pſychologie, Phyſiologie, ſogar Nationalöconomie ſind ihm geläufig. Zwar miſcht er ſie meiſtens nur auf's Geradewohl durcheinander, wie Spielkarten; doch ſpricht er auch nicht ſelten eine hübſche Bemerkung aus und zieht wohl gar ein Reſultat. Aber ſoll man Romane ſchreiben, um zu zeigen, daß man nicht umſonſt auf Univerſitäten war? Darf man eine Kunſtform zum Bazar erniedrigen, wo man die erworbenen Kenntniſſe und Gedankenſchätze zur Schau ausbreitet und pfundweiſe verhökert? Freilich iſt dieß nach Goethe's verlockendem Vorgang in den Wanderjahren oft genug geſchehen, und die vornehmen Herren, die ihren poetiſchen Geſchöpfen ſtatt warmen Blutes das Eiswaſſer der Revolution in die Adern flößen, ſehen mit Stolz und Achſelzucken auf Andere herab, die vielleicht von einem engern Geſichtskreis aus, aber jedenfalls mit größerem Talent, den hiſtoriſchen Roman cultiviren. Ich will dem letztern keineswegs das Wort reden, am wenigſten dem deutſchen; er iſt in meinen Augen Nichts weiter, als eine Form zweiten Ranges, eine ſolche, die durch das Bedürfniß einer beſtimmten Zeit oder eines beſtimmten Individuums ins Daſein gerufen ward, und die ſich, nachdem Unzählige ſie gebraucht oder gemißbraucht haben, wieder gänzlich aus dem Kreiſe der Kunſt, oder vielmehr der Darſtellung, verlieren wird. Ich will nur nicht, daß man die Sünde für eine Erweiterung des Lebens halte, ich will nicht, daß man, wenn unſer alter Prometheus, nachdem er ſo ſchön blühende Menſchen ſchuf, zuletzt auch noch ein paar Marmorſtatuen ausmeißelte, darin einen ſeiner ſchöpferiſchen Fortſchritte ſehe, ein factiſches Geſtändniß, daß der todte Stein mehr ſei, als das friſche, athmende Fleiſch. Ich will nicht, daß man die Bedeutung eines Romans und ſeines Helden nach der Atmoſphäre, die ihn umgiebt, nach der Welt, in der er ſich bewegt, abmeſſen ſoll; nicht, weil es der Morgenſonne gegenüber ſtand, ſondern nur, weil die Morgenſonne es ertönen machte, verehrte man das Memnonbild.

Wer iſt dieſer Eduard Elſen? Ein Perückenkopf, wie er aus dem Laden eines Friſeurs mit geſchminkten Backen und ſchwermüthigen Glasaugen auf die Straße hinabſchaut, ſorgfältigſt nach der neueſten Mode friſirt und aufgeputzt, als ob er eben aus der beſten Geſellſchaft käme. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß jener ruhig hinter Glas und Rahmen ſtehen bleibt, ein Ideal der jungen Leute von Erziehung und Ton, während Herr Eichholz ſeinen Eduard in den Zugwind ſchiebt, und, wenn dieſer ihn umwirft, oder ihm ein Stück vom angeklebten Schnurbart abreißt, uns einzureden ſucht, er habe jetzt ein Schickſal. Addirt zum Nichts ſo viel ihr wollt, es bleibt ein Nichts; nur das Etwas kann ſich vermehren. Es iſt ein Kniff, deſſen die poetiſche Ohnmacht ſich gerne bedient, daß ſie neben oder hinter ihr Nichts einen fremden Gegenſtand ſtellt, den die Einfalt dann mit zum Nichts rechnet, um ſo eher, als das Nichts in ſeiner Exiſtenzloſigkeit immer die Farbe ſeiner nächſten Nachbarſchaft trägt. Dazu wird nun gewöhnlich die Wiſſenſchaft oder auch irgend ein Zeitintereſſe benutzt, und der ſolide Rahmen gilt für das Gemälde. Eduard Elſen iſt Alles, was man nur ſein kann, unter dem Monde: ein harmloſer Student, ein, Fauſt im Kleinen, ein Libertiner, ein Journaliſt, ein Gefangener, ein Herumſtreifer, zuletzt Beamter und Ehemann. Doch dieſe vielfachen Lebensformen reichen nicht hin, ihm Geſtalt und Phyſiognomie zu geben, und es packt Einen ein wahres Mitleid mit dem Verfaſſer, den man ängſtlich bemüht ſieht, den Schatten in Gränzen einzuſchließen, und dem dieß durchaus nicht glücken will, da der Schatten ſich natürlich immer verändert, wie die Dinge um ihn her. Naiv iſt die Weiſe, wie er ſich im unbewußten Gefühl der mißlingenden Darſtellung zu helfen ſucht. „Nun liegt auch dieß hinter Eduard ꝛc. Nun hat er dieſe Erfahrung gewonnen ꝛc. Nun erkennt er, daß ꝛc.“ Mit ſolchen Erläuterungen tritt er alle Augenblicke hervor, und ahnt nicht, daß dieß die poetiſche Inſolvenz ausdrücklich erklären heißt. Der Dichter ſoll nicht der Vormund ſeiner Geſchöpfe ſein; es unterſcheidet die geiſtigen Kinder des Menſchen von ſeinen leiblichen, daß jene entweder gar nicht, oder würdig auf die Welt kommen. Am originellſten wird in dieſem Romane die Liebe behandelt. Gleich zu Anfang erſcheint eine Alda, in die ſich Eduard als Student bis zum Sterben verliebt, um ſie dann über andere Weiber zu vergeſſen. Zuweilen, wenn ſein vielbeſchäftiges Herz gerade Zeit hat, erinnert er ſich ihrer wohl noch einmal (damit ich von der Geſchicklichkeit des Verfaſſers im Motiviren eine Probe gebe) bei Gelegenheit der Rede eines Geiſtlichen, der von den unerwarteten Fügungen der Trennung und des Wiederſehens ſpricht. Ganz am Schluß, als Eduard's Freunde es für nöthig erachten, daß er ſich endlich nach einer „Lebensgefährtin" umſehe, ſtellt ſie ſich wieder ein; die Jahre ſind wirkungslos an ihr vorübergegangen, ſie ſpielt auch ein bischen Verſteckens mit ihm, dann heirathen ſie ſich. Das iſt albern, die Liebe iſt das einzige Feuer, das einmal erloſchen, ſich nie wieder anblaſen läßt; der Magnet, der den Gegenſtand, welchen er anzieht, nicht feſtzuhalten weiß, iſt nicht der rechte.

Deutſche Sagen von Adolf Bube.

Gotha im Verlag von J. G. Müller.

Schleſiſcher Sagen-, Hiſtorien- und Legendenſchatz. Herausgegeben von Hermann Goedſche.

1. Band. 1. Heft. Meißen, bei Fr. W. Goedſche.

Die Bedeutung der Volksſage knüpft ſich an ihr Verhältniß zur Geſchichte und Poeſie; einen ſelbſtſtändigen Werth kann ſie nicht in Anſpruch nehmen. Man charakteriſirt ſie vielleicht am treffendſten, wenn man ſie den unbewußt-poetiſchen Ausdruck der Geſchichte nennt, und in ihr das dunkle Streben der Völker ſieht, ihre angeborenen Grundideen und Anſchauungen in geheimnißvollen und großartigen Lebensbildern zu geſtalten. Sie iſt die natürliche Tochter der Mythe und unterſcheidet ſich von ihrer Mutter eigentlich bloß dadurch, daß, wenn die Mythe durchaus aus dem religiöſen Bedürfniß hervorging, die Sage ſich auf das religiöſe Bedürfniß mehr nur zurückbezieht; eben darum hat in unbewußter Analogie mit dem Heidenthum die chriſtkatholiſche Kirche ſie als Tradition und Legende in ihren Kreis gezogen und den Altar des unbekannten Gottes mit ihren friſchen, blutrothen Blumen umwunden. Die Behandlung der Volksſage ſetzt Eines von Beiden voraus: einen formenden Dichtergeiſt, der ihren poetiſchen Elementen zu einem Körper verhilft, oder ein hiſtoriſches Genie, das die verworrenen innern und äußern Zuſtände, die ſich in ihrem Zwielicht abſpiegeln, ſondert und auseinanderwickelt. Es handelt ſich nicht um gränzenloſe Anhäufung des Materials, wenigſtens jetzt nicht mehr; das Labyrinth ſteht da und nicht Derjenige verdient unſern Dank, der ſich die Mühe giebt, noch ein Paar Kammern anzubauen, ſondern derjenige, der uns für das Ganze oder für den einzelnen Theil den leitenden Faden reicht. Wer, wie

Uhland, aus dem rohen Vitzliputzli der Sage einen von Schönheit leuchtenden Gott machen kann, den werden wir bewundern; wer dieß nicht vermag, der beſtrebe ſich, uns das Phyſiognomiſche der Völker und der Zeiten zu überliefern, er zeige uns, wie ſie gedacht und gebildet haben und ob ſie vorwärts oder zurückgeſchritten ſind, vor Allem aber ſcheide er das Willkürliche und völlig Ohnmächtige, das ſich auch in dieſem Kreiſe findet, von dem Lebengehaltigen und Bedeutenden aus. Eine Gemäldegallerie kann und ſoll nicht zu Stande kommen, aber ein Ideenalphabet und eine Hieroglyphenſammlung.

Herr Adolf Bube hat für gut gefunden, die von ihm zuſammengeſtellten Sagen in Verſe zu bringen, ſie haben dadurch an Deutlichkeit verloren und an Poeſie nicht gewonnen. Herr Hermann Goedſche hat dieß nicht gethan und iſt deshalb zu loben, um ſo mehr, als ſeine einfache, phraſen- und floskelloſe Proſa ſich dem Gegenſtande warm und innig anſchmiegt. Beide haben bei der Auswahl zu wenig Strenge angewandt. Gerade hier ſollten Wiederholungen am ſorgfältigſten vermieden werden, auch ſollte man ſich billig enthalten, ſolche Dinge zu bringen, die ſich, ſtatt auf einen myſtiſchen Zug der Natur, auf offenbare Albernheit und handgreiflichen Unſinn ſtützen. Der Aberglaube iſt nur ſo weit zu achten, als er, wenn er auch nicht iſt, was er ſein ſollte, doch wirklich Etwas iſt; das Abſurde und durchaus Fundament- und Inhaltloſe hat keinen Werth. Was ſollen alle dieſe Jungfernſprünge, dieſe herausgeſcharrten Glocken, dieſe Teufelsmauern u. ſ. w. Gebt uns ein Exemplar von Jedem, und fügt eine gute Bemerkung hinzu. Bube z. B. theilt da eine Sage von den ungenügſamen Bauern des Gerathals mit, die alſo lautet: Im Frühling kamen immer in's Gerathal viele Vögel, die von den Bauern gefangen und verſchmauſ't wurden. Man ließ jedoch in der Regel einige übrig, damit ſie Junge hecken und mit dieſen im nächſten Frühling wiederkommen mögten. Einmal aber ſind die Vögel fetter, als man ſie je geſehen hatte; da — fährt der Dichter fort — gab's ein Flintenwetter, dem keiner konnt' entgehen. Da aßen all' die Bauern daran ſich überſatt, da ſah man Viele kauern und ſtöhnen ſterbensmatt; ja, einer mußte ſterben, der zwanzig Vögel aß, ſo geht hervor Verderben aus jedem Uebermaaß." Freilich; aber verdient ſolches Zeug den Druck? Und hat Bube, weil er ſolche Verſe machen kann, ein Recht, auszurufen, wie er Seite 73 thut: „Das merke Dir, Gelichter: der Muſe Blumen pflücken nur die beruf'nen Dichter in Stunden voll Entzücken?" Intereſſant iſt, was Goedſche Seite 32 erzählt: „Ein in Polen um das Jahr 1436 reiſender Breslauer Bürger wird in einem Wirthshaus beſtohlen. Er hält den Wirth für den Dieb und führt ihn vor den Richter, wo dieſer denn den Diebſtahl auch ſogleich eingeſteht. Der Richter verurtheilt den Wirth zum Hängen, eröffnet aber dem Ankläger dabei, daß er nach dem alten Herkommen der Stadt ihn ſelbſt henken müßte, weil kein Henker vorhanden ſei; widrigenfalls habe der Dieb die Befugniß — ihn zu henken!“

Ueber Literatur und Kunſt.

Die Literatur macht ſich ſeit einiger Zeit gern ſelbſt zum Gegenſtand der Betrachtung. Ein Spiegel ſoll nun zwar nicht ſich ſelbſt ſehen wollen, und ein Held ſoll den Degen nicht einſtecken, um einen Hymnus auf ſich zu dichten. Aber es giebt Zeiten des Kampfes und Zeiten der Ruhe; auf die Donner der Schlacht folgt das Umackern und Beſäen des Schlachtfeldes. So giebt es auch in der Literatur Perioden der Production, die kühn vordringt und ihre Schritte nicht abmißt, und Perioden der Kritik. Eine Mutter gebiert ihr Kind und weiß ſelbſt nicht, was ſie geboren hat. Das Leben bemächtigt ſich ihrer Geburt und macht daraus, was es kann oder will.

Wir wollen nur zugeben, daß wir ſo lange ſtillſtehen, als wir uns nach dem zurückgelegten Wege umſchauen; wir wollen aber dennoch keinen Anſtand nehmen, dieß einmal zu thun. Aus dem, was hinter uns liegt, läßt ſich am ſicherſten ſchließen auf das, was vor uns liegt. Das letzte Ziel iſt und bleibt freilich ein Geheimniß, und es iſt ſogar möglich, daß die Reiſe um die Welt des Geiſtes keinen anderen Ausgangspunkt hat, als die ſichtbare Welt, daß wir uns über kurz oder lang plötzlich wieder an dem Ort finden, von wo wir ausgingen und dieß vielleicht zu einer Zeit, wo wir mit vollen Segeln in die Bucht von Utopien einzulaufen wähnen. Das Leben bewegt ſich immer in Kreiſen, die Kreisform aber, auch die engſte, trägt das Gepräge der Unendlichkeit.

Es iſt ein gewöhnlicher Irrthum und ein ſolcher, der faſt die ganze Literatur ausfüllt, daß man ſich leicht verführen läßt, das Wirthshaus, wo man einkehrt, für das Ende des Wegs zu halten. Man findet da guten Wein und erquickende Speiſen, man ſieht, daß dort ſo Mancher ſein Gepäck abwirft und ſich hinter den Ofen ſetzt; es iſt ſo angenehm, ſich im Gefühl der überſtandenen Mühſeligkeiten zu Bett zu legen und von einem zuvorkommenden Traum den Siegespreis zu erlangen. Aber welch' ein Unglück, daß die Ruhe nichts iſt, als der geſchminkte Tod!

Die Anfänge der Literatur ſind nie individuell und können es nicht ſein. Allen gehört zuerſt, was ſpäter Beſitzthum des Einzelnen wird. Es ſcheint, als ob das allgemeine Vermögen, was ſich eine Zeit lang ſowohl im Denken und Empfinden, wie in Formen und Geſtalten äußert, und Mythologieen und Sagenkreiſe erzeugt, ſich blöde zurückzieht, ſobald die erſte begabte Individualität aufgeht und in den ihr beſtimmten Kreis eintritt. Dann regt es ſich nur noch paſſiv im Aufnehmen und Zurückweiſen und wird ſo als unverfälſchbarer Ausdruck des Bedürfniſſes zum höchſten Kriterium des Dargebotenen.

Die deutſche Literatur war ſeit der Zeit, daß ſie ſich etablirt hat, ſchon Mancherlei. In ihrer erſten Periode war ſie für die Gelehrten nichts weiter, als eine Gelegenheit, ihre Lection aufzuſagen, für die Poeten aber Golgatha und Pranger zugleich. Später wurde ſie eine Ruhm-Intrade, eine Kanzelei, wo man die Diplome der Unſterblichkeit ausſtellte. Jetzt iſt ſie eine Börſe. Hiemit ſind ihre verſchiedenen Phaſen freilich nur auf negative Weiſe bezeichnet. Aber aus den Krankheiten, die er überſtand, zieht man die beſten Schlüſſe über die Beſchaffenheit des Körpers.

Urtheile zu fällen iſt hauptſächlich deshalb ſo bedenklich, weil das Urtheil ſehr oft der Sache erſt die Form giebt, und weil eine einmal vorhandene Form nicht leicht wieder zerbrochen wird. Darum ſollte man ſich billig über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Literatur alles Urtheils enthalten und den Zeitpunkt abwarten, wo die Verwirrung ſich löſ't. Ein Anderes aber iſt ein Urtheil, ein Anderes eine überſichtliche Betrachtung.

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß in der gegenwärtigen Literatur-Epoche die kritiſchen Kräfte den producirenden bei weitem überlegen ſind. Dieß iſt an und für ſich kein Unglück, denn die Kritik in würdiger Erſcheinung iſt wieder Production. Aber es iſt ein Unglück, daß die Kritik, ihr zufälliges Uebergewicht mißbrauchend, auf die eigentliche Production einen prädeſtinirenden Einfluß auszuüben ſtrebt, der ihr nicht zukommt. Es iſt ungefähr ebenſo, als wenn die Polizei die Hochzeitsnächte dirigiren wollte, eben um dem Staat tüchtige Soldaten zu verſchaffen. Scheidewaſſer iſt kein Blut.

Auf die That folgt der Gedanke, nicht umgekehrt. Die That iſt der Stoff, an dem der Gedanke ſich verſucht. Von der That — auch die geiſtige der Kunſt iſt eine — fordern, daß ſie ſich dem Gedanken bequeme, daß ſie ſich zur Verkürzung eines ſeiner Sprünge hergeben ſoll, heißt ſie, wenn nicht vernichten, ſo doch heillos verkürzen. Einen Stuhl kann man ſich beſtellen, keinen Baum, obwohl aus dem Baum einer zurecht gezimmert werden kann. Die Natur war noch niemals ſo artig, nach einem ihr vorgelegten gelehrten Modell neue, corrigirte Geſchöpfe auszuführen, ſie macht die Adler und die Nachtigallen noch ſo, wie ſie ſie vor Jahrtauſenden machte. Auch die Kunſt wird ihre Würde zu behaupten wiſſen, und ſich nicht zum Papagei der Speculation, die zuweilen nicht einmal Speculation iſt, erniedrigen laſſen.

Unſere Zeit iſt gar nicht eitel, aber ſie hält ſich doch für das Faß Pulver, das beſtimmt iſt, das Felſen-Fundament, worauf die ganze ſittliche und religiöſe Welt ruht, in die Luft zu ſprengen. Ob ſie ſich hierin täuſcht oder nicht, und ob ſie wirklich, wie ſie ſich einbildet, von Ideen oder von ein Paar mißverſtandenen Individualitäten, die ebenſo abnorm als groß ſind, regiert wird, will ich hier nicht unterſuchen. Nur dieß will ich rügen, daß ſie jetzt ſonderbarer Weiſe die Geſtaltung dieſer Ideen von der Kunſt, ſtatt, wie ſonſt, vom Leben verlangt. Die Kunſt iſt keine Hebamme.

Man wird mich nicht ſo mißverſtehen, als ob ich die Kunſt von der Zeit und dem, was ſie bewegt, losreißen wolle. Dieß kann ſchon deshalb nicht meine Abſicht ſein, weil es unmöglich wäre. Die Zeit prägt jedem ihrer Erzeugniſſe ihr Monogramm auf; im ſchlimmen Fall als Stigma, im guten als Glorienſtrahl. Aber eben weil dieß immer geſchieht, braucht es nicht förmlich zum Zweck erhoben zu werden.

Der Gott, vor dem man, wenn er erſcheint, nicht ſogleich anbetend auf die Kniee ſtürzt, iſt ein Dieb, der Jupiters Schlafrock ſtahl und den Donnerkeil vergaß. Die Sonne, die ihren Feind vernichten will, hat nichts zu thun, als — ihn zu beleuchten, und das macht ihr nicht einmal Mühe, denn es iſt ihre Natur. Die Sonne trat zum erſten Male ſchüchtern hervor und erblickte die Finſterniß; da zitterte ſie ſehr. Sie wandelte den Himmelsbogen völlig hinauf, da war die Finſterniß verſchwunden, als wäre ſie nie dageweſen, und die Sonne rief aus: Wie thörigt war ich, etwas zu fürchten, was gar nicht vorhanden war. Ich glaube, die Idee, die nicht ſiegt, wie die Sonne, wird nie ſiegen!

Glaube und Wiſſen.

Ein Roman von Wilhelm Elias. Zwei Theile. Bremen, Verlag von Carl Schünemann.

Ich will dieſem Roman keinen Vorwurf daraus machen, daß er ſeiner Idee nicht genügt; wie könnte das in der Kunſt zur Erſcheinung kommen, was ſogar über die Gränzen der Geſchichte hinausgeht? Alle großen Roman-Dichter: Cervantes, Goethe, Jean Paul, wußten es, daß man die Ufer nicht mit zum Strom rechnen darf, und wenn Herr Elias dieß nicht weiß, ſo iſt es ein Beweis mehr dafür, daß er ihnen nicht gleicht. Das Leben iſt ein Gegenſtand der Darſtellung, nicht der geheimnißvolle Urſtoff des Lebens; den Menſchen und die Welt, die ihn umgiebt, kann man malen, nicht das Blut, das in ſeinen Adern fließt, nicht die Luft, die er athmet. Es iſt charakteriſtiſch, daß gerade die Mittelmäßigkeit ſich ſo gern an unlösbare Probleme wagt, daß gerade ſie es unternimmt, die zeugende und geſtaltende Kraft bis in den Embryo hinein zu verfolgen und das Wachſen zu veranſchaulichen.

Glaube und Wiſſen, für den Kopf Gegenſätze, ſind für das Herz Grade, die auf einen gemeinſchaftlichen Superlativ hindeuten. Der Glaube iſt das weibliche Vermögen des Geiſtes, das empfangende, wodurch er mit allem Unſichtbaren in ſichtbarer Verbindung ſteht. Das Wiſſen iſt das überlieferte Reſultat der höchſten Lebensproceſſe. Die große Frage über das Verhältniß des Glaubens zum Wiſſen hat bisher mit größerem oder geringerem Ernſt noch jedwedes Zeitalter beſchäftigt. Es kommt weit mehr darauf an, daß ſie überall aufgeworfen, als darauf, wie ſie beantwortet wird, denn ſie bildet keine vorübergehende, ſondern eine ewige Aufgabe der Menſchheit, eine von denen, die, als geiſtige Gradierhäuſer, den Geiſtern Würze und Salz nicht geben, ſondern entlocken ſollen. Leider aber werden die fundamentalen Dinge meiſtens nur in ihren Beziehungen, die doch immer mehr oder minder zufällig ſind, erkannt und geſchätzt; der Felſen trägt ein Haus, nun iſt es ſeine Beſtimmung, ein Haus zu tragen, und wenn er vielleicht zerſpringt, weil der Erdgeiſt ſich im Schlaf ſchüttelt, oder weil eine ungeduldige Quelle an's Licht will, ſo weiß man nicht mehr, wofür man ihn halten ſoll. Seit man die Uhren erfunden hat, kann jeder Uhrmacher ſie verfertigen; weiß man aber darum, was die Zeit iſt? Faſt in allen Kreiſen des Denkens und Forſchens hat man aus geiſtigen Erlebniſſen und Ergebniſſen eine Art von Uhr zuſammengeſetzt, in deren Zifferblatt nur die Flachheit eine

Ueberſetzung der tiefſten Hieroglyphen zu ſehen glaubt.

Der Roman iſt ſeit lange eine Aula, wo alle möglichen Themata zu Tode disputirt werden und wo dieß um ſo leichter von Statten geht, als die Herren Autoren ihren fingirten Gegnern nicht mehr Witz zu leihen brauchen, als ſie bequem widerlegen können. Herr Elias verwandelt die Aula in eine Kanzel; Niemand wird etwas dagegen haben, denn das Ungeſchickte wird hinlänglich dadurch beſtraft, daß es nicht gelingt. Aber er beſteigt ſeine Kanzel mit all' dem geiſtlichen Hochmuth, der den ſeligen Goeze unſterblich machte, mit all' der Behaglichkeit, die ſich weit mehr an der fremden Hölle wärmt, als an dem eigenen Himmel, mit all' den zweideutigen Thränen, die nur wegen des Engels mit der goldenen Schale vergoſſen werden und für die der Nachbar als Zwiebel dient. „Wir würden — heißt es Seite 49 — gewiß nicht entſchuldigt ſein, wenn wir unſere Feder ſo ſehr entwürdigt hätten, einen jener geiſt- und ſeelenloſen Verächter der göttlichen Lehre aus der ſogenannten gebildeten Welt darzuſtellen, deren Empörung gegen das Chriſtenthum ſich aus der unedelſten aller Quellen herſchreibt: Aus Tugendhaß und ſinnlicher Raſerei. Denn wie ſollten jene Jünglinge und Männer unſeres Deutſchlands eine Lehre nicht verdammen, die ihren Fluch auf ſchnöde Thaten und Worte legt, die Selbſtverläugnung und Demuth predigt und im Gegenſatz mit ihnen den Geiſt ſtatt des Fleiſches frei zu machen ſtrebt. Jene begabtern unter ihnen, die gewagt haben, die Coriphäen jener dumpfbrütenden, verworrenen und unklaren Geiſter zu werden und dem frivolen Gedanken das Wort zu leihen, hat die öffentliche Meinung, und die Schmach, die ſie in ihrer tolldreiſten Thorheit auf ſich luden, hinlänglich gerichtet.“ O, über dieſe gehäſſigen, immer fertigen Urtheilsſprecher, die, unfähig irgend einer Erſcheinung auf den Grund zu ſehen, um ſo bereitwilliger ſind, jede abweichende zu verdammen. Es giebt keinen Tugendhaß; die Sünde hat große Macht, aber die Macht, ſich als ſelbſtſtändiger Gegenſatz der Tugend hinzuſtellen, und dieſe in freiem Haß zu befehden, hat ſie nicht. Das Fieber iſt nur, ſo lange der Menſch iſt, den es befiel; die Kraft, womit es den Körper bekämpft, ſaugt es aus dem Körper ſelbſt. Die Sünde iſt die Krankheit der Tugend, eine Krankheit, die ſie in dem einzelnen Individuum ohnmächtig darniederwerfen und ihr das Hinaustreten in die lebendige Erſcheinung unmöglich machen, die ſie aber nimmermehr vernichten und ſich an ihre Stelle drängen kann. Sinnliche Raſerei trieb noch Keinen aus dem Schooß der Kirche heraus, der ihn nicht auch ohne ſie verlaſſen hätte; dieß iſt ſchon deshalb unmöglich, weil Niemand mit dem Chriſtenthum zugleich dem Sittengeſetz entläuft. Es iſt ein ungeheurer Irrthum, die Religion, und die poſitive, in anderem, als im allerweiteſten Sinne, für den Inhalt der menſchlichen Natur zu halten, ſtatt für ihre ſchönſte und harmonievollſte Form, für den vollkommenſten Ausdruck der in ihr liegenden göttlichen Elemente; das Evangelium ſpricht nur von einer Wiedergeburt, nicht von einer Geburt an ſich; jedenfalls müſſen wir über den Pfeiler, den wir umklammern, den Erdboden nicht vergeſſen, der dieſen trägt. Das Regiren ſetzt mehr Schweiß und Blut voraus, als ſein Gegentheil; es verlangt jene hohe Kraft, die ſich, dem reißenden Strom der Geſchichte gegenüber, in ſich ſelbſt zuſammenzuziehen und in heiliger Einſamkeit aus dem eigenen Kern die Welt in irgend einer ihrer Möglichkeiten hervor zu ſpinnen vermag, es iſt die letzte Zuflucht der nicht ganz in der Schöpfung aufgegangenen ewigen Freiheit. Ich finde es ſchnöde, daß Herr Elias ſich erlaubt, ein Paar neuere Schriftſteller auf zwei oder drei ihrer ſcheinbar antichriſtlichen Darſtellungen hin, des Tugendhaſſes und der ſinnlichen Raſerei zu bezichtigen; oder kannte er ſie etwa perſönlich, hat er ſie begleitet, iſt er Zeuge geweſen, wie ſie die Unſchuld verführten und Prachtexemplare der Tugend beſchmutzten? Romane und Novellen ſind keine Confeſſionen, ſo wenig wie Statuen und Gemälde, nach denen man bis jetzt den Lebenswandel der

Bildhauer und Maler noch niemals beurtheilte. Ich darf meine Indignation über dieſe Verdächtigungen ausſprechen, denn ich bin auf keine Weiſe betheiligt.

Was ſoll ich nun über den Elias'ſchen Roman ſelbſt ſagen! Die Geſchichte läßt ſich nicht wiedererzählen, denn ſie iſt keine; ſpannende Situationen kommen nicht vor, Charaktere finden ſich nicht, nicht einmal Figuren. Nur einen einzigen poetiſchen Ausdruck fand ich, das Gebet wird — ſehr ſchön — eine irdiſche Auferſtehung genannt. Sonſt fehlt es ſogar, woran es einem ſolchen Product, das ſich zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft in die Mitte ſtellt, am wenigſten fehlen ſollte, an eigenthümlichen Gedanken-Entwickelungen; dieß geht ſo weit, daß der Verfaſſer, als einer ſeiner Helden durch Strauß im Glauben wankend gemacht wird, dieſen Helden, ſtatt aus eigenem Vermögen gegen Strauß etwas Erkleckliches vorzubringen, zu einem „berühmten Theologen“ in's Haus ſchickt und ihn von letzterem, ohne daß wir genauer erfahren wie, von ſeinen Zweifeln curiren läßt. Auf ähnliche Weiſe macht er einen Freigeiſt durch Unglücksfälle mürbe und bekehrt ihn, ſtatt durch Gründe, durch eine Krankheit. Jede nähere Analyſe wäre zu grauſam und zu langweilig.

W. Zimmermann's Gedichte.

Zweite Auflage. Stuttgart, bei Scheible.

Dieſer Dichter hat einen ſchönen Kern, aber ſtatt ihn zu entfalten, hat er ihn auf eine wunderliche Weiſe zu conſolidiren geſucht. Faſt jede lyriſche Celebrität der Gegenwart: Heine, Grün, Lenau und mancher Andere ſcheint auf ihn Einfluß gehabt und ihn in der freien Entwickelung ſeiner ſelbſt geſtört zu haben; er iſt, wie ein Vogel, der ſich fremde Flügel an den Leib klebt: wären es auch die des Adlers, ſie werden ihn nicht tragen, ſie werden ihn bloß im Gebrauch der eignen hindern. Wir ſollen zwar die Zeit, in der wir uns bewegen, in unſere Speiſe verwandeln, ſo weit wir können; wir ſollen aber nicht uns ſelbſt zur Speiſe der Zeit machen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgeht, was ihr ohne Kampf ſiegreichen Widerſtand leiſtet, iſt ewig und göttlich. Ich erkläre mir aus jenem unglücklichen Conſolidirungsproceß das Weitſchichtige der Zimmermann'ſchen Formen, in denen ſich der reizende Inhalt oft verliert, wie der Perlenſtrauß im Meer; dieß gemächliche Spazierengehen des Gedankens im Gummi-Elaſticum-Vers, dieß kokette Sprödethun des Gefühls, das nicht auf ein Zauberwort, ſondern nur auf eine bezaubernde Rede hört, dieß breite Wetterleuchten der Idee, das nur ſelten zum Blitz wird. Am meiſten ärgert mich — nicht bei Zimmermann allein — das Zuſammenkoppeln unſelbſtändiger Bilder, das ſich mit der Lyrik verträgt, wie das Stilleſtehen mit dem Gehen: ein Bild verwickelt ſich in das andere, und durch alle zieht ſich, wie durch die ſchimmernden Kügelchen eines Roſenkranzes, ein gemeiner Zwirnsfaden hindurch. Der Geiſt ſchlüpft, als hätte er uns die Seelenwanderung zu veranſchaulichen, in jeden Käfer und jedes Roſenblatt hinein, und vergißt, daß er an einem Körper genug, alſo an zweien zu viel hat.

Die Form hat aber nie einen Mangel, der nicht vom Inhalt ausginge; der Inhalt hat keinen, der nicht im Dichter ſelbſt wurzelte. Dieß iſt der Grund, weßhalb die Kritik die formellen Gebrechen ſo ſtreng rügen muß. Die Beſtätigung findet ſich bei Zimmermann. Dieſer Dichter hat in vielen Fällen nicht den Gegenſtand ſeiner Poeſie, ſondern nur die Ahnung des Gegenſtandes; dann ſind ſeine Gedichte nichts weiter, als Verſuche, dem Gegenſtand näher zu kommen und ihn zu unterwerfen. Gelingt der Verſuch, ſo iſt's doch immer nur eine Jagd, die ein glücklicher Erfolg krönte; gelingt er nicht, ſo müſſen wir uns ſtatt der Melodie das Inſtrument, dem ein Meiſter ſie entlocken kann, gefallen laſſen. Freilich iſt das künſtleriſche Darſtellen kein bloßes Ankleiden, welches, wenn man das bischen Putz ausnimmt, alles Andere vorausſetzt; es ſoll jedoch auch keineswegs ein Brückenſchlagen zwiſchen Subject und Object ſein. Der

Odem des Schaffens iſt das erſte Aufathmen eines geheimnißvollen Lebens, das ſich ſelbſt verſtehen lernt und die Form iſt das klare, himmliſche Augen-Oeffnen dieſes Lebens.

Noch Eins muß ich an Zimmermann tadeln. Er ſcheint ſich zuweilen mehr für Etwas, als durch Etwas zu begeiſtern. Die Glut iſt da, nun greift er nach dieſem oder jenem ſpröden Stoff und ſucht ihn flüſſig zu machen. Dieß iſt nicht das Rechte und kann am wenigſten beim Lyriker, der ſtreng auf die innerliche Symbolik verwieſen iſt, gut geheißen werden; die lyriſche Poeſie iſt durchaus ein Tauchen, ein Ergründen des innern Reichthums: ſie ſoll die Quellen des Menſchen aufgraben und ſich nicht um die Welt, ſondern nur um ihren Wiederſtrahl in Geiſt und Gemüth bekümmern. Dieſes Alles findet auch Anwendung auf die Ballade und Romanze; das Lied iſt ein dem Herzen abgelauſchtes Selbſtgeſpräch, Ballade und Romanze geben die Wechſelrede zwiſchen dem Herzen und dem Geſchick.

Aber, trotz der Gerechtigkeit meines Tadels iſt Zimmermann ein Dichter, und ein ſolcher, dem ſchon das Vortreffliche gelang. Wie ſchauerlich ſchön iſt das Gedicht: La rose de Gueldres, Seite 43, wo die kalte, blaſſe Blume, die plötzlich geröthet da ſteht, dem Dichter vertraut: der Tod habe ſie geſtern gegrüßt, da ſei ſie vor Freuden roth geworden. Dies heißt die Natur in ihren Myſterien enträthſeln;

der Halbpoet ſchiebt ihren Hieroglyphen, die er nicht aufzulöſen vermag, einen willkürlichen Sinn unter, er giebt uns, da er die Frucht nicht zu pflücken verſteht, einen hübſchen Einfall über den Baum. Wie ergreifend iſt das Gedicht: Letzter Gang, Seite 317. Ein Jüngling wird zum Tode geführt; er blickt zu dem Fenſter eines bleichen Mädchens auf, die ihm eine rothe Roſe herunterwirft, er zieht, die Roſe im Munde, lächelnd weiter:

Trommeten raſſeln, Fahnen flattern,
Und es rollt ein Haupt im Sand.
An den Locken hebt's der Richter
Hoch empor, zeigt's in der Rund,
Feſt das treue Todtenantlitz
Hält die Roſe in dem Mund.

Welche holde Apotheoſe des Lebens iſt das Gedicht: Der Roſenbaum, Seite 357:

Ich geh' zum Baum und ſpreche:
„Ich mögt' gern eine Roſ'."
Schnell fallen zehn der ſchönſten
Zugleich mir in den Schooß.

„Die frühen Tode" (118) iſt ein abortus, enthält aber ein liebliches Bild. Die Todesengel durchziehen den Lebensgarten und wetteifern, wer von ihnen den ſchönſten Strauß heim bringe. Das Geiſternachtmal (179) giebt der bekannten Sage eine feſte, chriſtliche Baſis und iſt kernig ausgeführt. Der Strauß (152) enthält einen rührenden Zug, iſt aber, trotz der zu Grunde gelegten guten Idee völlig mißglückt. Daß einer Frau der Geliebte geſtorben, drückt der Verfaſſer ſo aus:

Ach, die mit ſüßem Brande
Der Luſt ihr Herz erhellt,
Die Sonne ſtrahlt am Rande
Schon einer andern Welt.

Der Ritter von Ronceval (274) iſt auf einen längſt ausgebeuteten Contraſt gebaut und ſchließt mit einer ekelhaften, modernen Effectmacherei. Im Wiegenlied (172) ſagt eine Mutter zu ihrem Kinde, ſie werde bald ſterben, dann ſolle das Kind als ein rothes Röslein auf ihrem Grabe blühen; ich weiß nicht, ob das poetiſch iſt. Im Tod des Feldmarſchalls (384) küßten ſich Schiller und Bürger; dieſe Romanze iſt bauſchig, wie ein Reifrock.

Wilhelm Waiblinger's geſammelte Schriften.

Mit des Dichters Leben, von H. von Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Fünf Bände. Georg Heubel, Hamburg.

Man lieſ't Seite 135 in Waiblingers Leben: „Jetzt ſtieg ſein Elend zu der höchſten Stufe, denn er konnte ſich kaum noch ſo kleiden, daß er auf der Straße ſich ſehen laſſen durfte. Freilich war es ein ſonderbarer Anblick, und er mußte häufig über ſich ſelbſt lachen, wenn er ſich zufällig in einem Spiegel ſah, mit abgetragenem Frack, deſſen Ellenbogen hier und da zu offenherzig waren und woraus das Futter und das Hemd neugierig und erſtaunt in die bunte Römerwelt blickten, wenn er mit ängſtlichen Blicken ſeine Beinkleider maß, die von Tag zu Tag mehr zuſammenſchrumpften und kaum bis zu den Schuhen reichten, die gern den unruhigen Füßen die Ausſicht in's Freie geſtatteten, während auf dem von der Sonne gebräunten Haupte ein Hut thronte, der nicht in der neueſten Zeit aus der Fabrik hervorgegangen zu ſein ſchien. Aber nicht dieſer Aufzug, über den er am Ende ſelbſt lachte, ja, über den er ſelbſt in der tollſten Laune witzeln konnte, nicht die Karricaturen, die ſeine abſcheulichen Landsleute, deutſche Maler ohne Talent und Kraft und Herz, in allen Straßen von ihm aushingen und verkauften, nicht das Geſchrei der Gaſſenbuben, die mit dem Ausruf: „ecco il poëta“ hinter ihm herliefen, alles dieß kränkte ihn nicht, ſondern der Gedanke, wie ſo Manche ihn verließen, die ſich ihm für Freunde ausgegeben, ja, denen er Gutes erwieſen hatte, und die jetzt die Erſten waren, ihn zu verſpotten und zu verhöhnen.“ O, wir kennen es wohl, dieß ſchreckliche Lachen, das ſich wider ſich ſelbſt kehrt, wir kennen dieſen entſetzlichen Witz, der das eigene Elend zu ſeinem Abgott macht, dieſen grauenhaften Humor, der ſich ſtellt, als ob die Todeswunde ſeine Lebensquelle ſei! Aber vergeſſe nur Niemand, daß dieß Alles aus einem hohen Stolz entſpringt, der ſich nur noch durch Selbſtverläugnung zu retten weiß, daß jenes Lächeln nichts iſt, als die Schminke, worunter ein Schmerz, der ſich ſeines Urſprungs ſchämt, ſich verbirgt, daß jener Witz, der die unwillkürlichen Thränen aus dem heißen Auge hinwegſengt, mehr koſtet, als ein Schrei der Verzweiflung, daß jener Humor, der mit dem rothen Herzblut des Menſchen poſſenhafte Karricaturen ſeiner ſelbſt auf's Papier zeichnet, die Laſt, die er hinweg zu ſpotten ſcheint, verdoppelt. Eine edle Natur ſtößt den Pfeil, den ſie nicht herauszuziehen vermag, mit aller Kraft tiefer in die Bruſt hinein und ruft aus: er kam mir eben recht; denn ſie will ſich ſchützen vor dem gemeinen Mitleid, das ſich gerne an die Strebenden drängt, um auf ihre Koſten in wohlfeilen Rührungen zu ſchwelgen, ſie will dem Schickſal eine Schande und der Welt eine Hinrichtungsſcene erſparen. Der Kampf um die Exiſtenz iſt der einzige, mit dem ein Menſch um ſo eher verſchont werden ſollte, je höher er ſteht, und doch iſt es gerade dieſer, den die Bedeutendſten kämpfen müſſen. Für den kümmerlichſten Wicht hat die Geſellſchaft einen Platz, aber Genie und Talent ſehen ſich umſonſt nach einem Zufluchtsort um. Im Kampf um die Exiſtenz müſſen ſie ſich aufreiben, und wenn dieſer ſchmähliche Kampf in irgend einem außerordentlichen Fall einen Erfolg hat, ſo haben ſie noch nichts gewonnen, als was ſie gerechter Weiſe nie hätten entbehren ſollen. Und es kann ſich ereignen, daß die Kraft des Gefangenen nur eben zum Durchbrechen der Kerkermauern ausreicht, und daß er ohnmächtig dahin ſinkt, wenn er an die freie Luft kommt.

Noch Anderes kam mir, als ich das Obige las, in den Sinn. Wahrſcheinlich hat Waiblinger in der Periode, die ſein Biograph ſo herzzerreißend ſchildert, Manches von dem, was die vorliegenden fünf Bände enthalten, geſchrieben; noch wahrſcheinlicher hat er damals dafür keinen Verleger gefunden. Das Schickſal der deutſchen Autoren iſt doch zu grauſam! So lange ſie leben, können ſie dem Buchhändler ihr Beſtes bieten und er weiſ't ſie, wenn ſie nicht Charakter und Manneswürde mit in den Kauf geben wollen, ſchnöde ab; ſobald ſie todt ſind, ſtöbert er ihre Nachläſſe durch, findet nichts zu gering, plündert ihre Tagebücher und Correſpondenzen und macht ſie ſo noch im Grabe zum Werkzeug der Ungerechtigkeit gegen ihres Gleichen. Wer hätte dem armen Waiblinger, als er hungern und durſten, als er den Hohn der Malergeſellen und Gaſſenbuben erdulden mußte, nicht gegönnt, daß er ſeine ſchlechteſte Novelle an den Mann gebracht hätte! Wer kann, nun er längſt hinabgeärgert iſt, wünſchen, daß auch nur die beſte wieder abgedruckt wird!

Denn, um von allgemeinen Betrachtungen auf beſondere überzugehen, die meiſten der uns in dieſen fünf Bänden dargebrachten Productionen ragen durchaus nicht über die Unterhaltungslectüre hinaus, ſie haben ihre Zeit erlebt, und es iſt eine Sünde gegen die Talente der Gegenwart, daß die Speculation die ſich gern hinter Pietät verſteckt, ſie neu auflegt. Hier finden wir Novellen und Erzählungen, die ſich allerdings hie und da durch Beſchreibungen und durch einzelne Gedankenblitze auszeichnen, die ſich aber, was Glut und Kraft der Phantaſie anlangt, auch nicht im Entfernteſten mit Leopold Schefer vergleichen können, und die in Bezug auf die Erfindung und Verkettung der Situationen, ſo wie auf das, was man in dieſem Kreiſe Charakteriſtik nennt, weit gegen Spindler, Emerentius Scävola u. A. zurückſtehen. Wir finden Märchen, die in der Ausführung bunt und keck, in der Idee aber nackt und leer ſind, und dem Märchen-Charakter, wenn man ihn nicht etwa in das ſimple Wegdenken der Unmöglichkeit zu ſetzen beliebt, in Nichts entſprechen. Wir finden Satyren, die freilich oft genug den richtigen Punkt treffen, bei denen uns aber dennoch nicht recht wohl wird, da ſie, wenn auch aus einem kräftigen, ſo doch keineswegs aus einem ganz freien Geiſte hervorgingen, und da die Satyre, die nicht aus der höchſten Freiheit entſpringt, unbehaglicher wirkt, als die Philiſtröſität, die ſie verſpottet. Wir finden zwei biographiſche Darſtellungen, die eine aus Waiblinger's eignem, die zweite aus Hölderlin's Leben, beide mit Anmuth und Leichtigkeit geſchrieben. Wir finden Aphorismen und Tagebuch-Bemerkungen, die uns in das

Innerſte des Verfaſſers einen Blick thun laſſen, und die durch den regen Wechſel und die Mannigfaltigkeit, die in ihnen herrſcht. anziehen. Wir finden zuletzt noch ein Trauerſpiel: Anna Bollen. Hören wir, bevor wir unſer Urtheil über dasſelbe ausſprechen, das, was Waiblinger ſelbſt, Band 4. Seite 165, über das Weſen der Tragödie ſagt: „Eine gräuliche Geſchichte“ — heißt es da — „worin tüchtig geweint, geliebt, gehaßt und endlich gemordet wird, iſt noch lange keine Tragödie, ſelbſt dann nicht einmal, wenn im Kampf der Gemüther und im Einbrechen eines traurigen Schickſals eine ſittliche Idee ergreifend dargeſtellt wird. Bürgerlichen Jammer, der uns wirklich zu entehrenden Thränen verlocken kann, will ich auf dem Theater nicht. Ich will eine Menſchenkraft von ungeheurem, rieſenhaftem Willen, in welthiſtoriſchen, nationalen Verhältniſſen, die in einem entweder verſchuldeten, oder unverſchuldeten Kampf mit einem Schlag auf Schlag, wie das jüngſte Gericht hereinbrechenden Verhängniß liegt, und in dieſem alle Menſchennatur bis in die unterſten Tiefen erſchütternden und göttlich erhebenden Schickſalsſtreit als eine endliche Kraft der unendlichen furchtbar untergeordnet wird. Eben aber dieſes Unterliegen iſt erhebend, iſt groß, denn wir ſehen den Kampf mit dem Höchſten, was wir denken können, den Kampf einer äußerſten, endlichen Kraft, welche die geſammte Menſchheit repräſentirt, mit dem Letzten und Allerhöchſten, mögen wir es nun Gott oder Schickſal, oder Vorſehung nennen. Ich verlange in einer Tragödie Könige und Herren, Völker und gewaltige Stämme, Geſchlechter und ganze Zeiten u. ſ. w.“ Waiblingers Anna Bollen iſt ſchön gedacht und großentheils mit Sicherheit und Klarheit ausgeführt, aber den Forderungen, die er, dem Vorſtehenden nach, ſelbſt an die Tragödie ſtellt, entſpricht ſie nicht. Ein laſterhafter König, der ſeine Majeſtät frevelhaft mißbraucht, um ſich einer Gemahlin, die ihm im Wege iſt, zu entledigen, kann wohl Abſcheu und Entſetzen einflößen, aber was nach weiter? Anna ſelbſt weiß zu viel von Maria Stuart, beſonders im letzten Act. Der Charakter der Seymour hat ſchöne Züge und manches Einzelne iſt noch außerdem zu loben, aber dem Ganzen fehlt eben der großartige Hintergrund, welcher es der Menſchheit vindicirt. Doch verdient dieſes Trauerſpiel noch am erſten den Wiederabdruck. Auch iſt es gar nicht die Frage, daß, wenn Langbeins und Johanna Schopenhauers ſämmtliche Werke erſcheinen durften, auch Waiblingers Hervorbringungen zu dieſer Ehre berechtigt ſind!

Leben und Briefe von Adalbert von Chamiſſo.

Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Zwei Bände. Leipzig.
Weidmann'ſche Buchhandlung.

Wenig Menſchen haben ein Recht auf eine Biographie, und eigentlich nur diejenigen, die bei einer entſchiedenen Wirkung nach außen in dem Kreiſe ihrer Thätigkeit keine Gelegenheit fanden, ihr Inneres befriedigend und genügend darzulegen. Die wahrhaft großen Erſcheinungen, die Träger der Menſchheit, fallen der Geſchichte anheim, und es iſt ſchwer, ja unmöglich, ſie vereinzelt aus dem Welt- und Zeitnexus herauszulöſen: höchſtens kann man ihnen ſelbſt die Befugniß zuſprechen, eine Scheidung der atmoſphäriſchen Elemente, die ſie nach und nach in ſich aufnahmen, von den ihnen rein und urſprünglich angehörigen zu verſuchen. Unter den minder bedeutenden Größen bedarf am wenigſten die echte dichteriſche der Nachhülfe eines Biographen zum Aufſchluß oder zur Verſtändigung. Denn was iſt alle Poeſie anders, als unmittelbare Entwicklung oder mittelbare Darſtellung des Lebensproceſſes eines bevorzugten Geiſtes? Gewiß war es kein bloßer Zufall, daß Goethe ſeine Confeſſionen mit ſeiner Jugendgeſchichte ſchloß, und wahrſcheinlich hätte er, nach ſeiner Oeconomie, nicht einmal dieſe gegeben, wenn es ihm nicht auf bewunderungswürdige Weiſe gelungen wäre, die wichtigſten allgemeinen Zuſtände zugleich mit ſeinen eigenen anſchaulich zu machen. Aber es giebt Dichter, in denen die Poeſie eher ein Einfangen, als ein Ausſtromen iſt, und die das Talent, das ſie in ſich finden, als Medium benutzen, das ihrem Weſen Fremde, oft ſogar Entgegengeſetzte, ſich einzuverleiben, oder ſich näher zu bringen. Ein Blick in das Walten ſolcher Naturen, deren Werth von ihrer Bewußtloſigkeit abhängt, iſt immer intereſſant und belehrend; kommt nun noch hinzu, daß ſie, indem ſie ſich innerlich abrunden und befeſtigen, nach außen Einfluß gewinnen, ſo wird es wünſchenswerth und nothwendig, daß ihr Wachſen und Umſichgreifen der Nation, der ſie etwas geworden ſind, in klaren, verſtändigen Umriſſen gezeichnet werde, da die Selbſterkenntniß einer Geſammtheit, wie die des Einzelnen, nur aus genaueſter Beobachtung und Abſchätzung der einwirkenden Potenzen hervorgehen kann.

Daß Chamiſſo zu den Dichtern der letztgedachten Gattung gehört, iſt wohl einleuchtend. Er war ein ſanfter, liebenswürdiger Mann, aber er erzählte am liebſten grauenhafte Geſchichten. Ihm ging Nichts über die Behäbigkeit. Deßungeachtet ſchrieb er ſeine beſten Sachen in den kunſtgerechteſten Terzinen. Allenthalben zwiſchen ſeinem Leben und Weſen und ſeinem Dichten — in Inhalt und Form — ein ſcheinbarer Widerſpruch, deſſen Wurzel in dem inſtinctartigen Drang, jenes durch dieſes zu ſupplementiren, geſucht werden muß, der aber auch in dem reinen, unverwüſtlichen Humor, auf dem Chamiſſo ruhte, eine wahrhafte Ausgleichung erhält. Ich weiß nicht, ob eine tief eindringende Kritik ſeiner Poeſie einen höhern ſymboliſchen Charakter beilegen wird; ihm ſelbſt, ſeiner aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche hineingewachſenen Perſönlichkeit, kann ſie denſelben auf keinen Fall abſprechen. Mir zum wenigſten war Chamiſſo hauptſächlich darum von jeher ſo wichtig, weil er, als Individualität, mir die ganze neufranzöſiſche Literatur, ſo weit ſie durch deutſche Befruchtung in's Leben gerufen wurde, in ihrem Entwicklungsgange vorzubilden ſchien.

Hitzig hat uns in den vorliegenden zwei Bänden mit jener ſchönen Selbſtenthaltſamkeit, die Deutſchland längſt an ihm kennt und ſchätzt, über ſeinen vorangegangenen Freund berichtet. Bei der von ihm gewählten beſcheidenen Manier, die Todten reden zu laſſen, ſtatt in eigener Perſon das Wort zu nehmen, kommt das, was man wohl ein biographiſches Meiſterſtück zu nennen beliebt, nicht heraus; er läuft aber auch keine Gefahr, den Mann, den er liebt, bei dem Verſuch der geiſtigen Wieder-Erweckung durch willkürliche ſpitzfindige Auslegungen zu verletzen, und ſeinen Zweck, ihn dem Herzen näher zu führen, erreicht er gewiß.

Buch der Lieder von Heinrich Heine.

Vierte Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe.

Heine's Buch der Lieder wird dem Publicum in der vierten Auflage vorgelegt. Ein Erfolg, von dem es ſcheinen mögte, daß er alle weitere kritiſche Beſprechung überflüßig mache. Dieſes wäre auch allerdings der Fall, wenn man ihn einzig und allein der Poeſie dieſer Lieder zuſchreiben dürfte. Aber wenn es dem Dichter überhaupt oft genug begegnet, daß er ſeine nächſten und lauteſten Wirkungen Elementen verdankt, die ihm ſeine ganze Celebrität verleiden könnten, ſo hat Heine dieſes vielleicht noch öfter erfahren als ein Anderer. Iſt es etwa die Grazie ſeiner ſcheinbar ſo nachläſſigen Verſe, die ſo viele unſelbſtſtändige Geiſter zur Nachahmung reizt? Gewiß nicht, denn wer Grazie zu erkennen vermag, der erkennt auch, daß ſie unnachahmlich iſt. Es iſt vielmehr die anſcheinende Emancipation von der Metrik, die ſie verführt, es iſt die Hoffnung, daß der Vers ohne Füße gehen müßte, da er mit Füßen nicht gehen will. Bewundert man den freien Geiſt, der Stoffe, welche die Kunſt bisher verſchmähen zu müſſen glaubte, in ihren Dienſt zu ziehen verſtand, ohne ſich und ſie zu beſchmutzen? Ich wollte, es wäre ſo, aber ich fürchte, eine gewiſſe rohe Freude, eben dieſe Stoffe, an denen der Prieſter ſich ſonſt vornehm die Füße abwiſchte, bevor er den Tempel betrat, jetzt im Tempel ſelbſt als Teppich über den Altar ausgebreitet zu ſehen, hat einigen Antheil an dem Behagen, womit die Maſſe Beifall klatſcht. Der Verfaſſer der Reiſebilder iſt viel gelobt und viel getadelt worden. Aber ich müßte mich in ihm irren, wenn ihn als Dichter nicht manches Lob empfindlicher berührt hätte, als mancher Tadel. Denn wegen des Beſten, was man gegeben hat, von beſchränkten Geiſtern begeifert zu werden, was will es heißen? Poeſie zu genießen iſt ſo gut ein Talent, als Poeſie zu bringen. Aber ſich von dem Lumpenſammler freund-brüderlich die Hand drücken laſſen zu müſſen, weil man ſich zuweilen, wie Jener, in den Staub niederbückte, freilich nur um einen Diamanten aufzuheben, das muß fatal ſein. Die Lyrik iſt noch weit mehr als Drama und Epos National-Ausdruck eines Volks, und ein Dichter, der nicht harmoniſch in dieſer allgemeinen Volks-Poeſie aufgeht, hat geringen Werth, er mag ſo viel Ideen- und Phantaſie-Schätze aufhäufen und ſo viel momentanen Enthuſiasmus erregen, als er immer will. Die deutſche Lyrik hat zwei Factoren: Gefühl und Reflexion, und am rationellſten, mithin am vollkommenſten entwickelt ſie ſich, wo alle beide gleichmäßig und unzertrennt thätig ſind, wo der Stoff aus der Tiefe des Gemüths als eigenthümliches Gefühl aufſteigt und die Reflexion die einrahmende Form erzeugt. Man muß freilich den Begriff der Letzteren nicht ſo eng nehmen, daß man nur den analyſirenden oder den wiederſpiegelnden Gedanken dafür gelten läßt; die Reflexion iſt gleich mit dem Bewußtſein da, und eben das erwachende Bewußtſein gränzt als Allgemeines jedes Beſondere ab, und giebt ihm, indem es ihm nicht verſtattet, ſich unverhältnißmäßig auszudehnen, die Form. Dieſem Grundtypus der deutſchen Lyrik entſpricht Heine's Poeſie durchaus, und darum iſt er ein echter deutſcher Dichter. Aus dem Innern des Gemüths quellen ſeine Lieder hervor, und wenn, ſeinem Naturell gemäß, bei ihm die Reflexion auch meiſtens die Geſtalt des Witzes annimmt, ſo iſt ſein Witz doch nur das launige Veto, was dem Herzen gegenüber der Geiſt einlegt, niemals aber, oder ſelten, das kahle Centrum des Gedichts. Heine iſt Humoriſt. Was iſt Humor, was iſt, da wir es hier nur mit dem Lieder-Dichter zu thun haben, zunächſt lyriſcher Humor? Was man gewöhnlich ſo nennt, iſt ein leeres Produkt der Ohnmacht und der Lüge. Wer ſeine verworrenen Geiſtes- oder Gemüths-Zuſtände nicht klären oder den hiezu nothwendigen inneren Proceß nicht mit Reſignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wohl den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein, und ſucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es ſei eine werdende Welt. Der Humor iſt empfundener Dualismus; nicht die Karricatur des Ideals ſoll er zeichnen, oder ſeinen Schatten, ſondern das Ideal ſelbſt in ſeinem vergeblichen Ringen nach Geſtaltung. Allein, wenn die poſitive Kunſt den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen ſcheidet, zu überfliegen ſucht, ſo ſtürzt der Humor, als die negative, ſich in dieſen Abgrund hinunter, und hierin liegt ſo viel Verzweiflung, aber nicht ſo viel Troſt, wie in der erſchütterndſten Tragik, wenn er, was allerdings ſehr ſelten iſt, rein und rund zur Erſcheinung kommt. Das iſt bei Heine

z. B. in dem ſchönen Gedicht: Mein Herz, mein Herz iſt traurig ꝛc. der Fall.

Man hat der Heine'ſchen Poeſie vielfältig die innere Wahrheit abgeſprochen. Wohl nur, weil man ihr Individuelles nicht immer aufzufaſſen verſtand. Es giebt aber in äſthetiſchen Dingen eine doppelte Wahrheit, wornach man zu fragen hat: die Wahrheit des Stoffes und die Wahrheit der Form, und die letztere hängt mit dem Ethiſchen noch enger zuſammen, als die erſtere. Es iſt nicht genug, daß unſer Gedachtes und Empfundenes wahr ſei; damit kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigenthümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man ſie nicht hat? Auch der Darſtellungs-Proceß, worin die Form gewonnen wird, ſoll wahr ſein; er ſoll aus dem Drange des Ueberflußes hervorgehen, und Götter in die Welt ſetzen, nicht Lemuren. Dieſes iſt der wichtigſte Punkt, denn von der Geſtalt, worin eine Idee zur Erſcheinung gelangt, hängt es ab, ob ſie wie ein Jupiter verehrt, oder wie ein Vitzliputzli verſpottet werden ſoll, doch eben um dieſen Punkt wird der plumpe Aeſthetiker ſich nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zuſammen, und vergißt, daß man dieß Alles bei jedem der Berückſichtigung irgend würdigen Gegenſtand vorausſetzen muß, und daß Achill und Therſites ſich in Allem, nur nicht im Fleiſch und Blut, von einander unterſcheiden.

Bei Heine iſt die Darſtellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein Jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert: bei der Wahrheit der Form iſt aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar. Uebrigens wird ſich der Humoriſt den Vorwurf der Unwahrheit weit öfter gefallen laſſen müſſen, als der ernſte Dichter. Einen erkünſtelten Hymnus verzeihen wir gern um Gottes willen, an den er gerichtet iſt, aber einen verunglückten Witz nimmermehr. Hier wäre Schlimmes und Schlimmſtes zu ſagen; doch werde einſtweilen nur noch in Bezug auf Heine ausdrücklich bemerkt, daß es völlig ſo ungerecht ſein mögte, ihn deswegen, weil er ſeinen tiefen, ſchönen Wald- und Meerliedern kecke, ſcharfe Zeichnungen fauler ſocialer Zuſtände gegenüber ſtellte, zu ſchelten, als es, wie ich ſchon im Eingang andeutete, abgeſchmackt iſt, ihm für die an dieſe todten Dinge verſchwendeten neckiſchen Galvaniſirungs-Verſuche zu danken, ſtatt für die dadurch in Geiſt und Gemüth des Dichters hervorgerufenen friſchen lebendigen Gegenſätze.

Bei dieſen allgemeinen Bemerkungen mögte ich es bewenden laſſen. Dem Auge kann man zu Hilfe kommen, der Zunge nicht. Wer es nicht fühlt, daß Lieder, wie das Fiſchermädchen, die Wallfahrt zu Kevlaar, die Meerlilie (die übrigens nicht im Buch der Lieder ſteht) und andere ganze Bände Lehrgedichte und Aehnliches in die Lüfte ſchnellen, dem wird es Keiner begreiflich machen.

* * *

Bunte Aufſätze.

Ueber die ſogenannten politiſchen Demonſtrationen

bei theatraliſchen Vorſtellungen.

Börne pries es einmal höchlich an den Franzoſen, daß ſie jede Stelle eines Dichterwerks, die ſich geſucht oder ungeſucht auf die Verhältniſſe der Gegenwart anwenden läßt, herausfühlen und eine Demonſtration daran knüpfen. Wir ſind in Deutſchland jetzt ſo weit gekommen, daß wir dieß ebenfalls thun; ob wir das aber preiſen und uns dazu Glück wünſchen ſollen, iſt die Frage.

In einem Staat, der abſolutiſtiſch regiert wird, und darum der öffentlichen Meinung den nächſten Weg, ſich geltend zu machen, durch Vorenthaltung der Preßfreiheit oder Reducirung derſelben auf ein Nichts abſchneidet, iſt es ganz natürlich, wenn ſie ſich auf andere Weiſe Bahn zu brechen ſucht. Daß dazu vor Allem das Theater Gelegenheiten darbietet, iſt einleuchtend, denn wie ängſtlich es auch überwacht und dadurch zur Karricatur ſeiner ſelbſt herabgeſetzt werden möge: es ſind gar keine Dramen denkbar, in denen nicht einzelne Aeußerungen eine doppelſinnige Auslegung und Auffaſſung geſtatteten. Wenn aber ein Dichter in einem ſeiner Stücke die Behauptung wagt, die Belladonna wachſe gerne in Sümpfen, und das Publicum die Stelle aufnimmt, als hätte der unſchuldige, vielleicht auf eine Tabatiere ſpeculirende und über den unerwarteten Beifall in Ohnmacht ſinkende Menſch irgend eine tief verſteckte Bosheit hineingelegt, wer kann dafür? Selbſt die Römer, die den vor ihnen tanzenden und ſpielenden Nero zu beklatſchen hatten, haben ihren Beifall auf eine Art an den Tag legen können, der ihm verdächtig ſein und ihm doch die Hände binden mußte.

Ganz anders ſteht es aber im conſtitutionellen Staat, in welchem jeder Gedanke, der begründet werden kann, auch berechtigt iſt und vermöge der Preßfreiheit auf offener Heerſtraße in voller Waffenrüſtung einherziehen darf, nicht aber beim Dämmerlichte in dem einen oder dem anderen unüberwachten Winkel des geſellſchaftlichen Gebäudes wie ein Geſpenſt herum zu ſpuken braucht. Wozu hier die Umwege? Warum das Theater aus einem Tempel der Kunſt in ein Forum verwandeln? Warum den Tribun in Shakeſpeare's Coriolan ſuchen, den man im Journal hat? Warum einem Dichterausſpruch Gewalt anthun, wenn man ſelbſt nur den Mund zu öffnen braucht, um ſich Luft zu ſchaffen? Wäre hierzu wirklich eine Nothwendigkeit vorhanden, ſo müßte der Staat aufgehört haben ein conſtitutioneller zu ſein.

Man könnte einwenden, durch die Acclamation, die nicht einem Kunſtwerk, als ſolchem gilt, ſondern die ſich auf das zufällige Verhältniß des Kunſtwerks oder irgend einer Einzelheit deſſelben zu den Tagesfragen bezieht, ſolle nur hervorgehoben werden, daß der Dichter mit der Anſicht dieſer oder jener Partei übereinſtimme und ſie alſo moraliſch verſtärke. Das hieße denn jedenfalls denſelben Gebrauch vom dramatiſchen Gedicht machen, den man in Rom bei einer Belagerung einſt von den Bildſäulen machte, welche man von der Engelsburg aus den Feinden bekanntlich auf die Köpfe warf. Dieſer Gebrauch iſt nun von dem urſprünglich beabſichtigten ſehr verſchieden; er wäre aber noch nicht abſolut unverſtändig, wenn Dichterausſprüche nur eben ſo ſicher in der geiſtigen Schlacht träfen, wie jene Bildſäulen in der materiellen ohne Zweifel getroffen haben. Das iſt aber nicht der Fall.

Um dieß zu begreifen, muß man den Bau des Drama's näher in's Auge faſſen. Schon die einfache Wahrnehmung, daß die auftretenden Perſonen ſich alle gegenſeitig bedingen und beſchränken, daß alſo keine in dem, was ſie thut, ganz Recht oder ganz Unrecht hat, ſollte darauf führen, daß auch keine in dem, was ſie ausſpricht, ganz Recht oder ganz Unrecht haben kann. Dieſe Wahrnehmung wird aber doch Niemand entgehen. Wenn in Shakeſpeare's Heinrich IV. z. B. der junge Percy den Entſcheidungskampf wagt, bevor noch die nöthige Macht zuſammen gebracht wurde, und wenn im Gegentheil ſein Vater Northumberland mit ſeinem Aufbruch zum Heer ſo lange zögert, bis der günſtige Moment vorübergegangen iſt, ſo ſtellen Beide zuſammen die menſchliche Natur in zwei Extremen dar, und begehen darum entgegengeſetzte Fehler. Wollte man nun dem einen zujauchzen, weil er die Bedächtigkeit des Alters verwünſcht, oder dem Andern, weil er den Ungeſtüm der Jugend verdammt, ſo würde das freilich zeigen, ob man noch zu den Jünglingen oder ſchon zu den Greiſen gehört, es würde aber zugleich darthun, daß man den Sinn des Dichters gar nicht verſtanden habe, der den Percy und den Northumberland nur deswegen einander gegenüber ſtellte, weil er die Einſeitigkeit des Einen durch die des Anderen auflöſen mußte. Das Drama beruht eben auf dem Gegenſatz und ſchöpft aus dieſem ſeine ganze Kraft. Bös und Gut, Verſtand und Leidenſchaft rufen einander mit Nothwendigkeit hervor und müſſen mit gleich friſchen Farben und in gleich ſcharfen Umriſſen vorgeführt werden. Wer aber wiſſen will, was der Dichter ſelbſt beabſichtigte und meinte, der halte ſich nicht an einen der einzelnen Charaktere und an deſſen Schlag- und Wurzelworte, ſondern er faſſe die Gruppirung derſelben zu einem zuſammenhängenden Ganzen in's Auge; er knüpfe ſeine Sympathien oder Antipathien nicht an einen ſchwarzen oder einen rothen Pinſelſtrich, er entziffere das Bild. Ja, auch dieß iſt noch nicht genug. Denn jedes Kunſtwerk, wie umfaſſend und reich es immer ſei, giebt nur ein Segment des Kreiſes, der die Weltanſchauung des Dichters abſpiegelt, nicht den Kreis ſelbſt. Dieſer umfaßt vielmehr alle Segmente und bedingt und beſchränkt ſie, ſetzt zur Relativität herab, was ſich an ſeinem Ort für abſolut zu geben ſchien. Wer daher den Dichter wahrhaft ergründen will, der muß ſich auf einen Standpunkt zu ſtellen wiſſen, auf dem alle ſeine Werke als Ringe erſcheinen, die genau mit einander zuſammen hängen und eine Kette bilden.

Es wird aus dieſer einfachen Entwickelung, die ſich der tieferen philoſophiſchen Deduction abſichtlich enthält, klar geworden ſein, daß zwiſchen dem dramatiſchen Dichter und den einzelnen Perſonen ſeines Stücks ein Unterſchied beſteht, den man ſich gar nicht groß genug vorſtellen kann, und daß alſo nicht Shakeſpeare ein Zeugniß ablegt, wenn Percy ſpricht. Man könnte nun glauben, das Manöver, das uns hier beſchäftigt, ſei jedenfalls, wenn es auch auf einem Mißverſtändniß beruhe, unſchuldig und unſchädlich. Aber darin würde man ſehr irren. Ich will gar nicht davon reden, daß die Aengſtlichkeit der in der einen oder der andern Form an allen

Orten und zu allen Zeiten gebliebenen und bleibenden Theater-Cenſur dadurch nothwendig bis zu einem unberechenbaren Grade geſteigert werden muß. Das iſt nur ein Nebenpunkt, obgleich kein unwichtiger. Aber ich will auf zwei andere Conſequenzen hinweiſen, deren bedeutungsvolle Schwere Niemand in Abrede ſtellen wird.

Die erſte Folge iſt die: Wenn das Publikum ſich einmal gewöhnt, dieſe oder jene Einzelheit aus dem Drama heraus zu reißen und ohne ſich um den Zuſammenhang mit dem Kunſtorganismus zu kümmern, ohne ſich an das Vorher und Nachher zu kehren, das rohe Element heißhungrig zu verſchlingen, ſo wird es ſich bald ganz und gar in die Einzelheiten verrennen. Nach der Tapete wird Niemand mehr fragen, nur nach dem einzelnen Faden. Iſt er hübſch vergoldet, ſo wird man jubeln, wenn er zum Vorſchein kommt; iſt er ſchlicht und einfach, ſo wird man die Achſeln zucken; iſt er gar mißfarbig, ſo wird man murren. Daraus ergiebt ſich nun von ſelbſt, daß der Künſtler gar keine Probleme mehr aufſtellen kann. Denn es iſt unmöglich, daß Räthſel und Auflöſung im Drama unmittelbar zuſammen fallen, und wer die letztere nicht abzuwarten vermag, der muß das erſtere freilich unerquicklich finden. Es ergiebt ſich daraus aber auch weiter, daß er jeden Augenblick Anſtoß erregen muß, beſonders in der ſittlichen Region. Ja es iſt ſicher, daß die mehr und mehr überhand nehmende Prüderie, welche vor Dingen zuſammenſchaudert, die zu den Zeiten Schiller's und Goethe's noch ſo unſchuldig gefunden wurden, wie ſie wirklich ſind, in dieſem Klebenbleiben an der Einzelheit ihren Hauptgrund hat. Das iſt auch höchſt natürlich. Wenn relativ gemeinte, durch die Einſeitigkeit der Charaktere und den Drang der Situationen bedingte Darſtellungsmomente, Ausſprüche und Bilder, die im Fortgang der Entwicklung ihr Gegengewicht erhalten, als abſolute aufgenommen werden, ſo kann es gar nicht ausbleiben, daß man mit Abſcheu verwirft, was man ſonſt vielleicht mit Ehrfurcht vor dem dialektiſchen Läuterungs- und Klärungsproceß bewundern würde.

Die zweite Folge, die ich jetzt aber wohl kaum noch hervor zu heben brauche, iſt die, daß damit die Kunſt aufhört, daß alle und jede Gränze zwiſchen dem wahren und dem After-Talent verrückt, daß der heilloſeſten Pfuſcherei Thür und Thor geöffnet und ſo in kürzeſter Friſt eine vollkommene Barbarei herbei geführt wird. Wer nicht im Stande iſt, eine runde, in ſich abgeſchloſſene Schöpfung zu erzeugen und ſie mit warmblütigen Geſtalten zu beleben, der ſchlägt eine Welt von Brettern zuſammen, ſchiebt Automate hinein und läßt dieſe eine Menge von prickelnden Anſpielungen und Beziehungen auf die Tages-Intereſſen ausſchütten. Man jubelt ihm zu, wenn er's trifft, was kaum mißlingen kann, und der elendeſte Stümper trägt den Kranz davon, der dem Künſtler gebührt, dieſer aber geht leer aus, da die Sympathien für Puppen und für lebendige Menſchen ſich gegenſeitig nothwendig ausſchließen.

* * *

Das deutſche Theater.

Wer über das deutſche Theater ein ernſtes Wort zu ſprechen unternimmt, der kommt den Meiſten ſo vor, als ob er über eine Kinderklapper philoſophiſche Betrachtungen anſtellen oder, wie Swift, über einen Beſenſtiel predigen wolle. Die Zeiten ſind vorüber, wo man mit Schiller übereinſtimmte, wenn er in jugendlichem Enthuſiasmus die Schaubühne für eine moraliſche Bildungsanſtalt erklärte, und den Hiſtrio, nachdem man ihm lange genug den Zutritt in anſtändige Geſellſchaft verweigert, ja das ehrliche Grab auf dem Kirchhof beſtritten hatte, als den Hohenprieſter der Humanität zu ehren anfing, von dem man die äſthetiſche Läuterung der Menſchheit erwartete, da die ethiſche, trotz Moſen und den Propheten, mißglückt war. Auch die Zeiten ſind vorüber, wo das Theater, wenn man ihm auch nicht mehr einen erhöhten Mittelplatz zwiſchen Kanzel und Katheder anwies, doch noch für die illuminirte Uhr gehalten wurde, auf die man nur zu ſchauen brauchte, um genau zu erfahren, wie es mit der dramatiſchen National-Production ſtand, und wo man es beſuchte, um ſich an dem geiſtigen Ringkampf der hervorragendſten Dichterkräfte zu erfreuen. Ja ſogar die Zeiten ſind vorüber, wo das Theater doch wenigſtens noch für die beſte Unterhaltung galt, und wo ein neues Stück ein Stadt- und ein Familien-Ereigniß war, dem man mit Spannung entgegenſah und das man mit Behagen genoß oder mit Reſignation hinnahm. Keiner ſucht in den Hallen noch Bildung, wo, ſo ſtolz ſie auch daſtehen und ſo prahleriſch die Inſchriften auch lauten mögen, die Bilder ſinn- und planloſer durcheinander fliegen, wie die Karten, mit denen die Kinder ſpielen; Jedermann weiß, daß der Dichter überall eher anzutreffen iſt, als auf den Brettern, die blos ſeinetwegen zuſammengezimmert ſein ſollen, und das muß ein ganz verlorner Abend ſein, den Jemand noch an's Theater wendet, wenn ihn anders nicht ein Virtuos oder ein ſonſtiger Nebenreiz hineinlockt.

Daß es ſo ſteht, iſt gewiß. In Berlin gehen, wie die Zeitungen melden, die Claſſiker nur dann noch etwas häufiger in Scene, wenn die Tantièmen-Summe für die Novitäten zu hoch aufläuft, d. h. wenn ſie etwa den hundertſten Theil deſſen zu betragen droht, was für Toiletten und Decorationen mit Vergnügen und im Gefühl unabweislicher Nothwendigkeit verausgabt wird. Und in Wien werden Ausſtattungsſtücke gegeben, über welche die allerdevoteſten Tagesblätter muthig genug ſind zu bemerken, daß die Direction, wenn ſie eine Modenausſtellung veranſtalte, doch auch die Kleiderkünſtler zur Beurtheilung einladen möge, ſtatt der Aeſthetiker. Berlin und Wien bilden aber in ihrer reichen Dotirung die Pole des deutſchen Theaterlebens; München und Dresden entſcheiden nicht, ſelbſt wenn ſie ſich einmal zu einem ſelbſtſtändigen Schritt verſucht fühlen, und Weimar, Stuttgart u. ſ. w. können nur experimentiren. Daraus folgt denn, daß eine Controle, die nicht darauf ausgeht, die ſämmtlichen Schnupfenfieber und Heiſerkeiten der Schauſpieler zu Buch zu bringen, um allenfalls Schlüſſe über die klimatiſchen Verſchiedenheiten der deutſchen Länder daraus abzuleiten, ſich auf Wien und Berlin beſchränken darf und dennoch genau erfährt, wie es bei uns mit dem Muſendienſt ſteht. Darnach alſo wollen wir uns verhalten, die ganze Angelegenheit aber einer ſehr ernſten und unausgeſetzten Aufmerkſamkeit unterziehen.

Denn es iſt ein ebenſo wunderlicher, als gewöhnlicher und weit verbreiteter Irrthum, daß derjenige, der das deutſche Theater für ſchlecht erklärt, ſich auch nicht mit demſelben befaſſen dürfe. Im Gegentheil, das Theater iſt zu allen Zeiten, namentlich aber in der unſrigen, ein ſo wichtiges Inſtitut, daß man es mit allen Mitteln wieder zu heben ſuchen muß, wenn es tief geſunken iſt. Man mag über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen denken, wie man will, ſo viel iſt gewiß, daß das Moment der Erhebung, deſſen wir ſo nöthig bedürfen, wie der Selbſtvergeſſenheit, die der Schlaf gewährt, uns in unſerer Zeit nur noch durch die Kunſt kommen kann. Die Religion bietet es nicht mehr dar und der Patriotismus bietet es noch nicht dar; die Kirche, an der einſt auch ein Zweifler wie Fauſt nur zitternd und zähneklappernd vorbeiſchlich, wenn Orgelton und Glockenklang zum Eintritt luden, vereinigt die verſchiedenen Stände des Volks nicht mehr in ihrem Schooß und der Staat ruft ſie noch nicht zuſammen. Dieß iſt eine Thatſache, die man beklagen oder preiſen, die man aber ſicher nicht in Abrede ſtellen kann. Wir erinnern blos an ſie und laſſen es ununterſucht, ob die Kirche durch Zwangsmaßregeln, wie es in evangeliſchen Ländern z. B. die gebotenen Sonntagsfeiern ſind, die ungeheure Kluft, die ſich zwiſchen Glauben und Wiſſen aufgethan hat, wieder ausfüllen wird und ob der Staat wohl thut, wenn er auf die Begeiſterung ſeiner Bürger Verzicht leiſtet, um ihrem Vorwitz zu entgehen; ſie beweiſ't auf's unwiderſprechlichſte, daß das höchſte Bedürfniß des Menſchen nur noch in der Kunſt ſeine Befriedigung findet, ja, daß Staat und Kirche ſelbſt erſt in ihr zur Verklärung gelangen, da nur ſie in Beiden das von allen Parteizerklüftungen und confeſſionellen Streitigkeiten unberührbare Ideal erfaßt. Die Spitze der Kunſt aber iſt das Drama und das Drama kommt freilich nicht erſt durch das Theater zur Entfaltung, wie man gern behauptet, obgleich ſchon Ariſtoteles das Gegentheil ſagt, wohl aber nur mittelſt desſelben zur ganzen und vollen Wirkung. Es kann daher nie gleichgültig ſein, wie es beſchaffen iſt, denn wenn es, wie in unſeren Tagen, Charakter und Würde bis auf den Grad einbüßt, daß die Bildung ſich mit Ekel und Widerwillen von ihm abwenden muß, ſo iſt eben auch der letzte Tempel zertrümmert worden, in dem man ſich noch in ſchöner Gemeinſchaft zuſammenfand, um das zu verehren, was „die Welt im Innerſten zuſammenhält“, und man hat nur noch die Wahl zwiſchen dem trivialen Spaß, dem denn auch ſo Viele nachrennen, und der tiefſten Einſamkeit.

Wir ſind, um einen Ausdruck von dem alten Tieck zu entlehnen, endlich ganz unten im Keller, wo die Ratten hauſen, die faulen Dünſte ziehen und das ſchmutzige Waſſer ſickert, an der Hand unſerer Muſageten angelangt und müſſen nach dem allgemeinen Naturgeſetz, das den Stillſtand ausſchließt, wieder hinauf. Dieß wird ſelbſt von der Seite zugegeben, die es gewiß bis zum letzten Augenblick verhehlt und verheimlicht hat. Die Theaterdirectoren haben in Dresden getagt und die Unhaltbarkeit des jetzigen Zuſtandes offen vor ganz Deutſchland bekannt. Nur iſt es ihnen dabei gegangen, wie es in der Beichte öfter gehen ſoll. Sie haben ſich länger bei den fremden, als bei den eigenen Sünden aufgehalten, ſie haben uns erſtaunlich viel von den Umtrieben der Theateragenten erzählt, aber ſehr wenig von dem eigenen Schlendrian, durch den dieſe allein möglich wurden, und ſie ſchrieen doch in Wahrheit nur über das Schwert, daß ſie ſich ſelbſt in die Bruſt geſtoßen hatten. Nichtsdeſtoweniger trafen ſie den rechten Punkt, denn gerade dieſe Unterhändler mit ihren ſchmutzigen Winkelblättern ſind Schuld daran, daß die Kluft zwiſchen dem Dichter, der ſie verachtete und verſchmähte, und den Bühnenvorſtänden, die ihrer nicht entbehren zu können glaubten, allmählich ſo groß geworden iſt. Die Faiſeure, die Rollen ſchreibenden Schauſpieler ſowohl, wie die „bearbeitenden“ Ueberſetzer und die vom Roman und der Reiſenovelle zum Theaterſtück herüberſpringenden Literaten erkannten ſie willig als Patrone an, und nun war das Kind des Hauſes bald verdrängt, um dem Baſtard Platz zu machen. Denn nicht allein, daß die platteſten Machwerke den poetiſchen Produktionen den Zutritt verſperrten, das Publicum verlor auch die Empfänglichkeit für ſie, und wenn ſie ſich einmal bis zu den Lampen hindurch arbeiteten, ſo wurden ſie angeſtarrt, wie der ſteinerne Gaſt, der auf der Maskerade erſcheint, und dienten nur dazu, den Triumph der

Gemeinheit zu erhöhen und in gewiſſer Art als einen wohlberechtigten zu beſtätigen. Man braucht die Kirche nur in einen Ballſaal zu verwandeln, ſo will Jedermann auch auf der Kanzel ſtatt des Predigers den Spielmann ſehen, und man braucht nur fünfzig Mal die „Grille“ zu geben, um ſicher zu ſein, daß der „Prinz von Homburg“ nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt. Sobald das ideale Drama aber auf dem Theater keinen Boden mehr findet, hat dieſes auch aufgehört zu exiſtiren, und es iſt ganz einerlei, ob der Hund des Aubry, dem Goethe einſt weichen mußte, ſeine Künſte darauf treibt, oder ob die Menſchen-Daguerrotypie in Schröder's oder Iffland's Sinn darauf gepflegt wird. Man traf in Dresden daher allerdings den rechten Punkt; ob man ſich aber auch über die rechten Mittel verſtändigt hat und ob man dieſe energiſch zur Anwendung bringt, werden wir ſehen, wenn wir zur Prüfung der beiden großen Theater übergehen, die wir, indem wir zunächſt einen kurzen hiſtoriſchen Ueberblick des letzten Decenniums voranſchicken, auf Schritt und Tritt zu begleiten gedenken. Wir zweifeln ſtark daran, denn wir werden nichts von einer Hebung und Läuterung des Repertoirs gewahr, von der man doch ausgehn müßte, wir ſind auch weit davon entfernt, uns der Hoffnung zu ergeben, daß unſere Bemühungen viel zur Verbeſſerung des miſerablen Zuſtandes im Ganzen beitragen werden, aber wir glauben doch zur Abſtellung manches Detailunfuges, der in der Stille betrieben wird, durch ſchonungsloſe Aufdeckung desſelben das Unſrige thun zu können, und wir wollen, nun wir nachgewieſen haben, daß die Bühne zuweilen zwar ſehr ſchlecht, aber nie gleichgültig iſt, nicht ermüden, an das zu mahnen, was der Nation früher oder ſpäter wieder zu einer verhelfen kann.

Mein Traum in der Neujahrs-Nacht 1849.

Raum und Zeit ſind bloße Formen der Anſchauung! ſagte der Alte aus Königsberg, und hat es dargethan. Aber es iſt ihm mit ſeinem Beweis gegangen, wie es Galiläi mit dem ſeinigen ging. Jedermann weiß, daß die Sonne ſtill ſteht und die Erde ſich dreht; ſelbſt der Papſt hat längſt aufgehört, es zu beſtreiten. Dennoch laſſen wir die Sonne bis auf den gegenwärtigen Tag auf- und untergehen. So wiſſen wir es auch recht gut, daß der Menſch den Faden der Zeit ſelbſt geſponnen hat, um die bunte Erſcheinungswelt, die ihn ſonſt verwirren würde, daran zu knüpfen, und daß der Jahresknoten und die Tag- und Wochenknötchen, die er hineinſchlägt, nichts weiter, als willkürliche Merkzeichen ſind. Aber trotzdem hat der Jahreswechſel für uns etwas Feierliches und Geheimnißvolles. Der alte ſchöne Kindereindruck macht ſich immer auf's Neue geltend, wir glauben, das Räderwerk der Zeit ſei abgelaufen und werde nun von

Gottes Hand wieder aufgewunden. Ja, wir könnten, wenn die dunkle Mitternachtsſtunde herankommt, die das eine Jahr vom andern ſcheidet, ordentlich aufhorchen, ob wir dieß Räderwerk nicht knarren hören, und der verlockende Gedanke, daß nun wie durch eine aufgeriſſene Spalte ein Blick in die Zukunft möglich ſei, läßt ſich nicht erſticken. Das Mägdlein gießt Blei, wenn auch ganz verſtohlen, mit glühenden Wangen und bei verſchloſſener Thür; die Alte, die kein Geſpenſt mehr fürchtet, weil ſie ſelbſt ein Geſpenſt iſt, tritt an den Kreuzweg und ſchaut ſich mit verdrehtem Hals über die linke Schulter; der Geiſtliche ſchlägt die Bibel auf und erblickt ein Prognoſtikon in dem erſten Vers, auf den ſein Auge fällt, und ſelbſt der nüchterne Aſtronom grübelt darüber nach, ob die Tänze der Sphären denn auch wirklich ganz in Mathematik aufgehen, und ob nicht eine von ihren millionenfachen Verſchlingungen mit dem Schickſal des Menſchen oder doch wenigſtens des Erdplaneten in entzifferbarer Verbindung ſteht.

Freilich giebt es Adams-Söhne von ſo beklagenswerther Geiſtesſtärke, daß ſelbſt der Sylveſter-Abend ihnen das närriſche Kinderhäubchen nicht für eine Viertelſtunde wieder aufzuſtülpen vermag. Dieſe denken in der That, wenn das Geläute der Glocken vom hohen Thurme herabſchallt, nur an den Küſter, der ſie ſchwingt, wenn die Büchſen in den Straßen knallen, nur an die Finger, die vielleicht bei dem Jubel unvorſichtigerweiſe abgeſchoſſen werden. Kenne ich doch ſelbſt einen Philoſophen von Diſtinction, der, wenn er das Horn blaſen hört, ſich nicht an dem Schmelz der Töne, ſondern nur an den Grimaſſen des Muſikanten ergötzt und der mir mehr als einmal bei ſolchen Gelegenheiten, auf ſeine Weiſe reflectirend in's Ohr ſagte: Siehſt du, ſo muß ein Narr wie der das Geſicht verziehen, wenn ein Narr wie du einen Genuß haben ſoll! Aber ihre Zahl iſt klein, und auch ſie müſſen ihre Dickhäutigkeit im Wachen bezahlen, ſobald der Schlaf ſie bewältigt. Dann rächt ſich in ihnen die Phantaſie an dem dicken unverſchämten Alp, dem Verſtand, der ſie ſo lange bis zur Athemloſigkeit zuſammenquetſchte, dann reckt ſie ſich und dehnt ſich aus, wie jener durch Fiſcherhand aus dem Meeresgrund heraufgezogene Geiſt im arabiſchen Märchen, der tauſend Jahre in einer Muſchel von Haſelnußgröße zugebracht hatte, dann ſpielt ſie dem armen, auf ſein abſolutes Selbſtbewußtſein ſo ſtolzen abſtracten Ich ärger mit, wie Aeolus einem Flämmchen, wenn er alle ſeine Winde auf einmal losläßt. Denn der Schlaf iſt nicht blos in dem Sinn der Vermittler und Ausgleicher der Welt, daß er die Decrete des Gewiſſens rückſichtslos zur Vollziehung bringt, daß er die Guten belohnt und die Böſen beſtraft, daß er unter Umſtänden die Könige erniedrigt und die Bettler erhöht. Er verhilft auch den unterdrückten Elementen der Menſchen-Natur, ja der Natur überhaupt zu ihrem Rechte, er friſcht die alten Verbindungen, die nach dem Tode ja doch gerne oder ungerne wieder eingegangen werden müſſen, in manchen Nächten wieder auf, und wenn er ſich an das Geſetz, das uns im wachen Zuſtande beherrſcht, nicht kehrt, wenn er unſer gewöhnliches Maaß und Gewicht zerbricht, und alle unſere Anſchauungs- und Aneignungsformen durcheinander wirft, ſo geſchieht das nur, weil er ſelbſt der Ausdruck eines viel höheren Geſetzes iſt, das uns natürlich ſo wenig faßlich ſein kann, wie unſerem kleinen Finger der Begriff der Hand und des Organismus, dem ſie angehört. Der ſchlafende Menſch und ſein ohnmächtiger Hüter, das halberloſchne Bewußtſein, gleicht dem Odyſſeus, der in der Unterwelt mit blankem Schwert ſein Opfer gegen die ungebetenen Gäſte zu ſchützen ſucht. Von allen Seiten ſchwirren Geiſter und Schemen in Traumgeſtalt heran und wollen Blut trinken. Einem aus der Schaar gelingt es und der ſpielt dann auf ſeine Weiſe Menſch. Er kühlt ſich am Feuer, wärmt ſich im Waſſer und fliegt ſtatt zu gehen.

Der Poet hat ſich den frommen Kinderglauben bewahrt, aber der Schlaf macht dennoch mit ihm, was ihm gefällt; er erfrecht ſich nicht, das Prophetenthum des fließenden Bleis zu bezweifeln oder den bedeutungsvollen Geſichten, die bei einem ſcheuen Blick über die linke Schulter hinweg wahrgenommen werden, kalten Hohn und teufliſchen Spott entgegen zu ſetzen, und dennoch hat er nicht ſelten Träume, die, auf alle Narrenhäuſer der Welt vertheilt, noch vollkommen ausreichend für die Inſpiration befunden werden würden. Auch die jüngſte Neujahrsnacht brachte mir einen wunderſamen Traum, den ich dem geneigten Leſer jetzt erzählen will; ob er aber zur Claſſe der vernünftigen oder unvernünftigen gehört, kann erſt die Zukunft entſcheiden, die uns bald darüber belehren muß, ob er in meiner Hirnkugel als ein ſpukendes Irrlicht ſpurlos erlöſchen, oder was der Himmel verhüten möge, in's Leben hinüber hüpfen wird. Ich war unter Betrachtungen über den Unterſchied eingeſchlafen, der zwiſchen dem letzten und dem vorletzten Sylveſterabend Statt fand. Am 31. December 1848 wagte man wenigſtens bei uns in Wien und wohl in Deutſchland überhaupt, kaum ein Glas auf das kommende zu leeren, es erſchien wie eine Thorheit, und wenn man es that, ſo lachte man dabei. Man hatte das Pflaſter der Geſellſchaft aufgeriſſen geſehen, man hatte erfahren, wie ſchwer jeder Stein vor Jahrhunderten zu legen geweſen ſein mußte, man hatte bis in den mit Bären und Wölfen bevölkerten deutſchen Urwald zurück geblickt und ſich mit Schaudern befragt, ob die rauhen Beſtien vielleicht den eigentlichen Nationalrock trügen. Ich hatte den ganzen Abend meinen alten Conrector nicht vergeſſen können, der, wenn das Wort Freiheit einmal in ſeiner Anweſenheit genannt wurde, jedes Mal den alten greiſen Kopf mit dem Sammetkäppchen ſchüttelnd, ausrief: Nur die wilden Thiere ſind frei, und wenn man ihn dann fragte: folgt daraus, daß die Freiheit wilde Thiere aus den Menſchen macht? ſeltſam nickend und ohne einen Augenblick zu ſtocken, antwortete: ja wohl! Am 31. December 1849 ſchmeckte der Wein wieder, die Toaſte wurden nach alter guter Weiſe zu Dutzenden ausgebracht und nicht blos Auswanderungspläne beſprochen. Es ſchien gar nichts vorgefallen oder doch jeder Störung des wiedergekehrten behaglichen Zuſtandes für immer begegnet zu ſein und dieſe unbedingte Sicherheit hatte, ich läugne es nicht, für mich eben ſo gut ihr Schreckliches, wie das frühere Raſen und Toben. Dieß Mal wollte ein junger Freund mir nicht aus dem Sinn, der, unfreiwilliger Zeuge der blutigen Ereigniſſe am Rhein, vor einigen Monaten hier durchreiſte, um raſch ſein väterliches Gut zu verkaufen und nach Amerika zu gehen. Wenn ich dieſen, deſſen Muth und Energie ich aus Proben kannte, mit manchem befrackten Recken des Tags verglich, der den vorjährigen Ausbruch des europäiſchen Vulkans darauf zurückführen mögte, daß er nicht zeitig genug hineinſpukte, ſo kam mir doch ein bedeutender Zweifel, auf welcher Seite die wahre Einſicht in die Lage der Dinge zu ſuchen ſei. Denn die Welt hat den alten Schwerpunkt verloren und den neuen noch nicht wieder gefunden, darum ſind wir noch lange nicht über die Uebergangsperiode hinaus, und nur ſo viel iſt gewiß, daß Deutſchland und Oeſterreich, da ſie ſich gegenſeitig in ihren Bedürfniſſen ergänzen, viel weniger, wie alle übrigen Staaten von ihr zu fürchten haben, wenn ſie das richtige Verhältniß zu einander finden. Das iſt meine feſte Ueberzeugung und von ihr getröſtet überließ ich mich, die hin und her ſchweifenden, bald in Paris, bald in Rom verweilenden Gedanken mit Gewalt zurückrufend, dem Schlummer.

Aber welchen Traum hatte ich! Man kennt die Vexirbilder, die von der einen Seite betrachtet, reizend ausſehen, von der andern in's Auge gefaßt, einen grauenhaften Eindruck machen. Solche Vexirbilder führte Morpheus mir vor, nur daß ſie von ſelbſt in einander übergingen, daß ich meinen Standpunkt nicht erſt zu verändern brauchte. Die Zahl der Bilder war eine unendliche, ſie zogen in jäher Aufeinanderfolge vorüber, wie die Wolkengebilde am Himmel, wenn der Sturm ſie jagt, und ein's löſchte das andere aus, nur das letzte blieb mir, denn mit ihm erwachte ich. Ich ſah zwei Brüder; beide gleich edel und gleich ſtark, in jedem Zug einander ähnlich, mit jedem Pulsſchlag nach einander verlangend. Ein feindſeliger Dämon hatte ſie in unvordenklichen

Zeiten getrennt, ſie verſchloſſen Einer vor dem Andern argwöhniſch die Thür, und riegelten ſich ein. Dadurch wurden ſie aber auch die Beute jedes Diebes und jedes Räubers, der in ihrer Nachbarſchaft ſein Weſen trieb, ja ihre eigenen Knechte fingen zuletzt an, ſich gegen ſie zu empören, und verſuchten ihnen das Haus über dem Kopf anzuzünden. Bisher hatten ſie einander, verblendet wie ſie waren, das meiſte Unglück, was ihnen widerfuhr, gegenſeitig auf die Rechnung geſetzt; jetzt war kein Irrthum über die eigentlichen Urheber mehr möglich, ſie traten beſchämt in's Freie hinaus, faßten einander unter Gottes blauem Himmel in's Auge und öffneten, tief gerührt und Thränen im Blick, ihre Arme, um ſich an die Bruſt zu ſchließen. Die räuberiſchen und diebiſchen Feinde, die lauernd um ſie herum ſchlichen, erblaßten und gaben die Hoffnung auf, auch noch in Zukunft auf ihre Koſten ſchwelgen zu können, die rebelliſchen Knechte, deren auf den höchſten Grad geſtiegene Frechheit wider ihr Erwarten dieſen großen Moment der Verſöhnung und der Vereinigung herbeigeführt hatte. verfluchten ſich ſelbſt, und fingen aus freien Stücken den angelegten Brand wieder zu löſchen an, mein Herz jauchzte. Schon thaten ſie ſich raſch von beiden Seiten den erſten Schritt entgegen, es bedurfte nur noch eines zweiten und Alles war vollbracht. Da verzerrte ſich auf einmal das Bild. Noch ſtanden ſie mit ausgebreiteten Armen da, aber ſie hatten einander den Rücken zugewendet, und ſchienen es, dem alten Fluch wieder verfallen, nicht einmal zu wiſſen. „Bruder, wo biſt du!“ riefen ſie aus, „Bruder, haſt du mich verhöhnt?“ ſetzten ſie nach einer langen Pauſe ergrimmend hinzu, „Bruder, mein Schwert iſt ſcharf, ſchrieen ſie dann zornig und jetzt — Ich weiß nicht, ob ſie das Schwert aus der Scheide rißen, ich weiß nicht, ob ſie ſich, nun es den Brudermörder-Kampf galt, wieder umdrehten und auf einander los ſchlugen, oder ob ſie in die Luft hinein hieben, wie ſie ihre Arme zuletzt gegen die Luft ausgeſtreckt hatten. Aber ich ſah die Feinde jubelnd in die Hände klatſchen und die Knechte den Waſſereimer wieder bei Seite ſtellen, und ich hörte ein Gelächter, das aus der Hölle zu kommen ſchien.

Aus Wien und Oeſterreich.

I.

— Februar. 1863.

Der Held des Tages iſt hier jetzt Richard Wagner, der in Concerten, die er ſelbſt dirigirt, Fragmente aus ſeinen unvollendeten Opern zum Beſten giebt. Jedoch hat er ſich keineswegs eines ungetheilten oder auch nur großen Beifalls zu erfreuen, ſo lärmend es auch im Theater an der Wien, wo das Experiment ſtattfindet, hergeht und ſo oft er auch gerufen wird. Seine Anhänger, meiſtens perſönliche Schüler, ſagen über den „Walküren-Ritt", es ſei eine Muſik von Blut und Eiſen, die Händel und Gluck, Mozart und Beethoven weit hinter ſich laſſe. Seine Gegner behaupten, er habe die Trompeten von Jericho wieder entdeckt und es ſei nur zu beklagen, daß er nicht etwas früher in Wien eingetroffen ſei; dann hätte der Magiſtrat viel Geld ſparen können, denn die Baſteien wären gewiß von ſelbſt zuſammen geſtürzt. Das unbefangene Publicum, dem in muſikaliſchen Dingen ohne

Zweifel die erſte Stimme in Deutſchland zuſteht, urtheilt weniger excentriſch. Es verkennt nicht, daß der Walküren-Ritt ein höchſt charakteriſtiſches Muſikſtück iſt, welchem der Eindruck nirgends fehlen kann, es überſieht aber auch nicht, daß die materiellen Mittel darin auf eine Weiſe verwerthet ſind, die noch weit über Spontini hinaus geht. Ich ſelbſt wage nicht zu entſcheiden, ob die Muſik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark ſchüttelt. Dem Auge wird die Oper, der dieſer Walküren-Ritt angehört, Erſtaunliches bieten, Viel mehr, als irgend eine von Meyerbeer, was einigermaßen befremdet, da Wagner es dem Verfaſſer des „Propheten“ ſo bitter vorwarf, daß er nicht einmal die Effekte von Schlittſchuhbahnen und Sonnenaufgängen verſchmähe. Aber was ſind Schlittſchuhbahnen und Sonnenaufgänge gegen die theatraliſchen Effekte, welche das Programm des Wagner'ſchen Muſikſtücks in Ausſicht ſtellt! Immerhin iſt der Walküren-Ritt eine vortreffliche Ouvertüre zum Wiener Karneval. Das pfeift, ziſcht, klingelt, rauſcht, ſtürmt, als ob der Moment gekommen wäre, wo auch die Steine Ton und Stimme erhalten ſollen, und man wundert ſich nur noch, daß man beim letzten Taktſtrich nicht ſammt dem Komponiſten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt.

Das Burgtheater trat viel leiſer auf. Es brachte zwei Stücke von einheimiſchen Dichtern, die alle beide nach wenigen Wiederholungen ſchon wieder verſchwunden ſind, und nicht, weil ſie für das große Publicum ägyptiſche Hieroglyphen waren, ſondern weil man ſie gar zu leicht und gehaltlos fand. Ich ſpreche von Moſenthal's „Deutſchen Komödianten“ und von Riſſel's „Perſeus von Macedonien.“ „Die deutſchen Comödianten“ laſſen ſich in den erſten beiden Acten an, als ob ein guter Iffland zu erwarten wäre; ein Vater Paſtor, der im Thespis-Karren den Munitionswagen des Teufels erblickt, und ein Sohn, der für die deutſche Kunſt ſchwärmt und arbeitet, ſtatt Theologie zu ſtudiren, geben dazu die beſten Ausſichten. Auch kommt es in der That zu einigen wirkſamen Scenen, denen freilich das innere Leben fehlt, weil dieſes nur aus berechtigten Gegenſätzen, nicht aus Grillen und Mißverſtändniſſen entſpringt, die aber in Nichts gegen Iffland zurückſtehen, bei dem dieß auch der Fall iſt. Allein der Dichter verläßt die Heerſtraße, den breiten, geraden Weg, auf dem es zwar keine Abenteuer, aber auch keine Gefahren giebt, er verirrt ſich und geräth in den Zauberhain hinein, wo die Geweihten doppelt ſehen, die Andern aber blind werden und Titania mit Mutter Baubo verwechſeln. Daraus reſultirt denn eine Romantik, in der die Zerfahrenheit der Phantaſie, der unvermittelte Sprung den Genieblitz vorſtellen ſoll; zweimal Zwei ſind plötzlich nicht mehr Vier, und doch befindet man ſich noch immer in der Welt des Einmaleins. Man hat in den letzten drei Acten einen Eindruck, als ob das Intelligenzblatt mit ſeinem Miſchmaſch von trauririgen und fröhlichen Notizen abgeleſen würde, ſo unmotivirt und zuſammenhangslos ſind ſie. Um nur einen Zug anzuführen, ſo wird der Held, der Paſtors-Sohn, in den Kerker geworfen, weil er einen ehemaligen Univerſitäts-Commilitonen und Mitſchwärmer, jetzigen Hofcavalier, beleidigt hat, entdeckt dort ein Exemplar des Shakeſpeare und vertieft ſich ſo ſehr in dieſen, daß er, als endlich die Erlöſungsſtunde für ihn ſchlägt, halb verrückt heraus kommt und ſeinem gebeugten Vater, dem er die Befreiung verdankt, den Hamlet und Lear vordeklamirt, ſtatt ihm einfach um den Hals zu fallen. — Der „Perſeus von Macedonien“ iſt viel beſſer gebaut, aber der Verfaſſer gleicht einem Mann, der einen ganz vortrefflichen Riß zu einem Palaſt gezeichnet hat, dem es jedoch an den Mitteln fehlt, das ſtolze Gebäude vom Papier abzulöſen und in ſolider Wirklichkeit hinzuſtellen. Es iſt ein echt dramatiſcher Gedanke, eine der vielen edlen Volks-Individualitäten, die der römiſchen Politik zum Opfer fielen, in ihrem Todeskampf mit der tückiſchen Wölfin vorzuführen, und Niſſel hat dieſen Gedanken — dieß Zeugniß darf man ihm nicht verſagen — in ſeiner vollen Gliederung begriffen. Allein in der Kunſt iſt noch Nichts damit gethan, daß man nirgends mit dem Geſetz des zureichenden

Grundes in Widerſpruch geräth und die Männer nicht in Weiberkleider ſteckt, den Weibern keine Helme aufſtülpt. Und Niſſel erinnert faſt in jedem Vers an die Gebrüder Collin, die das von Iffland und Kotzebue beherrſchte deutſche Theater auch einmal durch römiſche Tragödien verbeſſern wollten und an ihrer Steifheit und Trockenheit ſcheiterten. So ſind denn „Die deutſchen Komödianten“ immer noch vorzuziehen, denn die Fülle des Details, an der es ihnen keineswegs überall mangelt, kann für einen fehlerhaften Plan entſchädigen, nie aber der regelrechteſte Plan für den Abgang des Details. Demgemäß hat auch das Publicum entſchieden. Moſenthal erlebte zehn Vorſtellungen, Niſſel kaum fünf.

Mehr Aufſehen aber noch, als Richard Wagner und die Novitäten des Burgtheaters, erregt hier das erſte Heft einer Geſchichte Mährens von Pluskal, das in Olmütz bei dem deutſchen Buchhändler Hölzel erſchienen. Daraus erfährt man, daß die deutſche Nation von allen europäiſchen die rohſte und dümmſte nicht blos war, ſondern auch bis auf den gegenwärtigen Tag geblieben iſt, was den Verfaſſer um ſo mehr Wunder nimmt, da ſie doch, wenigſtens in Oeſterreich, Gelegenheit hatte, ſich an den Slaven, Magyaren und Kroaten zu entwickeln. Wir ſind nun ſehr geſpannt, aus der Fortſetzung des Werks zu entnehmen, woher es denn rührt, daß dieſes rohſte und dümmſte aller Völker, das

Nichts als ſeine nackten Arme hatte, während ſeine hochbegabten Nachbarn ſich ſchon aller Segnungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft erfreuten, dennoch im Stande war, ſie zu unterwerfen und bis heute in der fatalen Botmäßigkeit zu erhalten.

II.

— Februar, 1863.

Es iſt ein für Oeſterreich wichtiger Tag, an dem ich Ihnen ſchreibe; wir haben die zweite Jubel-Feier der Februar-Verfaſſung hinter uns. Ein Prolog, geſprochen oder vielmehr aufgeführt auf dem Theater am Kärnthner Thor, ſtellte uns die Zukunft Auſtria's plaſtiſch vor Augen; ſtolz und ungebeugt, wie auf einer Tauſend-Gulden-Banknote, die erſt eben aus der Preſſe kommt, ſtand ſie da, und alle Völkerſtämme nahten ſich, um ihr in reuiger Demuth zu huldigen. Ungarn und Böhmen hatten ihre alten Rechte vergeſſen, die ſie im kaum geſchloſſenen Reichstag zu Wien und auf dem längſt aufgelöſten Landtag zu Peſt doch noch ſo tapfer und zäh vertheidigten; Galizien wußte Nichts von der polniſchen Revolution, und Venedig lächelte über die Einheits-Beſtrebungen des Mutterlandes Italien. Alles war in arkadiſcher Eintracht um die Büſte des Kaiſers verſammelt, um ſie in Gemeinſchaft zu bekränzen, und das nahm ſich bei bengaliſcher Flamme zauberhaft ſchön aus. Wenn der

Poet nach dem alten tiefſinnigen Wort ein Prophet iſt, ſo muß man freilich den Hofdichter ausnehmen, aber dennoch glaube ich, daß die einſtweilen noch äußerſt luſtige Viſion des unſrigen ſich dereinſt noch hiſtoriſch verleiblichen kann, vorausgeſetzt, daß die Auſtria ſich nach der deutſchen Seite eben ſo opferwillig erweiſ't, als nach der andern opfergierig und opferbedürftig.

Zwar iſt noch unendlich Viel zu thun übrig. Ich will die größte aller Fragen, die deutſche, gar nicht weiter berühren, obgleich es von ihrer Löſung allein abhängt, ob das neue Gebäude den rechten Eckſtein erhalten und ſich für alle Zukunft behaupten ſoll oder nicht. Aber auch im Innern ſieht es noch bunt aus. In Ungarn Zuſtände, wie ſie zur Zeit des Krieges kaum ärger waren; völlige Unſicherheit des Lebens und des Eigenthums, und noch immer hält man der verſöhnlich ausgeſtreckten Hand der Regierung die geballte Fauſt entgegen, anſtatt ſie endlich auf Bedingungen zu ergreifen. Und in Böhmen jammern die Czechen in ihrem Hauptorgan, daß den erlauchten Helden, der Fortſchritt und Freiheit bringen und alle Ketten zerbrechen wollte, bei Aspromonte eine reactionäre Kugel am Weitermarſchieren verhindert hat, was denn, da Garibaldi's Pläne und Abſichten bekannt genug ſind, auch nicht eben viel Patriotismus verräth. Aber das iſt wie das letzte Eis zu betrachten; es wird ſchon ſchmelzen, wenn es nur wirklich Frühling wird. Darauf kommt es nun allerdings an, denn wenn jeder Conflict zwiſchen dem Gouvernement und den Kammern zu einem neuen Wahlgeſetz führt und der Regent noch obendrein erklärt, daß er die Verfaſſung zwar beſchworen, ſich aber das Auslegungsrecht vorbehalten habe, ſo iſt ein Abſolutismus ohne die konſtitutionelle ſpaniſche Wand dem verkappten vorzuziehen, weil er dann doch die Verantwortlichkeit für ſeine Schritte allein zu tragen hat. In Oeſterreich fürchtet man nicht mehr, ſolche Erfahrungen zu machen; die Regierung weiß, was dabei herauskommt.

Ich will Sie mit den Greueln, welche jeder Tag in Ungarn bringt, verſchonen und nur einfach bemerken, daß Spieß und Cramer, deren Phantaſie in dieſer Region doch ſtark war, hier vor der Wirklichkeit beſchämt erröthen müſſten. Schwangere Weiber werden bei lebendigem Leibe von entmenſchten Böſewichtern aufgeſchnitten, um das Kind heraus zu nehmen und ſich aus Aberglauben in deſſen Blut zu waſchen; Mädchen, mit denen man noch eben getanzt und gezecht hat, auf die empörendſte Weiſe zu Tode gemartert, weil die Diebe, die ſich untereinander beſtohlen haben, auf dieſe die Schuld wälzen. Nur eines Falls will ich etwas ausführlicher gedenken, weil der Verbrecher ein Schwager Ludwig Koſſuth's iſt, und dieſer noblen Verwandtſchaft halber wohl einen beſondern Pranger verdient. Herr

Nikolaus von Ruttkay, der im Jahre 1849 eine ſehr hervorragende Rolle ſpielte, gerieth durch ſeine unordentliche Wirtſchaft in Geldverlegenheit und verband ſich mit zwei notoriſchen Räubern zu einem Angriff auf die Poſt. Er richtet die Sache aber klug ein, ſo daß er des Löwentheils am Gewinn ſicher war und doch nicht perſönlich Hand anzulegen brauchte. Dieſem Umſtand, der ſeiner Verſchmitztheit mehr Ehre macht, als ſeiner Ritterlichkeit und ſeinem heißen Magyarenblut, hat er's allein zu verdanken, daß er dem Standrecht nicht verfiel. Seine armen Genoſſen mußten mit dem Leben büßen. — Ergötzlich und ohne Beiſpiel vielleicht iſt das Abenteuer, das dem ehemaligen Polizeidirector von Wien, der in Ungarn begütert iſt, widerfuhr. Er begiebt ſich zu einem ſeiner nächſten Nachbarn, um bei ihm zu diniren. Faſt Angeſichts des Herrſchaftshauſes wird er überfallen — „Die Uhr her, oder das Leben!“ Er zieht die Uhr hervor, ſie iſt von Silber, denn er hat ſeine eigne zufällig einige Tage früher zur Reparatur gegeben und trägt die des Uhrmachers. Der Räuber betrachtet ſie und wirft ſie ihm dann vor die Füße. „Schämſt du, Lump, dich nicht, eine ſolche Rübe zu zeigen? Schau meine an, die iſt von Gold. Pfui Teufel, bei dir hätte ich eine ſtandesgemäße mit Brillanten vermuthet.“ Es kommen Leute daher, der Kerl entſpringt, und der Hofrath iſt gerettet.

In Böhmen iſt der Rechtszuſtand im Allgemeinen nicht geſtört, aber die antideutſchen Demonſtrationen dauern noch immer fort. Man hat in Prag jetzt das „Interims-Theater“ zum Schauplatz dafür erwählt. In einem Concert wurde ein deutſches Lied geſungen; Ziſchen und Pfeifen waren der Lohn des ſonſt beliebten Sängers, ja, das Programm, das noch mehrere deutſche Piècen enthielt, mußte raſch verändert werden, und eine Zeitung beeilte ſich, dieſen Act, den man überall als einen brutalen bezeichnet haben würde, als eine wohlberechtigte Regung des Nationalgefühls zu preiſen. Vorfälle dieſer Art ſind an der Tagesordnung, aber mögen ſie immerhin! Es ſchadet Beethoven, Mozart und Gluck nicht im mindeſten, wenn ſie in Prag, und doch auch nur in einem ſehr kleinen Kreiſe dieſer ſehr großen Stadt, auf eine Weile den Nationalgenien Tommaſchek, Wranitzky und Wenzel Müller weichen müſſen, und deutſche Sänger können ja auswandern. Eben ſo ungefährlich ſind die Heldenthaten, durch die der Czechismus in Königgrätz ſich unſterblich zu machen ſucht. Dort werden zur Nachtzeit die deutſchen Straßennamen übertüncht, ja ſogar die an öffentlichen Orten angehefteten Kundmachungen, die mit der Unterſchrift des Kaiſers verſehen ſind, bübiſch beſchmutzt und verſchimpfirt. Die Regierung begnügt ſich ſehr weiſe damit, den Unflath wieder abwaſchen zu laſſen, ſtatt Majeſtätsbeleidigungs-

Proceſſe anzuſtellen und Pöbelerceſſe mit der Glorie des Märtyrerthums zu bekleiden. Darin iſt ſie ſonſt leider noch ſehr empfindlich und ſchadet dadurch natürlich nur ſich ſelbſt. Jedenfalls ſind dieſe Feinde des Deutſchthums, die übrigens in dem früher erlittenen ſchweren Druck auch manche Entſchuldigung für ihr Gebahren finden, viel weniger ſchädlich, als die falſchen Freunde. Ich will Sie bei dieſer Gelegenheit doch davon unterrichten, daß der Profeſſor Wildauer, der beim Frankfurter Schützenfeſt das „große“ Wort ſprach, wofür er Orden, Dankadreſſen und alle erdenklichen Auszeichnungen erhielt, in Innsbruck bei der Landtagswahl total durchgefallen iſt, weil die ultramontane Partei, die Eiferer gegen die Glaubensfreiheit und das Proteſtantengeſetz, ihn als den Ihrigen reclamirten.

So ſieht es in der Monarchie aus. Noch immer hegen die Separatiſten die ſtille Hoffnung, die Verfaſſung zu ſprengen und das alte antediluvianiſche Ungeheuer wieder herzuſtellen, das nicht gehen noch ſchwimmen oder fliegen konnte und ſelbſt nicht wußte, wo ihm der Kopf ſaß. Aber die Thronrede des Kaiſers beim Schluß des Reichsraths, die ſie ganz anders erwartet hatten, und der Widerhall, den ſie in Europa fand, hat ſie gewaltig eingeſchüchtert. Sie waren es früher gewohnt, daß die Regierung auf ihren Landtagen mit ihnen verfuhr, wie der Jäger in der Fabel mit dem Alligator. Er ſchoß ihm ſo lange Vögel, bis die Munition verbraucht war; dann fraß die Beſtie ihn ſelbſt. Das mögten ſie nun wieder gern ſehen, aber man weiß Pulver und Blei jetzt beſſer zu verwenden, und ſie erfahren mit Schrecken, daß ſie es nicht mit einem Miniſterium, mit einer zufällig ſo oder ſo beſchaffenen Perſönlichkeit zu thun haben, ſondern mit einem Princip, für das der Monarch ſelbſt eintritt. Von außen iſt Nichts zu hoffen. Der Kaiſer Napoleon iſt hinreichend beſchäftigt; er ſtand von jeher auf dem Schwindel erregenden Punkt, wo der Menſch keinen Fehler begehen und kein Unglück erleiden darf, und es hat ganz den Anſchein, als ob der Fehler bereits begangen wäre. Woher ſoll alſo der Sturm kommen? Da bleibt Nichts übrig, als den Frieden endlich zu ſchließen, den die große Maſſe, die nicht in der „Geſchichte", ſondern in ihrem Hauſe lebt, überall von Herzen verlangt. Die jetzigen Vorgänge in Polen werden bedeutend dazu beitragen, denn ſie beweiſen, daß die heilige Slava noch viel grimmiger in ihren Eingeweiden wüthet, als die viel geſchmähte Germania je gethan hat, und daß Iwan Waſſiljewitſch noch immer als Geiſt in Rußland umgeht. Es war in Prag bei gutem böhmiſchen Bier und unter dem goldnen und ſilbernen Regen ruſſiſcher Orden ſo leicht geſagt, daß man der deutſchen Freiheit die ruſſiſche Knute vorziehen werde, und es ließ ſich in Peſt bei noch beſſerem ungariſchen Wein eben ſo leicht wiederholen. Aber man prallt entſetzt zurück, nun der Ruſſe einmal wieder zeigt, daß er das Nationalinſtrument mit noch größerer Virtuoſität zu ſchwingen verſteht, als der Tartar, der es erfunden und ihm zur Erinnerung hinterlaſſen hat.

Um jetzt noch zum Schluß von der großen Welt auf die kleine, von der Monarchie auf die Metropole zu kommen, ſo hat ſich hier in der letzten Zeit die Literatur tüchtig geregt. Das „Oeſterreichiſche Dichterbuch“ von Emil Kuh hat der „Orion“ ſchon beſprochen; es hat in Wien nicht viel Beifall gefunden, aber die ſtrengen Richter, die es ſo weit wegwarfen, haben wahrſcheinlich nie in einen Schwab-Chamiſſo'ſchen oder ſelbſt Schiller-Goethe'ſchen Muſen-Almanach hineingeſchaut. Das „Jahrbuch der Iſraeliten“ bringt eine ganz ausgezeichnete Erzählung von Leopold Kompert, „Chriſtian und Lea“ betitelt, in der der Dichter ſeinen früheren Kreis weit überſchreitet und in die Tiefen der ſocialen Probleme hinabtaucht, ohne von der oft bewährten Sicherheit ſeines Blicks und der Sauberkeit ſeiner Hand das Geringſte einzubüßen. Ludwig Auguſt Frankl's „Helden- und Liederbuch“ iſt in zweiter Auflage erſchienen; es muß jedem Freunde der Poeſie, der lieber mit Männern, als mit Backfiſchen zu Tiſche ſitzt, willkommen ſein. Dagegen iſt Pillersdorf's, des Märzminiſters, Nachlaß, reſpectabel durch Charakter und Geſinnung, in überraſchendem Grade unbedeutend, und dabei in einem ſo vorſichtigen Geheimrathsſtyl abgefaßt, als ob man noch jenſeits des Grabes avanciren könne. Das Burgtheater hat uns im Faſching nach Moſenthal's „Deutſchen Komödianten“ und Niſſel's „Perſeus“ noch eine „Eglantine“ von unſerem Lyriker Eduard Mautner gebracht. Dieß Stück gefällt ganz außerordentlich; ich muß die Thatſache verzeichnen, wenn ich mich auch eben ſo wenig, wie andere Aeſthetiker, anheiſchig machen mogte, das Warum zur Evidenz zu bringen. Der Dichter wurde zwar nicht, wie Herr Niſſel, am erſten Abend zwölfmal gerufen, aber dafür füllt er noch am zwölften Abend das Haus. Wenn doch, um es nebenbei einmal zu ſagen, die wackeren Arbeiter im Parterre und auf der Galerie, die ihre Menſchenfreundlichkeit bei ſolchen Gelegenheiten mit einem Eifer an den Tag legen, als ob Durchfallen und Ertrinken Eins und Daſſelbe wäre, nur etwas Maaß halten und den Zweck ihres Manövers durch Uebertreibung nicht ſelbſt zerſtören wollten! Das Publicum klatſcht nie, als ob es dafür bezahlt würde; es geht ja nicht hinein, um ſich durch's Schmieden vom Holzhacken zu erholen. Der ſo ſtürmiſch begrüßte „Perſeus“ liegt, wo nach „Egmont“ viele Tauſende liegen, und die bedeutend ſtiller eingezogene „Eglantine“ hält ſich oben! Ein ganz unerhörtes Schauſpiel lieferte das Carltheater. Der „Ritter“ Braun von Braunthal, bekannt durch das eigenthümliche Denkmal, das ihm der Freiherr von Hormayr hinſichtlich ſeines Zuſammenhangs mit der Polizei in ſeinen „Anemonen“ geſetzt hat, ſo wie durch die Ablehnung eines Duells, deſſen der Graf Auerſperg (Anaſtaſius Grün), der berühmte Enkel ſo vieler in die öſterreichiſche Geſchichte mit ihrem beſten Blut eingezeichneten Türkenbeſieger, ihn würdigte, tauchte plötzlich als Volksdramatiker wieder auf. Der Erfolg war ſo, daß das Machwerk kaum ausgeſpielt und nicht ein einziges Mal wiederholt werden konnte; ein in den Annalen dieſer Bühne, wo das entſchiedenſte Fiasko immer nur ein Verkürzen und Zuſammenziehen der Pièce zur nächſten Folge hat, ganz einziges Factum! Aber auch der Letzte auf der Galerie hatte bei dieſen „Rittern vom Gelde“ das Gefühl, als ob die Zuckungen eines galvaniſirten Froſches für Freudenſprünge ausgegeben würden.

Ende gut, Alles gut, und ſo werde denn auch noch mit wenigen Worten unſeres „Heldenberges“ gedacht, der in der letzten Zeit einmal wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie werden den „Heldenberg“ nicht kennen, vielleicht gar bei dem Namen an eine unſerer Alpenſpitzen denken und ihn für einen Concurrenten des Wazmann oder des Traunſtein halten. Nichts weniger, er iſt eine

Begräbnißſtätte. Nun werden Sie auf einen Hünenhügel oder doch einen wieder aufgefundenen römiſchen Kirchhof rathen. Aber auch das trifft nicht zu, der Heldenberg iſt ein ganz modernes, im beſcheidenſten Styl angelegtes Etabliſſement, das der Jude Pargfrider, ein ehemaliger Armeelieferant, auf einem ſeiner Güter errichtet und zum Pantheon unſerer jüngſten Heroen geweiht hat. Es ruhen dort Radetzky und Wimpfen, — wie verlautet, in Folge ganz eigenthümlicher Verträge, die einigermaßen an die Contracte erinnern, welche zuweilen zwiſchen einem Anatomen und einem intereſſanten Subject abgeſchloſſen werden, und die in einem der verhängnißvollen Momente zu Stande gekommen ſein ſollen, welche zwiſchen einem großen Nachmitternachts-Verluſt am Spieltiſch und dem Abtragen der Ehrenſchuld vorm Frühſtück einzutreten pflegen. Jetzt hat der Gründer und Stifter dieſer zweiten Ruhmeshalle Deutſchlands ſich den Beiden als Dritter zugeſellt; er iſt jedoch in richtiger Erwägung des Unterſchiedes, der zwiſchen einem Feldmarſchall und ſeinem Lieferanten beſteht, ſo wenig mit militäriſchen Ehren, als mit religiöſem Gepränge, wie die Vorgänger, eingezogen, ſondern er hat ſich, ſo zu ſagen, unterm Deckmantel der Nacht, in eine Holzkiſte gepackt und auf einen gemeinen Leiterwagen geſetzt, in aller Stille hinein geſchlichen, vollkommen ſicher, daß er, einmal darin, nicht wieder herausgeworfen werden kann, da der Heldenberg auf ſeinem eigenen Grund und Boden zuſammengekarrt worden iſt.

III.

— April, 1863.

Unſere Zeit iſt an Wunderlichkeiten reich, nirgends aber wohl reicher, wie in Oeſterreich. Zu dieſer Bemerkung gibt mir dießmal Herr Leo Thun, Graf und ehemaliger Unterrichts-Miniſter, durch ſein jüngſtes Auftreten Anlaß. Thun gehört zu der Partei, die durch das „Vaterland“ repräſentirt wird, ein Vaterland, welches ſich zur Freude aller Conſtitutionellen ewig in Gefahr befindet und nur deßhalb nicht untergeht, weil ſeine hoch-ariſtokratiſchen Gründer ihr Geld nicht zu zählen brauchen. Dieß „Vaterland“ hatte vor einiger Zeit einen höchſt fatalen Proceß wegen Majeſtätsbeleidigung. Der einzige unter allen mir bekannt gewordenen, der mit Grund eingeleitet wurde. Denn der Redacteur hatte ſich beigehen laſſen, den Conſtitutions-Verleihungsact des Kaiſers mit dem Gebahren eines betrunkenen Kaziken zu vergleichen, der ſeine Wilden zwingt, ſo lange Parlament zu ſpielen, bis er wieder nüchtern wird und den Katzenjammer ſpürt; und wo man die Bauern noch immer vor Gericht ſtellt, wegen Reden, die ſie vergeſſen haben, ſobald der Rauſch ausgeſchlafen iſt, da konnte ein ſo frecher, wenn auch wohl verklauſulirter und durch alle erdenklichen Bollwerke der Syntax gedeckter Angriff auf die Doppel-Majeſtät des Staatsoberhaupts und des Volks nicht füglich ignorirt werden und ſtraflos bleiben. Herr Leo Thun nahm ſich des Redacteurs mit einem ſolchen Eifer an, daß er in eigener Perſon für den Vertheidiger ſorgte, was auf einen Grad der Solidarität deutet, den man an einem vieljährigen Unterrichtsminiſter gewiß auffallend finden darf. Der Vertheidiger, unſer in den weiteſten Kreiſen rühmlichſt bekannte und als Charakter und Talent gleich hochgeſchätzte Glaſer, fand aber für nothwendig, ſeine glänzende Rede mit der ſcharfen Erklärung zu eröffnen, daß er die politiſche Richtung des „Vaterlandes“ für eine unheilvolle und verderbliche halte, und daß er es abſolut nur mit dem Verhältniß des inkriminirten Falls zum poſitiven Geſetz zu thun habe. Hier war ihm nun durch die auf Schrauben geſtellte Satzbildung des Artikels für ſeine Dialectik Spielraum genug dargeboten, aber die Richter gingen auf den Kern und verurtheilten den Sancho Panſa des Mittelalters trotz ſeiner hohen Protection. Jetzt iſt Herr Leo Thun in eigener Perſon und ohne Viſier, wie es einem Ritter geziemt, im offenen Felde erſchienen, zwar nicht mit der Hellebarde oder der ehrwürdigen Luntenmuſkete, ſondern mit der Feder (denn wenn die Junker auch von der neuen Zeit und der modernen Welt Nichts wiſſen wollen, ſo borgen ſie ihr doch gern die Waffen ab und laſſen ſich allenfalls auch die höhern Procente der Induſtrie-Papiere gefallen) aber im Uebrigen ſo heilig katholiſch und trutzig-feudal, daß ſeine Ur-Ahnen, wenn ſie ihre Knochen wieder zuſammen rafften und unmittelbar aus ihrem Erbbegräbniß auf den hellen Markt hinausträten, kaum einen größeren Schauer erwecken könnten. Seine Broſchüre hat aber auch Schrecken genug erregt, namentlich in Böhmen unter den czechiſchen Democraten, die bisher auf ihn und ſeine Parteigenoſſen zählten und deßhalb ſeiner Fahne folgten. Dieſe guten Leute hatten ſich eingebildet, wenn das Reich des heiligen Wenzel nur erſt wieder aufgerichtet ſei, ſo werde die Pariſer Auguſt-Nacht mit dem Ballhaus-Jubel über die geopferten Privilegien und die zerriſſenen Stammbäume von ſelbſt kommen; die Familie Thun werde um Erlaubniß bitten, fortan den Namen „Meyer“ führen zu dürfen, ein Clam-Gallas werde ſich irgendwo um den Bürgermeiſterpoſten bewerben, und ein Clary ſich glücklich ſchätzen, als Bade-Commiſſär in Teplitz, — jetzt ſeine eigene Stadt, dann aber natürlich freiwillig abgetretenes National-Eigenthum, — bürgerliche Verwendung zu finden. Wie gehen ihnen die Augen über, nun ſie das geheime Programm des und der theuren Verbündeten endlich Schwarz auf Weiß vor ſich ſehen und erfahren, aus welchen Gründen ſie die Februar-Verfaſſung bekämpfen. So verblendet ſind ſie nicht, daß ſie in der appetitlich aufgeputzten „beſchränkten Monarchie“ mit „frei berathenden, aber die Regierung freilich durch ihre Beſchlüſſe nicht bindenden Verſammlungen,“ die ihnen der Herr Graf mit geſchickter Hand darbietet, das alte Ungethüm, das Oeſterreich und jedes ſeiner Kronländer an den Abgrund brachte, nicht wieder erkennen ſollten, und nach dieſem ſcheußlichen Sichelwagen, der alles Lebendige zerquetſchte, ohne auch nur ſelbſt das Blut auftrinken und ſich in behaglicher Wolluſt daran wärmen zu können, gelüſtet es ſie keineswegs. Sie haben es noch nicht vergeſſen, was die Poſtulat-Landtage mit ihrer ſtändiſchen Intereſſen-Vertretung bedeuteten, und ſagen ſich von dem Hermes Pſychopompos, der dieſe Schatten über den Styx zurück befördern mögte, entſchieden los. Dabei zeigen ſie ſich als ſehr aufmerkſame Leſer und legen dem Herrn Grafen ganz verzweifelte Fragen vor. Der Schriftſteller Leo Thun nennt den Abſolutismus „kurzſichtig“; ſie mögten hören, warum er denn dem Unterrichtsminiſter „allwiſſend“ vorgekommen ſei. Er redet ungemein bitter von der Büreaucratie; ſie bitten um Aufklärung, ob die Büreaucraten ſich blos deßhalb ſo außerordentlich verſchlechtert haben, weil er nicht mehr an ihrer Spitze ſteht, denn Keiner war ein ärgerer Büreaucrat, wie er, ſo lange er das Staatsruder mit führen half. Genug, in Böhmen iſt der

Bruch, den ich in meinem letzten Brief vorherſagte, bereits eingetreten, und auch in Ungarn wird er nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Ueberall ſind es die Ariſtocraten, die unter dem Deckmantel der Nationalität für ihre Intereſſen ſorgen, und der magyariſche Bauer müßte dümmer ſein, wie das Schwein, das er hütet, wenn auch er das nicht endlich merken ſollte. Er merkt es aber recht gut. Anders ſteht es allerdings in Italien und vielleicht auch in Polen; man mag von der italieniſchen oder gar der polniſchen Einheit und Einigkeit denken, wie man will: der Bewegung und Erhebung liegt kein ſchmutziges Manöver zu Grunde!

Zu Anfang dieſes Jahres wurde hier in der Metropole ein Monument enthüllt; das erſte, das keinem Kaiſer und keinem Erzherzog, ſondern einem Manne der Wiſſenſchaft errichtet worden war, nämlich dem Erfinder des Schrauben-Dampfers, Reſſel. Hierin liegt ein Fortſchritt, den man anderwärts wahrſcheinlich gar nicht zu würdigen weiß; es iſt zwar einſtweilen nur noch ein Mechaniker, ein Talent, was für den Nutzen arbeitet, und muthmaßlich wird man noch eine lange Scala durchlaufen müſſen, bevor man an den Genius kommt, der kein Bedürfniß befriedigt, als das höchſte, aber die Kluft zwiſchen dem erlauchten Blut und dem gemeinen iſt doch überſprungen und der Gleichheit ein neues Gebiet erobert. Allein wenn die Reſſel-Statue auch einen Sieg der Zukunft verkündigt, ſo erzählt ſie doch zugleich eine ſchreckliche Geſchichte aus der Vergangenheit, eine Geſchichte, die ganz allein hinreicht. den Herrn Leo Thun mit ſeiner Broſchüre und ſeiner Partei in die Luft zu ſchnellen. Welche Drangſale hat der Mann erfahren, bloß weil er in einem Staate geboren wurde, der in einem abſoluten Bevormundungsſyſtem ſein Heil erblickte! Als Engländer oder Franzoſe wäre das glänzendſte Loos ihm ſchon in der Wiege verbürgt geweſen; jetzt beuteten Engländer und Franzoſen ſeine Gedanken aus und wurden Millionäre, während er bis an ſeinen Tod zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben hatte, und wie um den Genuß, ſo faſt auch um die Ehre und den Ruhm ſeiner Entdeckungen kam. Und bei alledem hatte er noch Glück, er gelangte ſchon in früher Jugend, freilich nur durch die Vermittlung eines Kammerdieners, an die Perſon des Kaiſers, und wurde von ihm, ſowohl als mikroſkopiſcher Zeichner und Darſteller der Schlacht von Leipzig, wie als Kalligraph, nur nicht als genialer Erfinder, denn das Genie war ſeit dem Sturz Napoleon's verpönt, freigebig unterſtützt! Er erhielt auch in ſehr frühen Jahren ſchon eine Anſtellung, die für den Anfang gut genug war! Aber als „Projektmacher" durfte er ſich bei Hof nicht einführen, wenn er nicht bei der Natur des alten nüchternen Franz das Irrenhaus oder die Feſtung riskiren wollte. So war er denn auf ſich ſelbſt angewieſen, und viele Jahre vergingen, bis er einen Kaufmann fand, der die mäßigen Koſten an den Bau des erſten Schraubendampfers wagte. Die Maſchine mußte aber auf Befehl des Hofkanzlers, deſſen man in der Angelegenheit bedurfte, in einer „landesbefugten“ Fabrik des Inlandes, die nichts Ordentliches zu liefern vermogte, beſtellt werden, „um die Induſtrie zu heben“. Endlich kam es zum Verſuch. Er gelang, was die Schrauben betraf, vollkommen, aber an der Maſchine zerbrach eine Kleinigkeit. Der Schaden ließ ſich in wenigen Stunden repariren, doch die Polizei erklärte die Sache jetzt für „lebensgefährlich“ und das Schiff mußte im Hafen verfaulen und verroſten. Dabei Klagen von allen Seiten über Privilegiums-Beeinträchtigungen u. ſ. w. Mittlerweile flogen Reſſel's Zeichnungen über den Canal und wurden in England praktiſch; nur mit Mühe war für den deutſchen Namen noch die Priorität des Gedankens zu retten! Alles Folgen des Abſolutismus, oder, um den ſchöneren Namen zu brauchen, des Patriarchalismus! Nein, Herr Graf, wir mögten unſeren Märtyrerkalender endlich einmal geſchloſſen ſehen. Wir mögten das um ſo eher, als die zahlloſen Opfer des frühern Syſtems Niemand zu Statten kamen, denn der Kaiſer Franz meinte es ohne Zweifel gut und wir glauben an das „Amorem meum populis meis“ auf ſeinem Denkmal.

Erlauben Sie mir zum Schluß, noch ein kleines chronicaliſches Raritätenkabinet anzulegen, welches ich von Zeit zu Zeit ergänzen zu dürfen bitte. Nicht in Rußland allein erreichen die Leute ein hohes Alter: hier ſtarb kürzlich ein Soldat, der die Schlacht bei Belgrad noch mitgemacht hatte und 104 Jahre zählte. Ich ſelbſt habe einen Unterofficier gekannt, der bis auf Weniges eben ſo alt war und ſich in ſeinem hundertſten Jahre den lange ſorgfältig gepflegten ungeheuren Bart abſchor, um drei Monate lang bei einer neckiſchen Wirthin ſo Viel trinken zu dürfen, als ihm beliebte; es koſtete ihm einen ſchweren Kampf, aber er hoffte, die Haare würden ſchon wieder wachſen. — Zu einem ungriſchen Pfarrer kommt ſpät Abends ein Fremder, bittet um Nachtquartier und giebt ihm eine Summe Geldes zum Aufheben. Das Geld verblendet den Pfarrer, er ſchleicht ſich in den Stall und ſchneidet ſeinem Gaſt mit einem Raſiermeſſer im Finſtern die Kehle ab. Am Morgen erſcheint dieſer aber wohlgemuth vor ſeinem Bette und fordert das Anvertraute; er hat ſich geirrt und ſeinen eigenen Knecht getödtet. — Bei uns wird jetzt ſtreng öconomiſirt; bei den Gerichtshöfen wird längſt kein Papier mehr für die Vertreter der Parteien hergegeben, und jetzt hält man auch die Federn zurück. Ein berühmter Advokat ſoll unterzeichnen und hat kein Inſtrument; ohne eine Miene zu verziehen, bedient er ſich eines Schwefelfadens. — Heute iſt der glorwürdige Tag, an dem die Canoniſirung zweier Franciscaner, die geborene Japaneſen waren, in Wien zum erſtenmal mit allem Pomp gefeiert wird; hoffentlich fällt das ſeltene Feſt beſſer aus, als die große Praterfahrt, die ſchändlich verregnet wurde, denn es will doch Etwas heißen, dem Dalai Lama ein paar Seelen aus dem Rachen geriſſen zu haben.

IV.

— Juni, 1863.

Auch Wien hat jetzt ſein Revolutiönchen, und daran ſind die Türken Schuld. Nicht aber die lebenden, die freundlichen civiliſirten Leute, die nur noch hin und wieder in verzeihlichen Rückfällen zur Gemüths-Ergötzung ein Dutzend Chriſten und Juden niedermetzeln, ſondern die todten, die fanatiſchen Schaaren Mahmud's, Soliman's und Muſtapha's, die den Stephansthurm ſo unendlich gern mit dem Halbmond für immer geziert hätten, und die es ſich, als ſie unverrichteter Sache nach ſchweren Verluſten von der heldenmüthig vertheidigten Kaiſerſtadt wieder abzogen, gefallen laſſen mußten, daß die Bäcker dem beliebteſten Kaffeebrot, Kipfel genannt, fortan zum ewigen Hohn die Halbmondgeſtalt gaben. Von dieſen grimmigen Widerſachern der Chriſtenheit haben nämlich viele Tauſende ihre Gebeine hier zurückgelaſſen, und dieſen Gebeinen hat man ſeit anderthalb Jahrhunderten, wahrſcheinlich ganz naiver Weiſe und ohne ſpecielle Malice, die Reſte der ſämmtlichen Maſtochſen, Schweine und Kälber beigeſellt, die von der Bevölkerung verzehrt wurden. Da der Wiener ſich nie durch übertriebene Mäßigkeit unter den übrigen Deutſchen hervorzuthun ſuchte, ſo hat das natürlich im Lauf der Zeit eine ungeheure Knochengrube gegeben; da er ſich aber ebenſo wenig bemühte, ſie in der Induſtrie zu übertreffen, ſo blieb das große Capital, das in dieſen Knochen ſteckte, bis auf unſere Tage unangerührt und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Johann Sobiesky, als er die Feinde des Urgroßvaters mit ſeiner blitzenden polniſchen Klinge niederſäbelte, zugleich für den ſpäten Enkel den Tiſch gedeckt habe. Allein, wie der Kirchenſtaat, trotz der Erklärung des Papſtes, daß er die Einführung der Eiſenbahnen nicht geſtatten könne, weil die Bibel Nichts von ihnen wiſſe und weil der Dampf obendrein aus dem Rachen des Teufels komme, bald nach dem Tode des hartnäckigen alten Gregor, der ſich ſo fromm äußerte, ſein Vettorino-Syſtem aufgab und die brauſende und donnernde Lokomotive einließ, ſo hat ſich auch in Oeſterreich, ungeachtet des Widerwillens einer hohen Ariſtocratie, die für die Schönheiten ihrer Parks und den Frieden ihrer Jagden fürchtete, eine Fabrik nach der andern erhoben. Namentlich ſind wir ſo weit gekommen, unſern Kaffee ſelbſt zu ſüßen, und ſeitdem haben denn auch die Knochen ihren Preis. Als nun bei Gelegenheit der Stadt-Erweiterungs-Arbeiten die faſt vergeſſene Türken-, Ochſen- und Schweinegrube mit ihrem unerſchöpflich ſcheinenden oſteologiſchen Inhalt wieder entdeckt wurde, wuchs plötzlich ein Myrmidonen-Geſchlecht wie unmittelbar aus der Erde hervor und ſtürzte ſich darüber her. Rieſige Männergeſtalten, mit Krampen und Schaufeln ausgerüſtet, Körbe auf dem Rücken und Säcke um den Leib, ſchritten heran, hochaufgeſchoſſene Weibsbilder mit fliegenden Haaren und gebräunten Broncegeſichtern zogen hinterdrein, und verwegene Buben und Mädchen, mit noch unentwickelten, aber ſolcher Erzeuger vollkommen würdigen Enacks-Gliedern ſchloſſen den Zug. Anfangs ging Alles gut, die Leute verdienten viel Geld und ſtanden Niemand im Wege. Aber es ereigneten ſich einige Unglücksfälle, hie und da wurde ein Trunkenbold, der unvorſichtig war, verſchüttet, und nun miſchte die Polizei ſich hinein. Einſtweilen blieb es bei der Ueberwachung, dann aber erfolgte ein förmliches Verbot. Jedoch, nicht umſonſt brennt es in Polen. Unſere „Beinſtierer“, denn dieſen Namen führt die neue Zunft, verzichteten keineswegs ohne Widerſtand auf ihren Nibelungenhort. Die ſchöne Zeit wo ein Gendarm nur zu huſten brauchte, um eine ganze Stadt zum Zittern zu bringen, iſt für uns wieder vorüber und beglückt unſern ſtolzen Rivalen, den vielgeprieſenen preußiſchen Fortſchritts-Staat. Sie ſchlugen ihre Krampen und Schaufeln an einander und revoltirten, und als Das Nichts half, ſchickten ſie dem Bürgermeiſter der Stadt Wien ein Todesurtheil zu, ein gründlich motivirtes und in beſter Form abgefaſſtes Todesurtheil, wie das geheime National-Comité der Polen ſie gegen ſogenannte Hochverräther erläſſt, oben mit dem Symbol der heiligen Dreifaltigkeit verſehen, unten mit dem Todtenkopf und dem aus Arm- und Beinknochen gebildeten nachdenklich-ernſten Kreuz geſchmückt. Unſer Bürgermeiſter, Doctor Zelinka, iſt aber ein viel zu guter Juriſt, um leicht zu erſchrecken; er hat das Document der Oeffentlichkeit übergeben und geht ſo ruhig ſpazieren, wie Cäſar vor den Idus des März. Das Verbot iſt nicht zurückgenommen; es war durch den Fortſchritt der Planirungsarbeiten hervorgerufen worden, und man konnte allerdings den großen Exercierplatz durch die Beinſtierer nicht füglich wieder aufwühlen laſſen, nachdem er kaum mit ſchweren Koſten nivellirt und geebnet war. Es entſteht nur die Frage, was man thun würde, wenn die Hunderttauſende, ſtatt in Knochengeſtalt, unmittelbar in Silberzwanzigern oder auch nur in Kupferkreuzern in der Erde ſteckten. Ich fürchte, der Magiſtrat würde in dieſem Fall das Graben nicht blos geſtatten, ſondern ſich ſelbſt daran betheiligen. Vom nationalöconomiſchen Standpunkt aus betrachtet, iſt Beides aber völlig gleich, denn Schatz bleibt Schatz, ob er nun als Münze im Topf funkelt oder als ungehobener Werth im Boden liegt.

Von den „Beinſtierern“ iſt der Sprung zu den „Canalräumern“ leicht. Beſorgen Sie nicht, daß ich Sie auch von dieſen Induſtriellen, die den Ratten- und Mäuſefang en gros betreiben und für die es ein Feſttag iſt, wenn ſie einmal einen Kater erwiſchen, zu unterhalten gedenke. Ich will Ihnen blos den neueſten Weh- und Klageruf der heiligen Slava mittheilen, wie er kürzlich in einem mähriſchen Blatt zu leſen war; er wird Sie gewiß in ſeinem erſchütternden Pathos an das Erhabenſte im Propheten Jeremias erinnern. „Du kommſt nach Wien“ — ſagt der edle Moravier — „und ſuchſt deine Landsleute auf. Aber wenn du ſie findeſt, kannſt du dich ihnen vor Geſtank nicht nähern, denn jede Nacht waten ſie im Schlamm, um ſich ihr Brot zu verdienen, und auch bei Tage werden ſie den üblen Geruch nicht wieder los. Armes Volk, du biſt mehr zu bedauern, als die Juden in Aegypten, denn dieſe mußten freilich arbeiten und ihren Herren Häuſer bauen, aber wenn ſie auch murrten, ſo murrten ſie doch bei vollen Fleiſchtöpfen, du aber wirſt in ſchlechte giftige Luft verſetzt und erwirbſt kaum ſo Viel, daß du dich ſättigen kannſt.“ Das klingt fürchterlich, nicht wahr? Aber ich mögte den ergrimmten Patrioten fragen, warum er denn eigenſinnigerweiſe gerade beim Masculinum ſtehen blieb und ſich gar nicht um's Femininum bekümmerte? So ſehr der Landsmann auch ſtinken mag, ſo lieblich duftet die Landsmännin; wie kam es, daß er ſich bei den Reizen der Schweſter nicht von ſeinem Entſetzen über die Räudigkeit des Bruders erholte? Die czechoſlaviſche Jungfrau iſt kaum halb erwachſen, ſo ſinnt ſie ſchon darüber nach, ob der Wiener „Graben" ein leerer Mythos ſei, ein albernes Ammenmärchen, wie das vom Pfannenkuchenhäuschen, oder ob man ihn mit ſeinen ſieben Himmeln und vierzehn Paradieſen wahr und wirklich in der Welt antreffe. Da nun Nichts über Erfahrung geht, wie Louis onze zu Triſtan l'Hermitier ſagt, ſo macht ſie ſich auf, ſobald ſie zwei Hemden und ein Kopftüchel beiſammen hat, wäſcht ſie in jedem Waſſer, das ſie unterwegs paſſirt, ſiebenmal, da ſie ſchon in früher Kinderheit von ihrer Mutter über die fabelhafte Empfindlichkeit der deutſchen Naſe belehrt worden iſt, und trifft nach einer kleinen Zwiſchenſtation in Prag, während deren ſie am „Ring", wo Viel gekauft und verkauft wird, ihre Toilette ergänzt, glücklich und wohlbehalten in der Metropole ein. Wer ihr hier nach einigen Wochen oder Monaten begegnet, wird gewiß nicht behaupten können, daß ſie übel riecht, aber eben deßhalb ſtände es in ihrer Macht, ihr „armes Volk" zu rächen, und unſer Patriot hätte, ſtatt gar keine Notiz von ihr zu nehmen und unfruchtbare, wenn auch gewaltige, Himmel und Erde bewegende Klagelieder anzuſtimmen, ſich praktiſch faſſen und ihr die Rolle der Judith einſtudiren ſollen. Das könnte Tauſenden den Hals koſten. Doch, Spaß bei Seite. Ich mögte den Mann auffordern, einmal in die Büreaux der öſterreichiſchen Monarchie hinein zu ſchauen. Da würde er ſich überzeugen, daß das czechiſche Idiom weit mehr vertreten iſt, als das Verhältniß der Kopfzahl geſtattet. Oder führen ſeine Connaiſſancen ihn nicht ſo weit hinauf? Iſt er ſelbſt Canalräumer? Sein Styl ſpricht nicht dagegen! Der Sinn für Gerechtigkeit iſt bei dieſen Leuten bis auf die letzte Spur erloſchen, und der nur zu kosmopolitiſche Deutſche muß Krieg mit ihnen führen, er mag wollen oder nicht; ſie greifen geradezu nach Allem, was uns verunglimpfen kann, und wir ſind verloren, wenn wir uns nicht wehren.

Ein tragi-komiſches Ereigniß war die Selbſthinrichtung einer Reclamen-Größe. Frau Marie Seebach-Niemann gaſtirte am Carl-Theater und machte vollſtändig Fiasco. Sie war als letzter Rettungsengel für dieſe unglückliche Bühne verſchrieben, und ſie wurde ihr Tod, denn die wenigen Habitués, die dem Volksſtück bis an ſein ſeliges Ende treu geblieben wären, flohen entſetzt von dannen, als ſie plötzlich Goethe's „Fauſt“ auf der Speiſekarte fanden, und das gebildete Publicum ging nicht hinein, weil es der Kunſtreiterei des modernen Virtuoſenthums längſt ſatt und müde iſt. So lange das Haus ſteht, war es nicht ſo leer, aber ſo lange der „Fauſt" exiſtirt, hat ſich auch noch nicht ein ſolches Gretchen vor die Lampen gewagt; man ſollte gar nicht glauben, daß die reizende Schöpfung bis auf dieſen Grad auf den Kopf geſtellt werden könnte. Alles unvermittelt und zuſammengeſchüttet, ein förmlicher Kaleidoſkop-Eindruck, wie ich nur noch einmal einen gleichen hatte, und zwar als Herr Bogumil Dawiſon in Wien zum erſten Mal den Hamlet ſpielte. Studenten und Soldaten benutzen die Bücher der Leihbibliothek zuweilen, um ihre eigenen ſauberen Gedanken zu verewigen. Sie ſtreichen ſo viele Buchſtaben oder auch ganze Wörter mit Dinte durch, als ſie brauchen, um ihre Einfälle auszudrücken, und wer ihnen, noch ungewarnt durch Erfahrung, den Gefallen thut, nachzubuchſtabieren, der erhält zum Lohn für ſeine Mühe einen ſchlechten Witz oder etwas noch Schlimmeres. Gerade ſo verfährt das Schauſpieler-Virtuoſenthum mit dem dramatiſchen Dichter, und keiner geht weiter, als Frau Marie Seebach-Niemann. Neu und originell um jeden Preis, und wenn das Neue auch nur darin beſteht, daß wir den Kopf unter dem Arm tragen, und das Originelle darin, daß wir unſere Briefe mit den Fußzehen ſchreiben!

Wer wird danach fragen, ob es ſich mit den Intentionen des Dramas verträgt, dem man die Ehre der Darſtellung erweiſt? Genug, übergenug, wenn man nur von dem verblüfften Zuſchauer, der das Buntſcheckige des grübelnden Verſtandes ſo leicht mit der tiefſinnigen Mannigfaltigkeit der ſchaffenden Phantaſie verwechſelt, ein frühreifes Bravo davonträgt. Wie wurde Herr Seydelmann, denn mit Dieſem fing das Unweſen an, dafür beklatſcht, daß er im „Fauſt“, in der erſten Scene, wo ſich der Pudel in den Cavalier verwandelt, von Zeit zu Zeit wieder in den knurrenden, heiſeren Hundeton zurückfiel! Und doch ſteht der gemein-materialiſtiſche Zug nicht höher, wie das berüchtigte Flageolett-Hihihi des Vaganten Kunſt im „Abällino“, das noch jetzt als „Hohngelächter der Hölle“ auf allen Winkel-Theatern lebt, und iſt ſogar als Verſtandesproduct dumm, da Mephiſto ja kein Pudel iſt, ſondern nur die Pudelmaſke trägt, und der zufällig übergeworfene Rock das Denken und Empfinden eines vernünftigen Weſens nicht modificiren und beeinträchtigen kann. Wie wurde derſelbe Virtuos bewundert, wenn er beim Eintritt in Gretchens Kammer die Backen aufblies und dann puſtete und pruſtete, als ob er Feuer und Schwefeldämpfe aushauchte. Der Zug ſollte das ſpätere „Es iſt ſo ſchwül und dumpfig hie“ des ahnungsvollen Mädchens motiviren, aber wozu braucht ſie noch den

Inſtinct der Unſchuld, wenn die Naſe ausreicht, und was ſoll man zu einem Teufel ſagen, in deſſen Intereſſe es liegt, ſich aufs Sorgfältigſte zu verbergen, und der, weit entfernt ſich mit Eau de Cologne zu beſprengen, wie er billig müßte, abſichtlich den ganzen Parfum ſeiner Großmutter ausſtrömt? So zerſtören dieſe „geiſtreichen‘ Commentatoren“ der Dichter, wie die geläufige Reclamenfeder ſie nennt, durch ihre Klügeleien nicht allein das ganze Bild, ſondern treten auch noch obendrein auf Schritt und Tritt in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Aber Herr Seydelmann erreichte jedesmal ſeinen Zweck, denn er hatte viel Verſtand und lieferte ſcharfe Epigramme. Frau Seebach-Niemann fällt durch, denn ſie kommt nicht über die Grillen hinaus. Die hieſige Kritik verurtheilte ſie und ihre Heuſchreckenſprünge einſtimmig, ſie hätte aber auch vor zehn Jahren nicht ſo übertrieben galant gegen ſie ſein und ihr einreden ſollen, daß ſie das Zeug zu einer Weltſchauſpielerin beſitze. Dann wäre ſie vielleicht zu ihrem eigenen höchſten Vortheil in ihrem kleinen Kreiſe geblieben und hätte das Sentimentale, die Louiſen und die Clavigo'ſchen Marien, wieder zu Ehren gebracht; das Veilchen iſt verloren, das nicht blos den ganzen Frühling, ſondern auch den Sommer repräſentiren will. — Auf demſelben Carl-Theater feierte die Signora Patti unendliche Triumphe. Fürchten Sie aber nicht, daß ich ihre

Hervorrufe und Kränze gezählt habe. Ich erwähne ihrer nur, weil ſich an ihren Aufenthalt in Wien ein höchſt intereſſantes ſociales Factum knüpft. Sie wurde natürlich in die Geſellſchaft gezogen, ſang aber nur ein einziges Mal außer der Bühne, und zwar bei dem Baron Sina, einem der erſten Matadore unſerer Börſe, der ihr die Gefälligkeit mit einer koloſſalen Summe bezahlte. Nichts konnte ſie bewegen, den Mund noch ein zweites Mal aufzuthun, und alle Welt ſchimpfte auf ihren Onkel, weil man annahm, daß dieſer ihr verboten habe, das Silber ihrer Stimme wegzugeben, ohne echtes Gold dafür wieder zu empfangen. Sie wird nämlich von einem Onkel herumpräſentirt, der die Journale viel beſchäftigt, indem ſie die Frage discutiren, ob er ein ganz neuer Charakter iſt oder eine bloß verbeſſerte und vermehrte Auflage des alten bekannten Vaters der Debütantin. Es iſt ſchwer, den Punkt zu entſcheiden, denn der Onkel leiſtet ungeheure Dinge; ſo hat er die Signora z. B. durch den Pinſel eines berühmten Porträtmalers in eine wahre Venus verwandeln laſſen, und ſtellt das Bild in jeder Stadt gegen ein mäßiges Entrée zum beſten der Armen öffentlich aus, obgleich er ſelbſt am beſten weiß, daß man, wenn man die kleine dicke Quabbe mit dem balconmäßig vorſtehenden Doppelkinn des Abends dann in natura wirklich erblickt, gar nicht mehr daran glauben kann, daß ſie dem Künſtler ſelbſt geſeſſen hat. Aber, wie viel auch auf die Rechnung des Onkels gehen mag: in dieſer Sache war er ohne Schuld. Denken Sie ſich, Herr Sina ſelbſt hatte ihr den Mund verbunden, er hatte die beiſpielloſe — gehabt, ihr die Bedingung zu ſtellen, daß ſie, wenn ſie in ſeinem Salon geſungen habe, in keinem anderen mehr ſingen dürfe, und ſie war darauf eingegangen. Iſt das nicht unerhört? Die Träume der Dichter ſind doch nicht immer ſo verrückt, als ſie ſcheinen. Hier haben wir ſchon einen Geldprotz, wie der ſehr gute öſterreichiſche Provincialismus lautet, den es in ſeinem hohlen Uebermuth kitzelt, die Ohren ſeiner Mitbürger um einen Genuß zu bringen, ohne daß er den ſeinigen, denn ſonſt wäre es verzeihlich, dadurch ſteigert. Warum ſollte nicht einer folgen können, der ihren Augen einen noch ſchlimmeren Streich ſpielt, indem er für ſich allein eine Gemälde-Gallerie anlegt und die größten Meiſterſtücke aller Zeiten hineinſperrt? Auch derjenige, der die ganze Ernte aufkauft, um ſie auf dem Halm verfaulen zu laſſen, iſt keineswegs undenkbar, und der Staat müßte ihn jedenfalls in ſeinem Eigenthum ſchützen und bei Gefahr einen Militärcordon aufſtellen. Der Soldat wäre verpflichtet, auf ſeine verhungernden Mitbrüder, wenn ſie durchzubrechen verſuchten, zu ſchießen, der Prieſter könnte freilich fluchen. — Nicht vergeſſen darf ich, ehe ich vom Theater ſcheide, die

„elegante Tini“, eine Parodie des Mautner'ſchen Schauſpiels, denn auch ſie iſt ein Zeichen der Zeit. Der Cancan wird darin getanzt, und wenn wir fortſchreiten wie bisher, ſo haben wir Ausſicht auf eine Bühne, wie ſie den ehrwürdigen Juſtinian, den großen Plünderer der römiſchen Juriſten, den noch größeren Schöpfer des Corpus juris, welches das deutſche Recht erdrückte, wie ein Mühlſtein die junge Eichenpflanzung, zu ſeiner Zeit in Conſtantinopel über die Regierungslaſten tröſtete. Sie wiſſen, daß dieſe Bühne ihn ſogar mit einer Kaiſerin verſorgte; erinnern Sie ſich noch, in welcher Rolle die tugendhafte Theodora ſeine Blicke zuerſt auf ſich zog? Es ſteht im Gibbon zu leſen, aber nur griechiſch; ihre Mitſpielerinnen waren Gänſe, wirkliche unſchuldige watſchelnde Gänſe.“

Zur kleinen Chronik nur ein einziges Geſchichtchen. Ein junger Menſch ahmt im Böhmerwald mit großer Geſchicklichkeit die Stimme eines Auerhahns nach, und ein hitziger Jäger, der ſchon Wochen lang auf den Auerhahn lauert, erſchießt ihn.

Das Hofburgtheater.

Wien, 1862.

(Aus dem Nachlaß.)

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme ſchweigen" ſagt die Jungfrau von Orleans, und die Referenten, wie die harmloſen Zuſchauer, die den öſterreichiſchen Reichstag auf ſeinen Kreuz- und Querzügen begleiten, ſind berechtigt, in das Wort mit einzuſtimmen, wenn ſie auch noch nicht hinzufügen dürfen: „auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz." So lange der Zwieſpalt zwiſchen dem Königreich Ungarn und der übrigen Monarchie nicht beigelegt iſt, ſei es nun auf dem Wege friedlicher Ausgleichung oder auf dem der Gewalt, ſteht unſer Parlamentshaus, wie die Helgoländer Bade-Anſtalt, auf einer Sand-Düne, die von der nächſten Fluth weggeſpült werden kann, und was in ihm vorgeht, hat nur phyſiognomiſche Bedeutung. Man darf daher den Blick ohne Gewiſſensbiſſe, und ohne ſich an dem „Ernſt der Zeit" zu verſündigen, für ein paar Augenblicke von den Weiſen, die ſich auf ihren goldenen Stühlen mit dem erhabenen Problem beſchäftigen, wie beſchädigte Wolken zu flicken und Erdbeben zu verhindern ſind, abwenden, und ſich nach den armen verſchüchterten Muſen umſehen, um zu erfahren, wie ſie während des grimmigen Kampfes der Elemente in verſteckten Ecken und Winkeln, gleich Eichkätzchen und Maulwürfen, ihr kümmerliches Leben friſten. Man kann das um ſo eher wagen, als gegründete Ausſicht vorhanden zu ſein ſcheint, daß ſie nächſtens zu ihrem natürlichen Vater Apoll, der nur für die Lorbeerkränze zu ſorgen pflegt, auch noch einen miniſteriellen Pflegevater erhalten werden, der in Zukunft mit Ernſt und Eifer die übrigen Bedürfniſſe herbei zu ſchaffen hat, und als man ſich dem zu Folge ſchmeicheln darf, dem Begutachtungs-Comité, das ohne Zweifel zur Erledigung dieſer zarten Angelegenheit zuſammentreten wird, in die Hände zu arbeiten. Die Wiener Künſtler haben ſich nämlich, wie der etwas emphatiſche Ausdruck lautet, einmal wieder gerührt; ſie ſchämen ſich, daß noch immer kein Shakeſpeare, kein Raphael und kein Beethoven unter ihnen aufgeſtanden iſt, und ſie ſuchen den Grund, wie unter Metternich in dem Druck der Cenſur, ſo unter Schmerling in dem Mangel an Reiſeſtipendien, Penſionen und Preis-Ausſchreibungen. Dichter, Maler und Muſiker haben ſich alſo, um dieſe „Vorbedingungen einer gedeihlichen Kunſtentwickelung“ zu erlangen, mit einer Eingabe an's Miniſterium gewandt, und die Deputation hat eine beſſere Aufnahme gefunden, als die Petenten, die um ein Denkmal für die „März-Märtyrer“ ſupplicirten, und die, nach unſerer Meinung mit Recht, da es ſich um eine ganz unnütze Demonſtration handelte, abſchlägig beſchieden wurden. Wir hegen nun freilich, ohne übrigens den Staat in ſeiner kalten Gleichgültigkeit gegen Kunſt und Literatur beſtärken zu wollen, die Ueberzeugung, daß dieß bloße Treibhausmittel ſind, überflüſſig, wenn die öffentlichen Zuſtände ſich ſo weit heben, daß von einer äſthetiſchen Erziehung des Menſchen in Schillers Sinn auch bei uns die Rede ſein kann, unzulänglich, wenn das wider alles Verhoffen nicht geſchieht. Wir wollen daher die Wunder, die man von Reiſeſtipendien, Penſionen und Preis-Ausſchreibungen erwartet, dahin geſtellt ſein laſſen und blos unterſuchen, was auch ohne dieſe zweifelhaften Hebel möglich wäre, wenn man das längſt Vorhandene nur gehörig benutzte und redlich verwaltete. Und da das k. k. Hofburgtheater zu Wien das einzige äſthetiſche Inſtitut der öſterreichiſchen Monarchie ſein dürfte, was bis auf den gegenwärtigen Tag, mit Recht oder mit Unrecht, für ganz Deutſchland maaßgebend geblieben iſt, ſo wollen wir, des allgemeinen Intereſſes wegen, zunächſt dieſes der Prüfung unterziehen.

Die Wiener Hofbühne hatte ihre goldene Zeit anerkanntermaaßen unter Czernin und Schreyvogel-Weſt, unvergeßlich durch die Einbürgerung der Donna Diana. Es ſind nicht, wie man jetzt gern glauben machen mögte, die Lobredner des Alten um jeden Preis, die das behaupten; es ſind die Freunde der Kunſt, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Gleich mit dem Ausſcheiden Schreyvogel's und dem Eintreten Deinhardſtein's ging's herunter, denn an die Stelle des Princips trat das Experiment, an die Stelle der reinen Linie der bunte Heuſchreckentanz, und ein berühmter Dichter, der ſich keineswegs über Vernachläſſigung zu beklagen hatte, fühlte ſich zu dem Epigramm veranlaßt:

„Unſ'ren Thespis-Karren ziehn
Pantalon und Harlekin,
Pierrot, das Jammerbild,
Hilft mit trüben Mienen,
Und was mehr als Alles gilt,
Sind die Colombinen.“

Unter Holbein wurde es noch viel ſchlechter. Der Schöpfer des Hans Sachs und des Garrick in Briſtol hatte doch noch poetiſche Einfälle, der Verfaſſer des Fridolin und des Wunderſchranks watete im Sumpf der dickſten Proſa, das Princip kam nicht wieder zu Ehren, aber das Experiment hörte gänzlich auf, keck und kühn zu ſein und wurde plump und ſchwerfällig. Doch ging Alles noch anſtändig zu; daß jeder Vorſtand dem Inſtitut, das er leitet, ſein individuelles geiſtiges Gepräge aufdrückt und aufdrücken muß, verſteht ſich von ſelbſt, und ſeine moraliſche Zurechnungsfähigkeit fängt erſt an, wo es ſich um ſeine perſönlichen Zwecke und um ſeine Sympathieen und Antipathieen handelt. Deinhardſtein und Holbein waren Beide gewandte und fruchtbare Bühnenſchriftſteller, auch unterließ der Erſtere nicht, ſeine neuen Stücke in Wien zur Aufführung zu bringen, aber er trat mit ſeinem eignen Geſicht vor die Lampen, nicht vermummt und verlarvt, angekündigt durch unverſchämte Poſaunenſtöße und die Maske herunter nehmend, wenn das verblüffte Publicum auf das Manöver einging, ſich in ſiebenfache Schleier einhüllend und ſpurlos hinter den Couliſſen verſchwindend, wenn es abblitzte. Holbein dagegen, obgleich er in Gemeinſchaft mit Küſtner die Tantième gründete, und vielleicht eben deswegen, hielt die ſeinigen in nicht genug zu preiſender Ehrenhaftigkeit zurück und geſtattete ſich kaum eine Ausnahme. Wenn man bedenkt, welche Mittel dem Director einer ſolchen Bühne zu Gebote ſtehen, dem ſein Gewiſſen nicht verbietet, dieſe Linie zu überſchreiten, wie leicht ihm bei der precairen Stellung des deutſchen Literatenthums die journaliſtiſche Bauchrednerei werden muß und wie bald ein fremder Gaſt die Rollen heraus wittert, die ihm am ſicherſten zum Auftreten verhelfen, ſo wird man Deinhardſtein's Ehrlichkeit und Holbein's Selbſtenthaltſamkeit ſo hoch ſchätzen müſſen, daß man dem Einen dafür ſein leichtes windiges Weſen, dem Anderen ſeine Vorliebe für Alles, was kriecht, vom Herzen verzeiht. In Bezug auf Gaſtſpiele blieben alle Beide dem Princip Schreyvogels treu; ſie fühlten ſich ſo wenig verſucht, als berechtigt, in bunter Muſterkarte den imaginairen Talent-Reichthum des deutſchen Reichs von Hinterpommern an bis zur Bukowina hinauf vor „den erſtaunten Blicken“ auszubreiten, denn ſie wußten, daß der Haushalt zerſtört wird, wenn es alle Tage Gäſte giebt und daß die klägliche Luſt an der Abwechſelung ſich nur zu ſchnell an die Stelle des Kunſt-Intereſſes ſetzt, wenn man Bild auf Bild, wie in der Kinderkomödie, folgen läßt. Sie beſchränkten ſich, unbekümmert um die Diäten der Entdeckungsreiſen, in weiſer Mäßigung auf die Vorführung der wahren künſtleriſchen Größen und ließen das „Werdende“ nur zu, wenn eine Lücke im Perſonal ein Spiel auf Engagement nothwendig machte. Dabei kam denn heraus, was nach den Verſicherungen gewiſſer Stimmen erſt in neueſter Zeit erreicht worden ſein ſoll, und was in Wahrheit verloren gegangen iſt, wenn man von der Dreſſur einiger Schauſpieler für die franzöſiſche Bluette abſieht: ein harmoniſches Zuſammenſpiel, ein Enſemble ohne Gleichen in Tragödie und Komödie, ein Verwerthen aller Kräfte durch gegenſeitige Unterſtützung und Hingebung, das in einem Taubenſchlag natürlich gar nicht zu Stande kommen kann. Das Jahr 1848 brach herein, und rüttelte nicht blos an den Thronen der Könige, ſondern auch an den Lehnſtühlen der Theater-Directoren. Küſtner that in Berlin, was er konnte, um ſich zu behaupten und Holbein ließ es in Wien auch nicht an ſich fehlen; die ganze moderne Literatur wurde in Sturmes-Eile vor den verblüfften Augen des Altöſterreichers vorüber gehetzt, noch hatte er ſich von ſeinem Entſetzen über die Maria Magdalena nicht erholt, ſo wurde ihm der Uriel Acoſta zugemuthet, es war, als ob ein Gichtbrüchiger plötzlich den Sanct-Veits-Tanz bekäme. Aber Alles half Nichts; als Küſtner, in ſich'rer Erwartung ein Belobungs-Decret zur Antwort zu erhalten, um ſeine Entlaſſung anſuchte, wurde ihm die Thür weit aufgemacht und er erhielt einen Soldaten zum Nachfolger, und als Holbein, um das drohende Unwetter abzuleiten, ſich einen äſthetiſchen Beirath ausbat, wurde er gelind bei Seite geſchoben und bekam ein Mitglied des jungen Deutſchlands zum Collegen. Die Ernennung Heinrich Laube's zum artiſtiſchen Director des k. k. Hofburg-Theaters in Wien überraſchte Jeden, der nur die älteſten literariſchen Thaten dieſes geiſtreichen Schriftſtellers im Gedächtniß hatte, Keinen, der auch den neueſten mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt war. Ein hochgeſtellter, auch als politiſcher Autor gefeierter Oeſterreichiſcher Staatsmann konnte es Anfangs gar nicht begreifen, daß man dem Verfaſſer des „neuen Europa“ und der „Reiſe-Novellen“ einen ſo heikligen Poſten anvertraut habe; er las die „Geſchichte des deutſchen Parlaments“ und fand Alles in der Ordnung. Es iſt nicht unſere Aufgabe, das Problem des Renegatenthums zu löſen; wir räumen bereitwilligſt ein, daß es in allen Gebieten ehrliche und aufrichtige Renegaten geben kann, und wenn wir es auch nicht billigen, daß „der Gutgeſinnte“ zum Beweis ſeiner vollkommenen Herſtellung vom democratiſchen Fieber den Finger in das Blut des kaum niedergeſchoſſenen Gegners taucht und ſein Zerrbild damit an die Wand zeichnet, wie das zuweilen geſchieht, ſo ſind wir doch weit davon entfernt, aus dem Laube'ſchen Buch ein ſo unbedingtes moraliſches Verdammungs-Urtheil über den Verfaſſer abzuleiten, wie dieß der edle Simon in der furchtbaren Kritik, die er in der deutſchen Monatſchrift veröffentlichte, gethan hat. Aber durch das Programm der neuen Direction konnte ſich nur Derjenige täuſchen laſſen, der die Sachlage nicht kannte und die Natur der Programme in Börne's vortrefflicher Humoreske: „Ankündigung der Zeitſchwingen“ nie ſtudirt hatte. Jetzt werden Laube's Partiſanen nicht müde, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß das Hofburgtheater von jeher ſeine eigentliche Stärke im bürgerlichen Schauſpiel gehabt und die hohe Tragödie faſt ausgeſchloſſen habe; als er die Zügel in die

Hand nahm, war aber durchaus nicht die Rede davon, daß blos der Status quo aufrecht erhalten werden ſolle, denn dazu wäre Holbein der allergeeignetſte Mann geweſen und der ſollte ja eben beſeitigt werden, ſondern es wurde eine Zeit der Zeichen und Wunder in Ausſicht geſtellt und man durfte eine vollſtändige Illuſtration der dramatiſchen Literatur erwarten. Doch, das war nur pour le bruit. Der Vernünftige wußte, was er von der mit allen Glocken eingeläuteten „Reform“ zu denken habe. Das neue Regiment begann unter den allergünſtigſten Umſtänden. Das Oberſtkämmerer-Amt, in dem auch ein vielbedeutender Perſonenwechſel eingetreten war, enthielt ſich jeder Einmiſchung in die artiſtiſche Leitung; nach unſerer Meinung mit ſehr richtigem, der höchſten Anerkennung würdigem Tact, da die Hofſtelle zwar das Ganze überwachen, nicht aber das Detail corrigiren ſoll. Die Journale riefen: Hoſiannah; von Oppoſition war gar nicht die Rede. Ein Perſonal war beiſammen, das, wenn die Poſitionen nur ein klein wenig in Gemäßheit der Altersſtufen verrückt worden wären, mit geringer Recrutirung von außen wirklich eine Zeit der Zeichen und Wunder hätte herbei führen können. Und das Glück geſellte ſich hinzu. Die Revolution hatte das Haus geleert; es wurde Holbein als Verbrechen angerechnet. Die Wiederkehr friedlicher Zuſtände hatte es wieder gefüllt; es wurde Laube als Verdienſt zugeſchrieben. Die Polizei erwachte zu neuem Leben, Hausſuchungen waren an der Tagesordnung, auf die Correſpondenten auswärtiger Blätter wurde gefahndet, jeder beſonnene Mann ſagte ſich, daß in Oeſterreich eine neue Periode des Schweigens gekommen ſei und ſchwieg. Was ließ ſich nun nicht Alles durchſetzen! Es wurde auch viel durchgeſetzt, aber leider nicht das Rechte. Die Abenteuerlichkeit, die Tauſendſappermenterei, wie ein Referent ſich einmal vortrefflich ausdrückte, kam an die Reihe, Alles verſuchend und wieder fallen laſſend und in Nichts feſt, unerſchütterlich und conſequent, als in der Vorführung der eigenen Stücke. Das Perſonal wurde nicht ergänzt, ſondern, ſo weit es ging, todtgeſchlagen, damit man Raum für die neue, eigenhändige Pflanzung gewann, und das war leicht zu machen, denn man braucht den Tragöden nur in die Komödie hinein zu ſchieben, den Komöden in die Tragödie, den Plaſtiker in den lyriſchen Kreis, den Lyriker in den plaſtiſchen, ſo ſind Schröder und Eßlair, die Rachel und die Riſtori verloren. Engagirt wurde in's Blaue hinein, und da den älteren Mitgliedern zwar ihre Rollen, aber doch nicht auch ihre Gagen abgenommen werden konnten, ſo wurde dadurch der Etat trotz der großen Dotation ſo unverantwortlich belaſtet, daß die allerſchmählichſte Abhängigkeit von der Theatercaſſe und der Tages-Einnahme als nothwendiges Ergebniß eintreten mußte. Die Gäſte kamen wie die Spatzen; aus den Doctor-Promotionen wurden Maturitätsprüfungen, ja ABC-Schützen-Examen, jeden Augenblick tauchte ein außerordentliches Talent auf, das alles Frühere übertraf, wie z. B. ein Fräulein Schönhof, die hochbegabte Louiſe Neumann, und das dennoch raſcher, wie ein Kinderſpielzeug, wieder bei Seite geworfen ward, weil man, wie man dann naiv genug ſelbſt bekannte, ſich getäuſcht hatte. Doch wurden der Bühne, wie die Gerechtigkeit hinzuzufügen erheiſcht, durch dieſen Hexentanz zwei bedeutende Mitglieder gewonnen, die ſpäter zwar wieder verloren gingen, jedoch, wie ſie gleichfalls betonen muß, ohne Schuld der Direction, nämlich Bogumil Dawiſon und Marie Seebach. Das vorgefundene Repertoire, das allerdings von Holbein weniger zuſammen geſtellt, als vom Sturm der Zeit zuſammengewirbelt worden war, wurde geſichtet, und bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich ſo recht, welch' einem Princip für die Zukunft gehuldigt werden ſollte. Wären reactionäre Rückſichten maaßgebend geweſen, ſo hätten die Carlsſchüler mit ihrem „Schießpulverſtyl“ und ihren knallenden Raketen-Phraſen zuerſt beſeitigt werden müſſen, aber Schiller durfte nach Belieben fort radotiren, und ſogar das nicht blos den Frömmlern, ſondern jedem geſunden ſittlichen Sinn anſtößige „Roccoco“ mit ſeinem „Abbé de la Sauce“

konnte ſich trotz des Concordats durchſchmuggeln. Auch Monaldeschi und Struenſee wurden nicht zurückgeſetzt; ſpäter geſellte ſich dann Graf Eſſex und Montroſe, Anfangs anonym vorgeführt, hinzu, und wie im Feenmärchen der Ritter nur dann zur Princeſſin gelangte, wenn er vorher den einen oder den anderen Drachen herzhaft umarmt und geküßt hatte, ſo fand jeder männliche Gaſt von Bedeutung rathſam, ſich den Wienern als Schiller vorzuſtellen, während jeder weibliche gern als Lady Rutland oder als Königin Chriſtine ſein Compliment machte, was dann den Werken neben fleißiger Benutzung der Sonn- und Feſttage ihren Erfolg ſicherte. Die übrigen Dramatiker wurden um ſo ſtrenger behandelt, Uriel Acoſta, Judith, Maria Magdalena u. ſ. w., obgleich vom Publicum nicht minder gern geſehen, verſchwanden, und neue Stücke von Gewicht ſchienen nur dann nicht auf unbeſiegbare Schwierigkeiten zu ſtoßen, wenn die Verfaſſer Redacteure einflußreicher Journale oder gar, wie Freitag, mit der „Literatur-Geſchichte der Gegenwart verheirathet“ waren. Im Anfang wurden die klaffendſten Lücken durch Shakeſpeare verdeckt, durch den Dichter, dem gar nicht ſo viel weggenommen werden kann, daß ihm nicht noch genug übrig bleibt und der trotz der ärgſten Verſtümmlung noch immer elektriſch wirkt. Aber auch dieſer iſt mit jedem Jahre weiter zurückgetreten und in demſelben Maaße hat ſich Charlotte Birchpfeiffer vorgedrängt, ſo daß ſie jetzt den Grundpfeiler des Repertoires bildet, um den ſich die franzöſiſchen Schlinggewächſe, die gleich dem Kürbiß des Propheten Jonas über Nacht entſtehen und vergehen, luſtig wuchernd herum ziehen. Dazwiſchen dann hin und wieder ein Muſenopfer, dem Anſtand oder der Convenienz unwillig dargebracht, das überkommene „eiſerne Vieh“ mit eingeſchloſſen. Das iſt das Reſultat der Reform. Eine alte und eine neue Geſellſchaft, die zu einander paßte, wie Milch und Oel, und über deren Elemente Direction und Publicum diametral verſchieden denken; ein durch die unbeſonnenſten Experimente bis zum Erdrücken überbürdeter Etat, der das erſte und am reichlichſten ſubventionirte Theater Deutſchlands in jedem Athemzuge an das Fluthen oder Ebben der Caſſa knüpft, ein würde- und charakterloſes Repertoire, das Stücke, wie den Prinzen von Homburg, auf der Stelle fallen läßt, wenn er einmal das Haus nicht füllt und nach dem erſten beſten Machwerk greift, das klingenden Erfolg verſpricht; vollſtändige Vertretung des Dichters Heinrich Laube, der Dichterin Charlotte Birchpfeiffer und des franzöſiſchen Griſetten-Dramas durch pſeudonyme Ueberſetzer. Wir würden es dem Reichsrath verargen, wenn er dieſe Wirthſchaft, wie es naiver Weiſe erwartet zu werden ſcheint, mit einem einzigen Kreuzer unterſtützte; die Mittel ſind vollkommen ausreichend. Holbein hatte oft Ueberſchuß, nie ein Deficit. Aber wir werden es ihm Dank wiſſen, wenn er ſie, ſo weit das in ſein Reſſort gehört, einer näheren Prüfung unterzieht. Mit dieſem Wunſch ſtehen wir nicht allein; im letzten Jahr iſt es ſo arg geworden, daß am Schluſſe der Saiſon faſt alle Wiener Blätter ſich in ähnlichem Sinne, wie wir, geäußert haben. Es iſt freilich auch früher nicht ganz ſtillſchweigend abgegangen, wir verweiſen z. B., was das Detail betrifft, von dem wir abſehen mußten, auf die „Stimmen der Zeit," März 1859 und Jän. 1860. Dabei vergeſſen wir nicht, daß es anderswo, mit wenigen Ausnahmen, nicht viel beſſer ſteht, und daß namentlich das Berliner Hoftheater ſich ausnimmt, wie eine Kinnlade, der bis auf einige Stümpfe die Zähne fehlen. Allein Herr von Hülſen bläſt und brüſtet ſich auch nicht, er betreibt das beſcheidene Geſchäft des Tags ohne Lärm und nicht ohne Schaam und hütet ſich, an die goldenen Tage zu erinnern, wo Fleck und Devrient glänzten.

* * *

Aus meinem Tagebuche.

I. Ueber Gleichniſſe.

Mit Nichts wird in der Poeſie des Tags größerer Mißbrauch getrieben, als mit den Gleichniſſen, es iſt darum gewiß nicht unzeitgemäß, über die richtige Anwendung derſelben Etwas feſt zu ſtellen. Es wäre hier nun freilich Unendliches zu ſagen; ich will dieß Mal nur auf Einen Punkt aufmerkſam machen. Jedes Gleichniß erheiſcht einen Stillſtand des Gedankens, und dieſen laſſen wir uns nicht überall, und noch weniger aus jedem Grunde gefallen. Wenn unſer Geiſt ſchon in die größte Thätigkeit verſetzt iſt, wenn er ungeduldig an's Ziel zu kommen wünſcht und dieſes Ziel bereits ahnt oder gar ſieht: wie ſollte ihm noch ein willkürlicher Aufenthalt zugemuthet werden können, wie ſollte man ihm Aufmerkſamkeit für dieſe oder jene Schönheit des Wegs, die den Spaziergänger vielleicht entzückt, den Läufer aber nicht kümmert, abdringen dürfen? Hier iſt daher jedes Gleichniß vom Uebel, es ſei an und für ſich, was es ſei.

Wenn wir aber auch noch zum Stillſtehen geneigt ſind, ſo wollen wir es doch in jedem Fall bezahlt erhalten; wenn ſich der rechte Ort für ein Gleichniß findet, ſo kommt Alles darauf an, daß ſich auch das rechte Gleichniß einſtelle, und es iſt ungleich beſſer, eine Lücke zu laſſen, die Niemand bemerkt, als ſie ungeſchickt auszufüllen. Ein rechtes Gleichniß iſt aber nur ein ſolches, das nicht blos im verwandtſchaftlichen Verhältniß zum Gegenſtand ſteht, das alſo nicht, wie es z. B. Klopſtock zu thun liebte, Sinnliches und Ueberſinnliches unvermittelt zuſammen knüpft, ſondern das auch einen Reichthum von Nebenbeziehungen enthält, in die der raſch vorübereilende Gedanke ſich nicht vertiefen konnte. Gleichniſſe, die Nichts thun, als daß ſie das einmal Geſagte noch in der Bilderſprache wiederholen, ſind völlig unfruchtbar und darum durchaus verwerflich; es iſt ein Beweis mehr von der Nichtigkeit unſrer gewöhnlichen äſthetiſchen Kritik, daß ſie nach der Neuheit und Urſprünglichkeit der Anſchauungen bei Dichtungen kaum noch zu fragen pflegt, ſondern ihren Kranz der abgetragenſten Phraſe, der gehaltloſeſten Conſequenz einer verjährten oder einer fremden Idee, unter Poſaunenſtößen aufdrückt, wenn ſie nur in neuem Flitterſtaat einher ſtolzirt, und daß ſie die Keuſchheit des echten Dichters, der das Nackte ſchon aus Einſicht in die Vergänglichkeit alles Putzes vorzieht, gar nicht mehr verſteht. Dieß iſt meine

Bemerkung; die Anwendung auf die verſchiedenen Dichtungsarten ergiebt ſich von ſelbſt. Wer im Epos durch ſeine Gleichniſſe nicht langweilig wird, in der Lyrik nicht froſtig und im Drama nicht unnatürlich, iſt ein vollendeter Künſtler.

2. Ueber Schröder's Leben von Meyer.

Es iſt in neuerer Zeit auf das Meyer'ſche Buch: Friedrich Wilhelm Schröder zu wiederholten Malen wieder aufmerkſam gemacht worden, und mit großem Recht. Auch ich habe es wieder geleſen und es hat einen äußerſt wohlthätigen Eindruck in mir erregt. Der Verfaſſer an und für ſich iſt ein gebildeter Mann, und zeigt ſich ſeinem Gegenſtand durchaus gewachſen, ja man kann vermuthen, daß er ihn ungenügender behandelt haben würde, wenn ſeine Bildung in äſthetiſchen Dingen tiefer gegriffen hätte. Jetzt ſteht er ſeinem Herrn und Meiſter als ein kindlicher Schüler gegenüber, der über abweichende Gedanken und Meinungen, die ſich ihm aus dem eigenen Kopf heraus entwickeln, eher erſchrickt, als ſich ihrer freut, ſie aber deſſenungeachtet nicht unterdrückt, weil er nicht zweifelt, daß ſie ſich zur rechten Zeit ſchon wieder mit dem Uebrigen harmoniſch verbinden werden. Biographieen ſollen keine Recenſionen ſein, darum muß die Liebe ſie ſchreiben, was denn ja auch nicht blos bei Autobiographieen zu geſchehen pflegt. Rührend iſt die Pietät, womit

Meyer ſein Geſchäft vollbringt, ſo rührend, daß man kaum lächelt, wenn ihm vor lauter Bewunderung die Hand zu zittern anfängt und die Züge, die er heraus heben ſoll, in einander fließen, denn er ſelbſt, der Maler, intereſſirt uns eben ſo ſehr, wie ſein Bild. Er könnte auf ſeinem Standpunkt einen Beweis nöthig gefunden haben, daß Schröder in ſeinem dreiundſiebzigſten Jahr, ungeachtet der auf der Hamburger Bühne eingeriſſenem Unordnungen, berechtigt geweſen ſei, abzutreten, nämlich zu ſterben, und man hätte auch dieſen nicht verſpottet. Schröder ſelbſt tritt bei allen ſeinen Mängeln zu ſeinem höchſten Vortheil hervor; man fühlt und erkennt, daß er von ſeiner, wie von aller Kunſt, den ehrwürdigſten Begriff hatte, daß er unglücklich geworden wäre, wenn er ihn hätte aufgeben, wenn er ſich zu dem Pöbelglauben an ihren ausſchließlichen Unterhaltungszweck hätte herablaſſen müſſen, und ohne dieſe Geſinnung giebt es keinen Künſtler. Klar wird dem Leſer freilich, daß er der Poeſie fremd war, daß Schiller und Goethe ihm gerade ſo fern ſtanden, wie Kotzebue und Iffland nah, und daß er ſelbſt in Shakeſpeare Nichts erkannt haben kann, was er nicht auch in dieſen bürgerlichen Dichtern abgeſchwächt und verblaßt aufzufinden verſtanden hätte. Den Hintergrund des Buchs bildet der damalige Parnaß, aus Unſterblichen zuſammengeſetzt, die jetzt begraben ſind; in unantaſtbarer Würde thronen Gotter und Bode, ja Schinck und Bock, Großmann und Andere neben Leſſing und Wieland; Klopſtock, obgleich in Hamburg lebend und alſo Mitbürger Schröders, kommt nicht vor und die Lücke deutet auf finſt're Augbraunen des heiligen Sängers; Schiller und Goethe tauchen hin und wieder auf, aber ſie ſind nur halb willkommen in ihrer kometariſch-drohenden Geſtalt.

3. Ueber das Semikolon.

Die tiefſten Bemerkungen über die Sprache ließen ſich an die Unterſcheidungszeichen knüpfen. Am ſchwerſten von dieſen iſt das Semikolon ſtylrichtig zu gebrauchen und nur ein Meiſter weiß es zu handhaben. Im gemeinen Ausdruck iſt es die Deichſel am Beiwagen, auf dem die Nebengedanken, wie man ſie nennt, oder die Nachgeburten nachgekarrt werden. Da wird denn oft wieder Beiwagen an Beiwagen gehängt und es giebt einen ganzen Train. Es ſoll aber nur Zwillings- und Drillings-Gedanken verbinden, die alle ein Recht auf ſelbſtſtändige Exiſtenz haben und deshalb nicht in einen und denſelben Ober-Rock, deſſen Knopf der Punkt iſt, geſteckt werden können. Ich ſage Zwillings- und Drillings-Gedanken, denn darin liegt, daß ſie ſehr nah mit einander verwandt ſind und alſo trotzdem, daß jeder ſeinen eigenen Kopf aufgeſetzt hat, auf Vereinigung angewieſen ſein müſſen. Bequemer iſt es freilich, ſtatt auf ſolche allerdings feine aber darum nicht minder wohl begründete Unterſchiede einzugehen, ſich ohne Weiteres von allen Geſetzen des Periodenbaus loszuſprechen und ihn mit Hülfe des Semikolons zu zerhacken.

4. Beim Tode Ludwig Tieck's.

Ludwig Tieck iſt geſtorben. Der König der Romantik hat das Scepter niedergelegt und iſt in jene geheimnißvolle Welt zurückgekehrt, die er ein Menſchenleben hindurch zu entſchleiern ſuchte. Seinen Sarg umſchweben die wunderbarſten Phantaſiegebilde; der blonde Eckbert, der gaukelnde Fortunat, die luftigen Elfen, der geſtiefelte Kater mögten mit ihrem Schöpfer begraben werden, um mit einer Zeit, die ſie nicht mehr verſteht und nicht mehr an ſie glaubt, nicht länger den unfruchtbaren und ermüdenden Kampf führen zu müſſen. Dem ſchwarzumflorten Leichenwagen folgt eine Reihe der ſeltſamſten Geſtalten: der träumeriſche Novalis mit der blauen Blume aus dem Oſterdingen, Achim v. Arnim mit dem Zauberſpiegel, der Himmel und Erde freilich verkehrt darſtellt, Clemens Brentano mit dem Daumen der Prager Hexe, Theodor Hoffmann mit dem krauſen Lehrbrief des wahnſinnigen Kreisler, Friedrich Fouqué mit phantaſtiſch zugeſtutztem Schnurbart und alterthümlichen Sporen, die Barbaroſſa verloren zu haben ſcheint, Zacharias Werner endlich mit dem Templerkreuz.

Kein Deutſcher wird den Tod des greiſen Dichters ohne Wehmuth erfahren, wenn das Ereigniß auch längſt zu erwarten ſtand. Man ſieht einem flackernden Licht, das jede Minute auszugehen droht und ſich doch immer wieder eine Minute erobert, nicht ohne Theilnahme zu, und es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn es dann plötzlich erliſcht und die Dunkelheit hereinbricht. Wer könnte nun wohl einen „Stern in Menſchengeſtalt“ verlöſchen ſehen, ohne davon ergriffen zu werden und mit Trauer auf die entſtandene klaffende Lücke hinzublicken. Und ein ſolcher Stern war Tieck! Seine letzten Lebensjahre ſind ihm nicht zu freundlich verſtrichen, denn ein neues Geſchlecht, neuen Aufgaben in neuen Formen und Geſtaltungen nachjagend, trat ihm feindlich gegenüber und er hatte keine Achilleshaut, er fühlte jeden Hieb und jeden Stich, der ihm verſetzt wurde. Aber gewiß werden an ſeinem Grabe auch ſeine Feinde erſcheinen und dem Manne die Ehrfurcht bezeigen, die ſie ſeiner Richtung verſagen zu müſſen glaubten. Denn der Krieg gegen die Romantik war an und für ſich zwar ein vollkommen berechtigter, jedoch nur ſo weit, als aus einer reichbegabten, aber nicht, wie Shakeſpeare und Goethe, normalen Individualität allgemein gültige Geſetze abgeleitet werden ſollten. Das iſt vorüber, das Gleichgewicht zwiſchen dem wirklichen Leben und der Phantaſiewelt, das eine Zeit lang verrückt zu werden drohte, iſt längſt wieder hergeſtellt, und wenn noch irgendwo einige Kugeln in den Büchſen ſitzen geblieben ſind, ſo feure man ſie zu Ehren des edlen Abgeſtorbenen in die Luft ab.

Die Fußtapfen des wahren Poeten ſind leuchtend, wie die des Propheten. So iſt auch der Weg, den Tieck zurücklegte, mit Perlen und Edelſteinen überſät. Und nicht blos in der Jugend war er reich, wie mancher Gegner behauptet hat, bis in's ſpäteſte Alter hinein hat er blitzende Kleinodien verſtreut. Wohl liegt auf jenen Märchen, durch die er ſich zuerſt als den Sohn der Götter ankündigte, ein ſo zauberiſcher Duft, daß man's begreift, wenn Viele den blonden Eckbert, den Runenberg, den Liebeszauber u. ſ. w. allen übrigen ſeiner Productionen vorziehen. Aber nicht weniger reizend ſind die meiſten ſeiner Novellen, ja einige ſeiner Dramen, nur daß man freilich vom blendend hellen Mittag und vom eindämmernden Abend nicht verlangen muß, was nur der thauige Morgen gewährt. Ein kaum geſchloſſenes, vielleicht noch offenes Grab, auf dem die erſte Blume erſt gepflanzt werden ſoll, regt nicht zu Unterſuchungen an über die Mängel des Entſchlafenen. Aber braucht man die Nation wirklich erſt wieder zu erinnern an den mit Shakeſpeariſcher Genialität gezeichneten Eulenböck in den Gemälden, an den jungen Tiſchlermeiſter, dieſen Vorläufer des ſo berühmt gewordenen franzöſiſchen Handwerkerromans der Sand, an die großartigen Schilderungen des myſtiſchen Seelenlebens in dem Aufruhr in den Cevennen, an die herrlichen Charaktere des Marlow und des Robert Green im Dichterleben, oder gar an die unheimliche, mit allem Grauen der Hölle umkleidete Mechtildis im Blaubart und an die Fülle der lebenswahrſten Geſtalten im Fortunat? Gewiß nicht, ein Dichter iſt nicht darum vergeſſen, weil er ſchon bei Lebzeiten unter die Heroen verſetzt wurde und die ihm gebührende Niſche im Nationalpantheon erhielt, anſtatt noch Tag für Tag durch Trommeln und Pfeifen eingeladen zu werden, mit auf dem Fechtboden oder dem Exercierplatz zu erſcheinen. Und wenn Ruge auch nicht recht zu wiſſen ſchien, daß ein kranker Menſch unter allen Umſtänden mehr iſt, als eine geſunde Puppe und deshalb einen Dichter wie Tieck durch reimende Pointen- und Tendenzjäger ſeiner eigenen Schule beſeitigen zu können glaubte: die Bildung hat immer nur dazu gelacht.

Und haben ſeine Gegner auch vergeſſen, was Tieck für das Verſtändniß Shakeſpeare's in Deutſchland geleiſtet und welch ein Verdienſt er ſich um den großen Heinrich von Kleiſt, durch liebevolles und beharrliches Hinweiſen erworben hat, ſo daß der Schöpfer des „Prinzen von Homburg“ und des „Michel Kohlhaas“ früher als es ohne Tieck vielleicht geſchehen wäre, der deutſchen Nation näher gerückt wurde, die Bildung hat es nicht vergeſſen und flicht deshalb ein Blättlein mehr noch in ſeinen Lorbeerkranz.

5. Ueber Byron.

Ich leſe jetzt wieder die Sachen von Byron. Seine erſtaunliche Productivität hat mir in der Erinnerung immer viel Reſpect eingeflößt, aber ich finde jetzt, daß ſie mit der Scott'ſchen einen und denſelben Grund hat. Sie beruht offenbar auf einer gewiſſen Einförmigkeit, um nicht zu ſagen Armuth, der Grundideen. Der Dichter that nicht, wie es die größten aller Zeiten gethan haben, mit jeder Production eine Lebens- und Bildungsſtufe ab, um dann eine höhere zu erklimmen und dieſe ebenfalls auszuſprechen, ſondern er blieb bis zum Don Juan ſo ziemlich auf der nämlichen ſtehen, und ſein Produciren beſteht in dem etwas unfruchtbaren Geſchäft, dieſer einen immer neuen Ausdruck zu geben. Er ſtellte im Childe Harold, deſſen beſchreibende Seite, wie alle Beſchreibung im höheren Sinn, gar nicht in Betracht kommt, einen Menſchen dar, der durch Sünde zum Trotz, durch Trotz zur Beharrlichkeit, aber nicht zum Frieden gelangt iſt, und ſich, ohne innerlich etwas abzumachen, nach außen hin zu behaupten ſucht. Dieſer Charakter kehrt beſtändig wieder und erſcheint nicht einmal vertieft oder geſteigert, wenn man den Cain und den Manfred ausnimmt, in welchen aus Gründen der Form, der Beide angehören, die tiefere Motivirung und die ſchärfere Entwicklung der Conſequenzen verſucht und zum Theil auch vollbracht wird. So Lara, der Corſar u. ſ. w. Mitunter erzählt Byron auch blos Geſchichten und thut in Verſen was der gewöhnliche Romanſchreiber in Proſa thut, indem er uns Seltſamkeiten und Abenteuerlichkeiten ohne Hintergrund vorführt. Dahin rechne ich Mazeppa, Pariſina 2c., die mir durchaus trivial erſcheinen. Im Drama kann man nicht einſeitig ſein, es iſt der charakteriſtiſche Vorzug dieſer höchſten Form der Kunſt, daß ſich das Individuum nicht in ihr, wie in den anderen, austoben kann, ohne ſie zu vernichten, d. h. zum dialogiſirten Monolog, den der Dichter auf Bauchrednermanier mit ſich ſelbſt hält, herabzuſetzen. Das Drama riß Byron daher aus ſeiner Selbſtgefälligkeit heraus, wenigſtens in ſo weit als er ſich gezwungen ſah, den großen Gegenſatz, dem er das Individuum bisher mit verſchränkten Armen gegenübergeſtellt hatte, in's Auge zu faſſen und zu ſkizziren. Hierbei benahm er ſich nun freilich ſonderbar genug. Im Cain ſtellte er dem trotzigen Individuum einen Gott gegenüber, der dieſem Individuum auf ein Haar gleicht und nur die Macht vor ihm voraus hat. Die Macht macht den Gott, die Ohnmacht den

Menſchen und auch den Teufel, und Beide kennen keinen andern Schmerz als den der Sclaven, es dem Herrn nicht heimgeben zu können, während ſie dem Herrn auch keinen anderen Genuß zuſchreiben als den: tyranniſiren zu dürfen, den einzigen, deſſen ſie ſelbſt fähig wären. Im Manfred that er allerdings einen Schritt vorwärts und veranſchaulichte mit der von ihm zu erwartenden Energie die innerſte Natur des Geiſtes, ſeine unbedingte Freiheit und den Uebergang, den er von der Sünde zu einem ſittlichen Zuſtand nehmen kann, der denjenigen, in dem er der Sünde verfiel, unendlich übertrifft; aber es geſchah nicht durch die rechten Mittel, es geſchah, ſtatt durch einen Lebensproceß, durch einen ſpeculativen, der ſich nur dürftig auf einen ſolchen zurückbezieht; das Werk iſt ein glänzenderes Zeugniß für ſeine Intelligenz als für ſein Darſtellungsvermögen. Im Marino Faliero und den beiden Foscari, ſo wie im Werner, tritt das Schickſal auf wie im Cain der Gott. Es vernichtet und zerſtört, aber es ſchmiedet ſein Schwert nachher nicht zur Pflugſchaar um, es ſchneidet, wie es im Drama geſchehen ſoll, die Hälſe ab, die zu anmaßend hervorragen, aber es iſt viel zu vornehm, um uns über das Warum und Wozu zu belehren und uns trotz unſeres Schauders unſere Zuſtimmung abzudringen. Keine Spur von jener großen Verſöhnung, die in der Nothwendigkeit liegt, wenn der Poet nur die rohe äußere in die innere aufzulöſen und in dem ſterblichen Menſchen den unſterblichen Geiſt zum Sprechen zu bringen weiß. Sardanapal macht einen minder verletzenden Eindruck, aus dem einfachen Grunde, weil er lyriſcher gehalten und der Conflict weniger ſcharf ausgeſprochen iſt. Dagegen mußte ein Individuum, wie das Byron'ſche, das ſich ſelbſt in unerheuchelter Naivität als ein einmal gegebenes hinnahm, im ſubjectiven Epos, dem einzigen noch möglichen, Außerordentliches leiſten, und das iſt im Don Juan geſchehen. Denn es iſt ein Anderes, ob ſich dieſes Individuum den höchſten Mächten, oder ob es ſich dem gemeinen Weltlauf entgegenſtemmt und ihm ſein Bild vorhält. Dieſem gegenüber hat es in ſeiner Kraft und Conſequenz eine unantaſtbare Berechtigung, und da es eben ſowohl mit ihm zuſammenhängt, als es ſich wieder hoch über ihn erhebt, ſo ſind in ihm alle Bedingungen einer vollendeten Darſtellung desſelben vorhanden. Der Don Juan iſt daher als das höchſte Reſultat des Byron'ſchen Geiſtes zu betrachten und er gehört ſicher zu denjenigen Werken der modernen Literatur, die noch Jahrhunderte lang im Preiſe ſteigen werden, während manche andere, die man jetzt vielleicht über ihn ſtellt, früher als man denkt im Strom der Zeit verſinken mögen.

6. Das Käthchen von Heilbronn.

O, wie mich das ſchmerzt! Käthchen, du mein liebes Käthchen von Heilbronn, dich muß ich verſtoßen, dir darf ich nicht mehr ſo gut bleiben, als ich dir wurde, da ich dir, faſt noch Knabe, zum erſten Mal in die ſüßen, blauen Augen ſchaute und mir dein rührendes Bild Alles aufopfernder, und darum vom Himmel nach langer, ſchmerzlicher Probe gekrönter Liebe, ich glaubte für ewig, in die Seele drückte! Wie ein Stern biſt du in einer trüben Zeit über meinem Haupt aufgegangen, und haſt jene Seligkeit, die mir das Leben noch verweigerte, und nach der mein Herz doch ſchon ungeduldig ſchmachtete, in meine Bruſt hinein gelächelt; deine Schmerzen habe ich getheilt, denn mir war, als ob ich eben ſo hinter dem Glück herzöge, wie du hinter deinem ſpröden Geliebten, und auf deiner Hochzeit war ich der fröhlichſte, wenn auch zugleich der ſtillſte Gaſt, denn ich glaubte feſt, wie du, wenn ich mich auch nicht ſo klar auf den prophetiſchen Traum beſinnen konnte, der meinen Wünſchen die Erfüllung verhieß, an endliche Erhörung. Sie ziehen alle wieder an mir vorbei, die linden Frühlings- und Sommertage, die oft ſelbſt in dem von der fernen Eider beſpülten kleinen Dithmarſchen, meinem Vaterlande, ſo ſchön waren, und die mir noch Nichts brachten, als erhöhte Sehnſucht und zuweilen auch erhöhtes Vertrauen; wie goldene Rahmen kommen ſie mir jetzt vor, die ſich nicht um ein Bild, ſondern um die leere Luft zuſammen ſchloſſen. Aber damals empfand ich das nicht ſo, ich ſchaute durch dieſe Rahmen hindurch in die abendröthlich dämmernde Welt hinein, wo die Zaubergeſtalten tanzen und ſchweben, die der Dichter ſchafft, weil die Natur ſie nicht unmittelbar ſchaffen kann, und von dieſen Geſtalten warſt du lange der Mittelpunkt. Jahre ſind inzwiſchen vergangen, ſie haben mir ernſte Geſchenke gebracht und mir andere Geſichter gezeigt, als ich erwartete, ſie waren grau und düſter, und die Vergangenheit, die auf ihre Rechnung zu leben, die ſich im Voraus mit ihrem Glanz zu ſchmücken glaubte, könnte ihnen noch borgen. Sie thut es auch oft, ich wende mich oft noch nach jener Zeit des unbegränzten Verlangens und unbeſtimmten Vermögens zurück, aber nicht immer duften die Blumen mir, die ich auf den Gräbern meiner jugendlichen Freuden pflücke, nicht ſelten zerfallen ſie vor meinem Finger, ja vor meinem Auge, in Staub, und dann iſt es mir, als ob ſie nie geweſen ſind, und ich verarme, wo man es für unmöglich halten ſollte, noch verarmen zu können. So, nein, nicht gerade ſo, aber doch anders, als ich gewünſcht hätte, ging es mir auch heute Morgen mit dir, mein Käthchen, als ich nach ſo langer Zeit zum erſten Mal wieder dein Kinn faßte und dein

Köpſchen mit den blonden Locken in die Höh' hob. Nicht du haſt dich verändert, du biſt und bleibſt eine rührende, von dem Liebreiz himmliſcher Unſchuld umfloſſene Geſtalt, eine echtgeborene Tochter der Poeſie, der die Mutter ihre eigenen Züge geborgt hat, aber die Welt, in der du dich bewegſt, und die dich hebt und trägt, will mir nicht mehr wie früher gefallen, ja nicht einmal ganz mehr, dieß wird dir am wehſten thun, dein Wetter von Strahl, der dich erſt zu heiraten wagt, nun du eine Kaiſertochter biſt. Ja, Kind, hiermit iſt Alles geſagt; gerade dieß behagt mir nicht in deiner Welt, daß es darin hergeht, als ob der liebe Gott, der doch bekanntlich ganz ohne Ahnen iſt, wenn nicht Jupiter und Moloch als ſolche gelten ſollen, ein Ritter wäre und ſeine Garde von Cherubinen und Seraphinen hauptſächlich dazu hielte, die Sündenfrüchte großer Herren zu überwachen, damit das erlauchte Blut, das in ihnen fließt, nicht zu Schanden werde, ſondern nach vorhergegangener ſtrenger Gradirung zu den angeſtammten Ehren gelange. Ich gönne es dir, Kind, daß du eine Kaiſertochter biſt, denn ich weiß es von dir ganz gewiß, daß du darüber ſo wenig deinen wackeren Pflegevater, als jenen höheren, der die Kaiſer macht wie die Bettler, vergeſſen wirſt; ich fechte es auch nicht an, weil ich antiariſtocratiſch geſinnt bin, denn ich gehöre nicht zu den politiſchen Poeten, die es von der Höhe der Geſinnung herunter den Malern bei Strafe des Hochverraths verbieten könnten, Adler oder Geier zu malen, weil dieſe Vögel nicht blos auf Kirchthürmen und Stadtthoren, ſondern auch auf Wappenſchildern auszuruhen pflegen: ich tadle es nur, weil dadurch dein ganzes Thun aufgehoben wird. Mir däucht, du kamſt in die Welt, um zu zeigen, daß die Liebe eben darum, weil ſie Alles hingiebt, Alles gewinnt, und wohl auch, um zu beweiſen, daß der alte Plato, als er über dem Geheimniß der Neigung brütete und ſich zu der Idee der Wiedererinnerung verſtieg, kein ganzer Narr war, wenn auch vielleicht ein halber. Aber, ſo viel du auch wagſt, ſo rührend du dich auch opferſt, du haſt ſo wenig das Eine als das Andere dargethan, denn du ſiegſt nicht durch dich ſelbſt, nicht durch die Magie der Schönheit, nicht durch die höhere des Edelmuths, nicht einmal durch das Cherubim-Geleite von oben; du ſiegſt durch eine Pergamentrolle, durch den kaiſerlichen Brief, der dich zur Prinzeſſin von Schwaben erhebt, und daß kaiſerliche Briefe dieſer Art und Prinzeſſinen-Titel unwiderſtehlich ſind, hat die ſonſt ſo ungläubige Welt nie bezweifelt und bedurfte nicht erſt des Beweiſes durch dich. Du zeigſt alſo eigentlich das Gegentheil von Allem was du zeigen ſollteſt, dein Beiſpiel lehrt, daß Schönheit und Edelmuth, ja Wechſelneigung und der erklärte Wille des Himmels ſelbſt Nichts bedeuten, wenn ſich nicht Rang und Stand hinzugeſellen, und darum wünſcht' ich, du wärſt die ſimple Waffenſchmiedstochter geblieben, du hätteſt wenigſtens als ſolche deinen Wetter von Strahl zu deinen Füßen geſehen, und deine Erhöhung wäre ihm erſt als ein Lohn für ſeine eigene Erniedrigung, um es ſo zu nennen, zu Theil geworden. Doch das iſt nicht deine Schuld, ſondern die Schuld deſſen, der dich erzeugte und ein Schickſal über dich verhängte, das dich mit dir ſelbſt in Widerſpruch ſetzte. Zu dieſem, dem Dichter, wende ich mich nun jetzt.

Es iſt lächerlich, obgleich gewöhnlich, eine in ſich abgerundete und auf ſich ſelbſt beruhende Schöpfung zu verurtheilen, weil ſie feindlich mit Ideen zuſammen ſtößt, die außerhalb ihres Kreiſes liegen. Aber dieſe unbeſchränkte Freiheit und Abhängigkeit nach außen muß eben mit der größten Gebundenheit nach innen, d. h. mit der vollkommenſten und unbedingteſten Harmonie der Elemente, woraus ſie beſteht, bezahlt werden, und wenn dieſe ſich ſtatt deſſen unter einander aufheben, wie es im Käthchen von Heilbronn unläugbar der Fall iſt, ſo kann es nichts Schlimmeres geben. Die Einwendung, daß der Dichter ja eben ein Bild aus der Ritterzeit habe aufſtellen wollen, kommt nicht in Betracht, denn man darf den Keim nicht in's Waſſer werfen, von dem man eine Blume will, und einen Lebensproceß nicht an Bedingungen knüpfen, die ihn unmöglich machen.

Das Reinmenſchliche des Käthchens hätte das Stockritterliche des Wetter von Strahl beſiegen, oder gar nicht damit in Verbindung gebracht werden müſſen; es iſt nicht blos widerwärtig, denn dieß würde nur relativ geltend zu machen ſein, nicht auf jedem Standpunkt als Fehler erſcheinen; es iſt abſolut widerſinnig, daß Jenes auf Dieſes, als ob es nur daraus hervorgehen könne, zurückgeführt, daß die Mutter zur Tochter herabgeſetzt wird. Und das geſchieht. Vielleicht ſollte ich dieſem verneinenden Urtheil über das einzelne Stück einen Panegyricus auf den Verfaſſer zu meiner Verwahrung hinzufügen. Aber es giebt Geiſter von ſolcher Bedeutung, daß nur die Unverſchämtheit oder die Dummheit ſie zu loben wagt, Namen, die jedes ganz gehorſamſte Adjectiv, das ſich ihnen mit Räucherfaß und Fliegenwedel zur Seite ſtellen wollte, verzehren würde, wie das Feuer den Kranz, wenn Jemand die Abgeſchmacktheit beginge, ihm einen aufzuſetzen. Zu dieſen rechne ich, — mit aller Achtung vor Goethe's bekannten und relativ allerdings begründeten Ausſtellungen ſei es ausgeſprochen, — Heinrich von Kleiſt. Ich werde nie zum Frühling ſagen: Verzeihen Sie, Sie haben dort ein welkes Blatt! Oder zum Herbſt: Nehmen Sie es ja nicht übel, aber dieſer Apfel iſt nur zur Hälfte roth!

* * *

Anmerkungen und Schlußwort.

Anmerkungen.

Die in dieſem Bande enthaltenen Literaturbriefe wurden von Hebbel anonym veröffentlicht, doch legte er, wie ich weiß, auf dieſe Arbeiten Gewicht, namentlich auf die letzten Nummern derſelben. — Daß ich die erſten kritiſchen Arbeiten Hebbel's nicht unter die Kritiken ſchlechtweg gereiht, ſondern ihnen eine eigene Rubrik angewieſen habe, wird man, wie ich hoffe, billigen. Denn als Erſtlingsproducte ſeiner kritiſchen Thätigkeit haben ſie einen eigenthümlichen Reiz. Sie ſind aber auch für ſich betrachtet von Belang, ja der Styl iſt auffallend friſcher und leichter geſchwungen, als ſonſt irgendwo in ſeinen proſaiſchen Schriften. Die Kritik über Heine's Buch der Lieder S. 261 veranlaßten Wilhelm Danzel in ſeiner 1843 erſchienenen Schrift: „Ueber Goethe's Spinozismus" dem Dichter öffentlich für die Belehrung zu danken, welche er durch die „aus tiefer Geiſteserfahrung geſchöpfte Erörterung über den ſittlichen Urſprung" der Kunſtform gewonnen. — Der in der Rubrik „Bunte Aufſätze" vorkommende Artikel „Das deutſche Theater" war anonym veröffentlicht worden. Auch die Briefe „Aus Wien und Oeſterreich" waren ohne Hebbel's Namen erſchienen. Der Artikel „Das Hofburgtheater" fand ſich im Nachlaſſe des Dichters bei ſeinen kritiſchen Aufſätzen als Manuſcript vor und war beſtimmt, eine Reihe von Artikeln über die Wiener Kunſtinſtitute zu eröffnen. — Den ſchönen Nachruf: „Beim Tode Ludwig Tieck's“ hatte mir Hebbel für einen Aufſatz geſchenkt, den ich nach dem Hinſcheiden Tieck's über dieſen Dichter ſchrieb. Ich habe die Gabe nie als mein Eigenthum betrachtet und ſie ſchon vor Jahren öffentlich dem Geber zurückgeſtellt.

Schlußwort.

Mit dem Abſchluß der ſämmtlichen Schriften Hebbel's iſt auch das Bild vollendet, das dieſen Dichter menſchlich und künſtleriſch umſchreiben ſoll. Den Zuſammenhang der einzelnen Werke untereinander und in ihrem Verhältniß zur Literatur, ſowie die geheimnißvolle Wechſelwirkung zwiſchen Urheber und Gedicht nachzuweiſen oder anzudeuten, muß der biographiſchen Arbeit vorbehalten bleiben.

Ueber die Methode, die mich bei der Anordnung des Materials leitete und über die Gründe, die mich beſtimmten, aufzunehmen und auszuſcheiden, habe ich bereits in den betreffenden Bänden am angemeſſenen Orte Rechenſchaft abgelegt. Es ſind daher nur noch einige Angaben und Bemerkungen nachzutragen.

Vielfach iſt die Frage laut geworden, warum die Dramen Hebbel's nicht nach ihrer Zeitfolge hier gedruckt worden ſind. Gewiß wäre gerade bei den Dramen die chronologiſche Reihe ſtatthaft geweſen, während ſie bei den Gedichten und bei den kritiſchen Aufſätzen nur dazu gedient hätte, den Eindruck des Verworrenen und Verwirrenden hervorzurufen. Allein, der chronologiſche Geſichtspunkt war dort nicht feſtzuhalten, ſobald man ſich, wie billig, ſcheute, einen Band ungebührlich ſtark zu machen, einen anderen wieder kärglich zu bedenken und ſo dem äußeren Anſehen der Ausgabe zu ſchaden. Es hätten ſich aber auch äſthetiſche Uebelſtände ergeben, wofür ich nur ein einziges Beiſpiel anführen will. Sollten die Dramen nach ihrer Zeitfolge mitgetheilt werden, ſo hätten ſich „der Rubin“, das „Trauerſpiel in Sicilien“ und die „Julia“ in Einem Bande zuſammenfinden müſſen, alſo eben jene Stücke, welche die gewagteſten Productionen Hebbel's darſtellen und ihm die meiſten Gegner zugezogen haben. — Diejenigen, welche beſonderes Intereſſe an dem Dichter nehmen, werden bei den Dramen einen Operntext vermiſſen, von dem es ſeiner Zeit hieß, daß ihn Hebbel für Rubinſtein gedichtet habe. Dieſer Operntext, „Der Steinwurf“ betitelt, iſt aber nicht das Eigenthum der Witwe des Dichters und konnte ſomit für die Geſammt-Ausgabe der Werke nicht berückſichtigt werden. Anders verhält es ſich mit den früheſten Jugendgedichten Hebbel's, mit denen nämlich, welche er ſchon von der erſten Sammlung ſeiner Gedichte ausgeſchloſſen hatte und deren Exiſtenz vielleicht manchem Verehrer Hebbel's im Norden Deutſchlands bekannt geworden iſt. Dieſe Jugendgedichte ſtammen aus Hebbel's Jünglingsalter und haben — ein Paar ausgenommen — nur biographiſchen Werth. Das Nämliche gilt von jenen Erzählungen Hebbel's, unbeholfenen Talentproben, die in den Jahren 1832 und 1833 entſtanden ſind, als Hebbel noch in Weſſelburen lebte — Von den vermiſchten Aufſätzen, welche die letzten drei Bände der Geſammt-Ausgabe bilden, habe ich mehrere kritiſche ausgeſchieden, die Hebbel ſelbſt im Hinblick auf Gehalt oder Faſſung ſpäter nicht gerne mehr vertreten wollte, z. B. einen Artikel über Schillers Wallenſtein, den ich, auf ein Drittheil von Hebbel ſelbſt verringert, vorfand, und einen Artikel über den Proteſtantismus in der Literatur, den Hebbel eigens für einen evangeliſchen Kalender und ohne ſeinen Namen hinzuzufügen, abgefaßt hatte. Andere der kritiſchen Stücke ließ ich fort, weil ſie nach meiner perſönlichen Anſicht beſſer wegblieben. Ferner habe ich eine ſtattliche Anzahl von Wiener Briefen, politiſchen und ſocialen Inhalts, zur Seite gelegt, weil der Mehrzahl kein ſpecifiſcher Werth innewohnt und weil überdieß durch die Aufnahme derſelben die Vermiſchten Schriften eine nicht mehr gefällige räumliche Ausdehnung erhalten hätten. — Der peinlich genaue Leſer wird in den geſammelten Werken hin und wieder eine orthographiſche Ungleichheit wahrnehmen. Dieſe war nicht zu vermeiden, wenn die Mühe des Redigirens und Reviſirens nicht um ein Beträchtliches erhöht werden ſollte. Gleichwohl muß ich es geduldig hinnehmen, wenn darob die philologiſche Gerechtigkeit mich ereilt.

Die berufene Kritik hat nun zu prüfen, in wiefern ich der mir geſtellten Aufgabe nachgekommen und wo ich hinter ihr zurückgeblieben bin. Das Eine darf ich auch als Herausgeber ausſprechen, der ich die mir gebotenen Grenzen bisher nicht überſchritten zu haben glaube: dem Flüchtigen, raſch Vergänglichen iſt in dieſen geſammelten Werken kein neues Opfer dargebracht worden. Die Theilnahme und die Befremdung, die Hebbel einflößt, werden ſich, wenn die Rechnung ausgeglichen wird, ſtets darin vereinigen, daß er zu den Geiſtern zählt, die im Dienſte der Natur ſelbſt dichten und denken, nicht gleichſam hinter ihrem Rücken, daß er das finſtere Spiel der Welt nicht mit der gewiſſenloſen Formenfreude angeſehen, die der Weiſe aus Danzig eine verruchte nennen würde, daß er aber auch ebenſo wenig die Kunſt zu einer Rüſtkammer irdiſchen Streites und metaphyſiſchen Kampfes erniedrigt und entwerthet hat. Im Drama, wie im Lyriſchen und Epiſchen brachte es der Dichter da und dort zu jenem vollen Licht, zu jener edlen Rundung, die uns am Nachtgeſtirn erfreut, wenn es ſich aus der eigenen Splitter und Ungeſtalt, aus Dunſt und Gewölk zum reinen, klaren Kreis empor und hervor gearbeitet hat. In den äſthetiſchen und kritiſchen Aufſätzen aber wiederholt ſich das unvergleichliche Schauſpiel, das uns zuerſt bei Schiller und ſpäter bei Uhland überraſchte, das Schauſpiel, das den Dichter als den Geleitsmann der Wiſſenſchaft uns zeigt, mit all' den Hülfen und Vortheilen, die ein ſolches Bündniß allein mit ſich bringt. Die Härten und Schroffheiten des Urtheils, denen man in dieſen Aufſätzen zuweilen begegnen mag, werden reichlich von dem Tiefſinn aufgewogen, der ſich über die verſchiedenſten Gebiete des Denkens verbreitet, und durch die Unparteilichkeit corrigirt, die jedem Individuum eigen iſt, das die Erkenntniß um ihrer ſelbſt willen ſucht. Den Mißgriffen und Gewaltſamkeiten Hebbel's jedoch wird das Wort Börne's zu ſtatten kommen: Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. —

Aufrichtig danke ich den Perſonen allen, welche auf meine, auch in den Einleitungsworten zum Bande I dieſer Werke ausgeſprochene Bitte, oder aus eigenem Antriebe mir für meinen biographiſchen Zweck durch Mittheilung von Briefen und Aufzeichnungen bis nun förderlich geweſen ſind.

Wien, November 1867.

Emil Kuh.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.